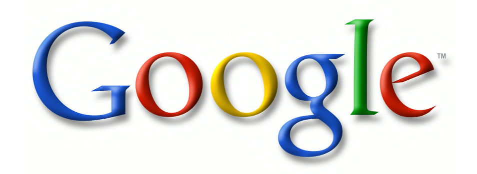
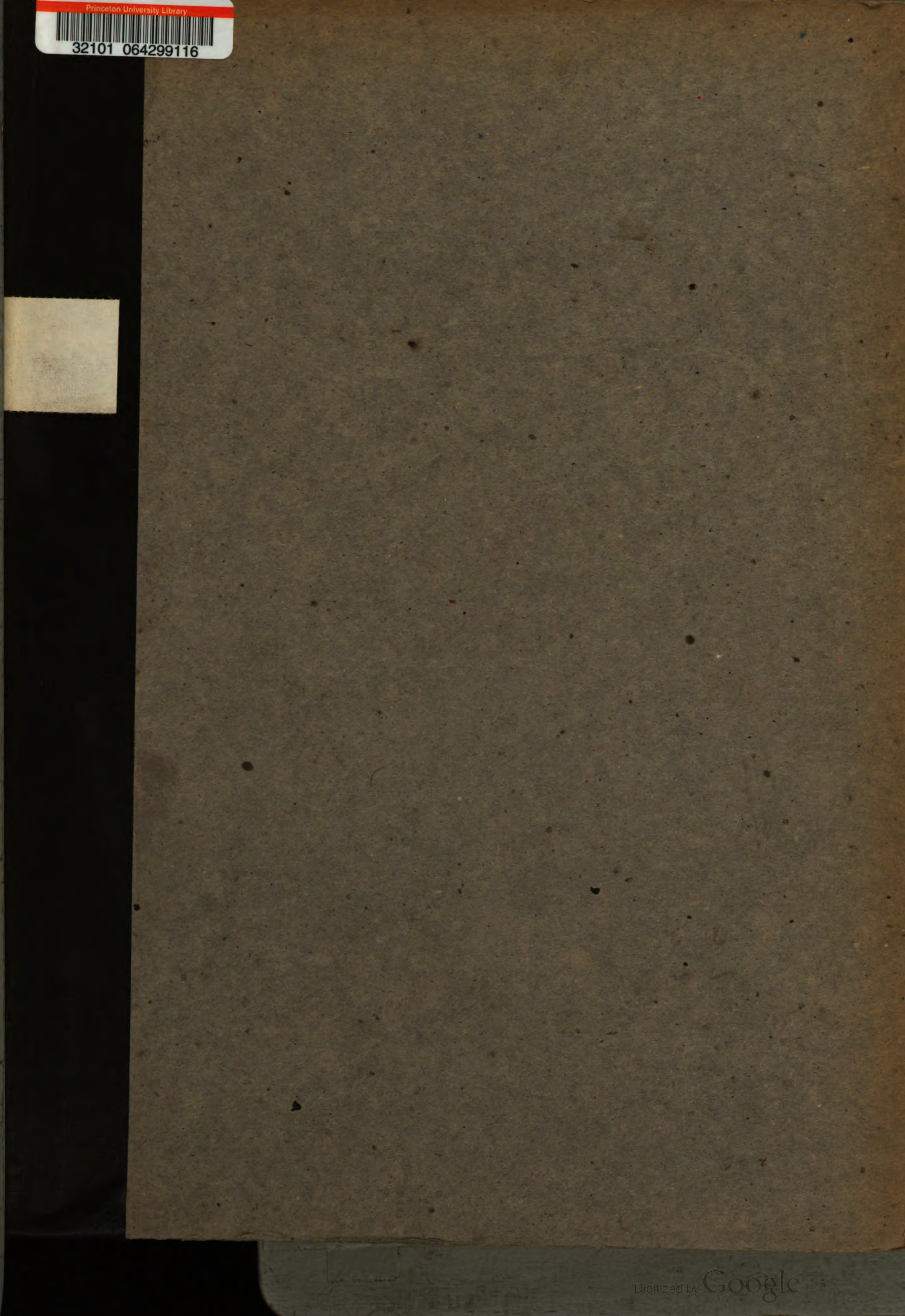






Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München



VI. Jahrgang

1909

Inhaltverzeichnis 1909.

I. Weltrundschau

in fortlaufender Reihenfolge. Von Fritz Nienkemper, Berlin.

II. Politisches, Volkswirtschaftliches und Soziales.

III. Religiöse und konfessionelle Fragen.

IV. Allgemeine Kulturfragen, Kunst und Wissenschaft, Literatur.

V. Feuilletonistisches, Skizzen, Reisebilder, Sprüche.

VI. Poesie.

VII. Bühnen- und Musikrundschau.

VIII. Finanz- und Handels-Rundschau.

Von M. Weber, München.

IX. Aus ungedruckten Witzblättern.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

6. Jahrgang
Nr. 1

2. Januar
1909



Inhaltangabe:

Quartalspreis
Mk. 2,40
Einzelnummer
20 Pfg





Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr 23 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer. Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. — Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 1. München, 2. Januar 1909. VI. Jahrgang.

Am Meilenstein 1909.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Von des Tales Gründen, die der kalte Nebel drückt, möchte man mit dem melancholischen Dichter an der Jahreswende singen. Das Jahr 1908 war ein Feind der Klarheit und des gründlichen Austrags. Es vermehrte die Zahl der schwierigen Probleme noch um neue von großer Tragweite, überließ aber die Lösung seinem Nachfolger. Nebel liegt beim Jahreswechsel auf dem südöstlichen Wetterwinkel; in Nebel ist auch die Kuppel des Berliner Kaiserschlosses gehüllt.

Die radikalste Lösung einer Streitfrage ist die Kraftabmessung im blutigen Konflikt. Zum Glück ist das Jahr der Ausweichungen und Verschleppungen sich darin treu geblieben, daß es den äußeren Frieden trotz aller Erschütterungen der Friedensstützen gewahrt hat. Und die Gefahr war nicht gering. Englische Quertreiberei und österreichischer Tatendrang hätten in ihrer Wechselwirkung uns beinahe einen Krieg beschert. Der Faden, an dem der Frieden hing, war nicht viel dicker als der von 1905 mit dem jungen Marokkozwist.

Wie ein Verhängnis schwebt über Europa eine stets sich erneuernde Kriegsgefahr. Die Wolken wechseln sich ab, doch die elektrische Spannung bleibt. Die von *Marokko* drohende Gefahr war mit Geduld und Glück so ziemlich beschworen: da kam die Umwälzung in der *Türkei* und in ihrem Gefolge die Annexion Bosniens nebst der Emanzipation Bulgariens, um Europa in neue Sorgen und Nöten zu stürzen.

Die Krisis im Südosten gab dem verflossenen Jahre die *hochpolitische* Signatur. Als Parallelerscheinung trat in Deutschland die heftige Krisis wegen des persönlichen Regiments ein, die das hervorstechendste *innerpolitische* Kennzeichen des Jahres ist. Mit kalten Umschlägen und Notverbänden hat man sich über die ersten akuten Krankheitserscheinungen bislang hinweggeholfen. Die wirkliche Heilung bleibt der Zukunft überlassen mit jener Hoffnungsseligkeit, die zu Silvester besonders üppig gedeiht.

Wenn das „christliche Europa" wahrhaft christlich und gesund wäre, so hätte es den moslemitischen Fremdkörper schon längst auszustoßen vermocht. Aber die Uneinigkeit und Eifersucht der Nationen und Bekenntnisse hat den Türken nicht bloß eine Schonzeit von vier Jahrhunderten verschafft, sondern sogar die Möglichkeit, heute noch — 30 Jahre nach St. Stefano — sich eine neue Staatseinrichtung nach westländischem Muster zu leisten und 350 offizielle Glückwunschtelegramme zum Eintritt in die Reihe der modernen Verfassungsstaaten in Empfang zu nehmen. Da der vorläufige Fortbestand des türkischen Staates auch von der deutschen Politik als kleineres Uebel gegenüber jedem zurzeit möglichen Besitzwechsel betrachtet und behandelt wurde, so hätte die Umarbeitung des alten Fez in eine phrygische Mütze uns an sich nicht zu genieren brauchen; ja, wir hätten den Vorgang sogar mit einer gewissen Schadenfreude betrachten können, da er einen überraschenden Strich machte durch die schönen Pläne der Aufteilung der Türkei, die der königliche Hecht im europäischen Karpfenteich ausgeheckt und bei der Revaler Begegnung mit dem Zaren und seinen Räten gerade vollstreckungsfähig gemacht hatte. Von Mazedonien aus sollte der Abbau der Zeche Türkei in Angriff genommen werden. Da kam wie ein schlagendes Wetter der jungtürkische Staatsstreich dazwischen. Aber nun zeigte sich die Gelenkigkeit der Staatskunst des Königs Eduard in ihrer ganzen Größe. Im Handumdrehen war das gestern noch aufteilungslustige England zum anerkannten Advokaten und Leiter der Türkei geworden. Auf die jungtürkische Ueberregierung wußte sich England einen solchen Einfluß zu verschaffen, daß es sogar die dringend gebotenen Ausgleichsverhandlungen mit Oesterreich zu unterbrechen und zeitweilig zum Stillstand zu bringen vermochte. Daß dabei das *deutsche* Ansehen in der Türkei gründlich untergraben wurde, versteht sich von selbst. Unsere diplomatische Bureaukratie, die nicht einmal rechtzeitig Geschriebenes zu lesen versteht, nimmt sich beim Wettlauf mit König Eduard ungefähr so aus, als wenn eine brave Kuh auf die Hasenjagd gehen wollte.

Der *österreichische* Johannistrieb mußte die Lage sehr komplizieren. In den alten Kaiserstaat, der bislang mit seinen inneren Schwächen und Schmerzen vollauf zu tun zu haben schien, war auf einmal ein hochpolitischer Tatendrang gefahren. Frhr. von Aehrenthal verließ die Bahnen Goluchowskis, dem quieta non movere als Richtschnur gedient hatte. Hinter der Berufung und der Tätigkeit Aehrenthals vermutet man aus guten Gründen den Einfluß des Thronfolgers *Franz Ferdinand*. Mit der Reklamation des seit 30 Jahren verbrieften Rechtes auf die Sandschakbahn fing die aktive Politik Oesterreichs an. Ueber diese Kleinigkeit entstand schon ein allgemeines Schütteln des Kopfes. Rußland benutzte das bißchen Sandschakbahn, um sich von dem Mürzsteger Abkommen und überhaupt von der engeren Gemeinschaft mit Oesterreich in der Balkanbevormundung loszusagen. Letztere sollte „internationalisiert" werden, d. h. Rußland wollte seinem neuen Bundesbruder England die Vorhand in den Balkansachen verschaffen. Italien, das für albanische Luftschlösser eine gewisse Leidenschaft hat, war durch das Sandschakbahnprojekt ebenfalls verstimmt, ließ sich aber beruhigen durch die Kompensation der Donau—Adria-Bahn. Auf das kleine Vorspiel vom Frühjahr folgte nun im Herbst, als die türkische Revolution die Dinge in neuen Fluß gebracht hatte, der Hauptcoup Oesterreichs: die Okkupation von Bosnien und der Herzegowina wurde durch eine Proklamation des kaiserlichen Jubilars in eine Annexion verwandelt. Im Grunde nur eine Veränderung des Titels, nicht des Besitzstandes selbst. Aber es entstand eine Aufregung, als ob Oesterreich etwas Wildfremdes aus der Tasche des Nachbarn herausgeholt hätte. England, das eigenmächtig Aegypten dem Sultan vorenthält und soeben Marokko zu verschenken suchte, warf sich als Herold des Völkerrechtes auf und verlangte das Urteil einer Konferenz. Rußland putschte die Serben und Montenegriner gegen Oesterreich auf, und sein Minister reiste unermüdlich im Westen auf und ab, um ein Konferenzprogramm zu entwerfen, das für Oesterreich und also auch für Deutschland ganz unannehmbar war. Italien war wieder unliebsam berührt, obschon doch Oesterreich durch die sofortige Räumung des Sandschak Novibasar ganz deutlich (vielleicht zu schnell und zu deutlich) bekundet hatte, daß es nach Osten hin keinen weiteren Anspruch mache. Zum Unglück (vielleicht auch mit Nachhilfe von Feinden des Dreibundes) kam noch eine Demonstration der italienischen Studenten in Oesterreich zugunsten einer italienischen Universität, die in landesüblicher Weise mit Prügelei endete, zur Verschärfung der italienischen Empfindlichkeit hinzu.

Eine Belastungsprobe für den Dreibund, d. h. für den alten, von Bismarck-Adrassy-Crispi gegründeten und im Jahre 1907 auf sieben weitere Jahre verlängerten Dreibund, dem König

Eduard neuerdings das Trifolium England-Rußland-Frankreich entgegenzusetzen sich bemüht. Als im Mai des verflossenen Jahres Kaiser Wilhelm mit zahlreichen deutschen Bundesfürsten in Wien erschien, um den Kaiser Franz Josef zu seinem diamantenen Kronjubiläum zu beglückwünschen, schloß der König von Italien sich telegraphisch den deutschen Gratulanten an, und man konnte dieses Fest als eine Dreibundsfeier bezeichnen. Allerdings zeigte sich auch da wieder, daß die Innigkeit des Verhältnisses zwischen den beiden Kaiserreichen doch viel größer ist als die des verstandesmäßigen Anschlusses Italiens. Das ist übrigens nicht eine neue Sorge aus dem Jahre 1908, sondern eine alte, bekannte Schwäche des Dreibundes. Man muß schon damit zufrieden sein, daß Kammer und Senat in Italien in den Dezemberverhandlungen trotz aller schäumenden Reden die korrekte Politik der Minister Giolitti und Tittoni, Festhalten an den Dreibundverträgen, gebilligt haben. Oesterreich wird zur Beschwichtigung der Italiener baldigst das Versprechen einer italienischen Universität einlösen müssen; das schadet aber nicht, da Oesterreich seinen italienisch sprechenden Mitbürgern so wie so eine solche Anstalt bieten muß. Immerhin ist es besser, daß Italien formell im Dreibunde bleibt, als daß es voll und rückhaltlos in die englische Gegenkoalition hineinfällt. Ein unbedingter Verlaß ist freilich nur auf die österreichisch-deutsche Solidarität, und so dürfen wir als einen bedeutenden Aktivposten in der sonst so mageren Jahresbilanz hervorheben, daß die unbedingte Intimität und Solidarität der beiden Kaisermächte in feierlichen Worten und noch gewichtigeren Tatsachen so klar und überzeugend wie nie zuvor bekräftigt worden ist. Oesterreich hat durch sein kühnes Vorgehen dem deutschen Bundesbruder eine schwere Last auf die Schulter gelegt; aber Deutschland hat keinen Augenblick gezaudert oder geschwankt. Daß der Friede ohne Demütigung Oesterreichs erhalten geblieben, ist wesentlich der deutschen Treue zuzuschreiben. Oesterreich hat freilich, um die gestörten Verhandlungen mit Konstantinopel und Petersburg wieder in Gang zu bringen, einige Nachgiebigkeit in Formalien und in der Verzögerung der Boykottabwehr bringen müssen; aber das war eine kleine Buße für gewisse Uebereilungen, wodurch der Ehre und den Interessen Oesterreichs kein Schaden geschieht. Arm in Arm miteinander können Oesterreich und Deutschland in ruhiger Zuversicht abwarten, was bei den diplomatischen Verhandlungen herauskommt. Gegenüber dieser konzentrierten mitteleuropäischen Macht wird so leicht keiner wagen, an das Schwert zu appellieren.

Fürst Bülow hat am 7. Dezember die Jahresbilanz im Punkte des Weltfriedens dahin zusammengefaßt: „Die ihn vielleicht stören möchten, sind zu schwach, und die ihn stören könnten, haben keinen Grund, ihn zu stören.“ Zweifellos ist das ein optimistisches Epigramm, zum Beruhigungspulver bestimmt. Hoffen wir, daß recht viele von den Böswilligen in die erste Kategorie, zu den Schwachen, gehören. Tatsächlich ist ja der Friedensbruch ein sehr gewagtes Unternehmen, auch für eine sogenannte Weltmacht; das Risiko wiegt schwerer als der mögliche Vorteil. Daher ist auch England bisher vor der letzten Konsequenz seiner Deutschfeindlichkeit zurückgeschreckt, obschon dort ersichtlich sehr starke Einflüsse auf einen Präventivkrieg zur Vernichtung des lästigen Rivalen Deutschland hinwirken. Alle Bestrebungen, den deutschfeindlichen Instinkt in England auszulöschen, sind erfolglos geblieben, auch die mit einer gewissen Versöhnungsleidenschaft betriebenen Bemühungen des Deutschen Kaisers selbst. Das tragische Geschick wollte, daß eine von den kaiserlichen Ausgleichsaktionen zu der schwersten inneren Krisis führte, die Deutschland seit Bestehen des Reiches erlebt hat. Neuerdings schiebt der britische Antagonismus die Frage der Flottenrüstung in den Vordergrund. Eine Vereinbarung über den Flottenbau soll nicht bloß von dem Minister Lloyd George in Berlin, sondern auch vom König Eduard selbst bei der Begegnung mit dem Kaiser Wilhelm in Kronberg angeregt worden sein. Die deutsche Regierung erkennt das Ziel der Lastenverminderung an, hält aber das Mittel der internationalen Vereinbarung des Maßes der Seewehr für technisch höchst schwierig und politisch gefährlich. Jedenfalls ist nicht darauf zu rechnen, daß nach Erledigung der Flottenfrage England in unsere Arme sinken würde. Der unbequeme Wettbewerb der schnell aufgeblühten deutschen Industrie- und Handelstätigkeit bildet den bleibenden Stachel. Geschichtskenner sagen sogar, England müsse in der jeweiligen stärksten Kontinentalmacht seinen Gegner sehen; früher in Frankreich, jetzt in Deutschland.

Neben der Solidarität Deutschlands mit Oesterreich gibt es nur noch einen erfreulichen Punkt in dem hochpolitischen Jahresbilde: die Annäherung Frankreichs an die Friedenspolitik und damit an Deutschland. Der Marokkohandel schien bei dem fortgesetzten Vordringen der französischen Truppen und gewissen Reibungen mit den dortigen privaten und amtlichen Deutschen sehr kritisch sich zuzuspitzen. Aber es kam anders und besser. Dem tatkräftigen Mulay Hafid gelang es, den französischen Söldling Abdul Asis vollständig abzutun, und die französische Regierung war klug genug, aus der veränderten Sachlage die gebotene Konsequenz zu ziehen: die Vertagung des Eroberungsversuches. So sind wir noch im Jahre 1908 zu der förmlichen Anerkennung des neuen Sultans gelangt, und der heikle Casablanca-Zwischenfall ist nach einem kleinen Irrweg der deutschen Diplomatie durch Verweisung an ein Schiedsgericht beiseite geschafft worden. — Wenn nur die Balkanschwierigkeiten erst ebenso weit ihrer Lösung entgegengeführt wären!

Die Krisis in unserer inneren Politik steht, wie schon angedeutet, in engem Zusammenhange mit der auswärtigen Politik. Die selbstherrliche Geschäftigkeit des Deutschen Kaisers warf sich auf das schöne Ziel der Versöhnung des englischen Volkes mit einem allzu heißen Eifer und unter Fehlgriffen in den Mitteln. Gutgemeinte Unterhaltungen mit hervorragenden Engländern wurden drüben in schlecht abgewogener Form zu Papier gebracht, und das Unglück wollte, daß in unserem Auswärtigen Amt kein vernünftiger Mensch das zur Prüfung eingereichte Manuskript zu lesen beliebte. Die Veröffentlichung schlug wie eine Bombe ein. Während man bisher die Ausflüsse des impulsiven persönlichen Regiments mit ehrerbietiger Zurückhaltung ertragen hatte, erkannte man nun plötzlich die schweren Gefahren dieser Regierungsmethode. Man sah, daß die stete Mitwirkung der verantwortlichen Regierung nicht nur zur konstitutionellen Ordnung, sondern auch zur politischen Notwendigkeit gehört, da sich die Information des Kaisers als unzulänglich erwies, sowohl in bezug auf die Tatsachen als auch in bezug auf die psychologischen Verhältnisse. Es kam zu einer Auseinandersetzung zwischen dem Volk und dem Kaiser, die viel Aergernis mit sich führte, gemildert freilich durch die Wahrung des monarchischen und patriotischen Gefühls. Fürst Bülow mußte seine ganze Virtuosität aufbieten, um der öffentlichen Meinung eine beschwichtigende Genugtuung zu geben, ohne seine eigene Stellung und die damit verknüpfte Blockpolitik zu gefährden. So kam es zu einer halben Lösung. Der Kaiser billigte die Rede, in welcher Fürst Bülow die Ueberzeugung ausgesprochen hatte, der Monarch werde künftig auch in den Privatgesprächen die notwendige Zurückhaltung bewahren. — Da die Verhandlungen nicht von rein sachlichen Erwägungen, sondern von der jetzt überall spielenden Blocktaktik beherrscht waren, durfte man sich nicht über das tragikomische Nachspiel wundern: ein furchtbares Geschrei wegen eines Kamarillagespenstes und eine kleine Versöhnungsszene zwischen der altkonservativen „Kreuzzeitung“ und dem Fürsten Bülow. Die Krisis ist noch nicht beendet, sondern das neue Jahr muß den Austrag des Gefühls- und Willenskonfliktes auf seine breiten Schultern nehmen.

Das neue Jahr steht auch unter der ganzen, ungeminderten Last der sog. Reichsfinanzreform. Die bisherigen Verhandlungen haben nur die Schwierigkeiten gesteigert, aber noch keinen gangbaren Weg zu dem 500 Millionen-Ziele des neuen Schatzsekretärs von Sydow erkennen lassen.

Der Block hat sich durch das Jahr 1908 durchgewunden. Wir beklagen manche seiner Taten, vor allem die Förderung des Hakatismus; aber wir wollen ihn nicht totbeten, ehe er nicht wenigstens das heiße Eisen der Steuervorlagen angefaßt hat. Das Zentrum kann auch unter der Blockära sich um das allgemeine Wohl verdient machen; so ist das Gute, was in dem neuen Börsen- und Vereinsgesetz steckt, wesentlich auf den Einfluß des Zentrums zurückzuführen.

Einen recht hellen Punkt gibt es auch auf dem innerpolitischen Jahresbilde: der gute Ausfall der preußischen Landtagswahlen, die nicht bloß dem Zentrum, sondern überhaupt den christlichen Parteien Zuwachs brachten, was für die Erhaltung der christlichen Schule von größter Bedeutung ist.

Im Nebel muß der Kapitän auch das größte und stärkste Schiff langsam fahren lassen. Die Zentrumsfraktionen müssen jetzt auch bedächtig und geduldig, gleichsam mit halber Kraft vorgehen. Um so sicherer und flotter wird es vorwärts gehen, wenn sich das Wetter geklärt hat und auf die Blockklippen die freie See gefolgt ist.

Die Reichsfinanzreform in der Kommission.

Von Regierungsrat Speck, Mitglied des Reichstages.

I.

Die bisherigen Verhandlungen der Steuerkommission des Reichstags haben bereits die erste Enttäuschung gebracht, nicht nur für den Reichsschatzsekretär, sondern ganz besonders auch für die einzelstaatlichen Finanzminister. Vor allen Dingen mußte die Kommission naturgemäß an die Prüfung und Feststellung des voraussichtlichen Bedarfs gehen; denn die in dieser Beziehung zu fassenden Beschlüsse müssen die notwendige Grundlage bilden für die Erörterung der weiteren Frage, auf welche Weise der gegenüber den vorhandenen Mitteln sich ergebende Mehrbedarf zu decken ist. Die Höhe dieses Mehrbedarfs bedingt die Größe der neu zu erschließenden Einnahmequellen. Die dem Entwurf eines Gesetzes betr. Aenderungen im Finanzwesen beigegebene *Bedarfsberechnung* wurde bereits im Plenum des Reichstags mehrfach angefochten, und steht auch tatsächlich auf bedenklich schwankenden Füßen. Nicht nur das Endergebnis dieser Bedarfsberechnung, das mit einem auch durch die neuen Steuern nicht gedeckten Fehlbetrag von rund 194 Millionen für die nächsten fünf Jahre abschließt, auch die Einzelheiten der Berechnung begegnen mit Recht mannigfachen Bedenken.

In erster Linie wurde in der Kommission die Frage erörtert, wie es mit den aus den Rechnungsjahren 1906, 1907 und 1908 stammenden ungedeckten *gestundeten Matrikularbeiträgen* zu halten sei, die sich zusammen auf rund 145 Millionen belaufen. Die Vorlage erachtete es als „unabweislich", die Begleichung dieser Summe endgültig auf das Reich zu übernehmen. Auch bei der Kommissionsberatung wurde dieser Vorschlag sowohl vom Reichsschatzamt als ganz besonders von den Vertretern der Einzelstaaten mit allem Nachdruck unterstützt, jedoch ohne Erfolg. Denn die Kommission kam nach eingehender Beratung zu dem *einstimmigen* Beschluß, daß die Beschwerung der Reichsfinanzreform mit dieser eine Schuld der Einzelstaaten an das Reich darstellenden Summe sich nicht empfehle, daß dieser Betrag vielmehr zu Lasten der Einzelstaaten verbleiben müsse. Ob und in welcher Form aber den Einzelstaaten bezüglich der Abtragung dieser Schuld eventuell noch weiter als bisher entgegengekommen werden solle, wurde späterem Beschlusse vorbehalten. Die größte Aussicht auf Erfolg dürfte wohl der freisinnige Vorschlag haben, nach welchem das Reich diese vorläufig durch Ausgabe von Schatzanweisungen gedeckte Schuld auf eine besondere Anleihe nehmen solle, welche von den Einzelstaaten zu verzinsen und innerhalb einer bestimmten Frist zu amortisieren wäre. Dieser Vorschlag leidet allerdings an dem großen Mangel, daß er einerseits die definitive Deckung dieser auf fortdauernden Ausgaben des ordentlichen Etats erwachsenen Schuld sehr weit hinausschiebt, anderseits aber auch zu einer übermäßigen Belastung des Anleihebedarfs gerade in dem Zeitpunkt führen muß, in welchem man den Kurs unserer Reichs- und Staatsanleihen durch Einschränkung des Anleihebedarfs und verstärkte Schuldentilgung zu heben sich anschickt. Doch wie diese weitere Frage auch gelöst werden wird, das Endergebnis des bereits gefaßten Beschlusses ist, daß die Einzelstaaten mit den gestundeten Matrikularbeiträgen definitiv belastet bleiben.

Zu diesem ersten Mißerfolg gesellte sich aber noch ein zweiter. Auch in der Frage der sogenannten *„Veredlung" der Matrikularbeiträge* hat die Kommission, und zwar mit übergroßer Mehrheit, einen mit der Haltung des Reichsschatzamts direkt im Widerspruch stehenden Beschluß gefaßt. Die Nichtberücksichtigung der finanziellen Leistungsfähigkeit der Bevölkerung in den verschiedenen deutschen Bundesstaaten bei Verteilung der Matrikularbeiträge wurde schon vom Fürsten Bismarck als eine ungerechte Härte namentlich gegen die mittleren und kleineren Staaten gekennzeichnet, und mit dem ziffermäßigen Anwachsen der ungedeckten Matrikularbeiträge machte sich diese Ungerechtigkeit immer mehr fühlbar. Wiederholt war auch schon bei früheren Gelegenheiten von Vertretern der verschiedensten Parteien der Wunsch im Reichstag ausgesprochen worden, man möge im Bundesrat einen anderen Verteilungsmodus für diese Beiträge suchen, welcher der finanziellen Leistungsfähigkeit der einzelnen Staaten Rechnung trägt. Im Bundesrat und im Reichsschatzamt schien man auch bisher geneigt, diesen Weg zu betreten. Um so auffallender mußte es sein, daß in der Begründung zur jetzigen Vorlage dieser Gedanke ausdrücklich abgelehnt ist mit der Motivierung, es fehle „an einem zuverlässigen Maßstab, auf Grund dessen eine allseits als richtig anzuerkennende Verteilung möglich wäre". Von freisinniger Seite wurde aber dieser Gedanke trotzdem in der Kommission aufgegriffen, und die Debatten hierüber endigten mit einer gegen den Widerspruch des Reichsschatzamtes und gegen die Stimmen der Konservativen beschlossenen Resolution, durch welche das Reichsschatzamt ersucht wurde, das gesamte, für die Prüfung dieser Frage erhebliche Material vorzulegen. Von dem Ergebnis der Prüfung dieses Materials wird es ja dann abhängen, ob nicht aus der Initiative des Reichstages heraus die anderweitige Verteilung der Matrikularbeiträge in die Wege geleitet wird. Bei dem jetzigen Zustande geraten ja zweifellos die kleineren Staaten immer mehr in die Gefahr einer finanziellen und damit auch einer politischen Abhängigkeit vom führenden Staate Preußen. Mit dem Hinweis auf diese Gefahr aber die ganze Einrichtung der Matrikularbeiträge bekämpfen zu wollen, geht nicht an, solange nicht wenigstens ein Versuch gemacht ist, eine gerechtere Verteilung dieser Last herbeizuführen.

Dies das bisherige Ergebnis der Kommissionsberatungen. Dasselbe sollte wohl dem Reichsschatzamt und auch den verbündeten Regierungen die Ueberzeugung beigebracht haben, daß diese Beratungen nicht so einfach und glatt verlaufen werden, wie man vielleicht an dieser oder jener Stelle gewünscht und gehofft hatte. Trotzdem scheint man sich aber, wenn die Nachrichten der offiziösen Blätter in dieser Beziehung überhaupt einen Schluß zulassen, im Reichsschatzamt immer noch jenem heiteren Optimismus hinzugegeben, der nun einmal unserer gesamten inneren und äußeren Politik das Gepräge verleiht, bis jetzt aber auf beiden Gebieten nur zu Mißerfolgen und Enttäuschungen geführt hat. Es war zu lesen, daß man im Reichsschatzamt nicht daran denke, sich nach Ersatzsteuern für die nach der ersten Beratung im Plenum bereits als abgelehnt anzusehenden Steuervorschläge umzusehen. Ein solches Verhalten wäre nur dann verständlich, wenn die Ersatzsteuervorschläge bereits vollständig ausgearbeitet vorlägen und im Bedarfsfalle nur dem betreffenden Schubfache entnommen werden könnten, was ja durchaus nicht ausgeschlossen ist. Sind solche Vorbereitungen aber nicht getroffen, dann ließe sich der zur Schau getragene Optimismus nur dadurch erklären, daß man an den maßgebenden Stellen bestimmt damit rechnet, der „Block" werde auch hier im entscheidenden Moment seine Schuldigkeit tun und den Wünschen seines Herrn und Meisters entgegenkommen. Nötigenfalls kann ja wieder etwas nachgeholfen werden. Bleibt die Wirkung dem politischen Zuckerbrot versagt, das Herr *Sydow* in der „Deutschen Rundschau" den bewilligungslustigen Parteien in Aussicht gestellt hat, dann wird ja wohl das „schwarze Gespenst" wieder seinen einschüchternden Einfluß üben müssen. Liberale süddeutsche Blätter versuchen ja bereits wieder ihren Lesern durch den Hinweis auf das drohende Zentrumsjoch das Gruseln beizubringen.

Vorerst ist allerdings von einer entente cordiale zwischen Regierung und Block bei der Finanzreform nicht zu sprechen; im Gegenteil, die Stimmung zwischen dem Reichsschatzsekretär und verschiedenen Wortführern des Blockes war sowohl im Plenum als auch bei den bisherigen Beratungen in der Kommission eine sehr wenig rosige, ja stellenweise eine geradezu gereizte. Und in solchen Momenten konnte man wirklich vielleicht den Eindruck gewinnen, die Finanzreform sei bereits „auf dem toten Strang" angelangt, wie liberale Blätter kürzlich meinten. So bedenklich liegen nun die Dinge noch nicht, aber immerhin erscheint die Erzielung eines positiven Ergebnisses in der Kommission sehr erschwert, wenn nicht gar gefährdet durch das wenig entgegenkommende Verhalten der Vertreter des Reichsschatzamts gegenüber den von einzelnen Kommissionsmitgliedern geäußerten Anschauungen und Wünschen. Zugeknöpftes bureaukratisches Wesen und starres, unentwegtes Festhalten an einem für richtig gehaltenen Vorschlage ist auf keinem politischen Gebiete weniger am Platze als bei der Reichsfinanzreform!

Unter Silvesterakkorden.

Enteilte Stunden, zerronnene Träume,
Sie wanken vorüber: das Jahr schließt ab!
Zertrümmertes Hoffen, versunkenes Bauwerk,
Sie decken wie Leichen ein frisches Grab.
Es kündet der Türmer dem Toten die Ruhe —
Horch, wie das klinget, wie Geistergesang;
Und schwer mit der Schläge gedämpftem Brausen
Durchzittert das Herz mir ein Fragen so bang.
Das Rätsel vom Leben: ein täuschendes Hasten
Ob allen Vergehens eindringlichen Ruf —
Und fragst du dem Ruhm nach: ein trügender Götze,
Den Hochmut und blinde Eitelsucht schuf.
Was war die Ehre? Verwelkte Blumen,
Gewunden zum Kranz um den Leichenstein;
Und was der Jubel, die Lust, all das Prangen?
Ein Selbstentflieh'n vor dem eigenen Sein.
Dein Glück? Vom kühlenden Tau nur ein Tropfen
Auf Sehnsuchtswunden vom Kampfe so rot . .
Was war die Zeit mit dem lockenden Lächeln?
Ein ewiger Schatten, der Schatten vom Tod — —
Dort droben funkeln die strahlenden Lichter,
Die Tänzer huschen in Freuden vorbei . .
Silvester-Vergessen, Vergessen am Leben,
Vom Tode kaum hörbar verwarnend ein Schrei,
Im Saale dort oben die Walzerakkorde
Verjagen die Stunden mit schillerndem Klang —
Schon eilt sie vorbei, die gewaltige Priest'rin,
Die stumm in den Händen Geschicke schwang — —
Vom Hoffen und Sehnen so reichlich beladen
Sie flüchten hinüber ins neue Jahr;
Die weinfeuchten Lippen vom Glücke nur reden —
Vom Glück? Dort sucht es die Totenschar — —
Verlorene Stunden, verschuldete Tage,
Sie wanken vorüber — die Zeit eilt fort —
Es glühet das Hoffen auf rauchenden Trümmern
Ob frischer Gruft schwebt verkündend ein Wort . .
Schon steigt der Morgen die Höhen herunter,
Es klinget des Lebens verheißender Sang . .
Hab' Mut! Bald kündet den Abendfrieden
Der letzten Glocke verschwingender Klang . . .

Hans Gesold.



Der „Fremdkörper" in der modernen Hochschule.

Randglossen zum jüngsten Münchener Professoren-Prozeß.

Von Kunz Hartung.

Der Kampf um Rom zeitigt eigentümliche Blüten, die nicht immer den Vorzug haben, zu duften. München genießt den zweifelhaften Vorzug, einer der Hauptkriegsschauplätze zu sein, auf dem dieser Kampf ausgefochten wird. Ein Kampfobjekt, des Schweißes der Edlen wert, erscheint den Vorkämpfern der „freien Forschung" die Abtrennung der theologischen Fakultät von den Hochschulen überhaupt und des Herzoglich Georgianischen Priesterhauses in München von der Ludwig-Maximilians-Universität insbesondere. Aeußerungen wie „ein Fremdkörper in dem Körper unserer Universität" waren schon in dem vorbereitenden Vorpostengeplänkel durch die Presse zu hören. Daß die „Münchner Neuesten Nachrichten" in diesem Kampfe das „Banner der freien Wissenschaft" vorantragen, wird niemand Wunder nehmen, der einige Kenntnis von den Preßverhältnissen in München hat. Sie gaben sich mit unverkennbarer Freude und Bereitwilligkeit dazu her, als Sprachrohr aus irgend einem Grunde mißvergnügter Professoren zu dienen und mit schlecht verhehlter Schadenfreude das Feuerchen zu schüren. Ob diese Protektion seinen Schützlingen und dem Ansehen unserer Universitäten förderlich war, beschwerte das Blatt nicht sonderlich — ihm war es ja nur um die Sache, nicht um die Person zu tun! Dieses leidige Professorengeplänkel, als welches es Fernstehenden erscheinen muß, diente aber dem wichtigen Zwecke, den Boden vorzubereiten für den Hauptschlag: den Nachweis der Unhaltbarkeit der Zugehörigkeit der theologischen Fakultät zu dem Gesamtkörper der Universität, zu bringen. An unserer modernen Universität, der gepriesenen Stätte freier Lebensluft und freier Lehrtätigkeit, ist kein Raum mehr für Lehrer und Schüler einer Fakultät, die ihre Weisungen von jenseits der Berge empfangen. So ungefähr lautet ja wohl der Passus in dem liberalen Exerzierreglement. Getreu diesem Ziele wurde der Kampf fortgeführt. Ein Vorgang, der bereits längere Zeit zurückliegt, wurde mit Eifer aufgegriffen, und es gelang auch dem heißen Bemühen, ein neues Feuer anzufachen.

Das Herzoglich Georgianische Priesterhaus, im Jahre 1494 von Herzog Georg dem Reichen von Landshut als theologisches Konvikt (ursprünglich in Ingolstadt) ins Leben gerufen, das zwischenzeitlich auch für Studierende anderer Fakultäten offen stand, 1785 indes wieder zu einem spezifischen Alumnat für Theologiestudierende bestimmt wurde, steht seit 1864 unter der Leitung des Universitätsprofessors Prälat Dr. Andreas Schmid. Derselbe hat aus freien Stücken, aus Gefälligkeit gegenüber den Bischöfen, wie er selbst sagt, gleichzeitig das Ephorat für Theologiestudierende aus den Diözesen Augsburg und Speyer übernommen. Dieses Amt schließt die Ueberwachung und Beratung des Studienganges derjenigen jungen Theologen in sich, die Wert darauf legen, ausgeweiht zu werden und in den Priesterstand zu treten. Nur dieser; wer sich später lediglich wissenschaftlich betätigen will, ist daran nicht gebunden. Jeder der ersteren muß sich durch ein Examen darüber ausweisen, daß er eine Anzahl Disziplinen, auch philosophische, gehört hat. Daran ist die Erteilung der Weihen geknüpft. Es liegt also nur im eigensten Interesse der angehenden jungen Priester, daß sie von erfahrener Hand darauf hingewiesen werden, welche Kollege sie um ihrer eigenen Zukunft willen nicht versäumen dürfen.

In seiner Eigenschaft als Ephor hat Prälat Dr. Schmid bis zum Jahre 1901 die Vorlesungen des Professors Dr. Güttler über Metaphysik — ein Fach, worin die Theologen geprüft werden — auf das Verzeichnis der empfehlenswerten Kollege gesetzt. Nach 1901 nicht mehr. Prof. Dr. Güttler hatte sich um jene Zeit als Neokantianer erklärt. Der Neokantianismus bestreitet, daß die Metaphysik eine Wissenschaft sei, und leugnet die Kraft des Gottesbeweises. Prof. Dr. Güttler mußte sich sagen, daß das schöne Theologen geben würde, die nicht einmal an die Beweiskraft des Gottesbeweises glauben, des Fundamentes der Theologie. Er hat sich's wohl auch gesagt, denn er nahm das Aufhören der Empfehlung stillschweigend hin. Sechs Jahre lang. Dann fühlte er sich, wie er sagt, provoziert durch eine Notiz der „Münchner Neuesten Nachrichten", die anfangs des Wintersemesters 1907 eine Notiz gefälliger auswärtiger Blätter über das angebliche Verbot von Vorlesungen gewisser Professoren durch den Erzbischof von München-Freising begierig aufgriffen und die Namen der Professoren Friedrich und Güttler nannten. Dadurch fühlte sich der letztere veranlaßt, in einem längeren Artikel im gleichen Blatte das vermeintliche Verbot seines Kollegs — in Wahrheit handelte es sich lediglich um ein Aufhören der Empfehlung — dem Prof. Dr. Schmid in die Schuhe zu schieben und an dem Ephorat eine scharfe Kritik zu üben, indem er es u. a. als einen „krassen Mißstand" bezeichnete. Auf Veranlassung des Kultusministeriums wurde der akademische Senat veranlaßt, das Vorgehen Prof. Güttlers in der Presse zu begutachten, und fand darin nichts sonderlich zu beanstanden. Das Ministerium stellte sich auf einen anderen Standpunkt. Durch einen Vertrauensbruch wurde diese amtliche Kontroverse auf den Redaktionstisch — der „Münchner Neuesten Nachrichten" geweht, die natürlich nichts eiliger zu tun hatten, als den Sachverhalt an Hand der — nun nicht mehr — geheimen Akten zu veröffentlichen und entsprechend zu glossieren.

Daß die katholische Presse das Recht und die Pflicht hatte, zu der Angelegenheit Stellung zu nehmen, insbesondere auch so frei zu sein, an dem Vorgehen des Prof. Dr. Güttler gegen einen Kollegen in einem kirchlich nicht einwandfreien Blatte Kritik zu üben, leuchtet jedem nicht durch die Scheuklappen der Parteipolitik eingeengten Verstand ein. Auch die „Allgem. Rundschau" beschäftigte sich in einem Artikel aus der Feder des Landtagsabgeordneten Oberstlandesgerichtsrates a. D. Joseph Geiger[1]) mit diesem Vorkommnis, desgleichen die „Augsb. Postzeitung". In München widmete vor allem auch der „Bayerische Kurier" diesem Vorgange einige auch in der Form sehr scharfe Artikel. Dann war Ruhe in der Presse. Jetzt ging der Tanz in der Kammer los. Der Abgeordnete Dr. Casselmann und Genossen interpellierten den Kultusminister über die Behandlung des Falles Güttler, kam aber dabei arg unter die Räder. Nun wurde Prof. Güttler, der während der Zeit seinen Urlaub verbrachte, durch Zusendung der Nummern des „Bayerischen Kurier" darauf aufmerksam gemacht, daß er darin persönlich angegriffen und beleidigt worden sei. Er stellte Strafantrag gegen den Chefredakteur Osterhuber, der vom Schöffengericht in der Au unter dem Vorsitz des Oberlandesgerichtsrates

[1]) Anmerkung des Herausgebers: Vgl. die weiter unten folgende Erklärung des Abg. Joseph Geiger (S. 6 dieses Heftes).

Wilh. Mayer nach zweitägiger Verhandlung zu der relativ hohen Geldstrafe von 300 M verurteilt wurde. Dem Kläger wurde die Publikationsbefugnis des Urteilstenors im „Bayerischen Kurier", in den „Münchner Neuesten Nachrichten", in der „Augsburger Postzeitung" und in der „Allgemeinen Rundschau" zugesprochen. Weil auch in den Augen der Leser dieser Blätter Prof. Dr. Güttler mitgenommen worden sei.

Die Sache lag klipp und klar. Der beklagte Redakteur hatte sich formelle Beleidigungen gegen den Privatkläger zu schulden kommen lassen, die so gelagert waren, daß sie auch den Schutz des § 193 StGB. (Wahrnehmung berechtigter Interessen) ausgeschlossen erscheinen lassen mußten. Warum also zwei Tage lang über diese Frage verhandeln? Ueber die inkriminierte Handlung selbst wurde nicht zwei Stunden lang verhandelt. Das war nur so beiläufig. Hauptzweck der Uebung war die Aufrollung der Frage des Ephorats mit Seitenhieben gegen das Georgianum und auf den Kultusminister sowie das Antippen der Frage der Abtrennung der theologischen Fakultät von der Universität. Daher die Sachverständigen Geh. Hofrat Prof. Dr. v. Amira, Prof. Dr. Endres und Prof. Dr. Günther. Der Verteidiger des Angeklagten, Rechtsanwalt **Rumpf**, kennzeichnete die Situation treffend mit der Bemerkung: **es habe sich in den letzten zehn Jahren immer mehr und mehr der Brauch entwickelt, die deutschen Gerichte als Forum anzugehen für Fragen, die gar nicht hingehören.** Der Form wegen werde irgend ein angeblich beleidigender Angriff herangezogen, um den prozessualen Rahmen abzugeben für eine Aussprache über beliebige Fragen unter Zuhilfenahme eines Apparates beeidigter Zeugen und Sachverständiger. Prozesse, bei denen das Bestreben herrsche, die Fenster möglichst weit aufzumachen, damit es die breiteste Oeffentlichkeit höre. Und der Vorsitzende bedeutete der Klagpartei liebenswürdig, aber deutlich: Die Würdigung der sachlichen Stellungnahme des Prof. Dr. Güttler gegenüber der Vereinbarkeit des Amtes eines Universitätsprofessors mit jenem eines Ephors ist nicht Sache des Schöffengerichts, ebenso ist nicht Sache des Schöffengerichts die Erörterung der Frage der dienstaufsichtlichen und disziplinären Beurteilung des Vorgehens des Privatklägers!

Mit einem gewaltsamen Seitensprunge mußten die Sachverständigen und der Rechtsbeistand des Klägers, Rechtsanwalt Abg. Dr. Goldschmit, zum Schlusse ihrer Ausführungen krampfhaft nach einem Uebergang von ihren ausführlichen Exkursen ins Gelände des Kampfes um Rom auf den Angeklagten suchen, um wieder Boden unter die Füße zu bekommen. Dank der rhetorischen Gewandtheit der Herren gelang es auch.

Daher kam es, daß der Unbeteiligte während des größten Teiles der Verhandlung den Eindruck gewinnen mußte, auf der Anklagebank sitze nicht Chefredakteur Osterhuber, sondern der Direktor des Georgianums und — wenigstens bei dem Plaidoyer des Rechtsanwalts Abg. Dr. Goldschmit — der Kultusminister Dr. v Wehner. Eine derartige mißbräuchliche Behelligung des Gerichts mit gar nicht zur Sache gehörigen Fragen dient nicht mehr dem eigentlichen Zwecke, der Wiederherstellung der beleidigten Ehre, sie ist im Grunde genommen nichts weiter als eine weitere Etappe im Kampfe gegen Rom. Im untergebenen Falle wenigstens. Zu bedauern ist, daß ein Mann wie Prof. Dr. Güttler sich dazu hergegeben hat, anderen Gelegenheit darzubieten. Er selbst steht ja, wie er erklärte, keiner Partei nahe. Ein Vorwurf freilich kann ihm nicht erspart werden, der der ungerechtfertigten Verallgemeinerung. Weil er in einem Zentrumsblatt in einem Falle zu scharf persönlich angegriffen wurde, durfte er als besonnener Mann daraus nicht den Vorwurf herleiten, es sei eine üble Gepflogenheit der Zentrumspresse, Polemiken nicht sachlich, sondern persönlich zum Austrag zu bringen. Da hätte ihn wenigstens sein Rechtsbeistand, der gründliche Kenner liberaler Verhältnisse, was aus dem Artikel in der „Mainbrücke" hervorgeht, darauf aufmerksam machen müssen, daß es in der liberalen Presse viel, viel ärger zugehe.

Nur der Ordnung wegen.

„Die Szene wird zum Tribunal", heißt's bei Schiller; „zur Szene wird das Tribunal" nach dem Willen unserer Männer der „freien Forschung". Da darf natürlich auch das Satyrspiel nicht fehlen. Die Regie übernahm bereitwillig der klägerische Beistand Abg. Dr. Goldschmit, der — wohl in der Erwägung, daß es bei der von ihm beliebten Art den Prozeß zu führen, auf eine Abschweifung mehr oder weniger nicht ankomme — es für angezeigt hielt, dem Hasse seiner Partei gegen den Kultusminister eine Konzession zu machen und sich an Dr. v. Wehner zu reiben. Er glaubte das recht gescheit zu machen, indem er u. a. die Behauptung aufstellte, die eidliche Aussage des Direktors des Georgianums stehe im Widerspruch mit den Aeußerungen des Ministers anläßlich der Kammerinterpellation. Er war so gütig, die beschworene Aussage des Prälaten Dr. Schmid, er sei ins Kultusministerium gegangen, weil er hinbestellt worden sei, nicht aber aus freien Stücken, etwa um Prof. Güttler zu denunzieren, für wahr zu halten. Die logische Schlußfolgerung zuungunsten des Kultusministers zu ziehen, überließ er als vorsichtiger Mann den Zuhörern und seinen Homeriden im liberalen Hauptorgan. Lügen haben kurze Beine! In der „Korrespondenz Hoffmann" wurde offiziös verlautbart, daß der künstlich konstruierte Widerspruch zwischen den Angaben des Kultusministers und des Prof. Dr. Schmid lediglich eine poetische Lizenz des Abg. Dr. Goldschmit sei, da der Kultusminister bei der Interpellation diese beiläufig nebensächliche Frage überhaupt gar nicht berührt und nur in einer Ministerialentschließung vom 22. Dezember 1907 gestreift hat, und zwar durchaus im Sinne der Aussage des Prof. Dr. Schmid. Selbst eine mäßige Begabung vermag wenigstens die Wendung von der seitens des Ministeriums „**mündlich erholten Information**" nicht gut anders zu deuten. Wie viel mehr ein Mann, der mit Recht zu den Leuchten des bayerischen Liberalismus gezählt wird. Eine spaltenlange Erklärung Dr. Goldschmits in den „Münchner Neuesten Nachrichten" und in der „Liberalen Landtagskorrespondenz" bemüht sich, den durch die offiziöse Verlautbarung hinreichend geklärten Sachverhalt wieder etwas zu verwischen und zu verdunkeln. Aber seine Position wird dadurch eher verschlimmert als verbessert.

Zur Abwehr.

In meinem in der „Allgemeinen Rundschau" Nr. 34 vom 22. August 1908, S. 555, erschienenen Artikel: „**Die Liberalen und der bayerische Kultusminister**" habe ich mich über den erst kürzlich wieder in einem Beleidigungsprozesse behandelten Fall Dr. Güttler mit ein paar Sätzen ausgesprochen. In dem das Prozeßverfahren abschließenden Vortrage der Prozeßparteien und ihrer Anwälte hat der Anwalt des Klägers, Herr Dr. Goldschmit, der Berichterstattung in der Tagespresse zufolge, mit Bezugnahme auf meinen obengenannten Artikel die Bemerkung gemacht: „Von einer Klage gegen Oberstlandesgerichtsrat Geiger haben wir — das ist doch wohl nur Dr. Güttler — lediglich aus Rücksicht auf sein Alter abgesehen". Solange ich am öffentlichen Leben innerhalb und außerhalb des Parlaments durch Rede oder Schrift mich beteilige, bin ich mir meiner Verantwortung vollbewußt und verlange auch, daß, soweit mein bescheidenes Auftreten ein Interesse in Anspruch nehmen kann, auch meine Verantwortung voll taxiert und gegebenenfalls — sei es auch vor dem Richter — in Anspruch genommen werde; und in dem Maße, in dem man dem Urteile älterer Personen eine ernstere Bedeutung beizumessen pflegt, erachte ich auch meine Verantwortung für eine gesteigerte.

Ich weiß daher dem Herrn Dr. Güttler und seinem Herrn Anwalte für ihre gütige Rücksichtnahme auf meine Lebensjahre nur geringen Dank, und ich hätte dem Ausgange einer gegen mich erhobenen Klage mit aller Ruhe entgegengesehen.

Es ist die Pflicht eines im öffentlichen Leben stehenden Mannes, seine Meinung und sein Urteil, wenn er sich zur Aeußerung hierüber veranlaßt sieht, offen und unerschrocken auszusprechen; selbst dann, wenn hierbei gegen bestimmte Persönlichkeiten Vorwürfe zu erheben sind. Doch halte ich es auch für eine weitere Pflicht, und ich war, wie meine politischen Gegner wiederholt anerkannt haben, stets bestrebt, dieser weiteren Pflicht nachzukommen, nämlich bei Beurteilung der Verhältnisse die Grenzen nicht zu überschreiten, welche der Anstand, die Achtung vor der Autorität usw. gezogen haben, und soweit Kritik und Tadel, Vorwurf und Anklage gegen bestimmte Persönlichkeiten nicht vermieden werden können oder dürfen, sich selbst vor dem Scheine zu hüten, von der Absicht der Ehrenbeleidigung geleitet worden zu sein. Im Bewußtsein dieser Pflichten habe ich meinen Aufsatz in der „Allgemeinen Rundschau" geschrieben: er ist der Ausdruck meiner Ueberzeugung, welche ich aus der Kammerverhandlung vom 4. August 1908, aus den dort vorgeführten Tatsachen und den Besprechungen des Falles Güttler gewonnen habe, eine Ueberzeugung, welche durch die Verhandlungen in dem oben erwähnten gerichtlichen Verfahren nur befestigt werden konnte.

Der Schutz der freien Meinungsäußerung innerhalb der oben gezogenen Schranken wird auch von unserer Seite in Anspruch genommen und ist durch Gesetze gewährleistet.

Die Verhandlungen in dem kürzlich gepflogenen Prozeßverfahren haben, soweit sich diese Verhandlungen nicht mit dem eigentlichen Inhalte der Ehrenbeleidigungsklage befaßten, neuerdings gezeigt, von welchen Auffassungen die liberale Partei im Sinne meines Artikels in der „Allg. Rundschau" hinsichtlich der Stellung der Hochschulen und Hochschulprofessoren zur Staatsregierung und zur katholischen Kirche erfaßt ist, — sie haben gezeigt, welcher Auslegung und Anwendung unsere Verfassungsgesetze zugänglich würden, wenn die liberale Partei die Oberhand gewänne. **Joseph Geiger**, Landtagsabgeordneter.

Soziale Studentenarbeit.

Ein Wort an alle Zweifler und Kritiker.

Von

August Nuß.

Wohl noch niemals ist die sittliche Pflicht der heutigen Studentenschaft zur sozialen Arbeit so überzeugend und geistvoll, so klar und begeisternd zum Ausdruck gebracht worden als von Dr. Karl Sonnenschein in seinem Broschürchen: „Kann der moderne Student sozial arbeiten?“ und in seinem neuesten Artikel in Nr. 50 der „Allgemeinen Rundschau“ (S. 851). Die junge akademische Welt steht eben auch nicht auf der Sonnenhöhe vollkommener Selbstgenügsamkeit, sie ist eingereiht in das Volksganze, dem sie zu einem guten Teil ihre bevorzugte Stellung verdankt; sie hat unter ihren Mitbrüdern zu arbeiten und zu ringen, sie muß mit dem Volke und in dem Volke ihre sogenannte akademische Stellung erst durch den persönlichen Wert ihrer eigenen Arbeit erwerben und begründen. Das ebenso häßliche wie blasierte Wort von der „urteilslosen, blinden Masse“ ist eine unerhörte Beleidigung der Volksgenossen, die vielleicht zufällig nicht das Glück hatten, zu studieren, die aber auf ihren Schultern die akademische Jugend gleichsam emportragen.

Die Formel von der sittlichen Pflicht der Restitution, die unserer Studentenschaft gegenüber der sie umgebenden Welt obliegt, ist wahrhaftig keine theoretische Phrase romantisch veranlagter Ideologen. Sie ist nackte Wirklichkeit.

Auch im katholischen Studentenlager, namentlich in dem der Korporationen, spricht man hier und dort abfällig von „glänzenden, bestechenden Theorien ohne praktischen Wert“, von einer sogenannten „sozialen Mode“, von „sozialem Sport“, von „Strohfeuer“ und „sozialer Bildungsmanie“. Man belächelt den Eifer, mit dem sich ernste Männer für eine neue Bewegung einsetzen, und prophezeit ihr mit Kennermiene, daß sie in wenigen Jahren wieder verraucht sein werde.

Man erhebt die Frage, wo denn bei all dem vielen, was man von unserem „sozialen Studententum“ verlange, das Studium bleibe, dem sich doch ein „Student“ in erster Linie widmen solle. Man registriert die neue Forderung, daß das Studententum mehr Inhalt und Tiefe erhalten soll, und fragt dabei ironisch, ob dies vielleicht früher nicht der Fall gewesen sei. Man erklärt einfach: Heute ist's auch nicht schlimmer als früher, und früher war's im großen und ganzen schön und gut! Gleich darauf — und das ist interessant und gibt zu denken — mahnt man doch die studentische Jugend, mehr soziales Interesse zu bekunden und sich nicht von anderen, welche die Zeit besser verstehen, überrumpeln zu lassen. Und hierbei kommt in einzelnen katholischen Studentenverbänden ein Gedanke zum Durchbruch, der den Kern alles Kritisierens und Zweifelns in sich schließt und zur kühlreservierten Behandlung der sozialen Bewegung Anlaß gibt, ein Gedanke, der gegen die soziale Studentenarbeit als solche keinerlei sachliche Bedenken in sich birgt, sondern in rein äußerlichen Erwägungen der Opportunität wurzelt.

Nun, gerade und nur dadurch, daß sich auch die katholischen Korporationsstudenten — nicht etwa die Korporationen als solche! — mehr als bisher der sozialen Bewegung zugänglich erweisen, werden sie sich vor „Ueberrumpelung“ durch andere rührigere Glaubensgenossen in der akademischen Bürgerschaft schützen können. Andernfalls geraten sie ins Hintertreffen. Man täusche sich nicht! Die Erkenntnis von der Notwendigkeit und Pflicht sozialer Studentenarbeit hat sich schon in weiten Kreisen Bahn gebrochen. Sie geht immer mehr in die Breite und Tiefe. Wer rückständig ist und bleibt, kommt unter die Räder der vorwärtsschreitenden Zeit. Es handelt sich nicht um Sport und Mode, sondern um ganz bestimmte, ganz konkrete Forderungen der veränderten Zeitverhältnisse.

Will man nun aber mit Erfolg und Ernst soziale Studentenarbeit leisten, so muß man sie systematisch, nach Plan und Ziel verrichten. Nur kein Dilettantismus, keine Gefühlsduselei, keine „Bierbankpolitik“! Wer nur „sportshalber“ sich mit sozialen Fragen beschäftigen will, soll uns vom Leibe bleiben. Wir verlangen ernste Arbeit. Solche ernste, gewissenhafte Herzens- und Verstandesarbeit soll aber nicht in einseitige „soziale Fachsimpelei“ ausarten. Das Fachstudium an der Hochschule soll und muß für jeden Studenten die Hauptsache bleiben! Aber es darf nicht die einzige Beschäftigung sein. Sonst wird man weltfremd. Auch Sport und Vergnügen, auch die gesellschaftlichen Verpflichtungen gegenüber Korporation und Familie fordern ihr Recht. Wer — wie der Verfasser — selbst begeisterter Korporationsstudent war, weiß, daß auch diese Pflichten nicht zu umgehen sind. Aber nur kein „Salonlöwe“, kein „Sportsfanatiker“ werden! Wer sein Tagewerk nach bestimmtem Plane gewissenhaft und klug einrichtet, findet immer noch genügend Zeit, sich sozial zu betätigen. Und wenn er mit offenen Augen durch die Welt geht, wird er finden, daß die Stunden, in denen er sich auf seine soziale Pflicht besann, niemals verloren waren. Soziale Arbeit muß ihm Herzenssache sein! Dann erhält auch die Berufsarbeit durch die soziale Betätigung erhöhten sittlichen Ernst und Wert; die Arbeitsfreudigkeit wird belebt und das Pflichtbewußtsein neu gestärkt. Ein kluger Mann meinte neulich, es werde ganz übersehen, daß in den großen katholischen Studentenkorporationen, in denen die Angehörigen der verschiedensten gesellschaftlichen und sozialen Volkskreise einmütig an den gemeinsamen Zielen arbeiteten, schon dadurch allein eine große soziale Versöhnungsarbeit geleistet werde; solche Korporationen bräuchten also keine sozialen „Zirkelchen“ und „Freundschaftskreise“. Wenn in diesen Korporationen tatsächlich immer diese Einmütigkeit besteht, so leisten sie unstreitig eine dankenswerte Arbeit sozialer Natur. Wäre es aber ein Fehler, wenn diese Arbeit nach der wissenschaftlich-theoretischen und caritativ-praktischen Seite noch erweitert und vertieft werden würde, wenn man diese Arbeit in ein System brächte und sie so noch fruchtbarer gestaltete? Wieder andere fürchten, daß die soziale Studentenarbeit das Hintertürchen sei, zu dem die Parteipolitik hereinschlüpfe. Diese Befürchtung besteht ganz und gar nicht. Es wäre der sozialen Bewegung nur hinderlich, wenn sie den unnötigen und „zweischneidigen“ Ballast der Tagespolitik mit sich schleppen wollte. Ueberdies habe ich noch niemals gesehen, daß man die ausgesprochene Befürchtung auch zu beweisen versucht hätte. —

Wesentlich verschieden von der in vorstehenden Zeilen geschilderten — ich möchte sagen — landläufig-agitatorischen, ablehnenden Beurteilung der sozial-studentischen Bewegung ist die großzügige und gedankenreiche Kritik eines Aenanenphilisters, die in einem höchst lesenswerten Aufsatz über die Lage der kathol. Studentenkorporationen in den „Historisch-politischen Blättern“ vom 1. Dezember 1908 zu wirkungsvollem Ausdruck kommt. Der Artikel ist m. E. die beste und ernsteste Analyse der modernen Studentenkrisis, die bis jetzt vom Korporationsstandpunkt aus geboten worden ist. Eine Reihe glänzender Gedanken unterstützt die souveräne Verarbeitung des Stoffes, und eine abgeklärte geistige Durchdringung der Gedankengänge, welche zu den neuen studentischen Bewegungen den Anstoß gaben, heben die Betrachtung weit über das Durchschnittsniveau publizistischer Kritik hinaus. Und der Verfasser kommt hierbei zu einer Ablehnung des Freistudententums, auch der katholischen freistudentischen „Abteilung“, und zu einer kühl-abwartenden, skeptischen Beurteilung der sozialen Bewegung Dr. Karl Sonnenscheins. In der kritischen Beurteilung der freistudentischen Strömung bin ich mit dem Verfasser im großen und ganzen einig; in seiner Kritik der „kathol. sozialen Studentenzirkel“ kann ich ihm jedoch nicht folgen. Der Verfasser scheint mir von der total falschen Voraussetzung auszugehen, als ob die moderne soziale Studentenbewegung Dr. Sonnenscheins(!) nur eine Unterart der freistudentischen Strömung mit ihrem „akademischen Bildungsproblem“, als ob die erstere gleichsam von der letzteren abhängig sei. Aus dieser irrigen Annahme folgt logisch die zweite, daß die kathol. sozialen Studentenzirkel als Geistesverwandte der kathol. Freistudentenschaft diese in einseitiger Weise zu fördern trachteten und die „unzeitgemäßen“ kathol. Studentenkorporationen auszuschalten und durch „zeitgemäßere“ Organisationsformen zu ersetzen suchten! Fällt den sozialen Zirkeln und der ganzen kathol. sozialstudentischen Bewegung gar nicht ein! Freistudentenschaft und soziale Zirkel sind zwei verschiedene Dinge. Die Aufgabe der sozialen Bewegung besteht in der Weckung, Hebung und Förderung des uns heute so notwendigen sozialen Geistes. Dieser Geist ist an keine bestimmten Formen gebunden. Er will und soll wie ein Sauerteig das ganze kathol. Studententum durchdringen, und zwar nicht die einzelnen Gruppen und Organisationen als solche, sondern die einzelnen Studenten als Menschen und als gebildete Glieder des großen Volksganzen. Die von diesem Geist getragene Bewegung steht deshalb über den einzelnen studentischen Lagern, sie steht sowohl den kathol. Korporationen, als auch den kathol. Freistudentenschaften, als auch den

übrigen nichtorganisierten kathol. Kommilitonen mit Vorurteilslosigkeit, aber mit stets aufnahmebereiter Freundlichkeit gegenüber. Davon, daß die kathol.-sozialen Zirkel die kathol. Korporationen „ersetzen“ sollen, war nie die Rede. Deshalb ist es müßig, die Frage beantworten zu wollen, ob sie dies in Zukunft auch vermöchten. Aber, ausschließlich an die Korporationen sich anlehnen wollen, hieße die Tatsache kurzsichtig verkennen, daß wir eine immer stärker werdende freistudentische Bewegung im kathol. Lager haben, die wohl auch nicht mehr als quantité négligeable behandelt sein will. Darum keinen „Korporationschauvinismus“! Es würde zu weit führen, wenn ich in dieser Wochenschrift auf den umfangreichen Artikel in den „Historisch-politischen Blättern“ ausführlich antworten wollte. Ich begnüge mich daher mit diesen kurzen Bemerkungen. Nur möchte ich zum Schluß mit Genugtuung konstatieren, daß ich unter den Anhängern der Korporationen noch keinen beredteren und glänzenderen Anwalt gerade der „sozialen Studentenarbeit“ gefunden habe als den geehrten Verfasser, so beredt und glänzend, daß ich mich eigentlich wundern muß, wie derselbe Verfasser von den Reformbestrebungen Dr. Sonnenscheins als von einer „fernen Insel Utopia“ und „einer Art kathol.-akademischen Zukunftstaates“ sprechen kann! —

Nein, weg mit allen Zweifeln und Bedenken! Freudige, positive Arbeit auf dem weiten, dankbaren Felde sozialer Liebestätigkeit sei unsere Parole! Unverdrossen und unbekümmert um verständnislose Kritik oder zaghafte Zurückhaltung streben wir dem leuchtenden Ziele entgegen, eine akademische Jugend zu schaffen, die „in ihren Händen und in ihren Herzen die Herzen des Volkes trägt“.



Die Jungen.

Auch ein Wort zur religiösen Lage.

Von

Dr. M. Eberhard, München.

Normalerweise sammeln sich in jeder jugendlichen Natur Explosivstoffe an. Es gärt nun einmal in dieser Zeit; dagegen läßt sich nichts machen. Es ist im Gegenteil gut, wenn diese Explosivstoffe Ventile finden und unter Knallen und Krachen Auszug halten. Sonst droht Gefahr, daß sich die gärenden Elemente irgendwo in den geistig-sinnlichen Organismus hineinlegen und dort einen guten Teil des Lebens ihren Spuk weitertreiben.

Jugend will austoben. Ein Idealzustand ist das Toben nicht; aber es ist verständlich und in gewissem Sinne berechtigt als Uebergangszustand; theoretische oder praktische Permanenz kommt ihm nicht zu.

Auch die großen sozialen Organismen machen ihre Verjüngungsprozesse durch. Heute sind die Jungen auf allen Gebieten wie Pilze aus der Erde geschossen; wir sind unleugbar ein fruchtbares Geschlecht. Natürlich haben die Jungen auch den Gärstoff der Jugend in sich und werden darum von den Alten mit sehr gemischten Gefühlen betrachtet. Ich habe hier zunächst das religiöse Gebiet im Auge. Die vielen jungen Hechte tummeln sich etwas ungeniert in dem sonst so ruhigen Karpfenteich. Die Jungen sind auch gar naseweis; denn in ihren Augen ist alles Alte veraltet. Dazu wollen sie natürlich das Regiment an sich reißen; denn sie deuten die Ruhe der Alten als Kraftlosigkeit. Es fehlt ihnen eben gewöhnlich das, was die Jugend nicht haben kann: Ueberblick über weitere und tiefere Zusammenhänge des Lebens. Die Jugend geht frisch daran, Räder in Bewegung zu setzen; aber indem sie freudig und kraftvoll die Speichen dreht, gewahrt sie nur die nächsten Zusammenhänge, in die das Rad sich einfügt, ohne die Fernwirkung zu beachten. Die Jugend hat gemeiniglich mehr Interesse an der Betätigung der Kraft als an der Richtung der Kraft; namentlich den Richtung weisenden Stab der Pontifices haßt sie wie der Hund den Stecken.

Aber man muß schon ein sehr bemooster Philister sein, wenn man dem Treiben der Jugend nicht auch gute Seiten abzugewinnen versteht. Die Auffrischung eines jeden Organismus durch junges Blut, die Verjüngung eines jeden Geschlechtes durch ein neues Geschlecht ist ein unvermeidlicher Naturprozeß; wo dieser Prozeß aufhört, beginnt die Senilität des einzelnen und das Ersterben des Geschlechtes. Will man die Kirche nicht absichtlich auf den Aussterbeetat setzen, will man sie nicht absichtlich zur Senilität verurteilen, so darf man nicht von vornherein keine „Jugend“ wollen bloß deswegen, weil sie unangenehm ist. Fehlt es auch der Jugend an Richtung, so fehlt es ihr doch nicht an Kraft; ja häufig verfügt sie über einen Ueberschuß an Kraft; jede Bewegung setzt sich aber zusammen aus Richtung und Kraft; es hieße die religiöse Bewegung vernichten, wenn man die Kraft der Jugend von vornherein ausschalten wollte. Mangelt es der Jugend an Ueberblick, so hat sie häufig einen glücklichen intuitiven Blick, wie wir es schon an den Kindern erfahren. Einen solchen glücklichen intuitiven Blick verriet z. B. der Gründer des Münchener Katechetenvereins. Die katechetische Bewegung trat mit allen Fehlern, aber auch mit allem Guten einer Jugendbewegung ins Dasein; sie hat trotz mancher Einseitigkeiten schon sehr viel Gutes gestiftet und wird, je mehr sie sich ausreift, noch mehr Gutes stiften. Entbehrt die Jugend der Erfahrung, so besitzt sie dafür die Anpassungsfähigkeit an veränderte Verhältnisse; fühlt und empfindet sie die Autorität und die Zucht häufig genug als Fessel und Hemmnis für Forderungen des Lebens, so gleicht sie den Schaden, den sie dem Organismus etwa hierdurch zufügt, wieder aus durch aufquellende Initiative.

Muß es also sein, daß die Alten und die Jungen sich gegenseitig als Prellbock dienen? — Das Blut einander fernerstehender Säugetiere wirkt zerstörend aufeinander; es entstehen Fieberschauer; unter Umständen tritt der Tod ein. So begreifen wir, daß die heftigste Reaktion erfolgen muß, wenn dem Katholizismus Injektionen mit Modernismus gemacht werden. Das sind Blutkügelchen, das sind Träger von Leben entgegengesetzter Art. — Aber kann es auch da nicht ohne Fieberschauer und heftige Reaktionen abgehen, wo das Blut verwandt ist; wo es sich einfach um den Uebergang von Geschlecht zu Geschlecht handelt? Fast scheint es so. Wer ist näher verwandt als Eltern und Kinder? Und doch hallt es in der Periode der Selbständigmachung der Kinder in den Familien häufig genug wider von dem Schlachtruf: Hie Autorität! Hie Freiheit! Der neue Ring, den das neue Geschlecht am Stammbaum des Lebens ansetzt, wird unter Krachen angesetzt.

Aber muß es so sein? Nein. Wie in der Familie der Uebergang von einem Geschlechte zum anderen sich ohne gefährliche Erschütterung vollziehen kann, wenn sowohl Autorität als Freiheit, Eltern als Kinder, sich ihrer gottgewollten Grenzen bewußt bleiben, so muß auch der Uebergang von einer religiösen Epoche in die andere ohne allzuernste Zusammenstöße sich ermöglichen lassen, wenn nur die Alten wie die Jungen sich bewußt bleiben, daß sie Grenzen einzuhalten haben, die sie respektieren müssen.

Ohne Zweifel trägt nicht bloß das Alter, sondern auch die Jugend ein gottgewolltes Element zum Wohlbefinden des religiösen Organismus bei. Die alte Richtung soll darum nicht glauben, daß ihr in den Jungen ein Faktor gegenübersteht, den sie gleich Null setzen darf. Gerade gewisse antikirchliche Bewegungen politischer und sozialer Natur sollten die Augen öffnen, welch ungeheure Werte repräsentiert werden durch das vom Bewußtsein seiner Kraft erfüllte, lebensfrohe, tatendurstige junge Volk. Wie häufig gleicht aber „das Alter“, einem mit den Kindern promenierenden Ehepaar. Die Jungen sollen schön paarweise vor den Alten hergehen, auf dem allgemeinen Trottoir, mit gemessenem Schritt, im Flüsterton; dann sind sie „brav“, werden regaliert mit Kuchen und überhäuft mit Lobsprüchen. Gehen sie aber nicht im Biedermeierstil, dann gibt es flammende Augen, zürnende Zurufe schon auf der Straße und eine Armesünderpredigt unter vier Augen.

Ein wichtiger Punkt ist, daß man auch den intellektuellen Wert der Jungen nicht zu gering einschätze. Die Jungen sind in ihren Bestrebungen vor allem aktuell; sie fühlen den Pulsschlag der Zeit. Sodann sind die Jungen reell. Die Jungen führen nun in die religiöse Lunge viel belebenden Sauerstoff ein. Es ist warmes, unmittelbar empfundenes, dem Leben abgehorchtes und selbsterlebtes Leben, was sie mitbringen; welche Inspirationen gehen nur von Büchern aus wie Försters „Jugendlehre“; und wie lange wird es wohl dauern, bis auch der Realismus der modernen Kunst seine Assimilation an die Kirche gefunden hat! —

Daß wir auch an den Jungen nicht alles lobenswert finden, haben wir schon eingangs hervorgehoben. Und zwar be-



ziehen sich ihre Fehler nicht bloß auf die Art und Weise des Vorgehens, sondern auf die Sache. Die Fehler der Art und Weise sind eher zu verzeihen, zumal Neues nie ohne einige Reibung und etliche unsanfte Carambolagen sich einen Platz an der Sonne erobert. Ernster sind die Fehler, die in bezug auf die Sache gemacht werden. Man findet bei den Jungen häufig eine beklagenswerte Mißachtung des übernatürlichen Elementes in der Religion, ein Umstand, der sie besonders beim tieffrommen Pius X. in Mißkredit gebracht haben mag. Glaube und Gnade sind Elemente, die der moderne Mensch selten in vollem Maße würdigt. Es gibt wenige Gebetsmenschen.

Unter den natürlichen Elementen der Religion ist der erklärte Liebling die Verstandeskultur. Aber auch hier sind es mehr fremde Importe aus rationalistischem Lager und reine Schlagworte der herrschenden Anschauung, die kultiviert werden. Auch der Religionsunterricht ist häufig in die Zwangsjacke der bloßen Verstandeskultur gesteckt. Die praktische Anleitung zu einem sittlichen Leben und die Einführung in das Mitleben mit der Kirche und ihrer Liturgie ist in den Hintergrund gedrängt. Es gibt viele Lehrer, aber wenige Mütter der Religion. Selten findet man bei den Jungen volles Verständnis für den Segen der religiösen Zucht, die auch der Gebildete nicht entbehren kann, ganz abgesehen davon, daß sie nun einmal Institut Christi ist.

Der religiöse Genius ist ein Genius eigener Art. Wer auf anderen Gebieten eine Leuchte ist, darf sich nicht darum schon anmaßen, mit der selbstentzündeten Fackel als Pfadweiser der Religion aufzutreten. Es gehört hierzu ein mindestens so feines Empfinden, wie es dem Künstler in seinem Gebiete eignet. In der Presse und in Versammlungen treten oft wahre Barbaren als Freunde der Religion auf; ihre vielleicht gutgemeinten Ratschläge sind die gefährlichsten Dolchstiche der Religion. Es ist der Fehler der Jungen, daß sie vor der religiösen Erbweisheit nicht die nötige Ehrfurcht haben; die religiösen Selbstkonstruktionen stürzen alle ein.

Mögen also die Jungen die Alten ehren; mögen aber hinwiederum die Alten auch die Jungen zur Mitarbeit kommen lassen!

Die Winterfee.

(Nach dem Holländischen von Hermann Gorter.)

Da bliesen die Wächter auf goldnem Horn,
Und das zitternde Licht tanzt' über dem Eis,
Da funkelten Bäume, wie Türme hoch,
Und der Ostwind schlug seine Sense heiß.

Dein Fuß, wie wirbelt' er weißen Schnee,
Dein Auge brannte die blaue Luft,
Und golden küßte dein loses Haar
Die zierlichen Hände mit weichem Duft.

Die naßen Wasser lagen so kalt,
Klingklar sich spiegelnd im Sonnenschein;
Durch Eisschaumwolken eilte das Licht,
Schnellfüßig und fröstelnd und schrie vor Pein.

Blaubäckige Luft blies ins goldne Horn,
Sie hielt es mit runder Faust umspannt,
Da flogen, vom fallenden Himmel gelöst,
Die weißen Flocken durchs leuchtende Land.

Die weite Welt war ein blauweißer Saal,
Da stand ein Flaumbett von flimmerndem Schnee,
Und dein Goldhaupt neigte zur Schwanengruft —
Da lagst du lachend im weißen Schnee
Blankhändige, müßige Winterfee!

Peter Walde.

Ein „dunkler Schatten"

oder „Dr. Nikolaus Heim" als Hagiograph.

Von

P. Hildebrand Bihlmeyer O. S. B. (Beuron), Herausgeber des Hagiographischen Jahresberichtes.

I.

Eine alte, kulturhistorisch interessante und heute noch lehrreiche Geistergeschichte will uns eben jetzt nicht aus dem Sinn. Sulpizius Severus, der im Mittelalter so beliebte Erbauungsschriftsteller, erzählt sie uns mit der ihm eigenen Anschaulichkeit der Sprache in der Lebensbeschreibung seines Zeitgenossen, des großen Mönchbischofs Martinus von Tours.

„Nicht weit von der Stadt," so berichtet er[1]), „ganz nahe dem Kloster gelegen, war ein Ort, den die Leute in grundloser Einbildung zu einem Heiligtum mit angeblichem Martyrergrab gestempelt hatten. Dort stand sogar ein Altar, der von früheren Bischöfen errichtet worden war. Martinus aber schenkte nicht blindlings unerwiesenen Dingen Glauben. Darum forderte er von den älteren Priestern den Nachweis über des Martyrers Namen und dessen Leidenszeit. Hierzu bestimmte ihn großer Zweifel, weil die fortlaufende Tradition nichts Zuverlässiges meldete. Er hielt sich deshalb einige Zeit von diesem Orte fern, um nicht durch seine bischöfliche Autorität den Aberglauben des Volkes noch zu fördern. Eines Tages aber nahm er einige Brüder mit sich und ging wiederum dorthin. Da bat er, vor dem Grabe stehend, den Herrn, er möge ihm Stand und Verdienst des im Grabe Ruhenden kundtun. Plötzlich sieht er, nach links gewendet, einen dunklen, schmutzigen Schatten mit wilder Miene näher kommen. Der Bischof befiehlt ihm, Namen und Verdienst zu nennen. Er gibt ihn an und bekennt sich als Verbrecher: er sei ein Räuber gewesen, der ob seiner Schandtaten hingerichtet, vom Volke aber irrtümlicherweise verehrt worden sei. Mit den Martyrern im Reiche der Glorie habe er nichts gemein; er sei am Orte der Verdammung." — Zur selben Stunde noch verschwand der Altar; mit dem Heiligenkult war's aus! — —

Das war praktische Legendenkritik, die die gesunde und natürliche Urteilskraft des großen Heiligen in hellem Lichte zeigt! Möchte sie heute noch als Vorbild dienen! An Gelegenheit dazu fehlt es ja nicht. An verschiedenen Stellen unseres soeben erschienenen „Hagiographischen Jahresberichtes"[2]) haben wir darauf hingewiesen, daß bei gewissen volkstümlichen Heiligenkulten kritische Sondierung nach deren legalen Berechtigung, sowie schärfere kirchliche Kontrolle not täte. In erfreulicher Weise geht Rom hierin, wie einige neuere, praktische Maßnahmen gegen Auswüchse des St. Expedituskultes, eine Pseudomartyrin Felizissima, zweifelhafte Katakombenheiligen usw. dartun, selbst mit dem besten Beispiel voran.

Heute nun möchten wir die Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit auf einen anderen, hiermit in engster Verbindung stehenden Punkt lenken. Eines der hervorragendsten Mitglieder des Bollandistenkollegiums, dessen Verdienste um wissenschaftliche Erforschung der Heiligengeschichte nicht hoch genug eingeschätzt werden können, P. A. Poncelet S. J. in Brüssel, schrieb vor einigen Jahren in der trefflichen Fachzeitschrift „Analecta Bollandiana" (24[1905]97) das beherzigenswerte Wort: „Man kann sich sowohl mit Rücksicht auf die Ehre der Heiligen, als auch auf den Fortschritt einer gesunden Heiligenlebensbeschreibung, nicht genug hüten vor der Illusion jener Leute, die sich nicht darauf beschränken, bloß die Heiligen zu verehren, sondern aus Ehrfurcht vor diesen sich verpflichtet glauben, gewissermaßen auch noch die Werke zu kanonisieren, durch die die Vergangenheit ihre Ehre feiern wollte und bei deren Abfassung die Kenntnis der historischen Tatsachen unglücklicherweise nicht auf gleicher Höhe stand mit der Frömmigkeit, die jene Schriftsteller beseelte."

Allzulange krankte auch bei uns in Deutschland die Hagiographie an dieser übertriebenen, fast an Kanonisation streifenden Reverenz der Hagiographen. Nur dann wird diese Wissenschaft einen neuen, glücklichen Aufschwung und eine erfreuliche Ent-

[1]) Vita St. Martini, Kap. 11. Deutsche Uebersetzung von Bieringer in der Köselschen „Bibliothek der Kirchenväter" (1872) S. 41 f.

[2]) Hagiographischer Jahresbericht für die Jahre 1904—1906. Unter Mitwirkung verschiedener Fachgelehrten, herausgegeben von P. Hildebrand Bihlmeyer O. S. B. Kempten und München, Kösel 1908. VIII u. 304 S. Preis br M 4.—.

wicklung nehmen, wenn wir uns daran gewöhnen, zwischen dem Heiligen und seinem Biographen scharf zu unterscheiden und bei aller Pietät vor der Persönlichkeit des Heiligen die Glaubwürdigkeit seines alten Biographen nach den Regeln der historischen Methode und Kritik zu untersuchen.

Aber auch vor einseitiger, übertriebener und kritikloser Lobeserhebung moderner Hagiographen und Verfasser von Erbauungswerken sollten wir uns hüten, und es wäre sehr zu wünschen, daß hier die kirchlichen Zensurbehörden schärfer eingreifen möchten und namentlich auf gewisse Persönlichkeiten, die das Tageslicht der Oeffentlichkeit scheuen und in die „dunklen Schatten" eines Pseudonyms sich hüllen, ein wachsameres Auge hätten. Es wäre dies im Interesse der Kirche selbst und ganz im Sinne jener weisen Bestimmung Leos XIII. in seiner Apostolischen Konstitution vom 25. Januar 1896 (Art. 45), die da verordnet: „Kein der kirchlichen Zensur unterliegendes Buch soll gedruckt werden, wenn es nicht im Anfange den Vor- und Zunamen des Verfassers und des Verlegers, sowie den Ort und das Jahr des Druckes und der Auflage trägt. Wenn in einem Falle aus gerechten Gründen der Name des Verfassers verschwiegen werden soll, so steht es dem Ordinarius zu, dies zu gestatten."

Es jährt sich bald, daß von höchster kirchlicher Stelle ein wohlbekannter, fruchtbarer hagiographischer Schriftsteller, der sich „Dr. Nikolaus Heim" nennt, für sein ein Jahr zuvor erschienenes Werk, „Paulus, der Völkerapostel" betitelt, ein Belobigungsschreiben erhalten haben soll, das mit den Worten „Valde Te amamus de illo libro . . ." beginnt, indes in offiziell kirchlichen Organen auffallenderweise nirgends publiziert wurde. Zum Schluß wird unter Verleihung des apostolischen Segens Gottes Huld und Gnade auf den Verfasser und seine „künftigen, zur Förderung der allgemeinen Erbauung und zum Schutze des katholischen Glaubens geplanten Werke" herabgerufen und der Wunsch ausgesprochen, dem „geliebten Sohne", dessen kirchlicher Sinn und wissenschaftliche Befähigung in überaus ehrenden Wendungen hervorgehoben werden, möge es vergönnt sein, noch lange mit ungeschwächten Kräften für die Kirche zu arbeiten.

Hocherfreut gibt der Verfasser in seinem neuesten, vor wenigen Wochen erschienenen hagiographischen Werke über Johannes den Täufer[1]) den angeblichen Wortlaut dieses ihm „persönlich sehr teuren Schreibens" bekannt.

Im deutschen Blätterwald beginnt auch dies angebliche Lob aus höchstem Mund bereits ein freudiges Echo zu wecken, und es hat allen Anschein, als ob der als „einer der ersten deutschen Hagiographen" gefeierte und „rühmlichst bekannte Verfasser" wiederum, wie bei seinen früheren Werken, reiche Lobesgarben einheimsen werde. Hat er es doch verstanden, auch sein neuestes Buch auf den richtigen, zeitgemäßen Grundton abzustimmen.

„Orthodoxie," so betont er scharf in seinem geharnischten Vorwort (S. VIII) an den Leser, „Orthodoxie ist und bleibt unsere Parole." Darum „griffen wir nicht nach irgend einer neu angestrichenen Wetterfahne der ‚Wissenschaft', sondern nach dem dauerhaften Schild des Glaubens." (S. VII.) Und weiter: „Diesem katholischen Grundsatze getreu schicken wir unseren bescheidenen Entwicklungen das Credo als Quelle und Regulativ voraus." (S. XII.) Dann eröffnet er ein lustiges Geplänkel mit „den roten und schwarzen Insassen der vom Stabe Petri [durch die Modernistenenzyklika] aufgestöberten Ameisenhaufen des Modernismus" (S. XVI), auf die vor seinem Geistesauge anrückenden Scharen der modernen Christusleugner, Bibelkritiker, Vertreter des Amerikanismus, auf böse Kritiker, verkappte Reformer-Hagiographen mit ihrem „historisch-kritischen Schabeisen" und all die anderen Vertreter und Opfer eines „neuen", „modernen" Katholizismus, denen er manch ernstes und vernichtendes Bibel- und Prophetenwort entgegenschleudert. In süßem Bewußtsein, daß er um so sicherer auf der „richtigen Straße" sei, entfaltet er in einem etwas pietistischen Predigerton sein eigenes Programm, das „in Weckung des Glaubens, der Himmelslust [!] und des tätigen Christentums" gipfelt. Voll seligen Entzückens hört er noch, wie wegen seines „Paulus" „zugleich von St. Peter in Rom und von der Wittenberger Schloßkirche zusammengeläutet wird"; dann schließt er mit frommem Augenaufschlag und Gebet zu „unserem lieben Herrn" seine überreich mit Bibelstellen gespickte Vorrede.

Wer ist nun „der brave Mann"? wird mancher Leser neugierig fragen. Auf dem Büchermarkt der letzten zwei Jahrzehnte ist sein Name nicht unbekannt. In rascher Reihenfolge veröffentlichte „Dr. Nikolaus Heim" zuerst im Jahre 1895 ein Lebensbild des hl. Antonius von Padua, das 1899 in zweiter und vermehrter Auflage erschien und 1907 von dem Jesuiten Ruiz Amado ins Spanische (Barcelona) übersetzt wurde. Noch im selben Jahre bedachte er das katholische Volk mit einem „Leben unseres Herrn Jesus von Nazareth", das es 1905 bereits zur 5. Auflage gebracht hat. 1902 folgte „zur Belehrung für jedermann" sein „Christus victor". Schon das nächste Jahr brachte ein „erstes deutsches Originalleben" des hl. Benedikt Labre. 1905 bereicherte „Heim" die deutsche katholische Literatur mit einem volkstümlichen „Paulus"-Leben, dem vor wenigen Wochen oben genannte Johannes-Biographie folgte.

Ein Blick in Kürschners Deutschen Literatur-Kalender mag uns vergewissern, ob unsere Liste vollständig ist, und ob wir nicht einige weitere Werke des unermüdlichen Autors vergessen haben. Doch sieh! Im neuesten „Kürschner" ist keine Spur von ihm zu finden, mögen wir die anderen Jahrgänge von 1895 bis heute samt allen Nachträgen, Ergänzungen und Nekrologen noch so genau durchblättern. Aber das immer prompt orientierende „Wer ist's?" (Degener, Leipzig) wird uns die Auskunft wohl nicht verweigern! Auch dieses kennt unseren „bescheidenen" Zeitgenossen nicht. Vielleicht begegnet uns sein Konterfei in „Deutschlands, Oesterreich-Ungarns und der Schweiz Gelehrte, Künstler und Schriftsteller in Wort und Bild" (Volger, Leipzig 1908)? Vergebens durchblättern wir die bunt zusammengewürfelte Galerie: auch hier ist weder Name noch Gesichtszug des frommen „Nikolaus" zu entdecken. Doch wir vergaßen, daß obengenannte Werke von „modernen", vielleicht protestantischen Verlagshandlungen ausgehen, und daß bewußte Verleger seit einigen Jahren die Namen ihrer Auserwählten nicht mehr mit dem die katholische Tendenz brandmarkenden Kreuzchen aufführen. Solch enge Nachbarschaft und gemischte Gesellschaft muß das zartfühlende und warm „römisch-katholisch" schlagende Herz unseres gesinnungstüchtigen „Heim" freilich mit Entrüstung von sich weisen.

Greifen wir also zum „Katholischen Literatur-Kalender" Keiters und seines neuesten Nachfolgers Menne; hoffentlich finden sie noch vor „Heims" gestrengem Urteil Gnade. Aber merkwürdig! Auch hier läßt sich der Gesuchte nirgends blicken. Und selbst Herders, von Papst und Bischöfen reich mit Lob bedachtes „Konversationslexikon", das erprobtermaßen in katholischen Dingen nie versagt, läßt uns diesmal im Stich. Warum wohl? Es war doch seinerzeit im Nomenklator dieses Werkes ein eigener biographischer Artikel über „Heim, Dr. Nikolaus, hagiographischer Schriftsteller" vorgesehen —? Leider war die Ausführung dieses Planes unmöglich, da im letzten Momente irgend jemand „auf die Lüftung dieses Pseudonyms aus bestimmten Gründen verzichtete". Die Sache beginnt interessant zu werden. Wir haben in „Dr. Nikolaus Heim" also einen pseudonymen Schriftsteller. Was für Gründe der gefeierte Hagiograph wohl dafür haben mag, so selbstlos sich ins Dunkel eines Pseudonyms zu hüllen, so lange und so heroisch sich selbst zu verleugnen —!?

Vielleicht gelingt es uns, aus seinen Schriften selbst charakteristische Erkennungszeichen und Anhaltspunkte zur Fixierung des Bildes dieser geheimnisvollen Persönlichkeit ausfindig zu machen.

Zunächst ist ein gewisses weibisches Prunken mit seinem Wissen und seiner Belesenheit auffallend, ein selbstbewußtes Pochen auf seine Orthodoxie und ein manchmal geradezu abstoßendes, ostentatives Hervorkehren seiner „römisch-katholischen" Gesinnung. Verbunden damit ist ein gewisser verbissener und oft verletzender Ton in der Polemik. Man braucht nur das Vorwort und eventuell noch den Notenanhang der fünf „Heim"schen Werke näher anzusehen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, bis zu welchem Maße dieses gereizte und gespreizte Wesen allmählich sich ausgewachsen hat. Dabei scheinen besonders Professoren und Kritiker es ihm angetan zu haben. Wer die Berichte der Literaturblätter der letzten Jahre aufmerksam verfolgt, wird in den „Heim"schen Schriften da und dort versteckte Anspielungen, gemeine Verdächtigungen und Hiebe aus dem Hinterhalt auf seine

[1]) Johannes, der Vorläufer des Herrn, nach Bibel, Geschichte und Tradition dargestellt von Dr. Nik. Heim. Mit kirchlicher Druckgenehmigung. 1908. Preis br. M 5, geb. M 6.



Rezensenten entdecken, nirgends aber wird er in einem unserer literarischen Organe eine offene, mit Namen unterzeichnete Erklärung oder Entgegnung „Dr. Nik. Heims“ lesen. Und doch verfügt unser Autor über eine ganz respektable, publizistische Schreibgewandtheit, über reiche Belesenheit und Weltkenntnis. Auch in theologischen Fragen und Disziplinen bekundet er ausgebreitete Kenntnisse, die den geistigen Gesichtskreis eines Laien übersteigen. Tiefere, solidere Wissenschaftlichkeit, fachmännische Methode und Kritik gehen ihm jedoch ab, ebenso wie Feinheit der Darstellung und der Empfindung und schriftstellerische Selbstzucht. Schon vor einigen Jahren machten zwei Rezensenten, Professor Dr. W. Koch-Tübingen in der Literarischen Beilage zur „Augsburger Postzeitung“ 1905, Nr. 34, S. 272, und Professor Dr. V. Weber-Würzburg in der „Theologischen Revue“ 1906, S. 140 ff., auf eine Reihe höchst bedenklicher Symptome in den „Heim“schen Schriften aufmerksam.

Seiner Nationalität nach dürfte er ein Deutscher und zwar Bayer sein. Widmet er doch sein neuestes Werk „dem ehrwürdigen Andenken der gottseligen Jungfrau Anna Maria Heim O. S. Fr., † 31. August 1633 zu Klosterbeuern im Allgäu“, die er S. XXVIII als Anverwandte ausgibt. Ein rassereiner Süddeutscher wird er wohl nicht sein; denn zu viele fremde, störende Elemente finden sich in seiner Eigenart. Vielleicht sind diese nur das Resultat eines langjährigen Aufenthalts oder vieler Reisen im Ausland. Einen berechtigten Schluß hierauf gestatten seine große Vertrautheit mit italienischen und orientalischen Verhältnissen. Ganz schlecht ist er z. B. in seinem „Paulus“ (S. 246) auf Italien, „das Land der Zitronen und der Lügen“, und namentlich auf die italienischen Advokaten zu sprechen, „die mit pompösen Redensarten, Dichterzitaten, Wutanfällen und Tränenergüssen ihre Anklage- und Verteidigungsreden spicken und den Applaus ihrer Klienten und Zuhörer erspielen, im Grunde aber nur schwätzen, um recht viel herauszuschlagen. Geld geht ihnen vor Recht und Gewissen …“ Der Arme scheint also bei italienischen Gerichtsverhandlungen nicht sehr erfreuliche persönliche Erfahrungen gemacht zu haben — ? Im Orient namentlich erweist er sich sehr lokalkundig; auch die plastischen Schilderungen von Land und Leuten deuten darauf hin. Im Jahre 1885 scheint er sich einige Zeit in Konstantinopel und Umgebung aufgehalten zu haben und bei dieser Gelegenheit mit einer „segnenden gnädigen Bischofshand“ in Berührung gekommen zu sein, wie uns einige im Aerger über irgend ein rätselhaftes Vorkommnis leicht hingeworfene Bemerkungen auf S. X seines „Paulus“ verraten. In unmittelbarem Zusammenhang damit steht eine „Odyssee des Autors durch Kleinasien“ (ebendaselbst S. 709 f.), die mit einer „von alarmierten Weibern inszenierten Begrüßung mittelst Kuhmist“ (Christus victor, S. 357) einen ominösen Anfang nahm. Nebenbei scheint Freund „Heim“ auf diesen Irrfahrten sich besonders für „die Prügelzucht in der Türkei und im Orient“ interessiert und dabei für seine Sammelmappe so reiches Material erworben zu haben, daß er sich genötigt sah, selbst noch seine christologischen und hagiologischen Werke mit derartigen Reminiszenzen zu „würzen“.

Dieser Umstand führt uns zu einer ganz sonderbaren Eigentümlichkeit der „Dr. N. Heim“schen Bücher, die nicht unerwähnt bleiben darf; gab sie doch den Anstoß zu unseren mehrjährigen „Heim“-Studien. Es ist dies eine gewisse Vorliebe des Autors fürs Prügeln, namentlich für Schilderung von Szenen, wo Knaben und junge Leute gezüchtigt werden. Schon bei Erscheinen der ersten Auflage des heiligen Antonius machte ein Rezensent im Kölner Pastoralblatt (1896, Seite 96) auf diesen widerlichen Umstand aufmerksam. Bereits 1903, in seinem „heiligen (!) Benedikt Labre“ ist diese Eigenart „Heims“ zur förmlichen Manie ausgewachsen. Mit einer staunenswerten Findigkeit und einem fast unerschöpflichen Reichtum des Wortschatzes behandelt er durchs ganze Buch hindurch dies Thema. An und für sich schon ist diese Tatsache, daß „Dr. Nik. Heim“ in diesen Heiligenleben so viele Prügelszenen schildert und dabei meistens in eine für normal veranlagte Naturen ganz widerliche Lebhaftigkeit des Stils gerät — fast möchte man es ein wohliges Schwelgen nennen — auffallend. Noch bedenklicher wird dieser Umstand, wenn wir seinen „Christus victor“ zur Hand nehmen, dessen deutsch-lateinischer Notenanhang, wie ein Rezensent im „Pastor bonus“ 16, (1903/04) 96 sich ausdrückt, „Dr. Nik. Heim“ „um seinen Ruf als Autor bringen kann“, da er dort bereits „in den Fußtapfen Krafft-Ebings wandelt“. In der Tat traut man beim Durchblättern dieses Notenanhangs (S. 331—364) kaum seinen Augen und hält es nicht für möglich, daß ein „katholischer“ Volksschriftsteller es über sich bringen kann, in solcher Behaglichkeit den abscheulichsten Kloakenschmutz der dunkelsten antiken Welt zu durchwühlen und die peinlichsten Szenen jener verkommenen Lebewelt manchmal mit geradezu photographischer Treue „zur Belehrung für jedermann“ wiederzugeben. Es gehört schon eine ganz respektable Frivolität dazu, über diesbezüglich geäußerte ernste Warnungen und gewissenhafte Ausstellungen mit dem Schlagwort „unmännliche Prüderie“, einigen zynischen Redewendungen und Witzen und dem Knittelverse:

„Der Blöden wegen,
Die Feder legen
Wir nieder und schweigen,
Um Ruh zu erreichen,“ („Paulus“, S. 740)

sich hinwegzusetzen und dann mit derselben behaglichen Breite und Ausführlichkeit bei seinem Lieblingsthema, der Prozedur der Geißelung und des Rutenstreichens,[1]) namentlich, wo es sich um Knaben handelt, und der jüdischen resp. orientalischen Beschneidung, zu verweilen. Doch genug hiervon! Heute wollen wir diesen nur leicht angedeuteten „Heim“schen Spuren nicht weiter nachgehen. Vielleicht nimmt sich gelegentlich einmal ein Krafft-Ebing der „Dr. Nik. Heim“schen „Erbauungs“schriften an; er dürfte es nicht bereuen. Zweifelsohne werden manche Kapitel seiner „Psychopathia sexualis“ — ich nenne hier nur die über „ideeller Sadismus“ und „Knabengeißler“ — um eklatante Beispiele und interessante Belege reicher werden!

Auch das sei noch flüchtig angedeutet: in seiner literarischen Polemik gegen Protestanten und Andersgläubige ist unser ehrenwerter Nikolaus so schroff und unverträglich, so maß- und rücksichtslos, daß jeder ruhige Beobachter sich des Eindruckes nicht erwehren kann, daß dies Gebaren gesucht, gekünstelt, ja ein tendenziöses ist. Ganz und gar im Widerspruch zu diesem affektierten Häretiker- und Lutherhaß steht vollends „Heims“ unverkennbare Vorliebe für „Bibel“zitate, seine pietistische, oft widerlich-frömmelnde Sprachweise und seine Kenntnis und Verwertung der neuesten protestantisch-theologischen Fachliteratur. — —

Immer rätselhafter wird der Mann! Immer „dunklere Schatten“ senken sich auf dies geheimnisvolle Pseudonym. Ein klares, harmonisches Charakterbild leuchtet uns aus seinen Schriften nicht entgegen. Versuchen wir es darum, das nächste Mal auf anderem Wege in dieses Dunkel Licht zu bringen!

[1]) Hier nur eine kleine Stichprobe. Ausdrücke wie „Rute, Rohrstock, Unterrichtszwang, spanisches Rohr, Stock, Karbatsche, Haselstock, Fouet, Lederpeitsche, Züchtigung, Bläuen, Wichsen“, sind nur den Seiten 11—17 im zweiten Kapitel des „Benedikt Labre“ entnommen. Einige andere Ausdrücke finden wir S. 178: „Fuchtel, Geißel, Durchwichsen, Haselgerte, verge, Kantschu“. Wieder andere S. 431 ff.: „über den Stuhl legen, Backenstreiche, Zuchtgerte, Strickgeißeln, Disziplin, Stricke, Ketten, Hundepeitschen, Haselnußstock, Knotenstricke, Geißelstreiche, Peitschenhiebe, Striemen, Birkenrute, schlägebedürftiger Junge, Anti-Rutenzeit, Selbstzüchtigung, Zuchthäuser, Handschrift auf der Haut, Historia flagellantium, Prügelstrafe, Riemen, frische Gerten, Lederpeitschenhiebe, Schwingen der Geißel, Staupbesen“ usw. So geht es fort in unerschöpflichem, buntestem Wechsel des Ausdrucks in allen „Heim“schen Schriften. Mit frappierender Geschicklichkeit weiß er immer wieder auf dies Thema zurückzukommen. Manchmal behandelt er es in jener zynisch-derben, glühend sinnlichen, ja geradezu krankhaften Weise, die ihre giftigsten Blüten in der sadistischen Schundliteratur treibt.

Vom Büchertisch.

Dr. Brück, weil. Bischof von Mainz, **Geschichte der kathol. Kirche im 19. Jahrhundert**, fortges. von Dr. Kißling. 5 Bde. 35.70 M, gebd. 44.70 M. Münster (Westf.), Aschendorffsche Buchhandlung. Wir freuen uns, den Abschluß dieses vielumfassenden Werkes anzeigen zu können, das der hochw. Verfasser selbst nicht hat zum Ende bringen sollen, das aber in Dr Kißling, dem langjährigen Mitarbeiter des Verewigten, einen tüchtigen Fortsetzer gefunden hat. Welchen Anklang das Unternehmen gefunden, erhellt aus der Tatsache, daß für die ersten vier Bände schon eine zweite Auflage notwendig geworden ist. Und das ist nicht zu verwundern; denn wer immer sein Verständnis der heutigen Zeit durch das Studium ihrer Vorgeschichte zu vertiefen strebt, wird in Brücks Werken ein wichtiges Mittel der Orientierung finden. Wir empfehlen es, besonders auch allen Bibliotheken, zur Anschaffung.

J. Hartmann.

Unter dem Königlich Bayerischen Hoftitel.

Auch ein Beitrag zur „Moral" und „Doppelten Moral".

Ein höherer Offizier schreibt der „Allgem. Rundschau":

Der Schrecken, den Peter Ganters schlaue Romanspekulation allen Praktikanten einer „doppelten" Moral in die Glieder jagte, ist rasch verflogen. „Ganz München" strömt wieder zum Schauspielhaus, um sich von Ludwig Thoma „Moral" predigen zu lassen. Mit Wonne und Behagen genießt man seine bei den Haaren herbeigezogene, innerlich unwahre Satire auf die Sittlichkeitsvereine und ihre typischen Stützen, die natürlich durch die Bank Heuchler und Pharisäer sind. Jeder Tropf macht sich heute mit Ludwig Thoma auch über die Polizei lustig, welche „hohen Herren" zuliebe das Laster durch die Maschen des Gesetzes schlüpfen läßt, welche den Sittlichkeitsaposteln nur zum Scheine Gehör schenkt, sie aber am liebsten dorthin wünscht, wo der Pfeffer wächst.

Daß es trotz „Simplicissimus" und Thoma-Schlehmil heutzutage auch noch Charaktere gibt, ehrenwerte Männer, welche von der immer mehr „herrschend" werdenden Dekadenz und Korruption nicht angefault sind, geht natürlich dem Herrn Tout-le-monde und der Madame Gans nicht ein. Die Logik, daß alle Tugend Komödie ist, paßt ihnen besser; bedeutet sie doch Absolution für alle vergangenen und zukünftigen Sünden.

Nur einen Typ habe ich in der Thomaschen Komödie vermißt. Neben dem Präsidenten und den Ausschußmitgliedern des Sittlichkeitsvereins mit ihrer „doppelten Moral" durfte ein Königlicher Hofbuchhändler nicht fehlen, der für Prinzessinnen, für einen hohen Adel und für christliche Familien besserer Stände brave und gute Bücher bereithält und gleichzeitig die Welt, die „sich auslebt", gegen reichliche Goldfüchse mit den „Meisterwerken" der obszönsten Pornographie versorgt. Nun, vielleicht widmet der Liebling unserer versimplicissimusten „Gesellschaft" diesem Typus nächstens noch eine eigene Komödie, für die ich ihm — nach dem Muster der modernen Berliner „Nacktlogen" — den Titel „Die Geheimloge der Bibliophilen" vorschlage. Die passenden Modelle findet Thoma in allernächster Nähe des geliebten Schauspielhauses und bei seinem höchsteigenen Leibbuchhändler. Doch Spaß beiseite!

Daß die Buchhandlungen ihren Kunden und solchen, die es werden könnten, vor dem hl. Weihnachtsfeste Kataloge von Geschenkwerken ins Haus schicken, ist allgemein üblich. Aber nie in meinem Leben habe ich einen Weihnachtskatalog in der Hand gehabt, ähnlich demjenigen, den die Königlich Bayerische und Großherzoglich Luxemburgische Hofbuch- und Kunsthandlung Ackermann Nachf., Karl Schüler, vor Weihnachten an die Adressen besserer Familien, notabene auch an anständige Damen, versandte. Ich war bisher der rückständigen Meinung, daß der Handel mit sog. „Privatdrucken" für sog. „Bibliophilen" wegen des ominösen § 184 des Reichs-Straf-Gesetzbuches mit Ausschluß der Oeffentlichkeit auf dem Subskriptionswege oder gar nur an „Vereinsmitglieder" einer zu dem Zweck gegründeten „Gesellschaft" vor sich gehe. Der „Jahreskatalog 1909" der genannten Königlich Bayerischen Hofbuchhandlung hat mich eines anderen belehrt. Der erste Teil dieses Katalogs, der, wie gesagt, den Weihnachtsmarkt beglückte, bringt an erster Stelle als besondere Spezialität dieser Firma, durch stärksten Fettdruck ausgezeichnet, ein ganzes Register „Neudrucke älterer Literaturwerke und Bücher für Bibliophilen". Was der letztere terminus technicus bedeutet, dürfte den Lesern der „Allgemeinen Rundschau" aus früheren Erörterungen bekannt sein. Die Bezeichnung „Bücher für Pornophilen" würde die Sache deutlicher, wenn auch derber, treffen. Da figurieren in bunter Reihe neben den „Briefen der hl. Katharina von Siena" und dem „Blütenkranz des St. Franziskus von Assisi (Fioretti)", neben dem „Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe" und „Heinrich von Kleists sämtlichen Werken" allerlei schamlose Obszönitäten in Wort und Bild, deren unzüchtiger Charakter so unbestritten ist, daß sie sich bisher nicht ans Licht der Oeffentlichkeit getrauen durften. Ich nenne hier aus begreiflichen Gründen keine Titel. Ich rufe auch beileibe nicht nach dem Staatsanwalt. Es würde ja ohnehin zu nichts führen, seitdem es mit Hilfe von „Sachverständigen" aus dem Kreise der „modernen" Künstler und Literaten gelungen ist, den § 184 in den meisten Fällen so gut wie aufzuheben. Es kommt wohl noch so weit, daß nur diejenigen bestraft werden, die an solchen Dingen Anstoß nehmen.

Ja, wenn dieselben Bücher und Bilder in ordinärer Druck- und Papierausstattung auf Hintertreppen und durch minderwertige Kolportage unter die Leute gebracht würden, dann wäre der saubere Kolporteur samt dem Drucker und Verleger sofort geliefert. Aber hier handelt es sich nur um die „allerfeinsten" Werke mit modernstem Parfüm, die auf „van Geldern in Glanzleder", auf „feinstem Hadern", auf „holländischem Büttenpapier", vielleicht gar auf „Kaiserlich Japan" oder auf „Strathmore-Japan" gedruckt, in Schweinsleder (sic!), in „Ganzpergament", in „Maroquin", in „Seide" gebunden sind und Stück für Stück zwischen 30, 40, 50, 60, 90 und noch mehr Mark kosten. Den lachenden Buchhändlergewinn kann sich jeder leicht ausrechnen. Diese Bücher für die exklusive obere Schicht der Pornobibliophilen entziehen sich den Gesetzen, die für das profanum vulgus gelten.

Aber wenn auch die Justiz schweigen muß, was sagt der Verein der Münchener Buchhändler zu dem geschilderten Spezialitätenvertrieb einer Königlich Bayerischen Hofbuchhandlung? Es gibt in München Buchhändler genug, die einen auf anständige Weise erworbenen goldenen Gewinn gut brauchen können. Warum verzieren diese ihre Kataloge nicht mit den „Büchern für Bibliophilen"?

Man sagt mir, die Königlich Bayerische Hofbuchhandlung Ackermanns Nachf. treibe schon seit Jahren einen schwunghaften Handel mit pornographischen Werken, und zwar nicht nur in München und Bayern, sondern auch nach Norddeutschland, verschicke die Bücher auch zur Probe und Ansicht und dehne so ihren Abnehmerkreis für diese Sorte von Literatur immer mehr aus. Diese Angabe wird bestätigt durch eine Geschäftsreklame, die sich auf der Rückseite eines Umschlages (aus dem Jahre 1906) der auf diesem Gebiete unliebsam bekannten Wiener Verlagsfirma C. W. Stern verzeichnet findet. Dort heißt es:

„Ackermann Nachfolger (Karl Schüler) München
Hof-Buch- und Kunsthandlung
Ständiges Lager bibliophiler Seltenheiten."

Wendet man das Blatt mit dieser Geschäftsanzeige um, so liest man folgendes:

„Subskriptions-Einladung. Demnächst erscheint im Subskriptionswege die einmalige Auflage von „Die Bonbonnière", galante und artige Sammlung erotischer Phantasieen (Originalradierungen), von Choyly le Conin, paraphrasiert in Reimen und Prosa von Amadée de la Houlette.

Der große Erfolg, den der Künstler der I. Publikation der Gesellschaft österreichischer Bibliophilen (Fleurettens Purpurschnecke) gehabt hat, veranlaßt dieselbe, ein weiteres größeres Opus von „Choyly le Conin" zu edieren.

Die obengenannte Erstpublikation dieses Meisters hat zur Genüge dargetan, daß wir es hier mit einem allerersten Künstler zu tun haben.

Was sich wirkliche Kunst zum Vorwurf nimmt, hat seine Daseinsberechtigung in sich selbst, wenn es auch das von den Sittlichkeits-Fanatikern durchschnüffelte Gebiet der Erotik ist. Nicht für diese, ebensowenig für das Volk, dessen sogenannte Moral geschützt werden soll (mitunter von Menschen, die gar nicht dazu berufen sind), ist diese Publikation gedacht.

. . . . . Der Rausch der Sinne, wenn er schöne Menschen darstellt, ist für das Schönheitsideal genau so eine Offenbarung, wie jede andere."

Unmittelbar gegenüber prangt folgende Reklame:

„Demnächst wird erscheinen: Das erotische Werk des Thomas Rowlandson. Fünfzig zum Teile farbige Faksimilereproduktionen nach den Originalen, mit einer Einleitung von Franz Blei.

Die Kühnheit und Sicherheit seiner Meisterschaft führt ihn bis in das, was man die Obszönität nennt, die er wagen kann, weil er sie mit seiner Kunst völlig beherrscht."

Hier wird also die „Obszönität" offen zugegeben. Und das alles bezieht man durch Ackermanns Nachfolger, Königlich Bayerische und Großherzoglich Luxemburgische Hofbuchhandlung, die für Deutschland ein ständiges Lager unterhält. Der Rest ist Schweigen.



Der erste Bettelgang.

Skizze von Maria Norbert, Wien.

„Gibt es überhaupt einen Lebenswert?“ So fragten gelangweilt oft und oft die Herren und Damen einander, die am Spieltisch des berühmten und berüchtigten Salons den Abend verbrachten. Die Antwort war allseitiges Gähnen und dann eine Flasche Sekt und dann noch eine, bis die Nerven aufgepeitscht waren und die Augen rollend und glühend dem Spiel der Würfel folgten. Der eine verlor mit wüstem Lachen mindestens die Revenuen eines Jahres, die der andere mit roher Schadenfreude einsteckte.

Derselbe rohe, brutale Egoismus, der diese Männer beseelte, durchglühte auch das Wesen dieser Frauen aus der Halbwelt, die dem Ganzen die Würze verleihen sollten. Und doch waren nicht alle so schuldig und elend, wie sie sich auf den ersten Blick zeigten. Manches feine Antlitz, dessen edle Linien auch die Schminke nicht verdecken konnte, manches in der Schuld noch unschuldsvolle Auge hob sich grell von der Umgebung ab. Aber nach jahrelangem Verweilen in den Kreisen, wohin Armut, Unglück, Verzweiflung so manche gedrängt, war die wehe Sehnsucht, die tränenvolle Reue zu Eis erstarrt im Herzen, und es fehlte das glühende Feuer, dieses Eis zu schmelzen. Fehlte? Nicht ganz, nicht allen.

Eine war nicht anwesend in dem Kreis der Wilden, die sich im Sekt und Spiel und in der Sinnenlust berauschten, eine, die lange nur mit müdem, toten Lächeln die Frage nach dem Lebenswert beantwortet hatte, eine, die langsam dahinstarb aus Ekel und Scham und doch blieb aus Gewohnheit.

Marguerite war Mutter geworden, eine sündige Mutter zwar, aber doch eine Mutter. Das Bewußtsein ihres heiligen Berufes kam ihr früh am Morgen nach der Geburt des Knäbleins. Am selben Morgen wollten kalte, rauhe Hände ihr das Kind entreißen; das Wimmern des kleinen bedürftigen Wesens paßte nicht in die Wohnung der Lust. Marguerite, die jahrelang düster und stumpf das geduldige Verkaufsobjekt berechneten Handels gewesen war, hatte zum erstenmal einen Willen: sie riß den kleinen Knaben an die Brust und wehrte die Angriffe ab.

Widerlich lachend entfernte sich die Besitzerin des Spielsalons. Aber Marguerite wußte, daß sie den Sieg nur momentan errungen hatte. Nachts, wenn sie schlief, würden unbarmherzige Hände ihr das Einzige nehmen, das sie besaß, und würden es hinausschleudern ins Elend und später ins Verbrechen. Marguerite stand mutterseelenallein; kein Wesen auf Erden liebte die Einsame; nur das Kindlein schmiegte sich fest an sie und liebte sie in seiner Bedürftigkeit.

Das große, gläubige Vertrauen zur Mutter, das Gott dem Kinde gab, durchleuchtete sonnengleich ihre Seele, und in dieser Sonnenglut keimte und wuchs mit Blitzesschnelle ein Gefühl, ein Bewußtsein in die Höhe, das sie jahrelang nicht mehr gekannt hatte: Verantwortlichkeit nennen es die Menschen, sie mit ihren stumpfen Sinnen und ihrem trägen Verstande benannte es nicht. Sie fühlte nur, daß sie das Schicksal des einzigen Wesens war, das ihr vertraute.

Rasch und gedankenlos, wie sie sonst jeder Laune ihrer Weichlichkeit gefolgt war, mit instinktivem Schrecken vor einer nahenden Gefahr sprang sie von ihrem weichen Lager auf, zog sich trotz aller Beschwerden notdürftig an und hüllte das Kind ein.

Still und leise huschte sie die Stufen des dunklen Hauses hinab, in dem alles zu so früher Morgenstunde noch schlief. Erst unten blieb sie stehen und blickte fremd umher.

Wohin? Die Frage hatte sie sich bisher nicht gestellt. Nur einmal im Leben, so erinnerte sie sich dunkel, vor fünf Jahren, da ihre Mutter, die Schauspielerin, starb und sie als Waise ohne Kenntnisse, ohne Fähigkeiten, ohne Arbeitslust zurückließ, da hatte sie sich diese Frage gestellt: einmal, kurz, und als sie keine Antwort wußte, war sie zu einer Freundin ihrer Mutter gegangen und hatte diese gefragt; seit damals hatte sie nicht mehr gedacht.

Jetzt begann sie der Kopf zu schmerzen, wie sie in der kalten, schneidenden Luft an der Straßenecke stand und dachte: zum erstenmal im Leben auch an ein anderes Geschöpf. Antwort gab ihr der müde Kopf nicht, aber das Kind an ihrer Brust regte sich und das Bewußtsein ihrer Bürde erregte wieder ihre unbestimmte Angst vor dem dunklen Haus, und sie jagte blindlings weiter.

Die Straßenkehrer und die vereinzelten Passanten blickten dem keuchenden gehetzten Weibe nach, das ein Bündel unter dem Tuch verborgen hielt. Brachte das Weib gestohlenes Gut in Sicherheit?

Bitterster Hohn des Lebens, die Mutter stahl heimlich ihr eigenes Kind!

Marguerite hörte nichts, stumm keuchte sie die Straßen entlang, bis sie vor einem großen Haus zusammenbrach, aus dem viele Menschen kamen. Fest hielt sie die Last unter dem Tuch an sich gedrückt und setzte sich in einen Winkel an die Türe. Ihr Antlitz, eingefallen von den physischen Schmerzen der Geburt, ihr Haar, das wirr herabhing, ihre fieberhaft glänzenden Augen erregten das Mitleid eines alten Weibleins, das mit einem Körbchen aus der Kirche kam.

Die Alte warf ihr einen Kreuzer in den Schoß und schaute sie mitleidig an. „Weib, gehts doch eini in d' Kirchen, dort is net soviel kalt.“ Jetzt erst blickte Marguerite auf und auf den Kreuzer und auf das arme alte Weiblein. Sie bemühte sich zu denken und dachte, die Alte habe den Kreuzer fallen lassen und bot ihn ihr wieder dar. „Könnt's euch ihn g'halten, mit dem armen Wurm seid's ärmer als ich,“ sagte das Mütterchen und humpelte nickend davon. Eine flammende Röte färbte die Wangen Margueritens. Langsam dämmerte ihr der Gedanke auf, daß sie nun eine Bettlerin sei. „Nur nicht betteln müssen,“ sie erinnerte sich, wie ihre Mutter, eine alternde Schauspielerin, ihr diese Angst vor Armut und Not beigebracht, und wie diese Angst sie in die Schande getrieben hatte.

Marguerite schauderte, fror und hungerte; Schmerzen und Schwäche übermannten sie. Mehr kriechend als gehend gelangte sie in die Kirche, wo sie sich in den ersten Winkel verkroch. Gegenüber war ein Altar mit dem Bildnis der schmerzhaften Mutter Gottes, um den zahlreiche Gläubige knieten.

Mit blöden Augen betrachtete die Mutter das Bild. Dann kamen ihr wieder Erinnerungen, langsam, eine nach der anderen schlichen sie durch ihren schmerzenden Kopf. Die Kindsmagd hatte sie oft in die Kirche geführt und vor den Muttergottesbildern ihre Händchen gefaltet: „Mütterchen mein, bewahre mein Herz rein, weih mich durch deine Schmerzen ein.“ Die fromme alte Magd hatte einst an einem Sonntagnachmittag das Verslein ausgedacht und ließ es stolz jedesmal das Kind beten.

Das Gefühl unendlichen Elends durchdrang die junge Mutter, als das Knäblein vor Hunger leise zu wimmern begann. Mit geschärftem Blick entdeckte das verzweifelte Weib ein Kindlein auf dem halbdunklen Bild, und es sah so blaß und milde aus, und die Mutter war so traurig: „Hatte sie Hunger, hungerte das Kind?“ Das Weib, das jahrelang in der Knechtschaft des Sinnenlebens gelegen, konnte sein Denken nicht höher aufschwingen. Es stand bei ihr fest: die Muttergottes war hungrig und ihr Kind litt Hunger, und so litt sie einst aus Liebe zu ihr, damit sie einst satt werden könnte drüben im Himmel.

Unendliche Rührung und Reue, daß sie so lange die Mutter der Liebe vergessen, bemächtigten sich ihrer. Auf allen Vieren kroch sie hin und küßte das Bild und preßte das Mündchen ihres Kleinen auf den kalten Rahmen. Dann wankte sie in ihren Winkel zurück und suchte zu der hehren Mutter zu beten:

„Mutter mein — weih mich durch deine Schmerzen ein.“ Der Satz flog ihr durch den brennenden Kopf, wieder und immer wieder, und ihr Körper zuckte, und ihr Haupt sank langsam herab.

Eine rauhe Hand rüttelte sie: „Hunger“, wimmerte das Weib, „Schmerzen“, dann schlug es noch einmal geisterhaft die Augen auf. „Mutter!“ mit durchdringender Stimme schrie sie das Wort in die kalte, leere Kirche hinaus, dann verstummte sie für immer.

Und der Kirchendiener rüttelte sie, bis das Kind unter ihrem Tuch zu wimmern anfing. Das Weib aber blieb still. Da erkannte endlich der Mann, daß der Frost und der Hunger ein neues Opfer gefordert hatten, und nahm das Kindlein von der Brust der Toten. —



Aus ungedruckten Witzblättern.

Der Zeitungsleser.

Drei Tage lang erscheinet keine Zeitung!
So machte es bekannt des Leibblatts Leitung.
Drei Tage kommt ins Haus mir jetzt kein Blatt,
— Nun fühl' ich erst, wie ich vom Lesen matt.
Finanzreform ohn' Ende und ohn' Schluß,
Der Blockartikel täglicher Verdruß
Und last not least der Kronprinz aller Serben,
— Zuweilen war es wirklich doch zum Sterben.
Nun aber hat die arme Seele Ruh;
Ich mache fest die müden Augen zu,
Nun störet mich kein Eigner Drahtbericht,
Ich höre höchstens still ein fromm Gedicht,
Erquicke froh an Speise mich und Trank
Und sag dem Herrn für alles Lob und Dank.
Doch kommt der Montag, ... ('s ist der alte Kummer),
Greif ich nervös schon nach der „neuesten Nummer".

Weihnachten 1908. August.

Eine europäische Eulenburg-Konferenz.

Wie eine geschäftige Sensationspresse zu melden weiß, ist Fürst Eulenburg auf Schloß Liebenberg munter und guter Dinge. Er geht und fährt fleißig spazieren, liegt dem feudalen Weidwerk ob und führt im übrigen eine eifrige Korrespondenz mit seinen zahlreichen Freunden im Inlande und im — Auslande. So heißt es bedeutungsvoll in verschiedenen Bulletins. Nur die Verhandlungsfähigkeit des immer noch unter der Anklage des Meineides und der Meineidsverleitung stehenden Grandseigneurs wird entschiedenst bestritten. Sobald es dazu käme, würde, so versichert man, der Fürst seinen guten Humor plötzlich verlieren, einen Nervenchoc nach dem anderen erleiden und nur als völlig gebrochener Mann im Krankenautomobil nach Moabit zurückkehren. Die Sache ist in der Tat so einleuchtend, daß nächstens auch andere, minder hochgestellte Angeklagte mit sicherem Erfolg das Experiment, wenn ihnen dazu Gelegenheit geboten wird, am eigenen Leibe werden riskieren können. Es fragt sich nur, ob es ihnen etwas hilft. Jedenfalls wird ihretwegen nicht das Medizinalkollegium der Provinz Brandenburg zur Abgabe eines Obergutachtens einberufen werden, wie es jetzt dem Fürsten Eulenburg widerfährt. Es dürfte übrigens schnöde Verleumdung sein, wenn gemunkelt wird, Eulenburg benütze seine so fleißig gepflegten ausländischen Verbindungen zu politischen Intrigen. Wie wir aus sonst gut unterrichteter Quelle erfahren, hat die eifrige Auslandskorrespondenz des Fürsten einen rein persönlichen und privaten Zweck. Als vorausschauender Diplomat rechnet der Fürst mit der Möglichkeit eines ihm ungünstigen, das heißt seiner Verhandlungsfähigkeit günstigen Obergutachtens des Brandenburgischen Medizinalkollegiums und setzt deshalb schon jetzt alle Hebel in Bewegung, um eine europäische Konferenz zur Prüfung der Unmöglichkeit und zugleich Unzweckmäßigkeit einer Fortführung des unterbrochenen Prozesses durchzusetzen. Der Fürst hofft die zu erwartende deutsche Opposition durch konzentrische Arbeit mehrerer ihm befreundeter europäischer Diplomaten und Mächte matt setzen zu können. Eine europäische Eulenburg-Konferenz wäre in der Tat eine Sensation ersten Ranges für das Jahr 1909, das infolge seiner magisch-mystischen Ziffernstellung überhaupt zu großen Dingen berufen scheint. Qui vivra, verra. Rigoletto.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. „Maß für Maß" entstand in der glücklichsten Zeit Shakespearischen Schaffens. Schroeder hat es 1776 in Hamburg der deutschen Bühne erschlossen; dort und in Berlin hat es sich nicht längere Zeit gehalten. Späteren Jahrzehnten wollte die unverblümte Ausdrucksweise des Dichters zu frei erscheinen. Es ist jedoch lehrreich, zu sehen, wie Shakespeare, im Gegensatze zu vielen der Heutigen, heikle Stoffe behandelt. Gewiß, er nimmt kein Blatt vor den Mund, aber er vermeidet auch, von dem Abstoßenden und Unschönen mehr zu zeigen, als die Idee des Stückes erfordert. Er führt uns zwar zeitweise zur Hefe des Volkes hinab, aber er läßt uns nicht im Zweifel darüber, wie er über Kuppler denkt. Es fällt ihm nicht ein, schimpfliches Gewerbe sophistisch zu rechtfertigen. Fesselt uns der tragische Konflikt des starren Ideologen, der in die gleiche Schuld gerät, die er verdammt, so empfinden wir die Intrige abstoßend, ja unsittlich, durch welche bei dem nächtlichen Stelldichein statt der begehrten die verlassene Braut erscheint, deren Verhalten wir entgegen den Absichten des Dichters, der in „Ende gut, alles gut" ein ähnliches Motiv verwendete, als würdelos empfinden. Unvergänglich bleiben die Schönheiten der Charakteristik und die in den Versen eingestreute Weisheit. Dr. Kilian hat in Karlsruhe das Stück in eigener Bearbeitung erfolgreich auf die Bühne gebracht, hier verzichtete er zugunsten der Reliefbühne auf sie. Dieser erste, selbständige Versuch des Residenztheaters, sich der Ausstattungsprinzipien des Künstlertheaters zu bedienen, ist vortrefflich gelungen, zum guten Teil auch deshalb, weil man sie nicht sklavisch anwendete. Im Künstlertheater hatte man immer den Eindruck des Engen, Bewegungsunfreien, wenn mehr als vier Personen auf der Szene standen. Hier bot ein Prospekt einen weitgedehnten Blick auf Wiesen und Felder, der der Volksszene des Schlußaktes den Anschein größter Ausdehnungsmöglichkeit gab. Der schon bei der Savitsschen Shakespearebühne benutzte Gardinenhintergrund für Szenen, welche keine besondere Betonung des Milieus erheischen, ermöglichte schnellste Verwandlungen und damit die nahezu strichlose Aufführung. Professor Julius Diez hat bei sparsamstem Gebrauch von Requisiten Bühnenbilder von charakteristischem und poetischem Reiz geschaffen. Die malende Wirkung der Beleuchtung hat Direktor Klein wieder wesentlich zu verfeinern gewußt. Die Naturstimmungen mußten auch den für Farbenreize verwöhntesten Blick bestechen. Nicht durchaus gefallen mir Diez' Kostüme. Gewiß sind sie zu den Szenenbildern koloristisch wirksam abgetönt, aber manche Tracht ließe sich der Gestalt der Schauspieler individueller anpassen. Die Hauptrollen wurden von Jacobi und Lützenkirchen gut gegeben, wenngleich beide von Shakespeare bedeutender gedacht sind. Die herbe Tugend Isabellas fand in Frl. Lossens vornehmer Gestaltung eindrucksvolle Wiedergabe. Die zahlreichen kleineren Chargen fanden sehr charakteristische Verkörperung; ich erwähne nur Wohlmuths feinkomische Zeichnung des Bierzapfers Pompejus. Das Publikum erwies sich sehr dankbar. Rufe nach Professor Diez verhallten unerhört.

Im Kgl. Hoftheater gab man am Sonntag nachmittag als Wohltätigkeitsvorstellung zum Besten der Bühnenpensionsfonds die „Fledermaus". Es war eine künstlerisch minderwertige Leistung. Nicht einmal das Orchester stand auf der Höhe. Die ganze Aufführung litt unter einer Schwerfälligkeit, die mit dem leichten Stil der Operette unverträglich ist. Vergeblich bemühte sich der zudem indisponierte Herr Walter, durch seinen leichtfüßigen Herrn von Eisenstein etwas Leben in die Bude zu bringen. Fräulein von Fladungs Adele traf vortrefflich den prickelnden Soubrettenton. Um so langweiliger war die hochdramatische Rosalinde der Frau Burg-Zimmermann. Basil als Gefängnisdirektor und König als Gefängniswärter Frosch bemühten sich, ihre zwerchfellerschütternde Komik noch durch einige neue Nüancen zu verstärken, aber auch der Alkoholismus kann durch Uebertreibung seine vis comica verlieren. Das königliche Opernhaus in München hatte schon brillante „Fledermaus"-Aufführungen zu verzeichnen. Die jüngste war künstlerisch ein direkter Mißerfolg.

Aus den Konzertsälen. Das 5. Abonnementskonzert des Konzertvereins bot unter Löwes Leitung Haydn, Brahms und Liszt in bedeutender, ja glanzvoller Wiedergabe. In der zweiten Londoner Symphonie hatte das Orchester seinen künstlerischen Höhepunkt. Die Hirtenmusik aus „Christus" und die symphonische Dichtung „Tasso" waren gleichfalls von schönster Wirkung, wenngleich der ausgezeichnete Dirigent Liszt wohl etwas fremder gegenübersteht. Als Interpreten des Brahmsschen Konzertes begrüßten wir Fritz Kreisler, dessen brillante Technik man schon lange hochschätzte. Der Geiger hat sich allmählich zu einer stolzen Höhe musikalischer Kultur entwickelt. Die Schönheit seines Tons, seine verblüffende Technik und sein reifer Vortrag riefen eine Begeisterung hervor, die sich in fünfmaligem Hervorrufen auslöste. Mit Befriedigung konstatieren wir, daß die Abonnementskonzerte nun den gefüllten Saal aufweisen, den sie ihrem künstlerischen Werte nach verdienen.

Verschiedenes aus aller Welt. Ein Denkmal für Otto Ludwig, den Dichter des „Erbförsters", wird in Dresden aus Mitteln der Tiedge-Stiftung errichtet werden. — Karl Weiß' Oper „Die Zwillinge" hatte in der Berliner „Komischen Oper" eine freundliche Aufnahme. Der Text erweist sich als eine starke Vergröberung von Shakespeares „Was ihr wollt". Die Partitur zeigt, nach Berichten, den gewandten Musiker, dem es jedoch an eigenartiger, schöpferischer Kraft gebricht. — Wilhelm Schmidtbonns Schauspiel „Der Graf von Gleichen" fesselte im Berliner Kammerspielhaus durch die Bildkraft der Sprache. Die Kritik vermochte die dramatische Notwendigkeit nicht zu empfinden. Schmidtbonns Menschen führen große Worte im Munde, handeln aber aus niedrigen Motiven und erleiden gemeine Schicksale. — Ohne tiefere Eindrücke blieb Wilhelm Henzens reichbelebtes Renaissancedrama „Menschenopfer" bei seiner Uraufführung in Leipzig. — Das Berliner Neue Schauspielhaus gab „Rabagas", die Satire, welche Sardou einst auf Gambetta geschrieben hat. Die feine Technik und überlegene Schlagfertigkeit des Autors fesselten. — In Paris fand Sudermanns „Fritzchen" eine sehr günstige Aufnahme. — Die zweite sächsische Kammer bewilligte die Mittel zum Umbau des Kgl. Opernhauses in Dresden. — In Nürnberg interessierte die Uraufführung von Alfred Putzels Drama: „Albrecht, Prinz von München" als Werk eines begabten Anfängers. Der Agnes Bernauerstoff wird nach Berichten hierin historisch sehr frei behandelt.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Tage zwischen den Festen gegen Jahresende und die Erwartung des kommenden Jahres als eines neuen Zeitabschnittes bilden für die Börse und deren Begleiterscheinungen Gelegenheit zur Sammlung. Keine Zeit ist denn auch zu Rückblicken geeigneter als die Jahreswende. Für Finanz- und Handelschroniken wird um diese Zeit das Fazit des geschäftlichen Erfolges gezogen. Diese Bilanz ist nicht nur ziffermässig aufzustellen. Die Hauptsache für den Nekrolog soll sein, auch die Konsequenzen und die heilsamen Lehren des abgelaufenen Jahres festzuhalten. Der rasch und impulsiv drängenden Zeit des Handels und Verkehrs ist ohnehin nur kurze Rast gegönnt. Das Jahr 1908 war für die finanzwirtschaftliche Chronik vor allem eine Epoche der Säuberung und Konsolidierung. Viele Opfer und Katastrophen — ob dem Drange der Verhältnisse oder der Zeiten folgend — sind zu registrieren. Sicherlich ist richtig, dass nach so vielen Enttäuschungen und unliebsamen Ueberraschungen die Wege an den Börsen geebnet und die Industrie- und Handelskreise ziemlich gut vorbereitet sind. Die Erwartungen für das kommende Jahr sind daher hochgespannte. Die Zukunft wird lehren, wie weit das gesteckte Ziel erreicht wird. Man wird nicht verkennen, dass, was die Börsen an sich betrifft, die Position im allgemeinen eine gute ist. Zum mindesten sind Faktoren vorhanden, die eine Besserung rechtfertigen. Freilich spielen bei diesem Kalkul viele „Wenn und Aber" mit, vor allem das schwierige Kapitel der Auslandspolitik. Es ist Tatsache, dass wir uns ohne den österreichischen Zwischenfall im Orient an den heimischen Märkten schon lange im Hausse-Fahrwasser befinden würden. Trotz dieser und anderer gleich unangenehmer politischer Zwischenfälle — auch solcher innerhalb der eigenen Grenzpfähle — sind grosse Kurseinbussen nicht zu verzeichnen. Sowohl in politischer wie in wirtschaftlicher Beziehung ist ein grosser Teil der trüben Ereignisse eskomptiert. — Man gab sich schon seit langem der Hoffnung hin und rechnet auch noch mit Bestimmtheit darauf, dass vor allem der überaus günstige Geldstand und die Abundanz der Bankwelt an allen kontinentalen Hauptplätzen die bessere Tendenz doch noch, und zwar bald zum Durchbruch verhelfen wird. Sonstige Momente zu einer durchgreifenden Besserung sind freilich nicht vorhanden. Sicher ist jedoch, dass mit dem Verschwinden der politischen Wolken für Börse, Handel und Industrie bessere Zeiten kommen werden und müssen — Der Rentenmarkt — angeregt durch die vorbereitende Anleihe Russlands und die Aufwärtsbewegung dieser Fonds — befindet sich in vorzüglicher Verfassung, wozu der Geldmarkt lediglich und allein beiträgt. Die derzeitigen widerspruchsvollen Meldungen aus einzelnen Industriebezirken scheinen sich der besseren Tendenz zuzuneigen. Vom Textilmarkt, insbesondere dem Montangebiete hört man endlich von seriösen Wendungen. Auch der deutschen Grossbankwelt bietet das neue Jahr jedenfalls Gelegenheit, neue grosszügige Geschäfte zu unternehmen. Die Errichtung einer neuen Bankfiliale in Konstantinopel seitens der Deutschen Bank bildet auch für unsere Handels- und Industriequellen eine neue Stütze. Die Zurückhaltung des Kapitalistenpublikums hat bisher nur gute Folgen gehabt. Bei weiterer Konsolidierung der finanzwirtschaftlichen Verhältnisse wird die Zeit einer lebhafteren Kauflust und eines gerechtfertigten Vertrauens nicht mehr ferne sein. Auch nach dieser Richtung hin wird hoffentlich der Verlauf des neuen Jahres nicht enttäuschend wirken!

M. Weber.

Münchener Brauereien. In der Generalversammlung der Schwabinger Brauerei A.-G., München wurde der Antrag auf eine weitere Zusammenlegung der Stammaktien, sowie die Verteilung einer Dividende von 2% auf die Stammaktien abgelehnt. Die Vorzugsaktien erhalten 6%, während die Stammaktien leer ausgehen. — Auch die Eberl-Faber Brauerei A.-G., München verteilt aus diesen Gründen und mit Rücksicht auf weitere Reservestellungen für das abgelaufene Geschäftsjahr keine Dividende.

W.

Die „Allgemeine Rundschau" ist außer im Abonnement ständig auch einzeln sofort nach Ausgabe regelmäßig erhältlich in der Herderschen Buchhandlung, Berlin W., Französischestraße 33a, Teleph. Ia 8239.

Der Gesamtauflage der heutigen Nummer liegen Prospekte bei von der Herderschen Verlagshandlung, Freiburg i. Br. und von dem Rose-Verlag, G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstraße 239, auf die wir unsere verehrlichen Leser empfehlend aufmerksam machen.



Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann: Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

6. Jahrgang
Nr. 2

9. Januar
1909



Inhaltangabe:

Quartalspreis Mk. 2,40
Einzelnummer 20 Pfg

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h,
Schweiz 3 Fr. 20 Cts.,
Belgien 3 Fr. 23 Cts.,
Holland 1 fl 70 Cents,
Luxemburg 3 Fr. 25 Cts.
Dänemark 2 Kr. 48 Oer,
Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.
VI. Jahrgang.
München, 9. Januar 1909.
№ 2.

Von der „neuen Moral“.

Momentbilder in Zeitungszitaten.

Ein Weckruf von Dr. Otto von Erlbach.

Erst in den letzten Tagen hatte ich Gelegenheit, mich davon
zu überzeugen, daß man an mehr als einer soge-
nannten maßgebenden Stelle kaum eine blasse
Ahnung davon hat, wie es in Wirklichkeit mit den Bestrebungen
der sogenannten „neuen Moral“ aussieht, wie weit die Fort-
schritte der „sich frei auslebenden Diesseitsmoral“
bereits gediehen sind, und mit welcher Selbstverständlichkeit
tonangebende Organe der öffentlichen Meinung sich mit diesen
Umsturzideen abfinden, ja für dieselben eine Propaganda machen,
die um so bedenklicher erscheint, je kecker und — man möchte
fast sagen — naiver sie in die äußere Erscheinung tritt. Es
fehlt nicht an gewichtigen Autoritäten — auf staatlichem, geistigem
und moralischem Gebiete —, welche über den wahren Stand der
Dinge so mangelhaft informiert sind, daß sie, wenn ihnen durch
Zufall ein Licht aufgesteckt wird, in irgend einer Form das ominöse
Wort variieren: „Davon haben wir ja gar nichts gewußt.“ Was
speziell katholische Kreise anbelangt, so ist es ja leider Tatsache,
daß gewisse Blätter oft von denen, die den Inhalt unbedingt
kennen müßten, prinzipiell nicht gelesen werden, um so
eifriger und regelmäßiger aber von denen, die man immer
vor dieser Lektüre warnt.

Nachstehend seien aus vier aufeinanderfolgenden
allerjüngsten (und aus zwei älteren) Nummern der in
Süddeutschland „meistgelesenen“, zweimal täglich erscheinenden
„Münchner Neuesten Nachrichten“, die in München auch
in die meisten katholischen Häuser kommt, einige Zitate ans Licht
gestellt, die keines Kommentars bedürfen.

In Nr. 612 der „Münchner Neuesten Nachrichten“ vom
31. Dezember 1908 ist unter der Rubrik „Buntes Feuilleton“
zu lesen:

„Nacktdarstellungen“ vor hundert Jahren. Der
Verein für Körperkultur, dessen Vorstellungen die Polizei in Berlin
bekanntlich untersagt hat, kann sich darauf berufen, daß Olga
Desmond bereits vor hundert Jahren eine Vorgängerin gehabt
hat. .... Eine Pariser Zeitung druckt folgende vor einem Säkulum
erschienene Notiz eines deutschen Blattes ab: „Frankfurt a. M.,
den 17. Dezember 1808. Hier ist ein sensationelles, theatralisches
Ereignis zu konstatieren. Eine berühmte Schauspielerin, Madame
Haendel, gibt hier ganz eigenartige Vorstellungen,
die indessen von Personen mit strenger Moral nicht
gutgeheißen werden. Es sind das einzelne Szenen, oder auch
nur plastische Stellungen, die auf jedem kleinen Theater, ja in
jedem Salon vorgeführt werden können. Zum Beispiel stellt
Madame Haendel die Galathea dar in einem Gewande, das
vollständig durchsichtig ist und wie durch einen dünnen
Gazeschleier die Körperformen deutlich erkennen läßt. Oder sie
führt in demselben Kostüm den Raub der Sabinerinnen
vor. Zu dieser Szene gebraucht die Künstlerin eine große Anzahl
von Statisten, die die Römer darzustellen haben. Die jungen
Leute von Frankfurt reißen sich darum, diese Statistenrollen
zu erhalten, und führen sie mit viel Eifer und Begeisterung
aus!“ Die Polizei von Frankfurt a. M. scheint sich
damals nicht für verpflichtet gehalten zu haben,
gegen diese Art von „Schönheitsabenden“ einzu-
schreiten, denn von einem polizeilichen Verbote wird in jener
alten Zeitungsnotiz nichts gesagt. Damals lebte man eben in der
„guten, alten Zeit“!

Das Blatt ist also gegen das Verbot der Nacktdarstellungen.
In derselben Nummer liest man unter „Lokales“:

„Moral“ lautet der aktuelle Titel eines Vortrages, den
Adele Schreiber am 8. Januar, abends 8 Uhr, im Bayerischen
Hof veranstaltet.[1]) Adele Schreiber wird in ihrem Vortrage die
sexuelle Reformbewegung behandeln, die jetzt in allen
Kulturländern gärt, im Norden, in Frankreich, in Rußland zu
ganz eigenartigen Lebensäußerungen führt, merk-
würdige literarische Erzeugnisse hervorgerufen hat und auch in
Deutschland allenthalben einen starken Widerhall
besonders unter der Jugend findet. (Eintrittskarten sind
erhältlich bei .....)“

Das liberale Blatt drückt sich hier sehr zart und mit
mystischer Unklarheit aus. Es wird nötig sein, seine An-
deutungen entsprechend zu ergänzen und zu verdeutschen, was
loyalerweise durch Zitate aus seinen eigenen Spalten geschehen
möge. In Nr. 214 vom 7. Mai 1908 berichteten die „Münchner
Neuesten Nachrichten“ über die „sexuelle Reform-
bewegung“ und ihre „ganz eigenartigen Lebensäuße-
rungen in Rußland“ wörtlich u. a.:

„Die freie Liebe an den russischen Mittelschulen.
Wir haben schon einmal Notiz von der erotischen Bewegung
genommen, die sich seit einiger Zeit unter der russischen Schul-
jugend bemerkbar macht. Die Bewegung scheint immer wei-
tere Kreise in ihren Bereich zu ziehen. In verschiedenen russi-
schen Städten, so in Kiew, Orel, Jekaterinoslaw, Minsk, haben
sich Schüler und Schülerinnen der Mittelschulen, junge
Leute von 16 bis 19 Jahren, aber auch 14- bis 15jährige
Mädchen zusammengefunden, um in freier Liebe „ihr Leben aus-
zuleben“. Der „St. Petersb. Herold“ schreibt darüber: Die russi-
sche Jugend erprobt ihre revolutionären Prinzipien nunmehr auf
sozialem Gebiet an sich selber, d. h. sie arbeitet auf ihren mo-
ralischen und physischen Ruin hin. Etwas wesentlich Neues ist
durch die Erscheinungen von Kiew, Orel, Minsk und anderswo
nicht zutage getreten. Auf den Hochschulen ist es ja schon vielfach
so, daß die „zielbewußte“ Kursistin dem Vergnügen des „zielbe-
wußten“ Genossen zu dienen hat und an diesem Liebesdienst
offenbar auch Geschmack findet. Die Sache ist nur die, daß es
Hochschulen in Rußland recht wenige gibt, Mittelschulen dagegen
doch schon eine beträchtliche Anzahl, und daß zweitens die männ-
lichen und weiblichen Besucher der Hochschulen physisch doch schon
entwickelter sind als die Zöglinge der Mittelschulen. Die Gefahr
ist also recht groß, wenn sich die Gepflogenheiten des Geschlechts-
lebens des revolutionären Teiles unserer Hochschuljugend auch
auf die Mittelschulen übertragen.“

Diese „ganz eigenartigen Lebensäußerungen“
der „sexuellen Reformbewegung“ in Rußland, deren
deutsches Widerspiel Frank Wedekind in seinem „Früh-
lings Erwachen“ mit so beschämender Realistik geschildert
hat, wurden in Nr. 224 der „Münchner Neuesten Nach-
richten“ vom 13. Mai 1908 in einem Originalartikel eines
Petersburger Korrespondenten unter der Ueberschrift „Die Liga
der freien Liebe“ eingehender vor Augen geführt. Die hier
zitierten Stellen seien namentlich auch den bei uns so zahlreichen
Schönfärbern der „neuen Moral“ zu gründlichem Studium

---

[1]) In Nr. 4 vom 4. Jan. 1909 sind die „Münchner Neuesten Nachrichten“
sehr entrüstet darüber, daß die Münchener Polizeidirektion den
Vortrag Adele Schreibers über „Moral“ beanstandet und von der „Emp-
fehlung seitens eines ersten Vereins, der sich für medizinische und ähnliche
Fragen interessiert“, abhängig gemacht habe. Das liberale Blatt findet diese
polizeiliche Bevormundung merkwürdig und seltsam. Andere Leute werden es
seltsam finden, daß für Fragen der sexuellen Moral nur Mediziner sach-
verständig sein sollen. Mittlerweile wurde der Vortrag polizeilich gestattet,
weil der — — — Monistenbund sich für den rein wissenschaftlichen Charakter
desselben verbürgte.

empfohlen. Sie sprechen Bände! Das liberale Blatt läßt sich aus Petersburg, 7. Mai 1908, schreiben:

„Aus dem schönen Minsk kam die sonderbare Nachricht. Ein Zufall hatte der Polizei auf die Spur geholfen. Die „Liga der freien Liebe" nannten sie sich mit Stolz. Wer denn? Lebemänner, leichtgeschürzte Demimondainen? Bewahre — Gymnasiasten, Schülerinnen von 13 und 14 Jahren. Man fand sich in verschiedenen Zimmern zusammen, zu zehnt und mehr, trank und feierte Orgien. Eine „junge Dame" hatte einer Zeitung geschrieben, „die Verhältnisse hinderten sie zwar für den Augenblick, der Liga beizutreten, sie würde aber sich sofort anschließen, wenn das Hindernis behoben sein werde". Denn — man höre die Weisheit aus 14jährigem Munde — sie habe die gleichen „Rechte ans Leben" wie die Männer. Die Männer, an die die junge Dame dabei dachte, tragen Schüleruniform.

Man ist nur zu sehr geneigt, der russischen Revolution die Verantwortung für diese Verwahrlosung der Jugend in die ausgetretenen Schuhe zu schieben. Sie sei es gewesen, die die Banden frommer Scheu gelöst habe.... Mich will bedünken, als habe die Revolution nur vollendet, was die Familie begonnen hat. Sie legte nicht den Samen in den Boden; sie goß nur fleißig, damit die Pflanze gedeihe. Recht „nette Pflänzchen" sind uns im heiligen Rußland inzwischen groß geworden....

In der Familie wurzelt die Entartung der russischen Jugend.... Man ließ sie (die Kinder) ungehindert das Heim verlassen und fragte sie später kaum, wo sie ihre Zeit zugebracht hatten....! In der Familie hat sich Kolja, der Tertianer, erschossen, weil die Genossen ihn „Verräter" genannt hatten; in jener nahm die 15jährige Nadja Gift, weil „es Folgen hatte". Alle fühlen sie sich als vollwertige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft; alle beanspruchen sie dieselbe Anerkennung, die sonst nur dem fertigen Menschen zugestanden zu werden pflegt. Sie sind schwer krank. Gemütskrank. Selbstüberschätzung heißt ihre Krankheit.

Ein lehrreiches Stückchen steht in einer russischen Zeitung: Ein Knabe zeigt in der Schule seinen Kameraden ein pornographisches Bild. Er wird dabei vom Lehrer erwischt, der ihn frägt, woher er die Photographie habe. „Aus Papas Arbeitszimmer", lautet die Antwort. Der Lehrer, der es offenbar mit seinem Berufe ernst nimmt, schreibt dem Vater einen Brief, in dem er ihn um seinen Besuch bittet. Der Vater kommt und — macht dem Lehrer die bittersten Vorwürfe, daß die Schule ihrer Aufgabe, die Jugend an die „Moral" zu gewöhnen, so schlecht nachkommt. Darauf meint der Lehrer, daß die Schule machtlos sei, wenn die Kinder zu Hause in eine derartige sittliche Gefahr gebracht würden. Erstaunt, beinahe entrüstet, entgegnet der Vater: „Ja, glauben Sie denn, daß ich des Jungen wegen auf alles verzichten soll? Wenn wir nun Gäste haben? Da geht man nach dem Essen ins Kabinett und amüsiert sich über solche Bilderchen."[2]) Darauf entfernte sich der Brave mit dem Bewußtsein, für die Erziehung seines Sohnes ein Stück Arbeit geleistet zu haben.

Was lesen die russischen Knaben? „Pinkerton" und andere schlechte Nachahmungen der Sherlock-Holmesiaden. Die Mädchen betrachten im Kinematographentheater mit viel Interesse und vielleicht nicht ohne Verständnis Bettszenen und die „Erlebnisse einer Grande Cocotte". Nach der Schule flaniert man am Kai und führt verfängliche Gespräche. Dazwischen wird korrespondiert, natürlich Poste restante. Das weitere findet sich dann von selbst. Und es ist ganz sicher, daß Petersburg nicht hinter Minsk zurücksteht im Punkte „Jugendverwahrlosung"."

Das Bild von der „Sexualreform" in Rußland wäre unvollständig, wenn nicht an die neueste Belustigung der Petersburger Aristokratie, die Nacktvorstellungen vornehmer Damen und Herren, über welche die liberale „Augsb. Abendzeitung" jüngst berichtete, erinnert würde. In Konsequenz ihrer Bemerkungen über Frankfurt a. M. im Jahre 1808 werden die „Münchner Neuesten Nachrichten" natürlich nichts dagegen einzuwenden haben.

Aber die obige Notiz der „Münchner Neuesten Nachrichten" über Adele Schreibers „Moral"-Vortrag spricht nicht nur von den „eigenartigen Lebensäußerungen" der „sexuellen Reformbewegung" in Rußland usw., sondern auch von dem „starken Widerhall, besonders unter der Jugend auch in Deutschland". Wohin geht denn hier die Fahrt? Die Antwort ergibt sich aus den Vorträgen Prof. Forels, Helene Stöckers und aus zahlreichen Büchern über die „neue Moral". Hier sei beispielsweise wieder ein Zitat aus den „Münch. Neuesten Nachrichten" herangezogen. Dr. Neustätter sprach sich in Nr. 196 vom 26. April 1908 in einem Artikel über „Das Sexualleben unserer Zeit in seinen Beziehungen zur modernen Kultur" voll Bewunderung über das bis jetzt in rund 50,000 Exemplaren verbreitete, namentlich von dem gebildeten jüngeren Geschlecht mit Gier verschlungene Werk Dr. Iwan Blochs aus. Dort liest man über die Stellung Blochs zu den sozialen Formen der sexuellen Beziehungen, d. h. der Ehe und der freien Liebe: „Bloch sieht in der freien Einliebe die Parole der Zukunft." Also die Ehe, der Bund auf Lebenszeit, wird abgeschafft, die Einliebe auf Kündigung ist das Ideal der „neuen Moral".

Doch kehren wir zu den allerjüngsten Moral-Offenbarungen der „Münchner Neuesten Nachrichten" zurück. Der oben zitierten Lokalnotiz über Adele Schreibers „Moral"-Vortrag in Nr. 612 vom 31. Dezember 1908 folgt in Nr. 1 vom 1. Januar 1909 gleich auf dem Fuße eine praktische Nutzanwendung der „Sexualreform" und „neuen Moral" durch folgendes auffällig gesetzte und daher in die Augen springende, zweispaltige Inserat:

„Lebensfreude und Schönheit.

Für eine neue Ehe wünscht Dame d. gut. Gesellsch. eleg. jug. Ersch. die ernsthafte Bekanntschaft eines älteren gedieg. Herrn zum „Leben und Weben" für zwei hinlängl. begütert. einen Gentleman mit vornehmer Gesinnung. Offertenbriefe — Chiffrekorr. nicht erwünscht — befördert......"

In Nr. 2 vom 2. Januar 1909 der „Münchner Neuesten Nachrichten" liest man unter „Theater und Kunstnachrichten" folgendes:

Max Bernsteins Lustspiel „Die Sünde", eine liebenswürdig-geistreiche Verspottung der Unsittlichkeitsschnüffler, wurde im neuen Schauspielhaus, wie uns aus Berlin telegraphiert wird, mit großem Beifall aufgenommen, der sich zum Schluß noch steigerte, als der Autor persönlich erschien. Besonders gefiel ein russischer Dichtertyp, der in dem oberbayerischen Luftkurort seine natürliche Tochter als Kellnerin findet und sich köstlich in diese wie in alle anderen Situationen schickt."

In Nr. 3 der „Münchner Neuesten Nachrichten" vom 3. Januar 1909 findet sich unter dem Titel „Gute und schlechte Erzieher" ein Feuilleton aus der Feder Günther von Pechmanns, das sich mit dem jüngst erschienenen Buche über „Die Veredelung der gewerblichen Arbeit" beschäftigt und im ersten und zweiten Teile die ästhetischen, ethischen und sozialen Aufgaben des Deutschen Werkbundes behandelt, um dann im dritten Teile von der Herstellung gediegener Schränke, Tische, Ofenkacheln, Spiegelrahmen und anderen Hausrates mit einem verblüffenden logischen Saltomortale sich auf den jüngsten Fuldaer Hirtenbrief gegen die zunehmende Unsittlichkeit zu stürzen und diesen bischöflichen Mahnruf als eine „nationale Gefahr" zu brandmarken. Der in Fulda versammelt gewesene Episkopat wird mit Staunen vernehmen, daß seine ernste Sittenpredigt, die sich im wesentlichen mit autoritativen Stimmen aus dem protestantischen und selbst aus dem liberalen Lager deckt, den Bestrebungen des „Deutschen Werkbundes" zu nahe getreten sein soll. Man muß das Zitat im Zusammenhang lesen, um etwas derartiges für möglich zu halten. Günther von Pechmann schreibt also in den „Münchner Neuesten Nachrichten" wörtlich:

„Erkennen wir es nicht, daß die jüngere Generation — weitab von ästhetisierender Verweichlichung — an sittliche und soziale Fragen mit einem Ernst herantritt, den die vorangegangenen Jahrzehnte nicht kannten? Die Aelteren, soweit sie mit der Jugend verbunden geblieben sind, beantworten diese Frage bejahend.

Aus Fulda klang ein „Nein" durch Deutschland. Dort hatten sich die Bischöfe und Erzbischöfe am Grabe des heiligen Bonifazius zusammengefunden, um der Welt zu verkünden, daß es mit Deutschlands Sittlichkeit rapid bergab ginge. „Der Bodensatz unserer äußeren Kultur ist sittliche Verwilderung und ein Geruch der Verwesung steigt aus ihr auf. — Die wilde, aller Zucht entledigte Macht der Sinnlichkeit stürzt sich in alle Lager und verdirbt Körper und Geist. — Das Ergebnis ist eine Verwirrung aller sittlichen Begriffe und ein höchst bedenklicher Rückgang des sittlichen Vermögens der Nation." — Das sind ein paar Sätze aus dem Hirtenbrief von Fulda.

Wären die Nachteile dieser Auslassungen nur die, daß hier und da auch ein gutes Theaterstück verboten, auch ein gutes Buch konfisziert würde, so könnte man das in den Kauf nehmen. Aber dieser Hirtenbrief wendet sich vor allem an die Jugend, und man kann sicher sein — das, was in Fulda der Welt gepredigt wurde, wird stückweise in unzähligen Religionsstunden jungen, vertrauensvollen Köpfen eingeprägt werden. Darin liegt

[2]) Was sagt Ludwig Thoma, der in seinem Stück „Moral" gewisse „Bilderchen" durch den Mund einer weltklugen Dame mit weißem Haar sophistisch beschönigen läßt, zu dieser Offenbarung des Petersburger Korrespondenten seines Leibblattes?

die nationale Gefahr dieser Kundgebung: der Geist, der aus ihr spricht, geht darauf aus, Feindschaft zu säen zwischen der jungen Generation und der lebendigen Zeit, der sie sich als ein schaffendes Glied einfügen soll. Und wenn es ehrlich gemeint ist, welch schlechte Pädagogen! Statt die jungen Herzen mit Liebe zu den großen Aufgaben der Gegenwart zu erfüllen, daß sie in der Mitarbeit an deren Erfüllung ihre sittliche Festigung erfahren, reden sie ihnen ein, daß sie im Leben nichts als Schmutz und Stank vorfinden werden. Pflanzen ihnen statt der Sehnsucht nach großen Zielen armseligen, engen Schnüfflergeist ein."

Wer alle diese Zitate auf sich wirken läßt, muß sich des Ernstes der Lage bewußt sein, mag er in der einfachen Sphäre der Familie und des Elternhauses oder in der Jugenderziehung stehen, mag er als Volksmann oder als Regierender an der Leitung des Staates teilnehmen, mag er endlich als Hirt und geistiger Führer des Volkes auf der hohen Warte der Religion und Kirche stehen. Videant consules!

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Erdbeben-Katastrophe von Messina und Reggio.

Am vierletzten Tage hat das alte Jahr in seine traurige Chronik noch ein Unglück von säkularer Entsetzlichkeit eingefügt. Das große Erdbeben vom Jahre 1783 ist weitaus übertroffen worden von der gewaltigen Erschütterung des Festlandes und des Meeres in und an der Straße von Messina, die am Ausgange des Jahres 1908 auf den Trümmern von Messina, Reggio und zahlreicher kleinerer Orte und zwischen den Leichen von mehr als 100000 Opfern beklagt werden muß. Eine erschütternde Neujahrspredigt über die Ohnmacht der Menschenkinder gegenüber den Naturgewalten, die nach den ewigen, unerforschlichen Plänen der Vorsehung sich betätigen. Eine durchdringende Mahnung zur Bescheidenheit in diesem Zeitalter der Kulturprahlerei, das so gerne von der „Eroberung" der Natur durch das auf der schwankenden Erdkruste herumkrabbelnde Zwergengeschlecht faselt. Wie armselig ist unser Wissen, das von so riesigen Katastrophen nicht die mindeste Vorahnung ermöglicht. Und hätten wir eine Vorkenntnis, so wäre doch nur die Flucht das einzige Hilfsmittel, das unserer Schwachheit bliebe. Jetzt blieb und bleibt der von Mitleid und Furcht erschütterten Menschheit keine andere Aufgabe, als den Opfern des Erdbebens zu Hilfe zu eilen. Es muß anerkannt werden, daß die Nächstenliebe in den Herzen der Mitmenschen über alle politischen und sonstigen Scheidelinien hinaus aufgerollt und die brüderliche Solidarität aller Erdenkinder zum Durchbruch gelangt ist, und daß auch bewunderungswürdige Taten der opferwilligen Hilfsbereitschaft geleistet worden sind, namentlich von den Führern und Mannschaften von Schiffen, die nach dem Unglück dort eintrafen. Doch wenn man die Entwicklung des Rettungswerkes kritisch betrachtet, so kann man sich nicht der Erkenntnis verschließen, daß schneller und kräftiger hätte vorgegangen werden können und müssen.

Sehr bezeichnend in dieser Hinsicht ist das Telegramm, das der nach Messina gereiste König Viktor Emanuel an seine Regierung richtete: Schickt Schiffe, Schiffe, Schiffe! Bedurfte es erst einer Reise des Königs, um zu erkennen, daß man den Ueberlebenden in den Trümmern der Seestädte am besten durch Schiffe mit Hilfsmannschaften, Kleidungsstücken und Proviant zu Hilfe kommen könne? Hätten nicht sofort nach der ersten Schreckenskunde vom 28. vor. Mts. alle verfügbaren Kriegs- und Handelsschiffe in den italienischen, englischen, französischen usw. Häfen vom Mittelmeer in Bewegung gesetzt werden müssen? Durch das bureaukratische Abwarten näherer Informationen und Verhandeln von Ressort zu Ressort hat man mehrere Tage verloren, und das waren Tage der schrecklichsten Qualen für die entblößten und hungernden Ueberlebenden, für manche Verwundete Tage des Todes. — In dem modernen Staate ist alles „bereit" bis auf das Tüpfchen auf dem i der — Kriegsorganisation. Die Organisation der friedlichen Hilfs- und Liebestätigkeit steht leider nicht auf derselben Höhe. Möge die entsetzliche Ueberraschung der Silvesterwoche von 1908 den Anlaß dazu geben, daß die Kulturstaaten für die schnelle Hilfsbereitschaft bei großen Unglücksfällen Vorsorge treffen. Wo die Minister sich scheuen, gegenüber Notständen ebenso energisch und schnell vorzugehen, wie sie es beim Ausbruche eines Krieges oder Aufstandes tun würden, da muß durch besondere Vollmachten für den Notfall der formalistischen Aengstlichkeit abgeholfen werden. Auch die private Hilfsbereitschaft erfordert eine schnellere und wirksamere Organisation; man muß sammeln, solange das Mitleid noch in der ersten Glut ist und man muß die Sammlungen sowohl als die Verwertung der Spende so einrichten, daß alle Mildtätigen zum vollen Vertrauen berechtigt sind.

Ein weiteres Kapitel aus der Unglückspredigt ist dies: Was sind es doch für Kleinigkeiten und Nichtigkeiten, um die sich die Diplomaten herumzuzanken, die Völker sich aufzuregen, die Soldaten sich zeitweilig totzuschlagen pflegen? Vor den furchtbaren Naturgewalten, die uns alle bedrohen, und vor dem Mitleid mit den heimgesuchten Brüdern, das alle Herzen zugleich packt, sieht der ganze hochpolitische Kram wie ein frivoles Spiel aus. Frieden braucht die Menschheit, Ruhe und Sammlung zur Heilung der Wunden und zur Pflege der Wohlfahrt. Wer aus Eigensinn oder Eigennutz eine kleinliche Streitfrage zur Gefährdung des Weltfriedens aufbauscht oder ausnutzt, den sollte man in einem Sanatorium auf den Trümmern von Messina unterbringen.

Die neueren Kundgebungen zur Orientfrage.

Beim Uebergang in das neue Jahr haben die schwebenden Verhandlungen keinen ordentlichen Schritt nach vorwärts gemacht, aber sie sind wenigstens nicht abgebrochen. Mit diesem mageren Ergebnis muß man zufrieden sein.

Iswolsky hat zu Weihnachten (unseres Stils) in der Duma die lange vorher angekündigte und anscheinend einer mehrfachen Feilung unterworfene Rede gehalten. Nach Lage der Verhältnisse war der russische Minister zu einer Art Eiertanz genötigt; er durfte die Panslawisten, welche am Hofe noch mächtiger sind als in der Duma, nicht zu sehr vor den Kopf stoßen, und er durfte ihnen auch nicht zu weit nachgeben, da sonst ein kriegerischer Konflikt drohte, für den Rußland jetzt nicht befähigt ist. Es war also nicht zu erwarten, daß Iswolsky die Hoffnungen Oesterreichs und Deutschlands ganz befriedigen würde; namentlich hätte er die Begehrlichkeit und Verwegenheit der Serben und Montenegriner nach unserer Ansicht kräftiger dämpfen müssen. Aber doch kann man im großen und ganzen mit der Rede zufrieden sein; denn 1. gab Iswolsky die bündige Erklärung ab, daß Rußland nicht losschlagen wolle, 2. erkannte er offen an, daß Rußland durch Abkommen, die teils vor, teils nach dem Kriege von 1877/78 getroffen worden sind, Oesterreich freie Hand in bezug auf Bosnien gewährt habe, und 3. wiederholte er in seiner Rede nicht die ominöse Anspielung, die sich in seiner letzten Zirkularnote noch fand, als ob der Kongreß über die „Autonomie" Bosniens der habsburgischen Monarchie irgendwelche Vorschriften machen solle. Auf der Grundlage, die Iswolskys Rede umschreibt, ist eine Verständigung wohl möglich. Der von ihm entwickelte Zukunftsplan eines serbisch-bulgarisch-montenegrinischen Balkanbundes wird Oesterreich nicht allzu sehr erschrecken.

Von österreichischer Seite sind die Noten veröffentlicht worden, die in den bisherigen Verhandlungen zwischen Wien und Petersburg gewechselt wurden. Daraus geht hervor, daß Oesterreich festhält an dem Grundsatz, die Diskussion über Bosnien und die Herzegowina sei so zu begrenzen, daß „die Tatsache der Annexion nicht in Frage gestellt" werde. Die Annexion besteht bekanntlich in der Ausdehnung der Souveränität des Kaisers und Königs Franz Josef auf die genannten Länder; die Tatsache der Annexion schließt also weiteres Einreden in die künftige Verfassung oder Verwaltung aus. Indem Rußland auf den österreichischen Vorschlag wegen eines vorherigen Gedankenaustausches über das Wesen der Programmpunkte eingegangen ist, hat es implicite den österreichischen Vorbehalt schon anerkannt. Es liegt ja auch auf der Hand, was Iswolsky selbst zugegeben hat, daß ein Versuch, die Annexion rückgängig zu machen, zum Kriege führen müßte. Es frägt sich nur, ob England, d. h. die königliche Politik Englands, die Sache zum Kriege treiben will und kann. Die Reden in der Duma machen im ganzen den Eindruck, daß Rußland sich doch nicht ohne weiteres zum Werkzeug der englischen Ränke machen lassen will. Sogar von panslawistischer Seite wurde vor dem Bruch mit Deutschland und der Dienstbarkeit gegen England gewarnt.

Wenn das schlaue und kühne Spiel des Königs Eduard, das in der Anschirrung Rußlands gipfelt, schließlich scheitern sollte, so ist das bekanntlich vor allem der unbedingten und öffentlich bekundeten Solidarität Deutschlands mit Oester-

reich zu verdanken. Von einem österreichischen Politiker war nun in einem Berliner Zentrumsblatt die Ansicht ausgesprochen worden, daß Fürst Bülow sich nicht auf Worte beschränken, sondern in den schwebenden Verhandlungen zwischen Wien und Petersburg vermittelnd eingreifen solle. Auffallenderweise sehen die Berliner Offiziösen in dieser einfachen Zeitungsanregung einen schrecklichen Vorstoß des Zentrums gegen den angeblich grimmig gehaßten Reichskanzler, dessen Position auch nach außen und von außen erschwert werden solle. Das riecht etwas nach Verfolgungswahn und erinnert an die neueste Evolution des Blocktaktikers Bassermann, der die schwankende Mehrheit durch Märchen von Zentrumsränken wieder gefügig zu machen sucht. Dem Zentrum kann es nur Spaß machen, wenn die Angst vor ihm als der maßgebende politische Faktor immer wieder hingestellt wird. In die auswärtigen Angelegenheiten sollte man aber die Blocktaktik nicht hineintragen. Am wenigsten in die Beziehungen zu Oesterreich, deren Intimität gerade die Zentrumspartei seit ihrem Bestehen gefördert hat. Es ist doch nichts Wunderbares, wenn ein Oesterreicher den Wunsch hat und kundgibt, Deutschland möge jetzt schon vermittelnd eingreifen. Sollte aber im Reichstage diese Frage zur Sprache kommen, so würde vermutlich das Zentrum seine Ansicht dahin kundgeben, daß natürlich jede zweckmäßige Aktion zugunsten Oesterreichs und des Friedens sehr erwünscht sei, daß aber die Wahl des Zeitpunktes und der Form des Eingreifens dem verantwortlichen Staatsmanne überlassen bleiben müsse.

Zur Lage in Hessen.

Von

Johannes Wolter.

Kaum hatte vor einigen Tagen der im Reichstagshandbuch als „wildliberal" verzeichnete Abgeordnete für den Wahlkreis Bingen-Alzey, der freireligiöse Gutsbesitzer Keller in Stein-Bockenheim, nach nur zweijährigem Mandatsbesitz seine Augen im Tode geschlossen, als auch schon ein politischer Drahtzieher sich berufen fühlte, dem Wahlkreiskomitee des Zentrums und den Zentralinstanzen seine Weisheit in Erinnerung zu bringen. Wir bedauern eine solche Voreiligkeit, die nur den berufenen Organen vorgreift und Schwierigkeiten schafft, die später verhängnisvoll werden können. Wir bedauern aber diese Ausführungen um so mehr, als sie ein Ausfluß der nichts weniger als volkstümlichen Politik sind, die in gewissen Kreisen betrieben wird. Der Artikelschreiber ist der Ansicht, daß an einen Sieg des Zentrums nicht zu denken sei, obwohl das Zentrum die stärkste Partei des Wahlkreises ist. Damit dürfte er im Rechte sein, denn die Geschichte des Wahlkreises, besonders die Wahl im Jahre 1903, beweist dies. Damals wurde der mit dem Freisinn in Stichwahl stehende Zentrumskandidat v. Brentano, dem doch wahrhaftig die Nationalliberalen viel zu verdanken haben, von diesen schmählich im Stiche gelassen — und damals waren keine Hottentottenwahlen! Es bleibt also auch diesmal das Mandat dem Blockliberalismus, ob dieser auch etwas mehr oder weniger sich als „wild" bezeichnet. Was soll es aber für einen Sinn haben, wenn man den Freisinn in den schärfsten Tönen als Todfeind, und zwar als prinzipiellen Todfeind, des Katholizismus hinstellt im Gegensatz zu den Nationalliberalen? Was werden die letzteren schmunzeln über die gute Religionsnote, die ihnen erteilt wird! So etwas kann man gut im Wahlkampf brauchen, um störrische Zentrumswähler kirre zu machen. Daß der Freisinn unser Feind ist, das ist eine Binsenwahrheit, über die man kein Wort zu verlieren braucht; daß aber auch die Nationalliberalen nicht unsere Freunde sind, haben wir reichlich genug erfahren. Wir haben deshalb durchaus keine Veranlassung, uns den Nationalliberalen an den Hals zu werfen, um so weniger, da die anderen Parteien noch nicht mit der Aufstellung der Kandidaten sich befaßt haben. Die Wahlarbeit, die wir vorerst zu leisten haben, besteht darin, daß wir die eigenen Reihen füllen und stärken; zukünftige Entscheidungen überlasse man ruhig den berufenen Faktoren. Hält man vielleicht diese einseitige Bekämpfung des Liberalismus in freisinniger Fasson für eine Empfehlung nach oben? Oder hat der „Mainzer Erfolg" derart verwirrt, daß man sich glücklich schätzt, den Nationalliberalen die Kastanien aus dem Feuer holen zu dürfen?

Demgegenüber möchten wir doch bemerken, daß wir den Erfolg bei der Landtagswahl in Mainz nicht als Sieg eines klugen politischen Rezeptes ansehen. Der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe, gingen die Nationalliberalen mit dem Zentrum zusammen; eine reine Zufallskonstellation, geboren aus der Not des Augenblicks. Man war auch in liberalen Kreisen des rüden Sozzentones auf dem Stadthause und der anmaßenden Allüren des „roten Liebchens" in der Ständekammer überdrüssig geworden. Da erinnerte man sich des so leidenschaftlich und ungerecht bekämpften und schon so oft schmählich verratenen Zentrums; dieses allein konnte helfen. Und man war auf unserer Seite gutmütig genug, all die liberalen Wortbrüche und Verrätereien zu vergessen, mit denen unsere hessische politische Geschichte angefüllt ist. Zentrum und Liberalismus Hand in Hand unter parteilosem Segen mag ja für manchen besonders in Mainz etwas Bestechendes haben; denn Verschwommenheit war schon zu alten Zeiten ein Charakteristikum des goldenen Mainz und schon für Ketteler ein von ihm schwer beklagtes Kreuz. Die Zahl derer ist wahrhaftig nicht klein, die nach Amphibienart bald auf gutem Zentrumsboden stehen, bald es lieben, ab und zu in liberalen Wassern zu plätschern. Wir reden durchaus nicht der Intoleranz das Wort, aber eines Bischofs Mahnung: „Verzeihen, aber nicht vergessen", dürfte auch heute noch ihre Bedeutung haben. Auf der Wacht stehen, die Waffe scharf und den Schild blank erhalten ist heutzutage so notwendig wie je. Es genügt durchaus nicht, daß man in Volksversammlungen in mehr oder minder geschickter Weise die Prinzipien des Zentrums entwickelt; die Hauptsache ist und bleibt, daß man auch im öffentlichen Leben, auch zur Zeit der Not, ja gerade dann erst recht, diesen Prinzipien zum Durchbruch verhilft, unbekümmert um einen Augenblickserfolg. Die Bedeutung einer Partei richtet sich in erster Linie nicht nach der Anzahl der Mandate, auch nicht nach der Anzahl der abgegebenen Stimmen. Diese sind, weil von der Volksgunst abhängig, kein sicherer Maßstab. Man konnte es ja erleben, daß in einem hessischen Städtchen, das kurz vorher bei der Reichstagswahl gegen 1000 Zentrumsstimmen aufbrachte, bei der Landtagswahl nicht einmal Wahlmänner für den überaus tüchtigen Zentrumskandidaten aufgestellt werden konnten, sondern die 1000 Zentrumsstimmen dem sattsam bekannten Freisinn zufielen, und die Welt beinahe das Schauspiel erlebt hätte, daß ein sogenannter bombensicherer Zentrumswahlkreis dem Arm in Arm mit Juden und Krematoriumsschwärmern marschierenden Freisinn zur Beute geworden wäre. Die Bedeutung einer Partei beruht nach unserer Ansicht auf der Güte ihres Programms und auf der Energie und Konsequenz, mit der sie dieses Programm vertritt.

Wer draußen im praktischen Leben steht, wer jahraus jahrein die politische Werbe- und Kleinarbeit zu leisten hat, weiß vielleicht davon besser zu reden als ein „parlamentarischer Stern", der nur auf Massenversammlungen zur Wahlzeit paradiert. Die Zentrumswähler sind heutzutage, dank der unausgesetzten Aufklärungsarbeit, politisch so geschult, daß sie sich nicht durch frisierte Berichte täuschen lassen, sondern von den Männern ihres Vertrauens ganze Arbeit verlangen. Das sollte man nicht vergessen, daß die Wurzeln der Kraft in den treuen Wählermassen liegen, als deren Vertreter man sich unter allen Umständen betrachten muß. Man tröste sich nicht damit, daß es draußen im Lande ja Leute genug gibt, die immer willkommen sind, wenn es gilt, etwas einzurenken oder einen gemachten Fehler zu korrigieren. Deswegen sind Fraktionssitzungen keine vorsintflutlichen Einrichtungen, sondern haben auch heute noch ihren großen Wert. Sie würden vielleicht verhindern, daß man der in die Enge geratenen Regierung helfend beispringt und dabei den Fraktionsgenossen abkanzelt.

Es kann uns gleichgültig sein, ob sich ein paar Orden mehr oder weniger in unsere Reihen verirren; auf Ideologen, die in ihrer Kindlichkeit auf derlei Dinge höheren Wert legen, als ihnen bei ihrer Häufigkeit zukommt, können wir verzichten. Wer sich zu uns bekennt, dem wird gewöhnlich der erste Orden ans Sterbehemd geheftet. Wir haben neulich schon darauf hingewiesen, wie in Hessen die Katholiken systematisch ausgeschaltet werden. Die Zusammensetzung des Vorstandes im Säuglingsfürsorgeverein, dessen Protektorat das Großherzogliche Paar übernommen hat, bestätigt dies aufs neue. Für eine Freifrau v. Biegeleben und eine Frau Hauptmann Freytag war darin kein Platz. Deshalb rufen wir: Mehr Selbstachtung, mehr Rückgrat! Treiben wir keine Vogelstraußpolitik, sondern eine Politik, die unseren Grundsätzen und damit dem Volksempfinden entspricht, die einen falschen Optimismus bannt und unser Gewissen schärft.

Französische Korruption.

Von

Dr. Versen.

Die „Revue des deux Mondes“ veröffentlichte unlängst Briefe des großen Geschichtsschreibers Hippolyte Taine, die bisher unbekannt waren. Es heißt darin, daß die Struktur, mit der Frankreich aus der Revolution hervorgegangen, eine Macht zweiten Ranges aus ihm gemacht habe; daß das Land dieser Struktur die Revolutionen und Diktaturen verdanke; daß die Volkssouveränität die übermäßige Zentralisierung, die Einmischung des Staates in Privatangelegenheiten und die allumfassende Bureaukratie mit allen ihren Folgen erzeugt habe. „Unser Staatswesen hat eine unvollkommene, apoplektische und anämische Organisation.“

Taine vergleicht das Uebel, mit dem Frankreich durch die Revolution infiziert wurde, mit einer gewissen Krankheit, die nur durch eine rechtzeitige Radikalkur beseitigt werden kann. „Da die Krankheit aber schlecht kuriert und nur bemäntelt worden ist, bestehen die inneren Störungen weiter.“

Im menschlichen Körper erzeugt diese Krankheit eine Verderbnis der Säfte, im Staatsorganismus die Korruption.

Die mit Charakterlosigkeit identische Gesinnung, die alles Unsittliche gelten läßt, wenn es nur opportun ist, und die über Sitte und Moral skeptisch urteilt, schafft die üble Luft der Fäulnis. Ein Casimir-Périer konnte diese Atmosphäre nicht ertragen. Mit den Panamisten und den boulangistischen Zäsarenschwindlern wurde er als Kammerpräsident noch fertig; als Minister des Innern erzielte er gleichfalls einige Erfolge, aber als Präsident der Republik blieb er sofort im Sumpfe stecken. Klatsch, gassenbubenhafte Angriffe und die Rankünе seiner ministeriellen Untergebenen, namentlich des Ministerpräsidenten Dupuy, trieben ihn in eine Sackgasse. Man täuschte, belog und beschimpfte ihn, und das Individuum, das sich dabei am meisten hervortat, der Sozialist Guérault-Richard, wurde dafür zwar von dem Pariser Schwurgerichte zu einem Jahre Gefängnis verurteilt, aber von einem Bezirk der Hauptstadt daraufhin zum Abgeordneten gewählt. Casimir-Périer war den dunklen Mächten nicht gewachsen; er mußte es aufgeben, den Augiasstall der Republik zu reinigen. Er hat sich vor seinem Tode sogar jede offizielle Anteilnahme der Republik an seiner Beisetzung verbeten. Er wollte auch als Toter nichts mit den Leuten gemein haben, mit denen er sich über das Wohl des Landes nicht hatte verständigen können, weil dieses Wohl, seiner Ansicht nach, nur durch Macht-, Pflicht- und Verantwortlichkeitsgefühl zu erreichen war.

Heute hat Frankreich die radikale Republik, die Casimir Périer nicht wollte, weil er voraussah, daß sie ganz in die Gewalt der skrupellosen Geldmacher geraten und von der Korruption überwuchert werden würde, die auf diesem goldgedüngten Boden gedeiht. Die Hochfinanz regiert heute Frankreich. Clémenceau wollte anfänglich deren Einfluß beseitigen, aber er wird mit diesem Dämon, der zugleich der Gott der Franzosen ist, nicht fertig werden. Vor allem deshalb nicht, weil auch die Beamtenschaft von der auri sacra fames besessen ist. Sie kennt keine Arbeitsfreudigkeit und nicht einmal Pünktlichkeit. Clémenceau wollte sie dazu zwingen, aber es gelang ihm nicht, denn er stieß auf positiven Widerstand. Auch die Ehrenhaftigkeit französischer Beamten erscheint in einem zweifelhaften Licht. Man erinnere sich des Architekten des Nationalarchivs und des Großen Palais der Schönen Künste, des Regierungsbaurats Thomas, der jahrelang zahlreiche Kunstschätze aus den ihm unterstellten Instituten stehlen konnte. Man wußte davon und tat doch nichts gegen ihn. Einfach deshalb nicht, weil dieser hohe Staatsbeamte die vortreffliche Eigenschaft hatte, mit sehr mächtigen Abgeordneten des Blocks verwandt, verschwägert und namentlich eng befreundet zu sein. Seine parlamentarischen Beziehungen verschafften ihm auch den Auftrag, das Grand-Palais zu bauen. Er blieb unantastbar und ein republikanischer Ehrenmann. Auch deshalb, weil jeder in Frankreich sich „nebenher“ etwas verdienen will und eine bevorzugte Stellung gerade zu diesem Zwecke ausnützt. Der Fall Thomas steht deshalb auch durchaus nicht einzig da und ist nicht einmal der schlimmste seiner Art! Neuerdings sind ja auch die skandalösen Mißbräuche enthüllt worden, die bei der Verwendung des aus Anlaß der Katastrophe von Martinique bewilligten Kredits von hohen Beamten des Kolonialministeriums verübt worden sind. Ein Bureauchef „verdiente“ von den drei Millionen Entschädigungskrediten für Saint-Pierre 40 000 Franken und kaufte sich dafür eine Villa bei Paris!

Dazu ist die Beamtenschaft zum großen Teil sozialistisch durchseucht. Die subalternen Staatsbeamten drohten ja für den letzten 1. Mai mit einem Generalstreik. Clémenceau hat ihn nur dadurch verhindert, daß er als Vertreter des „verreisten“ Generals Picquart die Führung des Kriegsministeriums übernahm. Sie gebührte eigentlich dem Unterstaatssekretär im Kriegsamt, Cheron. Aber diesem war als Sozialistenfreund nicht zu trauen! Vielleicht treffen es die Roten in diesem Jahre günstiger. Nach zehn Jahren gewiß; denn der sozialdemokratische „Debacle“ wird nicht ausbleiben, weil ihn die Lehrerschaft vorbereitet. Als der Unterrichtsminister Briand den Lehrern den Beitritt zu den sozialdemokratischen Gewerkschaften und Syndikaten verbot, versagten sie kurzerhand den Gehorsam und erklärten obendrein, daß es ihnen gestattet sein müsse, die ihnen anvertraute Jugend nach ihren politischen Anschauungen zu erziehen. Dabei ist es geblieben, muß es bleiben; denn die französische Regierung hat sich ja diese revolutionäre Lehrerschaft selbst herangezüchtet.

Die Erfolge dieser Erziehung zeigen sich zunächst in einer immer weiter um sich greifenden Demoralisierung der Jugend. Nach den Feststellungen eines Mitgliedes der „Akademie der moralischen Wissenschaften“, Alfred Fouillé, übertrifft die Verbrecherzahl bei der Jugend fast um das Doppelte die der Erwachsenen. Und trotzdem zählen die Minderjährigen nicht ganz 8 Millionen, während die Erwachsenen an Zahl 30 Millionen übersteigen. Nach dem Kriminalstatistiker A. Guillot nimmt man in den Handlungen der jugendlichen Angeklagten ein „Uebermaß an Wildheit, eine gesuchte Lüsternheit, ein Prahlen mit dem Laster wahr, das sich in demselben Grade bei vorgerückteren Altersstufen nicht mehr findet“.

Aeußerst bedenklich ist die Abnahme der Arbeitsfreudigkeit im französischen Volke, die sich in Vagabondage und Banditentum geltend macht. Zählungen des Ministeriums des Innern haben vor kurzem festgestellt, daß es gegenwärtig in Frankreich über 200 000 Landstreicher gibt; 32 000 Landgendarmen müssen gegen sie Eigentum und Leben der Bewohner schützen. Außerdem ergab sich, daß in den einzelnen Departements während des letzten Jahres 466 000 obdachlose Personen um Nachtquartier nachgesucht hatten, während sich in den 38 900 Gemeinden Frankreichs nur 3000 Asyle für Obdachlose vorfinden. Es fehlt sogar an Gefängnissen, so daß man 32 000 im letzten Jahre arretierte Vagabunden nicht unterbringen konnte und deshalb wieder freilassen mußte. Das schlimmste Zeichen der Korruption ist stets der Mangel an Exekutive gegen das Verbrechertum. Er steigert sich in Frankreich sogar bis zum Bündnis zwischen Polizei und Banditen! Ganze weitgedehnte Landstriche werden monatelang, Jahre hindurch von wohlorganisierten Banden heimgesucht und systematisch gebrandschatzt, ohne daß es den Behörden gelingt, der Täter habhaft zu werden. Die „Bande des Nordens“ machte jahrelang die Gegend von Bethune und Hazebrouck durch Einbrüche und Morde unsicher, und fast alle Großstädte, besonders Paris, Bordeaux und Marseille, haben ihre „Apachen“. Sie bilden eine sehr gefestigte private Organisation, und die Gerichte wagen nicht gegen sie einzuschreiten. Ja, zwischen einer Anzahl von Apachenführern und Polizei besteht sogar eine Art Versicherungsvertrag!

So zeigen sich überall schwärende Wunden am sozialen Körper Frankreichs und sie infizieren auch das Heer. Die Klagen über Disziplinlosigkeit und Exzesse in diesem mehren sich von Tag zu Tag. Das Offizierkorps ist teils indolent, teils machtlos. Besonders schlimm steht es um den Geist in der Flotte. Sie befindet sich mehr oder weniger in den Händen der Sozialdemokratie und der Anarchie. „Danton,“ „Concordat,“ „Voltaire,“ „Ernest Renan,“ „Gambetta,“ „Victor Hugo“, so und ähnlich heißen die Schiffe, und sie tragen ihre Namen mit Recht. Die „Jena“ ist wohl einem revolutionären Anschlag zum Opfer gefallen; beim Brande des Arsenals von Toulon hat man ihn festgestellt.



Die Alterspension in England.[1]

Von P. Jordan, Ord. S. Aug.

Schon anfangs Mai v. J. hatten sozialistische Blätter in allen Tönen die Großtat des englischen Staatsministers Asquith, des Nachfolgers von Henry Campbell-Bannermann, besungen, welcher dem Parlament seinen Antrag bezüglich einer Alterspension zur Würdigung und Annahme vorlegte und empfahl. Nach diesem Antrag können 500,000 Siebzigjährige und mehr sich an der „Staatskrippe" gütlich tun, und das, ohne daß sie auch nur einen Penny zur Unterhaltung des Fonds beigesteuert haben. Die ganze Arbeit, die die Hochbetagten noch zu leisten haben, besteht darin, daß sie ihren Altersbescheinigungszettel am Postschalter vorzeigen, um pro Woche 5 Schillings, wenn sie unverheiratet, oder 7 Schillings 6 Pence (= 7.60 M), wenn sie verheiratet sind, in Empfang zu nehmen.

Unter der englischen Arbeiterschaft selber sind die Gefühle gemischt. Während eine halbe Million alter Arbeiter, die bisher im Alter jeglicher Mittel bar, weil sie in ihrem langen Lebenslaufe nicht das Geringste erspart haben, sich einer so privilegierten Behandlung von seiten der Staatsvorsehung erfreuen, sollen ungefähr 400,000 Arbeiter, die das Glück, pardon Pech haben, 500 M ihr Jahreseinkommen zu nennen, von dieser staatlichen Vergünstigung ausgeschlossen sein. Den Arbeiter, der vor dem 70. Lebensjahr steht und noch „Spar"-Gedanken hegt, müßten wir bei einer solchen Wohltat als sonderbaren Kauz anschauen.

„Daily Telegraph" brachte bereits nach Bekanntwerden des Regierungsantrages die Proteste vieler Arbeiter. „Der Regierungsvorschlag, so schrieb das Blatt, ist eine direkte Aufreizung der Arbeiter und Arbeiterinnen zur Verschwendung. Also diejenigen, die sparsam und haushälterisch mit ihrem Verdienst verfahren, dürfen die Pension nicht erhalten, dagegen jene, die arm und entblößt von allem sind, werden für ihre Armut belohnt. Demnach tragen alle Zulagen an Geld den Stempel des Pauperismus. Noch mehr: Leute mit kaum nennenswertem Einkommen und selbstauferlegter Einschränkung müssen noch außergewöhnliche Taxen entrichten, um es so der Regierung zu ermöglichen, an Erzfaulenzer und Verschwender Prämien erteilen zu können. Oder ist das noch gerecht und nicht vielmehr eine Ungeheuerlichkeit, Arbeiter, die pro Woche ein wenig mehr als drei Pfund Sterling verdienen, zwingen zu wollen, pro Pfund einen Schilling Einkommensteuer zu zahlen, weil sie dank ihrer eigenen Sparsamkeit nach und nach es zu einem eigenen Häuschen gebracht haben? Die Handlungsweise der Regierung muß darum als unmoralisch verworfen werden, denn sie verlangt, daß ein Arbeiter, der spart, nicht belohnt, sondern abgabepflichtig gemacht wird, da er die Pensionen aufbringen muß. Und für wen? Für Leute, die den ganzen Tag nur faulenzen und rauchen und ihr Geld vergeudet haben. Nach dem Regierungsvorschlag ist ein Arbeiter, der sparsam ist, ein Dummkopf, der es verdient, daß seine Ersparnisse ihm zum Teil abgeknöpft werden, dagegen jeder, der kein Geld im Beutel sehen kann, ein vernünftiger Mensch, der würdig ist, ihm solches zu verschaffen, wenn er keines mehr hat. Ich kenne einen Arbeiter, der in seine Vereinskasse seine Beiträge regelmäßig einzahlt, die es ihm ermöglicht, vom 60. Lebensjahr pro Woche eine Pension von 10 Schillings zu beziehen. Diese seine Sparsamkeit aber ist gerade bei dem vorliegenden Regierungsantrag der Grund, warum er nichts erhalten soll. Mit ihm teilen aber Tausende und Tausende von sparsamen Arbeitern dann das nämliche Los." So „Daily Telegraph".

Welches sind diese Tausende von Arbeitern? Das sind die Mitglieder der großen englischen Arbeitervereine, die keineswegs rosig gebettet waren im geeinigten Großbritannien, die sich erst emporgerungen haben, geleitet von dem Prinzip der „selfhelp" und die zur Verbesserung ihrer materiellen Lage immer auf sich selbst angewiesen waren. Hierher gehören die tausende der Trades-Unions (englische Gewerkvereine), die tausende der in großen Konsum- und Selbstproduktionsbetrieben Angestellten, sowie die 5'740,000 Mutualisten, die über ein Kapital von mehr als 40 Millionen Livres Sterling (etwa 800 Millionen M) verfügen. Alle diese Vereine haben bisher für ihre Invaliden gesorgt.

Die Vereinigung der Mutualisten hat dem „Daily Telegraph" eine Antwort auf seine Enquete zugehen lassen, die in den drei Punkten gipfelt: der Regierungsantrag muß abgelehnt werden 1. weil diese Bill von den Personen, die eine Wohltat durch die Pension erfahren sollen, nicht die geringste Gegenleistung verlangt, 2. weil die Altersgrenze zu weit hinausgerückt ist, und 3. weil das Regierungsprojekt nichts anderes bedeutet als eine bloße Modifiktion des Systems, ohne daß dadurch für die bereits bestehenden Arbeiterorganisationen irgendwie eine Besserung oder finanzielle Erleichterung geschaffen würde. Auch der Abgeordnete Cox, der zur Majoritätspartei im Parlament zählt, hat seine Entrüstung daselbst ausgesprochen. Der Regierungsantrag verlangt nun, daß die Rente solchen Greisen zugute kommen soll, die in der Woche nicht über zehn Mark verdienen, außerdem soll eine gute Lebensführung und die Zugehörigkeit zu einer Arbeiterorganisation nachgewiesen werden. Die in Mitte stehende Bedingung „gute Lebensführung" erscheint uns etwas armselig. Es bedarf oft nur einer Unvorsichtigkeit, um mit Staatsgesetzen nähere Bekanntschaft machen zu dürfen, und die „gute Lebensführung" ist in vieler Augen dahin. Diese Härte der „Old Age Pensions Bill" macht sich infolgedessen in der Weise geltend, daß jahreweit zurückliegende, in der Gesellschaft längst vergessene Vergehen wieder aufgefrischt werden.

Mittlerweile hat die Kammer der Lords die „Old Age Pensions Bill" des Premierministers mit 77 gegen 45 Stimmen angenommen, allerdings nicht ungeschoren. Sie soll in obiger Fassung nur sieben Jahre, also bis 1915 dauern. Von 1915 an sollen die Staatsbeiträge reduziert und die gesamte Arbeiterorganisation zur Uebernahme eines Teiles der Kostendeckung beigezogen werden. Also ähnlich wie bei der Unfall- und Invalidenversicherung des Deutschen Reiches. Man geniert sich jedenfalls in England, das in Deutschland bestehende Versicherungssystem gleich anfangs abzuschreiben, und schluckt lieber sieben Jahre lang Kamele. Auf die sieben fetten Jahre der englischen Pensionsbill werden schon magere Pillen kommen.

[1] Wegen Raummangels längere Zeit zurückgestellt.

„Unter dem Königlich Bayerischen Hoftitel."

Zur Frage der sogenannten „Privatdrucke".

Zu dem unter obigem Titel in Nr. 1 der „Allgemeinen Rundschau" (S. 11) erschienenen Artikel liegt uns eine Reihe von Zuschriften vor, welche ausnahmslos ihre volle Zustimmung zum Ausdruck bringen. Hier nur einige Proben: Ein im öffentlichen Leben stehender hervorragender katholischer Aristokrat schreibt der „Allgem. Rundschau": „Den Artikel betreffend Ackermanns Nachfolger begrüße ich auf das lebhafteste; er ist doch jedenfalls wieder einmal eine Warnung." Ein hochangesehenes Mitglied des evangelischen Adels schreibt: „Für den ausgezeichneten Artikel über die unsaubere Ware des Herrn Ackermann Nachfolger sage ich Ihnen allerbesten Dank. Auch mir sind die Anpreisungen dieser Firma, die ich ab und zu durchsehe, ehe sie in den Papierkorb wandern, längst aufgefallen und oft im höchsten Grade anstößig gewesen."

Aus juristischen Kreisen wird der „Allgemeinen Rundschau" geschrieben: „Der Artikel gegen den von einer Königlich Bayerischen und Großherzogl. Luxemburgischen Hof-Buch- und -Kunsthandlung unternommenen Handel mit pornographischer Literatur wurde, wie ich mich überzeugen konnte, in weiten Kreisen des anständigen Publikums begrüßt. Ich habe gleichzeitig aber auch die Wahrnehmung gemacht, daß über die gesetzliche Unzulässigkeit der Verbreitung einer derartigen Literatur auf dem Handelswege oft eine geradezu heillose Unkenntnis und Begriffsverwirrung besteht. Die Tatsache, daß es kaum noch ein nennenswertes unzüchtiges Werk (mit und ohne unzüchtige Abbildungen) gibt, das nicht in Deutschland heimlich feilgehalten oder verkauft würde, hat viele zu dem Irrtum verleitet, als ob der § 184 nur den öffentlichen Handel mit unzüchtigen Schriften, Abbildungen oder Darstellungen verbiete. Dies ist ein grober Irrtum. Die vielfach vorgeschützten Bezeichnungen „Privatdruck" oder „nur auf dem Subskriptionswege" helfen dem Händler gar nichts, wenn der unzüchtige Charakter feststeht. Straflos ist lediglich die private Ueberlassung unzüchtiger Schriften und Abbildungen im Einzelfalle, etwa auf dem Schenk- oder Leihwege, durch Vorzeigen u. dgl. Aber schon die planmäßige „Verteilung" oder „sonstige Verbreitung" an einen größeren Kreis, selbst wenn sie ohne Entgelt geschieht, ist strafbar. Im übrigen sind für die Strafbarkeit die Merkmale des Handels, also die Ueberlassung oder Anbietung „gegen Entgelt" maßgebend. In diesem Sinne ist nach § 184 Abs. I strafbar das Feilhalten, Verkaufen,



Vorrätighalten, Ankündigen oder Anpreisen. Wenn die Justiz gegen sog. „Privatdrucke“ bisher nicht immer einschritt, so ließ sie sich von der Fiktion verleiten, daß es sich um die Herstellung und Verbreitung von Werken zu ausschließlich wissenschaftlichen Forscherzwecken handle. Daß der heutige, in großartigem Maßstabe organisierte Handel mit alter und neuer Pornographie ganz andere Zwecke im Auge hat und sich an ein ganz anderes Publikum wendet, ist notorisch und mit Händen greifbar. Wenn man darüber Sachverständige hören will, so sollte man sich an ernste Buchhändlerkreise wenden. Selbst im offiziellen Organ des deutschen Buchhandels, im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“, ist dies schon mit voller Offenheit zum Ausdruck gekommen. Der anständige Buchhandel lehnt daher auch den gewerbsmäßigen Vertrieb der pornographischen sogen. Privatdrucke unbedingt ab.

* * *

Unmittelbar vor Redaktionsschluß erhalten wir von Herrn Karl Schüler, Ackermanns Nachfolger, nachstehende „Berichtigung“:

„Mein Jahreskatalog 1909 enthält nicht einen Titel eines pornographischen Buches, geschweige denn „schamlose Obszönitäten“. Es ist unwahr, daß der Normalmensch unter dem Ausdruck „Bücher für Bibliophilen“ Werke pornographischer Natur versteht, sondern nur solche, welche Bücherliebhabern durch ihren Inhalt und ihre Ausstattung Freude bereiten, und solche, die durch ihre Seltenheit einen Liebhaberwert besitzen. Es ist ferner unwahr, daß meine Firma seit Jahren einen schwunghaften Handel mit pornographischen Werken betreibt oder solche gar zur Ansicht versendet. Meine Anzeige bibliophiler Seltenheiten im Jahre 1906 auf einer Publikation des Verlages C. M. Stern in Wien hat mit den übrigen Anzeigen dieser Publikation nicht das Geringste zu tun. Wahr ist dagegen, daß meine Firma seit 100 Jahren die Lieferantin vieler großer und erleuchteter Geister ist, den Dunkelmännern dieser Zeit allerdings stets ein Dorn im Auge war.“

Wir haben die Berichtigung ungekürzt zum Abdruck gebracht, obgleich sie den Voraussetzungen des § 11 des Preßgesetzes nicht entspricht, indem sie über den Rahmen der zu berichtigenden Tatsachen hinausgeht und im Schlußsatz beleidigend wird. Die sog. „Berichtigung“ ist nach dem Rezept gearbeitet: Si fecisti, nega. Aber durch die einfache Ableugnung verbessert die Königlich Bayerische Hof-Buch- und Kunsthandlung Ackermanns Nachfolger ihre Position in gar keiner Weise. Es ist erweislich wahr, daß der Jahreskatalog 1909 Titel zweifellos pornographischer Bücher, auch schamloser Obszönitäten, enthält. Ueber den Charakter der meisten unter der Flagge „Bücher für Bibliophilen“ segelnden Werke besteht in unterrichteten Kreisen keine Meinungsverschiedenheit. Es ist auch erweislich wahr, daß die Firma Ackermanns Nachfolger seit Jahren einen Handel mit derartigen Werken, auch mit solchen, die in dem Jahreskatalog nicht aufgeführt sind, betreibt, auch, daß sie solche zur Ansicht versendet. Es soll sogar vorgekommen sein, daß Empfänger solcher verschlossener und versiegelter Ansichtssendungen wegen der Bedenklichkeit des hochgradig obszönen Inhaltes derselben für ein anständiges Haus höflich gebeten haben, derartige Zusendungen künftig zu unterlassen. Inwiefern die Geschäftsanzeige: „Ackermanns Nachfolger (Karl Schüler) München, Hof-Buch- und Kunsthandlung, Ständiges Lager bibliophiler Seltenheiten“ auf einem Umschlage des sattsam bekannten Wiener Verlages von C. W. Stern mit dem übrigen Inhalte dieses Umschlages etwas zu tun hat, ergibt ein einziger Blick auf den Umschlag selbst. Die Sache ist eben die, daß Ackermanns Nachfolger sein ständiges Lager von Büchern der auf diesem Umschlag näher bezeichneten Art empfiehlt. Hochkomisch ist übrigens folgendes: Auf diesem Umschlage ist als „viertes Stück der Publikationen der Gesellschaft österreichischer Bibliophilen“ ein Buch von Choysy le Conin zur Subskription empfohlen. In der Reklame wird Choysy le Conin in Gegensatz gestellt zu Aubry Bardesley, von dem es wörtlich heißt: „dessen Werke stets eine krankhafte Sinnlichkeit zeigen.“ Dieser krankhaft sinnliche Bardesley figuriert aber im Jahreskatalog 1909 von Ackermanns Nachfolger gleich auf der ersten Seite der „Bücher für Bibliophilen“ mit vier Werken im Ladenpreise von M 50.—, 30.—, 14.— und 25.—.

Sünden des Hauses.[1]

Ein offenes Wort zur Schulfrage.

Von

H. Morin, kgl. Gymnasialprofessor.

Wollte man eine Bibliothek einrichten, in der alle Angriffe auf die Mittelschule Platz finden sollten, so würde darin eine stattliche Reihe von Bänden zusammenkommen. Reformwütige Fachmänner ebenso wie Laien, die durch keinerlei Sachkenntnis behindert sind, die gesamte Presse einer gewissen Richtung, moderne Zeitschriften und Schriftsteller hacken alle mit einem Eifer und einer Konsequenz auf sie los, die eines besseren Unternehmens würdig wäre. Es ist Zeit, daß da auch einmal von seiten der Schule ein kräftig Wörtlein gesprochen wird. Man läßt sich bei uns entschieden zu viel gefallen. Von manchen Zeitungen wird man kaum eine Nummer finden, die nicht boshafte Ausfälle auf die Schule und ihre Lehrkräfte enthält; unsere modernen Witzblätter ergießen eimerweise Spott und Hohn über die Pädagogen. Und von den dies irae bis zum Probekandidaten und den bis zum Blödsinn verzerrten Karikaturen in Wedekinds „Frühlings Erwachen“ hat sich eine lange Kette von Kundgebungen gegen Schule und Lehrer gebildet, aus der man vom gutmütigen Spott bis zum grimmigsten, unversöhnlichen Haß alle Stadien der Abneigung herauslesen kann.

Eine so auffallende, betrübliche Erscheinung ist natürlich nichts Zufälliges; sie muß, um zu einem solchen Baum heranzuwachsen, mit ihren Wurzeln in tiefen Grund hinabreichen.

Besser gesagt, zurückreichen.

Denn der alte Grund ist neu gepflügt; diese Ausfälle richten sich zum weitaus größten Teil gegen Mißstände, die heute der Vergangenheit angehören, sie zielen auf alte, heute gar nicht mehr denkbare Originale, welche längst mit ihren Schrullen und ihrer Verbitterung der kühle Rasen deckt, samt der Mehrzahl ihrer Schüler, die natürlich auch keine Heiligen und Engel gewesen sind. Man schöpft noch immer aus dem Born jener alten Zeit und vergißt dabei gerne, daß durch die Schulzimmer schon lange die Luft der Neuen weht und wohltuendes Licht in die entlegensten Winkel des Lehrplans gedrungen ist.

Man vergißt es, weil man es übersehen will, weil man einen Angriffspunkt braucht, um dem Haß gegen die Schule, der ein Charakteristikum unserer Moderne ist, mit einigem Schein von Recht freien Lauf zu lassen. Irren ist menschlich; Fehler wurden gemacht und werden es auch in Zukunft da und dort; aber soviel ist sicher, daß nie mit mehr Hingabe und edlerem Eifer, mit größerer Sorgfalt und Aufopferung von Zeit und Nervenkraft von seiten der Lehrer an der Erziehung des Kindes gearbeitet wurde als gerade jetzt.

Sicher ist aber auch, daß niemals noch Schule und Lehrer mehr Undank, mehr Bitternis für redlichstes Wollen und bestes Können geerntet haben, daß ihnen ihre schwere Aufgabe niemals so von außen noch erschwert wurde wie eben heute.

Daran trägt das Haus nicht die kleinste Schuld. Die Triebfeder liegt freilich zunächst im Geist der Zeit, der allem abhold ist, was an Zwang erinnert, der schrankenloses Ausleben des Individuums als Ideal betrachtet und daher jede Autorität umzustürzen oder wenigstens zu verkleinern sucht. Daraus resultiert aber ein unsicheres Tasten und Suchen, weil man keiner Führung mehr traut, ein Widerstreit aller möglichen Anschauungen und Reformideen von bisher ungekannter Heftigkeit, zuletzt ein verderblicher Pessimismus, der manchen schon über die dunkle Pforte ins Unbekannte, unter Schauern kaum geahnte Jenseits geführt hat. Ein Teil der Gesellschaft von heute ergibt sich einer tollen Orgie der Sittenlosigkeit, deren Auswüchse manchmal erschreckend an die Schilderungen vom alten Römerreich erinnern, bevor die ersten Strahlen des Christentums sich über den trostlosen Himmel der damaligen Menschheit ergossen; ein anderer, um vieles kleinerer ringt verzweifelt nach Klärung, nach einem Ausweg und sucht ihn je nach Veranlagung in Religion oder Wissenschaft, indes die stumpfe Menge unter beiden gedankenlos dahintreibt ohne Ahnung höherer Ziele und Zwecke, ohne Ahnung aber auch der Gefahren kommender Zeit.

In der allgemeinen Unzufriedenheit und Verdrossenheit erwartet man Erlösung vom Menschen der nächsten Generation, vom Kinde, in das wir alle unsere Hoffnungen setzen, das wir als den Bringer einer neuen, schöneren Zeit betrachten. Daher

---

[1] Fortsetzung zu „Kontraste“ in Nr. 47, 1908, S. 785 ff.

der Kampf um das Kind, daher all der Streit um die Erziehung, aber auch eine Umwerbung des Kindes, eine Vergötterung dieses kleinen Zukunftsmenschen, die auf dem besten Wege ist, ihn mitsamt der Zukunft zu verderben.

Das Kind und seine Individualität stehen jetzt schon bald so im Vordergrund der allgemeinen Fürsorge, daß der Erwachsene, dem redlich geleistete Arbeit und Pflichterfüllung doch auch eine gewisse Existenzberechtigung verleihen, von einer extremen, aber starken Richtung, die wir als „Moderne" zu bezeichnen pflegen, nahezu zum Sklaven des kleinen Götzen gemacht wird.

Diesem Kultus des Kindes gegenüber hat die Schule einen schweren Stand; denn man verlangt von ihr Leistungen, Erfolge, während man ihr zugleich die zu deren Erreichung nötige Machtvollkommenheit unterbinden oder nehmen will. Alles ist wider sie, und der einzige Faktor, der helfend und unterstützend ihr zur Seite stehen sollte, das Haus, die Familie wirkt nur zu oft hemmend, ja hinderlich auf sie ein.

Passiv geschieht dies durch die weitverbreitete Gleichgültigkeit der Eltern gegen alles, was in Beziehung zur Schule steht. Viele sind dem Lehrer gar nicht von Angesicht bekannt; nachdem sie ihren Sprößling zur weiteren Behandlung abgeliefert, lassen sie sich nicht mehr sehen, wenn nicht ganz besondere Anlässe vorliegen — zuweilen auch dann nicht.

Diese Gleichgültigkeit überträgt sich naturgemäß allmählich auch auf das Kind, das anfangs mit den besten Vorsätzen an seine Arbeit ging, aber bald nachläßt, wenn es merkt, daß seinen Eltern die Schule und alles, was dazu gehört, nur ein notwendiges Uebel bedeutet, das man, so gut es geht, durchmacht, ohne besonderes Interesse darauf zu verwenden.

Droht dann die Sache schief zu gehen, so gegen das Ende des Schuljahres zu, dann freilich pilgern auch viele von denen, die sich so lange um nichts gekümmert, zur Anstalt, um nicht selten zu erfahren, daß schon zuviel versäumt wurde. In anderen, oft recht guten Familien hegt man zwar Wohlwollen und Interesse für die Schule und ihre Vertreter; man glaubt alles zu tun, was zum Gedeihen des Unterrichts notwendig ist, und arbeitet doch unwissentlich demselben entgegen, indem die Kinder zu frühzeitig und zu viel in Gesellschaft gezogen und dadurch abgelenkt werden. Gerade in reichen oder hochstehenden Familien wird der Fehler oft begangen, daß man die Söhne allzufrüh zu gesellschaftlichen Pflichten heranzieht und in Kreise bringt, in denen das junge Gemüt doch allerlei Eindrücke empfängt, die recht unnötige Vorstellungen und Bilder in seinen Ideenkreis hineintragen, es zerstreuen und blasiert machen. Von vielem Unschönem sind frühreife, altkluge und vorlaute Kinder überdies das Widerlichste.

Das bei solchen Gelegenheiten unvermeidliche lange Wachbleiben übt auf die Gesundheit und Aufnahmefähigkeit der Kinder den ungünstigsten Einfluß aus. Das beste Nervenkapital ist der Schlaf; wenn man den Kindern davon abkürzt, schafft man unfehlbar spätere Neurastheniker. Auch noch durch eine andere Unsitte. Vernünftigerweise gibt man den Kindern so spät als möglich alkoholische Getränke, gleichviel welcher Art, am besten natürlich versagt man sie in einem Alter, in dem Körper und Nerven noch zu wenig Widerstandskraft besitzen. Auch der Erwachsene wird, wenn er einmal genau seine Leistungsfähigkeit kontrolliert, finden, daß geistige Arbeit, klares Denken und Aufmerken schon durch geringe Alkoholgaben beeinträchtigt werden. Was in dieser Beziehung oft in den besten Häusern gedankenlos gesündigt wird, ist tief bedauerlich. Wir Münchener sind dabei noch besonders schlimm daran, da namentlich die unteren Volksschichten das Bier als Nahrungsmittel betrachten. Der Säugling mit dem Maßkrug ist nicht nur einer der vielen Postkartenwitze, die unsere Stadt in der ganzen Welt als den Ort der Trinker diskreditieren; er kann auf Kellern und bei Volksfesten in zahlreichen Exemplaren beobachtet werden. Die Eltern aber wundern sich, wenn solch ein verdummtes Gehirn schon aus der Elementarschule wegen Bildungsunfähigkeit entlassen werden muß. Mich hat es immer verdrossen, wenn ich in holländischen und englischen Kolonien, sobald man mich als Münchener agnoszierte, von München nicht als Kunststadt, sondern in erster Linie als der Stadt des Bieres reden hörte, und zwar in den gebildetsten, wissenschaftlichen Kreisen. Das sind passive Sünden des Hauses, zu denen ich auch die nicht seltene Ueberlastung mit häuslichen Musikstunden rechnen möchte, die sehr viel Schuld an der frühzeitigen Nervosität mancher Kinder trägt. Wohl dem, der große Anlage und Freude hierzu hat; er möge sie ausbilden zur Freude anderer; aber den mittelmäßig Talentierten unter großem Zeit- und Kräfteaufwand zu einem musikalischen Schrecknis der Gesellschaft heranzuquälen, hat keinen Sinn.

Es ließen sich noch manche häusliche Sünden berichten, wie die Voreingenommenheit der Mütter für ihre Sprößlinge, die oft recht zur Unzeit zutage tritt, wo es gälte, mit Ernst gegen gewisse Dinge aufzutreten.

Wie oft und wie leicht werden selbst große Schüler wegen der unbedeutendsten Kleinigkeiten entschuldigt, indes ihre Lehrer sich nicht selten mit erheblichem Unwohlsein zur Schule schleppen. Statt Steigerung des Pflichtgefühls erzielt man so bei der Jugend nur Wehleidigkeit und selbst Neigung zur Unwahrheit. Manchmal werden Unarten gar noch entschuldigt. „Sie glauben gar nicht, was mein Sohn für Zeichentalent hat," sagt eine Mutter zum Ordinarius; „neulich hat er Sie während der Stunde vorzüglich porträtiert!" — Auch die Taschengeldfrage spielt eine wichtige Rolle. Etwas Geld soll ein richtiger Junge haben, schon um den Wert desselben schätzen zu lernen; wenn aber ein Gymnasist, wie ich einmal zufällig erfuhr, monatlich über 30 (dreißig!) Mark verfügen kann, so ist es ein wahres Wunder, wenn er kein Tunichtgut wird und andere seiner Freunde vielleicht mit ihm. Schlimmer sind die aktiven Kundgebungen gegen die Schule; eine grobe, jede Autorität untergrabende Taktlosigkeit begehen die Eltern, wenn sie daheim Schule und Lehrer oft in schärfstem Tone kritisieren oder gar den Kindern gestatten, dies zu tun. Es gibt nicht viele Häuser, in denen den Kindern jede respektlose Schilderung ihrer Lehrer sofort mit ernstem Verweis abgeschnitten wird.

Auf diese Mißstände einzuwirken, mehr Verständnis für Zweck und Bedürfnis der Schule in Elternkreise zu tragen, wäre eine schöne Aufgabe für die jüngst mit ihren Thesen hervorgetretene Elternvereinigung. Statt Dinge zu bekämpfen, die auch ohne ihr Zutun bei einer Statutenrevision fallen werden, statt durch ihre Veröffentlichungen Mißtrauen zwischen den Lehrern, den Eltern und Schülern zu säen, sollte sie ihr Feld in der Belehrung des Hauses suchen. Dem Kind geschieht ohnedies nicht zu weh; es gehört schon eine große Portion Trägheit oder Intelligenzmangel zum Durchfallen, ein schweres Vergehen zum Ausschluß aus der Anstalt. Aber zu einem Institut für angehende Idioten oder unverbesserliche Taugenichtse kann sich die Mittelschule doch nicht erniedrigen lassen; denn sie hat die Pflicht der Auslese, um zahlreichen Berufsarten, vor allem dem Beamtentum, dem Militär und der Wissenschaft nur die Geeignetsten zuzuführen. Auf keinen Fall aber darf sie sich von Außerhalbstehenden die Disziplin aus den Händen winden lassen, die sie unbedingt braucht. Wenn zwanzig und mehr Lehrer nach sorgfältigster Prüfung einen Fall entscheiden, bedürfen sie nicht noch eines fremden Vormundes. — Man will der Schule auch die Machtbefugnis nehmen, über Konzert- und Theaterbesuch zu entscheiden; man will selbst das Richtige treffen können. Ich habe mir kürzlich in „Frühlings Erwachen" das Publikum studiert, das ja bei Premieren oft interessanter ist als das Stück, und habe mir meine Gedanken gemacht über die Eltern, die ihre Kinder in solche Darbietungen gehen lassen. Unter vielen jungen Leuten beobachtete ich mehrere, die zweifelsohne das Gymnasium noch lange nicht hinter sich hatten, auch Mädchen, denen zur Absolvierung der Töchterschule noch recht viel Zeit übrig blieb. Droben die laszivsten Szenen, drunten die Jugend in der schwülen Atmosphäre, das Gift begierig in sich einsaugend; droben wird ein Menschenleben zerbrochen, drunten lacht die Jugend, weil sie nur das Schlüpfrige fühlt und des Autors tieferen Sinn gar nicht merkt. Angesichts von Eltern, die ihre jugendlichen Sprößlinge in solche Stücke gehen lassen, wäre man fast versucht, Rochows bekanntes Wort vom beschränkten Untertanenverstand in eins vom beschränkten Elternverstand umzuändern. Glücklicherweise bilden die vernünftigen, von Wohlwollen und Dankbarkeit für die Schule erfüllten und ihr hilfsbereit zur Seite stehenden Eltern doch noch die Mehrzahl. Die Sünden des Hauses aber können nicht geleugnet werden. Wer sich ganz frei von ihnen fühlt, wer mit seinen eigenen Erziehungskünsten daheim keinen Mißerfolg erzielt hat, der mag den ersten Stein gegen die Schule aufheben. Aber auch nur der. Der Kampfplatz ist grell beleuchtet; wer als Vater und Erzieher das nicht verträgt, der besinne sich dreimal, ehe er eine Schulgattung angreift, der zu einer Zeit, als noch niemand an ihre Verbesserung dachte, unsere großen Geistesheroen entsprungen sind.

Ich glaube, die Steine werden liegen bleiben.

Ein „dunkler Schatten"

oder „Dr. Nikolaus Heim" als Hagiograph.

Von

P. Hildebrand **Bihlmeyer** O. S. B. (Beuron), Herausgeber des Hagiographischen Jahresberichtes.

II.

In dunkle Schatten gehüllt erschien in meinem letzten Artikel die im Titel genannte, geheimnisvolle Persönlichkeit. „Dr. Nikolaus Heim", der fruchtbare, bekannte, ja gefeierte Hagiograph, ist, wie wir aus seinen „Erbauungsschriften" ersehen haben, ein sehr tendenziöser Verfechter der Orthodoxie des „römisch-katholischen" Glaubens, scheinbar ein Antimodernist strengster Richtung, bibelfest, triefend von Salbung, pietistisch-frömmelnd, bewegt sich aber gleichwohl mit Vorliebe auf schlüpfrigem Gebiet.

Da alle bisherigen Warnungen vor den „Heim"schen Schriften, die ich sowohl an das Publikum, als auch privatim an einzelne Verleger richtete, ziemlich fruchtlos blieben, seine Werke im Gegenteil in katholischen Organen immer neu empfohlen und angepriesen werden, so sehe ich mich nunmehr genötigt, zur Ehre der katholischen Hagiographie und Wissenschaft, die durch solche Produkte kompromittiert wird, volles Licht über diese zweifelhafte Persönlichkeit zu verbreiten und sie dadurch aus ihrem mysteriösen Versteck herauszutreiben. Zweifelsohne ist es besser, daß von katholischer Seite dieses peinliche Geschäft besorgt werde, als daß bei fortgesetztem Schweigen schließlich die Gegner der Sache sich bemächtigen und so der Ruf der katholischen Hagiographie ernstlich geschädigt werde.

Allerdings muß ich dabei von einem Mittel Gebrauch machen, das man sonst nicht gern, sondern nur wenn Gründe ernstester Natur vorliegen, anwendet, nämlich „Heims" Privatkorrespondenz, soweit sie sich auf seine literarische Tätigkeit bezieht, der Oeffentlichkeit bekannt zu geben.

Meine literarischen Beziehungen spielten mir interessantes, für die nachfolgende Untersuchung zum Teil wichtiges Beweismaterial in die Hände. Im Interesse der Sache gestatteten mir die Besitzer dieser Schriftstücke die Veröffentlichung derselben. Nur Name und nähere Lokal- und Personalumstände wurden aus Diskretionsgründen weggelassen.[1])

Heute sei nur ein kleiner Teil davon der Oeffentlichkeit zur Mitprüfung und Beurteilung unterbreitet. Interessenten lassen wir jederzeit bereitwilligst in unsere reichhaltige „Heim"sche Autographensammlung Einsicht nehmen, wie wir auch bisher einer Reihe von Persönlichkeiten, die im öffentlichen, literarischen und kirchlichen Leben eine führende Stellung einnehmen, Einblick gewährten.

Zunächst liegt da vor mir eine aus Italien kommende, von „Dr. Nik. Heim" unterzeichnete Postkarte. Sie fand sich als Buchzeichen in einem Werke aus dem Besitz eines hervorragenden katholischen Theologen und Universitätslehrers, der leider nicht mehr unter den Lebenden ist. Darin kündigt „der Autor" ihm die Uebersendung seines soeben erscheinenden „Paulus" an und fährt dann fort:

„Ein Doctor Paulus wie Sie hat ein Recht darauf. So bitte ich denn, die Gabe eines Unbekannten nicht allzu scheel ansehen zu wollen und Priesternachsicht, nicht Gelehrtenstrenge bei eventueller Beurteilung des Buches walten zu lassen, denn sonst quis sustinebit? Für wohlgemeinte aufrichtige ‚Bemerkungen' bin ich jederzeit sehr dankbar und wünsche nur, daß Sie gelegentlich Zeit dazu finden möchten. Verlangen kann ich ja besondere Beachtung nicht, ego vir obscurus. Ich habe für dieses Jahr mein Zelt im Süden aufgeschlagen und Sie erhalten diese Zeilen mit Vesuvstaub bestreut ..."

Datiert ist diese Karte „Resina presso Napoli, 18. April 1905"; geschrieben und deutlich unterzeichnet von „Dr. Nik. Heim." —

Fast zur selben Zeit glaubte ein anderer deutscher Professor von pädagogischem Standpunkt aus einige solche „wohlgemeinte Bemerkungen" und Reserven bezüglich dieses „mit Fleiß und liebender Begeisterung und in einem glänzenden Panegyrikerstil geschriebenen, aber etwas zu selbstbewußt sich einführenden Buches" in einem wissenschaftlichen Fachblatt aussprechen zu müssen. Man kann sich des Professors Ueberraschung lebhaft vorstellen, als er zu Pfingsten 1905 mit zwei deutlich adressierten, aus Italien stammenden Postkarten beglückt wurde. Obgleich nun deren Inhalt ebenso gassenbubenhaft als roh und unflätig ist, können wir doch nicht umhin, sie im Wortlaut hier wiederzugeben:

1. Karte: „Ich schreibe Ihnen dies von der Reise aus, in der für mich angenehmen Hoffnung, Sie anfangs Februar in N. selbst Koram nehmen zu können. Sie sind gewiß ein noch sehr grüner Fant, da Sie sich erdreisten, gegen Leute, die Sie nicht kennen, so vorlaut, wie Sie getan, aufzutreten. Was sind Sie denn? Gymnasiallehrer, Schulmeister? Haben Sie schon Flaum unter der Nase? Wenn auch, ein so vorlauter, ungezogener Junge wie Sie (ich kann Ihnen nicht helfen) muß ‚welche' haben, denn er provoziert ja förmlich die Nemesis. Meine Reise kann ich Ihretwegen nicht unterbrechen. So hat denn mein handfester Freund Walter den Auftrag, Sie aufzuspüren und Ihnen mal ganz gehörig die Pumphöschen (die tragen Sie doch noch?) zu spannen, am besten auf Ihrer Stube, damit Sie nach erhaltener Tracht mit dem brennenden Hinterquartier gleich ins Bett fallen können. Denn ich wette, ein so großer Maulheld Sie hinterm Busch sind, ein so erbärmliches Jammerbürschlein werden Sie, wenn man Ihnen die Hosen ausklopft, während Sie noch darin stecken. Und Prosit vorläufig, bis ich selber komme! Prof. Dr. Rosen."

2. Karte: „Hinterher fiel mir ein, Sie könnten trotz Ihrer knabenhaften Geschwätzigkeit und Eingebildetheit (denn Sie halten entschieden sehr große Stücke auf sich selber) ein Geistlicher sein. Ich bin nun zwar kein Pfaffenfreund, aber ich kann Sie doch nicht gut von Walter (der es gewiß gerne täte) durchhauen lassen. So respektlos bin ich nicht. Da sie nun aber eine Tracht aus dem ff verdient haben und Ihnen das hitzige Blut vom Kopf weggeleitet werden muß, werden Sie die Güte haben, diese Karte dem ersten besten Volksschullehrer zu präsentieren mit dem Ersuchen, Sie gegen eine kleine Vergütung mal so über'n Stuhl legen zu wollen, daß Ihnen Hören und Sehen und drei Tage lang das Sitzen vergeht. Ich binde es Ihnen auf's Gewissen. Und Sie werden sehen, das tut Ihnen gut. Prof. Dr. Rosen."

Beide Karten sind ohne Orts- und Zeitangabe. Nur der ziemlich deutlich ausgefallene Poststempel plaudert etwas vorlaut aus, daß der edle Herr „Professor Dr. Rosen" diesen liebenswürdigen Kartengruß am Vorabend von Pfingsten, am 10. Juni 1905 bei der Galleria Umberto I. zu Neapel in den Briefkasten geworfen hat, also kaum einen Katzensprung von seinem deutschen Landsmann „Dr. Nik. Heim" entfernt, der, wie wir oben hörten, zur selben Zeit „sein Zelt im Süden, (d. i. in Resina bei Neapel) aufgeschlagen" hatte. „Dr. Rosen" und „Dr. Heim" stehen sich also lokal sehr nahe. Auch scheint „Dr. Rosen" ein ausgezeichneter „Heim"-Kenner zu sein; in der „Heim"schen Prügelterminologie namentlich ist er vollauf da-„heim". Aus welchem Grunde wohl „Professor Dr. Rosen" über ein paar harmlose literarische Bemerkungen zu „Heims" Paulus sich so aufregen mochte? Wie wäre es, wenn wir behaupteten: Der deutsche „Dr. Rosen" und der deutsche „Dr. Heim" sind ein und dieselbe Person? Ja, wir sind genötigt, diesen Schluß zu ziehen, denn „Dr. Rosen" erweist sich in seiner Handschrift nach „Dr. Nik. Heim"'scher Art so „handfest", daß selbst der gewiegteste Graphologe die germanisch-ungelenken Runen dieser beiden Karten nicht auseinander zu halten vermag. —

Betrachten wir nun eine andere, von „Dr. Nik. Heim" signierte, zweifellos echte „Heim"-Karte, die ein anderer deutscher Hochschulprofessor uns eben präsentiert. Sie ist nur zwei Tage nach obiger „Rosen"-Karte und zwar mit ganz derselben Feder und Tinte von Resina presso Napoli aus, am 12. Juni 1905, in überaus höflichen und bescheidenen Wendungen geschrieben und lautet also:

„Ew. Hochwürden mögen mir diese Karte verzeihen [!] — ich nehme mir die Freiheit einzig deswegen, weil auch Ihr geschätzter Name in meinem „Paulus" (S. x) figuriert. Ich möchte Ihnen nur gestehen dürfen, wie sehr ich das Ableben des nun hoffentlich in Gott ruhenden N. N. [hervorragender Theologe derselben Fakultät und Freund des Adressaten] mitfühle im allgemeinen und auch in meinem Interesse. Denn er hatte mir — der Gute — noch vom Bett aus geschrieben, er habe in meinem Paulus ‚einiges mit Genuß gelesen und sei leider augenblicklich durch eine schwere Krankheit an weiterem gehindert'. Er meinte eine Besprechung in der ... Ob ich nun wohl vergessen werde? Und dürfte ich Sie, hochw. H. Professor, ersuchen, einen der H. H. Redakteure auf meinen zu diesem Zwecke an N. N. eingesandten „Paulus" freundlichst aufmerksam machen zu wollen? Ich wäre sehr dankbar für die Bemühung und verbleibe mit der Bitte um gütige Entschuldigung ob meiner Aufdringlichkeit in größter Hochachtung ꝛc. ergebenster Dr. N. Heim."

[1]) Für Mitteilung weiterer Belege, sowie für Zusendung von Aeußerungen der Tagespresse zu dem „Fall Heim" wäre der Schreiber dieser Zeilen sehr dankbar.

In der Tat: er wurde nicht vergessen! Das Unglück wollte aber, daß wenige Wochen später ein ahnungsloses Mitglied derselben Fakultät in einem vielverbreiteten Literaturblatte dem „vir obscurus" etwas hart auf den Leib rückte und namentlich den geschraubten und unruhigen Stil, die öfters ungehörigen Witze und unpassenden Analogien, die Breite und behagliche Ausführlichkeit bei Schilderung von Knabengeißelung und des Beschneidungsritus usw. scharf tadelte, nebenbei auch auf eine gewisse weibische Eigenart des Verfassers hindeutete, die Rückständigkeit und Unzulänglichkeit des Werkes in bezug auf neuere theologische Forschungen und wissenschaftliche Methode beleuchtete und mit dem Satze schloß: „Ich halte das ganze Buch für nicht recht gesund und möchte das katholische Volk vor derartigen Paulusbiographen warnen."

Kaum 10 Tage später erhielt der (protestantische) Rektor jener Universität ein dreiseitiges Folioschreiben, das er umgehend „an die katholisch-theologische Fakultät zur gefälligen Erledigung (und Erheiterung)" weitergab. In feierlichem Ton hebt es also an:

P. M.

†

An Seine Magnificenz den Rektor der Hochschule zu N.

Clarissime Domine!

Ein ‚Magister in Israel', der im Disputieren die Contenance verliert, ist eine betrübende Erscheinung — auch wenn er N. N. heißen sollte. Der ergebenst gefertigte Autor des ‚Paulus' ignoriert die nähere Adresse dieses... Herrn Professors, deshalb werde es ihm gestattet, hochzuehrender Herr Rektor, diesen ungewöhnlichen Weg einzuschlagen, damit Magister dictus erfahre, daß Heim ein ‚Mann' ist, der auf gehässigen Tadel auch einem... Professor zu antworten ‚wagt'.

N. N. hat meinen ‚Paulus' besprochen, leider in einer Sprache, die ich einem Studiosus mit der Cerevismütze, nicht aber einem Professor nachsehen kann. Ein Mann darf nicht ‚loslegen', wie ein Jüngling.

Persönlich habe ich nichts gegen N. N., weiß auch nichts von ihm; aber seine Grobheit kennzeichnet ihn mir als ‚Reformer' — oder irre ich mich? Ist der Mann Theolog? Wie kann er dann beanstanden, daß ich von dem ‚lieben Herrn' am Jakobsbrunnen rede oder von dem ‚guten gnädigen Herrn Jesus'? Ist er Philosoph? Dann denke und spreche er vernunftmäßig über mein Buch ohne Erregtheit, ohne Insinuationen, ohne hämische Wortverdreherei. Ist er Jurist? Dann verletze er zuerst nicht das jus privatum Anderer, um nicht etwa das jus retorsionis kosten zu müssen. Mediziner ist N. N. nicht, denn er beklagt sich, daß ich S. 748 von Beschneidung rede, wo ich doch von Verschneidung sprechen muß. Aliud autem circumcisio, aliud castratio, ut patet.

Gerechten Tadel seitens kluger Männer hielt ich jederzeit für Belehrung; N. N. aber wird l. c. sehr ungerecht. Allerdings, sollte er ‚Reformer' sein, dann habe ich ihn nebst Kollegium in meiner Vorrede (XVII—XXI) ‚beleidigt' und würde sein Poltern verstehen. Gegen Windmühlen kämpfe ich nicht, aber gegen wissentliche wie unwissentliche Beschuldigungen protestiere ich und einem Mann, der seine Parteilichkeit so offen zur Schau trägt, spreche ich das Recht ab, über mein nur Gutes anstrebendes Buch so abzusprechen, wie N. N. es beliebt hat. Machtworte mit Spötteleien und Unterschrift allein tun es nicht. Von ‚unpassenden Analogien' abgesehen, wie kann mir ein ehrlicher Mensch ‚ungehörige Witze' vorwerfen? Mag sein, daß ich Gelehrte wie N. N. nicht befriedige, aber Possenreißen hat mir noch niemand vorgeworfen. ‚Was soll denn das bedeuten? Was ist das für eine Phantasie?' Gar keine, hochgeehrter Herr Rektor, das nenne ich malitia!

Ein ehrlicher Mann lese in meinem „Paulus" S. 110 — ist das ‚einfach läppisch'? Und wo in der Welt prunke ich S. 270 mit dem Wissen, so daß ich das Epitheton ‚kindisch' verdiente? Einen ungehörigen Witz aber nenne ich den Satz: ‚Man kommt fast auf die Vermutung, das Buch sei nicht von einem Manne geschrieben, wenn man die vielen „ach" liest'. Darf ich da jetzt wirklich witzeln! Ich kein Mann? Soll ich mich etwa wie die mittelalterlichen Päpste secundum fabulam einer Geschlechtsprobe unterziehen? Genügt mein Bart nicht? Und wer die vielen ‚ach' in meinem Buche von 766 Seiten auf ein Dutzend bringt, dem schenke ich ein Exemplar cum laude!

Auch die ‚Breite und behagliche Ausführlichkeit, mit der Heim die Prozedur der Geißelung und des Rutenstreichens, namentlich, wo es sich um Knaben handelt, schildert,' schokiert den ästhetischen Herrn. Habe ich das wirklich so schlimm gemacht? In der zweiten Auflage könnte ich mich bessern, wenn andere vernünftige Kritiker dies wünschen. Hat N. N. meine Protestnote S. 739 nicht gelesen? Meine Passion sind Hiebe auch nicht, aber man darf doch noch wohl von Prügeln reden, die einer verdient oder bekommen hat, seien es Buben oder nicht! In betreff S. 218/19 vergleiche man übrigens A. Stolz, Legende, 29. Mai: Verleumdung. Sollte N. N. Geistlicher sein, könnte er dies Thema meditieren.

Mit einem Wort, N. N. ‚zerschmettert' den armen „Paulus"-Schreiber mit seinem Urtel. Wie aber, wenn ich seine absprechende Kritik als von einem urteilsunfähigen, weil voreingenommenen ‚Reformer' herstammend, als Empfehlung betrachten müßte? Denn das würde ich. Uebrigens habe ich sogar die Versicherung des Münchner Dr. J. Müller (Renaissance) in Händen, daß er meinen Paulus ‚mit großer Freude gelesen', und selbst ein C. Clemen (Bonn) in einem ernsten Gelehrten wohlanstehender Ruhe und Parteilosigkeit hat ‚ihn auf dem Tische liegen, um ihn oft zu benützen.' Aber es bleibt eben bestehen: Inimici hominis domestici ejus, obschon ich die mit capsicum eingekochte ‚Besprechung' doch wohl nur der heurigen abnormen Schwüle und nicht wirklicher Maliz zuzuschreiben habe.

Solches bitte ich, hochzuehrender Herr Rektor, privatim zur gefl. Kenntnisnahme des Herrn Prof. N. N. bringen zu wollen — auf Repliken mich einzulassen, habe ich keine Zeit und nicht den Willen. 2 Tim. 2, 24.[1])

Mit der Bitte um freundliche Entschuldigung ob dieses kuriosen Interludiums zeichnet

Resina am Vesuv, 16. VIII. 1905.

Hochgeehrter Herr Rektor

ergebenst

Der Autor des „Paulus" Dr. Nik. Heim.

P. S. Sollte sich der Herr Professor auf dieses hin versucht fühlen, nochmals aufzubrausen wie z. B. der Vesuv, so gebe man ihm zu bedenken:

1. Siehe XXXI meines Vorwortes;[2])
2. den Umstand, daß ich dauernd im Ausland lebe;
3. endlich 1 Kön. 24, 12—16.[3]) — —

Eines Kommentars bedarf diese, nach Form und Inhalt in die Sammlung der „Epistolae obscurorum virorum" passende Schmähschrift sicherlich nicht. Klar und deutlich charakterisiert sich darin der Schreiber selber.

Wie gereizt benimmt er sich doch, da sein Geschlechtscharakter als Mann in Zweifel gezogen wird, und wie energisch appelliert er nicht an seinen „Bart"! Dies in der Hitze des Augenblicks gemachte Geständnis bitten wir wohl in Erinnerung zu behalten. Auch seine „Bibelfestigkeit", seine Gewandtheit und Vorliebe, gewisse Gedanken in originelle Bibelzitate zu kleiden, verdienen Beachtung. Geradezu überraschend aber wirkt die höhnische Bemerkung in Nr. 2 des Postskriptums, daß er dauernd im Auslande — also außer Schußweite — lebe!

Während Schreiber dieser Zeilen damit beschäftigt war, sein reiches „Heim"-Material behufs Veröffentlichung zu sichten und zu ordnen, wurde er eines Tages zu seinem greisen Abte, dem vor wenigen Monaten entschlafenen zweiten Erzabte von Beuron, Plazidus Wolter, berufen. Mit dem ihm eigenen feinen Lächeln überreichte mir der Prälat einen an ihn adressierten, sorgfältig versiegelten, eingeschriebenen Brief mit den mir wohlbekannten an„heim"elnden Schriftzügen. Ich kann es mir nicht versagen, ihn hier im vollen Wortlaut wiederzugeben:

†

Reverendissime Domine!

Vor allem bittet der Unterzeichnete um freundliche Entschuldigung, daß er folgende Zeilen an Ew. Hochwürden zu richten in die Lage kommt. Es ist aber gewiß secundum spiritum s. P. Benedicti, wenn ich Sie, Hochwürdigster Herr, zu bitten wage, ein Wort des Friedens in einer Anti-Heim-Agitation sprechen zu wollen, welche (mir zugegangenen Gerüchten nach) von einem Mitgliede der von mir seit den Tagen des sel. Erzabtes Maurus stets hochgeschätzten Beuroner Kongregation, R. P. Hildebrand Bihlmeyer, gewiß in unsträflicher Absicht, unterhalten werden soll, da meine Person wie meine Bücher dessen Mißfallen in hohem Grade erregt zu haben scheinen.

Ich lebe seit Jahrzehnten im Ausland, leiste, was mir mein Gesundheits-Zustand zu leisten erlaubt, erstrebe mit meinen Büchern nur Gutes und weiß, daß es ein Ding der Unmöglichkeit ist, alle Welt zu befriedigen. Man hat mir, dem Fernabstehenden, schon viel Weihrauch gestreut — ich bin davon nicht betäubt worden. Beiliegend eine Probe.[4]) R. P. Hildebrandus ruft mir ein etwas herbes „Memento homo!" zu, aber ich möchte ihn,

---

[1]) „Ein Knecht des Herrn aber soll nicht zanken, sondern sanftmütig sein gegen jedermann, lehrfähig und geduldig."

[2]) Enthält a) widerliches Eigenlob, b) bissige Ausfälle gegen „katholische Hyperkritiker und akatholische Fortschrittler".

[3]) Rührende Klage des ungerecht verfolgten David vor Saul: ... „Merke und sieh', daß nichts Böses in meiner Hand ist, noch Ungerechtigkeit. ... Aber du stellst meinem Leben nach. ... Der Herr sei Richter zwischen mir und dir. ... Wen verfolgst du? Einen toten Hund verfolgst du, nur einen Floh. ... Der Herr errette mich aus deiner Hand!"

[4]) Nämlich eine lobhudelnde Bücheranzeige, die ganz „Heim"sche Eigenart verrät.



den mir und meinen Geisteskindern so Abgeneigten, doch auch auf 1. Mos. 13, 8[5]) und Gal. 6, 1—5[6]) aufmerksam machen lassen.

Pax! Pax! Hochwürdigster Herr, intra muros et extra! Dabei ist noch niemand zuschaden gekommen.

Ich bin kein Selbstanbeter — ich werde seine Tadelworte, die ich freilich nur durch Hörensagen[7]) erfahren habe, als Belehrung bei eventuellem weiteren Schaffen vor Augen behalten und bitte, ihm beiliegendes Benediktusbild [!] gütigst zustellen zu wollen.

Sollte es aber coram Deo seine Ueberzeugung sein, daß durch eine öffentliche Agitation gegen Heims Person und Bücher sein wie mein Seelenwohl und Friede, Gottes Ehre und des katholischen Volkes Nutzen in Wirklichkeit gefördert werde, dann, Hochwürdigster Herr, möge er dazu Ihren heiligen Segen erbitten und erhalten.

Im übrigen empfehle ich mich dem lieben Gott und dem frommen Gebete aller wahren Benediktussöhne — ich kann es brauchen.

Mit der Bitte um gütige Nachsicht und Entschuldigung zeichnet Hochwürdigster Herr

ergebenst

Z. Z. Der Autor

Resina presso Napoli, 13. März 1906. Dr. N. Heim.

Natürlich war ich tiefgerührt und beschämt über diesen demütigen Herzenserguß des frommen „Nikolaus"! Und gar das zarte Angebinde — das allerdings, weil in überaus sentimentalem Farbenton und Stil gehalten, gar nicht nach meinem Geschmack war — mußte es mir ja antun! Da zur gleichen Zeit noch andere Patrone schirmend ihren Schild über den bibelfesten Gottesmann hielten, zog ich es vor, einstweilen zu schweigen.

Ich hatte es nicht zu bereuen, denn nur acht Tage später flog mir ein anderes Brieflein zu, das einer meiner damals in Italien sich aufhaltenden Mitbrüder erhalten hatte, der infolge einer Besprechung des „Paulus" in einen Briefwechsel mit unserem Autor verwickelt wurde. Da das Schreiben einige nicht uninteressante Partien enthält, sei es ebenfalls hier zum Abdruck gebracht:

†

Reverende Pater!

Pax! haben Sie Ihrem freundlichen Schreiben vorangestellt und pax soll zwischen uns beiden herrschen — sind wir doch beide homines bonae voluntatis. Ich wenigstens lebe am liebsten in Harmonie mit aller Welt. Nur müßte ich vielleicht etwas weniger empfindlich sein gegen nicht bös gemeinte Kritiken (wie z. B. die im . . .). Aber wenn man sich, wie ich, bei keineswegs blühender Gesundheit Jahre hindurch redlich bestrebt hat, die deutsche katholische Literatur mit einer längst entbehrten, passablen Paulusbiographie nicht zu bereichern, bloß zu versehen und dann von den eigenen Confratres öffentlich herabgeputzt wird — Notabene begegnete ich noch weit ‚Schlimmeren' als dem ehrlichen . . . . Mönche — dann ist es einem nicht allzusehr zu verübeln, wenn man nicht gleich so, wie man vielleicht als Christ sollte, quasi agnus coram tondente se obmutescit. Nam et ego homo sum. Anderseits mögen Hochwürden gut daran getan haben, dem mir mitunter in der Presse gestreuten Weihrauch, der mich keineswegs betäubt, andere aber — ich weiß leider wen — zu belästigen scheint, etwas Myrrhe beizumengen. Jedenfalls werde ich auch die herbsten Ausstellungen bei einer eventuellen Neuauflage meines ‚Paulus' vor Augen haben, denn ich halte weder mich noch meine Bücher für unverbesserlich. Sie sehen demnach, Hochwürden, quod labor vester non est inanis in Domino.

Soeben habe ich Il Santo von A. Fogazzaro zu Ende gelesen, dem Freunde Bonomellis. Scheint Ihnen der arme, von einem seltsam denkenden deutschen Professor neuester Richtung verdächtigte Heim nicht orthodoxer als der gepriesene Senator und der vielgenannte Episcopus? Zwar möchten einige, denen Eph. 4, 14 entgeht, den Fogazzaro neben Beda Venerabilis in die Nische stellen und andere neue ‚Heilige' daneben.

Wo Hochwürden — Notabene keine Ironie! — so tätig sind in opere et sermone, bitte ich in einem künftigen Falle, wenn möglich, um ein examen minder rigorosum. Sie wissen ja:

Bald ist ein böses Wort gesagt,
O Gott, es war nicht bös gemeint —
Der andre aber geht und klagt.

5) „Lieber, laß keinen Zank sein zwischen mir und Dir, denn wir sind Brüder".

6) Brüder! Wenn auch ein Mensch von irgend einer Sünde übereilt worden wäre, so unterweiset einen solchen, ihr, die ihr geistig seid im Geiste der Sanftmut" . . . usw.

7) Wirklich —? Sollten ihm nicht eher meine nicht mißzuverstehenden Andeutungen im „Hagiographischen Jahresbericht für 1903" S. 162 f. und im „Literarischen Ratgeber für die Katholiken Deutschlands 1905" S. 131 etwas in die Glieder gefahren sein?

In jedem Falle aber hoffe ich annehmen zu dürfen, daß Sie der Meinung sind und bleiben: ‚Quia nihil morte aut vinculis dignum quid fecit homo iste' i. e. Hemius. Möglich, daß ich Ende April über Rom komme, ob Sie aber dann noch dort sind?

Mit aufrichtigem Händedruck und mit der Bitte um ein frommes Memento zeichnet

Ew. Hochwürden

im Herrn ergebenster

Resina, St. Josephstag 1906. Heim.

Nur ein Punkt aus diesem Briefe sei hier noch festgenagelt: Derselbe Schreiber, der oben unter unflätigen, rohen Insulten und Drohungen sich als „keinen Pfaffenfreund" dokumentierte, wagt es hier in „widerlich-frömmelnder Weise" einem Theologen, Priester und Ordensmann gegenüber sich als „Confrater" aufzuspielen, und hat noch obendrein die Stirne, in pharisäischer Selbstgerechtigkeit sich „orthodoxer als ein vielgenannter Bischof" zu rühmen!

Wir brechen hier ab. „Dr. Nikolaus Heims Charakterbild verdüstert sich zusehends. Wie gehässig zeigt er sich nach allen Richtungen hin, für seine „katholischen" Erbauungsbücher Stimmung zu machen und die Gunst der Rezensenten sich zu sichern! Wie ängstlich ist er bemüht, auftauchende Schwierigkeiten und Zweifel, die die Rentabilität seiner Bücher gefährden oder seine Person beim katholischen Publikum in etwas schiefe Stellung bringen könnten, gleich im Anfang zu ersticken. Auch bezüglich der Mittel zu diesem Zweck ist er nicht verlegen: geschickt weiß er sich als den von „katholischen Hyperkritikern und akatholischen Fortschrittlern", von „voreingenommenen Reformern" und urteilsunfähigen Modernisten" verdächtigten und verfolgten „armen Heim" hinzustellen. Wo aber dies Mittel nicht mehr verfängt, wo er seine zweifelhafte Figur, sein dunstiges Pseudonym durchschaut fühlt, da vergißt er Form und Manieren eines gebildeten und gesitteten Menschen, verliert selbst alle „Contenance" und sucht durch malitiöse Invektiven und Polterton die Gegner einzuschüchtern. Ja er schreckt schließlich nicht vor dem obskursten, gemeinsten Mittel zurück, durch pseudonyme Briefe, ja sogar auf offenen, pseudonym gehaltenen Schmähkarten sich zu rächen. Wer denkt da, angesichts solchen Gebarens, nicht lebhaft vergleichend zurück an jene, im Eingang meines ersten Artikels erwähnte Martinusepisode mit dem Bilde jenes dunklen schmutzigen Schattens mit wilddrohender Miene, der scheu sich um die Ecke drücken wollte—? Doch diesmal soll er uns nicht entwischen, bevor er uns nicht seinen wahren Namen angegeben hat! (Forts. folgt.)

Meine Heimat.

Ach hättest meine Heimat du geseh'n!
Das schmucke Dörfchen an der Werra Strande,
Die alte Burg auf steilem Bergesrande,
Durch die der Vorwelt blasse Sagen geh'n.

Den Föhrenwald, um den der Sonnenbrand
Zur Abendzeit den roten Mantel breitet,
Goldflimmernd an den Stämmen niedergleitet —
Siehst du mein Land, mein heimat-heil'ges Land!

Den Wildbach, der die Mühle dreht am Hag,
Die reichen Fluren und die tiefen Gründe. —
O, käme bald ein Tag, ein Sonnentag,
Wo wieder ich vor jenem Häuschen stünde,

Darin mein Wiegenlied die Mutter sang —
Wie würden traut mich dort die Heimchen grüßen! —
Leis zitterte von jener fernen, süßen
Vergangenheit zu mir ein Geisterklang. —

Ach hättest meine Heimat du geseh'n,
Du würdest nimmermehr mich töricht schelten,
Du ließest meiner Sehnsucht Tränen gelten
Und meine Träume — still nach Hause geh'n.

Pia Carmena.

Ein modernes Geistesschwert in papierenem Gewande.

Von

Joseph Sarazin.

Weltanschauungsfragen stehen heutzutage im Vordergrunde des Interesses und geben dem modernen Geistesleben das besondere Gepräge.

Dem Weltanschauungsgedanken, den man vertritt, auf allen Gebieten des vielverzweigten modernen Lebens den bisherigen Machtbereich zu wahren und zu festigen und neuen wertvollen Boden zu erobern, das ist das fortgesetzte heiße Bemühen auf der großen Schaubühne der kampfdurchwühlten Welt.

Für uns Katholiken ist die zeitige Lage in diesem Geisteskampfe um so schwieriger, als in Gegners Landen ein ganzer Berg von Vorurteilen und Mißverständnissen aufgehäuft liegt, von dem herab sonst unerklärlich giftige Geschosse auf uns geschleudert werden.

Demgegenüber gilt es darum doppelt gerüstet zu sein. Nur scharfe und geschickt gehandhabte Waffen vermögen solchen rücksichtslosen Vorstößen zu wehren.

Naturgemäß fällt dabei in der Gegenwart der katholischen Presse die Hauptrolle zu. Nur sie allein ist imstande, mit der nötigen Pünktlichkeit und der erforderlichen Weite der Oeffentlichkeit den ständigen Angriffen entgegenzutreten.

Ueberdies ist das Feld aufbauender Tätigkeit für sie ein unermeßliches. Darauf ist in der „Allgemeinen Rundschau" zur Genüge hingewiesen worden.

Wenn ich gleichwohl davon reden und meine Gedanken aussprechen möchte, so tue ich es zunächst deshalb, weil gerade in Sachen der katholischen Presse nur steter Tropfen den harten Stein höhlen wird. Dann aber veranlaßt mich eine mehrjährige genaue Beobachtung obwaltender Verhältnisse, die öffentliche Aufmerksamkeit erneut auf diesen wunden Punkt zu lenken.

Was die „Allgemeine Rundschau" jüngst von München berichtete, daß dort die glaubensfeindlichen „Münchner Neuesten Nachrichten" fast in jedem katholischen Hause zu finden seien, spricht Bände. Allein ist es anderswo mutatis mutandis vielleicht nicht ähnlich bestellt?

Jedenfalls sind mancherorts mehr oder minder glaubensfeindliche Blätter in **größerer** Anzahl in katholischen Familien vertreten, als gewöhnlich vermeint wird.

Das ist nun einmal ein alt eingerostetes Uebel aus den vom Gegner erfolgreich ausgenützten Tagen, wo die berufenen Wächter in dieser hochwichtigen Sache die Schlafmütze mit behäbiger Tiefe übergestülpt hielten.

Mangel an dem notwendigen Verständnis und der entsprechenden Einsicht ist darum zumeist der Grund, warum noch so viele Katholiken — die bloßen Namenskatholiken schalte ich aus — sich tagtäglich aus dem gegnerischen Lager ihre Geisteskost holen.

Das private Liebäugeln mit der Presse einer andersgearteten Weltanschauung aber greift von selber in die breite Oeffentlichkeit hinüber.

Daher die stete Klage darüber, daß die katholische Presse an Bahnhöfen, in Hotels usw. so stiefmütterlich behandelt wird.

Was darüber neuerdings in der „Allgemeinen Rundschau" berichtet wurde, kann ich aus mehrfacher Erfahrung vollauf bestätigen.

Die katholische Gutmütigkeit geht da unglaublich weit. So weiß ich, daß in einem fast rein katholischen Orte in den größeren Hotels wohl die „Kölnische Zeitung", nicht aber die „Kölnische Volkszeitung" aufliegt — aus dem einfachen Grunde, weil **ein** Herr sich jeden Abend seine „Kölnische Zeitung" forderte. Den katholischen Stammgästen aber kam es nicht in den Sinn, auch ihrerseits für die „Kölnische Volkszeitung" einzutreten, was sie um so eher und mit um so größerer Berechtigung hätten tun können und sollen, als sie in ihrer fast ausschließlichen Mehrheit, wie sie in dem Hotel verkehrten, auf Zentrumsstandpunkt standen.

Wo ist im ganzen Deutschen Reiche der Ort, wo's umgekehrt läge?

Wenn irgendwo, dann sind wir Katholiken hier zu zahm!

Ein eigenes Stück wäre noch über die kleine Presse zu sagen, wobei ich aber vorab den Niederrhein im Auge habe.

Ihre hervorragende Bedeutung in der Kleinarbeit ist jedem Einsichtigen hinlänglich bekannt.

Indessen, wie ist es mit ihr vielerorts bestellt? Steht sie auf der leistungsfähigen Höhe ihrer mannigfachen Aufgaben?

Das läßt sich leider keineswegs behaupten, so hervorstechende Ausnahmen es auch geben mag und wirklich gibt.

Im übrigen machen sich die kleineren Blätter vielfach nur gegenseitig ihr materielles Leben sauer. Kein Wunder, daß darunter der geistige Gehalt sehr bitterlich zu leiden hat.

Für eine tüchtige redaktionelle Kraft reichen die finanziellen Mittel nicht aus. Was tun? Es wird kurzerhand ein sogenannter Redakteur angestellt, der nebenbei oder gar seiner Hauptbeschäftigung nach im technischen Betriebe tätig sein muß. Alles schon da gewesen.

Wenn dann solch ein Redakteur, der um des lieben Brotes willen mit seiner ihm selbst widerstrebenden Stellung sich hübsch bescheidet, dieweil er ja auch nach seinem ganzen Bildungsgang nun einmal nicht der geistigen Leitung eines selbst sehr kleinen Blattes gewachsen ist, nur noch mit seiner Mitarbeiterschaft freie Hand hätte.

Aber ach! Da reden ihm Leute drein, die nicht sonderlich viel mit sozialpolitischem Oele und sonstiger Weisheit gesalbt sind, noch obendrein aber in fraglos wichtigen, dem Allgemeinwohl dienenden Angelegenheiten nicht immer von guter Absicht beseelt, ihre rückständigen Maßnahmen treffen.

Bei dieser beklagenswerten Lage der Dinge kann natürlich von einer auch nur kleinen Förderung des katholischen Gedankens nicht die Rede sein. Hier wäre deshalb alles aufzubieten, um unter kluger Ausnützung der einschlägigen Faktoren eine baldige und dauernde Aenderung zum Besseren herbeizuführen.

Könnten da nicht verschiedene kleinere Blätter sich zusammenschließen, damit ein einziges finanziell gut gestelltes und infolgedessen auch den modernen Anforderungen entsprechendes Blatt daraus erstünde? Dabei ließe sich immerhin auch weiter der lokale Teil für die einzelnen Ortschaften in der bisher gewohnten Ausgiebigkeit gestalten.

Eine gewandte Feder würde übrigens den örtlichen Berichten unter voller Wahrung ihres sachlichen Inhaltes ein wesentlich anderes Gepräge aufdrücken, wodurch der Umfang zwar etwas verlöre, das ganze aber nur gewänne.

Zudem würde eine einzige so leistungsfähig gemachte Zeitung bei ihrem bedeutend vermehrten Abonnentenkreis auch auf eine größere Fülle von Anzeigen rechnen dürfen, wodurch sie in die gewichtige Lage käme, die tägliche Ausgabenzahl ihrer Blätter zu vermehren.

Darin aber liegt ein, wie mir scheinen will, viel zu wenig beachteter Umstand. Sagen einem doch die meisten Leute, die man auf die gefährliche Farblosigkeit des Generalanzeigers aufmerksam macht, sie hielten das Blatt lediglich des vielen Papieres wegen.

Die Presse ist die Hochschule des Volkes. Die Katholiken werden an den Universitäten leider schon genug zurückgedrängt. Sollen wir da auch noch mit der modernen Volksuniversität, der Presse, nachhinken?

Wir sind wirklich zu zahm, zu zahm, wo es gilt, für unsere Presse einzutreten im privaten und öffentlichen Leben.

Die Gegner sind uns darin meilenweit voraus. Denn die wissen und verstehen es, ihre dreisten Ellbogen zu gebrauchen. Ruhen nicht die halb geborstenen Säulen des absterbenden Liberalismus gegenwärtig noch größtenteils nur auf seiner machtvollen Presse, die auf geldkräftigen Krücken ihre geistigen Purzelbäume zu schlagen und dadurch ihre ahnungslosen Leser über die tollsten Charakterlosigkeiten hinwegzutäuschen bemüht ist?

Der katholischen Presse sind freilich die ewigen Schranken für Wahrheit, Freiheit und Recht gezogen, wodurch der klare Weg gewiesen und die gerade Richtschnur angegeben ist. Nichtsdestoweniger, ja vielmehr gerade deshalb, sollte mitunter eine eher etwas schärfere Tonart angeschlagen werden. Sachlich natürlich nur, nie persönlich verletzend.

Möge aber auch nicht jedes Wort und jedes Wörtchen auf die Goldwage gelegt werden. Rüffeln wohl die Gegner ihre kleinere Presse ab, wenn sie mal daneben haut? Um so weniger sollte es vorkommen, was hier vor Jahren vorgekommen ist, daß die größeren Organe ein kleineres, wenn auch in bestgemeintem Sinne, **öffentlich** rügen. Ich habe das seinerzeit miterlebt, muß aber nunmehr, nachdem die damaligen Kampfeswogen sich gelegt und die Gemüter sich beruhigt haben, gestehen, daß damit der katholischen Sache eher geschadet als genützt worden ist.

Die Zeiten sind ernst und schwer. Im heftigen Widerstreit moderner Meinungen tut uns vollste Einmütigkeit dringend not.

Religion und Sittlichkeit, Glaube und Tugend stehen heutzutage mit auf der scharfen Spitze des zweischneidigen Geistesschwertes der Presse zu ihrem unübersehbaren Nutzen oder Schaden, um nicht zu sagen zu ihrem Sein oder Nichtsein.

Für jeden, der mitten im modernen Lebenskampfe steht und dem unaufhaltsamen Gang der Dinge auf religiösem, politischem, sozialem, wirtschaftlichem und nicht zuletzt auf allgemein kulturellem Gebiete mit dem nötigen Verständnis zuschaut, ist damit seine pflichtgemäße Stellung gegeben zur ernsten zweckentsprechenden Mitarbeit in Sachen der katholischen Presse, dieses für uns so unentbehrlichen modernen Geistesschwertes in papierenem Gewande.



Die große Orgel des Petersdomes in Rom.

Von

Wilhelm Fromm, Paris.

Papst Pius X. hat durch ein Schreiben des Kardinal-Staatssekretärs kundgeben lassen, daß er das Geschenk einer großen Orgel für den Petersdom als Jubiläumsgabe annehmen wolle.

Der Gedanke eines derartigen Geschenkes war kaum aufgetaucht, als sich allenthalben katholische Männer fanden, um dessen Ausführung zur Tatsache zu machen.

Arthur Loth, welcher nicht allein einer der größten Denker der älteren französischen Generation sondern auch ein großer Musikkenner ist, widmet im „Univers" dieser Orgelfrage eine eingehende Besprechung. Paul Bourget, Mitglied der Académie Française, tut ein Gleiches im „Echo de Paris", und der berühmte Orgelspieler Maestro Widor widmet der Sache einen technisch-musikalischen Artikel in den Spalten des „Gaulois".

Obbesagtes Schreiben des Kardinal-Staatssekretärs ist an den Zentralausschuß gerichtet, der sich für die Erstellung des Pius X. zugedachten großartigen Jubiläumsgeschenkes gebildet hat.

Der Gebrauch der Orgeln beim Gottesdienst ist uralt. Ein Dekret des Papstes Vitalianus des Heiligen vom Jahre 660 führt den Gebrauch der Orgeln beim Gottesdienste ein.

Gerbert von Aurillac, welcher unter dem Namen Sylvester II. den Heiligen Stuhl bestieg, war Orgelbauer und spielte dieses Instrument ganz vorzüglich.

Schon längst war man erstaunt, daß die größte und schönste Kirche der Welt, der Petersdom in Rom, keine Orgel besaß, und glaubte, es wäre unmöglich, eine Orgel zu erstellen, welche mit den Größenverhältnissen des Petersdomes übereinstimmen könnte.

Die Erstellung der Riesenorgel in der Pfarrkirche von Saint-Sulpiz zu Paris im Jahre 1862 und der großen Orgel der Metropolitankirche von Notre Dame im Jahre 1868 ließen abermals das Projekt einer Riesenorgel für den Petersdom auftauchen.

Der Erbauer der beiden großen Pariser Kirchenorgeln, Cavallié-Coll, arbeitete einen diesbezüglichen Plan aus, für welchen sich Pius IX. und Leo XIII. zwar interessierten, aber dessen Ausführung verschiedene Hindernisse im Wege standen. Im Jahre 1887 stellte Cavallié-Coll in seinen Pariser Werkstätten ein Zehntel-Modell einer Orgel aus, wie er sie für den Petersdom auszuführen dachte. Nach dem Plane des seit zehn Jahren verstorbenen Orgelbauers wird die Orgel aus nicht weniger als 155 Registern oder Spielen bestehen, welche über fünf Hand-Klaviere und ein Fuß-Klavier verteilt sind. Die Zahl der Orgelflöten ist 8316, deren Ton sich auf zehn Oktaven erstreckt. Die Blasbälge können 40 000 Liter komprimierter Luft aufnehmen.

Eine Frage ist aber bis jetzt offen geblieben; die Frage, an welcher Stelle des Petersdomes die Orgel aufgebaut werden soll. Man befürchtet, die Aufstellung eines Gewichtes von 200 000 bis 300 000 Kilo könnte dem Gleichgewichte der Mauern des Petersdomes Eintrag tun, welche schon den Druck der Riesenkuppel zu tragen haben.

Loth weist im „Univers" ausdrücklich darauf hin und glaubt, daß das ursprüngliche Projekt Cavallié-Colls geändert werden müsse und man wahrscheinlich zur Erstellung einer mobilen Orgel im Transsept der Kirche sich entschließen werde.

Das Zentralkomitee, welches sich mit der Sammlung der Gaben beschäftigt, hat für die verschiedenen christlichen Länder Unterausschüsse gebildet, und es ist beschlossen worden, die einlaufenden Gelder, sei es im Banco di Roma zu Rom, sei es in dessen Pariser Filiale, 4 Rue Le Peletier, zu hinterlegen.

In dem französischen Unterausschuß sitzen die drei französischen Kardinal-Erzbischöfe von Reims, Bordeaux und Lyon, der Kardinal-Bischof von Marseille, der Erzbischof von Paris und eine ganze Reihe geistlicher und weltlicher Persönlichkeiten. Schon meldet der „Correo Español", das große katholische und traditionalistische Blatt von Madrid, daß der Erzbischof von Saragossa, der Erzbischof-Bischof von Alcala-Madrid, der Herzog von Solferino, der Senator Graf von Comillas, der Herzog von Tovar, alle drei „Grande" von Spanien erster Klasse, sowie andere hervorragende Persönlichkeiten Spaniens einen Unterausschuß gebildet hätten.

Das Wiener „Vaterland" berichtet seinerseits, daß die in der ganzen Christenheit entstandene Bewegung eine bedeutende Ausdehnung angenommen habe und von allen Seiten die Subskriptionen bei dem Banco di Roma zuströmen.

Zu gleicher Zeit veröffentlicht das Blatt die Namen einer Reihe von geistlichen und weltlichen Persönlichkeiten Oesterreichs, Italiens, Frankreichs, Englands, Südamerikas, Belgiens usw., welche sich in den betreffenden Ausschüssen als Mitglieder eintragen ließen.

Die zukünftigen Rompilger werden also eines Tages die Freude haben, neben den berühmten Silbertrompeten auch Orgelklänge zu hören.

Seismos.[1]

Die alten, schweren Erdenschichten beben,
Er hebt den Rücken, der gefang'ne Riese,
Und kann doch nie zur Freiheit sich erheben

Denn auf ihn luden, daß er nie genieße
Der Kräfte Uebermaß, die ew'gen Götter,
Was Gäa[2]) trägt, Gebirg und Wald und Wiese.

Dort stemmt er sich und hebt, der alte Spötter,
Zum Licht, zur Freiheit, aufwärts geht sein Streben,
Und dehnt er sich, so zucken wohl die Wetter.

Die Erde faßt ein krampfend wildes Beben,
In Trümmer stürzt, was Menschengeist geschaffen,
In Trümmern, Stein und Schutt erstickt das Leben.

J. Engelhardt.

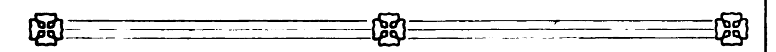
[1]) Seismos (griechisch) = Erdbeben. [2]) Gäa (griechisch) = Erde.

Winterausstellung der Münchener Sezession.

Von Dr. O. Doering, Dachau.

Bei den Ausstellungen der Winterszeit pflegt die Sezession die Gelegenheit wahrzunehmen, durch größere Sonderzusammenstellungen das Leben und Wirken einzelner, vor anderen wichtiger Meister in reicher Auswahl ihrer Werke zu veranschaulichen. Sie weiß sich jedesmal dieser Aufgabe so vortrefflich zu entledigen, daß sie sich den lebhaften Dank der Freunde und auch der Historiographen der Kunst sichert. Noch gedenken wir voll Anerkennung der Separatgruppen z. B. Kellerscher, Kleinscher, Toobyscher Schöpfungen. Diesmal bringt man uns (auf Anregung des Herrn Professor Wilhelm Lehnann) Hans von Marées, und zwar mit einer Zahl von Werken, die weit über die aller früheren solcher Gruppen hinausgeht, derart, daß sämtliche Säle und kleineren Räume der Sezession mit den Gemälden und Zeichnungen nur dieses einen Meisters erfüllt sind. Man könnte gerade hier in München über die Notwendigkeit einer Marées-Ausstellung im Zweifel sein. Dürfen wir doch in der Schleißheimer Galerie die berühmte große Marées-Kollektion ohne Schwierigkeit jederzeit besuchen und bewundern. Aber dagegen spricht, daß die dortige Sammlung doch im Verhältnis zum Gesamtwerke des Meisters nur wenig umfangreich, gegenständlich und kunstgeschichtlich nicht erschöpfend ist. Der Sezession aber kam es darauf an, nach Möglichkeit die größte erreichbare Vollständigkeit zu erzielen. So wurden, nachdem die Leitung der Schleißheimer Galerie sich zur Hergabe ihres Vorrates entschlossen hatte, auch eine ganze Anzahl auswärtiger Museen mit Erfolg um Teilnahme angegangen: die moderne Galerie in Wien, die Hamburger Kunsthalle, die Berliner National-Galerie und das Museum in Elberfeld, in welcher Stadt Marées am 24. Dezember 1837 geboren wurde. Dem Vorgange der öffentlichen Sammlungen folgten die Privatpersonen, die sich des Besitzes Maréesscher Werke rühmen dürfen. So ist es gelungen, nunmehr zum ersten Male einen schier lückenlosen Ueberblick über die reiche Lebenstätigkeit des seltsamen Mannes zu gewinnen. 134 Gemälde, die zwischen 1855 und 1887 (dem Todesjahre Marées') entstanden sind, und 126 Zeichnungen aus derselben Epoche hat man zusammengebracht. Eigentlich geht Marées' künstlerische Tätigkeit noch in frühere Zeit zurück. Schon als dreizehnjähriger Knabe verstand er sich recht wohl aufs Porträtieren, eine Kunst, in der er bestimmt war, es dereinst zu Leistungen von höchster Bedeutung zu bringen. Die Ausstellung zeigt eine ganze Reihe von Bildnissen aus allen Zeiten seiner Tätigkeit. Unter ihnen das des Vaters (1862), das Doppelporträt des Künstlers selbst mit dem Freunde Lenbach (1863), das von Conrad Fiedler, dem verdienstvollen Gönner und Förderer Marées' (1882). Sie dürfen in Auffassung und Vortrag zum Allerbesten gerechnet werden, was die moderne Porträtkunst aufzuweisen hat. Unter den Bildnismalern des 19. Jahrhunderts können nur Lenbach und Leibl mit ihm wetteifern, von den jetzt noch Lebenden niemand, es sei denn etwa Samberger, wenn er sich der Aeußerlichkeit des Dunkelmalens einmal entschlagen sollte. Eine großartige, ins tiefste gehende Charakterisierung zeichnet diese Maréesschen Porträts aus, zunehmend im Laufe der Zeit an Freiheit und Unabhängigkeit gegenüber dem Stile der Anfangszeiten, in denen die ersten Stücke allenfalls auch von anderen zeitgenössischen Malern geschaffen sein könnten. Eine immense Begabung für die Beobachtung des Seins und Lebens,

für die Wiedergabe des Ganzen in seiner Wahrheit und Wirklichkeit, ein Vortrag von genialer Einfachheit waltet über diesen Bildnissen, wie über einer ganzen Reihe anderer Werke, unter denen auch Schlachtenbild, Landschaft und Tierbild nicht fehlen. Hätte Marées an dieser realistischen Richtung allein festgehalten, er wäre schon durch sie unserer Ersten einer geworden. Aber wie die Dinge in seinem Leben gingen, entwickelte sich neben jener Art in ihm noch eine zweite, derart bezeichnende, daß der Begriff Maréesscher Kunst schon durch sie allein im allgemeinen ausgedrückt zu sein scheint. Die Entstehung dieser Richtung hing zusammen mit der durch den Grafen Schack 1864 veranlaßten Uebersiedelung des Künstlers nach Italien. Nach einer Zeit des Ueberganges stellten sich die Früchte des italienischen Aufenthaltes ein. Es waren zunächst die noch fühlbar unklaren, aber doch schon auf eine Nachfolgerschaft des Giorgione hindeutenden Familienporträts unserer Ausstellung, auch Landschaften, welch letztere ihn um die Freundschaft mit Schack brachten. Hätten sich damals nicht hilfsbereite Männer, denen die Bedeutung Marées' von vornherein klar war, unter ihnen Hildebrand und vor allem Conrad Fiedler, seiner angenommen, Marées' Laufbahn hätte eine ganz andere Richtung erhalten. Wer weiß, ob je sein Ruf überhaupt in die Welt gedrungen wäre. Die Folgezeit brachte ausgezeichnete Leistungen, die teils in Deutschland, teils in Italien entstanden sind. Unter letzteren die glänzende Reihe von Fresken für den Erholungssaal der Zoologischen Station in Neapel (1873), lebensprühende, herrlich klare Monumentalwerke, erfüllt von dem Geiste eines immer mehr sich abklärenden Realismus. Die Oelskizzen sind zurzeit mitausgestellt. Seitdem ist Marées nicht wieder von Italien fortgegangen, und wir verdanken seinem völligen Einleben in den Geist der Renaissance und Antike und seiner Fähigkeit beides sich zu eigen zu machen, nicht als Nachahmer sondern als begnadeter Neuschöpfer, daß die Fülle seiner klassizistischen Werke entstand. Jene Szenen aus der antiken Heroen- und Götterwelt, jene arkadischen und bukolischen Darstellungen, die von Lebensfreude singen und melden sollen, und über denen dennoch so tiefe Wehmut schwebt. Sind es doch Werke eines nimmer rastenden, sich selbst niemals genügenden Künstlers. Das höchste Ziel kannte er, und rieb sich und sein Werk auf im Streben nach dem Unerreichbaren. Wie viele Arbeiten hat er vernichtet, wie viele immer und immer wieder übermalt, bis sie allen Reiz einbüßten mit ihrer dick aufgetragenen, aus hundert Schichten bestehenden Farbe, die keine Leuchtkraft mehr hat, schwarz und trübe ausschaut. Was diese Werke hätten sein können, zeigen jene, die verschont geblieben sind. Der Garten der Hesperiden (1885) mit seinem hell leuchtenden Mittelbilde, die Werbung (aus gleicher Zeit) mit der edeln und keuschen Mittelgruppe, die drei reitenden Heiligen: St. Georg, St. Martin und St. Hubertus (1885). Auch hier gleichwohl nichts Fertiges, alles in fortwährendem Werden begriffen. Studien und Entwürfe lassen uns ahnen, wie Marées um die Erreichung seiner Ziele gekämpft hat. Er war immens fleißig als Zeichner. Viele Wände der Ausstellung sind mit Studienblättern bedeckt. Ueberwiegend gehören sie seiner klassizistischen Periode an. Der Akt spielt die allergrößte Rolle, nicht jener, von dem man sich abwendet, sondern der keusche, edle Akt, der eines erlesenen, allem Erdenstaube fremden Geistes Eingebungen und Offenbarungen als Ausdruck dient. Den Kontrast zu dem Idealmenschen bildet das Roß und die Mischung beider, der Centaur. In der Herstellung sind die Zeichnungen fast durchgängig in Rötel mit breitem, lockerem Strich hingearbeitet. — Es ist eine Wanderung durch eine andere Welt, wenn wir durch diese Säle der Maréesschen Kunst schreiten, etwas Fremdes weht uns an und doch uns Verwandtes, denn diese Werke erwuchsen aus den Wurzeln unserer Kultur, sie sind ernährt von den Quellen unserer idealistischen Weltanschauung.



Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Hoftheater. Als Lohengrin hat Heinrich Knote unter stürmischem Beifall des Publikums seine Tätigkeit nach längerer Pause wieder aufgenommen, die er bei Jean de Reszké gesangstechnischen Studien gewidmet hatte. Als Leonore verabschiedete sich kürzlich Berta Morena im „Fidelio", um eine Gastspielreise nach Amerika anzutreten, wo bereits länger Feinhals weilt. Diesen vertrat in letzter Zeit van Rooy, als Sachs, Holländer und Wotan. Die zahlreichen Premieren und Konzerte der letzten Wochen haben so viel Raum erfordert, daß ich den letzten Ringzyklus nur nachträglich kurz streifen kann. Bei van Rooy ist die geistige Durchdringung der Rolle und die Feinheit seiner Gesangstechnik stets von neuem zu bewundern. Als Siegfried hörte man erstmalig Tänzler, der ein glänzender Wälsungensproß zu werden verspricht. Hagen sang nach langer Zeit wieder einmal den Siegmund. Der fleißige Künstler verdient alle Förderung, die für unser Ensemble nur fruchtbringend wäre. — In der Titelrolle von Mehuls Oper „Joseph von Aegypten" trat Winkelmann, ein Tenorist von beachtenswerten Mitteln, sein Engagement an. Eine schöne Hoffnung erwächst der Hofbühne in Taucher. Der einstweilen hier nur als Gast auftretende, in Augsburg engagierte junge Künstler, an dessen Studiengang unsere Bühnenleitung Interesse nahm, ließ u. a. als Radames Töne von reizvoller Klangschönheit hören, die ihm eine starke Aussicht auf eine reiche künstlerische Zukunft eröffnen.

Kgl. Residenztheater. Sudermanns „Schmetterlingsschlacht" erschien in neuer Einstudierung. Mit diesem Stücke setzte vor 13 Jahren des Verfassers Mißerfolg bei der Kritik ein; denn es zeigte auch dem weniger geschärften Auge, daß Sudermanns Streben skrupellos auf reine Theaterwirkung ging, und dies war damals, als die Sehnsucht nach Wahrheit beinahe zum einzigen ästhetischen Wertmesser geworden, ein größeres Verbrechen als heute. Das Werk enthält ein paar glänzende Rollen, und dieser Umstand mag veranlaßt haben, daß man jetzt darauf zurückgriff. Da ist die psychologisch fragwürdige, aber im Bühnenlicht reizvolle Naivenrolle. Ich habe Frau Giesecke schon vor 13 Jahren als „Rosi" (in Frankfurt) gesehen und finde, daß die Künstlerin ihr die alte Charme bewahrte. Steinrück und Basil boten Gestalten von lebensfrischer Charakteristik. Minder wohl fühlten sich die Damen Reubke und Swoboda in diesem wurmstichigen Milieu, und allzu farblos war die Mütterrolle besetzt, für die eine charakteristischere Vertreterin leicht zu finden gewesen wäre.

Aus den Konzertsälen. Im 9. Volkssymphoniekonzert hörten wir den Konzertmeister Fritz Hirt in Tschaikowskys Konzert für Violine und Orchester mit schönem Genuß. Das Publikum spendete dem begabten Geiger herzlichen Beifall. In Haydns erster Londoner und Beethovens achter Symphonie bewährte sich Paul Prill als kraftvoller und umsichtiger Orchesterleiter. — Die Pianistin Marguerita Melville ist eine neue Erscheinung im Konzertsaale. Ihre schön entwickelte Technik hinterließ sympathische Eindrücke. In Brahms C-Dur-Sonate kam ihr Können am bedeutendsten zum Ausdruck. Nach der Seite persönlicher, geistiger Durchdringung hin erscheint die beifällig aufgenommene Künstlerin noch entwicklungsfähig. — Im Zyklus des Tonkünstlerorchester hörten wir jüngst einen Schubertabend. Lassalles Direktion bot in der lebensvollen und klangschönen Wiedergabe der H-Moll-Symphonie Vortreffliches. Das Streichquartett („Das Mädchen und der Tod") erfuhr durch Snoeck, Schönmaeker, van Praag und Niedermayer eine gewohnt sorgfältige, ansehnliche Interpretation. — Hohes künstlerisches Ansehen genoß in unseren Konzertsälen und in denjenigen ganz Deutschlands der Kammersänger Joseph Loritz, welcher für die Kunstfreunde ganz unerwartet in den letzten Dezembertagen einem Leiden erlegen ist. Der treffliche Sänger — ein Schüler Eugen Guras — hat sich im besonderem Maße der Pflege des Löweschen Balladengesanges mit größtem Erfolge gewidmet. Vielen modernen Liederkomponisten hat Loritz durch seine klangschöne und geistvolle Interpretation den Weg zu den Herzen des Publikums angebahnt. Von eindringlicher Wirkung war auch sein Oratoriengesang, zu dessen gesuchtesten Vertreter der auch als Gesangspädagoge verdienstvolle Künstler gehörte.

Schauspielhaus. „Der Floh im Ohr", ein Schwank von Georges Feydeau, hatte einen starken Lacherfolg. Die derben Pikanterien könnte man streichen; ich glaube, man würde mit dieser Säuberung die Wirkung nicht schmälern. Die Idee ist ganz und gar nicht neu, diese Verwechslung der Personen ist reichlich oft dagewesen, aber die flotte Technik wirbelt all den Unsinn so toll durcheinander, daß man nicht dazu kommt, über die Lachwirkungen kritische Betrachtungen anzustellen. Immerhin bietet der Schwank ein Niveau, das zum Fasching geeigneter wäre als zur Weihnachtsgabe. Oder sucht das Festtagspublikum wirklich nur flachste Belustigung?

Gärtnerplatztheater. Der von Dreher selbstverfaßte Schwank: „Gestörte Hochzeitsfreuden" ist gerade so lange amüsant, als Dreher selbst auf der Bühne steht. Der harmlose, nach bewährten Mustern gebaute Schwank ist ein wenig langsam in der Entwicklung. Es wäre wirklich der Mühe wert, wenn unsere Lustspielautoren wieder einmal für Dreher ein Stück schaffen wollten, das nicht nur lediglich durch den Darsteller Interesse erweckt.

Verschiedenes aus aller Welt. In dem wiederhergestellten, durch die Erinnerung an Goethe und Schiller geweihten Theater in Lauchstadt, sollen wie im letzten Sommer nunmehr alljährlich Aufführungen veranstaltet werden, die sich mehr an einen auserlesenen Kreis als an die große Menge wenden. Als eine der ersten Darbietungen sind „Was wir bringen" und „Pandora" von Goethe in Aussicht genommen. — Im Berliner Hebbeltheater hatte Gustav Wieds Komödie „Thummelumsum" einen mittleren Erfolg. Die Staffage der dänischen Kleinstadt ist ganz unterhaltend gegeben, doch fehlt es der Hauptfigur an Plastik. Dieser Hanswurst der ganzen Stadt, der einer Illusion nachjagt und von der Erfüllung schwer enttäuscht wird, ist bei aller Komik als tragische Figur gedacht. Ihr überzeugende Lebenskraft zu geben, ist Wied nach dem Urteil der Presse nicht völlig gelungen. —

Der Bischof von Regensburg hat beschlossen, die höchst wertvolle Proskesche Musikbibliothek der Oeffentlichkeit zugänglich zu machen.— In Mailand interessierte die Oper „Fasma" von Pasquale La Rotella. Der Komponist hat die dramatische Wirkung des während des Polenaufstandes 1832 spielenden Librettos nicht völlig ausgenutzt. Seine Musik bewegt sich, nach Berichten, in den alten italienischen Formen, ohne aber durch die Ursprünglichkeit der Melodien die Mängel der Polyphonie vergessen zu machen. — Die deutsche Uraufführung von Xavier Leroux' Oper „Der Vagabund" hatte in Düsseldorf eine sehr beifällige Aufnahme. Höher wie die Charakterisierungskraft des Tondichters steht seine Stimmungskunst, wobei er zahlreiche Volksweisen mit Glück verwendet. Seine Orchestersprache hat einen melodiösen Einschlag, obwohl sie mit derjenigen Debussys und Dukas' Verwandtschaft aufweist.

L. G. Oberlaender.

München.

Musik und Theater in Köln. Seit meinem letzten Bericht ist manches Bemerkenswerte auf dem Gebiet der schönen Künste im alten Köln passiert. Im 4. Gürzenichkonzert führte Steinbach Piernés Legende „Der Kinderkreuzzug" auf, die so gefiel, daß sie im Januar wiederholt werden soll. Das darauffolgende Konzert fiel auf den Geburtstag Beethovens und wurden deshalb nur Werke des Großmeisters aufgeführt, unter anderem, und zwar zum ersten Male, die Kantate auf den Tod Kaiser Josephs II. Vernünftig gekürzt, hätte das Werk mehr Eindruck gemacht, als dies tatsächlich der Fall war. Auffallen mußte jedem Beethovenkenner der vokale und instrumentale Vollklang, der aus dem Trauergesange quillt. Beethoven hörte damals noch. Ein Ereignis für Köln war das große Wohltätigkeitsfest, das der Vaterländische Frauenverein im Opernhaus in die Wege geleitet hatte — wie die Behörden sich auszudrücken belieben. Da wollte nun jeder mittun; besonders in den lebenden Bildern, die Prof. Frentz aus Düsseldorf aus der Geschichte Kölns gestellt hatte. Es beteiligten sich bei den Bildern namentlich viele Offiziere, die prächtige Modelle für die Ritter und Reisigen abgaben. Dann wurde das Lustspiel „Die Schulreiterin" gegeben und schließlich die Ballett-Pantomime „Wiener Walzer" aufgeführt. An den Büfetts und Verkaufsbuden, die im Foyer etabliert waren, sah man Kölns Frauen- und Mädchenflor eifrig hantieren, und selbst Generäle und hohe Beamte verschmähten es nicht, diese Verkaufsstellen zu patronisieren. Das Fest hat riesige Summen verschlungen, so daß, wenn man nicht nochmal tief in die Tasche greift, nicht viel für den eigentlichen Zweck übrigbleiben dürfte. Da nun doch mal vom Opernhaus die Rede ist, so will ich nicht lange hinterm Berge halten mit dem, was sich dort begeben hat. Die Oper führt eigentlich ein Schlaraffenleben, alles klagt über Ueberbürdung, und wenn was los ist, dann läßt man Gäste aus den umliegenden Städten, aus Dortmund, Düsseldorf, Barmen, Elberfeld, Krefeld usw., kommen. Neu einstudiert wurde „Der Wildschütz" von Lortzing. Obgleich das reizende Operchen gefiel, so wurde es nach zwei Vorstellungen wieder ad acta gelegt. Vielleicht deshalb, weil man sich zu einer Neueinstudierung von Wagners „Rienzi" aufgerafft hatte. Für die führenden Partien hatte man in Herrn Remond (Rienzi), Frl. Widhalm (Irene) und Frau Gussalewicz (Adriano) sehr geeignete Kräfte zur Verfügung. Lohse schwärmt nur für den späteren Wagner. Er dirigierte zwar die erste Aufführung, überließ die Leitung jedoch dann seinem Kollegen Trenkler, der das Stück auch einstudiert hatte. Die Ausstattung war sehr splendid und auch geschmackvoll. Von künstlerischem Werte war das Bühnenbild des dritten Aktes: großer öffentlicher Platz in Rom mit einem Trümmerfeld. Kurz vor Jahresschluß gastierte Fr. Ernestine Schumann-Heink als Fides und eroberte sich die Gunst des Publikums im Sturm durch ihre großartige Leistung in Sang und Spiel. Das Schauspiel ist entschieden fleißiger und rühriger als die Oper. Hier hat man sehr selten Gäste zur Aushilfe nötig und kommt mit dem ständigen Personal aus. Dazu muß das Schauspiel an Sonn- und Feiertagen nachmittags und abends spielen: ein Frondienst, von dem die Oper bis jetzt befreit ist. Eine Niete zog das Schauspiel mit der Uraufführung von G. Herzbergs „Mittagsgewölk", das sich unter Zischen rasch verzog. Dagegen hatte man viel Erfolg mit dem vieraktigen Lustspiel „Die Liebe wacht" von G. A. de Caillavet und Robert de Flers, das, von Oberregisseur Fritz Odemar mustergültig einstudiert, sehr gefällt. Direktor Max Martersteig hat sich mit der Neueinstudierung von Hebbels fünfaktiger Tragödie „Gyges und sein Ring" tatsächlich verdient gemacht. Die Hauptrollen waren an die talentvolle Heroine Riza Bajer, den vielseitigen Darsteller jugendlicher Rollen Richard Aßmann und den strebsamen Heldenspieler Theodor Becker vergeben. Die dekorative Ausstattung war wieder in der skizzenartigen Ausgestaltung der Bühne wie bei „Herodes und Mariame" durchgeführt. Neu einstudiert wurden weiter Ibsens „Stützen der Gesellschaft" und für Weihnachten Göners Märchenspiel „Sneewittchen und die sieben Zwerge". Im Metropoltheater hat die „Dollarprinzessin" es bis jetzt zur 50. Aufführung gebracht.

Prof. Hermann Kipper.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Es ist und bleibt Tatsache, dass alle Faktoren der reichverzweigten finanzwirtschaftlichen Gebiete der jeweiligen politischen Situation sich vollkommen anpassen müssen. Den unliebsamen Unterbrechungen in der sorgfältig vorbereiteten und konsolidierten Hausse an den Börsen sind politische Motive zuzuschieben. Dieser Hinweis wird voraussichtlich auch in der Entwicklung der Börsen von Handel und Wandel des Jahres 1909 ausschlaggebend sein. Die unsichere politische Konstellation und die vielfach vorhandenen politischen Explosionsgefahren bilden daher den gewichtigsten Gegenfaktor eines zu grossen Optimismus. — Momentan scheint man diese Bedenken in Börsen- und Bankkreisen mit mehr Ruhe zu beurteilen. Das hat vorerst seinen Hauptgrund auch wohl darin, dass verschiedene Staaten zum Zwecke einer gut organisierten Emission der Staatsanleihen Interesse daran haben, dem Kapitalistenpublikum eine beruhigtere Auffassung von der Politik einzuflössen. Die Tatsachen der neuerlich gegen Oesterreich gerichteten verschärften Warenboykotte der Balkanimporteure, die offensichtlichen Kriegsrüstungen der kleineren Orientstaaten, sowie die politischen Revolutionen in Zentralamerika werden daher auch nicht allzu ernst genommen. Einen weit grösseren Eindruck macht die fürchterliche Erdbebenkatastrophe in Kalabrien und Sizilien mit ihren entsetzlich grossen Opfern an Menschenleben. Italien hat dadurch einen nationalen Verlust in jeder Hinsicht erlitten, und nicht zuletzt an Vermögen und Geldeswert. Auch deutsche Finanz- und Handelskreise, Versicherungsgesellschaften etc. sind hiervon tangiert worden. — Der einzige Lichtpunkt in der finanziellen Chronik bleibt im neuen Jahre — vorerst wenigstens — die anhaltende Leichtigkeit des Geldmarktes. Die jüngsten Ausführungen des Reichsbankpräsidenten über die Lage des Geldmarktes waren günstige. Die Wochenausweise der Deutschen Reichsbank sind anhaltend vorzüglich, hinsichtlich der Bestände an Gold und sonstigen Reserven geradezu erstaunend. Um ähnliche Ziffern vorzufinden, muss man auf eine Reihe von Jahren zurückgreifen. Für allenfallsige grössere Ansprüche ist unser Zentral-Noteninstitut weit besser gerüstet als in den beiden letzten Jahren. — Die Situation an den internationalen Börsen ist momentan keine schlechte, besonders an den deutschen Börsen bleibt der frühere Drang zur Besserung vorherrschend. Die Hoffnung ist stets auf eine Belebung des Geschäftes im Frühjahr gerichtet. Man erwartet durch die anhaltende Geldabundanz eine günstige Einwirkung auf den Immobilien- und Baumarkt und damit neue Nahrung für das nicht besonders liegende Montangebiet. Die Berichte der Eisenindustrie von einer Besserung der Geschäftslage beim deutschen Stahlwerksverband, sowie die Verlängerung einzelner Verkaufskartelle blieben anregend. Auch der Hinweis auf das voraussichtliche Zustandekommen des lothringisch-luxemburgischen Roheisensyndikates wirkte günstig neben weiters vorliegenden guten Berichten von gebesserten Absatzverhältnissen. Die grossen und umfangreichen Bestellungen der preussischen Eisenbahnverwaltung an Eisenbahnwagen und Lokomotiven mit einem Gesamtwert von rund 45 Millionen Mark bildeten gleichfalls genügende Veranlassung zu einer günstigen Stimmung in den industriellen Kreisen. Gebesserte Kursnotierungen an den amerikanischen Interessentenbörsen und die Erhöhung der Zwischendeckpreise für Amerikafahrten gaben weiters Grund an den Börsen für einzelne Effektenkategorien Stimmung bei anziehenden Kursen hervorzurufen. Für unsere Grossbankaktien kommen nicht ungünstige Bilanzergebnisse für 1908 in Betracht, sowie der Hinweis auf weitere lukrative Geschäfte im neuen Jahre.

M. Weber.

In der Generalversammlung der Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken in München wurde die Bilanz genehmigt; es gelangt keine Dividende zur Verteilung. — Münchener Rückversicherungs-Gesellschaft. In der Generalversammlung waren 40 Aktionäre mit einem Nominalkapital von 5'502,400 M und 3439 Stimmen vertreten. Es wurde nach den Vorschlägen der Verwaltung die Dotierung der Reserve für unvorhergesehene Ereignisse mit 1'500,000 M, die Verteilung von 1'250,000 M als 25%ige Dividende auf das eingezahlte Aktienkapital, Vortrag des nach Abzug der statutarischen Tantieme verbleibenden Restes von 802,944.99 M auf neue Rechnung und die Wiederwahl der statutenmässig ausscheidenden Mitglieder des Aufsichtsrates beschlossen. — Der Bayerischen Hypotheken- und Wechsel-Bank in München wurde die Genehmigung erteilt, weitere 4prozentige Hypotheken-Obligationen in den Verkehr zu bringen, und zwar M 10 Millionen verlosbare und M 13 Millionen unverlosbare.

W.

Die „Allgemeine Rundschau" ist außer im Abonnement ständig auch einzeln sofort nach Ausgabe regelmäßig erhältlich in der Herderschen Buchhandlung, Berlin W., Französischestraße 33a, Teleph. Ia 8239.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann:
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München
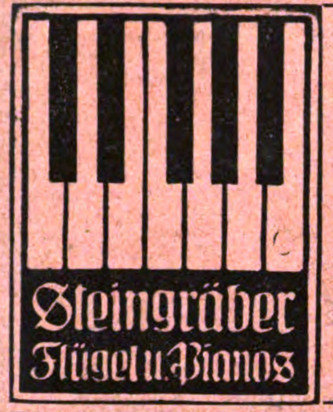
6. Jahrgang
Nr. 3

16. Januar
1909



Inhaltangabe:

Quartalspreis
Mk. 2,40
Einzelnummer
20 Pfg



MÜNCHEN
Theatinerstr. 16

Flügel und Pianinos

in allen Preislagen und in jeder Holzart, nach Entwürfen erster Künstler.

Zahlungserleichterungen.

Vermietungen
Stimmungen ::

Über 15000 Instrumente im Gebrauch.

MUSIK IM HAUSE.

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

HARMONIUMS

mit wundervollem Orgelton, von 78 Mark an.
Illustrierte Prachtkataloge gratis.

ALOYS MAIER, Hoflieferant, FULDA.

Prospekte auch über den **neuen**

Harmonium-Spiel-Apparat

(Preis mit Notenheft von 270 Stück **nur 30 Mk.**) mit dem **jedermann ohne Notenkenntnis sofort 4stimmig Harmonium spielen kann.**

Unionsbrauerei Schülein & Co., Aktien-Gesellschaft.

Aktiva. — Bilanz-Konto am 30. September 1908 — Passiva.

Aktiva	ℳ.	ℳ.
Immobilien		5'559,366.39
Wirtschaftsanwesen I .		2'016,217.56
Wirtschaftsanwesen II .		1'377,330.98
Maschinen		491,634 78
Elektrische Lichtanlage .		23,573 31
Mobilien		216,714.56
Flaschenfüllerei . . .		36,417.10
Fasstagen		329,702 33
Fuhrpark		74,578 85
Eisenbahnwaggons . .		56,171.44
Mastvieh		7,500.—
Kasse, Effekten u. Wechsel		55,656.70
Hypothekdarlehen . . .		6'060,866.58
Debitoren		588,865.31
Bankguthaben		825,931 74
Beteiligungs-Konto . .		12,500.—
Konto à nuovo		42,091.83
Aval-Debitoren . . .		304,099.37
Vorräte		
Bier	576,188.08	
Gerste, Malz u. Hopfen	927,661.45	
Diverse	31.577.—	1,535,426.53
		19'614,045.36

Passiva	ℳ.	ℳ.
Aktienkapital		6'700,000.—
Restkaufschilling . . .	1'181,019.55	
angefallene Zinsen .	2,952.55	1'183,972.10
Passivhypotheken einschliesslich angefallener Zinsen		
auf Union, äussere Wienerstrasse .	1'726,081.66	
„ „ Kirchenstrasse	25,000.—	
„ „ Wolfgangstr.	27,982.75	
„ „ angef. Zinsen	17,901.84	1'796,966.25
„ Bauplatz Moosach .	23,920.—	
angefallene Zinsen	239.20	24,159.20
„ Münchener Kindl .	1'849,895.04	
angefallene Zinsen	34,206.48	1'884,101.52
„ Wirtschafts-Anwesen I . . .	1'969,448 29	
angefallene Zinsen .	30,238.75	1'999,687.04
„ Wirtschafts-Anwesen II . . .	878,951.46	
angefallene Zinsen .	11,039.75	889,991.21
Malzaufschlag		288,811.35
Kautionen und Einlagen	2'044,766.79	
Lieferanten	135,252.42	2'180,019.21
Beamten- und Arbeiter-Pensionsfonds . . .		61,864.11
Gesetzliche Reserve . .		134,776 04
Delcredere-Reserve . .		860,000.—
Hypotheken-Reserve . .		300,000.—
Spezial-Reserve . . .		107,480.44
Reserve für Staatsgebühr		70,000.—
Reserve wegen Münchener Brauereigemeinschaft .		26,640.63
Unerhobene Dividenden .		240.—
Aktienumtausch-Konto .		1,317.—
Aval-Kreditoren . .		304,099.37
Konto à nuovo . . .		95,035 42
Gewinn- u. Verlust-Konto		
Bruttogewinn . . .	1'016,090.59	
Abschreibungen . .	331,206.12	684,884.47
		19'614,045.36

München, im Dezember 1908.

Unionsbrauerei Schülein & Co., Aktiengesellschaft.
Josef Schülein. **Julius Schülein.**

Die in unserer heute — 5. Januar 1909 — stattgefundenen ordentlichen Generalversammlung für das sechste Geschäftsjahr unserer Gesellschaft vom 1. Oktober 1907 bis 30. September 1908 festgesetzte Dividende von **5 Prozent** gelangt von heute ab mit Mk. 5o.— per Aktie bei unserer **Gesellschaftskasse** sowie bei der **Deutschen Bank, Filiale München,** und der **Bayer. Vereinsbank,** hier, gegen Einlieferung des Gewinnanteilscheines Nr. 6 zur Auszahlung.

Sparkasse der Stadt Zülpich

verzinst

Spareinlagen in jeder Höhe
bis 4 Proz. bei täglicher Verzinsung.

Einlagen können auch per Post erfolgen; strengste Verschwiegenheit auch den Steuerbehörden gegenüber.

Der Naturfreund

braucht mehr als alle anderen eine scharfe Beobachtung und ein treues Gedächtnis. Je mehr er die kleinsten Einzelheiten der einzelnen Naturobjekte und dann wieder die Harmonie in grossen Zügen in Wald und Feld und Flur beobachtet, desto mehr Freude wird er an der Natur empfinden, desto mehr wird er sich zu ihr hingezogen fühlen. Aber auch das feine Beobachten will gelernt sein. Die beste Anleitung hierzu gibt Poehlmanns preisgekrönte Gedächtnislehre. Hier nur ein paar Auszüge aus Zeugnissen: „Ich schätze mich glücklich, Ihre Methode kennen gelernt zu haben, denn sie ist mir eine Quelle erhöhter Lebensfreude geworden. Lehrer L." — „In Poehlmanns Gedächtnislehre haben wir einen unübertrefflichen Beitrag zur Lösung der Frage erhalten, auf welchem Wege die höchste geistige Entwicklung erreichbar sei. R. H." — „. . . Der ganze natürliche logische Aufbau macht es, dass man eine Feinheit im Denken bekommt, wodurch das Rauhe und Triviale des alltäglichen Lebens und Denkens verschwindet und eine ungekannte Liebe für die Natur auftritt. K. W." — „Ihre Lehre schärft das Auffassungsvermögen, indem sie die Sinne durch angemessene Übungen zu grösstmöglicher Schärfe und Leistungsfähigkeit ausbildet, und endlich lehrt sie das Studium vertiefen, indem sie den Geist unerbittlich zwingt, bei der Sache zu bleiben . . . E. B." — „Und welche Fülle von Anregungen schöpft man aus Ihrem Werke fürs Leben! Sie könnten Ihr System eine Anleitung zur Lebenskunst nennen. Wer Ihre Lehre einmal kennen gelernt hat, wird Ihr Werk als einen Schatz betrachten und immer wieder danach greifen. Dr. M. E." — „Manchmal meine ich, dürfte unsere alte reiche Kultur ein wenig beschämt davorstehen, dass sie so schlichte und einleuchtende Hilfsmittel nicht schon längst in allgemeinen Gebrauch gebracht hat. Kunstwart." Verlangen Sie Prospekt (kostenlos) von

L. Poehlmann, Prannerstrasse 13, **München C 130**

Poehlmanns Gedächtnislehre wurde ausgezeichnet mit:
1 Ehrenkreuz, 3 Grand Prix und 5 Goldenen Medaillen.

Alle Leser und Leserinnen der Rundschau sollten

soweit sie noch nicht zu unseren Kunden gehören, sich überzeugen durch einen Probeauftrag, dass wir tatsächlich in

Schlesischen Reinleinen und Hausleinen nur das **Beste**

zu Leib-, Bett-, Kirchen- und Ausstattungswäsche anfertigen.

Verlangen Sie portofrei Muster und Preisbuch

über Leinen, Hand-u. Taschentücher, Tischwäsche, Bettbezugstoffe, Pique, Barchent, Flanelle, Schürzen u. Hauskleiderstoffe usw. von der als höchst reell bekannten christlichen Firma

Brodkorb & Drescher, Leinenhandweberei zu **Landeshut** i. Schlesien No. 43

Schlesisches Prima Hemdentuch, 82 cm breit, p. St. (20 m lang) Mark **10.—, 10.80, 11.80, 13.—** p. **Nachnahme. Zurücknahme** nichtgefallender Waren auf **unsere Kosten.** Wir bitten durch Ihre werten Bestellungen die armen Handweber in hiesiger Gegend zu unterstützen. **Landeshut i. Schlesien ist berühmt** :: :: durch die guten Leinengewebe. :: ::

Stieglitz, Zeisig,
Hänfling, Schwarzblattl, Stare, sowie alle Sorten Sing- und Ziervögel zu verkaufen. München, Schwanthalerstrasse 131/0.

English.
Professor receives student wishing to learn English.
Write: Mr. Thill, Barton Cres. Plymouth.

Die **Kaufmannsschule** von
Th. Heinrichs
in **Duisburg,** Feldstr. 6, nimmt katholische Pensionäre auf. Pension mit Unterricht monatlich 100 ℳ.

Alle bisher erschienenen Nummern werden nachgeliefert.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden die Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✸ Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

München, 16. Januar 1909. VI. Jahrgang.

№ 3.

„Wenn der ‚Simplicissimus' auf die Bühne steigt."

Von Dr. Otto von Erlbach.

Aus Hamburg, den 7. Januar, war in zahlreichen Zeitungen nachstehende Notiz zu lesen: „Die Hamburger Polizeibehörde verbot den öffentlichen Zeitungshändlern den Verkauf von Schmutz- und Schundliteratur. In dieses Verbot wurde auch der „Simplicissimus" einbezogen.

Es traf sich zufällig, daß am gleichen Tage („Augsburg, 7. Januar") die liberale „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 8 vom 8. Jan. 1909) nachstehende außerordentlich charakteristische Theaterkritik veröffentlichte (die wesentlichen Stellen sind von uns durch Sperrdruck hervorgehoben):

„Wenn der ‚Simplicissimus' auf die Bühne steigt, so bleibt er — der ‚Simplicissimus'. Klärlicherweise. Denn sonst wäre er nicht, was er ist, ein gutes Witzblatt, ein Blatt mit treffender Satire. Manche werden sagen, das war er; zugegeben; denn er ist nicht mehr, was er gewesen, ganz abgesehen von der **Kultivierung der Zote um ihrer selbst willen,** was ihn so degradiert hat. Hierüber ließe sich noch viel sagen. Und wenn Ludwig Thoma auf die Bühne steigt, so bleibt er — der ‚Simplicissimus', der Ludwig Thoma von heute nämlich, denn der gibt dem ‚Simplicissimus' ganz den Stempel. Was so viel heißen soll, daß Thomas jüngstes Stück „Moral", das heute auch bei uns im Stadttheater zu sehen war, nichts anderes ist als ein Stück ‚Simplicissimus'. Eine Satire, aus diesem heute mit der gröbsten Uebertreibung arbeitenden Blatt, gehörig in die Länge gereckt und mit der nötigen Anzahl von Boutons, den Schlagern des Dialogs, besteckt. Aber vielleicht soll das Stück, die Komödie, gar nichts anders sein? Dann wäre diese Absicht gut gelungen. Denn in den Witzblattsatiren wird es so gemacht; ein geschickt konstruierter Fall, ein Fall, der von rückwärts nach vorwärts konstruiert ist, so daß er gar nicht anders ausgehen kann wie gewünscht; die stärkste Uebertreibung in der Anlage des Falles und in den Persönlichkeiten; Persönlichkeiten, die fast unmöglich sind. Dieses Konstruktionsgerüst mit dem Scheine der Wirklichkeit umkleidet, nur dem Schein, und mit glitzerndem Zierat dekoriert, dem lebensechten Dialog und vielen treffenden Worten. Dann kann es wohl kommen, daß der Zuschauer sich bestechen läßt und den Schein für Wahrheit nimmt und sich einreden läßt, er habe da die Wirklichkeit, das Leben, ganz so wie es ist, auf der Bühne vor sich. Und doch scheint alles nur so. Es ist Konstruktion, wenn die Haussuchung bei dem gefälligen Fräulein von Hauteville — der Inhalt der „Moral" darf, da sie in der „Augsb. Abendztg." schon von München aus besprochen ward, als bekannt vorausgesetzt werden — ausgerechnet in der Minute kommt, wenn der Erbprinz bei ihr ist, der „das Leben kennen lernen soll"; wenn zu ihren treuesten Kunden der Präsident des Sittlichkeitsvereins gehört — welcher Sittlichkeitspräsident getraut sich das heute —; wenn ein Polizeiassessor diese Haussuchungssache in der Hand hat, der selbst für eine Komödie zu dumm ist; wenn jener eben erwähnte Präsident das „Tagebuch" des Fräuleins, das alle Stammgäste verzeichnet, auf der Polizei (!) stehlen kann, wenn, ja wenn die Geschichte immer lustspielmäßiger ausläuft. Und daher kommt es, daß die Komödie gar nichts beweist, weil sie zu viel beweisen will. Wobei natürlich nicht abgeleugnet werden soll, daß es auf dem sogenannten Moralgebiete viel Heuchelei gibt, und daß oft viel gesündigt wird gerade von Leuten, die die offizielle Moral hüten und hochhalten möchten. Das wissen wir ja alle und dazu bedarf es des Apparates einer Komödie nicht, oder wenn er aufgeboten wird, dann muß das Problem auch tiefer gefaßt, es muß aus der Sphäre eines Einzelfalles herausgehoben werden oder — wir haben nur einen ‚Simplicissimus'-Artikel vor uns. Doch, wie gesagt, vielleicht tut man Herrn Peter Schlemihl unrecht, wenn man ihm nachsagt, er habe die falsche Moral mit edler Sittlichkeit geißeln wollen. Dort, wo große Geister die stärksten satirischen Wirkungen erzielt haben, auf der Bühne, wo sie wirkliches, nicht mit Geschick und Witz ersonnenes Leben vorstellen."

Für ein liberales Blatt gehört ein gewisser Mut dazu, in dieser Weise dem verwöhnten Liebling eines großen Teiles der sogenannten „Gesellschaft" offen ins Gesicht zu leuchten. Es sind das dieselben Kreise, die sich heute in den „vornehmsten" Sälen der modernen Großstadt, in den „feinsten" Salons zu den ungeniertesten Vorträgen über die „neue Moral" der geschlechtlichen Ungebundenheit drängen, die sich aus sehr naheliegenden instinktiven Gründen allmählich in einen förmlichen Haß gegen alle „Sittlichkeitsfanatiker" und „Unsittlichkeitsschnüffler" hineingelebt haben. Diese sittlich verlotterten und korrumpierten „modernen" Gestalten und ihre charakterschwachen oder gedankenlosen Mitläufer sind es auch, die allen Pauschalverdächtigungen gegen die Sittlichkeitsbestrebungen, und mögen sie auch noch so albern und hirnverbrannt sein, willig Glauben schenken.

Die „Tägliche Rundschau" schrieb am 20. Nov. 1907 an leitender Stelle: „Es klingt paradox, ist aber leider buchstäblich wahr, daß es heute in Deutschland kein Verbrechen gibt, das so grimmig verfolgt wird, als der Kampf gegen die Verunsittlichung unseres Volkes. Wer sich diesem widmet, ist vogelfrei und darf auf schonungsloseste Verhöhnung und Verspottung in den Witzblättern und vielen Tagesblättern gefaßt sein. Darum scheuen sich so viele, in den Kampf, den sie für notwendig halten, mit eigener Person einzutreten."

Ludwig Thomas „Simplicissimus"-Komödie „Moral" ist ein neuer kräftiger Versuch, die Hetzjagd gegen jene „Vogelfreien" auf eine noch breitere Basis zu stellen und die immer noch vorhandene große Partei der „anständigen Leute" einzuschüchtern. Der Versuch wird jedenfalls im denkbar großartigsten Stile unternommen; denn schon vor vierzehn Tagen konnte man in Blättern, welche der ‚Simplicissimus'-Gesellschaft Handlangerdienste leisten, die folgende Reklame lesen: „Ludwig Thomas Komödie „Moral" wurde nach dem durchschlagenden Erfolg in Berlin und München durch Vermittlung des Verlags Albert Langen in München bereits von mehr als fünfzig Bühnen angenommen." Man kann hundert gegen eins wetten, daß in fast allen diesen Theaterstädten eine gefällige liberale oder „Generalanzeiger"-Presse für das Thomasche Stück die Reklametrommel rühren und sich wohl hüten wird, einem denkfaulen „Publikum" auch liberale Gegenkritiken im Stile der „Augsb. Abendzeitung" zur Kenntnis zu bringen.

Daß der Kampf gegen die Sittlichkeitsbestrebungen mit bewußt unwahren und gefälschten Mitteln geführt wird, ist übrigens indirekt sogar von solchen Blättern zugegeben worden, die im übrigen trotzdem und alledem dem neuesten Thomaschen „Schlager", weil er „eine Forderung des Tages erfüllt", lebhaft Beifall klatschen. So konnte man in der Besprechung der Erstaufführung in den liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 550) wörtlich lesen:

„Unsere modernen Bußprediger und Tugendwächter hat Ludwig Thoma von jeher zärtlich geliebt. Mit den Dolchstichen scharf geschliffener Epigramme und den Keulenschlägen ehrlichen

Zornes ist er ihnen schon zu Leibe gerückt. Nun kommt er ihnen auch noch dramatisch, mit einer Komödie, die sie dem Fluch der Lächerlichkeit überantwortet. **Bewiesen ist damit freilich nichts.**[1] Der Alkohol wird nicht bekömmlicher, wenn sich ein fanatischer Abstinenzapostel als heimlicher Säufer entpuppt. Aber schließlich gibt's doch nichts Wirksameres im Kampfe des Tages, als wenn man seine Gegner als scheinheilige Tröpfe entlarvt."

Also es kommt nur auf die „Wirksamkeit" an, die Wahrheit und die Beweisbarkeit ist Nebensache. Was wohl der Monistenbund und was erst die Freimaurerlogen sagen würden, wenn ein geistreicher Pamphletist und Satiriker eine Komödie schriebe, welche, ohne im Grunde das geringste zu beweisen, alle Monistenbündler und Logenbrüder als Heuchler und heimliche Halunken „entlarvte"! Selbst die sozialdemokratische „Münchener Post", welche Thomas „Simplicissimus"-Komödie über alle Maßen feiert (merkwürdigerweise aber die dem gleichen Zwecke gewidmete neueste Komödie Max Bernsteins „Die Sünde" erbarmungslos herunterreißt[2]), muß zugeben, daß gefragt werden könnte:

„Die von Thoma gekennzeichneten Mitglieder der Sittlichkeitsvereine, der Heuchler Beermann, der von seiner pornographischen Sammlung verführte Professor Wasner usw., sind nur Ausnahmen, warum also diese herausgreifen und die anderen ehrenwerten Leute in den Schatten der Vergessenheit stellen?" („Münch. Post", Nr. 271 vom 27. Nov. 1908.)

Nicht einmal der Umstand, daß die ganze unglaubliche Komödie sich in einem nichts weniger als „klerikalen" Milieu, vielmehr in einer augenfällig protestantischen kleinen Residenz abspielt, und der kompromittierte „Präsident des Sittlichkeitsvereins" als Reichstagskandidat des „liberal-konservativen Blocks", seine Vereins- und Schuldgenossen als Angehörige desselben „Blocks", einer sogar als „Deutschtümler", also „Alldeutscher", dargestellt sind, hat die kritiklosen Beifallspender der sogenannten „besseren Gesellschaft" stutzig gemacht.

Ein gewisser geistiger Flagellantismus und Sadismus, die Freude an der Geißelung und Erniedrigung und Demütigung des eigenen Ich und der eigenen Umgebung und Interessensphäre ist ja ein wesentlicher Charakterzug unseres entnervten, degenerierten Geschlechtes. Sonst wäre es ja auch unmöglich, daß ein Blatt von der anarchistischen, jedes Ideal, jede Tradition und jede Institution roh zertrümmernden und negierenden Eigenart des „Simplicissimus" in einer wahren Riesenauflage erschiene und von der Crême der sogenannten Gesellschaft bis in hohe Offizier- und Beamtenkreise, ja bis in gewisse höfische Regionen hinein mit Wonne verschlungen würde. In Deutschland lassen sich heutzutage die oberen Hunderttausend den Geist des flachsten Nihilismus einimpfen und tragen auch noch selbst die Kosten dieser einträglichen Operation. Und der Herkules, der diesen unsere ganze geistige Atmosphäre verpestenden Augiasstall samt einigen etwas gleißender eingerichteten, aber innerlich gleich faulen, morschen und übelriechenden Nebengemächern mit starkem Arm ausfegen könnte, will sich noch immer nicht zeigen.

Was nützt es, wenn in Hamburg ein Kolportageverbot gegen den „Simplicissimus" erlassen wird? Kaum ein Tropfen auf einen heißen Stein! Was haben die da und dort aus zweifellos liberalen Kreisen und in liberalen Zeitungen auftauchenden Proteste bisher gefruchtet? Den mehr als 50 deutschen Bühnen, welche die neueste „Simplicissimus"-Komödie als zugkräftigstes Kassenstück aufführen, werden sich, wenn möglich, noch weitere 50 anreihen.

* * *

Bei dieser Gelegenheit seien aus der jüngsten Zeit einige besonders bemerkenswerte scharfe öffentliche Abrechnungen mit dem „Simplicissimus" auszugsweise registriert. Zunächst einige kräftige Sätze aus der liberalen „Kölnischen Zeitung":

„In der Behandlung des Geschlechtlichen, heißt es da, biete der „Simplicissimus" eine Fülle des Widerlichen, Ekelerregenden und Gemeinen, das gar keinen Witz mehr enthält, sondern nur die Lust an der brüllenden Roheit. Aus den dunkelsten Winkel menschlicher Verkommenheit hole er sich diese Dinge heraus und zerre sie an das Licht der Oeffentlichkeit in der Meinung, dadurch eine Satire zu bieten auf unsere allgemeinen sittlichen Zustände. Er bewirft unsere Häuser mit Kot, um uns darauf aufmerksam zu machen, daß es Kot gibt. Vielfach sind diese Dinge derart, daß jemand, der nicht Spezialist in der Kenntnis der anrüchigsten Nachtlokale aller Weltstädte ist, sie gar nicht versteht. Es wird nur die Verrohung unseres geselligen Lebens dadurch noch erheblich gesteigert, der schlechte Geschmack des Unterhaltungsstils in Männerkreisen gefördert und die Freiheit der Kunst durch ihren Mißbrauch in den Augen des ernsten Publikums geschädigt. Es ist merkwürdig, daß gerade Leute, die immer das Wort Kultur im Munde führen und von Aesthetik triefen, geneigt sind, einiger schöner Zeichnungen wegen solche Freiheit hinzunehmen, statt sie eben aus Gründen der Kultur zurückzuweisen ..... Der Snob und eine blasierte impotente Modejugend finden darin eine ihrer würdige Unterstützung ihres geistigen Nihilismus, der jeder guten Tat auf irgendeinem Gebiet unfähig ist. Sollen nun, muß man einmal fragen, die wirklichen Kulturmenschen es sich noch lange weiter gefallen lassen, daß unter künstlerischen Vorwänden die allgemeine Gesittung verroht und der deutsche Humor zu einem Zerrbild gemacht wird? Die Intellektuellen hätten Selbsthilfe zu üben dadurch, daß sie sich von dem Blatt abwenden und lieber einmal auf eine hübsche Zeichnung, auf eine pikante Novelette oder ein flottes Gedicht verzichteten, als dabei immer einen Haufen Unrat als Beigabe zu nehmen."

Als der Präsident des Berner Sittlichkeitsvereins gegen den „Simplicissimus" wegen anhaltend grober Verletzung der Sittlichkeit Klage erhob, schrieb das liberal gesinnte „Berner Tageblatt":

„Wir betrachten den Inhalt des ‚Simplicissimus' als Pornographie. Das Blatt zieht alles in den Kot, was mit Autorität zusammenhängt. Staat und Regierung, Armee und Geistlichkeit, alles wird in seiner Weise verhöhnt, daß es eigentlich wunderbar ist, daß das eklige Blatt in Bürgerkreisen überhaupt gelesen wird. Wir würden es im Interesse der moralischen Gesundheit unseres Volkes mit Freude begrüßen, wenn sich unsere Wirte dahin vereinigten, diese deutsche Giftpflanze abzuschaffen. Das Blatt unterwühlt die heutige Gesellschaft, spekuliert auf die niedrigsten Instinkte der Menschen und ist unserem Volksleben völlig fremd."

Am 2. Juni 1908 begründete der badische Ministerpräsident Frhr. von Marschall in der Zweiten badischen Kammer das Verbot des Feilhaltens des „Simplicissimus" auf den badischen Bahnhöfen in folgender Weise:

„Er könne nicht mit ansehen, wenn großen Bevölkerungsklassen oder auch Religionsgemeinschaften gegenüber dasjenige, was sie für hoch und heilig halten, in den Kot herabgezogen wird. Darin finde er einen Akt schreiendster Intoleranz, und deswegen sah er sich veranlaßt, dem Antrage der Generaldirektion stattzugeben und den Vertrieb des „Simplicissimus" in den Bahnhofsbuchhandlungen zu verbieten, auch auf die Gefahr hin, daß dadurch Reklame für ihn gemacht werden könnte; denn er glaube nicht, daß der Staat dazu da ist, die Hand zu bieten für die Verbreitung von Preßorganen, die größere Teile des Volkes empfindlich verletzen und dasjenige in den Kot ziehen, was ihnen hoch und heilig ist. Namentlich aber auch vom nationalen Standpunkt! Es sei ihm kürzlich aus der Schweiz eine Korrespondenz zugegangen, worin darauf abgehoben wurde, wie schädlich gerade für Deutschland der „Simplicissimus" in der Schweiz gewirkt habe. Es sei eben gerade das patriotische Gefühl, was so vielfach durch den „Simplicissimus" verletzt werde."

Als jüngst ein Titelbild des „Simplicissimus" von Th. Th. Heine in einem plötzlichen Anfall von deutschem Patriotismus die Tschechen in Prag in unflätiger Weise beschimpfte, erließ im Namen des „Deutschen Ortsrates" in Prag Redakteur Otto Payer eine öffentliche Erklärung, in der es u. a. heißt:

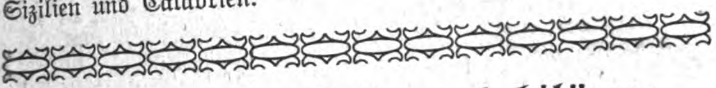
„Dem ‚Simplicissimus' können wir einfach nicht das Recht zugestehen, sich als den Anwalt unserer Lebensinteressen

[1] Uebrigens findet nicht einmal das zitierte liberale Blatt Geschmack an den Aussprüchen der freigeistigen „Mama Lund", die gewissermaßen als Mundstück des Dichters in der Komödie eine Lebensweisheit verzapft, deren Obersatz lautet: „Ich habe keine Grundsätze". Diese „Mama Lund" schwätzt die Sittlichkeitsvereine mausetot durch Stichelreden wie die folgenden: „Das schmutzigste Bild könnte mich nicht stärker abstoßen als die Art, wie Sie in Ihren Versammlungen reden. — Die seelischen Nuditäten sind ekelhaft, nicht die körperlichen. Kein Laster ist so widerwärtig wie die Tugend, die sich vor der Oeffentlichkeit entblößt. Das Laster hat doch wenigstens die Scham, sich zu verstecken! Es wird weniger dunkle Winkel finden, wenn die Sonne heller in die Welt scheint." Diese grundsatzlose „Mama Lund" gibt u. a. auch folgenden Spruch von sich: „Ich könnte mir was Schlimmeres denken (als einen Sohn, einen blühenden jungen Menschen in den Händen eines schlechten Geschöpfes). Zum Beispiel: Wenn er mit der Gläubigkeit der Jugend bei Ihrem Sittlichkeitsverein mittäte."

[2] Das sozialdemokratische Blatt schreibt: „Berliner Bühne". Wenn Max Bernstein aus München nicht den Ehrgeiz hätte, immer wieder das Tribunal zur Szene, immer wieder „Lustspiele" zu machen, so hätte man glauben können, er sei ein bedeutender Mensch. Diese aber zeigen zu deutlich, wie wenig sich ein gepriesener Advokat mit den Problemen beschäftigt zu haben braucht, die im Hintergrund seiner Sensationsprozesse stehen. So banal, wie Bernstein in Hertas Hochzeit die Frauenbewegung bespöttelt hat, so saftlos, wie er in dieser „Sünde" (das nicht sehr verwöhnte Publikum des Neuen Schauspielhauses wurde von den darin enthaltenen Späßen in die nötige Silvesterlaune gelullt) die Bilderstürmerei der Nacktheitsschnüffler bewitzelt, kann es nur einer tun, der keines winzigen Gedankens Kraft daran gewendet hat, hinter die Entstehung, Entwicklung und vielleicht auch Berechtigung der Strömungen zu kommen, die er da befehdet." („Münchn. Post" Nr. 6 vom 9. Jan. 1909.)

aufzuspielen. Dieses Blatt, das im Laufe der Jahre **nichts**
unterlassen hat, um **das nationale Gefühl der Deut-**
schen zu untergraben, dieses Blatt, **das uns zum Gespött**
der ganzen gebildeten Welt gemacht hat, das in
England und Frankreich und in allen slawischen Staaten die
Lieblingslektüre aller Deutschenfeinde bildet, dieses Blatt
hat das Recht verwirkt, mit einem Male die schwarz-weiß-rote
Fahne zu hissen, um die sich übrigens hierzulande gar nicht der
Kampf dreht . . ."

Die „Kölnische Zeitung" hat von dem „**Snob**" und der
„**impotenten Modejugend**" an die „**Intellektuellen**"
appelliert. Du lieber Himmel! Man sehe sich nur das
Publikum, das die Theater stürmt, um die neueste „Simpli-
cissimus"-Komödie zu genießen, etwas genauer an. Alles,
was sich zur „Intelligenz", d. h. zur sog. „aufgeklärten",
„vorurteilsfreien", „geistig fortgeschrittenen", zählt, lauscht
eifrig auf jede „Banalität", auf jeden „Witz", mag er
der Polizei, dem Hofmilieu oder den Sittlichkeitsvereinen
gelten. Man braucht nicht Pessimist zu sein, um an
einer baldigen Umkehr und Einkehr der „Intellektuellen" zu
verzweifeln. Da ist einstweilen Hopfen und Malz verloren.
Und die „Regierenden" scheinen schon seit Jahren „keine Zeit"
und keine Lust zu haben, sich ernstlich nach durchgreifenden
Mitteln und Maßregeln zur Rettung vor einer langsam fort-
schreitenden **geistigen Katastrophe** umzutun, die in ihrem
Umfang und in ihren Folgen weit entsetzlicher sein wird als der
mit Recht bejammerte plötzliche Untergang zahlreicher Städte in
Sizilien und Calabrien.



Ein Wiener Zeitungsjubiläum.

Von Chefredakteur Franz **Eckardt** in Salzburg.

Wenn eine Zeitung, welche naturgemäß hauptsächlich die politi-
schen Augenblicksbedürfnisse des politisierenden Staatsbürgers
zu befriedigen berufen ist, ein halbes Jahrhundert unentwegt einem
und demselben politischen, religiösen, kulturellen Hochziele treu
gedient hat, so hat diese Zeitung wohl das Recht, ihren Eintritt
in den fünfzigsten Jahrgang festlich zu begehen. Und wenn diese
Zeitung eine **katholische** ist, so muß ihr Jubiläum von ihren
katholischen Kolleginnen mitgefeiert werden, selbst wenn diese mit
der parteipolitischen Sonderrichtung der Jubilantin nicht immer
einverstanden sein können. Und das um so mehr, wenn die Jubi-
lantin auf ein so verdienstreiches Wirken zurückblicken kann, wie
das Wiener „**Vaterland**", welches am 1. Januar 1909 in seinen
50. Jahrgang eingetreten ist und dessen Geschichte bis in die
Neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts fast gleichbedeutend
ist mit der Geschichte der katholischpolitischen Bewegung in
Oesterreich.

An der Hand einer vom „Vaterland" herausgegebenen und
von seinem langjährigen Chefredakteur **Kaspar Inthal** verfaßten
Festschrift soll hier eine kurze Skizzierung der ältesten katholischen
Zeitung Wiens geboten werden, welche bis zum Jahre 1888 fast
allein den Ansturm der gänzlich verjudeten liberalen Presse auf
Religion, Sittlichkeit und Besitz des christlichen Volkes abzuwehren
hatte. Im genannten Jahre trat dem „Vaterland" in mancher
Beziehung an die Seite das antisemitisch-deutschnationale „Deutsche
Volksblatt", welches aber mehr im protestantischen Fahrwasser
treibt, wenn es sich auch vor allzuhäufigen Verletzungen des katho-
lischen Volkes zu hüten sucht, und im Dezember 1892 erhielt es
in der zum Hauptorgan der christlichsozialen Partei emporgewach-
senen „Reichspost" einen strammkatholischen Kampfgenossen, der,
wie es ja oft im Presseleben vorkommt, den älteren Genossen an
Verbreitung und Einfluß bald überholte.

Justizrat Hermann **Wagener**, der erste Redakteur der
Berliner „Kreuzzeitung", hatte, wie er in seinen Memoiren erzählt,
gelegentlich einer Reise in Oesterreich schon 1848 den Plan einer
großen konservativen Zeitung nach dem Muster der seinigen für
Oesterreich angeregt und zwar beim Grafen Karl Wolkenstein,
welcher dann in seinem Kreise Freunde des Planes im Grafen
Heinrich Clam-Martinitz, Fürsten Hugo Salm, Grafen Egbert
Belcredi und Landgrafen Joseph Fürstenberg fand. Doch dauerte
es bis nach dem Abschlusse des Präliminarfriedens von Villafranca
(11. Juli 1859), bevor die Vorarbeiten zur Herausgabe eines konser-
vativen Blattes greifbare Formen annahmen. Als fachmännischen
Berater hatte man Franz Chassot von Florencourt in Paderborn
herangezogen, welcher 1852 konvertiert, einige Jahre in Wien ge-
lebt und dann in Köln die „Deutsche Volkshalle", das Organ der
rheinischen Katholiken, redigiert hatte. Florencourt lieferte dem
Grafen Wolkenstein eine umfangreiche Denkschrift über die Grün-
dung eines Tagblattes und bot sich unter Umständen selbst als
Redakteur an.

So konnte nun endlich zu Neujahr 1860 ein Aufruf
zur Beteiligung an der Blattgründung erlassen werden,
unter dessen Unterzeichnern wir auch den Fürsten Joseph Collo-
redo-Mannsfeld finden, der aber bald darauf ins liberale Lager
überlief und der erste Präsident des Herrenhauses des Reichsrates
wurde (der jetzige Fürst Joseph ist der Enkel des Genannten),
und den Freiherrn v. Walterskirchen, dessen Nachkomme der in
den Grafenstand erhobene Präsident des Piusvereines ist. Am
8. Februar traten in Prag 40 Mitglieder des Adels und 3 Bür-
gerliche aus Böhmen mit Geldzeichnungen für die Gründung ein.
Das ist in mancher Beziehung eine Vorbedeutung für die Haltung
des „Vaterland" bis auf den heutigen Tag geblieben: der böhmische
Hochadel vertritt im „Vaterland" seine Politik. Nicht ohne In-
teresse ist, daß zu diesen Geldzeichnern auch Baron Johann
Aehrenthal gehörte, der später mit seinem ältesten Sohne sich
an der Führung des liberalen Großgrundbesitzes beteiligte, zwei
seiner Töchter mit dem zweiten Sohne des ebenso wandelbaren
Fürsten Colloredo verheiratete, es aber nicht mehr erlebte, daß
sein zweiter Sohn Alois es bis zum Minister für Aeußeres brachte.
(Es soll ihm die Grafenkrone winken.)

In den ersten Verwaltungsrat, welcher die Geschäfte bis
1862 führen sollte, wurden gewählt: Graf Clam-Martinitz, Fürst
Karl Schwarzenberg. Edler Bleschner v. Eichstett, Altgraf Franz
Salm, Fürst Vinzenz Auersperg, Graf Egbert Belcredi, Fürst
Hugo Salm, Graf Wolkenstein, Landgraf Fürstenberg, Graf
Wrbna, Graf Jaromir Czernin und Adolf Brosche, lauter in
Böhmen begüterte Herren. Diese stellten als Namen für das neue
Blatt fest: „**Das Vaterland**, Politisches Tagblatt für Oesterreich"
und machten sich auf die Suche nach einem passenden Redakteur.
Der berühmte mährische Historiker Peter von Chlumecky lehnte ab.
(„Es ist, da das Geschäft ruhelos, Tag für Tag sich abwickelt, eine
beharrliche Tension der Nerven nötig, die nie nachlassen kann
noch darf, weil das Gewicht der Verantwortung nicht nachläßt.")
Professor Gindely, Dr. Hasner, der spätere Justizminister, wurden
in Kombination gezogen, aber man fand in Oesterreich nicht den
rechten Mann. So ging man nach Deutschland, wo nach langen
Verhandlungen durch Justizrat Wagener Dr. Hermann **Keipp**
als erster Chefredakteur des „Vaterland" gewonnen wurde.
„1500 Gulden Uebersiedlungskosten, 6000 Gulden Gehalt bei freier
Wohnung", so nobel ist nach ihm kein katholischer Redakteur mehr
in Oesterreich bezahlt worden. Keipp hatte vorher beim „Magde-
burger Korrespondenten", „Kreuzzeitung" und „Elberfelder Zeitung"
gearbeitet. Als Mitredakteure erhielt er den Konvertiten Dr. **Brühl**
vom „Westfälischen Merkur", Dr. **Steingaß** aus Frankfurt, dessen
Mutter eine Tochter Josephs v. Görres war, und für das Feuilleton
Dr. Ludwig **Speidel**, den man später in der „N. Fr. Presse"
wiederfindet. Den Druck übernahm die Druckerei der Mechitaristen
und am 1. September konnte — endlich! — das regelmäßige Er-
scheinen des „Vaterland" beginnen.

Ich habe diese Gründungsgeschichte des „Vaterland" absicht-
lich etwas ausführlicher hier dargelegt, weil sich die Gründung
fast aller katholischen Blätter ähnlich abgespielt hat und weil in
diesem Vorgange die Hauptursache für den schlechten Geschäftsgang
der katholischen Presse Oesterreichs zu suchen ist. Einige für den
katholischen Glauben und Habsburg-Oesterreich begeisterte Männer
schaffen das Geld für eine Zeitung, setzen einen vielköpfigen Ver-
waltungsrat aus Männern, welche vom technischen und kauf-
männischen Betrieb einer Zeitung keine Ahnung haben, zusammen
und glauben, mit ihrem Idealismus ein großes Blatt herstellen
zu können. In dem ersten Aufrufe hatte man als Gründungs-
kapital 100,000 Gulden angesetzt, mit welchem das zu erwartende
Defizit der ersten beiden Jahre gedeckt werden sollte; im dritten
Jahre hoffte man aktiv zu sein. (Die „Zeit" begann mit zwei
Millionen und hatte nach zweijährigem Bestande schon vier Millionen
verbraucht. **So** war sie aktiv geworden.) Wenn man dem gegen-
überhält, daß der Herausgeber des antisemitischen „Deutschen
Volksblatt" es in 20 Jahren zum Millionär gebracht hat; wenn
man das schnelle Aufblühen der „Kölnischen Volkszeitung" und
anderer katholischer Tagesblätter Deutschlands, die meist im Besitz
tüchtiger Geschäftsmänner und Druckereibesitzer sind, dem schulden-
vollen Vegetieren der meisten katholischen Blätter Oesterreichs ver-
gleicht — so muß man zu der Ueberzeugung kommen, daß der
auch bei der Gründung des „Vaterland" beliebte Vorgang die
Hauptursache war, daß das neue Blatt trotz seiner zeitweise aus-
gezeichneten Redigierung und damit bewirkten Aufschwunges nie
das Ziel seiner Gründer erreichte und Jahr für Jahr kolossale
Subventionen verschlang. Hätte man das Gründungskapital ver-
doppelt und einem tüchtigen erprobten **Zeitungs-Geschäftsmann**
anvertraut, es wäre aus dem „Vaterland" längst ein Weltblatt
von unbezahlbarem Einflusse auf die Geschicke unserer Monarchie
geworden. Wenn über die redaktionelle Leitung eines Blattes in
drei Gründerversammlungen (Prag, Brünn, Wien) debattiert und
abgestimmt wird und dann auf Grund dieser Beschlüsse ein
Redaktionskomitee der Redaktion politische Verhaltungsmaßregeln
vorschreibt, so kann sich der praktische Journalist und Zeitungs-
verleger selbst sagen, daß da von einem Aufschwunge eines **Tag-**
blattes nicht die Rede sein **kann**.

Bis zum Jahre 1866 dauerte die Redaktion Keipp trotz mancher schwerer innerer Krisen. Das Kriegsjahr aber machte den Preußen Keipp als Leiter eines prononziert österreichischen Blattes unmöglich. Und das um so mehr, als Dr. Keipp am 28. März einen Artikel „eines österreichischen Offiziers" veröffentlicht hatte, in welchem die Ueberlegenheit der preußischen Wehrmacht über die österreichische mit Tatsachen dargelegt wurde. Die Liberalen, welche in ihren Blättern zum Kriege hetzten, deuteten diese Warnung an die Scharfmacher als eine Herabsetzung des österreichischen Heeres und auch der Redaktionsausschuß hielt den Aufsatz, dem leider die Kriegsereignisse recht gaben, für inopportun. So wurde denn Dr. Keipp entlassen, welcher am 6 September 1866 an Mastdarmblutungen starb. Die eigentliche Leitung des Blattes übernahm der ehemalige Unterrichtsminister Graf Leo Thun und behielt sie bis zu seinem Tode, unter ihm redigierten das Blatt Dr. Bernhard v. Florencourt, Geistlicher und Sohn des oben erwähnten Konvertiten, Sträßle und Kienberger, einen Chefredakteur hatte man nicht. Im Jahre 1868 tobten die liberalen Minister Herbst und Giskra gegen alle Oppositionsblätter, alle Freiheitlichkeit ihres Parteiprogramms schnöde vergessend. In vier Preßprozessen erhielt Dr. Florencourt 4 Monate Kerker und 1 Monat strengen Arrest, Kienberger 6 Wochen strengen Arrest. Nach Abbüßung seiner Freiheitsstrafe wurde Dr. Florencourt Chefredakteur. Aber nur für kurze Zeit. Der Redaktionsausschuß hemmte ihn in der für jeden Chefredakteur notwendigen Bewegungsfreiheit, und als er diese nicht erlangen konnte, kündigte er seine Stelle am 27. April 1870. Das „Vaterland" hatte unter seiner kurzen Leitung einen unleugbaren Aufschwung genommen.

Die Fehler im System der Blattleitung hatte man endlich doch wohl eingesehen, wenigstens entschloß man sich, die Führung des „Vaterland" den beiden Redakteuren v. Hurter (einem Geistlichen) und Puffke auf eigene Verantwortung zu übertragen, während den Gründern das Eigentumsrecht und die Ueberwachung der politischen Hauptrichtung gegen Leistung der notwendigen Subvention gewahrt blieb. Letzteres war Sache des Grafen Leo Thun, der mit seltenem Opfermute sich für „sein" Blatt einsetzte. Dieser Zustand dauerte bis 1875. Von da an bis 1885 führte Graf Thun das Blatt unter kolossalen Opfern allein, von 1885 bis 1888, bis zum Abschlusse des neuen Ausgleiches mit Ungarn, halfen ihm finanziell Graf Egbert Belcredi, der allein von allen 450 Gründern sich sein Gründerrecht wahrte, Graf Franz Falkenhayn und Fürst Alfred Liechtenstein. Im Dezember 1888 trat Graf Thun zurück, und nun führte Graf Egbert Belcredi das Blatt. Am 17. Dezember 1888 starb Graf Leo Thun, zweifellos die leuchtendste Gestalt des österreichischen Hochadels jener Zeit.

Graf Thun hatte zwei Männer in die Redaktion gebracht, welche einen neuen Aufschwung des „Vaterland" herbeiführten: Kaspar Inthal, der als Herausgeber fungierte, und Freiherrn Karl v. Vogelsang, einen Mecklenburger Konvertiten, welcher mit dem „Vaterland" die christliche Sozialreform in Oesterreich schuf und zu den Hauptbahnbrechern der christlichsozialen Partei gehörte. Diese sowohl, wie in weit höherem Maße das „Vaterland" hat das frühzeitige Hinscheiden (er starb an den Wunden, welche ihm ein rasend fahrender Fleischhauerwagen durch Ueberfahren beibrachte) dieses providentiellen Mannes aufs tiefste zu beklagen. Unter ihm war das „Vaterland" eine Macht in Oesterreich geworden, welche überall mit Achtung genannt wurde. 1892 erhielt das „Vaterland" einen neuen Verwaltungsrat, an dessen Spitze Graf Belcredi und der jugendliche Graf Ernst Sylva-Tarouca standen, welch letzterer sich sogar eine eigene Druckerei erwarb, um das Blatt möglichst billig herstellen zu können.

Vom Jahre 1892, dem Linzer Oesterreichischen Katholikentage, datiert auch der Aufschwung der christlichsozialen Partei und die Gründung der „Reichspost". Gegen beide nahm das „Vaterland" zu seinem eigenen Schaden leider manchmal eine scharfgegnerische Haltung ein, die junge demokratisch-katholische Strömung gefiel den böhmischen Aristokraten nicht. Die Folge war ein stetes Sinken des „Vaterland", welches der unermüdliche Chefredakteur Inthal, dem wir katholische Journalisten ohne Ausnahme mit Verehrung und Liebe anhängen, nicht aufhalten konnte. Der Pius-Verein hat auch im „Vaterland" wohltätig gewirkt. Im Jahre 1907 gründete man den politischen Verein „Patria", der auf 10 Mitglieder beschränkt ist und das „Vaterland" übernahm. An der Spitze dieses Vereins steht der ehemalige Ministerpräsident Graf Franz Thun, der Führer der Rechten im Herrenhause, an der Spitze der Redaktion Paul Sieberth, früher beim „Bayerischen Kurier". Möge im Interesse der katholischen Sache dem „Vaterland" unter der neuen Leitung ein neuer Aufschwung beschieden sein!

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Neujahrsansprache des Kaisers.

Eine zweite Auflage der Novemberkrisis schien uns zu bedrohen, als sensationslüsterne Zeitungen das Gerücht verbreiteten, der Kaiser habe bei der Neujahrsbesprechung mit den kommandierenden Generälen sich identifiziert mit einem Artikel des Generalobersten Grafen Schlieffen, der höchst pessimistische Ansichten über die politische Lage Deutschlands und sogar über unsere Verbündeten enthält. Das feindselige Ausland fiel natürlich sofort über die Sache her, und die Berichtigung seitens unserer Regierung ließ (man möchte nach den Erfahrungen sagen: natürlich!) fast eine Woche auf sich warten. Nachdem Akten angelegt und in landesüblicher Weise hin- und hergeschickt worden waren, kam endlich eine amtliche Kundgebung zum Vorschein, die erfreulicherweise feststellte, daß es sich nicht um einen selbstherrlichen Exkurs des Kaisers auf das politische Gebiet gehandelt hat. Die alljährliche Besprechung des Kaisers mit den kommandierenden Generälen hat sich lediglich auf militärische Fragen bezogen. Der Kaiser hat freilich auf den erwähnten Artikel des Grafen Schlieffen hingewiesen, aber nur wegen des militärischen Inhalts, der die Gestaltung des modernen Krieges und die Einwirkung der neuzeitlichen Waffen auf das Gefecht behandelt. Die politischen Gedanken und Ausblicke, die Graf Schlieffen seinen strategischen und taktischen Studien beigegeben hat, sind in den Ausführungen des obersten Kriegsherrn nicht in Betracht gekommen. Nach dieser amtlichen Klarstellung des Tatbestandes geht der Vorgang das Ausland gar nichts mehr an. Und wir im Inland sind der Befürchtung überhoben, daß mit der Jahreswende wieder das persönliche Regime auf hochpolitischem Gebiete seine Betätigung beginnen wolle. Aber mit Recht wird in befreundeten Tagesblättern hervorgehoben, daß doch für die einheimischen Politiker einige ernste Zweifel und Bedenken übrig bleiben.

Warum hat der Generaloberst seine „akademische Studie" über einen Zukunftskrieg mit politischen Randglossen und Ausblicken gewürzt? Diese Arabesken waren ganz unnötig, da er bei den militärischen Betrachtungen die denkbar ungünstigsten Suppositionen machen kann, ohne daß man von ihm den positiven Wahrscheinlichkeitsbeweis verlangt. Die Arabesken waren minderwertig, da aus jeder Zeile der politische Dilettantismus herausguckte. Sie waren gefährlich unter den obwaltenden gespannten Verhältnissen, welche die Ausnützung jeder hervorragenden Kundgebung seitens unserer ränkevollen Gegner befürchten ließ. Der Artikel ist in der „Deutschen Revue" freilich anonym erschienen, aber der Verfasser hatte offenbar für die Wahrung des Ursprungsgeheimnisses nicht genügend gesorgt. Seine Autorschaft war am Hofe bekannt geworden und ging zugleich mit dem Bericht über die kaiserliche Aussprache in die Presse über. Die Moral davon ist: Unsere Generäle müssen in ihren hochpolitischen Räsonnements vorsichtiger sein. Was sie sagen, wird anders gewertet und von den Gegnern verwertet als die Aeußerung eines Privatmannes. Politische Generäle brauchen wir nicht. Nachdem leider die militärische Studie mit minder haltbaren politischen Bemerkungen verbrämt worden, wäre es am besten gewesen, wenn sie und ihr Verfasser der Erwähnung an der höchsten Stelle nicht teilhaftig geworden wären. Der Kaiser hat sich offenbar darauf verlassen, daß aus dem Zirkel der kommandierenden Generäle keine Indiskretion zu befürchten sei. Die Indiskretion ist nun aber doch erfolgt, und zwar mit dem erschwerenden Umstande einer tendenziösen Fälschung des Tatbestandes. Leider scheint der Aufklärungstrieb der Regierung hier zu versagen. Hätte ein Zentrumsblatt die Indiskretion an die Oeffentlichkeit gebracht, so würde man schon schärfer zugefaßt und auch sofort die unpatriotische Handlungsweise der Neuigkeitskrämer gegeißelt haben. Aber der Schuldige gehört zur Presse des Blocks und des Evangelischen Bundes.

Wenn übrigens die richtige persönliche Fühlung zwischen Kaiser und Kanzler bestände, so wäre die Sache in wenigen Stunden zu klären gewesen. Es zeigt sich im kleinen wie im großen: an Fixigkeit und Geschicklichkeit sind die Gegner der deutschen Staatskunst über!

Das Märchen von der „Zentrumsverschwörung".

In der vorigen Nummer erwähnten wir schon, daß die Berliner Offiziösen sich mit wunderbarem Elan auf eine minder



haltbare Leistung in einem einzelnen Zentrumsblatt stürzten. Der geräuschvolle Kampf gegen die Windmühle hat die ganze Woche hindurch angehalten. Wenn Fürst Bülow sich gegen jede Anzweiflung seiner Bündnistreue gegenüber Oesterreich wehrt, so hat er recht und wird sogar von unserer Sympathie beglückt. Aber wenn er eine vereinzelte Zeitungsstimme, deren Urheber er vermutlich noch eher feststellen konnte als wir, zu einem Angriff der Zentrumspartei aufblasen läßt und sogar den Wiener Staatsmännern diesen Irrtum einbläst, so verstößt das gegen die Wahrheit und die Gerechtigkeit. Die Zentrumspartei ist für diesen faux pas eines Schriftstellers und zweier Redaktionen nicht im mindesten verantwortlich; auch nicht die „Zentrumspublizistik", da alle hervorragenden Blätter unserer Partei die fragliche Stilübung verurteilen. Es ist nirgendwo sonst üblich, daß man eine große Partei und deren Presse im ganzen verantwortlich macht für die Tagesleistung einer einzelnen Redaktion, die ebensogut wie Homer ein Schlummerstündchen halten kann. Das halbamtliche Wiener „Fremdenblatt" hat frischweg die Behauptung aufgestellt, es handle sich „bei dieser Aktion im Grunde um einen innerpolitischen, vom **deutschen Zentrum** mit wechselnden Waffen betriebenen Kampf gegen Bülow". Im Reichstage wird sich hoffentlich bald Gelegenheit bieten, den Fürsten Bülow zu fragen, ob und mit welchem Rechte er der Wiener Regierung Veranlassung gegeben hat, eine derartige platte Unwahrheit in ihrem Organ auszusprechen. Abgesehen davon, daß das Zentrum es überhaupt nicht so eilig und hitzig hat in dem „Kampf gegen Bülow", weiß doch die ganze Welt, daß das Zentrum bei der Behandlung der **auswärtigen** Angelegenheiten sich stets die größte Zurückhaltung auferlegt und auch nach der Katastrophe vom Dezember 1906 die auswärtige Politik des Reiches nach besten Kräften unterstützt hat. Vor allem lag und liegt die Solidarität mit Oesterreich dem Zentrum mehr am Herzen als allen anderen Parteien. Wie sollte eine Partei von solcher Vergangenheit, solchem Interesse und solchen Grundsätzen dazu kommen, die guten Beziehungen der Regierungen von Wien und Berlin gerade in der jetzigen hochkritischen Zeit aufs Spiel zu setzen? Aber es scheint auch der tollste Unsinn bei den Gegnern des Zentrums blindlings Glauben zu finden. Hat doch ein Berliner Blatt sogar die Mär verbreitet, das Zentrum habe dem Kaiser mit einem förmlichen Regierungsprogramm und einer Kandidatenliste für den Kanzlerposten „eine Offerte gemacht", und diese Aprilphantasie hat ernsthafte Warnungsrufe hervorlocken können.

Das Haupt der christlichsozialen Partei Oesterreichs, Bürgermeister Dr. **Lueger**, hat auf Anfrage unumwunden seine volle Befriedigung über das deutsch-österreichische Bündnisverhältnis, so wie es ist, ausgesprochen. Mit Recht sagt er, daß das deutsche Zentrum auf demselben Standpunkt stehe. Diesen Zusatz hat aber die offiziöse und Block-Presse in Deutschland unterschlagen, um weiter zu verdächtigen.

Obschon wir von Rechts wegen dagegen protestieren können und müssen, für jede publizistische Einzelleistung verantwortlich gemacht zu werden, ist es doch ein Gebot der Klugheit, aus diesem Zwischenfall die geeigneten Nutzanwendungen zu ziehen für die Organisation und häusliche Zucht in unserer Partei und unserer Presse. Wenn man so raffiniert jede Einzelheit gegen unsere Gesamtheit ausbeutet, so muß die Parteileitung bei uns besonders scharf auf dem Posten sein, auch in den Ferien, und die Redaktionen aller Zentrumsblätter müssen an Scharfblick und Vorsicht etwas mehr leisten, als man den Redaktionen sonst zutraut.

Im übrigen: viel Feind, viel Ehr! Die Wahrheit kommt auch durch den Blocknebel hindurch!

Zur Balkankrisis.

Zwei neue Stützen der Hoffnung auf Frieden. Erstens hat der **serbische** Minister des Auswärtigen auf die energische **Interpellation** Oesterreichs wegen seiner Hetzrede in der **Skupschtina** sofort den Rückzug angetreten, alle beleidigende **Absicht** bestritten und sogar die Ausfälle der Skupschtina-**Abgeordneten** verurteilt. Serbien ist also noch längst nicht zum **Losschlagen** bereit.

Zweitens sind die Verhandlungen Oesterreichs mit der **Türkei wieder** eröffnet worden mit dem Anerbieten, daß Oesterreich **außer** gewissen finanzpolitischen Vergünstigungen der Pforte **2½ Millionen** Pfund (etwa 45 Mill. Mark) für die bosnischen **Staatsgüter** zahlen will. Hoffentlich wird der goldbeladene Esel **den Weg zum** Frieden zu finden wissen.

Klerus und Bildung.

Von

Dr. Michael Eberhard, München.

Die Mäuse benagen am liebsten den Speck, die kritischen Geister den Klerus. Vielen ist das Ideal des Katholizismus erloschen, darum erscheinen ihnen die berufenen Träger dieses Ideales als unideal. Viele hinwiederum übertragen ohne weiteres das Ideal der Idee auf die Träger der Idee und überspannen ihre Forderungen.

Einer der geläufigsten Vorwürfe ist, daß es dem Klerus an Bildung gebreche. Es fehlt aber in unseren Landen dem Klerus nicht an innerer Bildung. In keiner Fakultät wird wohl im Durchschnitt so regelmäßig und intensiv studiert wie an der theologischen Fakultät; manche Seminarien sind geradezu Musteranstalten ernsten stillen Fleißes. Auch was allgemeine Bildung angeht, können die Theologen mit jedem anderen Stande sich messen; man frage nur die Buchhändler, in welchem Stande sie ihre meisten Kunden haben. Was man etwa vermissen könnte, sind Fühlfäden mit der modernen Art zu denken; hier sollte mehr Ideenassoziation geschaffen werden. Man baue mehr Verbindungskanäle, durch welche das unendliche Meer von Kenntnissen und Wahrheiten, das in der jahrhundertelangen Forschung und Erfahrung der Kirche sich angesammelt hat, in das Land des modernen Denkens und Fühlens eindringen könne.

Was Herzensbildung anlangt, so ist es ja richtig, daß theologisches Fachstudium noch lange nicht sittlich-religiöse Durchbildung bedeutet. Dies letztere ist Aufgabe der Seminarien. Man wird nicht umhin können zu gestehen, daß der Großteil des Klerus persönlich fromm ist und warm fühlt für die Freuden und Leiden der engeren und weiteren Allgemeinheit; im Bringen von finanziellen und persönlichen Opfern ist er vorbildlich.

Gewiß steckt der gute Kern der inneren Bildung häufig in einer rauhen Schale. Auch ist es wahr, daß mancher Geistliche auf dem Lande aus Mangel an geistiger Anregung vor der Zeit ein geistiger Petrefakt wird und verbauert. Immerhin haben selbst die verbauerten Geistlichen zehnmal mehr Bildungsgehalt in sich, als Tausende von Akten- und Bureaumenschen, deren Leben in einem verknöcherten Mechanismus dahinläuft und außer der Auffrischung durch eine Prise Schnupftabak höchstens von der geistigen Kost einer phrasengespickten Zeitung oder der berüchtigten Stammtischweisheit genährt wird.

Was aber die Bildungschancen des Klerus gegenüber Gebildeten und selbst Halbgebildeten sehr herabdrückt, ist der vielfach hervortretende Mangel an äußeren Formen. Hier lebt nach und trotz Gymnasium und Hochschule die Kinderstube wieder auf. Wir dürfen hinzufügen: auch trotz Seminar. Der Anstand ist die tägliche Klage und Mahnung der Seminarvorstände. Man darf in der Vernachlässigung des Anstandes noch nicht die gröbste Todsünde sehen; es sind das unveredelte Schößlinge einer gewissen gesunden Naturwüchsigkeit und noch lange kein so häßliches Unkraut wie die aalglatte Listigkeit und gegenseitige Betrügungskunst der Smarten. Dazu kommt, daß ein großer Teil des Klerus bodenständig bleibt; er fühlt sich glücklich auf der Scholle und bei dem Menschenschlage, denen er entstammt. Der Bauer will nun von seinem „Herrn" eine gewisse Würde gewahrt wissen; aber alles, was am Herrn nach dem Stadtherrn riecht, würde ihm denselben entfremden. Dem Landgeistlichen muß erlaubt sein, was auch dem gebildeten Landarzt und Gutsbesitzer erlaubt ist: rural zu leben.

Allerdings: Romae si vivis, Romano vivitur more. Es gibt sehr tüchtige Stadtgeistliche, die über ein ausgebreitetes Wissen verfügen und die kostbarsten Fähigkeiten besitzen, aber ihren Aktionsradius freiwillig oder unfreiwillig beschränken durch ungesellschaftliche Formen. Sie ahnen nicht, welches Unheil ein unrasiertes Gesicht, ein blaues Schnupftuch, besonders wenn es schon etwas schimmert, eine nicht eben tadellose Wäsche, ein allzu gemütlicher Dialektausdruck, eine linkische Bewegung oder Verbeugung und ähnliche kleinere oder größere Anstandsverstöße anrichten können. Sehr peinlich und sehr schädigend wirken bei Stadt- wie Landgeistlichen Grobheiten in amtlichen Schreiben an geistliche oder gar weltliche Behörden. So ein Schreiben sieht manchmal aus, als ob ein Kanonier sein schwerstes Kaliber losgeprotzt habe, oder als ob ein Landsknecht mit der Pike auf den Adressaten losgehen wolle, oder als ob eine altbayerische Kraftprobe mit aufgestülpten Hemdärmeln stattfinden solle. Gar mancher, der weidlich über den omnipotenten Staat loszieht, ist

durch jahrelange souveräne Herrschaft auf seinem Gebiete in ein Omnipotenzgefühl verfallen, das einem Hahn auf seinem „höflichen" Throne Ehre macht.

Man kann nicht erwidern, es komme auf die Sache an, nicht auf die Form. Die Sache ist eben unzertrennlich an die Form geknüpft, die Idee hat innere Zusammenhänge mit ihrem Träger, das Uebernatürliche baut auf dem Natürlichen auf, das Innere tritt durch das Aeußere nach außen und wird durch das Aeußere einem anderen Inneren wieder nahegebracht. Man denke sich doch in die Psyche gebildeter, besonders vornehmer Leute hinein. Das Leben in allen Gestalten tritt ihnen in gewählten, verfeinerten Formen entgegen. Alles haben sie von Jugend auf garniert und fein säuberlich zugerichtet erhalten, nur das Seelengericht wird in unappetitlicher Zubereitung aufgetragen; die Speise mag kräftig und gut sein, aber die Person, der sie angeboten wird, wird sich wegwenden oder nur mit Widerwillen davon genießen.

Eine gewisse Nüchternheit, Einfachheit, Schlichtheit und Geradheit im Benehmen wird niemand am Priester tadeln, sondern sogar lieben. Die Religion, deren Diener der Priester ist und deren Verkörperung er sein soll, ist ästhetisch genommen ein Gebilde der Erhabenheit. Die Erhabenheit hat aber als ersten Grundzug schlichte Größe, die auf die Hauptsache geht und auf Schnörkel und Beiwerk verzichtet. Auch wird man gerne den Priester davon entheben, den modemäßigen Anstand mitzumachen; er tritt als Apostel von Ideen auf, die über die Zeit erhaben sind. Es wirkt darum komisch, wenn manche von diesem Standesprivileg nicht Gebrauch machen, sondern die Welt getreu nachäffen. Da müssen die Arme beim Händeschütteln genau nach einem bestimmten Winkel ausgereckt sein, der Hut muß nach den Regeln der Ballistik zum Gruße in einer gewissen Parabel geschwungen werden, da müssen für jede Gelegenheit die Handschuhe in einer besonderen Farbe bereit liegen, jetzt die weißen, jetzt die rotbraunen, jetzt die gelben, jetzt die taubengrauen, jetzt die schwarzen. Man sollte diesen Herren einen Platz in Kabinetten verschaffen, wo sie Reglements für Hurrarufen u. dgl. ausarbeiten könnten. Manchmal sind die modischen Umgangsformen ohne Geist und Inhalt; würde der Geistliche sie dennoch mitmachen, so würde er der Lächerlichkeit verfallen. Man würde in ihm innere Hohlheit vermuten, da er doch von geistigem, ja geistlichem Gehalte erfüllt sein sollte. Höflichkeit ist Kultur, nicht Etikette ohne Inhalt. Es gereicht dem Klerus zur Ehre, daß die Stutzer in seinen Reihen sehr vereinzelt zu sehen sind. Die alte, goldene Anstandsregel aber lautet: Weder Stutzer noch Bauer.

Ein Herr, durch dessen schriftliche Beschwerden diese Zeilen angeregt wurden, schrieb mir: „Der Umgang mit feingebildeten Geistlichen von felsenfester Ueberzeugung wirkt unter den Gebildeten mehr als hundert Predigten rustikaler Geistlichen, mögen sie auch noch so glaubenstreu sein." Der Glaube kommt vom Hören; das Hören liegt aber nicht im heutigen Geschmacke, sondern das Kritisieren. Immerhin haben wir die Pflicht, auch jeden Vorwand eines Hindernisses zu beseitigen und allen alles zu werden. Es kann nicht geleugnet werden, daß die Gebildeten Grund haben, sich über derartige Verstöße seitens der Geistlichkeit zu beklagen. Wenn aber derselbe Herr meinte: „Der oberflächliche Religionsunterricht in manchen Volks- und Mittelschulen ist nach meiner Ueberzeugung der Hauptgrund, weshalb in Bayern der größte Teil der Gebildeten der Kirche schon von der Schulbank her entfremdet ist," so ist dagegen zu sagen: Der tatsächliche Einfluß des Klerus, besonders an Mittelschulen und zum Teil an städtischen Volksschulen, ist auf ein Minimum beschränkt; die Wirkung aber, die dieses Minimum von Einfluß erzielen soll, soll natürlich ein Maximum sein. Als Hauptaufgabe des Unterrichtes wird dem Geistlichen die doktrinale Durchdringung des Glaubensstoffes bestimmt; er hat auch Mühe genug, in den paar Stunden, die ihm zur Verfügung stehen, diesen Stoff zu bewältigen; als Ziel aber verlangt man einen lebensfertigen Glauben; man müßte ihn folgerichtig nicht bloß Lehrer, sondern wahrhaft Erzieher sein lassen. Wie viel Bewegungsfreiheit ist ihm aber verstattet, um seine Schüler praktisch zu einem religiösen Leben anzuleiten? Doch das ist ein Kapitel für sich, das mit Bemerkungen über Bildung und Klerus nur in losem Zusammenhange steht.

Soviel aber sei zugegeben, daß nicht an allen religiös-sittlichen Uebelständen die böse Welt und die schlimme Presse allein und ausschließlich schuld seien, sondern daß auch der „gute" Klerus, der gemütliche Klerus, der sich sachlich und formell mehr gehen läßt, als nötig und erlaubt ist, manches anders anpacken könnte.

Ein „dunkler Schatten"

oder „Dr. Nikolaus Heim" als Hagiograph.

Von

P. Hildebrand Bihlmeyer O. S. B. (Beuron), Herausgeber des Hagiographischen Jahresberichtes.

III.

Den „vir obscurus", der, im Süden Italiens ein fast schattenhaftes Dasein führend, in seinen Privatbriefen bald „Dr. Nik. Heim" bald „**Professor** Dr. **Rosen**" sich unterzeichnet, zu zwingen, seine echten Personalien uns anzugeben — ob das mir heute wohl gelingen wird? Ich will in dieser Absicht wenigstens einen weiteren Versuch wagen.

Die von mir im letzten Artikel zum Abdruck gebrachten „Heim"schen Privatbriefe an einzelne Personen haben noch nicht volle Klärung gebracht. Ich fahre deshalb fort mit der Veröffentlichung weiterer Schriftstücke. Dieselben sind der Korrespondenz „des Autors",[1]) die er mit verschiedenen deutschen Verlegern geführt hat, entnommen und mir zu diesem Zweck zur Verfügung gestellt worden. Wo es sich um Gegenstände handelt, die für die Allgemeinheit kein Interesse haben, oder wo belanglose Wiederholungen vorkommen, werde ich mir erlauben, Kürzungen vorzunehmen, die aber immer durch . . . angedeutet sind.

Der älteste unter den momentan mir vorliegenden, von „Dr. Nik. Heim" signierten Geschäftsbriefen ist vom 31. August 1902 datiert. Schreiber „weilt z. Z. [!] am Golf von Neapel". Die Antwort erbittet er sich nach Portici. Wie in diesem Brief, so bietet er in einem weiteren, vom 26. Mai 1905 aus Resina abgesandten Geschäftsbrief einer angesehenen Firma ein Werk seines Fleißes an. Diesmal geht es aber etwas geheimnisvoll zu, denn er erwartet ausdrücklich, daß die Geschäftsinhaber niemand anderem gegenüber von seiner „vertraulichen Mitteilung" Gebrauch machen. Er bringt der rührigen Firma nämlich in Vorschlag, sein früheres, in einem anderen Verlag erschienenes und viel in . . . deutschland verbreitetes Werk über . . ., „ein wirklich anschauliches Leben . . . was Kardinäle und Bischöfe besonders immer daran gelobt haben, und das immer noch einzig in seiner Art ist", nunmehr als Volks- und Hausbuch in . . . deutschland auf den Büchermarkt zu bringen, mit teilweise ganz neuem, erweitertem Text, der bereits fertig da liege, ohne seinen ursprünglichen Charakter verloren zu haben. Weil ihn „jetzt keinerlei Vertrag mehr binde, da das Buch verkauft sei", so biete er es nunmehr dem neuen Verlage an, „wäre eventuell sogar bereit, das Werk unter annehmbaren Bedingungen ganz abzutreten". Zu ihrem Glück erkundigt sich die Firma trotz der „vertraulichen Mitteilung", wie es die Loyalität verlangte, vor Geschäftsabschluß beim bisherigen Verleger des Werkes, wird zu ihrer Ueberraschung aber inne, daß die „Heim"schen Angaben dem Tatbestande völlig widersprechen, und ward so gerade noch rechtzeitig vor Verdruß und Schaden bewahrt. — —

Wenn es nicht Tatsache wäre, so würde man es kaum für möglich halten, daß derselbe, „Dr. Nik. Heim" sich unterzeichnende „Autor", nur zwei Jahre später, „am Nikolaustag 1907" aus Venedig ebenderselben Firma eine neue Offerte zu machen sich erdreistet. Er „benötigt nämlich für ein neues Werk einen dem Modernismus fernestehenden Verlag [!], da es vielfach gegen denselben (nämlich den Modernismus) in urkatholischem [!] Sinne sich äußert, stellenweise sich an die letzte päpstliche Enzyklika anlehnt . . ."

„N. N."[2]), weiß der gut orientierte Verfasser weiter zu berichten, „ist jetzt schon[3]) bereit, dem Werke Empfehlungsworte mitzugeben, obschon es sich selbst [wie bescheiden!] empfehlen dürfte (neben dem Segen des Hl. Vaters, den ich in Aussicht habe) . . ." Dann fährt das Schreiben fort: „Aber natürlich muß der Referent dem Modernismus [!] in keiner Weise nahe stehen, denn ich bin in jeder Hinsicht konservativ und bleibe es. Auch glaube

[1]) Auffallender Weise schliessen fast alle unter dem Pseudonym „Dr. Nik. Heim" abgesandten Briefe mit der stereotypen Formel „Der Autor: Dr. N. H."

[2]) Name eines angesehenen, verdienten Theologen, der, auf hoher Warte stehend, schon vor mancher religiösen Gefahr und manchem versteckten Feind gewarnt hat, diesmal aber, obgleich ein Jahr zuvor auf einzelne verdächtige Symptome aufmerksam gemacht, ein Opfer seiner Vertrauensseligkeit wurde.

[3]) Obgleich das Werk noch nicht einmal im Manuskript ganz fertig vorlag — ?!

ich noch nicht an den Untergang der Orthodoxie in deutschen Landen ..."[4]) — — Trotz der „urkatholischen" Tendenz des Buches und trotz des als Dreingabe in Aussicht gestellten „Segens des Hl. Vaters"[5]) lehnte natürlich die Firma das zugkräftige, Modernisten-zerschmetternde Werk ab. —

Vier Jahre früher hatte ein anderer katholischer Verleger bereits mit steigendem Unbehagen das bald hyperdevote, bald ausdringlich-arrogante Benehmen seines rätselhaften Geschäftskunden und -Korrespondenten verfolgt. Verschiedene Widersprüche, in die der deutsche „Doktor" in seinen brieflichen Aussagen sich verwickelte, auffallender Mangel an Takt und guten Manieren, sowie der Charakter seiner Handschrift, der auf ein mittleres Bildungsniveau hinwies, veranlaßten schließlich den unruhig gewordenen Verleger, anderweitige Erkundigungen einzuziehen. Da auch diese nicht sehr erfreulich lauteten, wandte er sich endlich direkt an „den Autor" mit der bestimmten Erklärung, das schon im Druck befindliche Werk könne nicht mehr weiter gesetzt werden, falls der Autor nicht wenigstens dem Verleger gegenüber sein Pseudonym lüfte und nähere Mitteilungen über seine Personalien mache. Nach einigen Wochen traf folgendes Schreiben ein:

„Ich könnte es nur als Interesse an meinem Autorruf betrachten, wenn die Leute so genau wissen wollen, wie Dr. Heim aussieht, wer er eigentlich ist und „wie er hustet und wie er spuckt', läge es nicht auf der Hand, daß die Triebfeder solcher Fragen einzig die pure Neugierde ist. Denn nicht um meine Person handelt es sich bei meinen Büchern — dem Publikum gegenüber —, sondern um das, was ich darinnen sage. Ein Verleger freilich ist in einer anderen Lage, und ich verübele Ihnen Ihre allerdings etwas seltsame Anfrage insoferne nicht, als ja bekanntlich interessierte Ohrenbläser für gewöhnlich lauschende Ohren finden. Wollte mich doch einmal vor mehreren Jahren ein ‚gut unterrichteter Referent' zum abgefallenen Priester stempeln! Mag sein, daß mein ständiges Leben im Ausland, mein stilles Dasein zu einem etwas Geheimnisvollen stempelt, aber was kann ich dafür, wenn ich mich sehr ruhig halte, da ich meiner 40 Jahre ungeachtet seit langer Zeit teilweise gelähmt bin und im Abfassen frommer Schriften in italienischer[6]) und deutscher Sprache einen gewiß nicht tadelnswerten Zeitvertreib suche.

So ist denn zu Ihrer und ungeschickter Zungen Norm Dr. Nik. Heim nur als solcher ein Deutscher — **Claus of Miron (Klaus von Miron)**, aber ein 1880 zu Rom konvertierter Engländer, Sohn des gleichnamigen, 1878 in London (Lambeth) verstorbenen Reverend, allerdings 1860 auf der Reise im bayerischen Fürth am 6. Dezember geboren.

Beruf habe ich, trotz meiner höheren Schulbildung [?] gar keinen, wenn nicht physische Leiden dafür gelten können.

Mein bisheriger Lebenslauf ist Dulden [!] und wenn ich mich wahrscheinlich vor 8 Jahren als ledig meldete, so ist dies jetzt dahin zu verbessern, daß ich seit 7½ Jahren eine opferwillige Lebensgefährtin gefunden habe.

Der Name Heim ist mir deswegen ehrwürdig, da der alte brave Dechant von Fischen im Algäu, Max Aloys Heim (gest. 1. Juli 1888), gelegentlich eines Besuches meinerseits jener reizenden Gegend in mir die Achtung vor Rom weckte. Früher schrieb ich wohl auch unter dem Pseudonym **M. de' Monti**, der Kirche Roms, wo ... der heilige Labre ruht, dem ich so viel verdanke, denn dort bin ich wahrhaft Christ geworden. Und hier schließe ich mit der Hoffnung, daß Sie jetzt doch wohl befriedigt sein dürften. Zeichne fortan, wie Sie wollen,

entweder Cl. of Miron,
oder Klaus von Miron,
oder Dr. Nikolaus Heim, Gelegenheitsschriftsteller.

Resina, 6. September 1903.

NB. Selbstredend sind obige Mitteilungen nur für die N. N.'sche Buchhandlung, nicht aber für die Oeffentlichkeit berechnet. Ich will den Mauschlern zum Trotz in Deutschland nicht bekannter werden als ich bin. Also bitte!"

Dieser Brief spricht deutlich genug und bedarf meinerseits eigentlich keines erklärenden Beiwortes; das Ränkespiel liegt klar zutage. Wie der Verfasser des „Benedikt Labre" sich nach der Kirche dieses Heiligen „M. de' Monti" nannte, so leitet sich „Claus of Miron" einfach vom hl. Nikolaus von Myra ab. Mit dem englischen Adelsprädikat brauchen wir uns also nicht zu befassen; es ist zu plump erfunden. Es rollt kein Tropfen englisches Blut in seinen Adern! Verrät er sich doch zu deutlich in seinem ganzen Denken, Fühlen und Reden wie in seinen Schriftzügen als waschechten deutschen Spießbürger, leider mit der unangenehmen Eigenart des halbgebildeten literarischen Parvenu, der von den geistigen Renten einiger Studienjahre sein Dasein fristet. Die Frage nach dem Geburtsdatum und -Ort, die der Brief enthält, wollen wir das nächste Mal behandeln. Auch will ich heute nur flüchtig auf den eklatanten Widerspruch hinweisen zwischen den Beziehungen des Autors zum Namen „Heim" im obigen Briefe, die von einem „gelegentlichen Besuch" datieren, während er doch 1908 in seinem „Johannes der Täufer" (S. XXVIII) als Blutsverwandten jener altbayerischen Bürgersfamilie sich ausgibt.

Mit diesem Briefe, das gebe ich zu, sind wir unserem Ziele, der Aufdeckung des wahren Namens unseres Autors scheinbar nicht näher gekommen; haben wir jetzt doch statt des einen bereits fünf Pseudonyme. Ich bitte indes den Leser um einige Geduld: wir müssen vorerst noch einen weiteren, noch interessanteren Decknamen aus seiner eigenen Feder kennen lernen.

Zwei Monate später erhielt nämlich der Verleger, der sich mit obiger Personalangabe gar nicht zufrieden geben konnte, im Gegenteil im Gefühl der Unsicherheit nur noch bestärkt wurde und den „Autor" nun mit vorläufiger Vorenthaltung des fälligen Schriftstellerhonorars zum Weg der Klage und dadurch zur Aufdeckung seines wahren Namens zwingen wollte, unmittelbar nacheinander folgende zwei Schreiben:

„Resina, 5. November 1903.

... Abermals überfallen Sie mich mit einer langen Epistel, diesmal sogar unter Anführung „einer amtlichen kirchlichen Stelle" über das, was ich mir unbekannten Leuten zufolge sein oder nicht sein soll. Und dabei bemühen Sie sich, meinen gerechtesten Autorenwünschen ostentativ nicht rechtzeitig nachzukommen, liefern mir das Buch, nachdem Leo XIII., dem das Buch aus wichtigen Gründen [!] offeriert werden sollte,[7]) längst tot ist, verlieren kein Wort über diese bodenlose Hinzieherei, ja ‚vergessen' sogar, mir, dem Autor, mitzuteilen, wie teuer Sie mein Werk auf den Markt zu bringen beabsichtigen. Muß das ein Autor nicht vor allen andern wissen? Und wo bleiben die zehn Groschen Honorar? Schriebe ich Sachen nach Vorbild eines Zola, dann wäre es vielleicht am Platz, mir mit Mißtrauen, Hemmschuhen und Beutelzuhalten entgegen zu treten. Im Bewußtsein aber, nur Gutes und Belehrendes geschrieben zu haben [?], protestiere ich hiermit ein für allemal gegen Insinuationen. Und hat jemand sich über mich zu beklagen, so tue er es bei mir direkt, ohne hinterm Busch zu lauern. Ich schulde keinem Menschen bei Ihnen in ... draußen etwas, habe auch wissentlich niemand geschädigt oder verleumdet; daß es mir beliebt, unter einem Pseudonym oder zehn Pseudonymen zu schreiben, wird mir doch wohl erlaubt sein? Was ist da über meine harmlose Person herum zu munkeln? Aus welchen Gründen? In welcher löblichen Absicht? Etwa um den Schund-Autor solcher glaubens- und sittengefährlichen Werke wie Antonius, U. Herr Jesus, Labre öffentlich gebührend zu brandmarken? Eine ehrenvolle Aufgabe! Besonders sehr vorteilhaft für Ihren Buchhandel! Darf ich nunmehr hierdurch ersuchen, mir diese Heim-hassenden Leute, insbesondere jedoch jene ‚amtliche kirchliche Stelle' namhaft zu machen und mir schwarz auf weiß mitzuteilen, was für Nachrichten dieselbe über meine Person in die Welt gesetzt hat oder ausgehen lassen will? Man wird mir doch nicht zumuten, gegen einen Feind zu kämpfen, den ich nicht einmal dem Namen nach kenne und mich gegen sinnlose [!?] Insinuationen zu verteidigen, von denen ich nicht weiß, worin sie bestehen. Ich hänge von keiner einzigen amtlichen kirchlichen Stelle im ganzen Land ab und gehöre nicht dahin; ich begegne jeder Autorität, auch der kirchlichen, mit gebührendem Respekt[8]), kann also verlangen, auch nicht despektierlich behandelt zu werden. Und gar hinter meinem Rücken! Will einer Ihrer Herren Pfarrer oder Domherren oder dergleichen etwas vom Autor Heim, so möge er höflich an denselben schreiben; ich verstehe auch höflich zu antworten.[9]) Drohungen und Presseangriffe, von welcher Seite auch immer, verfangen nicht

---

4) Klingt das in diesem Zusammenhang nicht schon wie ein schlecht verhaltenes, schadenfrohes Hohngelächter --?

5) Wer erinnert sich da nicht unwillkürlich an ähnliche, von akatholischen, oft sogar jüdischen Spekulanten in katholischen Kreisen unternommene Schwindelmanöver?

6) Es dürfte sich lohnen, die „Heim"schen Spuren in der italienischen Erbauungsliteratur aufzusuchen und zu verfolgen.

7) Man bemerke auch hier wiederum das Bestreben „des Autors", die höchste kirchliche Autorität zu seinen Gunsten auszuspielen!

8) Wir werden das nächste Mal interessante Belege hiefür bringen!

9) Was wir bereits zur Genüge aus der im vorigen Artikel veröffentlichten Privatkorrespondenz ersehen haben!

schaden einfach dem Absatz meiner Bücher, d. h. Ihnen. Voilà tout! Auf indirekte Korrespondenzen oder Klatsch lasse ich mich nicht ein. Von einer Absendung der längst fälligen Honorarsumme lese ich nichts in Ihrem Briefe . . . Bitte also die Sache gütigst umgehend in Ordnung zu bringen (Wertbrief; Adresse: Kl. von Miron, Resina). Denn ich bin keiner Ihrer amtlichen kirchlichen Stellen in . . . Geld schuldig, so daß mir das zukommende Groschenhonorar auch noch gewissermaßen sequestriert wird . . . Sie werden einsehen, daß, wenn jemand verlangt, ich solle mich gegen sinnloses Gerede mir unbekannter Leute, die, weiß der Kuckuck, welchen Liebeszweck damit verfolgen, verteidigen (wo doch meine Bücher für mich sprechen!), ich vor allem respektierlich und christlicher Moral gemäß behandelt zu werden beanspruchen kann, von Verlegern sowohl wie von amtlichen Stellen. Ich stehe niemand da draußen gegenüber in einem Verhältnis der Abhängigkeit. Daselbst will ich nur eines: Gutes stiften ungenannt und ungekannt durch meine Schriften. Und den Lohn dafür erwarte ich nicht hiernieden, sonst wäre ich übel daran.

Ergebenst
Kl. von Miron.

Resina, 6. November 1903.

„Es gibt noch immer Leute, die, wie weiland Adam und Eva, hinter jedes Geheimnis zu kommen sich für befugt halten. So will ich Ihnen denn unter der absoluten Bedingung, daß Sie mich ferner meines bisherigen Verhaltens wegen in keiner Weise mehr belästigen, auf ihren Drohwunsch hin den Star stechen. Und wohl bekomms! Seit wann übrigens ist es Mode, harmlose Leute, die nicht bekannt werden wollen, gewaltsam zu entpuppen? Wo bleibt da die Schriftstellerfreiheit, zu schreiben was und wie und wo und wann und unter einem beliebigen Namen? Ich finde Ihr Vorgehen und das seltsame Drohen Ihrer amtlichen kirchlichen Stelle zum mindesten sehr lästig. Wäre ich eine Louise Michel, die den Pranger verdient, dann schriebe ich wohl nicht fromme Bücher! Meinen Sie nicht auch? . . . Und daß ich — was Latein und theologische Sätze in meinen Büchern anbelangt — nicht ohne nachhelfenden tüchtigen Berater bin, der sich auch der Korrekturen und Korrespondenzen annimmt,[10]) liegt vor Augen. Ich bin nicht gewohnt, blind und sinnlos in der Welt umherzustampfen.

Alles aber, was ich bisher recht vermißt habe und in Zukunft wenigstens wohl von Ihnen erwarten darf, ist höfliche Behandlung. Ein Autor guter Bücher, sei und heiße er wie er will, hat ein Recht darauf.

Und nun Schwamm über die ganze komisch-drastische Affäre und mehr Glück zum Verkauf seiner Bücher wünscht wie bisher so auch ferner

Ihr ergebenster
Kl. von Miron
Dr. Nik. Heim.

Nachschrift: „. . . Und warum schicken Sie nicht längst die paar Groschen Honorar? (Wertbrief; Adresse: Kl. von Miron, Resina).

Nachschrift II: Wenn Sie oder die ‚amtliche Stelle' wirklich vorhaben, hinsichtlich meiner Personalien N. N. zu belästigen, dann gebe ich Ihnen den guten Rat, dies fein höflich zu tun und den Klatsch gefälligst wegzulassen. Sonst riskieren Sie, daß Sie gar keine Antwort von der Seite erhalten oder eine gebührendermaßen unerwünscht deutliche. Nicht alle sind so langmütig wie ich und so geduldig. Und das ist ganz gut."

Ja wahrhaftig, „das ist ganz gut", . . . und gut, daß namentlich nicht alle Katholiken so langmütig sind und „so geduldige" Schafe, daß sie sich von einem „Dr. Nik. Heim" derartiges bieten lassen!

Natürlich sind wir weit entfernt, anderen die Schriftstellerfreiheit abzusprechen, die wir selbst für uns beanspruchen; aber jeder katholische Schriftsteller weiß auch, daß die kirchlichen Behörden aus disziplinären Gründen berechtigt, ja verpflichtet sind, nicht nur über die Lehren, sondern auch über die Personalien der Verfasser hagiologischer und theologischer Werke sich zu vergewissern, wie wir aus der im ersten Artikel angeführten Bestimmung eines Erlasses Papst Leos XIII. ersehen haben.

Da indessen „der Autor" um keinen Preis zu bewegen war, sich durch ein amtlich beglaubigtes Schriftstück über seine Personalien auszuweisen, brach der Verleger seine Korrespondenz mit ihm ab. Doch wie groß war das Erstaunen, als eines Tages bei des Verlegers Mutter ein neues Schreiben mit dem bekannten „Heim"schen Schriftzug eintraf, das an Raffinement der Verstellung alles Frühere überbot. Denke man sich: der „bärtige" „Dr. Nikolaus Heim" stellt sich plötzlich als „alte Jungfer" vor —!:

[10]) „Der Autor" meint wohl seine guten Freunde „Walter" und „Prof. Dr. Rosen", oder hat er gar noch mehr solcher „nachhelfender, tüchtiger Berater und seiner Korrespondenz sich annehmender" Helfershelfer, vielleicht auch in Berlin, London und Newyork —?

„Sehr verehrte Frau N. N.!

Ich wende mich an Sie, obschon dies ein außerordentlicher Weg ist, um zu sehen, ob der zwischen mir, d. h. Dr. Nik. Heim, meiner Pseudonyme wegen mit der N N.'schen Buchhandlung entstandene Zwist durch Frauenhand nicht friedlich beizulegen ist. Man hat mir nicht mitgeteilt, von welcher Seite die Verlagshandlung gegen mich eingenommen worden, trotzdem ich darum ersucht habe; die Sache kann nur aus Verwechslung meiner Person oder meiner Pseudonyme entstanden sein oder auf Handschrift-Aehnlichkeit oder dergleichen beruhen. Es ist mir auch nicht etwa darum zu tun, das mir ausgemachte und bis heute vorenthaltene Honorar durch Sie herauszubekommen; ich erwarte, daß Ihr Herr Sohn aus sich selbst so chevaleresk sein wird, denn jeder Arbeiter hat das Recht auf den ausbedungenen Lohn, auch wenn er aus irgend einem Grund bei Ablieferung der Arbeit vorgegeben hat, Michel statt Hans zu heißen. Sollte sich Ihr Herr Sohn deswegen aufs hohe Pferd setzen wollen, so gebe ich Ihnen in aller Freundlichkeit zu bedenken, daß ich von Haus aus gewohnt bin, noch viel höher zu sitzen und nur nach meines lieben Papas Tod 1888 mich als Terziarin über Erdenstolz und -Tand hinwegzusetzen gelernt habe und Geduld übe, nicht weil ich muß, sondern im Aufblick nach oben.

Denn, sehr geehrte Frau N. N., wollte ich standesgemäß, d. h. wie es wohl manche andere schriftstellernde Dame machen würde, auftreten, so würde es mir nicht an Helfern und Mitteln fehlen, trotzdem ich mich bisher dem Publikum gegenüber pseudonym verhalten habe.

Ich bin Tochter eines s. Z. nicht unberühmten preuß. Generals, Schwester eines im Alter von 20 Jahren vor Düppel dekorierten, bei Königgrätz 1866 glorreich gefallenen Offiziers, verkehrte am fürstlichen Hofe in Detmold, wo ich meinem Papa bis zuletzt das Haus geführt habe, meine Vettern sind die Grafen N. N. in N. und der derzeitige Generalvikar der Diözese N., der päpstliche Hausprälat N. N.

Ich könnte also schon etwas mehr Respekt fordern, tue es aber nicht, weil ich gewohnt bin, dem lieben Gott meine Mißlichkeiten anheimzustellen. Und glauben Sie mir — es ist das durchaus keine Drohung — den hl. x. und den hl. y., deren Leben ich beschrieben, habe ich gegen Ihren Herrn Sohn auf meiner Seite. Sagen Sie ihm das und es täte mir leid, sollten meine Heiligen mich rächen wollen. Drohungen einer alten Jungfer? Ich verlange ja nur gerechte Behandlung; ist denn das etwas so Schweres?

Mit der N. N.'schen Buchhandlung habe ich in Anbetracht des zu erzielenden guten Zweckes wenig vorteilhafte Verträge geschlossen. Was z. B. bringt mir mein x ein — mein lieber Papa hieß x — das als das erste und beste usw. gerühmte Leben? Eine Lächerlichkeit, die mir kaum Papier und Tinte und Hilfsbücher bezahlt macht. Also Geld habe ich von meiner Schreiberei nicht, Ruhm auch nicht, denn niemand kennt mich, da ich pseudonym schreibe; besagt Ihnen das nicht, daß ich es nicht aus Spekulation tue?

Diese Zeilen sind natürlich nur für Sie, sehr geehrte Frau N., und nicht für öffentlichen Gebrauch. Ich habe früher einmal von einer Bekannten gehört, Sie wären sehr religiös; ist das der Fall, so werden Sie verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß ich meine Sache dem lieben Gott überlasse und den guten Heiligen, denen zu Ehren ich die Feder handhabe. Auch darf ich Sie wohl versichern, daß ich ob des Vorgefallenen keinerlei Groll im Herzen hege und hoffe, daß sich recht bald alles klären und zum Guten wenden möge, obschon einem durch solche Zwischenfälle selbst das Schreiben guter Bücher allmählich auch zuwider wird der Leute wegen, mit denen man dabei verkehren muß. Ich sehe jedenfalls sehr hinter die Kulissen und wundere mich täglich, wie katholische Verleger, die mit den guten und gerühmten Büchern ihrer Autoren groß zutun verstehen, denselben gegenüber auch die erste Christenregel — dem Arbeiter den verdienten und ausgemachten Lohn nicht entziehen — zu vergessen sich förmlich bestreben.

Sollte Ihr Herr Sohn sich dieser seiner nicht auf schriftlichen Kontrakten, sondern auf Katechismus-Vorschriften beruhenden und stets und jedermann, selbst einen Papua-Neger gegenüber gültigen Verpflichtungen doch noch erinnern, wobei Sie als Mutter ihm ja behilflich sein könnten, so wäre es mir am liebsten, weil am bequemsten, die längst fällige Honorarzahlung erfolgte sofort per Wertbrief und zwar wie bisher alles unter der Adresse Kl. von Miron, oder Dr. Nik. Heim, Resina. Will man das nicht, dann adresse man direkt: **Egregia Signora Anna The Losen, Resina.** Dem Brief lag ein polychromiertes kleines Heiligenbildchen, die hl. Theresia vorstellend, und eine lithographierte abgenützte Visitenkarte mit dem Aufdruck Anna The Losen bei. Es ist also anzunehmen, daß der Briefschreiber mit dem Namen einer Dame jenes Namens Mißbrauch getrieben hat. Will man das auch nicht, obschon ich das einfach erwarten kann, so schicke man das Geld an meinen Vetter, den Hochwürdigsten Herrn Generalvikar Prälat N. N. in N. mit dem Ersuchen, es mir gelegentlich übermitteln zu wollen, obschon das eine wahre Zumutung ist. Täte man auch das nicht und

zwar in aller Bälde, so ist es — verzeihen Sie — einfach eine Schande, weil Vorenthaltung meines Eigentums.

Also mich und meine Bücher freigeben oder mir alle meine Autorenrechte für immer abkaufen oder mir einfach das Ausgemachte gewissenhaft zukommen lassen. Ich bitte den lieben Gott, Ihre freundliche Vermittlung, sehr geehrte Frau N., segnen zu wollen, und verzeihen Sie meine lange Epistel.

In aufrichtiger Ergebenheit
Resina, 26. Januar 1904. Ihre
A. The Losen. (Dr. N. Heim)."

Wäre die Sache nicht so bitter ernst, so möchte man hell auflachen über die Komik dieses chamäleonartigen Rollenwechsels. Nähere Erkundigungen an zuständiger Stelle ergaben, daß eine schriftstellernde Dame dieses Namens, eine nahe Verwandte genannter Grafen und des unterdessen verstorbenen Generalvikars, seit langen Jahren wirklich in Italien sich aufhält. Im Jahrgang 1894 des Kürschnerschen Deutschen Literaturkalenders findet sich ihr Name und Aufenthaltsort (Neapel) und dabei merkwürdigerweise auch das von „Dr. Nik. Heim", resp. „Klaus v. Miron" für sich beanspruchte Pseudonym „M. de' Monti" verzeichnet. Von diesem Jahre an verschwindet sie und auch „des Autors" wahrer Name und sein bisher noch nicht angeführtes ältestes Pseudonym in geheimnisvoller Weise aus allen deutschen Literaturkalendern. Obiger The Losen-Brief ist ohne Zweifel von „Dr. Nikolaus Heims" eigener Hand geschrieben. Die Handschrift der wirklichen The Losen hat einen total verschiedenen, aristokratischen Charakter. — Das im obigen Brief reklamierte „Groschenhonorar" von mehreren hundert Mark liegt noch immer gegen Angabe der amtlich beglaubigten Personalien „des Autors" beim Verleger zur Auszahlung parat. Es wurde aber bis auf den heutigen Tag noch nicht behoben, noch eine gerichtliche Klage eingereicht. Warum wohl — —? (Schluß folgt.)

Ein Buch von der schönen Seele.[1]

Von Dr. Jos. Holzner-München.

Weihnacht ist zwar vorüber, aber ein schönes Buch läßt man sich immer gerne gefallen. Zumal wenn es so entzückend von der Wartburg erzählt und unter diesem Symbol die tiefsten Probleme der Seelenkultur so originell behandelt wie Meyenberg in seinen „Wartburgfahrten". Wartburg — Weimar — Gralsburg: so heißen die drei vom Zauber reicher Vergangenheit umwehten, in der Kultur der Menschheit mit Ewigkeitswert dastehenden Stätten, welche Männern wie Meyenberg, Lienhard, Kralik zu Sinnbildern eines neuen Kulturprogrammes geworden sind. Diesmal hat Meyenberg das Wort! Ihm ist die Wartburg noch mehr: ein Symbol der Harmonie von Religion und Kultur, von Christentum und edlerem Menschentum, von Himmlischem und Irdischem in der schönen Seele.

Meyenbergs Name hat in weiten Kreisen Deutschlands einen guten Klang. Wer kann ihn vergessen, den Demosthenes mancher Katholikentage, den Löwen von Luzern, wenn er seine Beredsamkeit wie Frühlingsföhn über die vieltausendköpfige Menge hinbrausen ließ? Man mag über Meyenberg sagen, was man will! Die Urteile lauten bekanntlich sehr verschieden. Was tut's? Nur über die Dummköpfe und Langweiligen ist man einer Meinung. Ein Mann von so ausgesprochen persönlicher Note wird immer die widersprechendsten Urteile herausfordern. Und ein Sprühgeist, ein genialer Feuerkopf ist dieser Meyenberg ohne Zweifel! Besonders in diesem Buch. Er selbst nennt es sein eigentliches Ich-Buch. Das ist es in der Tat! Nicht jeder kann und darf solche Bücher schreiben. Das darf nur ein Mann, der ein ungemein reiches Innenleben führt, interessant genug, um von anderen mitgelebt zu werden.

Wir durchwandern an seiner kundigen Führerhand die Räume der Wartburg. Schwinds Fresken fangen zu reden an. Die Vergangenheit erwacht und raunt ihm Erinnerungen zu. Im Sängersaal führt er uns in die Tannhäusertragödie ein unter feinsinniger Ideenentwicklung von R. Wagners genialer Schöpfung. Ueberall drängt dem Wanderer neuer Gedankenstoff sich an. Die Genien seiner Gedanken scheinen ihn zu zupfen, zu necken, zu umschwirren, zu umgaukeln, bis er schließlich solch liebevollem Drängen nachgebend auf den einsamen Burgfried sich flüchtet, um sich den inneren Gedankenmächten ungestört zu überlassen. Auf dieser Warte erweitert sich sein Blick und schweift hin über weite Gebiete der Kultur.

Vor allem fesselt den Verfasser das literarische Problem, d. h. die Frage nach der Anteilnahme der Katholiken an der Schaffung einer neuen Nationalliteratur, wie sie in letzter Zeit von Männern wie Muth, Kralik, P. Expedit Schmidt und Lienhard diskutiert wurde. Wir wohnen gegenwärtig den Geburtswehen einer neuen Literatur, eines neuen Stils auf dem Gebiete der Kunst bei. Da muß man sich von Zeit zu Zeit wie Meyenberg aus dem Lärm des Alltags, aus dem Staub der Niederungen in die einsame Höhe einer geistigen Wartburg zurückziehen, um sich einen freien Blick zu wahren. Wen gelüstete es nicht, unter Führung eines so geistvollen Mannes auf die Zinnen der Wartburg zu steigen, und sich von ihm die komplizierten Strömungen der Zeit, die neu auftauchenden und wechselnden Horizonte künden und deuten zu lassen?

Feinsinnig weiß Meyenbergs durchaus irenisch gestimmte Natur die Spannung zwischen Muth, Kralik und Lienhard auszugleichen. Es soll hier ausgesprochen werden, daß wir deutsche Katholiken in literarischer Beziehung Muth viel verdanken. Wenn das „Hochland" mitunter auch manches nur formal Schöne, innerlich Gehaltlose mit sich führt, so hat es doch den literarischen Sinn der Katholiken in den wenigen Jahren seines Bestehens bedeutend gehoben und vermittelt wie keine andere Zeitschrift den Kontakt mit der Neuzeit. Bei aller Anerkennung aber scheut sich Meyenberg nicht, ernste Kritik zu üben. Doch er verletzt nicht. Klärend, scheidend, sichtend beleuchtet er das Problem. Nicht in der Ausschließlichkeit einer Richtung liegt das Heil. Weder Kralik noch Muth allein wird den Zukunftsstern einer katholischen Literatur heraufführen. Klares flammendes Herausleuchten der katholischen Prinzipien bei ersterem, feines Verständnis für die Bedürfnisse der Jetztzeit, verbunden mit großer organisatorischer Kraft bei dem anderen, muß sich zusammenfinden. Meyenbergs irenischer Blick sieht die verschiedenen Richtungen in der Zukunft zu einer schönen Einheitslinie verbunden. „Und warum sollten die Wege auf die Wartburg und von der Wartburg und die Wege der Gralsucher nicht da und dort mit den Wegen nach Weimar sich begegnen?" (S. 70.) Engherzigkeit wird ihm also niemand vorwerfen, eher einen gewissen vertrauensseligen Eklektizismus. Es ist ja wahr: warum so viele Seitenwege, Sträßchen, Sonderpfade anlegen und nicht zusammenhelfen, eine große katholische Dolomitenstraße durch das Hochgebirge der Kultur, Kunst und Literatur zu bauen?

Kern und Mittelpunkt des ganzen Buches aber ist das Problem von der schönen Seele, nach den Klassikern Urbedingung jeder echten Kunst. „Die Klassiker wollen nicht den Primat der Materie, sondern über die Materie." Innerlich schöne, harmonische, ausgeglichene Menschen, aus denen schöne Kunst und Literatur von selbst erblüht — das ist für die Klassiker das Ideal der schönen Seele. Höher aber steigt der Verfasser, wenn er das Problem bei den Klassikern mit der christlichen Lösung desselben bei Ignatius von Loyola, dem größten Psychologen, vergleicht. Das ist das Herzblatt des schönen Buches! Er zeigt uns, wie der große Meister in seinen Exerzitien die Erziehung der schönen Seele in die Hand nimmt und die gesamte christliche Charakterbildung in dem pädagogischen Plan des Exerzitienbüchleins zusammenfaßt. Was der heilige Ignatius nur knospenhaft andeutet, das läßt Meyenberg in der Vollpracht des Gedankens sich entfalten.

Grundlage dieses planvollen Erziehungswerkes ist die Ueberzeugung vom Leben eines persönlichen Gottes. In schönen, von bewunderungswerter Vertrautheit mit der Botanik zeugenden Naturbetrachtungen bricht sich immer wieder die Erkenntnis Bahn: Es lebt ein Gott! Das nächste Kapitel — „intime Stunden der Natur" — ist vollends ein stilistisches Meisterstück! Hat es Humboldt, hat es Ratzel geschrieben? Nein, so berauschend, so trunkenen Auges feiert nur ein Sohn der Schweizer Berge seine Mutter. Hier läßt er die Seele alle Schauer berauschender Naturschönheit kosten. Dann zeigt er der nach Schönheit dürstenden Seele in den „intimen Stunden des Innenmenschen" das Ziel ihres Heimwehs, ihres Ringens und Schaffens. Was Goethe und Schiller als Grundbedingung künstlerischen Schaffens fordern — persönliches Entsagen, ein Abstandnehmen, ein Freisein — das findet er bei Ignatius im „Fundament" der Exerzitien auch als Grundbedingung des religiösen Lebens ausgesprochen.

[1] A. Meyenberg: Wartburgfahrten. Wanderbücher aus Innen- und Außenwelt. Luzern, Räber & Cie. 1908. 456 S. Illustr. Preis 5.70 M, geb. 6.50 M.

Wie ein christlicher Virgil führt nun Ignatius in der ersten Woche der Exerzitien die Seele durch alle Abgründe und Schauder der Sünde den Läuterungsberg hinan. Via purgativa! Bildhauerarbeit am eigenen Charakter! Die ignatianischen Betrachtungen in der Meyenbergischen Beleuchtung klingen wie klare, sichere, zielbewußte Meißelschläge, von denen jeder trifft, vor denen die Sprödigkeit des Marmors weicht, bis das Kunstwerk der geläuterten schönen Seele ersteht. Goethe überläßt in seinem Bildungsroman „Wilhelm Meisters Lehrjahre" die Erziehung der schönen Seele den holden Grazien. Es ist eine rein ästhetische Erziehung. Ignatius dagegen führt in der zweiten Woche die Seele zu Jesus in die Schule der übernatürlichen ethischen Seelenschönheit. Die Seele wird hier ausschließlich den belebenden, wärmenden, durchleuchtenden Strahlen der Christussonne ausgesetzt — ein wahres Licht- und Sonnenbad! Via illuminativa. Nicht Wortkünstler, sondern Lebenskünstler zu schaffen gilt es. Auf die Charakterschilderung Jesu folgt eine interessante pragmatische Betrachtung über einen Ausschnitt des Lebens Jesu. Da ist alles großzügig geschaut und hinreißend geschrieben! Das liest man mit fliegendem Atem. „Brannte nicht unser Herz?" Es sind wirklich „intime Stunden mit Jesus".

Jetzt übernimmt Beatrice, die sieghafte Jesusliebe, die Führung. Immer höher steigt die schöne Seele, bis sie sich — zu jedem Opfer bereit — freudig an das Herz Gottes wirft: via unitiva! Opferfreudige Liebe ist Kern und Stern der Jesusreligion. Wie schal, wie oberflächlich, wie hausbacken nimmt sich da Harnacks reduziertes „Wesen des Christentums" aus! Welch saftlose, eingetrocknete Buchreligion! Welch spießbürgerliche Biedermeierei, mit gelehrter Phraseologie verbrämt! Aber auch das Klassikerideal der schönen Seele liegt jetzt tief unten, erreicht nicht die Sonnenhöhe des christlichen Gedankens. Hat doch auch Goethe in Sachen der Religion so philisterhaft wie nur möglich gedacht:

„Vieles kann ich ertragen. Die meisten beschwerlichen Dinge
Duld ich mit ruhigem Mut, wie es ein Gott mir gebeut.
Wenige sind mir jedoch wie Gift und Galle zuwider:
Viere: Rauch des Tabaks, Wanzen und Knoblauch und † (Kreuz)."

Geläutert in der Pädagogik Jesu kann nun die Seele auch in den Werken irdischer Kultur sich betätigen, das literarische Problem wieder aufnehmen und einer Lösung im Vollichte des Christentums entgegenführen.

Nachdem sich der Verfasser sein Hauptanliegen vom Herzen geredet, ladet er uns zu einer Fahrt ins Mittelalter ein. In Franz von Assisi und in der heiligen Burgherrin Elisabeth hat sich die Theorie von der schönen Seele verkörpert. Sie treten auf in einem reichen, mit Wirklichkeitsfarben gesättigten Kulturrahmen des 13. Jahrhunderts. Die geistvollen Reflexionen über Konrad von Marburg, Inquisition usw. sind wahre Tiefblicke in die katholische Askese.

Abend beginnt sich über die Wartburg zu senken. Die Lichter des Westens verflackern. Unser geistreicher Führer verstummt. Aber noch lange klingen die Gedanken, die er geweckt, in unserer Seele nach. Selten entläßt ein Buch den Leser mit einem so starken persönlichen Eindrucke. Ueberall warmer, pulsierender Herzschlag! Nie gähnende, blasierte Langeweile! Leuchtende Gedanken funkeln auf allen Seiten in fernem Schliff. Die Lebhaftigkeit seiner Gedankenbewegung reißt den Verfasser manchmal zu gewagten Bildern fort. Zuweilen stauen sich die Gedanken so sehr, daß im Stile barocke Häufungen von Epitheta auftreten. Gewisse Bilder wie z. B. der unvermeidliche „Goldgrund" kehren gar zu oft wieder. Ab und zu erscheint uns der Verfasser gar zu redselig, wie der alternde Goethe. Hier täte etwas Selbstzucht not. Doch das sind verschwindende Kleinigkeiten! Alles in allem ist es ein gedankentiefes Buch und selbst das Bekenntnis einer schönen Seele. Jeder, der es liest, wird reiche Sinnesförderung erfahren. Noch mehr! Außenstehende werden darin den Katholizismus von seiner liebenswürdigsten Seite kennen lernen. Ich sehe nicht ein, warum wie Lienhard in katholischen Kreisen, Meyenberg nicht auch in protestantischen Kreisen gelesen werden sollte. Es könnte nur der gegenseitigen Annäherung dienen, wenn beide Konfessionen statt in ihren Auswüchsen sich in ihren edelsten zeitgenössischen Vertretern kennen lernen würden! Und solch ein „representative man" ist gewiß auch Meyenberg. Was könnte dieser Mann für unsere Literatur bedeuten, wenn er ohne den Druck seiner enormen Berufsarbeiten frei und ruhig sich hätte entfalten dürfen!

Zum Schlusse möchten wir dem Verfasser im Geiste die Hand drücken für den genußreichen Tag auf der Wartburg und ihn bitten, auch auf seiner „Weltfahrt" uns recht bald mitzunehmen.

Abschied.

Verklungen sind die Weihnachtslieder,
Verweht der Tanne süßer Duft —
Vom Himmel rieseln sacht hernieder
Die weißen Sterne durch die Luft.

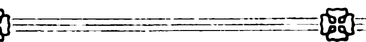
Vom fernen Kirchdorf klingt ganz leise
Das Aveläuten durch den Rain,
Es trägt mit seiner schlichten Weise
Den Abschied mir ins Herz hinein.

Die Heimat liegt im Dämmerkranze,
In weißer Ruß mein Vaterhaus,
Und ich muß fort im Flockentanze
In meine Arbeitswelt hinaus.

Leb wohl, du Heimat, friedumfangen,
Du märchentiefe Einsamkeit, — —
Wenn wieder Feierkerzen prangen,
Umschließ ich dich voll Seligkeit.

Wenn durch die Frühlingstore ziehen
Die Träume hold im Ueberfluß,
Wenn deiner Heide Kronen blühen — —
Dann grüßt dich wieder froh mein Gruß!

Eugenie Taufkirch.



Die deutsche Standardausgabe Dantes.

Von Dr. Lorenz Krapp.

Die Weltliteratur kennt keinen Dichter, der so bewußt sub specie aeterni schuf als Dante: „Solang in Erdenlanden Dein Ruf noch leuchten soll in ferner Zeit" redet ihn (Inferno, XVI, 65) Rusticucci an; im Purgatorio (XI, 97—99) bezeichnet er in kaum verhüllter Art sich selbst als den, der die beiden Führer der damaligen Kunst, Guido Guinicelli und Cavalcanti, übertreffen werde. Bei keinem aber war auch dieser — von der Romantik wieder aufgenommene — Selbstkult des Künstlers, der im Grunde nichts war als Selbsterkenntnis, berechtigter als bei ihm. War Aristoteles, sein Meister, der „Führer derer, die da wissen", so ist er der „Führer derer, die da schauen". Alle großen Künstler der Nachwelt haben Spuren seines Lichtes in sich aufgenommen; kaum aber beschäftigte man sich mehr mit ihm als heute. Nur die bodenlose Flachheit eines Scherr durfte es vor einem Menschenalter noch wagen, ihn zu beschimpfen; und nur der tödlich kranke Nietzsche — der gesunde Nietzsche tat es nie — konnte ihn noch in unserer Zeit eine Hyäne nennen, die aus Gräbern heult.

Das größte Verdienst um Dantes Popularisierung in unserer Zeit hat — darüber kann kein Zweifel mehr bestehen — der Dichter Richard Zoozmann. Nur als ein Lyriker, der mit souveräner Hand die Sprache formte, modellierte, meißelte, war er uns vor zwei Jahren noch bekannt. Seitdem erschienen in raschester Folge zwei Uebertragungen Dantes aus seiner Feder, die uns das Anrecht geben, ihn in die Reihe der deutschen Meister der Uebersetzungskunst, in die Reihe eines Schlegel und Gildemeister, zu setzen. Es ist das zunächst die bei Max Hesse in Leipzig erschienene Uebertragung, die die Terzinenform durchweg beibehält, was sie freilich nur auf Kosten der Treue konnte; oft gemahnen die Bilder und Wendungen dieser ersten Ausgabe eher an eine Nachdichtung als an eine Uebertragung; es ist nicht so fast der Dante des Trecento, der dort zu uns redet, als ein Dante, gesehen durchs Temperament eines feinsinnigen Menschen aus unserer Zeit, der uns aus jener Hesseschen Ausgabe anblickt. Zudem sind die Anmerkungen, die Zoozmann jener Leipziger Ausgabe beifügte, weder wissenschaftlich noch auch in mancher anderen Beziehung einwandfrei und bedürfen einer ganz energischen Umarbeitung, sollen sie der Hesseschen Ausgabe nicht schaden.

Die eigentlich klassische Uebersetzung Dantes aber wurde die zweite, die Zoozmann nach jener schon vielbestaunten früheren in Angriff nahm, und zu der er alle Vorarbeiten zu jener ersten Ausgabe benützte. Hier hat er nun die schwierigste Aufgabe des Uebersetzers, die nichts anderes ist als Freiheit und

Zwang — Freiheit in der Wiedergabe des fremden Sprach-
materials und Zwang in der peinlichen Treue gegenüber der
Persönlichkeit des übersetzten Dichters — geradezu restlos gelöst.
Ich meine die Parallelausgabe, die unter dem Titel „Dantes
poetische Werke“ in vier Bänden 1908 bei Herder (Frei-
burg i. B.)[1]) erschien und die wir nicht anstehen, als das
Standard-work auf dem Gebiete der Literatur der Danteüber-
tragung zu bezeichnen.

Der Uebersetzer erklärt selbst, daß er diese neue Ver-
deutschung aus ganz anderen Gesichtswinkeln betrachtet wissen
wolle als alle bisherigen. „Ich machte es mir zur Haupt-
bedingung, dem Dichter, soweit es der Rhythmus erlaubte,
wortwörtlich zu folgen, kein auch nur einigermaßen wichtiges
Wort zu unterdrücken, aber auch — was noch schwieriger war
— keines hinzuzufügen, das nicht beim Dichter steht, wenigstens,
wenn nicht in Wahrheit, so doch dem Sinne nach, und möglichst
die Zeilen entweder mit dem Worte der Urschrift zu beginnen
oder, wo es der Reim zuließ, damit zu beenden. Hierdurch
wollte ich erreichen, daß nicht nur jede Terzine, sondern sogar
jede Verszeile in der Uebertragung genau das gleiche enthält
wie im Original, möglichst auch in der Reihenfolge einzelner
Worte.“ In diesem Arbeitsprogramm, das sich Zoozmann stellte,
liegt auch die innere Rechtfertigung dafür, daß er diese Aus-
gabe als Ausgabe en regard, d. h. mit gegenüberstehendem
italienischen Urtext, veranstaltete.

Es ist in der Tat ein Zeichen größten Talents, aber auch
langjähriger Versenkung in Dante und eisernen Fleißes, was
Zoozmann hier an Treue der Wiedergabe geleistet hat. Ich
greife wahllos einige Zeilen heraus, um dem Leser zu zeigen,
daß Wort für Wort das Original hier wiedergegeben ist:

Ed io, quando il suo braccio a me distese,
Ficcai gli occhi per lo cotto aspetto.
Und ich, als seinen Arm er nach mir streckte,
Hielt scharf die Augen aufs versengte Antlitz.

Hier folgt das deutsche Wort völlig dem Original; und
doch spüren wir nichts von Härte, nichts von Sprachvergewaltigung.
Nicht bloß der Fleiß hat eben an diesem Werke geschaffen,
sondern vor allem auch das in Zoozmann glühende Dichtertalent.

Die ersten drei Bände enthalten die „Göttliche Komödie“;
die Anmerkungen sind zusammengezogen auf den denkbar aller-
knappsten Raum. Der vierte Band enthält Dantes „Neues
Leben“ und seine lyrischen Gedichte, die bisher selten zugänglich
waren; sie sind reich an Zahl, jedoch treten sie uns zu zeit-
geschichtlich bedingt entgegen und ermangeln der Tiefe und
Kraft des Gefühls, so daß man um so demütiger dem Riesenbau
der Göttlichen Komödie sich wieder nähern wird. Den Schluß
des Werkes bilden vier Register, die einen ganz erlesenen Annex
darstellen (Namen- und Ortsregister, Sachregister, Aus Dantes
Sprachschatz und Sentenzenverzeichnis).

Das Werk ist der Königin-Mutter Margherita von Italien,
der feinsinnigen Kennerin Dantes, gewidmet. Es stellt auch
typographisch eine Musterleistung dar. Neben Franz Xaver
Kraus' vor 12 Jahren erschienenem „Dante“, dem Monumental-
bau deutscher Danteforschung, steht es da als das bedeutsamste
Werk deutscher Danteübertragung.

Ernst Thrasolt: „De profundis“.

Mit dieser Aufschrift hat unlängst der Verlag von Kösel in
Kempten ein Bändchen geistlicher Gedichte in die Welt
geschickt, das in der Weihnachtbücherschau der „Allgemeinen Rund-
schau“ bereits kurz gewürdigt wurde. Der neue Autor stammt
von der unteren Saar und ist gegenwärtig katholischer Pfarrer
hoch oben auf dem Hunsrück. Schon in früheren Jahren hat er
(auch in den Spalten der „Allgemeinen Rundschau“) hin und
wieder ein Verschen aus seinem Schubfach hergegeben und die
Erwartung rege gehalten.

Das Bändchen hat drei Abteilungen: Genesis, Exodus,
Deuteronomium. In Genesis gibt Thrasolt die erklärenden Ur-
motive seines Dichterschaffens oder besser die Grundstimmung, aus
der alle folgenden Ergüsse hervorströmen. Es ist nicht gerade
leicht, zur Bezeichnung dieser Gemütslage das rechte Wort zu
finden. Tragisch trifft vielleicht am ehesten das Richtige. Jeden-
falls ist es etwas wesentlich Christliches, eine Paulus-, eine
Augustinusstimmung etwa.

[1]) In Leinenbänden M 18.—, in Pergamentbänden M 28.—;
Bezug auch gegen Teilzahlungen.

Ich bin,
Herr, wie die Wolken, die ohn' Wasser sind,
Nicht Tau, nicht Regen geben, die der Wind
Stets nur vorüber treibt:
Ein Baum — du läßt ihn blühn — er beut nicht Frucht,
Nicht Schatten, zehnmal schon von dir verflucht,
Und der doch stehen bleibt....

Ich seh um Wasser sie die Hände heben,
Die dürstend ihren Weg zu mir genommen.
Sie suchen schmachtend Zehrung für ihr Leben
Und muß sie, Gott, ach Gott, seh'n zu mir kommen.

Die zweite Liedergruppe zeigt den Dichter auf dem Weg ins
gelobte Land der christlichen und insbesondere der priesterlichen
Heiligkeit, im Kampf mit Krankheit, Zweifel und vielfachem Un-
glück, das ihm den Eintritt erschwert. Der dritte Teil erzählt von
seinem Wandel auf den Pfaden des neuen Standes und Lebens.

Der Dichter ist also überall selber dabei. Nur um ihn
handelt es sich und seinen Gott, wie Mumbauer sagt, „um das
unvermischte Urmotiv aller Religion“. Bei Thrasolt gibt es
keine steifobjektiven Kirchenlieder, kein rhetorisches Ansingen ein-
zelner Heiligen und Feste. Gott in seiner Allmacht und der Mensch
in seiner Schwäche, Gottes Liebe und des Menschen Sehnsucht,
auf diese Töne ist seine Harfe nur gestimmt.

Meine Lieder.
Nein, sie sind weit von hoher Offenbarung,
Die bitt'ren Früchte sind's des Tags und der Erfahrung,
Wo ich vor Sünd und Leid oft keinen Ausweg wußte,
Wo zwischen Gott und mir ich still nur weinen mußte
Um alte Not, um alte Sünden wieder
Und Reuetränen nur sind meine Lieder.

In einer anderen Strophe heißt es wundervoll:

Sie sind nichts anders als das große Leid,
Das eine ew'ge Leid nur um den Einen,
Bei dem allein ist alle Seligkeit
Und ohne den nur Weh und Weinen, Weinen.

Klingklang, gleißende Formpoesie findet sich bei Thrasolt
nicht. Seiner leidgetränkten Seele ist es nicht um Spielereien zu
tun; vielleicht ist er auch zu stolzdeutsch dazu. Nirgends — nicht
einmal in den ältesten, weniger gelungenen Liedern — trifft man
Gemachtes. Jeder Vers betet, ist ernst und wahr — „ich kann ja
anders als ich bin nicht scheinen“ — ist hineingetaucht in das
Herzblut des Sängers. Auch in den seltenen Fällen, wo nicht in
erster Linie die Seelennot den Dichter zum Liede gedrängt hat,
sondern die Schönheit eines objektiven Gedankens, ist diese persön-
liche Färbung vorhanden. Oft glaubt man sich hier in die selige
Zeit versetzt, da Suso und Tauler sich aus der Fülle ihrer Inner-
lichkeit an unsere Vorfahren wandten. Sogar den zwei Ueber-
setzungen aus „Jesu dulcis memoria“ hat der reiche Dichter etwas
Persönliches mitzugeben verstanden.

Ich verglich Thrasolt eben mit unseren alten Mystikern.
So interessant es auch wäre, die vielen Berührungspunkte anzu-
geben, muß ich mich doch, um nicht zu breit zu werden, damit
begnügen, nur auf einen hinzuweisen, die tiefen Erfahrungen, die
Thrasolt im geistlichen Leben besitzt. Ist es nicht genial, wenn
gerade Deuteronomium mit den Worten beginnt:

Und wir sind wir, und Welt ist Welt,
Es wirket Wunder auch nicht dein Gezelt,
Wie es das junge Herz geglaubt....?

Was ich aber am meisten bei unserem Dichter bewundere,
das ist die Kunst, mit der er sich von der Monotonie freigehalten
hat. Besteht die Gefahr der Eintönigkeit schon für die geistliche
Lyrik überhaupt, so war sie zumal für Thrasolt groß, da er nur
einem einzigen Motive Ausdruck geben will. Der Dichter hat nun
damit Abwechslung geschaffen, daß er nicht so sehr zusammenhang-
lose Schilderungen von Seelenzuständen gibt als eine innerlich
verbundene, zielsichere Darstellung eines echt dramatischen Werdens,
das ruhlos weiterstürmt, bis es zu jenem Pole kommt, dessen
„ewiges Glänzen die Seele rastlos sucht und zitternd findet“. Vom
ersten bis zum letzten Lied geht durch das Ganze hindurch ein
Ringen und Recken der Paulusseele des Dichters mit Spannungen
und Entladungen von wahrhaft elementarer Wucht.

Herr, Herr,
Nun laß mir alles Glück wie Glas zerbrechen,
Laß alle Sonnen ganz in Nacht verlöschen,
Laß alle Inseln in das Meer versinken
Und meine Hoffnung in der Flut ertrinken,
Laß alle, alle meine Schiffe stranden,
Und die mir lieb sind, laß des Todes sterben,
Und laß sie mich entrechten und enterben,
Und mach mein ganzes Leben ganz zu schanden,
Daß aus dem Nichts, aus Not und Tod und Schrecken,
Daß sich nach dir
Nur dir, um Rettung meine Hände recken,
Mein Gott, mein Gott!

Es ist schwer, Proben auszuwählen, da fast alles auf gleicher
Höhe steht, und noch schwerer, eine nüchterne Besprechung zu
bringen. Da ist alles ergreifend, tief ergreifend und schön und
wahr. Für mich ist es kein Zweifel: Wenn viele tot sind, wird
Thrasolt noch leben.

B. M. Steinmetz.

Wiesbach.

Winterstimmungsbild.

In Hermelin geht durch das stille Feld
Des Winters zwingend starke Majestät,
Scheu läuft ein Reh zum nahen Futterstand
Quer durch die Lichtung silberübersät.

In weiter Kreisung rings steht tiefe Ruh;
Nur ab und zu des Hähers heiser Schrei —
Und überm Wald der Wolken dunkler Troß,
Das wilde Heer, zieht schweigsam kalt vorbei.

Verträumte Fernen, gleich als ob die Zeit
In stillem Schlummer läg, des Kampfes müd,
Und durch die große Welt ein Flüstern ging
Aus traumerschloss'nen Himmeln fern im Süd ...

Hans Besold.

Die „reformierte" sexuelle Moral.

Von Franz Weigl.

Das „Liebesparlament", wie ein Berliner Blatt den „Bund für Mutterschutz" bei seiner ersten Generalversammlung sarkastisch nannte, schickt allwinterlich seine Agitationskräfte aus, um „Volk" zu sammeln, das hinter dem eigentümlichen Parlament stehen soll. Nach München wurde für den 8. Januar Adele Schreiber abgeordnet zu einem Vortrag: „Moral" mit dem Untertitel: „Zur sexuellen Reformbewegung." Die Vorgeschichte des Vortrages, das Verbot und die Wiederaufhebung desselben ist den Lesern der „Allgemeinen Rundschau" schon aus der letzten Nummer bekannt. Wie der „Bayer. Kurier" mitteilt, hat die Rednerin, wohl als Bestätigung der in der Empfehlung durch den Monistenbund gekennzeichneten Tendenz, „klerikalen Blättern" Rezensionsbillette versagt. Sie glaubte wohl damit dem Widerspruch christlich gesinnter Kreise zu entgehen. Nun, ich denke, auch nicht-„klerikale Blätter", die nur noch etwas auf christliche Sitte und reine deutsche Art geben, können nicht ohne Widerspruch an Adele Schreibers Darlegungen vorübergehen.

Falls sie die Rednerin ernst nehmen.

Dies fällt allerdings schwer. Ich habe selten so viel Oberflächlichkeit der Verurteilung alter und der „Begründung" neuer Forderungen, dazu ein so oberflächliches Durcheinander gesunder Gedanken und unnatürlicher Ideengänge erlebt, wie in der Stunde, da ich im „Bayerischen Hof", in einem der feinsten Säle Münchens, mit „bestem" Publikum, die Plauderei über „Moral" hörte.

Mit Phrasen beweist man nichts, und an Phrasen war der Vortrag reich, aber arm an Beweisen, so z. B. wenn die Rednerin das Schlagwort vom „Recht auf Mutterschaft" ständig im Munde führt, wenn sie von dem Kampf gegen die „Lüge" der alten Moral, gegen die „Scheinmoral" spricht, von Aufhebung der Scheidung der „reinen und unreinen Frauen", davon, wie nach heutiger Auffassung „alles Natürliche und Selbstverständliche unmoralisch" sei, davon, daß jeder junge Mann heute „auf dem Weg der Prostitution zur Ehe gehe" usw.

Abgesehen vom Mangel jeglichen Beweises für solche Behauptungen geht die Rednerin auch nicht auf die Begründung der „alten Moral" ein, sie widerlegt nicht die Motive der christlichen Sittengesetze, sie kennt nicht das autoritative Gottesgebot, sie kennt aber auch nicht die **natürlichen** Motive, die in der sexuellen Moral eine Rolle spielen müssen, die natürliche Selbstzucht, die Willenstrainage auf diesem Gebiet, die Förster in so großartiger Weise dargelegt hat.

Neben der Phrase ist nur billiger Spott ihr Kampfesmittel. Was soll der Spott, mit dem sie das Wort von der Keuschheit der alten Germanen überhäuft, wenn sie mit ihrer Bekämpfung jenerVäteridee uns auch die **Gesundheit** der Ahnen raubt? Was soll der Spott auf die „große Tugend" des Weibes, wenn sie dieselbe in ihren „freien Ehen" künftig der **Laune** preisgeben will? Was soll der Spott auf die „gute Familie", wenn nach ihrer Theorie ein dauerndes Familienleben überhaupt nicht mehr zustandekommen kann? Daß sie für die „legitime Ehe" und „monogame Treue" nur Spott und Hohn hat, begreifen wir ja, denn, wie soll jede Frau zum „Recht der Mutterschaft" kommen, wenn dieselbe der Ehe vorbehalten bleibt?

Ich sagte, daß auch gute Gedanken unter die Forderungen gemischt waren. Dazu rechne ich die scharfe Betonung der Notwendigkeit einer umfassenden Bekämpfung der Prostitution, ferner der Sorge für arme Frauen, die der Mutterschaft entgegensehen, und für ihre Kinder, ferner die Forderung der Verhinderung gewerblicher Betätigung von Frauen, die die Zahl der Fehlgeburten nachweislich erhöht. Auch die Frage des Ehe- bzw. Fortpflanzungsverbotes für geistige oder körperliche Krüppel, für Geisteskranke, Idioten, Syphilitiker usw., soweit die Natur nicht schon selbst die Auslese vornimmt, läßt sich diskutieren.

Aber solch gesunden Gedanken, **die garnicht neu sind**, stehen Forderungen gegenüber, die alle bestehende Sitte und alles Recht umstülpen, Forderungen deretwegen **die Polizei wahrlich Grund gehabt hätte, das Verbot aufrecht zu erhalten.** Das Konkubinat ist durch Gesetz und göttliches Gebot untersagt, der „freie Ehekontrakt" der Reformerinnen ist aber nicht anders; Verbrechen wider das keimende Leben werden streng bestraft, die „neue Moral" gibt der Mutter hiezu das Recht; der Vertrieb und die Anpreisung von Verhütungsmitteln ist streng verboten, ein Weib aber votiert in öffentlichem Vortrag das Recht der Frau auf Anwendung solcher Mittel, denn — man höre — nicht nur die Fortpflanzung des Menschengeschlechts ist nach der „neuen Moral" der Zweck sexueller Betätigung, sondern auch „Liebesbetätigung" **ohne** Absicht auf Fortpflanzung, **das sinnliche Ausleben losgelöst von seinem Zweck.**

Ich will mit diesen Hinweisen auf einige Charakteristika der „neuen Moral" schließen. **Natürlichkeit** wollen die Apostel der Sexualreform predigen, und bei der **Unnatur** gelangen sie selbst an, zur Freude der Hörer, deren einige wohl leichtes Mißbehagen verraten, deren Hauptzahl sich aber in solchen Vorträgen Absolution erholt für die schrankenlose Freiheit im sexuellen Leben unserer modernen Unnatur und Unkultur.

* * *

Die „**Münchner Neuesten Nachrichten**", das führende **Organ des bayerischen Liberalismus**, verbreiten in Nr. 14 vom 11. Januar 1909 über den Vortrag ohne jedes Wort der Kritik und ohne Einschränkung **nachstehenden Bericht:**

„**Moral**" lautete das Thema eines ob seiner bereits mehrfach erörterten Vorgeschichte **besonders stark besuchten Vortrages**, in dem die bekannte Frauenrechtlerin Adele **Schreiber** ihre Stellung zur sexuellen Reformbewegung erörterte. Die Rednerin geißelte mit scharfen Worten die Heuchelei und Verlogenheit, die unseren gesamten staatlichen und gesellschaftlichen Organismus durchwühlt. Alles Gesunde, Natürliche, so führte sie aus, erscheint uns heute als unmoralisch, während man das Versteckte und Unaufrichtige als höchste Moral preisen will. Eine neue Moral muß auf dem alten, morschen Bau sich erheben, welche die **Wahrheit auch im Sexualleben** zur Grundlage hat. Die Bewegung für sexuelle Reform will aber auch die **außerehelichen** Beziehungen würdigen und edler gestalten. Weil nun gerade die Frau es ist, die unter diesen traurigen Zuständen am meisten leidet, so darf es nicht wunder nehmen, wenn die Frauenbewegung so leidenschaftlich eine sexuelle Reform fordert, wie dies in jüngster Zeit besonders in Rußland zutage getreten ist. Diese neue Bewegung für sexuelle Reform verlangt vom einzelnen ein weit größeres **Verantwortungsgefühl** als bisher, denn sie richtet ihr besonderes Augenmerk auf die **Rassenhygiene**. Sie will unbedingt einen Ausgleich schaffen zwischen den Geschlechtern und wehrt sich energisch gegen die Zurücksetzung des Geschlechtslebens der Frau. **Die Rednerin fordert zur Erreichung dieses Zieles eine Enquete über das Geschlechtsleben der Frau.** Die sexuelle Reform will keineswegs das größte Problem der Menschheit, die Liebe zwischen Mann und Frau, begraben oder vernichten, sondern vielmehr vertiefen und erweitern. Zu diesem Zwecke brauchen wir eine neue Moral mit einer gesteigerten Verantwortung für die Kinder und einem geminderten Zwang zum Zusammenleben zweier Menschen. Man gestattet heute wohl dem Menschen **seinen** Gottesglauben, aber nicht seine Auffassung des Liebeslebens. **Die Menschen sollten ihr Zusammenleben regeln dürfen, wie es ihnen am besten dünkt, wenn sie nur für die Kinder sorgen.** Und da es nach dieser neuen Moral **nur eine** Gattung **von Kindern** geben soll, wird sie auch stärkere und glücklichere Generationen erzeugen. Die Bewegung für sexuelle Reform ist eine eminent sittliche und religiöse. Die Rednerin glaubt, daß dieser Bewegung die Zukunft gehört, denn sie ist eine Bewegung des Glaubens und des höchsten Idealismus. So der Gedankengang des Vortrages. **Mit gespanntester Aufmerksamkeit** folgten die Zuhörer den temperamentvollen Ausführungen der Rednerin. **Schon während des Vortrages gaben sich häufig Beifallsäußerungen kund, die sich zum Schlusse zur warmen Ovation steigerten.**

Die unierten Bulgaren und ihre Bischöfe.

Von Marie Amelie Freiin von Godin.

Seit ich im Spätherbst 1907 in der „Allgemeinen Rundschau" kurz über die Unionsbestrebungen der Bulgaren namentlich in der Türkei und den unendlichen Schwierigkeiten berichtete, mit denen dieselben zu kämpfen haben, sind durch die Umwälzung im Sommer die Verhältnisse ganz anders geworden.

Das Programm der Jungtürken erkennt allen Religionsbekenntnissen Gleichberechtigung zu — und verleiht ihnen damit zugleich eine Bewegungsfreiheit, die ihnen bis heute abging und natürlich auch den Unionsbestrebungen der in der Türkei ansässigen Bulgaren vorteilhaft werden kann. Ich möchte sogar sagen, daß voraussichtlich die römischkatholische Religion am meisten Nutzen aus den veränderten Verhältnissen wird ziehen können, denn, wenn man wie ich die letzten Monate in der Türkei verbrachte,

konnte man sich davon überzeugen, daß sich die Volksstimmung mehr und mehr gegen die Griechen erhitzt, ja, daß geradezu ein erbitterter Haß gegen dieselben Platz greift, der früher insgeheim gehegt wurde, sich jetzt aber öffentlich und bei bestimmten Anlässen, wie dem bekannten Mord bei Skutari vor zwei Monaten, auf erschreckende Weise zeigt.

Dieser Haß gilt freilich zunächst der Nation, welche die geschäftlich nicht regsamen Türken von jeher über das ganze Osmanenreich verteilt, ähnlich wie ihrerseits die noch gerieberneren Armenier im Handel übervorteilt und ausgebeutet hat und unter der neuen Staatsordnung sicher die Schwierigkeiten und Unruhen hervorrufen wird, die sie zur Zeit der alten aus Furcht vor blutiger Unterdrückung nicht bereiten konnte. — Dieser Haß übertrug sich aber von der Nation auf ihr Bekenntnis, und es gilt in der Türkei in mohammedanischen Kreisen vielfach für ausgemacht: der katholische Christ ist der ruhigste Staatsbürger, der orthodoxe hingegen aufrührerisch, hinterhältig.

Es ist hier weder Zeit noch Ort, den Ursprung dieser Auffassung darzutun, noch ihre Richtigkeit zu beweisen — genug, daß sie vorhanden ist. Es soll nun darauf hingewiesen werden, daß infolge derselben die Regierungsorgane sicherlich den Bestrebungen der Katholiken, namentlich den Unionsbestrebungen der Bulgaren, nichts in den Weg legen werden. In der Tat sagte der Großwesir Kiamil Pascha dem neuen apostolischen Delegaten in Konstantinopel, Msgr. Vincent Sardi, als dieser ihn im September besuchte: „Monsignore, machen Sie alle Bulgaren katholisch, wir werden sehr zufrieden sein darüber", und ein anderer türkischer Minister äußerte kürzlich zu Msgr. Braciotti: „Unsere Regierung sollte für jeden katholischen Bulgaren zahlen."

Es liegt auf der Hand, daß es für die Unionsbestrebungen von äußerster Wichtigkeit ist, den Augenblick auszunützen. Hat erst die Union dem so fest eingewurzelten Schisma gegenüber Fuß gefaßt, wird sich dann auch zeigen — ein Gedanke, den ich hier nur streifen möchte —, ob die unierten Gemeinden in der Türkei nicht auch dem Islam gegenüber wirken können. Sicher ist die liberale Religionsauffassung der Jungtürken, welche im Grunde dem Koran geradezu widerspricht, aus der Ueberzeugung hervorgegangen (die ich z. B. auch in Albanien von hochgebildeten jungen Mohammedanern direkt aussprechen hörte), daß mit der Lehre Mohammeds eine Kultur im abendländischen Sinne unvereinbar ist. Sie ist unvereinbar, weil sie absolut, und zwar mit ganz klaren Vorschriften, an denen nicht zu rütteln ist, den Einfluß der Frau — ich spreche nicht vom öffentlichen Leben — sondern sogar für das gesellschaftliche Leben ganz ausschaltet und dadurch auch den veredelnden, seelisch vertiefenden und verfeinernden Einfluß echten Familienlebens. Mit dieser Abwendung von der strikten Auffassung des Korans ist im Grunde der erste Schritt von der Abwendung vom Islam überhaupt getan.

Ich denke, dieser Hinweis genügt, um darzutun, wie unendlich wichtig der gegenwärtige Augenblick für die Union und damit für die gesamte Kirche ist. Es ist also auch Pflicht der Gläubigen der gesamten Kirche, jener kleinen Schar, die jetzt unser allerheiligstes Interesse unter großen Schwierigkeiten vertreten muß, ihre Aufmerksamkeit und Teilnahme zuzuwenden. Allein vermögen die unierten Bulgaren nicht viel, denn, wie ich schon einmal sagte, sie sind arm — der ärmste Teil der türkischen Bevölkerung —, so arm, daß sie weder imstande sind, ihre Geistlichen zu zahlen noch irgend welche Stolgebühren zu entrichten, ja, daß z. B. die Geistlichkeit bei Begräbnissen noch genötigt ist, den Totengräber selbst zu zahlen. Nun ist aber im Apostolat und in der Propaganda mit Eifer und Aufopferung nicht alles getan. Mir scheint, die Augen der ganzen Nation folgen der Truppe, die vor dem Feind ist, und die ganze Nation ist bereit, ihr mit helfender Tat beizustehen. Die unierten Bulgaren sind in unseren Tagen für die katholische Kirche sicher die Truppe vor dem Feind — und eine Truppe, die große Siege erfechten muß und soll.

Msgr. Mirow ist sich der Wichtigkeit des Augenblicks wohl bewußt, ebenso ist Msgr. Petkoff, Bischof der unierten Bulgaren in Adrianopel, nach einem Briefe zu urteilen, den er mir kürzlich schrieb, eifrigst bestrebt, sein möglichstes zu tun.

Msgr. Mirow, Erzbischof der unierten Bulgaren in Konstantinopel, hat die Freiheit, welche ihm die Konstitution gewährte, benützt, um sofort seine bis dahin geschlossene Kirche dem Publikum zu öffnen, und konnte so langsam seine Gläubigen sammeln, die seit mehr als 20 Jahren überallhin versprengt waren.

Seine Exzellenz schreibt mir: „Ich habe auch einen kleinen Glockenturm errichtet, aber die schöne Stimme unserer Glocke scheint die Ohren unserer getrennten Brüder, der Griechen, beleidigt zu haben, so daß sie vor einigen Wochen bei der Regierung (von der ich immer noch nicht anerkannt bin) aufs energischste vorstellig wurden und nicht nur die Entfernung der Glocke, sondern auch die Zerstörung des Glockenturmes verlangten. Der Polizeipräsident (der Mutessarif) sagte uns, daß, falls die Glocke in zwei Tagen nicht weggenommen wäre, die Gendarmerie vor unserer Haustüre die Gläubigen vom Eintritt in die Kirche abhalten würde. Es verging indes ein Monat, seit dieser Befehl gegeben wurde, und (obwohl die Glocke weiter läutet) ist nichts Weiteres geschehen und niemand gekommen, uns zu belästigen."

Die zirka 1000 M, welche ich voriges Jahr dem Erzbischof als Ergebnis des Aufrufes in der „Allgem. Rundschau" übersenden konnte, verwendete Seine Exzellenz, um sein Haus etwas instandzusetzen, ferner den Glockenturm (der indes noch nicht ganz bezahlt ist) zu errichten, dann drei arme Waisen in einer Anstalt, wo sie katholisch erzogen werden, weiter zu unterhalten, und endlich, um zwei bulgarisch-katholische Schulen notdürftig mit Möbeln zu versehen.

Der Erzbischof schreibt: „Der Nöten meines Bistums sind gar viele, was mir aber am meisten am Herzen liegt, ist, die Mittel zu erhalten, um mindestens 10 Kinder beiderlei Geschlechts in ein katholisch-bulgarisches Institut geben zu können. Ich kann sagen, daß ich ohne Unterlaß darum bete, damit mir geholfen werde, diesen vielleicht etwas kühnen Gedanken zu verwirklichen. Ich bedürfte dazu einer Summe von wenigstens 240 Frs. für jedes Kind. Das übrige — denn die besonderen Ausgaben würden sich sicherlich nochmals auf ebensoviel belaufen — wird, dessen bin ich gewiß, von der Anstalt (ich spreche vom Institut der Resurrektionistenpatres in Adrianopel) umsonst geleistet werden. Ich selbst wurde auch in dieser Anstalt erzogen, in der man Bulgarisch, Französisch, Deutsch lernt, vor allem aber zu guten, glaubenstreuen Katholiken herangebildet wird. Nur auf diese Weise werden wir in wenigen Jahren in meinem Bistum eingeborene Apostel haben. Ich lege unendlich viel Wert darauf, denn eine Erfahrung von 25 Jahren hat mich gelehrt, daß sich die Vorsehung nur zu oft der Kleinen und Niederen bedient, um die Großen und Mächtigen zu sich zurückzuführen. So kenne ich ein Kind von 8 Jahren, das seinen Großvater, seine Großmutter, seine Eltern und Schwestern — kurz 9 Personen — für den Katholizismus gewonnen hat. Gerade hier im Orient muß man mit den Kleinen beginnen, wenn man für die Union wirken will. . . . Ich würde mich unendlich glücklich schätzen, wenn Gott mir die Erfüllung meines Wunsches gnädig gewähren würde, und ich etwa 10 Kinder in obiges Pensionat unterbringen könnte. Viel glücklicher indes werden noch jene sein, die mir dazu verhelfen — schließt der Erzbischof — denn Gott selbst wird ihr Anteil werden. . . . Ich aber werde nicht aufhören, zu bitten, daß Gott auf Sie und die Ihrigen seinen reichsten Segen herabsende."

Es wäre traurig, wenn die Katholiken des Okzidents den schwer kämpfenden, leidenden orientalischen Katholiken ihr Mitgefühl versagen wollten — und ebenso traurig, wenn sie sich insbesondere der Erkenntnis, daß jetzt gerade Hilfe unendlich wichtig ist, und der Verantwortung, welche diese Erkenntnis, denen, die helfen können, bringt, entziehen wollten.

Wenn diese bulgarischen Bischöfe nicht in die Lage versetzt werden, den Augenblick auszunützen, kann dadurch der katholischen Sache ein unabsehbarer Schaden bereitet werden.

Verpaßte Gelegenheiten kehren so schnell nicht wieder. Heute, wie seit Jahrzehnten nicht, ist den Katholiken die Möglichkeit geboten, im Orient gegen das Schisma emporzukommen — heute muß diese Möglichkeit in Wirklichkeit umgesetzt werden.

Leider konnte ich, da ich erst kurz vor Weihnachten von einem langen Aufenthalt im Orient zurückkehrte, im Jahre 1908 nicht mehr über die Bulgaren und ihre Bestrebungen berichten. Auf einen kurzen Aufruf erhielt ich 35 M. Ich bin auch weiterhin gerne bereit, jede Gabe an Msgr. Mirow zu übermitteln und bitte herzlich, sich der Erkenntnis der Wichtigkeit der Sache nicht verschließen zu wollen. Freiin Marie Amelie von Godin,

München, Rindermarkt 3/2.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Hoftheater. Seit längerem macht sich das Bestreben bemerkbar, im Spielplan dem Musikdrama durch intensive Pflege der komischen Oper in stärkerem Maße ein Gegengewicht zu geben, als dies früher der Fall war. Aus diesem Grunde wohl schritt man auch zur Wiedererweckung der „Verkauften Braut", die ein Jahrzehnt ungefähr im Theaterarchiv geschlummert hatte. Es ist in einigen Blättern dem Publikum Lob gespendet worden, weil es dieser „tschechischen Nationaloper" nicht die betrüblichen Vorfälle in Prag aus der jüngsten Vergangenheit hat entgelten lassen. Ich kann dies nur selbstverständlich finden, denn die Verquickung von Fragen der Kunst und Politik haben wir Deutsche stets anderen „Kultur"völkern überlassen. In dieser Spieloper hat Smetana sich von Vorbildern frei zu machen gewußt und fußt völlig auf heimischer Erde. Das gibt dem Werke die prominente Stellung innerhalb der tschechischen Kunst. Wir freuen uns an der frisch quellenden Melodik des Werkes von volkstümlichem Einschlag, können jedoch nicht übersehen, daß der begeisterte Anhänger Richard Wagners völlig auf die Formen der älteren Spieloper zurückgriff. Das Vorspiel und die flotten Tanzrhythmen sind vielleicht das Ursprünglichste des Werkes, das in seinen lyrischen Partien hin und wieder allzu süßliche Stellen aufweist. Im ganzen jedoch hat sich die Oper, die nun schon über vierzig Jahre alt ist, sehr frisch gehalten. Auch die nicht ungeschickt geführte harmlos-komische Handlung weckt Heiterkeit. Röhr dirigierte die Oper

in gewohnter Sorgfalt mit Temperament und Wärme, und Wirk sorgte für sehr schöne, stimmungskräftige Bühnenbilder. Die komische Gestalt des Heiratsvermittlers gab Sieglitz, der ihr seinen prächtigen Baß und seine feine Charakterisierungskunst lieh. Die Rolle des Hans liegt Walter ausgezeichnet, und Frl. Tordek gab die Marie stimmschön und mit liebenswürdigem Spiel. Der stotternde Freier war bei Kuhn gut aufgehoben. Er ließ die Komik voll zu ihrem Rechte kommen und hielt sie doch in wünschenswerten Grenzen. Von den kleineren Rollen nenne ich Geis' köstliche Figur des Zirkusdirektors. Die Tänze hat Frau Jungmann ausgezeichnet einstudiert, besonders diejenigen spezifisch tschechischen Gepräges waren voll Temperament und Anmut.

Aus den Konzertsälen. Einen Schillerabend veranstaltete zum Beginn von des Dichters 150. Geburtsjahr Ernst von Possart. Ein sehr zahlreiches Publikum hatte sich wieder eingefunden, um den gefeierten Künstler zu hören, dessen Tonfülle und Nuancierungsfähigkeit ihre alte Zauberkraft bewahrt haben. Es waren die bekanntesten Dichtungen, die Possart gewählt hatte, und es ist besonders lehrreich, wie Verse, die uns im Schulgebrauch ein wenig abgenutzt erscheinen, in seinem Munde überwältigende Wirkung erlangen. Neu war uns die Musikbegleitung zum Grafen von Habsburg und zu den Kranichen des Ibykus. Die erste wirkungsvolle musikalische Illustrierung rührt von dem Prinzen Ludwig Ferdinand von Bayern, die andere von Zenger her. Die Aufnahme Possarts war eine begeisterte, ein Beweis, daß selbst in einer Zeit, welche die Kunst gerne in den Dienst des niederen Trieblebens stellt, der Idealismus immer noch seine sieghafte Kraft bewährt. — Zu gleicher Stunde fand unter Prills Leitung ein gleichfalls sehr gut besuchtes Volkssymphoniekonzert statt, in welchem sich neben dem Dirigenten die Solisten Gerald Maas (Violoncello) und Karl Tyrolf (Flöte) lebhaften Beifalls erfreuten.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Uraufführung der „Elektra" findet am 25. Januar im Dresdener Opernhause statt. Es wird daselbst aus diesem Anlasse eine Richard Straußwoche veranstaltet. Der Urpremiere folgen an den nächsten Tagen „Salome", „Feuersnot", „Symphonia domestica" und die erste Wiederholung der „Elektra". Auch in München sind die Proben zu dem neuen Werke bereits im vollen Gange. Die Premiere hat jedoch eine Verschiebung erlitten und wird um die Mitte des Februar erwartet. Wie in Dresden sind die Hauptrollen an der Münchener Hofoper doppelt besetzt. — In Diessen am Ammersee starb im Alter von 70 Jahren Intendanzrat Georg Lang, welcher von 1879—1897 das Münchener Theater am Gärtnerplatz geleitet hatte. In diese Epoche fiel die Blütezeit der Operette und des oberbayerischen Volksstückes, mit welchem das Ensemble ruhmreiche Gastspielfahrten unternahm.

München. L. G. Oberlaender.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Hohe Politik.

So ist denn Alles beim Alten geblieben:
's ward weiter geredet und weiter geschrieben,
Bis das Volk eines Tages die Zeche zahlt
In dem Kriege, der an die Wand gemalt.
Dann wird seines Schicksals kluger Lenker
In Demut preisen das Volk der Denker
Und rufen, wenn auch dem Tode nah,
(Genau nach Vorschrift) dreimal Hurra!

Deutsche Treue.

Und Harden sprach. Es lauschten mit Behagen
Die Männlein und die Weiblein, jung und alt;
Man darf in diesen Zeiten schon was wagen,
Ganz taub und stumm scheint heut der Staatsanwalt.
Sie fühlten's nicht, daß er sie persiflierte,
Sie dachten nur, wie er doch boshaft spricht,
Nicht mancher vor sich selber sich genierte,
Wo mancher Patriot doch nur ein Wicht.
Des Spötters witz'ges Wort, ins Schwarze war's ein Schuß:
„Ja, draußen ‚Woche', drinnen ‚Simplicissimus'."

Wenn naht der Hof, wie im Olymp der Götter,
Beugt in den Staub sich jeder national,
Doch spricht voll tückischer Bosheit dann der Spötter,
Vergnüget männiglich sich am Skandal.
Ja, wenn ihm winkt auch nur ein einziger Orden,
Liegt jeder Streber platt auf seinem Bauch,
Doch der dem Volke ach so fremd geworden,
Auf ihn im stillen pfeift der selbe Gauch.
S. M. bald vogelfrei und bald ein Genius —
„Ja, draußen ‚Woche', drinnen ‚Simplicissimus'."

Georg Heydkamp.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Selten zeigte der Verlauf eines Zeitabschnittes an den Börsen eine derartig elastische Haltung und starke Widerstandskraft wie in der letzten Berichtswoche. Man wird nicht bestreiten können, dass Börsen- und Handelswelt von gravierenden Momenten, welche die grösste Zurückhaltung bedingen sollten, genügend beherrscht werden. Die momentane Gestaltung der politischen Situation würde in anderen Zeitläuften allein schon ein Motiv zur vollkommenen Lethargie der Finanz- und Handelskreise bilden. — Eine nachhaltende Wirkung haben die politischen Wirrnisse bei unseren Finanz-, Handels- und Industriekreisen nicht ausüben können. Die Sensation bei dem militärischen Neujahrsempfang in Berlin und die dadurch bewirkte erneute Beunruhigung vermochten die Börsen in der festen Haltung nur gering zu irritieren. Von technischen Gründen ungünstiger Art ist die unruhige und unsichere Tendenz der Neuyorker Börse erwähnenswert. — Neben den neuerdings ungünstigen Meldungen aus der amerikanischen Eisenindustrie sind auch bei uns sowohl ein schärferer Wettbewerb in einzelnen Absatzgebieten zwischen den Eiseninteressentengruppen sowie teilweise Preisermässigungen bemerkt worden. Bei so vielfachen und mannigfaltig gelagerten ungünstigen Faktoren sollte man eine schlechte Börsenstimmung und Lethargie auf allen Gebieten für begründet und vorhanden erachten. — Wenn eine gegenteilige Entwicklung der Märkte erfolgreich und dazu glänzend sich behaupten konnte, war das, wie schon seit langer Zeit, lediglich dem Geldmarkt und seinem überallhin wohltätig wirkenden Einfluss zuzuschreiben. Trotz der geradezu gewaltigen Ansprüche des Reiches und der Handelskreise an den Status der Reichsbank und der dadurch erzielten grossen Steuerpflicht derselben zu Anfang des Monats ist es unserem Zentralnoteninstitut spielend gelungen, die vorübergehend starken Anforderungen zu überwinden. Diese kolossalen Verpflichtungen vermochten die Abundanz der Reichsbank nicht einzuschränken; der derzeitige Metallbestand hat sogar neuerdings eine Vermehrung aufzuweisen. Die Differenz zwischen dem offiziellen Satz der Reichsbank und dem Privatdiskont an den Börsen ist derartig gross, dass eine Ermässigung dieses Unterschiedes durch die Herabsetzung der Reichsbankrate in Bälde möglich ist. Das grosse Massenangebot von flüssigen Geldern, insbesondere von Hypothekenbanken, Versicherungsgesellschaften usw., ist schwer zu placieren. — Den natürlichsten Erfolg hiervon erzielen die Renten- und Pfandbriefwerte. In kurzer Zeit haben die Staatsanleihen und andere festverzinsliche Fonds weitere erhebliche Kursavancen zu verzeichnen. Auch die Spekulation wendet dem Rentenmarkt erhöhte Aufmerksamkeit zu. Das rege Interesse am heimischen Anleihemarkt machen sich alle geldsuchenden Staaten und Kommunen rasch und erfolgreich zunutze. Baden, Bremen, Oesterreich decken den Geldbedarf am offenen Markt. Das Deutsche Reich und Preussen werden mit den voraussichtlichen Notbedarfsanleihen von etwa über eine halbe Milliarde Mark vielleicht in Bälde die Abundanz gleichfalls stark attackieren! Auch andere grosse Anleihen werden avisiert. Derartig viele und gewaltsame Entnahmen schwächen aber auch eine Geldfülle von der momentanen Stärke. Hierbei darf stets das Moment von unvorhergesehenen politischen Zwischenfällen nicht ausser acht gelassen werden!

M. Weber.

Unionsbrauerei Schülein & Co., Aktiengesellschaft. In der Generalversammlung war ein Aktienkapital von 4.93 Mill. vertreten. Der Rechenschaftsbericht und die Vorschläge über die Gewinnverteilung fanden ohne Debatte einstimmige Annahme, so dass die Dividende von 5 Proz. zur sofortigen Auszahlung gelangt. In den Aufsichtsrat wurde das ausscheidende Mitglied Herr Kommerzienrat Hans Pensberger wiedergewählt.

Kochelbräu München, A.-G. Der Geschäftsabschluss dieser Gesellschaft ergibt ungünstige Ziffern. Die Verwaltung schlägt vor, die Stammaktien durch Zuzahlung von 20 Proz. in Vorzugsaktien umzuwandeln und eine Dividende nicht zu verteilen.

Die Behandlung der straffälligen Jugend. Von Kinderarzt Dr. Reter in Mannheim. 1.50 M, eleg. geb. 2.25 M. Verlag der „Aerztlichen Rundschau", München.

Eine kinderpsychologische Betrachtung der strafrechtlichen Behandlung unserer kriminellen Jugend. Der Verfasser weist auf die Unzulänglichkeit unseres derzeitigen strafrechtlichen Vorgehens Jugendlichen gegenüber hin; es wird gezeigt, wie unsere Gesetzgebung in dieser Materie den psychologischen und pädagogischen Erfahrungen widerspricht; die Frage der amerikanischen diesbezüglichen Einrichtungen (Jugendgerichtshöfe, System der Reformation, die Probation ꝛc.) wird ausführlich erörtert, und im letzten Teil der Broschüre sucht der Verfasser die Richtung zu kennzeichnen, in welcher die Reform unseres Strafrechts der kriminellen Jugend gegenüber zu erfolgen hat. Als Anhang ist der Broschüre eine Uebersetzung des dänischen Gesetzes über die Behandlung verbrecherischer und verwahrloster Kinder und junger Personen beigefügt.



Bayerische Handelsbank in München.

Zweigniederlassungen in Ansbach, Aschaffenburg, Bamberg, Bayreuth, Gunzenhausen, Hof, Immenstadt, Kempten, Kronach, Kulmbach, Lichtenfels, Marktredwitz, Memmingen, Mindelheim, Münchberg, Neuburg a. D., Nördlingen, Regensburg, Rosenheim, Schweinfurt und Würzburg.

Aktienkapital	rund M.	34'000.000.—
Reserven	„ „	11'500.000.—
Pfandbriefumlauf	„ „	263'200,000.—
Hypothekenbestand	„ „	268'100.000.—
Komm.-Oblig.-Umlf.	„ „	4'345,000.—
Komm. Darlehen	„ „	4'726,000.—

Stand vom 30. Juni 1908.

1. **Die Pfandbriefe der Bayerischen Handelsbank sind zur Anlegung von Mündelgeld zugelassen.**
2. **In Pfandbriefen der Bayerischen Handelsbank dürfen Gelder der Gemeinden und örtlichen Stiftungen, auch der Kultusstiftungen und Kirchengemeinden angelegt werden.**
3. **Die Kommunal-Schuldverschreibungen der Bayerischen Handelsbank sind zugelassen: zur Anlegung von Kapitalien der Gemeinden und Stiftungen, auch der Kirchen- und Pfründestiftungen sowie der sonstigen nicht unter gemeindlicher Verwaltung stehenden Stiftungen.**
4. Jede Umschreibung auf den Namen (**Vinkulierung**), auch auf den Namen von Privaten, erfolgt **kostenlos.**
5. Alle auf den Namen umgeschriebenen Stücke, auch solche im Privateigentum, werden von der Bayerischen Handelsbank, ohne dass es eines Antrages bedarf, in bezug auf Verlosungen und Kündigungen **kostenfrei kontrolliert**. Von jeder Verlosung oder Kündigung wird den eingetragenen Besitzern schriftlich Nachricht gegeben. **Auf Antrag übernimmt die Bank die nämliche Kontrolle gleichfalls kostenfrei auch für andere Stücke.**
6. **Bei der Bayerischen Handelsbank dürfen Gelder der Gemeinden und örtlichen Stiftungen, auch Gelder der Kultusstiftungen und Kirchengemeinden, im Giro-Scheck-Verkehr oder in laufender Rechnung — Kontokorrent — desgleichen auch gegen Ausstellung eines Schuldscheines auf Namen angelegt werden.**
7. **Bei der Bayerischen Handelsbank dürfen offene Depots von Gemeinden und örtlichen Stiftungen, auch von Kultusstiftungen und Kirchengemeinden errichtet werden.**
8. **Durch Bürgscheine wie durch Pfandbriefe der Bayerischen Handelsbank können bei der Königl. Staatseisenbahn-Verwaltung Sicherheiten jeder Art geleistet, auch Generalpfänder bestellt werden (so z. B. für die Uebernahme von Arbeiten und Lieferungen, für Frachtenstundung, für Dienstvertragsverhältnisse u. s. m.).**

Bekanntmachung.

In Sachen Dr. **Karl Güttler**, a. o. Professor in München, gegen **Osterhuber Joseph**, Chefredakteur des „Bayerischen Kurier“ in München, wegen Beleidigung, hat das Schöffengericht des K. Amtsgerichts München I auf Grund der Hauptverhandlung vom 17. und 18 Dezember 1908 folgendes

Urteil

erlassen.

I. Osterhuber Josef, geboren am 6. Oktober 1876 in Eurasburg, Bezirksamts Friedberg, dort beheimatet, katholisch, verheiratet, Chefredakteur hier, ist schuldig eines fortgesetzten Vergehens der Beleidigung und wird hiewegen zu einer Geldstrafe von **dreihundert Mark**, umgewandelt für den Fall der Uneinbringlichkeit in eine Gefängnisstrafe von sechzig Tagen, sowie zu den Kosten des Verfahrens einschliesslich der notwendigen Auslagen des Privatklägers, verurteilt.

II. Dem Privatkläger wird die Befugnis zuerkannt, den erkennenden Teil des Urteils binnen einem Monat nach dessen Rechtskraft je einmal auf Kosten des Verurteilten in der für amtliche Bekanntmachungen üblichen Form zu veröffentlichen im „Bayerischen Kurier“, in den „Münchner Neuesten Nachrichten“, in der „Augsburger Postzeitung“ und in der „Allgemeinen Rundschau“ hier.

Auf Grund richterlicher Ermächtigung gebe ich hiemit dieses Urteil öffentlich bekannt.

Der Vertreter des Privatklägers:

Dr. Friedrich Goldschmit II, Rechtsanwalt.

Kath. Bürger-Verein in Trier a. Mosel
gegründet 1864
langjähriger Lieferant vieler Offizierkasinos
empfiehlt seine reingehaltenen
Saar- u. Moselweine
in den verschiedensten Preislagen.

Carthäuser Wein-Cognac
nur aus Wein gebrannt, daher Kranken sehr zu empfehlen, offeriert zu 3, 4 u. 5 ℳ per Literflasche die Weinbrennerei von
M. Rehe in Karthaus bei Trier.

Schreibmaschine Smith Premier
Nr. 10, das neueste Modell mit vollkommen sichtbarer Schrift, Vollklaviatur und Typenhebelkugellager.
Man verlange Prospekt von
The Smith Premier Co.
München, Augsburgerstr. 23.

Religiöse Kunstgegenstände
als Statuen, Kruzifixe, Leuchter, Ampeln, Lourdesgrotten, Heiligenbilder in allen Grössen und Ausführungen mit und ohne Rahmen. **Ferner Geschenkliteratur, Gebet- und Erbauungsbücher. Billigste Bezugsquelle aller Devotionalien, Rosenkränze, Sterbekreuze, Skapuliere, Weihwasserbehälter, Buchschliessen, Medaillen, Gebetbuchmerker, Broschen usw. — Lourdeswasser** in Original-Literflaschen m Verpackung ℳ 1.40.
Preisverzeichnisse gratis und franko
Joseph Pfeiffers
religiöse Kunst- und Verlagshandlung, Kunstanstalt für Statuen usw. (D. Hafner)
München, Herzogspitalstr. 5 u. 6.

Wissenschaftliche Vorträge für Damen

vom **10. Januar 1909 bis 13. März 1909** in **München** im Vortragssaale des „**Hotel Union**“, Barerstr. 7.

Herr Dr. phil. P. Expeditus **Schmidt**: „Die deutsche Romantik, 2. Teil, (Der Heidelberger Kreis Brentano-Arnim Görres). Die Spätromantik. Eichendorff und seine Zeitgenossen.“ (Montag ½6–½7 Uhr.)

Herr Dr. Eugen **Schmitz**: „Richard Wagner und seine Stellung in der Geschichte der Oper.“ (Dienstag 11–12 Uhr.)

Herr Geheimer Hofrat Dr. Hermann **Grauert**, Kgl. Universitätsprofessor, Mitglied der Akademie der Wissenschaften: „Die grossen Ereignisse und Erscheinungen der neuesten Geschichte seit 1870.“ (Mittwoch 11–12 Uhr.)

Herr Dr. Artur **Schneider**, Professor an der Kgl. Universität: „Einführung in das Studium der Philosophie, 1. Teil.“ (Mittwoch ½6–½7 Uhr.)

Herr Dr. Alois **Knöpfler**, Kgl. Universitätsprofessor: „Kirchengeschichte, 2. Teil. Einführung des Christentums bei den germanischen Völkern.“ (Donnerstag 11–12 Uhr.)

Herr Dr. Hermann **Dimmler**: „Praktische Einführung in das Studium der Psychologie (Erkenntnis). (Samstag ½6–½7 Uhr.)

Prospekte und Anmeldungen bei Otto Bauer, Hofmusikalienhandlung, Maximilianstrasse 5.

Ebendaselbst wird die **Teilnehmerkarte** für einen Zyklus gegen eine Gebühr von 10.— Mk., für jeden weiteren Zyklus gegen eine Gebühr von je 1.— Mk. gegeben. Ausser diesem einmal zu erlegenden Betrag wird für jeden Vortrag eine **Saalgebühr** von 30 Pf. erhoben. **Herren** haben unter denselben Bedingungen Zutritt. **Lehrerinnen und Studierende** erhalten unentgeltlich die Teilnehmerkarte. Anmeldung schriftlich erbeten von der Tannstrasse 20. Abholen der Karten bei Beginn der Vorlesungen an der Kasse.

Wissenschaftliche Sektion des Münchener kathol. Frauenbundes.

Städtisches Progymnasium in Werl i. W.

Mit realgymnasialer Abteilung.

Beginn des Schuljahres: 22. April. Anmeldungen können für Sexta bis Untersekunda inkl. erfolgen. Auswärtige Schüler finden Pension bei Bürgern und im Gymnasialkonvikt Aloysianum. Geistliche Leitung. Pensionspreis 550 Mark. Prof. Spieker, Direktor.

Frhr. L. v. Hammerstein

Begründung des Glaubens.

3 Bände. 1124 Seiten. Das ganze Werk zu dem unglaublich billigen Preise von Mk. 2.— franko. Zur weiteren Verbreitung dieses Werkes liefern wir 5 komplette Exemplare (also 15 Bände) für Mk. 8.— franko. Außerdem geben bei 10 Exemplaren 1 gratis. Neueste Auflage. Das Werk hat einen Wert von ca. 8.— Mk.

A. & W. Schuler, München, Theatinerstraße 35.

Tonhalle

Konzertverein München e. V.

Montag, **18.** Januar 7½ Uhr

VII. Abonnement-Konzert

Dirigent: **Ferdinand Löwe.**

Programm:

Beethoven: Neunte Symphonie.

Soli: **E. Bellwidt, V. Fournier**, Kammersänger **Hess** und Kammersänger **E. von Milde.**
Chor: **Die Konzertgesellschaft für Chorgesang.**

Die **öffentliche Hauptprobe** (zugleich XI. Volks-Symphoniekonzert) findet am **Freitag, den 15. Januar,** abends 8 Uhr statt. Eintritt 1 ℳ, 50 ₰ und 30 ₰.

Eintrittskarten bei **M. Rieger**, Odeonsplatz 2, im **Billettenkiosk** am Maximiliansplatz und in der **Tonhalle** (Türkenstrasse, Parterre).

Hotel Union, München
Barerstr. 7. — Besitzer: Kathol. Kasino A. V. — Tel. 9300.
Komfortabelst eingerichtetes Hotel, Bier- und Weinrestaurant.

Gesellschaftssäle und elegante Klubräume zur Abhaltung von Diners, Soupers, Familienfesten usw. Anerkannt vorzügliche Küche. — Verkauf garantiert naturreiner Weine. — Für Diners, Supers usw. werden Weine, Champagner usw. in jeder Auswahl zur Verfügung gestellt, und nicht angebrochene unversehrte Flaschen retour genommen. — Auf Verlangen Menu-Vorschläge in jeder Preislage.



Oberbayerische Zellstoff- u. Papierfabriken

Aktiengesellschaft München.

Bilanz per 30. Juni 1908.

Aktiva.

	M.	M.
Hauptwerk:		
a) Grund und Boden		35,647.10
b) Waldbesitz	87,192.88	
Minderung	3,365,61	83,827.27
c) Wasserkräfte		315,000.—
d) Kanal- u. Wehranlage	131,320.—	
Zugang	1,500.—	
	132,820.—	
Abschreibung	1,400.—	131,420.—
e) Gebäude	345,442.80	
Zugang	78,663.92	
	424,106.72	
Abschreibung	6,000.—	418,106.72
Schmerold:		
a) Wasserkraft, Kanal- und Wehranlage	100,000.—	
Zugang	1,500.—	101,500.—
b) Grund und Boden, Gebäude	100,499.24	
Zugang	2,457.31	102,956.55
Maschinen:		
a) Hauptwerk	260,619.96	
Zugang	10,322 20	
	270,942.16	
Abschreibung	20,000.—	250,942.16
b) Schmerold	55,141.90	
Zugang	1,815 25	
	56,957.15	
Abschreibung	3,000.—	53,957.15
Schleiferei-Umbau-Konto		45,163.17
Utensilien und Werkzeuge	4,284.71	
Zugang	1,777 70	
	6,062.41	
Abschreibung	300.—	5,762.41
Rollbahn-Anlage	15,905.—	
Zugang	134.75	
	16,039.75	
Abschreibung	500.—	15,539.75
Motorwagen u. Fuhrpark	58,000.	
Zugang	9,368 10	
	67,368.10	
Abschreibung	4,000.—	63,368.10
Mobiliar		2,382.04
Neuanlage Redenfelden		300,760.70
Vorräte: Rohstoffe, fertige und halbfertige Waren u. Materialien		292,441.27
Aussenstände:		
a) Noch nicht einberufenes Aktienkapital	750,000.—	
b) Debitoren	158,054.24	
c) Kassabestand	2,711.24	
d) Wechselbestand	2,712.34	
e) Effekten	20,204.60	933,682 42
		3'152,456.81

Passiva.

	M.	M.
Aktienkapital	1'000,000.—	
Erhöhung	1'500,000.—	2'500,000.—
Hypotheken-Schulden Hauptwerk	370,040.80	
Rückzahlungen und Amortisationen	24,859 65	345,181.15
Guthaben des Vorbesitzers	100,000.—	
Rückzahlung	34,500.—	65,500.—
Anwesen Schmerold:		
Kaufschillingsrest	69,283.25	
Rückzahlung	19,795.20	49,488.05
Kreditoren		116,763.27
Wohlfahrtsfonds	2,106.85	
Zugang	78.15	2,185.—
Gesetzlicher Reservefonds		31,322.34
Spezialreservefonds		30,000.—
Reserve für Gebühren-Aequivalente		1,000.—
Dividenden-Konto unerhobene Dividende		350.—
Reingewinn:		
Vortrag von 1906/07	5,600.—	
Gewinn pro 1907/08	40,267.—	
	45,867.—	
Abschreibungen	35,200.—	10,667.—
		3'152,456.81

Gewinn- und Verlust-Konto per 30. Juni 1908.

Soll.

	M.	M.
An General-Unkosten:		
Zinsen, Gehälter, Steuern, Provisionen, Unkosten	86,727.50	
Debitoren-Verlust	2,754.55	89,482.05
An Abschreibungen:		
auf Kanal- u. Wehranlagen	1,400.—	
„ Gebäude	6,000.—	
„ Maschinen	20,000.—	
„ Utensilien und Werkzeuge	300.—	
„ Rollbahnanlage	500.—	
„ Motorwagen und Fuhrpark	4,000.—	
	32,200.—	
„ Maschinen in Schmerold	3,000.—	35,200.—
An Reingewinn		10,667.—
		135,349.05

Haben.

	M.
Per Vortrag vom 1. Juli 1907	5,600.—
„ Bruttogewinn	129,749.05
	135,349.05

Schwabingerbrauerei in München.

Aktiengesellschaft.

Bilanz der Schwabingerbrauerei am 30. September 1908.

Aktiva.

Immobilien-Konto	M. 3'027.599.38
Wirtschafts-Anwesen-Konto	„ 3'607,005.33
Maschinen- und Mobilien-Konto	„ 333,933 18
Lagerfass-, Transportfass- und Bottiche-Konto	„ 82,170 55
Fuhrwerks- und Eisenbahnwaggons-Konto	„ 43,914.62
Brunnen-Anlage-Konto	„ 10,129.96
Vorräte	„ 358,838.50
Kassa-, Effekten- und Wechsel-Konto	„ 103,031.06
Hypothek-Darlehen und diverse Debitoren	„ 1'279,373.02
	M. 8'845,995.60

Passiva.

Stamm-Aktien-Kapital-Konto	M. 1'000,000.—
Vorzugs-Aktien-Kapital-Konto	„ 1'000,000.—
Schuldverschreibungs-Konto	„ 1'000,000.—
Schuldverschreibungs-Zinsen-Konto	„ 11,655.—
Hypotheken-Konto I inkl. angefallener Zinsen	„ 1,776,260.25
Hypotheken-Konto II (Wirtsch.-Anw.) inkl. angefallener Zinsen	„ 2'212,646.94
Immobilien-Reserve-Konto	„ 350,000.—
Reserve-Konto	„ 200,000.—
Spezial-Reserve-Konto	„ 140,000.—
Hypotheken-Reserve-Konto	„ 162,990.06
Delcredere-Konto	„ 125,801.78
Gebühren-Aequivalent-Reserve-Konto	„ 35,519 91
Arbeiterunterstützungs-Konto	„ 10,084.40
Kautionen und Einlagen	„ 186,903.64
Dividenden-Konto XVII	„ 1,500.—
Hauptzollamt für Malzaufschlag	„ 84,124.05
Diverse Kreditoren und Tratten abzüglich Guthaben bei Banken und Stadthauptkassa	„ 341,197.45
Gewinnausgleich	„ 207,312.12
	M. 8'845,995 60

In der ordentlichen Generalversammlung am 18. Dezember wurde beschlossen, auf die Vorzugsaktien eine Dividende von 6% zu bezahlen, und wird der Koupon Nr. 2 der Vorzugsaktien vom 2. Januar 1909 ab
in München: bei der Kassa unserer Gesellschaft
oder bei Herrn Simon Lebrecht, Bankgeschäft
in Berlin: bei den Herren Jacquier und Securius, Bankgeschäft, an der Stechbahn 3, mit **M. 60.**— eingelöst.

An Stelle des infolge Ablebens aus dem Aufsichtsrate ausgeschiedenen Mitgliedes, Herrn Julius Samelson, wurde Herr Richard Schreib, Bankier in Berlin, gewählt.

München, den 30. Dezember 1908.

Der Aufsichtsrat: **Dr. Eisenberger**, Vorsitzender.
Der Vorstand: **Karl Stahl.**

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann:
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges.. sämtliche in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

6. Jahrgang
Nr. 4

23. Januar
1909



Inhaltangabe:

Quartalspreis
Mk. 2,40
Einzelnummer
20 Pfg



= Der Kathol. Studentenverein =

„OTTONIA“

gibt sich die Ehre, zu seinem vom 23.—26. Januar 1909 stattfindenden

44. Stiftungsfeste

geziemend einzuladen.

München, im Januar 1909.

I. A. d. A. C.

Ludw. Rotter × cand. iur. — Rich. Süss ×× cand. real.

Festfolge:

Samstag, den 23. Januar:
8 h. c. t. Empfangsexkneipe im „Café Gisela“.

Sonntag, den 24. Januar:
½3 h. c. t. C. C. am Gründungsort „Tivoli“.

Montag, den 25. Januar:
10 h. c. t. Festgottesdienst in der Damenstiftskirche.
8 h. c. t. Festkommers, Festsaal des Kath. Gesellschaftshauses.

Dienstag, den 26. Januar:
8 h. c. t. Tanzkränzchen, Prinzensäle des Café Luitpold.

Alle Leser und Leserinnen der Rundschau sollten

soweit sie noch nicht zu unseren Kunden gehören, sich überzeugen durch einen Probeauftrag, dass wir tatsächlich in

Schlesischen Reinleinen und Hausleinen nur das **Beste**

zu Leib-, Bett-, Kirchen- und Ausstattungswäsche anfertigen.

Verlangen Sie portofrei Muster und Preisbuch

über Leinen, Hand- u. Taschentücher, Tischwäsche, Bettbezugstoffe, Pique, Barchent, Flanelle, Schürzen u. Hauskleiderstoffe usw. von der als höchst reell bekannten christlichen Firma

Brodkorb & Drescher, Leinenhandweberei zu **Landeshut** i. Schlesien No. 43

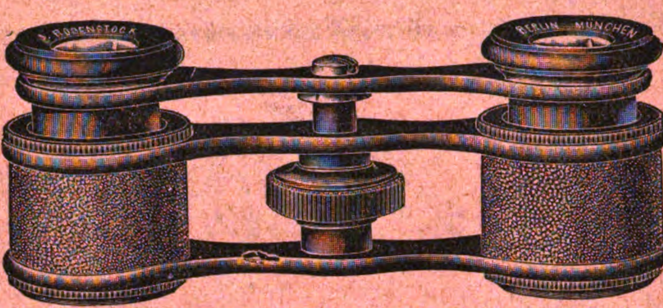
Schlesisches Prima Hemdentuch, 82 cm breit, p. St. (20 m lang) Mark 10.—, 10.80, 11.80, 13.— p. Nachnahme. Zurücknahme nichtgefallender Waren auf unsere Kosten. Wir bitten durch Ihre werten Bestellungen die armen Handweber in hiesiger Gegend zu unterstützen. Landeshut i. Schlesien ist berühmt :: :: durch die guten Leinengewebe. :: ::

Leipziger Lebensversicherungs-Gesellschaft auf Gegenseitigkeit (Alte Leipziger)

vormals Lebensversicherungs-Gesellschaft zu Leipzig, errichtet 1830.

Versicherungsbestand über 850 Millionen Mark
Vermögen über 300 Millionen Mark
Neuabschlüsse 1908: Mark 64'700,000
Neues, vorteilhaftestes Prämien- u. Dividendensytem
Unanfechtbarkeit. Unverfallbarkeit. Weltpolice.

Vertreter in München:
Carl Bocks, Generalagent, Adamstrasse 4,
Julius Hutter, Generalagent, Mannhardtstrasse 4.



Ideal-Taschen-Perspektiv.

Nr. 360. Mit feinem schwarzem Lederüberzug, zirka 100 g wiegend, inkl. Etui Mk. **10.50**

Dieses Westentaschen-Glas ist besonders da zu empfehlen, wo auf ein ganz geringes Volumen Wert gelegt und wo doch noch eine entsprechend gute optische Wirkung verlangt wird. In hervorragender Weise sind diese Eigenschaften hier vereinigt, und ist dieses wirklich empfehlenswerte Instrument besonders für Theaterbesuch, für Galerien etc., aber auch, um auf weite Entfernung zu sehen, zu gebrauchen.

Gratis u. franko auf Wunsch unsere illustr. Preisliste, sowie Anleitung u. Fragebogen zur schriftlichen Bestellung passender **Augengläser.**

Optisch-oculist. Anstalt **Josef Rodenstock** **MÜNCHEN, Bayerstrasse 3**

Wissenschaftliches Spezial-Institut für Augengläser.

Delikat.-Haushaltungsbutter

(Margarine)

unter Verwendung von Milchrahm hergestellt, in Geschmack und Ansehen der Naturbutter gleich,
per 5 Pfd. netto *M* 5.— } inkl. Porto
" 9 " " " 8.60 } u. Nachn.
1 Pfd.-Probepaket geg. Einsendung von *M* 1.10 (Briefmarken) franko.

Julius Holverscheid
Opladen, Versandgeschäft.



Theatinerstrasse 15
Fernsprecher Nr. 21588

Eifeler Blütenhonig

seit Jahren als vorzüglich anerkannt und beliebt, garantiert naturrein, versendet 4 Pfunddose *M*. 4.50, 9 Pfunddose *M* 9.—, franko gegen Nachnahme.
Pfarrer A. Klein, Vorsitzender d. Imkervereins, Meyerode, Post St. Vith, Eifel.

Goldwaren- & Uhren-



Kauft man nur bei **Jacob** SENIOR
BERLIN Friedenstr. 8
weil billiger als irgendwo
Ratenzahlung
Kein Preisaufschlag.
Illustrirte KATALOGE
▸ überallhin portofrei ◂

Ia Harzer
100 nur *M* 2.50, versend. franko Nachn. **G. Schnell, Guben N.-L.**

Verlag von **Friedrich Pustet in Regensburg.**

Betrachtungsbücher für die heilige Fastenzeit

(mit oberhirtlicher Druckgenehmigung):

Alfons M. von Liguori, **Vorbereitung zu einem seligen Tode** oder Betrachtungen über die ewigen Wahrheiten. Deutsch von F. A. Hülsmann (C. Ss. R.) 16⁰. In Leinwandband *M*. 1.50.

Der heilige Kreuzweg unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus. (Franziskaner-Text.) Mit 14 Original-Stationsbildern. 32⁰. 10 ₰.

Emmerich-Schmöger, **Das arme Leben und bittere Leiden unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi und seiner heiligsten Mutter Maria.** Illustrierte Prachtausgabe. 4. Aufl. 4⁰. In Halbfranzband *M*. 17.80; ebenso in 2 Bänden *M*. 20.—.

Emmerich-Wiggermann, **Das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi.** 2. Aufl. 8⁰. In Halblederband *M*. 3.70.

Grimm-Zahn, **Geschichte des Leidens Jesu.** 2 Bde. 2. Aufl. 8⁰. In 2 Halbfranzbänden *M*. 13.60.

Haberl, Dr. F. X., **Die Feier der heiligen Kar- und Osterwoche.** (Lateinisch und deutsch.) 3. Aufl. 16⁰. In Leinwandband *M* 3.70; in Lederband mit Goldschnitt *M*. 4.80.

Lercher, P. L. (S. J.), **Erhebungen des Geistes zu Gott.** Betrachtungspunkte über das Leben unseres Herrn Jesu Christi. 5 Bände. 16⁰. In 5 Leinwandbänden *M*. 16.20.

Mohr, J., **Passionsbüchlein.** 7. Aufl. 32⁰. In Leinwandband *M*. 2.—, in Lederband mit Goldschnitt *M*. 3.—; in Chagrinband mit Goldschnitt *M*. 3.50.
— — Ausgabe **mit größerem Druck** unter dem Titel **„Im Kreuze Heil!“** 12⁰. In Leinwandband *M*. 2.60; in Lederband mit Goldschnitt *M*. 4.10.

de la Palma, P. L. (S. J.), **Geschichte des heiligen Leidens unseres Herrn Jesus Christus.** Nach den vier Evangelisten für Betrachtungen zusammengestellt. 2., nach dem spanischen Original ins Deutsche übersetzte und verbesserte Auflage von R. Handmann (S. J.). 8⁰. In Leinwandband *M* 5.—.

Mein soeben erschienener Katalog
„Bücher in deutscher Sprache“
steht kostenlos zur Verfügung.

M 1.— = Kr. 1.20 = Fr. 1.25.

Arbeiten in Maschinen-Schrift

schwieriger, wissenschaftl. Art, in Latein und den 4 Hauptsprachen;

Vervielfältigungen

„Büro Hansa“, München, Amalienstr. 50 b/o. — Tel. 5126

Harmonium

das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente, kann Jedermann ohne Vorkenntnisse sofort 4stimmig spielen mit dem neuen Spielapparat „Harmonista“, Preis mit Heft v. 320 Stücken 30 Mk.
Illustrierte Harmonium-Kataloge und Prospekt über Spielapparat bitte gratis zu verlangen von

Aloys Maier, Fulda,
Königl. Hoflieferant,
— gegr. 1846. —

Hotel Union, München

Barerstr. 7. — Besitzer: Kathol. Kasino A. V. — Tel. 9300.
Komfortabelst eingerichtetes Hotel, Bier- und Weinrestaurant.

Gesellschaftssäle und elegante Klubräume zur Abhaltung von Diners, Soupers, Familienfesten usw. Anerkannt vorzügliche Küche. — Verkauf garantierter naturreiner Weine. — Für Diners, Supers usw. werden Weine, Champagner usw. in jeder Auswahl zur Verfügung gestellt, und nicht angebrochene unversehrte Flaschen retour genommen. — Auf Verlangen Menu-Vorschläge in jeder Preislage.

Alle bisher erschienenen Nummern werden nachgeliefert

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 4. München, 23. Januar 1909. VI. Jahrgang.

Die „Allgemeine Rundschau“ in zwei Brettlprozessen freigesprochen.

Die Tagespresse hat den Verlauf und Ausgang der von den Direktoren zweier Münchener Brettl, Joseph Hunkele, genannt Vallé, vom „Intimen Theater“ und H. M. Wagner vom „Kleinen Theater“, gegen die „Allgemeine Rundschau“ angestrengten Beleidigungsklagen bereits in alle Welt getragen. Ein ganzer Stoß von Glückwünschen zur erfolgten **Freisprechung** lag dem Herausgeber bereits vor, ehe er darangehen konnte, den Lesern der „Allgemeinen Rundschau“ ein möglichst umfassendes und erschöpfendes Bild dieses Doppelprozesses in eigener Sache vorzuführen. Jede Post bringt aus nah und fern neue Kundgebungen wärmster Zustimmung zum Vorgehen der „Allgemeinen Rundschau“. Es sind sehr wertvolle Briefe aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands darunter. Auch fehlt es nicht an neuem belastendem Material.[1]) Allen, welche dem Herausgeber und auch dem Verfasser des einen der beiden den Gegenstand der Klage bildenden Artikel, Herrn cand. jur. Hans Besold, zu diesem Erfolge einer guten Sache beglückwünschten, sei der aufrichtigste Dank zum Ausdruck gebracht.

Die Wirkung der unter dem Eindruck schwer belastender Zeugenaussagen und Sachverständigengutachten erfolgten dreifachen Freisprechung kann auch durch die mittlerweile eingelegte Berufung der Gegenparteien nicht beeinträchtigt werden. Was mehrere Zeugen und Sachverständige, und was auch Richter und Schöffen der ersten Instanz aus ihrem Eindruck und ihrer Ueberzeugung beurkundet haben, kann durch keine Berufungsverhandlung wieder ausgelöscht werden. Verlauf und Ausgang des Doppelprozesses gewinnen durch die klare und unzweideutige Verurteilung eines jedes sittlichen Wertes entbehrenden, dem leichtfertigsten Sinnenreiz huldigenden, ja größtenteils auf die niedrigsten Triebe berechneten Brettlbühnentums eine geradezu prinzipielle Bedeutung.

Daß auch die gegnerische Presse den beiden Prozessen, die wegen der Gleichartigkeit des Gegenstandes, und weil es sich in beiden Fällen um dieselbe Zeitschrift handelte, verbunden worden waren, eine erhöhte prinzipielle Bedeutung beimaß, bewies der große Apparat einer Berichterstattung, deren Ausdehnung allerdings in vielen Fällen nicht im Verhältnis zu ihrer geringen Zuverlässigkeit, Genauigkeit und sachlichen Objektivität stand. Die spaltenlangen telegraphischen Berichte, die z. B. im „Berliner Tageblatt“ und in der „Frankfurter Zeitung“ über den Prozeß erschienen, entbehrten nicht der tendenziösen Färbung. Von fast allen größeren deutschen Zeitungen liegen uns zum Teil recht gefärbte Berichte vor. Uebrigens war auch der Bericht der am Prozeßorte selbst erscheinenden „Münchner Neuesten Nachrichten“ zum Teil tendenziös, ja direkt übelwollend zugestutzt. Dies verriet schon die Titelüberschrift durch die in Gänsefüßchen gesetzte „Moral“. Es war auch merkwürdig zu sehen, wie eine sonst nichts weniger als prüde liberale Presse in einem plötzlichen Anfall von Schamhaftigkeit gewisse, für die in ihren Spalten so oft gefeierte „Brettldiva“ äußerst kompromittierende Zeugenaussagen nur in zarter Umschreibung und Abmilderung wiedergab oder — völlig totschwieg. Als man am nächsten Tage über den Münchener „Petersprozeß“ zu berichten hatte, wurde diese Scham wieder ad acta gelegt.

Die Prozeßverhandlung fand am 12. Januar vor dem Amtsgericht München I (Schöffengericht) unter der ebenso geschickten und umsichtigen, wie ernsten und gewissenhaften Leitung des Oberlandesgerichtsrats Wilhelm Mayer als Vorsitzenden statt. Als verantwortlicher Redakteur der „Allgemeinen Rundschau“ war der Herausgeber persönlich erschienen. Für den in Nr. 34 der „Allgemeinen Rundschau“ (1908) unter dem Pseudonym „P. Reither“ veröffentlichten Artikel „Sittliche Niedertracht in Theatern“ (S. 560 f.), soweit er nicht durch die Richtigstellung in Nr. 36 (S. 558) eingeschränkt ist, übernahm Dr. Kausen unter Wahrung des Redaktionsgeheimnisses die volle gesetzliche Verantwortung. „P. Reither“ war übrigens bereit gewesen, sein Pseudonym zu lüften. Für den von Hans Besold mit vollem Namen gezeichneten Artikel in Nr. 37 (1908) „Großstadtmilieu und Geschmacksverwilderung“ (S. 611 f.) hatte sich Hans Besold als Verfasser, der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ als Redakteur zu verantworten. Dr. Armin Kausen und Hans Besold waren durch Rechtsanwalt August Rumpf, der Direktor des „Intimen Theaters“ durch Rechtsanwalt Dr. Rosenthal, der Direktor des „Kleinen Theaters“ durch Rechtsanwalt Dr. Hans Baumann verbeistandet.

Für die regelmäßigen Leser der „Allgemeinen Rundschau“ wird sich eine Rekapitulation der zur Klage stehenden Artikel erübrigen. Der Artikel „Sittliche Niedertracht“ bildete eine Ergänzung und Erweiterung des in der „Studentennummer“ (Nr. 29, 1908) erschienenen Artikels „Wie amüsiert sich die ‚moderne‘ akademische Jugend?“ (Von P. Reither.) Beide Artikel stehen in organischem Zusammenhange, und es ist von Wichtigkeit, festzustellen, daß „P. Reither“ die Absicht und den Auftrag hatte, dem spezialisierenden zweiten Artikel, der einen Abend im „Kleinen Theater“ schilderte, einen dritten Artikel — über das „Intime Theater“ — folgen zu lassen. Dieser Artikel wurde von P. Reither in Nr. 36 (S. 598) mit den Worten, daß „wir auf die Darbietungen eines anderen Münchener Brettls demnächst zu sprechen kommen werden“, direkt angekündigt. Als dann ganz unerwartet ein Artikel über das „Intime Theater“ aus der Feder Hans Besolds bei der Redaktion einlief, wurde diesem als einem Stimmungsbilde aus Studentenkreisen der Vorzug gegeben und der Plan P. Reithers fallen gelassen. Man muß eigentlich diese Tatsache kennen, um die ganze Sprache und Tonart der beiden Reitherartikel richtig beurteilen zu können. P. Reither stand unter dem Totalein-

[1]) Ein Brief eines dem Herausgeber bisher unbekannten, politisch jedenfalls auf einem gegnerischen Standpunkte stehenden Arztes in Kiel, der den Ausgang des Prozesses aus der „Deutschen Zeitung“ erfuhr und seinen Namen zur Verfügung stellt, ist in dieser Hinsicht ganz besonders wertvoll. Der Arzt, welcher Ende September 1907 völlig ahnungslos mit seiner Frau das „Intime Theater“ besuchte, schildert sehr drastisch die dort empfangenen Eindrücke. „Nichts als Zoten ohne jeden künstlerischen und literarischen Wert, stets und überall nur Betonung des Geschlechtlichen .... Meine Frau war tief verletzt und empört. Wenn man das Publikum sieht: zum großen Teile Jünglinge, auch halbe Knaben, die auf diese Weise beigebracht bekommen, daß das Geschlechtliche Trumpf ist. Ich habe s. Z. auch in München studiert, weiß mich von jeder Prüderie frei und kann sehr gut auch einen derben Witz vertragen, aber diese Vorführungen, die nichts bezwecken, als die Geilheit zu reizen, gab es damals noch nicht, und die sind nur gemein und ekelhaft. Meine Frau sagte nur immer: Wenn man denkt, daß unsere Jungens dereinst auch so etwas sehen und hören, daß ihnen in dieser raffinierten Weise jede Scham ertötet wird, entsetzlich!“

druck der von ihm besuchten Brettlaufführungen. Nach dem in beiden Theatern Gesehenen und Gehörten mußte er jede dieser Vorstellungen für typisch halten. Welcher Art dieser Typus war, hat die Verlesung der Texte von vier im Kleinen Theater aufgeführten Nummern sattsam dargetan. Der Einwand, daß das Programm an anderen Abenden und nach dem Erscheinen des Reither-Artikels „harmloser" war, kann also das tatsächlich überaus anstößige Programm des geschilderten Abends in keiner Weise entlasten. P. Reither hatte übrigens in seinen beiden Artikeln weder ein bestimmtes Brettl, noch einen Direktor, noch eine darstellende Person namhaft gemacht.

Nach Verlesung der zur Klage stehenden Artikel (auch der oben erwähnte Vorartikel wurde verlesen), erhielt der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" das Wort zu seiner Rechtfertigung. Dr. Armin Kausen erklärte u. a.:

„Ich kann hier gleich anknüpfen, daß in dem Briefe des Herrn Wagner an mich höchst beleidigende, ja beschimpfende Unterstellungen gegen den Artikelschreiber enthalten sind, vor allem die gröblich beleidigende Insinuation, daß der Verfasser auch zu den Heuchlern und Scheinheiligen gehöre, die ihre eigenen unsauberen Gedanken auf andere übertragen. Der Wortlaut kann aber aus den Akten erhoben werden. Hätte ich den Verfasser genannt, so würde derselbe in der Lage gewesen sein, gegen Herrn Direktor Wagner Widerklage zu erheben. Daß der Kläger diese beleidigende Unterstellung wagte, hängt damit zusammen, daß in einem von P. Reither besonders beanstandeten Stück die Mitglieder der Sittlichkeitsvereine — beispielsweise war auf einen westfälischen Pastor abgehoben — als die eigentlichen Unreinen dargestellt wurden. Ich für meine Person habe den von P. Reither im Titel gebrauchten Ausdruck „Sittliche Niedertracht" ganz speziell auch auf diese Insinuation bezogen, die, wie aus Berichten und aus Aussagen von Augenzeugen hervorgeht, auf jedem Brettl in allen möglichen Variationen wiederkehrt. Als eine „sittliche Niedertracht" erscheint mir auch heute noch die von P. Reither beanstandete Ballade von der „frommen Gräfin und dem Abbé".

Es ist das ja die beliebteste Waffe gegen die Männer, welche sich dem Kampfe gegen die Verunsittlichung des Volkes und namentlich der Jugend widmen. Man hat es dadurch erreicht, daß die Schar derer, die sich in diesem Kampfe noch öffentlich hervortrauen, immer kleiner wird. Dieser Kampf ist wahrlich keine angenehme und verlockende Sache. Ich für meine Person kann nur sagen, daß ich schon seit langen Jahren ein ruhigeres Dasein hätte haben können, wenn ich diese Flinte ins Korn geworfen hätte. Aber die Pflicht und ein Verantwortungsgefühl, das nur der im vollen Maße haben kann, der die ganze Größe der Gefahr für die Zukunft unseres Volkes kennt, hat mich trotz aller Anfeindungen, trotz allem Hohn und Spott vorwärts getrieben. In der Berliner „Täglichen Rundschau" war vor mehr als einem Jahre zu lesen, daß heute in Deutschland kein Verbrechen grimmiger verfolgt werde als der Kampf gegen die sittliche Verseuchung des Volkes. Wer sich diesem Kampfe widme, sei in der Tat vogelfrei und dürfe auf schonungsloseste Verhöhnung und Verspottung in den Witzblättern und vielen Tagesblättern und — so füge ich hinzu — auf hunderten Bühnen und Bretteln gefaßt sein. Wären wir wirklich das, als was man uns darstellt, so müßten wir doch wahnwitzig sein, wenn wir einen so undankbaren Kampf nicht längst aufgegeben hätten.

Durch ein zurzeit vielgenanntes Theaterstück[2]) ist ja die Vorstellung, als ob die Präsidenten und Vorstände von sogenannten Sittlichkeitsvereinen durch die Bank Heuchler und geheime Sünder seien, zu einer förmlichen Massensuggestion geworden. Selbst die liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten" und die sozialdemokratische „Münchener Post", die wahrlich keine Freunde der von uns vertretenen Bestrebungen sind, haben die wohlfeile Verallgemeinerung eines möglichen Einzelfalles zurückgewiesen und konstatiert, daß solche Ausnahmen gegen andere ehrenwerte Leute gar nichts beweisen.

Aber auch auf den von der „Allgemeinen Rundschau" angegriffenen Bretteln hört man immer wieder dieselbe schwerbeleidigende Unterstellung, die der Direktor des Kleinen Theaters in seinem Briefe an die „Allgemeine Rundschau" gegen den Artikelschreiber P. Reither erhoben hat.

Meine ganze öffentliche Tätigkeit in den 20 Jahren, seitdem ich mich in München niedergelassen habe, gibt mir das Recht, den Schutz des § 193, die Wahrnehmung berechtigter Interessen, in weitestem Maße für mich in Anspruch zu nehmen. Dies gilt sowohl für meine publizistische Tätigkeit als auch für meine Wirksamkeit als Mitbegründer und Mitleiter des hiesigen Interkonfessionellen Männervereins zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit. Dieser Verein hat mit den angeschlossenen Korporationen mehr als 50000 Mitglieder hinter sich. In seinem Ausschuß sitzen Männer verschiedener Konfessionen und Parteien, auch Anhänger der liberalen und freisinnigen Partei, Männer freigläubiger und freigeistiger Richtung. Unsere im Mai 1907 gegen den Aktphotographienunfug gerichtete Vorstellung an die Ministerien fand die Unterstützung von berühmten Männern der Kunst und Wissenschaft. Sämtliche Autoritäten der medizinischen Fakultät gaben ihre Unterschrift. Die Prozeßlage nötigt mich zu konstatieren, daß die Vorstellung von mir verfaßt war.

Meine Tätigkeit war niemals eine kunstfeindliche. Es stehen Zeugen zu Gebote, daß ich im Schoße des Vereins, der sich übrigens stets auf die Bekämpfung öffentlichen sittlichen Aergernisses beschränkt hat, wiederholt mit Entschiedenheit für die Interessen der Kunst eingetreten bin. Falsche Prüderie habe ich stets bekämpft, selbst auf die Gefahr hin, daß einmal ein Mitglied aus Verdruß darüber seinen Austritt erklärte.

Was sodann meine publizistische Tätigkeit anbelangt, so ist ein sachverständiger Zeuge, Herr Hermann Roth, zur Stelle, der in der Lage ist, zu bestätigen, daß ich schon seit den Tagen des „Münchener Fremdenblatt", also seit nunmehr 20 Jahren, unausgesetzt diesen Kampf geführt habe.

Abgesehen davon, handle ich auch als Mensch und Staatsbürger in Wahrnehmung berechtigter Interessen, wenn ich mit aller Schärfe gegen Brettldarstellungen auftrete, die es als ihre Hauptaufgabe betrachten, sich über die sogen. alte Moral und ihre Anhänger lustig zu machen und für die neue Moral in einer Weise, die von den theoretischen Vertretern derselben kaum immer gebilligt werden wird, Propaganda zu machen. Wir sind zum Nachweis bereit, daß auch auf den hier in Rede stehenden Brettlbühnen, wenigstens in den Vorstellungen, welche die betreffenden Artikel im Auge haben, das sexuelle Thema die Hauptrolle spielt, und zwar stets in dem Sinne, daß die eheliche Treue und die sexuelle Zurückhaltung lächerlich gemacht, der Ehebruch als etwas Selbstverständliches und Lustiges, das außereheliche geschlechtliche Sichausleben aber als eine preiswürdige Aeußerung einer gesunden Natur dargestellt wird. Die bisherigen Begriffe werden völlig auf den Kopf gestellt; was bisher als sittlich galt, soll unsittlich, und die geschlechtliche Ungebundenheit die wahre Sittlichkeit sein. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß alle Darsteller und das ganze Publikum sich auch theoretisch zu den Grundsätzen der neuen Moral bekennen. Es gibt eben Leute genug, welche die letzten logischen Konsequenzen nicht ziehen und sich mit der praktischen Anwendung begnügen. Jedenfalls ist es Tatsache, daß unsere sogen. Brettlbühnen die denkbar laxeste und leichtfertigste Auffassung des Sexuallebens systematisch pflegen und ihr Publikum zum Grundsatz des freien Sichauslebens förmlich erziehen. Wer aus Ueberzeugung auf dem Boden der sogen. alten Moral steht, hat, von anderem ganz abgesehen, schon im Interesse der Staatserhaltung ein vollbegründetes Recht, mit den schärfsten Mitteln gegen diese neuerdings immer stärker hervortretenden Bestrebungen Front zu machen. Ich stelle hier ausdrücklich fest, daß unsere heute geltende Gesetzgebung im Zivil- wie Strafrecht durchaus auf dem Boden der sogen. alten Moral steht und den Institutionen dieser alten Moral ihren Schutz gewährt.

Unsere sogen. Brettltheater werden notorisch mit Vorliebe von der akademischen Jugend besucht. Die, wie ich zugebe, scharfen Artikel der „Allgemeinen Rundschau" hatten in erster Linie den sittlichen Schutz der akademischen Jugend im Auge. Dies beweist schon der in der sogen. Studentennummer der „Allgemeinen Rundschau" enthaltene Vorartikel von P. Reither, den man kennen muß, um die beiden hier zu Klage stehenden Artikel richtig verstehen und würdigen zu können. Der eigentliche Hintergrund der beiden Klagen ist also durchaus prinzipieller Natur.

Die „Allgemeine Rundschau" trägt für die in ihren Spalten erschienenen Artikel die alleinige nicht nur gesetzliche, sondern auch moralische Verantwortung; aber ich darf hier hervorheben, daß der Anstoß zu diesen Artikeln durch Ausschußverhandlungen des Interkonfessionellen Münchener Männervereins gegeben wurde. Die schärfsten Beschwerden fanden hier entrüsteten Ausdruck. Ich gebe zu, daß die scharfe Sprache dieser Artikel im allgemeinen nicht der Tonart entspricht, die sonst in der „Allgemeinen Rundschau" üblich ist. Aber gerade aus der Schärfe dieser Ausdrücke spricht eben die hochgradige Entrüstung über das, was fortgesetzt namentlich unserer heranwachsenden gebildeten Jugend, den künftigen Stützen des Staates, geboten wird. Die Sprache dieser Artikel ist fast noch harmlos im Vergleich zu den Flammenworten, mit denen beispielsweise der allverehrte Obermedizinalrat Prof. Dr. Max Gruber in Heft 14 der Veröffentlichungen des Deutschen Vereins für Volkshygiene gegen eine solche Volksverführung geeifert hat. (Prof. Gruber rief dem deutschen Volke zu: Sperre ins Tollhaus

[2]) „Moral" von Ludwig Thoma.

die unter dem Titel der Schönheit alles zum ziel-
jene Aestheten, die unter dem Titel der Schönheit alles zum ziel- die das rücksichts-
losen Spiel machen, die falschen Propheten aber, die das rücksichts-
lose Sichausleben „als Ideal erklären, erschlage! Diese
Schurken ....") Der liberale Abgeordnete Dr. Müller-Meiningen
warf in der vorigen Woche in einer Versammlung des Vereins
Freimünchen der Zentrumspartei vor, daß sie eine Politik von
nie gewesener Niedertracht verfolge. Es wird keinem
Zentrumsführer einfallen, wegen dieses Vorwurfes politischer
Niedertracht sich in seiner bürgerlichen Ehre gekränkt zu
fühlen und Privatklage zu erheben. Weder einer der Artikel-
schreiber, noch ich als der verantwortliche Redakteur haben auch
nur mit einem Gedanken daran gedacht, irgend eine Person an
ihrer bürgerlichen Ehre zu kränken, am wenigsten die Personen
der hier auftretenden Privatkläger. In der Richtigstellung in Nr. 36
ist sogar ausdrücklich betont, daß eine Direktion fast mit einem
Schein von Recht mildernde Umstände beanspruchen könne, solange
ein großer Teil der Lokalpresse in Reklameartikeln für diese Brettl
Propaganda macht. Das System ist es, das getroffen
werden sollte, und zu diesem System gehört auch
vor allem das Publikum, auf dessen Geschmacks-
richtung sich Herr Direktor Wagner in seiner
Zwiesprache mit Herrn Redakteur Hammelmann
berufen zu können glaubte.

Zum Schlusse noch ein Wort über die Art der Vorträge,
deren Text uns ja im Wortlaut vorgeführt werden soll. Ich fürchte
keinen Widerspruch, wenn ich behaupte, daß ein Couplet oder ein
Dialog oder ein Theaterstück, wenn es von dem Vorsitzenden des
Gerichtshofes vorgetragen wird, ganz anders wirken wird, als
wenn es von Brettlgrößen mit allen Zutaten des Ausdrucks, des
Augen- und Mienenspiels und der Gesten (die eventuelle Kostü-
mierung und sonstige Zutat, wie Auskleidungsszene oder „in der
Badewanne" nicht zu vergessen) zu Gehör und zugleich zur Schau
gebracht wird. Ich habe auch allen Grund zu bestreiten, daß die
von der Polizeizensur oft erst nach erheblichen Streichungen zu-
gelassenen Vortragsstücke stets genau so vorgetragen werden, wie
der Polizeistift es gewollt hat. Es sind Zeugen zur Stelle, welche
über die volle Wirkung des Vortrags und der Darstellung ihre
persönlichen Eindrücke kundgeben können.

Der Privatbeklagte Hans Besold erklärte im Anschluß
hieran gleichfalls, daß es ihm bei Abfassung des Artikels fern
gelegen sei, jemanden zu beleidigen; es war ihm nur um die
Sache zu tun.

Bei der prinzipiellen Bedeutung der Sache im allgemeinen
und für die „Allgemeine Rundschau" im besonderen läßt sich
eine ungeschminkte und möglichst wörtliche Wiedergabe
der wichtigsten Zeugenaussagen und Sachverständigen-
Gutachten nicht umgehen. Es ist wiederholt betont worden,
daß die „Allgemeine Rundschau" kein Blatt für Kinder
und für unreife, ängstliche Seelen ist. Was in öffent-
licher Sitzung vor einem größeren Publikum verhandelt wurde,
darf einem ernsten, gereiften Leserkreise nicht vorenthalten werden.

Als erster Zeuge wurde Lehrer Franz Weigl, Heraus-
geber der „Pädagogischen Zeitfragen", vernommen, der
soeben eine Broschüre über ein verwandtes, sittliches Problem
veröffentlicht hat,[3]) also gewiß ein Recht hat, auf diesem Ge-
biete gehört zu werden. Der spätere Versuch des Rechtsanwalts
Dr. Rosenthal, die Aussagen dieses Zeugen ins Lächerliche zu
ziehen, machte auf alle, die Weigls tiefgründige pädagogische
Durchbildung (er ist auch als Redner in Erziehungsfragen sehr
geschätzt und hielt u. a. bei pädagogischen Hochschul- und Ferien-
kursen in Salzburg, Stuttgart und München Vorträge, die in
der Presse große Anerkennung fanden) den peinlichsten Eindruck.
Der Zeuge Weigl wurde unvereidigt vernommen. Dr. Kausen
gab ausdrücklich zu, daß er den Artikel Hans Besolds Herrn
Weigl zur Nachprüfung vorgelegt und auf dessen Rat eine
Stelle abgeschwächt habe. Wir geben die Zeugenaussagen Weigls
nach dem Stenogramm:

Zeuge Franz Weigl: Ich bin in die Vorstellungen gegangen,
um mich zu orientieren als Schriftführer des Interkonfessionellen
Männervereins zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit. Die
Aufführungen sind oft von verschiedenen Seiten beanstandet worden.
Ich war einmal im Kleinen Theater und dreimal im Intimen
Theater. In der von mir besuchten Aufführung des Kleinen
Theaters ist sehr Ungeziemendes vorgekommen. Im Kleinen Theater
wurde zuerst ein Einakter gegeben: „Sie gestatten". Zwei Damen
werden in einen modernen Salon geführt. Es kommt eine Dienerin,
die ihnen den Mantel und dann die Oberkleider abnimmt. Das
Publikum erwartet pikante Sachen. Diese kommen allerdings nicht,
es klärt sich am Schlusse auf, daß den Damen nur deshalb die
Kleider genommen werden, um den neuesten Schnitt daran abzu-
nehmen. Die Entkleidungsszene ist dadurch besonders anstößig,
daß man die Damen auf der Bühne bis auf das Korsett und die
Unterkleider auszieht. Auch die Bemerkung der einen Dame: „Ach
Gott, sie weiß nicht, wozu Frauen ausgezogen werden", erscheint
sehr anstößig; sie zeigt, auf welche Gedanken man das Publikum
mit dem Stücke bringen will.

Das andere Stück war „Die Nymphen". Hier werden junge
Mädchen als Wassernymphen vorgeführt, die einen Reigen auf-
führen, der abstoßend wirkt. Ich habe mich besonders darüber ent-
rüstet, daß sich ein solches Stück über die Bestrebungen des
„Sittlichkeitsvereins" lustig macht. Eine von den Nymphen
spricht von einem westfälischen Pastor, der so unreine Gedanken
hatte, daß sie jedesmal ins Wasser tauche, um sich wieder zu reinigen.
Ich habe den Eindruck gehabt, daß das ganze Stück nur dazu ge-
macht ist, um Weiber in möglichst leichter Schürzung zu zeigen.
Wenn so etwas im Hoftheater geschieht zur Darstellung eines
Balletts, so ist das ganz etwas anderes, als wenn damit an-
zügliche Reden verbunden werden.

Zeuge schildert dann den Inhalt des vorgetragenen Liedes:
„Die fromme Gräfin und der Abbé" (Pointe: Wenn ich mein
geistlich Kleid ausgezogen habe, bin ich ein Mensch wie du.
Gräfin: Zieh' es aus). Bezüglich des ebenfalls gegebenen Stückes
„Wotans Abschied" äußert der Zeuge: Wenn in einem Drama,
z. B. von Shakespeare, der Ehebruch dargestellt wird, so wird mich
das nicht reizen. Hier handelt es sich um große tragische Konflikte,
während in den Brettlstücken nur der Ehebruch selbst als harmlos
dargestellt wird. In dem Stück kommt der Hausfreund aus dem
Schlafzimmer ganz entnervt, die Spuren der durchtollten Nacht
verratend. Die Frau erscheint in einem Matinee, oben weit ge-
öffnet, die ganze Brust nackt zeigend, und tollt mit ihrem Liebhaber
auf dem Sofa. Der Ehemann überrascht die Beiden und ist noch
dankbar dafür, daß der „Freund" ihm Gelegenheit zur Scheidung
verschafft hat.

Rechtsanwalt Rumpf: Können Sie sich erinnern, daß in
dem Stück „Sie gestatten" eine Dame sagt: „Heilige Mutter Gottes,
ich versprech Dir, daß ich meinen Mann nicht betrügen werde,
wenigstens nicht im ersten Jahre?" Hat Sie das verletzt? — Zeuge:
Jawohl, ganz gewiß. Ich bin Katholik und ich fühlte mich durch
diese Herabwürdigung einer Gebetsformel tief verletzt.

Vorsitzender: Waren in dem Stück „Die Nymphen" die Dar-
stellerinnen nackt? — Zeuge: Sie waren natürlich nicht splitter-
nackt; aber die „Allgemeine Rundschau" hatte mit ihrem Ausdruck
recht. Im Vorjahr war hier eine „Nackttänzerin", von der ja
doch jedermann sofort auch wissen mußte, daß sie nicht splitternackt
auftrat. In dem Stücke „Nymphen" hatte ich den Eindruck, daß
man möglichst viel Fleisch zeigen wollte, wie man so sagt. Ich
notierte mir in mein Programm: „Fleischmarkt". Die Damen
hatten wohl Trikot an; aber man kann nicht unterscheiden, wie
weit das Trikot reicht, und wo das Fleisch angeht.

Vorsitzender: Was für einen Eindruck hatten Sie vom Publi-
kum? — Zeuge: Besonderen Anstoß habe ich daran genommen,
daß auch ein Knabe von ca. 14 Jahren in Begleitung einer Frau,
anscheinend seiner Mutter, da war. Ich habe dies direkt skandalös
gefunden. Das übrige Publikum bestand aus jungen Leuten, die
einen Genuß haben wollten, aus Studenten, aus Lebemännern,
aus Frauen von der „neuen Moral".

Vorsitzender: Das war das „Kleine Theater". Welches war
ihr Eindruck im „Intimen Theater"? — Zeuge: Der Gesamt-
eindruck des Intimen Theaters ist für mich noch schlechter als der
des Kleinen Theaters. Einmal in einer Vorstellung habe ich mich
gefreut, daß man ein Brettl auch machen könne, ohne daß man
das Sittliche herabzieht.

Vorsitzender: War das im Intimen Theater? — Zeuge:
Ja, bei einem Gastspiele des Kabarett „Nachtlichtl", das
eigentlich viel besser war als sein Name. Dieses Kabarett hat
ein Stück aufgeführt, das mich höchstens als Schulmann hätte
abstoßen können, wegen der darin enthaltenen übertriebenen
Satire; aber es ist durchaus nichts sittlich Anstößiges darin vor-
gekommen. Anders war es in der zweiten und dritten Vor-
stellung.

Vorsitzender: Schildern Sie uns nun Ihre Wahrnehmungen
bezüglich der Mary Irber. — Zeuge: Die Mary Irber sah ich,
sie hat ein Lied gesungen von einem früheren Liebhaber, einem
Schwarzen. — Dazu führte sie sprungartige, tanzartige Bewe-
gungen aus, mit denen sie direkt koitusartige Bewegungen
verband. Das hat mich so abgestoßen, daß ich mir sagte: das
Urteil, das man vielfach hört, wird bestätigt. Bei einer an-
deren Nummer liegt sie auf dem Diwan; hier mimt sie direkt
Geilheit, sie singt ein Lied auf die Ottomane, auf der sie liegt;
das Lied ist ganz blöd. Aber die Gesten sind nicht näher wieder-
zugeben. In einem anderen Stück sitzt sie in einer Badewanne;
zuerst steht ein Paravent davor, dieser wird dann weggenommen.
Nun steigt ein Mann zum Fenster herein. Mary Irber streckt
ihren Arm aus, man meint, daß sie nackt sei; man weiß ja nicht,
daß sie ein Badekostüm anhat. Der Mann geht hin zur Bade-
wanne und spricht mit Mary Irber sehr anzüglich und erzählt,
daß er einen anderen mit dessen Frau betrogen hat. Nun kommt
auch der betrogene Ehemann, der seinerseits wieder der Liebhaber
der Irber ist, und sagt zu dem Eindringling: daß du mich mit

[3]) „Erzieher und moderne Nacktkultur." München, Höfling.

meiner Frau betrogen hast, verzeih ich dir, daß du mir aber nun meine Geliebte ausspannen willst, das verzeih ich dir nicht.

Anschließend daran schildert der Zeuge ein drittes Stück: „In und unter dem Bett" und fährt dann fort: Immer spielt das Sexuelle, das Sittlich-Anstößige, das Sinnliche eine große Rolle. In anderen Variétés kommt es ja auch ab und zu vor. Hier handelt es sich aber um eine systematische Wiedergabe des Unsittlichen. Zeuge bestätigt schließlich die Darstellung der „Allgemeinen Rundschau" über die cynisch-gemeine Verführung eines Backfisches in der „Komödie": „Ein starkes Stück."

Vorsitzender: Haben Sie den Eindruck gehabt, daß die Vorführungen etwa künstlerisch sind? — Zeuge: Ein künstlerisches Moment kommt dabei nicht in Betracht. Manches ist ganz nett, das meiste aber nichts wert; manche können nicht richtig sprechen.

Rechtsanwalt Dr. Rosenthal zum Zeugen: Sie wissen, daß das Vorstellungsprogramm jedesmal von der Polizei genehmigt wird? — Zeuge: Wohl. Aber durch kleine Wendungen, Gesten usw. kann oft ein anderer Sinn dem Text unterschoben werden, kann etwas anstößig werden. Wenn die Polizei von einer solchen Ausführung des Programms wüßte, dann würde sie ihre Zusage wohl nicht geben.

Rechtsanwalt Dr. Rosenthal: Dann werden wir wohl aus dem Verlesen der Texte auch keinen richtigen Einblick gewinnen, sondern nur aus den Aufführungen.

Vorsitzender: Das gesamte Gericht hat in beiden Theatern noch keine Vorstellung gesehen und hat infolgedessen die Möglichkeit einer Augenscheinnahme in Erwägung gezogen. Da jedoch gesagt wurde, daß in diesem Falle anders gespielt werden würde, ist der Gerichtshof wieder davon abgekommen. Wir müssen eben aus den Zeugenaussagen den Eindruck herausnehmen, und die Herren Sachverständigen werden dann die verlesenen Texte prüfen.

Rechtsanwalt Rumpf: Ich möchte darauf hinweisen, daß auch andere Zeitungen, wie die „Münchner Neuesten Nachrichten" und die „Münchener Post", schon oft darüber klagten, daß die Polizeizensur gegenüber Variétés merkwürdig lax sei. — Vorsitzender: Wir dürfen die Polizei nicht zu weit hereinziehen. Sie kann sich nicht verteidigen. Das kommt aber auch für uns gar nicht in Betracht. Das Gericht hat ganz unabhängig von der Polizeizensur zu urteilen. Dr. Kausen: Die Polizei fühlt sich, wie mir versichert worden ist, durch die Artikel der „Rundschau" nicht im mindesten beleidigt.

Als zweiter Zeuge wird vernommen Dr. Lochbrunner, prakt. Arzt: Ich kenne das „Kleine Theater" nicht, nur das „Intime Theater" kenne ich. In den letzten beiden Jahren habe ich es je einmal gesehen. Ich kann mich auf einzelne Stücke nicht genau erinnern, sondern nur den allgemeinen Eindruck schildern. Die Sache war geistlos von Anfang bis zu Ende, so daß ich mir sagen mußte: Es ist kein höherer Zweck damit verfolgt, und alle Seiten sind nur darauf berechnet, die Sinnlichkeit zu erregen und die Wirkung der Zoten, die nicht einmal immer so bedeutend sind, zu erhöhen. Ich habe bemerkt, daß junge Leute in großer Anzahl da waren, ebenso auch Damen. Die Wirkung des Spieles der Mary Irber ist für junge Leute eine geschlechtlich aufregende. Für mich sind ja die Darbietungen in keiner Weise geschlechtlich aufregend gewesen, ich bezweifle aber, ob dies auch bei den jungen Leuten der Fall war.

Rechtsanwalt Rumpf: Hat Zeuge auch das Stück „In der Badewanne" gesehen? Der Zeuge bejaht dies und schildert das Stück so wie die „Allgemeine Rundschau".

Vorsitzender: Haben Sie bemerkt, daß viele Studenten die Vorstellungen besuchten? — Zeuge: Ich habe viele junge Leute gesehen und darunter auch solche, die Merkmale einer schlagenden Verbindung trugen.

Zeuge Franz Mitterlechner, stud. jur.: Ich war mit dem Beklagten Besold im „Intimen Theater". Ich bin innerhalb zweier Jahre ungefähr 3—4 mal dort gewesen. Im großen und ganzen bin ich der Ansicht, daß in einer Großstadt solche Darbietungen wohl gestattet seien. Ich persönlich habe an den Vorstellungen keinen Anstoß genommen. Solche Vorstellungen werden verlangt vom Publikum. Einige Stücke haben mir aber den Eindruck gemacht, daß sie hochsinnlich sind. Zeuge schildert den Inhalt eines von Staller vorgetragenen Chansons „Das Lademädchen" als besonders anstößig. Auf Befragen erklärte Zeuge, daß er nicht auf dem Boden der Sittlichkeitsvereine steht und einer freieren Weltauffassung huldigt.

Sachverständiger Chefredakteur Muth frägt den Zeugen, ob in dem Stück „Das starke Stück" unsittliche Bewegungen gemacht werden. — Zeuge: Er faßt das Mädchen an den Füßen und greift bis ans Knie hinauf.

Als sachverständiger Zeuge erklärt Dr. Creuzbauer (Redakteur der „Münchener Zeitung"): Die Tendenz, Anstößiges zu bieten, war im Kleinen Theater nicht vorhanden. Beim Intimen Theater liegt die Sache anders. Zeuge hat sehr oft den Eindruck gewonnen, daß man darauf spekuliert, nicht besonders anständige Instinkte wachzurufen. Die künstlerische Bedeutung beider Theater steht auf keiner besonderen Höhe. Die Frage, ob Zeuge bei Mary Irber Anstößiges gefunden habe, beantwortet er unter großer Heiterkeit mit dem bezeichnenden Wort: „Es war halt die Mary Irber!" Auf die Frage des Vorsitzenden, ob das in abfälligem Sinne gemeint sein soll, wird dies vom Zeugen bejaht.

Der als sachverständiger Zeuge vernommene Hans Freiherr von Gumppenberg, Theaterkritiker der „Münchner Neuesten Nachrichten", kennt das Kleine Theater nur aus der Zeit seiner Gründung, als einige Dramolets aus seiner Feder aufgeführt wurden. Das Kleine Theater wollte die Tradition der Elf Scharfrichter übernehmen.

Als noch weniger unbefangen wird man den als sachverständigen Zeugen vernommenen Dr. Arnulf Sonntag, Redakteur der „Münchner Neuesten Nachrichten", gelten lassen können. Von ihm führt das Kleine Theater jetzt noch Stücke auf, was übrigens in der Verhandlung nicht bekannt war. (In Nr. 23 der „Münchner Neuesten Nachrichten", Vorabendblatt vom 16. Januar 1909, verzeichnet das Repertoire des „Kleinen Theaters" neben dem in der „Allgemeinen Rundschau" scharf verurteilten, frivolen Ehebruchstück „Wotans Abschied" „Die neue Gemeinde", Komödie von Dr. A. Sonntag.) Bei solcher Sachlage eignet sich Dr. Sonntag kaum als vorurteilsfreier Sachverständiger in diesem Falle. Er fand bei fünfmaligem Besuch nichts Unsittliches. Nur ein Stück hat ihm nicht gut gefallen.

Redakteur Kroff, Mitarbeiter der „Münchner Neuesten Nachrichten", meint, das „Kleine Theater" sei ziemlich harmlos, für diese Art Bühne — vielleicht zu harmlos. Etwas stärker ist das „Intime Theater", das manchmal etwas zu weit geht. Die Darstellungen der Mary Irber sind Darstellungen einer künstlerischen Persönlichkeit. Was dahinter ist in privater Weise, gehört nicht hierher. Das Publikum, das in solche Theater kommt, erleidet durch diese Aufführungen keinen Schaden. Zeuge meint, bei einem guten Witz dürfe man nicht fragen, ob er mehr oder weniger anständig sei. Die Vorträge der Mary Irber würden durch die Kunst geadelt. (Heiterkeit.)

Der als sachverständiger Zeuge vernommene Schriftsteller Herm. Roth, weiteren Kreisen als Humorist bekannt, auch Mitarbeiter der „Münchner Neuesten Nachrichten", sagt aus: Sittlicher Wert und Unwert ist schwer zu präzisieren. Man muß annehmen, daß, wer in solche „Theater" geht, leichte Kost erwartet; diese Theater verstoßen zum mindesten gegen den guten Geschmack. Nicht der Text ist das Alleinige; der Ton ist es, der die Musik macht. Dann die Gesten, die Mimik! — Vorsitzender: Halten Sie die Artikel für berechtigt? — Zeuge: Ich gebe gerne zu, daß man als Vertreter einer anderen Weltanschauung diesen Zuständen entgegentreten und sie bekämpfen kann. — Vorsitzender: Machen Sie einen Unterschied zwischen beiden Theatern? — Zeuge: Ja, es kommt auch sehr auf die Vorstellung an; man kann Abende treffen, deren Programm ganz einwandfrei ist. Neulich trat z. B. im Intimen Theater eine ehemalige Hofschauspielerin auf; sie rezitierte Gedichte. Eine Erscheinung von keuschem Reize, was man von Fräulein Irber nicht behaupten kann. (Heiterkeit.)

Vorsitzender: Was haben Sie für einen Eindruck bezüglich des Publikums gewonnen? — Zeuge: Es waren auch Leute aus der besten Gesellschaft darunter. Ich betone nochmals: es kann Vorträge geben, die, an sich harmlos, durch die Darstellung sehr anstößig werden. Zeuge führt als Beispiel ein harmloses Gedicht: „Die Beicht" an, das durch die Art des Vortrags und der Gesten und Mienen das katholische Empfinden unbedingt verletzen mußte. Dr. Kausen kennt der Zeuge seit zwanzig Jahren und kann ihm bestätigen, daß er stets gegen die öffentliche Unsittlichkeit gekämpft hat.

Der als sachverständiger Zeuge vernommene Gymnasialprofessor Heinrich Morin, auch als Künstler und Schriftsteller sehr angesehen (er machte im vorigen Jahre im Auftrage der Regierung eine Studienreise nach Indien und veröffentlichte ein Buch darüber), versicherte zunächst, daß er auf einem anderen politischen Standpunkte stehe als Dr. Kausen, aber in dieser Frage die Haltung der „Allgemeinen Rundschau" billige. Er schildert eine Vorstellung im Intimen Theater vom letzten Samstag. Er ging infolge der Vorladung hin, um sich zu orientieren; er hatte den Eindruck, daß das Programm wenig Gelegenheit zu Beanstandungen gab, vielleicht mit Rücksicht auf den bevorstehenden Prozeß. Das Programm ist jetzt sehr zahm. Hie und da freilich zeigte sich in dem harmlosen Mäntelchen ein Riß, durch den die frühere Tendenz durchdringt. Es kamen auch ein paar wirklich gemeine Witze und Anekdoten vor. So wird ein Telephongespräch zwischen König Philipp und Marquis Posa vorgeführt. Auf die Frage nach der Königin wird geantwortet: Das besorgt jetzt mein Sohn. Die Absicht, auf das Sexuelle hinzudeuten, liege klar zutage.

Vorsitzender: Wie war das Publikum? Zeuge: Das Publikum bestand nach meiner Beobachtung aus jungen Leuten, Studenten, Einjährigen. Wenn diese jungen Leute ihr geistiges Futter an solchen Stellen suchen, dann ist es sehr schlimm; diese Vorführungen sind von verderblichem Einfluß auf junge Leute, die erst vor kurzem aus der Schule heraus sind.

Vorsitzender: Was halten Sie von den Artikeln? Zeuge: Ich halte sie für sehr nützlich, die Jugend zu bewahren.

RA. Rumpf: Wie stellen Sie sich den Einfluß vor, wenn die Aufführungen so waren, wie sie in den Artikeln geschildert



Noch viel verderblicher als jetzt, wo das werden? — Zeuge: Programm zahmer ist

RA. Rumpf: Sie würden eine scharfe Zurückweisung dieser sittlichen Mißstände durch solche Artikel gutheißen? — Zeuge: Ich halte sie nicht nur für gerechtfertigt, sondern sogar für ein eminent gutes Werk. Viele junge Leute, die eine prächtige Entwicklung verheißen — wir Schulmänner machen gar oft diese Erfahrung — sind, wenn wir sie nach ein paar Jahren wieder sehen, an Geist und Körper herabgekommen.

Vorsitzender: Halten Sie die Gymnasialbildung für stark genug, daß sie einem gesund veranlagten jungen Manne auch später moralischen Halt verleiht? — Zeuge: Nein; nach meiner Meinung nicht; die jungen Leute kommen von der Schule weg, alles drängt sich an sie heran; der junge Mann ist auf einmal frei, hört eine andere Moral, andere Grundsätze aussprechen, und wenn er, von dieser Gesellschaft verleitet, sein geistiges Futter aus diesen Darstellungen holt, **muß** er auf Abwege kommen. Viele junge Leute sind dadurch verdorben worden, wenn sie solche Vorführungen besucht haben, die in ihrer scheinbar künstlerischen Aufmachung nur noch mehr reizen.

Schriftsteller Franz **Wichmann** kennt die Aufführungen im Intimen Theater aus einem Besuche vor etwa 5—6 Wochen. Damals war ein dezentes Programm: Mary Irber trat sogar ausnahmsweise (Heiterkeit im Publikum) in einem ernsten Stücke auf, in einer tragischen Rolle; es war ja gerade keine künstlerische Leistung; auch literarisch hat das Programm keinen Wert gehabt. Im Kleinen Theater hat der Zeuge nichts Unmoralisches gehört.

RA. Rumpf: Was hätten Sie für ein Urteil, wenn die Vorstellungen unter den in den Artikeln geschilderten Umständen vor sich gegangen sind? — Zeuge: Ich finde, daß die Artikel dann vollständig berechtigt sind.

Geschäftsführer und Redakteur August **Hammelmann** hat im Sühnetermin Dr. Kausen vertreten.

Er bezeugt, daß Direktor Wagner offen zugab, auch er sei mit manchem, was im „Kleinen Theater" aufgeführt werde, nicht einverstanden. Aber das Publikum verlange solche Sachen. Die in der „Rundschau" erschienene Berichtigung habe Direktor Wagner gar nicht gekannt.

Der Vorsitzende verlas nun die Texte von vier im „**Kleinen Theater**" aufgeführten Stücken: „**Sie gestatten**", „**Die Nymphen**", „**Die fromme Gräfin und der Abbé**", „**Wotans Abschied**", sowie den Text der im „Intimen Theater" aufgeführten Verführungskomödie „**Ein starkes Stück**".

Nach dieser Vorlesung gaben die literarischen Sachverständigen **Alfred Freiherr Mensi von Klarbach**, Chefredakteur der „Allgemeinen Zeitung", und **Karl Muth**, Chefredakteur des „Hochland", welche der Beweisaufnahme von Anfang an beigewohnt hatten, unter allgemeiner Spannung ihre literarisch und ästhetisch wertvollen Gutachten ab.

Freiherr von **Mensi**, der als der hervorragendste und feinsinnigste Theaterkritiker Münchens anerkannt ist, erklärte: „Nach dem, was ich gehört habe, bin ich der Anschauung, daß der sittliche **Wert dieser Zeugnisse auf dem tiefsten Standpunkt steht, den man sich denken kann.** Künstlerischen **Wert** glaube ich keinem dieser vorgelesenen Erzeugnisse beimessen zu können. Auch glaube ich, daß sie aufgeführt, ja vielleicht sogar nur verlesen, auf ein jugendliches unverdorbenes Gemüt einen sehr schlechten Eindruck machen müssen. Das kann sich durch eine stark pointierte Aufführung, die die starken Stellen noch unterstreicht, nur verschlechtern. Auf einen reifen Mann würde es einen verschiedenen Eindruck machen können, je nach dem Niveau, auf dem der betreffende steht. Wenn es wahr ist, was die Herren Zeugen betont haben, daß die Varietés namentlich von der studierenden Jugend gerne und oft besucht werden, so kann ich mir vorstellen, daß sie einen nichts weniger als erzieherischen Eindruck auf die Leute machen. Ich kann von meinem Standpunkt aus erklären, nachdem ich mehr als 27 Jahre als Schriftsteller und Theaterreferent tätig bin, daß ich **die Existenz dieser Varietés überhaupt beklagen muß, und zwar deshalb, weil sie den besseren Bühnen einen unnennbaren Schaden zufügen.** Das Publikum wird so für die Varietés erzogen, und die **Varietés haben eine sehr schädliche Rückwirkung auf die besseren Bühnen** insoferne, als wir schon seit Jahren und Jahrzehnten sehen, daß sich auch die besseren Theater immer mehr verschlechtern nach der Richtung der Varietés hin. Die **besseren Theater leiden unter der materiellen Konkurrenz dieser Varietés und werden so gezwungen, ebenfalls Stücke dieser Art zu geben.**"

Karl **Muth**, der als Aesthet sehr geschätzte Herausgeber des „Hochland", erklärte: „Ich will mein Gutachten als ein ergänzendes aufgefaßt wissen, halte aber ein Sachverständigengutachten überhaupt für überflüssig. Ich will mich in bezug auf die verlesenen Sachen gar nicht einmal auf den Standpunkt des strengen Sittenrichters stellen, man kann solche Dinge auch ansehen als eine scharfe Kritik des heutigen gesellschaftlichen Lebens. Wichtig und ausschlaggebend ist die Bestätigung der verschiedenen Zeugen, daß diese Aufführungen meist begleitet waren durch Gesten und eine Mimik, die durchaus den Charakter des Unzüchtigen tragen, so daß man nicht nur von Zweideutigkeiten, sondern nur von Eindeutigkeiten reden kann. Der Eindruck der meisten Zeugen ist, daß der Ton die Musik macht. Es scheint mir bei den Nymphen die Situation eine ziemlich eindeutige und die Spekulation auf die niedrige Sinnlichkeit ziemlich groß zu sein. Diese Dinge gehen immer nur so weit, wie es polizeilich zulässig ist in bezug auf Wortlaut, Aktion und undefinierbare Gesten. Alles ist darauf berechnet, daß der Ton in der Phantasie weiterschwingt und Stimmungen und Gefühle auslöst, die im höchsten Grade korrumpierend wirken müssen. Gewiß, es kann Unsittlichkeit durch die Kunst unter Umständen erhöht werden. Das darf nicht als mildernd angesehen werden. Ich weiß, daß in diesen Dingen eine gewisse künstlerische Routine den Anstrich des Künstlerischen geben kann, aber zweifellos ist, daß dadurch der Reiz des Gefährlichen nur erhöht wird. Ich bin der Meinung, daß Darstellungen dieser Art nichts für eine ernste künstlerische Volkserziehung bedeuten und daher nicht geduldet werden sollten."

Auf die Frage des Vorsitzenden, ob einer der anderen Sachverständigen seiner früheren Aussage etwas hinzuzufügen wünsche, erklärt Gymnasialprofessor **Morin** noch: Derartige Vorstellungen wirken auf die Jugend höchst gefährlich ein, und es ist ein Verdienst Kausens und Besolds, daß sie über solche Aufführungen aufgeklärt haben.

Schriftsteller **Roth** tritt vor und erklärt: Das Kleine Theater ist harmloser als das Intime Theater. Aber bezüglich der aufgeführten Stücke müsse er sagen, daß ihnen ein sittlicher Wert abzusprechen ist. Im Intimen Theater habe Mary Irber[4]) auf offener Bühne sogar den Koitus gemimt. — Vorsitzender: Glauben Sie, daß die Artikel der „Allgemeinen Rundschau" zu weit geben? — Zeuge: Wer selber auf das Gefühl anderer keine Rücksicht nimmt, darf nicht erwarten, allzu subtil angepackt zu werden.

In der **Nachmittagssitzung** wurden zunächst noch die Zeugen **Freiherr von Freyberg**, Kgl. Kämmerer, Reichstags- und Landtagsabgeordneter, und Hermann **Lembert**, protestantischer Stadtpfarrer von St. Lukas, vernommen.

Abg. Freiherr **von Freyberg** führte aus, daß Dr. Kausen sich um die Bewegung zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit große Verdienste erworben und auch an der Gründung des Interkonfessionellen Münchener Männervereins hervorragenden Anteil hatte. Dr. Kausen habe sich nie von falscher Prüderie leiten lassen, im Gegenteil wiederholt vor Engherzigkeit gewarnt und immer wieder betont, daß die Interessen der Kunst nicht geschädigt werden dürfen. Persönliche Angriffe hätten Dr. Kausen stets ferngelegen.

Protest. Stadtpfarrer Hermann **Lembert** erklärte: Ich lernte Herrn Dr. Kausen vor drei Jahre kennen infolge eines Aufrufes und einer darauffolgenden in der Theresienstraße stattfindenden Versammlung, die den Zweck hatte, einen Verein zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit zu gründen. Da ich wenige Kollegen dort sah, hielt ich es für meine Pflicht, meinerseits meine Unterstützung der Sache angedeihen zu lassen, um zu erklären, daß die Protestanten genau auf demselben Standpunkt stehen in der Erhaltung der Sittlichkeit unseres Volkes. Ich wurde in den Ausschuß gewählt und habe in diesen drei Jahren Herrn Dr. Kausen hinreichend kennen gelernt. Ich muß sagen, **daß er ein höchstes Interesse unseres Volkes vertritt, wenn er gegen die Schmutzfluten, die über unser Volk hinweggehen, ankämpft.** Er sowohl wie auch ich sind Feinde jeder Prüderie, wir haben uns bemüht, auch freiere Anschauungen innerhalb unserer Kreise zu Worte kommen zu lassen. Was wir bekämpfen mußten, haben wir versucht zu bekämpfen, und darin ist Herr Dr. Kausen allezeit der tätigste und eifrigste in unserer Mitte gewesen. Ich habe persönlich nur die angenehmsten Erinnerungen an ihn.

Vorsitzender: Hat Dr. Kausen es zu vermeiden gesucht, persönliche Angriffe gegen Leute, die er bekämpft, zu erheben? —

4) Zur Charakteristik der Mary Irber sei noch erwähnt, daß sie nach einem Berichte der „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 560 vom 29. Nov. 1908) sich dazu hergab, bei einem Herrenabend der „Narrhalla" als „fescher Ulan vom Regiment Nr. 175" (!!) aufzutreten.

Zeuge: Ich kann wenig urteilen, wo der Kampf ein persönlicher war. Das ist klar, daß der Kampf immer als ein persönlicher zu führen ist, da die Vertreter der einzelnen Richtungen immer hervortreten, nur in der Weise natürlich, daß der Betreffende der Schildhalter seiner Sache sein muß. Ich glaube nicht, daß Dr. Kausen irgendwie zu weit gegangen ist.

Hiermit war die Beweisaufnahme geschlossen. Zu einem vom Vorsitzenden angeregten Vergleich zeigte sich keine der Parteien geneigt.

Rechtsanwalt Dr. Rosenthal, der Vertreter des Intimen Theaters, wollte nicht anerkennen, daß es sich um Fragen der Sittlichkeit handle; für ihn sind es nur Fragen des Geschmacks. Er will die Vorgänge dieser Theater nicht für sich, sondern aus dem Milieu der Zeit heraus betrachtet sehen. Wer ins Kabarett gehe, wisse, was darin vorgeht. Seiner Ansicht nach sind die Angriffe gegen die Leiter der Unternehmungen gerichtet und enthalten formale Beleidigungen.

Der Vertreter des Kleinen Theaters, Rechtsanwalt Dr. Baumann, verwahrt sich dagegen, daß sein Mandant auf Erregung der Sinnlichkeit spekuliere. Ihm persönlich erscheint alles ganz harmlos oder als geistvolle Satire auf die Unsittlichkeitsschnüffelei. Wenn Prof. Morin konstatiere, daß die humanistische Bildung die jungen Leute nicht vor Verführung zu schützen vermöge, dann müsse eben die Schule sich bemühen, sie so zu erziehen, daß sie solchen Theatern fernbleiben (Heiterkeit).

In einem weit ausholenden glänzenden Plädoyer, dessen wesentlicher Inhalt im nächsten Hefte nachgetragen werden soll, kennzeichnet Rechtsanwalt August Rumpf im Gegensatz zu seinen Prozeßgegnern die vorliegende Frage als eine solche von größtem ethischen Gewicht, sittlicher Bedeutung und nationaler Wichtigkeit. Die inkriminierten Artikel müßten gewürdigt werden in dem großen Rahmen der Bewegung zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild, einer Bewegung, die alle Parteien und Konfessionen umfaßt. Die bedeutendsten Männer aller Richtungen haben die schärfsten Worte der Verurteilung dieser „geistigen Syphilis“ gefunden in der Erkenntnis, daß die physische Gesunderhaltung der kommenden Geschlechter in Gefahr ist.

Die scharfen Ausdrücke der Artikel seien der Ausfluß einer berechtigten flammenden Entrüstung und trafen nur die Sache, nicht die Personen der Kläger.

Nach wiederholten Repliken der beiden klägerischen Rechtsanwälte und des Rechtsanwalts Rumpf zog sich das Gericht zu kurzer Beratung zurück. Das vom Vorsitzenden verkündete Urteil lautete auf

Freisprechung

Dr. Kausens von zwei und Hans Besolds von einem Vergehen der Beleidigung. Die Kosten tragen die Kläger.

Gründe: Das Gericht geht von der Anschauung aus, daß bezüglich der beiden Artikel, die hier in Frage kommen, den Verfassern sowohl wie auch dem Redakteur der Schutz des § 193 des Reichsstrafgesetzbuches an sich zusteht. Nach diesem Gesetz ist derjenige straffrei, der tadelnde Urteile über künstlerische oder wissenschaftliche Leistungen bringt sowie Aeußerungen, welche zur Ausführung oder Verteidigung von Rechten, oder zur Wahrung berechtigter Interessen gemacht werden, wenn das Vorhandensein einer Beleidigung aus der Form der Aeußerung oder aus den Umständen, unter welchen sie geschah, nicht hervorgeht. Dieser Paragraph trifft an sich hier zu. Für das Gericht schied von vornherein die Würdigung der Frage aus, ob Institute wie die der Kläger eine Existenzberechtigung haben oder nicht, und inwieweit die polizeiliche Zensurierung hier einzugreifen habe, endlich wie der gegenwärtige Zustand der beiden Theater sei. Das Gericht hatte für sein Urteil den Zustand der Theater zugrunde zu legen, wie er bei Abfassung der Artikel sich ergab. Das Gericht ging weiter davon aus, daß zwischen dem „Kleinen Theater“ und dem „Intimen Theater“ ein großer Unterschied besteht. Das Gericht hat nicht für festgestellt erachtet, daß bei dem Kleinen Theater eine „Spekulation auf widrigen Sinnenkitzel“ gegeben ist, dagegen ist es zu der Meinung gekommen, daß die Darbietungen selbst einen sittlichen Wert nicht beanspruchen können. Das Gericht eignet sich die scharfen Ausdrücke der Artikel nicht an, ist aber der Meinung, daß, vom Standpunkt der Gegner des ganzen Brettltums aus gesehen, unter Berücksichtigung des tatsächlichen Inhalts dieser Stücke immerhin die Aeußerungen, wie sie die Artikel enthalten, wenn auch sehr scharf, so doch nicht solche sind, daß aus ihnen die Absicht der Beleidigung weder den Umständen noch der Form nach geschlossen werden kann. Bezüglich des Intimen Theaters ist festgestellt, daß die Gesamtheit der Zeugen und Sachverständigen aus allen politischen und sonstigen Lagern das Unternehmen sehr abfällig beurteilte. Das Gericht erachtet als festgestellt, daß eine Spekulation auf die niedrigsten Sinne im Intimen Theater ausgeübt wurde. Ein Theater, an dem sich eine Darstellerin findet, die bei ihren Gesängen, wie zwei Zeugen bekundeten, koitusartige Bewegungen, Bewegungen des Geschlechtsverkehrs macht, an dem sich ein Leiter findet, der solche Darstellungen duldet, ein Theater, das in einer Zeit, die sich ernstlich bemüht, die Jugend zu retten und zu schützen, ein Stück aufführt, in dem die Verführung eines Kindes in infamster Weise dargestellt wird, ein solches Theater darf keinen Anspruch auf sittliche Qualität erheben. Bei solchen Darstellungen kann weibliche „Charme“ nicht beschönigend in Frage kommen. Das Gericht hat die Meinung, daß eine Absicht der Beleidigung sich dann nicht erkennen läßt, wenn dem Herausgeber einer Zeitschrift von glaubwürdigen und einwandfreien Zeugen bestätigt wird, daß er jahrzehntelang im Kampfe gegen die Unsittlichkeit sich betätigt hat.

Interessant sind die Urteile zweier politisch entgegengesetzter Blätter über den Ausgang des Prozesses. Der „Bayerische Kurier“ (Nr. 14) schreibt: „Die ‚Münchner Neuesten Nachrichten‘ haben ihrer Berichterstattung von vornherein schon eine bestimmte Färbung gegeben durch die Ueberschrift: Kabarett und ‚Moral‘. Für sie war Verfechtung sittlicher Momente Moral in Gänsefüßchen. Das Urteil mag sie hart getroffen haben. Hoffentlich werden nun auch die staatlichen Behörden für Abhilfe sorgen. Das ist kein Postulat der Sehnsucht nach Polizeihilfe, sondern nur eine Forderung, die im wohlverstandenen Interesse des Staates selbst liegt.“ Die „Münchner Neuesten Nachrichten“ (Nr. 19) lassen sich also vernehmen: „Wir haben bereits im Morgenblatt über den Ausgang des Prozesses berichtet, der mit einer Rechtfertigung und Freisprechung der Beklagten endete. Die im Auszuge mitgeteilten Gutachten und **die gewiß allgemein zu billigende Begründung des Urteils** erübrigen eine weitere Aussprache über dieses Thema. Es bleibt nur zu wünschen, daß die Nutzanwendung dieses Prozesses richtig gezogen wird: — daß vor allem das Publikum und nicht Polizei und Gerichte als Hüter und Verteidiger der Sitte und des guten Geschmackes auftreten müssen, daß wir nur solche Vorstellungen besuchen, in denen wirkliche Kunst und würdige Unterhaltung geboten wird.“

Dieser vertrauensvolle Appell an das Publikum ist klassisch! Wie sagte der Direktor des „Kleinen Theaters“? Das Publikum verlangt diese Kost. Und wie sagten mehrere Zeugen und Sachverständige? Das Publikum geht nur in der Erwartung hin, daß ihm solche gepfefferten Stücke vorgesetzt werden. Und doch soll das Heil vom selben — Publikum kommen. Und haben die „Münchner Neuesten Nachrichten“ nicht kräftig mitgeholfen, das Publikum hineinzulocken? Das „Neue Münchener Tagblatt“ (Nr. 16) schreibt zutreffend: „Das sind hohle Redensarten.... Man kann mit Fug und Recht verlangen, daß die Korrumpierung, wie sie dieser Theaterprozeß erwies, unter allen Umständen unmöglich gemacht wird.“ Indessen denken nicht mehr alle Liberalen so wetterwenderisch wie die „Münchner Neuesten Nachrichten“, in deren Spalten der neueste Hymnus auf die im Urteil so scharf gekennzeichnete „Brettldiva“ vielleicht schon der Offenbarung harrt. Auch aus liberalen Kreisen sind der „Allgemeinen Rundschau“ zu ihrer Freisprechung lebhafte Sympathiekundgebungen zugegangen. In einer Zuschrift heißt es: Alle anständigen Leute stehen auf Ihrer Seite.



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der erkaufte Friede.

Für Geld kann man alles haben, unter Umständen sogar den europäischen Frieden. 2½ Millionen türkische Pfund ist er zweifellos wert. Es war ein guter Gedanke, die türkische Entrüstung über den „Raub" von Bosnien mit einem kühlen Umschlag von Gold zu behandeln. Mit einer wunderbaren Schnelligkeit hat das Ministerium Kiamil dem österreichischen Vorschlage der Entschädigung von 2½ Millionen Pfund zugestimmt und diesen Entschluß auch sofort durch ein Vertrauensvotum der Kammer decken lassen. Das ging so fix und glatt ohne Markten und Feilschen, daß man vermuten muß, es sei schon vorher in der Stille alles abgemacht gewesen, ehe der österreichische Botschafter Markgraf Pallavicini den offiziellen Vorschlag machte. Welche vermittelnden Hände hinter den Kulissen die Sache gedeichselt haben, ist noch nicht klargestellt. Aus allen bisherigen Anzeichen darf man schließen, daß Frankreich wesentlich zu der Anbahnung des Ausgleiches mitgewirkt hat. Es ist selbstverständlich, daß Deutschland jeder Bestrebung Oesterreichs seine Stütze geliehen hat. In einem französischen Blatte war vor kurzem angeregt worden, die friedensfreundlichen Mächte, Frankreich voran, möchten sich zu einer vermittelnden Aktion in aller Form zusammentun. Zu einem solchen förmlichen Eingreifen ist es aber anscheinend nicht gekommen; man hat sich offenbar mit formlosen Einwirkungen „unter der Hand" begnügt, und der Erfolg scheint zu bestätigen, daß sich manchmal ohne Kanzleipapier und Aktennummer mehr erreichen läßt als auf dem offiziellen Wege.

Der Gedanke, die Türkei durch eine Geldentschädigung abzufinden, ist nicht neu; er wurde schon im vorigen Jahre in der Presse erörtert. Wer sein kritisches Talent üben will, kann nun leicht sagen: wenn Oesterreich überhaupt ein Geldopfer für zulässig hielt, so hätte es schon früher das Angebot machen sollen, um die Periode des Hangens und Bangens abzukürzen. Dabei bleibt aber die Frage offen, ob denn in der Zeit der ersten Aufregung ein solches Angebot Anklang gefunden hätte. Als die Jungtürken unter englischer Anleitung sich in den leidenschaftlichen Boykott stürzten und Herr Iswolsky nach langem Herumreisen ein Konferenzprogramm mit ganz maßlosen und unmöglichen Forderungen auftischte, war für den goldbeladenen Esel der Weg nicht frei. Es kommt bei derartigen Vorschlägen zur Güte wesentlich darauf an, den richtigen psychologischen Moment abzupassen. Jetzt war er da und ist mit Erfolg benutzt worden. Des kann man froh sein und braucht nicht nachträglich zu untersuchen, ob Baron Aehrenthal bei dem Abwarten bloß von der eigenen Klugheit, oder auch von dem vorläufigen Widerstreben einiger Ministerkollegen, namentlich ungarischer, beeinflußt worden ist.

Auf den psychologischen Moment kam es in diesem Falle um so mehr an, als der Widerstand der jungtürkischen Nebenregierung überwunden werden mußte. Der Vorgang hat für die innere Entwicklung der Türkei eine ganz enorme Bedeutung. Der Großwesir und der Sultan haben seit Erlaß der Verfassung jetzt zum ersten Male einen Erfolg gegen die jungtürkische Agitation errungen; die verfassungsmäßige Regierung hat ihre Emanzipation von der Vormundschaft Achmed Rizas und seines bisher allmächtigen Komitees begonnen. Die beiseite gedrängte Nebenregierung hat sich fügen müssen. Nicht einmal in der Kammer vermochte sie etwas Ernstes zur Behinderung zu tun. Es bleibt nun abzuwarten, ob der Sultan und sein Ministerium die wieder errungene Handlungsfreiheit zu behaupten vermögen.

Glücklicherweise beeilt man sich von beiden Seiten, den 2½ Millionen-Handel recht schnell zum Abschluß zu bringen. Das Protokoll über das österreichisch-türkische Einvernehmen ist am 16. d. M. mit neun Punkten festgestellt worden; die Unterzeichnung durch die Minister in Konstantinopel und Wien soll alsbald erfolgen. Der Boykott, der in der letzten Zeit ohnehin schon abgeflaut war, wird nun wohl keine ernsten Schwierigkeiten mehr machen, wenn auch die angeblich von der Pforte ergangenen Weisungen an diesem oder jenem Handelsplatze erst noch einigen Widerstand bei den Hetzern finden können.

Es gilt jetzt noch mit den Bulgaren ins Reine zu kommen und die Serben nebst ihren montenegrinischen Lärmgenossen zu beruhigen. Die Verhandlungen mit Bulgarien waren abgebrochen worden, als die Türkei als Gesamtentschädigung für die Eisenbahnen, den Tribut usw. 850 Millionen Frcs. forderte und Bulgarien nur 82 Millionen bot. Jetzt ist der Faden wieder angeknüpft worden; die Türkei soll sich mit 150 Millionen begnügen wollen. Die verbleibende Differenz kann man ja halbieren. In Serbien und Montenegro ist man „einfach baff" über die Verständigung der Türkei mit Oesterreich. Das Entsetzen bekundet sich in Gerüchten von Abdankungen der Potentaten und in einer andauernden Ministerkrisis in Serbien. Die großen Hoffnungen auf die russische und türkische Hilfe sind geplatzt. Oesterreich kann diese grausam enttäuschten Nachbarn nicht mit Geld oder Gebietsabtretungen „entschädigen", aber vielleicht wird es ihnen Erleichterungen für den Handelsverkehr per Eisenbahn oder Schiff bieten können. Nachdem die Gefahr eines europäischen Konfliktes beschworen und ein dauerndes Einvernehmen mit der Türkei angebahnt ist, steht Oesterreich als der Starke da, der Gnade für Recht ergehen lassen kann.

Die erfreuliche Wendung der Dinge bedeutet eine Schlappe für die russische Regierung und eine Niederlage der englischen Königspolitik. Iswolsky hat noch unlängst in der Duma einen türkisch-bulgarisch-serbisch-montenegrinischen Bund als Gegengewicht gegen Oesterreich für das Ziel der russischen Politik erklärt. Jetzt ersteht an Stelle dieses antiösterreichischen Balkanbundes ein österreichisch-türkischer Bund, dem sich Bulgarien gewiß anschließen wird, und mit dem die enttäuschten Serben werden rechnen müssen. Die englische Presse sucht gute Miene zum bösen Spiel zu machen; aber die Tatsachen lehren, daß der Londoner Versuch der Verhetzung der Türkei gegen Oesterreich und der Kontinentalmächte untereinander gescheitert ist. Frankreich und Rußland sind dem Ententekünstler Eduard nicht ausdauernd gefolgt, und auch die Türkei emanzipiert sich von der englischen Vormundschaft.

Der Besuch des Königs Eduard in Berlin.

Gerade in diese kritische Zeit, die das politische Kunstprodukt des Königs Eduard ins Wanken bringt, fällt die Erwiderung des Staatsbesuches, den unser Kaiserpaar in England gemacht hatte. Die Gerüchte von einer Aufgabe oder Verschiebung des Besuches in Berlin haben sich nicht bewahrheitet. Am 8. Februar soll der feierliche Empfang am Brandenburger Tore stattfinden, um dessen dekorative und hygienische Einzelheiten sich der Deutsche Kaiser persönlich bekümmert. Das deutsche Volk behandelt die Angelegenheit recht höflich, aber auch sehr gelassen. Durch die Krisis vom letzten November ist hier zu Lande mit der Neigung zum Nachlaufen oder zu sonstigen Liebedienereien gründlich aufgeräumt worden. Was insbesondere den Wert der Monarchenbegegnung angeht, so haben wir Erfahrungen gesammelt während der Zeit, als König Eduard systematisch die deutschen Residenzen links liegen ließ, und während der folgenden Periode der Wiederaufnahme des persönlichen Verkehrs, und diese Erfahrungen lehren, daß es nachher nicht besser war als vorher. Aus dem Reisejournal und dem Hofzeremoniell können wir nicht die Antwort schöpfen auf die Frage, auf die es allein ankommt: ob das Kesseltreiben gegen Deutschland und den Frieden auf dem Kontinent fortdauert, und ob in England die Mißstimmung gegen Deutschland tonangebend bleibt. Unsere Offiziösen sind so höflich, sich den Ausspruch eines englischen Blattes anzueignen, daß die Mißstimmung mehr auf geistiger und sentimentaler, als auf praktisch politischer Basis beruhe. Hoffentlich macht man diese Festtagsansicht nicht zur Richtschnur für die hochpolitische Arbeit. Die Mißstimmung wurzelt in dem lästigen wirtschaftlichen Wettbewerb, den die junge Industrie- und Handelstätigkeit Deutschlands den alten britischen Beherrschern des Weltmarktes macht, und es entspricht durchaus der praktisch-politischen Tradition Englands, wenn es die stärkste Kontinentalmacht durch Entzweiung mit den anderen Kontinentalmächten zu schwächen sucht. Mit diesen fortwirkenden Gegensätzen müssen wir auch dann noch rechnen, wenn König Eduard seine Einkreisungskünste freiwillig oder unfreiwillig einstellen sollte. Aber willkommen ist der Besuch doch, da er zeigt, daß eine akute Verschärfung der Gegensätze zurzeit nicht vorliegt.

Aus den Berliner Parlamenten.

Die Tagungen des Reichstags und des preußischen Landtags, die im neuen Jahre wieder aufgenommen worden sind, haben einen so großen und so gewichtigen Arbeitsstoff vor sich,



wie er selten in der Volksvertretung geboten wird. Nicht bloß für die finanzielle und soziale, sondern auch für die staatsrechtliche und sittliche Ordnung sollen neue Grundlagen gelegt werden. Man hat gesagt, das Zentrum habe es jetzt leichter als früher, da es nicht mehr die Verantwortlichkeit für die Reichsgeschäfte zu tragen hat und wegen seiner „Ausschaltung" mehr Ellbogenfreiheit genieße. Diese „Erleichterung" ist aber mit höchster Vorsicht zu betrachten. Im preußischen Landtage gibt es noch kein Blocksystem und es gehört zu den neuen Aufgaben des Zentrums, der Uebertragung des Reichstagsblocks auf Preußen oder der Bildung eines sonstigen „Kulturblocks" die Wege zu verlegen. Die sog. Ausschaltung im Reichstage befreit nicht von der Pflicht zur rastlosen Arbeit, sondern erfordert eine gesteigerte Anspannung der Kräfte, um Schlechtes nach Möglichkeit zu verhüten und eine bessere Zukunft vorzubereiten. Unsere Fraktion im Reichstage hat jetzt eine sehr scharfe Probe ihrer Leistungsfähigkeit zu bestehen, und deshalb gilt es mehr als je, die Eintracht und die Disziplin zu wahren. Das sollten auch die Redaktionen und die außerhalb und innerhalb der Parlamente stehenden Schriftsteller sich jeden Morgen ins Gewissen rufen. Störende Zwischenfälle, wie die jüngsten Korrespondenzen über die österreichischen Bündnisse sie hervorgerufen haben, oder häusliche Polemiken, wie sie sich neuerdings wegen der akademischen Frage der größeren oder geringeren Bündnisfähigkeit dieser oder jener Partei abspielen, dürfen wir uns heutzutage nicht gestatten.

Im Reichstage ist als erfreuliche Frucht der ausdauernden Sozialpolitik des Zentrums die Vorlage über Arbeitskammern zu begrüßen. Es ist uns auch sehr angenehm, daß der Staatssekretär des Innern, Herr von Bethmann-Hollweg, zu deren Begründung eine imponierende Rede gehalten hat, welche in ihm einen würdigen Nachfolger des Grafen Posadowsky zu erhoffen gestattet. Es sind ja noch Einzelfragen der Organisation und der Kompetenz zweifelhaft; aber daran wird der bahnbrechende Fortschritt, der in der paritätischen Korporierung von Arbeiterschaft und Unternehmerschaft liegt, nicht mehr scheitern können.

Die Reichsfinanzreform ist noch nicht wesentlich vorwärts gekommen; nur der Beschluß, die Fahrkartensteuer nicht einfach aufzuheben, sondern zunächst zu reformieren, zeugt von der Neigung der Abgeordneten zu selbständiger Beschlußfassung gegenüber der Regierung, auch unter zeitweiliger Zurücksetzung der Blocktheorie.

Die sogenannte konstitutionelle Kommission hat ihre Arbeiten begonnen mit der Revision der Geschäftsordnung in Sachen der Interpellation. Das geht nicht an die Wurzel der Aufgabe, aber es ist doch technisch und politisch von großem Vorteil, wenn eine wirksamere Ausübung des Interpellationsrechts ermöglicht und namentlich eine Antragstellung und Beschlußfassung im Anschlusse an die Interpellation zugelassen wird. Die Unzulänglichkeit des bisherigen Verfahrens hat sich nebenbei im Abgeordnetenhause wieder gezeigt bei der Interpellation Roeren wegen der Nacktskandale, über die an anderer Stelle näher berichtet wird. Bei der erfreulichen Uebereinstimmung der Konservativen, der Nationalliberalen und des Zentrums in der Verurteilung solcher Schamlosigkeiten wäre es doch höchst erwünscht, wenn sofort durch einen förmlichen Beschluß der Volksvertreter dem zagenden Minister klar gemacht würde, daß die Polizei endlich ihren Mut und ihre Kraft wieder finden muß.

Der preußische Etat ist so ungünstig aufgestellt und mit so viel Jeremias-Beredsamkeit eingebracht worden, daß gewiß manchen außerpreußischen Reichsbruder das Mitleid mit dem armen Präsidialstaate ergriffen hat. Aber das Beileid kann sich mäßigen. Hinter den Lamentationen steckt die Taktik. Finanzminister Rheinbaben will auch neue Staatssteuern haben, und zwar mit unwiderruflicher Bewilligung trotz des schwankenden Bedürfnisses; er will ferner die große Steuerfabrikation im Reich unterstützen und dabei zugunsten der Einzelstaaten den Nachlaß der 200 Millionen rückständiger Matrikularbeiträge durchsetzen. Zu dem Zwecke werden die dunklen Farben recht pastos aufgetragen. Die finanzielle Lage Preußens ist augenblicklich etwas schwierig, weil der Staat mit dem riesigen Eisenbahnnetz usw. unter der schlechten wirtschaftlichen Konjunktur leidet. Aber auf die mageren werden wieder fette Jahre folgen, und dann wird der preußische Finanzminister wieder den Neid seiner Kollegen in den anderen Einzelstaaten auf sich ziehen.

Viel wichtiger als die Finanzfrage ist in Preußen die Wahlrechtsfrage. Zum allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrecht kommen wir sicherlich nicht; aber es besteht die Gefahr einer reformatio in pejus, indem die Liberalen ihren Gönner Bülow bewegen, ein Pluralwahlrecht vorzuschlagen, das den Interessen der sog. Partei der „Bildung und des Besitzes" besonders angepaßt ist. Dagegen wird das Zentrum im Verein mit den Konservativen sich wehren müssen.

Wandernde Seelen.

Weise sagen, daß im Schlaf
Seelen wandern gehen
Und von ihrer Heimat aus
Gottes Antlitz sehen.

Kehrt die Seele dann zurück,
Hat sie Kraft und Stärke:
Neue zu des Tages Last,
Neue auch zum Werke.

Muß wohl sein. Sonst könnte nicht
In der lieben Frühe
Unsere Seel' so fröhlich sein
Selbst inmitten Mühe.

Auch ist schon manch Seelenleid
Ueber Nacht geschwunden,
Und — so heilt wohl nicht die Zeit,
Sondern Gott die Wunden.

Gust. A. W. Flaig.

Nach der Erdbebenkatastrophe in Süditalien.

Die „Allgemeine Rundschau" hat darauf verzichtet, eine besondere Sammlung für die Opfer der Erdbebenkatastrophe in Messina, Reggio usw. zu veranstalten. Oeffentliche Sammelstellen sind in genügender Zahl errichtet, so daß jeder, der imstande und guten Willens ist, sein Scherflein anbringen kann. Eine allzu große Zersplitterung ist in solchen Dingen vom Uebel.

Neben den Sammlungen für weltliche Unterstützungszwecke sollte aber auch die durch die Zerstörung zahlreicher Gotteshäuser und den Verlust sonstigen kirchlichen Eigentums, auch durch den Untergang so vieler Priester und Priesteramtskandidaten hervorgerufene kirchliche Not nicht außer acht gelassen werden. Es ist nicht wohl anzunehmen, daß auch nur der kleinste Teil der in allen Ländern gesammelten Millionen zur Befriedigung geistlicher Bedürfnisse der schwer geprüften Bevölkerung verwandt werden wird. Frühere Sammlungen waren in dieser Hinsicht und auch in mancher anderen sehr lehrreich. In den weitesten Kreisen ist es daher lebhaft begrüßt worden, daß die beiden deutschen Kardinäle, der Kardinal-Erzbischof von Köln und der Kardinal-Fürstbischof von Breslau, in ihren Diözösen eine Kirchenkollekte für die kirchlichen Bedürfnisse der Erdbebengebiete anordneten. Andere deutsche Bischöfe werden hinter diesem Beispiele gewiß nicht zurückbleiben. Wir glauben bestimmt zu wissen, daß auch Seine Exzellenz der Hochwürdigste Apostolische Nuntius in München, Msgr. Frühwirth, gerne bereit ist, etwaige an ihn eingesandte Gaben an den Heiligen Vater zu übermitteln.

Gegenüber einer so entsetzlichen Not sollte sich das gute Herz auch durch gelegentliche Schilderungen von minder guten, ja vielleicht häßlichen Charaktereigenschaften großer Teile der süditalienischen, namentlich der sizilianischen Bevölkerung nicht beeinflußen und zurückhalten lassen. Auch in Sizilien darf die Mildherzigkeit sich nicht zum Richter aufwerfen über menschliche Schwächen, denen sicherlich auch heroische Tugenden gegenüberstehen.

Konfessioneller Uebereifer hat die Katastrophe als eine Strafe Gottes für das italienische Volk, das „das Evangelium nur in der toten Form der römischen Kirche kenne", hinzustellen versucht. Einem solchen Versuche begegnete man in dem von dem evangelischen Pastor Ernst Moderhöfer in Blankenburg (Thüringen) herausgegebenen Wochenblatt „Sabbatklänge" (Nr. 2). Noch drastischer hat sich der liberalen „Zittauer Morgenzeitung" zufolge Herr Pastor Primarius Rienhardt in Zittau in seiner Neujahrspredigt ausgedrückt, indem er meinte, daß der, von dem Gott seine Hand abgewendet habe, zugrunde gehen müsse; darum möge man es sich zum Menetekel dienen lassen. Die „Zittauer Morgenztg." hat darauf die einzig richtige Antwort gegeben, indem sie schrieb:

„Erinnerlich dürfte noch sein, daß beim Ausbruch des Vesuvs vor ungefähr drei Jahren das Dach einer Kirche unter dem Druck der vom Vulkan ausgeworfenen Asche einstürzte und die betende Menge, welche die Kirche füllte, unter Trümmern begrub. Auch die jetzige, alle früheren übersteigende Erdbebenkatastrophe hat eine durchweg katholische Bevölkerung betroffen, die nicht minder religiös und gläubig ist. Wenn Herr Pastor Prim. Rienhardt trotzdem die Erdbebenkatastrophe als eine Bestrafung der Gottlosen ansieht, so will er offenbar damit sagen, daß die Katholiken nicht den rechten Gott haben, da der Gott, den sie anflehen, sie vor Erdbeben nicht schützen kann. . . . Daraus erklärt es sich denn auch leicht, warum die Erdbeben in Süditalien so häufig sind. Nicht weil das ganze Gebiet vulkanisch, sondern weil die Bevölkerung streng katholisch ist. Fromme evangelische Leute im Sinne des Herrn Pastor Prim. Rienhardt werden von Erdbeben verschont bleiben. Aus Sicherheitsgründen ist es gut, daß man das weiß."

Wenn man bei solchen elementaren Katastrophen überhaupt von einer Strafe Gottes sprechen wollte — was durchaus vermessen wäre —, so könnte man sein Augenmerk mit mehr Recht nach der ganz entgegengesetzten Richtung wenden. In Messina erschien ein atheistisches, wüthend kirchen- und glaubensfeindliches Blatt im Stile des römischen „Asino". Das Blatt nannte sich „Il Telefono". Wie nachträglich bekannt wurde, hat dieses antichristliche Organ sich vermessen, in der Nummer am 26. Dezember zum Weihnachtsfeste eine schändliche Parodie auf die Novene zum Jesuskind zu veröffentlichen. Am Schlusse, bei der Verspottung des Todes am Kreuze, war gesagt: Tu che sai che non sei ignoto, Manda a tutti un terremoto (Schicke allen ein Erdbeben, wenn du willst, daß man an dich glaube.) Am 28. Dezember trat bekanntlich das Erdbeben ein, das ganz Messina zerstörte.

In welch ergreifendem Gegensatz zu solch fanatischem Kirchenhasse steht die Schilderung, welche die „Kölnische Volkszeitung" (Nr. 31 vom 11. Jan. 1909) von der Szene entwarf, als der greise Erzbischof von Messina, der sich aus seinem einstürzenden Palaste gerettet hatte und sofort mit wahrer Todesverachtung daran gegangen war, die Verwundeten in den Trümmern aufzusuchen, sie zu pflegen und ihnen geistlichen Trost zu spenden, an einem der folgenden Tage von dem flachen Dache eines stehen gebliebenen Hauses — im Hintergrunde das Meer — den letzten Segen über die tote Stadt sprach:

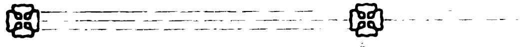
„. . . Langsam schreitet er bis an den Rand der Plattform vor, neben ihm zwei Priester im Chorgewande. Da unten die Soldaten, Männer aus allen Ländern, präsentieren das Gewehr. Und nun spricht die tränenerstickte Stimme des Greises das De profundis. Segnend hebt er die zitternde Hand und macht viermal nach den verschiedenen Richtungen das Zeichen des Kreuzes über die tote Stadt, über die vielen Tausende, die jetzt ihren letzten Schlaf dort schlafen, und als er zum vierten Male den Namen des Dreieinigen ausgesprochen, sieht man ihn auf die Knie sinken von Schluchzen durchschüttert. Auch wir alle sanken auf die Knie und auch wir alle weinten."

Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" besuchte im März vorigen Jahres das damals noch so lachende Messina und kniete in einer Seitenkapelle der Kathedrale. Die Gedanken, die ihn nach dem Untergange der Stadt beseelten, lassen sich schwer in Worte kleiden. — — —

Ich sprach zum Leben —

Ich sprach zum Leben: Laß mich Meister sein!
Es sei der schwere Kampf nun ganz entschieden!
Von all den goldnen, bunten Schätzen dein
Will ich ja nur die Arbeit und den Frieden,
Doch diese Arbeit sei des Friedens wert.
Sie schaffe meinen Frieden mir vollkommen!
O sei gerecht und öffne mir die Bahn
Da du so vieles, vieles mir genommen.
Der glüh'nden Seele lösche nicht den Brand
Und hemme nicht des Blutes rasches Fließen,
Eh ich zum höchsten Ziel den Kiel gewandt,
Eh ich die letzten Formen durfte gießen!
Das Leben sah mich seltsam lächelnd an:
Nach Götterpreisen stellst du dein Verlangen.
Auch du wirst ruh'n, eh du genug getan,
Wie all die vielen, die vorangegangen.

M. Herbert.




Die Reichsfinanzreform in der Kommission.

Von Regierungsrat Speck, Mitglied des Reichstags.

II.

Nach reichlich bemessenen Weihnachtsferien ist der Reichstag zur Fortsetzung seiner Beratungen wieder zusammengetreten und als erste hat die sogenannte Steuerkommission ihre Verhandlungen aufgenommen, welche zunächst noch in der Erörterung der Bedarfssumme bestanden. Umfangreiches Material war den Mitgliedern zuvor zugegangen über die Veranschlagung der Einnahmen und Ausgaben für die Zeit bis zum Jahre 1913. Schon beim ersten Einnahmeposten — Einnahmen aus den Zöllen — entspann sich eine lebhafte Debatte, deren Einzelheiten nicht ohne Bedeutung waren. Namentlich die Erörterungen über die Gerstenverzollungsfrage und über die Einfuhrscheine waren von aktuellem Interesse, eignen sich aber wegen ihres Umfanges nicht zur Wiedergabe innerhalb dieser Ausführungen.

Die Zölle haben für das laufende Rechnungsjahr 1908 bis jetzt eine Mindereinnahme von rund 180 Millionen ergeben, welches Defizit in seiner schließlichen ziffermäßigen Höhe als „Fehlbetrag aus 1908" auf den Etat für 1910 übergehen und dort das Ordinarium belasten wird. Fürwahr traurige Auspizien, unter welchen die Volksvertretung dem ohnehin schon schwierigen Werke der Finanzreform näher tritt. Doch braucht diese Mindereinnahme nicht gar zu tragisch genommen zu werden. Mehr als jeder andere Haushalt ist derjenige des Deutschen Reiches angewiesen auf das Erträgnis der indirekten Steuerbelastung, das selbstverständlich von den in der jeweiligen wirtschaftlichen Konjunktur sich zeigenden Schwankungen in ganz erheblichem Maße beeinflußt wird. Und so äußert sich denn auch die gegenwärtige wirtschaftliche Depression naturgemäß in einer ungünstigen Rückwirkung auf die Einnahmen des Reichs, namentlich auf diejenigen aus den Zöllen. Wenn nun auch noch keine bestimmten Anzeichen dafür vorliegen, daß eine Besserung der allgemeinen wirtschaftlichen Lage schon im kommenden Jahre eintreten wird, so darf man doch bei der Schätzung der Einnahmen für die nächsten fünf Jahre sich nicht von der jetzigen ungünstigen Situation allzusehr beeinflussen lassen. Und wenn endlich einmal, wie dies ja jetzt in Aussicht steht, in der Gerstenzollfrage ein energischer Schritt nach vorwärts getan und die Getreide-Ein- und Ausfuhr durch eine normale Inlandsernte von selbst wieder in gesunde Bahnen gelenkt wird, dann werden auch die Zolleinnahmen eine über den Voranschlag des Reichsschatzamts hinausgehende Zunahme aufweisen, der vom Jahre 1910 ab nur die Bevölkerungszunahme berücksichtigt, nicht aber auch die Zunahme des Wohlstandes und die damit Hand in Hand gehende Zunahme der Konsumtionsfähigkeit. Ein Antrag des Zentrums, bei dieser Sachlage die Zolleinnahmen um den Betrag von 30 Millionen jährlich höher zu veranschlagen, wurde in der Kommission mit 12 gegen 11 Stimmen abgelehnt.

Auch andere sachliche Anregungen, welche das Zentrum in bezug auf die Bedarfsfeststellung gegeben hatte, fanden in der Kommission keine Mehrheit, einzelne große Parteien be-

teiligten sich überhaupt nicht an der Diskussion oder bestritten, wenn sie dies taten, die Möglichkeit für die Steuerkommission, ziffermäßige Aenderungen an der amtlichen Veranschlagung vorzunehmen, indem sie auf die Budgetkommission hinwiesen, welche allein in der Lage und berufen sei, solche Aenderungen zu betätigen. Unter diesen Umständen verzichteten schließlich auch die Mitglieder des Zentrums auf eine fruchtlose Diskussion, legten dann aber ausdrücklich Verwahrung dagegen ein, daß etwa der Kommission aus einer solchen flüchtigen Besprechung des Voranschlags die moralische Verpflichtung erwachsen könne, für die Deckung des so errechneten Mehrbedarfs Sorge zu tragen. Dieser Verwahrung schlossen sich auch Vertreter anderer Parteien an. Und so endete diese erste mit Aufwand von so viel Papier und Druckerschwärze in Szene gesetzte Aktion der Steuerkommission mit einem vollständigen Mißerfolg, der lebhaft an den Ausgang des Hornberger Schießens erinnerte.

Ganz ohne Erfolg waren aber die Verhandlungen der abgelaufenen Woche doch nicht; denn der Vorschlag, die Fahrkartensteuer aufzuheben, wurde in der Kommission mit allen gegen acht Stimmen der Freisinnigen, Sozialdemokraten und der wirtschaftlichen Vereinigung und gegen den Widerspruch des Reichsschatzamtes und namentlich des preußischen Eisenbahnministers abgelehnt und hierauf eine Resolution des Zentrums angenommen, in welcher eine Reform dieser Steuer verlangt wird. Es war tatsächlich ein mehr als sonderbares Verlangen, in Zeiten schwerster Finanznot, in welchen man gezwungen ist, laufende ordentliche Ausgaben im Reiche teilweise durch Aufnahme von Anleihen zu decken, um die Bundesstaaten nicht allzusehr durch Matrikularbeiträge zu belasten, eine Steuer aufzuheben, welche zwar nicht sehr beliebt ist, aber immerhin doch rund 20 Millionen jährlich der Reichskasse einbrachte. Für diesen Ausfall hätte Ersatz geschaffen werden müssen, und es ist doch recht zweifelhaft, ob die Ersatzsteuern sich etwa einer größeren Beliebtheit erfreut hätten. Der energische Widerstand, welchen die Steuervorschläge der Regierung durchweg gefunden, läßt doch wohl eher auf das Gegenteil schließen. Diejenigen Parteien, welchen ernstlich daran gelegen ist, das schwierige Werk zu einem auch nur einigermaßen befriedigenden Ende zu führen, müßten alles vermeiden, was geeignet ist, die Finanzreform unnötigerweise zu belasten und damit noch weiter zu erschweren. Eine solche Belastung wäre aber zweifellos die Aufhebung der Fahrkartensteuer im gegenwärtigen Zeitpunkt gewesen. Die in Aussicht genommene Reform der Fahrkartensteuer müßte nach den Ausführungen verschiedener Redner sich zum Ziel setzen: einmal die bisherigen Einnahmen aus dieser Steuer auch für die Zukunft sicherzustellen, dann aber auch die bedauerliche Abwanderung in die unteren Klassen durch eine andere Gestaltung des Steuertarifs tunlichst einzuschränken.

Der Mißerfolg der Fahrkartensteuer darf übrigens nicht, wie es so häufig beliebt wird, dem Reichstag allein zur Last gelegt werden; denn der nationalliberale Abgeordnete Dr. Becker, auf dessen Antrag die jetzige Gestalt dieser Steuer zurückzuführen ist, hat dabei, wie jetzt in der Kommission konstatiert wurde, im vollen Einverständnis und unter Mitwirkung der zuständigen Regierungsorgane gehandelt, welche insbesondere auch auf das bestimmteste versichert hatten, daß ein Erträgnis von 50 Millionen zweifellos zu erwarten sei. Es ist also in der Sache durchaus nicht begründet, wenn jetzt auch regierungsseitig versucht wurde, das ganze Odium dieser Steuer auf die Mehrheitsparteien des Reichstags abzuwälzen.

Nicht ohne politisches Interesse war bei den Debatten in der Kommission ein Vorstoß der Freisinnigen, welche den Antrag stellten, die Fahrkartensteuer so lange außer Hebung zu setzen, als von den beteiligten Verkehrsverwaltungen der Reichskasse jährlich vier Fünftel dessen vergütet wird, was sie im Etatsjahre 1908 erbracht hat. Dieser Vorschlag bezweckt also die Heranziehung der Eisenbahnverwaltungen mit ihrem Erträgnis zu einer direkten Reichssteuer, und zwar in der Höhe von vier Fünftel des bisherigen Anfalles an Fahrkartensteuer. Im wesentlichen würden durch eine solche Steuer die einzelstaatlichen Eisenbahnverwaltungen getroffen, und deshalb erscheint ein solcher Vorschlag höchst bedenklich. Seine Verwirklichung wäre der erste Schritt zur Besteuerung auch anderer einzelstaatlicher Sonderverwaltungen. Mit dem gleichen Rechte wie die Eisenbahnrente würde man dann auch die Forstrente, das Einkommen aus Domänen, aus Bädern usw. zur Reichsbesteuerung heranziehen können. Mit der einhelligen Ablehnung des freisinnigen Vorschlages hat sich die Kommission zweifellos ein Verdienst erworben.

Winterfrieden.

Die Flur in sanfte Nebel gehüllt,
Um Busch und Strauch der lichte Schnee.
Ein fröhlich Kinderlachen dringt
Herauf vom gefrorenen kleinen See.

Ein Schellenklingen vom Schlittengefährt
Durchschrillt das weite Winterland.
Fern am Horizont leuchtet hindurch
Der Sonne verglimmendes Farbenband.

Dort sucht ein Wild am Waldesrand
Im Schnee nach Futter, Sprossensaat;
Ein leichtes Flimmern silberhell
Senkt lautlos sich vom Wolkengrat.

Sonst Friede nah und fern im Land — —
Mein Herz durchzieht's wie ein Gebet;
O, daß solch Friede um mich sei,
Wann einst mein Licht im Scheiden steht . .

Hans Gesold.

Gegen die sogenannte Nacktkultur und ihre Auswüchse.

Von Dr. Otto von Erlbach.

Gegen die sogenannte Nacktkultur ist im preußischen Abgeordnetenhause (Sitzung vom 13. Januar) ein scharfer Schlag geführt worden. Die schon am 13. Oktober 1908 eingebrachte Interpellation des Abg. Roeren über die Berliner sogenannten „Schönheitsabende" und „Nacktlogen" führte erst jetzt zu einer längeren Verhandlung. Die „Allgemeine Rundschau", welche in dieser Frage von jeher an der Seite des Abg. Roeren gekämpft hat, hält dessen große Rede zur Begründung der Interpellation für so wichtig, daß sie als bemerkenswertes Zeitdokument im ungefähren Wortlaute in diesen Blättern niedergelegt werden soll. Wie verhielten sich aber die übrigen Parteien des preußischen Landtages, und was hatte vor allem der Minister des Innern, Graf Moltke, gegen die der Polizei und der Regierung gemachten schweren Vorwürfe einzuwenden?

Der Eindruck ist allgemein, daß der Minister des Innern, der zur allgemeinen Verblüffung erklären konnte, in der Sache selbst sei der Standpunkt Roerens der seinige und er sei dem Abg. Roeren für seine Schlußworte dankbar, in der Behandlung der Sache nur zu lange eine Schwächlichkeit und ängstliche Vorsicht beobachtet hat, die jeder, der die „Schneidigkeit" des preußischen Polizeistockes in anderen Fällen und Fragen auch nur einigermaßen kennt, auf geheimnisvolle Einflüsse mächtiger oder höherer Art zurückführen muß. Die Verwahrung des Ministers ändert daran nichts. Wie der konservative Abg. Henning scharf betonte und die konservative „Kreuzzeitung" nach der Debatte nochmals kräftig unterstreicht, haben die Unternehmer der „Schönheitsabende" sich auch „auf Fürstlichkeiten und vornehme Personen aus der guten Gesellschaft" berufen. Wer sind diese „Fürstlichkeiten" und „vornehmen Personen", welche die Macht haben oder zu haben glauben, einer Entrüstungsbewegung, die sozusagen alle anständigen Leute ohne Ansehen der Partei — einige Querköpfe und Eigenbrödler abgerechnet — hinter sich hat, den Weg zu hemmen? Das Wort von den „Fürstlichkeiten", welche hinter dieser Art von „Nacktkultur" stehen sollen, erinnert lebhaft an gewisse Schilderungen aus der Petersburger hohen Aristokratie, die unlängst den Weg durch die Presse nahmen. Es erinnert den Schreiber dieser Zeilen aber auch an ein überaus merkwürdiges Wort, das er im vergangenen Sommer aus dem Munde eines höheren bayerischen Justizbeamten hören mußte, als er die Frage aufwarf, weshalb denn die Zahl und Art der gerichtlichen Strafeinschreitungen wegen Vergehen gegen § 175 in einem so auffallenden Mißverhältnis stehe zu der außerordentlich hohen Zahl der der Polizei bekannten Homosexuellen aus den Kreisen



der sogen. guten Gesellschaft. Die Antwort lautete buchstäblich: „Wissen Sie denn nicht, daß diese Dinge in sehr hohe Kreise hineinspielen?" Seit jenem Tage fahnde ich ebenso eifrig wie vergeblich nach der mir vielleicht unbekannten Bestimmung des geltenden Rechtes, wonach ein etwaiger Sondergerichtsstand für „sehr hohe" Persönlichkeiten auch die Mitschuldigen aus dem Kreise der gewöhnlichen Sterblichen ihrem ordentlichen Richter entziehen könnte. Wir leben doch nicht mehr in den Zeiten der seligen Kabinettsjustiz.

Das bisherige mattherzige Vorgehen der preußischen Staatspolizei gegen die Nacktkultur-Skandale gibt uns Rätsel über Rätsel auf. Hätte der Minister im preußischen Landtage einen der „Nacktkultur" grundsätzlich entgegenkommenden Standpunkt vertreten, so wäre das bedauerlich gewesen, hätte aber immerhin eine plausible, folgerichtige Erklärung für die Zauderpolitik der Staatsbehörden gegeben. Aber das Gegenteil ist der Fall! Der Minister sprach sich auch im einzelnen über die vielbeklagten Auswüchse mit einer solchen prinzipiellen Korrektheit aus, daß man ganze Abschnitte seiner Rede ganz gut auch dem Abgeordneten Roeren in den Mund legen könnte. Sogar gegen den Stachel des so viel mißbrauchten Götzen „Kunst" wagte der Minister zu löcken, indem er meinte, das Urteil der Akademie der Künste sei für ihn nicht maßgebend. „Was ich zu tun habe, weiß ich ganz allein." Aber die Praxis widerspricht der Theorie. Jedermann hat schon seit Jahr und Tag, wie der konservative Abg. Henning mit Recht sagte, das unbestimmte Gefühl: Es sind Hände da, die zurückhalten. Die „Allgemeine Rundschau" deutete im vorigen Jahre einmal auf den unheilvollen Einfluß des Bildhauers Harro Magnussen hin, der bei Hofe persona gratissima war und zu fast allen Propagandawerken der Akt- und Nacktkultur als Vorredner mit schwulstigen Phrasen Gevatter stand. Harro Magnussen hat inzwischen durch Selbstmord (Gasvergiftung) geendet. Wie liberale Blätter meldeten, fand man seine Leiche völlig entkleidet. Die Berufung auf seine Autorität als Prophet der Nacktkultur und auf die ihm gewordenen staatlichen Auszeichnungen dauert aber fort, wie man sich kürzlich noch überzeugen konnte. Wenn man sich über alle Zusammenhänge unterrichten will, darf man auch die von mir schon wiederholt zitierte „Aristokratie", eine Luxusschrift zur Propagandierung der Nacktkultur, nicht übersehen. Das mit Nacktbildern „geschmückte" Folioheft 1907 pochte bereits auf Empfehlungen zweier preußischer Minister und anderer hoher preußischer Notabilitäten, arbeitete mit Phrasen im Stile der heutigen Schönheitsvereinigung, pflanzte offen die „Los-von-Rom"-Fahne auf und entrüstete sich gewaltig über die „Dunkelmänner".

Daß geschäftliche und erotische Spekulation sich die wissenschaftlichen Theorien dieser damals schon mit einem „aus aristokratischen und akademischen Kreisen" zusammengebrachten Einlagekapital von 26000 M arbeitenden Gesellschaft („Selecta" und „Aristokratie") in einem nichts weniger als wissenschaftlichem Sinne zunutze machen würde, war von vornherein klar. Es scheint sich noch niemand gefunden zu haben, der den Kaiser über die wahre Natur der Dinge und über die verschiedenen Zusammenhänge offen und rückhaltlos aufgeklärt hätte. Eine „Nacktkultur", welche unter der Aegide preußischer Minister die „arische Sexual-Religion" an Stelle des Christentums setzen möchte, entspräche wahrlich nicht der Hohenzollern-Tradition. Ich spreche diesen Satz offen aus, nachdem ich heute nochmals das schwarze Folioheft „Aristokratie 1907" aufmerksam durchgelesen. — — — Man braucht deshalb keineswegs gegen eine verbesserte Körperkultur zu sein, die auch ohne Preisgabe des Schamgefühls möglich ist.

Ob der preußische Minister des Innern von jetzt ab schneidiger vorgehen wird, nachdem auch die Redner der nationalliberalen und freikonservativen Partei sich alle Mühe gegeben haben, ihn scharf zu machen? Oder ob auch jetzt wieder die unsichtbaren Hände erscheinen werden, die zurückhalten? Nur die freisinnige Partei hat sich bisher noch nicht geäußert. Der Abg. Träger wehrte ab, als man ihn schon jetzt zum Reden drängen wollte. Ob das freisinnige „Berliner Tageblatt", welches sich nach einem erlösenden Worte gegen den „Bann der Sittlichkeitszeloten" sehnt, die Absichten der freisinnigen Führer richtig interpretiert?

Aus den Reihen der Konservativen erschallt jetzt ein kräftiger Ruf nach Verschärfung der Gesetze, alldieweil die bestehenden Paragraphen und die sie auslegenden Gerichte fast immer versagen. In Berlin wurde eine Denkschrift der Omnipotenten der Nacktkultur verbreitet, die so skandalös ist, daß der Minister erklärte, es sei ein trauriges Zeichen der Zeit, daß so etwas gedruckt und verbreitet werden darf. Das Landgericht hat die beantragte Beschlagnahme abgelehnt. Höchst merkwürdig ist wieder die Haltung der liberalen Presse. Eine Berliner Korrespondenz der nationalliberalen „Augsb. Abendzeitung", die auch anderen liberalen Blättern in Nord und Süd zuzugehen pflegt, ergeht sich in spöttischen Bemerkungen über die ganze Interpellationsdebatte, wobei aber ganz richtig angeführt wird, daß der nationalliberale Abgeordnete Dr. Lohmann und der freikonservative Merlin die Nacktdarstellungen als direkt unzüchtig und als Abscheulichkeiten, mit denen gründlich aufgeräumt werden müsse, hingestellt haben. Der liberale Redner zog womöglich noch schärfer als der viel verlästerte Abg. Roeren gegen die Fanatiker der Nacktkultur vom Leder und sagte namentlich den Frauen, die solchen Nacktdarstellungen beizuwohnen sich nicht schämen, nach Gebühr die Wahrheit. Mit den Frauen, die sich auch nackte Männer vorstellen ließen, rechnete der konservative Redner nicht minder gründlich ab. Der nationalliberale Redner hat in dieser Debatte das zutreffende Wort geprägt, daß „es in der Unzucht außerordentlich viele Abstufungen gibt". Dieses Wort sollte auch in anderen Fällen, wo es sich um sittliches Aergernis handelt, häufiger beherzigt und angewandt werden.

Es beginnt in vielen Köpfen und in weiten Kreisen zu dämmern. Man ahnt allmählich, was auf dem Spiele steht. Aber zu irgendwelchem Optimismus ist noch nicht die geringste Veranlassung, solange es bei schönen Worten und bei tönenden Protesten bleibt. Wie oft hat man im Deutschen Reichstage, im Preußischen Abgeordnetenhause, im Bayerischen Landtage schon ähnliche kräftige Töne, ähnlich begeisterte oder entrüstete Verwahrungen gehört![1]) Und doch ist bisher so ziemlich alles beim alten geblieben. Durchgreifende Energie und Tatkraft entwickeln nur die zielbewußten Apostel und Jünger der „neuen Moral" und der „neuen Kultur" ohne Gott und ohne oder gegen das Christentum. Die eigentliche und tiefste Schuld an all dem Unheil und Unfug trägt die Trägheit und Schlafmützigkeit oder die innere Lauheit und Halbheit der sogenannten Gutgesinnten. Unter ihnen gibt es auch immer noch ganze Legionen, die es im Prinzip mit der Sittlichkeit halten, aber in der Praxis gelegentliche Kompromisse mit dem Gegenteil nicht verschmähen.

* * *

Rede des Abg. Roeren im Preußischen Abgeordnetenhause:

Die Interpellation ist gegen die Nacktvorstellungen gerichtet, die schon seit geraumer Zeit in Berlin stattfinden, und in denen wenigstens die Hauptdarsteller in voller Nacktheit auftreten. Die Interpellation ist am 13. Oktober vorigen Jahres eingereicht, also vor etwa einem Vierteljahre. Inzwischen hat auch der Minister, und zwar vor einem Monat, Stellung zu diesen Vorgängen genommen, insofern wenigstens, als ſie die sog. öffentlichen Schönheitsabende wie die Varietétheateraufführungen für gewerbekonzessionspflichtig erklärt hat. Da in diesen Varietés Nacktdarstellungen nicht gestattet sind, waren sie somit auch für die Schönheitsabende verboten. Unberührt von diesem behördlichen Vorgehen bleiben also die sog. geschlossenen Schönheitsabende, die in der Regel vor Hunderten von Zuschauern stattfinden und zu denen nicht nur die Mitglieder einer anscheinend sehr lose begrenzten Vereinigung, sondern auch die Förderer und Interessenten des Nacktkultus Zutritt erhielten. Unberührt bleiben ferner die Nacktproduktionen, die von zahlreichen anderen Vereinen in Berlin

[1]) Der am Sonntag, 17. Januar, von allen Kanzeln der Erzdiözese München-Freising verlesene erzbischöfliche Hirtenbrief wird als nachdrücklicher Protest gegen die Monisten- und Freidenker-Bewegung, gegen die neue Moral und gegen die Ausschreitungen des heute grassierenden Sexualismus in den weitesten Volkskreisen mit größter Genugtuung begrüßt. Der Erzbischof verweist auf die Ueberhandnahme des Lasters der Unzucht als Folge der wachsenden Genußsucht und der unsittlichen Literatur. Auch die Kunst wird vielfach als der Deckmantel für die gemeinste Augen- und Fleischeslust mißbraucht. Es sei geradezu empörend, daß das Laster der Unzucht auf der Gasse, auf öffentlichen Plätzen und Schaustellungen sich breitmachen kann unter dem Schutzmantel der Kunst. Die Eltern sollen ihre Kinder behüten vor sittenlosen Aufführungen in leichtsinnigen Schauspielhäusern und vor der Lektüre unsittlicher Bücher. Auch die Unsittlichkeit in den Zeitungen, wie sie auch in den bedenklichen Inseraten sich finde, sei zu bekämpfen. Der Hirtenbrief schließt mit einem warmen Appell im Sinne der „edlen Menschenfreunde", die sich in einem gemeinsamen Bunde zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit zusammengeschlossen haben.

zur Pflege des Nacktkultus zum allgemeinen Aergernis schon seit längerer Zeit veranstaltet werden.

Wenn es sich bei diesen Produktionen um vereinzelte Ausschreitungen irgend eines obskuren Unternehmens handelte, brauchte man ihnen vielleicht eine besondere Bedeutung nicht beizumessen. Dieselben stellen sich aber als die ganz natürliche Konsequenz einer schon seit Jahren systematisch betriebenen Nacktheitsbewegung dar, die sich nicht auf Berlin allein beschränkt, sondern sich bereits auf andere Städte ausgedehnt hat. Dadurch erhalten diese Vorgänge eine ungleich tiefere Bedeutung für die Sittlichkeit des Volkslebens und deshalb wäre es erwünscht gewesen, wenn der Minister auch hierzu Stellung genommen hätte. Statt dessen beschränkte er dieselbe nach den bisher mitgeteilten Verfügungen wesentlich auf die Unterscheidung zwischen gewerbekonzessionspflichtigen und konzessionsfreien Unternehmungen, ohne nach der sittlichen Seite, auf die es hier doch in erster Linie ankommt, grundsätzlich Stellung zu nehmen. Letzteres ist aber um so gebotener, als die Nacktdarstellungen nicht etwa plötzlich unvermittelt aufgetaucht sind, sondern sich als das natürliche Produkt einer allmählichen Entwicklung darstellen, die das weitere Umsichgreifen der Pornographie und den immer größeren gewordenen Unfug der Aktbilder im Gefolge hatten.

Es zeigt sich dies gerade in dem Entwicklungsgang, den das sog. Schönheitsunternehmen genommen hat, das vor einigen Jahren in Berlin als Vereinigung für ideale Kultur oder idealer Kulturbund gegründet wurde, um, wie es in der Empfehlung heißt, die Menschheit von der „ungesunden Askese des Christentums" und der „muffigen Kleiderkultur" zu befreien und sie zur „keuschen paradiesischen Nacktheit" zurückzuführen (Heiterkeit) und damit eine neue ideale Kulturepoche für das Leben der Menschheit anzubahnen. Der Begründer dieses weltstürzenden Unternehmens, das eine neue Kulturepoche anbahnen soll, ist ein junger Mann von 20 oder 30 Jahren, und die Kraft, mit der er diesen Weltumschwung herbeiführen will, soll in den Tänzen liegen, die ein nacktes Frauenzimmer in seiner Schamlosigkeit vor versammeltem Publikum gegen ein Eintrittsgeld von 15 ℳ aufführt. Es wird dann wiederholt betont, daß das Unternehmen lediglich ästhetische, ethische, erzieherische Zwecke verfolge und auf reiner idealer Liebe zur Menschheit beruhe, deren Sittlichkeitsempfinden durch die Jahrhunderte und Jahrtausende lang geübte Bekleidungskultur in Verwirrung geraten sei und durch die Nacktkultur allmählich wieder an das Leben in natürlicher keuscher Nacktheit gewöhnt werden müsse.

Anfänglich beschränkte sich die Gesellschaft darauf, durch ihre Zeitschrift, die zu einem großen Teil aus photographischen Aufnahmen völlig nackter Personen weiblichen und männlichen Geschlechts besteht, für ihre eigenartigen Kulturzwecke Propaganda zu machen. Ich habe im vorigen Jahre Bilder ähnlicher Art hier vorgelegt und darf wohl daran erinnern, daß auf allen Seiten des Hauses der Entrüstung darüber Ausdruck gegeben wurde, daß solche Machwerke unbehindert verbreitet werden konnten. Ich habe damals und auch schon früher wiederholt darauf hingewiesen, daß wenn nicht diesem selbst vom Goethebund und den liberalsten Autoritäten der modernen deutschen Künstlerschaft aufs schärfste verurteilten Aktbilderunfug ein Ende gemacht werde, daß dann das Händler- und Unternehmertum dieser Branche in der Darstellung schamloser Nuditäten schrittweise weiter gehen werde, und die Entwicklung hat mir recht gegeben.

Die photographische Darstellung von Nuditäten in den bekannten Stellungen genügt vielfach nicht mehr. Der Gaumen, der an gepfefferte Gewürze gewöhnt ist, verlangt schärfere Reizmittel. Auch ist die Konkurrenz auf diesem Gebiete von Jahr zu Jahr gewachsen und erschwert deshalb für den einzelnen den Geldgewinn. Das wird auch die Vereinigung für ideale Kultur empfunden und sich gesagt haben: Gestattet die Behörde die schrankenlose photographische Aufnahme und Verbreitung von Nuditäten, dann muß es auch gestattet sein, daß die Personen selbst in derselben Pose, in der sie bisher photographisch schon für jedermann erhältlich sind, nun auch unvermittelt in natura dem Publikum sich vorstellen. (Hört, hört!) Jedenfalls hat die genannte Vereinigung diese Konsequenz für sich gezogen, indem sie dazu überging, die sog. Schönheitsabende zu veranstalten.

Redner verliest den Bericht über den ersten Schönheitsabend aus einem liberalen Berliner Blatt, welcher der Erwartung Ausdruck gibt, daß dieser, alle Sittlichkeit untergrabenden Aufführung wohl nach diesem einmaligen Versuch durch Einschreiten der Behörde ein Ende gemacht würde. Redner fährt dann fort: Diese Erwartung hat sich nicht erfüllt, im Gegenteil, der Unternehmer hat nicht einmal die Simulation der Geschlossenheit für nötig gehalten, vielmehr durch die unbegreifliche Zaghaftigkeit der Behörde ermutigt, öffentliche Abende arrangiert gegen Eintrittspreise von 20, 15, 10, 5 ℳ usw., die an der Kasse des Unternehmens und im Warenhaus Wertheim für jedermann erhältlich waren. (Hört, hört!) Außerdem hat er bekannt gegeben, daß er im Laufe des Winters in einer anderen Reihe von Städten, so in Frankfurt, Köln, Stuttgart, Dresden, Breslau usw. als Impresario mit der Desmond auftreten werde. Angesehene Preßorgane aller Parteirichtungen, von der Linken bis zur Rechten haben ausnahmslos gleich damals diese Darstellungen auf das schärfste kritisiert und verurteilt. (Lebhafter Beifall.) Ich nenne nur einige: Frankfurter Zeitung, Kölnische Zeitung, Magdeburgische Zeitung, Hamburger Nachrichten, Münchner Neueste Nachrichten, die freikonservative Post, die Schlesische Zeitung, die Kreuzzeitung, den Reichsboten usw.

Ich beschränke mich darauf, Ihnen nur anzuführen, was Ernst v. Wolzogen, den gewiß niemand der Prüderie beschuldigen kann, im Berliner Tageblatt über seine Ausführungen schreibt. Er nennt sie wilde Orgien, die sich in Berlin unter den Augen der Polizei abspielen können, in denen die Geschäftsmacher des Vereins Schönheit aus der Vorführung ganz nackter Frauenspersonen einen Nervenkitzel für den Weltstadtmob machen. So blüht der Weizen derer, die die Emanzipation des Fleisches und des Kultus der Schönheit predigen.

In den Hamburger Nachrichten sagt der Schriftsteller Fedor v. Zobeltitz am Schlusse einer scharfen Kritik: „Es liegt kein Zweifel vor, daß diesem ganz blödsinnigen, künstlerisch zwecklosen und in sittlicher Beziehung höchst gefahrvollen Kultus des Nackten Einhalt getan werden muß." Kurz und kräftig schreibt die Schlesische Zeitung: „Man höre doch endlich auf, diese skandalösen erotischen Belustigungen eines blasierten Großstadtpublikums für Kulturtaten auszuschreien." Und die freikonservative Post kann den Behörden den Vorwurf nicht ersparen, daß sie nicht längst schon gegen diese skandalösen Aufführungen eingeschritten sind. (Sehr richtig!) In derselben Schärfe sprechen sich alle von mir genannten Organe aus und zahlreiche andere Blätter.

Da trotzdem der Skandal unbehindert fortdauerte, haben wir uns veranlaßt gesehen, die Interpellation einzureichen. Nach Einreichung derselben hat der Unternehmer es für angezeigt gehalten, die Mitglieder dieses Hauses und des Reichstages zu einer separaten Vorstellung einzuladen, um sie gegenüber der Interpellation von der Harmlosigkeit der Darstellung zu überzeugen. Ich weiß nicht, in welchem Umfange dieser Einladung Folge geleistet worden ist. (Schallende Heiterkeit im ganzen Hause.) Ebensowenig was an den Abenden zur Aufführung gelangte, noch viel weniger aber, was hierdurch bewiesen werden soll. Es müßte denn doch ein ungeschickter Regisseur sein, der nicht diese Darstellungen durch die kleinsten Mittelchen in angemessener Weise zustutzen könnte; namentlich dann, wenn es sich um eine Separatvorstellung vor einer selbstgeladenen Jury von Abgeordneten und Beamten des Polizeipräsidiums handelte. (Sehr richtig!)

Das jedenfalls steht fest, ist durch die Augenzeugen bewiesen und unbestreitbar, daß an den anderen regelmäßigen Abenden die Hauptakteurin in völliger Nacktheit aufgetreten ist; die einzigen Konzessionen, die der Polizei offenbar zum Hohn gemacht sind, bestanden in einem Diadem auf dem Kopfe und einer Metallschnur um die Hüfte. Hierdurch mußte die völlige Nacktheit nur um so raffinierter hervortreten. Uebrigens hat auch der Unternehmer bis zur Einbringung dieser Petition selbst nie einen Hehl daraus gemacht, im Gegenteil es stets ausdrücklich betont, daß die Person ihre Tänze in völliger Nacktheit aufführt. In der Einladung zur ersten öffentlichen Aufführung heißt es, nachdem das Auftreten der Tänzerin in völliger Nacktheit von den Zuschauern nicht als eine Entweihung, sondern als eine feierliche Heiligung edelster Menschenwürde empfunden worden sei (Gelächter), sollten jetzt diese Schaustellungen öffentlich stattfinden.

Es wird dann zu zahlreichem Besuche gegen Karten von 10, 20, 25 ℳ eingeladen. Dieser Einladung ist eine photographische Aufnahme der Person in ihrem sogen. Schwerttanz beigefügt. Es ist eine photographische Aufnahme von einem der Abende selbst, sie entspricht also der Wirklichkeit, und die Herren können also aus derselben ersehen, worin die Konzessionen bestehen, die hier den Anforderungen des öffentlichen Anstandes gemacht sein sollen.

Man kann hierzu wohl sagen, daß die Verurteilung dieser Veranstaltung seitens der gesamten angesehenen Presse trotz aller politischen Gegensätze einstimmig erfolgt ist. Um so unbegreiflicher erscheint die fortwährende Passivität der Behörden, die auch selbst dann noch anhielt, als die Schaustellungen offen und frei als öffentliche angekündigt und abgehalten wurden. Erst im Oktober vorigen Jahres erfolgte eine Kundgebung, in der es heißt, daß das Ministerium ein Gutachten der Akademie der Künste (Große Heiterkeit) über den Wert der in Rede stehenden Schaustellungen eingefordert und das Gutachten dahin gelautet habe, daß diesen Darbietungen ein höherer künstlerischer Wert nicht innewohne. (Erneute große Heiterkeit.) Das Ministerium hat dann auf dieses Gutachten hin verfügt, daß auch diese Nacktdarstellungen als Veranstaltungen nach § 33a der Gewerbeordnung einer Konzession bedürfen. Darauf ist dann die zweite Kundgebung im vorigen Monat erfolgt, die wiederum die Konzessionspflicht hervorhob.

Ja, meine Herren, ob diese Veranstaltungen gewerbekonzessionspflichtig sind oder nicht, was sich wesentlich nach dem geschäftlichen Betriebe des Unternehmens richtet, ist hier doch nur von nebensächlicher Bedeutung. (Sehr richtig!) Worauf es für alle ankommt, ist doch die Frage, ob die Darstellungen, die der Unternehmer arrangiert, einerlei ob in konzessionspflichtigen oder konzessionsfreien Schaustellungen, nach der sittlichen Seite so beschaffen sind, daß dazu die polizeiliche Erlaubnis erteilt werden kann. Darüber sagt die Kundgebung nichts. (Hört, hört!) Sie will vielmehr die polizeiliche Erlaubnis zu den Nacktdarstellungen nur für

die konzessionspflichtigen Veranstaltungen versagt haben, und versteht hierunter anscheinend nur die öffentlichen Schönheitsabende im Gegensatz zu den sogenannten geschlossenen Abenden, in denen diese Skandale weiter getrieben werden können und auch tatsächlich, wie es scheint, weitergetrieben werden, da der Unternehmer letzthin eine Bekanntmachung erlassen hat, nach der die Schönheitsabende in der bisherigen Weise stattfinden sollen, nur mit dem Unterschiede, daß anstatt der Desmond fortan eine andere Tänzerin, deren Namen nicht genannt ist, auftreten soll.

Daß der Herr Minister wirklich jene Abende als private Veranstaltungen in geschlossenem Kreise ansehen sollte, bei denen die Oeffentlichkeit nicht beteiligt ist, halte ich für ausgeschlossen. Wenn einzelne der Habitués dieser Schönheitsabende nach Schluß der letzteren unter sich in ihren Privatgemächern oder in geheimen Konventikeln zusammenkommen, um dort ihre Orgien fortzusetzen und zum Abschluß zu bringen, dann mag dies ihrem Gewissen überlassen bleiben, und die Behörde ist vielleicht außerstande, dort einzuschreiten, solange nicht für die Oeffentlichkeit ein Aergernis gegeben wird oder es sich um strafgesetzlich zu verfolgende Vergehungen handelt. Aber von solchen geheimen Konventikeln kann keine Rede sein, wo die Schaustellungen in allgemein bekannten, für öffentliche Festlichkeiten, Konzerte, Theater usw. bestimmten öffentlichen Lokalen vor Zuschauern stattfinden, die als Interessenten gegen ein Eintrittsgeld von 10 bis 15 ℳ usw. Eintritt erhalten, bis die Säle gefüllt sind.

Es klingt geradezu wie Hohn, hier von einem privaten Kreise zu sprechen, bei dem die Oeffentlichkeit nicht in Mitleidenschaft gezogen sei. (Lebhafte Zustimmung.) Die Behörde sollte sich im Interesse ihres eigenen Ansehens auf diesen Schwindel nicht hereinfallen. (Erneute lebhafte Zustimmung.) Hier die Nichtöffentlichkeit anzunehmen, könnte den Minister in unangenehme Konflikte auf anderen Gebieten bringen, wo es sich ebenfalls um öffentliche oder nichtöffentliche Veranstaltungen handelt. Ich weise nur hin auf das Vereinsgesetz und den § 12, der den polnischen Staatsbürgern den Gebrauch ihrer Muttersprache verbietet, wenn es sich um öffentliche Veranstaltungen handelt.

Nicht ohne grundsätzlichen Widerspruch kann es bleiben, daß der Minister auch in dieser Frage seine Entscheidung von dem Gutachten der Akademie der Künste abhängig macht. Ich möchte den Minister fragen, was denn nun die Akademie der Künste mit der hier in Betracht kommenden Frage zu tun hat, ob durch die Tänze der völlig nackten Frauensperson das sittliche Volksempfinden verletzt wird oder nicht. Ob diese Produktionen in technischer Hinsicht künstlerisch ausgeführt sind oder die lebenden Bilder den Anforderungen der Plastik entsprechen, darüber könnte sich der Minister bei der Akademie der Künste einen Rat holen. Aber diese Frage liegt dem Minister des Innern gar nicht zur Entscheidung vor. Er hat lediglich die Frage zu entscheiden, ob diese Darstellungen das Anstands- und Sittlichkeitsgefühl verletzen. Keiner ist zur Aufrechterhaltung der Sitte so sehr berufen und kompetent, wie gerade der Minister des Innern. (Sehr wahr!)

Redner geht darauf näher auf die Unsitte der Einholung von Gutachten über den sittlichen Charakter einer Darstellung ein und zitiert namentlich auch die Auslassungen des Justizministers über diese Frage aus den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses im vorigen Jahre. Dann fährt Redner fort: Wenn aber der Minister wirklich glaubte, ohne Gutachten nicht auszukommen, so sind doch gerade die Künstler für die Frage, ob etwa das sittliche Empfinden verletzt würde, die allerungeeignetsten Sachverständigen. Ich würde es kaum wagen, eine solche Behauptung aus mir selbst heraus aufzustellen. Aber sie rührt von Professor Hans Thoma in Karlsruhe, der in seiner Rede vom 15. März 1906 erklärt:

„Zum Schluß mache ich aber noch ein Geständnis. Ich würde nämlich in Sachen, welche Unsittlichkeitsfragen betreffen, keine Schriftsteller, keine Künstler und keine Aerzte als Sachverständige berufen. (Heiterkeit.) Die gehen vielleicht auch von anderen Voraussetzungen aus, als die, um die es sich handelt. Mir scheint, daß eine Art von Volksgefühl über das, was zulässig ist und sich schickt, doch noch das Richtigere treffen würde." (Beifall.) Und an einer anderen Stelle sagt er, daß vor allem Lehrer, Erzieher und namentlich die Frauen und Mütter berufen sind, in dieser Frage zu urteilen.

Welche Konsequenzen die Einholung des Gutachtens der Akademie der Künste nach sich ziehen muß, ergibt sich, wenn ich die einfache Frage an den Minister richte, was er denn getan haben würde, wenn das Gutachten der Akademie die Tänze der nackten Frauenspersonen als künstlerisch bezeichnet hätte. Logisch könnte er nach seiner Kundgebung nur antworten, daß er dann die polizeiliche Erlaubnis zu diesen Skandalen erteilt hätte. Das sind denn doch heillose Konsequenzen, die irgend ein künstlerisches Interesse höher stellen als die Sittlichkeit unseres Volkslebens, zu denen man aber gelangt, wenn man seine Entscheidung in solchen Sachen auf den unhaltbaren Grund des Künstlergutachtens aufbaut. Endlich, und das ist wohl der größte Mangel, läßt die Verfügung des Ministers jede Stellungnahme gegenüber den skandalösen Vorgängen in den zahlreichen anderen hier bestehenden Erscheinungen, in denen der Kultus des Nackten in der ärgerniserregendsten Weise geübt wird, vollständig vermissen. Es besteht hier in Berlin bereits eine Reihe von Vereinigungen, die mit dem Gesamtnamen „Nacktlogen" bezeichnet werden und sich zur Aufgabe gemacht haben, durch allmähliche Gewöhnung die Menschen zum gegenseitigen Verkehr in völliger Nacktheit zu bringen. (Lachen im Hause.) Um diesen Zweck zu erreichen, finden gemeinschaftliche Gesellschaftsabende statt, an welchen die Mitglieder, Männer und Frauen, verheiratete und unverheiratete Personen völlig nackt erscheinen müssen, um dann an diesem Abend in diesem Zustand miteinander zu verkehren, Spiele zu treiben, lebende Bilder zu stellen und sonstigen Sport zu üben. Im Sommer werden auch gemeinschaftliche Ausflüge in demselben Zustand außerhalb der Stadt in wenig verkehrsreicher Gegend veranstaltet, an denen namentlich auch junge Kinder teilnehmen, um sich schon früh an den Anblick der Nacktheit zu gewöhnen.

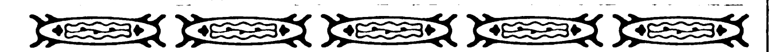
Ich habe anfangs, als ich zuerst hiervon hörte, das ganze für eine Mystifikation gehalten, bis mir von durchaus glaubwürdiger Seite versichert wurde, daß der Gewährsmann dieser Mitteilungen selbst Vorsitzender einer solchen Nacktloge ist, und bis die „Deutsche Tageszeitung" einen Brief veröffentlichte, der ihr von einem Mitglied einer anderen Nacktloge zuging, in welchem der Schreiber, selbst Familienvater und Beamter mit einer Offenheit als Anhänger dieses Nacktkultus sich bekennt, als wenn es um das harmloseste Ding in der Welt sich handelte. In diesem Brief wird wörtlich bestätigt, was ich über das Treiben der angegebenen Gesellschaften gesagt habe. Außerdem heißt es in demselben, daß diese Logen eine große und weitverzweigte Verbreitung hatten, daß namentlich die gemeinsamen Gesellschaftsabende großen Zuspruch fänden, auch von Gästen, die gleichfalls nackt erscheinen müssen. Angesichts eines solchen Treibens kommt es kaum noch auf den religiös-sittlichen Standpunkt an, den man einnimmt. Auch vom Standpunkte des rein natürlichen Empfindens aus muß man dieses Treiben als eine Verwilderung der Sitten bezeichnen, die geradezu erschreckend ist. (Sehr richtig!) Wenn jemand sich selbst und seine Familienangehörigen, seine Frau und seine Kinder stundenlang in völliger Nacktheit den Blicken und dem Verkehr seiner Freunde und Bekannten und selbst fremder Personen preisgibt, dann ist das ein Zeichen tiefster sexueller Perversität, die, wenn sie auch nur annähernd die Verbreitung hat, wie es in dem Brief angegeben ist, zu den betrübendsten Erscheinungen unserer Zeit gehört. Trotzdem scheint auch diesen Orgien gegenüber die Behörde sich passiv zu verhalten. Von einer Geschlossenheit, einer privaten Veranstaltung, bei denen die Oeffentlichkeit nicht beteiligt ist, kann doch hier wahrhaftig nicht die Rede sein. Fast die gesamte Presse hat sich schon mit diesem Treiben befaßt. Die gemeinsamen Veranstaltungen werden öffentlich angekündigt, die Programme und Beitrittsaufforderungen werden in Menge verbreitet und offen versandt und die Teilnahme scheint eine sehr umfangreiche zu sein, so daß sich schon die Inhaber anständiger Etablissements veranlaßt gesehen haben, sich mit dieser Konkurrenz zu befassen.

So wird berichtet, daß auf der letzten Generalversammlung der Badeanstaltsbesitzer hier in Berlin der Vorsitzende eingehend über die Weiterentwicklung des Nacktlogentums referiert habe. In der Versammlung wurde auch eine Beitrittsaufforderung zur Verlesung gebracht, in welcher es heißt: „Die Mitglieder verschmähen auch im Luftbade die sonst üblichen Luftbadekostüme, denn sie wollen die alte Weltanschauung und die falsche Prüderie niederkämpfen. Dem Verein ist es heiliger Ernst mit dieser Sache und jede Frivolität liegt ihm fern. Zweimal in der Woche vereinigen sich die Mitglieder, jeden Sonntag finden gemeinschaftliche Ausflüge statt, bei denen die Mitglieder unbekleidet sind. In kurzer Zeit gedenkt der Verein ein Stück Land für seine Zwecke zu erwerben. Herren sowohl wie Damen, welche freien Anschauungen huldigen, werden in den Verein aufgenommen." Ein solches Treiben muß denn doch das sittliche Empfinden der gesamten anständigen Bevölkerung aufs tiefste verletzen, und man versteht es nicht, daß sich unter den Augen der Behörden dieses Treiben abspielen kann. Es kann nicht ausbleiben, daß diese Duldung der Behörden zu einer verhängnisvollen Verwirrung der Sittlichkeitsbegriffe im Volke führen muß. (Sehr wahr!)

Sehr kennzeichnend, aber auch vernichtend für das ganze Nacktlogentum und dem mit ihm am gleichen Strange ziehenden Nacktkultus der Schönheit ist die Tatsache, daß gerade in diesen Tagen der eigentliche Begründer dieser Bewegung und früher der eifrigste Mitarbeiter der Zeitschrift „Schönheit", Dr. Heinrich Pudor zu Leipzig, in einem offenen Schreiben von diesem ganzen Treiben auf das energischste sich losgesagt hat. In diesem Schreiben heißt es: „Ich muß Verwahrung dagegen einlegen, daß ich mit dem Nacktkultus bei Lampenlicht und in Theatersälen und mit den Nacktbestrebungen der Schönheitsabende noch irgend etwas zu tun habe. Das ganze Treiben ist dazu angetan, die Nacktkulturbewegung zu diskreditieren, und deshalb muß ich mich auf das schärfste dagegen wenden. Den

wahren, nämlich den physiologischen Sinn der Nacktkultur, haben nur die wenigsten erkannt. (Meine Herren! Ich bitte Sie, ganz genau auf das zu achten, was jetzt kommt. Es gibt eine Erklärung für den ganzen Skandal) Meine treuesten Anhänger, sagt Dr. Pudor, entpuppten sich schließlich als Homosexuelle (Hört, hört!), und dafür danke ich. Geradezu gemeingefährlich ist das Treiben dieser Leute, die unter der Flagge von Schönheitsidealismus und Nacktkultur die jungen Leute verführen, dem Schmutz die Türe öffnen und die niedrigsten Triebe beschönigen." So schreibt, und das ist das bezeichnende, derjenige, der der eigentliche Begründer dieser ganzen Bewegung ist, nachdem er das ganze homosexuelle Treiben ihrer Anhänger erkannt hat.

Ich meine nun, daß bei dieser Lage der Umstände doch wahrhaftig nicht von privaten geschlossenen Konventikeln die Rede sein kann, deren Treiben sich dem Eingreifen der Behörden entzieht. Hier ist die breiteste Oeffentlichkeit in Mitleidenschaft gezogen und da hat der Staat nicht nur das Recht sondern auch die dringendste Pflicht, mit starker Hand einzugreifen und mit dem ganzen Treiben, das in seiner Weiterentwicklung die Gesundheit und Kraft der Nation untergraben muß, gründlich aufzuräumen. (Lebhafter Beifall.) Die Versicherung glaube ich dem Minister geben zu können, daß er hierbei die Unterstützung und die aufrichtige Sympathie der gesamten sittlich fühlenden Bevölkerung finden wird. (Bravo!) Zurzeit bildet diese, so darf man wenigstens hoffen, die große Mehrzahl in unserem Land. Wird aber nicht bald und entschieden mit dieser so systematisch und zielbewußt getriebenen Entsittlichung unseres Volkes Einhalt geboten, dann werden bald keine Maßnahmen mehr helfen, um die völlige Zersetzung unseres Volkslebens zu verhindern. (Langdauernder, lebhafter Beifall im ganzen Hause.)



Unter dem königlichen Hoftitel.

Die Kgl. Hof-Buchhandlung Theodor Ackermann, München, Promenadeplatz 10, ersucht die „Allgemeine Rundschau" um die Feststellung, daß die in dem Artikel „Unter dem königlichen Hoftitel" in Nr. 1 der „A. R." getroffene Firma A. Ackermanns Nachfolger (Karl Schüler), Maximilianstraße, nicht aber Theodor Ackermann, Promenadeplatz 10 ist. Die beiden Firmen werden häufig und so auch in diesem Falle leicht verwechselt. Zwischen denselben besteht nicht der mindeste geschäftliche oder verwandtschaftliche Zusammenhang.

Wie aus sicherer Quelle verlautet, hat die Staatsanwaltschaft auf Antrag der Polizeidirektion das Ermittelungsverfahren gegen den Inhaber der Firma Ackermanns Nachfolger eingeleitet. Ueber den beanstandeten Geschäftsbetrieb wurden bereits mehrere Belastungszeugen einvernommen. Der von zwei wohl nicht genügend unterrichteten sehr hohen Seiten unternommene Versuch, durch Beweise persönlichen Wohlwollens die fragliche Hofbuchhandlung, deren Inhaber Mitglied der Loge „Zur Kette" ist, vor der Oeffentlichkeit zu rehabilitieren, wird wohl kaum den gewünschten Erfolg haben. Der Tatbestand ist ein derartiger, daß die nachweislichen Vorgänge sich weder beschönigen noch vertuschen lassen. Als mildernder Umstand könnte einzig in Frage kommen, ob der Vertrieb unzüchtiger Werke erst unter der Leitung eines bestimmten Angestellten den heutigen Umfang angenommen hat. Der Inhaber der Firma konnte aber darüber um so weniger im Zweifel sein, als gewisse Vorräte in seiner Privatwohnung auf Lager gelegt worden sein sollen. Die Unterstellung, als ob irgendwelche persönliche Animosität zu dem Vorgehen der „Allgem. Rundschau" geführt haben könnte, ist zu albern, als daß sie einer Widerlegung bedürfte. Dem Verfasser der beiden Artikel würde eine strafgerichtliche Verfolgung der Firma sogar sehr contre cœur sein. Ihm war es nur um die sachliche Abstellung eines groben Mißbrauchs zu tun, der lange genug auf das vornehme Schweigen und laisser aller hat rechnen können. Es ist übrigens nicht das erstemal, daß die Kgl. Polizeidirektion gegen den fragwürdigen Vertrieb dieser Firma vorging. Damals holte sie sich bei der Staatsanwaltschaft einen Korb. Sollte die Sache auch jetzt wieder im Sande verlaufen, so wird sie im nächsten Landtage zur Sprache kommen müssen. Dann aber um so gründlicher!

Ein „dunkler Schatten"

oder „Dr. Nikolaus Heim" als Hagiograph.

Von

P. Hildebrand Bihlmeyer O. S. B. (Beuron), Herausgeber des Hagiographischen Jahresberichtes.

IV. (Schluß.)

Wir kommen zur Hauptfrage: Wer ist „Dr. Nikolaus Heim" in Wirklichkeit? Die Bemühungen der Verleger, dieses Pseudonym zu lüften, führten, wie wir im letzten Artikel gesehen haben, zur Aufdeckung von fünf weiteren Pseudonymen. Auch die anderweitig eingezogenen Erkundigungen trugen nur dazu bei, das Dunkel, in das er sich hüllte, immer mehr zu verdichten. Jedermann wird darum die Maßnahmen erklärlich und berechtigt finden, welche die Verleger ergriffen haben, durch ein internationales Auskunftsbureau nämlich über Namen und Persönlichkeit „des Autors" Klärung und Sicherheit sich zu verschaffen. Hier ist, soweit dies für unseren Zweck notwendig, das Resultat:

Der erste, vom Juni 1902 datierte Bericht betrifft den laut Brief in Nr. 3, S. 38 der ‚A. R.' „zurzeit" in Portici bei Neapel sich aufhaltenden „Klaus v. Miron". Er lautet also:

„Angefragter ist ein Priester und lebt mit einer häßlichen Frau, die er für seine Schwester ausgibt, zusammen. Er bewohnt eine Villa. Die Miete bezahlt er unter dem Namen „Ruska". Er führt ein sehr zurückgezogenes Leben, und die ganze Villa ist hermetisch abgeschlossen. Hier und da sieht man ihn auf der Terrasse. Er schreibt fortwährend. Auf der erzbischöflichen Kurie ist „v. Miron" gänzlich unbekannt. Soviel man in Erfahrung gebracht hat, soll er Missionär sein."

Eine zweite Mitteilung von Mitte März 1904 weiß über den Aufenthalt des „Klaus v. Miron" in Resina bei Neapel nachstehendes zu berichten:

„Meine Recherchen an Ort und Stelle haben ergeben, daß Obiger mit Frl. N. N. in Villa N. wohnt, angeblich als Bruder und Schwester. Zudem kleide er sich als Priester. Es seien ganz sonderbare Leute, die mit niemand verkehren . . ."

Aus dem dritten Bericht, der das Zusammenleben der beiden fraglichen Persönlichkeiten näher charakterisiert, sei nur das eine noch erwähnt, daß es auf Villa N. „an Mitteln nicht zu fehlen scheine".

Was den oben angeführten, offenbar italienisierten Namen „Ruska" anbelangt, so dürfte ein Privaterlaß des bischöflichen Ordinariates Regensburg im oberhirtlichen Verordnungsblatt dieser Diözese v. J. 1898, Nr. 11, ein eigentümliches Licht über denselben und die immer geheimnisvoller sich gestaltende Angelegenheit werfen. Wir lesen daselbst:

„Wir haben neuen Anlaß, einzuschärfen, daß Fremde, Unbekannte, welche sich für Priester ausgeben, nicht ohne Einsichtnahme und Prüfung ihrer Dokumente zur Zelebration der hl. Messe zugelassen werden dürfen. Der nun erleichterte Verkehr zwischen den Ländern hat die Gefahr vermehrt, daß auch in hiesige Gegenden Männer kommen, welche die Kleidung der Geistlichen tragen, ohne es zu sein, oder gegen welche sonst Bedenken oder Hindernisse obwalten.

So wird neuestens erzählt, es halte sich in den deutschen Diözesen nicht selten ein Mann auf, der verschiedene Namen führe (z. B. Don Josaphat oder Dr. Nikolaus Heim oder auch Rues), im Orient die hl. Weihen erhalten habe, im Winter zu Neapel, im Sommer zu Berlin Aufenthalt nehme, eine Abstammung aus der Oberpfalz angebe, mit der Feder gewandt und für alle möglichen Zeitungen tätig sei usw.

Selbstverständlich erwarten wir Bericht, wenn irgendwo in hiesiger Diözese dieser oder ähnliche Herren ohne vollgültige Legitimation auftauchen und in Pfarrhöfen oder Klöstern Aufenthalt nehmen bzw. in Kirchen fungieren möchten.

Regensburg, den 6. Dezember 1898.

Dr. Fr. X. Leitner, Generalvikar.

Braun, Sekretär."

Schon damals also, da obiger Erlaß erschien, regten sich ernste Bedenken gegen unseren „Doktor"; man zweifelte, ob er ein einwandfreier, unbescholtener Charakter sei. Wir müssen uns daher wundern, daß eben dieser „Autor" kaum zehn Jahre später von ebenderselben kirchlichen Behörde das Imprimatur für sein neues Buch erhielt. Besondere Beachtung verdient der Umstand, daß im angeführten Schriftstück eine gewisse Unsicherheit herrscht über die mit „Dr. Nik. Heim" in Verbindung stehenden anderen Namen „Don Josaphat" und „Rues". Hätte man aber im Jahr-



gang 1894 bei ‚Kürschner' und bei ‚Keiter' nachgeschlagen, so wäre man auf die interessante Entdeckung gekommen, daß der Name **„Don Josaphet"** nichts anderes ist als ein Schriftsteller-pseudonym für einen gewissen **Don Joseph Rush**, der angeblich am 6. November 1860[1]) zu Höchstadt in Bayern geboren, in Theologie, Kultur- und Kirchengeschichte, Ethnographie, Novellistik und als Reiseschriftsteller literarisch tätig und nach ‚Kürschner' „Prf." (Professor? Pfarrer?) in Torre del Greco bei Neapel, nach ‚Keiter' „apostolischer Missionar" zu S. Gallo in Venedig sei.

Unter seinen (d. i. Don Josaphets) Werken werden vier mit Namen aufgeführt: Bibel und Judentum (1893), wofür „der Autor" im Auftrag des Papstes Leo XIII. mit einem überaus schmeichelhaften Anerkennungsschreiben des Kardinal-Staatssekretärs Rampolla (Datum nirgends angegeben!) beglückt wurde. Für ein zweites Schriftchen über „Leo XIII. und seine Namensvorgänger auf dem Stuhle Petri" (1893) wurde „der Autor" abermals „mit dem apostolischen Segen Seiner Heiligkeit belohnt", wie er triumphierend in der Vorrede eines weiteren Gelegenheitsschriftchens: „Der hl. Papst Cölestin V. . . ." (1894) bemerkt.[2])

Auf der 4. Seite des Umschlages letzterer Broschüre finden wir die weitere interessante Notiz, daß der vielseitige „Don Josaphet", der „apostolische Missionär", zugleich auch **Begründer und bisheriger Leiter des „Antonius von Padua"**, einer volkstümlichen Erbauungszeitschrift war. Ueber seine **eigenartige Redaktionstätigkeit** wurde mir vom Hochw. Generalvikariat zu Bamberg, das mich auch sonst in dankenswertester Weise mit urkundlichem Material unterstützte und dessen Veröffentlichung gestattete, nachstehendes Schreiben zur Verfügung gestellt:

N., den 30. Oktober 1894.

„An das Hochwürdigste Erzbischöfliche Generalvikariat zu Bamberg.

Die gehorsamst Unterzeichneten gestatten sich, Hochwürdigem Erzbischöfl. Generalvikariat folgende Sache ergebenst vorzutragen:

Auf 1. Juni d. J. gab ein gewisser Don Josaphet, apostol. Missionär (sein wirklicher Name ist **Jos. Rush**, geb. den 6. Dez. 1860 zu Höchstadt) in unserem Kommissionsverlag eine Halbmonatschrift, betitelt „Sendbote des heil. Antonius von Padua", heraus. Wir hatten Herstellung und Vertrieb dieser Zeitschrift übernommen, nachdem genannter Herausgeber uns Garantie resp. Zahlung für die Kosten geboten. Bald drangen jedoch ungünstige Gerüchte über Herrn Rush an unser Ohr, auch machten wir Wahrnehmung, daß sich die Franziskanerklöster fast ohne Ausnahme ablehnend gegen das Unternehmen verhielten, und von zwei Seiten wurde uns die Person des Herausgebers als Grund dieses Verhaltens offen bezeichnet.

Diese Erfahrungen veranlaßten uns, weitere Erkundigungen einzuziehen, aber auch diese lauteten überaus ungünstig, obwohl der angebliche apostolische Missionar sich des Segens Sr. Heiligkeit und der Empfehlung des Ordensgenerals der Franziskaner rühmt.

Wir sahen uns deshalb veranlaßt, Legitimation von Herrn Rush seitens seiner kirchlichen Vorgesetzten zu verlangen; statt uns diese aber zu geben, zog er sich unter verschiedenen Vorwänden von uns zurück und läßt seine Zeitschrift nun in N. weiter erscheinen.

Da Herr Rush auch Gelder für Meßintentionen sammelt, für die er keine andere Bürgschaft als sich selbst bietet, und wir die Erfahrung gemacht haben, daß namhafte Beträge für diesen Zweck eingehen, so halten wir es für unsere Pflicht, entweder die Vertrauenswürdigkeit des Herrn Rush bewiesen zu sehen oder aber ihm solche Sammlungen unmöglich zu machen und ihn als das zu entlarven, was er in diesem Falle wäre, als einen Betrüger, der die im katholischen Volk wurzelnde Verehrung zum heiligen Antonius zu seinen unlauteren Zwecken benützt.

Wir stellen darum an Hochwürdigstes Erzbischöfl. Generalvikariat die gehorsamste Bitte, uns geneigtest recht bald mitteilen zu wollen, ob es wahr, daß p. p. Rush in jenseitiger Erzdiözese seinerzeit suspendiert worden ist, resp. ihm die Vornahme priesterlicher Handlungen untersagt worden ist, sowie, daß er sich unter falschem Namen die Priesterweihe erschlichen hat, und ob letzterer Umstand die Ursache der Suspension gewesen.

Wir hoffen im Interesse der für die weitesten katholischen Kreise wichtigen Sache mit einer recht baldigen Nachricht beehrt zu werden und danken zum voraus für gütige Bemühungen.

In aller Ehrfurcht

Hochwürd. Erzbischöfl. Generalvikariats
gehorsamst ergebene N. N."

[1]) Man beachte, daß oben („A. R." Nr. 3 S. 39) auch „Claus of Miron" „Dr. Nik. Heim" am 6. Dezember 1860 „auf der Reise" im bayerischen Fürth geboren sein will —!

[2]) Die vierte, laut Kürschner l. c. von „Don Josaphet schon 1892 verfaßte Broschüre über „Papst Alexander VI." konnte ich nicht einsehen.

Bevor wir die hierauf ergangene Antwort des Bamberger Ordinariates bringen, sei es erlaubt, noch kurz einzuschalten, daß auch beim zweiten Verleger der von „Don Josaphet" redigierten St. Antoniuszeitschrift bald schwere Bedenken gegen die in Genua für längere Zeit sich aufhaltende, unklare Persönlichkeit aufstiegen. Der völlige Bruch mit „Don Rush" erfolgte nicht lange nachher, weil dieser „auf das Ersuchen des Diözesanbischofs, der bischöflichen Behörde gegenüber sich zu legitimieren, beharrlich sich weigerte."

Der mit leicht begreiflicher Spannung einer Antwort harrende N. N.sche Verlag wurde über kurzem mit einer Antwort entschädigt, die an Deutlichkeit und Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Wir geben hier mit wenigen, durch die Diskretion nahegelegten Kürzungen den vollen Wortlaut:

„Bamberg, den 15. November 1894.

Erzbischöfl. Generalvikariat.

Betreff:

Missionar Don Josaphet bzw. Joseph Rush.

Auf die geschätzte Zuschrift vom 30. v. M. erwidern wir, daß die Bedenken gegen den Genannten leider nur zu begründet sind. Unsere Akten ergaben über ihn folgendes:

Geboren am 6. Nov. 1863 zu Höchstadt a. A., besuchte er die Volksschulen in Höchstadt und Herzogenaurach, dann in Waldmünchen (Niederbayern), wo sein Vater als **Tierarzt** tätig war. Ob er auch eine Lateinschule besuchte, ist uns nicht bekannt. 1881 wanderte er aus Bayern aus, war später eine Zeit Franziskaner zu Banjaluka in Bosnien, sodann unter dem Namen Fr. Bonifatius Novize im Kloster der Eremiten O. S. B. in Camaldoli, von wo er am 17. August 1884 . . . . entlassen wurde. Heilige Weihen hat er da nicht empfangen.

Auf Grund gefälschter Zeugnisse:

1. eines nicht existierenden Priors Medardus im nicht existierenden Kloster der hl. Familie zu Ebrach bei Bamberg, datiert vom 29. Dezember 1885, und

2. unseres hochseligen Herrn Erzbischofs Friedrich, datiert vom 30. Dezember desselben Jahres, die uns beide **mit nachgemachten Siegeln** unterm 22.—26. Mai 1889 vom Generalvikariat Konstantinopel vorgelegt wurden, ist er, ohne die Minores empfangen zu haben und ex defecto aetatis dispensiert worden zu sein — er hatte in den Zeugnissen sein Geburtsjahr auf 1860 verlegt — vom Apostolischen Delegaten in Konstantinopel am 31. Januar 1886 **zum Subdiakon**, am 14. Februar **zum Diakon** und am 7. März 1886 **zum Priester geweiht worden.** Hierauf war er Missionspriester in Safed (Palästina). 1887 besuchte er seine Heimat Höchstadt, Herzogenaurach und auch Bamberg, erhielt jedoch — obgleich wir von obigen Fälschungen noch nicht wußten — ‚wegen ungenügender Zeugnisse' die licentia celebrandi nicht. Wieder ging er ins Ausland, und als er im Sommer 1889 nochmals hierher kam, **verfolgte ihn das Kgl. Amtsgericht Bamberg I wegen unbefugter Sammlungen und wegen der inzwischen bekanntgewordenen Fälschungen.**[1]) **Doch entzog er sich den Verhandlungen durch die Flucht.** Gewiß ein vitae curriculum, wie man es im 19. Jahrhundert kaum für möglich halten würde —!

Aber es wäre möglich, daß alle diese großen Defekte vom Heiligen Stuhle saniert wurden. Denn unterm 11.—17. Mai 1890 schickte Se. Eminenz Kardinal Monaco ein Gesuch des Rush um Absolution von der Suspension und den Zensuren hierher, die er durch Erschleichung der Weihen verwirkt. Derselbe bekennt darin alle oben erwähnten Fälschungen, erkennt sich für unwürdig des Priestertums und will jede Buße auf sich nehmen, wenn er nur aus diesem teuflischen Labyrinth herauskomme, das zur Verzweiflung und zur Hölle führe. Die Tatsachen wurden nach Rom berichtet; über das Resultat des Gesuches ist uns nichts bekannt geworden . . . ." — —

Hier die deutsche Uebersetzung des Falsifikates nach einer mir vorliegenden, vom Kaiserl. deutschen Generalkonsul E. v. Treskow am 23. Juni 1887 amtlich beglaubigten Kopie des Originals.[2])

[1]) Auf die interessanten näheren Umstände der Entdeckung werden wir an anderer Stelle weiter eingehen.

[2]) Lateinischer Originaltext des Falsifikates:

†

In Nomine Domini.

Nos Dominus Medardus, Prior monasterii s. Familiae prope oppidum Ebrach in Franconia Bavariae:

Filii nostri D. Bonifacii Rush humilibus annuentes precibus, jussu Revdmi P. Domini Ruperti II. abbatis N. Congreg. ac secundum veritatem, prout constat ex libris, sequentia attestamur, scilicet. :

†

Im Namen des Herrn.

Wir, Medardus, Prior des Klosters der hl. Familie bei der Stadt Ebrach im bayerischen Franken, bezeugen den demütigen Bitten unseres Sohnes, des Herrn Bonifazius Rush gerne willfahrend, auf Geheiß des hochwürdigsten Vaters und Herrn Rupertus II, Abtes unserer Kongregation, der Wahrheit gemäß, so wie es in den Büchern geschrieben steht, folgende Tatsachen:

Genannter Herr J. Bonifaz Rush von der hl. Maria Nazarena, legitimer Sohn des am 27. Mai 1882 verstorbenen Arztes Dr. Nikolaus Rush*) und dessen Gattin Henrika (Heim), wurde am 6. November 1860 in der Stadt Höchstädt geboren, am 8. desselben Monates getauft, am 21. Juni 1872 vom Hochwürdigsten Herrn Bischof von Passau gefirmt, verweilte vom Jahr 1875 bis heute in unserem Eremitenorden des hl. Benedikt, wo er, nachdem er in verschiedenen Klöstern aufs lobenswerteste [!] sich aufgehalten hat, am 15. Jan. 1877 die einfachen, am 15. Jan. 1882 aber die feierlichen Gelübde (am 8. Dez. 1881 wurde er durch den Hochwürdigsten Herrn Abt Rupert mit den niederen Weihen ausgezeichnet) in Gegenwart der Mönche, wie das so Sitte ist, in unsere Hände ablegte.

Nachdem er schon vor seinem Eintritt in den Orden mit Erfolg die niederen Studien absolviert hatte, oblag er, insoweit es für uns Mönche erforderlich ist, bei uns mit größtem Eifer dem Studium der Philosophie und Theologie, ja er tat dies dermaßen, daß wir gegen unsere Gepflogenheit in diesem eben zu Ende gehenden Jahre ihm eine Wallfahrt nach Jerusalem gestatteten. Kurz, er ist ein ausgezeichneter Mönch, und mit Zuversicht schreiben wir die Erwartung nieder, daß er auch ein guter Priester sein wird.

Mit freudiger Ueberraschung hörten wir, daß Ew. Gnaden bereit sind, ihm diese Würde auf Bitten des Dominikanerkonventes v. hl. Petrus u. Paulus zu Konstantinopel zu erteilen, eine Gnade, wodurch Du uns überaus große Freude bereitest, sowie Ehre im Herrn. Wir danken Dir, hochwürdigster Herr, einmütig aufs beste dafür, indem wir beizufügen wagen, daß wir es wünschen würden, wenn der Neupriester die hl. Geheimnisse nach dem in unserer Kongregation üblichen Ritus, nämlich nach dem römischen, feiern würde, es sei denn, daß Ew. Klugheit und die hochw. Dominikaner es anders für besser hielten. Um aber in allem der Regel gemäß zu handeln, haben wir am 29. Dezember zu dem Zweck das Kapitel zusammenberufen [!], das beschloß, Ew. Gnaden demütig zu bitten, genannten Jos. Bonifaz, unsern Mönch, wenn nötig, von den Interstitien usw. zu dispensieren, ihm die hl. Weihen zu erteilen und ihm die diesbezüglichen Beglaubigungsschriftstücke auszustellen. Zum Schlusse bitten wir den Herrn, daß er Dich mit himmlischem Lohn aus voller Hand segne.

Gegeben heute am 29. Dezember 1885 in unserem Kloster und unter unserm großen Siegel

† Sig. Eremi S. Familiae O Beata Solitudo.

Rupertus, Abt
Medardus, Prior
Galganus, Subprior.

Da Herr Bonifaz Rush Konventual ist vom Kloster der hl. Ordensfamilie der ref. Benediktiner, welche sich eines ihnen vom Papst Gregor XVII. [!!] am 17. Sept. 1276 [!!] verliehenen und nie zurückgenommenen Privilegs erfreuen, daß sie ihre Kleriker durch einen beliebigen kath. Bischof des Erdkreises weihen lassen können, und nur erforderlich ist, daß der Bischof, in dessen Diözese das Kloster des zu Weihenden gelegen ist, die Litterae testimoniales und dimissoriales des Abtes unterschriebe, so erteilen Wir hiermit genanntem, Uns wohlbekanntem Herrn unter Glückwünschen Unsern Segen zu seiner priesterlichen Laufbahn.

Gegeben in Unserer Residenz zu Bamberg

† Fredericus Archiepiscopus Bambergensis.

30. Dez. 1885.
† Friedrich Schreiber [unleserlich]
Archiep.

Welches Ergebnis die in Rom eingeleitete Untersuchung gehabt hat, läßt das im März 1904 an verschiedene deutsche Ordinariate eingelaufene „offene Schreiben" mit unzweifelhafter Klarheit erkennen. Hier sein Wortlaut:

„An das Ordinariat in Augsburg respektive Bamberg, Fulda, Köln, Paderborn usw.

Auf Umwegen erfahre ich, daß man (wo? in Augsburg, Bamberg, Köln?) durch anhaltendes Studium und Handschriftenvergleichung zu der festen Ueberzeugung gelangt ist, daß ich immer noch mein altes Metier als Missionär zugunsten der päpstlichen Kirche fortzusetzen so selbstlos, ja stupide sei und durch Abfassen von Erbauungsschriften, die bei Kösel, Kirchheim, Bachem usw. unter dem Namen eines Dr. Heim erschienen sein sollen, die dortige katholische Literatur zu zieren mich bestrebe. Das heißt doch die Sache ein bißchen übertreiben: von einem, den Borniertheit und Intoleranz vor bereits fast 10 Jahren in die Opposition getrieben hinterher auch noch Freundschaftsdienste zu erwarten! Nein, Hochgelehrte Herren, so weit geht meine Selbstverleugnung doch nicht, das Abfassen von katholischen Schriften auch heute noch für praktisch zu halten. In illo tempore, concedo; aber der seitdem in mir vorgegangene Ideen- und konsequente Standwechsel, eine logische Folge der mir seinerzeit gewordenen echt christlichen Behandlung, schreiben mir jetzt längst andere Ziele vor. Die wohlweisen Herren machten sich damals eine Ehre daraus, Simar an der Spitze, ‚calamum quassatum conterere et linum fumigans extinguere', mögen sie sich die Folgen selbst zuschreiben. Man braucht deswegen nicht für mich Gebete anzustellen, als wie für einen filius prodigus und apostata, denn ich zählte nie zum Klerus irgend einer Diözese da draußen in Deutschland, und was man nicht ist, dem kann man nicht entsagen. Obschon ich jetzt sicher erfolgreicher missioniere als seinerzeit. Ich sollte nun doch wohl annehmen dürfen, diese meine deutliche Protestation würde am richtigen Orte verstanden. Ich gehöre nicht der von den Jesuiten verunstalteten Kirche, sondern der Gemeinde Jesu Christi an und müßte gegebenenfalls die mir gütig aufgebürdete Vaterschaft von Büchern, wie die des Lebens eines Wundertäters! und eines von den Läusen lebendig aufgefressenen, vom vorigen Papst ‚heilig' gesprochenen Bettelmenschen! etwas energischer ablehnen als ich hiermit tue, respektive die fanatische Naivetät der Bamberger, Kölner oder Augsburger usw. Herren öffentlich belachen. ‚Sammelt man denn Feigen von den Disteln oder Trauben von den Dornen?' Schreibe aber ich etwas, so verbietet mir die Freiheit Christi irgend jemandens Gutheißung zu verlangen, auch nicht die eines katholischen Bischofs.

Unterschrift:
D. Jos. Rush
Presbitero
della Chiesa ap. c. r."

Palermo-Napoli
16. März 1904.

Was haben wir noch nötig hinzuzufügen zu diesem Bekenntnis des „dunklen Schattens"? Wir haben ihm wahrlich reiche Gelegenheit gegeben, sich auszusprechen, über „seinen Namen und sein Verdienst": er hat bis zur Evidenz sich selbst gerichtet! Der „urkatholische", gegen

---

Dictus dominus J. Bonifacius Rush a. s Maria Nazarena, filius legitimus medici Drs Nicolai Rush 27. Maji 1882 emortui et conjugis ejus Henricae (Heim) natus die 6. Nov. 1860 in civitate Hoechstadt, die 8. ejusdem mensis et anni, secundum ritum s R. Ecclesiae baptizatus. die 21. Junii 1872 a Rvmo Domno Episcopo Passaviensi confirmatus, ab anno 1875 usque hodie in ordine nostro eremitico s. Benedicti et in variis quidem monasteriis laudabilissime perseveratus, die 15. Januarii 1877 vota simplicia, die vero 15. Januarii 1882 solemnia (die jam 8. Dec. 1881 ordinibus minoribus per Rvmm D P. Abbatem Rupertum decoratus) in praesentia, ut solet, monachorum, in manus nostras emisit.

Studiis inferioribus jam ante ordinis ingressum non sine fructu absolutis apud nos studio philosophiae et theologiae, quantum nobis monachis convenit, diligentissime incubuit, illudque peregit ita, ut nos contra consuetudines nostras ei anno hoc pene elapso peregrinationem Hierosolymitanam permiserimus. Brevi, optimus est monachus et confidentes scribimus, et bonus sacerdos erit. Ad quam dignitatem eidem conferendam ut orant R. R. P. P. Dominicani conventus s. Petri et Pauli Byzanzii, Amplitudinem Vestram se accingere valde stupentes andivimus, qua gratia nobis maximum confers gaudium et honorem in Domino, pro qua Tibi, Reverendissime ac Illustrissime Domine, summas gratias unanimiter agimus, adjungere audentes, quod magis nobis placeret, si neopresbyter Sacrum secundum ritum, quem tenet congregatio nostra, nempe Romanum facturus sit quam secundum alium, nisi Prudentiae Tuae et R R. P. P. Praedicatoribus, aliter expedire videbitur. Ut autem in omnibus secundum regulam ageremus, re perpensata die 29. Dec. capitulum ad hoc convocavimus, cujus votis decretum est, Amplitudinem Tuam humiliter rogare, ut dictum monachum nostrum Jos. Bonifacium, si opus fuerit, ab interstitiis etc. dispensare, ad sacros ordines promovere ac ipsi de promotione sua testimoniales litteras concedere dignetur.

Concludentes oramus Dominum, ut Te manu plena coelestibus benedicat.

Datum hac die 29. Decembris 1885 in monasterio nostro sub sigillo majore.

L. S.

Rupertus Abbas
subscripsi
Ego Medardus Prior
scripsi et subscripsi
Ego D. Galganus Subpr. sc.

Cum D. Bonifatius Rush conventualis sit monasterii s. familiae Ord. ref. Benedictinorum, qui privilegio gaudent a Papa Gregorio XVII die 17. Sept. 1276 concesso et nunquam revocato, ut clericos suos ad ordines sacros promovere facere possint a quocumque Episcopo catholico orbis et tantum requiratur, ut Episcopus in cujus Dioecesi monasterium consecraturi situm est, litteras testimoniales et dimissoriales Abbatis subscribat, Nos haec facientes eidem Domino Nobis bene noto gratulantes benedictionem Nostram ad viam sacerdotatem currendam impertimus.

Ex Residentia Nostra Bambergae 30. Dec. 1885.

L. S.

† Fredericus Schreiber
Archiep.

*) Zufolge amtlicher Mitteilung lautete der Familienname ursprünglich „Rus".

Andersdenkende schroffe und unverträgliche, mit scheinbar blinder Wut gegen Modernisten und Reformer anstürmende Ketzerrichter „Heim" hat sich nach eigener Angabe entpuppt als ein mit der katholischen Kirche schon längst zerfallener, von ihr ausgeschiedener und in aktiver Opposition zu ihr stehender Presbitero della chiesa ap[ostolica] c[ristiana?] r[iformata?] — —

Hiermit können wir über den „Fall Heim" vorläufig die Akten schließen. Es ließen sich an diesen Fall mancherlei nützliche Erwägungen knüpfen. Zunächst offenbart sich hier an einem drastischen Beispiel ein gewisser Tiefstand der hagiographischen Literatur in Deutschland. Dieser hat es ermöglicht, daß ein Autor wie „Dr. Nikolaus Heim" nicht bloß nahezu zwei Jahrzehnte lang seine Existenz als Hagiograph fast ungestört fristen konnte, sondern es auch zu einer gewissen Berühmtheit und großen Beliebtheit zu bringen vermochte.

Sodann müßte auf verschiedene Mängel unserer literarischen Kritik hingewiesen werden. Solche haben es verschuldet, daß selbst hochgeachtete Theologen über die offensichtliche Minderwertigkeit der „Heim"schen Werke, ja selbst über deren sittliche Gebrechen hinwegsahen, über die schlimmen Stellen und Seiten hinweglasen und ahnungslos den Apostel eines wüsten Flagellantismus mit Lob überschütteten, indem sie sich durch seinen heuchlerischen Eifer für Orthodoxie und seine raffinierte Ausnützung der kirchlichen Zeitströmungen täuschen ließen.

Endlich dürfen auch gewisse Mängel der amtlichen kirchlichen Zensur nicht verschwiegen werden. Sie hat hier am unrechten Ort Schonung geübt und ist (sicher ohne Schuld der betreffenden Oberhirten, die sich auf ihre Zensoren verlassen zu können glaubten) hinter dem sittlichen Ideal, wie hinter der ausdrücklichen Vorschrift des kirchlichen Büchergesetzes zurückgeblieben. Es wäre dringend zu wünschen, daß auf pseudonyme und anonyme Hagiographen künftighin ein strengeres Augenmerk gerichtet werde.

Sehr zu bedauern ist auch, daß ein hinter seinen literarischen Masken verborgener, suspendierter und apostasierter Priester auf Wegen, die uns unbekannt sind, mehrere päpstliche Belobigungsschreiben sich zu verschaffen gewußt hat. Die Echtheit dieser päpstlichen Schreiben zu prüfen, bin ich nicht in der Lage. Sicher echt ist, wie mir dieser Tage telegraphisch aus Rom berichtet wurde, das letzte und wichtigste Schreiben „Valde Te amamus", das den ohne bischöfliches Imprimatur erschienenen „Paulus" unseres Autors mit hohem und reichem Lob auszeichnet. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ein solches Schreiben nie ergangen wäre, wenn die höchste Stelle von ihrem Gewährsmann über das Buch und seinen Verfasser richtige Informationen erhalten hätte.

Doch auf diese und andere Erwägungen, welche der „Fall Heim" einem kritischen Beobachter nahelegt, will ich, so Gott will, lieber an einem anderen Ort zurückkommen. Zweck meiner jetzigen Artikel war, zu erreichen, daß ein Mann aus der hagiographischen Literatur verschwinde, der ihr weder seiner Persönlichkeit, noch seiner literarischen Leistung nach zur Ehre gereichen kann, weil er weder in der einen noch in der anderen Hinsicht das helle Licht der öffentlichen Kritik ertragen kann. Dies Ziel glaube ich durch meine Artikel erreicht zu haben. Dafür bürgt das von mir beigebrachte urkundliche Material, dessen Beweiskraft schwerlich jemand anfechten wird. Sodann sprechen dafür die vielen Zuschriften, die mir in den letzten zwei Wochen von verschiedener Seite, von Geistlichen und Laien, auch aus hohen wissenschaftlichen und kirchlichen Kreisen, zugekommenen Schreiben, die das lebhafteste Interesse an dem „Fall Heim" bekundeten, mich durch Rat und Tat ermunterten und unterstützten, damit es mir gelänge, diesen „Schandfleck gründlich auszubrennen".

Nur eine einzige Stimme ließ sich bis jetzt hören, die sich damit nicht einverstanden erklärte: es ist die Stimme des „dunklen Schattens" selbst, und zwar in Form eines Drohtelegramms, das nach Erscheinen des ersten Artikels in Beuron eintraf und folgenden Wortlaut hatte:

„Bedauere aufrichtig, Erzabt wegen Pamphlet-Bihlmeyer verantwortlich machen zu müssen. Rekuriere sonst (!) nach Rom! Brief folgt. Ergebenst Heim."

Fünf Tage später langte aus Venedig (nähere Adresse fehlt!) „vom Autor des Paulus und Johannes, Dr. Nik. Heim" ein zweifaches Schreiben an. (Am Sonntag, 17. Januar, traf auch an den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" ein Drohbrief aus Venedig ein.)

Diese Briefschaften, welche bereits ein stillschweigendes Geständnis enthalten, wären es wert, im vollen Wortlaut hier abgedruckt zu werden; doch das überreiche, erdrückende Aktenmaterial, das in diesem Schlußartikel verarbeitet werden mußte, zwingt mich, diese neuesten „Heim"briefe, in denen er bedauert, so „unklug gewesen zu sein und gewissen Leuten Waffen in die Hände gegeben zu haben", nebst anderen, unterdessen eingelaufenen Beweis- und Illustrationsstücken, erst später, vielleicht in einer zweiten Serie von „Schatten"bildern oder in einer eigenen, das gesamte Material zusammenfassenden Schrift zu veröffentlichen.

Verhandlungen vor dem Jugendgerichte und die — Tagespresse.

In allen größeren deutschen Städten werden gegenwärtig „Jugendgerichtshöfe" eingerichtet, die die Aburteilung jugendlicher Personen in die Hand nehmen. Das Hauptcharakteristikum der Einrichtung ist, daß dem Verfahren hierbei die inquirierende, auf Sühnung der Rechts- oder Gesetzesverletzung hinauslaufende Eigenheit genommen und erziehlicher Wert gegeben wird. Nicht als strafender Richter, sondern als auf Gemüt und Willen wirkender Pädagoge tritt der Jugendrichter vor den unreifen Missetäter.

Nun wird niemand erziehliche Maßnahmen vor der breiten Oeffentlichkeit behandeln wollen; jedermann weiß, daß eine tatsächlich wirksame erziehliche Beeinflussung nur im engen Kreise erzielt wird. Aus diesem Grunde ist auch bei diesen Verhandlungen meist die Oeffentlichkeit ausgeschlossen. Gerade das Gerichtssaalmilieu in seiner Oeffentlichkeit würde auf manchen Jungen, der hier in „Behandlung" steht, sehr ungünstig wirken. Eine falsche Eitelkeit, ein falsches Ehrgefühl würde bei ihm erweckt werden, er würde sich interessant fühlen, und so würden psychologische Voraussetzungen geschaffen, die eher die Wiederholung eines Vergehens als die Besserung erzielen könnten.

Nun wird aber leider der vernünftige Gerichtsbeschluß auf Ausschließung der Oeffentlichkeit durch die Tagespresse wieder illusorisch gemacht, indem diese mit wenigen Ausnahmen spaltenlange Berichte bringt. Der Junge sieht sich nun womöglich „gedruckt" und fühlt sich nicht weniger interessant, als wenn 100 Zuschauer der Sitzung angewohnt hätten. Ist schon die Forderung, daß die Presse bei sogenannten Skandalprozessen, keine Berichte bringt, die die Beschränkung der Oeffentlichkeit illusorisch machen, eine eminent pädagogische Forderung, der die gesamte anständige Presse einmal einmütig folgen sollte, so gilt dies nicht weniger für die Sitzungen der Jugendgerichte, die aus spezifisch pädagogischen Erwägungen herausgewachsen sind, aber zum guten Teil wertlos gemacht werden, wenn in der breitesten Weise über sie in den Tageszeitungen geschrieben wird.

Franz Weigl.

Aphorismen.

Von Johannes Mayrhofer.

Die Extreme sind meistens gleich verkehrt und unwahr, aber sie finden wie jede Torheit ihre warmblütigen Verteidiger. Die Wahrheit hält sich hübsch in der Mitte und verdirbt es so natürlich auf beiden Seiten. Sie setzt sich zwischen zwei Stühle, während jeder Irrtum das Recht hat, sich bequem neben ihr in den Fauteuil zu legen und auf sie herabzuschauen.

* * *

Manche lesen ein Buch nur, um mitreden zu können; das ist schlimm. Andere lesen es nur, um mitschwätzen zu können, das ist noch schlimmer.

* * *

Es ist leichter, zwei Bücher zu tadeln, als ein besseres zu schreiben.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Der nationale Simplicissimus.

All Heil! O Jubel! Hochgenuß!
Thersites Simplicissimus,
Der sonst sein Heim besudelt frech,
Verspritzt sein Gift jetzt auf den Tschech.

Der unser Land beschmiert mit Kot,
Wird Prachtexempelspatriot.
Er kämpft für dich, Germania,
Mit Spöttersalz und Paprika.

Maskiert sich deutsch und national,
Und 's ist noch nicht mal Karneval.
Wie fand er seine deutsche Zung:
Ist's Ulk, ist's vaterländ'scher Schwung?

Sonst ist ihm Deutschland ja bloß gut
Als Abladstätt' für seinen Schutt.
Die Frau kennt er — echt deutsch, nicht wahr? —
Im Ehbruch nur und Boudoir.

Nun glaubt er wohl, mit solch Gespeuz
Verdient er sich ein Eisernkreuz.
Schwenkt er die Fahne schwarz-weiß-rot,
Lacht selbst der Böhme sich zu Tod.

O laßt das, Heine, Gulbransson!
Fürs Deutschtum sorgt der Deutsche schon.
Sorgt auch nicht für das Kaisertum,
Euch selber hängt 'nen Maulkorb um.

Bald national, bald Anarchie,
Das nennt die Sipp: vox populi!
Wie's G'schäftchen eben mit sich bringt,
Non olet, wenn's auch kräftig stinkt.

Ridens.

„Auch der Krieg hat sein Gutes."

Ob's Krieg gibt? fragen wir täglich bang.
Doch manchem dauert der Frieden zu lang;
Die Herren Grafen Moltke und Pfeil,
Die haben im Frieden Langeweil.
Es schreckt sie nicht Tod und die Masse des Blutes,
Der Krieg hat doch, sagen sie, auch sein Gutes.

Sein Gutes hat er, das ist ganz richtig;
Ich halte folgende Fälle für wichtig.

Die Journalisten und Korrespondenten,
Sie züchten im großen die fettesten Enten.
Wer dienet dem Staate auf Vordermann,
Kommt dann viel eher oben an.
Die Kriegslieferanten und Spekulanten
Wohl selten schönere Tage kannten,
Das Kriegsmaterial, die Panzerplatten
Und was sie sonst am Lager hatten,
Geht ab wie warme Semmel in Masse —
Gefüllte Gräber: gefüllte Kasse.
Und wer das Glück hat, kriegt einen Orden —
So blühet Freude selbst aus dem Morden.

Die Grafen aber alle zwei
Dann stehen, hoff' ich, in erster Reih';
Für sie ist doch ein todsicherer Schuß
In jedem Falle ein Hochgenuß.

Georg Heydkamp.

Bühnen- und Musikrundschau.

Königliches Hoftheater. Ein Drama von starker dichterischer Bedeutung, das noch nicht über eine reichsdeutsche Bühne gegangen, brachte uns das Hoftheater zum Geburtstage Grillparzers. Die Premiere des „Bruderzwistes in Habsburg" war ein denkwürdiger Abend und wird auch andere Bühnenleiter veranlassen, ihr Vorurteil beiseite zu schieben. Gewiß, populär wird das Trauerspiel nie werden; dazu hat der Dichter, um mit Heinrich Laube zu reden, „für das sogenannte Gemüt, welches Gefühlsszenen im Theater braucht," zu wenig Sorge getragen. In diesem Punkte geht es rauh her, und die historisch-politische Welt nimmt alles in Anspruch. In Rudolf II. ist dem Dichter eine grandiose Charakterschilderung gelungen, der er viel von den Schwächen und Gemütstiefen seiner mehr auf träumerische Innerlichkeit als auf Wille zum Handeln eingestellten Natur lieh. Ich habe hier nicht den Raum, um eine eingehende Analyse des ja jedermann zugängigen und auch als Lektüre genußreichen Werkes zu geben. Es hat Szenen von gewaltigem Eindruck, wenn auch bisweilen Nebenhandlungen die Einheit der Komposition scheinbar sprengen, wie immer, wenn das Drama vom Einzelschicksal zu demjenigen einer ganzen Geschichtsepoche übergreift. Wir finden dies in den Historien des genialen Briten bis hinab zu dem Ringen eines Talentes wie Hauptmann in seinem „Florian Geyer". Rudolf II. fordert einen großen Schauspieler. Es muß rühmend anerkannt werden, daß Lützenkirchen, von ein paar unwillkürlichen Schwankungen des Tones abgesehen, eine packende Gestalt von voller Illusionskraft gelang. Der undankbaren Rolle seines Gegenspielers rang Jacobi alle mögliche Wirkung ab. Es werden nicht viele Schauspieler Besseres bieten. Ich möchte dies einmal mit besonderem Nachdruck betonen, denn in der „auflagereichsten" Presse geschieht wenig, ihn arbeitsfreudig zu stimmen. Er ist ein sicherer Charakteristiker, besitzt ein außerordentlich schönes Organ und eine Sprachtechnik, wie man sie in unseren Tagen selten findet. Würde es sich einmal darum handeln, ihn zu ersetzen, ich wette, gleich begänne das Lamento nach „unserem" Jacobi. Sehr gut waren auch Höfer und Birron. „Das Personal ist sehr groß" in dem Stücke, klagt Laube, und so sind auch an unserer großen Bühne Fehl- ja Notbesetzungen nicht vermeidbar gewesen. In der Hauptsache ist Kilians Regie zu loben. Es bedürfte eines eisernen Drills und viel, viel Zeit, um aus diesem Material mehr herauszuholen. Bei unserem schnellen Tempo der Premierenfolge ist dies wohl nicht möglich gewesen. Hervorragend schön war die äußere mise-en-scène. Das Publikum nahm die Aufführung der wertvollen Dichtung, zu der auf des Intendanten Einladung Vertreter der Wiener Grillparzergesellschaft eingetroffen waren, mit herzlichem Beifall auf.

Schauspielhaus. Die Komödie „Vater" von Guinon und Boucheret wiegt literarisch leicht, ist jedoch reichlich amüsant und hat einen etwas rührseligen, nicht gerade wahrscheinlich wirkenden, aber moralischen Schluß. Das Stück steht und fällt mit der Besetzung der Naiven, und da diese Rolle der Begabung und Erscheinung Frl. Woiwodes so ganz außerordentlich gemäß ist, kommt in der Tat ein sehr liebenswürdiger Eindruck zustande. Es sind dies eben jene Zufälle, die so oft den Theatererfolg entscheiden. — Eine französische Truppe mit einem bisher in Deutschland unbekannten Star Cora Laparcerie gastierte in „l'eventail", einer pointenreichen Komödie der Koketterie von de Flers und de Caillavet. Gewiß haben wir deutsche Schauspielerinnen, welche künstlerisch an diese Französin heranreichen, aber die „Charme" der „Parisienne" ist eben in deutscher Transponierung etwas anderes, ja, ich wage das Paradoxon, man macht die Intentionen dieser Art von Pariser Bühnenautoren undeutlich, wenn man sie verdeutscht. Daß ich dieses ganze Genre nicht überschätze, braucht eigentlich keiner besonderen Erwähnung.

Gärtnerplatztheater. „Baron Trenck", eine Operette von Willner und Bodanzky, Musik von F. Albini, hatte in Anwesenheit des oft gerufenen Komponisten einen sehr schönen Erfolg. Die Verfasser haben den rauhen Pandurenobersten Maria Theresias tenoristisch verliebenswürdigt zu einem chevaleresken Draufgänger und Don Juan, der in ernsthafte Liebesfesseln gerät. Die Musik bewegt sich mehr im Rahmen der Spieloper, ist besonders in den lyrischen Stellen eindrucksvoll und sehr vornehm instrumentiert. Das Theater verfügt jetzt über mehrere Kräfte, die auch größeren sanglichen Aufgaben bestens gerecht zu werden vermögen, und eine geschmackvolle Inszene sorgte für farbenreiche Bühnenbilder. Der Premierenbeifall läßt im Gärtnerplatztheater selten die Dauer des Erfolges berechnen. „Ich fürchte," sagte zu mir eine geistreiche Dame, „diese Operette ist dem großen Publikum nicht zotig genug." — — Nun, das wäre sehr traurig.

Aus den Konzertsälen. Das sechste und das siebente Abonnementskonzert des Konzertvereins brachte unter Löwes Direktion wieder reiche Genüsse. Tschaikowskys „Pathetische Symphonie" und Hugo Wolfs „Italienische Serenade" erfuhren eine ganz glänzende Wiedergabe. Hervorragend schön gelang auch die Tannhäuserouvertüre. Die Schönheit der Klangwirkung, die



oft mangelt, wenn wir Wagner im Konzertsaale hören, berechtigte den enthusiastischen Beifall durchaus. Lieder von Wolf sang Elena **Gerhardt**, die durch ihre reizvolle Stimme und geistige Durchdringung wieder starke Eindrücke vermittelte. Mit vollem Rechte war der gewaltigen Aufgabe, **Beethovens** „Neunte" aufzuführen, ein ganzer Abend gewidmet. **Löwe** erzielte durch die hinreißende Wiedergabe allerstärkste Wirkung. Die Soli wurden von den Damen **Bellwidt** (Frankfurt) und **Fournier** (Wien), sowie von Lud. Heß und R. v. **Milde** (Dessau) mit bestem Gelingen gesungen. Auch die **Schauspielhausmatinee** war dem großen Meister gewidmet. W. Rath las Wilbrandts Dichtung „**Beethoven**", welche von der Schöpfung der „Neunten" handelt, worauf Hch. **Schwartz** durch eine großzügige Wiedergabe der Mondscheinsonate starken Beifall auslöste. Den Schluß der anregenden Veranstaltung bildete das „Geister-Trio", welches Heyde, Maas und Ruoff in bekannter Meisterschaft spielten. Das **Tonkünstlerorchester** ist in seinem Zyklus von Schubert zu Mendelssohn, Frz. Lachner und Schumann gelangt; während **Weber** aus nicht ersichtlichen Gründen in dieser historischen Folge ausschied. Die Wiedergabe bewegte sich unter Lasalles Leitung auf gutem, künstlerischem Niveau. — Felix v. **Kraus**, von Mottl am Klavier begleitet, hatte auf seinem jüngsten **Liederabend** durch seine hervorragenden künstlerischen Qualitäten und das schön gewählte Programm wieder außerordentlichen Erfolg. — Der Pianist Max **Bauer** vermittelte uns durch seine imposante Künstlerschaft wieder den gewohnten, hohen Genuß. Auch Ada **Wright** verfügt über ein anerkennenswertes pianistisches Können, das allen Beifalls würdig ist. In ihrem Konzert zeigte der Baritonist Carey ansehnliche Mittel und guten Vortrag. Palma v. Pasthory und Emmy **Braun** brachten Sonaten von H. Kaun in vorzüglicher Ausführung. Frl. v. Pasthory erwies auch in einer Violinsonate Regers die Großzügigkeit ihres Striches und die Pianistin zeigte von neuem ihr reifes technisches und musikalische Talent, das uns heuer schon mehrmals sehr sympathische Eindrücke vermittelte. Reizvolle, graziöse Kleinkunst boten jüngst wieder Elsa Laura v. **Wolzogens** stets herzlich begrüßte Darbietungen zur Laute.

Verschiedenes aus aller Welt. In Berlin starb unerwartet am Herzschlag Ernst v. **Wildenbruch** im Alter von 64 Jahren. Sein letztes Drama „**Die Rabensteinerin**" war das meistgespielteste Stück des letzten Jahres. Oft hat dem Dichter der Erfolg gelächelt und noch öfters ist er verkannt, ja geschmäht worden. In Wahrheit besaß dieser angebliche „Epigone der Klassiker" den Freskostil der großen Tragödie, der uns mangelt. Er setzte der von französischer Kunst überwucherten deutschen Bühne seine mannhaften deutschen Stücke und seinen glühenden Patriotismus entgegen, der niemals servile Loyalität gewesen ist. Sein idealistischer Glaube widersprach dem Pessimismus der Zeit, sein Sinn für historische Größe dem naturalistischen Kleinkram, und als endlich die Sehnsucht der Zeit sich wieder romantischen Stoffen zuwandte, hat er in dem schlichten Heldentum der Rabensteinerin gezeigt, daß auch heute noch die blaue Blume außerhalb der schwülen Treibhausluft spitzfindiger Sexualprobleme gedeiht. **Wildenbruch** besaß dramatisches Temperament stärker als alle Mitstreiter. Feinheiten der Psychologie und Charakteristik mangelten ihm, und da gerade hierin unsere heutige Literatur ihr Bestes bietet, mußte sie ihn unterschätzen. Nicht alles ist gleichwertig, was der kampffrohe Dichter schrieb, der erst zum Neujahr seinen geharnischten Weckruf an die Nation richtete, aber im ganzen wird man ihn späterhin noch höher einschätzen als heute. — Der deutsche Spielplan für 1907—1908, der bei Breitkopf & Härtel erschienen ist, zeigt **Schiller** als den meistgespieltesten Klassiker mit 1441 Aufführungen. Es folgen Shakespeare (945) und Goethe (705). Den größten Schauspielerfolg hatte Wildenbruchs „Rabensteinerin" mit 958 Aufführungen. Von modernen Autoren wurden Ibsen 876, Hauptmann 476 und Sudermann 1202 mal aufgeführt. Richard Wagners Musikdramen erreichten die Zahl 1936. Dieser ziemlich nahe kommen nur die Modeoperetten. Fidelio ward 219, Salome 217 mal gegeben. Mozart stand 471 mal auf dem Spielplan. — Im Bayreuther Opernhause übte „Die Geburt des Heilands", ein Weihnachtsspiel von Dr. Heinrich **Schmidt**, starke Wirkung aus. Die eigenartige Tondichtung weiß alte Weisen mit künstlerischem Geschick zu verwenden, ohne sie ihres naiven Reizes zu entkleiden. — **Schweden** hat die Veranstaltungen ausländischer Konzertgeber und Bühnenkünstler mit einer ziemlich hohen Staatssteuer belegt, durch welche deren Auftreten nicht unwesentlich erschwert wird.

München. L. G. Oberlaender.

Gudden, Professor Dr. Hans, München, **Ueber Massensuggestion und geistige Massenepidemien.** 75 Pf. (Verlag der „Aerztlichen Rundschau", München.) Die „Zeitschrift für Schulgesundheitspflege" schreibt: Wir machen alle Gebildeten und Bildungsbedürftigen, vor allem aber unter ihnen alle Lehrer auf diese populäre Schrift des bekannten Gelehrten aufmerksam. Sie wird manchem den Schlüssel für bisher noch ihm unverständlich und unerklärlich gebliebene geschichtliche, kulturelle und politische Ereignisse bieten. Der noch unerfahrene Lehrer wird durch sie auf viele Eigentümlichkeiten der Massenpsychologie, mit welcher er ja täglich bei seinen Schülern rechnen muß, aufmerksam werden. Der erfahrene Lehrer wird in ihr die Erklärung für manche seiner Erfahrungen in seiner Schulpraxis finden. Daß die psychischen Schulepidemien, Veitstanz usw. hier Erwähnung finden, ist selbstverständlich

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Situation am **internationalen Geldmarkt** hat durch die erfolgte **Diskonterhöhung der englischen Notenbank** um ½ Proz. ein ernsteres Kolorit erhalten. Es ist nicht zu verkennen, dass diese Massnahme grosses Aufsehen erregte, schon im Hinblick auf die vielen Erörterungen, welche an dieses Anziehen der englischen Diskontschraube geknüpft wurden. Als bekannt wurde, dass das Grundmotiv dieser vorübergehenden Diskontsteigerung lediglich einen Schutz gegen die Goldpolitik der Bank von Frankreich und das Abströmen von ganz enormen Beträgen des gelben Metalls von London nach Paris bilden solle, waren Börse und deren Faktoren bald beruhigt. Die enormen Millionenanleihen, insbesondere Russlands, absorbieren, wenn auch vorübergehend, grosse Beträge flüssigen Geldes. Das wird auch eines der Hauptmomente der momentanen Geld- und Goldverschiebungen am Kontinent sein. Dem Konto der **Politik** kann diesmal eine solche Massnahme nicht zuzuschreiben sein. Durch den allmählichen Ausgleich der scharfen Differenzen zwischen unseren österreichischen Nachbarn und der Türkei werden die bisher sehr trüben politischen Wetterwolken peu à peu gelichtet. Einen **ungünstigen Einfluss** hat die etwas forcierte **Diskontversteifung in England** auch auf die heimische **Geldmarkt-Konstellation** zweifellos ausgeübt. Es war in den Bereich der Möglichkeit gezogen gewesen, dass unsere Reichsbank durch ihre vorzügliche Liquidität und den enormen Goldvorrat an eine Zinsreduktion schreiten könnte. An die Realisierung einer solchen unserer heimischen Wirtschaftslage im allgemeinen und dem Fonds- und Rentenmarkt im besonderen grosse Vorteile bietenden Ratenermässigung der Reichsbank ist jetzt nicht zu denken. Durch periodische Rediskontierungen von Schatzscheinen und anderen Pressionsmitteln gelingt es unserem Zentral-Noteninstitut ohnehin nur schwer, die Herrschaft über den Geldmarkt zu erhalten. Die Erhöhung des Privatsatzes an den Börsen und eine ruhigere monetäre Entwicklung bei uns sind nicht im Widerspruch mit der sonstigen Gestaltung unserer Wirtschaftslage. Nach Erledigung der mit den vielen neuen Anleihen zusammenhängenden Transaktionen werden wohl in Bälde **reichliche Rückflüsse** von vorübergehend festgelegten Kapitalien erfolgen. Eine Ermässigung des Reichsbanksatzes ist in nicht zu ferner Zeit doch noch zu erwarten. — Der **Grundton an den Börsen** bleibt deshalb auch ein intensiv fester. Die Unternehmungslust ist an allen Börsen in merklichem Steigen begriffen. Nachdem die bisherigen grossen politischen Bedenken entfallen und die Russenanleihe im Ausland einen durchschlagenden Erfolg erzielen konnte, ist **etwas Optimismus** gerechtfertigt. In der Tat hat auch das Privatpublikum seit langer Zeit neuerdings grösseres Interesse am Industrieaktienmarkt genommen. Speziell die **Aktien unserer deutschen Grossbanken** werden im Hinblick auf die grossen Gewinne am Emissions- und Kommissionsgeschäft favorisiert. Den Bankaktien kommt der Umstand zu statten, dass denselben die Coupons für das abgelaufene und sicherlich nicht ungünstige Geschäftsjahr 1908 noch anhaften. Auch während des Verlaufes des **Deutschen Handelstages zu Berlin** wurde eine Besserung der allgemeinen wirtschaftlichen Lage bei uns dokumentiert. Vertreter von Grossindustriellen sowie hochoffizielle amtliche Kreise sprechen von einer Aufwärtsbewegung der wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands, wenn diese Besserung auch nur eine ganz allmähliche sei. Von **sachlichen und technischen Gründen ungünstiger Art** ist trotz all dieser verheissungsvollen Thesen noch vielfach zu melden. In erster Linie sind es die Nachrichten aus dem Montangebiete. Auch von Oesterreich und Amerika sind Einschränkungen und ungünstige Marktentwicklungen bekannt. Der Kohlenmarkt sowie der Metallmarkt zeigen gleichfalls noch eine rückläufige Tendenz. Neuyork bleibt wie früher ebenfalls ein nervöser und zur Vorsicht mahnender Faktor. M. Weber.

Blutarmut und Bleichsucht. Wesen, Ursachen und Bekämpfung. Von Dr. Karl Bernold Martin, Dir. Arzt des Sanatoriums Lorettoberg Freiburg. 1.40 M, eleg. geb. 2.— M. Verlag der „Aerztlichen Rundschau", München.

Diese populäre Abhandlung, gleichfalls in vorzüglicher, schöner Ausstattung, gibt bewährte und tiefdurchdachte Aufschlüsse, die für alle Eltern und Erzieher von großem Wert sein werden. Besonders werden sich die Leiter und Lehrer von Mädchenschulen für die Broschüre interessieren.











Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

6. Jahrgang
Nr. 5

30. Januar
1909



Inhaltangabe:

Quartalspreis
Mk. 2,40
Einzelnummer
20 Pfg

Verzeichnis von Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, Lesezimmern etc. etc.,

in welchen die

„Allgemeine Rundschau“ aufliegt:

Aachen. Hotel Monopol (M. Schwaige).
Kaiser-Café.
Wiener Café.
Ahlen i. W. Hotel Klostermann.
Ahrweiler (Rheinpr.). Gasthaus zur Stadt Coblenz (H. J. Grossgart).
Amberg. Kgl. Malteserbrauerei.
Amorbach (Unterfranken). Gasthof zum Schützenhof. „Leiningischer Hof“ (Franz Etzel).
Amrum-Norddorf. Norddorfer Seepensionat Hüttmann.
Andernach. Hotel Grosser Kurfürst.
Arco (Südtirol). Kur-Casino.
Aschaffenburg. Wiener-Café (Stephan Hernitz).
Hotel Georgi (Kress).
Augsburg. Hotel Weisses Lamm.
Baden-Baden. Hotel de France (Carl Ulrich).
Konversationshaus.
Hotel Stephanie.
Hotel u. Badhaus Zähringer Hof (Besitzer Emil Grosholz).
Bamberg. Hotel Bamberger Hof (Franz Metzner).
Restaurant Luitpoldsäle (Al. Schwaiger).
Barmen. Central-Hotel (Carl Viering).
Hotel Vogeler (Jean Kaiser).
Hotel Schützenhaus.
Beckum. Hotel zum goldenen Engel.
Bedburg. Hotel Schwinges (O. Clasen).
Berchtesgaden. Lesesaal.
Berlin. Café de l'Europe (H. Arnstein), Spittelmarkt 6/7.
Café Bauer.
Café und Konditorei Georg Gross, W. 50, Ansbacherstrasse 46.
Café Kronprinz (Wwe. Helene Czeloth), Friedrichstrasse 111.
Café Lenz, W. 15, Ludwigkirchstrasse 9.
Café Kranzler.
Café Westminster, Unter den Linden.
Viktoria-Café und Hotel. C., Neue Fromenade 2.
Restaurant Münchener Löwenbräu, Charlottenstrasse 50/51
Café Kaiserhof.
Hotel Stewen (Kath. Vereinshaus), C. 19. Niederwallstr 11.
Kath Studentenverein „Askania“, Rheinischer Hof, Friedrichstrasse.
Kath. Studentenverbindung „Bavaria“, Linienstrasse 111.
Kath. Studentenverein „Burgundia“, NW. 21.
Café Tiergarten, Turmstrasse 7.
Berncastel-Cues. Hotel Gassen.
„Zu den Drei Königen.“
Bad Bertrich. Kgl. Pr. Badeverwaltung.
St. Vinzenzhaus.
Beuron. (Hohenzollern). Gasthof z. Sonne u. Stern, (Josef Schurr).
Bielefeld: Kaiser-Café (Jos. May).
Hotel „Zu den drei Kronen“ (A. Strenk).
Billerbeck. Domhotel (F. Lewing).
Bingen a. Rh. Kathol. Vereinshaus Mainzer Hof, Schmittstrasse.
Bocholt i. W. Restaurant Eilers.
Bochum. Hotel Bristol, Bahnhofstrasse 36.
Hotel Germania (Joh. Multhaup).
Hotel Monopol (P. Fassbender).
Restaurant Schiffmann (Sodalen-Lesezimmer).
Bonn a. Rhein. Restaurant Bellinghausen (Besitzer W. Kerkhoff).
Hotel Rheinischer Hof.
Wiener Hof.
Grand-Hotel Royal.
Hotel zum goldenen Stern und Schwanen.
Wiener Café.
Bonner Bürgerverein.
Verbindung Bavaria, Bavarenhaus.
Kath. Studentenverb. „Novesia“, Hotel Vater Arndt.
Vereinigung kath. Theologen „Rheno-Franconia“.
Kath. Studentenverbindung „Ripuaria“, Ripuarenhaus, Thomastr. 1b.
Katholische Studentenverbindung „Staufia“, Hotel du Nord.
Kath. theol. Vereinigung „Sugambria“.
Boppard. Hotel Bellevue (Jos. Breitbach).
Borken i W. Hotel Luck.
Nordseebad Borkum Eisenbahnheim.
Bottrop. Hotel Mostert.
Braunschweig. Residenz-Café.
Deutsches Haus.
Bremen. Hillmanns Hotel.
Breslau. Münchener Augustinerbräu (C. Schüssler).
Kath. deutsche Studentenverbindung „Winfridia“,
St. Vinzenzhaus, Seminargasse 15.
Café Hohenzollern.
Hotel Monopol.
Städtische Lesehallen.
Bruchsal (Baden) Städtische Lesehalle.
Bad Brückenau. Hotel Füglein.
Verwaltung des Kgl. Mineralbades.
Brückenau (Stadt). Hotel Bayerischer Hof (Post).
P. Reinwald
Gasthof zur Krone (Bes.: Adalbert Leitsch).

Burgwaldniel (Rhld.) Hotel Fuesers.
Carspach (Ober-Elsass). Kneippsche Naturheilanstalt Schloss Sonnenberg (Besitzer Pfarrer J. B. Ellerbach).
Cassel. Hotel Royal (Paul Lahnstein).
Residenz-Café (B. John).
Hotel du Nord.
Caternberg b. Essen. Restaurant Johann Grewer jr. Restauration Fritz Groote, Provinzialstrasse 67.
Charlottenburg. „Studentenheim“, Schillerstrasse 5.
Coblenz. Hotel zur Traube (A. Flory).
Cochem. Union-Hotel (Gebr Hoffmann).
Coesfeld i. W. Hotel und Weinhandlung Ludwig Schwartz.
Colmar. Hotel des deux Clefs (Ernest Finck).
Danzig. Deutsches Haus.
Hotel Reichshof.
Darmstadt. Weinrestaurant Fürstenhalle (Anton Fassbinder).
Britannia-Hotel.
Daun i. d. Eifel Hotel Schramm.
Ditzenbach (Württemberg). Mineralbad.
Donaueschingen. Hotel und Kurhaus zum Schützen (J. Burri).
Dorsten i. W. Hotel zur Post, Marktplatz.
Dortmund. Hotel Lindenhof (Aug. Heinz).
Wiener Café.
Dresden. Café Central u. Café Metropol (Peter Peböck).
Café König.
Hotel Bellevue.
Dülmen i. W. Hotel Kalvelage.
Dürrheim. Kurhaus u. Salinenhotel, G. m. b H.
Düsseldorf. Artushof.
Breidenbacher Hof.
Café-Restaurant Eiskellerberg (Alex. Ahmer).
Park-Hotel.
Café Cornelius.
Hotel Monopol-Metropole.
Café Palais
Duisburg (Ruhrort.) Kath. Bürgergesellschaft Concordia.
Café Wilhelmshof.
Hotel Berliner Hof.
Katholisches Gesellenhaus.
Einsiedeln (Schweiz). Hotel Krone.
Eitorf-Sieg. Bahnhofhotel (Jos. Stauff).
Elberfeld Gesellschaft „Parlament“, Harmoniestr. 22.
Schlosskellerrestaurant und Café Borussia.
Kath. Gesellenhaus, Josephstrasse.
Hotel zum Weidenhof (Carl Meyer).
Emmerich (Rheinl.). Rheinischer Hof.
Erfurt. Hotel Europäischer Hof und Römischer Kaiser.
Wiener Café.
Erlangen. Kath. deutsche Studentenverbindung „Gothia“.
Café Mengin
Essen. Hotel Royal (Max Lückerath).
Hotel und Café Schspitz, früher Café Bristol.
Hotel Retze
Ettenheim i. B. Bahnhofhotel Welte (Badischer Hof), Aug. Welte.
Feldafing. Hotel Kaiserin Elisabeth (Georg Kraft).
Flensburg. Hotel Flensburger Hof und Wiener Café.
Florenz. Pension Lucchesi, Lungarno della Zecca 16.
Frankfurt a. M. Café Bauer.
Frankfurter Hof.
Café Royal
Frauendorf b. Vilshofen (Niederbayern). Gasthaus von Willibald Fürst.
Freiburg i. B. Pension Bellevue, Günterstalstr. 59.
Brasserie Heitzler: Verein kath. Freistudenten.
Kath. Studentenverbindung „Arminia“, Karthäuserstrasse 38.
Kath. Studentenverein „Brisgovia“, Brisgovenhaus, Sternwaldstr 24.
Hotel Engel (Richard Quilitzsch).
Hotel Europäischer Hof.
Oeffentliche Lesehalle.
Freising. Leseverein im Klerikalseminar.
Friedberg (Hess.). Felsenkeller Maximilian (Probst).
Friedrichshafen (Bodensee). Hotel Deutsches Haus (Herm. Möhlau).
Füssen. Gasthof Alte Post (Konr. Hörmann).
Fulda. Bahnhof-Hotel (Jos. Kress).
Hotel zum Kurfürsten (Frz. Aug. Müller).
Park-Hotel (L. Giez).
Gardone-Riviera. Grand Hotel (Ch. Lüzelschwab).
Gelsenkirchen i. Westfalen. Restaurant und Café Aug. Stallmann.
Gerolstein a. Eifel: Hotel Gerolstein (Alb. Moog).
Giessen. Hasso-Rhenania.
Hotel Schütz (Ph. Reitzel.)
München-Gladbach. Hotel Herfs.
Deutsches Haus (Ad. Lückerath).
Gladbeck (Westf.). Gasthaus „Zur Post“, (H. Norpoth).
Glonn. Wolfgang Wagner zur Post
Godesberg. Hotel zum Adler (Jean Koep).
Gasthof Aennchen Schumacher.
Lesesaal der Kurverwaltung.
Göllheim-Dreisen (Pfalz) Fr. Geissler, am Bahnhof.
Göppingen „Germania“ (Kath. Vereinshaus).
Görlitz. Café Hohenzollern.
Goslar a. H. Hotel Brusttuch (H. Ebermann).
Göttingen. Kath. Studentenverein „Unitas“, Hotel Royal, Gothmarstrasse 6.
Greifswald. Kath. deutsche Studentenverbindung „Alemannia“, Restaurant Ihlenfeld.
Kath. Studentenverein „Normannia“, Hotel „Schwarzer Adler“, Langestrasse.
Halle a. d. Saale. Akad Verein „Hansa“, Hotel zum schwarzen Adler, gr. Steinstrasse 24.
Akademische Verbindung „Silesia“, Wettinerhof, Magdeburgerstrasse
Hamborn (Rhld) Restauration von Th. Langhoff, Ecke Beecker- und Emscherstrasse.
Hamburg. Alsterpavillon.

Hamburg. Klosterburg.
Hotel Union (F Stollenberg).
Hamm. Rheinischer Hof.
Hannover. Hotel Royal (Chr. Kasten).
Akad. Verbind. „Gothia“, Parkhaus, Nienburgerstr
Akad. Verein „Rheno-Guestphalia“, Kronenstr. 26.
Kath. Studentenverbindung „Saxo-Silesia“, Lesezimmer der Tierärztlichen Hochschule.
Café Kröpcke.
Wiener Café.
Carl Otto's Hotel.
Hausen b. Heimbach (Eifel). Gasthof z. Burg (J. M. Ley).
Heidelberg. Hotel Darmstädter Hof (Gebr. Krall).
Grand Hotel.
Hotel Prinz Karl.
Café Imperial (Hugo Wasserbauer).
Kath. Studentenverein „Palatia“, Weisser Schwan, Hauptstrasse 143.
Hildesheim. Wiener Café, Almstr. 33.
Domschenke
Hochheim a. Main. Gasthaus zur „Rose“.
Höchst a. M. Hotel Schmitt.
Restaurant zur „Schönen Aussicht“, Sonnenstr.
Höxter (Weser). Schloss Corvey Touristen-Hotel und Pension „Dreizehnlinden“ (W. Diener).
Hohkeppel bei Ehreshoven (Bez. Köln). Aug. Löhe, Restaurateur.
Homburg v. d. Höhe. Kurdirektion.
Honnef a. Rh. Hotel Breuer.
Kurhaus Bad Honnef.
Hopsten i. W. Hotel Holling.
Jena. Oeffentliche Lesehalle.
Innsbruck. Kath. akadem. Verbindung „Austria“ Austriahaus.
Jordanbad bei Biberach. Wasserheilanstalt.
Kainzenbad b. Partenkirchen. Verwaltung Dr. Th. Behrendt.
Kaiserslautern (Pfalz). Kathol. Vereinshaus (Gg. Lambert).
Karlsbad Grand Etablissement Sanssouci (Rudolf F. Müller).
Karlsruhe (Baden). Café Nowack, Nowacksanlage 19.
Hotel und Restaurant Prinz Max (Karl Schnekenburger), Adlerstrasse 37.
Akademische Verbindung „Laetitia“, Hotel National.
Hotel Germania.
Zum Ratskeller (L. Heck).
Kattowitz, Ob.-Schl. Konditorei und Café Liborius Otto.
Kevelaer. Hotel zu den „Drei Kronen“ (Hubert Boes).
Restaurant zum „Goldenen Schwan“ (J. Wilh. Verbeeck).
Hotel zum Heidelberger Fass (Heinrich Paes).
Hotel-Restaurant zum Kölner Hof (Frau Witwe T. H Boes).
Hotel Lenders, Kapellenplatz 7.
Bad Kiedrich b. Eltville (Rhld.) Kurhaus Virchow-Quelle.
Kiel. Kaiser-Café (C. W. L. Rosmanith).
Café Monopol.
Katholisches Vereinshaus.
Kath. Studentenverein „Unitas“.
Akademischer Verein „Baltia“.
Bad Kissingen. Altdeutsche Weinstube (Th. Halk).
Weinrestaurant Dauch.
Kurhaus (Lesesaal).
Hotel Pension Württemberger Hof (Adolf Weber).
Köln. Hotel Disch A. G.
Dom-Hotel.
Hotel „Fränkischer Hof“ (L. J Brems).
Restaurant Kölner Bürgergesellschaft, Appellhofplatz 24–26.
Café Palant
Terminus-Hotel.
Weinrestaurant Treppchen (M Beckmann).
Hotel Vanderstein-Bellen, Heumarkt 20.
Köln-Ehrenfeld. Kath. Bürgerverein (Vereinshaus Leohau).
Königswinter. Hotel Bellinghausen.
Kath Bürgerkasino.
Hotel Berliner Hof.
Kolberg. St. Martinsbad.
Konstanz. Kath. Vereinshaus St. Johann (nächst dem Münster).
Krefeld. Hotel Beltz.
Jos. Bongartz, Hotel.
Bad Kreuznach. Kathol. Bürgergesellschaft.
Kur- und Krankenhaus St. Marienwörth.
Krumbad (Post Krumbach). Badeverwaltung.
Laer (Bez. Osnabrück). Hotel Hiltermann.
Landau (Pfalz). Hotel Schwan (L. Braun).
Landshut. Café Fischer (Max Gerstl).
Lesehalle des Kath. Pressvereins, Rosengasse 34.
Landstuhl. Schloss-Hotel (J. Esser).
Langenschwalbach. Städt. Kurdirektion.
Leipzig. Akademische Lesehalle.
Leobschütz i. S. Hotel „Zum weissen Ross“.
Liebfrauenberg b. Bergzabern (Rheinpfalz). Kurhaus
Liegnitz. Hotel Prinz Heinrich.
Limburg a. d. L. Hotel Nassauer Hof.
Lingen a. d. Ems. Hotel Lambers.
Linz a. Rh. Europäischer Hof.
Lippspringe Direkt. d. Arminiusquelle.
Lübeck. Central-Hotel.
Hansa-Café
Lüdinghausen Hotel Arnold Terstappen.
Lugano. Hotel Beau Regard und Continental (J. F Helmsauer).
Pension Edelweiss.
Luzern. Unionhotel (Kath. Vereinshaus).
Magdeburg. City-Hotel (R. Hodam).
Mainz Café Kaiserhof.
Hotel Pfälzer Hof
Mannheim. Kath. Vereinshaus (Bernhardushof) K. 1. 5

Mannheim. Café Germania, C 1.
Marburg. Hotel Pfeiffer.
Margarethenhof im Siebengebirge (Stang).
Maria Einsiedeln. Gasthof z. Storchen (Besitzer C. Frei).
Marxloh. Gasthof Theod. Rosendahl, Provinzialstrasse 98.
Mayen (Rhld). Hotel Müller (Anton Müller).
Meppen. Hotel Kerckhoff.
Meran (Südtirol). Grand-Hotel Bristol.
Meschede. Hotel Soer.
Mühlhausen i. Th. Hotel Englischer Hof.
Mülhausen i. E. Hotel National.
Hotel de l'Europe.
Mülheim a. Rh. Hotel Dreesen.
Hotel Rest. Brüsselerhof.
München. Pension Adrian, Dachauerstr. 45/III.
Pension Amalia, Theresienstr. 19.
Restaurant Augustinerbierhallen, Neuhauserstrasse 16.
Restaurant Bamberger Hof, Neuhauserstr. 26.
Café Baumann, Löwengrube 1.
Hotel Bayerischer Hof, Promenadeplatz 19.
Bellevue-Hotel, Karlsplatz.
Börsen-Café (Thomas Lang), Maffeistrasse 3.
Pension Brummer, Schellingstrasse 87/I.
Pension Bucher, Karlsplatz 8/II.
Pension Zentral, Prielmayerstrasse 8/II.
Restaurant Zentralsäle, Neuturmstr. 1.
Hotel Continental, Ottostrasse 6.
Pension Costin-Gehr, Kaulbachstrasse 47.
Pension Daheim, Schillerstrasse 37/II.
Hotel Deutscher Kaiser, Arnulfstrasse.
Restaurant Deutsches Theater, Schwanthalerstrasse 19.
Restaurant Drei Kronen, Müllerstrasse 3.
Hotel Drei Mohren (Schottenhamel), Luitpoldstrasse
Hotel Drei Raben, Schillerstrasse 6.
Weinrestaurant H. Eckel & Co., Burgstrasse 17.
Pension Eger, Finkenstrasse 98.
Pension D'Elite, Maximiliansplatz 18
Hotel Englischer Hof, Dienerstrasse 11.
Hotel Europäischer Hof (E. Schmoller Wwe.), Bayerstrasse 31.
Pension Flora, Karlstrasse 49/II.
Weinrestaurant Français, Briennerstrasse 8.
Hotel Frankfurter Hof, Schillerstrasse 1.
Hotel Fränkischer Hof, Senefelderstrasse 2.
Hotel und Café-Restaurant Gassner, Bayerstrasse 37 und 39
Café Gisela (Therese Tritscheler), Fürstenstr. 2/o.
Pension Graf, Bayerstrasse 1.
Café Greif (J. u. M. Berchtold), Marienplatz 14.
Pension Haberwaas, Luisenstrasse 45.
Hotel Habsburg, Bayerstrasse.
Hans Sachs-Café, Müllerstrasse.
Pension Hauser, Schellingstrasse 78.
Pension Helvetia, Jägerstrasse 8 I.
Pension Hofmeier, Schönfeldstrasse 17/II.
Café-Restaurant Hoftheater (C. Lehrmaier).
Pension Internationale Schmid, Galeriestrasse 23
Pension Internationale, Von der Tannstr. 22.
Pension Jugend, Galeriestrasse 15 a/I.
Café Karlstor, Neuhauserstrasse 34.
Kath. Gesellschaftshaus, Brunnstrasse 7 (früher Kreuzbräu).
Pension Kern, Augustenstrasse 3/II.
Hotel Kronprinz (Friedr. Seyfried), Zweigstrasse.
Pension Lampert, Schönfeldstrasse 21/III.
Hotel Landshuter Hof, Arnulfstrasse 12.
Hotel Leinfelder, Maximiliansplatz 26.
Café Leopold, Leopoldstrasse
Pension Leopold, Leopoldstrasse 41.
Rest. Lohengrin (Hans Schatz), Türkenstr. 50.
Pension Lorschl, Schellingstrasse 37/I.
Café-Restaurant Luitpold, Briennerstrasse 8.
Hotel Marienbad (Jos. Aumüllers Erben), Barerstrasse 11.
Pension Villa Marceau, Kletzenstrasse.
Mathäser-Bierhallen, Bayerstrasse.
Hotel Maximilian, Maximilianstrasse 44.
Pension Maximilian, Fürstenstrasse 2/I.
Hotel Metropol, Bayerstrasse.
Pension Michel, Bayerstrasse 57/I.
Pension Mittelstadt, Max Josephstrasse 1/I und II.
Hotel Monopol, Schwanthalerstrasse 49.
Pension Müller, Barerstrasse 52.
Weinrestaurant E. Neuner & Co, Herzogspitalstr. 20.
Hotel National, Arnulfstrasse.
Café Neumayer, Viktualienmarkt.
Pension Neu-Austria, Goethestrasse 47.
Pension Nirwana, Türkenstrasse 68/I.
Café Noris, Leopoldstrasse.
Weinrestaurant Odeon-Bar, Briennerstrasse 4.
Pension Ohr L., Luisenstrasse 54/0.
Pension Panzer, Theresienstrasse 54/I.
Parkhotel (Anton Thierheimer), Maximiliansplatz 21.
Hotel und Café-Restaurant Peterhof, Marienplatz 26.
Hotel Pfälzer Hof, Schommerstrasse 1.
Pension Pfanner, Finkenstrasse 2
Pension Podlech Klara, Galeriestrasse 11/I.
Post-Hotel, Bayerstrasse 30.
Pschorrbräu-Bierhallen (Ludwig Aster), Neuhauserstrasse 11.
Café Restaurant Putscher, Odeonspl. 18 (Arkaden, Hofgarten).
Restaurant Ramberghof (Ferd. Th. Liedl), Türkenstrasse 95.
Hotel Reichshof, Sonnenstrasse 15.
Hotel Rheinischer Hof, Bayerstrasse 17, 19, 21 und 23.
Pension Riedel, Herzog Rudolfstrasse 20/I.
Pension Rieder, Bayerstrasse 55/II.
Hotel Roter Hahn (J. Rödel & Kirschbaum) Karlsplatz 12.

München. Pension Sanssouci, Briennerstr. 24/a I, II, III u. IV.
Pension Sax, Akademiestrasse 9.
Weinrestaurant Schleich, Briennerstrasse 6.
Gasthof Schlicker (Jos. Mayer), Tal 74, nächst Marienplatz
Pension Schmidhuber, Schwanthalerstrasse 51/II.
Pension Seiler, Karlstrasse 10/III.
Café Sendlingertor, Sendlingerstrasse.
Wiener Café Stephanie, Amalienstrasse 10.
Pension Stella, Adalbertstrasse 48/I.
Strassers Weinrestaurant, Westenriederstrasse.
Pension Strotzka, Schwanthalerstrasse 55/I.
Pension Sussner, Hessstrasse 32.
Restaurant Torggelstube, Platzl 8.
Café Union, Herzogspitalstrasse 12.
Hotel Union, zugleich Bier- und Weinrestaurant (Kath. Kasino), Barerstr. 7.
Café-Restaurant Viktoria, Maximilianstrasse 17.
Wagnerbräubierhallen, Lilienstrasse.
Restaurant Weisses Rössl, Bayerstrasse 55.
Pension Wild, Luitpoldstrasse 11/II.
Hotel Wittelsbach, Bayerstrasse.
Hotel Wolff, Arnulfstrasse 4.
Kath. deutsche Studentenverbindung „Aenania", Café Viktoria.
Kath. Studentenverein „Alemannia", Café Prinz-Regent.
Kath. Studentenverein „Erwinia", Café Wittelsbacherpassage.
Kath. Studentenverein „Ottonia", Café Gisela, Fürstenstrasse 2.
Kath. bayer. Studentenverbindung „Rhaetia", Café Union.
Kath. Studentenverein „Rheno-Bavaria".
Akad. Verbindung „Rheno-Franconia", Café Maximilian.
Kath. Studentenverein „Saxonia", Café Domhof, Kaufingerstr. 15.
Kath. deutsche Studentenverbindung „Tuisconia" Café Gisela, Fürstenstrasse 2.
Kath. Studentenverein „Unitas", Kath. Gesellschaftshaus, Brunnstrasse 7.
Kath. Studentenverbindung „Vindelicia", Café Maximilian.
Mündt b. Titz. St. Annahaus.
Münster i. W. Gasthof Josef Kleine, Hammerstr. 26.
Kath. deutsche Studentenverbindung „Cheruscia", Rest. Alt-Heidelberg, Salzstrasse.
Kath. Studentenverbindung „Unitas Frisia", Hudefelderstrasse 34.
Kath. Studentenverein „Unitas-Sugambria", Hotel Deutscher Kaiser, Hüdefelderstrasse.
Kath. Studentenverein „Unitas-Winfridia", Ludgerihof.
„König von England".
Hotel Renne.
Zentralhof.
Prinzipal-Café.
Hotel Moormann.
Nannheim b. Polch. (Bez. Koblenz.) Gasth. von J. Esch.
Bad Neuenahr (Rheinland). Kurhaus.
Haus Maria Hilf.
Hotel-Restaurant Becher, zum goldenen Pflug (Besitzer Heinrich Becher).
Kurhotel (Lesesaal).
Neusatzeck. Stat. Ottersweier, bei Bühl (Schwarzwald) Kurhaus.
Neuss. Hotel Pelzer.
Hotel-Restaurant Vinz. Müller, vorm. Mickenschreiber.
Neustadt a. d. Saale. Hotel Schwan und Post, (Val. Vollmuth).
Neuwied. Hotel „Zum goldenen Anker".
St. Norbertusheim, Post Zell a. Main.
Nottuln b. Münster. Hotel Laun.
Nürnberg. Hotel Viktoria.
Hotel Goldener Anker. (Willy Schlenk).
Hotel Bambergerhof.
Café Habsburg
Rest. Gesellenhospiz Tafelhofstr. 7 (Jos. Stünner).
Oberhausen (Rheinl.). Hof von Holland (Hugo Theissen).
Oberstdorf i. Algäu. Parkhotel Luitpold (Andreas Steiner).
Hotel „Zum Mohren" (Seb. Streifeneder).
Ochtrup. H. Schräder, Hotel.
Oelde i. W. Hotel Gildenmeister.
Offenbach a. M. Oeffentl. Lesehalle des Vereins f. Volksbildung.
Offenburg i. B. Hotel „Union".
Oldenburg. Hotel zum Kronprinzen.
Bad Orb. Kurhaus Bad Orb
Kurhaus St. Elisabeth.
Osnabrück. Hotel Dütting.
Gasthaus von A. Meyer, Johannisstr. 126.
Osnabrück. Hotel Germania (Eduard Petersilie).
Hotel Schaumburg.
Hotel Kaiserhof.
Paderborn. Gasthaus Caféhaus.
Deutscher Hof (W. Lohmann).
Hotel-Restaurant Preussischer Hof.
Ratskeller (C. Herborn).
Partenkirchen. Dr. Wiggers Kurheim.
Paris XV. Kathol. Gesellenhaus (Carl Mücke), 6 rue Fondary.
Passau. Lesekränzchen im Klerikalseminar.
Pflochsbach a. Post Rodenbach (Unterfranken). St. Josephshort.
Pforzheim. Ratskeller (Schaible).
Polsum. Restaurant zur Post (Franz Huthmacher).
Porta Westfalica. Hotel Kaiserhof.
Posen. Café Rudnicki (Erhorn).
Café A. Pfitzner.
Prag. Kath. deutsche Studentenverbindung „Vandalia", Smetschkagasse 22. (Deutsches Vereinshaus.)

Bad Pyrmont. Fürstl. Waldeck. Kur-Inspektion.
Raesfeld i. W. Gasthof Gülker.
Recklinghausen. Hotel u. Restaurant Aug. Stalherm. Central-Hotel.
Regensburg. Kath. Studentenverbindung „Albertia" Café Prinzengarten.
Brauerei Bischofshof.
Café-Restaurant Habsburg (Ignaz Häring).
J. Mühlbauer, Weinrestauration, Rote Hahnengasse.
Sternbräu (Jos. Bergmüller).
Bad Reichenhall. Lesezimmer des Kurhauses.
Remscheid. Zentral-Hotel.
Hotel zum Freischütz.
Rheinbrohl. Hotel zum Stern, Wwe. M. Maur.
Rheine i. W. Gasthof Fritz Busche, Münsterstr. 25.
Rheydt (Bez. Düsseldorf), Fritz Wolters Hotel.
Rhöndorf a. Rh. Dr. Euteneuers Kur- und Wasserheilanstalt.
Rochusberg bei Bingen (Rhein). Hotel Rochusberg.
Rolandseck. Hotel Bellevue.
Rosenheim. Weinhaus S. Fortner z. „Santa", Max Josephstrasse 20.
Rüdesheim. Bellevue.
Saarlouis. Gasthof z. „Weissen Kreuz" (M. Quiria). Katholischer Leseverein.
Salzburg. Gasthof zur Birne, Judengasse. „Römischer Kaiser" (Jos. Ursprung).
Schwerin i. M. Bahnhof-Hotel.
Simbach a. Inn. Banhofrestauration Ludwig Wolf
Schwerte. Kaiserhof
Solbad Soden-Stolzenberg. Villa Maria.
Solingen. Hotel Monopol.
Speyer. Café Waibel.
Katholisches Vereinshaus.
Stadtlohn. Hotel Th. Einhaus.
Starnberg. Hotel Bayerischer Hof (H. Dietrich).
Bad Steben. Badeverwaltung.
Sterkrade. Hotel Brandenburgerhof.
Stettin. Café Kaiserkrone
Strassburg i. E. Kath. Studentenverbindung „Erwinia", Spatenbräu, Schlossergasse.
Union-Hotel.
Kath. Studentenverein „Merovingia", Kneiplokal zur „Marie", Küfergasse.
Volksbibliothek und Lesehalle.
Stuttgart. Europäischer Hof.
Café Königsbau.
Südlohn. Hotel Föcking.
Trarbach. Kurverwaltung.
Traunstein. Kur- und Verschönerungsverein.
Triberg. Schwarzwald-Hotel, Louis Bieringer.
Trier. Kath. Bürgerverein.
Kath. Leseverein Treviris.
Städtische Lesehalle.
Café Mosella.
„Zum Domstein".
Kaiserhof.
Hotel Luxemburger Hof, (Juliana Donnoff, Besitzerin).
Tübingen. Lesehalle im Museum.
Lesezimmer des Wilhelmstifts.
Restaurant zur Ratsstube.
Ueberlingen. Gasthof und Weinstube zum „Hecht" (Franz Schwarzbauer).
Ulm. Hotel Europäischer Hof.
Unna. Hotel Strube.
Vechta. Hotel Schrillmöller.
Vent (Oetztal, Tirol). Widum (Wohng. des Kuraten, Fremdenzimmer) neben Gasthaus zum Kurat.
Vohenstrauss. Gasthaus zum „Schwanen" (August Bergler).
St Wendel. Michael Tholey, Trierscher Hof.
Wendelsteinhaus, Oberbayern. Peter Müller.
Wesel. Hotel Eschershaus.
Hotel Dornbusch.
Wien. Christl. Jugendbund, Alsergrund, IX./2, Fuchsthallerg. 11.
Kath. akad. Verbindung „Norika".
Wiesau. König Otto-Bad (Dr. med. Becker).
Wiesbaden. Hotel und Badhaus Pariser Hof (Bes. F. Schiffer), Spiegelgasse 9.
Hotel Metropole
Ratskeller (C. Herborn).
Bad Wildstein Kurverwaltung.
Witten i. W. Hotel Voss.
Wolbeck i. W. Kurhaus Wolbeck, Wasserheilanstalt (Dr. Lackmann).
Würzburg Café Alhambra.
Gasthof zum Bayerischen Hof.
Central-Hotel.
Hotel Deutscher Kaiser.
Café Fürst Bismarck (M. Beier).
Gesellschaft Harmonie.
Hutten'scher Garten.
Café Karl.
Hotel Kronprinz.
Hotel National.
Platz'scher Garten.
Hotel Russischer Hof.
Theater Café.
Kath. Studentenverb. „Markomannia", Theater-Café.
Kath. bayer. Studentenverbindung „Rhätia", Café Alhambra.
Kathol. Studentenverbindung „Thuringia", Hotel Russischer Hof.
Bad Zwischenahn b. Oldbg. Kurhaus Dr. Niemoeller.

Weitere Hotels, Restaurants usw., in welchen die „Allgemeine Rundschau" aufliegt, werden dringend ersucht, zwecks Aufnahme in dieses Verzeichnis einen Beleg einzusenden.



Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 5 K 19 h, Schweiz 5 Fr. 20 Cts., Belgien 5 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 5 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 5. München, 30. Januar 1909. VI. Jahrgang.

Grundstürzende Ansichten über Sexualreform.

Von Dr. Julius Versen.

Bei einem Bekannten, der zu den Leuten gehört, die alles Gedruckte lesen zu müssen glauben, fand ich zwei mir unbekannte Zeitschriften und ein Buch von Dr. Georg Hirth. Den Titel des letzteren möchte ich hier nicht nennen, um nicht irgendwie zu seiner Verbreitung beizutragen. Die Zeitschriften heißen: „Die neue Generation“, Publikationsorgan des Bundes für Mutterschutz, herausgegeben von Dr. Helene Stöcker; die andere: „Sexual-Probleme“, herausgegeben von Dr. Max Marcuse. Mein Bekannter meinte, diese Schriften böten die allermodernsten Ansichten, und man könne daraus etwas lernen; für Philister seien sie aber nicht geeignet.

Lernbegierig, wie ich bin, nahm ich mir ein paar Nummern der Zeitschriften zur Ansicht mit, auch das Buch von Hirth. Für einen Philister hielt ich mich bisher nicht, trotzdem ich beinahe ein halbes Säkulum auf dem Rücken habe.

Und was habe ich aus der Lektüre gelernt? Nichts anderes, als daß wir uns sittlich auf dem absteigenden Ast befinden, wie ein bekannter militärischer Ausdruck lautet; daß der sittlichen Verwahrlosung Tür und Tor offen stehen, seitdem geschäftskundige Leute sie in ein ästhetisch ansprechendes und wissenschaftliches Gewand zu kleiden sich bemühen.

In der Zeitschrift „Die neue Generation“ veröffentlicht Fräulein Helene Stöcker zunächst einen Aufsatz über „Strafrechtsreform und Abtreibung“.

Das Gesetz bestraft die Abtreibung mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren, unter mildernden Umständen mit Gefängnis nicht unter sechs Monaten. Fräulein Stöcker wünscht eine Reform dieser Bestimmung und meint, sie sei eine Sache des Kulturfortschrittes. Sie fordert, die mit Willen der Schwangeren vorgenommene Abtreibung straflos zu lassen! Sie hat darüber eine Umfrage veranstaltet, und unter denen, die mit ihrer Forderung vollständig übereinstimmen, paradiert an erster Stelle Exzellenz Professor Ernst Haeckel, Jena. Andere plädieren dafür, daß die Abtreibung während der ersten fünf Monate der Schwangerschaft geschehen darf und bei Ehefrauen, sobald die Schwangere bereits dreimal geboren hat usw.

Eine andere Dame namens Aage Madelung, eine Prophetin aus dem Norden, erörtert „Das erotische Problem“. Sie wünscht eine Befreiung alles Erotischen von aller staatlichen und natürlich erst recht von aller kirchlichen „Bevormundung“. „Eine Ehe oder ein Zusammenleben zwischen Mann und Weib müßte durch eine einfache Bekanntmachung in den Blättern eingegangen und wieder gelöst werden können.“ Also freie Ehe! Der üblen Lage, die sich daraus für die Kinder ergibt, begegnet Fräulein Madelung mit dem Einwand, daß man sich auf sein Gehirn verlassen soll, welches es in seiner Macht hat, der Zeugung Grenzen zu setzen! Man dürfe nicht die Menschen ihres Rechtes auf Liebe nur deswegen verlustig gehen lassen, weil die Umstände das Risiko einer Befruchtung verbieten! Die Befriedigung der Liebe verpflichte nicht zur Niederkunft!

In der Zeitschrift „Sexual-Probleme“ tritt ein Prager Professor Christian von Ehrenfels für „Hochzucht“ ein. Um diese zu ermöglichen, sei auf dem Gebiete der sexualen und Familien-Moral freieste Emanzipation von den bei uns herrschenden Ueberlieferungen notwendig. Die Dauerehe müsse abgeschafft werden; sie sei das Grundübel, an dem wir kranken; sie führe zur Paralysierung der virilen Auslesepotenzen, denn der Mann, welcher mit Frau und Kindern in Lebensgemeinschaft trete, verwirke dadurch den Anspruch auf die Anknüpfung neuer sexualer Beziehungen. Der Prager Hochzüchter verlangt auch die Abschaffung der Einrichtung, daß die Frau in das Haus des ihr sexual verbundenen Mannes ziehe und dort wohne. Trotzdem dürfe die Frau nur mit einem Manne verkehren, dem Manne aber konzediert Herr von Ehrenfels, eine „Zeugungsehe“ gleichzeitig mit mehreren Frauen einzugehen. „Das natürliche Triebleben des normalen Mannes ist auf Polygenie gerichtet . . . Das natürliche Triebleben der normalen Frau verlangt die Einehe.“

Sie sind auf dem Holzwege, verehrter Herr Professor, wie Sie aus folgendem ersehen mögen:

Herr Dr. Georg Hirth, der Herausgeber der „Jugend“, ist jetzt schon 67 Jahre alt, aber seine Einsicht scheint davon unbeeinflußt geblieben zu sein; denn sonst hätte er wohl den Aufsatz „Polyandrie“[1]) nicht schreiben können. Er meint, daß bei sehr sinnlich veranlagten Frauen, gerade so wie bei Männern, ab und zu das Bedürfnis des Wechsels sich geltend mache, sei selbstverständlich. Allerdings beginne die Kupidität bei den Frauen später als bei den Männern, denn „die Starken unter uns haben mit fünfundzwanzig Jahren schon zehn verschiedene Weiber ‚gehabt‘, manche aber auch fünfzig und mehr“. Wir beneiden niemanden um diese „Stärke“. Von den Studenten, die nach dem Hirthschen Rezept leben, wissen wir, daß in manchen Städten 70 Prozent von ihnen verseucht sind. Und nun stelle man sich das Unheil vor, das solche Männer in der Ehe anrichten können. Nach unserer Erfahrung sind die Ehen solcher Lebejünglinge stets unglücklich geworden, ganz abgesehen davon, daß sie bedauernswerte Kinder in die Welt setzten und zum Teil auch ihre Frauen krank und siech machten. Wir halten solche Männer für die gewissenlosesten Schurken, die es überhaupt geben kann. Mancher Mörder steht höher als sie.

Herr Dr. Hirth meint, daß Frauen mehr in katholischer als protestantischer Umgebung ihre polygamen Gelüste durchsetzen. Einen Beweis liefert er nicht für diese beleidigende Behauptung. Darin, daß man der Frau im allgemeinen die Doppelleidenschaft nicht zutraut, findet er eine Herabsetzung der weiblichen Kapazität. Nach Herrn Hirth ist also die Polyandrie höher zu bewerten als die Monogamie der Frau. Wenn das keine gefährliche Ansicht ist, gibt's überhaupt keine. Sie öffnet der Zügellosigkeit Tür und Tor. „Warum soll der Frau auf dem Gebiete der Liebe die männliche Expansionsfähigkeit abgesprochen werden . . .? In der Verneinung der Möglichkeit ihres Vorkommens erblicke ich nur eine Geringschätzung der weiblichen Psyche.“ Die Beweise für seine Ansichten über die weibliche Expansionsfähigkeit holt Hirth aus der Pariser Romanliteratur. „Für den Lebemann der Gesellschaft ist . . . der Betrug ungefähr das, was in der Ehe das Salz bedeutet: er macht den Ehebruch für ihn erst schmackhaft.“ Hirth spricht von den „abscheulichen Verlogenheiten, die man der christlichen Moral schuldig zu sein glaubt“. Der „vornehm denkende moderne Mann“ hat eine weit bessere Moral: „er billigt der ge-

[1]) Er ist auch in Nr. 15 der „Zukunft“ vom 9. Jan. d. Js. erschienen. Dort möge jeder, dem daran gelegen ist, den Aufsatz lesen und dann unparteiisch entscheiden, ob unsere kritischen Randbemerkungen dem Wohle der Allgemeinheit dienen oder nicht.

liebten Frau und Lebensgefährtin dieselbe Freiheit zu, die er sich selbst vor der Ehe genommen hat und vielleicht noch in der Ehe nimmt." So der Herausgeber der „Jugend", die heute nicht nur die bevorzugte Lektüre aller Lebegreise, Lebejünglinge und Lebedamen ist, sondern auch von harmloserem jungem Volk, von Halbreifen und Unreifen, begierig verschlungen wird. Mancher denkt und sagt: Mir schadet's nichts. Aber semper aliquid haeret.

Für moderne Leute à la Helene Stöcker, Aage Madelung, Ehrenfels und Hirth sind Menschen, die die Enthaltsamkeit und den Sieg über ihre Leidenschaften als Tugenden schätzen, bedauernswerte Philister. Nach der Kenntnisnahme solcher gefährlichen Ansichten, die die Welt in ein großes Freudenhaus umwandeln würden, weiß ich, daß ich auch ein Philister bin. Ich fühle mich als solcher sehr wohl. Und mit mir hoffentlich noch die größere Mehrzahl der Männer Deutschlands. Denn wehe unserem Volke, wenn es von solchen Ansichten sich verseuchen ließe. Das Schicksal Frankreichs möge uns zum warnenden Beispiel dienen. Deutschland hat alles überstanden, Kriege, Pest und Hungersnot; immer hat es sich wieder aufgerafft, mochte es auch scheinbar vernichtet am Boden liegen. Die Quelle seiner Auferstehung war stets die von der Kirche geschützte Ehe. Wenn aber das Gift der Ansichten, wie ich sie hier skizziert habe, dieses geheiligte Institut zerfrißt und die moralische Anarchie an seine Stelle setzt, dann könnte uns all unsere hochgepriesene Kultur nichts nützen, dann würde unser Untergang nur eine Frage der Zeit sein. Schärfste Abwehr solcher gefährlicher Ansichten tut deshalb not, selbst auf die Gefahr hin, daß man von verblendeten Köpfen Philister gescholten wird.

Das neueste Blocklied Bülows.

Von Fr. Paty.

Wenn Bülow redet, darf man in der Blockära keine weltbewegenden Gedanken erwarten. Sentenzen wie früher, nur kautschukartig auseinandergezogen, alles großzügig nach Bülowscher Manier. Eine Verbeugung nach rechts, eine nach links, ein vornehmes Ignorieren der Mitte — er sprach und schwand. Die zurückbleibenden Blockkinder betrachten die ihnen geschenkten berauschenden Pralinees und fühlen sich sehr oft enttäuscht. Es kommt mir in letzter Zeit beim Lesen Bülowscher Ergüsse vor, als stände über allen „großen" Reden des Kanzlers geschrieben: „Der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe". Die letzte Etatsrede im preußischen Abgeordnetenhause ist sicher nach diesem Leitmotiv gearbeitet. Die liebe Not um den lieben Block hat dem Blockkanzler den Mund geöffnet zu einer Rede, die des traurigen Blockgebildes würdig ist.

Was Bülow zunächst zu dem Sparsamkeitskapitel sagte, war keineswegs das Versprechen, „oben" anzufangen, diese vielgenannte seltene Tugend zu üben. Gelegenheit, um den guten Willen zu zeigen, wäre da. Wie wäre es, wenn man z. B. dem Herrn Oberpräsidenten von Brandenburg nicht mehr für ein Absteigequartier in Potsdam gelegentlich der jährlichen Sitzungen des Provinzialschulkollegiums 5000 ℳ bewilligte? Für jeden Tag bloß 170 ℳ Logisgeld! Vielleicht ließe sich auch etwas an den 529,620 ℳ sparen, die im neuen Etatsjahre für Indiensthaltung des Kaiserschiffes „Hohenzollern" aufzubringen sind. Doch nein, weniger Eisenbahnen gebaut, weniger Gehalt an die Beamten bewilligt, das heißt da „unten" sparen nach Bülowschem Muster; das soll und muß der Landtag besorgen; der hinwiederum verlangt in Halsstarrigkeit, daß „oben" angefangen werden soll. So muß die gute preußische Sparsamkeit, „die uns groß gemacht", Spießruten laufen, und das alte Vexierspiel erneuert sich, ob „unten durch" oder „oben durch". Hoffentlich heißt's diesmal zu guter Letzt: „oben durch". Ich bin kein Beamter, gönne aber von Herzen denselben ein recht großes Gehalt und, was unendlich mehr wiegt, eine eigene politische Ueberzeugung, wenn auch der Reichskanzler anders lehrt.

Mancher preußische Bürgermeister muß in diesen Tagen mit geheimem Neid auf den Husumer Kollegen schauen, dieweil der der Ehre gewürdigt wurde, sogar mit Namen im Angesichte des ganzen Landes vom Kanzler genannt zu werden; es ist ein Weg, um berühmt zu werden, und wenn er nicht gar so krumm und umständlich wäre, würde vielleicht mancher ihn jetzt gehen. Der Fall interessiert mich herzlich wenig, aber um so mehr muß unterstrichen werden, was Bülow verallgemeinernd dazu gesagt hat. Schon bei den letzten Reichstagswahlen wurde es dem Blödesten offenbar, daß ein sanfter Druck auf die vielen Beamten, ob „politische" oder „unpolitische", zugunsten der Regierungsmeinung ausgeübt worden war; daher ja der rührende Agitationseifer und der furor teutonicus so vieler strebsamer Beamten. Man nannte es damals „aufklärend" wirken. Was Bülow jetzt zum Fall Schücking von der politischen Betätigung der Beamten sagt, verdient erneut und für immer vor dem ganzen Reiche festgenagelt zu werden; es ist echte Bülowsche Blockpolitik. Warum? Zunächst möchte ich als armer Plebejer ruhig jedem deutschen Denker den bekannten Taler versprechen, der mir nun klar sagen kann, was denn nach dieser Rede Bülows ein politischer oder unpolitischer Beamter darf: „Denn dunkel war der Rede Sinn." Der Taler ist schwer zu verdienen. Versuchen wir's: „So lange ich als Ministerpräsident und verantwortlicher Träger der Reichspolitik an dieser Stelle stehe, wird mit meiner Einwilligung kein Beamter wegen der Betätigung liberaler, freisinniger Gesinnungen zur Verantwortung gezogen werden. Ich lasse auch dem Beamten seine politische Ueberzeugung; ich greife nicht in die außerdienstliche politische Tätigkeit der Beamten ein; ich lasse einen Beamten nicht als suspekt behandeln, wenn er freisinnig denkt, zur freisinnigen Partei zählt, oder aber liberal denkt. . . . . Selbstverständlich darf ein Beamter sich nicht zur Sozialdemokratie bekennen." Mit anderen Worten: die Jagd auf die lieben konservativen Edelhirsche ist andauernd geschlossen; ebenso ist in der Blockära Schonzeit für die Beamten, die zu den freisinnigen Hasen oder zu den liberalen Böcken zählen. Und die Jagd auf Schwarzwild, auf Zentrumsbeamte? Pst! — So etwas sagt man nicht, das denkt man bloß. Dieses Schweigen ist beredt. Wir wollen zur Erklärung der dunklen Rede den Reichskanzler nur an den Geheimerlaß der Königlichen Regierung zu Trier im Jahre 1907 erinnern, wonach im Zeitalter des schneidigen, später die Treppe „hinauf gefallenen" Herrn Präsidenten Backe jene Beamte usw. angezeigt werden sollten, die im regierungsfeindlichen Sinne politisiert hätten. Man erinnere sich ferner all der Drangsalierungen untergeordneter Beamter, die dem Zentrum treu blieben im Sturmjahre 1906/07 und vergleiche damit obige Worte des ersten Beamten Preußens und des Reiches; da wird Schweigen vom Zentrum lautes Reden, und da haben wir die Interpretation durch Tatsachen zu dem dunklen Sinn des Redeschwalls. Bülow hat einiges gesagt und noch mehr verschwiegen. Nein, niemand in der Welt wird mich überzeugen, daß die Interpretation, die die Vergangenheit des Blocks, das Verhalten Bülows und seiner Getreuen seit den letzten Wahlen uns lehren, nicht auch für die folgenden Ausführungen Bülows gelte: „Einen Beamten, den ich für unzulänglich, für unbrauchbar, für ungeschickt halte" (weil er Gegner des Blocks und Anhänger des Zentrums ist), „der wird beurlaubt, versetzt oder entlassen, wenn das dienstliche Interesse es erfordert; hier entscheidet allein die Staatsräson und das Staatsinteresse" (Blockinteresse). Das ist die politische Freiheit preußischer Beamten, die nicht im Blocklager stehen. Neben dem Block gibt's keine andere politische Meinung, eben des lieben Blockes wegen, der zerfallen muß, wenn nicht die Beamten an seinen Wagen gespannt werden. „Und willst du nicht mein Bruder sein, so schlag' ich dir den Schädel ein!": So lehrt kein anderer als derselbe Bülow, nicht etwa in einer Rede von 1884, sondern am 19. Januar 1909. Hier ist der Taler zu verdienen: „Die Beamten haben der von Seiner Majestät gebilligten(!) und von mir vertretenen Politik der Regierung nicht nur kein Hindernis in den Weg zu legen, sondern diese Politik zu unterstützen und zu fördern. Es geht nicht an, und ich dulde es nicht, daß ein Beamter glaubt, Politik auf eigene Hand treiben zu können. In dem Allerhöchsten Erlaß vom 4. Januar 1884, gegengezeichnet vom Fürsten Bismarck, wird ausdrücklich ausgesprochen, daß die mit der Ausführung der Regierungsakte betrauten Beamten auch die Politik der Regierung zu unterstützen und zu fördern haben. Dieser Erlaß ist noch in Kraft, und ich werde sorgen, daß er überall und unbedingt zur Anwendung gelangt."

Mag das Wort gefallen sein oder nicht: „Ich will kein Zentrumskaiser sein"; wir wissen auch so, welche Stellung der Kaiser und König und darum auch sein Kanzler und Ministerpräsident zum Zentrum und seiner Politik einnehmen; wir wissen, daß Bülow mit dem Block steht oder fällt, darum wehe den Beamten, die anders denken, als die Regierung und Bülow von der Politik denken — Voila tout: das ist der wahre Bülow vom Jahre 1907 und der Geist, der sich im oben zitierten Erlasse der Trierer Regierung kundgibt. Was darf also ein Beamter?

Ist er konservativ, oder liberal, oder freisinnig gesinnt im Sinne des Blocks, im Sinne Bülows, so fliegt er höchstens die Treppe hinauf; ist er ein Gegner des Blocks, dann kann er beurlaubt, versetzt, entlassen werden. Das ist die Betrachtung des Reichskanzlers zum Falle Schücking. Sie soll uns noch oft in den Ohren klingen, sie soll auch dem Block noch oft vorgehalten werden, mehr als ihm lieb und wahrscheinlich auch gut ist. Das Zentrum insbesondere soll die Zeichen- und Blumensprache vom 19. Januar nicht vergessen. Um den Block muß es freilich traurig bestellt sein, wenn Bülow zu solchen Mitteln greifen muß, um ihn lebensfähig zu halten. In den Rahmen dieser Erörterungen des Kanzlers passen vorzüglich die Schlußgedanken über die Sozialdemokratie. Man fühlt, wie die Betrachtung über die Sozialdemokratie bei den Haaren herbeigezogen ist, um leise, aber deutlich genug jene schöne Zeit einzuläuten, wann „ein energisches Vorgehen der Regierung gegen die Sozialdemokratie" Platz greift; damit — nun damit Zentrum und Sozialdemokratie keinen Antiblock fertig bringen. Es muß der Bankerott der Blockwirtschaft nahe sein, wenn man wieder mit solchen Ideen liebäugelt, deren Durchführung unter einem großen Kanzler nur Unheil gebracht hat. Wollte Bülow lernen, aus der Geschichte des ersten Sozialistengesetzes könnte er es. Bei der Beratung dieses Gesetzes, am 13. Februar 1888, sprach Windthorst, ein größerer Taktiker und Politiker als Bülow: „Wenn Sie sich nicht überzeugen lassen wollen, daß man Ideen auf keinen Fall mit derartigen Mitteln, wie sie hier im Gesetzentwurf vorliegen, dauernd bekämpfen kann, daß man Verbreitung der Idee nur fördert, selbst der gefährlichen, wenn man Märtyrer dafür schafft, dann — kann ich nur sagen — bedauere ich, daß die Geschichte so spurlos an uns vorübergeht." Doch — entweder die Beamten politisch vor den Blockkarren spannen, die Sozialdemokraten mit Ausnahmegesetzen bekämpfen oder — après nous le déluge — das ist die Weisheit der Etatsrede des Kanzlers. Nur zwei können durch dieselbe befriedigt nach Hause gehen — die Utilitätspolitiker des Blocks und Bülow, der sich wenigstens selbst, da es andere nicht taten, als den größten Patrioten und glühendsten Royalisten des vergangenen Novembers hinstellte. Das Volk und seine Presse hat da die monarchische Idee gefährdet — jedenfalls durch die Veröffentlichung im „Daily Telegraph"; Bülow war da die treueste Stütze des Thrones. Ja, ja: „Allah ist groß und Mohammed ist sein Prophet."

Antiklerikaler Fanatismus in Italien.

Von

Dr. San Felice-Rom.

Als in den ersten Tagen nach der unsagbar grauenvollen Riesenkatastrophe kritische Stimmen, nicht etwa im „klerikalen" Lager, laut wurden über die sich als ungenügend erweisende militärische Organisation zur Hilfsaktion, da soll der italienische Marineminister Mirabello keine bessere Ablenkung gefunden haben, als daß er am Klerus seinen Ingrimm ausließ. „Wo war der Klerus?" soll er ausgerufen und dann selbst die in schroffstem Widerspruch zu den Tatsachen stehende Antwort gegeben haben: „Der war gar nicht oder kaum zu sehen."[1])

Das war für die antiklerikale Presse ein „gefundenes Fressen". Mit hellem Entzücken griff sie die schwere Beschuldigung auf, obwohl niemand sich darüber im unklaren sein konnte, daß in unqualifizierbarer Weise geflunkert worden war.

In der Tat haben die Welt- und Ordensgeistlichen, soweit sie nicht tot oder sterbend unter den Trümmern lagen, sofort mit bewunderungswürdiger Aufopferung die Rettungsarbeiten aufgenommen. Ohne Rücksicht auf das eigene Leben haben Bischöfe, Priester und Seminaristen sich den armen Opfern gewidmet. Mit höchster Verehrung werden die Namen von Bischöfen wie d'Arrigo und Morabito stets genannt werden. Selbst radikale Abgeordnete stellten sich unter die Oberleitung des Bischofs von Mileto, der wie kein zweiter sich der schrecklichen Lage gewachsen zeigte und dessen tatkräftigem Eingreifen es nach dem einstimmigen Urteil aller Augenzeugen in erster Linie zu verdanken ist, daß es nach dem Erdbeben nicht zu einem Aufruhr der hungernden und frierenden Volksmassen in Calabrien gekommen ist. Von heroischem Opfermut und Entsagungsgeist des katholischen Klerus legen unzählige rührende Beispiele glänzendes Zeugnis ab. Mit Recht hebt „Corriere d'Italia" hervor, daß in den abgelegenen, vom Erdbeben getroffenen Gemeinden gerade der Ortsklerus als vielfach einziger Linderer der Not auftrat.

Auf die Nachricht von dem fürchterlichen Erdbeben hin eilten sofort zahlreiche Geistliche aus allen Teilen Siziliens nach Messina, um in der großen Not Hand anzulegen. Manche gelangten nicht zum Ziel, weil die Behörden ihnen den Durchgang verwehrten. Es steht fest, daß Mirabello, der Marineminister, derselbe Mann, welcher dem Klerus Feigheit und Untätigkeit vorgeworfen haben soll, im Hafen von Messina zwei Geistlichen, die für andere, nicht für sich, um Hilfe flehten, davonjagte, indem er, heftig gestikulierend, sie anschrie: „Vadano via!" („Geht eures Weges!")

Zur Kennzeichnung des wilden Ausbruchs antiklerikaler Verleumdungssucht haben katholische Blätter in weitgehendstem Maße mit Tatsachen aufgewartet, wodurch dem ungerechten Angriff der Boden gänzlich entzogen wird. Man fühlt sich aber nicht bemüßigt, seinen „Irrtum" einzugestehen und dem Klerus eine kleine Genugtuung zu gewähren. Die antiklerikale Blockpresse hüllt sich in Schweigen.

Wie vieles haben übrigens die der Loge nahestehenden italienischen Blätter in diesen Wochen verschwiegen! Ihre Leser sollten nichts oder nur weniges von all dem erfahren, was der Papst, allen anderen mit gutem Beispiel vorangehend, für die Opfer der Katastrophe getan hat und noch täglich tut.

Worte verdienten Lobes fand in Kammer und Senat die unermüdliche, opferfreudige Tätigkeit der Soldaten, Seeleute, Krankenwärterinnen und anderer, die sich manchmal unter Lebensgefahr an der Hilfeleistung beteiligt haben. Nur der Klerus wurde nicht im geringsten erwähnt. Kann auch die Geistlichkeit ein Wort der Anerkennung aus Ministermund leicht entbehren, so war es doch zu einer objektiven Darstellung unerläßlich. Kein Wunder, daß auch der umfangreichen Hilfeleistungen des Hl. Vaters keinerlei Erwähnung geschah. Handelt es sich ja um den Stellvertreter desjenigen, vor dessen Namen die beiden Parlamente sich ängstlich hüten. König „von Gottes Gnaden" nennt sich der italienische Monarch, aber für die Männer seiner Regierung und die obersten Behörden eines katholischen Landes existiert Gott nicht, und mit keinem Wort wird von Vertretern der Staatsgewalt seiner gedacht inmitten der ungeheuersten Heimsuchung, wo im religiösen Gedanken allein viele Tausende Trost finden können. Der Senatspräsident Manfredi bekundete in seiner Rede eine kraß materialistische Weltanschauung und einen ebenso schlechten Geschmack, indem er sich u. a. zu der Aeußerung verstieg, daß „die zerschmetterten Leichen nur darauf warten, Staub zu werden auf ewig". Bis aufs Blut reizt der Zynismus, mit dem gewisse freidenkerische Bureaukraten ihre Gesinnungstüchtigkeit betätigten. Den Geistlichen wurde der Zutritt in verschiedene Spitäler und andere Häuser, welche Verletzte zur Verpflegung aufgenommen hatten, untersagt. Ganz den Tatsachen entspricht eine Meldung der „Schles. Volksztg.", welche aus Neapel berichtet, daß der Leiter der Landungsarbeiten für die Flüchtlinge und Verwundete, auch jenen, die es verlangten, jeglichen religiösen Beistand hartnäckig verweigerte, und jeden Versuch eines Priesters um die Ermächtigung, auch nur bei der Landung anwesend zu sein, abwies. So wurde auch der Generalvikar der Erzdiözese, Msgr. Ferrari, der mit priesterlicher Liebe herbeieilte, unbarmherzig abgewiesen. Gleiches widerfuhr den Geistlichen, die ihre Begleitung anboten bei der vom italienischen „Roten Kreuz" organisierten Ueberführung von Verwundeten nach dem Festland, infolgedessen viele der armen Opfer ohne Priester, nach dem sie riefen, sterben mußten. Die hier zutage getretene Intoleranz ist um so schreiender, als das „Rote Kreuz" eine neutrale Organisation ist und sich so gut der Zuwendungen von „Klerikalen" wie von Andersgesinnten erfreut.

Und dabei führen die traurigen Helden, die in solch gehässiger Weise die elementarsten Forderungen der Toleranz mit Füßen treten, die großen Worte „Humanität", „Philanthropie" u. dgl. beständig im Munde!

[1]) Diese Zeilen waren bereits gesetzt, als die Nachricht kam, daß der Marineminister Mirabello die ihm über die angebliche Untätigkeit des Klerus zugeschriebenen Worte wenigstens indirekt dementiert habe. Offenbar im Auftrag Mirabellos erklärte dessen Kabinettschef Cons, die vielbesprochene Aeußerung **sei dem Minister von antiklerikaler Seite in den Mund gelegt worden**, um den vorzüglichen Eindruck der vom Klerus allenthalben ins Werk gesetzten Hilfsaktion zu trüben.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Tod des Zentrumsführers Grafen Hompesch.

Gerade in der kritischen Zeit der parlamentarischen Arbeit hat der unerbittliche Tod der Zentrumsfraktion des Reichstages ihren altbewährten, hochverdienten Vorsitzenden entrissen: den Grafen v. Hompesch-Rurich, der seit 15 Jahren als Nachfolger der Herren v. Savigny, v. Franckenstein und Graf Ballestrem seines Amtes waltete mit einer Hingabe, die auch die Last seiner 82 Lebensjahre nicht zur Ermattung bringen konnte. Er „starb in den Sielen", an der parlamentarischen Arbeitsstätte, geradeso wie die großen Führer Mallinckrodt, Franckenstein und Windthorst, nach einem sehr kurzen Krankenlager. Die Wirksamkeit des Mannes mit der unermüdlichen Arbeitskraft und dem rastlosen Fleiße weiß nur der recht zu würdigen, dem Einblick in die abgeschlossene Werkstatt der Fraktionspolitik vergönnt war. Welches Kapital an Weisheit, Takt, Liebenswürdigkeit, Geschick, Geduld, Selbstverleugnung, Ausdauer und Lebenskraft der Vorsitzende einer großen Fraktion für die gute Sache einzusetzen hat, kann die öffentliche Meinung kaum ermessen. Gott mag es lohnen.

Die Reichstagsfraktion steht jetzt vor der Wahl eines Nachfolgers auf ihrem Präsidentenstuhle. Die Wahl ist unter den obwaltenden schwierigen Umständen von besonderer Bedeutung. An die Geschlossenheit und Entschlossenheit der Fraktion werden jetzt Anforderungen gestellt wie kaum in den Zeiten, als die Zentrumspartei eine ausschlaggebende Stellung im Reichstage hatte. Das Mahnwort: „Seid einig, einig, einig!", das der Kardinalfürstbischof Dr. Kopp an der Bahre Windthorsts erschallen ließ, ist jetzt mit Recht wiederholt worden. Unsere Vertreter werden gewiß die beste Kraft für die Vorsteherschaft in der Fraktion zu finden wissen. Und wenn die Zügelführung seitens der jüngeren Hand etwas schärfer empfunden werden sollte als seitens der gewohnten älteren Hand, so wird es gewiß nirgends an der Selbstzucht und Selbstverleugnung fehlen, auf die an dieser Stelle schon in der vorigen Nummer hingewiesen wurde mit den Worten: „Es gilt jetzt mehr als je, die Eintracht und die Disziplin zu wahren."

Fürst Bülow und die Konservativen.

Als preußischer Ministerpräsident hat der Reichskanzler im preußischen Abgeordnetenhause eine Rede de omnibus rebus et quibusdam aliis gehalten, als deren Sinn und Zweck seine liberalen Freunde alsbald die Uebertragung der Blockpolitik auf Preußen verkündeten. Sie hatten recht unter der Voraussetzung, daß das Wesen der Blockpolitik darin besteht, die Konservativen zu Zugeständnissen an die liberale Brüderschaft zu nötigen.

Die Bülowsche Rede richtet sich gegen die ihm unbequemen Konservativen, nicht bloß gegen die parlamentarischen, sondern auch gegen die in der Umgebung des Kaisers wirksamen konservativen Elemente. Nach letzterer Richtung zielten die auffälligen Rückgriffe auf die November-Debatte; der leitende Staatsmann fühlte das Bedürfnis, sich eingehend zu wehren gegen die Verdächtigung seines Royalismus. Durch die nachträgliche öffentliche Selbstverteidigung machte er nun erst das Volk darauf aufmerksam, daß sein Verhältnis zur Krone gegenwärtig doch nicht ganz so ist, wie es sein sollte, und wie es früher schon gewesen ist. In das Kapitel der Selbstverteidigung gehört vermutlich auch der sonst unbegreifliche Vorstoß gegen die Sozialdemokratie, der in eine Anspielung auf eine eventuell neue Ausnahmegesetzgebung auslief. Ob diese dunkle Drohung in gewissen höheren Regionen Wohlgefallen findet, wissen wir nicht; aber für alle übrigen Kreise gilt das Wort: „Greif niemals in ein Wespennest, doch wenn du greifst, so greife fest." Hier war von Festigkeit so wenig die Rede, daß die Sozialdemokratie sich nicht im mindesten erschreckt, sondern vielmehr nur angenehm gekitzelt fühlte. Die Antwort waren die Berliner Straßendemonstrationen für die preußische Wahlrechtsreform, auf die wir unten noch zurückkommen.

Als Erzieher der konservativen Partei im Parlamente und im Lande suchte Fürst Bülow deren Zustimmung zur Nachlaßsteuer zu gewinnen. Ohne Nachlaßsteuer sei keine Reichsfinanzreform möglich; also müßten die Konservativen in diesen saueren Apfel beißen. Dabei wies er auf die Rute hin, die hinter dem Spiegel steckt: noch besteht der von Bismarck gegengezeichnete Erlaß von 1882 zu Recht, nach dem die politischen Beamten die Pflicht haben, die Politik der Regierung zu unterstützen. Mit einer ungewöhnlichen Deutlichkeit sagte der sonst so zierliche Büchmann-Redner: „Es geht nicht und ich dulde es nicht, daß die Beamten glauben, Politik auf eigene Hand treiben zu können." (Sehr richtig! links.) Die Drohung war gar nicht mißzuverstehen: Wenn die Konservativen es wagen, sich vom Block abzuwenden, so werden die Landräte und die sonstigen politischen Beamten, die bisherigen Hauptwahlhelfer der Konservativen, gegen diese Partei Front machen müssen. Sonderbarerweise glaubten die anwesenden Konservativen die Bülowsche Drohung dahin verstehen zu sollen, daß die beamteten Abgeordneten „kanalisiert" werden sollten, d. h. daß die im Reichstage sitzenden Landräte, Regierungspräsidenten usw. wiederum von jener unglückseligen Maßregelung (Stellung zur Disposition oder Absetzung) bedroht seien, die seinerzeit der Minister Miquel gegen die Verwerfer der Kanalvorlage anwendete. Fürst Bülow beeilte sich nun nach der Rede privatim dem nächsten Redner von der Rechten zu versichern, daß er die Freiheit der beamteten Abgeordneten gar nicht anzutasten gedenke. Selbstverständlich! Denn die Erfahrung von damals hat ja gezeigt, daß eine solche Maßregelung von Abgeordneten ganz verfehlt und unhaltbar ist; die „abgesetzten" Kanalfrondeure sind schließlich in höhere Stellungen wieder eingerückt, „die Treppe hinaufgefallen". Die nachträgliche Erklärung Bülows war also sehr billig und nichtssagend; der nächste konservative Redner und die konservative Presse taten aber so, als ob jetzt die Drohung ganz ausgeräumt sei. Auf beiden Seiten hat man also augenblicklich keine Lust, auf die heikle Frage einzugehen, ob die ganze konservative Beamtenschaft außerhalb des Parlaments im Falle eines Konflikts und Wahlkampfes gegen die konservativen Kandidaten Stellung nehmen soll und wird.

Was nun den sachlichen Streitpunkt angeht, die Nachlaßsteuer, so beharren vorläufig noch die Konservativen in ihrer großen Masse auf ihrem entschiedenen Widerspruch. Die „Kreuzztg." meint, daß „jetzt" nur 5 oder 6 Mitglieder der konservativen Reichstagsfraktion für die Nachlaßsteuer zu haben seien. Um Mißverständnissen vorzubeugen, muß bemerkt werden, daß der Widerspruch sich nicht gegen die gesamte Nachlaßsteuer richtet, sondern gegen die Ausdehnung dieser Abgabe auf den Erbgang zwischen Ehegatten und zwischen Abkömmlingen und Eltern oder Voreltern. Es ist wohl möglich, diesen Stein des Anstoßes aus der Vorlage herauszubrechen und den Ausfall durch eine andere Steuer von Besitz und Vermögen (z. B. Gesellschaftssteuer oder Dividendensteuer) zu ersetzen. Wenn Fürst Bülow sich trotzdem für diesen kritischen Punkt so entschieden einsetzt, so ist das nur aus seiner Gebundenheit gegenüber seiner Blocklinken zu erklären. Die „Deutsche Tageszeitung", das Organ des Bundes der Landwirte, bislang geradezu fanatisch in der Vertretung der Blockpolitik, gibt jetzt ihrem hochgeschätzten Fürsten Bülow den Rat, „er möge sich nicht allzusehr verquicken und identifizieren mit einem politischen Gebilde, das die Gewähr des Bestandes nicht in sich trägt". Uns scheint, daß die Verquickung und Identifizierung der Person Bülows mit dem Block schon in der vollendetsten Weise erfolgt ist. Die Konservativen, die jetzt in kräftiger Opposition machen (zu dem Heißsporn v. Oldenburg-Januschau hat sich in Dortmund auch der frühere Minister v. Podbielski als Rufer im Streit gesellt), werden sich schließlich vor der engeren Wahl sehen: entweder nachzugeben oder es auf eine Bülow-Krisis ankommen zu lassen. Bis zur dritten Lesung wird sich da ein interessanter Ringkampf abspielen; die packendsten Phasen werden freilich hinter den Kulissen bleiben.

Die Wahlrechtsfrage in Preußen.

Die Sozialdemokratie hat die Beratung der Wahlrechtsanträge im preußischen Abgeordnetenhause wiederum mit Straßendemonstrationen am 24. und 25. Januar begleitet. Eine zweite, aber glücklicherweise nicht vermehrte oder verschärfte Auflage der Demonstrationen vom vorigen Jahr. Man hat etwas gelernt; man demonstriert nur soweit, daß die Polizei noch keinen Anlaß zum Dreinschlagen findet. Der zügellose Mob scheint sich dieses Mal ferngehalten zu haben. Es ging mit etwas Gedränge und ein paar Dutzend Sistierungen ab.

Im sächsischen Königreich ist man nach jahrelangen Verhandlungen zu einer Verständigung über die gemäßigte Auffrischung des allzu reaktionären dortigen Landtagswahlrechts gelangt. In Preußen aber befindet sich die Frage der Wahlreform noch auf einer Bank von unabsehbarer Länge. Fürst Bülow hatte in der obenerwähnten Blockrede auch dieses Thema berührt, aber in höchster Vorsicht sich mit dem Hinweis auf das bezügliche Orakel in der letzten Thronrede begnügt. Der Minister des

Innern, Graf Moltke, half sich im Abgeordnetenhause mit der nicht mehr neuen Versicherung: das riesige wahlstatistische Material werde mit Bienenfleiß verarbeitet, aber es erfordere Zeit, viel Zeit, und ein pflichtbewußter Minister könne in dieser folgenschweren Angelegenheit nichts ohne die gründlichste Vorprüfung tun. Eine dilatorische Taktik, die sich aus den Rücksichten auf die Blockpolitik zwar nicht rechtfertigen, aber wohl erklären läßt. Die Freisinnigen reden gerne recht laut von der Uebertragung des Reichstagswahlrechts, aber sie wünschen sie nicht, weil sie sonst ihre meisten Mandate an die Sozialdemokratie verlieren würden. Die Nationalliberalen möchten ein Pluralwahlrecht haben, das ihre angeblichen Hilfsmittel von „Bildung und Besitz" vorteilhaft zur Geltung brächte. Die Konservativen wollen gar keine oder doch nur eine möglichst geringe Aenderung des für sie vorteilhaften Wahlrechts, und vor allem wollen sie keine Beeinträchtigung der ländlichen Wahlkreise zugunsten der Städte. In letzterem, sehr wichtigen Punkte berühren sie sich mit dem Zentrum, das zwar für die Erweiterung des persönlichen Wahlrechts ist, aber nicht gelten lassen kann, daß die Wahlkreise nur nach der Kopfzahl, ohne Rücksicht auf den Boden, abgegrenzt werden sollen. — Trotz der gelegentlichen Straßendemonstrationen braucht man sich wegen dieser Angelegenheit nicht aufzuregen. Die Sache wird noch lange in der Schwebe und Preußen noch lange der rückständigste Einzelstaat in Wahlsachen (nächst Mecklenburg) bleiben. Cura posterior.

Die doppelte Finanzreform.

Im preußischen Parlament ist die Finanzkommission bereits zu einer Einigung gelangt, die allseitige Zustimmung findet. Im Reichstage dagegen ist ein Ausweg aus den Finanznöten noch nicht in Sicht. Drüben hat man sich auf einer mittleren Linie verständigt, und die Regierung hat auf ihre Gesellschaftssteuer verzichtet, als sich ihr Ersatz in Einkommensteuerzuschlägen und Stempelerhöhungen bot. Im Reichstage versteift sich die sog. Reichsregierung auf ihre sämtlichen Vorlagen, auch auf die zweifelhaftesten, wie z. B. die Nachlaßsteuer. Die Kommission im Reichstage muß zumeist negativ arbeiten; so hat sie auf Antrag des Zentrums zunächst mit wechselnden Mehrheiten die Beseitigung der bestehenden Fahrkartensteuer und die Einführung des Branntweinmonopols abgelehnt. Die Nachlaßsteuer wird gewiß ebenfalls abgelehnt werden, trotz der Bülowschen Beredsamkeit. Die positive Arbeit wird nun im Reichstag dadurch wesentlich erschwert, daß über dieses Parlament das Blocksystem verhängt ist. Das Zentrum kann im Abgeordnetenhause viel wirksamer seine ausgleichende und schaffende Kraft entfalten, weil dort das freie Spiel der Kräfte gilt und jede Mehrheit vollberechtigt ist. Im Reichstage dagegen wird alles gelähmt durch den Umstand, daß Fürst Bülow die Gesetze schließlich nur aus der Hand seiner privilegierten Mehrheit entgegennehmen darf; wenn er das Zentrum wieder einschalten wollte, würde er sich höchstselbst ausschalten. Wer anderen das Leben erschweren will, erschwert es manchmal sich selber. Das Reich hat den Schaden davon, wenn man wertvolle Kräfte leichtfertig ausschaltet.

Zur auswärtigen Lage.

Wieder Gewölk am hochpolitischen Himmel. Bulgarien hat neuerdings eine Division an der Grenze mobil gemacht, und der österreichisch-türkischen Verständigung erwachsen neue Schwierigkeiten durch die Fortsetzung des Boykotts seitens des jungtürkischen Komitees.

Das Säbelrasseln in Bulgarien braucht man nicht tragisch zu nehmen, sondern könnte es als einen taktischen Kunstgriff zur Herabdrückung der türkischen Geldforderungen gelten lassen, — wenn nur nicht die Gefahr bestände, daß zwischen den aufgeregten Grenztruppen ein Konflikt ohne Befehl ausbräche, und wenn nur nicht der Verdacht sich regte, daß hinter den Quertreibereien doch mächtigere Hände steckten.

Allerdings hat der englische Minister Sir Edward Grey wieder eine Friedensrede gehalten. Sie ist aber allzu britisch, um recht beruhigend zu wirken. Er stellt die großbritannische Politik als den allervollkommensten Friedensengel hin und liest recht schroff den Oesterreichern die Leviten, weil diese über die notorischen Störungen ihrer Friedensverhandlungen mit der Türkei seitens der englischen Diplomatie nicht sehr erbaut waren.

In Paris hat wieder einmal eine der zahllosen Parlamentsverhandlungen über die Marokkopolitik stattgefunden, ganz reglementsmäßig mit den hergebrachten Verkleisterungen der letzten Ziele und dem unvermeidlichen Vertrauensvotum für den geschmeidigen Pichon. Daraus wird man nicht klüger. Aber man muß der französischen Regierung zugute halten, daß sie in den Balkanwirren, die zurzeit die Marokkoangelegenheit an Bedeutung überwiegen, für die Erhaltung des europäischen Friedens eingetreten ist.

Die innere Festigung Oesterreichs, die gerade jetzt so notwendig wäre, wird leider wieder gefährdet durch den neuen Ausbruch von tschechischen Kraftleistungen auf den Prager Straßen. Das parlamentarische Koalitionsministerium ist neuerdings in weite Ferne gerückt. Und dabei ist der konzentrierte Widerstand gegen die magyarischen Gelüste ebenso dringend erwünscht, wie das kraftvolle Auftreten gegen die äußeren Feinde.

Dem verstorbenen Grafen Hompesch

widmete der Zweite Vorsitzende der Zentrumsfraktion, Prälat Dr. Schädler in der Fraktionssitzung am Abende des Todestages (21. Januar) einen Nachruf, der zum bleibenden Gedächtnis des edlen Toten hier im Wortlaut wiedergegeben sei:

Meine Herren, werte Freunde und Fraktionskollegen! Was wir seit dem vorigen Freitag geahnt, zu glauben aber nur gefürchtet hatten, ist eingetreten. Heute morgen kurz nach 10 Uhr ist der Erste Vorsitzende der Fraktion, Graf v. Hompesch, eines sanften Todes verschieden. Die Kollegen Lender, Graf v. Oppersdorff, Hebel und ich waren die letzten Zeugen seines Todes. Sanft und ruhig ist er hinübergegangen, und die zitternden Hände versuchten, wie wir sahen, des öfteren, das Sterbekreuz an die Lippen zu drücken. Sic moritur justus.

Der Präsident des Deutschen Reichstages hat in dem ehrenden Nachruf, den er dem Verstorbenen gewidmet hat, hervorgehoben: „Wir alle kannten und schätzten die unermüdliche Gewissenhaftigkeit, mit welcher der Entschlafene jederzeit den Pflichten seines Mandates nachkam." Die Vorstände verschiedener Fraktionen, ebenso frühere Hospitanten der Zentrumspartei aus Hannover, haben mir ihr herzliches Beileid ausgesprochen und mich beauftragt, dieses Beileid der Fraktion zu übermitteln. Einer dieser Herren sprach von der unverwüstlichen Freundlichkeit unseres verstorbenen Grafen.

Auch wir haben diese Freundlichkeit kennen und schätzen gelernt, und uns war er mehr. Wir kennen und kannten seine Liebenswürdigkeit, durch die er jedem Mitgliede der Fraktion gleich nahe gestanden ist. Wir kannten sein reiches Wissen, seine Welterfahrung, seine Arbeitsamkeit, seine Ausdauer, seine Bescheidenheit, seine durch und durch noble Gesinnung und seine tiefe Religiosität. Ich sage trotzdem, aber uns war er mehr.

In Meyers Konversationslexikon wird die Tatsache erwähnt, daß Graf Hompesch nach dem Grafen Ballestrem den Vorsitz der Fraktion übernommen hat, doch sei sein Einfluß in der Partei gering und er hätte nur die offiziellen Erklärungen der Partei im Hause zu verlesen. Wer so spricht, der kannte den Grafen nicht und kennt auch nicht seine Tätigkeit. In schicksalsschwerer Stunde hat das Vertrauen der Fraktion ihn 1893 an die Spitze der Fraktion berufen, und seines Amtes hat er gewaltet in unermüdlicher Amtsdauer, bis Krankheit und Tod ihm in den Arm fielen, und wie er dieses Amtes gewaltet hat, das wissen wir alle. Wer das sagt, daß Graf Hompesch nur einen geringen Einfluß in der Fraktion gehabt habe, der weiß nicht, was es heißt, an der Spitze einer großen Fraktion zu stehen, zu stehen an der Spitze unserer Fraktion. Gewiß, die Tätigkeit eines Fraktionsvorsitzenden ist weniger nach außen hin gerichtet, entfaltet sich vielmehr nach innen, und daß er sie entfaltet hat und zwar zum besten von Religion und Vaterland und im Interesse der Partei, dessen sind wir alle Zeugen.

Ich betrachte es als hervorstechendsten Zug und das hervorragendste Merkmal seiner Tätigkeit: Einheit durch Ausgleich. Das Wort, das zu uns gesprochen worden ist aus hohem autoritativen Mund: unité et sagesse, er hat es gepflegt, und unter seiner Führung ist es zur Tat geworden durch 15 Jahre hindurch. Wieder ist einer der Veteranen der Partei geschieden, geschieden derjenige, der des Hauses Aeltester gewesen ist. Bei dem Scheiden eines der Träger alter ruhmvoller Traditionen der Partei möchte ein gewisse Mutlosigkeit die Hinterbliebenen beschleichen und man darf und kann die Frage aufwerfen: Was sollen wir nun tun?

Meine Herren und lieben Freunde! — in erster Linie in diesen Tagen und besonders am Samstag bei den feierlichen Exequien für unseren verstorbenen Vorsitzenden beten, daß der Herr ihm reichlich vergelte als gnädiger Richter, was er auch uns gewesen ist. Ein Beispiel für uns ist die Gewissenhaftigkeit in Ausübung seines Mandates, die der Präsident des Reichstages gerühmt. Ein weiteres ist, festzustehen zur Fahne, die er geschützt und gehütet hat. Ein Trost ist uns geblieben und das ist der Trost: Gott ist mit uns; und weiter ein Trost ist die Wahrheit des Dichterwortes: Wenn immer müde Fechter sinken, in blutigem Strauß, es kommen frische Geschlechter und fechten ihn ehrlich aus. Ihm aber zum Andenken in diesem Kreise bitte ich Sie, von den Sitzen sich zu erheben.

Der bayerische Episkopat und die „Kölnische Zeitung".

Vom Herausgeber.

Der in der letzten Nummer der „Allgemeinen Rundschau" (S. 59) kurz skizzierte jüngste Hirtenbrief des Hochwürdigsten Herrn Erzbischofs von München-Freising hat das besondere Mißfallen der liberalen „Kölnischen Zeitung" erregt, die sich bereits zweimal (in Nr. 61 vom 18. Januar und in Nr. 77 vom 22. Januar) mit dieser rein kirchlichen oberhirtlichen Kundgebung befaßte. Der erste Artikel in Nr. 61 ist „Im Banne des Zentrums" überschrieben und schließt mit dem verblüffenden Satze: „Angesichts des steigenden Druckes, den die politischen Organisationen auf das kirchliche Leben des deutschen Katholizismus ausüben, ist es nicht zu verwundern, wenn das Ansehen des bischöflichen Amtes im steten Sinken begriffen ist, wofür Bayern nachgerade ein Schulbeispiel zu werden beginnt."

Man greift sich unwillkürlich an den Kopf, wenn man solche, allem gesunden Denken hohnsprechende Phrasen liest. Der jüngste Hirtenbrief des Münchener Erzbischofs hat doch mit Politik oder Zentrum auch nicht das mindeste zu tun; wichtige zeitgemäße Fragen des Glaubens und der Sitten bilden seinen ausschließlichen Gegenstand.

Der „Kölnischen Zeitung" gefällt es nicht, daß der Erzbischof „ein ähnlich düsteres Bild von der sittlichen Verfassung des derzeitigen Geschlechtes entwirft, wie es schon die preußischen Bischöfe in ihrem jüngsten gemeinsamen Hirtenbriefe getan haben", denn sie fügt unwirsch hinzu: „Wie in kirchlichen Kreisen verlautet, haben eifernde Vertreter der klerikalen Sittlichkeitsbewegung den Münchener Metropoliten zu diesem Schritt gedrängt, dem die anderen Mitglieder des bayerischen Episkopats sich offenbar nicht anschließen wollen". Man achte auf die doppelte Spitze des für den Münchener Erzbischof wie für die übrigen Bischöfe gleich kränkenden Giftpfeiles.

München ist der Herd und Hauptsitz der monistischen Bewegung wie der Propaganda der „neuen Sexualreform" und ihrer häßlichen Begleiterscheinungen. Es war also nichts natürlicher, als daß der Münchener Oberhirte mit seinem eindrucksvollen Menetekel voranging. Die „Kölnische Zeitung" braucht gewiß nicht allzulange zu warten, bis ihre gehässige Insinuation gegen „die anderen Mitglieder des bayerischen Episkopats" gründlich Lügen gestraft wird. Es ist allgemein bekannt, daß die Verständigung über gleichzeitige gemeinsame Schritte durch die schon länger andauernde Erkrankung mehrerer Mitglieder des Episkopats (der Bamberger Erzbischof z. B. weilt noch immer fern von seiner Residenz in Südtirol) zurzeit erschwert ist. Die Unterstellung, die übrigen Bischöfe stünden dem Monismus und Freidenkertum, der „neuen Moral" und ihren Ausschreitungen mit geringerem Eifer gegenüber, ist eine direkte Infamie.

Was aber die „eifernden Vertreter der klerikalen Sittlichkeitsbewegung" anbelangt, die den Münchener Erzbischof zu seinem Hirtenbriefe „gedrängt" haben sollen (es müßten schon recht merkwürdige „kirchliche Kreise" sein, die dem Gewährsmanne der „Kölnischen Zeitung" diese hämische Insinuation eingeblasen hätten), so hat das liberale Blatt in seinem blinden Eifer — wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen — völlig übersehen, daß es in München eine exklusiv „klerikale", d. h. „ultramontane" oder überhaupt konfessionelle Sittlichkeitsbewegung gar nicht gibt. Dem „Bunde zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit", dem der Schluß des erzbischöflichen Hirtenbriefes so warme Worte der Anerkennung und Ermunterung widmet, gehören in München Katholiken, Protestanten und Israeliten, Zentrumsleute, Konservative, Liberale und Freisinnige an. Wenige Tage vor Veröffentlichung des Hirtenbriefes hat der unseres Wissens politisch und kirchlich einer liberaleren Richtung zuneigende evangelische Stadtpfarrer von St. Lukas als III. Vorsitzender des Interkonfessionellen Münchener Männervereins vor Gericht ausgeführt, daß, wer gegen die Schmutzfluten ankämpft, die über unser Volk hinweggehen, ein höchstes Interesse unseres Volkes vertritt.

Was soll solchen Tatsachen gegenüber das Gerede von der „klerikalen Sittlichkeitsbewegung" und ihren „eifernden Vertretern"?

Man versteht freilich den eigentlichen Zweck der Uebung, wenn man den Nachsatz liest: „Besonderen Eifer legt auf diesem Gebiete die „Allgemeine Rundschau" an den Tag". Folgt dann ein förmlich bei den Haaren herbeigezogener Versuch, den Hirtenbrief mit einem im vergangenen Herbst in der „Allgemeinen Rundschau" abgedruckten Artikel in eine künstliche Beziehung zu bringen und in echt „liberaler" Weise den vermeintlichen Verfasser der geeigneten Koramierung durch die vorgesetzte Behörde zu empfehlen.

Aber auch dieser Pfeil verfehlte das Ziel; denn die durch solche Rückerinnerung angeschwärzte „Allgemeine Rundschau" ist es ja gerade gewesen, der in den jüngsten Tagen mehr als ein politisch und religiös der Richtung der „Kölnischen Zeitung" weit näher stehender Gegner wegen ihres konsequenten Kampfes gegen den steigenden sittlichen Schmutz seine aufrichtige Sympathie bekundet hat.

In Nr. 77 vom 22. Januar kommt die „Kölnische Zeitung" nochmals auf den ihr so unbequemen Hirtenbrief zurück. Zunächst wird dem ersten Teile des Hirtenbriefes ein Kompliment gemacht, das man sich trotz des Seitenhiebes gegen den Antimodernismus gefallen lassen kann:

„Denn er (der erste Teil) zeigt, daß die Ergebnisse und die Terminologie der allermodernsten Naturwissenschaft von der katholischen Kirche, die doch sonst zurzeit der Moderne nicht gerade hold ist, als Kampfmittel keineswegs verschmäht werden. Ausdrücklich beruft sich der Hirtenbrief darauf, daß dem neuzeitlichen Monismus aus der Reihe der Naturforscher und namhaften Philosophen mächtige Gegner erwachsen seien. Es wird auf die sehr verschiedenen materialistischen und spiritualistischen Anschauungen, die unter dem Sammelnamen Monismus einhergehen, hingewiesen, es wird nicht gegen den Entwicklungsgedanken, wohl aber gegen Darwins Zufallslehre Front gemacht, es wird das Teleologische in den Naturerscheinungen hervorgehoben, und es werden die Naturgesetze als laute Zeugnisse eines unbeugsamen Willens bezeichnet. Der erste Teil des Hirtenbriefs könnte geradezu einem auf einer Naturforscherversammlung gehaltenen naturphilosophischen Vortrag entnommen sein."

„Um so befremdender", fährt die „Kölnische Zeitung" fort, „wirkt der zweite Teil, der sich wider den sittlichen Schmutz wendet". Die „Kölnische Zeitung" vermißt auch nur den leisesten Zusammenhang. Es scheint ihr demnach entgangen zu sein, daß der Hirtenbrief erst auf dem Wege über die „neue Moral", den immer ärger grassierenden Sexualismus und die unsittliche Literatur zum „sittlichen Schmutz" gelangt. Sollte es der „Kölnischen Zeitung" auch entgangen sein, daß vor kurzem, als ein Vortrag über die „neue Moral" im Sinne der völligen Ungebundenheit des Sexualverkehrs polizeilich beanstandet war, der Münchener Monistenbund sich sofort als schützender Protektor herandrängte? Daß der Schritt von der sittlichen Ungebundenheit bis zum sittlichen Schmutz — wenn auch manchem Propheten der „neuen Moral" ungewollt — ein sehr kleiner ist, dürfte selbst von der liberalen „Kölnischen Zeitung" nicht geleugnet werden. Wie sehr aber die sittliche Ungebundenheit mit all ihren Folgen gerade von den lärmendsten öffentlichen Vertretern des Monismus gefördert und fortgesetzt verherrlicht wird, lehrt ein einziger Blick in gewisse von Münchener Renommier-Monisten herausgegebene Organe. Privatim ist man schon einige Male von ihnen abgerückt, aber öffentlich vernehmbar nie. Im Gegenteil!

Im Nebel.

Die Winternebel fliegen,
Ein düstergrauer Rauch,
Und dichtverschleiert liegen
Am Wege Baum und Strauch.

Doch neue Nebelmassen
Zieh'n fort ins Land hinein
Rastlos vorbei und lassen
Kein Sonnenfächeln ein.

Und dunkle Hände zerren
Bald alles in ein Meer
Von grauem Nebel, sperren
Die Wege um mich her.

Fritz Flinterhoff.

Nachklänge zum Brettlprozeß der „Allgemeinen Rundschau".

Zugleich ein offenes Wort über den Libertinismus einer gewissen Presse.

Vom Herausgeber.

Die Ergebnisse der vom Münchner „Intimen Theater" und „Kleinen Theater" gegen die „Allgemeine Rundschau" angestrengten Privatbeleidigungsklagen fanden in der Presse und im Publikum eine ganz außergewöhnliche Beachtung. Alle größeren deutschen Zeitungen haben über den Prozeß mehr oder minder eingehend berichtet. Bisher liegen uns aus 98 Zeitungen die betreffenden Ausschnitte vor. Zahlreiche Blätter haben sich aber nicht auf die Berichterstattung beschränkt, sondern auch ihre eigene Meinung zum Ausdruck gebracht.

Wir geben nur einige Stichproben. So schreibt die liberale „Allgemeine Zeitung" (vom 16. Januar, S. 65) über das freisprechende Urteil:

„So stark war der Eindruck dieser ‚starken' Stücke bei der bloßen Verlesung der Texte, die nach dem Urteil der Zeugen bei der Darstellung natürlich entsprechend unterstrichen worden waren. Mit großem Takte hatte der Vorsitzende jede Abschweifung auf Politik und Religion verhindert; so konnte diesmal das Zeugnis selbst der politischen Gegner Dr. Kausen und der ultramontanen ‚Allgemeinen Rundschau' diesen zustatten kommen, und die ‚Kunst' der Varietés erlebte eine anfänglich den meisten ziemlich unerwartete Niederlage."

Die auf protestantischem Boden stehende Berliner „Deutsche Tageszeitung" schreibt: „Bei der Zeugenvernehmung sind so unerhörte Dinge zur Sprache gebracht, daß wir sie hier nicht wiedergeben können".

Die Wiener „Reichspost" verweist auf die „geradezu vernichtenden" Gutachten Karl Muths und Baron Mensis. Die „Salzburger Chronik" meint, die freimoralischen Blätter Münchens seien arg verschnupft, bedeute doch dieser Freispruch eine glänzende Rechtfertigung Dr. Kausens und seines Kampfes gegen die öffentliche Unsittlichkeit.

Die „Pfälzer Zeitung" in Speyer, das Organ des Abg. Dr. Jäger, urteilt, „aus diesem Prozesse gehe die staatliche Polizeigewalt wahrlich nicht mit Glanz hervor".

Das „Neue Münchener Tagblatt" schreibt neuerdings (Nr. 23 vom 23. Januar), der Prozeß habe mit einer glänzenden Rechtfertigung der „Allgemeinen Rundschau" geendet. Anknüpfend an die Ausführungen des Sachverständigen Freiherrn von Mensi, daß die besseren Theater durch die materielle Konkurrenz dieser Varietés gezwungen werden, ebenfalls Stücke dieser Art zu geben, fährt das „Neue Münchener Tagblatt" fort:

„Wenn diese Rücksichtnahme aber weiter stattfindet, ist direkt Münchens Ruf als Theaterstadt gefährdet. Schon heute ist das Urteil nicht günstig und dem Ansehen der Stadt höchst schädlich, wie aus einem Brief hervorgeht, der der „Allgemeinen Rundschau" anläßlich der Freisprechung von einem Arzt in Kiel zuging .... Wahrlich, der anständige Teil des Publikums hat allen Grund, gründliche Remedur in diesen ‚Theatern' zu fordern!"

Die „Schlesische Volkszeitung" in Breslau (16. Januar) schreibt mit bemerkenswerter Schärfe u. a.:

„Der Prozeß gab wieder so recht ein beredtes Zeugnis dafür, wie viele Anwälte die offen vor aller Welt sich produzierende Unsittlichkeit findet, allerdings unter dem gleisnerischen Namen der Kunst. Eine Reihe von Zeugen allerdings ..... sprachen den Leistungen der beiden Kabaretts wie auch den inkriminierten Theateraufführungen jede künstlerische Eigenschaft ab und charakterisierten sie als das, was sie waren: die grobe Sinnlichkeit anreizende obszöne Darbietungen. Einmütig konstatierten diese Zeugen, daß die Aufführungen, welche der Artikel kritisierte, auf das Publikum, soweit es noch für Schamgefühlregungen zugänglich sei, den denkbar schlechtesten Eindruck machen mußte. Zu bedauern sei nur, daß die Besucher des Kabaretts sich der Hauptsache nach aus der studierenden Jugend rekrutierten. Es ist wirklich sehr bezeichnend, daß solch ein als Zeuge vernommener Musensohn meinte, in der Großstadt dürfe und könne man sich solche Schaustellungen schon ansehen. Als kleine Probe, wie sehr die Sittlichkeit und mit ihr das religiöse Gefühl in diesen Kabaretts verhöhnt wird, diene der Satz: ‚Heilige Mutter Gottes, ich verspreche dir, meinen Mann nicht zu betrügen, wenigstens nicht im ersten Jahre.' Das genügt. Auch der Chefredakteur der wissenschaftlichen Zeitschrift ‚Hochland', Herr Karl Muth, bezeichnete die Darstellungen der beiden Theater als eine eindeutige Spekulation auf die niedrige Sinnlichkeit. Dieser allgemeinen Verurteilung der betreffenden Theaterstücke und ihrer szenischen Vorführung gegenüber tritt einzig und allein die Zensurbehörde, die Münchener Polizei, als die Schützerin solcher Machwerke und Vergiftungsproben auf, denn sie ist es, welche solche unsittliche Theaterstücke und ihre Aufführung nicht beanstanden zu müssen glaubte. Es sind durchaus keine Schmeicheleien, welche der Polizeibehörde München durch die Urteilsbegründung gesagt werden."

Der „Badische Beobachter" in Karlsruhe (16. Jan.) urteilt:

„Man muß sich nur wundern, daß sich solche Dinge in München trotz der polizeilichen Zensur ereignen konnten. Wird es nun besser werden, nachdem die beiden Variétés öffentlich an den Pranger gestellt worden sind? Jeder aufrichtige Freund des Volkes muß das nicht nur wünschen, sondern ganz energisch verlangen. Derartige Variétés sollen einfach geschlossen werden, wenn solche Tatsachen nachgewiesen sind! Es müßte hier einmal ein Exempel statuiert werden, das hätte seine gute Wirkung auch auf die übrigen Institute ähnlichen Genres. Es nützt heute nichts mehr, wenn man diesen ‚Kunstsalons' nur die Worte Schillers zuruft: ‚Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben! Bewahret sie; sie fällt mit euch, mit euch wird sie sich heben!' Worte tun's nicht mehr. Taten wollen wir sehen!"

Die „Kölnische Volkszeitung" (Nr. 44 v. 15. Jan.) leitete einen ausführlichen Originalbericht unter der Ueberschrift „Brettlmoral" mit folgenden Sätzen ein:

„In demselben Maße, wie die Moral und der sittliche Wert des größten Teiles der Schaustellungen und Darbietungen auf den Schaubühnen minderen Grades in letzter Zeit heruntergegangen und auf den Hund gekommen ist, befaßten sich die interkonfessionellen Männervereine mit dieser beklagenswerten Signatur unserer Zeit, was natürlich anderseits wieder zur Folge hatte, daß ein Lieblingsobjekt der Darbietungen dieser Sorte Brettl die Verhöhnung und Verspottung der ‚heuchlerischen Sittlichkeitsschnüffelei' wurde. Hand in Hand damit ging auch eine weitere Verrohung der Darbietungen in sexueller und moralischer Hinsicht, so daß es höchste Zeit war, dagegen einzuschreiten. Die Polizei versagte und auch von anderer Seite war keine Hilfe zu erwarten. Da unterzog sich Dr. Armin Kausen, der schon seit 20 Jahren in den vordersten Reihen der Kämpfer gegen die zunehmende Unsittlichkeit steht, der undankbaren Aufgabe, durch Aufnahme zweier flammender Artikel über diese furchtbare sittliche Gefährdung unserer Jugend, die zu einer nationalen Gefahr wird, das heiße Eisen anzufassen und der weiteren Oeffentlichkeit die Augen gegenüber dieser Gefahr zu öffnen."

Aber auch der besser gesinnte Teil des Publikums, die sog. Partei der anständigen Leute, hat sich bei dieser Gelegenheit aufgerafft, um aus eigenem Antriebe zu den Skandalen Stellung zu nehmen. Kaum bei irgend einem anderen Anlasse sind der „Allgemeinen Rundschau" so zahlreiche zustimmende Kundgebungen und Glückwünsche zugegangen. Manche von diesen Zuschriften enthalten sehr beachtenswerte längere Ausführungen über eigene Beobachtungen und Eindrücke.

Ein Apotheker richtete an den Herausgeber nachstehende Zeilen: „Ich bin ein entschiedener Gegner Ihrer Partei und habe dieselbe stets bekämpft. Dennoch kann ich nicht umhin, Ihnen für Ihr unentwegtes Kämpfen gegen die Unsittlichkeit den wärmsten Dank auszusprechen und Ihnen herzlichst zu dem Freispruch zu gratulieren. Fahren Sie fort in diesem guten Kampfe und lassen Sie den Grimm der Getroffenen ruhig über sich ergehen. Das Bewußtsein, für die sittliche Kraft unseres Volkes zu streiten, entschädigt Sie tausendfach, denn nur einem sittlichen Volk wird die Zukunft gehören."

Ein hoher Staatsbeamter schreibt u. a.: „Von den verdienstvollen Publikationen wider die moderne sittliche Verwilderung und Jugendverführung entgeht mir keine."

Ein sehr angesehener Finanzmann und Volkswirt, der sich offen als politischer Gegner des Zentrums bekennt, spricht dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" die aufrichtigsten und herzlichsten Glückwünsche aus und fährt fort: „Ich brauche gewiß nicht zu versichern, daß ich Sie in dem verdienstvollen und leider nur allzu nötigen Kampfe gegen die volksverderbende Scham- und Zuchtlosigkeit unserer Tage mit dem Nachdruck der innersten Ueberzeugung unterstütze." An anderer Stelle: „Inzwischen hat ja auch Adele Schreiber gesprochen und ist in den ‚Münchner Neuesten Nachrichten' ohne Bedenken zustimmend besprochen worden. Quousque tandem?"

Aehnliche Stimmen aus dem Publikum liegen uns in großer Zahl vor.

Es ist bezeichnend, daß auch mehrere Herren, die uns bisher nicht einmal dem Namen nach bekannt waren, sich freiwillig als **Zeugen für die Berufungsinstanz** zur Verfügung gestellt haben.

Aus dem Briefe eines **Arztes in Kiel** wurden im letzten Heft (Nr. 4, S. 49) die markantesten Stellen mitgeteilt. Einige weitere Sätze sollen hier noch Platz finden. „Sie wollen aus obigem also ersehen, daß nicht jeder, der dorthin geht, weiß, was er hören soll; daß ich Ihnen und Ihren Herren Mitkämpfern aufrichtig dankbar bin, daß Sie diesen guten Kampf aufgenommen haben, und daß ich Ihnen guten Fortgang und Erfolg wünsche. Eigentlich hatten wir selbst (meine Frau und ich) das Gefühl, daß es Pflicht wäre, dagegen einzuschreiten, aber die tägliche Arbeit und die weite Entfernung ließen es nicht dazu kommen. Sollten Sie zufällig irgendwelches Gewicht darauf legen, so bin ich jederzeit gerne bereit, mit meinem Namen das oben Gesagte zu vertreten."

Von einem **Landrichter in Württemberg** (Hauptmann der Landwehr) ging der „Allgemeinen Rundschau" nachstehende Mitteilung zu: „... Ich selbst bin anfangs November 1908 aus Versehen in das **Intime Theater** — das ich für ein Varieté hielt — gekommen und habe den Eindruck mit nach Hause genommen, daß es sich um eine **witzlose Schweinerei** handelte. Ich bin gerne bereit, Ihnen dies für die Berufungsinstanz zu bezeugen."

Der als Sachverständige vernommene Professor **Morin** ersucht um Abdruck nachstehender Zeilen: „Bis auf den Umstand, daß ich meine Reise nicht im Auftrag, sondern auf eigene Gefahr und Kosten mit Ministerialurlaub unternommen habe, ist alles richtig wiedergegeben und die Aussage ganz wörtlich. Beim ruhigen Ueberlesen derselben habe ich eigentlich den Eindruck, als ob ich mich besonders nach dem, was Augenzeugen der fraglichen Vorstellungen konstatierten, noch zu milde ausgedrückt hätte; dem erschreckend verderblichen Einfluß gegenüber, den solch aufdringliche, raffinierte Sinnenreizung auf die kaum ins freie Studentenleben getretene Jugend haben muß, wäre noch viel schärfere Sprache sehr berechtigt. Lassen Sie nur nicht locker in Ihrem verdienstvollen Kampf; es mehren sich die Anzeichen einer kommenden Reaktion, der sich die Vernünftigen aller Parteien in gerechter Entrüstung gegen solch nationalschädlichen Unfug anschließen werden. Wer nicht blind sein will, beginnt zu sehen, auch wenn er die Sache früher für harmlos hielt."

Angeregt durch den Bericht der liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten" über den Brettlprozeß der „Allgemeinen Rundschau" schreibt **ein Philologe** — er beruft sich ausdrücklich auf den Bericht unter dem wenig wohlwollenden Titel „Kabarett und ‚Moral'", also „Moral" in Anführungszeichen! —:

.... Dabei erinnerte ich mich eines Gastspiels, das das **Intime Theater** im Frühjahr 1908 in **Würzburg** gab, wo ich mich damals aufhielt. Durch die große **Reklame** veranlaßt, besuchte ich mit einem Freund und Gesinnungsgenossen mehrere Vorstellungen. Um von dem Eindruck, den die Vorstellungen auf uns machten, zu schweigen, konnten wir uns damals nicht erklären, **wie in einer Stadt wie Würzburg diese Darbietungen** hingenommen werden und solche Zugkraft ausüben konnten. Empören mußten die Darstellungen jedoch auch den nachsichtigst Denkenden bei den sogenannten Sonntagnachmittagsvorstellungen zu ermäßigten Preisen, wo „die Suggestion der Leidenschaft, der Sinnlichkeit und ein klein wenig Lasters" viel bei **unreifen Jungen**, die scheinbar der Sonntagsschule noch nicht entwachsen waren, wirken mußte. Da uns die in den Pausen verteilten „**Artistischen Nachrichten**" die Ansichten, die wir uns selbst gebildet hatten, etwas merkwürdig offen zum Ausdruck zu bringen schienen, nahmen wir unser Exemplar mit. Ich erlaube mir beiliegend Ihnen die betreffende Nummer zu übersenden, in der Annahme, daß Ihnen dieselbe vielleicht einige interessante Einzelheiten bietet."[1])

[1]) Diese „**Artistischen Nachrichten**" des Odeon-Theaters, 2. Jahrgang, Nr. 18, datiert Würzburg, 1. März 1908, schreiben unter dem Titel „**Gastspiel des Münchner Intimen Theaters**" u. a.:

„Von den Mitgliedern des Intimen Theaters ist vor allem Mary **Irber** der „Star" des Ensembles zu nennen. Sie könnte aber ebensogut Lulu heißen, denn ein Erdgeist ist sie nach jeder Richtung. Das kleine pikante Chanson von der „Rasse" (v. Heymann-Laszky), das ihr Schlager ist, ist auch ihre Individualität. Darin liegt, abgesehen von der Routine, das Geheimnis ihres Erfolges. Mary Irber ist etwas wie eine **personifizierte Suggestion. Eine Suggestion der Leidenschaft, der Sinnlichkeit und ein klein wenig Lasters**, eine Suggestion, die ihr schlangenartiger, elastischer Körper ausstrahlt, die ihre glühenden Augen sprühen. **Diese ewig beweglichen und sprechenden Beine** (es gibt nicht so viel Sprachen, die sie nicht beherrschten), **der ewig zitternde Oberkörper**, über dessen Formen man sich nie völlig klar werden kann, das bleiche Kindergesichtchen, aus dem zwei schwarze, gierig funkelnde Augen sprühen, die stumpfe Nase aus St. Antoin von München, die spitz auslaufenden **lüsternen Lippen** — all das ist eine **Komposition von Reiz und Zynismus, ein Gedicht von der alten Erbsünde**, ein Chanson für sich ohne Anfang und ohne Ende."

Dem Verdienste seine Krone! Die liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten" haben zwar, wie im letzten Hefte (Nr. 4, S. 54) bereits mitgeteilt ist, die ganz speziell auch für Mary Irber so vernichtende **Begründung des schöffengerichtlichen Urteils** als eine „**gewiß allgemein zu billigende**" charakterisiert, dann aber gemeint, die **Abhilfe** müsse vor allem **vom Publikum** kommen. Voll Salbung wurde wörtlich verlangt, „**daß wir nur solche Vorstellungen besuchen, in denen wirkliche Kunst und würdige Unterhaltung geboten wird**". Im gedächtnisschwachen „Publikum" finden sich aber vielleicht doch noch etliche, die sich erinnern, wie es gerade diese „Münch. Neuest. Nachr." gewesen sind, welche das Publikum immer wieder in das „Intime Theater" hineingelockt und über die Darbietungen der **Mary Irber schon förmliche Dithyramben geschrieben haben.**[2]) Die „Allgemeine Rundschau" wird vielleicht nächstens in der Lage sein, den zur Abwechslung auch einmal salbungsvollen „Münchner Neuesten Nachrichten" durch eine kleine Zitatenreihe das Gedächtnis aufzufrischen.

Es war daher auch wohl für niemanden überraschend, daß die „**Münchner Neuesten Nachrichten**", nachdem sie unmittelbar nach dem Urteilsspruch „**das Gesicht gewahrt**" hatten, acht Tage später (Nr. 34, Morgenblatt vom 22. Januar) für **Mary Irber** wieder die **Reklametrommel** rühren, indem sie u. a. hervorheben, daß Mary Irber nebst Genossen „die elegante **Frivolität** ‚Jou-Jou' mit **Charme** zur Geltung brachte". Zum Schlusse heißt es, das **Theater** sei, trotzdem eine neue „Attraktion" fehle, „durch das jüngst entfachte **außerprogrammäßige Interesse** (gemeint ist der Prozeß gegen die „Allgemeine Rundschau") **so voll, wie es seit langem nur mehr an Sonntagen war.**" Diese Wahrnehmung wird durch die in demselben Blatte täglich erscheinenden auffallenden **Inseratankündigungen** des Intimen Theaters bestätigt, in denen es fortwährend heißt: „Seit 16. Januar täglich ausverkauft." Als **Reklame** hat also die Privatklage des sich angeblich so schwer beleidigt fühlenden Direktors schon ihre Schuldigkeit getan. Ob aber **diese** „Attraktion" trotz ihrer künstlichen Verlängerung durch die eingelegte Berufung noch lange fortwirken wird, ist fraglich, denn die durch den Prozeß **verschärfte Wachsamkeit der Polizei** scheint dafür zu sorgen, daß der gründlich verdorbene Geschmack eines gewissen Publikums nicht mehr ganz auf seine Rechnung kommt.

Jedenfalls steht die Tatsache fest, daß sowohl das „Intime Theater" als auch das „Kleine Theater", der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, infolge der scharfen Kritik der „Allgemeinen Rundschau" und erst recht nach der gerichtlichen Würdigung ihre anstößige Tonart ganz erheblich gedämpft haben. Diese Tatsache sollte auch außerhalb Münchens, in allen Städten, wo die genannten Brettl oder einzelne ihrer Mitglieder sich zu **Gastspielen** einfinden, **entsprechend gewürdigt** werden.

Der Brettl-Prozeß der „Allgemeinen Rundschau" ist deshalb auch **keineswegs**, wie mancher glauben könnte, **eine rein**

[2]) Die oben zitierten „**Artistischen Nachrichten**" (Würzburg) berufen sich auf der zweiten Seite ausdrücklich auf das **Zeugnis der „Münchner Neuesten Nachrichten"**, die in der Tat den Ruhm der Mary Irber in alle Welt getragen haben, wie folgt:

„Ueber Mary Irber schreiben die „Münchner Neuesten Nachrichten" anläßlich ihres Ehrenabends folgendes: **Vom Intimen Theater.** Am Donnerstag hatte Mary **Irber** ihren Ehrenabend. Das gab eine Heerschau über die vielen Verehrer ihrer pikanten Kunst — und Verehrerinnen. Diese hat sie schon um ihres brillanten Verständnisses, sich zu kleiden, willen. Mögen manche ihre stilisiert-gesteiften Rockphantasien vorziehen, die sie selbst vielleicht lieber hat, andern wird sicher das seltsam bauschige Schleppkleid besser gefallen, das den kecken Charme ihres Gesichtes und die reizvolle Form ihres schönen Schwarzhaares wie im Bilde heraushebt. — Sie sang, tanzte und mimte. Ihre Stimme und Tongebung müßte man unter Tausenden herauskennen. Es ist die richtige Kabarettstimme, sie weiß ihr manchmal, besonders in larmoyanter Chromatik, so was seltsam Flötendes zu geben. Sie hat viel gelernt, seitdem wir sie kennen. Ihre Gesänge sind inhaltlich und musikalisch viel feiner geworden, graziöser und komplizierter. Das „Unterröckchen", das „Goldprinzeßchen", „On est jamais le premier" sind so nette Dinger. Pikant natürlich immer. Aber — und damit sind wir beim mehr Körperlichen. **Sie kann an Bewegung alles wagen, weil sie alles schön macht. Solch ein Körper steht dadurch sozusagen jenseits von Gut und Böse.** Sie tanzt „Matchiche" und windet sich auf der Chaiselonge liebestoll in „Rasse". Es ist schön und damit die gefährlichste Probe auf das eben Gesagte gegeben. Sie unterscheidet sich eben von den meisten Kabarettistinnen dadurch, daß sie zu ihrem Metier geboren ist und ihre Darbietungen vom Innersten heraus belebt. Die meisten anderen sind „furniert", aufgeleimtes Ueberbrettlgehabe; sie ist echt. Sie ist eine Erscheinung wie die Saharet an individueller Eigenkraft, mag sie sonst auch abgrundtief von ihr verschieden sein. Die Keckheit des Kopfes erinnert übrigens auch direkt daran. In ihren Schultern und in ihren Knöchelgelenken liegt viel von ihrer körperlichen Individualität. Ohne unschön zu sein, gewisse steife Linien. — Sie kann das Gefährlichste wagen: Eigenlob in dem Chanson das „Zaubermittel" — und „Es riecht doch gut". Schließlich hat sie sich mimisch sehr bewährt: als altes Mutterl in „Alte Liebe", früher einmal als sterbende Columbine. — Sie tritt auf die Bühne und stellt, als gösse sie Wärme aus, den Kontakt mit dem Publikum her, der ein Grunderfordernis des Kabaretts ist und bei deutscher Art doch so selten erreicht wird ..... Ueberflüssig ist, zu versichern, daß zu diesem Abend Blumen, Lorbeer und Geschenke sie schließlich förmlich einbauten. Und sie guckte darauf nieder wie auf ein selbstverständliches Piedestal. . . .'

lokale Münchener Angelegenheit, an welche ein Blatt von den weitgesteckten Zielen der „Allgemeinen Rundschau" etwa ihren Raum verschwendet, sondern eine Frage **von prinzipieller Bedeutung für das deutsche Kulturleben** überhaupt. Denn leider ist die Kunststadt München der beliebte Exportmarkt nicht nur für wahre, echte Kunst, sondern auch für all das Schmarotzerzeug, das sich der Kunst und Kultur an die Rockschöße hängt oder sich in ihren erborgten Mantel hüllt, mag es sich um einen neuen Bluff der Dutzendbühnen, um pseudowissenschaftliche „Privatdrucke", um Aktphotographienunfug und Verwandtes, um Sensationen der „Sexualreform" und der „neuen Moral" oder um die Woche für Woche unaufhaltsam in alle Lande fließenden Giftbäche einer alle Traditionen umstürzenden illustrierten Satire handeln. — — —

Inzwischen hat die redaktionelle Reklame für die durch das Urteil des Schöffengerichts betroffenen Brettlbühnen in der ganzen Münchener Allerweltspresse, auch in der „Münchener Zeitung", wieder kräftig eingesetzt. Es wäre verfehlt, hinter dieser Reklame einen bewußten Zusammenhang mit den lukrativen Interessen des Inseratenteiles zu suchen. Nein, diesen „Rezensenten" ist es mit ihrer Schwärmerei für eine von Sachverständigen wie Professor Morin, Karl Muth und Freiherrn Alfred von Mensi so scharf gegeißelte Volksunterhaltung blutiger Ernst. Die einzigen Zeugen und Sachverständigen, die für die klägerischen Brettl mehr oder minder günstig aussagten, stammten ja aus dem Milieu der in Frage stehenden Presse. Daß einer dieser Sachverständigen, also „Unparteiischen," im eigentlichsten Sinne des Wortes Partei war, indem das „Kleine Theater" eben im Begriffe stand, ab 16. Januar Tag für Tag ein Stück von ihm aufführen zu lassen, war am Prozeßtage leider nicht bekannt. Daß solche unmittelbare Beziehungen selbst beim besten Willen auf ein Gutachten abfärben müssen, liegt auf der Hand.

Für diesen Prozeßsachverständigen war es wohl kaum eine angenehme Ueberraschung, daß zwei Stücke, die in friedlichem Verein mit dem seinigen auf dem Wochenprogramm des „Kleinen Theaters" standen, („Garcon X" und „Wotans Abschied") von der Polizei verboten wurden. „Wotans Abschied" ist jene Ehebruchskomödie, die wegen ihrer schwer anstößigen Darstellung in dem Brettlprozeß eine besondere Rolle spielte.

Das Polizeiverbot rief selbstverständlich auch die „Münchner Neuesten Nachrichten" auf die Schanzen. In Nr. 356 (Vorabendblatt vom 23. Jan.) ließen sie sich vernehmen:

„Kleines Theater. Ein Einakter, der im jüngsten Prozeß genannt wurde, ‚Wotans Abschied', wurde, nachdem er früher unbeanstandet aufgeführt worden war, jetzt polizeilich verboten. Wann hat die Zensur sich also eines — wer weiß wie verderblichen — Irrtums schuldig gemacht? Jetzt oder früher? Auf alle Fälle werden die Freunde der Freiheit gut daran tun, so genau auf diese scheinbar untergeordneten Dinge zu achten wie ihre Gegner."

Also die „Freiheit der Kunst" soll wieder einmal bedroht sein! Diesen Trumpf wagt das Organ der liberalen Münchener Intelligenz auszuspielen, nachdem acht Tage vorher liberale Sachverständige vor Gericht sich über den sittlichen Tiefstand solcher Stücke mit so unzweideutiger Entrüstung ausgelassen! Dieselben Gutachter sprachen sich auch für jedermann verständlich darüber aus, daß die Polizeizensur sich nur auf die Texte erstreckt, daß aber ein Text, der an sich noch an der Grenze des polizeilich Zulässigen steht, durch zynische Betonungen und Unterstreichungen, durch freche Mienen und Gesten die anstößigste Wirkung erzielen kann. Ein sachverständiger Zeuge, übrigens ständiger Mitarbeiter der „Münchner Neuesten Nachrichten", hat vor Gericht sogar ein Beispiel angeführt, wie in einen völlig harmlosen Text durch den Vortrag die unanständigste Wirkung hineingelegt wird.

* * *

Uns will es nach alledem bedünken, daß einer nachhaltigen Reform dieser Brettlbühnen nach der sittlichen Seite hin eine gründliche Reform einer gewissen Presse vorausgehen müßte. Wie kann diese Presse vom Brettl-Publikum einen geläuterten Geschmack erwarten, wenn sie selbst das Publikum zur Geschmacklosigkeit und Frivolität erzieht?

Oder ist es etwa keine künstliche Erziehung zur Frivolität, wenn die „Münchner Neuesten Nachrichten" im Feuilleton ihrer Nr. 33 am 22. Januar 1909 ganz im Brettlstile der anständigen Frauenwelt (das Blatt ist doch nicht für Kokotten geschrieben) folgende Kleiderweisheit predigen:

„Eine Frau muß immer, wie die sieben weisen Jungfrauen, genug Oel auf der Lampe haben. Denn jeden Abend kann sie in die Lage kommen, den Bräutigam empfangen zu müssen. Also: versetze dein Bett (wenn du es brauchst, findet sich immer eins), aber niemals dein Pelzjakett .... Die Frauenkleidung ist in allen Stadien für den Anblick geeignet: Fulldreß, Jupons mit und ohne Korsett, Hemd mit Strümpfen oder Strümpfe ohne Hemd."

So das Münchener Allerwelts-Familienblatt! Und in einem Kunst-Artikel desselben Familienblattes über den Bildhauer Rodin (Nr. 27 vom 19. Januar) liest man u. a. nachstehende Sätze (der Leser möge verzeihen, aber der Ernst der Lage zwingt zu einem wörtlichen Abdruck, damit jedermann sehe, wohin die Reise geht):

„Liebe — das ist bei Rodin nichts Sentimentales, nichts, was aus der Seele stammt und die Hemmungen des Leiblichen nur langsam überwindet. Wollust ist sie, ganz erfüllt und geadelt von den Zwecken der Natur; Zeugung ist sie, voll paradiesischer Frömmigkeit, und im letzten Grunde durchaus phallisch geartet. Wenn irgend etwas im Leben und Schaffen dieses Mannes zum Staunen nötigt, so ist das die großartige Reinheit seiner Sexualität von allen sentimentalen Bestandteilen .... Schon die Linie ist wie erstickt in Ueppigkeit und Schwelgerei, weich und wollüstig ist sie hingespielt, zärtlich und faunisch, und hat eine wahrhaft unheimliche Gabe, in ihrem anscheinend unsicheren Gange ganze Provinzen und Länder voller Geschlechtlichkeit zu enthüllen. Adoration und Verachtung, Hymnus und Pamphlet auf das Weibliche — hier sind beide auf engstem Raume zusammengedrängt."

Also Phallusdienst ist „Frömmigkeit", ist Religion. Das paßt ganz zur „Polyandrie" Dr. Georg Hirths, des Mitverlegers der „Münchner Neuesten Nachrichten", in Nr. 15 der „Zukunft" (vgl. den Artikel „Grundstürzende Ansichten über Sexualreform" von Dr. Julius Bersen, S. 71 des vorliegenden Heftes). Das paßt auch zum gesamten sexualistischen Grundton der Hirthschen „Jugend", deren Herausgeber gerade eben wieder in Nr. 4 („Das ewig Nackte") unter abgedroschenen Sottisen gegen den unerschrockenen Abg. Roeren den Grundsatz aufstellt: „Warum eigentlich soll der erwachsene Steuerzahler sich nicht an der göttlichen, graziös bewegten Nacktheit erfreuen dürfen?" Die Antwort hätte ihm die in seinem Mitverlage erscheinende Wetterfahne geben können, in deren Spalten Richard Nordhausen das düstere Wort geprägt hat: „Es war stets ein urkundlicher Beweis des Niedergangs, die Scham war verwüstet, wenn das Weib nackt auf die Bühne trat." Ja, im Zeichen des Verfalls steht diese ganze libertinistische Presse samt ihrem Anhang. Von ihrer Seite muß daher das noch gesund empfindende Volk und auch jede Behörde mit klarem Blick eine Belehrung über die Grenzen des sittlich Zulässigen unbedingt ablehnen.

Es berührt übrigens geradezu komisch, daß Dr. Georg Hirth, der sich gleich seinem „Jugend"-Redakteur Frhr. v. Ostini offen als Mitglied des Monistenbundes bekannt hat, plötzlich wieder einmal aus der Rolle fällt und den Glauben an den biblischen Gott markiert, um den Abg. Roeren in Gegensatz stellen zu können zu „uns Männern, die wir uns an solcher Schönheit biblisch ergötzen, da wir darin das Ebenbild Gottes verehren". Solange am Titelkopf der „Jugend" nicht das freimütige Bekenntnis prangt: „Herausgegeben von zwei Mitgliedern des Monistenbundes", mögen solche billige Sentenzen als Mittel zum Zweck immerhin ihre Wirkung tun. Ob aber die Geister der „Jugend" uns polygamisch oder polyandrisch kommen, in den sog. „feinsten" Kreisen werden sie stets salonfähig bleiben, ja gesellschaftlich dominieren. Zu ihren „Wohltätigkeitsfesten" versammelt sich die „Crème" der christlichen wie der unchristlichen Welt.

* * *

Plaidoyer des Rechtsanwalts Rumpf.

Die Beschränkung des Raumes zwingt uns, die ausgezeichneten Ausführungen des Herrn Rechtsanwalts Rumpf nur im Auszug in möglichster Kürze zu bringen. Er führte ungefähr folgendes aus:

Wenn Herr Kollege Dr. Rosenthal in dem Bemühen, den Rahmen für die strafrechtliche Würdigung der inkriminierten Artikel möglichst eng zu ziehen, behaupten will, daß es sich hier nicht um eine Frage der Sittlichkeit handle, sondern nur um eine solche des Geschmackes, so wäre das für seine Position ja bequemer. Es handelt sich hierbei aber in der Tat um Fragen von

größtem ethischen Gewicht und größter nationaler Tragweite, ein Eindruck, dem offenbar auch Herr Kollege Dr. Baumann (der Rechtsbeistand des Direktors des Kleinen Theaters) sich nicht ganz entziehen konnte, als er es unternahm, diesen Rahmen etwas zu erweitern. Es ist nicht angängig, die Artikel bloß als Einzelerscheinung ins Auge zu fassen, wie einen beliebigen Zeitungsartikel; sie können nur gewürdigt werden im Rahmen der großen Bewegung, wie sie sich in deutschen Landen seit einer Reihe Jahren entwickelt hat und sich immer weiter ausbreitet, der Bewegung zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild. Es ist in politischer Hinsicht höchst erfreulich, daß auf diesem Boden die Zerklüftung der Parteien und der Konfessionen überbrückt wird. Wie wir heute eine von allen Parteien und Konfessionen ausgehende Bekämpfung der Volkskrankheiten, des Duells, des Alkoholismus haben, so haben sich auch auf diesem Gebiete Angehörige aller Konfessionen und Parteien zusammengefunden, um in gemeinsamer praktischer Arbeit an der Volksgesundung und -Gesunderhaltung miteinander in redlichem Streben zu arbeiten. Das ist vor allem vom nationalen, vaterländischen Standpunkt aus eine hoch begrüßenswerte Tatsache. So kann ich Ihnen aus den letzten Lebenstagen des berühmten Professor Paulsen eine interessante Mitteilung machen. Wenige Tage vor seinem Ableben hat Paulsen an Dr. Kausen einen Brief gerichtet, in welchem er das Zusammengehen von Männern aller Konfessionen auf diesem überaus wichtigen Gebiete aus nationalem Interesse aufs wärmste begrüßt und Dr. Kausen als seinen Mitkämpfer apostrophiert. Er bittet ihn, gegen „die sittliche Niedertracht" den Kampf fortzusetzen. — Das allein schon würde genügen, die Wichtigkeit und Bedeutung der hier in Frage stehenden Kampfbestrebungen zu kennzeichnen. Alle Parteien und alle Konfessionen schließen sich also zusammen, um dieser Erscheinung, die unser öffentliches Leben immer mehr zu vergiften droht, entgegenzutreten und sanierend einzugreifen. Um eine gerechte und umfassende Beurteilung der beiden Artikel zu erleichtern, sei deshalb einiger Stimmen aus verschiedenen Lagern gedacht. Ich entnehme dieselben absichtlich nicht dem politischen Lager, welchem Dr. Kausen angehört. So hat Richard Nordhausen, der bekannte Mitarbeiter der „Münchner Neuesten Nachrichten", in diesen Kampf ebenfalls schon kräftig eingegriffen und manches treffliche Wort gefunden — allerdings nicht in den „Münchner Neuesten Nachrichten", sondern im „Tag". Er sagt da u. a.:

„Man erzwingt geradezu eine neue lex Heinze. Wenn die Regierung sie nur ein wenig geschickter formuliert, als es vor Jahren der Fall war, dann werden viele von denen, die damals schwer gerüstet gegen sie daherzogen, schweigend beiseite stehen. Selbst der Ruf, daß die Kunst in Gefahr sei, wird niemand mehr auf die Schanze locken. Alle die Volksverderber, die aus der geschriebenen und gezeichneten Unzucht ein rentables Geschäft machen, verstecken sich hinter der Kunst. Auguren, die vor Lachen losplatzen würden, wenn man sie ernst nähme. Und am Ende — was ist wichtiger für die Erhaltung Deutschlands, die Kunst oder die nationale Sittlichkeit? Unsere Maßgebenden werden ohne Zögern eine Antwort finden." — —

Die „Allgemeine Zeitung" schrieb bereits am 26. Juni 1903:

„Wir können uns kaum mehr retten vor all dem Schmutz, der von Paris und Berlin, Wien und Budapest her in Deutschland zusammenströmt: es ist geradezu unheimlich, wie tief und rapid der Stand der öffentlichen Anständigkeit in den letzten zehn Jahren gesunken ist; durch Bücher, Bilder, Tingeltangel, Postkarten, Annoncen, Witzblätter, Gassenhauer, Operetten, Possen, reine und pseudowissenschaftliche Pornographie, durch gewisse Redouten und Herrenabende, durch Schaufenster, durch breit und behaglich nachgedruckte Gerichtsverhandlungen wird eine Art geistiger Syphilis verbreitet, die grauenhaft ist; der Schmutz türmt sich höher und höher, er stinkt zum Himmel; kein Stand, kein Lebensalter ist mehr intakt. Wenn heute Tacitus käme, sähe er nur, daß alle unsere germanischen Laster treulich geblieben sind, das Saufen, das Raufen und das Spielen; aber die Tugenden sind beim Teufel. Von einer sera juvenum Venus, inde inexhausta pubertas, ist keine Rede mehr. Corrumpere et corrumpi saeculum vocatur! Alle politischen Streitigkeiten müßten verschwinden vor dieser Seuche! Man mag Katholik oder Protestant, Christ oder Atheist, radikal oder konservativ sein: Reinheit des Familienlebens, Keuschheit der Frau, Treue des Mannes, Reinhaltung der Jugend, Gesundheit der Geschlechter stehen auf dem Spiele!"

In einem Leitartikel der „Täglichen Rundschau" vom 20. November 1907, betitelt: Die Angst vor dem Schmutz und geschrieben vom Herausgeber selbst heißt es u. a.:

„Und damit kommen wir zu der bedauerlichsten Erscheinung, der unleugbaren sittlichen Entartung, der Verwilderung unseres öffentlichen Lebens durch systematische Abstempelung auf Sinnengier und Lüsternheit. Die Massenvergiftung der unreifen Leserschaft durch Schundliteratur wird zugegeben, die Schamlosigkeit der Schaufenster jener Verkaufsläden kann nicht geleugnet werden. Sie wird weder im freien England noch etwa im sittenlosen Ofen-Pest geduldet, nur im muckerischen Polizeistaat Preußen-Deutschland, der den Rekord der Schamlosigkeit selbst gegenüber Rußland und Frankreich schlagen dürfte. Man ruft selbst in liberalen Blättern nach der Notwehr der anständigen Leute; aber warum wird sie nicht organisiert? Warum können es die vorhandenen Organisationen zu keiner großen Mitgliederzahl und zu keiner breiten Wirksamkeit bringen? Aus Angst vor dem Schmutz, mit dem jeder beworfen wird, der sich erkühnt, gegen den Schmutz in Wort und Bild anzugehen. Es klingt paradox, ist aber leider buchstäblich wahr, daß es heute in Deutschland kein Verbrechen gibt, das so grimmig verfolgt wird, als der Kampf gegen die Verunsittlichung unseres Volkes. Wer sich diesem widmet, ist vogelfrei und darf auf schonungsloseste Verhöhnung und Verspottung in den Witzblättern und vielen Tagesblättern gefaßt sein. Deshalb scheuen sich so viele, in den Kampf, den sie für notwendig halten, mit eigener Person einzutreten." . . . .

Auch anderwärts sind die Formen der sittlichen Entrüstung sehr scharf. So schreiben die ausgesprochen liberalen „Leipziger Neuesten Nachrichten", denen noch niemand Prüderie oder „Muckertum" vorgeworfen hat, in ihrer Nummer vom 18. Oktober 1908 in einem sehr bemerkenswerten Artikel gegen den „Kultus des Nackten" u. a.:

„Wenn anderseits auf den Brettern, die die Welt bedeuten, weibliche Gestalten, kaum geschützt durch das Feigenblatt der Eva, anmutig einhertänzeln, wenn man die übelsten Spekulationen auf die Sinnlichkeit als eine neue, hehre Offenbarung des feinsten ästhetischen Empfindens preist, wenn man in den Schaufenstern von Kunsthandlungen Statuen und Bilder ausstellt, die mit besonderer minutiöser Sorgfalt dem Jüngling wie dem Greis am Stabe die Körperteile vor Augen führen, die sonst die Schamhaftigkeit zu verhüllen pflegt, wenn auf den Bühnen der Theater unter der Flaschenetikette der Kunst nur widerliche Ehebruchsdramen aufgeführt werden und Auskleideszenen die Lüsternheit wecken, so kämpft auch hier die Uebertreibung siegreich gegen die Vernünftigkeit." . . .

Noch viele solcher Stimmen ließen sich anführen, aber nur einer sei noch gedacht: des flammenden Protestes eines hochangesehenen Münchener Gelehrten, Obermedizinalrat Prof. Dr. Gruber, in einem Vortrage, der in den Veröffentlichungen des Deutschen Vereins für Volkshygiene wiedergegeben ist. Prof. Dr. Gruber hat darin Worte gefunden, die an Schärfe die Ausführungen der „Allgemeinen Rundschau" weit übertreffen.

„Sperre ins Tollhaus jene Aestheten", heißt es da, „die unter dem Titel der Schönheit alles zum ziellosen Spiel machen, ihren Mitmenschen jeden Maßstab für Nutzen und Notwendigkeit der Dinge, jedes Verständnis für Kausalität — ins Moralische übersetzt: Pflicht — zu rauben drohen!

Die falschen Propheten aber, die das rücksichtslose „Sichausleben" als Ideal verkündigen, erschlage! Diese Schurken, die, um selbst zügellos leben zu können, jede Zügelung der Triebe für unmöglich und jede Mahnung dazu für Heuchelei zu erklären wagen!" . . .

Auch der deutsche Buchhändlerstand hat in seiner offiziellen Standesvertretung schon mehrmals die dringende Bitte an die Standesgenossen gerichtet, all derartigen Schmutz nicht nur nicht zu drucken und zu verlegen, sondern auch nicht in den Handel zu bringen, und zwar ebenfalls im Interesse der Gesunderhaltung unseres Volkes. Es handelt sich in der Tat um eine Angelegenheit, von der auch die physische Gesunderhaltung unseres Volkes abhängt, und um Mißstände, von denen aus der Gesundheit der kommenden Geschlechter schwere Gefahr droht.

Der Vorwurf der Anonymität, wie er von der Gegenseite bezüglich des einen der beiden Artikel gemacht wurde, ist nicht stichhaltig, denn die Artikel in der deutschen Presse erscheinen fast durchweg anonym, und auch in den Wochenschriften ist es nicht üblich, über so heikle Sachen unter seinem Namen zu schreiben. Der Vorwurf ist schon deswegen ganz ungerechtfertigt, weil hier der verantwortliche Redakteur mit seinem Namen dafür eintritt.

In erster Linie ist nun die Frage zu prüfen, ob überhaupt die Kläger aktiv legitimiert sind; ob sie durch die inkriminierten Artikel in ihrer persönlichen Ehre getroffen werden konnten oder getroffen werden wollten. Die Artikel wollen den Nachweis des sittlichen Verfalles unseres Volkes führen und bringen zu dem Zweck eine rein sachliche Kritik der Zustände auf dem Gebiete des heutigen Ueberbrettltums. Zum Zwecke dieses Nachweises werden darin exempli causa einzelne Vorführungen näher kritisch beleuchtet, mit keinem Worte aber wird auf die Personen der Leiter dieser Theater eingegangen oder irgendwie Bezug genommen. Bei der Schilderung dieser Zustände war die einzelne Person völlig gleichgültig; sie schied ganz aus. Der springende Punkt ist nun aber die weitere Frage, ob es gelungen ist, den Wahrheitsbeweis für die kritischen Bemängelungen zu erbringen. Mit sarkastischen Wendungen ist versucht worden, das Gewicht der Aussagen eines Zeugen herabzusetzen, als könnte ein Mann, der ins Theater gegangen ist, um Material

zu sammeln, kein vollwertiger Zeuge sein. Gerade das Gegenteil ist zutreffend. Ein Mann, der lediglich, weil er nichts Besseres zu tun hat, um sich zu amüsieren, in ein derartiges Theater geht, der wird nicht so scharf obacht geben als jemand, der unter dem Gesichtspunkte der Sittlichkeit und Ehrbarkeit sich die Dinge anschaut. „Wer sucht, der findet", ist gesagt worden. Wo sittlich nichts zu beanstanden ist, wo keine Schweinereien aufgeführt werden, da können auch keine gefunden werden. Auch andere Zeugen als Herr Lehrer Weigl haben bestätigt, daß dessen Schilderung der ekelhaften, schmutzigen, lüsternen und geilen Pointen durchaus zutreffend war. Dadurch wird aber gedeckt, was in den Artikeln steht, und als wahr erwiesen, was darin behauptet wurde.

Was die Sachverständigenerklärungen und Zeugenaussagen im allgemeinen anlangt, so ist eine Unterscheidung gemacht worden zwischen dem Kleinen Theater und dem Intimen Theater. Ersteres wurde im allgemeinen als harmloser bezeichnet im Vergleich mit letzterem; es wurde ausgeführt, in ihm würden die schmutzigen Pointen nicht so sehr herausgearbeitet und unterstrichen. Dr Creutzbauer hatte bei vielen Programmnummern des Intimen Theaters den Eindruck, als spekuliere man dort auf das „Wachrufen der nicht gerade anständigen Instinkte." Die Frage der künstlerischen Qualität der beiden Unternehmungen ist nahezu von allen Sachverständigen absolut verneint worden und auch die übrigen denken darüber nur sehr gering. Wenn es den Klägern darum zu tun gewesen sein sollte, im Rahmen der heutigen Verhandlung feststellen zu lassen, daß sie künstlerische Zwecke verfolgen, so sind sie damit nicht auf ihre Rechnung gekommen. Was die Sachverständigen der Reihe nach besonders über das Intime Theater gesagt haben, war viel mehr eine direkte Abschlachtung dieser „künstlerischen Bestrebungen" als eine anerkennende Begutachtung, so daß man das Gefühl nicht unterdrücken konnte, daß die beiden Unternehmen arg unter die Räder gekommen sind. Wenn bezüglich des Kleinen Theaters aus seinem Ursprung aus den „Elf Scharfrichtern" auf seinen künstlerischen Wert gefolgert werden will, so muß dem entgegengehalten werden, daß von weiten Kreisen des Volkes und von vielen geistig hochstehenden sachverständigen Männern in München in den Darbietungen der „Elf Scharfrichter" durchaus keine wertvollen oder auch nur interessanten literarischen Bestrebungen erblickt, vielmehr in sittlicher Beziehung sehr heftige Beanstandungen dagegen erhoben wurden.

Zu untersuchen wäre noch, inwieweit die Art der Darstellung von Einfluß ist auf die sittliche Wirkung derartiger Produktionen. Durch eine dezente Art der Darstellung kann ein an sich unsittliches Sujet gemildert werden; es kann aber auch ein Vorgang unsittlicher Art in raffiniert künstlerischem Gewande wiedergegeben werden. Anderseits kann bei einer zweifellos unzüchtigen Art der Darstellung ein künstlerischer Nebenzweck verfolgt werden. Selbst wenn aber künstlerisch wertvolle Bestrebungen in Betracht kämen, so würde dies keineswegs die Bedenken beseitigen, denn je künstlerischer derartige Sujets vorgeführt werden, desto gefährlicher kann ihre Einwirkung auf die gebildeten, ästhetisch empfindenden Menschen sein, der durch rohen Zynismus sich abgestoßen fühlen würde; eine raffiniert künstlerische Aufmachung weckt unter Umständen erst den sinnlichen Reiz und verstärkt den bereits vorhandenen. Der Ton macht auch hier die Musik, haben verschiedene Sachverständige erklärt. Der Text kann oft harmlos, ja direkt blöd sein; wenn aber eine Darstellerin, wie von Schriftsteller Roth in Uebereinstimmung mit Lehrer Weigl und anderen Zeugen zeugschaftlich bekundet wurde, das Lied an das Kanapee mit Strampeln und koitusartigen Bewegungen begleitet, so ist das ein klassischer Beweis dafür, daß durch die Inszenierung, durch die ganze Art der dramatischen Aufmachung, durch Gesten, Mimik und Gewandung auch bei an sich sinnlosem und blödem Sujet der unzüchtige Charakter erst geschaffen werden kann. Aus diesem Grunde ist auch der Einwurf der polizeilichen Zensurierung dieser Sachen ganz belanglos. Zur Entscheidung über die Erlaubniserteilung wird der Polizei eben nur der Text vorgelegt, dem vielfach erst durch die Art der Darstellung die „nötige Färbung" gegeben wird. In die Vorstellungen der Tingl-Tangl selbst aber werden in der Regel nur untere Beamte geschickt. In der Presse verschiedener Richtungen wird oft auf die merkwürdig laxe Ueberwachung der Produktionen der Variétés und des Ueberbrettls hingewiesen im Gegensatz zu dem erheblich strengeren Maßstabe, der an die Darbietungen der großen Bühnen angelegt wird. Mit dem Gesichtspunkt der polizeilichen Zensurierung läßt sich hier also gar nicht operieren. Er ist auch überflüssig, nachdem das Gericht sich selbst ein Urteil darüber zu bilden hat und auf Grund der verlesenen Texte sowie der Zeugenaussagen über die Art der Darstellung dazu auch in der Lage ist.

Von besonderem Gewichte waren die Deponierungen der Sachverständigen v. Mensi, Muth und Morin. Ihre Gutachten standen sowohl in literarischer wie in ethischer Beziehung auf voller Höhe. Freiherr von Mensi erklärte, der sittliche Wert dieser Produktionen stehe auf dem tiefsten Standpunkt, den man sich denken könne. Ebensowenig dürfe aber auch einem dieser Erzeugnisse irgend ein künstlerischer Wert beigemessen werden. Auf ein jugendliches und unverdorbenes Gemüt müßten sie eine durchaus schlechte Wirkung üben. Durch eine Aufführung, die gerade die sexuellen Momente noch geflissentlich unterstreiche, werde diese Wirkung noch verstärkt. Frhr. v. Mensi hat im Interesse der ernsten Bühnen bedauert, daß derartige kleine Bühnen einen solchen Zulauf haben; er hat weiter mit Bedauern konstatiert, daß das Vorhandensein der Ueberbrettlbühnen einen schlimmen Einfluß auf die großen Bühnen ausgeübt hat, weil diese durch den Konkurrenzkampf glauben gezwungen zu sein, dem durch die Brettlbühnen verbildeten und verdorbenen Geschmacke des Publikums Konzessionen zu machen.

Chefredakteur Muth, Herausgeber einer erstklassigen katholischen Zeitschrift, schickte ausdrücklich voraus, er wolle sich gar nicht einmal auf den Standpunkt des strengen Sittenrichters stellen und erklärte trotzdem, solche Vorführungen trügen, was Gesten und Mimik anbelangt, durchaus den Charakter des Unzüchtigen. Das seien keine Zweideutigkeiten mehr, sondern ausgesprochene Eindeutigkeiten. Auch bei den „Nymphen" ist die Spekulation auf die niedrigste Sinnlichkeit gegeben. Bezüglich des Auftretens der Nymphen braucht man nur die ganze Dunstatmosphäre mit in Betracht zu ziehen, um zu der Erkenntnis zu kommen, daß die gefallene Bezeichnung „Fleischmarkt" durchaus nicht unrichtig gewählt ist. Wenn Nymphen auftreten im Intimen und im Kleinen Theater, so hat das von vornherein einen Stich in das Niedrige und Sinnliche; der Ausfall auf den westfälischen Pastor läßt die ganze Tendenz klar erkennen.

Professor Morin findet derartige Vorführungen vom Standpunkt des Erziehers aus im höchsten Grade gefährlich und bedauerlich. Er hat von der verderblichsten Wirkung auf die Jugend gesprochen und hinzugefügt, daß die Wirkung um so gefährlicher sein werde, je künstlerischer und reizvoller die Darbietung sei. Er hat diese Produktionen für so verwerflich bezeichnet, daß er die sämtlichen inkriminierten Ausdrücke in der „Allgemeinen Rundschau" für absolut zutreffend halte, sie billige und Wort für Wort unterschreibe. Dr. Kausen und Besold hätten sich mit diesen Artikeln ein großes Verdienst um die Reinerhaltung unserer Jugend erworben. Der Sachverständige Wichmann hat sich dem angeschlossen.

Wer in der fraglichen Entkleidungsszene nur eine Satire zu erblicken vermag, bekundet eine merkwürdige Milde der Auffassung. Das Stück ist ganz zweifellos lediglich auf den Sinnenkitzel gestimmt. Man geht eben gerade so weit, als die polizeiliche Zensur es erlaubt, und überläßt es der Phantasie, den einmal angeschlagenen Ton weiter zu schwingen. Auch das Lied vom Abbé und der Gräfin, das im gegnerischen Plädoyer zu einer Vorlesung über die „galanten Abbés" des 18. Jahrhunderts willkommenen Anlaß bot, ist durchaus nicht harmlos. Wenn Shakespeare den Ehebruch schildert, so wird kein Mensch daraus den Eindruck gewinnen, es geschehe, um einen sinnlichen Reiz zu erwecken. Das ist etwas ganz anderes, als wenn es im Kleinen oder im Intimen Theater geschieht. Wie man solche Dinge auch noch in Schutz nehmen und als harmlos hinstellen kann, ist vom Standpunkt des Familienvaters und mit Rücksicht auf unsere Jugend unbegreiflich. Ein ganz besonders unzüchtiges Machwerk ist das „starke Stück", wo gerade die Art der Darstellung den verfänglichen Text noch ganz besonders unterstrichen hat, wie wir von den Zeugen gehört haben. Und das soll literarisch wertvoll sein? Da will man noch behaupten, es handle sich lediglich um eine Frage des Geschmacks? Es gibt ja freilich auch einen Geschmack an unzüchtigen Dingen. Hier handelt es sich in ganz eminentem Maße um eine Frage der Sittlichkeit. Wenn den Herren vom Sittlichkeitsverein der Vorwurf gemacht wurde, sie faßten die Sache an einem falschen Ende an: man müsse die Jugend eben so erziehen, daß sie in derartige Theater nicht hineingehe, so wurde damit den Direktoren der beiden Unternehmungen ein sehr schlechter Dienst erwiesen. Warum soll die Jugend in solche Theater nicht hineingehen? Offenbar doch, weil es sich mit der Sittlichkeit nicht verträgt, weil die Sittlichkeit gefährdet wird. Nichts anderes sagen aber doch die beiden inkriminierten Artikel.

Die Beweiserhebung hat also ergeben, daß die Ausführungen der beiden Artikel über die Produktionen zutreffend sind und daß die letzteren in der gekennzeichneten Weise stattgefunden haben. Das ergibt sich aus den Aeußerungen der Zeugen und Sachverständigen, das erhellt auch aus den verlesenen Texten. Somit ist auch der Tadel gerechtfertigt. Ueberdies ist eine Verurteilung schon aus dem Gesichtspunkte des § 193 St.-G.-B. völlig ausgeschlossen. Angesichts der geschilderten Tatsachen war es geradezu eine sittliche Pflicht, solche Mißstände kritisch zu besprechen und zu bekämpfen. Herr Dr. Kausen, der bereits seit mehr als zwei Dezenien in der Presse energisch diesen Dingen entgegentritt, erscheint in besonderem Maße nicht nur qualifiziert, sondern sogar verpflichtet, diesen Kampf in seinem Organ mitzukämpfen. Der Brief Dr. Paulsens, der Dr. Kausen als Kampfgenossen begrüßt, kennzeichnet die Position des letzteren auch nach dieser Richtung hin. Auch der Vorwurf, in der Form über die zulässigen Grenzen des § 193 hinausgegangen zu sein, ist ungerechtfertigt. Vor kurzem erklärte an dieser Stelle in einem anderen Prozesse Prof. Dr. Günther als Sachverständiger: Es ist die höchste und vornehmste Pflicht des deutschen Mannes, Einrichtungen und Zustände, die ihm bekämpfenswert erscheinen, auch zu bekämpfen; sogar ein scharfer Angriff sei zulässig, sofern

nur das Persönliche ausgeschaltet werde. Der Abg. Dr. Müller-Meiningen hat kürzlich in bezug auf die Zentrumspartei gesagt, sie treibe eine Politik der politischen Niedertracht. Keinem Menschen im Zentrum wird es einfallen, den Abg. Dr. Müller deswegen zu verklagen. Hier aber handelt sich's in der Tat um sittliche Niedertracht, um eklige Schweinerei und Spekulation auf niedrigen Sinnenkitzel. Das ist im wesentlichen auch die Charakterisierung der Sachverständigen, von denen gewiß keiner die Personen der Unternehmer dabei im Auge hatte. Ebensowenig ist es in den Artikeln der Fall, in denen ausdrücklich von Vorstellungen gesprochen wird, die gemein sind, „objektiv gemein". Daraus geht klipp und klar hervor, wie es gemeint ist, und daß eine Beziehung auf die Unternehmer, eine persönliche Beleidigung derselben ausgeschlossen sein sollte. Eine solche Annahme würde nur begründet werden können durch den Nachweis, daß mit den kritischen Wendungen gesagt werden wollte, die Unternehmer seien sich bewußt gewesen der sittlichen Niedertracht der Vorführungen, besonders der dadurch bewirkten Verführung der Jugend. Es ist aber nirgendwo in den Artikeln gesagt oder kann hinein interpretiert werden, daß den Unternehmern die Absicht die Jugend zu vergiften vorgeworfen werde. Geschildert und bekämpft wird darin nur die objektive Wirkung der Produktionen.

Als Ergebnis der Verhandlung darf kurz resümiert werden, daß hier nicht nur Wahres gesagt und das Wahre in zutreffender Weise gekennzeichnet wurde, sondern auch, daß hier Männer gesprochen haben, denen nicht nur das Recht, denen auch die Pflicht zukam, scharf zu sprechen, nachdem es sich darum handelte, grobe sittliche Mißstände vor der breiten Oeffentlichkeit zu brandmarken. Man wird daher den Sachverständigen nur zuzustimmen können, die erklären, Dr. Kausen habe sich durch die Aufnahme der fraglichen Artikel ein großes Verdienst erworben, und man sei ihm, wie Herr Stadtpfarrer Lembert sagte, zu großem Dank verpflichtet für seinen Kampf im Interesse der Gesunderhaltung des deutschen Volkes. Aus diesen Artikeln spricht unverkennbar die ehrliche sittliche Entrüstung, die jeder den Herren nachfühlen kann, der selbst auf dem Standpunkte steht, daß es nicht wohlgetan ist, diesen Dingen gegenüber es sich mit einer lässig abweisenden Handbewegung genügen zu lassen, sondern daß es notwendig ist, den Dingen auf den Grund zu gehen und schonungslos aufzudecken, daß es sich hier um große sittliche Gefahren handelt. Derjenige, der den Kampf gegen sie nicht scheut, schafft sich ein Verdienst um die Jugend und damit um die Zukunft des deutschen Volkes!



Kardinal Lecot †.

Von Albert Dettling, Paris.

Kardinal Lecot, der in Chambéry, von einer Reise ad limina aus Rom zurückkehrend, an einer Gehirnblutung verschied, hat mit dem vor einiger Zeit in London verstorbenen Kurienkardinal Mathieu[1]) als Persönlichkeit und in der Art des Hinscheidens Verschiedenes gemein. Beide Kirchenfürsten begannen ihre Priesterlaufbahn auf dem Gebiet des Unterrichts, um schließlich als Erzbischöfe im Süden Frankreichs (Toulouse und Bordeaux) ernannt und mit dem Kardinalshut ausgezeichnet zu werden. Beide entstammten bescheidenen Familienverhältnissen, erklommen die Stufen der geistlichen Würden auf Grund persönlicher Fähigkeiten und fielen im 78. Lebensjahre, fern vom heimischen Wirkungskreis, dem fast plötzlichen Tode zum Opfer — der eine in der nebeligen Millionenstadt an der Themse, anstatt in der sonnenbeschienenen Siebenhügelstadt an der Tiber, der andere in einem Hotelzimmer in Chambéry, anstatt im rebenumrankten Bordeaux. Mit beiden Kardinälen endlich sind zwei der markantesten Gestalten des französischen Episkopats ins Grab gesunken, markant durch die Energie und weitschauende Intelligenz, womit sie im Kulturkampf hier zu Lande die Interessen der Kirche, in vorderster Reihe stehend, verfochten, aber markant auch im Bestreben, den Vatikan und die Regierung Frankreichs auf dem Wege der Zugeständnisse wieder in taktischer Versöhnung zu nähern.

Kardinal Lecot wurde am 8. Januar 1831 in Montescourt-Lizerolles (Aisne) geboren. Nach fünfjähriger Lehrtätigkeit im Kleinen Seminar zu Noyon machte er den Siebziger Feldzug als Feldgeistlicher mit und übernahm hierauf eine bedeutende Pfarrerstelle in Compiègne. Am 2. März 1886 wurde er zum Bischof von Dijon, am 4. Juni 1890 zum Erzbischof von Bordeaux und drei Jahre später zum Kardinal ernannt. Als der große Papst Leo XIII. die Parole an die Katholiken Frankreichs ausgab, die Republik endgültig anzuerkennen, fand er im Kardinal Lecot einen der eifrigsten Mitarbeiter. Es steht außer Zweifel, daß diese politische Taktik seiner eigenen Auffassung entsprach, wie schon sein stetiger persönlicher Verkehr mit den Staatspräsidenten, Ministern und Herrn Dumay, dem bekannten Generaldirektor des Kultus, deutlich genug beweist. Eingeweihte wissen auch, daß sich der Kardinal anläßlich der Reise Loubets nach Rom eifrigst dafür verwandte, dem französischen Staatspräsidenten einen offiziellen Empfang auch im Vatikan zu sichern. Sein Bemühen war indes vergeblich. Die Weigerung Pius' X. eröffnete die Feindseligkeiten zwischen der Regierung an der Seine und der römischen Kurie in regelrechter Form. Mit der vom Vatikan erzwungenen Demission der Bischöfe von Dijon und Laval verschärften sie sich noch, um schließlich, von den modernen Jakobinern in Extreme gestoßen, zur Aufhebung des Konkordats zu führen.

[1]) Vgl. den Aufsatz „Kardinal Mathieu †" in Nr. 45 vom 7. November 1908.

Wie seinerzeit Kardinal Manning bei dem großen Dockerstreik in London, so erschien auch Msgr. Lecot beschwichtigend und vermittelnd auf dem Kampfplatz der Arbeit, als der Ausstand der Bauarbeiter in Bordeaux im Jahre 1893 eine höchst gefährliche Wendung nahm. Die Sympathie des verstorbenen Kirchenfürsten den „sozialen Katholiken" gegenüber war in Frankreich ein offenes Geheimnis. Bis zu seinem Tode hat er mit dem Abbé Naudet und anderen Führern intime Beziehungen gepflogen.

Während der Papstwahl 1903 stimmte er natürlich wie alle französischen Kardinäle für Rampolla und gab erst dann dem Patriarchen von Venedig seine Stimme, als das österreichische Veto den Staatssekretär Leos XIII. als Kandidaten ausschaltete. Der Zufall wollte, daß er in der zum Wahllokal umgewandelten Sixtinischen Kapelle den Kardinal Sarto zum Nachbarn hatte. Als er ihn beim ersten Zusammentreffen in Französisch anredete, gestand ihm Sarto in Lateinisch seine Unkenntnis der Sprache Molières ein. Msgr. Lecot soll hierauf, wie ein Ohrenzeuge versichert, folgenden Satz gewagt haben: Si non loqueris gallice, non potes esse Papa. (Wenn Sie nicht französisch sprechen, können Sie nicht Papst sein.) Deo gratias, kam bescheiden die Antwort zurück. Msgr. Lecot war diesmal kein Prophet, wie die weitere Entwicklung der Dinge gezeigt hat.

Auf der ersten nach der Trennung von Kirche und Staat erfolgten allgemeinen Bischofsversammlung trat der Kardinal (wie die Mehrheit seiner bischöflichen Kollegen) für die Gründung der Kultusvereine ein, deren Statuten vom Bischof von Besançon ausgearbeitet worden waren. Die Enzyklika Gravissimo, die sich dem Gesetz von 1905 entgegenstemmte, war dortmals bereits erschienen. Mit dem zweiten päpstlichen Rundschreiben Vehementer, das das genannte Gesetz von Grund aus verurteilte, wurde den Beschlüssen des Episkopats der kirchenrechtliche Boden vollends ganz entzogen. Es galt, sich zu unterwerfen. Msgr. Lecot machte noch einen letzten Ausgleichungsversuch zwischen Kirchenrecht und Staatsrecht. Er klammerte sich in seinem taktischen Bemühen an das Vereinsgesetz von 1901 und rief die „association dioecésaine de la Gironde" ins Leben, die jedoch bald die Zielscheibe heftiger Angriffe seitens der katholischen Rechtsgelehrten wurde, um so mehr, als der Kultusminister Briand die Vereinigung in der Kammer als „kultuell" bezeichnet hatte. Pius X. trat versöhnend auf den Plan. Er erteilte dem mühsam geborenen Werke zwar seinen Segen, untersagte aber seine Nachahmung in anderen Bistümern. In den Erfolg mischte sich so eine Dose von Enttäuschung. Sonst gut unterrichtete kirchliche Kreise glaubten zu wissen, daß der Erzbischof von Bordeaux auf seiner letzten Romreise in den Besitz neuer päpstlicher Anweisungen, die eine Konzession an seine Kirchenpolitik bedeuteten, gelangt sei. Wir möchten uns der obigen Auffassung gegenüber aus verschiedenen Gründen sehr reserviert verhalten.

Mit dem Tode des Kirchenfürsten ist die Zahl der französischen Kardinäle, deren Normalziffer sonst sieben beträgt, auf drei herabgesunken. Die Vakanz des Erzbischofssitzes hat nicht lange gedauert. Kaum war die Asche des verblichenen geistlichen Würdenträgers erkaltet, als Pius X., der seit der Trennung von der staatlichen Intervention bei der Neubesetzung der Bischofsstühle befreit ist, den Kardinal Andrieu von Marseille nach Bordeaux berief.



Karneval.

Ich weiß nicht, ob es die Sorge ist,
Die mir zur Seite die Straßen durchmißt,
Vorbei an den Masken, vorbei an den Wagen,
Die Blumen und Bänder und Menschen tragen,
Vorbei an dem lachenden jubelnden Leben
Im Herzen ein banges Erschauern und Beben —
Sie band ihre Maske vor mein Gesicht
Und Licht ward Schatten und Schatten Licht.

Lacht nur, ihr Mädchen, ihr Knaben, lacht,
Und denkt, der Sonne folgt keine Nacht.
Nährt nur das rastlose sehnende Hoffen —
Sonst tragt ihr's heimlich, heut zeigt ihr's offen.
Gewiß, das Leben ist Scherzen und Lachen,
Ein süß Betäuben und kein Erwachen.
Heut sei des Sinnens erbaulichster Schluß:
Genuß ist Leben und Leben Genuß.

Ei Kind, heut sind deine Wangen rot,
Wie Feuer, das abends im Westen loht.
Ich weiß es, sonst hast du gar bleiche Wangen,
Darüber die Schatten des Todes hangen.
Nun tanze und lache und lausche den Tönen —
Im Taumel der Freude ist süßes Versöhnen.
Der Herrscher dort oben, der lachend droht,
Prinz Karneval ist es und nicht der Tod.

Frau Sorge, was hauchtest du in mein Ohr,
Daß es die Kunst zu hören verlor?
Ich hörte doch eben noch jubelndes Schreien —
Nun tanzt der Schrecken den tollsten Reihen,
Als riefe ein Sterbender nach dem Leben,
Da schon die Strahlen des Lichts entschweben,
Die Saiten springen, die Geige klingt
Vom Schrei, der wund ihre Seele durchdringt.

Frau Sorge, laß mich entflieh'n dem Reih'n —
Ich kann im Jubel nicht traurig sein.
Ich habe mit blutendem Herzen verstanden,
Wie leicht du die Menschen hältst in Banden,
Sie müssen den Becher der Freude trinken,
Um tiefer in schmachtendes Sehnen zu sinken.
Weh, daß Frau Sorge am bittersten weint,
Wenn sie die Menschen zu fliehen scheint.

Dr. Franz Rothenfelder.

Vom Büchertisch.

Der von Herrn Professor Schlecht in Freising herausgegebene **„Kalender bayerischer und schwäbischer Kunst"** (Verlag der Gesellschaft für Christliche Kunst, G. m. b. H. München) erfreut auch in diesem Jahre wieder durch treffliche Beiträge und erlesene Abbildungen. Die beschriebenen Werke gehören der Baukunst, Bildhauerei, Graphik und Goldschmiedekunst an. Gern hätte man ein Erzeugnis der großen Tafelmalerei mitbegrüßt. Das Aeußere des Kalenders stellt sich auch diesmal wieder sehr stattlich und interessant dar. Das Titelblatt zeigt die Wiedergabe eines Clair-obscur-Holzschnittes, Geburt Christi des Albrecht Altdorfer von 1512. Derselbe Meister ist auch mit einer, freilich zweifelhaften, Handzeichnung (thronende Madonna) vertreten. Dies die Graphik. Von Bildhauerwerken finden wir eine hl. Katharina und einen hl. König der schwäbischen Schule des 14. Jahrhunderts, mehrere Werke der spätesten Gotik aus Ingolstadt, sowie die berühmten Augsburger Brunnen. Die Architektur zeigt sich von sehr verschiedenen Seiten im Regensburger Kreuzgange, im Kloster Ettal und im Schlosse Hirschberg. Von angewandter Kunst bewundern wir die köstlichen Renaissance-Schmuckstücke aus der Lauinger Fürstengruft. In die Mitarbeiterschaft teilen sich außer dem Herausgeber die Herren Prof. Dr. Endres-Regensburg, Prof. Dr. Schröder-Dillingen, Domkapitular Herb-Eichstätt, sowie Dr. Buchheit, Dr. Halm, Dr. Hoffmann und Dr. Mader, Beamte am Kgl. Bayer. Nationalmuseum zu München.

Dr. O. Doering-Dachau.

Das Erwachen der Albaner.

Von
Marie Amelie Freiin von Godin.

In diesen letzten Tagen beginnt die türkische Presse der Hauptstadt einer Bewegung Rechnung zu tragen, die, seit Jahren vorbereitet, nun immer mehr um sich greift und für das Schicksal der Türkei von entscheidender Bedeutung werden kann: ich meine die nationale Bewegung, die Einigungsbestrebungen der Albaner.

Der Sabah schreibt kürzlich: die Strömungen in Albanien seien besorgniserregend, und man werde in der Türkei gut tun, sich nicht mehr allzu fest auf die Albaner zu verlassen. Was dies Wort bedeutet, kann nur ermessen, wer die türkischen Verhältnisse genau kennt und weiß, wie viele gerade der hohen und höchsten Stellen im Militär- und Zivildienst mit Albanern besetzt sind. Nicht indes, daß diese Nachrichten in die türkische Presse dringen, kann den Eingeweihten befremden, viel eher, daß es nicht schon viel früher geschehen ist, nicht längst nachdrücklich auf die Bewegung und ihre Folgen hingewiesen wurde.

Ich verbrachte die letzten Monate in Albanien und habe dort manches selbst zu beobachten Gelegenheit gehabt, was ich sonst wohl nie erfahren hätte; denn so aufrichtig der gebildete Albaner dem Freunde Einblick in seine persönlichen und Familien-Angelegenheiten gewährt, so vorsichtig und verschlossen ist er in politischen Dingen.

Seit Jahren schon geht das Streben der Gebildeten und Einsichtsvollen in Albanien dahin, die Stammesunterschiede, welche ihre Nation bis heute trennten, nur zu oft, namentlich zwischen den südlichen Tosken und nördlichen Gegenden in blutige Kämpfe ausarteten und jede kulturelle Entwicklung des Landes vereitelten und erstickten, zu überbrücken. Gerade die Blutrache zwischen den einzelnen Stämmen, welche mitunter ganze Sippen vernichtet und die durch sie hervorgerufene aussichtslose Lage des Landes in kultureller Beziehung waren häufig die Ursache, daß die begabtesten und besten Söhne Albaniens ihre Fähigkeiten, ihre Kraft in den Dienst anderer Länder, insbesondere der Türkei, stellten und das eigene engere Vaterland, welches ihrer so nötig bedurft hätte, verließen. Man war nun seit Jahren, wie gesagt, eifrigst an der Arbeit, vor allem eine einheitliche Schriftsprache zu schaffen, und wenn man auch noch keineswegs von einer endgültigen Erreichung dieses Zieles sprechen kann, so sind nunmehr diese Bemühungen doch so weit gediehen, daß wohl in kurzem ein Alphabet allgemein zur Anerkennung gelangen wird, welches neben den lateinischen Buchstaben 11 (zum Teil dem Griechischen entnommene) Zeichen für speziell albanische Lautbildungen aufweist.

Jedoch ist das Schaffen einer einheitlichen Schriftsprache nicht etwa das einzige Ziel der albanisch-nationalen Bewegung, sie ist vielmehr nur ein Ausdruck des im ganzen Lande erwachenden Zusammengehörigkeits- und Nationalbewußtseins.

Nach den umwälzenden Ereignissen dieses Sommers in der Türkei erklärten die Albaner in richtiger Erkenntnis der Wichtigkeit des Augenblicks die Blutrache zwischen den einzelnen Stämmen für aufgehoben, und die Führer leisteten in den letzten Monaten ihr Möglichstes, um auch in der halbwilden Gebirgsbevölkerung, die bisher nur ihre Stammeszugehörigkeit anerkannte, die Begeisterung für den nationalen Gedanken zu wecken.

Außerordentlich wichtig für den Fortschritt dieser Bewegung war der Umstand, daß durch die Umwälzung viele vornehme und hochgebildete Albaner ihre Stellen im türkischen Staatsdienste aufgeben mußten oder aufgaben und in die Heimat zurückkehrten, wo sie nun — an Arbeit, Tätigkeit und Einfluß gewöhnt — ein neues Wirkungsfeld suchten und fanden, und ihre Energie und Kenntnisse in den Dienst des Landes stellen konnten.

Dies gilt unter anderem namentlich von einigen Mitgliedern der fünf großen und vornehmen mohammedanischen Adelssippen Albaniens, die von ihren türkischen Aemtern auf ihre heimatlichen Güter zurückkehrten, und welche bei dem Riesenumfang ihrer Besitzungen und ihrem großen Reichtum natürlich mehr Einfluß gewinnen können als viele andere, ich meine die Delvino in Delvnio, die Vlora in Valona oder Avlona (Ferid. Pascha, der Ex-Wesir, der indes nicht nach Albanien zurückkehrte, ist ein Vlora, ebenso Kemal Ismail Bey, der neuerdings im Parlament sich an die Spitze der Albaner stellte), die Libohovo in Janina, die Toptan in Tirana und die Buschate in Skutari.

Im Süden, in Delvino, setzte diesen Herbst die albanisch-nationale Bewegung mit besonderem Eifer ein, hier mehr als

Abwehr gegen die Umtriebe der in der ganzen Provinz verbreiteten Griechen, die, intrigant und verschlagen, die mohammedanische albanische Bevölkerung zu einer Unklugheit reizen wollten, sicher in der Hoffnung, daß dadurch ein Einschreiten des benachbarten Griechenland hervorgerufen und gerechtfertigt werde. Nach griechischen Begriffen ist nämlich Südalbanien zu Unrecht dem griechischen Staatskörper nicht angeschlossen worden. Nur dem mäßigenden und beruhigenden Einflusse der Delvino, welche die streitenden Parteien immer wieder zu Verhandlungen in ihrem Hause beriefen, ist es zuzuschreiben, wenn bis heute alles ruhig verlief.

Seit etwa 6 Wochen nun sind Hussein Avny Bey Delvino und sein Vetter Ekrem Bey Vlora mit etwa 10 Mann Gefolge unter der albanischen Flagge auf einer Reise durch Inneralbanien, die der Propaganda für den nationalen Gedanken gilt.

Ich bin mit beiden seit Jahren befreundet und habe diesen Herbst in ihren Familien in Delvino und Valona (albanisch Avlona oder Vlora) mit beiden reizende und sehr interessante Wochen verbracht. Sie sind sicher geeignet, gemeinsam ihre Bestrebungen entscheidend zu fördern. Ekrem Bey Vlora (der übrigens im Therefianum in Wien erzogen wurde) ist sehr lebhaft, aber kalt und von jener Schärfe des Verstandes und trotz seiner Jugend jener Umsicht und Ausdauer, welche zur Leitung solcher Unternehmungen befähigt; H. Avny Bey Delvino aber klug und im entscheidenden Augenblicke rasch, namentlich aber aufopferungsfähig und von einer fortreißenden Wärme des Temperaments, welche ihm stets die blinde Anhänglichkeit seiner Untergebenen gesichert hat. Beide aber haben die zum Einfluß über Orientalen so unbedingt nötige Würde und Gelassenheit des Benehmens.

In Coritza, in Inneralbanien, kam es am 25. Dezember zu einem Zwischenfall. Der Prokurator — ein asiatischer Türke — beschimpfte einen christlichen Albaner und fügte dem eine Beschimpfung der ganzen Nation bei. Die Nachricht davon durchlief die Stadt wie ein Lauffeuer. Man versammelte sich sofort im albanischen Klub (der, wie in neuester Zeit in jeder Stadt Albaniens, auch in Coritza existiert), und die Jugend beschloß gegen die in der Minderzahl befindlichen Aelteren, den Prokurator zu prügeln und dann zu verjagen. Vom Plan schritt man sofort zu seiner Ausführung. Als dann die Polizei die Jugend verhaften wollte, verteidigte sie sich mit der blanken Waffe. Hüben wie drüben fielen Schüsse, aber ohne Unheil anzurichten. Den Vermittlungen eines angesehenen Beamten gelang es indes, die Sache gütlich beizulegen. Daß dies nach einer nach unseren Begriffen unerhörten Tat geschehen konnte, darf nicht befremden, wenn man bedenkt, in welch verschwindender Minderzahl die Türken im Lande den Albanern gegenüber sind, ja daß ganze Ländergebiete Albaniens im Gebirge allein dem Namen nach türkisch sind, während kaum je oder niemals ein Türke oder türkischer Beamter den Fuß hingesetzt hat.

Wohin diese albanisch-nationale Bewegung führen wird, läßt sich heute noch nicht überschauen[1]). Das nächste Ziel der Führer ist nur die Vereinigung aller Albaner zu einer Nation mit Vaterlandsgefühl und einheitlichem kulturellen Streben.

Heute ist die nationale Bewegung sicher nicht gegen die türkische Oberhoheit gerichtet, aber sie kann es vielleicht werden, wenn von türkischer Seite Unklugheiten geschehen wie die des Prokurators von Coritza, und vielleicht auch, wenn der Boykott gegen Oesterreich noch weiter anhält, da er Albanien, das fast nur die Schiffahrtsverbindungen des Oesterreichischen Lloyd hat, in jeder Beziehung schwer schädigt. So aufs äußerste getrieben, könnten die Albaner, deren Führer heute sicherlich die Absicht haben, an der türkischen Oberhoheit festzuhalten, dazu treiben, dem jungtürkischen Komitee unangenehme Stunden zu bereiten.

[1]) Die „Köln. Ztg." meldet soeben aus Uesküb: In Albanien herrscht Mißstimmung wegen der Art und Weise der österreichisch-türkischen Entente. Die Albanerführer haben an das Parlament telegraphiert, es möge Einspruch gegen den Verkauf von Bosnien erheben. Wenn die Regierung in Geldverlegenheit sei, so wären die Albanesen bereit, eine weit größere Summe als die von Oesterreich angebotene zur Verfügung zu stellen.

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau"

richten wir wiederholt die Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Eine königlich bayerische Hofbuchhandlung als „ständiges Lager" pornographischer Werke.

Die „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 35, Vorabendblatt vom 23. Januar) veröffentlichten nachstehende Erklärung:

„Die hiesige Wochenschrift „Allgemeine Rundschau" hat in letzter Zeit mehrere Artikel gegen meine Firma publiziert, die auch vom „Bayer. Kurier" übernommen wurden. Ich habe sowohl gegen die „Allgemeine Rundschau" wie gegen den „Bayer. Kurier" wegen der in den Artikeln enthaltenen vollkommen unwahren Behauptungen Verleumdungsklage eingeleitet. München, 22. Januar 1909. Karl Schüler in Firma A. Ackermanns Nachf."

Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" beantwortete diese Erklärung noch am gleichen Abend durch nachstehende Zuschrift an die „Münchner Neuesten Nachrichten":

„Es ist nicht richtig, daß in Artikeln der „Allgemeinen Rundschau" vollkommen unwahre Behauptungen gegen die genannte Firma enthalten waren. Ich bin jederzeit in der Lage, für die in der „Allgemeinen Rundschau" behaupteten Tatsachen den Wahrheitsbeweis zu führen."

Durch die eigentümliche Form, in welcher diese Berichtigung in Nr. 39 der „Münchner Neuesten Nachrichten" zu verspätetem Abdruck gelangte, wird der Anschein einer einseitigen Parteinahme erweckt. Denn die Erklärung des Herrn Schüler war mit solchen Randglossen und Gänsefüßchen nicht verziert.

Das Belastungsmaterial ist in der Tat ein solches, daß der „Verleumdungsklage" der genannten Hofbuchhandlung mit voller Seelenruhe entgegengesehen werden kann. Herr Karl Schüler sollte seine „Verleumdungsklage" gleich auch auf die Königliche Polizeidirektion ausdehnen, welche ihren an die Staatsanwaltschaft gerichteten Strafantrag jedenfalls auf ein ausgedehntes, eigener Wissenschaft entstammendes Material gestützt haben wird. Es ist hier nicht der Ort, auf alle Einzelheiten einer Affäre einzugehen, die vor Gericht nur unter Ausschluß der Oeffentlichkeit verhandelt werden könnte. Aber eine Frage sei uns vorab gestattet: Ist Herr Karl Schüler wirklich der Meinung, daß er ein Werk, wie beispielsweise „Japanische Erotik", dessen objektiv unzüchtiger Charakter außer allem Zweifel steht, in einem Weihnachtskatalog der breiten Oeffentlichkeit zum Kauf anbieten darf? Diese Sammlung hochgradig obszöner Tableaux — das Stärkste, was auf diesem Gebiete geboten werden kann — wurde allerdings in einem bestimmten Falle mit der Einschränkung „freigegeben", daß es sich um Ueberlassung an ernste Forscher zu streng wissenschaftlichen Zwecken handle. Der Schülersche Weihnachtskatalog enthält übrigens auch solche Werke, die wegen ihres unzüchtigen Charakters gerichtlich eingezogen wurden.

Es handelt sich aber keineswegs nur um den Weihnachtskatalog und die in demselben als besondere Spezialität der Firma an erster Stelle mit größtem Fettdruck angepriesenen pornographischen sog. „Privatdrucke". Das von der Firma Karl Schüler seit vielen Jahren unterhaltene „Ständige Lager bibliophiler Seltenheiten" umfaßte nachweislich auch solche Werke, die in keinem der Weihnachtskataloge enthalten waren. Es besteht sogar die Vermutung, daß die Kgl. Hofbuchhandlung Ackermanns Nachfolger (Karl Schüler) in München gewissermaßen als Filiale den Vertrieb der im sattsam bekannten Verlage von W. Stern in Wien erschienenen Pornographien für Deutschland vermittelte. Diese Vermutung stützt sich nicht etwa bloß auf die Schülersche Reklameanzeige seines „Ständigen Lagers" auf einem pornographischen Sternschen Umschlage. Oeffentliche Mitteilungen über die uns zur Verfügung stehenden Beweismittel sind in dem jetzigen Stadium der Sache nicht veranlaßt. Man kann heute noch gar nicht wissen, welchen Umfang die Sache annehmen wird. Daß Herr Karl Schüler zu dem Verzweiflungsmittel greift, die „Allgemeine Rundschau" der „Verleumdung", also der bewußten Unwahrheit zu zeihen und in diesem Sinne mit einer „Verleumdungsklage" zu drohen, nehmen wir nicht tragisch. Die Erhebungen der Polizei, die sich mit diesem Spezialitätenvertrieb befaßt hat, ehe die „Allgem. Rundschau" von dem Treiben der Schülerschen Hofbuchhandlung die geringste Ahnung hatte, dürften mittlerweile Resultate zutage gefördert haben, die den Verdacht einer „Verleumdung" — zumal gegen die „Allgemeine Rundschau" — zu einer monströsen Lächerlichkeit stempeln. Der „Allgem. Rundschau" ist die erste Kunde von diesem merkwürdigen Betriebe



einer königlich bayerischen Hofbuchhandlung (wie schon vor Jahresfrist an dieser Stelle angedeutet wurde) aus dem fernen — Aegypten zugegangen. Was weiter geschah, wird erst vor Gericht aufzuklären sein. Nur das eine sei hier festgestellt: Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" hat das Belastungsmaterial nicht gesucht; die Umstände haben es ihm förmlich aufgedrängt, und er hätte seine Pflicht verletzt, wenn er daran vorübergegangen wäre. Um ängstliche Freunde, die sich wegen der großspurig angekündigten „Verleumdungsklage" Sorge machen könnten, zu beruhigen, seien aus dem vorliegenden Belastungsmaterial zwei Pröbchen herausgegriffen:

Eine Einladung zur Subskription auf „Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Kavalier" („allen Wollüstigen zum Beispiel"), gedruckt „von einem Ungenannten", trägt auf der Rückseite den in gleicher Schrift gedruckten Bestellzettel „An die Buchhandlung A. Ackermanns Nachfolger (Karl Schüler), München, Maximilianstraße 2." Eine Verlagsfirma ist überhaupt nicht genannt. Kostenpunkt: gebunden Ganzleder ℳ 25.— Die in einer größeren Auflage gedruckte Einladung beweist den lebhaften Vertrieb der Firma Karl Schüler. Das Buch selbst ist eine ausgesuchte Schweinerei.

Ein anderer in größerer Auflage verbreiteter Prospekt, dessen Bestellzettel den aufgeprägten Firmenstempel von „A. Ackermanns Nachfolger, Karl Schüler, kgl. bayer. und großherzogl. luxemb. Hof-Buch- und Kunsthandlung" trägt, betrifft das Mappenwerk „Die Grenouillère", von Choisy le Conin, dem Urheber der berüchtigten „Bonbonnière". Gleichfalls eine ausgesuchte Schweinerei. Zwar versichert der deutsche Herausgeber, ein bekannter Pornograph, der sich in Siena (Italien) in Sicherheit befindet: „Das Werk gelangt nicht in den Handel", aber die Hofbuchhandlung Karl Schüler versandte die Einladungen zum Kauf mit gestempeltem Bestellzettel an ihre „Liebhaber"-Kundschaft. Kostenpunkt der Mappe ℳ 35.—, Luxusausgabe ℳ 100.—

Wir fragen: Sind das vielleicht auch „Verleumdungen"? Die beiden Prospekte flogen erst am verflossenen Samstag auf unseren Redaktionstisch, unmittelbar nachdem Herr Schüler in öffentlichen Blättern seine „Verleumdungsklage" angekündigt hatte. — Es mag leider vereinzelt auch noch andere Buchhandlungen geben, die mit solchen „Privatdrucken" lukrativen Handel treiben. Aber sie scheinen nicht ganz so ungeniert und unvorsichtig vorzugehen wie die Firma Karl Schüler, die geglaubt zu haben scheint, der § 184 sei extra für sie suspendiert. Eines bleibt jedenfalls bestehen: Ein deutscher Buchhändler, der auf Standesehre hält, gibt sich zum systematischen Vertriebe derartiger Pornoliteratur überhaupt nicht her. Wir kennen eine stattliche Reihe hochangesehener Buchhändler, welche diesen Satz jederzeit vor Gericht eidlich vertreten würden. Einen nicht geringen Teil der Schuld trägt leider eine über alle Massen laxe Rechtsprechung, die, durch künstlich aufgebaute Trugschlüsse sogenannter „Sachverständiger" verleitet, Werke in den freien Verkehr ließ, deren unzüchtiger Charakter für das unbeeinflußte gesunde Empfinden außer allem Zweifel steht. So ist es dann gekommen, daß heute auf dem Index der gerichtlich beschlagnahmten Bücher — infolge einer strengeren Auffassung der betreffenden Gerichte — Werke stehen, die im Vergleich zu gewissen auffallenderweise „freigegebenen" fast als harmlos erscheinen könnten. Buchhändler von weniger zartem ethischen Instinkt können nachgerade nicht ganz mit Unrecht eine derart schwankende Jurisdiktion als Milderungsgrund für sich in Anspruch nehmen, ohne daß erst von den Geschworenen die Rede zu sein braucht, die unter der Zwangssuggestion der das Feld beherrschenden „Gutachter" aus dem Kreise der freien und freiesten Künstler und Literaten zu einem „subjektiven" Schuldspruch nicht kommen können. Solange die Staatsanwaltschaft einer geschlossenen Phalanx von „Sachverständigen", die, „jenseits von gut und böse" stehend, rücksichtslos sich selbst ihre Gesetze geben, nicht eine gleich imponierende Schar von mitten im Volksleben wirkenden Gutachtern entgegenstellt, und solange die Staatsanwaltschaft sich in ihrem Vorgehen von einer gewissen Aengstlichkeit nicht frei macht, die durch das Damoklesschwert einer nachhinkenden „höheren" Zensur oft noch vermehrt wird, kann dieser wunde Punkt aus unserem Rechtsleben nicht verschwinden.

Das vorliegende Heft enthält den **Gasthaus-Anzeiger.** Wir bitten **unsere** Freunde, Lokale, in denen die „Allgemeine Rundschau" regelmässig aufliegt, besonders zu berücksichtigen.

Die Gabe der Nacht.

Vermummt, in sich verschlossen,
Schlich her die dunkle Nacht,
Und klopfte an mein Fenster,
So sacht . . . so sacht . . .

Sie klopfte immer lauter,
Bis ich ihr aufgemacht:
Dann warf mir ein Dornenbündel
Herein die Nacht . . .

Gottfried Kölwel.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. Hauptmanns Komödie „College Crampton", die der reichsten Schaffensperiode des Dichters entstammt, haben wir in München bis jetzt nur auf Privatbühnen durch hervorragende Gäste, wie Mitterwurzer, Engels und Bassermann, gesehen. Mit vollem Rechte hat das Kgl. Residenztheater nun das Werk auf seinen Brettern heimisch gemacht; denn es verdient, nicht in die Vergessenheit zu versinken. Von der Entstehung der Komödie trennen uns nicht ganz zwei Jahrzehnte. Die Schwächen der Kunstprinzipien jener Tage werden heute mehr hervorgehoben wie die Vorzüge. Letztere gilt es wohl darum von neuem zu betonen. Die Charakterschilderung des alkoholisch heruntergekommenen Malers ist mit zahlreichen Einzelheiten ausgestattet, jeder Strich wirkt mit einer schier unheimlichen Lebendigkeit. Dieser Crampton, der in ein unwürdiges Milieu hinabsinkt, erscheint darum doch nie als eine gewöhnliche, unedle Natur. Künstlerische Begabung und innere Haltlosigkeit finden wir im Leben öfters verschwistert, vielleicht nur deshalb, weil die Freiheit des Künstlers eine höhere Summe von Willenskraft bedarf, als desjenigen, der an das Stundenglas der täglichen Pflicht gebunden ist. Hauptmann hat diese scharfe Charakterzeichnung in die mit nur flüchtigen Strichen gegebene Komposition eines Lustspiels gesetzt, um so intensiver fällt alles Licht auf die Hauptgestalt. Die Nebenfiguren fesseln uns nur im Hinblick auf Crampton; es sind gute Menschen, die den Versinkenden seinem Schicksal zu entreißen suchen. In der Titelrolle bot Steinrück eine außerordentliche Leistung, die markanteste, die wir von ihm bis heute gesehen. Sie war bis in die kleinsten Einzelzüge und Stimmungsschwankungen aufs feinste ausgearbeitet; und dennoch zusammengefaßt von einer zwingenden Vitalität. Von den übrigen sind Frau Giesecke, Schwanneke und Stettner hervorhebenswert. Zu loben ist Basils Regie; als Darsteller erschien er mir einige Nuancen zu grell in seiner humorvollen Gutmütigkeit. Die Aufnahme der Komödie war sehr lebhaft und herzlich.

Schauspielhaus. „Der Teufel", ein Spiel von Franz Molnár, hat sich in diesem Bühnenwinter in überraschender Schnelligkeit über große und kleine Bühnen verbreitet. Auch hier ist der Beifall ein kräftiger gewesen. Seinen literarischen Wert schätze ich niedrig ein, allein der Trick, den Teufel in persona als treibende Macht in ein Ehebruchsdrama einzuführen, schien einem dekadenten Publikum als angenehmer Nervenreiz; was der zum eleganten Weltmann stilisierte Satan spricht, ist mehr zynisch als neu, aber diese glitzernd gefeilten Aphorismen verblüffen bisweilen. Will man den Gedankengang dieses Stückes auf eine Formel reduzieren, so kann man sagen: erst wenn wir von der Gefahr sprechen, nimmt sie greifbare Gestalt an. Der ungarische Dichter weiß mit lüsternem Raffinement Monna Vannas Mantel für seine Zwecke zu leihen, wie er überhaupt sein Publikum und dessen Instinkte sehr genau kennt. Seine Menschen aber sind lediglich Theaterpuppen, die der Dichter am Draht zieht. Aehnlich wie Bernard Shaw wird Molnár der Bühne schaden, vielleicht ästhetisch noch im höheren Grade, wie durch destruktive Geistreichelei. Die Hauptrollen spielen sich leicht. Das Ganze bedeutet einen weiteren Schritt abwärts auf dem Wege des ethischen und ästhetischen Bühnenverfalls und der Geschmacksverwilderung.

Aus den Konzertsälen. Alda Wright fand im Volkssymphoniekonzert als feinsinnige Interpretin des Beethovenschen Klavierkonzerts in C-moll eine begeisterte Aufnahme. Die junge Künstlerin mußte mehrfachen Hervorrufen Folge leisten, ihre perlende Technik und ihre geistige Beherrschung der schwierigen Aufgabe rechtfertigen diese Ehrung im vollen Maße. Paul Prills Orchesterleitung bewährte sich noch in einer feinnüancierten Wiedergabe von Haydns dritter Londoner Symphonie und Tschaikowskys Suite aus dem „Nußknacker". Man mag ja darüber streiten, ob letztere Ballettmusik in dem Rahmen eines seriösen Konzertes nicht fehl am Ort ist, doch wurde die kapriziöse Tonwelt graziös und schwungvoll geboten. — Der historische Zyklus des Tonkünstlervereins brachte die „Nachklänge aus Ossian" von Gade, dem dänischen Nachfolger Mendelssohns, Brucks zweites

Violinkonzert (mit Snoeck als rühmlichem Solisten) und Raffs „Waldsymphonie“, Werke, welche die Eigenart der genannten Tondichter charakteristisch vertreten und in vielem doch noch ihre Frische bewahrt haben. Sie liegen Lassalles Direktionskunst recht gut und so war die Darbietung eine sehr lobenswerte. Das Tonkünstlerorchester konzertierte auch unter der Leitung von H. Rötzel, der als Kapellmeister sehr günstige Eindrücke hinterließ, während sich seiner eigenen Symphonie, beim ersten Hören wenigstens, nur formale Schönheiten nachrühmen lassen. Sonaten von Bach und Beethoven boten uns die Brüder Gg. und Emeran Stoeber (Klavier und Violincell), deren vornehme und sorgfältig ausgefeilte Kunst immer genußreich ist. Die „Böhmen“ hatten jüngst ihren Quartettabend ganz in den Dienst Beethovens gestellt, an dem sie wieder restlos Vollendetes boten.

„Mysterienspiele Bethlehem“, dramatische Szenen von Jos. Bauer, wurden im Theatersaale des Hotels Union mit schönstem Gelingen und bestem Erfolge aufgeführt. Der Erlös der sehr gut besuchten Vorstellung kommt dem Frauenverein zur Unterstützung armer verehelichter Wöchnerinnen zugute. Vom Kgl. Hause waren die Prinzessinnen Arnulf und Adelgunde erschienen. Die Inszenierung und das Spiel (von Damen und Herren der Gesellschaft) waren durchweg ausgezeichnet. Ganz hervorragend war die Maria von Frl. Clemence Mauel. Der noch sehr jungen Dame, einer schlanken, hübschen Erscheinung, gelang es ganz vorzüglich, das Reine, Erhabene und Ueberirdische der Rolle in entzückendem Liebreiz zum Ausdruck zu bringen. Tadellos war auch der Engel Gabriel des Frl. Claasen und der Simeon des Herrn Weimar. Des weiteren seien noch hervorgehoben: Frl. Uebelacker als Miriam, Gräfin Fedrigotti als Saphira, dann Sulamit: Frl. Salberg, Juda: Herr Mager, Hiran: Frl. Freudhofer, Lukusta: Frl. Uler und in kleineren Rollen die Damen Palmberger, D. Mauel, Kirchgeßner, Wildenauer, sowie die Herren Kellner, Blattner und Rid — nicht zu vergessen die allerliebsten kleinen und kleinsten Engelchen. Der Verfasser des Spieles wurde am Schlusse der Vorstellung vor die Rampe gerufen.

Verschiedenes aus aller Welt. Das neue Oratorium „Die sieben letzten Worte Christi am Kreuz“ von Dr. Pater Hartmann von An der Lan-Hochbrunn, welches in Bamberg und Neuyork tiefe Eindrücke auslöste, wird Mitte März in der Münchener Tonhalle unter Leitung des Komponisten aufgeführt. Zur Bildung eines gemischten Chores für diese Aufführung werden sangeskundige Damen und Herren gebeten, der Hofmusikalienhandlung von A. Schmid Nachf. ihre Adressen bekannt zu geben. — Im Kgl. Schauspielhause zu Berlin fand ein harmloses Lustspiel „Mrs. Dot“ von W. S. Mangham freundliche Aufnahme. Wir werden das Stück in Kürze auch in München sehen können. — Maeterlincks „Monna Vanna“ ist in Paris von dem jungen Komponisten Février vertont als Oper in Szene gegangen. Seine Musik begnügt sich, die Deklamation rezitatorisch zu erhöhen und orchestral zu untermalen. In den wenigen Punkten, da das Orchester die Handlung symphonisch erläutert, zeigt sich farbenreiche Tonmalerei und sichere Technik. — Eine burleske Oper „Robert und Bertram“ von Otto Fiebach, der Raeders bejahrte Posse zugrunde liegt, hatte in Königsberg Erfolg. — Haydns nur noch historisch interessante kleine Oper: „Der Apotheker“ fand jüngst in Berlin eine gute Wiedergabe. „Der letzte Streich der Königin von Navara“ von einem Neuling Joh. Raff interessierte in Berlin. Nach dem Urteil der Kritik ist der Autor ohne dramatische Kraft, aber von eigenartigem Reiz in den lyrischen Stellen.

München. L. G. Oberlaender.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Aus der Erdbeben-Saison. Ein Ballgespräch.

Baronesse Mizzi (strahlend, mit erhitztem Kopf): „Mama, wir amüsieren uns köstlich. Graf Edmund ist aber auch zu nett. Denke dir, Mama, er will uns Einladungskarten für den morgigen thé dansant bei Kommerzienrat Veitel besorgen. Die Firma soll mit Zitronen- und Orangen-Export aus Messina viel Geld verdient haben. Es ist schrecklich!“ Mama (erstaunt): „Wieso? Was ist daran schrecklich? Die Leute haben's ja und sollen's nur ausgeben.“ Baronesse Mizzi: „Aber, Mama, du verstehst mich immer miß. Veitels finde ich gar nicht schrecklich, ich dachte plötzlich an ein Bild in der „Woche“, wo eine zerquetschte Apfelsine neben einer gekrümmten Hand liegt. Es sah ganz komisch aus.“ Graf Edmund tritt hinzu: „Gnädigste Baronin, was sagen Sie nun? Erinnern Sie sich noch, wie Sie vor Weihnachten seufzten: ‚Die Saison läßt sich sehr öde und langweilig an; überall will man sparen und sparen und klagt über die schlechten Zeiten.‘ Und nun jetzt dieser Betrieb! Unsereiner kommt ja kaum mehr ins Bett. Bis zum frühen Morgen wird getanzt und“ — mit einem vielsagenden zwinkernden Blick auf Baronesse Mizzi — „geflirtet, und vormittags um 11 muß man wieder zur Komiteesitzung für das Wohltätigkeitsfest.“ Baronin: „Na, trösten Sie sich, lieber Graf, diesmal gibt's sicher was in's Knopfloch.“ Graf Edmund (verächtlich): „Mumpitz, das braucht Unsereiner nicht, das ist nur für die Bedienten- und Krämerseelen, die sich jetzt die Sohlen ablaufen und in Messina machen.“ Baronesse Mizzi (belustigt): „Regen Sie sich nicht auf, lieber Graf, wir Frauen bekommen zwar nichts fürs Knopfloch, aber wir gehen auch nicht ganz leer aus. Ma chère maman erhielt von Papa gestern eine prachtvolle Brillantbrosche überreicht.“ Baronin (abwehrend): „Das ist doch nicht der Rede wert. Was denkst du denn, Mizzi? Wenn die Feste sich jagen, muß man doch auch mit dem Schmucke wechseln.“ Mizzi: „Sehen Sie nur, lieber Graf, ganz entzückend, ein Stern mit lauter Smaragden umsäumt.“ Graf Edmund: „Ich habe neulich auf der Brust von Exzellenz von Honigstein etwas ähnliches als Orden von X. gesehen. Ich besinne mich vergeblich, es war ein so exotischer Name. — — Aber, da kommt ja Herr Bankier von Silberstein.“ Herr von Silberstein (nach kurzer Begrüßung): „Die Damen verzeihen, ich möchte dem Herrn Grafen nur eine kurze geschäftliche Mitteilung machen. — Sie brauchen sich gar nicht abzuwenden, gnädigste Frau Baronin! Wir haben keine Geheimnisse. Ich wollte den Herrn Grafen nur mitteilen, daß der Ueberschuß vom Wohltätigkeitsfeste 800 Mk. beträgt.“ Alle erstaunt wie aus einem Munde: „Nicht mehr?“ Graf Edmund: „Nach dem Brimborium in den Zeitungen hätte man freilich auf eine Null mehr rechnen können. Aber das Arrangement hat große Summen verschlungen.“ Baron von Silberstein (selbstgefällig). „In Wirklichkeit sind nur 756 Mk. 22 Pf. übrig geblieben. (Leise.) Ich habe den Betrag aufgerundet“. Der Graf lächelt. Baron und Baronesse tun, als hätten sie's nicht gehört. Silberstein: „Die Damen sehen recht angegriffen aus. Es ist auch ein sehr strapaziöser Winter. Meine Frau klagt über Migräne und Schlaflosigkeit. Wenn der Karneval vorüber ist, reisen wir zur Erholung nach dem Süden. Meine liebe Frau möchte gar zu gern das unglückliche Messina wiedersehen. Vielleicht schließen die gnädigsten Herrschaften sich an? Uebrigens, damit ich's nicht vergesse: Eine Ueberraschung! Es ist mir gelungen, für unseren morgigen literarischen Tee“ — Baronesse Mizzi (enttäuscht): „Es wird aber doch getanzt?“ — Silberstein: „Natürlich! Also, was ich sagen wollte: Für unser literarisches Entree hat mir soeben der Dichter Swinegel — neueste Attraktion, hochmodern — den Vortrag seiner Ballade „Die Sünde, die Sünde — Ist Pfaffentrug“ zugesagt“. Baronin (ernst): „Das klingt aber nicht gerade fair.“ Baronesse Mizzi: „Aber, Mama, sei doch nicht so altbacken.“ Graf Edmund lächelt sein zynischstes Lächeln. Silberstein (weise): „Die gnädigste Baronesse haben recht. In unserer Zeit der allgemeinen Aufklärung darf man nicht gar so sensibel sein.“

Der „Simplicissimus“ wird hoffähig.

Ludwig Thoma beginnt sich seines anarchistischen Doppelgängers „Peter Schlemihl“ zu schämen. Er hat plötzlich in irgend einer vergessenen Seitentasche sein royalistisches Herz entdeckt. Soeben melden die Münchener Blätter: „Gestern abend fand eine literarische Wohltätigkeits-Akademie in den „Vier Jahreszeiten“ statt. Ein Teil der Hofgesellschaft war erschienen. Ludwig Thoma tanzte (sollte das nicht ein Druckfehler sein?) vor Ihrer Majestät der Königin beider Sizilien. Th. Th. Heine hatte die patriotischen Vignetten zum Programmtext entworfen.“ Wie man hört, macht der „Simplicissimus“ große Anstrengungen, zum Hofblatt zu avancieren. Das ist die Rache für die Freveltat der Republik Hamburg, die den „Simplicissimus“ in die Schmutzliteratur einreihte und seine Kolportage verbot.

Rigoletto.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Es hat den begründeten Anschein, als ob jede Woche den Börsen irgendwelche neue und interessante Sensation bringen müsse. Diese Berichtswoche kann sogar mehrere solcher Fälle registrieren. Alles überragend bleibt wohl der Kampf um die Macht und Herrschaft des Goldes zwischen den einzelnen Notenbanken. Gewaltige Beträge des Goldmetalles sind der Bank von Frankreich zugeflossen. Die Höhe der Summen, sowie die Art und Weise dieser Manipulationen der französischen Geldmachthaber erregten nicht nur die Beunruhigung der Finanzkreise, sondern wurden insbesondere in politischen Kreisen seriös erörtert. Manche Kreise glauben, die Zurückziehung aller irgendwie verfügbaren französischen Guthaben vom Ausland hänge mit der internationalen Politik zusammen und bedeute zum mindesten irgendwelche Demonstration von politischer Färbung. Die Hauptursachen dieses wirklich abnormen Zurückströmens der französischen Gelder sind auf wirtschaftlichem Gebiete zu suchen. Die französische Sparkraft hat seit Jahren enorme Verluste aus Spekulationen und Anlagewerten erlitten und anderseits sind Frankreich seit langen Jahren grosse Kosten für Marokko und andere militärische Rüstungen erwachsen. Deutschland, insbesondere unsere Reichsbank, ist durch die vorsichtigen und weitschauenden Vorsichtsmassregeln der Restriktionen gut gerüstet, so dass uns aus dem ner-



vösen Vorgehen der französischen und auch englischen Geldpolitik vorerst Schwierigkeiten nicht erwachsen. Man verkennt bei uns keineswegs die Konsequenzen einer derartigen Beunruhigung am Geldmarkt, und betrachtet sogar eine neuerliche Diskonterhöhung in London als möglich. Anderseits wirken die ruhige Gestaltung der Privatdiskontsätze an den deutschen Börsen und die andauernde Liquidität der Reichsbank beruhigend. Die vorübergehende Schwächung des Metallbestandes der Reichsbank Ende des Jahres 1908 wurde schon längst durch einen erhöhten Goldvorrat eingeholt. Die steuerfreie Notenreserve der Bank bildet ein weiteres Beruhigungsmoment für die deutsche Geldmarktlage.

Dieser Hinweis bleibt der anregendste Faktor der sonst sehr nervösen und überlasteten Börsen. Für unsere Staats-, Kommunal- und Pfandbriefwerte ist eine anhaltende Kauflust bemerkbar. Neue Anleihen von Städten und einzelnen Bundesstaaten, wie neuerdings Württemberg, werden schlankweg placiert. Die zu erwartenden Reichsanleihen und preussischen Konsols finden, falls nicht wiederum die Emissionen zeitlich weit hinausgeschoben werden, im Moment den besten Boden eines aufnahmefähigen Kapitalistenpublikums vorbereitet. Vorbedingung bleibt auch hier, wie bei all den Kalkulationen der Wirtschaftsentwicklung, eine ruhige Gestaltung der politischen Situation. Nachdem Oesterreich und die Türkei in punkto Entschädigung zu geldklingender Einigkeit gelangt sind, wird der so sehr schädigende Warenboykott bald sein Ende erreichen. Ganz besondere Aufmerksamkeit verdienen die antijapanische Bewegung in Kalifornien und die militärischen Massnahmen der amerikanischen Union gegen Japan. Die Börsen und alle anderen Wirtschaftsgebiete sind an einer friedlichen Entwicklung in Amerika in höchstem Masse interessiert. Die Zukunftschancen der finanziellen Situation Amerikas und die Besserung derselben werden jetzt ohnehin wieder skeptischer beurteilt als früher. Die Bewegungen an der Neuyorker Börse verdienen auch schon in Hinsicht auf die Deroute am Kupfermarkt besondere Beachtung. — Die Entwicklung und der Verkehr an den deutschen Börsen blieben vorwiegend regulär. Unter Einwirkung der divergierendsten Meldungen aus dem Montangebiet gestaltete sich der Kohlen- und Eisenaktienmarkt unregelmässig, doch bleibt auch hierfür die Tendenz zumeist fest. Am Kohlenmarkt überwiegen die ungünstigen Meldungen. Betriebseinschränkungen sowie Preisabschläge sind zu erwarten. Die Einnahme-Statistik der deutschen Eisenbahnen verstimmte infolge des grossen Minus aus dem Güterverkehr. Als spezielle Sensation an der Berliner Börse ist die Interessennahme an den sogen. Kolonialwerten zu berichten. Eine Begeisterung, die einer besseren Sache wert gewesen wäre, erfasste alle Börsenkreise, und fabelhafte Kurse erzielten einzelne dieser Favoritpapiere. Auf den inneren Wert und die wahre Bonität solcher Papiere ist in der „Allgemeinen Rundschau" bereits wiederholt warnend hingewiesen worden. Alles Hoffen auf phantasievolle Resultate von dergleichen Kolonialunternehmen ist vorerst nur Zukunftsmusik. Den Nutzen der Kurssteigerungen haben nur die Banken als Gründer derselben. Die Bankaktien konnten aus diesem Grunde ihre Aufwärtsbewegung auch kräftig fortsetzen. **M. Weber.**

Unter dem Namen Brauerei zum Franziskanerkeller A.-G. wurde die bisherige Münchener Brauerei zum Leistbräu (Franziskanerbrauerei) mit einem Kapital von 4 Millionen Mark in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Die Aktien der Gesellschaft, welche als Familiengründung anzusehen ist, verbleiben im Besitze der Gründer; Vorsitzender des Aufsichtsrats ist der bisherige Besitzer Geh. Kommerzienrat Gabriel Sedlmayr. W.

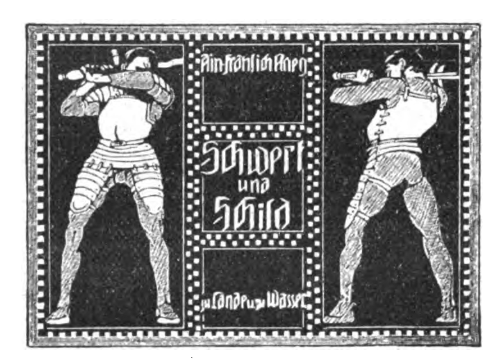


Schwert und Schild.

Schwert und Schild ist der Name eines sehr beachtenswerten neuen Kriegsspieles, das gänzlich verschieden von allen anderen sogenannten Kriegsspielen, wie von allen anderen Spielen überhaupt, sich durch seine Eigenart und Einfachheit auszeichnet. Es ist **viel leichter** zu erlernen als **Schach**, zum mindesten **nicht schwieriger** als Salta, Halma und ähnliche Brettspiele, dabei aber **nie schablonenhaft** wie diese und **vielseitiger als alle vorhandenen Spiele.**

Schwert und Schild ist **absolut modern,** wenn auch nicht in **dem** Sinne wie die „ebenso unterhaltenden wie lehrreichen“ **Zeppelin-Spiele** und ähnliche aktuell-spekulative Aufwärmungen der nicht gerade geistreichen **Renn- und Reisespiele.**

Schwert und Schild ist modern, indem es nicht mit groben Typen und Schablonen arbeitet, sondern mit der denkbar größten Verfeinerung und Detaillierung. Gegründet auf die zwei „ewigen“ Möglichkeiten der Kriegführung — **Einschließung** des Gegners und Ueberwindung desselben im **Kampfe** — verzichtet es darauf, die Spieler auf Schachbrettregeln festzulegen, überhäuft aber anderseits nicht die Anfänger mit einer verwirrenden Menge von Regeln, wie dies bei anderen Spielen, z. B. bei Alpina der Fall ist.



Mit den einfachsten, selbstverständlichsten Regeln beginnend, führt es die Spieler Schritt für Schritt, ebenfalls mit Regeln, die sich von Stufe zu Stufe mit Notwendigkeit, sozusagen von selbst ergeben, durch eine Reihe von Spielarten zu einer endlichen Entwicklung, die als nahezu **volle Angleichung an die Wirklichkeit** des Kriegs bezeichnet werden kann. Dabei bildet fast jede Spielart für sich ein abgeschlossenes Spiel mit unbegrenzter Fülle der Möglichkeiten. Zwischen die aufsteigenden Spielarten sind „Ruhepunkte“ eingeworfen, die besonders dem **kindlichen** Empfinden zusagen. Und auch **Erwachsene,** die das Spiel bis zum Ende durchgeprobt und gelernt haben, werden gerne ab und zu wieder zu den einfachsten Varianten zurückkehren.

Schwert und Schild als Krieg **zu Land** kann in **vierzehn** verschiedenen Spielarten gespielt werden, von denen die sechs ersten in der z. Zt. durch die Firma A. Huber, München, Neuthurmstraße, auf den Markt gebrachten **Ausgabe** I enthalten sind. **Ausgabe** I — obwohl nur sozusagen die **„Elementarschule“** des schließlich auf den Krieg zu Land **und zur See** sich ausdehnenden Spieles — bietet **für sich allein** schon **mehr Anregung** für Jung und Alt als **sämtliche bisherige Spiele. Schach scheidet dabei aus;** denn es ist weniger Spiel als Kunst; es nimmt unter allen Spielen eine **Sonderstellung** ein, die ihm Schwert und Schild nicht streitig machen kann noch will.

Schwert und Schild ist ein wirkliches **Spiel** für Jung und Alt, ein Spiel, das **zum Denken** anregt wie kein zweites, ohne je seinen Charakter als **Spiel** zu verlieren.

Es ist — immer von Schach abgesehen! — ungleich feiner und logischer als alle anderen Spiele und bei aller Einfachheit unerschöpflich reich an Anregungen. Unzweifelhaft die interessanteste Spielneuheit, die jemals auf den Markt kam, erscheint Schwert und Schild bei seinem ausgesprochen modernen Charakter dazu berufen, das Spiel der Zukunft zu werden. Wie Schwert und Schild in seinen ersten Varianten Kindern riesigen Spaß bereitet, bietet es in seinen schwierigeren Spielarten Erwachsenen eine Quelle edler Zerstreuung; es ist für Kinder wie Erwachsene zugleich ein Universalspiel, das sich im Fluge die Welt erobern wird.

Das neue „fröhliche Kriegsspiel“, das eine ebenso originelle wie willkommene Gabe für Jung und Alt bildet, ist zum Preise von 3.— und 4.— Mark in allen einschlägigen Geschäften oder direkt durch die Firma **A. Huber, München, Neuthurmstraße,** zu beziehen.



Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann:
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges.. sämtliche in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

6. Jahrgang
Nr. 6

6. Februar
1909



Inhaltangabe:

Quartalspreis
Mk. 2,40
Einzelnummer
20 Pfg

Alle bisher erschienenen Nummern werden nachgeliefert.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 6. München, 6. Februar 1909. VI. Jahrgang.

Nachlese zum Brettlprozeß.

Vom Herausgeber.

Zum jüngsten „Brettlprozeß“ der „Allgemeinen Rundschau“ liegt auch aus der letzten Woche wieder ein umfangreiches Material vor: Zeitungsberichte, kurze Glückwünsche und längere Zuschriften aus aller Welt, die sich zustimmend und anerkennend über das entschiedene Vorgehen der „Allgemeinen Rundschau“ aussprechen. Auch die in Aussicht gestellte Privatklage der Hofbuchhandlung Karl Schüler, A. Ackermanns Nachfolger, hat zahlreiche Gesinnungsgenossen mobil gemacht, so daß uns unaufgefordert aus Deutschland und Oesterreich mancherlei Material zufließt, das den unglaublichen Umfang der Propaganda für eine Unmasse von unter der Flagge des „Bibliophilentums“ segelnden eindeutigen Pornodrucken beweist. Man könnte tatsächlich zu dem Glauben kommen, die betreffenden Strafgesetzparagraphen seien — dies gilt für Oesterreich-Ungarn nicht minder als für Deutschland — nur noch für eine mindere Gattung von Buchhändlern, Kolporteuren und sonstigen Verschleißern und für Bücher und Bilder, die auf schlechteres Papier gedruckt sind, in Kraft, während das „vornehmere“, wertvollere und kostbarere Material den grunzenden Inhalt gewissermaßen „adle“ und die besser gekleideten Hersteller, Verbreiter und Händler außerhalb des Gesetzes stelle. Ueber dieses Kapitel, das für die gebildeten Kreise der Nation eine entsetzliche Gefahr darstellt, wird demnächst vielleicht einmal im Zusammenhange zu reden sein. Unseres Erachtens wäre es auch Sache der Volksvertretungen, hier einmal ein erlösendes Wort zu sprechen und den Behörden, namentlich auch den Gerichten, das Gewissen zu schärfen, wenn man an der Unzulänglichkeit der bestehenden strafgesetzlichen Bestimmungen nicht ganz verzweifeln soll.

Zum Brettlprozeß der „Allgemeinen Rundschau“ seien heute nur noch einige besonders bemerkenswerte Preßstimmen mitgeteilt. In Nr. 26 (Zweites Morgenblatt) der „Frankfurter Zeitung“ vom 26. Januar findet sich ein Feuilletonartikel „Münchner Luft“ aus der Feder Eugen Kalkschmidts. Dort ist u. a. zu lesen:

„Ueber den Freispruch des Schöffengerichts für die Redaktion der „Allgemeinen Rundschau“ ist hier berichtet worden. Wie der Herausgeber des Blattes meint: auch in der „Frankfurter Zeitung“ tendenziös gefärbt, da die kompromittierenden Zeugenaussagen zart umschrieben oder völlig verschwiegen seien. Ich meinerseits entnahm aus dem bemängelten Berichte gerade Anlaß genug, um das Intime Theater aufzusuchen. Das Programm, stark abgeschwächt, wie es war, bot immerhin noch **erotisches** Material genug, um zu dem Urteil zu gelangen: **diese fade Ueberbrettelei hat in der Tat mit Kunst das allerwenigste zu tun.** Ich begreife durchaus, wenn man angesichts der gefesselten studentischen Jugend im Parterre zu der Forderung kommt: **fort damit.**“

Was Eugen Kalkschmidt weiter noch über die Frage schreibt, wie mit dem Symptom auch das Uebel selbst — das intensiv gesteigerte „erotische Amüsierbedürfnis“ nennt es der Verfasser — aus der Welt geschafft werden könnte, gehört zunächst nicht in den Rahmen dieser kurzen Nachlese, zumal Eugen Kalkschmidt auf das von ihm als bestes empfohlene Mittel der „Abhärtung“ nicht näher eingeht. Vom Standpunkte unserer positiv christlichen Weltanschauung können wir nur immer wieder betonen: das einzige dauernd wirksame Mittel ist die religiös-sittliche Wiedergeburt der Menschheit, und zwar nicht bloß in den rein äußerlichen Formen, die oft nur den heuchlerischen pharisäischen Mantel für innere Fäulnis abgeben, sondern in der innerlichen Vertiefung einer überzeugten, konsequent und unerbittlich durchgeführten sittlichen Selbstzucht und Selbstbeherrschung.

Das „Neue Münchener Tagblatt“ (Nr. 30 vom 30. Januar) schreibt unter dem Titel „Organisation wider die öffentliche Unsittlichkeit“ u. a.:

„Von schlichten Geschäftsleuten wie von Beamten der verschiedensten Kategorien, von Anhängern der verschiedensten politischen wie religiösen Richtungen kann man neuerdings begeisterte Zustimmung zu dem Kampf wider die öffentliche Unsittlichkeit hören. Die „Allgemeine Rundschau“, die sich mit besonderer Aufopferung diesem Kampf widmet, und die schon um dessentwillen in keinem anständigen Haus neben der Tageszeitung fehlen sollte, kann in jeder Nummer von neuen Angriffen der Gegner berichten, aber auch von neuen Freunden, die sich aus allen Parteilagern melden. So wächst von Tag zu Tag die Zahl derer, die die Faust ballen gegen die undeutsche Volksvergiftung, die allerorts betrieben wird.“

Die von Dr. P. Expeditus Schmidt herausgegebene Halbmonatsschrift für schöne Literatur „Ueber den Wassern“ urteilt in Heft 2 vom 25. Januar (S. 72):

„Ein Preßprozeß, der Kunst und Literatur nahe genug angeht, um auch hier vermerkt zu werden . . . . spielte sich in München ab. Dr. Armin Kausen hatte in seiner „Allgemeinen Rundschau“ sehr scharfe Artikel gegen das Kleine Theater und das Intime Theater in München veröffentlicht, worauf ihn beide Direktoren wegen Beleidigung verklagt hatten. Das Ergebnis war ein glänzender Freispruch, nachdem die Vernehmung der Zeugen und Sachverständigen, zumeist Leute, die außer allem Verdachte des „Ultramontanismus“ stehen, durchaus zu ungunsten der genannten „Kunst“-Institute ausgefallen war. Wir schließen uns der Meinung an, die Frhr. v. Mensi, Münchens bester Theaterreferent, jetzt Leiter der „Allgem. Zeitung“, bei dieser Verhandlung ausgesprochen, daß solche Vorführungen geradezu als Schädlinge für die echte und ernste Kunst anzusehen sind, und freuen uns, daß es einmal gerichtsnotorisch ausgesprochen wurde. Weil so viele Leute, wenn sie vom Theater hören, zunächst an die Auswüchse denken, darum eben legen sie die Beschäftigung mit ernster Bühnenkunst so leicht als bedenklich Tun aus, darum ist die gerichtlich vollzogene reinliche Scheidung zwischen Kunst und — grunzender Muse so wertvoll.“

Es verdient auch noch bemerkt zu werden, was einem bayerischen Provinzblatt, dem „Straubinger Tagblatt“ (Nr. 20 vom 21. Januar) aus München geschrieben wird:

„Seitdem der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ wegen Beleidigung des Direktors des Intimen Theaters freigesprochen wurde, ist das Theater fast allabendlich ausverkauft und findet man dort ein Publikum, das durchaus nicht aus jungen Leuten oder Lebemännern zusammengesetzt ist, sondern aus Angehörigen aller Kreise. Es zeigt sich auch da wieder, daß durch Prozesse von den Unternehmern in jedem Falle nur die nötige Reklame gemacht wird.“

Das „Publikum“ hat also die ihm zugedachte väterliche Mahnung der „Münchner Neuesten Nachrichten“, Erholungsstätten, an denen ihm eine geistig tiefstehende, würdelose Kost geboten wird, nicht mehr aufzusuchen, cum grano salis aufgefaßt. Die „Münchner Neuesten Nachrichten“ als Erzieherin des Publikums in bezug auf den Brettlgeschmack, in Wahrheit als Zutreiber, Reklame-Ausrufer und systematische Geschmacksverderber, werden in einer der nächsten Nummern etwas genauer unter die Lupe genommen werden müssen.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Das fünfzigste Geburtsfest des Kaisers.

Das deutsche Volk hat den 27. Januar auch in diesem Jahre in demselben patriotischen Geiste und denselben festlichen Formen begangen wie in den früheren Jahren. Selbstverständlich! Doch muß es besonders hervorgehoben werden, da hier und da im Auslande, vielleicht auch im Inlande, die Ansicht bestand, die Novemberkrisis habe den monarchischen Sinn und die Verehrung für das Reichsoberhaupt zerrüttet. Nein, wir Reichsbürger machen 'es da wie die Mitglieder einer wohlgeordneten Familie: wenn Meinungsverschiedenheiten vorkommen, so spricht man sich in ehrerbietigem Freimut aus, aber dann beeifert man sich, über die unangenehmen Zwischenfälle hinwegzukommen, das Einigende zu pflegen und nun erst recht die Liebe und die Treue zu bekunden. Hoch erhaben über den Tagesereignissen steht die Ueberzeugung und der Pflichteifer der Anhänger des monarchischen Prinzips, vor allem der christlich gesinnten Volkskreise, die nicht bloß der Vernunft, sondern auch dem Gewissen um Gottes willen folgen. Und unbeirrt von der Kritik gewisser Einzelergebnisse der bisherigen Regierungsmethode bleibt die Hochachtung vor der glänzenden Persönlichkeit des Kaisers und Königs und die Dankbarkeit für seine rastlose Tätigkeit und deren zahlreiche Früchte, namentlich für die Erhaltung des Friedens in den zwei Jahrzehnten seiner Regierung.

Besonders erbaulich war es, daß die Bundesfürsten nebst den Oberhäuptern der freien Städte sich zur Beglückwünschung des Kaisers in Berlin versammelt hatten — zu einem ähnlichen „Familientag", wie er voriges Jahr bei der Feier des Diamant-Jubiläums des Kaisers Franz Josef in Wien stattgefunden. Mit dem durch den Prinzen Ludwig vertretenen greisen Prinzregenten von Bayern, dem das hohe Alter die winterliche Reise unmöglich machte, wurden sehr herzliche Telegramme ausgetauscht. Der Kaiser selbst ist aus der Zurückhaltung, die er neuerdings beobachtet, nicht herausgetreten. Die Hoffnungen auf eine Amnestie, die namentlich von freisinniger Seite gehegt und ausgesprochen waren, haben sich auch bei diesem fünfzigsten Geburtsfeste nicht erfüllt. Die verliehenen Auszeichnungen sind in den gewohnten Kreisen und den gewohnten Formen geblieben. Auch ist eine öffentliche Kundgebung des Monarchen, wie sie von eifrigen Parteigängern der Blockpolitik gern gesehen worden wäre, bisher nicht erfolgt. Wir überlassen die Zeichendeutungen den anderen und begnügen uns mit dem Wunsche, daß die innigere Fühlung zwischen Kaiser und Volk und das bessere gegenseitige Verständnis die Frucht des politischen und psychologischen Klärungsprozesses sein möge.

Die Wahlrechtsfrage im preußischen Abgeordnetenhause.

Bei der Abstimmung über die Wahlrechtsanträge ist nichts beschlossen worden. Kein Antrag vermochte eine Mehrheit zu finden, wie das bei der Zerfahrenheit, die wir im vorigen Hefte schon geschildert, nicht anders zu erwarten war. Am wenigsten zu bedauern ist die Ablehnung des nationalliberalen Antrags auf ein Pluralwahlrecht; denn das würde nur die Sonderinteressen dieser überhaupt schon zu anspruchsvollen Partei gefördert haben. Doch darf man sich nicht verhehlen, daß bei einer Wahlrechtsvorlage der gegenwärtigen Regierung die Nationalliberalen die meiste Aussicht auf Erfüllung ihrer Parteiwünsche haben würden. Freilich hat sich die Regierung auf so umfassende und gründliche statistische Vorarbeiten eingerichtet, daß der betreffende Aktenstoß ganz gut noch manchen Personen- und sogar Systemwechsel überdauern kann. Beinahe wären zur Annahme gelangt die beiden Antragsnummern, die das direkte und das geheime Wahlrecht forderten; es fehlten nur 3 Stimmen an der Mehrheit. Wenn die Regierung wollte, so könnte sie daraufhin mit einer stufenweisen Reform vorgehen und zunächst die anstößige Oeffentlichkeit der Stimmabgabe, sowie das störende Zwischenglied der Wahlmänner beseitigen. Aber sie wird erst wohl bei ihrer dilatorischen Politik bleiben. Sie kann das um so eher, als der Freisinn es gar nicht so ernst meint mit der Forderung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts, und als die stürmische Agitation der Sozialdemokraten viele bisherigen Anhänger des Reformgedankens stutzig macht. Es ist ja nicht das erstemal, daß die Sozialdemokratie durch ihre rücksichtslose Agitation den Fortschritt schädigt. Jede Straßendemonstration zugunsten des allgemeinen und gleichen Wahlrechts ist eine eindrucksvolle Predigt gegen eine solche Reform.

Sozialdemokratische Indiskretionen.

Als der Staatssekretär v. Schön in der Budgetkommission des Reichstags vertrauliche Mitteilungen über die auswärtige Politik gemacht hatte, erschien am nächsten Tage ein Bericht darüber in der liberalen „N. Freien Presse" zu Wien. Es stellte sich heraus, daß der sozialdemokratische Abg. Noske die vertrauliche Rede nachgeschrieben und einem Preßbureau seiner Partei überliefert hatte; von letzterem hatte der Korrespondent des Wiener Blattes die Neuigkeit bezogen. Die Kommission beschloß nun, sich mit den fadenscheinigen Ausreden der Schuldigen zu begnügen, um jeden Skandal zu vermeiden. Aber siehe da, dieser vertrauliche Beschluß der Kommission stand am folgenden Tage im sozialdemokratischen Hauptorgan, dem Berliner „Vorwärts", berichtet von dem sozialdemokratischen Abg. Lehmann. Darauf mußte die sozialdemokratische Reichstagsfraktion ihr Bedauern über die Indiskretionen aussprechen. — An sich sind diese Zwischenfälle nicht tragisch zu nehmen, da die Enthüllungen des Staatssekretärs nicht gerade friedensgefährliche Geheimnisse umfaßt zu haben scheinen. Aber sie sind ein Schaden für den Parlamentarismus; denn nun kann die Regierung, wenn ihr die Geheimniskrämerei beliebt, sich darauf berufen, daß die Staatsgeheimnisse nicht einmal in der Kommission des Reichstages gesichert seien. Die Einwirkung der Volksvertretung auf den Gang der auswärtigen Politik und auf die Frage der Wehrmacht wird durch den Unfug der Sozialdemokraten noch weiter herabgedrückt. Es zeigt sich auch hier wieder, daß der Parteiegoismus der Roten dieselben Interessen, für welche die Partei mit tönenden Worten eintritt, tatsächlich schädigt. Ferner zeigt sich, daß in der Volksvertretung die vollständige Gleichheit und Brüderlichkeit unter allen Parteien mit Einschluß der Sozialdemokratie beim besten Willen sich kaum durchführen läßt. Die betreffenden Wähler hätten es den unbesonneneren Abgeordneten zur Last zu legen, wenn die anderen Parteien sich zu einer gewissen Ausschaltung der Genossen von intimeren Besprechungen genötigt sehen sollten. Es wäre sehr zu bedauern, wenn infolge solcher häßlichen Streiche die Erledigung der Geschäfte hinter den Kulissen noch weiter zunehmen sollte. — Schließlich darf man nicht übersehen, daß das liberale Wiener Blatt eine schwere Mitschuld an dem Aergernis trägt. Die anständige Publizistik muß sich gegen die skrupellose Neuigkeitsjagd erklären. Leider wird das indiskrete Wiener Blatt vielfach auch zu offiziösen Zwecken gebraucht.

Die innerpolitische Lage.

Als der neugewählte Reichstag zusammentrat, jubelte man oben und rechts und links über die sichere Regierungsmehrheit und den stetigen Kurs, den das Reichsschiff jetzt einhalten könne und werde. Seitdem ist wenig Positives geschaffen, aber unendlich viel gestritten, gemarktet und gezankt worden. Wir haben im Grunde nichts als eine fortschleichende Krisis gehabt, die gelegentlich zu einem fieberhaften Ausbruch kam, wie z. B. bei dem Rütlispiel vom 5. Dezember 1907. Und zurzeit ist die Krisis wieder recht akut. Sie dreht sich um den Nachlaßsteuerentwurf, und an Stelle der sachlichen Gründe für oder gegen eine solche Steuer werden Drohungen und Befürchtungen wegen des Krachs im Block, des Rücktritts des Fürsten Bülow, der Auferstehung der Zentrumsmacht, des Triumphs einer höfischen Kamarilla usw. ins Feld geführt. In tiefsinnigen Erörterungen wird von agrarischen und demokratischen Blättern die Frage geprüft, ob Fürst Bülow mit dem Block auf Gedeih und Verderb unteilbar verbunden sei, oder ob er nach dem Fiasko seiner Blockherrlichkeit noch munter weiter regieren könne. Daneben läuft die Frage, ob denn der Kaiser noch die alte vertrauensvolle Anhänglichkeit an die Person Bülows bewahrt habe, oder ob ein Mißerfolg in der Finanzfrage das Signal zu einem Personenwechsel sein würde. Die Konservativen machen ihrerseits geltend, daß bei einer Steuergesetzgebung, die 500 Millionen umfasse, doch nicht das bißchen Steuer vom Nachlaß der Eltern und Ehegatten allein ausschlaggebend sein könne; für den Ausfall durch Schonung der erbenden Kinder und Gatten könne doch wohl Ersatz gefunden werden, z. B. schon durch die Erhöhung der Matrikularbeiträge, wobei es dann den Einzelstaaten überlassen würde, ihrerseits die direkten Steuern zur Deckung des Reichsbedarfs anzuspannen. Die Konservativen beklagen sich, daß Fürst Bülow jetzt wie immer ihnen die Aufopferung vor dem Blockaltar zumute, während er dem Blockfreisinn die Ablehnung des Spiritushandelsmonopols ruhig durchgehen lasse. Ja, neuerdings geht die konservative Presse noch einen Schritt

weiter und sagt der nationalliberalen Partei, dem angeblichen Kern des Blocks, eine hinterhaltige Taktik nach. Zwei Drittel von den nationalliberalen Abgeordneten, darunter die anerkannten Führer, seien gegen die Nachlaßsteuer; aber das würde verdeckt gehalten, weil die Nationalliberalen den Konservativen die Verantwortung für das Scheitern der Vorlage oder im Falle des Zustandekommens das Odium des Umfalles zuschieben wollten.

Als im preußischen Abgeordnetenhause der Zentrumsredner Abg. Herold die Notwendigkeit der Pflege des Christentums betonte, ergriff der nachfolgende konservative Redner Frhr. v. Richthofen die Gelegenheit, um auf das gemeinsame christliche Fundament der konservativen Partei und des Zentrums und auf die gemeinsame Abwehr der Mächte des Umsturzes hinzuweisen. Das wurde von einem sozialdemokratischen Zwischenrufer sofort als Kündigung des Blockverhältnisses bezeichnet und auch von liberaler Seite als eine staatsgefährliche Annäherung der Konservativen an das Zentrum kritisiert. Aber die konservative Presse verbat sich alsbald eine solche Auslegung. Tatsächlich hatte auch Freiherr von Richthofen nur ganz allgemein von der christlichen Gemeinsamkeit in sittlich-religiösem Interesse gesprochen und sogar die Reserve beigefügt: „Obschon wir sonst unsere eigenen Wege gehen." Das Zentrum hatte sich keineswegs in Illusionen gewiegt über Sinn und Tragweite der Rede. Immerhin ist aber der Eifer, mit dem konservative und agrarische Blätter die Anfreundung mit dem Zentrum in Abrede stellen (sogar unter Berufung auf die irvingianische Konfession des Frhrn. v. Richthofen) recht beachtenswert. Man sieht daraus, daß die Zentrumsscheu, welche die Grundlage des ganzen Blocks bildet, noch keineswegs überwunden ist, und daß die Konservativen und Agrarier bei all ihren Polemiken wegen der Nachlaßsteuer doch den Bruch mit dem Block und seinem Kanzler noch aufs äußerste scheuen. Die Moral davon lautet: einen baldigen Umschwung darf man noch nicht erwarten; es muß noch viel schlechter werden, ehe es besser wird.

Was nun aus der Nachlaßsteuer und den übrigen Steuergesetzen wird, ist noch gar nicht abzusehen. Das Spiritusmonopol kann ebensogut wieder auferstehen wie die angeblich schon hingerichtete Nachlaßsteuer. Als getreue Chronisten können wir nur darauf hinweisen, daß die vielgerühmte neue Methode des Blockregiments zu ewigen Krisen führt, während die preußische Gesetzgebung, die nicht nach dem Blockrezept arbeitet, flott vorwärts kommt. So ist z. B. die schwierige Reform der Beamtenbesoldung im preußischen Abgeordnetenhause auf Grund eines Kompromisses aller bürgerlichen Parteien glatt und schnell erledigt worden.

„Eigennützige Politik."

Die Offiziösen an der Themse und an der Spree fahren fort in Sonderbarkeiten zur Vorbereitung des Besuches des englischen Königspaares. Neulich wurde uns gesagt: Die Mißstimmung zwischen beiden Völkern beruhe nur auf sentimentalen Ursachen, und jetzt wird als das einzig Richtige die „eigennützige Politik" bezeichnet, von der England groß geworden sei, und die also das englische Volk auch dem deutschen gestatten müsse. Wenn nur die Engländer aus dieser Auseinandersetzung nicht neue Nahrung schöpfen für ihre Ansicht, daß Deutschland den „Eigennutz" bis zur Schädigung und Gefährdung Englands treibe! Jenseits des Kanals ist allerdings der Egoismus sehr kräftig entwickelt. So kommt jetzt die Ankündigung herüber, daß die englische Admiralität die dortige Nordseeflotte auf die doppelte Stärke bringen wolle, und zwar unter Schwächung der Kanalflotte, d. h. man verstärkt die Rüstungen gegenüber Deutschland in ganz auffallender Weise und vermindert die Wehrmacht gegenüber dem befreundeten Frankreich. Bestätigt ist die Meldung bisher noch nicht, aber auch nicht dementiert, obschon das im Falle der Unrichtigkeit doch sofort geboten gewesen wäre. Die verstärkte Nordseeflotte braucht uns freilich nicht bange zu machen, wohl aber vorsichtig.

In die „eigennützige Politik", welche Bulgarien und die Türkei gegenwärtig betreiben, haben erfreulicherweise die Mächte mit ernsten Mahnungen an beiden Stellen eingegriffen, so daß die friedliche Lösung wieder wahrscheinlicher geworden ist.

Die Bankfrage in Ungarn.

Von

Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Ungarn steht vor einer innerpolitischen Krise, vielleicht der schwersten, welche es während der Koalition hat durchmachen müssen. Die größte Partei des Reichsrates, die Unabhängigkeitspartei, hat sich trotz des Abratens ihres Führers Kossuth in die Banktrennung vernarrt, und trotzdem erprobte Koalitionspatrioten gründlich nachgewiesen haben, daß die Trennung der Oesterreichisch-Ungarischen Bank in zwei selbständige Banken den wirtschaftlichen Zusammenbruch Ungarns sofort im Gefolge haben müßte, wollen die Unabhängigen von ihrem Lieblingsplane nicht lassen. Die Führung dieser Stürmer hat der Präsident des Abgeordnetenhauses v. Justh übernommen, ein Mann, der über einen großen Anhang verfügt und zu den schroffsten Gegnern des Innernministers Grafen Andrassy gehört. Schon bei Gründung des Koalitionsministeriums wollte Justh Innernminister werden und nur, um die Koalition mit der Verfassungspartei nach außen zu dokumentieren, übergab man deren Sprecher Andrassy das umstrittene Ministerium. Justh ist ein scharfer Gegner des Andrassyschen Wahlrechtsraubes, genannt „Wahlreform", er ist ein entschiedener Gegner der Apponyischen Nationalitätenpolitik, er will, daß in Ungarn die nichtmagyarischen Nationalitäten sich politisch, national, kulturell frei entfalten können, und hofft mit Recht, daß diese dadurch, wenn auch nicht zu Magyaren, so doch zu guten treuen magyarenfreundlichen Ungarn werden. Man sieht daraus, in welch schroffem Gegensatz dieser Mann zu der Koalition Wekerle-Andrassy-Apponyi steht, und wenn er nun sich so stark für die Banktrennung einsetzt, obwohl er weiß, daß die Krone vorläufig dazu absolut nicht zu haben ist, so erhellt daraus, daß er diese Frage nur benützen will, um Andrassy zu stürzen und an dessen Stelle zu kommen. Man möchte ihm fast wünschen, daß sein Plan gelingt.

An eine Banktrennung oder an eine Kartellbank ist jetzt gar nicht zu denken, so hat der Kaiser unlängst auch dem Unterrichtsminister Grafen Apponyi gesagt, als dieser im Namen des Handelsministers Kossuth ihm über die Bankfrage Vortrag gehalten hatte. Die Bankfrage gehört laut „Pakt" zu den wirtschaftlichen gemeinsamen Fragen, welche nicht angeschnitten werden dürfen, bevor nicht die Koalition ihre „Pakt"-Aufgabe erfüllt hat. Den Kaiser bewegt zu dieser entschiedenen Ablehnung natürlich noch ein anderer Grund. Die Oesterreichisch-Ungarische Bank ist nicht nur das stärkste Bindemittel der wirtschaftlichen Gemeinsamkeit, sondern mit ihrem Goldschatze und ihrem Bestand an Goldwechseln auf das Ausland auch unser Kriegsschatz, der es uns ermöglicht, den kriegerischen Gefahren ruhig ins Auge zu blicken. Dieser Kriegsschatz muß selbstverständlich ebenso wie das Heereswesen einem Herrn und einem Willen dienstbar sein. Würde der Goldschatz bei der Banktrennung geteilt, wer steht uns gut, daß die regierenden Magyaren ihren Goldschatzteil nicht ins Publikum oder gar ins Ausland abfließen lassen! Trennt man den Kriegsschatz, dann mag man auch ruhig Heer und Marine trennen. Wer das eine nicht will, darf auch das andere nicht wollen.

Darin liegt auch die Ursache, warum sich Oesterreich gegen jede Aenderung der Bank, deren Privilegium vor Ablauf dieses Jahres erneuert werden muß, gar so sehr sträubt. Ein finanzielles Interesse hat Oesterreich nicht an der Bankgemeinschaft. Es hat eine aktive Zahlungsbilanz, seine Staatsfinanzen sind geregelt, sein Staatskredit ist besser als der Ungarns und hat jetzt nur scheinbar etwas gelitten durch das Gewitter, welches über dem Balkan am politischen Himmel aufgezogen ist. Wohl aber hat Oesterreich ein großes Interesse an dem finanziellen Wohle seines Schuldners jenseits der Leitha. Schon deshalb gibt's keine Banktrennung, aber auch nicht das Kompromiß der Kartellbank, welche den Magyaren den Schein der wirtschaftlichen Selbständigkeit, die eingebildeten Vorzüge der Banktrennung und die wirklichen Vorzüge der Bankgemeinschaft sichern würde. Oesterreich würde die Zahlungsbürgschaft für die Schulden Ungarns übernehmen müssen. Darauf geht man in Zisleithanien natürlich erst recht nicht ein. Soll später einmal (nach 1917) die jetzige Bankgemeinschaft gesprengt werden — gut, man mache den Versuch. Dann aber gibt's nur die vollständige Banktrennung, bei welcher Oesterreich nur darauf zu achten hat, daß es bei der Teilung nicht übers Ohr gehauen wird.

In welcher Lage nun aber befindet sich Ungarn? Bei dem ersten Ausgleiche 1867 lehnte Ungarn jede Mithaftung für die Reichsschulden ab und konnte nur dahin gebracht werden, jährlich 29 Millionen Kronen zur Verzinsung dieser Schulden beizutragen. Das heißt mit anderen Worten: Ungarn hatte vor 40 Jahren noch keine Staatsschulden. Am Ende des Jahres 1908 — also nur 41 Jahre später — hatte Ungarn eine Staatsschuldenlast von 4872 Millionen Kronen! Also durchschnittlich pro Jahr 120 Millionen neue Schulden. Von diesen 4872 Millionen, welche Ungarn ausschließlich bei der Wiener Rothschild-Gruppe aufgenommen hat und für welche es jährlich 296 Millionen an Zinsen zahlen muß, sind nur rund 800 Millionen für Investitionen verwendet worden, für Eisenbahnen, Wasser- und Grundregulierungen, der ganz horrende Rest von mehr als 4000 Millionen wurde verwendet zur Deckung der Budgetdefizite, bringt also dem Staate nicht das geringste ein. Das besagt: Ungarn ist unter magyarischer Vorherrschaft der leichtsinnigste Schuldenmacher, und wie der magyarische Edelmann und Bauer durch den jüdischen Wucherer zugrunde gerichtet worden ist, so daß heute der bei weitem größte Teil des ehemals magyarischen Grundbesitzes schon in Judenhänden sich befindet, so hat das Haus Rothschild, schlau den Leichtsinn der magyarischen Staatsmänner benützend, Ungarn eine Schuldenlast aufgehalst, durch die es seinen Staatskredit untergraben hat. Es mag zugegeben werden, daß von diesen fast 5 Milliarden nur etwa vier bar in die ungarischen Staatskassen geflossen sind, aber die Völker Ungarns müssen die fünf Milliarden hoch verzinsen, und es ist eine Heuchelei sondergleichen, wenn magyarische Zeitungen die schlechten Finanzverhältnisse Ungarns der wirtschafts- und währungspolitischen Gemeinsamkeit mit Oesterreich in die Schuhe schieben wollen.

Im Gegenteil: diese Gemeinsamkeit ist es, welche Ungarns Kredit noch aufrecht erhält. Im Auslande übersieht man, daß Ungarn in staatsrechtlicher und finanzieller Beziehung ein ganz selbständiger Staat ist, besonders in jenen Kreisen des Publikums, welches für seine Ersparnisse etwas höher verzinsliche Staatspapiere kauft. Es kommen da hauptsächlich die kleinen Kapitalisten im Deutschen Reiche und in Frankreich in Betracht. (Mit ein Grund, warum Frankreichs Regierung sich so bemüht, Oesterreich-Ungarn einen Krieg auf dem Balkan zu ersparen.) Da nun die ungarischen Renten bei gleich hoher Verzinsung um mehrere (4—5) Prozente billiger zu haben sind als österreichische, und das Publikum glaubt, für die ungarischen Staatspapiere trage die Gesamtmonarchie die Garantie, wurde es dem Hause Rothschild leicht, eine Menge ungarischer Staatsschuldverschreibungen im Auslande unterzubringen. Sowie Ungarn eine selbständige Bank bekäme und damit triumphierend aller Welt kundmachte, daß es finanziell und wirtschaftlich ganz unabhängig von Oesterreich wäre, in demselben Augenblicke würden die ungarischen Renten einen panikartigen Sturz erleben, von dem Ungarn sich allein aus eigener Kraft nicht würde erholen können.

Die Ungarn — alle Nationalitäten — müssen daher der Krone und der österreichischen Regierung dankbar sein, daß sie unter keiner Bedingung am jetzigen Bestande der Oesterreichisch-Ungarischen Bank rütteln lassen. Das Bankprivilegium wird bis 1917 erneuert werden, und bis dahin wird sich in Ungarn gar manches geändert haben. Wer weiß, ob dann nicht das von der Kossuthclique befreite Ungarn uns freudig die Hand über die Leitha auch zu wirtschaftlichem Gemeinschaftsbunde herüberstrecken wird.

Rumäniens Jubiläum.

Von

Justus Palatinus.

Am 6. Februar neuen Stils (24. Januar alten Stils) werden es fünfzig Jahre, seit die beiden kleinen Donaustaaten Moldau und Walachei zu einem Fürstentum vereinigt wurden, das den Namen Rumänien erhielt, und dessen erster Fürst Joan Alexander Cuza [1]) jedem rumänischen Bauern noch heute unvergeßlich ist, weil er den Bauernstand aus der Sklaverei der Fronden befreite und Hunderttausenden Grund und Boden verteilte. Gemeine Intrigen und bojarischer Verrätergeist haben diesen edlen Fürsten vom Throne und in die Verbannung gestoßen, und erst seinem Leichname wurde gestattet, in die Heimat zurückzukehren, um in der stillen Kapelle zu Ruginoasa die letzte Ruhe zu finden. Am 10. Mai 1866 hielt der junge Sproß aus Hohenzollernstamme seinen Einzug in die Hauptstadt Bukarest, begrüßt von Volk und Land, und ihm war es vergönnt, an den Mündungen der Donau eine Dynastie zu gründen, die seit vierzig Jahren Freud und Leid mit Rumänien teilt. Vor zwei Jahren feierte das Königreich das 40 jährige Regierungsjubiläum seines Fürsten in rauschenden Festlichkeiten, deren Glanzpunkt die Jubiläumsausstellung in Bukarest bildete, welche dem Lande allein 14 Millionen gekostet hat. Große Festlichkeiten sind nicht geplant, um den 24. Januar zu begehen, einfach deshalb, weil der Geist Cuzas noch heute wie ein drohender Schatten über Rumänien schwebt und weil die Herren am Ruder nicht gerne die Gelegenheit darbieten wollen, diesen ersten Fürsten zu feiern, den das gemeine Volk heute nach fünfzig Jahren noch vergöttert. Die blutigen Märztage des Jahres 1907 erlauben es nicht, kaum geschlossene Wunden von neuem aufzureißen und in den Herzen von Millionen armer Bauern still verhaltene Träume und Wünsche nach einem neuen Cuza aufzuwecken. Es wird demnach dieser Jubiläumstag verhältnismäßig ruhig verlaufen, wenn nicht vielleicht einige Nationalisten in letzter Stunde eine Wallfahrt nach Ruginoasa veranstalten werden. Der stille Beobachter im fernen Karpathenlande möchte mit diesen Zeilen einen unparteiischen Beitrag liefern für den Tag des 24. Januar. Wir haben ein Recht darauf, die gegenwärtige, wirkliche Lage Rumäniens kennen zu lernen.

Rumänien in seiner Gesamtheit bildet heute einen fest konsolidierten Staat, unabhängig nach außen und in den besten Beziehungen zu allen Nachbarstaaten, dessen schwierige geographische Lage eine weitere Ausdehnung vorläufig unmöglich macht. Man träumt wohl von einem großen rumänischen Kaisertum, das alle Brüder lateinischer Rasse, die in Bessarabien, Bukowina und Ungarn leben, in sich schließen würde, aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen wird es niemals Gestalt bekommen. Wer die Geschichte dieses Landes kennt, muß sich wundern, daß nach Jahrhunderten von Kämpfen, Zerrissenheit und orientalischer Barbarei, von Feinden umringt, von Freunden verraten, sich ein hoffnungsvolles Land, ein Fürstentum, ein Königreich Rumänien entwickelt hat, dessen Krone auf den Schlachtfeldern bei Plewna geschmiedet wurde und von einen König getragen wird, der deutsches Blut in seinen Adern trägt. Rumänien gilt heute allgemein als der bestorganisierte Staat im Osten Europas. Eine kräftige Armee bildet eine solide Sicherheit nach Außen und zählt einen Friedensstand von über 80 000 Mann, die ganz nach deutschem und französischem Muster ausgebildet sind. Eisenbahnen (über 3000 km), Post, Telegraph und Telephon sind wie kaum in einem anderen Lande entwickelt. Alle Erfindungen der Neuzeit fanden stürmische Aufnahme in Rumänien und sind in den Dienst des allgemeinen Wohles gestellt, kostbare Bauten für staatliche, kirchliche und gemeindliche Zwecke wurden allenthalben errichtet, und selbst in kleineren Provinzstädten sieht man elegante Präfekturen, Bürgermeistereien, Gerichtsgebäude, Theater, Bahnhöfe und Schulen. Das junge Königreich wußte nichts Eiligeres zu tun, als sich möglichst genau in allem Luxus dem Westen Europas zu akkommodieren, uralte Staaten mit gesicherten Finanzen nachzuahmen und sich dabei in kolossale Schulden zu stürzen, die heute die Höhe von 1½ Milliarden beinahe überschritten haben; Rumänien gleicht jenem Bauherrn, der zuerst kostbare Möbel und Luxusgegenstände kauft und nicht weiß, womit er das Haus bauen kann, wohin jene Möbel gehören. Auch das Ausland trägt seine Schuld daran. Man hat, gelockt durch die hohen Zinsverhältnisse in Rumänien, diesem Lande das Geld geradezu aufgedrängt, man hat einem unmündigen Volke Millionen in die Hände gedrückt, das nichts anderes anzufangen gewußt, als sich Spielsachen zu kaufen. Wer heute nach Bukarest kommt, glaubt sich auf irgend einen Pariser Boulevard versetzt. Rumänien konnte sich z. B. den Luxus erlauben, ein Hauptpostgebäude in Bukarest um 7 Millionen zu bauen, dessen Heizung allein jährlich über 100,000 Frs. kostet. Das Justizgebäude in der Hauptstadt kostete über 6 Millionen, das Palais der Hauptsparkasse über 5 Millionen. Um den Oesterreichern zu imponieren, mußte an der Landesgrenze in Burdujeni ein Bahnhof erstehen, der 2 Millionen verschlungen. Das Geld wurde einfach verpulvert, weil man Geld auf Geld bekam, weil Rumänien das verhätschelte Kind von Europa war. Aber all dieser Luxus, all diese modernen Errungenschaften, diese Anleihen von Pracht und Glanz sind kein Gradmesser für die günstige und solide Lage eines Landes. Wollte man Rumänien nach seinen Prunkbauten, seinen luxuriösen Hotels, nach den Toiletten der Bukarester High life beurteilen, müßte es einer der ersten Staaten Europas sein. Gleichwie in allen Städten des Ostens neben den feinsten Palais ein zerbrochener Zaun oder eine herabgerissene Dachrinne zu sehen ist, so wohnt auch der ganze Luxus Rumäniens dicht neben dem größten Elend. All dieser äußere Prunk ist ein Dekor für die Fremden, die nicht tiefer schauen, für den Kenner der Verhältnisse ist er ein Firnis, unter dem viele Unwahrheit, ja Fäulnis vorhanden ist. Unter dem Deckmantel des bestorganisierten Staates im Osten hat man jahrelang Europa getäuscht, unter der Maske einer scheinbar inneren Ordnung und sozialen Friedens konnte jenes Märchen entstehen, daß Rumänien ein

[1]) Spr. Cusa.

Eldorado, ein Utopien ist, in welchem unter der Aegide Carols des „Weisen", wie ihn ein bayerischer Hofrat in seinem neuesten Romane in einem Anfall von Byzantinismus nennt, eine glückliche Bevölkerung in tiefstem Frieden und gesättigter Zufriedenheit lebt. Erst die Märztage 1907 öffneten dem erstaunten Europa die Augen. Wie ein verheerendes Flugfeuer zogen die Bauernaufstände durch das erschreckte Land, und es bedurfte einer Armee von 100 000 Mann, um diese Gefahr im Blute von etwa 12 000 Bauern zu ersticken. Wie war das gekommen? Ganz einfach, weil man den Bauernstand über all den schönen Neuerungen und modernen Errungenschaften ganz vergessen hatte. Seit Cuzas großartiger Befreiung der Bauern aus den Klauen geldgieriger Bojaren hatte niemand mehr etwas für jenen Stand getan, dessen Angehörige die überwältigende Mehrheit der rumänischen Bevölkerung bilden. Man gab dem Volke Eisenbahnen, Post und Telegraph und vergaß, daß der rumänische Bauer Brot braucht, man gab ihm eine kunstreiche Administration und vergaß, die Aermsten der Habgier jüdischer Landpächter zu entreißen. Wie ein Hohn klingt es, wenn man liest, daß die Regierung im Jahre des 40 jährigen Regierungsjubiläums seines Königs nichts Besseres dem Lande schenken zu müssen glaubte als 32 Landspitäler, je eines in jedem Distrikt. Der Bauer ruft nach Land, nach Brot, man gab ihm Spitäler. In welcher Lage sich die ländliche Bevölkerung befindet, zeigen uns einige Tabellen des rumänischen Finanzministeriums, aus denen zu ersehen ist, daß 1 015 302 Kleingrundbesitzer (bis zu 10 ha) im ganzen 3 319 695 ha besitzen, während 1503 Großgrundbesitzer 3 001 473 ha ihr eigen nennen ohne den Waldbesitz, der nicht dazugerechnet ist. Rechnet man diesen dazu, so erreicht der Großgrundbesitz eine Ausdehnung von etwa 4 200 000 ha. Diese Ziffern reden eine furchtbare Sprache. Rumänien ist demnach das Land der Latifundien, viel schlimmer als England, resp. Irland. Und wirklich, während in England auf 5207 Großgrundbesitzer (mit mehr als 1000 acre = 400 ha) im Mittel etwa 3500 acre = 1400 ha fallen, und in Irland etwas mehr — (4250 acre = 1700 ha) — haben die Großgrundbesitzer Rumäniens einen durchschnittlichen Bodenbesitz von 4000 Hektaren!! [2])

Ueber 300 000 Bauern besitzen überhaupt kein Feld; sie sind gezwungen, entweder als Taglöhner zu arbeiten oder, wo es möglich ist, eine Parzelle Landes zu pachten, um ihren Mais bauen zu können. Aus einer Steuertabelle des rumänischen Finanzministeriums für das Jahr 1906—1907 ergibt sich als Zahl aller Steuerpflichtigen 1 099 875, darunter 1 051 610 Bauern, der Rest von 48 355 setzt sich aus anderen Kategorien der Bevölkerung zusammen, und aus den oben erwähnten 1503 Großgrundbesitzern. Mit anderen Worten: die Bauernschaft bildet 96 Prozent aller Steuerzahler, während von dem Reste von 4 Prozent nur 0,09 auf die Großgrundbesitzer entfallen. Diese 0,09 Prozent der Großgrundbesitzer repräsentieren die Interessen von nicht mehr als 5000 Seelen bei einer Bevölkerung von 6½ Millionen. Dieses Häuflein von Glückgesegneten genießt alle Privilegien in Staat und Politik; diese regieren das Land, diese verhindern seit 50 Jahren eine gründliche Bodenreform und eine totale Asanierung der ökonomischen Verhältnisse Rumäniens. Hier ist die Wunde, an der das sonst so schöne Land seit Jahren dahinsiecht — latifundia perdidere — Romaniam. Ja, wenn diese Großgrundbesitzer ihre gewaltigen Güter noch selber bebauen und verwalten würden! Jene gute, alte Zeit ist längst dahin, wo der reiche Bojar, einem Patriarchen gleich, auf seinem Landgute schaltete und waltete, seinen Bauern ein liebender Vater war, sie zur Zeit der Trockenheit und Teuerung aus seinen gefüllten Scheunen unterstützte und Treue mit Liebe vergalt. Heute ist dem Bojaren das Landleben ein Greuel. Infolge der leichteren Kommunikationsmittel zieht er in die Stadt, verläßt sein Land, um in Paris, Karlsbad und Monaco Genüsse und Luxus zu suchen. Heute sind in Rumänien über 65 Prozent aller Güter über 100 ha verpachtet und zwar, wie z. B. in der Moldau, weitaus die meisten an jüdische Pächter. Diese Juden verfügen über große Kapitalien, zahlen horrende Pachtpreise, um ihrerseits wieder einen Teil der Ländereien um noch höhere Preise an die Bauern zu verpachten. Größere Blutsauger als diese jüdischen Pächter hat Europa nicht gesehen, und man kann es den Bauern nicht verargen, wenn ihre Wut sich gerade gegen sie richtete. Diese Juden begnügten sich aber nicht damit, eines oder mehrere dieser großen Landgüter zu pachten; im Norden der Moldau bildete sich vor einigen Jahren ein jüdischer Trust, die sog. Fischergesellschaft, welche imstande war, sage und schreibe, 212 000 ha Land pachtweise zu übernehmen und sich geradezu als allmächtige Potentaten zu gerieren. Welch eine soziale Mission kann demnach noch ein Großgrundbesitzer erfüllen, der sein von den Vätern ererbtes Gut den Juden zur Raubwirtschaft ausliefert und seine Bauern wehrlos diesen Blutsaugern preisgibt. Das ist die Situation Rumäniens, 50 Jahre nach der Vereinigung der beiden Fürstentümer. Doch nicht genug.

Die rumänische Landbevölkerung befindet sich heute in einem Zustande des Rückschrittes, der Ignoranz, der Armut und der Korruption, wie er in gleichem Grade vielleicht nur mehr in Galizien anzutreffen ist. 70 Prozent Analphabeten gibt es im Jahre des Heils 1909 im Königreich Rumänien, wozu die Landbevölkerung das Hauptkontingent stellt. Absolute Unkenntnis einer gediegenen rationellen Haushaltung, Unkenntnis einer richtigen gewinnbringenden Landwirtschaft und Viehzucht, ist das Merkmal des rumänischen Bauers. Ungesunde, allen Gesundheitsregeln und der Hygiene widersprechende Wohnungen, wo Kind und Kegel, Kalb und Schwein zusammengepfercht wohnen, kleine, feuchte Häuser, deren winzige Fenster nie geöffnet werden, in denen jahraus, jahrein Scharlach, Diphtherie und Typhus wüten, legen den Grund einer kontinuierlichen Infektion, deren Kosten die Kinder in den ersten Lebensjahren bezahlen müssen. Rumänien wird deshalb nicht mit Unrecht der Kinderfriedhof Europas genannt. Eine vollständig ungenügende Nahrung, besonders Polenta aus verdorbenem Mais, untergräbt die Gesundheit des rumänischen Bauern in einem Grade, der haarsträubend ist. In keinem Lande Europas gibt es so viel Pelagrakranke als in Rumänien. Die sanitären Einrichtungen in den Städten sind, wenn nicht musterhaft, so doch hinreichend, aber auf dem Lande fehlt es an sanitärer und hygienischer Kontrolle; die Distriktsärzte kümmern sich wenig um die Bauern, und der Bauer will in seiner skeptischen Eigenart vom Arzte nichts wissen. Auf solche Weise haben die ständigen Epidemien einen günstigen Nährboden und vermindern die ländliche Bevölkerung rapid. Die Statistik beweist, daß in vielen Gemeinden die Zahl der Todesfälle diejenige der Geburten überwiegt. Man sieht also, daß die sozialen, sanitären und volkswirtschaftlichen Progresse noch heute auf einem deprimierenden Tiefpunkte stehen. Wenn man den Grund wissen will, warum in Rumänien für das volkswirtschaftliche Wohl, für Hebung sanitärer Zustände der Landbevölkerung nichts oder nur wenig geschehen ist, muß man vor allem die gesamte politische Organisation des Königreiches ins Auge fassen. Es gab und es gibt noch jetzt bedeutende rumänische Staatsmänner und Volksökonomen, welche alle diese Zustände tief beklagen, die seit Jahren im Parlament, auf dem Katheder und in der Presse zu gemeinsamer energischer Arbeit auffordern, um diese tief im Volke eingewurzelten Schäden zu beheben oder doch zu lindern, aber viele dieser Stimmen verhallen wie ein Ruf in der Wüste. Das Land bzw. die Führer des Landes haben keine Zeit, sich mit diesen Bagatellen zu beschäftigen, sie haben nur ein Ideal, das ist die Politik. Alle Maßregeln, die im Laufe von vielen Jahren zur Einführung von Reformen und Hebung des allgemeinen Volkswohles aus der rumänischen Kammer und aus den verschiedenen Ministerialkanzleien hinausgingen, waren und sind sehr schön, aber sie konnten nicht ausgeführt werden, eben wegen der unseligen Politik. In Rumänien gibt es nicht wie in anderen Staaten eine Pluralität von Parteien, die einander in parlamentarischer Weise bekämpfen oder sich je nach den Umständen zu Majoritäten vereinigen, hier gibt es nur eine Partei, die am Ruder, d. h. an der Regierung ist, welcher Kammer und Senat gehören, und eine Partei in Opposition, welche zusehen muß, wie die andere Partei sich mästet. Sobald die regierende Partei infolge eigener Schwäche oder infolge von Uneinigkeit im eigenen Lager zur Untätigkeit und Paralysie verurteilt ist (was regelmäßig alle zwei, höchstens drei Jahre vorkommt), flugs springen die anderen ein, d. h. der König beruft im geeigneten Moment den Chef der Opposition, der bereit ist, eine neue Regierung zu bilden, oder einfacher gesagt: diejenigen, die zwei Jahre gehungert haben, treten an die Stelle der Gesättigten, und das geht so weiter wie ein wohlgeregeltes Uhrwerk. Ob diese Methode König Carol eingeführt hat, können wir nicht glauben, jedenfalls aber hat er sie geduldet, weil ihm diese Methode das Regieren ungemein leicht macht. Er ist einfach der deus ex machina, der im gegebenen Augenblicke eingreift und die Firma der Regierung ändert. Er ist eben konstitutional und weiß sich schlau aus der Schlinge zu ziehen. Die auswärtige Politik und ihre Fäden sind im Palais, die Armee gehört ihm, alles übrige überläßt er den beiden Parteien. Infolge dieser Unstetigkeit und ewigen Wechsels in der Regierung kann von einer Stabilität, von einem Prinzip des Regierens keine Rede sein. Diese Regierungsform in parlamentarischer Weise ist möglich in großen, konsolidierten Ländern, wie England und Amerika, wo jeder Staatsmann, ja jeder Wähler auf das Gesamtwohl des Landes bedacht ist, aber nicht in einem Lande, dessen Bewohner nicht einmal reif waren für eine Konstitution. Im Augenblicke der Demission eines Ministeriums fällt die ganze Partei, fallen alle Administrationsbeamten, wie Präfekte, Bürgermeister und eine Unsumme von Beamten bis zum letzten Gemeindekuhhirten, und Tausende der Opposition drängen und hasten, um sich ein Plätzchen am neuen Regierungstische zu sichern. Die Abgehenden fluchen und schimpfen, die Eintretenden machen es sich bequem und singen Alleluja. Die Mehrzahl aller Beamten, selbst Friedensrichter und Mitglieder der Gerichte (mit Ausnahme der Präsidenten), sind amovibel und können sofort entsetzt werden. Das neue Ministerium macht die Wahlen, ihm gehören die zukünftige Kammer und der Senat; ein Heer von Wahlagenten, Beamten und die zahlreiche Clique der Advokaten sorgen für diese Wahlen. Wer kann in diesem Trubel der Politik noch an das allgemeine Landeswohl denken? Vom früheren Ministerium angefangene Reformen werden nicht

[2]) Diese Ziffern sind einem Artikel von C. Stere in „Viatza românească" entnommen.

mehr durchgesetzt, Gesetzesprojekte kassiert, modifiziert, oder aufgeschoben, in die Präfekturen ziehen Männer ein, die keine Idee von einer Verwaltung haben, in die Gemeinde- und Städteverwaltungen werden Individuen gesetzt, die gerade das Gegenteil eines guten Gemeindehaushälters sind. Die Landbevölkerung weiß im allgemeinen wenig von diesen Ereignissen, sie wird damit überrascht. Der Bauer sieht plötzlich einen neuen Präfekten, einen neuen Gemeindeinspektor oder einen neuen Bezirksarzt, aber das ist man so gewohnt, das stößt niemanden, das Uhrwerk geht seinen Gang — es wird einfach fortgewurstelt! Der Bauer hat keinen eigenen Vertreter im Parlament, man macht alle Gesetze für ihn oder gegen ihn, aber ohne ihn, man macht große Pläne, um seine Lage zu verbessern, ohne jemals eine radikale Aenderung der gesamten Regierungsmaschine vorzunehmen. Man proponiert alle möglichen Medizinen und Mittelchen, um den kranken Organismus zu heilen, ohne jemals eine ernste Operation zu versuchen. Rumänien ist nur Agrarstaat, Industrie gibt es fast keine, der Mittelstand ist unbedeutend, und der Bauernstand, die ungeheure Majorität des Landes, ist schwer krank, aber noch zu retten. Rumänien hat viele, edle und großherzige Männer, welche alle diese Schäden tief beklagen, ich erinnere nur an den gewesenen greisen Ministerpräsidenten Sturdza, der soeben seine Entlassung genommen, und der besonders nach den Schreckenstagen des Jahres 1907 an alle Politiker der beiden Parteien einen warmen Appell richtete, alle Zänkereien und alle unnützen Fragen beiseite zu lassen und sich nur in dem einen großen Programm zu einigen, gründliche Reformen zugunsten der Bauern zu schaffen. Vielleicht haben jene Aufstände das eine Gute gehabt, daß sie selbst den Nachlässigsten die Augen geöffnet, um ihnen den Abgrund zu zeigen, vor welchem das Land steht. Damals, mitten in den Unruhen, während noch die Kanonen die Dörfer der Aufständischen in Trümmer legten, erließen König und Regierung jenes hochherzige Manifest, worin beide den festen Willen aussprachen, dem Landvolke zu helfen, und es war ein seltener Moment in der parlamentarischen Geschichte Rumäniens, als beide Parteien, Liberale und Konservative, in der Angst des Augenblickes alle Gegensätze vergessend, dieses Versprechen vor dem ganzen Lande erneuerten. Das Gesetz über die Gemeindeweiden, das noch wichtigere Gesetz über die landwirtschaftlichen Arbeitsverträge wurden schnellstens beraten und beschlossen, später folgte das Gesetz über die sog. Cassa rurală, welches den ländlichen Gemeinden den Ankauf ganzer Güter erleichtern sollte; ein oberster Landwirtschaftsrat wurde eingesetzt und eine Unsumme von Landwirtschaftsinspektoren wurde über das ganze Land verteilt, um die Ausführung dieser Gesetze zu leiten und etwaige Mißhelligkeiten zwischen Großgrundbesitzern und Bauern zu regeln, kurzum, das gegenwärtige Ministerium zeigt sich entschlossen, alle Reformen gewissenhaft durchzuführen. Man hat die Wirtshäuser auf dem Lande vermindert, man hat ein Gesetz gegen die Trunksucht erlassen, man hat die ambulante Justiz eingeführt, damit die Bauern nicht mehr in die Stadt zu kommen brauchen, die Gendarmerie wurde bedeutend vermehrt zur Hebung der öffentlichen Sicherheit; alles ist recht gut und schön, aber schon zeigt sich eine bedenkliche Schwäche in der jetzigen Regierung, besonders seitdem der greise Sturdza seine Demission gegeben, und man hört von vielen Seiten eine große Unzufriedenheit vieler Bojaren über die Bodenreform, so daß man billig zweifeln kann, ob es der jetzigen regierenden Partei beschieden sein wird, alle diese Gesetze wirklich noch durchführen zu können. Gebe Gott dem greisen König Carol die Freude, nach Durchführung dieser Gesetze seine Bauern glücklich zu sehen; dann werden noch späte Generationen ihn einen zweiten Cuza nennen!



Erwachen.

Meine Seele mußte lange darben,
Da sie einsam ging in ihrer Not,
Und ich sah, wie ihre Feuer starben,
Und sie sich sehnte nach dem Abendrot.

Nun ist sie aus dem Träumen aufgefahren,
Da fern ein Rufen in ihr Schweigen drang,
Und lauscht auf Töne, die vergangen waren,
Auf deiner Stimme unvergeßnen Klang.

Die Nebel sinken, die das Dunkel schufen,
Ein neuer Tag quillt auf, durchhellt und warm —
Ich öffne jubelnd, da du mich gerufen,
Dem heißen Leben wieder meinen Arm.

Joseph Faßbinder.

Atmosphäre sittlichen Untergangs.

Aus einem Vortrage des Obermedizinalrats Prof. Dr. Max von Gruber.

Unter dem Titel „Wohnungsnot und Wohnungsreform in München" hat Prof. Dr. Max von Gruber soeben eine außerordentlich beherzigenswerte Broschüre veröffentlicht (München, 1909. Verlag von Ernst Reinhardt, Jägerstraße 17). Es handelt sich um die Drucklegung eines Vortrages, den der berühmte Volkshygieniker am 15. Dezember 1908 vor einer öffentlichen Versammlung des Allgemeinen Münchener Mietervereins im Alten Rathaussaale gehalten hat. In der „Allgemeinen Rundschau" wurde am 15. Februar 1908 (Nr. 7 S. 98 ff.) ein flammender Weckruf, den Obermedizinalrat Prof. Dr. Max Gruber in einem Berliner Vortrage gegen die geschlechtliche Zügellosigkeit gesprochen, zu ernster Beachtung und Beherzigung herausgestellt. Der neueste Vortrag (Broschüre) enthält abermals (S. 6 ff.) einige packende Stellen, die dieser zurzeit brennendsten Frage unserer nationalen Zukunft gewidmet sind:

„.... Und wie geht es uns seelisch? — Wer wollte es loben! Weit verbreitet sind Unbehagen und Unzufriedenheit. Ich denke dabei nicht etwa an politische oder wirtschaftliche Unzufriedenheit oder überhaupt an eine solche über die äußeren Lebensumstände, sondern an die dunkle Unzufriedenheit mit dem eigenen Innern, mit der Verfassung der Seele! Mehr und mehr erfaßt uns alle die atemlose Hast nach Erwerb und Erfolg, die töricht blinde Gier nach materiellen Genüssen. Mehr und mehr überfällt uns alle aber auch die Einsamkeit. Leider nicht jene wohltätige Einsamkeit, welche die Mutter stiller Einkehr und großer Gedanken ist. Dazu fehlt uns die Muße. Jeder ist nur mehr auf seinen Vorteil, auf sein Vorwärtskommen, auf sein Vergnügen, auf sein „Sichausleben" bedacht. Was er etwa noch von Mitgefühl für seinen Nächsten empfindet, das löst er rasch mit Geld ab, um nicht weiter davon belästigt zu werden. Die Auflösung aller innigeren, seelischen Bande, welche den Menschen an den Menschen knüpfen, schreitet fort. Jeder ist ein Atom für sich, seelisch einsam und verlassen stehen wir mitten im dichten Gewühl der Großstadt, sobald es mit Jugend, Schönheit, Gesundheit und Glück vorbei ist. Wir werden reicher an Geld und Gut oder an gehabtem Sinnesgenuß, aber dabei merken wir gar nicht, wie unendlich arm, wie bettelarm wir werden an dem Glück, das innere Sammlung, das Liebe und Freundschaft gewähren. Der Haufen von Selbstlingen wird immer größer, der nichts weiß von den Freuden selbstloser Hingebung und daher auch nichts mehr von Pflichten, von Arbeit, von Opfern für andere wissen will; und seien diese anderen seine allernächsten Blutsverwandten. Zerfall der Familie, wachsende Scheu vor Ehe und Elternschaft; erschreckend jäher Uebergang von dem Kinderreichtum unserer Großeltern zur gewollten Zwei- und Ein- und Kein-Kind-Ehe, zu diesem Uebel, das immer weiter um sich greift und geradezu die Existenz unseres Volkes zu bedrohen anfängt, uns auf demselben Weg zum Abgrund drängt, auf dem Frankreich bereits seit Jahrzehnten wandelt. Schon ist in Berlin die eheliche Fruchtbarkeit um etwa 20 Prozent zu klein, als daß die Bevölkerung sich aus sich selbst heraus erhalten könnte.

Und das Fazit von all dieser Verwilderung, Verirrung und Unnatur? Ein Heer von Aufgeregten, von Nervenschwachen und Hysterischen, von Nervenkranken ....

Wir müssen heraus aus dieser Stickluft, aus dieser Atmosphäre des Untergangs! ....

Die Gründung einer Familie hat nichts Lockendes mehr, der Familiensinn muß erlöschen; die Familie muß auch innerlich zerfallen. An die Stelle der Ehe tritt die Paarung von Männchen und Weibchen auf Zeit, welche törichte Weiber als **freie Liebe** preisen. Man muß es aufrichtig bewundern, wenn trotz solchen Lebensbedingungen sich so viele Menschen noch sittlich aufrecht und tüchtig erhalten; wenn insbesondere die für das Gedeihen und Glück eines Volkes unentbehrliche Ordnung des Geschlechtslebens noch nicht völlig über den Haufen geworfen ist. Fast notwendigerweise muß den Kindern .... frühzeitig **jene natürliche Schamhaftigkeit** verloren gehen, **welche gewisse verluderte Skribenten als Heuchelei verspotten**, während sie eine der wertvollsten Schutzwehren der Freiheit der Persönlichkeit gegen die Zwangsgewalt des Tierischen ist. Die Versuchung zu vorzeitigem, übermäßigem, regellosem, ungesetzlichem, ja selbst verbrecherischem Geschlechtsverkehr wächst so ganz ungeheuer. Da haben wir den Boden vor uns, in dem der **Alkoholismus** und die **Geschlechtskrankheiten** wurzeln, diese beiden Hauptübel, die unseren Volkskörper zerfressen."

Amerika und der Schutz der öffentlichen Sittlichkeit.

Msgr. Joseph Rainer, Generalvikar der Erzdiözese Milwaukee in Nordamerika, schreibt mit der Bitte um Veröffentlichung an den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“:

Schon seit langem habe ich mit Bewunderung und aufrichtiger Anerkennung als fernstehender Beobachter den Kampf verfolgt, den Sie zur Ehre des tiefgeschändeten deutschen Namens gegen die Unsittlichkeit und den moralischen Schmutz in Ihrem Blatte führen und, wie ich mit Freude konstatiere, erfolgreich führen. Ich bin keineswegs ein einseitiger Bewunderer unserer amerikanischen Zustände — manches ist auch bei uns faul —, aber das kann ich ohne Bedenken behaupten, daß eine so unverschämte Beleidigung des öffentlichen Anstandes in Amerika nicht möglich wäre. So offen und nackt darf sich hier das Laster nicht zeigen, so unsittliche und freche Bilder in den Schaufenstern[1]) würde man hier keinen Augenblick dulden, wie ich solche in verschiedenen deutschen Städten und z. B. auch in Karlsbad bemerkt habe. Freilich sucht auch hier niedrige Gewinnsucht und die Spekulation auf die niedrigsten Triebe des Menschenherzens hie und da sich an die Oeffentlichkeit zu wagen, aber dank dem natürlichen Anstandsgefühl der Amerikaner mit wenig Aussicht auf Erfolg.

Im Anschluß an diese Vorbemerkung will ich Ihnen einen Leitartikel übersetzen, den ich gerade heute in unserer weitverbreiteten und angesehenen Tageszeitung „The Sentinel“ (nicht katholisch) gefunden habe, und der Sie und Ihre Leser interessieren dürfte. Der Artikel trägt die Aufschrift „Reform der beweglichen Bilder“ und lautet wortgetreu:

„Die Agitation gegen die Ausstellung beweglicher Bilder auf Grund ihrer Immoralität und der verführerischen Anspielungen, welche die dargestellten Gegenstände bieten, hat an den betreffenden Stellen Erfolg gehabt, nämlich bei jenen, welche diese Bilder liefern. Da sie einsehen, daß diese Agitation ihrem Geschäft Eintrag tut, haben die zehn Handlungshäuser, welche diese Bilder verfertigen und importieren, sich geeinigt, die Ursache zu entfernen. Deswegen haben die Fabrikanten dieser Bilder, geleitet von Geschäftsrücksichten und wohl auch von geziemender Rücksicht auf die öffentliche Sittlichkeit, einen Vertrag geschlossen gegen Lieferung moralischen Schmutzes in Bildern und Anreizung zum Verbrechen mittels Suggestion. Die zwei Vertragsartikel lauten: Keine Bilder von sittenlosem, unanständigem oder anstößigem Charakter oder solche, welche durch derartige Anspielungen das Gemüt der jungen Leute verführen könnten, sollen von uns in Zukunft verfertigt werden. Jede Verletzung wird mit einer Geldstrafe von 5000 Dollars bestraft. (Der zweite Artikel bezieht sich auf Verhütung von Feuersgefahr in Theatern.) Daran knüpft der „Sentinel“ folgende treffende Bemerkung: Die Ausstellung beweglicher Bilder kann nicht nur eine harmlose und angenehme, sondern auch eine belehrende und veredelnde Unterhaltung bieten. Es ist aber eine Schande, daß diese wunderbare und herrliche Erfindung für die gemeinen Zwecke des moralischen Schweines mißbraucht werden soll von Leuten, welche die Seelen beflecken und unsere Kinder verderben, um ihre Taschen zu füllen. Dieses Geschäft, wie manche andere Geschäfte, die wir nicht zu erwähnen brauchen, bedürfen der Reform, und wenn sie sich nicht selbst reformieren, wird eine gewaltsame Reform von außen kommen durch Gesetze und Verordnungen, die auf den Satz sich gründen, daß diese Geschäfte schmutzigen Gewinn über öffentlichen Anstand und das sittliche Gefühl zu setzen wagen.“

Soweit der „Sentinel“. Ist auch das obige Motiv nicht das edelste, so wollen wir uns doch gern zufrieden geben, wenn nur dadurch dem Unwesen gesteuert wird.

[1]) Ein Beamter in sehr angesehener Stellung schrieb am 21. Januar 1909, von einer Reise nach Berlin zurückkehrend, der „Allgemeinen Rundschau“: „Aus persönlichem Augenschein kann ich sagen, daß die Auslagen in den Berliner Läden weit weniger anstößig sind als in München. Ich war voriges Jahr auch in London und Paris und kann auch von diesen beiden Städten das gleiche sagen wie von Berlin. München steht in der „Ungeniertheit“ seiner Ladenauslagen an der Spitze aller Städte, die ich kenne. Ich will damit durchaus nicht gesagt haben, daß es auch in der Unsittlichkeit den gleichen Rang einnimmt, aber zur Verführung der Jugend bietet München in der Oeffentlichkeit mehr als andere Großstädte. Und das ist meines Erachtens die Hauptsache.“

Zur Alterspension in England.

Nachtrag.

Von P. Jordan, Ord. S. Aug.

Der Neujahrstag 1909 war ein Freudenfest für jenen Teil der englischen Arbeiterschaft, der das 70. Lebensjahr hinter sich hatte. Das Gesetz der Altersrente war zustande gekommen, allerdings nicht in der Form, wie es ursprünglich der Regierungsvorschlag gewünscht hatte (vgl. Nr. 2 der „Allgemeinen Rundschau“, 1909). Man hatte der liberalen Partei nachgeben müssen. (Liberal im englischen Parlament ist nicht identisch mit unserer reichsdeutschen liberalen Partei; die englischen Liberalen entsprechen am besten der christlichsozialen Partei Oesterreichs, in Deutschland etwa einer Verschmelzung von Zentrum und Konservativismus; der reichsdeutsche Liberalismus treibt vielmehr eine Art Unfug mit seinem Parteiwort.)

Lloyd George hatte noch im verflossenen Jahre sich in die deutsche Invalideninstitution einführen lassen und war zuhause mit einer seltenen Wärme und viel Geschick für die Sache eingetreten.

Das Alterspensionsgesetz in England weist in wenigen Strichen folgendes Bild auf:

1. Die Personen, welche die Rente erhalten wollen, müssen 70 Jahre alt sein;
2. die Einnahme des Rentenbeziehers darf die Summe von 13 Schilling (13 M) pro Woche nicht erreichen;
3. die Höhe der Rente richtet sich nach folgendem Einkommen:

Einkommen pro Woche:	Rente pro Woche:
Bis 8 sh.	5 sh.
„ 9 „	4 „
„ 10 „	3 „
„ 11 „	2 „
„ 12 „	1 „
von 13 „ an	— „

4. Die Rentenbezieher dürfen keine andere Unterstützung von öffentlichen Institutionen (z. B. Armenunterstützung vonseiten der Gemeinde) seit 1. Januar 1908 erhalten haben als nur medizinische (Arzt und Apotheke, bzw. Krankenhaus);
5. Ausländer, Verbrecher, notorische Säufer erhalten keine Rente;
6. die Rentenbezieher müssen den Nachweis erbracht haben, daß sie ein Geschäft oder Handwerk betrieben haben;
7. die Beamten, welche die Renten auszubezahlen haben, werden der Justiz entnommen und von der Finanzverwaltung ernannt;
8. sämtliche Kosten der Rentenbezüge trägt die Staatskasse;
9. die Rentenempfänger müssen britische Untertanen sein und im geeinigten Königreich Wohnsitz haben;
10. die Renten werden jede Woche am Postschalter ausbezahlt.

Etwas hart dürfte uns Deutschen die Bestimmung 6 vorkommen, wonach der Beweis für ein betriebenes Handwerk angetreten werden muß. Also ist der Fabrikarbeiter zurückgesetzt und im Nachteil? Durchaus nicht. Die englische Arbeiterschaft konnte bereits 1902 das Zentennarium der Trades-Unions (Gewerkschaften) feiern, die nebst anderen ähnlichen Vereinigungen über ein Vermögen von 800 Millionen Mark verfügen und die bisher meist schon mit dem 60. Lebensjahr und in viel höherem Maße (10 sh. pro Woche) für ihre Invaliden gesorgt hatten.

Dem Brüsseler „Patriote“ wird (Nr. 5, 1909) hierüber noch aus London geschrieben: Mancherorts konnte man Freudenkundgebungen über das Inkrafttreten des neuen Pensionsgesetzes beobachten. In Westburg zündete man auf dem Westehorse Hill ein Jubelfeuer an, in Halstead krachten Böllerschüsse u. ä.

Der erste Rentenempfänger, ein gewisser Edwin Hardwick, 78 Jahre alt, hatte sich morgens 7 Uhr 3 Min. am Postschalter des South-Eastern-Distrikts eingefunden, eines der seltenen Postämter Londons, die schon vor 8 Uhr öffnen. Namentlich in dem armen Ostviertel wurden die neuernannten „Zahlmeister“ auf harte Proben gestellt. Ein im allgemeinen unbedeutendes Postamt, jenes von Bethnal Grean, mußte über 1000 Renten auszahlen. Von 10 Uhr an stand eine lange Reihe Pensionsberechtigter vor dem Postschalter, ein Polizeibeamter hielt die Ordnung aufrecht, ein Postbeamter war den des Schreibens

Unkundigen behilflich, damit dieselben ihre Rente in Empfang nehmen konnten. Die „Zahlmeister" klagen nun schon, daß die Extravergütung, die sie erhalten (für je 1000 Auszahlungen bekommen sie 20 ℳ), durchaus keine besondere Belohnung sei im Verhältnis zu ihrer Riesenarbeit.

War für viele Uebersiebziger der erste Tag des neuen Jahres so ein doppelter Festtag geworden, so konnte man auch gar manche enttäuschte Gesichter sehen. So einen Greis, der im März 1908 von der Armenpflege in Dover die Summe von zwei Schilling empfangen hatte. Das war ein teures Geld für ihn. Einige Fälle werden berichtet, wo die Geldempfänger vor innerer Bewegung tot zusammenbrachen.

Von 690 027 Personen, die sich für die Rente angemeldet hatten, haben 525 488 dieselbe erhalten. Die zum Auszahlen erforderliche Summe soll gegen 150 Millionen Mark betragen.

So bereitwillig die englische Regierung auch für die nächsten Jahre ihren vollen Goldkasten zur Erfüllung dieses neuen Gesetzes geöffnet hat, so scheint man doch auch jenseits des Kanals bureaukratisch und mit juristischer Spitzfindigkeit vorzugehen. Von vielen Fällen nur einen: Eine 82jährige Irländerin, die ihr ganzes Leben Schuhschnüre verfertigte, die niemals eine Unterstützung aus öffentlichen Mitteln beansprucht hatte, wohl aber in ihrem hohen Alter von einem privaten Wohltätigkeitsverein wöchentlich drei Schilling zugewiesen erhielt, wartete bis jetzt vergebens auf ihre Pensionsanweisung.

Auch dieser Fortschritt des reichen Albion ist im Interesse seiner armen Leute, an denen er so reich ist, zu begrüßen.

Das Staatslexikon der Görresgesellschaft.[1]

Von Hans Herz.

Als 1876 die Görresgesellschaft gegründet war, übernahm sie alsbald die bedeutende Aufgabe, ein Staatslexikon herauszugeben. Nach langjährigen Vorarbeiten kam Ende der 90er Jahre die erste Auflage heraus, der in den Jahren 1901—1904 die zweite folgte. Schon nach vier Jahren liegt heute der 1. Band der neuesten dritten Auflage vor uns. Sie ist nicht nur verbessert, sondern auch inhaltlich vermehrt. Enthält sie doch neben den auf den neuesten Stand (1907) gebrachten revidierten Artikeln der zweiten Auflage auch eine Anzahl neu aufgenommener, so: Altruismus (Ettlinger), Anarchismus (Sacher), Arbeiterausschüsse (Koch), Arbeitsnachweis (Wagner), Ausstellungen (Huch), Autorität (v. Hertling) usw.

Die Fragen des öffentlichen Lebens, die Stellung der Gesellschaft zum Staate, des Staates zur Kirche, sind in einer Reihe von Artikeln beleuchtet. Die katholische Weltanschauung bildet selbstredend die Grundlage des Werkes. In kurzen, die geschichtliche Entwicklung des Gegenstandes berücksichtigenden und ihn erschöpfenden Abhandlungen nimmt es Stellung zu den Kulturproblemen der Gegenwart. Trotzdem das Werk überall den katholischen Standpunkt wahrt, wird wohl kein ruhig urteilender Andersgläubiger behaupten können, daß der klare vornehme Ton jemanden in seiner religiösen Anschauung verletze. Auch wer sich nicht zu der vom Staatslexikon vertretenen politischen Anschauung bekennt, wird die Noblesse des Tones nicht verkennen, womit der eigene Standpunkt niedergelegt und die gegnerischen Anschauungen gewürdigt werden. Deutsche katholische Praktiker und Gelehrte sind an der Arbeit, ein hochbedeutendes wissenschaftliches und doch populäres Werk zu schaffen, das sich an die Gebildeten aller Stände richtet. Wer im öffentlichen und politischen Leben mitarbeitet, und wer sich auch nur unterrichten will, findet klargezeichnete Wege im Staatslexikon der Görresgesellschaft.

Sache der gebildeten Katholiken ist es, das Unternehmen zu unterstützen.

Zur leichteren Orientierung hat auch die dritte Auflage einige Artikel in eine Reihe von Stichwörtern zerlegt, so die Arbeiterfrage (Hitze), Agrargesetzgebung und Agrarpolitik (Wichmann bez. Faßbender).

Wenn wir einzelnen Artikeln näher treten wollen, so möchte ich vor allem auf die umfassenden und feinstilisierten Abhandlungen über Absolutismus und Augustinus (v. Hertling), sowie Bekenntnisfreiheit (Pohle) hinweisen. Der letztgenannte ist ein glänzendes Plädoyer für freie Religionsausübung im modernen politischen Rechtsstaat. Pohle erbringt darin den Nachweis, daß zwischen der katholischen Weltanschauung und dem modernen Rechtsstaat in den maßgebenden Gesichtspunkten über Glaubensbekenntnis und Kultusfreiheit kein grundsätzlicher Widerspruch besteht.

Wie schon auf der letzten Görresversammlung und in anderweitiger Kritik hervorgehoben wurde, hätte die im Artikel „Deutschland" eingeschlossene Würdigung Bismarcks besonders behandelt werden dürfen. Wenn auch prinzipiell nur Staatstheoretiker im Lexikon besprochen werden sollen, so ist doch Bismarck nicht allein Staatsmann, sondern auch Theoretiker gewesen und seine staatstheoretischen Anschauungen sind auch heute noch nicht nur für manche parteipolitische Erwägungen von Bedeutung, sondern auch Gegenstand wissenschaftlicher Erörterungen. Wir möchten hier auf einen Artikel des Handwörterbuchs der Staatswissenschaften (1908) über Bismarck hinweisen, in dem er in seiner Verfassungs-, Wirtschafts- und Sozialpolitik im Zusammenhang mit seiner nationalen Politik gewürdigt ist. Bei Besprechung der wirtschaftlichen Seite unserer Kolonien hätte man teilweise statt der kühlvornehmen Zurückhaltung eine schärfere Kritik erwarten dürfen. Wenn wir auch Kiautschou nicht ein „Drecknest" nennen wollen, so ist es doch ein offenes Geheimnis, daß diese deutsche Villenkolonie wirtschaftlich und vielleicht auch strategisch eine Null bedeutet.

Sehr instruktiv sind die Artikel über Agrarfragen, die Arbeiterfragen und das Eisenbahnwesen. Von den juristischen Artikeln sei besonders auf die Spahnschen hingewiesen, z. B. Aufenthaltsrecht, Auslieferung, Begnadigung usw. In manchen Artikeln ist ein reichhaltiges statistisches Material verwendet und macht sie deshalb sehr wertvoll.

Voll und ganz ist die günstige Aufnahme, die das Staatslexikon in gegnerischen Zeitschriften und Blättern gefunden hat, gerechtfertigt. Um so mehr haben wir Katholiken eine Veranlassung, der Görresgesellschaft für das Unternehmen unsere Anerkennung zu zollen, da heute keine politische Partei ein auf gleicher Höhe stehendes Staatslexikon besitzt. Möge es gelingen, daß auch die weiteren 4 Bände der dritten Auflage dem ersten nicht nachstehen und daß das Werk die ihm gebührende Achtung in unseren Kreisen findet.

[1] Staatslexikon. Dritte, neubearbeitete Auflage. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben im Auftrag der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland von Dr. Julius Bachem in Köln. Erster Band: Abandon bis Elsaß-Lothringen Lex.-8° (X S. u. 1584 Sp.) Freiburg 1908, Herdersche Verlagshandlung. Geb. in Halbfranz ℳ 18.—.

Die Publikationen der Oesterreichischen Leogesellschaft.

Von Paul Andor.

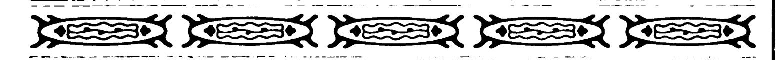
Die von der Leogesellschaft, diesem hochragenden Mittelpunkt wissenschaftlichen, auf der Grundlage katholischer Weltanschauung beruhenden Lebens in Oesterreich, herausgegebene Vierteljahrsschrift „Die Kultur"[1]) hat mit dem kürzlich erschienenen Januarheft den zehnten Jahrgang begonnen, ist also in eine Art „Jubiläumsjahr" getreten. Die Zeitschrift vertritt durchaus nicht bloß österreichische Interessen, sondern ist bemüht, in weiteste Kreise christliche Weltanschauung zu bringen und auf dem Boden des Christentums stehende Gelehrte und Künstler zu gegenseitiger Anregung und gemeinsamer Pflege der Wissenschaft und Kunst miteinander zu verbinden. Sie zählt zu ihren Mitarbeitern österreichische wie deutsche Gelehrte von Ruf, und es gibt kaum ein Gebiet menschlicher Forschertätigkeit, aus dem sich nicht ein oder der andere Beitrag in ihr fände. Zugleich gewährt sie in jedem Hefte auch der Belletristik in Form einer Novelle und einiger Gedichte Raum, während eine Umschau am Schlusse jedes Heftes über das Kunstleben der Zeit, den Inhalt hervorragender Zeitschriften u. dgl. orientiert. — Der ältere Bruder der „Kultur" ist das seit 17 Jahren bestehende, besonders in Gelehrtenkreisen sehr beliebte „Allgemeine Literaturblatt"[2]), das ebenso wie die „Kultur"

[1] „Die Kultur". Vierteljahrsschrift für Wissenschaft, Literatur und Kunst. Verlag der Leogesellschaft, Wien IX, Schwarzspanierstr. 6. Abonnementspreis pro Jahrgang ℳ 7.20 (für Mitglieder der Leogesellschaft umsonst).

[2] „Allgemeines Literaturblatt". Herausgegeben von der Oesterreichischen Leogesellschaft, Wien II, C. Fromme. Erscheint am 15. und letzten jedes Monats. Abonnementspreis pro Jahr ℳ 12.50 (für Mitglieder der Leogesellschaft ℳ 8.50).



unter der bewährten Leitung des Direktors der Privat- und Familienbibliothek des Kaisers von Oesterreich, Dr. Franz Schnürer, steht. Das Programm, das bei der Gründung dieses Blattes aufgestellt wurde, ist bisher vortrefflich verwirklicht worden: es ist ein Organ, das — nach allen Seiten unabhängig und keinem besonderen Fach- und Standesinteresse dienend — jedem Gebildeten, der sich um die Fortschritte der Wissenschaft kümmert, ein treuer Berater und Leiter beim Studium wie bei der Auswahl der Erholungslektüre ist und dabei wissenschaftlich im strengsten Sinne genannt werden kann. Für das letztere bürgen schon die Namen der Mitarbeiter, deren das Inhaltsverzeichnis des letzten Jahrganges gegen 200 aufweist, und die sich aus allen europäischen, ja zum Teil sogar außereuropäischen Ländern rekrutieren. Man merkt es jedem einzelnen Referat an, daß der Herausgeber des Blattes bemüht ist, für jede literarische Neuerscheinung, sei es auf welchem Gebiete immer, einen sachkundigen, fachwissenschaftlich gebildeten Referenten zu finden, zugleich aber jeder Einseitigkeit in Auswahl und Urteil vorzubeugen. Jede der 12 Rubriken, in welche der Inhalt eingeteilt ist (Allgemeinwissenschaftliches, Theologie, Philosophie und Pädagogik, Geschichte und Hilfswissenschaften. Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte, Kunstwissenschaft, Länder- und Völkerkunde, Rechts- und Staatswissenschaften, Naturwissenschaften und Mathematik, Medizin, Technische Wissenschaften, Schöne Literatur), enthält zuerst längere und kürzere Buchbesprechungen, dann die Inhaltsangaben der in das betreffende Fach schlagenden Zeitschriften und eine sorgsame, nahezu vollständige Fachbibliographie. Die wachsende Verbreitung, die das „Allgemeine Literaturblatt" findet, beweist, daß es allen Ansprüchen genügt, die an ein Organ seiner Art von kompetenter Seite gestellt werden können.



Ein neuer Tendenzroman.

„Heilige und Menschen" von E. M. delle Grazie. Besprochen von Eserette.

In einem Augenblicke, da die Klöster der Salesianer in Italien ihre Tore weit geöffnet haben zur Aufnahme der armen Waisen der Unglücklichen von Messina — da die Ordensleute von Palermo Wunderwerke der Liebe und Aufopferung an den Verwundeten tun, da Priester und Nonnen und das Oberhaupt der katholischen Kirche nicht genug tun können, die Taten des Menschenherzens mit denen des werktätigen katholischen Glaubens zu vereinen, und Christen, Juden und Ungläubige in wundervollem Einklang sich zusammentun, Siziliens unermeßlichen Jammer einigermaßen zu stillen — erscheint wie ein schneidender Mißton in diesem Konzerte edelster Menschenliebe der Tendenzroman einer hochbegabten, künstlerisch veranlagten Frau italienischer Abstammung. Wir meinen das Werk: „Heilige und Menschen" von E. M. delle Grazie, der Verfasserin des Epos „Robespierre".

Dieser Roman, der von Angriffen auf alles Katholische und auf die christliche Religion im besonderen strotzt, weiß nichts von der brennenden, sozialen Not der Zeit, weiß nichts von dem verzweifelten Kampfe, den das Menschengeschlecht für die Reinerhaltung der Kindheit und Jugend gegen Laster und Unsittlichkeit kämpft, weiß nichts von den betäubenden Resultaten, welche eine das Triebleben fördernde Nichterziehung bei der Jugend Europas schon gezeitigt hat. Er weiß nur etwas vom „erotischen Problem", und seine ganze Feindschaft richtet sich gegen jene, die den Sinnentrieb in Schranken halten wollen und ihm keine allein dominierenden Rechte zugestehen. Die schwersten Anklagen in dieser Richtung erhebt delle Grazie gegen die klösterliche Erziehung.

Auch wir — die Finsterlinge — haben so viel hellen Blick zu sehen, „daß das Getriebe sich durch Hunger und Liebe" bewegt. Wir wissen, daß die größte und gewaltigste Leidenschaft des Menschenherzens die Liebe der Geschlechter zueinander ist, und daß die immer fehl gehen, welche die Macht dieser Leidenschaft unterschätzen. Aber wehe denen, die ihr alles unterordnen wollen: Pflicht, Glauben, Vaterland, Nation, Caritas stehen hoch über dieser Leidenschaft, die wie das Feuer ein Segen oder Verderben wird, je nachdem der Mensch sie zu disziplinieren gelernt hat.

Sie kann — ohne diese Beherrschung — ein furchtbares, entnervendes, zerstörendes Verderben werden. Aerzte, Eltern, Priester, die Krankenhäuser-Statistiken bringen mehr Material herbei für diese Behauptung, als dem kühnsten Romancier angenehm sein könnte.

Ja — was soll man angesichts solcher Tatsachen zu den tollen Bemühungen eines großen Teiles unserer modernen Schriftstellerinnen sagen, die ungehinderte Freiheit für das Sexualleben fordern, die für die großen Begriffe der Menschheit: Selbstzucht, Entsagung, Aufopferung egoistischer Begierde um der Pflicht, um des Gemeinwohls willen, keinerlei Verständnis mehr haben, die alles nur aus dem engen Gesichtswinkel des „Weibchens" sehen und kindlich glauben, in einigen sehr unsicheren wissenschaftlichen Hypothesen das Heil und die Aufklärung zu finden? Da möchte man wirklich verzweifeln an der Fähigkeit des Frauenhirns, das wahrhaft Bedeutende vom Nebensächlichen und Unwichtigen gebührend zu trennen.

Der neue Roman von delle Grazie ist eine Arbeit, in der viel Talent und viel Können an solche Nebensächlichkeiten verschwendet wird. Gewiß ist es eine wundervolle Sache, wenn auf dem Boden des Meeres eine antike Venusstatue gefunden wird, nebst den Resten ihres dereinstigen Tempels. Der Kulturrest einer hochinteressanten Epoche steigt mit dem Marmorbilde vor uns auf — allerhand Reminiszenzen künstlerischer und poetischer Natur mögen mit Recht sich daran knüpfen, aber dadurch entsteht doch nur in einem verstiegenen Hirn der Wunsch, den alten Kult der Venus wieder einführen zu wollen, diesen Kult, der eine entsetzliche Erniedrigung des Weibes mit sich brachte. Wo bleiben bei solchen Wünschen Logik und die Kenntnis der Konsequenzen? Ist es nicht die vornehmste Aufgabe des Romanciers, ein Lebenslehrer durch getreue und wahrhaftige Erkennung der Lebenswerte zu sein?

Es ist überhaupt der Kult der Naturgottheiten, den delle Grazie ersehnt, der Kult des Körpers, der Sinnlichkeit, des Materialismus. Sie haßt die große Völkererzieherin, die Kirche; sie weiß nichts von ihren Segnungen, ihren Großtaten, ihrer machtvollen kulturellen Bedeutung, ihren wundervollen Hervorbringungen an großen Menschen und großer Kunst; sie sieht nur einzelne Auswüchse, das, was Fanatiker hier und da in Klöstern sündigten, liest sie zusammen und schmiedet daraus die Waffe einer furchtbaren Anklage.

Ihre giftigsten Pfeile schießt delle Grazie gegen die „christliche Liebe" ab, die nach ihrer Ansicht nichts als ein Moloch ist, der unerhörte Menschenopfer fordert. Auch wir sind der Ansicht, daß die christliche Liebe nur in einem vollwertigen Menschenherzen ihre ganze Kraft ausüben kann. Dann aber ist sie das Wunderbarste und Seligste, was man sich denken kann — das Göttlichste unter allen Erscheinungen des Lebens.

All die unzähligen „Gesta Christi", all die Asyle und Heimaten der Verwaisten, der Armen und Kranken, von denen das Altertum nichts wußte, sind durch sie erstanden. Was macht es, daß sie von Heuchlern als Deckmantel, von Ehrgeizigen als Leiter, von Habgierigen als Köder benutzt wurde?

Ihre ewigen Werke sind über allen Zweifel erhaben, und eine Kennerin der Weltgeschichte, wie delle Grazie, hätte das Haupt in Demut vor ihrer großen Herrlichkeit beugen sollen, statt den Stein gegen sie zu schleudern. Mit dieser Kleinlichkeit der Auffassung, mit diesem beschränkten Blicke, für diesen eminenten Mangel an Einsicht und Gerechtigkeitsgefühl kann uns die Pracht der Schilderungen, die Glut der Sinnlichkeit eines südlichen Temperaments, die farbig-lebendige Darstellung nicht entschädigen, selbst nicht der schwache Versuch, einen scheinbaren Ausgleich herzustellen durch eine Nonne und einen Priester, welche die gegenseitige Neigung heroisch überwinden. Freilich die Nonne stirbt daran und der Priester wird dadurch zum Unmenschen.

Mit welch verbrauchten Mitteln wird doch in dem Roman gearbeitet? Da ist eine Fürstin, die ihre uneheliche Tochter zwingt, den Schleier zu nehmen, weil die Mutter meint, durch dieses Hinopfern ihres Kindes ihre Sünde vor Gott zu sühnen. Da ist eine uneheliche Waise altadeliger Familie zur Schande entsprossen, die ebenfalls im Kloster als Nonne verschwinden soll und von der scheußlichen Präfektin mit Geißelhieben traktiert und in den Tod getrieben wird. Absturz von der Klostermauer — wie in einem Schauerroman ältester Ordnung.

Da ist ein sittenloser Priester, der zu den höchsten Ehrenstellen gelangt, und der größte Dummkopf des Romans ist natürlich päpstlicher Kämmerer.

Der Kritiker der Wiener „Neuen Freien Presse" ist entzückt vor dem „stolzen Geiste", der das Buch durchweht. Er sagt u. a.: „Der Roman „Heilige und Menschen" ist ein Kampfbuch, jene finstere Schar, gegen die es streitet, wird es ein Tendenzbuch schelten." Und an anderer Stelle: Nicht bloß den Unterricht und das Erziehungssystem in den Nonnenklöstern beleuchtet er wie mit Röntgenstrahlen. Sein Ziel ist höher gestellt: Er

legt die Axt an die Wurzel, aus der dieses Erziehungssystem erwachsen. Das ganze prächtige Buch ist eine schwere Anklage wider die Knechtung der Seelen, die Verleugnung der Natur, die unter dem Deckmantel der Religion gefordert wird."

Kann man die Feindseligkeit und die Ungerechtigkeit des Hasses besser beleuchten, als es hier unbewußt geschah? Also nicht ein parteiloses Bild des Lebens gibt der Roman, sondern einen für eine Tendenz geschliffenen verzerrenden Spiegel.

Damit ist seinem „stolzen Geist" das Urteil gesprochen.

Ueber die Seelsorge auf Auswandererschiffen.

Vom apostolischen Protonotar Monsignore Graf Vay de Vaya und zu Luskod.

Ueber meine Erfahrungen auf Auswandererschiffen hatte ich in der im Oktober 1905 in Dortmund abgehaltenen Caritasversammlung und auf dem im August 1906 in Essen stattgefundenen Katholikenkongresse Gelegenheit, ausführlicher zu berichten. Im Jahre 1907 machte ich die Fahrt nach Amerika auf einem Eildampfer, um auch auf diesem Gebiete die nötigen Erfahrungen zu sammeln, ehe ich mein Referat dem St. Rafaelvereine erstatte. Während der auf dem Auswandererschiffe gemachten langwierigen Fahrt, die von Fiume bis Neuyork nahezu drei Wochen in Anspruch nahm, und auf welcher ich 2400 Arbeiter auf ihrer mühseligen Wanderung begleitete, bot sich mir eine außergewöhnliche Gelegenheit, aus der Nähe zu beobachten, von welch eminenter Notwendigkeit es wäre, auf solchen ins Riesenhafte gehende Menschenmengen führenden Schiffen nach Möglichkeit Priesterstellen zu systemisieren, und ich überzeugte mich gleichzeitig auch davon, welche segensreiche Tätigkeit sich hierbei dem Seelsorger eröffnen würde.

Die Auswanderung oder, sagen wir, das Wanderleben der Arbeiter auf dem Meere ist eine der eigentümlichsten sozialen Erscheinungen der Gegenwart von zweifellos größter Tragweite. In Anbetracht dessen, daß aus manchen Ländern allein die Zahl jener, die aufbrechen, um in neuen Weltteilen ihr Brot zu verdienen, jährlich hunderttausend übersteigt, können wir uns leicht einen Begriff von den riesenhaften Dimensionen machen. Abgesehen von allem anderen, verließen doch vor zwei Jahren über 300 000 Menschen aus dem Gebiete der österreichisch-ungarischen Monarchie die Heimat, und die Zahl der Italiener kam in demselben Jahre einer halben Million nahe. Im Gebiete der Vereinigten Staaten — von Mittel- und Südamerika gar nicht zu reden — beträgt die Zahl der Ankömmlinge jährlich mehr als eine Million. Und vergessen wir nicht, daß diese Einwanderer berufen sind, diese riesige Bodenfläche zu kolonisieren und den ganzen Kontinent zu bevölkern. Ein großer Teil dieser Menschen ist katholisch, und ihnen erwächst daher die erhabene Mission, im neuen Weltteil das Evangelium zu verkünden. Keine edlere Aufgabe kann der Menschheit zuteil werden, als in bisher sozusagen unbekannten und öden Gegenden oder unter Heiden oder wilden Stämmen mit dem heiligen Zeichen des Kreuzes in der Hand vorwärts zu dringen und den christlichen Glauben und christliche Tugenden zu verbreiten.

Leider müssen wir oft gerade das Gegenteil davon erfahren. Viele, die sich Christen nennen, leben, sobald sie in der neuen Welt angekommen sind, wie die Heiden, und sogar solche, die in der Heimat eine musterhafte Lebensweise führten, werden, von der Scholle losgerissen, zum Opfer der Sünde und der Verdammnis. Erschreckend groß ist die Zahl jener Gläubigen, die jährlich in der neuen Welt abwendig werden. Ein Teil der achtzig Millionen Einwohner der Vereinigten Staaten bekennt sich offiziell als konfessionslos. Andere, die noch dem Namen nach einer oder der anderen Religion angehören, sind in Wirklichkeit vollständig indifferent. Wenn wir berücksichtigen, daß von den nahezu hundert Millionen Einwohnern Nordamerikas im ganzen kaum siebzehn Millionen Katholiken sind, so ist das Verhältnis ein ziemlich bescheidenes. Noch größer ist das Mißverhältnis, wenn wir in Betracht ziehen, daß die neuen Kolonisten größtenteils aus katholischen Ländern stammen, und daß ein hoher Prozentsatz der Einwanderer bisher tatsächlich katholisch ist.

Daß die Zahl der Katholiken trotzdem verhältnismäßig so gering ist, ist nur so zu erklären, daß die Abkömmlinge sich von der Kirche losgelöst haben. Viele kamen durch Mischehen oder sonstige traurige Umstände in den Verband anderer Konfessionen, andere wieder wurden vollständig glaubenslos.

Unter den zahlreichen Gefahren der Auswanderung fällt zweifelsohne am schwersten ins Gewicht, daß sie das Seelenleben großer und stets zunehmender Massen gefährdet. Die an einfache Lebensweise gewohnten Leute geraten fern von der Heimat und dem Kreise ihrer Familie, sich selbst überlassen und unzähligen unbekannten Gefahren schutzlos ausgesetzt, in Zwiespalt mit sich selbst und oft auch mit der menschlichen Gesellschaft.

Meine wiederholten Missionsreisen gaben mir reichlich Gelegenheit, das Leben der Auswanderer in allen seinen Phasen zu beobachten. Die Zustände sind oft herzzerreißend, und es ist fast unglaublich, daß ein Mensch so viel Prüfungen zu überstehen vermag. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß auch der Aermste in seiner Heimat zumindest ein bescheidenes Heim, eine Familie, Freunde und Bekannte hatte und sich schließlich als Mitglied einer Gesellschaft fühlen konnte. Er hatte gesellschaftliche Bande, Wünsche, Hoffnungen, die allesamt dazu beitrugen, ihm die Bürden des Alltags bis zu einem gewissen Grade erträglicher zu gestalten.

In der Fremde angelangt, hört das alles auf. Er ist verwaist im wahrsten Sinne des Wortes. Von der Minute an, wann der Auswanderer Ellis Island verläßt, und die Schranken der Auswandererstation sich hinter ihm schließen, ist er vollständig sich selbst überlassen. Wie vielen solch verwahrlosten unschlüssigen Gestalten begegnete ich täglich auf den Straßen Neuyorks. Wieviel hunderte solcher arbeits- und obdachloser, ausgehungerter, zerlumpter und verzweifelter Subjekte sah ich allabendlich auf der Suche nach Nachtruhe auf den Promenaden und Bänken der öffentlichen Gärten der Stadt.

Die Vereinigten Staaten gestatten bekanntlich niemandem das Landen, der auf Grund eines bereits früher geschlossenen Arbeitskontraktes ins Land kommt. So ist auch der Fleißigste wenigstens in der ersten Zeit zum Nichtstun und zur Entbehrung verurteilt. Doch ist sein Leben, auch wenn er in die Arbeit geht, im Anfange nicht rosig. In Unkenntnis der Verhältnisse, der Sprache nicht mächtig, ohne jegliche Stütze ergreift er die erstbeste Gelegenheit, um Arbeit zu erhalten. Ist es ein Wunder, wenn er ausgebeutet und für eine Arbeit, die ein Amerikaner gar nicht übernimmt, jämmerlich entlohnt wird?

Nur in Chicago, Pittsburg und in den verschiedenen Bergwerkskolonien können wir einen richtigen Begriff von dem Leben des fremden Arbeiters in den Vereinigten Staaten erhalten. Ohne Familie, wohnen die meisten in gemeinschaftlichen Quartieren. Dreißig, vierzig sind in einer Scheune untergebracht, denn Zimmer kann man wohl diese aus Holz zusammengeflickten Buden, in welche weder das Licht noch die Luft einen Zutritt hat, und in welchen die Leute, so wie sie sind, in ihren Kleidern, ermüdet und schmutzig, die Nacht verbringen, nicht nennen. Die Ernährung ist noch ungesunder; denn obwohl die Leute Fleischspeisen in Fülle bekommen, sind es zumeist nur Abfälle und Konserven. Kann es einen wundernehmen, wenn unter solchen Umständen unter ihnen Krankheiten auf die schrecklichste Weise grassieren.

Doch mag das physische Elend noch so abschreckend sein, viel ernster ist die moralische Gefahr. In der Neuen Welt gelandet, auf fremdem Boden stößt auch der gläubigste Katholik auf so manche Schwierigkeiten, wenn er seinen religiösen Obliegenheiten nachkommen will. Von anderen Hindernissen gar nicht zu reden, versteht er vor allem die Sprache nicht; dann gibt es oft in der Nähe keine katholische Kirche. So beschränkt sich die Familie im Anfange auf die täglichen Gebete. Bald wird aber die Zahl derselben infolge der vielen Arbeit und sonstiger Beschäftigung stetig verringert, bis schließlich völliger Indifferentismus in ihrer Seele platzgreift. An die Kinder, die unter solchen Verhältnissen auf die Welt kommen, können wir nicht viel Hoffnungen knüpfen. Die meisten von ihnen besuchen konfessionslose Schulen und wachsen im indifferenten Milieu auf. Ihr Leben verläuft im Dienste des ödesten Materialismus. Aber auch wenn die Mühe und Arbeit des Auswanderers von Erfolg gekrönt wird und seine irdischen Wünsche vollends in Erfüllung gehen, — das Gemüt ist verroht, ein jedes zartere Gefühl ist in ihm ausgestorben, seine Seele des Segens der übernatürlichen Gnade beraubt. Bei dem Umstande, daß die meisten einfachen Arbeiter nach Vermögen jagen, ist es merkwürdig genug, daß die größte innere Unzufriedenheit unter den Reichen zu finden ist; den höchsten Prozentsatz der traurigen Selbstmorde liefert in Amerika die Klasse der Millionäre.

Die Kirche allein wäre berufen und imstande, dem Uebel abzuhelfen. Den Dienern der Kirche wäre es allein möglich, die Gläubigen vor den Irrwegen und bösen Tendenzen zu bewahren und vor allem Institutionen ins Leben zu rufen, die den Ankommenden gleich in der ersten Zeit, wo die Hilfe am notwendigsten und die Gefahr am größten ist, beizustehen. Auf diesem Gebiete erwarb sich der St. Rafaelverein solch außerordentliche Verdienste und rettete durch seine unermüdliche Tätigkeit schon bisher so viel Seelen.

Doch ist die Zahl der in den Hafenstädten errichteten Rafael-Häuser und -Kapellen in Anbetracht der Hunderttausende der Auswanderer bis nun verhältnismäßig gering, und sie können überdies den Gläubigen nicht folgen. Deswegen erachte ich zu der Erhaltung des Glaubenslebens in fremden Landen als die wirksamsten zwei Mittel: die häufige Abhaltung von Missionen in der Muttersprache der Betreffenden und die Organisation der Seelsorge auf den Auswandererschiffen.

Jedermann ist bekannt, welch eine segensreiche Tätigkeit die Missionen sogar auf heimischer Erde entfalten; um wieviel größere Wichtigkeit sie besitzen und um wieviel tieferen Eindruck sie haben auf das in die Fremde verschlagene, sich selbst überlassene Arbeiter-

voll, kann man sich leicht vorstellen. Das zweite segensreiche Mittel wäre die auf den Auswandererschiffen zu organisierende Seelsorge. Schon die natürlichen Umstände sind derart, daß sie den Menschen unwillkürlich zum Erkennen seiner übernatürlichen Bestimmung leiten.

Wenn ich mich nicht irre, ließ die göttliche Vorsehung meiner Wenigkeit jene unendliche Gnade zuteil werden, zum erstenmal die Seelsorge auf einem Auswandererschiffe auszuüben, und ich vermag daher auf Grund meiner persönlichen Erfahrungen ein Urteil abzugeben. Vor allem dürfen wir nicht vergessen, daß ein jedes Scheiden traurig ist, ein jeder Abschied die Menschen ergreift — um wieviel trauriger und ergreifender es ist, wenn wir auf längere Zeit, oft für immer Lebewohl sagen, läßt sich leicht denken. So niederschlagend ist die Stimmung gleich im Momente der Abfahrt, welche jedoch inmitten der Sorgen und Leiden der wochenlangen Reise sich noch steigert. Sehr viele, die meisten von ihnen waren noch nie auf dem Meere; ist es da ein Wunder, wenn so manche erkranken, und bei ungünstigem oder stürmischem Wetter die Verzweiflung keine Grenzen kennt und alle der Meinung sind, daß ihre letzte Stunde naht. Die traurigen und erschütternden Szenen, die sich an einem solchen Tage ereignen, kann man unmöglich beschreiben. Häufig kommen Unfälle, sogar Todesfälle vor, und nur der Geistliche ist imstande, in den Seelen den Glauben zu erwecken und die Hoffnung wachzuerhalten.

An ihrem Bestimmungsorte angelangt, kann ihnen der Priester nicht minder wichtige Dienste leisten und sie zumindest mit einem Empfehlungsschreiben an ihren zukünftigen Pfarrer versehen. So werden sie, wenn auch der Sprache anfangs nicht mächtig, wenigstens Mitglieder einer Religionsgemeinde und disziplinierte Individuen, die nicht mehr völlig sich selbst überlassen und ohne jede Aufsicht nach Art der Kulis und Sklaven untergehen, sondern zu nützlichen Bürgern der Gesellschaft werden.

Wir dürfen nicht unberücksichtigt lassen, daß diese einfachen aber ehrlichen Leute, die größtenteils von den Feldern und Gebirgen Ost- und Südeuropas unmittelbar in die Metropole Amerikas kommen. Die seelische Erschütterung ist infolge der großen Veränderung ungeheuer. Wenn sie einmal ihren Glauben verloren haben, so sind auch alle ihre höheren Ideale dahin, und es kommt ihnen sogar ihre ganze moralische Auffassung vollends abhanden.

Inmitten der heutigen stets wachsenden sozialen Gefahren vermag allein die Kirche die Menschheit auf dem Wege der Tugend zu bewahren. Und die Wogen der Gesellschaft schlagen nirgends höher und deren Abgründe sind nirgends klaffender als gerade auf dem Boden des in stetiger Umwandlung befindlichen Amerika. Ein Vulkan ist er im strengsten Sinne des Wortes, und die Menschheit läßt ungestörten freien Lauf ihren dämonischen Passionen.

Bücher wie „Dungle" und „Metropolis", die solch ein Aufsehen erregten, schildern mit realistischen Farben das Leben der aus fremden Ländern eingewanderten Arbeiter in den Vereinigten Staaten, und doch beschreiben sie nur einzelne betrübende Erscheinungen ihres Lebens und erschließen durchaus nicht die Lage in ihrer ganzen schauerlichen Wahrheit.

Die Zustände sind wahrhaftig erschütternd. Und niederschlagender ist noch, daß sich die Behörden um die ungesunden Verhältnisse gar nicht kümmern, oder aber unfähig sind, ihnen abzuhelfen. Eben deswegen wäre es notwendig, jene Vereine zu fördern, die sich dies zum Ziele setzten, und sowohl die Gesellschaft wie der Staat müßte die in verschiedenen Richtungen entfaltete Tätigkeit der Kirche auf das wirksamste unterstützen. (Schluß f.)

Davids Laute.

So oft den König Schwermut überkam,
Ließ man zu ihm den Knaben David rufen —
Der spielte auf der Laute wundersam,
Daß ihre Töne Saul Erleicht'rung schufen.

Und siehe da, der böse Geist entwich
Vor dieser Laute göttergleichem Schlagen,
Und Saul stand auf, von neuem fürchterlich,
Um seine Feinde vor sich herzujagen. —

Komm her und gib mir deine weiße Hand —
Wie Davids Laute kannst du Sorgen bannen,
Denn immer, wenn ich mich in Schmerzen wand,
Floß'n sie vor deinem leisen Wort von dannen.

So gabst du meinem Leben neuen Wert,
Und Kraft zur Heilung reichtest du dem Kranken;
Du bist mein Schild, du bist mein siegahft Schwert —
Wie kann ich deiner Güte jemals danken?

Joseph Faßbinder.

Sexuelle Massenaufklärung.

Von Franz Weigl.

In größeren Städten haben sich vielfach geschäftsgewandte Personen der sexuellen Aufklärungswut bemächtigt, nicht etwa um der Allgemeinheit einen Dienst zu erweisen, vielmehr nur, um daraus Kapital zu schlagen. Die Münchener Polizeidirektion wollte diesem Treiben ein Ende machen und ersuchte mehrere Vereine, darunter auch den Interkonfessionellen Münchener Männerverein zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit, um ein Urteil in der Sache.

Nach eingehender Beratung sprach der Männerverein seine Meinung dahin aus: Es ist gewiß, daß die Frage der sexuellen Aufklärung aus einem Notstand entsprungen ist, die sich aber auf junge Leute im Alter von 14—17 Jahren bezieht. Für die Hilfe kommen hierbei in erster Linie die Eltern in Betracht, im höheren Alter, etwa beim Verlassen des Gymnasiums, eventuell auch schon bei Beendigung der Fortbildungsschule, kann von einem dazu befähigten Schulmanne oder Arzte eine Belehrung und Warnung besonders nach der hygienischen Seite hinzukommen.

Geschieht dies, so bedarf es offenbar einer in der Oeffentlichkeit sich vollziehenden sexuellen Aufklärung überhaupt nicht. Geschah es aber nicht, etwa aus zu großer Schamhaftigkeit, so ist, zumal beim weiblichen Geschlecht, anzunehmen, daß solche Unaufgeklärte viel eher zu einem Buche greifen, als in öffentlichen Versammlungen sich Rat holen. Die Besucher solcher Vorträge dürften fast ausnahmslos schon hinreichend „aufgeklärt" sein und nur weitere Details sexueller Art und Entartung, womöglich Bilder und Demonstrationen, suchen. In diesem Falle ist die Wirkung für das Volkswohl höchst gefährlich. Vorträge, die sich ein bestimmtes Gebiet hygienischer Art gewählt haben (Gefahr der Ansteckung, Einfluß des Alkohols u. ä.), sind wohl auszunehmen, aber auch nur dann, wenn sie auf der Höhe christlich-sittlicher Moral stehen, also z. B. nicht auf Empfehlung von Verhütungsmitteln hinauslaufen, und wenn sie von Männern wirklicher Wissenschaft, von Hygienikern und Aerzten von Ansehen und Würde, gehalten werden, von denen man annehmen darf, daß sie ihre Worte nicht nur vor dem Richterstuhl christlicher Moral verantworten können, sondern auch vor dem der nationalen Zukunft.

Leuten, denen es in erster Linie um Gelderwerb zu tun ist, soll die Genehmigung unter allen Umständen versagt werden; denn — so schließt die Kundgebung des Männervereins — „wir stehen in Gefahr, daß mit dem Wort sexuelle Aufklärung ein ebensolcher Raubzug gegen die Sittlichkeit des Volkes unternommen wird, wie es seit Jahren auf dem Gebiete der Nuditätenphotographie mit dem Namen edler Kunst geschieht".

Die Münchener Polizei hat denn auch die Gefahren der sexuellen Massenaufklärung erfaßt und eine Note veröffentlicht, in der sie konstatiert, „daß nicht so sehr zur Befriedigung ernsten Wissensdrangs als vielmehr zur Unterstützung der sinnlichen Neugier und Sensationslust, sowie in der deutlichen Absicht des Gelderwerbs jene wichtige Aufklärungsarbeit von gewerbsmäßigen Wanderrednern beiderlei Geschlechts im Umherziehen geleistet wird". Die Polizeidirektion gibt daher bekannt, „daß öffentliche Vorträge gewerbsmäßiger Wanderredner aus dem Gebiete des Sexuallebens, und zwar in erster Linien Laienvorträge, in der Regel aber auch solche von Aerzten und anderen wissenschaftlich gebildeten Personen, polizeiliches Verbot zu erwarten haben." Die Einrichtung geschlossener oder öffentlicher Vorträge für Erwachsene sei jenen hiesigen Vereinen zuzuweisen, die auf den einschlägigen Gebieten mit Unterstützung der Aerzte, Hygieniker, Schulmänner eine seit längerer Zeit allgemein anerkannte Tätigkeit entwickelt haben. Besonders werden genannt der Verein für Volkshygiene, die Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, der Aerztliche Verein und der Aerztliche Bezirksverein, die Volksbildungs-, Volkshochschul- und Arbeiterbildungsvereine.

Von allen, die nicht in ungezwungenster, schrankenloser Freiheit das Ideal sehen, wird diese Note freudigst aufgenommen worden sein, mögen sie nun politisch oder religiös welcher Richtung auch immer angehören. Auch in der Beurteilung dieser Frage mußte der Zusammenschluß der „Partei der anständigen Leute", die bei allem sonstigen Hader immer vordringlicher wird, erfolgen. So schreibt z. B. Dr. Paul Busching in Nr. 4 der liberalen „Allgemeinen Zeitung" (S. 89): „Der Polizeipräsident

hat eine Maßregel getroffen, die bei allen Anständigen Beifall findet. . . . Es gibt Reisende in Wein; es gibt Reisende in Zigarren und es gibt Reisende in Sexualethik und Sexualmoral. Aber wir wollen diese Sorte commis voyageurs nicht!" Mit der Note der Münchener Polizei ist ihr hier das Handwerk gelegt. Mögen andere Städte folgen, dann wird das neue Metier bald völlig verschwunden sein!

„Gegen den Schmutz in Wort und Bild."

Unter dieser Ueberschrift und Parole veröffentlichte der in der Universitätsstadt Göttingen erscheinende „Deutsche Bote" (Nr. 6 vom 8. Januar 1909) den nachstehenden sehr bemerkenswerten und zur Nachahmung anregenden Aufruf. Man klagt so oft und nicht mit Unrecht darüber, daß die sog. „Intellektuellen", daß die gebildeten und zumal die gelehrten Kreise, die Männer der Wissenschaft, dieser Bewegung entweder ablehnend oder doch passiv und untätig gegenüberstehen. Gegen die Unterzeichner des Göttinger Aufrufes kann man diesen Mangel wahrlich nicht geltend machen. Der von den Manifestanten angedrohte **geschäftliche Boykott** ist das einzig wirksame Mittel, um die Säuberung der Schaufenster und auch der inneren Läden zu erzwingen. Der Aufruf hat folgenden Wortlaut:

Gegen den Schmutz in Wort und Bild.

Die Unterzeichneten halten es für ihre ernste Pflicht, gegen den Vertrieb gemeiner Bilder und anstößiger Literatur, wie er sich in den letzten Jahren auch in **Göttingen** entwickelt hat, ihre Stimme zu erheben. Namentlich erregen die Schaufenster einer Reihe von Geschäften die schwersten Bedenken. An Straßen, die in besonderem Maße dem Verkehre der Schuljugend dienen, werden fortgesetzt Bilder, Postkarten und andere Gegenstände ausgestellt, die das Schamgefühl aufs gröblichste verletzen und die Phantasie unserer Jugend vergiften. Nicht gegen das Nackte in der Kunst richtet sich unser Widerspruch, sondern gegen jene leichtfertigen Darstellungen des Nackten, deren Urheber unter dem Namen der Kunst auf die schlechten Triebe im Menschen rechnen. Wir rufen nicht nach dem Staatsanwalt, wir wünschen nicht einmal die harte Form verschärfter polizeilicher Ueberwachung. Um so eindringlicher wenden wir uns an das Verantwortlichkeitsgefühl der Inhaber aller Geschäfte, die sich mit dem Vertriebe von Bildern, Büchern und Zeitschriften befassen oder in deren Lokalen solche zur Benutzung des Publikums aufliegen. Wir haben das feste Vertrauen, daß der gesunde Sinn des Publikums bei ernstlichem Willen selbst in der Lage ist, die Oeffentlichkeit vor jener groben Gefährdung des Geschmackes und der guten Sitten zu bewahren, und in der Ueberzeugung, daß **ein jeder** für das, was unter seinen Augen geschieht, **mit verantwortlich ist, erklären wir, daß wir kein Geschäft mehr betreten werden, welches Bilder, Postkarten und andere Gegenstände anstößiger Art, namentlich auch gemeine Witzblätter und unsittliche Literatur auslegt oder verkauft.** Wir fordern alle Gleichgesinnten auf, ihre Namen in die Listen einzutragen, die bei den Herren Calvör (Wenderstraße 46), Deuerlich (Wenderstraße 31), Krausbauer (Wenderstraße 45) ausliegen, oder ihre Zustimmung den mitunterzeichneten Herren Geh.-Rat Prof. Regelsberger, Verlagsbuchhändler Dr. W. Ruprecht, Rektor Tecklenburg, die als engerer Ausschuß diese Angelegenheit dauernd im Auge behalten werden, mitzuteilen. Wirke jeder an seinem Teile, daß diese Giftkeime in unserer Stadt beseitigt werden!

Oberrealschuldirektor Ahrens. Prof. Dr. Behrendsen. Justizrat Dr. Beyer. Prof. Dr. Bock. Prof. Dr. Brandi. Prof. Bünsow. Amtsgerichtsrat Bütemeister. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Fleischmann. Prof. Dr. Gade. v. Gladiß, Oberst und Regts.-Komm. Prof. Dr. Götting. Lehrer Gutberlet. Landgerichtspräsident Geh. Oberjustizrat Heldberg. Landgerichtsdirektor Herrmann. Senator Kauffmann. Prof. Dr. Kraetzschmar. Dr. med. Langenbeck. Frau Kommerzienrat Marie Levin. Salinenbesitzer Bartold Levin. Landgerichtsrat Middendorf. Geh. Baurat Murray. Kurator Geh. Ober-Reg.-Rat Dr. Osterrath. Schulrat Personn. Geh.-Rat Prof. Dr. Regelsberger. Geh. Med.-Rat Dr. F. Rosenbach. Geh. Med.-Rat Prof. Dr. M. Runge. Verlagsbuchh. Dr. Ruprecht. Geh.-Rat Prof. Dr. Schröder. Prof. Dr. Smend. Prof. Dr. v. Seelhorst, zurzeit Prorektor. Rektor Tecklenburg. Lehrer K. Töpperwien. Gymnasial-Dir. Geh.-Rat Dr. Viertel. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Voigt. Prof. Dr. Wackernagel. Frau Marie Wasserschleben (f. d. Ortsgruppe des d.-ev. Frauenbundes). Lehrer Wegener. Dr. med. F. Wiesinger. Prof. Dr. Willrich. Landgerichtsrat Wolff.

Aus dem Münchner Kunstverein.

Von

Dr. O. Doering-Dachau.

Die Neuwahlen dieses Jahres ergaben das Resultat, daß Oberzeremonienmeister Graf Moy die Präsidentschaft erhielt, Direktor Kgl. Rat Loën und Rechtsanwalt Freiherr von Stengel erster und zweiter Stellvertreter, Kommerzienrat Oehrlein Kassier wurden. Die neue Jury besteht aus den Malern Prof. Blos, Prof. Fink, Fischer-Elpons, Gerhard, Graf, Lang, Schmid-Breitenbach, Voß, Weisgerber, Wilman, Radierer Neumann, Bildhauer Professor Waderé.

Noch unter der Aegide des bisherigen Vorstandes eröffnete der Kunstverein die Darbietungen dieses Jahres, über die an dieser Stelle in Zukunft monatlicher Bericht erstattet werden wird.

Zum Frühesten, was wir sahen, gehörte eine Auswahl von Werken des Dachauers Hermann Stockmann. Zumeist kennt man ihn nur aus seinen Zeichnungen für die „Fliegenden Blätter", in denen er in reizend humoristischer Weise zumal die Art des Kleinbürgertums winziger Städtchen des deutschen Südens interpretiert. Auch im Kunstverein hat er sich mit seinen in Oel gemalten Kirchweihbildern als Schilderer des Volkslebens trefflichst bewährt. Stockmann hat die glückliche Gabe, den Dingen die Sonnenseite abzugewinnen. Ein Anflug Spitzwegschen Wesens ist nicht zu verkennen. Viel weniger bekannt ist Stockmann als Landschafter und gar als Kirchenmaler. Von den Meistern der „Fliegenden" erschien am Schluß des Monats auch Oberländer mit mehreren humorvollen und charakteristischen Volksszenen. Hugo von Habermann brachte zwei ausgezeichnete Damenbildnisse Julius Exter erschien mit einer Kollektion, die seine Vielseitigkeit und mächtige Begabung recht ins Licht stellte. Allzu starke Akzente herrschen aber nach meinem Empfinden besonders in der Kreuztragung. Schramm-Zittau brachte in der letzten Woche treffliche Impressionen von Münchener Straßen und vom Oktoberfest, Beweise der von ihm neuerdings erfaßten Richtung, zeichnerisch und koloristisch gewandt wie immer. Hervorragendes Interesse erweckte Leo Sambergers Bildnis des Erzbischofs Dr. Abert, ferner die Kollektion des geistreichen und poetischen M. Bauernfeind, der als Zeichner bisher größer ist denn als Maler. Der Karlsruher Professor Friedrich Fehr erwies, wie er in Zeichnung und Färbung einem jeden Gegenstande sein Sonderrecht einräumt, und wie er (beispielsweise bei dem Bilde „Drei Trinker") starke Gegensätze oder (bei der „Dame am Fenster") größte Zartheiten zu erzielen versteht. Ist gleich dieser Künstler noch in voller hoffnungsreicher Entwicklung, so ist seine Stellung in der Oeffentlichkeit doch gefestigt genug, um hier eingehenderen Bericht nicht erforderlich erscheinen zu lassen. Ueber ihn wie über die vorigen Meister darf ich mich kürzer fassen. Wichtiger scheint mir der Hinweis auf weniger bekannte aufstrebende Kräfte, auf denen ja doch die Zukunft beruht. Von ihnen erwähne ich Oswald von Krobshofer. Er ist als Kolorist höchst vornehm und still, erfaßt seine Gegenstände — Porträts und Studienköpfe — ganz intim und kennt Schwierigkeiten der Zeichnung nicht. Sehr gut waren auch die Köpfe und Figuren von Victoria Zimmermann, die stark auf Kolorit gearbeiteten Gestalten von Colombo Max, die Landschaften von Sophie Lascaridi und von Flory Bauer-Winter-Heidingsfeld, deren Vortrag fast etwas zu absichtlich zurückhaltend ist und dadurch die gut und intim gesehenen Objekte beeinträchtigt. Einer, der kräftiglich drauflos anfängt und zwischen allen möglichen Eindrücken hindurch seinen Weg mit der Zeit wohl finden dürfte, ist Kurt Witte mit seinen Figurenstudien und Landschaften, worin er auf die Lösung mehr als eines Licht- und Farbenproblems mit Erfolg bedacht ist. Ich gedenke ferner der Tierbilder von Tiedjen, der Landschaften von Reichardt, der Genrebilder von Kleehaas, die in ihrer Bescheidenheit mit den Landschaften des verstorbenen Ludwig Gebhardt zusammengehen, weiter der Leistungen der Maler Kreidolf und Ella Modrakowska-Wimpfheimer, der letzteren wegen ihrer trefflichen Figurenzeichnungen und Architekturen. Endlich nenne ich die Pastellandschaften von O'Lynch von Town und mit besonderer Anerkennung die freundlich ansprechenden und interessanten Landschaften von Max Landschreiber. Unter den graphischen Werken zeichneten sich die tüchtigen Lithographien des Tierschilderers Franz Marc, des Landschafters Paul Bürck, ferner die Arbeiten von Gregoritsch und Botho Schmidt aus. Eine Uebergangsstellung zwischen Malerei und Plastik nahm der verstorbene Joseph von Kramer ein. Nach beiden Richtungen war er gleich begabt. Den auf Modernität erpichten Beschauer mag seine Landschaft, sein Volksfest, sein Gespann zwar weniger befriedigen. Seine Plastiken sind zierliche Gebilde ohne sonderliche Tiefe. Außer durch diese Stücke war die Skulptur durch Büsten und Statuetten von F. K. von Bechtolsheim, durch die bronzenen Stiere von Vierthaler, durch Arbeiten von Storch, Heiden und Aigner, sowie durch die Grabdenkmäler von Matthias Gasteiger interessant vertreten.



„O du mein Oesterreich!"

(Patriotisches Festspiel von Bruno Graf von Holnstein aus Bayern.)

Von Ed. Haas.

Das Kaiserjubiläum in Oesterreich hat nicht allein innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle Jubel und Begeisterung für den greisen Herrscher, den würdigen Nachfolger jenes großen Rudolfs von Habsburg, geweckt. Ueberall da, wo Oesterreicher wohnen, und wo das Bewußtsein der Stammeszugehörigkeit zum biederen Volke der Phäaken noch frisch und wach ist und täglich sich erneut, da findet auch der brausende Jubelruf aus dem schönen Donaulande sein lautes, deutlich vernehmbares Echo. Und so ist es denn nicht verwunderlich, daß der Jubelkaiser, der edle Franz Josef I., in einem Bayerngrafen, einem vom Wittelsbacher Geschlecht, seinen Sänger, seinen Troubadour gefunden. Bruno Graf v. Holnstein aus Bayern, bekannt als Verfasser mehrerer erfolgreicher Festspiele, hat anläßlich des Regierungsjubiläums dem Kaiser Franz Josef von Oesterreich ein Festspiel gewidmet, das historische Bilder aus ruhmvoller Vergangenheit zum Gegenstande hat. Das erste Bild stellt Rudolf von Habsburg dar nach der Schlacht bei Kroissenbrunn auf dem Marchfelde, gebeugt über die Leiche des unglücklichen Böhmenkönigs Ottokar II., dessen Haupt auf des Kanzlers Schoß ruht. Das zweite Bild weckt die Erinnerung an eine auch für uns Bayern glorreiche Zeit, an die Befreiung Wiens von den Türken. Wiener Bürger jubeln mit hochgeschwungenen Kopfbedeckungen ihren Befreiern zu: dem Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, dem Polenkönig Sobiesky, dem König von Sachsen. Das dritte Bild gibt Zeugnis von der Leutseligkeit und liebevollen Fürsorge Kaiser Josefs II. für seine Untertanen. Der Kaiser winkt nach einem Besuche des Gefängnisses Spielberg dem Kerkerwärter zum Abschied mit der Hand zu, die dieser ergreift, um sie zu küssen, während seine andere Hand die dem Auge entquellenden Tränen trocknet. Das vierte Bild, das uns an Deutschlands tiefe Erniedrigung durch den Franzmann gemahnt, zerfällt in drei Abteilungen; die erste zeigt uns Andreas Hofer nach seinem Sieg über die Franzosen bei Oberau: gefangene französische Soldaten haben die Waffen niedergelegt, während ein Offizier den Degen übergibt. In der zweiten sehen wir, wie Hofer von seinem Kaiser geehrt wird: der Abt hängt ihm, umgeben von seinen Getreuen, die goldene Kette um. Die dritte bringt uns den vielbesungenen Tod Hofers: französische Soldaten liegen im Anschlag, um dem Leben des Gehaßten ein Ende zu machen. Das fünfte Bild ist dem Andenken des populären Sieges bei St. Lucia, dem General Grafen Radetzky, geweiht, während das letzte eine Huldigung des greisen Kaisers Franz Josef I. von Oesterreich darstellt.

Am Sonntag, den 31. Januar fand in den eleganten Räumen des Deutschen Theaters in München das alljährlich wiederkehrende Ballfest des Oesterreichisch-Ungarischen Hilfsvereins statt, das immer ein erstklassiges Ereignis in der Münchener Ballsaison bedeutet — bildet es doch seit jeher den Treffpunkt der ersten Münchener Gesellschaftskreise. Der vornehme Charakter dieses Festes gestaltete sich — soferne hier noch eine Steigerung möglich ist — heuer noch glanzvoller als gewöhnlich; galt es doch den in München ansässigen Oesterreichern, ihren geliebten Kaiser, ihren Jubelkaiser zu ehren.

Und so fand sich am Sonntag abend im Deutschen Theater alles ein von Rang und Namen. Wien und München, die sich von jeher freundnachbarlich zugetan, feierten ein neues Verbrüderungsfest im edelsten, vornehmsten Sinne. Vom Hofe waren u. a. erschienen Prinz und Prinzessin Ludwig mit mehreren Töchtern (Prinzessin Ludwig, Maria Theresia, ist eine geborene Erzherzogin von Oesterreich-Este, Königliche Prinzessin von Ungarn und Böhmen), Prinz und Prinzessin Leopold mit Söhnen (Prinzessin Gisela ist die Tochter des Kaisers Franz Josef), Prinz und Prinzessin Ludwig Ferdinand mit Tochter; ferner bemerkte man Ihre Majestät die Königin beider Sizilien, den Ministerpräsidenten Frhrn. von Podewils, den Stadtkommandanten von München, Frhrn. von Nägelsbach, den Oberbürgermeister Dr. von Borscht. Das Offizierkorps des 13. Infanterieregiments in Ingolstadt, dessen Inhaber Kaiser Franz Josef ist, hatte eine Deputation entsandt. Zahlreiche Mitglieder der hohen Aristokratie, u. a. Fürst und Fürstin Oettingen, Fürstin Hohenlohe, Fürst Wrede, Exzellenz Gräfin Redwitz, Graf Quadt-Jsny und Notabilitäten aller Stände nahmen an dem Feste teil. Auch den alten Franz von Defregger, den Maler des Tiroler Landes, sah man unter den Festgästen.

Die denkbar beste, stimmungsvollste Einleitung des Abends bot das Komitee mit Herrn Kaiserl. Rat Vogel an der Spitze durch eine glänzende Aufführung des abgekürzten obigen Festspieles: „O du mein Oesterreich". Die packenden, prächtigen Bilder machten in ihrem malerischen Arrangement, ebenso wie die schwungvolle, herzliche Sprache der den jeweiligen Szenen vorausgehenden Deklamationen tiefen Eindruck, der sich in lebhaftem Beifall äußerte.

„O du mein Oesterreich!" das war die richtige Devise für das Ballfest des Oesterreich-ungarischen Hilfsvereins für die Oesterreicher, die in München ihre zweite Heimat gefunden.

Bühnen- und Musikrundschau.

Im Kgl. Hoftheater wurden uns einige Gäste vorgestellt, deren Engagement teils beschlossen ist, teils in Erwägung gezogen wird. Bereits auf fünf Jahre verpflichtet ist Herr Ulmer, der den Tell und den Karl Moor spielte. Wie es heißt, drängte die Zeit, denn schon lockte eine Berliner Bühne mit wesentlich höherer Gage. Herr Fritz Ulmer ist vor kurzer Zeit noch hier Rechtsanwalt gewesen und er hat sich verhältnismäßig spät entschlossen, sich der Bühne zu widmen. Man durfte nun keinesfalls erwarten, daß dieser Debutant bereits als Fertiger die Bretter betrete, denn vieles läßt sich nur durch die Praxis erwerben. Temperament, ein gutes Organ und eine angenehme Bühnenerscheinung besitzt Ulmer. Ich sah ihn als Karl Moor, als Tell soll seine Leistung eine ausgeglichenere gewesen sein; allein der Held des Schillerschen Jugenddramas erfordert so viel, daß die wenigsten die Gestalt an Seele und körperlicher Kraft ausschöpfen. Für einen Anfänger bot Ulmers Leistung genug an Positivem. Gute Darsteller für klassische Helden sind in unseren Tagen sehr rar. Wir haben uns schon mehrmals mit solchen aus dem guten Durchschnitt behelfen müssen. Ulmer bietet Entwicklungsmöglichkeiten und wir dürfen auf ihre Erfüllung begründete Hoffnung hegen. Der Besuch der beiden Klassikervorstellungen war ein ungemein starker von einem begeisterungsfrohen, völlig im Banne der Dichtung stehenden Publikum. Wie jüngst in Possarts Rezitation zwang sich uns wieder die Beobachtung auf, daß die Masse der Theaterbesucher keineswegs so verarmt an Illusion und Idealismus ist, wie man oft hört. — Als Mimi in der reizvoll melodiösen und immer noch im besten Sinne zugkräftigen Oper Puccinis „Bohême" lernten wir Marcella Craft vom Stadttheater in Kiel kennen, eine Sängerin, welche über sehr sympathische Mittel verfügt und angenehmes Spieltalent besitzt. Die Aufnahme der jungen Sängerin war eine herzliche. An wessen Stelle Frl. Craft treten soll, ist uns nicht bekannt. Weniger günstig führte sich Herr Leonhardt vom Deutschen Theater in Prag ein, der den „Rigoletto" sang, für welchen wir allerdings ausgezeichnete Vertreter haben. Als „Alberich" setzte er sein Gastspiel fort. Für diese Rolle haben wir, da Schreiner geht, Bedarf. Im „Rheingold" bot er stimmlich recht Günstiges, im Spiel ließ er jedoch das Dämonische vermissen. Das Gedächtnis Wildenbruchs ehrt die Hofbühne durch die Aufführung der im Repertoire stehenden „Rabensteinerin". Frl. Berndl spricht einen von Albert Geiger gedichteten Prolog. — In der „Puppenfee" verabschiedete sich Musikdirektor Stich, der dreißig Jahre lang als Ballettdirigent, Korrepetitor und Chorleiter tätig gewesen. Der Zeitgeschmack, der einige solistische „Neuwerterinnen" der Tanzkunst maßlos überschätzt, ist dem Ballett als ganzem nicht sonderlich geneigt, und so hatte man in den letzten Jahren viel weniger wie früher Gelegenheit, Stich am Dirigentenpulte zu sehen. So beschränkte sich seine künstlerische Arbeit mehr und mehr auf die Direktion unsichtbarer Chöre und auf die schwere Bürde eines Korrepetitors, Aufgaben, welche eine Unsumme von Fleiß und künstlerischer Feinfühligkeit erfordern, die das Publikum kaum ahnt, da es mühelos die Früchte dieser selbstlosen Tätigkeit genießt. Nun legte Herr Stich nach einer feinabgestimmten Leitung von Bayers liebenswürdiger Musik die Battuta für immer aus den Händen, um nach einem arbeitsreichen Leben die Ruhe des Alters zu genießen. Dankbarer Applaus und zahlreiche Lorbeerkränze ehrten den scheidenden Künstler.

Aus den Konzertsälen. Man hat schon oft Gelegenheit gehabt, Ernst von Possart als Rezitator von Wildenbruchs „Hexenlied" mit Schillings' Orchesterbegleitung zu hören und immer wieder weiß der gewaltige Meister der Sprache uns mit sich fortzureißen, ob wir nun gegen die melodramatische Mischkunst kunsttheoretische Bedenken haben oder nicht, einerlei, der Wirkung dieser bravourösen Kunstleistung wird sich keiner entziehen können. Dem Volkssymphoniekonzert dieser Woche hatte das Auftreten des genialen Künstlers eine ganz besonders starke Anziehungskraft gegeben, und die dankbaren Zuhörer bereiteten Possart begeisterte Ovationen. Haydns vierte Londoner Symphonie in D-dur leitete den Abend ein. Sie fand unter Prills Direktion eine fein nüancierte und sorgfältige Wiedergabe, wie die Ouverture zum „Fliegenden Holländer", mit welcher das Konzert ausklang. — Neuheiten auf dem Gebiete der Kammermusik vermittelte uns Prof. Schmid-Lindner in Gemeinschaft mit der Quartettvereinigung der Herren Sieben, Huber, Raucheisen und Stoeber. Max Regers Trio für Violine, Violincello und Klavier hinterließ, wenn auch das Finale ein wenig abfiel, sehr günstige Eindrücke, so daß ein Satz (Allegretto) wiederholt werden mußte. Bei Reger ist es ja zumeist die technische Meisterschaft, welche stärker interessiert, als die Erfindung an sich; so auch hier. Immerhin verdient das Werk die Beachtung des ernsten Musikfreundes. Viel stärkeres Empfinden spricht aus Hans Pfitzners Quintett für Klavier, zwei Violinen, Viola und Violoncello. Die unmittelbarsten Wirkungen empfing ich aus dem Adagio. Die beiden Kammermusikwerke beim erstmaligen Hören endgültig zu werten, ist bei der komplizierten



Schreibweise der beiden Komponisten kaum möglich. Die Konzertgeber haben sich ihrer schwierigen Aufgaben mit sehr schönem Gelingen entledigt. Es wird sich wohl Veranlassung bieten, diese Novitäten bei Gelegenheit neuerdings auf das Programm zu setzen. — Auch an seinem zweiten Klavierabend fand Max Bauer dankbarsten Beifall. Brahms' Sonaten op. 2 und 5 fanden eine ungemein glänzende und klar gestaltende Wiedergabe. Auch an Schumann und Mendelssohnschen Liedern ohne Worte bewährte Bauer seine hohe, pianistische Kunst.

Im Volkstheater veranstaltete der Literarische Verein Phöbus die Uraufführung des „Komischen Prinzen", einer königlichen Komödie in vier Akten von Ewald Silvester, die nach anfänglich abwartender Haltung des Publikums eine scharfe Ablehnung erfuhr. Ein Kronprinz hat wegen einer unebenbürtigen Ehe auf alle Rechte seiner Geburt verzichtet und ist nach Amerika gegangen. Später ruft man aus Mangel an einem Thronfolger ihn zurück, der Vater willigt in seine Bedingungen, aber Ministerium und Kirche machen die Absichten des schwachen Schattenkönigs illusorisch. Der ehemalige Prinz geht wieder in das Land der Freiheit; eine liberale Prinzessin verschwindet ohne ersichtbare Gründe, und die reaktionäre Schwester des inzwischen gestorbenen Königs besteigt den Thron. Der Autor verfügt anfänglich über einiges Bühnengeschick, er vermag jedoch seine Charaktere nur im Hohlspiegel des „Simplicissimus" zu sehen; so wurden Minister, Prälat, Volksvertreter zu jämmerlichen Karikaturen. Nur ein paar Lieblingsfiguren des Autors, wie der radikale Universitätsprofessor und die Prinzessin, welche dessen Bücher mit Nutzen las, sind ein bißchen besser geraten. Die politischen Ansichten, die der Kronprätendent entwickelt, überragen auch nicht das geistige Niveau eines mittleren Generalanzeigers; kurzum, wo alle solch geistigen Tiefstand zeigen, konnte es auch nicht verwundern, daß der Vertreter der Kirche in ebenso taktloser, wie unsinniger Weise geschildert ist. Die Aufführung war nicht gut; einige Hofschauspieler konnten in dieser Umgebung am Gesamtbilde nichts Wesentliches ändern. Das ahnte wohl Herr Steinrück, der tags zuvor von der Rolle des Ministers zurücktrat.

Verschiedenes aus aller Welt. Die mit höchstem Interesse erwartete Uraufführung von Richard Strauß' „Elektra" hat nun in Dresden stattgefunden. Ueber dreißig Mal wurden der Komponist und die Träger der ungemein schwierigen Rollen hervorgerufen. Es war zweifellos das größte musikalische Ereignis der letzten Jahre. Ob es für die Entwicklung der deutschen Oper von hoher Bedeutung ist, darüber gehen die Meinungen auseinander. Daß Strauß bravouröse Technik wieder Glanzvolles bietet, wird allgemein bestätigt. Das Orchester hat wiederum eine Vergrößerung erfahren und die technischen Schwierigkeiten der „Salome" werden in der „Elektra" übertroffen. Der Oper liegt Hofmannsthals Drama zugrunde. Der Dichter hat bekanntlich den Stoff, den die klassische Kunst des Sophokles geadelt, in die düstere Welt der Barbarenzeit zurückgestoßen. In dieser „Elektra" tritt uns die noch durch Gesittung nicht gefesselte Bestie im Menschen entgegen. Die Aufgabe, welche Strauß sich mit der Vertonung dieser graufigen Tragödie stellte, hat er nach Berichten meisterhaft gelöst. In einer eingehenden Besprechung dieses neuen Werkes wird wohl weniger über des Komponisten Begabung zu diskutieren sein, als über die Ziele, welche er seiner Kunst gesteckt hat. Die Dresdener Wiedergabe der Oper wird als vortrefflich geschildert. — In Paris hatte Wildenbruchs urdeutsche „Rabensteinerin" sehr guten Erfolg im Sarah Bernhardt-Theater. — In der Opéra Comique wurde Massenets „Sappho" neuerdings mit großem Beifall gegeben. Der Komponist hat die Oper umgearbeitet und einen neuen Akt hinzugefügt. Die dramatische Wirkung ist hierdurch gesteigert. — Im Neuen Theater in Berlin gefiel „Die fremde Frau" von Alexander Bisson. Der bekannte Pariser Schwankdichter hat sich hier an ein seriöses Schauspiel gewagt. Es ist roh gezimmert, aber von packender Bühnenwirkung. — Heinrich Houben, dessen Bühnenwerke auf christlicher Grundlage in großen Kreisen sich hoher Wertschätzung erfreuen, hat ein neues Stück geschaffen, welches in dem stillen Geburtsort des Dichters Leutherheide unter bescheidenen bühnentechnischen Verhältnissen zwar, aber mit starker Wirkung die erste Aufführung erlebte. „Lord Dämon" errang einen starken Erfolg, flotte, schnell fortschreitende Handlung, gewandte Schürzung des Knotens und geschickte Beherrschung des Dialoges werden dem Stücke nachgerühmt.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Faktoren von wichtigster Bedeutung beeinflussen die Fluktuationen an allen Börsen. Insbesondere ist es nach wie vor die Bewegung des flüssigen Geldes, die bestimmend auf die internationalen Marktbewegungen einwirkt. Waren es in der Vorwoche die enormen Quantitäten, welche von allen Ländern nach Paris zurückflossen, so kommt für den abgelaufenen Berichtsabschnitt die kontinuierliche Goldströmung nach Oesterreich, wenn auch in weit geringerem Umfange, in Betracht. Man verbindet diese andauernden Golddispositionen mit den Vorbereitungen zu den Anleihen Ungarns und für die Emissionen, aus deren Erlös die Entschädigung an die Türkei gezahlt wird. Die Tatsache dieser Geldentnahmen irritiert unsere Finanzkreise weniger als vielmehr die Konsequenz aus diesem Vorgehen, nämlich die Vertagung der schon längst gerechtfertigten Diskont-Ermässigung der Reichsbank. Die Frage der Reduktion der Raten hängt auch mit anderen Vorsichtsmassregeln zusammen, da die Leitung der Reichsbank offensichtlich abwarten will, wie weit die Aufnahmefähigkeit der Rentenmärkte durch die letzten Millionenanleihen beeinträchtigt worden ist. In der Tat scheint das anfänglich glänzende Resultat der Russenanleihe sich bereits in ein Disagio des Emissionskurses verwandelt zu haben. Was den heimischen Geldmarkt anlangt, so ist, trotz der oben erwähnten fortwährenden Goldentnahmen, eine ansehnliche Erhöhung des Geldstandes der Reichsbank gegenüber den Vorwochen zu registrieren, wie überhaupt der Wochenausweis eine bemerkenswerte Besserung im Status aufweist. Die Meldungen aus den Industriebezirken und die Gestaltung der politischen Zustände eskomptieren einen guten Teil der stimulierenden Folgen dieser Geldflüssigkeit. Es ist natürlich, dass den unmittelbarsten Impuls hiervon in erster Linie der Rentenmarkt erhält. Bekannt ist auch, dass der Vorrat unserer Hypothekenbanken, besonders der bayerischen Institute, an Pfandbriefwerten nicht mehr im Einklang mit der Nachfrage hierfür steht. Die Hypothekenbanken haben zeitweise die Abgabe von Pfandbriefwerten eingestellt und sind zur Emission neuer Serien veranlasst. Die Bayerische Handelsbank, die Süddeutsche Bodenkreditbank u. a. m. emittieren in rascher Folge grössere Beträge. Dass diese Massnahme für die Gestaltung des Hypotheken- und Immobilienmarktes von geradezu ausschlaggebend günstiger Bedeutung ist, liegt klar auf der Hand. Der Mangel an Wohnungen und andere statistische Ergebnisse in den Grosstädten zeigen gleichfalls eine merkliche Besserung der Verhältnisse am Bau- und Immobilienmarkt. Die Kurse der heimischen Staatsanleihen profitierten ansehnlich bei so starker Nachfrage, dass der Anleihemarkt als ausverkauft anzusehen ist. Momentan ist daher für die Neuemissionen des Reiches Preussen und anderer Bundesstaaten das Feld für einen guten und dauernden Emissionerfolg geebnet. Bemerkenswert ist, dass schon seit langer Zeit der Kurs der 3%igen Reichsanleihe den Kurs der englischen Konsols um bereits 3% übersteigt, während dieser Standardwert sonst ansehnlich den Kurs der 3%igen Werte überragt hatte. Auch vom politischen Standpunkt ist dieser Vergleich erwähnenswert. Die politischen Nachrichten lauten für die Entwicklung der Märkte direkt ungünstig. Die Meldungen vom Balkan lassen erkennen, dass die Zuversicht einer baldigen Lösung verfrüht war. Man muss täglich auf neue unliebsame Ueberraschungen gefasst sein. Dazu kommt die ungeklärte politische Situation bei uns. Von gleicher Tragweite für die Börsen sind die Meldungen der Industrieentwicklung. Die Erwartungen einer kommenden Besserung, vor allem des Eisen- und Kohlenmarktes scheinen sich durchaus nicht zu erfüllen. Man ist in eingeweihten industriellen Kreisen höchst pessimistisch hinsichtlich der Gestaltung des Frühjahrgeschäftes. Verminderte Auftragsbestände, Einlegung von Feierschichten bei den grossen Bergwerksgesellschaften, starke Gewinnrückgänge im abgelaufenen Semester und ungünstige Dividendentaxen sind sachliche Merkmale der Situation des heimischen Montanmarktes. Der Kursrückgang am Kupfermarkt und der starke Ausfall des Quartalausweises des amerikanischen Steeltrusts geben eine Bestätigung dafür, dass auch in Amerika die Hoffnungen auf Besserung nur leere Hoffnungen geblieben sind. M. Weber.

Tonhalle

Konzertverein München e. V.

Mittwoch, den 3. Februar 8 Uhr

Volks-Symphonie-Konzert

Dirigent: Hofkapellmeister **Paul Prill**

Mendelssohn
(geb. 3. Februar 1809):

3 Orchesterstücke aus „Ein Sommernachtstraum":
a) Ouvertüre
b) Notturno
c) Scherzo.

Sonate D-dur für Orgel (A. Hempel).
Violinkonzert (E. Heyde).
Symphonie A-moll.

Eintrittskarten bei **M. Rieger**, Odeonsplatz 2, im **Billettenkiosk** am Maximiliansplatz und in der **Tonhalle** (Türkenstrasse, Parterre).

Pilgerfahrt

nach Santiago de Compostela in Spanien 1909.

Da heuer in **Santiago** das Hl. Jahr gefeiert wird, werden vom bayer. Pilgervereine vom Hl. Land zwei Karawanen nach Spanien organisiert werden, wovon die eine im Frühjahr (Abfahrt 20. April), die andere während der großen Ferien (Abfahrt nach Mitte Juli) gehen wird.

Reiseprogramm:

München, Bern, Genf, Lyon, Barcelona, Montserrat, Manresa, Zaragoza, Tarragona, Valencia, Cordoba, Sevilla, Cadiz, Gibraltar, Malaga, Granada, Aranjuez, Toledo, Madrid, Escorial, Avila, Salamanca, Alba de Tormes, Lissabon, Cintra, Coimbra, Braga, Pontevedra, Santiago de Compostela Leon, Burgos, Loyola, San Sebastian, Lourdes, Reisekosten: ca. 1100 Mk.

Anmeldeadresse:
Prälat Kirchberger,
München, Frauenplatz 13/II.

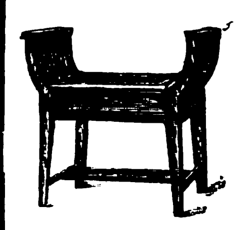
Bayerische Handelsbank.

Bekanntmachung nach § 23 des Hypothekenbankgesetzes für den 31. Dezember 1908.

Gesamtbetrag der im Umlauf befindlichen Hypothekenpfandbriefe .	M.	275,852,800.—
Gesamtbetrag der in das Hypothekenregister eingetragenen Hypotheken nach Abzug aller Rückzahlungen oder sonstigen Minderungen	M.	278,639,776.18
Von der Gesamtsumme der registrierten Hypotheken kommt der Betrag von . . . . . . als Pfandbriefdeckung nicht in Ansatz.	M.	243,000.—
Gesamtbetrag der im Umlauf befindlichen Kommunal-Schuldverschreibungen	M.	4,696,000.—
Gesamtbetrag der in das Kommunal-Darlehensregister eingetragenen Kommunal-Darlehen nach Abzug aller Rückzahlungen oder sonstigen Minderungen	M.	5,078,307.49

München, den 1. Februar 1909.

Bayerische Handelsbank.



Kein Schlafzimmer

ohne **Jaekel's** moderne

Bidets und Klosett-Stühle

in allen Preislagen.

Verlangen Sie umgehend gratis und franko soeben neuerschienene illustr. Spezial-Preisliste.

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik, **München,** Sonnenstrasse 28b, am Karlsplatz.

Bekanntmachung.

(§ 23 des Reichshypothekenbankgesetzes.)

Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank.

	M	₰
Gesamtbetrag der umlaufenden Pfandbriefe am 31. Dezember 1908 . . .	984'872,300.—	
Gesamtbetrag der am 31. Dezbr. 1908 in das Hypothekenregister eingetragenen Hypotheken (nach Abzug aller Rückzahlungen oder sonstigen Minderungen)	992'648,947.08	

München, 1. Februar 1909.

Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank.
Abteilung für Hypotheken.

Die Bayerische Landwirtschaftsbank

E. G. m. b. H.

Prinz Ludwigstr. 3 **München** Prinz Ludwigstr. 3

gewährt unkündbare, tilgbare Hypothekdarlehen auf land- und forstwirtschaftl. Grundbesitz, sowie unkündbare, tilgbare Darlehen ohne Hypothekbestellung an ländliche Gemeinden mit 3¾ Proz. oder 4¼ Proz. Zins und mindestens ½ Proz. Tilgung.

Die Darlehensgesuche können **durch die Vertrauensmänner der Bank, ferner durch Darlehenskassen-Vereine oder direkt bei der Bank provisionsfrei** eingereicht werden.

Die Pfandbriefe der Bank, sowie deren Schuldbriefe für Gemeindedarlehen (Kommunal-Obligationen) sind als zur Anlage von Gemeinde- und Stiftungskapitalien, sowie von Mündelgeldern geeignet erklärt.

Die Geschäfte der Bank werden durch einen königlichen Kommissär überwacht.

● Achtung! ●

50 000 Paar Schuhe!

4 Paar Schuhe für nur Mk. 7.—.

Wegen Zahlungsstockung mehrerer grosser Fabriken wurde ich beauftragt, einen grossen Posten Schuhe **tief unter dem Erzeugungspreis** loszuschlagen. — Ich verkaufe daher an jedermann 2 Paar Herren- und 2 Paar Damen-Schnürschuhe, Leder braun od. schwarz, galoschiert mit stark genageltem Lederboden, hochelegante Fasson. — Grösse laut Nummer. Alle 4 Paar kosten nur Mk. **7.—.** Versand per Nachnahme.

S. Korngold, Schuh-Export
Krakau 133/451.

Umtausch gestattet, auch Geld retour.

Alle Leser und Leserinnen der Rundschau sollten

soweit sie noch nicht zu unseren Kunden gehören, sich überzeugen durch einen Probeauftrag, dass wir tatsächlich in

Schlesischen Reinleinen und Hausleinen

nur das **Beste**

zu Leib-, Bett-, Kirchen- und Ausstattungswäsche anfertigen.

Verlangen Sie portofrei Muster und Preisbuch

über **Leinen, Hand-u. Taschentücher, Tischwäsche, Bettbezugstoffe, Pique, Barchent, Flanelle, Schürzen u. Hauskleiderstoffe** usw. von der als höchst reell bekannten christlichen Firma

Brodkorb & Drescher, Leinenhandweberei zu **Landeshut** i. Schlesien No. 43

Schlesisches Prima Hemdentuch, 82 cm breit, p. St. (20 m lang) **Mark 10.—, 10.80, 11.80, 13.— p. Nachnahme. Zurücknahme** nichtgefallender Waren auf **unsere Kosten.** Wir bitten durch Ihre werten Bestellungen die armen Handweber in hiesiger, Gegend zu unterstützen. **Landeshut i. Schlesien ist berühmt** :: :: durch die guten Leinengewebe. :: ::

Delikat.-Haushaltungsbutter

(Margarine)

unter Verwendung von Milchrahm hergestellt, in Geschmack und Ansehen der Naturbutter gleich,
per 5 Pfd. netto M 5.— } inkl. Porto
" 9 " " " 8 60 } u. Nachn.
1 Pfd.-Probepaket geg. Einsendung von M 1.10 (Briefmarken) franko

Julius Hofverscheid
Opladen, Versandgeschäft.

Schreibmaschine Smith Premier

Nr. 10, das neueste Modell mit vollkommen sichtbarer Schrift, Vollklaviatur und Typenhebelkugellager.

Man verlange Prospekt von

The Smith Premier Co.
München, Augsburgerstr. 23.

Kölner Bürgergesellschaft in Köln

Röhrergasse 21 u. Appellhofplatz 20 A—26

Katholisches Gesellschaftshaus.

Weingrosshandlung

Naturreine, gutgepflegte Mosel-, Saar-, Rhein-, Bordeaux- und sonstige Weine. — Zum Verkauf von Messwein (vinum de vite) ist der Direktor vereidigt.

Preislisten werden auf Wunsch zugesandt.

Schönes öffentliches Restaurant

Eingang Appellhofplatz

Regie-Weine, Münchener, Pilsener u. Dortmunder Biere.
Mittagtisch zu Mk. 1.20 und höher.
Speisen nach der Karte zu jed. Tageszeit.
Für gemeinschaftliche Essen stehen Säle jeder Grösse nach vorheriger Anmeldung zur Verfügung.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

6. Jahrgang
Nr. 7

13. Februar
1909



Inhaltangabe:

Quartalspreis
Mk. 2,40
Einzelnummer
20 Pfg

Tonhalle

Konzertverein München e. V.

Mittwoch, den **10.** Februar 8 Uhr

Volks-Symphonie-Konzert

Dirigent: Hofkapellmeister **Paul Prill**
Solist: **Hermann Klum** (Klavier).

Haydn: Symphonie D-dur (5. Londoner).
Grieg: Klavierkonzert A-moll.
Bizet: „L'Arlésienne“, Suite für Orchester.

Eintrittskarten bei **M. Rieger,** Odeonsplatz 2, im **Billettenkiosk** am Maximiliansplatz und in der **Tonhalle** (Türkenstrasse, Parterre).

Montag, den **15.** Februar 7½ Uhr

IX. Abonnement-Konzert

Dirigent: **Ferdinand Löwe.**

Programm:

Mozart: Symphonie Es-dur.
E. Boehe: „Die Insel der Kirke“ aus „Odysseus' Fahrten“.
Beethoven: Fünfte Symphonie.

Eintrittskarten bei **M. Rieger,** Odeonsplatz 2, im **Billettenkiosk** am Maximiliansplatz und in der **Tonhalle** (Türkenstrasse, Parterre).

Der Christliche Pilger

::: Ein katholisches Sonntagsblatt. :::

Abonnementspreis mit Gratisbeigabe eines Wandkalenders und eines Winter- und Sommerfahrplanes vierteljährlich bei der Post 72 Pfg.; bei Zusendung unter Kreuzband in Deutschland 1 M., im Ausland 1.25 M. Auflage 16000. Inserate die kleinspaltige Zeile 20 Pfg.
Speyer a. Rh. Verlag und Redaktion: J. Baumann, Domvikar.

Die besten Tuche

speziell reinwollene Herrenstoffe zu Anzügen, Paletots und feine Damentuche liefert von 2 bis 15 Mark direkt meterweise bei billigen : : Preisen das altrenommierte Tuchhaus : :

Wilh. Boetzkes in Düren 81

bei Aachen.

Gediegene Neuheiten. Muster franko. Kein Kaufzwang.

Die Buch- und Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, München, Hofstatt 5 u. 6

übernimmt die Herstellung von Werken jed. Art, Dissertationen, Festschriften, Diplomen usw. und hält sich zur Uebernahme sämtlicher Buchdruckaufträge auf das beste empfohlen. ::::

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Soeben sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Geradans, Dr E., Kompaß für den deutschen Studenten. Ein Wegweiser durchs akademische Leben. Mit einem Geleitsbrief von W. Köhler. Vierte, vermehrte Auflage. Mit zwei Anhängen: Heerschau und Studienpläne. 12° (XIV u. 292) Geb. in Leinw M 2.50

Das beliebte Büchlein, aus dem Leben geboren, ist ein Führer durchs ganze akademische Leben, der sich um alle wichtigen Fragen des Leibes und der Seele im Studentenleben kümmert und dazu die Sprache des Studenten spricht.

Holl, Dr K., Rektor des erzbischöfl. Gymnasialkonvikts zu Rastatt **Sturm und Steuer.** Ein ernstes Wort über einen heikeln Punkt an die studierende Jugend. Zweite, verbesserte Auflage. 12° (X u. 300) M 1.80; geb. in Leinw. M 2.40

Holl, der in einem dem Jünglingsgeschmack zusagenden Tone zu reden versteht, bietet dem jungen Manne für den Kampf mit den Leidenschaften treffliche Waffen, zeigt ihm, mit dessen Barke die Wogen spielen, wie er das Steuer führen muß, „damit das schwache Schifflein dieses Fleisches nicht, vom Sturme verschlagen, den rechten Weg verliere“.

Das beste Nutzgeflügel Bruteier, Zuchtgeräte, Hühnerhäuser. Katalog gratis. Geflügelpark i. Auerbach 519, Hess.

Stieglitz, Zeisig,

Hänfling, Schwarzblattl, Stare, sowie alle Sorten Sing- und Ziervögel zu verkaufen. München, Schwanthalerstrasse 131/0.

Arbeiten in Maschinen-Schrift

schwieriger, wissenschaftl. Art, in Latein und den 4 Hauptsprachen;

Vervielfältigungen

„Büro Hansa“, München. Amalienstr. 50 b/o. — Tel. 5126



Carthäuser Wein-Cognac

nur aus Wein gebrannt, daher Kranken sehr zu empfehlen, offeriert zu 3, 4 u. 5 M per Literflasche die Weinbrennerei von

M. Rehe in Karthaus bei Trier.

Verlagsbuchhandlung „Styria“ in Graz und Wien.

Soeben ist erschienen:

Die leibliche Gestalt Jesu Christi

nach der schriftlichen und monumentalen Urtradition.

Ein Versuch von

Gustav Adolf Müller.

Mit 5 Abbildungen. Mit Druckgenehmigung des f.-b. Ordinariats Seckau. 8°. (7 Bog.) Brosch. M 1.40.

In sehr scharfsinniger Weise behandelt der Verfasser sein ebenso schwieriges wie jeden Gebildeten und jeden Christen packendes Thema, indem er durch Hecken und durch jahrhundertalten Schutt durchdringt, um uns eine überzeugende Vorstellung von der leiblichen Erscheinung Jesu Christi nach dem erwiesenen Zeugnis der ältesten Tradition zu ermöglichen. Müller holt seine Beweise aus Momenten, an denen bisher die meisten Forscher oft allzu rasch vorübergingen. Er geht auf alle schwierigen Fragen mit Mut und Glück ein; er polemisiert und versteht zu siegen; er behält stets sein eng umgrenztes Ziel im Auge. Freunde und „Feinde“ des Herrn, dem Müllers Begeisterung gilt, hören dem Forscher sicher mit gleichem hochgespannten Interesse zu.

MUSIK IM HAUSE.

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

HARMONIUMS

mit wundervollem Orgelton, von 78 Mark an. Illustrierte Prachtkataloge gratis.

ALOYS MAIER, Hoflieferant, FULDA.

Prospekte auch über den **neuen**

Harmonium-Spiel-Apparat

(Preis mit Notenheft von 270 Stück **nur 30 Mk.**) mit dem **jedermann ohne Notenkenntnis sofort 4stimmig Harmonium spielen kann.**

Hotel Union, München

Barerstr. 7. — Besitzer: Kathol. Kasino A. V. — Tel. 9300.

Komfortabelst eingerichtetes Hotel, Bier- und Weinrestaurant.

Gesellschaftssäle und elegante Klubräume zur Abhaltung von Diners, Soupers, Familienfesten usw. Anerkannt vorzügliche Küche. — Verkauf garantiert naturreiner Weine. — Für Diners, Supers usw. werden Weine, Champagner usw. in jeder Auswahl zur Verfügung gestellt, und nicht angebrochene unversehrte Flaschen retour genommen. — Auf Verlangen Menu-Vorschläge in jeder Preislage.

Alle bisher erschienenen Nummern werden nachgeliefert

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 7. München, 13. Februar 1909. VI. Jahrgang.

Die katholische Partei und die Militärfrage in Belgien.

Von Paul Hellwig.

Seit langem schon hat die katholische Partei Belgiens gegen einen Ansturm von Politikern zu kämpfen, die sich größtenteils aus antiklerikalen Elementen zusammensetzen und eine offenkundige Stütze am König finden, dessen vergrößerungssüchtigen und militärisch hochstrebenden Plänen er dient.

Dieser Zirkel lebt in dem Traum eines „Groß-Belgien“ und harrt nur auf den günstigen Augenblick der Verwirklichung bei Gelegenheit eines europäischen Konfliktes, im wechselnden Kriegsglück. In diesem nach unserer Meinung ebenso unpatriotischen wie unchristlichen Streben drängt die bezeichnete Partei mit dem König auf unbeschränkte Vermehrung der belgischen Armee.

Die Katholikenfeinde spenden Beifall, und ihre Presse ergeht sich in Tönen eines erregten Chauvinismus. Sie weiß, daß die belgische Armee unter der Macht der Logen steht, die es, selbst unter einer katholischen Regierung, ermöglichten, einen rein antiklerikalen Geist im Heere wachzuhalten und eine von Sittenlosigkeit geschwängerte Atmosphäre zu verbreiten. Die ganze Gestaltung der militärischen Lage Belgiens deutet also auf einen Sieg der antiklerikalen Partei.

Um ihr Spiel zu verdecken, haben die antiklerikalen Militaristen, denen einige allzu naive Katholiken unter dem suggestiven Einfluß des Königs Gefolgschaft leisten, zu Beweisen gegriffen, welche in hohem Grade geeignet sind, die Aufmerksamkeit Deutschlands zu erregen. Denn das Verhalten der belgischen Militaristen muß Deutschland nicht bloß als Albernheit, sondern — sagen wir es frei heraus — als Beleidigung erscheinen. Die folgenden Ausführungen werden das zeigen.

Ein neuer deutsch-französischer Krieg, schreiben und predigen sie in allen Tonarten, sei unvermeidlich. Denn die beiden Länder könnten das System des bewaffneten Friedens und die infolgedessen stets wachsenden Budgets auf die Dauer nicht aushalten. Dieser Krieg könne von heute auf morgen ausbrechen. Der schließliche Ruin oder Triumph eines der beiden Gegner werde die unvermeidliche Folge sein. In der brennenden Begier nach dem Sieg werde weder der eine noch der andere die internationalen Abmachungen, nicht einmal die im Haag sanktionierten und vereinbarten Kriegsgesetze, beachten, welche die Grenze Belgiens als eines neutralen Gebietes für die kriegführenden Parteien als unverletzlich erklären.

Da die antiklerikalen Militaristen Belgiens mit dem antiklerikalen Frankreich sympathisieren, so unterlassen sie ja nicht zu erklären, die Grenzlage und der Stand der französischen Armee mache die Annahme eines Durchmarsches französischer Truppen durch Belgien absolut unwahrscheinlich.

Deutschland dagegen würde nach ihrer Ansicht keine solchen Bedenken tragen. Im Gegenteil werde es seine numerische Ueberlegenheit zu einem plötzlichen Angriff auf Frankreich von allen Seiten benutzen und trotz aller Verträge das belgische Gebiet überschreiten. Eine erwünschte Gelegenheit! Die Theorie, die den Durchmarsch durch ein neutrales und nicht in Waffen stehendes Land gewissermaßen zur Pflicht stempelt, wenn der kriegführende Teil daraus einen strategischen Nutzen ziehen kann, ist bereits eine Schandtat, die nach Rache schreit; ein doppeltes Verbrechen, wenn es sich um ein Land handelt, dessen Verteidigung der betreffende kriegführende Teil eidlich zugesichert hat. Endlich würde heutzutage, nachdem die Haager Konferenz feierlich die Rechte und Pflichten der neutralen Länder bestimmt hat, eine solche Grenzverletzung einem Angriff auf die militärische Ehre gleichkommen. Deutschland soll nun, nach den belgischen Militaristen, bereit sein, sich darüber hinwegzusetzen. „Der Zweck heiligt die Mittel,“ sagen sie, so laute die Formel im militärischen Ehrenkodex Deutschlands. All das wird gesprochen und gedruckt, unbekümmert darum, ob die Achtung, die Deutschland sich selbst schuldet, verletzt wird. Und doch dürfte Deutschland Anspruch auf mehr Vertrauen und Rücksicht von seiten eines Landes haben, dessen Bevölkerung durch die Bande des Blutes mit uns verbunden ist, dessen Regierung im Jahre 1870 zu einer Klage über die unverbrüchlich loyale und ihre Neutralität achtende Haltung unserer doch siegreichen Armee gar keinen Anlaß hatte.

Wofern wir uns nicht zur Rangstufe eines wilden Volkes erniedrigen, läßt sich nicht begreifen, wie der Deutsche Kaiser und sein Generalstab auf einmal die Verträge und Kriegsgesetze verletzen sollten.

Mehr als zwanzigmal wurde in der deutschen Presse schon auf die Lügenbeweise der belgischen Militaristen mit geschichtlichen und taktischen Gründen geantwortet. Diese Gründe hätten die Befürchtungen beruhigen müssen, wenn dieselben nicht eben in ihrem eigenen Interesse gelegen wären.

Im Jahre 1870 war die Grenzlage eine ganz andere. Zudem war Deutschland nicht, wie heute, im Besitz von Metz und Straßburg und konnte nicht Frankreich gleichsam die Pistole auf die Brust setzen. Und doch hat es damals (die Dokumente des Generalstabs bezeugen es) auch nicht einen Augenblick an einen Durchmarsch durch belgisches Gebiet gedacht. Im Kriegsfalle genügen uns die 240 km der deutsch-französischen Grenze vollauf zum Einmarsch in Frankreich, und wir haben kein Interesse daran, das Schlachtfeld auszudehnen und die daraus erwachsenden Ausgaben zu tragen.

Die Route durch Belgien ist 120 km länger. Man stößt auf die Gebirgskette der Ardennen, wo die Transportschwierigkeiten nach Zerstörung einiger Tunnels und infolge gewalttätiger Einstürze sich verdoppeln würden.

All das wurde zur Genüge wiederholt, aber es war nur tauben Ohren gepredigt, und wir zweifeln nicht, daß man diese Taktik auch in der Folge weiter treiben wird.

Wir könnten zum Beweise auch das noch größere Interesse, das Frankreich an einer Verletzung der belgischen Grenze haben müßte, anführen. Aber wir achten das von den französischen Vertretern im Haag gegebene Wort zu sehr, als daß wir eine Verdächtigung der militärischen Ehre der französischen Armee wagten.

Trotzdem werden die Militaristen, — und man versichert uns, obwohl wir diesen Versicherungen keinen Glauben beimessen möchten, sogar katholische Minister hätten sich ihnen angeschlossen —, trotzdem werden sie fortfahren, immer zu wiederholen und durch englische und französische Blätter, die täglich Schreckartikel, in Brüssel diktiert und geschrieben, zugeschickt bekommen, wiederholen zu lassen, Belgien befinde sich in der Lage eines von einem militärischen Riesen — natürlich ist Deutschland gemeint — bedrohten Volkes. Der Riese sei bereit, es aufzufressen (wörtlich). Wenn die freimaurerisch-militaristischen Pläne Belgiens zum Sieg gelangten, wäre es um die katholische Macht Belgiens geschehen.

Wenn sich auch einige Persönlichkeiten vom König eine Binde um die Augen legen lassen, so sieht doch das Gros der katholischen Partei die Gefahr.

Es gibt mit Ausnahme zweier durch den König inspirierter offiziöser französischer Blätter kein Blatt, das nicht, manchmal sogar in scharfem Tone, den militärischen Forderungen Widerstand entgegensetzte. Das Volk ist erbittert und die katholischen Militärs, die mit Grund fürchten, die Militaristen möchten zu allen Manövern ihre Zuflucht nehmen, ja sie möchten selbst auf die Bischöfe und den höheren Klerus ihren Einfluß geltend zu machen suchen, weisen überall auf die unpatriotischen und religionsfeindlichen Koalitionsbestrebungen hin: unpatriotisch gemäß unseren Ausführungen, weil sie schließlich die öffentliche Meinung des beleidigten Deutschland aufreizen; religionsfeindlich, da sie die belgische Kaserne nur zu einem Vestibül der Freimaurerloge stempeln.

Ein „Staat im Staate“ oder die „akademische Gelehrtenrepublik“.

Von

Kunz von Hartenfels.

Die konstitutionellen Grundlagen des öffentlichen Lebens werden durch demagogische Umtriebe eines demokratischen Zeitgeistes immer bedenklicher ins Wanken zu bringen gesucht. Wenn schon gewöhnliche Volksschullehrer das vom Staate gewährleistete Oberaufsichtsrecht der Kirche im Sinne eines Mitbestimmungsrechtes bei der Erziehung des in seiner überwiegenden Mehrheit noch gläubigen Volksteils immer heftiger bedrohen, so dürfen moderne Hochschullehrer hinter solchen zeitgemäßen Bestrebungen natürlich nicht zurückbleiben; sie müssen vielmehr noch einen Schritt weiter gehen. Nicht zufrieden, jeden kirchlichen Einfluß auf ihrer Domäne der „akademischen Freiheit“ vollständig ausgeschaltet zu haben, möchten sie auch noch das ihren autokratischen Gelüsten widerstrebende Staatsjoch vollends abschütteln, um als souveräne Gelehrtenrepublik jenen „Staat im Staate“ zu bilden, welchen sie der gegen die Vergewaltigung ihrer Selbständigkeit sich zur Wehr setzenden Kirche als „Staatsverbrechen“ nachsagen.

Als neueste Parole wird von der zu einer Gewerkschaft organisierten Professorenclique an der Münchener Hochschule ausgegeben: Fort mit der Dienstaufsicht des K. Staatsministeriums, soweit sie sich nicht deckt mit jenen Schranken, welche die Gelehrtenrepublik im Interesse ihrer Selbstachtung und Selbsterhaltung sich selbst aufzuerlegen für gut findet, mit der Pflicht zur Wahrung der Berufsehre und des Amtsgeheimnisses! Die Autonomie der akademischen Korporation, das selfgovernment (die Selbstregierung) des Professorenkollegiums verträgt keine „Bevormundung“ mehr durch eine übergeordnete Staatsautorität. Das Verlangen, einer solchen sich zu unterwerfen da, wo die eigene „bessere“ Einsicht entgegensteht, erscheint jenen Kreisen gleichbedeutend mit ungerechtfertigter Willkür. Das Staatsministerium hat sich im Gegenteil der infalliblen Kathedralentscheidung der gesetzgebenden Universitätskörperschaft, d. i. des Senates bzw. der darin tonangebenden Elemente, zu beugen, wenn es nicht seine eigene Existenz aufs Spiel setzen will.

Nachdem es dem Würzburger Universitätssenat schon einmal gelungen ist, den bayerischen Kultusminister v. Landmann zu stürzen, weil er es gewagt hat, der Diktatur eines hohen Senates gegenüber ein festes Rückgrat zu bewahren, wiegt sich der Münchener Senat oder vielmehr dessen jungliberaler Parteikriegsrat in ähnlichen Hoffnungen bezüglich des gegenwärtigen Kultusministers v. Wehner. Dieser hat sich nämlich erkühnt, sein Dienstaufsichtsrecht geltend zu machen gegen den außerordentlichen Münchner Universitätsprofessor der Philosophie Dr. Güttler, da derselbe sich die Freiheit zu einer öffentlichen Erklärung in den „Münchner Neuesten Nachrichten“ genommen hatte, von welcher der akademische Senat selbst zugibt, daß sie „eine scharfe Kritik einer öffentlichen Einrichtung enthält, die in letzter Instanz der Aufsicht des K. Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten untersteht“. Es handelt sich um das von alters her bestehende Ephorat, d. h. das im Namen der Bischöfe freiwillig übernommene Oberaufsichtsamt zur praktischen Ueberwachung des theologischen Studienganges. Die Vereinigung dieser kirchenamtlichen Funktion mit der Direktion des herzoglich georgianischen Priesterhauses und der ordentlichen Universitätsprofessur für Pastoral hat Professor Dr. Güttler in den „Münchner Neuesten Nachrichten“ als „krassen Mißstand“ bezeichnet, zu dessen Fortführung sich der Direktor des Georgianums nicht „hergeben“ sollte.

Die durch ihre scharfe Form Herrn Prof. Dr. Güttler verletzende Zurückweisung dieser Preßangriffe hat dem „Bayer. Kurier“ eine gerichtliche Verurteilung wegen Beleidigung zugezogen. Den Urteilstenor: Dr. Güttler ging bei seiner Preßnotiz „von dem Gedanken aus, er habe ein staatsbürgerliches Recht auf eine solche öffentliche Aeußerung ... Dieser Gedankengang ist, vom Standpunkt einer ehrenhaften, moralischen Handlungsweise betrachtet, einwandfrei“ beutet nun der Senat in einer Weise aus, als ob das Gericht hiermit seine staatsrechtliche Auffassung bestätigt und nicht vielmehr bloß über die Person, speziell über die „ehrenhafte, moralische Handlungsweise“ des genannten Universitätsprofessors abgeurteilt hätte. — Demgegenüber stellt der „Bayerische Kurier“ (Nr. 32 und 33 vom 1. und 2. Februar 1909) fest: „In den Urteilsgründen heißt es gleich in der Einleitung, es sei nicht Sache des Schöffengerichts, die sachliche Stellungnahme Dr. Güttlers oder die dienstaufsichtliche und disziplinäre Seite der Frage zu würdigen.“ Der Senat ist also „nicht mit wissenschaftlicher Genauigkeit vorgegangen“, wenn er trotz dieser ausdrücklichen Verwahrung im gegenteiligen Sinn seine staatsrechtliche Auffassung mit der gerichtlichen Entscheidung zu sanktionieren sucht — ein Verhalten, das einem Hochschulkollegium wohl kaum zur Zierde gereicht.

Der Schwerpunkt ruht indes auf der von Dr. Güttler unternommenen und vom akademischen Senat in Schutz genommenen Kritik folgender Ministerialentschließung vom 16. Mai 1908:[1]) „Wenn ein Angehöriger der Universität und Staatsdiener die Tätigkeit des Georgianumsvorstandes und sein Verhältnis zu den Bischöfen in der Presse öffentlich beanstandet und als ‚krassen Mißstand‘ erklärt, so kann das nicht mehr, wie im Senatsberichte geschieht, als die einfache sachliche Bemerkung eines Staatsbürgers angesehen werden, vielmehr handelt es sich hier um eine einschneidende, auch in der Form scharfe Kritik, die von dem Universitätsangehörigen und Staatsdiener offenbar richtiger und sachgemäßer da anzubringen gewesen wäre, wo allein auch die Zuständigkeit zur Würdigung der Beanstandung und erforderlichenfalls zur Herbeiführung einer Aenderung gegeben ist. — Vorläufig kann dieses Vorgehen nicht in allen Teilen als sachentsprechend, korrekt und angemessen angesehen werden.“ — Bei der Ablehnung dieser ministeriellen Zurechtweisung sind dem akademischen Senat verschiedene schwere Entgleisungen unterlaufen:

Formell war es entschieden ebenso unpädagogisch wie ungesetzlich, daß der Senat seine abweichende Auffassung nicht etwa in einer diskreten und loyalen Gegenvorstellung dem K. Staatsministerium kundgab, sondern dem durch dasselbe Gemaßregelten selbst, ja dessen sämtlichen Kollegen, als wollte er damit ostentativ zum Ausdruck bringen: Der gesamte akademische Lehrkörper bis zum jüngsten Privatdozenten herab hat Front zu machen gegen eine logisch und juristisch vermeintlich verfehlte Entscheidung der obersten Staatsbehörde. — Zu welchen Konsequenzen es führen würde, wenn in ähnlicher Weise andere Beamtenkörper den rechtsverbindlichen Entscheidungen ihrer höchsten Instanz gegenüber förmlich streiken wollten, mag sich jeder ausmalen!

Wohl verhehlte sich der Senat selbst nicht ganz das Ungehörige seines Vorgehens, da er nachträglich sich damit entschuldigte, er habe „der ministeriellen Entschließung vom 16. Mai“ nicht „entnommen, daß der dem Professor Güttler gemachte Vorwurf dienstaufsichtlichen Charakter trage“, und überdies sei „die Disziplinarinstanz für außerordentliche Universitätsprofessoren der akademische Senat“ und nicht das Ministerium. In beiden Punkten hat jedoch der hohe Senat gründlich daneben gehauen. Hinsichtlich des letzteren bezieht er sich auf eine von D[illegible] v. Wehner persönlich gezeichnete Ministerialentschließung v[illegible]1. November 1907, wonach der Antrag auf Einleitung e[illegible]es Disziplinarverfahrens gegen einen außerordentlichen Professor „zur zuständigen Würdigung und Bescheidung“ an den Senat verwiesen wird mit der Schlußbemerkung: „Ueber das Ergebnis soll seinerzeit hierher berichtet werden.“ — Wir wollen nicht weiter darüber reden, daß schon die Aufforderung, über

[1]) Sämtliche einschlägigen Aktenstücke hat die „Augsb. Postzeitung“ in Nr. 24 vom 30. Januar 1909 im Wortlaut veröffentlicht.



das Ergebnis ans Ministerium Bericht zu erstatten, die Vermutung nahelegt, dieses wolle die endgültige Zustimmung zu dem Senatsbefund sich vorbehalten und erkenne hiermit dem Senat bloß eine provisorische Verbescheidung zu, weil derselbe die ihm näherliegenden Verhältnisse in erster Linie zu würdigen berufen sei. Jedenfalls zeugt es weder von logischer Stärke, wenn die Ueberlassung der Entscheidung in einem besonderen Fall sogleich verallgemeinert wird, noch von juristischer Schärfe, wenn die Zuständigkeit zur vorinstanzlichen Bescheidung sofort zu einer Zuständigkeit in oberster und letzter Instanz aufgebauscht wird. Was aber die Hauptsache ist: zwischen beiden Fällen besteht gar keine Analogie. Aus der Zuständigkeit gegen einen außerordentlichen Professor kann doch nicht ohne weiteres gefolgert werden die Zuständigkeit gegen den Minister selbst, welche der Senat sich tatsächlich herausnimmt dadurch, daß er sich zum Richter über den ihm vorgesetzten Minister aufwirft und seine Anschauung gegen jene des Ministers durchzudrücken sucht. In dem herbeigezogenem Fall kommt höchstens eine Entscheidung ohne, aber keine gegen den Minister in Betracht. Wenn ein Senat so gewalttätig gegen einen Minister vorgeht, was haben dann erst untergeordnete Instanzen, wie die Fakultäten, von ihm zu gewärtigen! Uebrigens hat in unserem Fall jeder Unsicherheit ein Ende gemacht die *authentische Interpretation* des Ministers am 19. Dezember 1908: „Bei dem seitherigen Mangel einer ausdrücklichen allgemeinen Vorschrift, durch die dem Senate disziplinäre Befugnisse über einen Teil des Lehrpersonals übertragen worden wären, bildet wie für die ordentlichen, so auch für die außerordentlichen Professoren zurzeit das Kgl. Staatsministerium als vorgesetzte Dienstbehörde die zuständige Disziplinarinstanz. Dieses Zuständigkeitsverhältnis erleidet auch dadurch keine Aenderung, daß bisher in einzelnen Fällen das disziplinäre Einschreiten gegen Mitglieder des Universitätslehrkörpers dem Senat übertragen worden ist.“

Die andere Ausflucht, der *Ministerialentschließung* vom 16. Mai habe ihr *dienstaufsichtlicher Charakter* nicht entnommen werden können, verdient im Ernst keine Widerlegung. Worum anders als um eine dienstaufsichtliche Entscheidung kann es sich denn handeln bei der Insinuation, das K. Staatsministerium habe, schon unter den Amtsvorgängern seines gegenwärtigen Chefs, über die Staatsverfassung nicht genügend gewacht und somit seiner Pflicht als oberstes Aufsichtsorgan der Staatsverfassung nicht gewaltet, sondern fortgesetzt Mißstände geduldet, die in so krasser Weise verfassungswidrig sein sollen wie die Vereinigung des Ephorates mit der Direktion des Georgianums? Das Sachverständigengutachten des Senators v. Amira vor Gericht hat diese von Dr. Güttler noch vorsichtig zurückgehaltene Anklage gegen das K. Staatsministerium aufs schärfste zugespitzt. Woher sonst leitet übrigens Professor Dr. Güttler sein Recht ab, „krasse Mißstände“ an einer „in letzter Instanz der Aufsicht des K. Staatsministeriums unterstehenden öffentlichen Einrichtung“ öffentlich zu rügen, wenn nicht daher, daß er dadurch eine schärfere „Dienstaufsicht“ als bisher provozieren will, daß er also den derzeitigen Kultusminister geradezu zu einer dienstaufsichtlichen Entscheidung den bisher übersehenen „krassen Mißständen“ gegenüber unter dem Druck der öffentlichen Meinung in die Schranken ruft? — Als eine höchst bedenkliche weitere Stilblüte des Rechtsbewußtseins der Professorengewerkschaft haben wir zu verzeichnen: Der Senat gesteht entgegen der Kritik seines Klienten Dr. Güttler „dem K. *Staatsministerium als beteiligter Staatsbehörde*“ lediglich „das Recht der Antikritik zu, wie einem *Privatmann*, dessen Verhalten in der Presse angegriffen wird“ — ein contradictum in adiecto; denn „als beteiligte Staatsbehörde“ kann das Ministerium nicht zugleich auf die Stufe eines bloßen „Privatmannes“ herabgedrückt werden.

Zu dem Einwand, Professor Dr. Güttler brauche sich keine dienstliche Rüge gefallen zu lassen, da er sich *keine strafwürdige Verletzung* seiner Amtspflicht habe zuschulden kommen lassen, nimmt der *Kultusminister* folgendermaßen Stellung: „Der *dienstaufsichtlichen Beanstandung*, deren Ziel nicht auf die Bestrafung des Staatsdieners gerichtet ist, sind naturgemäß . . . *weitere Grenzen* gesteckt als dem *disziplinären Vorgehen* . . . . Im Interesse des Ansehens unserer Hochschule obliegt es nämlich dem Ministerium, nach Tunlichkeit dafür zu sorgen, daß das kollegiale Einvernehmen unter den Mitgliedern des Lehrkörpers einer Hochschule nicht gestört wird. Demzufolge erachtet es das Ministerium — für seine *Pflicht*, auf die *Hintanhaltung von Preßfehden* zwischen Mitgliedern des gleichen Lehrkörpers hinzuwirken. . . . Denn um das kollegiale Einvernehmen zu beeinträchtigen, bedarf es durchaus nicht persönlicher Beleidigungen. Dieses Einvernehmen kann recht wohl dadurch gestört werden, daß ein Mitglied des Lehrkörpers die von einem Kollegen auf Grund freiwilliger Uebernahme ausgeübte Funktion in der Oeffentlichkeit so beurteilt, wie es von Professor Güttler geschehen ist.“

Das K. Staatsministerium begnügt sich also zunächst mit der *Defensive* gegen den Vorwurf einer ungerechtfertigten dienstaufsichtlichen Beanstandung, und zwar unter dem *materiellen Gesichtspunkt*, den Gegenstand seiner oberaufsichtlichen Dienstpflicht bildeten Vorbeugungsmaßregeln gegen skandalöse Preßfehden unter Kollegen des ihm unterstehenden Lehrkörpers. Tatsächlich ist das Ansehen des akademischen Lehrkörpers und das persönliche Einvernehmen unter den Kollegen nicht gerade gefördert worden dadurch, daß Prof. Dr. Güttler dem Direktor des Georgianums vorwarf, er gebe sich zu dem „krassen Mißstand“ der Uebernahme des Ephorates neben seinem Direktorat und seiner Universitätsprofessur her, während er sich von letzterem sagen lassen mußte, dasselbe Ephorat, welches Dr. Güttler seit seiner Schwenkung zur neukantianischen Philosophie ein Dorn im Auge sei, weil es sein Kolleg für katholische Hörer nicht mehr empfehlen könne, sei ihm früher hochwillkommen gewesen, ja er habe, halb im Scherz, halb im Ernst, dem Direktor des Georgianums zugerufen, derselbe möge ihm noch ein Dutzend Alumnen mehr ins Kolleg schicken. Hat auch letzterer Herrn Dr. Güttler die Angriffe auf ihn wegen freiwilliger Uebernahme einer nach Herrn v. Amira „verfassungswidrigen“ Einrichtung großmütig nicht als persönliche Beleidigung angerechnet, so ist er doch dadurch in eine höchst unerquickliche Preßfehde, ja gerichtliche Verhandlung verwickelt worden. Solche *schlimme Folgen* wollte das K. Staatsministerium durch seine „dienstaufsichtliche Beanstandung“ wenigstens für die Zukunft hintanhalten.

Das schonende, persönliche Vorgehen des Ministers, welches sich auf die materielle Hervorhebung der üblen Folgen einer Unterlassung seines dienstaufsichtlichen Einschreitens beschränkte, mißdeutete indes der *Senat* als sachliche Schwäche und mißbrauchte er zu dem *letzten Vorstoß* (am 16. Jan. 1909): „Zu einem solchen Zwecke konnte sich das Ministerium zwar in den verschiedensten Formen mit Professor Güttler auseinandersetzen, in der Form einer dienstaufsichtlichen Beanstandung jedoch nur dann, wenn hierfür die *gesetzliche Grundlage*, nämlich die *Verletzung einer Amtspflicht*, gegeben war.“ Sonst „bestand für das K. Staatsministerium keinerlei Recht, ihm in irgend einer Form eine dienstliche *Mißbilligung auszusprechen*“. Den *Begriff der Amtspflicht begrenzt* der Senat dahin: „Weder als Mitglied unserer Korporation noch als Staatsdiener bestand für Güttler bei seinem außerdienstlichen Auftreten irgend eine andere Amtspflicht als die: kein Amtsgeheimnis preiszugeben und die allgemeine Pflicht, sich der Achtung, die das Amt erfordert, nicht unwürdig zu erweisen. Eine Amtspflicht der Rücksichtnahme gegen die Korporation oder gegen das Amt oder gegen Kollegen oder gegen das vorgesetzte Staatsministerium oblag ihm nur insoweit, als sie in jener eben erwähnten allgemeinen Pflicht beschlossen ist.“ — Einesteils erkennt also der Senat eine Amtspflicht im allgemeinen an, andernteils schließt er diese ein in die Pflicht der Rücksichtnahme auf die Wahrung des Amtsgeheimnisses und der persönlichen Ehre, welche zum Amtsträger würdig macht — nicht des sachlichen Ansehens des von seiner Person bekleideten Amtes in der öffentlichen Meinung; ja der *hohe Senat entbindet* ein einzelnes Amtsmitglied *von jeder Rücksichtnahme auf das eigene Amtskollegium* und *sogar* auf die höchste vorgesetzte Amtsbehörde, das *K. Staatsministerium*. Lieber verzichtet er, abgesehen von den beiden angegebenen Punkten, selbst auf seinen Charakter als Amtskollegium, dem gegenüber pflichtgemäß amtliche oder dienstliche Rücksichten zu nehmen sind, als daß er dem verhaßten Kultusministerium eine amtliche, dienstaufsichtliche Stellung als *oberste Spitze des akademischen Beamtenkörpers* einräumt; lieber will er sich samt dem Ministerium von der öffentlich-amtlich vorgesetzten Stelle zu einem rein *privaten* und damit *gleichgeordneten Faktor* herabsetzen. Während andere Leute das volksbeglückende moderne Evangelium verkündigen: Religion ist Privatsache, schallt es vom hohen Katheder herab: Staatsaufsicht und Beamtenorganismus ist Privatsache.

Was der Kultusminister bisher aus schlecht gelohnter Schonung noch nicht in den Vordergrund gerückt hat, das kann er jederzeit nachholen. Die „*gesetzliche Grundlage*“ für

die „Verletzung einer Amtspflicht“ ist in der Tat nicht etwa erst aus gewissen Folgen zu erheben, welche das Ansehen des Hochschullehrerstandes gefährden, sondern ist an sich bereits darin gegeben, daß Professor Güttler und seine Anwälte im Senat sich einen Uebergriff in verfassungsmäßig ihnen nicht zustehende Rechte erlauben und zu einer solchen verfassungswidrigen Kritik öffentlich aufreizen. Hat etwa ein einzelner, noch dazu außerordentlicher Professor oder auch der ganze Senat darüber zu befinden, ob eine unter der Dienstaufsicht des K. Staatsministeriums seit langem bestehende öffentliche Einrichtung zu Recht bestehe oder nicht, eine Einrichtung, welche in das bereits fest geregelte Grenzgebiet zwischen staatlicher und kirchlicher Gewalt einschlägt, dessen Neuregelung jedenfalls weder einem akademischen Senat noch einer in der Presse, zumal ganz einseitig in der liberalen Presse der „Münchner Neuesten Nachrichten“, vertretenen öffentlichen Meinung zusteht? Viel wichtiger als die Verhütung persönlicher Differenzen unter Kollegen ist im staatserhaltenden Interesse die Vermeidung neuer Verfassungskämpfe, bei denen die Parteileidenschaft entfesselt wird, die Fernhaltung einer Kulturkampfspolitik seitens jener Kreise, welche weit besser in stiller Gelehrtenarbeit ihrer Berufspflicht obliegen und dadurch der akademischen Jugend ein gutes Beispiel geben würden.

Nichts schädigt in der Tat das Ansehen der Männer der Wissenschaft mehr als das Streben nach dem falschen Nimbus, als wüßten sie nicht bloß alles besser wie gewöhnliche Sterbliche, sondern hätten auch die ganze Welt mit der Herrschaft nach ihren Ideen zu beglücken. Die öffentlichen Lehrer gefallen sich gar zu gerne darin, auch das öffentliche Leben zu beherrschen und die hierzu in der „gemeinen“ Wirklichkeit berufenen Faktoren als inferior auszuschalten zu wollen. Lassen sich diese gesetzlichen Faktoren von ihnen nicht als gefügige Werkzeuge mißbrauchen, dann fühlen sie ihre eigene „verfassungsmäßige und gesetzliche Grundlage“ bedroht und das „gesetzlich begrenzte Dienstverhältnis des Beamten in ein praktisch unbegrenztes Unterwürfigkeitsverhältnis umgewandelt“ — natürlich, nachdem sie selbst sich in eine „Gelehrtenrepublik“ hineingeträumt haben, die keine in ihrem Rayon ihr übergeordnete Staatsverfassung kennt. Die civitas academica bildet so mehr als jede andere Korporation einen „Staat im Staat“, einen Fremdkörper, dem es widerstrebt, der organischen Staatsverfassung sich einzufügen, eine privilegierte — in Wirklichkeit nicht einmal Demokratie, sondern — Oligarchie der „Intelligenz“.

Einer solchen latenten Gefahr gegenüber muß der Leiter eines konstitutionellen Staatswesens sich rechtzeitig besinnen auf den bekannten Spruch: Quousque tandem abutere patientia nostra! — Das scheint inzwischen geschehen zu sein. Denn als die obigen Darlegungen bereits im Druckabzug vorlagen, wurde eine abschließende Ministerialentscheidung veröffentlicht, die eine sehr deutliche Sprache redet: Nach dem bisherigen, sowie dem neuen Beamtenrecht „besteht gegenüber den Beamten neben der Dienststrafgewalt noch die Dienstaufsicht“, d. h. die Befugnis, Beamten, welche „die von ihnen zu beobachtenden Rücksichten außer acht gelassen haben, einen dienstaufsichtlichen Vorhalt auch dann zu machen, wenn . . . die Voraussetzungen für die Verhängung einer Dienststrafe nicht gegeben sind. An dem Bestand dieser Befugnis ist nach der übereinstimmenden Auffassung aller Staatsministerien nicht zu zweifeln. Auf dieses Recht wird keine Behörde, auch nicht die akademischen Behörden, ihren Untergebenen gegenüber aus dienstaufsichtlichen Gründen und im Interesse der Autorität verzichten können und wollen. Im übrigen erachtet das K. Staatsministerium weitere Erörterungen zur Sache für zwecklos. — Bei dieser Stellungnahme, die für den Senat sowie für alle Glieder des Lehrkörpers der Universität maßgebend ist, hat es endgültig sein Bewenden. Dr. v. Wehner.“ — So ist denn der neueste Genie- und Staatsstreich akademischer Rechtskonstruktionen glücklich pariert.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

England und Deutschland.

Während diese Zeilen geschrieben werden, schwimmt das englische Königspaar über die Nordsee und in Berlin legt man die letzte Hand an die via triumphalis, auf der die hohen Gäste am 9. Februar in die deutsche Residenz einziehen. Die vorbereitenden Artikel der Offiziösen haben wir in den letzten Wochen ein paarmal kritisieren müssen; um so lieber erkennen wir an, daß die „Nordd. Allg. Ztg.“ in ihrem Begrüßungsartikel vom Vorabend einen nüchternen Standpunkt wahrt und die üblichen Hoffnungen auf die Segenswirkungen der Zusammenkunft so stark mäßigt, wie es die Höflichkeit gestattet. Die kommenden Kundgebungen werden dort gewertet als „eine neue Ermutigung für alle, die in Deutschland und England bemüht sind, einer Entfremdung zwischen den beiden Reichen entgegenzuwirken und die deutsch-englischen Beziehungen in sichere Bahnen zu lenken“. Geradezu skeptisch klingt es, wenn das offiziöse Blatt an dem persönlichen Verhältnis der Monarchen, das sonst von den byzantinischen Federn als Grundlage der Völkerfreundschaft und des Friedens gepriesen zu werden pflegt, diesmal nichts weiter zu rühmen weiß, als daß aus ihm den Bestrebungen der Freunde eines guten Einvernehmens „keine Schwierigkeit erwächst“. Daß nicht alles so ist, wie es sein sollte, wird noch deutlicher ausgesprochen in dem Zusatze: es werde „noch unverdrossener Aufklärungsarbeit bedürfen, um das Ziel zu erreichen, das in der Sicherung einer auf gegenseitiger Wertschätzung begründeten Freundschaft zwischen den beiden Kulturvölkern vorgezeichnet ist“. Schließlich wird von dem Besuch und Empfang „ein Fortschritt auf dem Wege“ zu diesem Ziele erwartet, nicht bereits die Erreichung des Zieles.

Auf der englischen Seite hat man den Besuch nicht bloß durch phrasenreiche Preßartikel eingeläutet, sondern auch durch bedeutsame Ankündigungen von neuen Rüstungen, die zu der Festlichkeit so gut passen wie die Faust aufs Auge. In der vorigen Nummer erwähnten wir schon, daß die englische Nordseeflotte mit Hilfe eines neuen großen Kriegshafens auf das Doppelte verstärkt werden soll, d. h. der Kern der britischen Seemacht soll mit der Front gegen Deutschland stationiert werden. Daran schloß sich in der letzten Woche eine sog. Kabinettskrisis, welche die Welt auf das künftige englische Flottenbauprogramm recht gründlich aufmerksam machte. Das gegenwärtige liberale Ministerium in England leidet bekanntlich an der Inkongruenz zwischen den Wahlreden und den Taten. Man hat Stimmen eingefangen durch das verlockende Abrüstungsprogramm, und doch muß das Ministerium jetzt dem Drängen der Admiralität und der sonstigen Kriegspartei nachgeben und für weitere Rüstungen das Geld schaffen. Die Admiralität forderte, daß im nächsten Jahre sechs neue Dreadnoughts, im zweitnächsten vier auf Stapel gelegt werden sollten. Vier Minister von dem linken Flügel zierten sich und drohten mit Rücktritt. „Um das Gesicht zu wahren,“ sagt der Chinese. Man verständigte sich bald dahin, daß der erforderliche Betrag für das nächste Jahr unverkürzt bewilligt, dagegen das Tempo für die folgenden Jahre verlangsamt werden soll. Letztere Verheißung hat keinen reellen Wert. Zunächst hat die Admiralität freie Hand; im nächsten Jahre tritt sie den nicht mehr ungewöhnlichen „Beweis“ an, daß der Zweimächtestandard doch eine schnellere Verstärkung der britischen Flotte erfordere, und dann wird bewilligt, was heute angeblich gestrichen ist.

England hat die Freiheit, nach Belieben zu rüsten. Aber es muß uns nachdenklich stimmen, wenn man die vorhandene Flotte fast ganz an diejenige Küste konzentriert, die nach Deutschland ausschaut, und wenn dem englischen Volke von oben herab fortgesetzt eingeredet wird, es drohe von Deutschland eine Invasion, und der deutsche Flottenbau sei schuld daran, daß England immer mehr und immer größere Schiffe bauen müsse. Auch in den Festartikeln der dortigen Presse kehrt zwischen den Höflichkeiten bald versteckt, bald geradezu die Verdächtigung wieder, daß Deutschland die wünschenswerte Abrüstung vereitle, obschon es fähig und verpflichtet sei, den Anfang mit der Beschränkung des Flottenbaues zu machen. Wird die Abrüstungsfrage bei der Zusammenkunft in Berlin zur Sprache kommen? Die Offiziösen versichern uns, es gäbe gar keine aktuellen Fragen, über die zwischen England und Deutschland verhandelt werden müßte. Das wird sich wohl daraus

erklären, daß in der hohen Politik Berlin und London den eigenen Weg gehen, ohne erst Fühlung miteinander zu nehmen. So hat England in der Orientfrage jedesmal sofort Stellung genommen, ehe die verbündeten mitteleuropäischen Kaiserreiche ihre Ansicht kundgeben konnten, wie neuerdings noch zu den Iswolskyschen Vorschlägen. Die Abrüstungsfrage steht nun aber außerhalb des Tagespensums der hohen Politik, und sie ist angeblich schon früher von König Eduard im Gespräch mit unserem Kaiser angeschnitten worden. Bekanntlich hat Fürst Bülow sie schon im Reichstag zur Sprache bringen müssen. Ob sie nun in den Berliner Gesprächen wieder angeschnitten wird oder nicht — jedenfalls haben wir zu erwarten, daß nach dem Feste die englische Kriegspartei wieder Deutschland als den Sündenbock für die Rüstungslasten hinstellen wird. Darum müssen wir Deutsche uns gründlich klar werden über die Frage: Ist es möglich und ersprießlich, ein Abkommen mit England über die Abmessung des beiderseitigen Flottenbaues zu treffen? Es kommt dabei vor allem in Betracht, daß wir unseren alten, aller Welt bekannten Flottenbauplan weder ausschließlich noch auch vorzugsweise auf England zugespitzt haben, sondern auf die Verteidigung unserer Küsten, unseres Handels, unserer Kolonien und auch auf die Beihilfe in einem kontinentalen Kriege, gemäß den Erfahrungslehren von 1870. Ferner ist zu beachten, daß ein Abkommen über Rüstungen eine scharfe gegenseitige Kontrolle veranlaßt, aus der sich fortwährend friedensgefährliche Ausstellungen und Verdächtigungen ergeben können.

An dem guten Willen Deutschlands zu zweifeln, hat kein ehrlicher Engländer das Recht, da auf unserer Seite niemand an einen wahnsinnigen Angriff auf die englische Uebermacht denkt. Auf englischer Seite ist aber von sehr einflußreichen Leuten, sogar von einem Lord der Admiralität a. D., der Plan eines Präventivkrieges gegen Deutschland verkündet worden, und der gefeiertste Heerführer Lord Roberts fand sogar die Unterstützung des Oberhauses, als er die Schaffung einer großen Landarmee mit der deutschen Gefahr begründete. Wenn man nach alledem von der Herbeiführung eines besseren Verständnisses oder Einvernehmens redet, so dürfen wir mit Recht die Initiative den Engländern zuschieben, indem wir unserseits mitzuwirken entschlossen sind — nach besten Kräften, aber mit jener Vorsicht, die uns die exponierte Lage Deutschlands aufnötigt. Den Besuch begrüßen wir mit den besten Wünschen; das Hoffen hängt von der weiteren Entwicklung ab.

Die russische „Schiebung".

Herr Iswolsky, der in der letzten Zeit bei riesigem Eifer verzweifelt wenig Erfolg gehabt hatte, ist im letzten Augenblick auf einen sehr schlauen Gedanken verfallen, der allem Anscheine nach für die russische Politik einen Ausweg aus der Sackgasse am Balkan schafft. Die Türkei fordert von Bulgarien über 100 Millionen; Rußland aber hat an die Türkei aus der alten Kriegskostenrechnung noch Forderungen von mehreren hundert Millionen. Liquidieren und kompensieren wir diese Posten, sagt Herr Iswolsky. Die Ankündigung seines verzwickten Planes der Verrechnung und Verschiebung war so unklar gehalten, daß man kaum über den Grundgedanken klar werden konnte. Danach soll Rußland seinem alten Schützling Bulgarien die erforderlichen Gelder gegen regelrechte Zins- und Tilgungzahlung vorstrecken. Das Geld wird aber nicht bar an die Türkei abgeführt, sondern auf die rückständigen Kriegskosten verrechnet. England unterstützte von vornherein den russischen „Vorschlag zur Güte", ohne ihn erst genauer zu prüfen. Auch Frankreich soll ihn empfohlen haben. Bulgarien erklärt sich einverstanden, da es den gegenwärtigen finanziellen Vorteil höher schätzt als die nachfolgende Abhängigkeit von dem Geldgeber Rußland. Oesterreich merkte natürlich wohl, daß hinter dem russischen Vorschlag das Bestreben steckte, neuen Einfluß auf die Türkei und auf Bulgarien zu gewinnen, um so den bekannten antiösterreichischen Balkanblock vorzubereiten. Aber weder Oesterreich noch das verbündete Deutschland konnten gegen den Vorschlag Front machen; man mußte den beteiligten Staaten die Wahl lassen. Zudem machte Deutschland den Vorbehalt geltend, daß die Interessenten an der beschlagnahmten ostrumelischen Bahn, die großenteils Deutsche sind, tatsächlich schadlos gehalten werden müßten. Die türkischen Staatsmänner gedachten der Worte: Timeo Danaos et dona ferentes; sie merkten zu ihrem Schrecken, daß sie um das bare Geld geprellt werden sollten, und forderten also eine Erweiterung der vorgeschlagenen Transaktion. Soweit sich bis jetzt übersehen läßt, wollen die Türken die Gelegenheit benützen, um die ganze Kriegsschuld zu einem möglichst ermäßigten Satze abzustoßen und auf den Kreditvorteil hin, der ihnen durch Freigebung der verpfändeten Einkünfte und einiger kleinasiatischen Wilajets erwächst, eine tüchtige Anleihe aufzunehmen, die ihnen das notwendige Bargeld liefert. Wenn auf diese Weise ein finanzieller modus vivendi zustande kommt, so kann man über die mittelbaren politischen Gefahren sich trösten mit der Erwägung, daß so das größere Uebel des Krieges vermieden wird. Mit der Rivalität Rußlands auf dem Balkan hätte Oesterreich sowieso rechnen müssen. Durch das Vorgehen Iswolskys kann vielleicht der britische Einfluß am Goldenen Horn wieder etwas eingedämmt werden, und das wäre immerhin eine Wendung zum Besseren.

Das Fiasko des Parlamentarismus in Oesterreich.

Unter den gegenwärtigen hochpolitischen Verhältnissen bedürfte Oesterreich mehr als je der inneren Ruhe und Festigkeit. Aber die rabiaten Tschechen, deren Straßengefolge schon einmal den Ruf „Hoch Serbien!" hat ertönen lassen, haben den Reichsrat wieder einmal gesprengt. Das Ministerium Bienerth machte den wirklich redlichen Versuch, in Böhmen durch Abgrenzung der Sprachensprengel einen nationalen modus vivendi herbeizuführen. Der tschechischen Sprache war so viel Recht und Macht vorgesehen, daß sogar viele Deutsche den Gesetzentwurf für schädlich hielten. Aber die tschechischen Radikalen vereitelten durch die rücksichtsloseste Obstruktion die parlamentarische Beratung des Ausgleichsvorschlages. Das Parlament mußte geschlossen werden. Jetzt muß mit dem Notverordnungsparagraphen 14 „fortgewurstelt" werden. — Frhr. v. Beck, der Schöpfer des neuen Wahlrechts in Oesterreich, hat eine verhängnisvolle Unterlassungssünde begangen: er hätte bei der Verfassungsreform gleich die Geschäftsordnung des Reichsrats so umgestalten müssen, daß nicht mehr jede skrupellose Minderheit die Arbeit der Volksvertretung lahmlegen kann.

Die schleichende Krisis im Deutschen Reich.

Die Reichsfinanzreform ist noch nicht weiter gerückt. Sensationsblätter haben schon wieder von Ministerkrisis, Auflösung, Neuwahlen usw. gesprochen; aber das waren verfrühte Schreckschüsse. Vorläufig wird noch aus Leibeskräften verhandelt. Die Entscheidung liegt hinter den Blockkulissen, nicht etwa in den theatralischen Ausschußsitzungen, die man unter dem Aufgebot der einzelstaatlichen Minister veranstaltet hat. Es steht in Frage: Die Abänderung des Nachlaß- und Erbschaftssteuergesetzes zur Beschwichtigung der Konservativen, also vor allem unter Schonung der erbenden Kinder und Ehegatten, oder die Ersetzung der Nachlaßsteuer durch eine andere Besitzsteuer oder durch Erhöhung der Matrikularbeiträge, wobei den Einzelstaaten die Eintreibung der Reichsbesitzsteuer zufallen würde. Dabei kommt auch in Betracht, ob man die Matrikularbeiträge „veredeln" und durch eine allgemeine Vermögensfeststellung den Einzelstaaten eine Handhabe zu neuen direkten Steuern geben will. Man verhandelt, und der Blockgedanke wird schließlich siegen.

Wintersturm.

Habt ihr den wilden Sturm gehört,
Wie nachts er durch die Gassen keuchte?
So schrillend war sein Atemzug,
Als er vor sich Schneewolken scheuchte.

Mich floh der Schlaf. Ich hörte lang
Das wilde Tollen vor den Toren.
Das war wie banger Tage Hast,
Ein Lied aus dunklen, dumpfen Horen. —

Ich hab' des Nachts den Sturm gehört;
Gen Morgen wandt' er sich zum Ziehen — —
Ganz wie das Leben: heute Leid
Und morgen Ruh' beim Wolkenfliehen.

Hans Gesold.

Die Fortentwicklung des parlamentarischen Lebens im Deutschen Reiche.

Von

A. Kohl, Domkapitular, Mitglied des Reichstages.

„Es ist eine alte Behauptung, die Deutschen seien zu allem Möglichen geschickt, nur nicht dazu, ein politisches Volk zu sein." So las ich vor kurzem in einem interessanten politischen Essay. Ich meine, es trifft das um so mehr zu, je weiter es in den deutschen Norden geht. Wenigstens muß dieser Gedanke jedem kommen, der das „Glück" hat, als Mitglied der „konstitutionellen Kommission" im Deutschen Reichstage den Verhandlungen über die Abänderung der Geschäftsordnung und über die Ministerverantwortlichkeit beizuwohnen.

Bekanntlich haben die hochpolitischen Verhandlungen über das bekannte kaiserliche Interview dazu geführt, die Anträge über Geschäftsordnung und Ministerverantwortlichkeit, die von verschiedenen Parteien im Plenum gestellt wurden, der erweiterten Geschäftsordnungskommission zu überweisen. Man erinnert sich noch wohl der Sehnsucht nach verfassungsmäßigen Garantien, die die deutsche Volkspsyche in jenen Tagen erfaßt hatte, so daß ein Hermann Bahr schreiben konnte: „So habe ich Deutschland nie gesehen... Jahrelang hatte nur der Kaiser geredet, das Volk hatte geschwiegen! — Nun nahm das Volk das Wort!... Wie vor einem Kriege war's, oder in einer großen Not durch Feuer, Wasser oder Erdbeben, wenn jede Gewohnheit fällt, weil es jetzt ernst wird!"

Ja! es wird ernst! Ein großes „Volk im Zorn", — ein „Volk in Sorgen" hat seine Sehnsucht nach verfassungsmäßigen Garantien für die Verhinderung von Wiederholungen solcher Szenen in die Hände der neugebildeten Reichstagskommission gelegt; wenn diese Kommission ihre Aufgabe erfüllen soll, dann hat sie eine hochpolitische Bedeutung und das höchste Interesse des deutschen Volkes zu beanspruchen. Wird sie dieselbe erfüllen? — Die bisherigen Verhandlungen berechtigen nicht zu sehr frohen Hoffnungen. Nach fünf Sitzungen hat die Kommission jetzt wenigstens *eine* Frucht gebracht. Daß von allen Anträgen zunächst derjenige zur Verhandlung kam, der eine *wirksamere Ausübung des Interpellationsrechtes* betrifft, liegt in der Natur der Sache. Allenthalben in ganz Deutschland hatte man in jenen kritischen Tagen das Gefühl, daß es angesichts der Erregung des deutschen Volkes doch eigentlich lächerlich sei, daß der Reichstag kein anderes Recht haben soll, als den Reichskanzler zu fragen, „ob ihm bekannt sei", was die ganze Welt wußte, und „was er zu tun gedenke"? — Niemals hat sich die Lücke in der Geschäftsordnung so eklatant gezeigt, nämlich das Fehlen der Möglichkeit, irgend einen Antrag an die erregte, in der Geschichte des Reichstages einzig dastehende Debatte anzuknüpfen. Auch sonstige Mängel und Lücken in der Geschäftsordnung und in der Verfassung haben sich damals geoffenbart. So weit nun die Geschäftsordnung in Frage kommt, hat die Reichstagskommission sofort rüstig sich an die Arbeit gemacht, und der gute Wille, etwas zustande zu bringen, kann ihr nicht abgesprochen werden. Drei neue Momente sind in den Anträgen der verschiedenen Parteien aufgetaucht, von denen bis jetzt unsere Geschäftsordnung nichts wußte: 1. Beschlußfassung über *Anträge zu Interpellationen*, 2. *kurze Anfragen* mit sofortiger Beantwortung, 3. *Dringlichkeitsanträge*. Von diesen in anderen Parlamenten längst gebräuchlichen Formen ist die erste wohl weitaus die wichtigste. Sie wurde auch zuerst in Angriff genommen.

Die breite Diskussion über diesen Gegenstand bot nun für den, der durch das Gestrüpp der Details den Ausblick auf das Hauptsächliche sich nicht nehmen ließ, sehr interessante Momente. Heftig platzten die Meinungen der Parteien aufeinander. Das merkwürdigste Schauspiel boten die *Konservativen*, die absolut keine Sehnsucht fühlen, dem Parlamente mehr Rechte zu geben, denen Garantien gegen Willkür und absolutistische Regungen das Unnötigste von der Welt sind. Ja! es ist immerhin etwas Sehenswertes, so einen echten preußischen Junker-Charakterkopf anzusehen, der kalt und ruhig sich hinstellt und ohne Erröten die Worte spricht: Wir fühlen uns wohl bei der gegenwärtigen Lage der Dinge. Wir wollen dem Parlamente keine größeren Rechte geben! Wie da das süddeutsche Blut manchmal kocht! — Freilich mußten sich die Herren der Rechten von der äußersten Linken herüber sehr unsanft zurufen lassen: Das glauben wir, daß ihr euch wohl fühlt. Die Regierung ist ja überhaupt nur das ausübende Organ der konservativen Partei! — Das Hauptthema des ganzen Streites bildete die Frage des *Mißtrauensvotums*, das in einem solchen an eine Interpellation angefügten Antrage nach allgemeiner parlamentarischer Anschauung enthalten ist. Der Reichstagspräsident, der den Sitzungen der Kommission fleißig beiwohnt, hat dieser Anschauung mit den Worten Ausdruck gegeben: Bekommt ein an eine Interpellation sich anschließender Antrag die Mehrheit, dann liegt darin ein Mißtrauensvotum gegen die Regierung, bekommt er die Minderheit, so ist damit ein Vertrauensvotum gegeben.

Ein *allgemeines Mißtrauensvotum* wurde von keiner Seite, auch vonseiten der Sozialdemokraten nicht, urgiert, man beschränkte sich auf die Möglichkeit, in einer bestimmten Frage Stellung für oder gegen die Regierung nehmen zu können. Anders ist es im englischen Parlament, das ein *Mißtrauensvotum* gegen die Regierung überhaupt und daneben ein *Tadelsvotum* oder Rügevotum gegen bestimmte Aktionen der Regierung kennt. Nur das letztere soll in die Geschäftsordnung des deutschen Parlaments herübergenommen werden. Dagegen sträubten sich lediglich die Konservativen. Alle anderen Parteien waren in diesem Punkte einig. Auch darüber herrschte Einmütigkeit, daß die Abstimmungen über derartige Anträge oder, was dasselbe ist, solche partielle Mißtrauensvota keine staatsrechtlichen, sondern nur politische Folgen haben können. Schwieriger ist die Frage, ob der Reichstag dem *Bundesrat* ein solches Mißvertrauen geben kann. Allgemein arbeitete sich allmählig die Anschauung heraus, daß dem Bundesrate, der per majora beschließt, zwar Wünsche und Anregungen der Volksvertretung übermittelt werden können, aber ein Mißtrauensvotum niemals erteilt werden kann, ebensowenig dem Reichskanzler wegen seiner Handlungen oder Unterlassungen innerhalb des Bundesrates. Ein derartiges Votum kann sich demnach nur gegen den *Reichkanzler* als einzigen verantwortlichen Reichsbeamten richten, demnach auch nicht gegen stellvertretende Staatssekretäre.

Die Konservativen fürchten auch schon von der Möglichkeit eines beschränkten Mißtrauensvotums eine „Vergiftung und Verwirrung des parlamentarischen Lebens", weshalb sie einen hierauf gerichteten Antrag schlank ablehnten.

Alle übrigen Parteien stimmten dafür, so sehr auch die Rechte warnend ihre Stimme erhob und die Befürchtung aussprach, die Reichslokomotive komme hierdurch auf ein Gleise, das „am Abgrund endigt". Und so etwas nennt sich Volksvertreter! —

Mit Recht rief dem konservativen Redner, der die Perspektive schrecklich ausmalte, daß durch wiederholte derartige beschränkte Mißtrauensvota ein Kanzler endlich doch gestürzt werden könnte, ein sozialdemokratisches Mitglied des Ausschusses höhnend die Worte zu: „Sie haben ja auch den Caprivi gestürzt! Dürfen Sie das allein?" — Aus der ganzen 5 tägigen Beratung, in der es Anträge von allen Parteien regnete, ergab sich am Schlusse folgender Beschluß als Resultat:

„*Anträge zu Interpellationen sind zuläßig*. Nur solche Anträge dürfen eingebracht werden, die sich auf den Gegenstand der Interpellation beschränken und keine Gesetzentwürfe enthalten. — Die Anträge müssen von 30 Mitgliedern unterzeichnet sein; über ihre Zuläßigkeit entscheidet einfache Majorität. Eine Beschlußfassung über die Zuläßigkeit hat erst dann zu erfolgen, wenn 30 Mitglieder der Stellung von Anträgen widersprechen. Die Abstimmung über die Anträge ist zu vertagen, wenn bis zum Schlusse der Diskussion ein Antrag hierauf gestellt und von mindestens 30 Mitgliedern unterstützt ist. Im Falle der Vertagung erfolgt die Abstimmung in einer der drei nächsten Sitzungen ohne weitere Diskussion."

An Bescheidenheit fehlt es der deutschen Volksvertretung gewiß nicht, wie man an diesem Exempel sieht. Besonders zahm gebärdet sich der Freisinn, der doch in den bekannten Novembertagen so große Worte gemacht hat.

Auf die sog. *kurzen Anfragen* und *Dringlichkeitsanträge* legen wir wenig Wert, sie werden auch wahrscheinlich bei der Mehrheit keine große Gegenliebe finden. Bedeutungsvoller wird die Arbeit der Kommission, wenn demnächst die Frage der Ministerverantwortlichkeit an die Reihe kommt.



Etwas über Ordensverleihungen.

Von

Paul Schwerdt.

Wer in alten Ranglisten und Staatshandbüchern der deutschen Staaten blättert, wird finden, daß die Verteilung von Orden und Auszeichnungen sich der Anzahl nach ungemein gesteigert hat. Sie ist sogar gegen früher derart gestiegen, daß die Mehrverleihungen nicht mit dem Zuwachs an Auszuzeichnenden im Verhältnisse blieben.

Das heißt mit dürren Worten: Heutzutage ist es nicht mehr so schwer, einen Orden zu erhalten. Ob dadurch der Wert der Dekoration sich gehoben habe, das überlasse ich der Ansicht des einzelnen.

Ursprünglich gab es nur Ritterorden, die dem Unadeligen überhaupt nicht verliehen wurden. Fast alle Verdienstorden sind jüngeren Datums. Von den Ritterorden haben sich wenige unverändert erhalten — in Bayern, in Spanien und als Deutschherrenorden in Oesterreich. Selbst der Maltheserorden hat seine Satzungen ein wenig der Neuzeit angepaßt.

Einzelne Ritterorden blieben von jeher mit der Dynastie, die sie gestiftet hatte, verbunden. Daraus entstanden die sogenannten Hausorden. Bei der Verleihung derselben bestehen noch die alten Satzungen, wie z. B. beim österreichischen Goldenen Vließe (kein Nichtkatholik).

Das alles mußte ich vorausschicken, damit ich später besser verstanden werde. Es gibt heutzutage eine Unzahl ordensbegieriger Menschen. Die lechzen nach einem farbigen Bande im Knopfloche, haben aber noch nie eine Gehirnwindung damit angestrengt, um zu ergründen, was denn ein Orden überhaupt sei. Ein Kommerzienrat, dessen Stammbaum in Jerusalem wurzelt, schmückt sich kaltblütig mit dem portugiesischen Christusorden. Am fröhlichsten lachte ich im Leben, als mir Seine Exzellenz von X. aus Palästina mit dem Großcordonorden der Unbefleckten Empfängnis von Villa Viçosa gegenüberstand. Aber es gibt auch eine Philosophie in solchen Dingen. Der Sultan trägt ruhig den Annunziatenorden, dem Kaiser von Japan ist der Andreasorden verliehen, und der Freimaurer Gambetta schmückte sich, wie alle Präsidenten der kirchenlosen Republik, mit den allerchristlichsten und allerhöchsten Dekorationen.

Ist denn da das Ganze nicht ein veralteter Widersinn?

Ja — für den Philosophen, dem ein leeres Knopfloch als Ideal erscheint. Beim Lichte betrachtet, wird man jedoch ersehen, daß es Fälle gibt, in denen die Verleihung eines Ordens noch von hoher Bedeutung sein kann. Nicht vom Offizier im Felde will ich sprechen. Auch auf dem Gebiete hat sich die Sache verschoben. Man vergleiche nur die Kämpfer des glorreichen Krieges 1870, die in den mörderischen dreitägigen Schlachten an der Loire gefochten haben, mit den Herren der chinesischen Expedition. Hier vielleicht ein einsames Eisernes Kreuz — dort ein mit Spangen überdecktes Band und die geschwerterten Kreuze der Bundesfürsten.

Also bliebe nur der Diplomat, dessen Bebänderung auf den Wert der Auszeichnung in früheren Zeiten zu bemessen wäre? Aber auch hier nur in einzelnen Fällen. Z. B. die Dekorierung Bismarcks mit dem päpstlichen Christusorden usw.

Daß aber regierenden Fürsten immer nur ein Hausorden verliehen werden könnte, sollte man als selbstverständlich annehmen.

In Preußen scheint das nun nicht zu gelten. Dort wurde mit der Erhebung zum Königreich im Jahre 1701 der Schwarze Adlerorden gegründet. Kein Land der Welt kennt ähnliche Ordensabstufungen, wie sie in Preußen vorhanden sind. Man erzählte sich, der pflichttreue Kaiser und König Wilhelm I. sei in seinem ganzen Königreiche allein im Besitze der Wissenschaft aller Grade gewesen. Aber als Hausorden kann wohl nur der Schwarze Adlerorden angenommen werden. Daß ihn Untertanen erhalten, tut nichts zur Sache. Das Goldene Vließ, der Hosenbandorden, der Dänische Elefant, der St. Andreasorden werden auch in einzelnen Fällen ganz hervorragenden Untertanen verliehen.

So dürfte es wohl noch in der Erinnerung der Leser stehen, daß der Maler Menzel den Schwarzen Adlerorden besaß, daß ihn Lord Roberts erhielt usw. Preußische Minister, kommandierende Generale und Diplomaten (ich erinnere an Eulenburg) werden häufig damit ausgezeichnet.

Da ist es doch selbstverständlich, daß ihn sämtliche deutsche Bundesfürsten, wenn sie je in Berlin sich eingefunden haben, erhalten. Oder steht der regierende Fürst eines deutschen Landes, und sei es auch noch so klein, einem Kgl. preußischen General im Range nach?

Schon früher hatte der preußische Hof „ganz darauf vergessen", einen kleineren Landesfürsten auszuzeichnen. Nicht etwa Heinrich XXII., sondern einen Devoten. Würde solch ein hoher Herr sich daran erinnern, daß er ebenso dem Sinne und dem Rechte nach von Gottes Gnaden ist wie der König von Preußen, er würde von den nationalliberalen Blättern wie ein Wild gehetzt!

Wie aber nimmt die Bevölkerung eines deutschen Stammes die Dekorierung ihres Fürsten mit einem Orden zweiter Güte auf? Man sollte glauben, daß ein Sturm der Entrüstung losbrechen müßte; denn das ist doch eine sehr geringe Einschätzung von seiten des Primus inter pares, des Königs von Preußen, da der Deutsche Kaiser als solcher überhaupt Orden nicht verleihen kann.

Wenn also jetzt in Berlin dem Fürsten zur Lippe das Großkreuz des Roten Adlerordens verliehen wurde, so kann das doch nur bedeuten: Deine Stellung kommt ungefähr der eines Oberpräsidenten gleich. Damit aber sind die Versailler Verträge verletzt. Wer ist für einen solchen Mißgriff verantwortlich? Selbstredend der preußische Ministerpräsident Fürst Bülow, der zufällig gleichzeitig Reichskanzler ist. Bei jeder Ordensverleihung ist ein ministerieller Antrag oder eine ministerielle Zustimmung vorauszusetzen.

Wenn aber die guten deutschen Fürsten sich alles gefallen lassen, dann wäre es Sache der deutschen Stämme, nach dem Rechten zu sehen. Ueberblickt man den Reichstag, so wird man finden, daß Deutschlands Völker noch lange nicht in unitarischem Sinne gewählt haben. Wer eine ähnliche Angelegenheit als nebensächlich ansieht, der schwärmt in seines Herzens Kämmerlein schon für das zentralistisch-cäsaristische Kaiserreich, in welchem die Bundesfürsten nur Vasallen und Statthalter sind.

Sr. Apostolischen Majestät Geheimer Rat Exzellenz Kossuth.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

I.

In Ungarn bereiten sich Dinge vor, welche eine gründliche Umwälzung in dem ehemals „marianischen Königreich" im Gefolge haben werden. Daß es in der Koalition, welche im Frühjahre 1906 mit dem Könige den bekannten Pakt schloß, in allen Fugen kracht, ist allgemein bekannt und wird auch von niemandem bestritten — aber es kracht auch ganz bedenklich in der Unabhängigkeitspartei, welche jetzt noch für sich allein die Mehrheit im Abgeordnetenhause des Reichstages hat und sich der Führung eines Mannes erfreut, dessen Name jedenfalls der populärste in der gesamten magyarischen Oeffentlichkeit ist. Kossuth aber ist ein kranker Mann, es fehlen ihm auch die Geistesgaben und die Charaktereigenschaften, welche einem politischen Parteiführer nun einmal nicht fehlen dürfen, und darum entsinken seiner Hand allmählich die Zügel, die man ihm nur seines historischen Namens wegen anvertraut hatte. An seine Stelle will sich Julius von Justh drängen, der jetzige Präsident des Abgeordnetenhauses, ein ebenso tatkräftiger wie unabhängiger Mann, ein reicher Großgrundbesitzer und ein zielbewußter Politiker, welcher — eine große Seltenheit in Ungarn — reine Hände hat. Justh ist klug genug, um einzusehen, daß weder die brutale Schulpolitik Apponyis, noch die räuberische Wahlreform Andrassys die nichtmagyarische Bevölkerungsmehrheit zu Magyaren machen wird; darum setzt er dem Vernichtungskrieg gegen die Nationalitäten die Versöhnung der Nationalitäten, dem Pluralitäts-Wahlrechtsraub das allgemeine gleiche Wahlrecht entgegen, und um die jetzt regierende Clique stürzen zu können, verlangt er die Banktrennung, die er — wenn er erst an Kossuths Stelle die Führung der Magyaren in der Hand hat — ebensowenig wird durchsetzen können und wollen, wie jetzt Kossuth und Wekerle und Andrassy. Sie ist ihm Mittel zum Zweck, und wenn er es erreicht, daß Kossuth aus dem öffentlichen Leben Ungarns verschwindet, so erwirbt er sich um seine Partei ein größeres Verdienst, als er selbst vielleicht ahnt. Justh ist Achtundvierziger, ist „Kossuthist" und als solcher ein Feind der Gemeinsamkeit mit Oesterreich, aber es ist nicht unmöglich, daß er, einmal an die Spitze der Regierung gestellt,



viel Wasser in seinen Feuerwein gießt und das Werk Deaks zu einem glücklichen Ende führt — ohne Kossuth. Von diesem Abenteurer, der selbst für seine Partei keine Ehre ist, Ungarn zu befreien, wäre eine — in erster Linie für die Magyaren — hochverdienstliche Tat.

In diesen Blättern, welche ich als ein zeithistorisches Arsenal für Gegenwartspolitiker und Zukunftshistoriker eingeschätzt sehen möchte, ist der richtige Ort für eine Charakterstudie eines Mannes, der zu den unheilvollsten Persönlichkeiten der Habsburger Monarchie gehört.[1])

Kossuth Ferenze wurde am 16. November 1841 in Budapest geboren und hat — man kann es ohne alle Uebertreibung sagen — zeitlebens von dem Namen seines Vaters ein flottes Leben geführt. In der „Verbannung", die ihm die Freimaurer auf Italiens Boden angenehm zu machen suchten, fand er bei Eisenbahn-, Brückenbau- und Bergbau-Unternehmungen gut dotierte Stellungen, der Sohn des genialen Revolutionärs Lajos mußte doch — so meinte man — selbst ein Genie sein. Aber alle diese Unternehmungen verkrachten unter Franz Kossuths Leitung, so daß nicht einmal mehr die Empfehlungsbriefe des Königshauses und nicht die Garibaldis ihm zu einer Stellung verhelfen konnten. Seinen Vater, der vom Ertrage seiner Schriftstellerei lebte, hat er finanziell ruiniert und sich von seinem Bruder Theodor, der in Italien Eisenbahnbeamter ist, unterstützen lassen. 1894 starb sein Vater, dessen Leiche nach Ungarn gebracht und dort mit großem Pomp bestattet wurde. (Es sei hier nebenbei bemerkt, daß Kossuth kroatischer Herkunft ist, Wekerle schwäbischer.) Im Auftrage des damaligen Finanzministers und Ministerpräsidenten Dr. Alexander Wekerle wurden ihm von der italienischen Filiale der Budapester Escomptebank 13,000 Lire ausbezahlt, damit er nach Ungarn kommen könne. Kossuth mietete sich im Hotel „Hungaria" ein, lebte dort herrlich und in Freuden wie ein Magnat auf Kosten der Hauptstadt, welche dem Bürgermeister Kammermejer dazu unter dem Titel „Repräsentationskosten" 100,000 Kronen ausgesetzt hatte. Bald war das Geld verjubelt, und als er aufmerksam gemacht wurde, daß er nun seinen Unterhalt selbst bestreiten müßte, verlegte er sich aufs Bitten, so daß mit vieler Mühe noch aus öffentlichen Mitteln die Kosten für zwei Hotelwochen aufgebracht wurden.

Da flatterte in der Presse die Nachricht auf, Kossuth beabsichtige, in Ungarn zu bleiben und seine im Auslande auf volkswirtschaftlichem Gebiete erworbenen Kenntnisse nun in seinem Vaterlande zu verwerten. Daß diese „Kenntnisse" in Italien nur Krache hervorgerufen, wurde natürlich verschwiegen. In dem Siegestaumel über die dem Kaiser abgepreßte Sanktion der von Dr. Wekerle im Reichstage durchgesetzten Kulturkampfgesetze war es leicht, Kossuth in den Vordergrund zu schieben, und sofort fand sich auch ein Mann, der mit seinem Namen Geld zu machen beabsichtigte. Der liberale Abgeordnete Tarnoczy war Präsident einer Aktien-Feuerspritzenfabrik, deren Grundkapital von einer Million verschwunden, die mangelhaft eingerichtet war und vor dem Bankerott stand — wie Franz Kossuth selbst. Darum wurde Kossuth ihr Direktor. Plötzlich war er, der Besitzlose, im Besitz von 50 Aktien und wurde in der Generalversammlung zum Präsidenten gewählt. Man gab 10,000 neue Aktien zu 200 Kronen aus, davon erhielt Kossuth als zweijährige Direktorgage pränumerando 200,000 Kronen bar. Um die Aktien an den Mann zu bringen, wurde eine fasche Bilanz mit 59,249 Gulden 4 Kreuzer Reingewinn aufgestellt, von der Generalversammlung angenommen und vom Präsidenten Franz Kossuth unterschrieben. Die Aktienfabrik wurde in „Hunnia-Eisenfabrik und Stahlgußunternehmen" umgetauft, die Heeresverwaltung sagte Armeelieferungen zu, das Kabinett Wekerle verpflichtete sich, auf die Gemeinden einzuwirken, daß sie ihre Feuerlöschgeräte bei der Kossuth-„Hunnia" kauften, in den Zeitungen wurde eine Riesenreklame gemacht und — die Bilanz vom 31. Dezember 1895 wies ein Defizit von 380,144 Kronen aus. Der Schwindel lag auf der Hand, und Kossuth mußte mit Freundeshilfe im Januar 1896 die 200,000 Kronen Gage zurückzahlen, um der strafgerichtlichen Verfolgung zu entgehen.

„Dieses war der erste Streich," mit welchem Kossuth seine volkswirtschaftlichen Kenntnisse in Bargeld umzusetzen versucht hatte. Man wäre versucht, „Tarnoczy-Hunnia" als Motto seiner nun schon vierzehnjährigen Wirksamkeit in Ungarn vorzusetzen.

[1]) Ein Großteil der im nachfolgenden mitgeteilten Tatsachen ist einer Artikelserie der Wiener „Reichspost" entnommen, welche demnächst eine umfangreiche Schrift über Kossuth erscheinen lassen will, welcher die weiteste Verbreitung zu wünschen ist.

Im Flockenfall.

Traute, warme Dämmerstille
Mich im Raum gefangen hält. —
Draußen ruht in weißer Hülle
Still die tagesmüde Welt.

Mit dem weißen Flockenflimmer
Hoch vom blassen Himmelssaum,
Rinnt ins dämmerstille Zimmer
Leis ein ferner Kindertraum — —

Alte, süße Kinderlieder,
Kinderglück und Kinderleid,
Senken sich zur Seele nieder
Aus der längst versunk'nen Zeit. —

Durch der Dämm'rung süßes Weben
Die Erinnerung Kränze flicht,
Und zum Traume wird das Leben,
Und das Träumen zum Gedicht — —

Eugenie Taufkirch

Der Albertus Magnus-Verein.

Von

Dr. Hoffmann-München.

Die Statistik bringt es den Katholiken immer wieder zum Bewußtsein, daß nicht nur die Zahl der katholischen Dozenten an den Hochschulen Deutschlands eine geringe ist, sondern daß auch die Zahl der katholischen Studierenden mit dem Prozentsatze der Angehörigen unseres Glaubens nicht im Einklang steht. Diese Tatsache muß auf die Dauer in ideeller wie materieller Hinsicht unheilvoll wirken. Der Einfluß katholischen Denkens und Empfindens auf die Gestaltung des öffentlichen Lebens wird zurückgehen und die soziale Lage der Katholiken wird noch ungünstiger werden. Denn Bildung ist Macht, ist Reichtum. Es ist demnach dieses Manko eine Sache, die nicht nur den einen oder anderen oder auch einen Teil der katholischen Bevölkerung unseres Vaterlandes angeht, sondern die den Katholizismus in seinem Bestande berührt.

Oft sind in den letzten Jahren die Ursachen dargelegt worden, welche diese Inferiorität der Katholiken geschaffen haben. Sie liegen teilweise in der politischen und sozialen Lage unserer Glaubensgenossen, die nur eine Minderheit des deutschen Volkes bilden, welche zudem großenteils — die Gründe sollen hier unerörtert bleiben — die wirtschaftlich Schwächeren umfaßt; teilweise aber auch rührt die geringere Teilnahme der Katholiken an den höheren Studien her von einem gewissen Pessimismus, indem man mit Recht oder Unrecht fürchtet in den weltlichen Berufen hintangesetzt zu werden und nichts erreichen zu können; auch der religiöse Sinn katholischer Eltern, die ihre Söhne am liebsten im Heiligtum des Herrn sehen, hält viele katholische Jünglinge von den profanen Studien fern.

Hieraus ist leicht zu ersehen, daß den beklagten Verhältnissen nur schwer abzuhelfen sein wird. Zu dem Genannten kommt nunmehr noch eine andere, nicht geringe Schwierigkeit hinzu: die Leiter unserer Mittelschulen erhalten jedes Jahr vor dem Schlußexamen der Oberklasse Zuschriften von den verschiedenen Ministerien, von Berufsgenossenschaften, worin nahegelegt wird, den Abiturienten dieses und jenes Studium abzuraten; nimmt man all diese Warnungen zusammen, dann bleiben wenig Disziplinen übrig, deren Studium als zulässig erscheint. Trotzdem dürfen all diese Bedenken nicht abhalten, katholische Knaben den höheren Schulen zuzuführen; aber sie legen gebieterisch nahe, daß eine Auslese stattfinde, und daß nur jene Jünglinge zum Besuche der höheren Schulen ermuntert werden, die, an Leib und Seele gesund und tüchtig, den Konkurrenzkampf aufnehmen können.

Eine besondere Pflicht der Katholiken im Interesse unserer Religion und unserer Glaubensangehörigen ist es demnach, dieser Sache Aufmerksamkeit zu schenken. Da stellt bereits der Augenblick eine wichtige Aufgabe; wer die Verhältnisse unter den Studierenden an den Hochschulen etwas kennt, weiß, daß eine große Zahl, namentlich von den Katholiken, sich in recht mißlichen Verhältnissen befindet, es darf gesagt werden, geradezu Not leidet. Wohl gab es auch bis jetzt schon manche Veranstaltungen zur Hilfe; hierher gehören die akademischen Vinzentiusvereine, die Kassen einzelner Studentenkorporationen zur Unterstützung bedürftiger Mitglieder, Stellen zur Vermittelung von Nachhilfeunterricht (in München besorgt dieses auch der Caritasverband). Doch all dieses erscheint nur wie ein Tropfen auf einen heißen

Stein. Was den Nachhilfeunterricht speziell betrifft, so muß bemerkt werden, daß die mißlichen sozialen Verhältnisse immer mehr Eltern hindern, solchen ihren Kindern geben zu lassen; derselbe wird zudem meistens sehr schlecht bezahlt, so daß jeder Handwerker in der Zeit, welche der Instruktor dabei verbraucht, mehr verdient. In diesem Zeitverluste liegt auch für gar manche Studierende die Ursache, daß sie schlechte Examina machen und während ihres ganzen Lebens Schaden erleiden.

Wohl sind die Anforderungen, die an die Mildtätigkeit der Katholiken gestellt werden, recht große; diese werden für jene, die sich derselben nicht entziehen, noch mehr, weil viele gerade unter den Begüterten für die soziale Tätigkeit, die uns obliegt, keinen Sinn haben, ja nicht einmal hierüber unterrichtet sind. Man denke nur an die Wohltätigkeit für Arme und Kranke, an die Aufwendungen für Kirche und Gottesdienst, für die Missionen usf. Dennoch hat sich die katholische Opferwilligkeit auch für die katholischen Studierenden bemüht und zu den bereits vorhandenen Mitteln neue hinzugefügt. So entstand nach mannigfacher Anregung, vorzüglich auf den Katholikentagen, der Albertus Magnus-Verein.

Im Jahre 1898 wurden in Norddeutschland katholische Studienbeförderungsvereine begründet, die sich 1901 unter dem Namen des heiligen Albertus Magnus einigten. Auch für Bayern trat im November 1901 der Albertus Magnus-Verein ins Leben. Aus den Mitteilungen, die dieser in der „Augsb. Postztg." 1908 (Nr. 287 ff.) sowie anschließend durch einen von der Zentrumskorrespondenz verbreiteten Bericht („Bayer. Kurier" 1909 vom 10. und 11. Januar) der Oeffentlichkeit machte, entnehmen wir: Der Albertus Magnus-Verein in Bayern gliedert sich in Diözesangruppen. Der Würzburger Diözesangruppe wurde im Hinblick auf die eigene Universität das gegebene Arbeitsfeld zu selbständiger Bebauung überlassen. In elf Semestern (1902 bis Frühjahr 1908) hat sie an 140 Studierende 484 Semesterstipendien von rund 12,800 ℳ gewährt. In München ist der Verein in doppelter Weise tätig. Er unterhält seit den Anfängen seines Bestehens ein Studentenheim (Schraudolphstr. Nr. 20), das zurzeit 18 Zimmer vergibt. Der niedrige Mietpreis, den die Insassen zahlen, bedingt einen Zuschuß durch den Verein, der bisher 2000 ℳ jährlich überstieg. Außerdem kommen Stipendien zur Verteilung. Solche wurden z. B. im Studienjahr 1907/08 an 128 Studierende gegeben im Gesamtbetrage von 3518 ℳ. Im Wintersemester 1908/09 erhielten 67 Studierende eine Beihilse von 2340 ℳ.

Kann diese Tätigkeit des Albertus Magnus-Vereins wohl als ein wirksames oder genügendes Eingreifen bezeichnet werden? Wir dürfen zur Beantwortung dieser Frage sagen: Es ist nicht viel, was geschehen konnte, doch es ist etwas. Wenn sich der unbemittelte Student nach den anderen Hilfsquellen umsieht und vielleicht auch etwas von den Eltern und von Wohltätern mitbringt, ist dasjenige, was ihm der Albertus Magnusverein bisher zu bieten imstande war, eine kleine Beigabe. Wir hoffen nur, daß sie recht bald vergrößert werden kann. Immerhin aber wird auch dann der Student, der in den bezeichneten Verhältnissen ist, seine Universitätsjahre nur unter großer Einschränkung verbringen; er wird von den schönen Träumen, die ihn am Gymnasium über das Universitätsstudium umgaben, einen um den anderen ins Nichts versinken sehen. Nur das große Ziel, das winkt: ein gutes Examen und die Aussicht auf eine bessere Stellung im Leben, wird viele aufrecht zu erhalten vermögen. Eine Stimme aus interessierten Kreisen hat im „Bayer. Vaterland" (6. Jan. 1909) den Vorschlag gemacht, der Albertus Magnus-Verein möge ein Verzeichnis anlegen von solchen Personen, die bereit seien, armen aber talentvollen Studierenden während ihrer Universitätszeit Darlehen, z. B. bis zu 1800 ℳ, zu gewähren. Wohl würde der Verein dieses gerne tun und wollte auch recht gewissenhaft die Würdigkeit des Petenten prüfen. Die bisherigen Erfahrungen lassen jedoch nicht annehmen, daß es eines eigenen Verzeichnisses solcher Wohltäter bedürfe. Ob es in Zukunft hierin anders wird? Es wird eher einem Studenten, der als brav und fleißig bekannt ist, gelingen, unter seinen Verwandten oder Bekannten jemanden zu finden, der gerade ihn während seiner Studien mit einem Darlehen unterstützt. Sicherlich wäre es höchst edelmütig, wenn Personen im Vertrauen auf den Albertus Magnus-Verein diese Hilfe einem ihm bisher Unbekannten anbieten würden.

Betreibt wohl der Albertus Magnus-Verein seine Tätigkeit in der richtigen Weise? Es wurde in einer der „Allgemeinen Rundschau" vorliegenden Zuschrift eine Anregung gegeben, die das Hauptgewicht auf ein nach jeder Beziehung zweckentsprechend ausgestattetes Studentenheim legen möchte; von den Geldspenden ist gesagt: „Aber das hilft meines Erachtens gar nicht viel. Es mag ja ein Mittel gegen die äußerste materielle Not sein; der moralische Nutzen ist sicher kein großer." Ein solches Studentenheim wäre nicht bloß ein Segen für Minderbemittelte, sondern auch eine Wohltat für Zahlungskräftigere. Dieses ist unstreitbar richtig. Ein solches Heim würde viele Studierende Gefahren entrücken, die in der Notwendigkeit liegen, bei Leuten zu wohnen, die ihren Nutzen zu suchen genötigt sind, und im Gasthause essen zu müssen; ein solches Studentenheim würde ideale Bestrebungen fördern und manche unfertige Charaktere zur günstigen Ausbildung führen. Der Albertus Magnus-Verein in München hat dieses nie übersehen, er hat vielmehr den Gedanken durch die Errichtung des allerdings bescheidenen Studentenhauses in den durch die Verhältnisse gezogenen Schranken zu betätigen gesucht; auch weiter ist sein Bestreben auf die Vergrößerung und Vervollständigung des Unternehmens gerichtet. Es wäre nur dringend zu wünschen, daß gerade hierfür sich Wohltäter fänden.

Es ist somit ein eminent gutes Werk, dem der Albertus Magnus-Verein dient: Unterstützung mittelloser Studierender, denen es ermöglicht werden soll, zu einem guten Abschlusse ihrer Studien zu gelangen; damit ist verbunden eine Stärkung des christlichen, katholischen Geistes in den oberen Ständen und Förderung unseres Religionsteiles auch in seinen materiellen Interessen. Wer demnach noch ein weiteres Opfer leisten kann, der vergesse den Albertus Magnus-Verein nicht! In der Erzdiözese München und Freising hat der hochw. Herr Geistliche Rat und Domkapitular Alois Hartl die Begründung der Diözesangruppe in die Hand genommen. An der Spitze des ganzen Landesverbandes steht Herr Geheimer Hofrat und Universitätsprofessor Dr. Hermann Grauert.

Ein Vertreter des Heiligen Stuhles über die Frauenfrage.

Bei der am 26. Januar 1909 abgehaltenen Generalversammlung des Katholischen Frauenbundes München, welcher neben dem Erzbischof von München-Freising und dem infulierten Abt von St. Bonifaz (letzterer, Abt Gregor Danner, O. S. B., ist der geistliche Beirat des Frauenbundes) auch mehrere Prinzessinnen des Königlichen Hauses beiwohnten, hielt der Apostolische Nuntius Monsignor Frühwirt eine bedeutungsvolle Ansprache. Dieselbe ist geeignet, manche irrtümliche Anschauungen, welche über die Stellung des päpstlichen Stuhles zu der katholischen Frauenbewegung verbreitet sind, wirksam zu widerlegen. Das Papsttum erweist sich auch in dieser Frage als wahrer Freund eines gesunden Fortschritts auf dem Boden der christlichen Ideen und im engen Anschluß an die Kirche. Der wesentliche Gedankengang der Rede sollte den weitesten Kreisen zugänglich gemacht werden. Der Vertreter des Heiligen Stuhles führte u. a. aus:

Das große Programm, welches Frauenfrage, Frauenbewegung heißt, wird von verschiedenen verschieden aufgefaßt und der Lösung zugeführt. Das Programm des Katholischen Frauenbundes ruht auf einer festen, dauernden Grundlage, es schließt sich an das heilige Evangelium und an die Lehre der heiligen Kirche. Oft und oft ist die Frage aufgeworfen worden: wer hat denn die Frauenfrage heraufbeschworen, wer hat denn die Frauenfrage hervorgerufen und in Fluß gebracht? Im Jahre 1872 hatte ich das Glück, in der Domkirche zu Graz während der Fastenzeit Vorträge zu hören, welche den Gegenstand behandelten: „Die katholische Kirche und das Ziel der Menschheit". Der Kanzelredner hatte die Freundlichkeit, mich zu bitten, ihn auf dem Weg zur Domkirche zu begleiten und nach dem Vortrage ihm meine Ansicht über seine Predigt offen und unumwunden auszusprechen. In einem der Vorträge warf er sich die Frage auf: „Wer hat die Frauenfrage heraufbeschworen, der Mann oder die Frau?" und er beantwortete diese Frage: „Der Mann, der vom Christentum getrennt ist, ist der Totengräber der Gesellschaft."

Ungefähr um dieselbe Zeit, als der Frauenbund sein Entstehen aufweist, schrieb unser Heiliger Vater Pius X. sein Programm in dem ersten an die Kirche gerichteten Rundschreiben, und in diesem Programm spricht er von der Krankheit unserer Zeit. Seine Worte lauten: „Es ist allen bekannt, daß die menschliche Gesellschaft heute an einer schweren, tiefeingesessenen Krankheit leidet, wie sie die früheren Zeiten nicht gesehen haben. Ihr wißt, Ehrwürdige Brüder, welches diese Krankheit ist, der Abfall, die Trennung von Gott, dieser engste Bundesgenosse des

Verderbens nach dem Worte des Propheten: „Siehe die, die sich weit von dir machen, kommen um."

Dieser Heilige Vater hat in seiner Eigenschaft als Patriarch von Venedig am 12. November 1895 ein Schreiben an die Redaktion eines konservativen katholischen Blattes gerichtet; in diesem Schreiben erwähnt er, daß ihm ein Zirkular zugegangen sei, welches die Gründung einer Liga von Frauen bezwecke zur Hebung der Interessen des weiblichen Geschlechtes. Von Religion, von Christentum, von Katholizismus, von Gott war in diesem Zirkular keine Rede, und darum hielt der Heilige Vater es für seine Pflicht, die Redaktion aufmerksam zu machen und sie zu bitten, sie möge die Eltern warnen vor einer solchen Erziehung.

Der Katholische Frauenbund hat in seinem Namen sein Programm ausgesprochen. Er heißt der „Katholische Frauenbund". Das Wort „katholisch" bezeugt seine Zugehörigkeit zur Kirche; er ist nicht bloß ein christlicher Frauenbund, er will ein kirchlicher, ein kirchentreuer Frauenbund sein, eng verbunden mit dem Oberhaupt der heiligen Kirche durch seinen Erzbischof, welcher sich die Wahrung der katholischen Interessen ununterbrochen gegenwärtig hält.

Es ist die Frauenfrage in jedem Jahrhundert aufgeworfen worden und in jedem Jahrhundert wurde sie auch beantwortet. Der Katholische Frauenbund hat auch das Bestreben, Frauen auszubilden, sie Universitätsstudien obliegen zu lassen, sie einzuführen in die Zweige des Wissens, welche die Eigenart der Frauen erreichen kann. Es ist Ihnen sicherlich bekannt, daß ein berühmter Richter in Bologna eine Tochter hatte und daß, wenn der Vater die Vorlesungen aus dem Recht nicht zu halten imstande war, seine Tochter ihn ersetzte. Als ich 1897 in Irland war und in der Hauptstadt des Reiches mich befand, wurde ich ersucht, ein Kolleg zu besuchen, in welchem Ordensfrauen im Unterrichte sich betätigten. Es waren im Sprechzimmer eine Reihe von Photographien vorhanden, und die Damen, welche abgebildet waren, trugen den Doktorhut. Die Klosterfrauen beschäftigten sich mit Universitätsbildung, sie trafen die Vorbereitungen, die Kandidatinnen zum Doktorat zu bringen. Und wenn wir hier ein wenig Umschau halten, wenn wir Einblick nehmen in die Leistungen, in die wissenschaftlichen Leistungen, welche die Frauen aufweisen können, so darf ich es mir nicht nehmen lassen, ein Mitglied des Königshauses zu nennen, die Tochter S. K. H. des Prinzregenten, deren vor kurzem erschienenes zweibändiges Werk Reisestudien in Südamerika behandelt. Der Name der erlauchten Verfasserin reicht weit über die Grenzen des Königreiches Bayern hinaus, er ist berühmt in der ganzen literarischen Welt.

Ja, die Frau kann studieren, und darum freue ich mich, wenn Vorsorge getroffen werden kann, daß die Mädchen, welche Lust und Liebe und Talent zum Studieren haben, sich ausbilden können, je nach ihrer eigenen Berufsart. Sie können tätig sein apologetisch, apostolisch. Heute wird der Glaube mehr als je angefeindet von einer Wissenschaft, welche nicht die wahre Wissenschaft ist; denn Wissenschaft und Glaube, wahre Wissenschaft und Glaube, kommen nie und nimmer in Widerspruch, wohl aber jene Wissenschaft, welche nicht die Wahrheit zum Gegenstand hat. Ich bitte Sie darum, nicht zurückzuschrecken vor der Mühe und den Opfern, welche die Heranbildung der Frauen fordert, wenn es darauf ankommt, die geeigneten Berufe für die Frauen zu wählen und die Wissenschaft durch die Frau fördern zu helfen.

Das caritative Gebiet, welches der Frau von jeher eigen war, wird auch in Zukunft ihr eigen bleiben; aber auch das wissenschaftliche Gebiet, das ihr in letzter Zeit erschlossen worden ist, das soll ihr, so weit es die Eigenart der Frauen ermöglicht, nicht verschlossen bleiben; die Frauen mögen unterstützt werden, um tätig sein zu können auf dem geistigen Gebiet, auf dem Gebiete der Wissenschaft, zu dem Zwecke, den Glauben zu verteidigen, den Glauben zu erhalten. Das soziale Gebiet, welches katholische Frauenhände zu bebauen unternommen haben, ist außerordentlich wichtig. Wenn die Gesellschaft, welche krank ist, geheilt werden soll mit dem Leben des Glaubens und der Liebe, wenn der Glaube wiederum die Gesellschaft und alle ihre Glieder durchdringen soll, ist es notwendig, daß die Frau eingreift, daß sie mithilft zur Besserung, zur Heilung der Gesellschaft, zur Hebung der wirtschaftlichen Interessen, welche notwendig sind, um die geistigen Interessen und die kirchlichen Interessen leichter fördern zu helfen. Alle Zweige, welche das soziale Leben, das christliche soziale Leben ausdrücken, gehören zur Tätigkeit des Katholischen Frauenbundes, und darum bitte ich den lieben Gott, daß er die Bestrebungen, die Ziele, welche sich der Katholische Frauenbund gesetzt hat, unverrückt hält, daß er die Bestrebungen ununterbrochen fördere mit seinem Beistand, und daß er die Opfer und die Mühe, welche die einzelnen Mitglieder auf sich nehmen müssen, nie und nimmer von seiner Gnade ununterstützt läßt, sondern sie damit begleitet, auf daß sie volle Liebe, reiche Früchte aufweisen können.

Student und Brettlbühne.

(„Wie amüsiert sich die ‚moderne' akademische Jugend?")

Die scharfe Kampagne der „Allgemeinen Rundschau" gegen die Pflege der Pornokunst an gewissen sogenannten Brettlbühnen wurde mit dem Artikel: „Wie amüsiert sich die ‚moderne' akademische Jugend?" in Nr. 29 vom 18. Juli 1908 (erste Studentennummer) eingeleitet. In diesem Kampfe hat es sich selbstredend nicht etwa darum gehandelt, eine Lebewelt, an der ohnehin Hopfen und Malz verloren ist, vor der Berührung mit einer gleichgesinnten „Kunst" zu behüten, obgleich die öffentliche Pflege des „Schweinernen" von der Staatsgewalt unter keinen Umständen und in keinem irgendwie gearteten Milieu geduldet werden sollte. Unser Kampfziel war von Anfang an ein anderes: Es galt, das Augenmerk der allerweitesten Kreise auf eine Gefahr zu lenken, der die heranreifende Jugend namentlich der besser bemittelten und der gebildeten Stände, vor allem die akademische, die studierende Jugend in des Wortes ausgedehntester Bedeutung, ununterbrochen und fast ohne jede öffentliche Kontrolle ausgesetzt ist. Denn es hat sich ja inzwischen leider immer mehr herausgestellt, daß die große Oeffentlichkeit von dem wahren und wirklichen Charakter gewisser Brettlaufführungen so gut wie gar nichts erfuhr, indem die zunächst berufene Kritik der größeren Tagespresse fast vollständig versagte und, anstatt vor dem schleichenden Gift zu warnen, durch zum Teil geradezu enthusiastische Reklameberichte die allem Neuen und Ungewöhnlichen zustrebende, die ungewohnte „Freiheit" in vollen Zügen genießende Jugend in die Hallen der „grunzenden Muse" förmlich hineinlockte, gleichzeitig aber allen, die für die geistige und sittliche Wohlfahrt der künftigen Generation verantwortlich und besorgt sind, Sand in die Augen streute. Man hat gemeint, wenn die Presse versagte, dann hätte die Polizei ihre Schuldigkeit tun müssen. Wir haben wahrlich nicht den Beruf, die Polizeizensur in Schutz zu nehmen. Die „Allgemeine Rundschau" hat schon seit Jahren bei wiederholten Gelegenheiten einen scharfen Kampf gegen die allzu laxe Handhabung der Polizeizensur geführt, und auch der Männerverein zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit hat, wie verschiedene in aller Form erhobene Proteste beweisen, die Staatsaufsicht wiederholt aufzurütteln und scharf zu machen versucht.[1]) Aber eines muß der Polizei ohne weiteres zugestanden werden: Wenn das Publikum und die Presse nicht mithelfen, kann auch der besten Polizei ein öffentliches Aergernis entgehen. „Sobald man weiß, daß ein urteilsfähiger Polizei-

[1]) In einem anonymen achtseitigen Pamphlet unter dem Titel „Kabarett und Moral oder Der Zweck heiligt die Mittel" wird gegen den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" neben anderen handgreiflichen Verleumdungen (Sittlichkeitsheuchelei und Entrüstungskomödie aus schnöder Gewinnsucht — wozu die fortgesetzten persönlichen Geldopfer des Herausgebers eine merkwürdige Illustration bilden —) auch der unsinnige Vorwurf geschleudert, er habe jahrelang, und zwar auch wieder aus Eigennutz, die großen Bühnen geschont. Die fünf Jahrgänge der „Allgemeinen Rundschau" mit ihren unablässigen rücksichtslosen Kämpfen gegen die zunehmende Pflege des Ehebruchdramas selbst an der Hofbühne, gegen die sittenlosen Komödien im Schauspielhaus und die leichtfertigen Stücke im Gärtnertheater usw. strafen allein schon diese unqualifizierbaren Anwürfe Lügen, so daß von früheren Tatsachen abgesehen werden kann. Man muß schon auf ein sehr urteilsloses Publikum spekulieren, wenn man nach der scharfen Aktion der „Allgemeinen Rundschau" gegen die Zusammensetzung des Zensurbeirates der Polizei und gegen dessen erste Tätigkeit, wenn man nach den vom Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" angeregten, leider erfolglosen Protestvorstellungen des Männervereins gegen „Mandragola" und „Herkulespillen", wie gegen „Frühlings Erwachen" (der Protest gegen die Nackttänzerin Miß Allan hatte bekanntlich Erfolg) derartige schwer beleidigende, unwahre Behauptungen unter die Menge wirft. In dem fraglichen Pamphlet werden auch die Herren Lehrer Weigl und evangelischer Stadtpfarrer Lembert (als Trifolium Kausen-Weigl-Lembert) in den verschiedensten Variationen als Sittlichkeits-Heuchler hingestellt. Das Flugblatt, das übrigens nicht einmal den Vorschriften des Preßgesetzes entspricht, indem der Name des Herausgebers (§ 6 R.-P.-G.) fehlt, wird im „Intimen Theater" und im „Kabarett" (Tresler) sowie bei sog. „Familienabenden" im Hotel Tresler dem Programm als Anlage beigegeben. Verfasser ist, wie wir aus amtlichen Quelle erfahren, der sattsam bekannte Redakteur des „Kleinen Journal", L. Bauernfreund Rumfordstraße 22/II.



beamter der Aufführung beiwohnt, wird anders gespielt". Dieser Ausspruch eines hervorragenden Fachmannes leuchtet ohne weiteres ein. Trotzdem ist die Polizei selbstredend nicht entschuldigt, wenn in einer Stadt monatelang die „grunzende Muse" in einer solchen Weise sich gehen lassen kann, wie es in dem Zeugenverhör des Brettlprozesses der „Allgemeine Rundschau" geschildert und hinterher von auswärtigen Besuchern (aus Kiel, Ravensburg usw.) in so drastischer Weise bestätigt wurde.

Nichts ist charakteristischer für diesen latenten Unfug als die Tatsache, daß in der Verhandlung vor dem Münchener Schöffengericht der vorsitzende Oberlandesgerichtsrat, die beiden Schöffen und ein zugezogener Hilfsschöffe, der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" als Hauptbeklagter und sein Verteidiger, Rechtsanwalt Rumpf, ferner die Sachverständigen Karl Muth, Chefredakteur des „Hochland", und Alfred Freiherr v. Mensi, Chefredakteur der „Allgemeinen Zeitung", samt und sonders erklärten, sie hätten niemals eines der in Rede stehenden Brettl besucht. In derselben Lage befinden sich Hunderte und Tausende ernster und urteilsfähiger Männer und Frauen aller Stände. Um so eifriger werden diese Pflegestätten der „grunzenden Muse" von der akademischen Jugend besucht. Wer es vielleicht nicht glauben sollte, möge sich durch nachstehenden Brief, der der „Allgemeinen Rundschau" von einem cand. chem. aus Charlottenburg zuging, eines Besseren belehren lassen. Der Briefschreiber, der im letzten Semester in München studierte, schildert in Anknüpfung an die Münchener Gerichtsverhandlung seine persönlichen Eindrücke:

„Die Ablehnung des „Intimen" Theaters und des „Kleinen" Theaters hat mir mächtig Freude gemacht. Zwar hörte ich gelegentlich einmal, daß am letzteren auch schon gute Kräfte tätig gewesen sein sollen — doch die eine Aufführung, die ich dort besuchte, erzeugte bei mir ähnliche häßliche Eindrücke, wie sie in der Gerichtsverhandlung dargetan wurden. Ich erinnere mich speziell an eine sehr derbe Gebirgsburleske. Das „Intime Theater" habe ich gründlicher kennen gelernt mitsamt seinem „Star" und Jeremias Jammermeier. „In und unter dem Bett", „Das starke Stück", das „Boudoir einer Tänzerin" und „In der Badewanne" usw., alle diese Stücke habe ich mir angesehen, allerdings zuletzt mit kaum zu überwindendem Abscheu (im ganzen war ich viermal darin). Das Publikum bezeichnete ich öfters als sich rekrutierend aus Studenten, Lebeleuten, Halbweltlerinnen und — Hochzeitspärchen. **Ich glaube, daß wohl fast jeder Münchener Student wenigstens einmal schon des Interesses halber im Intimen Theater war.** Wenn ich mit meinen Freunden, die mit mir dort waren, auch gleich Prof. Morin der Ansicht bin, daß die humanistische Bildung gegen die bewußte Verführung solcher Institute absolut keine Schutzwehr sei, so erblickten wir sie doch in der Zugehörigkeit zu einer katholischen Korporation. Trotzdem sahen wir es lieber, wenn die „Füchse" nur in Begleitung älterer Semester zur „Mary Irber" zogen, um dann, wie vorausgesehen, insgesamt einen Abscheu vor solcher „Kunst" mit nach Hause und ins Leben zu nehmen. . . . . Die Irber mag ein großes Talent und in gewissem Sinne eine „Künstlerin" sein, aber nur im Dienste einer schlechten Sache und im Sinne der in Nr. 5 der „Allgemeinen Rundschau" zitierten „Artistischen Blätter" (Würzburg), die in dithyrambischer Schilderung die Wirkung der „Kunst" der Mary Irber auf die „Kunst"-Jünger dartun. Diese eine Stelle wäre wohl imstande, den ganzen Streitfall zu entscheiden. Es ist gewissermaßen das Credo der „Genossen". Unstreitig füllt die Irber ihren Platz als Vorkämpferin und Propagandistin ihrer Lebensart, jener „Kunst" des sich auf die möglichst raffinierteste Weise „Auslebens", voll und ganz aus. Daher ihre Verherrlichung! Und gefährlich und verlockend sind die einzelnen Posen, das Gesten- und Mienenspiel und die Gesamtheit ihrer Erscheinung, weit mehr, als was das Stück oder die einzelne „Nummer" als solche bieten. Eine andere an ihrer Stelle, und ihre Partie hat viel verloren. Ich erinnere nur an die kleinen und kleinsten Tingel-Tangels hier in Berlin. Die gebotene Ware ist viel verderbter, entbehrt aber der persönlichen Unterstützung und zieht deshalb nicht entfernt solche Kreise."

Die Vermutung, daß „wohl fast jeder Münchener Student wenigstens einmal im „Intimen Theater' war", möchten wir uns, selbst mit dem einschränkenden „fast", nicht ohne weiteres aneignen. Es dürfte doch noch sehr viele Studenten in München geben, die sich rühmen können, das „Intime Theater" nicht besucht zu haben. Aber schon die Vermutung allein gibt zu denken, um so mehr, da der Briefschreiber sich ausdrücklich als Mitglied einer katholischen Studentenkorporation bekennt. Daß die Zugehörigkeit zu einer solchen Korporation an sich schon einen jungen Mann gegen den korrumpierenden Einfluß cynisch-raffinierter Darbietungen immun mache, wird im Ernste nicht behauptet werden können. In einer Korporation, wo man „die Füchse nur in Begleitung älterer Semester zur Mary Irber ziehen läßt", sollte unseres Erachtens einmal gründlich nach dem Rechten gesehen werden. Sonst müßte das Vertrauen zu Korporationen, die auch dem Elternhause gegenüber eine nicht zu unterschätzende Verantwortung tragen, eine starke Einbuße erleiden. Es soll leider vereinzelt vorkommen, daß Mitglieder katholischer Korporationen auch andere Vergnügungslokale aufsuchen, die zu ihren Grundsätzen wie eine Faust aufs Auge passen. Es gibt aber auch zahlreiche katholische Korporationen, welche z. B. den Besuch zweifelhafter Redouten mit Recht aufs schärfste verbieten. Es ist ein Lebensinteresse, eine Existenzfrage für katholische Korporationen, daß auf diesem Gebiete keinen laxeren Anschauungen Platz greifen. Die Redensart, man müsse „das Leben kennen lernen", paßt am allerwenigsten für unausgereifte Charaktere, die eben erst begonnen haben, die Luft der akademischen „Freiheit", d. h. vor allem der Freiheit des Nichtstudierens, zu atmen.

Zur Linderung der Kirchennot in Süditalien.

In dem Artikel „Nach der Erdbebenkatastrophe in Süditalien" in Nr. 4 vom 23. Januar 1909 (S. 56 f.) hieß es u. a.: „Neben den Sammlungen für weltliche Unterstützungszwecke sollte aber auch die durch die Zerstörung zahlreicher Gotteshäuser und den Verlust sonstigen kirchlichen Eigentums, auch durch den Untergang so vieler Priester und Priesteramtskandidaten hervorgerufene kirchliche Not nicht außer acht gelassen werden. Es ist nicht wohl anzunehmen, daß auch nur der kleinste Teil der in allen Ländern gesammelten Millionen zur Befriedigung geistlicher Bedürfnisse der schwer geprüften Bevölkerung verwandt werden wird. Frühere Sammlungen waren in dieser Hinsicht und auch in mancher anderen sehr lehrreich." Es wurde gleichzeitig darauf aufmerksam gemacht, daß auch Seine Exzellenz der Hochwürdigste Apostolische Nuntius in München, Msgr. Frühwirth, gerne bereit ist, ihm eingesandte Gaben an den Heiligen Vater zu übermitteln, was unseres Wissens inzwischen bereits in zahlreichen Fällen geschehen ist. Am 3. Februar liefen bei dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" „für Zwecke des Hl. Vaters in der Kirchennot von Süditalien" ℳ **300** ein mit der Bitte, diesen Betrag dem Hochwürdigsten Herrn Nuntius zukommen zu lassen. Die Absenderin, die Durchlauchtige Fürstin-Mutter Waldburg-Wolfegg, benützte den Anlaß, der „Allgemeinen Rundschau" im Kampfe für die christlichen Grundsätze ihre besondere Hochachtung auszusprechen. Indem wir die inzwischen dem Hochwürdigsten Herrn Nuntius übermittelte Summe dankend quittieren, möchten wir unserem Leserkreise die Kirchennot in Süditalien nach der Intention des Hl. Vaters nochmals warm ans Herz legen.

Messina.

Wir sahen dich in unsern Träumen,
Messina, stolze Königin,
Die Wogen dir zu Füßen schäumen
Und leuchtend deine Barken ziehn.

So sahn wir träumend oft dich glühen,
Messina, unser Sehnsuchtsland!
Mit deinem Duften, deinem Blühen,
Du Märchenstadt, am fernen Strand!

Und lockend kam zu deinem Strande
Mit leisem Sang die Flut der See;
Und schimmernd lag auf deinem Lande
Das Gold der güt'gen Sonnenfee.

Wo blieb dein freudenreiches Leben —
Wo deiner Schönheit reines Bild? —
Durch deine Tiefen fährt ein Beben;
Die Meereswogen rauschen wild.

Und deine Kirchen und Paläste
Von wunderbarer Südlandspracht!
Und deiner Tage goldne Feste,
Und weich und duftend deine Nacht.

Da stürzen deine stolzen Hallen,
Da sinkt in Trümmer deine Pracht;
Und Weheruf' und Klagen schallen
Aus tausend Gräbern durch die Nacht.

Wenn über dir im goldnen Scheine
Die Sterne hielten treu die Wacht,
Und schluchzten im Orangenhaine
Die Nachtigallen durch die Nacht.

Zur Bettlerin bist du geworden;
Du trauerst wie Jerusalem!
Doch bleibst du liebewert dem Norden,
Wie einst im Strahlendiadem!

Wir sind seit alter Zeit gezogen,
Wir Deutschen, oft zu deinem Strand:
Wir reichen über Land und Wogen,
Messina, dir die Bruderhand!

Fritz Flinterhoff.

Eine Grundfrage der Mutterschutzbewegung.

Aus einer Debatteäußerung von Prof. Fr. W. Förster.

Der vielgefeierte Verfasser der „Jugendlehre", der ob seiner Kenntnis der „neuen Ethik", aus deren Sphäre er selbst herausgewachsen ist, auch in den „freien" wissenschaftlichen Kreisen sehr angesehen ist, hat gegen die Auswüchse unserer Mutterschutzbewegung das Wort genommen. Adele Schreiber, deren „reformierte sexuelle Moral" an der Hand eines Münchener Vortrages hier kürzlich geschildert wurde, hatte sich auch nach Zürich gewandt und dort ihre Anschauungen öffentlich vertreten. Hier trat ihr in der „Neuen Züricher Zeitung" (1908, Nr. 263) Professor Förster entgegen, da ihre Behauptungen „den ernstesten Widerspruch all derer herausfordern, die sich berufsmäßig mit den ethischen Grundfragen unserer Kultur beschäftigen". Er erhebt vor allem die Frage: „Wie kann man nur übersehen, daß der einzig wahre Mutterschutz nur durch diejenige Institution gewährt wird, die den Mann mit starker Autorität zum Mutterschutz anhält und erzieht — nämlich die lebenslängliche monogamische Ehe?" Sodann betont Förster, „daß jede Lockerung dieser Ordnung, jede Preisgabe ihrer allein heiligenden Würde in erster Linie ein Frevel gegen den Mutterschutz ist". Diejenige Ethik, welche jede außereheliche Mutterschaft verurteile, stamme wahrlich nicht aus starrer Konvention oder Moralphilisterei, sondern aus höchst konkreter Beobachtung und Berücksichtigung der Natur des Mannes, dessen „Ritterlichkeit und Fürsorge in den allermeisten Fällen — leider — nur durch unantastbare Ordnungen geweckt und erhalten werden kann".

Gegenüber dem von Ellen Key und nach ihr von Adele Schreiber empfohlenen „freien Ehekontrakt", der die Zügellosigkeit nach Aufhebung der heutigen Ehe eindämmen solle, betont Förster: „Welchen Wert haben solche Zusagen, die doch die Hauptsache ganz unberührt lassen, nämlich die Frage: Wo bleibt jene dauernde Lebensgemeinschaft von Eltern und Kindern, die von so entscheidender pädagogischer Bedeutung ist, ja deren bloße Existenz schon eine erziehende Wirkung hat, und deren Fortfall aber doch trotz aller schönen Phrasen von unabsehbaren tragischen Konsequenzen für Mutter und Kind ist? ... Selbst wenn die menschliche Gesellschaft völlig gleichgültig gegenüber der unehelichen Mutterschaft werden könnte — die letztere würde sich trotzdem an allen Beteiligten rächen durch den Einfluß, den sie auf die Charaktere ausübt, durch alles, was sie sämtlichen Beteiligten an fundamentalen Erziehungseinwirkungen entzieht."

Solch tiefe Auffassung ist freilich all den neuen Sexualreformern und -Reformerinnen, Helene Stöcker und Aage Madelung, Dr. Marcuse und Dr. Georg Hirth, wie sie Dr. Julius Bersen in Nr. 5 der „Allgemeinen Rundschau" (S. 71 f.) Revue passieren ließ, völlig fremd. Die reformierte sexuelle Moral sieht nur auf das Sexualproblem als solches, nur auf das Triebleben, aber nicht auf die unüberschaubaren pädagogischen, völkerschaffenden Gesichtspunkte, deren Mißachtung den Untergang der Geschlechter bedeutet.

Gegen die auf fälschliche Humanität sich stützende Forderung auf Aufhebung der Unterschiede der ehelichen und unehelichen Mutterschaft sagt Förster mit Recht: „Es kann nicht jede Mutterschaft unterschiedslos gutgeheißen werden — so wenig man Rausch und Verantwortlichkeit, Leichtsinn und Verantwortlichkeit jemals einfach gleichsetzen kann, nur um durch solche Beschönigung edelgeborene Naturen zu schonen, die aus unverdorbenem Herzen heraus in Leichtsinn fielen. Auch der Leichtsinn einer groß und rein angelegten Natur bleibt doch Leichtsinn und muß als solcher bezeichnet werden — nicht zum mindesten gerade aus Rücksicht auf die Charakterentwicklung solcher feineren Naturen, deren Gefühlsüberschwang erst recht der Zucht und Ordnung bedürftig ist, wenn er nicht ihnen selbst und anderen zum Fluche werden soll. Wer hier alle Unterschiede verwischen will, der spielt wahrlich mit der Sprache, mit dem Leben und — mit der Mutterschaft!"

Leider ist heute — sagt schließlich Förster — der alte große Gedanke der Buße in den weitesten Kreisen verblaßt; niemand will mehr die Folgen seiner eigenen Handlungen tragen, alles wird beschönigt und vertuscht. Trefflich ist im Zusammenhang hiermit der Hinweis auf Pestalozzi, dessen ergreifende Schrift über „Gesetzgebung und Kindermord" ein einziger großer Hilferuf zugunsten des Erbarmens mit der unehelichen Mutter ist, der aber trotzdem folgende für die Reformer sehr beachtenswerte Warnung ausspricht: „Ich bin zu alt und habe zu viel Erfahrung, um einen Augenblick anzustehen, wohin ein leichtsinniges Reden und Urteilen über Verbrechen und Fehltritte den Menschen führt, wenn er dann in Lagen und Versuchungen kommt, die ihn dazu reizen. Der Abscheu unseres Herzens mindert sich gegen alles, was wir leicht entschuldigen, und wir bereiten uns wahrlich selber zur Schuld, wenn wir die Schuld anderer allzu leicht entschuldigen."

Bedenkt man dieses ernste Wort eines großen Erziehers und Menschenkenners, so wird man Förster Recht geben, wenn er sagt: „Die „neue Ethik" führt ins Chaos!"

Echo aus dem Leserkreise.

„Der Deutsche Kaiser und der König von Preußen."

Ein rheinischer Jurist schreibt der „Allgemeinen Rundschau": „Der Artikel unter obigem Titel in Nr. 49 der „Allgemeinen Rundschau" vom 5. Dezember 1908 (S. 821 ff.) hat in weiten Kreisen großes Aufsehen erregt und berechtigte Beachtung gefunden, wenn auch die norddeutsche Presse aller Parteien, auch diejenige des Zentrums — mit ganz wenigen Ausnahmen —, es für rätlich hielt, diesen krachenden Schuß mitten ins Schwarze völlig totzuschweigen. Soeben lese ich in verschiedenen preußischen Blättern Erörterungen über das Glückwunschschreiben, das Papst Pius X. durch Vermittlung der preußischen Gesandtschaft zum 50. Geburtstage an den Deutschen Kaiser und König von Preußen gerichtet habe. Daß die Offiziösen mit den Nationalliberalen im Bunde diesen Papstbrief als einen Trumpf gegen das Zentrum zu mißbrauchen versuchten, braucht in diesem Zusammenhange kaum erwähnt zu werden. Kein vernünftiger Mensch hält es im Ernste auch nur für möglich, daß der Papst irgend einen Schritt tun könnte, der seine getreuesten und tapfersten Anhänger verletzen, ihre für die Kirche in Preußen und Deutschland so wichtige Position schwächen könnte. Aber deutsche und ausländische Blätter faseln bei dieser Gelegenheit wieder einmal von einer „Kaiserlichen Regierung", die es verfassungsrechtlich gar nicht gibt, oder von einer „Deutschen Regierung", und mischen preußische und reichsdeutsche Kompetenzen so durcheinander, daß beispielsweise folgender greulicher Salat herauskommt: „Der Artikelschreiber des Mailänder „Corriere della Sera" deklamiert dann noch darüber, daß zurzeit keine Frage schwebe, die zu Reibungen zwischen dem Vatikan und der Kaiserlichen Regierung Anlaß geben könne. Höchstens käme die polnische Frage, das heißt die Besetzung des erzbischöflichen Stuhles von Posen, in Betracht." Auch Zentrumsblätter haben zu diesen Kannegießereien Stellung genommen, aber nirgendwo finde ich ein Wort des Widerspruches gegen den staatsrechtlichen Gallimatthias. Was geht die Besetzung des erzbischöflichen Stuhles in Posen die fälschlich sogenannte „Kaiserliche Regierung" oder „Deutsche Regierung", korrekt ausgedrückt: die verbündeten Regierungen an? Die preußische Regierung würde sich mit Recht dagegen verwahren, wenn der Bundesrat sich in die Frage der Besetzung des Posener Erzstuhles einmischen wollte.

Architektur- und Kunst-Schmerzen aus der rheinischen Metropole.

Aus Köln wird der „Allgem. Rundschau" geschrieben: Der preußische Kultusminister erläßt in letzter Zeit allerlei Verfügungen über die Erhaltung der Städtebilder. Daran stört sich natürlich der Kriegsminister nicht im geringsten. So will er jetzt mitten in der Stadt Köln einen großen Exerzierplatz anlegen lassen. Diesem Projekte soll nun die architektonisch merkwürdige Klosterkirche zum Dau-Daum zum Opfer fallen. Dann will der Fiskus die Kaserne an der Richmondstraße, ein altes Franziskanerkloster, zu Geld machen. Dadurch würde die dazu gehörige Kirche, die zum Fouragemagazin umgebaut worden war, aus dem Stadtbild verschwinden. Erfreulich ist es nun, daß der Verein für Denkmalpflege sich diesen Bestrebungen gegenüber heftig zur Wehre setzt und zu retten sucht, was noch zu retten ist. Allein, wenn der Racker Staat mal etwas will, dann läßt er sich selbst von unserem Herrgott nicht daran hindern. Sehr betrüblich wäre es, wenn es sich bewahrheitete, daß Schloß Stolzenfels am Rhein und die Düsseldorfer Schlösser verkauft werden sollen. Eine unangenehme und für die Kunstkenner blamable Sache ist die Entdeckung, daß die berühmte Madonna mit der Wickenblüte am Clarenaltar im Kölner Dom so übermalt oder restauriert ist, daß von dem Original kaum noch etwas zu sehen. Und darüber sind von Zelebritäten dicke Bücher geschrieben worden! **Prof. K.**

Ausstellung französischer Gemälde.

Als willkommene Ergänzung zu der Ausstellung der Barbizon-Meister, die kürzlich bei Heinemann stattfand, bietet zurzeit die Münchener Kunsthandlung Zimmermann eine Ausstellung französischer Werke, die sich „Empire und Romantik" betitelt. Es sind nur etwas über 60 Gemälde, alle aus Privatbesitz, keine abgeschlossene Gruppe, aber doch ausreichend, um von gewissen Haupterscheinungen der französischen Kunst im 19. Jahrhundert interessanten Begriff zu geben. Der früheste Meister, dem wir hier begegnen, ist Jacques Louis David (1748—1825), jener Klassizist, der etwas windfahnenartig von der Verherrlichung der Revolution zu der des Kaisertums umschwenkte. Wir sehen von ihm zwei feine und charakteristische Porträts, das eine des kleinen Dauphin, das andere der bekannten Madame Recamier. Aus seiner Schule stammte Jean Ingres (1780—1867), der seinen Meister weit überlebt hat. Die klassizistische Richtung, an der er unentwegt festhielt und die ihn noch in hohem Alter gelegentlich zu ausgezeichneten Leistungen führte, zeigt sich charakteristisch, wenn auch nicht sonderlich zur Bewunderung reizend, in einem kleinen ausgestellten weiblichen Studienkopf. Ein Schüler von Ingres, später aber ganz eigenen Zielen zugewandt, war Th. Chassériau (1819—1856). Seiner Bedeutung werden die vier ausgestellten Szenen und Studien nicht vollkommen gerecht. Viel besser zeigt sich mit dem Kopf eines Epheben der mit David gleichzeitige Pierre Prud'hon (1758—1823). Vor allem glänzen die Romantiker Géricault (1791—1824) und Delacroix (1799—1863). Von ersterem sehen wir erfreulicherweise mehrere der Pferdestudien, die so besonders zu seinem Ruhme beigetragen haben. Immerhin zeugen sie für die ungeheure Kraft des Realismus der Géricaultschen Kunst noch nicht derart wie verschiedene Menschenstudien, darunter jene eines irrsinnigen Greises oder gar die schaurigen abgeschlagenen Köpfe. Von dem riesigen Talente des Delacroix erschaffen ist eine Anzahl von Tierskizzen und auch menschlichen Szenen, von denen „Der barmherzige Samariter" in seiner äußerst vereinfachten Formengebung wie in der charakteristischen Farbe zum Bedeutendsten gehört, was neue Kunst erschaffen hat. Von Thomas Couture (1815—1879) hätte man vielleicht noch etwas Charakteristischeres gewünscht; doch gibt die Studie zur „Décadence des Romains" doch einen Einblick in des Meisters wichtigstes Schaffen, und der kühn verkürzte Akt eines Jünglings zeigt des Künstlers Zeichengenie wie sein Temperament. Außer diesem Zusammenhange finden wir mehrere ganz ausgezeichnete Stücke von Courbet, Landschaften und Figuren, sowie ein Blumenstilleben. Neben ihm sehen wir eine Anzahl der großen Barbizoner, darunter Corot und Diaz, sowie Millet mit zwei Werken, die zwar nicht eben zu seinen bedeutendsten gehören, aber doch zu begrüßen sind, weil dieser Meister unlängst bei Heinemann ganz fehlte. Von anderen wichtigen Erscheinungen begrüßen wir in einer verhältnismäßig reichen Zahl zum Teil ausgezeichneter Stücke Honoré Daumier. Von diesen sei namentlich hervorgehoben das kräftig realistische Werk „Im Waggon dritter Klasse", weiter eine in Zeichnung und Farbe ganz brillante Oelskizze „Der Müller, sein Sohn und der Esel", endlich eine wunderbare Skizze zum „Untergang Sodoms", deren Aktzeichnung sich den größten Leistungen der Vorzeit würdig anschließt. Aus neuerer Zeit interessieren besonders einige frühe Blumenstücke von van Gogh, sowie zwei Marinen von Jongkind. Dr. O. Doering-Dachau.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. „Mrs. Dot", Lustspiel von W. Somerset-Mangham, fand eine sehr gute Aufnahme, ganz so wie jüngst in Berlin. Dort widersprach die Kritik auf das heftigste, hier wahrt sie mehr philosophische Ruhe. Nach raffinierten Tafelgenüssen schmeckt manchem ein Stückchen einfaches Brot, auch wenn es schwach gesalzen ist. So gefällt nach allerhand gedanklichen Spitzfindigkeiten einmal das Geplätscher einer anmutigen Plauderei. Der Brite weiß alles ganz nett und lustig zu sagen, so daß es einen Moment fast aussieht wie neu, und wenn alle so hübsch spielen wie hier, so amüsiert man sich. Mehr wollen ja viele im Theater nicht. In Menschen- und Charakterschilderung ähnelt der Autor unserem Gustav v. Moser, den man längst überwunden glaubte und der an Ideen immerhin noch reicher war. Frl. Dandler gibt die junge Witwe, die sich so resolut einen neuen Gatten erkämpft, charmant und mit gutem Humor. Die Rolle liegt ihr ganz ausgezeichnet; aber auch die anderen, Frl. Renbke, die Herren Graumann, Höfer, Schwannecke vor allen, boten frische, abgerundete Leistungen. Hier, wie in „Freund Fritz", der in neuer Einstudierung erschien, führte Basil die Regie, die ihm auf dem Felde der Komödie stets gut gelingt. Die berühmte Possartrolle des Rabbi Sichel ist an Höfer übergegangen, dessen vornehme, fein charakterisierende Gestaltungskunst von schönster Wirkung war. Frau Gieseckes liebenswürdige Susel und Basils biederer Fritz boten ihr Bestes. Die Aufnahme war herzlich.

Im Schauspielhause wurde zum Gedächtnis Wildenbruchs die „Haubenlerche" neu einstudiert. Bei manch trefflicher Einzelbeobachtung ist das naturalistische Stück doch immer ein Fremdling in dem Schaffen des Romantikers gewesen, das wohl sein technisches Können, aber weniger seine starke Empfindung offenbart. Dieser Eindruck dürfte sich mit den Jahren noch gesteigert haben. Raabe als alter Lumpensortierer stand an alter Stelle, gleichsam als Erinnerung an die ehrgeizigeren Tage dieser Bühne. Von den Neuen gab Waldau Bemerkenswertes.

Aus den Konzertsälen. Der Konzertverein gedachte an den beiden Abenden dieser Woche des 100. Geburtstages von Mendelssohn, dessen künstlerische und historische Bedeutung in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr verkannt wurde. Löwe dirigierte die „italienische" Symphonie in A-Dur in großzügiger Linienführung und feinster Abtönung. An der Spitze des Volkssymphoniekonzertes stand die Musik zum „Sommernachtstraum", deren Schönheit und Frische sich immer als unverwüstlich erweisen wird. Es folgte die Sonate Nr. 5 für Orgel, in der Ad. Hempel sich trefflich bewährte. Viel bekannter ist heute noch das Konzert für Violine und Orchester, dessen reizvolle Klangschönheit Heydes reiches Können zu bester Wirkung brachte. Die „schottische" Symphonie endigte den von Prill sorgfältig vorbereiteten und schwungvoll dirigierten Abend. Im Abonnementskonzert brachte Löwe noch Schillings' Zwiegespräch, die dritte Leonorenouvertüre und Brahms' D-moll-Konzert (mit Frau Hirzel-Langenhan als meisterliche Solistin), alles in prächtiger, genußreicher Ausführung. Aus dem Zyklus des Tonkünstlerorchesters ist eine glänzende Aufführung der Ouvertüre „Römischer Karneval" von Berlioz zu erwähnen, in der Lassalle, wie mir von einem fachmännischen Vertreter berichtet wird, vortrefflich dirigierte. Hermann Zilcher machte uns jüngst mit drei eigenen Werken vertraut, einer Symphonie in A-dur, einem Konzertstück für Violoncello und kleines Orchester (mit Joh. Hegar als trefflichem Solisten) und einem Vorspiel zu einer Dehmelschen Dichtung. Letztere bot viel Klangschönes und Liebenswürdiges. Im übrigen zeigt Zilchers Musik Eigenart und Empfindungstiefe, und oft gelingt es ihm, Bedeutendes zu sagen, wenn auch sprödere Stellen nicht fehlen. Der Dirigent leitete selbst das Orchester des Konzertvereins mit gutem Gelingen. Leider auf den gleichen Abend fielen die Kammermusikkonzerte der „Münchener" und der Herren Ruoff, Heyde, v. Delden und Maas. Letztere brachten u. a. die Novität eines Franzosen E. Chausson, ein reizvolles, frisch empfundenes Klavierquartett. Dieser (übrigens vor ein paar Jahren bereits gestorbene) Tondichter ist in Deutschland kaum bekannt Seine schwermütige Empfindungswelt hinterließ starke Eindrücke. Bei den „Münchenern" war mir neu Ed. Lerchs technisch beachtenswertes und klangschönes A-moll-Sextett. Die Wiedergabe war bei beiden Vereinigungen rühmenswert. — Sonaten von Brahms und Mozart boten K. P. Edelmann und H. Klum mit bewährtem Können, dagegen vermochte die Sängerin G. Rombell wenig zu interessieren. Das öffentliche Auftreten erfordert eben doch mehr Können. Unter pianistischer Assistenz von Schmid-Lindner erwies sich Sophie Blum als berufene Geigerin. Einstweilen ist das Temperament noch größer wie die Technik. Meistens ist es umgekehrt! Der Liederabend von Hedwig Schmitz-Schweicker zeigte die ausgezeichnete Interpretin von Schubert und Wolf wieder im besten Lichte. — Tänze zu klassischer Musik führte uns Gertund von Leth vor. Die Dame hat von Isidora Duncan gelernt und erzielt, wenn sie sich nicht an Beethoven vergreift, gute Wirkungen. Die Aufnahme war moderierter, wie sich die Künstlerin von München, allwo schon so viele Tänzerinnen entdeckt wurden, erwartet haben mag — Die Matinee im Schauspielhause war Heine gewidmet; der Sänger Berger und die Rezitatorin Umlauft seien lobend genannt. Daß man die weniger bekannten, reizvollen Vertonungen von Robert Franz gewählt hatte, war verdienstlich. Den Dichter würdigte H. Holzschuher in mehr gedehnter als interessanter Rede. Besser, als um einen Zipfel Land zu kämpfen, hätten die Deutschen die Ueberreste ihres größten Lyrikers in die geweihte deutsche Erde betten sollen, so ungefähr sagte Herr Holzschuher, und dies Zitat enthebt mich wohl jeder Kritik.

Verschiedenes aus aller Welt. Als erste Bühne nach der Dresdener brachte das Opernhaus zu Frankfurt a. M. die „Elektra" von Strauß zur Aufführung. Die Wirkung des Werkes war auch dort eine sehr starke. Wie aus Dresden gemeldet wird, wurde daselbst ein Kritiker gemaßregelt, weil seine Stellungnahme gegen die Straußsche Kunst Dresden als Fremdenstadt schädige. Ein Dementi mildert die Sachlage, ohne sie bestreiten zu können. In Prager Blättern klagt der dortige Theaterdirektor Angelo Neumann über die unerschwinglichen Bedingungen von Strauß' Verleger. Für die einaktige „Elektra", die den Abend nicht füllt und deren Apparat ohnehin außerordentliche Kosten beansprucht, wird gefordert: 7% Tantiemen garantiert mit ℳ 3500.—, ferner 3% für das Material ebenfalls ℳ 3500.— Garantie, zahlbar beim Abschlusse des Vertrages. Neumann ist von seiner Absicht, die „Elektra" bei den Maifestspielen zu bringen, abgekommen. — Im Alter von 68 Jahren starb Coquelin der Aeltere, der bedeutendste Schauspieler Frankreichs. — In Paris ist zurzeit ein Grimmsches Märchen auf der Bühne zu sehen. Jeanne Dortzal, eine junge

Dichterin, hat aus Schneewittchen ein süßliches Vorspiel gemacht, dessen Aufnahme geteilt war. — Im Berliner Deutschen Theater gefiel die „Lehrerin", eine ungarische Dorfkomödie von Alexander Brody. Das wirkungsvolle Stück gehört zu dem Theater alten Schlages, in dem ein braves Mädchen den Kampf mit einer Welt von Gemeinheit aufnimmt und schließlich durch die Macht der Liebe zu ungeahnten Triumphen gelangt. — Im Hof- und Nationaltheater in Mannheim gelangte „Don Juanito" von Oskar A. H. Schmitz zur Uraufführung. Freunde der Kunstrichtung Shaws und Wildes rühmen das Werk, welches andere nüchterner beurteilen. — „Wenn's brennt", eine Komödie des dänischen Barons Rosenkrantz, fand bei ihrer deutschen Uraufführung in der Stuttgarter Hofbühne einen Achtungserfolg. Das Stück behandelt Irrtümer der Justiz und bringt zwischen packenden Szenen solche von ödem Wortschwall.

München. L. G. Oberlaender.

*

Musik und Theater in Köln. Erfreuliches läßt sich über unsere Oper berichten, die mit Puccinis „Madame Butterfly" einen neuen Erfolg errang. Frida Felser, eine geborene Münchnerin, singt abwechselnd mit der intelligenteren Fr. Dux-Imperator die Titelrolle. Auch die anderen Hauptrollen sind doppelt besetzt! Hoffentlich hält sich das interessante Werk eine Weile auf dem Spielplan, denn große Opern können wir in der nächsten Zeit nicht aufführen. Es geht bei uns wie bei den Hoftheatern, insofern ein oder das andere Mitglied beurlaubt ist. Kaum ist unsere Soubrette, Frl. Gardini, nach viermonatiger Abwesenheit von Wien zurückgekehrt, da geht unser Heldenbariton Clarence Whitehill auf Reisen, und Alice Gussalevicz, die jüngst in Belgien mit großem Erfolge gastierte, folgt einer Einladung an das Kgl. Theater in Madrid, wo sie die Brunhilde im Nibelungenring singen wird. Diesen jetzt üblich gewordenen Beurlaubungen mitten in der Saison verdanken wir auch den Besuch Knotes aus München, der in einem gut besuchten Konzerte vielen Erfolg hatte mit einzelnen seiner Glanznummern aus den Wagneropern. Daß er indes mehr Bühnen- als Konzertsänger ist, hatten die feinhörigen Kölner bald heraus. Es läuft das Gerücht, daß Knote in unserem Heldentenor Remond nach Ablauf von dessen Kontrakt einen Kollegen erhalten soll. Köln wird diesen Sommer wieder Festspiele haben, u. a. soll dabei Strauß' „Electra" zur Aufführung kommen. Unser Schauspiel prosperiert jetzt mehr als früher; bei volkstümlichen Preisen ist das Haus meist ausverkauft oder gut besucht. Direktor Martersteig nahm sich in letzter Zeit besonders Gerhart Hauptmanns an. Er führte nicht nur „Hannele" auf, sondern brachte auch dessen übelbeleumundeten „Florian Geyer" in sorgfältiger Inszenierung auf das Repertoir. Für Hauptmann schwärmen die Kölner nicht sehr, er ist ihnen zu melancholisch. Da gefällt ihnen schon besser das neueinstudierte Gymnasiastenstück „Traumulus". Der Geschmack ist eben verschieden. Augenblicklich stehen wir unter dem Zeichen des Karnevals, der mehr und mehr einen militärischen Charakter annimmt. Zu den Funken — altkölnische Stadtsoldaten — kommen jetzt noch mehrere berittene Korps, wie Prinzengarde, Ehrengarde der Stadt Köln und Kortège des Prinzen Karneval.

Köln. Prof. Herm. Kipper.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Seit geraumer Zeit ist an den deutschen Börsenplätzen die höchst interessante Wahrnehmung zu registrieren, dass die Tendenz und der Werdegang, im Gegensatz zu der Entwicklung an den übrigen Handels- und Finanzzentren, eine impulsive und rührige bleibt. Das ist ein um so bemerkenswerteres Moment, als bekanntlich Handel und Industrie auch bei uns ins Gedränge gekommen sind. Die lang ersehnte Besserung lässt insbesondere am Eisenmarkt zu wünschen übrig und scheint in gegenwärtiger Zeit sogar noch weit entfernt. Nach den Berichten aus einzelnen Gebieten der Montanindustrie ist die Unklarheit der Marktentwicklung noch nicht gänzlich beseitigt, auch die Art der Beschäftigung ist noch nicht befriedigend. Aus den Kreisen der Kohlenindustrie wird, wie kürzlich seitens der Harpener Interessenten gemeldet wurde, erklärt, dass, falls keine Besserung der Situation eintritt, zum Frühjahre mit Arbeiterentlassungen bis zu 10% zu rechnen sei. Die industriellen und wirtschaftlichen Verhältnisse in der amerikanischen Union sind gleichfalls derzeit noch die ungünstigsten. Preisnachlässe am Kupfer- und Eisenmarkt und schlechte Rapporte über die Lage des dortigen Montanmarktes sind täglich zu hören. Was die Absatzgebiete und die Arbeitsmöglichkeit anbelangt, so sollen von ersten Hüttenwerken neuerliche Konzessionen gewährt worden sein. Und diese tristen Zustände herrschen in unserer Industrie trotz der abnormen Geldabundanz! Dass bei der grossen Geldfülle verhältnismässig geringe Geldansprüche bestehen, ist ein Beweis für die Beschäftigungslosigkeit zahlreicher Industrien. Das sonst beispielsweise vor noch nicht langer Zeit durch Handel und Industrie in enormen Summen investiert gewesene Kapital ist flüssig und unbenützt am Markte. Das ist eine der vielen Kehrseiten des Themas: „Geldflüssigkeit und Diskont-Minimalsätze." — Die Börse, das Spiegelbild der wirtschaftlichen Verhältnisse, gibt anderseits Zeugnis von den Anstrengungen, die seitens der Finanzwelt für eine zinsbringende Tätigkeit der flüssigen Gelder gemacht werden. Der Rentenmarkt — es profitieren auch fremde Werte — zeigt bei uns eine fieberhafte Festigkeit. Die 4%igen Anleihen, sowohl Staatsanleihen wie Kommunalpapiere und Pfandbriefe unserer Hypothekenbanken werden täglich in grossen Posten aus dem Markt genommen. Auch das Ausland, insbesondere Frankreich, soll neuerdings an unseren Staatsanleihen lebhaftes Interesse genommen haben. Es ist daher nicht zu verwundern, dass oft täglich Kurssteigerungen von ½% und noch mehr seitens unserer Fondswerte erzielt werden. Die lebhafte Steigerung der 3½ prozentigen Werte, insbesondere auch der 3 prozentigen Papiere ist gleichfalls bemerkenswert, gerade deshalb, weil fast mit Gewissheit anzunehmen ist, dass der 4 prozentige Anleihetyp wenigstens für die nächste Zeit als erledigt anzusehen sein dürfte. — Die Bewegung am deutschen Renten- und Fondsmarkt ist staunenswert und wird vom Ausland lebhaft gewürdigt, weil dieses Moment einen nicht zu unterschätzenden Grund in politischer Hinsicht bildet. Man rechnet mehr als je mit Deutschlands flüssigen Kapitalien. Die bereits lang andauernde Goldbewegung, ursprünglich nach Paris und nun kontinuierlich nach Oesterreich, kann die Geldabundanz der Reichsbank nicht besonders schwächen. Freilich ist nicht zu verkennen, dass auch diese Reservoirs rechtzeitig für zu intensive Mitpartner geschlossen werden müssen. Der Status der Reichsbank ist in letzter Zeit neuerdings gekräftigt. Leider kann eine Diskontermässigung der Bank wohl auch aus politischen Erwägungen vorerst nicht in Frage kommen. Die internationale Politik, insbesondere am Balkan, ist einer gedeihlichen und ruhigen Diskontbesserung speziell im Wege. Die momentanen Debatten bei der Steuerreformfrage im Reichstage und eventuelle Komplikationen stören empfindsam. Nicht unerwähnt sei die Vorliebe der deutschen Börsen für einzelne Spezialkategorien von Effekten. Neben den Kolonialwerten waren zumeist die Kaliwerte, Elektrizitätsaktien und andere Sparten des Kassamarktes bevorzugt. Neue Geschäfte der Finanzgruppen sickerten hierbei durch. Die deutschen Bankaktien erzielten ganz ansehnliche Kursavancen. Der Münchener Lokalmarkt erlebt seit einiger Zeit in Bank- und Brauereiaktien gleichfalls eine Spezialhausse, die jedoch mit rein lokalen Motiven im Zusammenhang steht.

M. Weber.

Die Bayerische Handelsbank und die Bayerische Landwirtschaftsbank veröffentlichen den Stand der eingetragenen Hypotheken und Kommunaldarlehen am 31. Dezember 1908, verglichen mit dem Stand am 30. Juni 1908. Der Gesamtumlauf der Pfandbriefwerte der Bayerischen Handelsbank beträgt *M.* 275'852,800 — gegen *M.* 266'206,500. — im Vorjahre. Der Gesamtbestand der Hypotheken am 31. Dezember 1908 betrug *M.* 278'639,776.— also gegen Ende 1907 eine Zunahme von *M.* 24'306,129.93. — Die Bayerische Landwirtschaftsbank hat am 31. Dezember 1908 eine Zunahme der Hypothek- und Kommunaldarlehen gegenüber 31. Dezember 1907 von 8,78 Millionen Mark. Beide Institute haben seitens der Regierung die Genehmigung erhalten, grössere Beträge neuer Pfandbriefwerte in Bälde zu emittieren.

M. W.

Süddeutsche Bodenkreditbank. Der Aufsichtsrat hat in der Sitzung vom 6. Februar beschlossen, der auf den 18. März einzuberufenden Generalversammlung die Verteilung von 8% Dividende, wie in den Vorjahren, vorzuschlagen und der Spezialreserve für das Pfandbriefgeschäft *M.* 500,000 zu überweisen.

Wer seine Augen offen hält

der kann auch in der schärfsten Konkurrenz nicht untergehen. Es ist ja richtig, dass der Wettbewerb immer schärfer wird, gleichgültig welchem Stande man angehört; gleichzeitig eröffnen sich uns aber auch fortwährend neue Möglichkeiten, neue Möglichkeiten der Ausbildung, neue Möglichkeiten vorwärts zu kommen, andere zu überflügeln, neue Möglichkeiten des Erwerbs. Wer diese Möglichkeiten zuerst sieht und beim Schopfe fasst, der hat die Sahne schon abgeschöpft, wenn die anderen endlich erwachen und das neue Feld der Betätigung sehen. Er ist den anderen immer um eins voran. Dazu gehört freilich, dass man sein Beobachtungs- und Kombinationsvermögen ordentlich geschult hat und hierzu gibt Ihnen die beste Anleitung: Poehlmanns preisgekrönte Gedächtnislehre. Hier nur ein paar Auszüge aus Zeugnissen: „... Ich hätte nie geglaubt, dass so einfache Uebungen zu solch glänzenden Resultaten führen können. Ich habe Selbstvertrauen, Ruhe und Mut erlangt und bin dadurch glücklich geworden. R. W.“ „Besonderen Nutzen habe ich aus den Anweisungen zur Erlernung fremder Sprachen und über das Halten von Reden und Vorträgen gezogen. ..... So hat sich die Lust und Freude an der Arbeit, Energie und Ausdauer während der Arbeit bedeutend gestärkt. .... O. L.“ „Ihre Methode ist mir ein Wegweiser für die Zukunft geworden. ..... H. Pf.“ „.... Spreche Ihnen meinen herzlichsten Dank aus für die vielen überaus wertvollen neuen Gesichtspunkte, die Sie mir durch Ihr Werk für Lernen und Leben eröffnet haben ... L. H“ „In Poehlmanns Gedächtnislehre haben wir einen unübertrefflichen Beitrag zur Lösung der Frage erhalten, auf welchem Wege die höchste geistige Entwickelung erreichbar sei ... R. H.“ „Ihre Lehre schärft das Auffassungsvermögen, indem sie die Sinne durch angemessene Uebungen zu grösstmöglichster Schärfe und Leistungsfähigkeit ausbildet ... E. B.“ „Ihre Lehre hat mich vor allem zum selbständigen Denken geführt ... O. R.“ „Mit grösster Freude erkenne ich jetzt, dass Poehlmanns Gedächtnislehre ein wahrer Schatz ist, von dem jeder Nutzen ziehen kann ... A. K.“

Verlangen Sie heute noch Prospekt (kostenlos) von

L. Poehlmann, Prannerstrasse 13, München C 130.

Poehlmanns Gedächtnislehre wurde ausgezeichnet mit 1 Ehrenkreuz, 3 Grand Prix, 5 Goldenen Medaillen.

Soeben erschien:

Ostern und die Reform des Kalenders.

Von Professor **Dr. Jos. Plassmann.**

Inhaltsverzeichnis: Einleitung — Sonnenjahr, Monat u. Woche — Ostertag u. Osterfestkreis — Julianischer und Gregorianischer Kalender — Die geplante Festlegung des Ostertages.

Preis **50** Pfg.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen, gegen Einsendung von 55 Pfg. auch direkt vom Verlag

Breer & Thiemann, Hamm (Westf.)

Bayerische Handelsbank

in München.

Zweigniederlassungen in Ansbach, Aschaffenburg, Bamberg, Bayreuth, Gunzenhausen, Hof, Immenstadt, Kempten, Kronach, Kulmbach, Lichtenfels, Marktredwitz, Memmingen, Mindelheim, Münchberg, Neuburg a. D., Nördlingen, Regensburg, Rosenheim, Schweinfurt und Würzburg.

Aktienkapital	rund Mk.	34'000,000.—
Reserven	„ „	11'500,000.—
Pfandbriefumlauf ...	„ „	263'200,000.—
Hypothekenbestand ..	„ „	268'200,000.—
Komm.-Oblig.-Umlauf ..	„ „	4'345,000.—
Komm.-Darlehen ...	„ „	4'726,000.—

Stand vom 30. Juni 1908.

Für die Aufbewahrung von Wertpapieren und Wertgegenständen bieten die Tresore in unserem neuen, im Sommer 1904 dem Betrieb übergebenen Bankgebäude

Maffeistr. 5 in München

die denkbar grösste Sicherheit, wie jede irgend wünschenswerte Bequemlichkeit.

Offene Depots: Mit der **Verwahrung** — wobei die Wertpapiere jedes Hinterlegers ein **selbständiges Depot** bilden, das von allen übrigen Depots abgesondert und selbstverständlich im **Sondereigentum** des Hinterlegers bleibt — wird die Besorgung aller Geschäfte verbunden, welche zu einer **sorgfältigen Verwaltung** gehören: so insbesondere die Abtrennung und Einziehung der Coupons, die Kontrolle der Verlosungen, die Geltendmachung von Bezugsrechten, die Leistung von Einzahlungen auf Interimsscheine, die Erhebung neuer Couponsbögen, der An- und Verkauf sowie der Umtausch von Wertpapieren und dergleichen mehr.

Jedem Deponenten eröffnen wir ein **provisionsfreies Scheckkonto,** auf welchem die jeweils fälligen Couponsbeträge gleich sonstigen Bareinlagen gutgebracht und verzinst werden. Barerhebungen können mittels Schecks erfolgen, auch werden jederzeit **Barvorschüsse** gewährt. Ueber jedes Depot kann während der üblichen Geschäftsstunden sofort und **ohne vorherige Anmeldung** verfügt werden.

Für die Erfüllung aller Verpflichtungen gegen die Deponenten haftet die Bank mit ihrem gesamten Vermögen.

Verschlossene Depots: Die Wertpapiere oder Wertgegenstände werden vom Hinterleger selbst verschlossen und versiegelt; für die von ihm angegebene Wertsumme haftet die Bank.

Eiserne Schrankfächer (Safes) werden in der neuen Stahlkammer **unter Selbstverschluss des Hinterlegers** mietweise abgegeben. Jahresmiete je nach der Grösse des Faches.

Im Vorsaale der Stahlkammern stehen zu ungestörter Beschäftigung mit dem Inhalt der Schrankfächer oder auch sonstiger Depots verschliessbare Kabinette zur Verfügung.

Zur Besichtigung der Stahlkammern und aller ihrer Einrichtungen wird ergebenst eingeladen.

Nähere Aufschlüsse werden an den Schaltern unserer Depositenabteilung bereitwilligst erteilt. **Auch stehen daselbst die gedruckten Bestimmungen dieser Abteilung zur Verfügung, die auf Wunsch auch nach aussen unentgeltlich zugesandt werden.**

Auch bei unseren **Zweigniederlassungen** können **offene** und **verschlossene Depots** hinterlegt und **Schrankfächer** gemietet werden.

A. Bachmair, Glockengiesserei, ERDING,

fertigt Kirchenglocken in jeder Grösse und Tonart. Garantiert volle, weittragende Töne, reine Stimmung, reine, beste Metallmischung und leichte Läutbarkeit auch bei schweren Glocken. — Langjährige Garantie. Billigste Preise. — Kostenvoranschläge gratis und franko.

---

naturreine

Die Weinkellerei Paul Köllner in Mainz am Rhein liefert verbürgt reine Naturweine. Preisliste steht gern zu Diensten.

Verbürgt — Qualitätsweine

Vertreter an allen Plätzen gesucht

Geschäfte aller Art von Liegenschaften!!

in grösster Auswahl, besonders in der schönen Bodenseeumgebung, angrenzenden Schweiz, Oesterreich und deutscher Seite vermittelt das

Internationale Kommissions- :: geschäft Friedrichshafen ::

Telephon 60 Seestrasse 21 Telephon 60

Von günstigen Ankauf-, Verkauf-, Tauschgelegenheiten vorgemerkt und zu vermitteln sind besonders kleine, nette Heimwesen für Handwerker, Private, Existenzsuchende, mit Gärtchen, Verdienstgelegenheiten. Von 6000 M an bis zu den höchsten Villa- und Landgüterpreisen, sowie kleine Wirtschaften bis Hotels, Metzgereien, Bäckereien, Konditoreien, Mühlen und Sägwerke mit Wasserkräften, Spezereiläden und Bauplätzen! Pacht oder Kauf mit oft ganz geringen Anzahlungen.

Pachtgesuchaufträge müssen honoriert werden, sowie Einheiratgelegenheiten!

Kaufgesuche kostenfrei!

Nähere Auskunft über gewünschte Gelegenheiten gerne durch

Obige Firma.

Ia Harzer

100 nur M 2.50, versend. franko Nachn. G. Schnell, Guben N.-L.

Kath. Bürger-Verein in Trier a. Mosel

gegründet 1864

langjähriger Lieferant vieler Offizierkasinos

empfiehlt seine reingehaltenen

Saar- u. Moselweine

in den verschiedensten Preislagen.

Miesmuscheln

frisch gefangen. Ausgesucht große Ware. Postkiste M. 1.60 — H. Schersich, Fischversand, Wilhelmshaven, Banterstraße 8a.

Für Sprachleidende!

Bernhard Kirschbaum in Köln/Rh., Ubierring 63

Ecke am Bayenturm

Haltestelle der Rheinuferbahn (Köln-Rodenkirchen), der Uferbahn (L. 14) u. Ringbahn (L. 16).



Lehrer in Stimmbildung f. Sprache und Gesang, sowie gegen Stottern, Stammeln, Lispeln usw.

Staatl. konzess. Zahlreiche Zeugnisse und Referenzen von Kirchen-, Militär- und Zivilbehörden.

Eigenes Verfahren. — Auf Wunsch strengste Diskretion.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

6. Jahrgang
Nr. 8

20. Februar
1909



Inhaltangabe:

Quartalspreis
Mk. 2,40
Einzelnummer
20 Pfg

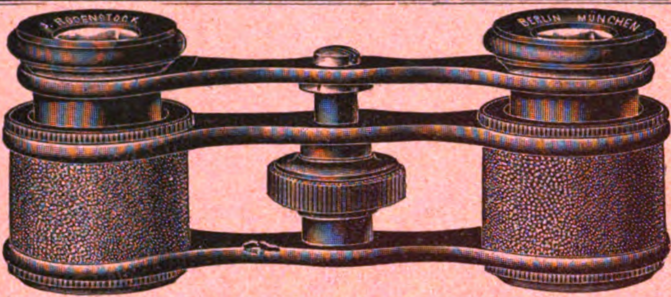


:: Brettspiel ::

für Jung und Alt.
Absolut neuartig.
= Unerschöpflich =
an Anregungen. Zu haben direkt bei

A. HUBER, Hof-lithographie
München, Neuturmstr. 2 a.

— Preise je nach Ausstattung: —
klein . . . . . M 2.40; 3.20; 4.80,
gross . . . . . M 3.—; 4.—; 5.60.



Ideal-Taschen-Perspektiv.

Nr. 360. Mit feinem schwarzem Lederüberzug, zirka 100 g wiegend, inkl. Etui Mk. **10.50**

Dieses Westentaschen-Glas ist besonders da zu empfehlen, wo auf ein ganz geringes Volumen Wert gelegt und wo doch noch eine entsprechend gute optische Wirkung verlangt wird. In hervorragender Weise sind diese Eigenschaften hier vereinigt, und ist dieses wirklich empfehlenswerte Instrument besonders für Theaterbesuch, für Galerien etc., aber auch, um auf weite Entfernung zu sehen, zu gebrauchen.

Gratis u. franko auf Wunsch unsere illustr. Preisliste, sowie Anleitung u. Fragebogen zur schriftlichen Bestellung passender **Augengläser.**

Optisch-oculist. Anstalt **Josef Rodenstock** **MÜNCHEN, Bayerstrasse 3**

Wissenschaftliches Spezial-Institut für Augengläser.

Soeben erschien:

Fortsetzung

(II. Hauptband)

zu

Denifle's Luther-Werk

II. Hauptband bearbeitet v. P. Albert Maria Weiß O. P. Gr. 8°. (XVI und 514 S.) Preis geh. M 7.—, gebd. M 9.50

(Prospekt gratis.)

Der unermüdliche Fleiß des von höchster kirchlicher Stelle mit der Herausgabe des literarischen Nachlasses P. Heinrich Denifles († 10. Juni 1905) betrauten Kulturhistorikers und Apologeten Univ.-Prof. D. Dr. Albert Maria Weiß O. P hat in verhältnismäßig rascher Folge die Edition des zweiten Hauptbandes des Denifleschen Werkes nunmehr vollendet.

Hauptabschnitte des Inhalts des zweiten Hauptbandes: Die Vorbereitungen auf die Reformation. — Die Lehren des Luthertums in seiner ersten Entwickelung. — Die Rückbildung des ursprünglichen Luthertums bis zur Ausbildung des Protestantismus. — Der Geist des Luthertums. — Die Quellen des Luthertums. — Die Wirkungen des Luthertums.

Früher erschien: **I. Hauptband: Abt. I.** 2 Aufl. 1904. Gr. 8°. (XXX u. 422 S.) Preis geheftet M 5.—, gebunden M 7.50. — **Schluß-Abt.** 2. Auflage, herausgegeben von Albert Maria Weiß O. P. 1906. Gr. 8°. (XI, 486 u. XXIV Seiten mit diversen Illustrationen.) Preis geheftet M 6 50, gebunden M 9.—.

Ergänzungsband I. Quellenbelege. M 5.50

Ergänzungsband II. Lutherpsychologie. M 4.—

Verlag Kirchheim & Co.
Mainz

C. Georgi Universitäts-Buchdruckerei und Verlag **Bonn.**

Soeben erscheint:

Heinrich Falkenberg:

Wir Katholiken und die deutsche Literatur.

Ca. 300 Seiten. 8°. M. 3.—.

Aus dem Inhalt:

Gibt es eine lit. Inferiorität? — „Gral" und Gralbündler — Bedeutung der kath. Literatur — Monopol der kath. Literatur und Leseanstalten — Welche Schriften müssen wir abweisen? — Prüderie — Romanlektüre — Allg. Buchhändlerzeitung und „konfessionelle Kritik" — Unsere Stellung zu den interkonf. Leseanstalten — Unsere Volksbibliotheken ein verlorener Posten — Wurzeln der Uebelstände — Laienapostolat — Elend der Kritik — Allzumenschliches — Die obersten Grundsätze unseres Arbeitens — Bildung — Kunsterziehung — Lebensfreude — Die Katholiken im Kultur- und Wirtschaftsleben — Kath Buchhandel — Caritative Konkurrenz — Bücherbruderschaft oder Borromäusverein? — Reformbedürftigkeit des Borromäusvereins — Unsere Aufgaben — Ernst der Lage — Register.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen.

---

naturreine

Verbürgt

Die Weinkellerei Paul Köllner
in Mainz am Rhein liefert
verbürgt reine Naturweine.
Preisliste steht gern zu Diensten.

Qualitätsweine

Vertreter an allen Plätzen gesucht

Der Christliche Pilger

::: Ein katholisches Sonntagsblatt. :::

Abonnementspreis mit Gratisbeigabe eines Wandkalenders und eines Winter- und Sommerfahrplanes vierteljährlich bei der Post 72 Pfg.; bei Zusendung unter Kreuzband in Deutschland 1 M., im Ausland 1.25 M Auflage 16 000. Inserate die kleinspaltige Zeile 20 Pfg. Speyer a. Rh. Verlag und Redaktion: J. Baumann, Domvikar.

Alle Leser und Leserinnen der Rundschau sollten

soweit sie noch nicht zu unseren Kunden gehören, sich überzeugen durch einen Probeauftrag, dass wir tatsächlich in

Schlesischen Reinleinen und Hausleinen nur das **Beste**

zu Leib-, Bett-, Kirchen- und Ausstattungswäsche anfertigen.

Verlangen Sie portofrei Muster und Preisbuch

über **Leinen, Hand-u. Taschentücher, Tischwäsche, Bettbezugstoffe, Pique, Barchent, Flanelle, Schürzen u. Hauskleiderstoffe** uam. von der als höchst reell bekannten christlichen Firma

Brodkorb & Drescher, Leinenhandweberei zu **Landeshut** i. Schlesien No. 43

Schlesisches Prima Hemdentuch, 82 cm breit, p. St. (20 m lang) Mark **10.—, 10.80, 11.80, 13.—** p. **Nachnahme. Zurücknahme** nichtgefallender Waren auf **unsere Kosten.** Wir bitten durch Ihre werten Bestellungen die armen Handweber in hiesiger, Gegend zu unterstützen. **Landeshut i. Schlesien ist berühmt**
:: :: durch die guten Leinengewebe. :: ::

Die Buch- und Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, München, Hofstatt 5 u. 6

übernimmt die Herstellung von Werken jed. Art, Dissertationen, Festschriften, Diplomen usw. und hält sich zur Uebernahme sämtlicher Buchdruckaufträge auf das beste empfohlen. ::::

Delikat.-Haushaltungsbutter
(Margarine)

unter Verwendung von Milchrahm hergestellt, in Geschmack und Ansehen der Naturbutter gleich,
per 5 Pfd. netto M 5.— } inkl. Porto
" 9 " " " 8 60 } u. Nachn.
1 Pfd.-Probepaket geg. Einsendung von M 1.10 (Briefmarken) franko

Julius Holverscheid
Opladen, Versandgeschäft.

Ia Harzer

100 nur M 2.50, versend. franko Nachn. **G. Schnell, Guben N.-L.**

Dem hochw. Klerus

empfehle ich mich bei Anschaffung von **Paramenten, Fahnen usw.** unter Zusicherung billigster u. reellster Bedienung. Bei Barzahlung angemessener Rabatt, im übrigen Zahlungserleichterung nach Möglichkeit.

Max Altschäffl, München
Paramentenanstalt u. Fahnenstickerei
Karlstrasse 52/II.

Alle bisher erschienenen Nummern werden nachgeliefert.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt.
Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 8. München, 20. Februar 1909. VI. Jahrgang.

I. R.

Von Dr. W. Hüllen.

Um das Reich, das Wilhelm II. zufiel, in altem Ansehen zu erhalten, bedurfte es keiner anderen Eigenschaften als Ruhe und Stetigkeit; dazu ein bißchen Schweigsamkeit. Das viele Reden ist besonders für Hochstehende sehr gefährlich. Es weckt ein Echo, welches das Pathos der Distanz zerstört und den Geist der Dissolution erweckt. Wenn die Staatsanwaltschaft im November in Tätigkeit hätte treten können, was sich durch die außerordentlichen, fast an Notstand grenzenden Umstände von selbst verbot, säßen heute vielleicht ein par hundert Publizisten hinter Schloß und Riegel.

Schlimmeres Unheil fast scheinen zurzeit die royalistischen Kämpen anrichten zu wollen, zumal Herr Adolf Stein.

Mit Unwillen ob der sensationellen Reklame, die er jedenfalls nicht verhindert hat, greift man zu seiner bei Dieterich (Peter Walser) in Leipzig erschienenen Schrift über „Wilhelm II.“ Geschmückt ist sie mit einem Streifband, auf dem die Worte prangen: „Das Tagesgespräch von Europa: für den Kaiser von einem Eingeweihten“. Man merkt, was der Hauptzweck der panegyrischen Bemühung ist. Und aus jeder Zeile grinst einen die Fratze der Tendenz an. Wenn Herr Stein glaubt, dem kaiserlichen Ansehen mit einem solchen Elaborat dienen zu können, dann ist er auf dem Holzwege. Wir zweifeln aber auch an seiner Sachlichkeit, denn sonst wäre er jedenfalls dem Rate des „hochstehenden Herrn“, seine Schrift nicht zu veröffentlichen, gefolgt.

Der nötige Ernst und die ruhig abwägende Besonnenheit fehlen dem Verfasser gleichfalls. Er versucht sie durch Keckheit, die zuweilen an Süffisance streift, zu ersetzen. Imponieren kann er damit nur dem allergewöhnlichsten Durchschnittsleser. Geradezu erschreckend tritt der Mangel an Sachkenntnis in dem Kapitel über den Zustand der Armee zutage. Diesem Punkte wollen wir gelegentlich einen besonderen Artikel widmen, denn er ist wichtig genug; und dabei werden wir auch die Frage nach den Ursachen des Zusammenbruches bei Jena zum Austrag bringen, nicht an der Hand irgend eines alten Schmökers, sondern auf Grund der vom Kaiser kürzlich veranlaßten Publikation des Großen Generalstabes, die Herrn Stein völlig unbekannt geblieben sein muß. Das sagt genug.

Für die Veröffentlichung der Kaisergespräche im „Daily Telegraph“ wird allein das Auswärtige Amt verantwortlich gemacht. Geisteshelden sitzen darin nicht; aber daß sie auch nicht einmal einen Funken Mut zur Kritik oder gar zum Widerspruche haben, wer trägt die Schuld daran? Der Meinung der „Leipziger Neuesten Nachrichten“, daß Bülow nach der Novemberaffäre nicht mehr hätte möglich sein sollen, pflichten wir bei. Statt seiner wird ein armer Geheimrat zum Sündenbock gemacht; im Bewußtsein der eigenen Schuld läßt man ihn aber die Treppe hinauffallen. Auch eine recht eigenartige Leistung.

Das ominöse Krüger-Telegramm, das zur Quelle der englischen Feindschaft wurde, soll das Auswärtige Amt gleichfalls verschuldet haben. Es ist aber doch dem Kaiser vorgelegt worden, und es trägt seine Unterschrift. Was wird also an der Sache und ihrer bisherigen Beurteilung geändert? Nichts! Uebrigens wollen Leute, die „eingeweihter“ sind als Herr Stein, genau wissen, daß man im Auswärtigen Amt durch das Telegramm völlig überrascht worden sei.

Auch für eine Anzahl Reden des Kaisers sucht Herr Adolf Stein andere Stellen verantwortlich zu machen. In diesem heißen Bemühen liegt schon eine hinreichende Kritik jener Reden. Wer den Kaiser hat sprechen hören und seine Art kennt, weiß, daß seine meisten Reden durchaus von ihm selbst herrühren, und daß sie mehr oder weniger Erzeugnisse des Augenblicks sind. Mit seiner merkwürdigen Verteidigung mindert Stein die Bedeutung der Persönlichkeit des Kaisers und schadet ihm dadurch wider Willen, statt ihm zu nützen.

Er macht ihn zum Sprachrohr fremder Unzulänglichkeit. „Der Kaiser hat wenig diplomatisches Talent,“ schreibt die „Kölnische Volkszeitung“ in einem Artikel „Offenbarungen des Kaiser-Stein“, „aber mit dem Fürsten Bülow steht es, wie eine zehnjährige Erfahrung gezeigt hat, in dieser Beziehung um nichts besser. Wer das bestreitet, der soll die Augen aufmachen und sich in der Welt umsehen, da wird er bald entdecken, daß Fürst Bülow kein einziges Land diplomatisch richtig behandelt hat, nicht einmal Amerika. In England, Rußland, Frankreich, Italien, Japan und vielen anderen Ländern spricht die gegen Deutschland so eingenommene öffentliche Meinung laut genug von den greulichen Fehlern unserer Diplomatie. Jeder Staat hat ja den einen oder anderen Feind, aber daß man alle Länder gegen sich hat wie Deutschland — in Algeciras ist es dokumentarisch verewigt —, das ist doch ein Unikum. Wenn es Napoleon I. ebenso ging, dann war das leicht zu erklären, denn er überzog ein Land nach dem anderen mit Krieg. Wir aber sind friedliche Leute, und wenn wir trotzdem so verhaßt sind, dann kann die Ursache nur in unserem eigenen hervorragenden Ungeschick liegen.“

Diese Sätze der „Kölnischen Volkszeitung“ können die Deutschen im Auslande als vollkommen zutreffend bestätigen. Und diese Tatsache ist das Ergebnis des persönlichen Regiments, das nur „Handlanger“ wie den Frontsoldaten Caprivi, den Onkel Chlodwig und den glatten Bülow gebrauchen konnte. Wenn der Autokratismus nicht von einer in jeder Hinsicht überragenden, machtvollen Persönlichkeit ausgeht, führt er zu Niederlagen. „Das Amt des Reichskanzlers“, schrieben die „Münchner Neuesten Nachrichten“ am 1. Februar in einem Artikel „Kaiserliteratur“, „war in einer unerhörten Weise seit Bismarck heruntergekommen.... Nach seinem Rücktritt hat jeder Kanzler seine Fehler damit zu decken gesucht und gewußt, vor der Presse und dem Parlament, was er nicht alles im Stillen bei der Eigenart des Kaisers noch gar verhindert habe... Und was auf diesem Boden gewachsen ist an Gerüchten, Zerrbildern, unbeabsichtigten und beabsichtigten Irreführungen der öffentlichen Meinung und Schädigungen der Krone durch ein unzulängliches Verantwortlichkeitsgefühl und Pflichtbewußtsein leitender Staatsmänner und der ihnen nachgeordneten Organe, das macht jetzt Adolf Stein in seiner Schrift als Apologie für den Kaiser einseitig nutzbar.“

In den letzten Tagen hat Stein über die Entstehung seines Buches in der „Täglichen Rundschau“ eine Erzählung veröffentlicht, die durch ihren Ton und Inhalt die Situation des Verfassers noch peinlicher macht und die Bedenken hinsichtlich seiner Tendenz verstärkt. Die ernste Presse würde deshalb gut daran tun, sich mit dem Buche möglichst nicht mehr zu befassen. Diesem Rate, den die „Deutsche Tageszeitung“ erteilt, schließen wir uns aus vollster Ueberzeugung an.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Frhr. v. Hertling als Chef der Zentrumsfraktion.

Zum Nachfolger des Grafen Hompesch in der Präsidentschaft der Zentrumsfraktion im Reichstage ist Frhr. v. Hertling gewählt worden. Nicht mit Stimmzettel-Arithmetik, sondern mit einmütigem Zuruf. Die Akklamation der ganzen Partei im Reiche hat sich angeschlossen; überall hat man das sichere Gefühl, daß der befähigteste Mann für den ehren- und mühevollen Posten gefunden worden ist. Befähigt durch seine hervorragende Geistesgaben, durch seine reichen politischen Erfahrungen von Berlin, München und Rom, durch die Vielseitigkeit, die er bei dem Aufenthalt und der Wirksamkeit in verschiedenen Ländern an beiden Seiten des Mains sich erworben, durch das hohe Ansehen, das er dank seiner edlen Persönlichkeit und der vornehmen Art seiner Tätigkeit auch bei Gegnern in der wissenschaftlichen und der politischen Welt genießt. Wir dürfen gewiß sein, daß Frhr. v. Hertling nach Annahme des verantwortungsvollen Amtes in dieser schwierigen Zeit auch die ganze Kraft an diese schwere Arbeit setzen wird. Die Zentrumsfraktion, so führte er in seiner Antrittsrede aus, sei jetzt einzig auf sich selbst angewiesen in Einigkeit, Klugheit und Energie. Hoffentlich gelingt es seiner bewährten Führung, unter frischer Belebung des Sinnes für die idealen Güter und Interessen, bei geschicktem Ausgleich auf dem Gebiete der realen Interessen die Geschlossenheit der Fraktion, die Disziplin in Parlament und Presse, die zielbewußte Tatkraft in großzügiger Politik auf der Höhe der großen Vergangenheit zu halten. Die Zeiten sind zu ernst, die Anstrengungen der Kulturkämpfer zu lebhaft, die Gefahren ringsum zu groß, als daß wir unsere Kräfte irgendwie in Eigensinn zersplittern oder an Kleinigkeiten verschwenden dürften. Konzentration und Selbstzucht muß die Parole sein.

Als im neugewählten Reichstag nach der inneren Katastrophe die Parteien Stellung zur veränderten Lage nahmen, erregte bekanntlich die Rede des Frhrn. v. Hertling die Begeisterung seiner Freunde und die Bewunderung der Gegner, weil er über das Tagesgezänk hoch hinaus in großen Linien darlegte, was für wertvolle Schätze die Blockkünstler leichtfertig preisgegeben hatten und was für eine bessere Zukunft wieder angestrebt werden müsse. Allseitig erachtete man diese Rede als die beste, wahrhaft staatsmännische Leistung. Wenn jetzt ein Staatsmann, der nicht in der Kleinarbeit des Tages aufgeht, an der Spitze der Fraktion steht, so dürfen wir hoffen, daß die Zentrumspartei ihrer hohen Mission als wahrhafte Mittelpartei in dem politischen Getriebe dauernd gewachsen bleibt und bald auch wieder in freier, gleichberechtigter Mitarbeit zum Wohle des Vaterlandes gerecht werden kann.

König Eduard in Berlin.

Es ist nichts auszusetzen an dem, was in Berlin gesagt und getan ist während des Aufenthalts des englischen Königspaares. Dieses hohe Lob kann man sogar ausdehnen auf die Sprache der meisten englischen Blätter während dieser Festzeit. Wer die Besuchsangelegenheiten an sich betrachtet, könnte die Beziehungen zwischen Deutschland und England für ganz einwandfrei und makellos halten. Der Skeptiker freilich sagt sich, daß schon früher viele höchst freundliche Reden und Zeremonien stattgefunden haben, ohne daß davon eine Besserung der Realpolitik zu spüren gewesen, und der vorsichtige Beobachter blickt durch die Girlanden hindurch auf die Vorgänge in England, wo man die Hauptmacht der Seerüstung an der Nordsee konzentriert, die Stapellegung von immer mehr Dreadnoughts größeren Stils mit dem bescheidenen deutschen Flottenbau motiviert und nicht bloß im Hause des Lords, sondern auch in den Volkstheatern das unsinnige Schreckgespenst der „deutschen Invasion" zur Aufstachelung der Leidenschaften aufmarschieren läßt.

König Eduard hat sich in Berlin als vollendeter Gentleman und als friedliebender Staatsmann gegeben. Die Achtung vor seiner Persönlichkeit ist hier entschieden gestiegen. Wenn das Vertrauen zu der englischen Politik nicht in gleichem Maße gestiegen ist, so liegt das eben an den Reminiszenzen und an dem Verhalten der englischen Militärpartei nebst ihren chauvinistischen Helfern. Wohltuend wirkte vor allem das Maßhalten, dessen sich in Berlin beide Teile befleißigten. Auf unserer Seite hielt man sich auf der Linie, welche die Offiziösen in ihrem vorsichtig temperierten Begrüßungsartikel vorgezeichnet hatten: auf einen „Fortschritt" in den Beziehungen hoffen, aber nicht den Tag vor dem Abend bejubeln, vielmehr geduldig fortfahren in der „rastlosen Aufklärungsarbeit". Es wurde alles vermieden, was wie „Nachlaufen" gedeutet werden könnte. Man darf es wohl als einen heilsamen Erfolg der Krisis vom letzten November buchen, daß allseitig auf das zudringliche Liebeswerben verzichtet worden ist. Infolgedessen hatten wir die nicht mehr gewöhnliche Erscheinung, daß die Freundschaftsberedsamkeit diesmal auf der anderen Seite reichlicher erfloß als auf der deutschen Seite. König Eduard beschränkte sich nicht darauf, in dem offiziellen Trinkspruch bei der Galatafel im Schloß die Hoffnung auf eine friedliche und freundschaftliche Entwicklung des Verhältnisses zwischen den beiden Ländern mit gleicher Wärme zu erwidern, sondern gab auch beim Besuche des Rathauses (eine bahnbrechende Neuerung), bei dem Empfange der Berliner englischen Kolonie und bei dem Trinkspruch im Kasino seines Gardedragonerregiments seinen Wünschen für Freundschaft und Weltfrieden immer wieder lebhaftem Ausdruck.

Fürst Bülow hat während des Besuches mit dem Unterstaatssekretär des Auswärtigen, Sir Charles Hardinge, dem steten Begleiter des reisenden Königs Eduard, und mit dem Kolonialsekretär Earl of Crewe Unterredungen gepflogen, über deren Verlauf beide Teile halbamtlich sich sehr befriedigt äußern. Es soll sich nicht um die Regelung spezieller Fragen gehandelt haben, sondern um eine allgemeine Besprechung der schwebenden internationalen Probleme, namentlich auch um die Haltung gegenüber dem neuen Regime in der Türkei. Wir werden ja bald sehen, ob die englische Politik bei ihrem Vorgehen in der Balkanfrage und in ihrer Einwirkung auf die herrschenden Jungtürken etwas mehr Rücksicht auf das bisher ignorierte Deutschland nimmt. Von Verhandlungen wegen der Bagdadbahn wird nichts gesagt, obschon in diesem Punkte eine Verständigung sehr wünschenswert wäre. Weniger bedauerlich scheint uns die Schweigsamkeit über die Erisfrage eines Abrüstungsvertrages. Vielleicht hat König Eduard diese Idee wegen der praktischen Schwierigkeiten fallen gelassen. Mag jeder Staat sich seine Rüstungsfreiheit wahren, aber mag er auch davon einen vernünftig bemessenen Gebrauch machen. Wir dürfen uns das Zeugnis geben, daß wir unseren Flottenbau nicht zu einem Angriff auf England geplant und auch nicht mit angeblichen Feindseligkeiten Englands motiviert haben. Möchte man nun in England wenigstens aufhören mit der Erregung der Volksseele durch Vorspiegelung einer deutschen Invasion! Wird den englischen Wählern der Glaube eingetrichtert, daß Deutschland allein schuld sei an den dortigen Militär- und Marinelasten, so kann die erhoffte freundliche Stimmung trotz aller Besuche und Trinksprüche nicht aufkommen.

In Summa: die gewechselten Worte waren gut und schön; die folgenden Taten müssen ihren wahren Wert erweisen.

Das deutsch-französische Marokko-Abkommen.

Unsere Diplomatie war in den Ruf der Vertragssterilität gekommen. Das höchst inhaltlose Abkommen mit den Ostsee- und Nordseestaaten konnte daran nichts ändern. Jetzt sind wir aber plötzlich, ausgerechnet am Tage des Einzuges des Königs Eduard in Berlin, mit einem Vertrage überrascht worden, der den bisher sprödesten Kompaziszenten Frankreich heranzieht und das heikle Thema Marokko anschneidet. Obschon auch in diesem Vertrage nicht viel Neues und Faßbares steht, ist er doch eine interessante Erscheinung, die den Ruf vivant sequentes auslöst. Im Grunde ist es eine Wiederholung des Kerns des Algeciras-Vertrages; die fortbildenden Zutaten sind: einerseits erkennt Deutschland die besonderen politischen Interessen Frankreichs in Marokko noch einmal an unter Fortlassung der wenig angenehmen Beschränkung auf das Grenzgebiet, anderseits verbürgt Frankreich abermals die offene Tür und die wirtschaftliche Gleichberechtigung mit dem Zusatze, daß man die gemeinsame Arbeit der französischen und der deutschen Unternehmer in Marokko anstreben will. Einige französische Blätter wollen darin eine politische Abdikation Deutschlands und die Auslieferung Marokkos an die französischen Eroberungspolitiker sehen; aber es wird doch die Integrität und Selbständigkeit des scherifischen Reiches feierlich verbrieft und nur versprochen, daß der Republik bei ihren berechtigten politischen Sonderinteressen keine Schwierigkeiten gemacht werden sollen. Wer das Zugeständnis tadelt, vergißt die von Anfang an abgegebene Erklärung Deutschlands, daß es in Marokko keine poli-

tischen, sondern nur wirtschaftliche Interessen habe. Eine gewisse Nachsicht in Sachen des politischen Einflusses glaubt die deutsche Regierung wahrscheinlich jetzt eher versprechen zu können, seit Muley Hafid die Widerstandskraft des Landes selbst so bedeutend gehoben hat. Der Verzicht auf die erste politische Geige soll für uns aufgewogen werden durch die paritätische Beteiligung an der wirtschaftlichen Aufschließung des Landes (böse Zungen sagen „Ausbeutung"). Die in dieser Beziehung vereinbarten Einzelheiten sind noch nicht bekannt; von der Beteiligung der deutschen Unternehmer an den geplanten Bahnanlagen, Bergwerken usw. wird das schließliche Urteil über das Abkommen wesentlich abhängen. Vorläufig ist es ein interessanter Beitrag zu der détente (Abspannung), die auf den verschiedenen Punkten der Weltpolitik nach der viel beklagten Verschärfung und Erhitzung sich eingestellt hat. Die Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland mildert auch die Gegensätzlichkeit der englischen Politik gegenüber dem angeblich eingekreisten Deutschen Reich.

Die Verfassungskämpfe in Konstantinopel.

Die sogen. Abspannung auf dem Balkan schien einen Augenblick durch eine gefährliche Krisis in der Türkei unterbrochen zu werden. Das Ministerium Kiamil hatte die Verständigung mit Oesterreich so ziemlich bis zur Unterzeichnung reif gemacht und stand in dem löblichen Versuche, von Rußland noch einen größeren Geldvorteil, womöglich die Befreiung von der ganzen alten Kriegskostenschuld, herauszuschlagen. Für seine auswärtige Politik hat Kiamil noch vor einigen Wochen ein Dankesvotum des Parlaments erhalten. Und dieser selbe Kiamil wurde nun plötzlich in einen Ringkampf auf Tod und Leben mit der jungtürkischen Nebenregierung und deren militärischem Anhang verwickelt. Kiamil setzte die Minister des Krieges und der Marine ab, angeblich wegen Entdeckung eines Komplottes zur Entthronung des gegenwärtigen Sultans. Jedenfalls wollte Kiamil Heer und Marine in Hände bringen, die ihm und dem Sultan mehr ergeben wären als dem jungtürkischen Ausschusse. Gegen seinen Versuch, die legale Exekutive zu stärken, erhoben sich sein Minister des Innern, Hilmi, das Parlament und die Kommandanten der vor Stambul liegenden Kriegsschiffe. Letztere drohten mit einem Bombardement auf den Palast. Ob der Sultan um den Staatsstreichversuch Kiamils gewußt hat, ist nicht klargestellt. In seiner schlauen Feigheit gab aber Abdul Hamid schleunigst den gefährlichen Jungtürken nach und ernannte deren Genossen Hilmi zum Großwesir. Damit ist der Rest des Alttürkentums vom Staatsruder beseitigt. Dieselben Leute, die im Herbst die vielgepriesene unblutige Revolution gemacht hatten, vermochten jetzt abermals ohne Blutvergießen dem Sultan ein ausgesprochen jungtürkisches Kabinett aufzuzwingen. Abdul Hamid führt nur ein Schattendasein auf dem Thron, der von den Kanonen der jungtürkischen Admirale bestrichen werden kann. Man möchte sagen, der Triumph der Jungtürken sei zu groß geraten und zu offensichtlich geworden. Es gibt doch noch eine starke alttürkische Partei, und sie wird gewiß nicht auf Reaktionsversuche verzichten. Anderseits wird der neue Wesir Hilmi, der als Gouverneur von Mazedonien viel gelernt und viel geleistet hat, als ein besonders befähigter Staatsmann gepriesen. Vielleicht gelingt es ihm, die inneren Kämpfe und Krisen, die mit dem Uebergang zu einem Verfassungsstaat unvermeidlich verbunden sind, zu mäßigen und zu mildern. Es frägt sich für uns, ob er die auswärtige Politik Kiamils in friedlichem Sinne fortsetzen wird. Der beunruhigende Verdacht, daß hinter der Umwälzung friedensfeindliche Machenschaften von auswärts, insbesondere von der englischen Aktionsartei, steckten, scheint sich glücklicherweise nicht zu bestätigen. In England ist man über den Fall Kiamils ärgerlich.

Die Hoffnung auf Fortgang des Friedenswerkes ist um so mehr gerechtfertigt, als neuerdings Rußland den wütigen Serben entschieden den Kopf gewaschen und die Aussicht auf jede Unterstützung gegen Oesterreich abgeschnitten hat. Erfreulicherweise hat zugleich Oesterreich durch Bildung eines neuen Ministeriums Bienerth seine Aktionskraft wieder außer Zweifel gestellt.

Die Reichsfinanzreform in der Kommission.

Von Regierungsrat Speck, Mitglied des Reichstags.

III.[1]

Den gleichen Bedenken, die gegen die Aufhebung der Fahrkartensteuer im gegenwärtigen Augenblick sprechen, mußte auch die Ermäßigung der Zuckersteuer von 14 auf 10 ℳ begegnen. Nach dem gegen die Stimmen des Zentrums zustande gekommenen Gesetz vom 19. Februar 1908 sollte eine solche Ermäßigung Platz greifen spätestens mit dem Zeitpunkte des Inkrafttretens der Reichsfinanzreform. So wünschenswert es nun auch wäre, die Konsumsteuern herabzusetzen, so kann doch eine bestehende Steuer, an welche sich die Bevölkerung gewöhnt hat, nur ermäßigt werden in Zeiten finanziellen Ueberflusses. Der Ausfall für die Reichskasse aus der Ermäßigung der Zuckersteuer würde sich auf etwa 35—40 Millionen belaufen, eine Summe, auf welche doch in der gegenwärtigen Finanzlage nicht verzichtet werden kann, die also durch andere neue Steuerquellen gedeckt werden müßte. Daß diese verhältnismäßig geringe Ermäßigung des Steuersatzes von 14 auf 10 ℳ, wie von einer Seite behauptet wurde, in Form einer Preisermäßigung den Konsumenten zugute kommen würde und so eine Konsumsteigerung zur Folge haben würde, die den Ausfall für die Reichskasse auch nur einigermaßen decken könnte, widerspricht allen bisherigen Erfahrungen auf diesem Gebiete. Der beste Beweis für die Unrichtigkeit dieser Annahme ist die Tatsache, daß diese Steuerherabsetzung mit dem ausgesprochenen Zwecke seinerzeit durchgesetzt und jetzt auch in der Kommission verteidigt wurde, den notleidenden Zuckerraffinerien zu Hilfe zu kommen. Soll aber dieser Zweck erreicht werden, dann muß auch nach Ansicht der Befürworter dieser Maßregel deren Vorteil diesen Raffinerien zugute kommen, also dem Konsumenten vorenthalten bleiben. Die Bestrebungen des Zentrums, das Inkrafttreten des vorerwähnten Gesetzes bis zum 1. April 1914 hinauszuschieben, also auf einen Zeitpunkt zu verlegen, bis zu welchem man wohl in der Lage wäre, die Ergiebigkeit der neuen Steuerquellen zu beurteilen, fanden in der Kommission leider keine Mehrheit, obwohl deren Berechtigung vom finanziellen Standpunkte aus auf verschiedenen Seiten, auch bei den Vertretern des Reichsschatzamtes, Anerkennung fand. Das bis jetzt in puncto Steuerbewilligung rein negative Ergebnis der Kommissionsverhandlungen eröffnet keine besonders guten Aussichten für das ganze Reformwerk, und wenn diese Verhandlungen keine vollständige Deckung des gesamten Mehrbedarfs bringen, dann wird diese Frage der Zuckersteuerermäßigung in der Kommission nochmals aufgerollt werden müssen, dann — unter dem Druck der Verhältnisse — wohl mit besserem Erfolg.

Das Branntweinmonopol fand, wie nach den Erklärungen der Parteivertreter im Plenum des Reichstags zu erwarten war, keine Mehrheit in der Kommission. § 1 der betreffenden Vorlage wurde nach einer eingehenden Diskussion abgelehnt und hierauf, entsprechend einem Antrag des Zentrums, die Weiterberatung des Gesetzentwurfs ausgesetzt und eine Subkommission gebildet zur Ausarbeitung eines anderen Gesetzentwurfs, durch welchen unter entsprechender Erhöhung der Verbrauchsabgabe „ein höheres finanzielles Erträgnis aus der Branntweinbesteuerung sichergestellt wird unter geeigneter Berücksichtigung der nach Lage, Art und Größe der Brennereien verschiedenen Produktionskosten sowie unter Wahrung der den süddeutschen Staaten zugestandenen Reservatrechte". Diese aus neun Mitgliedern bestehende Subkommission hat in mehreren recht mühsamen Sitzungen die Grundzüge für eine andere Gestaltung der Branntweinbesteuerung bereits beraten und wird wohl, wenn nicht alle Anzeichen trügen, zu einem befriedigenden positiven Ergebnis gelangen. Soll dieses Ziel erreicht werden, dann ist es aber notwendig, daß auch diejenigen Kreise, welche auch heute noch in dem Monopol das alleinige Heil für unser Branntweingewerbe, namentlich im deutschen Süden erblicken, vorurteilsfrei und sachlich mitarbeiten und nicht in ihrer Verstimmung über die Ablehnung des Monopolgedankens Hyperkritik üben an den Vorschlägen, welche von anderer Seite ausgehen. Nur auf diesem Wege ist ein brauchbares Resultat zu erzielen. In welcher Form schließlich das neue Branntweinsteuergesetz die Kommission verlassen wird, läßt sich heute noch nicht sagen. Ueberraschungen sind auch hier nicht ausgeschlossen.

[1] Vergl. den I. und II. Artikel in Nr. 1 und 4 vom 2. und 23. Januar 1909.



Ueber die Aussichten der gesamten Reichsfinanzreform jetzt schon Vermutungen anzustellen, wäre verfrüht. Das bisherige Ergebnis der Kommissionsberatungen ist ja wenig ermutigend, läßt aber noch keinen Schluß zu auf die endgültige Gestaltung der Dinge. Pessimistische Gespensterseher fabelten bereits von der Auflösung des Reichstags, an die aber in ernsthaften Kreisen vorerst niemand denkt. Neuwahlen unter der Parole „höhere Steuern“ sind ein zweischneidiges Schwert und bilden eine gewagte Sache, namentlich, wenn die Steuerfreudigkeit des Volkes durch beklagenswerte Vorgänge in der inneren und äußeren Politik so herabgestimmt ist wie gegenwärtig im Deutschen Reich. Zu einem solchen Schritt wird man sich erst im Zeitpunkt äußerster Not, wenn alle anderen Mittel vergeblich versucht worden sind, entschließen. Dieser Zeitpunkt ist aber noch nicht gekommen, die Arbeit hinter den Kulissen hat eben erst begonnen. Das eine sei aber jetzt schon konstatiert, daß von einer „Geschlossenheit des Blocks“ gegen die „vereinigten Gegner des Zentrums und der Sozialdemokratie“ bis jetzt in der Kommission aber auch keine Spur zu finden war. Wenn auch der bekannte Führer im sogenannten Evangelischen Bund, der nationalliberale Abgeordnete Everling, aus Anlaß der Hinausschiebung der Abstimmung über die Nachlaßsteuer durch die Blockmehrheit am 10. Februar in der „Täglichen Rundschau“ seinem gepreßten Herzen durch einen Triumphartikel mit der Ueberschrift „Endlich der Block!“ Luft macht, so ist er damit den Ereignissen bedeutend vorausgeeilt. Denn schon am nächsten Tage wurde in der Kommission mit einer aus Zentrum, Konservativen, Nationalliberalen, Polen und Antisemiten bestehenden Mehrheit gegen die Stimmen der Freisinnigen und Sozialdemokraten das Prinzip der Heranziehung von Deszendenten und Ehegatten zur Erbschaftssteuer abgelehnt. Die Freude des Herrn Everling war also nur von kurzer Dauer.

Der Versuch der liberalen Presse, von vornherein auch hier wieder Zentrum und Sozialdemokratie als die natürlichen Verbündeten öffentlich zu brandmarken, ist durchaus fehlgeschlagen. Der Zusammenschluß der Parteien in den wichtigsten Einzelfragen erinnerte vielmehr oft an die Mehrheitsbildung bei Beratung des neuen Zolltarifs. Und dieses Zusammentreffen ist auch kein zufälliges, kein unnatürliches, denn es ist in dem inneren Wesen der Parteien und ihrer Grundsätze von selbst gegeben. Daran vermag auch eine vorübergehende künstliche Entfremdung der zusammengehörigen Parteien nichts zu ändern. Wenn z. B. Zentrum und Konservative in der Kommission mit aller Entschiedenheit Front machen gegen die Bestrebungen der vereinigten Liberalen und Sozialdemokraten, durch Einführung direkter Reichssteuern, namentlich einer Reichsvermögenssteuer, eine Bresche zu legen in die Finanzhoheit der Einzelstaaten und damit die finanzielle und politische Mediatisierung der letzteren vorzubereiten, so entspricht diese Stellungnahme der Parteien nur ihrer ganzen bisherigen Haltung und liegt auch in der Natur der Sache begründet. Man vermißt allerdings in liberalen Blättern leider so oft den Hinweis auf diese gemeinsame Arbeit des mit der Sozialdemokratie verbündeten Liberalismus, deshalb sei dies an dieser Stelle nachgeholt! —

Sr. Apostolischen Majestät Geheimer Rat Exzellenz Kossuth.

Zu dem ersten Artikel unter obigem Titel in Heft Nr. 7 (der zweite Artikel folgt in Nr. 9) schreibt der Verfasser, Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg, der „Allgemeinen Rundschau“: Wie die „Reichspost“ am 14. Februar mitteilte, ist es ihr endlich gelungen, jenen Mann ausfindig zu machen, welcher am 16. Januar einen ihrer Beamten zu bestechen versuchte, ihm ein Stück des Manuskriptes der sensationellen Kossuth-Artikel auszufolgen. Es ist das Dr. Aurel Szalagyi, Oberinspektor der Donau-Dampfschiffahrtgesellschaft in Wien. Der „Független Magyarorßag“ (Unabhängiges Ungarn) richtet folgende Drohung an die Redakteure der „Reichspost“: „Wenn diese Lumpen ihren Plan ausführen, die Artikelserie „Der wahre Franz Kossuth“ auch in einer Broschüre erscheinen zu lassen, so sind die Waffen, mit welchen wir ihnen antworten, Dolch und Revolver, und zwar dort, wo wir ihrer gerade habhaft werden.“ Darauf antwortet die „Reichspost“: „Die Broschüre erscheint diese Woche.“ — Man sieht, wie sicher das wackere Wiener Blatt ins Zentrum gezielt und getroffen hat.

Der Regierungswechsel in Oesterreich.

Von

Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Des Ministerpräsidenten Baron Beck dritte große Aufgabe war die Herstellung des nationalen Friedens in den Sudetenländern, besonders in Böhmen, eine Aufgabe, an der bis jetzt noch alle Regierungen Oesterreichs gescheitert sind. Wäre die Dezemberverfassung, ein liberales Machwerk, weniger leichtfertig gemacht worden, so wären die Sprachenkämpfe in Böhmen nicht möglich; statt die deutsche Sprache als Staatssprache gesetzlich festzulegen, schufen die Deutschliberalen den Artikel XIX der Staatsgrundgesetze, welcher allen Volksstämmen Oesterreichs die Gleichberechtigung ihrer Muttersprachen in Amt und Schule garantiert. Wenn heute ein Tscheche verlangt, in Salzburg, Linz, Innsbruck, Graz, Triest usw. in seiner Muttersprache bei Gericht sein Recht finden zu können, so steht ihm Artikel XIX als mächtiger Helfer zur Seite. Die Deutschliberalen hatten damals ihre Köpfe so voll von Kulturkampf gegen Rom und von Gleichberechtigung des Judentums, daß sie an die Zukunft der Deutschen Oesterreichs nicht dachten und so zu Verrätern am Deutschtum wurden.

Nun ist es klar, daß die nationalen Rechte der acht Nationalitäten Oesterreichs in einem einzigen Gesetzesartikel nicht gewahrt werden konnten. Dieser Artikel stellte sich vielmehr als ein Rahmengesetz dar, welchem für jedes Kronland nach Maßgabe seiner nationalen Verhältnisse ein eigener Gesetzesinhalt erst gegeben werden mußte. Die Regierungen suchten diese Aufgabe mit administrativen Sprachenverordnungen zu erfüllen, die aber nur die nationale Erbitterung steigerten. Da versuchte im Jahre 1888 Fürst Georg Lobkowitz eine außerparlamentarische Beilegung der Streitigkeiten, indem er den Führer der Deutschböhmen Dr. Schmeykal zu Verhandlungen von Volk zu Volk einlud. Es kam zwar zu den Januarkonferenzen 1890, aber der Ansturm der radikalen Jungtschechen vereitelte jeden Erfolg. Dann versuchte es noch einmal der Ministerpräsident Graf Badeni mit Sprachenverordnungen. Mit welchem Ausgang, ist bekannt. Auch die zweifachen Verständigungsversuche Dr. v. Koerbers schlugen fehl. Baron Beck, dem der Ausgleich mit Ungarn, die Wahlreform und die parlamentarische Erledigung des Budgets in zwei Jahren gelang, schien der richtige Mann zu sein, auch die „böhmische Frage“ zu lösen.

Aber leider: auf diesem heikelsten Gebiete versagte seine Staatskunst ganz. Er suchte die Entscheidung zu verschleppen mit kleinen Geschenken. Bald bekamen die Deutschen ein Versprechen und ein Zugeständnis, bald die Tschechen, je nachdem Baron Beck die eine oder die andere Partei gerade brauchte. Und diese Zugeständnisse standen nur zu oft miteinander in Widerspruch, so daß sich schließlich beide Parteien für genarrt hielten und dem Regierungschef ihr Vertrauen entzogen. Baron Beck gab seine Anweisungen den böhmischen Behörden auch telephonisch bekannt, und eine Anweisung widerrief die andere. Die Beamten kannten sich schließlich selbst nicht mehr aus und folgten mehr ihren Parteiabgeordneten als den vorgesetzten Behörden. Das mußte natürlich eine vollständige Desorganisation der staatlichen Verwaltung zur Folge haben, welcher Baron Beck nicht mehr Herr werden konnte. Sein Sturz war unvermeidlich, und wenn in sozialdemokratischen Blättern behauptet wird, daß Minister Dr. Geßmann den Sturz seines Chefs herbeigeführt, so kann ihm Oesterreich nur dankbar sein.

Der Kaiser übertrug die Neubildung einer Regierung dem bisherigen Minister Freiherrn von Bienerth, der sich als tatkräftiger, zielbewußter Beamter bewährt hatte, und gab ihm Beamte zu Leitern der Ministerien bei, so daß das Kabinett Bienerth ein provisorisches Beamtenkabinett war. Als Aufgabe setzte die Krone dem Ministerpräsidenten: baldigste Parlamentarisierung seiner Regierung und Anbahnung des nationalen Friedens. Den ersten Teil der Aufgabe machten die großen staatserhaltenden Parteien unmöglich, indem sie erklärten: eine parlamentarische Regierung kann nur von Dauer sein, wenn auf dem nationalen Kampfplatze zum mindesten ein Waffenstillstand herbeigeführt ist, und erst wenn das gelungen, werden sie Vertrauensmänner ins Kabinett des Freiherrn von Bienerth, zu dem man allgemein Vertrauen hatte, entsenden. Es mußte also der Kabinettschef Grundlagen für den zweiten Teil seiner Aufgaben zu schaffen suchen. Gute Freunde, welche ihn gerne wieder beseitigt hätten, rieten ihm, mit Verordnungen nach Art

seiner Vorgänger die Sache zu versuchen; aber dieser Versuch hatte nie zu Erfolgen geführt, und Freiherr v. Bienerth wußte sehr wohl, daß nur ein im Reichsrat unter Mitwirkung aller Parteien und aller Nationalitäten zustande gekommenes Sprachengesetz den Wirren ein Ende machen könne. Für ein solches Gesetz lagen Vorarbeiten genug vor, so daß es nicht gar so schwer war, eine Vorlage auszuarbeiten, welche zwischen den radikalen Forderungen beider Nationalitäten den goldenen Mittelweg bedeuten kann. Der Ministerpräsident lud die Parteiführer ein, vertraulich Kenntnis von seiner Gesetzesvorlage zu nehmen, um ihm Verbesserungsvorschläge zu machen. Die Radikalen beider Nationalitäten, welche vom nationalen Streite politisch und wirtschaftlich ihr Leben fristen, setzten mit scharfmacherischer Hetze ein und erzielten damit, daß die Parteiführer die Einladung des Ministerpräsidenten ablehnten.

Zum richtigen Verständnis der weiteren Entwicklung muß man sich folgendes vor Augen halten. Die Tschechen sind prinzipielle Gegner des Reichsrates als des Zentral-Parlamentes. Nach ihrem nebulosen böhmischen Staatsrecht, welches der alte Gregr einmal in einem besonders lichten Augenblicke „keine Pfeife Tabak wert taxierte", ist ihre einzig berechtigte Volksvertretung der Landtag des Königreiches Böhmen. Am Reichsrate beteiligten sie sich unter einer staatsrechtlichen Verwahrung nur, weil sie verhindern wollen, daß einmal gegen sie regiert wird. Nun haben bekanntlich im Vorjahre die Deutschen den böhmischen Landtag mit wüstester Obstruktion gesprengt, und damals schon gaben die Tschechischradikalen die Losung aus „Ohne böhmischen Landtag keinen Reichsrat"; und dieser Parole folgten sie, wenn sie mit Dringlichkeitsanträgen die Tagesordnung verrammelten, um womöglich das Parlament in die Luft zu sprengen.

Ministerpräsident Freiherr v. Bienerth beschloß, seine Sprachengesetze, welchen er die Verbesserungsfähigkeit selbst nicht absprach, dem Abgeordnetenhause vorzulegen. Das geschah am 3. Februar. Sofort setzten die Tschechischradikalen, geheim unterstützt von den Agrariern und Jungtschechen, mit der sog. technischen Obstruktion ein: mit Kinderpfeifen, Trommeln, eisernen Ratschen, Nebelhörnern, Kochtopfdeckeln vollführten sie einen solchen Lärm, daß jedes weitere Verhandeln unmöglich war. Man schloß die Sitzung. Kulissenverhandlungen ermöglichten am 4. Februar eine ruhige sachliche Beratung, und schon glaubte man, Freiherr v. Bienerth hätte das Spiel gewonnen. Da besprach Sektionschef Mataja als Leiter des Handelsministeriums einen Posterlaß, in welchem für bestimmte Postämter „die böhmische Sprache für zulässig" erklärt wird. Durch dieses Wörtchen „zulässig" fühlten sich die Tschechen, die es noch dazu in ihre Muttersprache falsch übersetzt haben sollen, dermaßen in ihrer nationalen Ehre gekränkt, daß sie nicht nur Sektionschef Dr. Mataja aufs gemeinste beschimpften, sondern auch sofort wieder mit der Obstruktion einsetzten. Außerdem verlangten sie, daß der Leiter des Handelsministeriums sich wegen des zitierten (!) Unglückswortes entschuldigen solle, was sowohl der Ministerpräsident als auch die sämtlichen deutschen Parteien zurückwiesen. Darauf gaben die Tschechischradikalen die Parole aus: „Morgen werden Bienerth und Mataja geohrfeigt." Und tatsächlich machten am 5. Februar die Klofacianer den Versuch, die Minister tätlich anzugreifen. Eine große Schar deutscher Abgeordneter stellte sich schützend vor die Ministerbank. Die Bubenobstruktion geht wieder los — der Ministerpräsident gibt dem Präsidenten des Abgeordnetenhauses ein kaiserliches Reskript, mit welchem die Session des Reichsrates geschlossen wird. Immunität und Diätenbezug haben aufgehört und die Sozialdemokraten toben. Versteht sich!

Der Reichsrat war also gesprengt. Daß es so kommen konnte, daran traf drei Faktoren die Schuld. Erstens Baron Beck. Als er die Wahlreform durchführte, legte man ihm nahe, sie von der Geschäftsordnungsreform abhängig zu machen. In der Sehnsucht nach dem allgemeinen gleichen Wahlrecht hätten auch die Sozialdemokraten eine stramme Reform der Geschäftsordnung geschluckt. Baron Beck horchte aber auf den Rat jener Desperados, welche sich die Obstruktion selbst sichern wollten, und er ließ das Junktim fallen. Der zweite Schuldträger sind die Abgeordneten selbst, welche sich längst eine neue Geschäftsordnung hätten geben können; sie hätten aber auch mit Nachtsitzungen die Obstruktion niederzwingen können. Für eine Sitzung von 24 Stunden hätten auch die Nerven der Tschechischradikalen nicht ausgereicht. Drittens kann man auch die Regierung nicht freisprechen von Schuld. Unter die Immunität fällt nach dem Gesetze nur, was ein Abgeordneter spricht, nicht was er tut. Man hätte also den Staatsanwalt anweisen können, gegen die Obstruktionisten, welche mit Gewalt, mit Handlungen die parlamentarischen Beratungen unmöglich machten, mit Strafverfolgung vorzugehen. Außerhalb des Parlamentsgebäudes hätte man, nachdem die Auslieferung beschlossen, die Lärmmacher verhaften und unschädlich (fürs Parlament) machen können.

Freiherr v. Bienerth machte sich nun sofort daran, sein provisorisches Ministerium in ein definitives zu verwandeln. Er suchte sich Männer, welche als tatkräftig bewährt und Freunde des Parlamentarismus sind. Nicht mit § 14 will er regieren, wohl aber erst die staatliche Verwaltungsmaschinerie wieder in Ordnung bringen. Dazu gewann er folgende Männer: Bankgouverneur R. v. Bilinski als Finanzminister, Geheimen Rat Wrba als Eisenbahnminister, Graf Stürghk als Minister für Kultus und Unterricht, Universitätsprofessor Dr. Braf als Ackerbauminister, Hofrat Ritt als Arbeitenminister, Magistratsdirektor Dr. Weiskirchner als Handelsminister und Advokat Dr. v. Hochenburger als Justizminister. Es bleiben Frhr. v. Bienerth als Präsident, Frhr. v. Hardtl als Innerminister, FML Georgi als Landesverteidigungsminister und die drei Landsmannminister Dr. Schreiner, Dr. Zacek und R. v. Abrahamovicz. Die Minister Braf, Schwiegersohn des † Alttschechenführers Ladislaus Rieger, und Zacek sind Alttschechen, Bilinski und Abrahamovicz sind Polen, die anderen neun sind Deutsche, Stürghk ist altliberal, Hochenburger deutschnational, Weiskirchner christlichsozial. Letzterer hat sich als Magistratsdirektor von Wien als ein solch eminenter Verwaltungsbeamter erwiesen, daß Frhr. v. Bienerth ihn zum Ordnungmachen im Postwesen glaubte nicht entbehren zu können. Die christlichsoziale Partei hat Weiskirchner nur ungern ins Ministerium eintreten lassen. Sein Nachfolger auf dem Präsidentenstuhl des Abgeordnetenhauses soll der Christlichsoziale Dr. Pattai werden.

Auf die Prophezeiungen, welche die Zeitungen reichlich dem neuen Ministerium mit auf den Weg geben, kann hier nicht eingegangen werden. Es mag genügen festzustellen, daß man dem zweiten Ministerium Bienerth Vertrauen entgegenbringen darf, auch in bezug auf Ungarn. Sollte es ihm nicht gelingen, in absehbarer Zeit das Abgeordnetenhaus arbeitsfähig zu machen, so wird eine Auflösung des Reichsrates die selbstverständliche Folge sein.

Abbé Loisy.

Von

Albert Dettling, Paris.

Der Modernist Abbé Loisy, über dessen Exkommunikation noch vor nicht allzulanger Zeit Ströme von Tinte flossen, und der hierauf in der selbst den Herren von der Presse hermetisch verschlossenen Studierstube eines friedlichen Normannenstädtchens verschwand, als wollte er den Streit des öffentlichen Kampfes und die Freidenkerreklame fliehen, ist auf einmal wieder in den Vordergrund der Besprechung gerückt, wenigstens in wissenschaftlichen und kirchlichen Kreisen. Eine neuliche Generalversammlung des berühmten Collège de France hat ihn nämlich von sechs Kandidaten nach fünfmaligem, anfänglich schwankendem Wahlgang für den staatlichen Lehrstuhl der Religionsgeschichte bestimmt. Diese Professur gewinnt in dem vom Atheismus durchtränkten Frankreich noch eine ganz besondere Bedeutung zu einer Zeit, die im Zeichen eines hochwogenden Kulturkampfes stand. In dieser Gedankenfolge sind auch die seit einem Jahr einsetzenden und von Rom energisch unterstützten Bemühungen des Pariser Institut catholique (erste katholische Lehranstalt Frankreichs) zu verstehen, dem Geschichtsstudium der Religionen eine erweiterte Aufmerksamkeit zu widmen.

Die Wahl Loisys bedarf noch der Bestätigung des Unterrichtsministers und hätte zudem noch die Konkurrenz zweier Gegenkandidaten, welche die Académie des sciences morales et politiques einem alten Herkommen gemäß dem Ministerium empfiehlt, zu überwinden. Obwohl insofern noch nicht definitiv, darf die genannte Wahl jetzt schon als ungefähr offiziell gelten, wie wir von einem sonst sehr zuverlässig unterrichteten höheren Ministerialbeamten des betreffenden Ressorts erfahren. — Abbé Loisy ist als Gelehrtenpersönlichkeit und infolge seiner Konflikte mit dem Vatikan auch über die Grenzen Frankreichs hinaus bekannt genug. Er war früher Professor am schon erwähnten

Institut catholique, sowie an der Ecole des hautes Etudes und veröffentlichte bedeutende Werke über die chaldäisch-assyrische Religion und ihre Beziehungen zum israelitischen Kultus. Sein Buch „Das Evangelium und die Kirche" wurde auf den Index gesetzt. Er beantwortete diese Maßnahme mit einer seinerzeit vielbesprochenen kritischen Schrift: Autour d'un petit livre. Die Enzyklika Pascendi, in welcher sich der Papst gegen den Modernismus wandte, schien den französischen Theologiegelehrten besonders zu treffen. Sein in einer Broschüre erfolgter Kommentar des Rundschreibens erregte in kirchlichen und wissenschaftlichen Laienkreisen kein geringes Aufsehen. Kurz darauf ließ Loisy das Hauptwerk seines Lebens „Les Evangiles synoptiques", an dem er dreißig Jahre gearbeitet hatte, dem Druck übergeben und wurde infolgedessen exkommuniziert. Das war unter den gegebenen Verhältnissen vorauszusehen, und der Bruch mit Rom schien gewollt zu sein. Als sich Loisy zur obengenannten und vorläufig mit Erfolg gekrönten Kandidatur entschloß, erklärte er einem Publizisten, daß es sich keineswegs um eine Kampfeskandidatur gegen die katholische Kirche, welcher er jetzt fremd gegenüberstehe, handle, sondern um die eines rein objektiv zu Werke gehenden Gelehrten.

Wie dem auch sei, Abbé Loisy ist infolge seines Wissens und der gewaltigen Arbeitskraft der weitaus bedeutendste Führer der französischen Modernisten, dessen Einfluß, wenn auch nicht gerade nach außen, hier doch in sehr unverkennbarer Weise zutage trat. Schon dieser eine Umstand läßt darauf schließen, daß sich die ausgesprochen atheistische Regierung die Gelegenheit nicht entgehen lassen wird, Loisy die wichtige und hart umstrittene Professur am Collège de France zu übertragen.

Adolf Stoecker †.

(Von einem Protestanten).

Die von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an in Deutschland einflußreich gewordene materialistische Weltanschauung, die rasche Entwicklung der Reichshauptstadt, endlich die Kulturkampfgesetzgebung hatten in Berlin in kirchlicher, sozialer und sittlicher Beziehung bedenklichste Zustände herbeigeführt, als ein in weiten Kreisen bisher unbekannter Mann, der Hofprediger Stoecker, in die größte Oeffentlichkeit hervortrat. Er gründete zunächst die Stadtmission, ein Werk, von dem die liberale Münchener „Allgemeine Zeitung" einmal sagte, daß es den Schöpfungen der großen Ordensstifter des Mittelalters zu vergleichen sei. Schwere kirchliche Notstände wurden dadurch vermindert.

In Theorie und Praxis hatte man damals vielfach dem Grundsatz gehuldigt, daß sittliche Gesetze auf volkswirtschaftlichem Gebiet nichts zu sagen hätten. Die mehr und mehr aufkommende Sozialdemokratie bedrohte Altar und Thron, ein kirchenfeindlicher Liberalismus und das übermütig gewordene Judentum erhöhten die von der Umsturzpartei drohende Gefahr statt sie zu beschwören. Da begann Stoecker gegen alle diese Richtungen mit unvergleichlichem Mut den Kampf und führte ihn mit Ausdauer fort, solange er irgend konnte. Weil sein Herz gleich warm für den Arbeiter wie für seinen König schlug, ging er in die Versammlung der Verhetzten im Eiskeller und stürzte sich da in einen Strudel, von dem er später sagte: „Ich wußte nicht, wie tief er war." Im Jahre 1878 rief Stoecker die christlich-soziale Partei ins Leben. Die Berliner Bewegung brachte eine kaum erhoffte Besserung der kirchlichen Verhältnisse in der Reichshauptstadt zustande; das eigentliche Ziel, die Mehrzahl der Bevölkerung für seinen himmlischen und seinen irdischen Herrn zurückzugewinnen, erreichte der Hofprediger trotz unermüdlicher Arbeit in Wort und Schrift nicht. Diejenigen, für welche er seine große Kraft einsetzte und verzehrte, unterstützten ihn entweder lau oder ließen ihn gar fallen. Manchen Konservativen war er zu sozial; den Nationalliberalen ist der Mann, welcher bei seiner großartigen praktischen Wirksamkeit doch zugleich stets auf seine wissenschaftliche Fortbildung bedacht war, zu positiv und zu kirchlich gewesen; besonders wurde ihm sein Antisemitismus zum Vorwurf gemacht. Aber Anerkennung und Durchsetzung der berechtigten Forderungen der Arbeiterpartei war unbedingte Notwendigkeit. Stoecker hat bereits vor Erlaß der diesbezüglichen kaiserlichen Botschaft wesentlich dazu beigetragen, daß dies im protestantischen Teil des Reiches von vielen eingesehen wurde; leider ließ ihn die kirchenfeindliche Haltung der meisten Liberalen keine hinreichend breite Grundlage für sein Streben gewinnen, durch religiös-sittliche Erneuerung unserem Volksleben zur Gesundung zu verhelfen. Wenn er offen die Juden zu größerer Bescheidenheit aufforderte, so war dies ehrlicher, als wenn viele seiner Feinde heimlich über sie schimpften und sie von ihren Vereinen fern hielten. Ob in dem vielgenannten Scheiterhaufenbrief das von Stoecker mit gutem Grund gehaßte Kartell oder Fürst Bismarck, der dasselbe begünstigte, gemeint war, ist zweifelhaft. Stoecker war eben bei Verabfassung desselben in ähnlicher Stimmung wie der Rundschauschreiber der Konservativen Monatsschrift zur Zeit der Berufung Harnacks nach Berlin, welcher (1888, S. 1339) erklärte: „Wenn man die kirchenpolitische Tätigkeit des deutschen Reichskanzlers zwei oder drei Jahrzehnte zurück durchmustert, so stößt man auf leidenschaftliche Kämpfe gegen die römische Kirche, stößt man auf diplomatische Bemühungen aller Art, die Gunst der Kurie zu gewinnen, stößt man auf energische Maßregeln, um die Evangelischen einzuschüchtern und ihnen von vornhinein alle Selbständigkeitsgelüste auszutreiben, auch auf die materialistische These, daß die Sonntagsarbeit zu vertreten sei, weil man an sieben Tagen mehr verdiene als an sechs. Niemals aber ist unseres Wissens irgendein Schritt nachzuweisen, der als Gunst, als Hilfe, als Stärkung oder Förderung evangelischen Wesens ausgelegt werden könnte, niemals irgend etwas, was Anerkennung oder Dank begründen könnte!"

Stoecker war ein Mann des Kampfes, und bei Kämpfen geht es nicht ohne Wunden ab. Sein Freund, der Nationalökonom Wagner, bekannte, daß die Gesinnungsgenossen ihn nicht genug unterstützt hätten. Aber wenn Stoecker da und dort fehlte oder eine Schwäche zeigte, so haben die kein Recht, den ganzen Mann zu verurteilen, welche, Vorsicht für das bessere Teil der Tapferkeit haltend, gleich dem Priester und Leviten im Evangelium nach vollbrachter Amtspflicht an dem schier auf den Tod verwundeten Volk vorübergingen.

Die Ueberzeugung, daß das Nebeneinanderbestehen verschiedener Konfessionen in Deutschland auf göttlicher Fügung beruhe, machte Stoecker tolerant. Sehr schön schließt daher die „Augsb. Postzeitung" (Nr. 33) ihre Entgegnung auf die Beschimpfungen, welche sich die „Vossische Zeitung" selbst nach seinem Tode gestattet hatte, mit den Worten: „Die christliche Kirche wird ihm unvergängliche Liebe und Dankbarkeit weihen, weil seine nimmermüde Liebestätigkeit vorbildlich war."

Die tote Stadt.

Die blühend stand, umspielt vom Morgenrot,
Die stolze, königliche Stadt am Meer,
Sie sank dahin in wilder Todesnot,
Und Feuergarben sprühten um sie her.

Im Grimme stieß der Erdgeist sie hinab,
Wild brandete die Flut, vom Sturm geschwellt. —
So weit das Auge reicht, ein Riesengrab,
Ein Trümmerhaufen und ein Leichenfeld.

Rings Schutt und Staub, zerstört bis in den Grund,
Vernichtet, was einst Menschengeist ersann,
— Die Schicksalsnorne mit dem Tod im Bund —
Und reiche Ernte hielt der Sensenmann.

Auf morschen Trümmern steht Vergangenheit,
Das Haupt verhüllt, die Lider tränenschwer.
Ach, Hunderttausende dem Tod geweiht,
Die Stätte reichsten Lebens wüst und leer.

Der Abend kommt; vor Grauen stockt sein Fuß,
Er lehnt am Wege, bleich und schreckensmatt,
Kein Glockenklang, kein helles Angelus
Schwebt zitternd über der zerstörten Stadt.

Es naht die Nacht im Sternendiadem,
Verhängt die Stadt mit schwarzem Trauerflor,
Von ihren Lippen klingt ein Requiem,
Wie Schluchzen steigt's aus ihrer Brust empor.

Josefine Moos.



Ein literarischer Grazer Universitätsskandal.

Von Johannes Eckardt, Wien.

Es sind bald zwei Jahre, seitdem im Verlage von Staackmann in Leipzig ein Buch erschien, das den eigenartigen Titel „Die Zwölf aus der Steiermark“ hatte. Der lose gearbeitete Roman war zuerst in der literarischen Monatsschrift „März“, die Hermann Hesse, Thoma leiten, erschienen und machte schon damals großes Aufsehen. Sein Autor war ein junger Oberleutnant im Wiener Kriegsarchiv, ein gebürtiger Steiermärker. Der Roman soll unter einem anderen Titel, in gekürzter Form, ohne den Namen des Verfassers, schon vor Jahren erschienen sein; er wurde aber nicht beachtet. Auf einmal war jetzt Rudolf Hans Bartsch ein vielgenannter Autor. Vieles trug dazu eine rege Reklame bei. Aber auch in dem Romane selbst stecken viele Schönheiten, die das Buch zu einem interessanten, beachtenswerten Dokument jener Moderne machen, die eine Erneuerung der romantischen Empfindungen und Anschauungen bezweckt. Ich habe „Die Zwölf aus der Steiermark“ und auch das neueste Werk des Autors „Die Haindlkinder“ mit vielem Vergnügen und in schönen Stimmungen genossen. Aber einen Ekel brachte ich nicht los. Ueber dem romantischen Frühlingsland beider Bücher, über all den zarten, warmen Farben, den innigen Stimmungen liegt die drückende, ängstigende Gewitterschwüle der Dekadenz. Ich sage, daß beide Bücher im künstlerischen Sinne unkeusch und daher unästhetisch, unkünstlerisch sind. Ich sage mit Herder, daß die Form doch nur ein accedens ist und der Geist des Buches den Ausschlag zur Wertung gibt. Und nur deshalb setze ich die Romane Bartschs tief. Ihre Gestaltungskraft, ihre Formenschönheit, ihre psychologische Feine weiß ich wohl zu schätzen. Ich habe nun meinen Standpunkt zu diesen beiden Saisonbüchern präzisiert. Ihn auch durch Beispiele als richtig zu beweisen, unterließ ich. Aus einem Grunde. Dasselbe Urteil über „Die Zwölf aus der Steiermark“ schrieb der als Germanist überall hochgeschätzte und berühmte Grazer Universitätsprofessor Schönbach. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte ich an dieser Stelle die wissenschaftliche Bedeutung dieses katholischen Gelehrten, der über Fachkreise hinaus berühmt wurde, begründen. Schönbach hat nun in der einzigen, großzügigen, katholischen Revue, im Münchener „Hochland“ (Verlag Kösel, Kempten), ein eingehendes Referat geschrieben. Schönbach kommt zu dem von mir skizzierten Urteil, unterläßt es dabei aber nicht, Bartsch selbst zu zitieren. Was nun Bartsch über das gesellschaftliche Leben und Treiben in Graz sagt, ist kein schönes Wort. Er wird es wohl wissen; und daß er Hofratstöchter, Kellnerinnen als Dirnen zeichnet, mag wohl große Erbitterung in Graz wachrufen. Schönbach hat in seinem Referate mit den Worten des Autors jenes Bild von Graz gezeichnet, das Bartsch in seinem Romane festhielt. Auf einmal begann im Januar 1909 — das Referat war November 1908 erschienen — ein Kesseltreiben gegen Hofrat Schönbach. Man verlangte sogar seine Entfernung aus Graz; er habe diese vielgeliebte Stadt geschmäht, beschimpft, ihre Frauen besudelt. Daß aber von diesen Vorwürfen kein Wort wahr ist und Schönbach nur sagte, zitierte, was gedankenlose Leser in den „Zwölf aus der Steiermark“ nicht finden konnten, kümmerte nichts. Die Judenpresse zog gegen den großen Gelehrten. Sogar das „Berliner Tageblatt“. Nun erschien in Graz auch eine Zuschrift aus Grazer Professorenkreisen, die — wie sich in einer Fakultätssitzung zu dieser Sache herausstellte — der Professor für Naturwissenschaft (!), Wanderredner für die „Freie Schule“, Dr. Hoernes, geschrieben hatte. In dieser Zuschrift gibt der Professor für Naturwissenschaft über den anerkannten Literaturforscher folgende Urteile: „Schönbachs literarische Urteile sind vielfach ebenso schief und unbegründet, wie die von ihm über Graz geäußerten Ansichten . . . . An einer reichsdeutschen Universität wird es wohl kaum möglich sein, daß ein Professor, der in solcher Weise die Stadt, in der er durch ein Menschenalter lebte und lehrte, mit Beschimpfungen überhäufen wollte, noch weiter auf dem Katheder geduldet würde?“ Ja, was an der Grazer Universität, auch unter Prof. Hoernes Rektorat geschah, wäre an einer reichsdeutschen Universität kaum möglich. Diesen Trumpf der Selbsterkenntnis gegen Schönbach auszuspielen, zeugt zumindest von der Unkenntnis der Tatsachen, was ich ja im vorigen dartat. Peinlich wurde nun diese Angelegenheit, als das Germanistische Seminar in Graz gegen diese Angriffe auf Hofrat Schönbach in einem offenen Schreiben energisch Stellung nahm und dadurch auch den Grazer Gemeinderat, der natürlich auch „literarisch entrüstet“ war, blamierte.

Dieser kleine Professorenkrieg hat eine interessante Perspektive, wenn man den Fall Wahrmund als Hintergrund gibt. Ein Kollege derselben Fakultät verlangt die Abberufung eines Professors wegen eines literarischen Referates, das er nicht richtig beurteilte. Und als man den Hetzer gegen alles Katholische von Innsbruck zu entfernen verlangte und Oesterreichs katholisches Volk diese mächtige Forderung aussprach, klagte „man“ über den Eingriff in die akademische Freiheit. Ja, es ist auch seither nicht mehr Sommerwind. Und wenn ein anderer Wind geht, haben auch die Fahnen andere Richtungen. Das weiß jeder naturwissenschaftliche Professor, wenn er auch nebenher „literarischer Kritiker“ sein möchte.

Zeitgemäße Mahnworte, namentlich an die gebildeten Katholiken.

Dem diesjährigen Fastenhirtenbriefe des Kardinal-Erzbischofs Dr. Fischer von Köln, der über den Glauben handelt, entnehmen wir nachstehende Ausführungen:

„Wovor ich euch aber mit Nachdruck warne, das ist die unheilbare Geschäftigkeit des Unglaubens, die auch bei uns Platz greift. Es sind nicht so sehr einzelne Glaubenslehren, die heute angegriffen werden: es sind die christlichen und religiösen Grundwahrheiten, die man offen leugnet und anfeindet, die Lehre von der allerheiligsten Dreifaltigkeit, die Gottheit Jesu Christi, ja geradezu das Dasein des persönlichen Gottes, die Unsterblichkeit der Seele und die ewige Vergeltung. Haben wir es nicht noch jüngst erlebt, daß auch in deutschen Preßorganen das schreckliche Erdbeben in Süditalien den Anlaß gegeben hat zu frecher Leugnung der göttlichen Vorsehung? Und dieser nackte Materialismus, diese offene Gottesleugnung, vielfach verbunden mit gotteslästerlichen Aeußerungen über unseren Herrn und Heiland Jesus Christus, wird in Hunderten von größeren oder kleineren Schriften verbreitet, wird auch von einer gewissen Tagespresse kolportiert und dem gewöhnlichen Volke als geistige Nahrung geboten: Steine statt Brot. Dabei fehlt es dann durchgängig nicht an Verunglimpfung unserer heiligen Kirche, an Entstellung ihrer Lehre, an Verdächtigungen ihrer Einrichtungen und ihres Wirkens, an Hohn und Spott für ihre Diener: Alles berechnet, um dem Leser Mißtrauen beizubringen, Abneigung einzuflößen und ihn so reif zu machen für die Pläne des Unglaubens. Man weiß es eben, daß die katholische Kirche das festeste Bollwerk ist gegenüber dem Geiste der Verneinung. Das Herz möchte einem bluten, wenn man sieht, wie auf solche Weise so manche Leute, Männer namentlich, systematisch dem Unglauben in die Arme geführt werden und wie mit Aufbietung aller Mittel der Versuch gemacht wird, unser Volksleben in der Wurzel zu vergiften. Ich mahne euch mit Nachdruck und Ernst, geliebte Erzdiözesanen, bei der Liebe des guten Hirten zu euren unsterblichen Seelen, hütet euch vor solchen Schriften; laßt sie nicht über die Schwelle eures Hauses kommen; gebt sie nicht euren Kindern in die Hand; höret nicht auf die Lockreden der Verführer.“

Diese Mahnung richtet sich eigens an die sog. Gebildeten, die höheren Klassen der Gesellschaft. „Ich muß zunächst mit Dank gegen Gott und mit Freude es aussprechen, daß im Gegensatz zu gewissen Ländern, die man katholisch nennt, unsere sogenannten gebildeten Klassen in Deutschland und zumal hier am Rhein durchschnittlich treu zur Kirche stehen, und ich habe das gegründete Vertrauen, daß es in der Erzdiözese auch in Zukunft so sein wird. Dabei läßt sich freilich nicht verkennen, daß die heutige Zweifelsucht, die sich bis in die Tagesblätter verläuft und die durch den Verkehr mit Andersgesinnten, dem man sich nicht entziehen kann, so leicht begünstigt wird, gerade für diese Kreise besondere Gefahren bietet. Unter solchen Verhältnissen ist zunächst die religiöse Bildung und Festigung der jungen Leute, die berufen sind, später in diese Stände einzutreten, von entscheidender Wichtigkeit. Ich darf das Vertrauen haben, daß unsere Religionslehrer an den Gymnasien und sonstigen höheren Lehranstalten von der Wichtigkeit ihrer Aufgabe unter den heutigen Zeitläufen durchdrungen und bemüht sind, ihren Zöglingen eine gediegene, ihrer Zukunft entsprechende religiöse Unterweisung angedeihen zu lassen. Es ist aber dringend zu wünschen und erscheint notwendig, daß auch nach dem Abgange von den höheren Mittelschulen auf dem dort gelegten Fundament weiter gebaut werde. Zu dem Ende empfehle ich den Studierenden an der Hochschule die Teilnahme an dem akademischen Gottesdienst, der jüngst in Bonn neu und sachgemäß geregelt worden ist, das Hören der einen oder anderen Vorlesung allgemein religions-

wissenschaftlichen Charakters, die Beteiligung an der marianischen Sodalität, am Vinzenzverein, am akademischen Bonifaziusverein, an den sozialen Kränzchen, vielleicht auch an der Tätigkeit im Gesellenverein, wo ihnen zugleich willkommene Gelegenheit geboten ist, mit den Söhnen des katholischen Volkes Fühlung zu nehmen. In Bonn, auch in Aachen an der Technischen Hochschule, bestehen Vereine oder Verbindungen katholischer Studenten. Wenn die Mitglieder solcher Vereinigungen sich einerseits mit Recht von Engherzigkeit und unbegründeten Sonderbestrebungen fernhalten, vielmehr als Glieder des ganzen großen akademischen Körpers fühlen, die mit den anderen Studierenden gleiche Pflichten, aber auch gleiche Rechte haben: so wird es anderseits ihre Aufgabe sein, ohne Herausforderung, aber mit edlem Freimut das katholische Banner hochzuhalten, ihrem heiligen Glauben und ihrer kirchlichen Gesinnung stets Rechnung zu tragen, sich nicht zu scheuen, auch öffentlich als treue Söhne der Kirche sich zu bewähren überall dort, wo es gilt. Dann wird das katholische Volk mit Vertrauen auf sie schauen als die künftigen berufenen Träger großer Interessen. Den jungen Leuten hinwieder dienen naturgemäß die gereiften Männer, die mitten im Sturm des Lebens stehen, als Vorbild, nach dem sie sich bilden. Auch sie werden auf der Wacht stehen müssen, daß sie nicht am Glauben Schaden leiden.

Der Sturmlauf gegen unseren heiligen Glauben ergeht gewöhnlich unter der Fahne der Wissenschaft. Es gilt in vielen sogenannten gebildeten Kreisen als ausgemachte Tatsache, daß die Kirche die „freie Forschung" nicht verträgt, daß ihre Lehre mit den wissenschaftlichen Ergebnissen der Neuzeit unvereinbar ist, daß sie den Aberglauben fördert. Haben wir nicht ähnliche Stimmen voll des Dünkels, des Hochmutes und — der Kurzsichtigkeit noch vor nicht langer Zeit gehört, als die Enzyklika des Heiligen Vaters gegen den Modernismus erschien? Ja, die Wissenschaft! Es sieht so aus, als ob gewisse gelehrte — und noch viel mehr halbgelehrte — Kreise die Wissenschaft in Pacht genommen hätten und darum alles, was in ihren Kreis nicht paßt und ihre Zirkel stört, als unwissenschaftlich an den Pranger stellen dürften. So stehen die Dinge aber mit nichten. Die Kirche hat keine Furcht vor der Wissenschaft, hat sie vielmehr stets geschützt, gepflegt und gefördert und tut es noch heute...

Gegenüber den fortwährenden Angriffen, die im Namen der Wissenschaft ergehen, tritt an unsere gebildeten katholischen Kreise die Pflicht heran, sich selber zu orientieren, das Verhältnis von Wissenschaft und Glauben schärfer ins Auge zu fassen, die Begründung unseres heiligen Glaubens und seinen tiefen Inhalt zum Gegenstand ernsten Studiums zu machen, die Pflicht einer gediegenen religiösen Bildung... Ich mache aber auf eine Klippe aufmerksam. Es liegt heutzutage für den gebildeten Katholiken, auch in Deutschland, die Gefahr nahe, daß man, in der Atmosphäre der Jetztzeit lebend, leicht versucht wird, der modernen Zweifel- und Kritisiersucht Zugeständnisse zu machen, die nicht gemacht werden können. Geben wir uns keiner Täuschung hin: einzelne von den Unsrigen sind an dieser Klippe gescheitert. Ich brauche nur an gewisse Vorgänge in den letzten Jahren zu erinnern, die sicherlich in der Absicht gut, aber auf falsche Fährten zu führen nur zu sehr geneigt waren. Nein, wir Katholiken wollen und dürfen nicht rückständig sein, wir sind es nicht. Wir wollen und dürfen uns nicht eigensinnig versteifen auf solches, was veraltet ist, was nicht die ernste Prüfung verträgt, freilich auch nicht zum Glauben gehört. Wir wollen von der Wissenschaft der Jetztzeit vollen und ausgiebigen Gebrauch machen und sind gesonnen, auch uns Platz und Luft zu sichern im vielgestaltigen Leben der Gegenwart. Aber wir werden und dürfen uns nie und nimmer auf schwächliche Zugeständnisse einlassen auf Kosten unseres Glaubens und auf Kosten unserer kirchlichen Gesinnung, wir müssen vielmehr offen und frei unseren heiligen Glauben nach seinem ganzen Umfang und mit allen seinen Folgerungen hochhalten und festhalten und dürfen uns durch die tönenden Redensarten von Unfreiheit, Unwissenschaftlichkeit, kirchlicher Bevormundung, Engherzigkeit — und wie all das Gerede heißt — nicht im geringsten beeinflussen lassen."

Karneval.

Faschingszauber und Flitterglanz
Und Leichtsinn und Tollheit in Massen,
Keckes Lachen im Narrengewand
Durchtobt die langen Gassen.

Grelle Farben und Uebermut
Sich um die Wette plagen,
Dort um die Ecke fährt vorbei
Achtlos ein Totenwagen —.

Hans Pesold.

„Sachverständige für Unsittlichkeit.

Laiengedanken von Alfred Freiherrn von Mensi (München)."

Der Chefredakteur der „Allgemeinen Zeitung", seit langen Jahren anerkanntermaßen der objektivste unter den Münchener Theaterreferenten, hat sich — anknüpfend an den jüngsten Brettlprozeß der „Allgemeinen Rundschau" — in Nr. 6 (S. 129 f.) seiner obengenannten internationalen Wochenschrift über den schon oft und viel beklagten sog. „Sachverständigen-Unfug" in bemerkenswerter Weise ausgesprochen (die Hervorhebungen im Text rühren nicht von ihm her):

„Die Politik ist das moderne Fatum", hat bekanntlich Napoleon zu Goethe in Erfurt (1808) gesagt. Der berühmte österreichische Rechtslehrer Joseph Unger setzt hinzu: „Man kann wohl auch sagen, die Politik ist ein fatales Geschäft. Wohl dem, der sich vor den Niederungen der Politik auf das Hochplateau der Wissenschaft zurückziehen kann!" Jawohl, wenn sich die Hexe Politik nicht in alles mischte! Sind wir denn nicht schon so weit gekommen, daß wir die Wahrheit, die doch nur eine einzige sein kann, nicht anerkennen, wenn sie zufällig nicht auf unserer, sondern auf des politischen Gegners Seite ist! „Das Recht hat die merkwürdige Eigenschaft, daß man es behalten kann, ohne es zu haben."

Zu diesen sträflichen Laiengedanken wurde ich angeregt, als ich kürzlich vor dem Schöffengericht München I in der Klage zweier Münchener Varietédirektoren gegen den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau," einer ultramontanen Wochenschrift, als sogenannter Sachverständiger geladen war. Es war in diesen Blättern schon kurz vom Ausgang der Sache die Rede, die über München hinaus ein ziemliches Aufsehen erregte und von den Tagesblättern meist unter dem Titel „Brettl und Moral" abgehandelt wurde. Der Herausgeber Dr. Armin Kausen wurde freigesprochen, da das Gericht der Ansicht war, daß ihm die Wahrung berechtigter Interessen zuzubilligen sei und die Darbietungen der zwei genannten Theater nach Aussage der meisten Zeugen und Sachverständigen kaum von künstlerischem Wert, dafür aber ziemlich stark unsittlich seien, worauf die beiden Direktoren gegen das Urteil Revision [Berufung] einlegten.

Ein Sachverständiger ist einer, der etwas von einer Sache versteht. So oft ich aber auch in dieser Eigenschaft vorgeladen werde — und ich hatte fast jedes Jahr einmal das zweifelhafte Vergnügen, dieser „Ehrenpflicht" zu genügen — jedesmal bekam ich eine minder günstige Ansicht von der Sachverständigeninstitution. Ich kann mir wohl vorstellen, daß, wenn sich der Streit sagen wir um einen Stiefel, einen wirklichen, nicht etwa um einen symbolischen Stiefel — dreht, der Richter einen Schuster als Sachverständigen nötig hat, der dem Gericht erklärt, ob und was dem Stiefel fehlt und ob der Besteller einen Rechtsanspruch an den beklagten biederen Zunftgenossen Hans Sachs' hat. Denn da sind wir alle Laien, die wir keinen Stiefel machen können. Aber die sogenannte Unsittlichkeit! Es waren da eine Menge sachverständige Zeugen. Auf jeden hatten die Vorstellungen der besagten Varietés einen anderen Eindruck gemacht, je nach der Individualität und wohl auch der Vorstellung selbst. Der Herausgeber einer angesehenen katholischen Monatsschrift und ich waren die einzigen „Sachverständigen", die niemals einer solchen Vorstellung beigewohnt hatten, und wir hofften deshalb als der Sache zu wenig verständig entlassen zu werden. Aber wir hatten nicht mit unserem verehrten Vorsitzenden, dem aus den Harden-Prozessen rühmlichst bekannten Oberlandesgerichtsrat Mayer, gerechnet. Die Hoffnung einiger Sensationslüsterner, daß die Brettldiva Mary Irber vor Gericht vorgeladen werden würde, um uns Unschuldslämmern ihre Eindeutigkeiten vorzuführen, damit wir „sachverständig" würden, ging in Scherben. Der Vorsitzende opferte sich und las uns alle angegriffenen Stücke vor und — wir hatten genug und wurden „sachverständig" auch ohne die fehlende Mimik, ja unser Gutachten fiel merkwürdigerweise schärfer aus als das der ständigen Besucher dieser Vorstellungen.

Aber man hätte uns dazu eigentlich nicht gebraucht. Jeder anständige normal empfindende Staatsbürger hätte dasselbe verstehen und sagen können wie wir. Es handelte sich ja um keinen Stiefel, sondern um Dinge, die jeder erwachsene Mensch verstehen sollte und auch versteht. Und darum dieser Aufwand von Zeugen und Sachverständigen! Wie schwerfällig wird dadurch unsere ganze Rechtspflege! Der Richter weiß, daß er mit seinen beiden Schöffen die ganze Geschichte allein ebensogut, aber nur weit rascher machen könnte, aber da haben die Anwälte der beiden streitenden Parteien einen ganzen Heerbann von Sachverständigen aufgeboten, und die müssen gehört werden.[1])

[1]) Anmerkung des Herausgebers der „Allg. Rundschau": Der Verteidiger des Beklagten, Rechtsanwalt August Rumpf, hatte von Anfang den gleichen Standpunkt vertreten, daß es nämlich in dieser Frage der Sittlichkeit keiner Kunstsachverständigen bedürfe. Gegenüber den von den klägerischen Parteien verlangten Sachverständigen mußten selbstredend auch von den Beklagten solche vorgeschlagen werden. Es wurden als Sachverständige nur Herren zugelassen, denen über Kunstfragen ein Urteil zustehe.



Müssen sie? Ein kluger und gewandter Richter wie Oberlandesgerichtsrat Mayer weiß diese Redeplage wenigstens aufs äußerste einzuschränken, und er tut recht daran. **Aber haben wir es nicht schon erlebt, daß sich für die größten literarischen Schweinereien Sachverständige gefunden haben, die immer noch einen Kunstwert schützen zu müssen glaubten!** Was soll der Richter da tun? Er weiß doch, daß der vielleicht sehr geringe, wahrscheinlich aber ganz fehlende Kunstwert eben nur noch für den „sachverständigen" Literaten existiert, nicht aber für die breite Oeffentlichkeit, für den jugendlichen, leicht Verführten. Und das ist das Entscheidende und immer wieder Uebersehene. Eines schickt sich nicht für alle, nur dem Reinen ist alles rein. Wenn er wirklich ein Reiner ist, aber wer von all denen, die sich mit Wonne im Schmutz wälzen, ist noch rein? Ist aber nicht für alles heute ein Sachverständigengutachten zu haben?

Und damit komme ich auf den zweiten Punkt. Es ist Geschmacksache, wenn man wie Dr. Kausen berufsmäßig allem Unsittlichen in Literatur und Kunst nachgeht.... Aber ein Vorwurf darf keinem daraus abgeleitet werden, solange diese Mistarbeit mit sittlichem Ernst geschieht. Noch mehr Mut aber gehört fast dazu, dem öffentlichen Ankläger heutzutage recht zu geben, denn Molière sagt nicht mit Unrecht in seiner Vorrede zum Tartuffe: „Man macht sich wenig daraus, ein Bösewicht zu sein, aber lächerlich sein will niemand." **In unserer Zeit des programmatischen Sichauslebens lächelt man aber bald über einen, der die gute Sitte in Schutz nimmt:** er muß ein Reaktionär, ein Unsittlichkeitsschnüffler sein, zumal dann, wenn es, wie in diesem Falle, ein politischer Gegner ist, der einmal die Wahrheit gesprochen. Wird sie denn dadurch eine andere, minder eine Wahrheit? Aber freilich:

„Uebers Niederträchtige
Niemand sich beklage;
Denn es ist das Mächtige,
Was man dir auch sage."

Und Körner meint:

Der Verdorbene haßt den Unverdorbenen,
Und jeder Schuld'ge ist der Unschuld Feind."

„Erzieher und moderner Nacktkultus."

Von Franz Weigl.

Unter diesem Titel habe ich soeben das 25. Heft meiner „Pädagog. Zeitfragen" (München, Höfling, 60 Pfg.) hinausgegeben, dem ich an dieser Stelle wohl eine kleine Selbstanzeige widmen darf. Bei den Erörterungen über die gegenwärtig mit seltener Kühnheit auftretende undeutsche und unchristliche Propaganda für den nackten menschlichen Körper wird nicht selten übersehen, daß nicht nur die reifere Jugend, sondern auch schon die noch auf den Schulbänken sitzenden Kinder durch diese Dinge aufs ernstlichste gefährdet werden. Abgesehen von den **Aktphotos** und sonstigen Bildern auf Postkarten usw. dieses Genres ist es auch die lebendige Nacktheit, die in Tingeltangeln Kinder findet, und die man sogar unter ästhetischen, pseudohygienischen und pseudopädagogischen Gründen in die Schule einschmuggeln will. Vor der ersteren Art, die in dem Freibillettenunfug von heute ihren Hauptgrund hat, die einschlägigen Kreise zu warnen, hielt ich für eine ernste Pflicht.

Aber auch gegen die vorgeschobenen Gründe für den Nacktkultus in den Schulen zu protestieren erachte ich für eine drückende Gewissenspflicht eines jeden ernsten Pädagogen. Der Katholische Lehrerverband des Deutschen Reiches hat kürzlich gegen die unzüchtigen Bilder Schritte getan mit einer Eingabe an alle einschlägigen Ministerien, die ein Vorgehen erbittet, zu dem in vorbildlicher Weise das bayerische Kultusministerium die Initiative ergriffen hatte. Mögen sich auch alle anderen pädagogischen Kreise, alle Volks- und Mittelschullehrer, alle Geistlichen und Jugendfreunde für die Schäden interessieren, durch Ueberwachung die Gefahren mildern und vor allem gegen einen Mißbrauch der Schule für Zwecke des Nacktkultus einmütig protestieren!

Ein Zeichen für den weiten Interessenkreis, den die Frage bereits gezogen hat, ist die Tatsache, daß ich sofort nach Erscheinen der hier angezeigten Broschüre um das Uebersetzungsrecht für eine französische Ausgabe ersucht wurde. Es ist das ein Beweis dafür, daß die Not der sittlichen Jugendgefährdung eine internationale ist, wie ja auch die Vereinigungen wider die öffentliche Unsittlichkeit bereits internationalen Zusammenschluß gefunden haben. Wir Söhne der keuschen und darum so widerstandsfähigen Germanen haben allen Grund, in diesem internationalen Streben nicht zurückzustehen!

Ueber die zunehmende sittliche Entartung in Deutschland

hat der Berliner Korrespondent des in Neapel erscheinenden „Mattino" einen aufsehenerregenden längeren Aufsatz veröffentlicht, dessen Motto schon im Titel gegeben ist: „Die Söhne der Sieger. Das Ende von Sparta." Der Gewährsmann des „Mattino", der unter dem Namen „Borghese" schreibt, hat vorzugsweise Berliner Verhältnisse im Auge. Die Wochenschrift „Zeitfragen" (Nr. 6) dehnt mit Recht die Nutzanwendung auch auf München aus, indem sie zu dem Artikel des „Mattino" u. a. bemerkt:

„Vorkommnisse und Zustände, wie sie in jüngster Zeit in den skandalösen „Nacktdarstellungen" und ihrer noch skandalöseren Behandlung in der Oeffentlichkeit oder in dem Münchener Kabarettprozeß erwiesen worden sind, beweisen, daß die sittliche Entartung weiter Kreise bereits an dem Punkt angelangt ist, an dem sie den physischen Untergang des Volkes bedeuten muß, und wo das Einschreiten der öffentlichen Organe zur unabweisbaren Pflicht wird."

Auch in bezug auf Münchener Verhältnisse haben die „Zeitfragen" darin recht, wenn sie dem zunehmenden jüdischen Einfluß in Presse, Kunst und Schrifttum einen großen Teil der Schuld an der Verwilderung des Geschmackes zuschreiben. In welchem Maße gewisse jüdische Cliquen, welche Presse, Literatur und Kunst zur Marktware herabniedrigen zu können wähnen, durch ihren großen Geldsack einen ganzen Heerbann von Literaten und Auchliteraten, Künstlern und Auchkünstlern hinter sich herziehen und öffentliche Meinung machen, ist in den allerjüngsten Tagen in München offenkundig geworden. Durch eine groteske Ueberspannung jüdischen Selbstgefühls hat die Komödie diesmal mit einer schauerlichen Blamage geendet. Aber die diensteifrig mitwirkenden „Künstler" und „Literaten" sind sämtlich mitblamiert und haben kein Recht, nachträglich über jüdische Anmaßung zu schelten, die auch sonst für Bühne, Literatur und Kunst mit einem fast unerträglichen Terrorismus den Ton angibt.

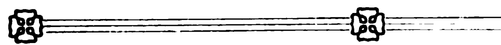
Was für Berlin und München gilt, hat natürlich auch für andere deutsche „Kulturzentren" und Residenzen, nicht zuletzt auch für Stuttgart, Dresden und Karlsruhe, seine Bedeutung. Ueber die Ausführungen „Borgheses" im „Mattino" unterrichtet nachstehender Auszug, den jeder Vaterlandsfreund zweimal lesen und beherzigen sollte:

„Nach Hrn. „Borghese" ist das Sparta strenger Zucht und Selbstverleugnung, das in dem Deutschland der Väter noch bis in die Glanzzeit der Gründung des Deutschen Reiches alle Völker bewunderten und fürchteten, für immer zerstört. Seit das heldenhafte Geschlecht, das jene große Zeit heraufgeführt und das neue Deutsche Reich ausgebaut hat, mehr oder minder vom Schauplatz abgetreten ist, ist nach ihm eine neue Zeit heraufgekommen, deren Ideale nicht mehr Selbstzucht, Unterordnung, Arbeit und Reinheit, sondern Selbstsucht, Materialismus, Genußgier und schrankenloses „Ausleben" heißen. Kein Stand des deutschen Volkes ist von dieser Fäulnis verschont geblieben; zuerst wurde das Bürgertum in den großen Städten von ihr ergriffen, von da drang das Gift in die Provinzen; die wirtschaftliche Entwicklung hat eine zahlreiche, durch und durch irreligiöse Arbeiterklasse geschaffen, die dem Verderben schon aus diesem Grunde keinen Widerstand entgegenzusetzen vermag, und selbst der Adel, der in seinen Sitten und seiner Denkweise sich am längsten gesund erhalten hat, ist nach Hrn. Borghese heute von schwerer Gefahr der Fäulnis bedroht. Das Schlimmste und der eigentlich beschämende Gegensatz zu den romanischen Völkern ist dabei, daß das Laster, das dort immer noch unter verhüllenden Schleiern einhergeht, in Deutschland ganz offen, ja neuestens sogar unter dem Deckmantel der Wissenschaftlichkeit und ernster philosophischer Lehren sich entfalten darf, und in dieser Form schlimmer als in jedem anderen Lande die alten Ideale der Keuschheit, der Jungfräulichkeit, der Mutterschaft und ehelichen Treue vernichtet. Jedenfalls befindet sich Deutschland zurzeit nach dem Zeugnis des Hrn. Borghese in einer sittlichen Krisis, die eine in ihrem Ernst kaum zu übertreibende Gefahr für seine völkische Zukunft darstellt, und die gebieterisch nach einer Wandelung des ganzen Volkes ruft, wenn es nicht dem Schicksal des alten Rom anheimfallen soll."

Aschermittwoch.

Es war — wie jedes Jahr — Fastnacht gewesen.
Der Aschermittwoch kam mit ries'gem Besen,
Um fortzufegen all die Narrenlumpen,
„Vertanzte" Schuhe und „zertrunk'ne" Humpen,
Viel eitel Tand — auch manche bunte Scherbe:
Er fegte kräftig, fegte barsch — fast derbe,
Ob manches Herz auch seufzte — einerlei! — — —
Da schau! Auch eine Lilie war dabei —
Schau, eine Lilie — zerzaust, geknickt!
Es kommt des Wegs ein Menschenkind, erschrickt,
Und eine Träne brennt auf seiner Wange,
Und aus der Brust kommt es so schwer und bange.
Der Aschermittwoch streicht sich seinen Bart
Und brummt ein mürrisch Wort. — Das seine Art! —
Es knüpft den Rock sich zu — der Wind weht kalt,
Vom Turm der Ruf zum „Aschenamt" erschallt.

P. Hippolytus Böhlen, O. F. M.



Ueber die Seelsorge auf Auswandererschiffen.

Vom apostolischen Protonotar Monsignore Graf Vay de Vaya und zu Luskod.

II. (Schluß.)[1]

Ueber die Wirksamkeit der in fremden Kolonien abgehaltenen Missionen, sowie über meine auf dem Auswandererschiffe gewonnenen Erfahrungen überreichte ich ein ausführliches Referat dem hochgeehrten und verdienstvollen Vorstande des St. Rafaelvereins, dem Abgeordneten Cahensly. Diesmal will ich nur über die wesentlichen Resultate meiner im vergangenen Jahre gemachten letzten Fahrt berichten, auf der ich mich von der Lage der auf Eildampfern reisenden Auswanderer zu überzeugen wünschte.

Ich legte die Reise mit dem aus Bremen im Jahre 1907 als ersten abgehenden Eildampfer zurück. Die weltberühmte Unternehmung des Norddeutschen Lloyd ist viel zu viel bekannt, als daß ihre Beschreibung hier notwendig wäre. Auf Schritt und Tritt treffen wir einen seiner mächtigen Paläste, Magazine und Auswandererhäuser und werden bald dessen gewahr, daß Bremen und Lloyd identische Begriffe sind und daß das alte bekannte Hansastädtchen heute die Stadt des Lloyd ist.

Als Fremder war ich aber am angenehmsten davon überrascht, daß ich kaum den Perron betrat, ein offizielles Organ bemerkte, dessen Mütze das Abzeichen des St. Rafaelvereins schmückte. Denn es sind jederzeit Abgesandte des Vereins auf der Station, an die sich der ankommende Fremde um Auskunft wenden kann. Wie sehr sich diese Institution bewährt hat und wieviele unbewanderte und unerfahrene Auswanderer sie auf den rechten Weg gewiesen hat, läßt sich leicht denken.

Die zweite, gleichfalls sehr angenehme Ueberraschung bot mir das St. Rafaelshaus und die Kapelle, wo die Durchreisenden nicht bloß der Segnung eines Gottesdienstes teilhaftig werden, sondern ihnen sich auch die Gelegenheit bietet, in ihrer Muttersprache zu beichten und vor der mühseligen Fahrt die hl. Kommunion zu empfangen. Um von der segensreichen Tätigkeit der St. Rafaelskapelle in Bremen einen Begriff zu erhalten, wird es nicht uninteressant sein, den Ausweis des beherzten Leiters der Anstalt, des hochwürdigen Herrn Prachas, durchzulesen, der mit ausführlichen statistischen Daten dient, so z. B., daß im vergangenen Jahre 20241 Auswanderer an der hl. Messe teilnahmen und 8094 die hl. Sakramente empfingen.

Zu meiner Freude erfuhr ich auch, daß gegenwärtig, angrenzend an die großen Auswandererhäuser, eine geräumige katholische Kapelle gebaut wird mit separater Filiale. Dieser Zweck wurde von der Lloydgesellschaft selbst auf die freigebigste Weise gefördert. Kurz, wenn für die Seelsorge der Reisenden überall so gut gesorgt wäre wie in Bremen, so hätten wir wenig Grund zur Klage und könnten in dieser Hinsicht so manche katholischen Hafenstädte sich an den religiösen Einrichtungen der freien Hansestadt ein Beispiel nehmen.

Wir fuhren in der ersten Woche des Monats Januar ab. Der „Kronprinz Wilhelm" wartete abfahrtsbereit gegenüber der Station in Bremerhafen. In voller Ordnung und unter strenger Kontrolle begab sich die Auswandererschar von dem Sonderzuge auf das Verdeck. Der riesige Bau füllte sich mit dem aus den verschiedenen Windrichtungen zusammengeströmten Volk. Es waren Reiche und Arme darunter, Alte und Junge, von allen Ständen, und alle Schichten der Gesellschaft waren unter ihnen vertreten.

Für mich war jedoch diesmal hauptsächlich der Umstand von Interesse, welche Verpflegung auf Eildampfern, deren Hauptsorge ja in erster Reihe auf die Bequemlichkeit der ersten Klasse gerichtet ist, den Zwischendeckreisenden zuteil wird, und welche Aufgaben des Seelsorgers harren. Denn nicht nur einmal bloß vernahm ich die Klage, daß, obwohl auf dem Schiffe ein Priester anwesend war, dieser die Arbeiter weder aufgesucht hat, noch einen Gottesdienst abhielt. Anderseits haben schon viele Geistliche, die oft Seereisen machen, den Schiffahrtsgesellschaften vorgehalten, daß es ihnen kaum ermöglicht wird, etwa an Sonntag-Vormittagen eine hl. Messe zu zelebrieren; vollends ausgeschlossen ist es aber, daß sie die Reisenden der dritten Klasse aufsuchen können.

Was mich anbelangt, so habe ich stets um die diesbezügliche Erlaubnis der Gesellschaft angesucht; ohne diese hätte vermutlich auch ich die Türen verschlossen gefunden. Der Grund, weshalb die Auswanderer und überhaupt die Zwischendeckreisenden von jedem fremden Einflusse ferngehalten werden, ist, wie ich dies mittelbar erfuhr, hauptsächlich in der kleinlichen Bevormundung der amerikanischen Gesetze zu suchen.

In Cherbourg erhielt der Kapitän die auf meine Tätigkeit bezügliche Instruktion der Direktion und von dieser Minute an konnte ich, so oft ich nur wünschte, in Begleitung eines Offiziers die Auswanderer aufsuchen. Ihre Zahl betrug etwa 400 oder 500. Sie kamen zumeist aus der Karpathengegend, aus Ungarn und Galizien. Die meisten von ihnen waren schon zum größten Teil drüben in Amerika und gingen jetzt neuerlich um Erwerb zu suchen oder sich daselbst endgültig niederzulassen.

Was ihre materielle Pflege betrifft, so hatten sie an dem Notwendigen keinen Mangel. Unzufriedene gibt es natürlich überall. Manche beklagten sich, daß sie sehr eng zusammengepfercht sind, daß sie keine Tische haben und auch Sitzgelegenheiten in ungenügender Zahl vorhanden sind. Sie müssen daher ihre Mahlzeiten, wo es gerade angeht, verzehren. Wie ich bemerkte, nahmen sie es auch übel, daß ihnen das Mittagessen, sei es was immer, in einem Blechtopf durcheinandergemischt gereicht wird. Der Standpunkt der Schiffahrtsgesellschaft diesen Klagen gegenüber lautet dahin, daß auf den langsamfahrenden Schiffen für all das gesorgt ist. Es ist da mehr Raum vorhanden, die Bequemlichkeit ist größer; die Luxusdampfer aber können dem nicht Genüge tun. Sie halten das Gebotene in Anbetracht der verhältnismäßig niederen Preise der dritten Klasse für ausreichend.

Die Ueberfahrt dauerte im ganzen sieben Tage. Am hl. Dreikönigstage und am Sonntag las ich die hl. Messe auf dem Zwischendecke. Sämtliche Auswanderer wohnten ihr bei, viele auch von den Passagieren der ersten und zweiten Klasse. Am Nachmittage hielt ich eine Predigt in drei Sprachen, die ebenso gut besucht war. Ich kann mir keine andächtigere, mehr in sich gekehrte Kongregation wünschen. Klein und groß knieten da um den Altar trotz des wogenden Meeres und des kalten Windes, mit sichtlicher Zufriedenheit sangen sie mit erleichtertem Herzen die Psalmen und lispelten ihre Gebete. Noch auffallender spiegelten sich die Wirkungen der Predigten auf den von rauhem Sturme gepeitschten Gesichtern. Sie heiterten sich alle auf, sogar die mürrischsten, und hoffnungsstrahlend horchten sie dem Worte Gottes. In allen glimmte die Flamme der christlichen Liebe und loderte die Gnade des Glaubens aufs neue auf.

Aber nicht nur den Auswanderern und den einfachen Leuten der dritten Klasse kann der Priester Dienste leisten. Die Reisenden der ersten Klasse sind gerade so vernachlässigt. Die Protestanten haben ausnahmslos ihren Sonntagsgottesdienst. Und auch wenn sich kein Pastor unter den Passagieren des Schiffes befindet, so hält der Kapitän oder der 1. Offizier den Gottesdienst ab und werden die Hymnen von der Versammlung mitgesungen.

Für die Katholiken ist aber bisher kaum etwas geschehen. Auch wenn sich Geistliche auf dem Verdeck befinden, so können sie selten zelebrieren. In den meisten Fällen haben sie keinen Reisealtar mit, bald erhalten sie keinen geeigneten Raum, oder es hindert sie ein anderer Grund an der Erfüllung ihrer Pflicht, so daß auch die Eifrigsten die auf dem Schiffe verbrachten langen Tage untätig verbringen.

Ist es da ein Wunder, wenn sich die Passagiere häufig beklagen, wie schwer es ihnen fällt, daß es nicht einmal an Sonn- und Feiertagen einen Gottesdienst gibt. Wie oft sagten gerade die Passagiere der ersten Klasse, daß eigentlich sie am meisten vernachlässigt werden. Wie oft hörte ich in den Marmorpalästen der Millionäre Amerikas solche Klagen wie: „unsere Gesellschaft ist am verwildertsten", „wir sind den meisten Gefahren und Versuchungen ausgesetzt", „zu unseren Kreisen hat der Seelsorger am schwersten Zutritt".

Und diese Ausrufe sind wahr, sie sind in erster Reihe wahr in betreff der Katholiken. Der Glaube der Millionäre nimmt in den meisten Fällen in dem Verhältnisse ab, als sich ihr Vermögen vermehrt.

Ich kannte so manche Krösusse und Dollarkönige, deren Eltern als katholische Arbeiter herüberkamen, und die zweite reiche

[1] Vgl. den ersten Artikel in Nr. 6, S. 98 f.

Generation hatte keinen Glauben mehr. Aber es gibt auch welche, die sich zwar Katholiken nennen und vielleicht auch in die Kirche gehen, deren Leben und Glauben aber in Wahrheit aufgehört hat christlich und katholisch zu sein.

Diese Tatsache unterliegt keinem Zweifel. Die Erfahrung lehrt, wie häufig mit der Zunahme des Vermögens der Glaube abnimmt. Und das ist ja bis zu einem gewissen Grade erklärlich. Die einfachen Auswanderer, auch die Väter der Reichsten, gingen nach Amerika hauptsächlich, um Vermögen zu erwerben. Der Gelderwerb war die größte Triebkraft ihres Lebens, und das Geld wurde mit der Zeit auch ihr Endziel. Zur Erkenntnis ihrer Täuschungen und eitlen Wünsche gelangen sie aber erst am Ende ihres Erdendaseins. So manchen von der Außenwelt beneideten Milliardär hörte ich bitterlich klagen, wie sehr er mit der Welt und sich selbst entzweit ist, und wie wenig das Geld, für das er doch alles, die Jugend, das Leben, sein Herz und seine Seele geopfert hat, imstande ist, ihm eine zufriedene Stunde, eine wirklich glückliche Minute zu bereiten.

Auf dem Meere hat jedermann Zeit, ruhig nachzudenken; während der langen Tage, die man auf dem Verdeck verbringt, findet auch der Arbeitsamste Gelegenheit, in sich zu kehren. Viele sind bei solcher Gelegenheit vielleicht zum erstenmal in ihrem Leben in sich gegangen. Im Schoße der Natur auf der endlosen Meeresfläche unter dem gestirnten Himmel erwachte in seinem trostlosen Gemüt zum erstenmal der Begriff der Ewigkeit und des Allmächtigen. Fern von dem Kampfplatze des Lebens, den Sorgen des täglichen Daseins entrückt, abseits von jedem äußeren Einflusse — bietet eine solche Seereise den Menschen die beste Gelegenheit, über das Leben und über ihre eigene Bestimmung klarere und reinere Begriffe zu gewinnen. Wieviele beginnen erst da einzusehen, welche Irrwege sie bisher gingen, und kommen zur Erkenntnis der Albernheit, der Leere und der Oede ihrer Vergangenheit.

Der Priester kann unter solchen Verhältnissen manchem Uebel abhelfen. Einige Sympathie, ein paar gute Worte, etliche praktische Ratschläge gaben schon vielen Leuten für die Zukunft Richtung und befreiten schon manche von den Fesseln ihrer materiellen Leidenschaften. Viele Seelen wurden auf diese Weise für die Ewigkeit gerettet.

Aus der Summe meiner Erfahrungen ziehe ich nun folgende Resultate: 1. Daß auf den Auswandererschiffen, die auf wochenlange Fahrten ausgehen und Hunderte von Passagieren haben, die Systemisierung von Priesterstellen nicht nur ratsam, sondern auch unentbehrlich ist. In Anbetracht der häufigen Krankheitsfälle und Kalamitäten, von den oft vorkommenden Todesfällen gar nicht zu reden, ist der Schiffsgeistliche nicht minder erwünscht wie der Schiffsarzt. Es ist schier unverständlich, daß eine sich christlich nennende Gesellschaft, die auf das körperliche Wohlbefinden ein so großes Gewicht legt und von den Schiffahrtsgesellschaften die beste Verköstigung, Apotheke und bewanderte Aerzte verlangt, sich für die Sorge ihres spirituellen Lebens bisher indifferent zeigte und von ihren Träumen und ihrer Erstarrung erst dann erwacht, wenn die letzten Minuten nahen, und erst dann nach Hilfe sucht, wenn es schon zu spät ist.

In Anbetracht dessen, ferner, daß durch ein solches längeres und stetes Beisammensein der Gläubigen mit dem Geistlichen, wie ich dies selbst wahrnahm, sehr viele die Sakramente empfingen, die seit Jahren ihre religiösen Pflichten vernachlässigten, und in Anbetracht dessen, daß der Priester da eine seltene Gelegenheit findet, für das Seelenheil seiner Gläubigen zum Ruhme Gottes zu wirken, glaube ich, daß der St. Rafaelverein meinen Standpunkt annehmen und sich zu eigen machen wird.

Was aber die Eil- und Luxusdampfer betrifft, so müssen wir dahin trachten, daß den gerade mitreisenden Geistlichen Gelegenheit geboten werde, wenigstens an Sonn- und Feiertagen die hl. Messe zu lesen, und daß ihnen außerdem ein geeigneter Raum überlassen werde, um auf der Reise eventuell auch Vorträge und Predigten abzuhalten. Eine derartige Institution wäre von außerordentlicher Wirkung. Sie wäre sowohl in gesellschaftlicher wie in religiöser Hinsicht heilsam. Der Auswanderer würde in seinem Glauben als katholischer Bürger bestärkt, mit praktischen Ratschlägen ausgestattet und mit Empfehlungsbriefen an die Pfarreien und religiösen Vereinigungen versehen, wohl ausgerüstet sich auf den unerbittlichen Kampfplatz des neuen Lebens begeben können.

Aber auch auf den Rückwandererschiffen wäre keine geringere Arbeit. Das amerikanische Leben war in sehr vielen Fällen von überaus schädlichem Einfluß auf die Sitten, und die feineren Gefühle der Menschen verrohten in dem Kampfe ums Dasein. Ihr Herz verhärtete sich auf den Schlachtfeldern des Mammonkrieges. Von den Irrlehren, gefährlichen Anschauungen und revolutionären Ideen gar nicht zu reden — ist der zurückkehrende Arbeiter korrumpiert, sein moralisches Gleichgewicht zerstört, er hat sich sowohl mit der Gesellschaft wie mit sich selbst entzweit, seine Seele ist vergiftet. Einen Balsam auf diese zerstörten Gemüter können nur die Lehren unseres Heilands bringen; nur der Seelsorger vermag in den abgestorbenen Seelen neues Leben erwecken und nur die göttliche Fürsorge ist imstande, die Gnade des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe zu spenden.

Die erste christlich-deutsche akademische Frauengruppe.

Sonntag, den 7. Februar 1909 hat sich in **Wien** in der von der Unterzeichneten einberufenen Versammlung christlicher Akademikerinnen die erste „christlich-deutsche akademische Frauengruppe" als Sektion des „Rede- und Lesevereins christlicher deutscher Studenten in Wien" konstituiert, wobei die Tendenz besteht, später ein selbständiger, „christlicher akademischer Frauenverein" zu werden.

Es ist dies die erste christliche Organisation der Akademikerinnen. Bezüglich der Vorgeschichte verweise ich auf meinen Artikel in Dr. Kausens „Allgemeiner Rundschau", Nr. 48 vom 28. Nov. 1908, S. 808 („Die Vereinsamung der christlichen Studentin" von Maria Norbert) und auf die in den Heften Nr. 49 und 50 erfolgten Antworten („Eine Heimstätte für die christliche Studentin" von Ellen Ammann, S. 829 und „Vereinigung katholischer Studentinnen" S. 851 von einem Universitätsprofessor).

In München war schon vorher ein erster Schritt geschehen, indem das Sekretariat des Katholischen Frauenbundes sich den Studentinnen zur Verfügung stellte.

In **Wien** mußten wir den dornigen Pfad **selbständiger Organisation** betreten und nachstehende Ziele selbst zuwege bringen:

1. Die Sammlung der christlichen Elemente an der Hochschule;
2. die Errichtung einer Auskunftsstelle mit Wohnungsliste;
3. Vermittlung von Unterstützung und Auskunft in den Fachwissenschaften;
4. Veranstaltung von Vorträgen, die geeignet sind, das weite Gebiet christlicher Kultur, Kunst und Religion zu erleuchten, und Vermittlung einer derartigen Bibliothek;
5. Einführung der Akademikerinnen in sozialwissenschaftliche Studien und sozial-caritative Tätigkeit.

Am Schlusse dieser Bekanntmachung sage ich öffentlich den Förderern unserer Angelegenheit wärmsten Dank: dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau", der unsere Sache zuerst der Oeffentlichkeit vermittelt hat, und unseren Kollegen von dem „Rede- und Leseverein deutscher christlicher Studenten in Wien", vor allem seinem einstigen Obmann cand. juris Otto Maresch, die uns verständnisvoll und warmherzig unterstützen. Unser Schritt bedeutet eine neue Phase im Leben der studierenden Frauen: Wir haben damit bekannt, daß wir **in** der ewig jungen Kraft des Christentums und **durch** sie die Verwirklichung des sittlichen und geistigen Ideals der studierenden Frau suchen. Den Kolleginnen an den reichsdeutschen und österreichischen Universitäten rufen wir hoffnungsvoll zu: Vivant sequentes!

Nähere Auskunft erteilen: phil. Petra **Belem**, Wien VIII, Lerchengasse 32, (7. Semester), phil. Maria **Jezewicz**, Wien I, Nikolaigasse 1/I, (Katholisches Lehrerinnenheim).

Maria **Jezewicz** (Norbert), Wien.

Karneval.

Skizze von Elmar von Sturmfels.

Karneval! Wie das schimmert und gleißt, lacht und jauchzt in dem Restaurant, durch dessen Säle die flittergeschmückten Masken wogen und treiben — — —

Ein schwarzer Domino und eine Tirolerin wandern Arm in Arm zwischen den Tischen, bis sie ein freies Plätzchen in einer Ecke finden. „Kellner, eine Markobrunner!" — Sie stoßen mit den Gläsern an. „Prost Rest!" Ein Glas und noch eins. Durch die von Hitze und Staub trockenen Kehlen gleitet das Getränke nur so herunter. Der Domino erzählt Witze, auch solche gewagter Natur. Das junge Mädchen rückt unwillkürlich ab. Aber sein Partner lacht laut auf und summt: „Lasset uns das Leben genießen. Prosit!" Der Wein fängt an zu wirken. Die Wangen der Tirolerin glühen, die Augen leuchten. — Aus dem anstoßenden Raum tönen Walzerklänge herüber. Im nächsten Augenblick eilt das Paar durch die Menge in die tanzenden Reihen. Kein Ermüden. Ein Tanz nach dem andern. Dort taucht die Freundin des Mädchens auf, mit der es ausgegangen; sie tänzelt am Arm eines Pierrot heran. Scherzen und Lachen. Gemeinsam setzt man sich an einen Tisch abseits. „Sekt her!" Der Pfropfen knallt. Die feurigen Weingeister wirbeln in den Köpfen und peitschen den Uebermut. Ungenierte Worte fallen. Wer nimmt's auch Fastnacht so genau? Man lacht, man neckt sich. Flüstern. Zärtlichkeiten. „Auf ins Café!" „Wir bleiben zusammen!" — — —

Ein Nachtlämpchen brennt oben im Dachzimmer einer Mietskaserne; eine blasse Frau liegt schlaflos im Bett und lauscht

von Zeit zu Zeit auf den Lärm der Straße. Ab und zu ertönt ein heftiger Husten durch den Raum. Eine schrille weibliche Stimme auf der Straße. Die Kranke horcht. „Sie ist es nicht!" Mit einem Stöhnen sinkt der Kopf zurück. Die Gedanken kommen zu Gast, trübe schwere Gedanken. Es war vor zwanzig Jahren und auch Karneval. Genau wie heute ihr Kind war sie damals vor die Mutter hingetreten und hatte hinausgewollt in den Karnevalstrubel. Die Mutter hatte Nein gesagt, erst liebevoll-gütig, dann ernst und streng. Und sie war doch gegangen, trotz des Verbotes, genau wie heute ihre Tochter... Als sie heimgekehrt, war sie kein Kind mehr... Trübe, schwere Gedanken. Wie grinsende Masken standen sie vor dem Bett und höhnten: Die Sünden der Eltern! — — —

Als der graue Morgen dämmerte, schwankte die Tirolerin die Treppe hinauf. Scheu trat sie ins Zimmer. Ein ängstlich suchender Blick flog ihr entgegen.... Die Mutter sah genug. Tiefaufstöhnend verbarg sie den Kopf in die Kissen. Ein hohler Husten erschütterte das Zimmer. — —

Karneval!

Aus ungedruckten Witzblättern.

Polyandrie nach Doktor Georg Hirth.

Welch Umschwung bringt die Lehre Hirths
Voll Drang der Liebe und des Flirts!
Sie baut fürs femininum genus
Die goldne Zeit im Sinn der Venus.

Mit Eifer wird jetzt abgeschafft
Der Sitte Zwang, der Ehe Haft.
Befreie dich von Druck und Schwüle
Und leb' — o Weib — im „Jugend"-Stile.

Die alte Treue, zarte Scham
Sind bloß noch antiquar'scher Kram.
O fesche Grundidee im Lieben:
Noch besser zehen Mann als sieben.

Du willst's nicht glauben? Ich verbitt's!
Ist kein April- und Fastnachtswitz!
Herr Hirth probiert mit solchen Normen
Im Ernst die Deutschen zu reformen.

Das gibt dann ein fideles Heim!
Der Leser macht sich selbst den Reim:
Die Ehe — wie beim Mietsvertrage —
Läuft monatweis, auf Woch' und Tage.

Verloren geht im Durcheinand
Die Ordnung vom Personenstand.
Die Heimat wird in solchem Falle —
Verzeih'n Sie — zum Kaninchenstalle.

Zu Asche glimmt das ganze Land
Vor lauter Hirthschem Liebesbrand.
Im Staatsint'resse ist's gescheiter,
Herr Hirth zieht mit der Lehre weiter.

Am heißen Südsee-Archipel,
Herr Doktor, geht es weniger fehl:
Voll Jubel ruft der Kanibale:
„Das sind ja unsre Ideale!"

Rideus.

Entwicklungsgeschichtliches aus Baden.

Es war einmal eine Aal-Art, Liberalismus Nationaalis oder Badischer Nationalliberaal. Er lebte ursprünglich im Salzwasser der Opposition. Aber das wichtigste Geschäft, das Laichen, die Gewinnung und Aufzucht junger Aale, besorgte er im Süßwasser der Regierungsgunst. Zur Laichzeit der Wahlen schwamm er also in die Regierungssüßwasser, wo man ihn gerne sah, wegen des Gewinnes, den er brachte; er wurde von den Regierungsmenschen gerne gefüttert, manchen Brocken warfen sie ihm hin und zeigten ihm manche sonnige oder schattige Stelle. Da war es den Nationalliberaalen wohl, und sie vergaßen ihrer oppositionssalzigen Herkunft und verloren allen Geschmack daran. Ja, da sie die Stabilität der Grundsatz-Arten als unwissenschaftlich verwarfen, kam ihnen sogar die falsche Meinung, sie müßten sich zu Regierungsindividuen entwickeln, und sie übersahen vollständig, daß ihrem Wesen als Vertreter der Fische nicht die Regierungssonne, sondern das Volkswasser angemessen sei.

Nun erschien eines Tages eine neue Varietät des Regierungsmenschen, der mit seinem vollen Namen Schenculus radicalis hieß. Er hatte die französische Fischzucht gründlich studiert und war voller Entwicklungsgedanken. Es war ihm lästig, jedesmal zu den Nationalliberaalen hinzugehen, wenn er sie brauchte; er hatte so schöne neue Arten in Frankreich züchten gesehen. So nahm er denn jene zu sich ins Haus, wie er sie fand, Jungliberaale, Altliberaale, und dachte sie zu einer großartigen Entwicklung zu bringen. Er entzog ihnen immer mehr Volkswasser, immer mehr, immer mehr, bis sie mit ganz wenig sich zufrieden gaben, und schließlich merkten sie es nicht einmal, wie sie schon längst auf dem Trockenen lebten. Sie wußten selbst nicht mehr, waren sie Fisch oder Fleisch. Um diese günstige Entwicklung zu vervollständigen und zu festigen, hängte der Ministermensch einen goldenen Käfig in seinem Zimmer auf, tat die Nationalliberaale hinein, und brachte es durch Geduld und freundliches Zureden soweit, daß sie ihm sogar gehorsam aus der Hand fraßen, und auch die leisesten Töne und Lieder, die er auf seiner wohlklingenden, in Karlsruhe gefertigten Regierungspfeife anstimmte, innig verstanden und nachpfiffen. Das war ein schöner Erfolg! Das waren schöne Tage! Wohl war das Türchen des Käfigs offen, aber niemand ging heraus; dagegen kamen auf die Lockungen der Liberaale eine ganze Schar von blutroten Vögeln hinein und trugen mit ihren großen, spitzen Schnäbeln sehr viel zur Unterhaltung bei, so daß der Ministermensch sie schließlich gar nicht mehr missen konnte, zumal da sie jedes Jahr in einem Jungbrunnen badeten. Zwar fraßen die beiden Partien einander das Futter weg, aber der gute Mann sorgte immer wieder für neues. Jeder meinte, der Käfig sei extra für ihn da, und freute sich. Flog aber einmal in freier Luft draußen ein Rabe vorbei, so liefen sie alle zusammen ans Gitter und schrien und kreischten und höhnten ihn, bis die Luft wieder von ihm rein war. In solchen Augenblicken bemächtigte sich ihrer eine große Zärtlichkeit. Einmal wurde der Obernationalliberaal sehr gerührt und sagte zu den roten Vögeln, ach, sie hätten ja so viel miteinander gemein, und ja, und sie hätten auch dieselbe Weltanschauung.... So groß ist die Macht der Züchtung bei geeignetem Material.

Nun wurde aber der Mann, Schenculus radicalis, der diese herrlichen Erfolge erzielt hatte, unversehens krank, und ein anderer kam an seine Stelle, der für Anpassungsvorgänge nicht das nämliche Verständnis hatte. Ihn ärgerte das Geschrei der roten Vögel, und er fürchtete, es möchten sich die Liberaale auch noch vollständig zu solchen herausentwickeln. Deshalb nahm er die Nationalliberaale und warf sie wieder in das Volkswasser hinein, so daß sie, die ja eine ganz veränderte Lebensweise angenommen hatten, zum Teil sofort ertranken.

Da diese verständnislose Tat erst unlängst geschehen, ist das Drama noch nicht zu Ende, aber wer die badischen Zeitungen liest, der sieht, wie die Liberaale verzweifelt auf- und niederschießen, die Kreuz und die Quer, und sich winden und wenden und drücken und drehen und drängen und drohen. So schlecht bekommt ihrer entwöhnten Natur jetzt das Volkswasser, das Element, in dem sie eigentlich zu Hause sein sollten. Eine beträchtliche Zahl ist schon nicht mehr. Es wird doch hoffentlich noch wenigstens einer übrig bleiben, als zuverlässiger Zeuge für diese unglaubliche Geschichte.

Hans.

Aus dem kirchlichen Kunstgewerbe.

Zu den größten Kostbarkeiten alter Kirchenschätze, in Schränken und Kästen sorgfältig verwahrt, gehören die Sammlungen von Paramenten der Vorzeit. Künstlerisch und kunsttechnisch sind sie vorbildlich, dienen dem Kunsthistoriker wie dem heutigen Kunstgewerbler als bewunderte Objekte des Studiums. Bis in die Zeiten des frühen Mittelalters hinauf datieren die herrlichen Gewänder, Kelchdecken, Antependien und was dergleichen mehr dem kirchlichen Gebrauche der Vorzeit gedient hat. Diese Brokatstoffe, dieser köstliche Sammet, diese Seidengewebe, diese Stickereien geben Zeugnis von dem aufs höchste veredelten Geschmacke der Vorfahren. Bock hat in seiner „Geschichte der liturgischen Gewänder" die ganze Vielseitigkeit und Köstlichkeit dieser Schätze beschrieben. Wenn es nun des Forschers schönster Lohn sein muß, daß sein Bemühen auch praktische Folgen zeitigt, so kann der Genannte gleich den vielen, die auf demselben Gebiete tätig sind, sich eines solchen Lohnes rühmen. Nach langer Zeit des Darniederliegens der technischen Künste, macht sich jetzt auch bei der Paramentik wieder ein frischerer Zug geltend. Und zwar, was anzuerkennen war, zeigt sich das Bestreben, nicht bei der bloßen Nachahmung der alten Vorbilder stehen zu bleiben, sondern die gegebenen Ideen mit dem Geiste der Gegenwart zu erfüllen. Auch diese Kunst erlebt heute eine Zeit des Aufschwunges. Noch gedenken wir der schönen Beispiele dieser Richtung, die uns die Ausstellung München 1908 geboten hat. Es war namentlich die Münchener Firma Max Altschäffl, die den Beweis für das zuvor Gesagte durch verschiedene ausgezeichnete Leistungen erbracht hat. Die zwei Hauptstücke, die mir noch besonders im Gedächtnisse

sind, waren eine Casula und ein Pluviale. Die für beide verwandten kostbaren Brokatstoffe waren nicht hierzulande erzeugt, wo man die Technik dieser Dinge bisher nicht zu erreichen versteht, vielmehr stammten sie aus italienischen und lyonaiser Werkstätten. Dafür war aber alle Stickerei an beiden Münchener Arbeit. Die Casula zeigte ein Gemisch von Hand- und Maschinenarbeit, Plattstich, Sprengarbeit, Tambourstickerei. Das Kreuz zeigte den segnenden Heiland, die Kreuzarme weiße Lilien, unten eine Inschrift. Dasselbe Pflanzenmotiv war auch in dem senkrechten Streifen des vorderen Teiles benutzt. Wunderbar war die Wirkung der durch die Ranken sich schlingenden, auf weißem Grunde stehenden hellroten Inschrift, wie überhaupt die Tönung auf weiß, grün, rot und Gold. Die Nadelmalerei des Pluviale war durchweg in Handarbeit ausgeführt. Zu besonderer Belebung dienten aufgesetzte Steine und Perlen. Die Cappa hinten zeigte die hl. Dreieinigkeit oberhalb eines entzückenden Engelchores, in den senkrechten Streifen St. Peter und St. Paul. Die Farbenzusammenstellungen waren voll, dabei von eigentümlicher Erfindung, wie denn das Ganze durchaus auf selbständigen Auffassungen beruhte. Die Entwürfe zu beiden Stücken waren von dem bekannten Münchener Künstler **Franz Mederer**. Die Firma **Max Altschäffl**, die seit 1892 besteht, scheint berufen, bei immer noch weiter vertiefter geistiger und technischer Erfassung auf dem Gebiete der Paramentenkunst eine führende Stellung einzunehmen. Felix Hinzen.

Vom Büchertisch.

Eine Tabelle der Grundsteuerwerte von landwirtschaftlichen Grundstücken in Bayern mit Text hierzu erschien jüngst im bekannten Sulzbacher Kalenderverlag bei J. E. von Seidel in Sulzbach i. d. Obpf., verfaßt von Ludwig Bernhard, Oberinspektor der Bayer. Hypotheken- und Wechselbank. Der Verfasser steht augenscheinlich auch auf dem Standpunkt, daß es zu oftmals unrichtigen Resultaten führen würde, wollte man bei der unbestritten schwierigen Einwertung landwirtschaftlicher Grundstücke nur die katastermäßige Steuerverhältniszahl als Basis für die Bewertung nehmen, aber er plädiert — und dies wohl mit Recht — dafür, daß bei Heranziehung der übrigen Wertsdaten, wie Rentenwert (Pachtzins), Kaufs- oder Uebergabspreis, auch der Grundsteuerwert in Rechnung gezogen werde. Diese „Berechnungsmethode scheint die verhältnismäßig sicherste Bürgschaft dafür zu bieten, bei der Bewertung die in den Einzelwertsdaten oft aus nicht rein sachlichen Gründen unterlaufene Ueber- wie Unterschätzung tunlichst auszugleichen". Allerdings muß dann, dies sagt auch der Verfasser, jede Verschiedenheit der heutigen Bonität und Kulturart eines Grundstücks von seiner grundsteuerkatastermäßigen Bonitätsklasse und (oder) Kulturart in Betracht gezogen und „gleichsam neu bonitiert" werden. Deshalb sind dort wohl — speziell auch für Unterrichtszwecke geeignet — die wichtigsten Bestimmungen des Grundsteuergesetzes (welche und soweit sie auch bei der diesmaligen Steuerberatung keine Aenderung erfahren) und die Bonitierungsmethode aufgenommen. Am Schlusse ist eine Tabelle beigegeben, welche die Grundsteuerwerte aller landwirtschaftlichen Grundstücke, deren Grundsteuerverhältniszahl zwischen 1 bis 1000 liegt, und die Berechnungsmethode enthält. Die Tabelle kann auch als Faulenzer bei Umrechnung von bayerischen Gulden in die Reichswährung dienen, was manchem zweckdienlich sein wird, um so mehr als in vielen Gegenden das Landvolk unter sich im Guldenfuß verhandelt. Nimmt man zu dem allem noch die Tatsache, daß zahlreiche Behörden, so z. B. die Rentämter und die Forstämter, durch Ministerialverordnung oder Gesetz, wie in der Broschüre aufgeführt, angewiesen sind, gegebenenfalls den ökonomischen Nutzungswert eines Grundstückes in der hier behandelten Weise in Geld zu übertragen, so darf sicher mit Recht die Bernhardsche Broschüre, wie dies von berufener und sachkundiger Seite z. B. in der „Verbandskundgabe", dem vorzüglichen Organ des bayerischen Landesverbands landwirtschaftlicher Darlehenskassenvereine, geschieht, zur Anschaffung bestens empfohlen werden, um so mehr als der Preis hierfür nur 50 Pf. beträgt.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Schauspielhaus. Max Dreyers Schwank „Das Tal des Lebens" ist vormals in München verboten gewesen. Der literarische Zensurbeirat hat jetzt seine Freigabe erwirkt. Wer nun erwartet hatte, daß dieser Sieg über sittliche Bedenken vom Publikum besonders „gefeiert" würde, sah sich enttäuscht; lediglich der zweite Akt fand stärkeren Beifall, ja am Ende erlahmte der Applaus fast völlig, so daß es nicht einmal zu den Dankesworten namens des abwesenden Dichters gekommen ist. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß manche Redewendung, die vor ein paar Jahren noch ob des „freien Tones" mit Schmunzeln oder mit Kopfschütteln (jenachdem!) hingenommen worden wäre, heute nicht mehr Eindruck macht als die alltäglichste Bemerkung! Die Erfüllung des Wunsches auf Nachkommenschaft durch Substituierung eines Liebhabers an Stelle des alternden Gatten ist uns erst im vorigen Jahre durch den „Dr. Eisenbart" des Herrn Falckenberg vordemonstriert worden, zu welcher „Kulturtat" das Hof- und Nationaltheater in Mannheim vom Intendanten bis zum Souffleur nach München reisen mußte. Auch in der „Mandragola" handelte es sich um Aehnliches; kurzum es wäre uns keine neue Idee unterschlagen worden, wenn es verboten geblieben, in das „Tal der Ammen" hinabzusteigen. Sehr dürftig und humorlos ist die Verspottung der Sittlichkeitsbestrebungen des Markgrafenhofes. Das würde in seiner abgedroschenen Banalität kaum für eine Operette hinreichen. Am meisten Fleiß ist auf den Dialog des zweiten Aktes verwendet, in welchem die Frau Markgräfin den bäuerlichen Leibgardisten zu verführen beginnt. Dreyer verzuckert die Erotik mit etwas Jugendsentimentalität. Einst spielte die kleine Prinzessin mit einem Schweinejungen, wie im Märchen, und in dem Soldaten erkennt sie den Gespielen wieder. Im letzten Akte erfahren wir die Geburt des Erbprinzen. Der ahnungslose Pseudovater verzeiht dem Gardisten, der desertiert war, und da der Markgraf nun einer Amme bedarf, ist er froh, daß trotz der angedrohten Todesstrafe genug freie Liebesbande geknüpft wurden. Im ersten Akte heißt es: wir Ammen sind anständige Mädchen, und das soll wohl im letzten erwiesen sein. Das ist auch die Ansicht des Herrn Pastors, der die Tugend seiner bäuerlichen Ammen so warm gegen die lasterhafte Residenz verteidigt und seine liberale Gesinnung dadurch noch besonders dokumentiert, daß er mit der Hebamme ein Tänzchen wagt. Der künstlerische Wert des Stückes ist gering, und über den sittlichen habe ich mich genügend geäußert. Da die geringe Beifallsfreudigkeit am Schlusse mit einer Ablehnung doch einige Verwandtschaft zeigte, so wäre es Luxus, noch mehr Raum an diese Ammengeschichten zu verschwenden.

Aus den Konzertsälen. Zugunsten des Ottilienvereins fand im Festsaal des Hotels Union eine Wiederholung der in Nr. 5 bereits gewürdigten Mysterienspiele „Bethlehem" statt. Ein sehr zahlreiches Publikum folgte der in jeder Hinsicht gelungenen prächtigen Aufführung mit lebhaftem Interesse. Auch diesmal wohnte Prinzessin Arnulf der Darstellung bei. Die vom Verfasser vorgenommenen Kürzungen kamen der Wirkung nur zustatten. — Innerhalb des Rahmens der Volkssymphoniekonzerte ist man nun bis zur fünften Londoner Symphonie Haydns gelangt, der unter Prills Direktion eine sehr sorgfältige und wirkungssichere Wiedergabe zuteil wurde. Auch die graziösen Reize von Georges Bizets Arlesienne-Suite kamen in glücklicher Weise zur Geltung. Klum, der Solist des Abends, zeigte sich in Griegs Klavierkonzert in A-Moll wieder als glanzvoller Techniker von bedeutender Gestaltungskraft. Der Pianist fand für seine durchaus erstrangige Leistung starken Beifall. Das im besten Sinne wirksame Werk des verstorbenen nordischen Meisters haben wir vor zwei oder drei Jahren hier noch unter Griegs eigener Leitung hören können. — Cesar Francks D-Moll-Symphonie und seine minder wirksame Redemption fanden durch das Tonkünstlerorchester unter Lassalles verdienstvoller Leitung eine sehr anerkennenswerte Wiedergabe. Man muß anerkennen, daß Dirigent und Tonkörper im Laufe des Winters noch besser miteinander verwachsen sind. In Saint-Saëns Violoncellkonzert erntete O. Niedermayr durch große Technik und Tonschönheit starken Beifall. Die Barthsche Madrigalvereinigung hatte schon im vorigen Jahre sich glänzend eingeführt durch ihre sorgfältige stimmliche Schulung, mit der sie uns eine glückliche Auswahl von Werken alter deutscher, niederländischer, italienischer und englischer Tondichter vermittelte. Ich erwähne nur den mit München eng verknüpften Orlando di Lasso, dessen liebenswürdiges Echolied sich auch unter den Zugaben des beifallgesegneten Abends befand. H. Zilcher ließ seinem jüngst erwähnten Kompositionsabend ein Klavierkonzert folgen. Seine interessant gewählten Darbietungen illustrierten die programmatische Richtung in historischer Folge. Er ist ein Pianist von sehr bedeutendem Können und reichem, echtem Empfinden und Geschmack. Einen sehr bedeutsamen Pianisten lernten wir in José Vienna da Motta kennen, einen in München bisher noch nicht gehörten Schüler Bülows. Sowohl nach der technischen Seite wie nach derjenigen musikalischen Empfindens ist er ein Meister ersten Ranges; Beethoven, Chopin, C. Franck, Liszt bot er mit gleich brillierender Vollendung. An dem gleichen Instrumente erwies Gisela Springer wieder tüchtiges Können, das bei Schumann und Raff sehr beachtenswerte Eindrücke erzielte. Frl. Wieninger, welche in diesem Konzerte (mit Frl. Bernstein) die beiden Violinromanzen Beethovens spielte, hatte freundlichen Erfolg. Die Uraufführung von Joseph Schmids Cello-Sonate in D-Moll stand an dem zweiten Abend der Brüder Stoeber im Mittelpunkt des Interesses. Das empfindungswarme, klangschöne und technisch wirkungssicher gebaute Werk des vornehmen Künstlers errang einen vollen Erfolg, hinter dem die andere Novität des Abends von H. Rietsch erheblich zurückstand. Georg und Emmeran Stoebers Spiel standen wieder auf der Höhe reichen Könnens.

Verschiedenes aus aller Welt. In Luzern gedenkt man ein künstlerisches Freilichttheater großen Stils zu gründen. Für das erste Jahr sind bereits die Aufführungen von Shakespeares „Julius Caesar", Kleists „Penthesilea" und Sophokles' „König Oedipus" vorgesehen. — Das von der Schauspielerin Meta Illing gegründete „Englische Theater für Deutschland" eröffnet seine Tätigkeit Ende Mai mit einem Gastspiel an der Wiesbadener Hofbühne. — Geringen Erfolg hatte in Mannheim die Uraufführung der „Teufelsfahrt", einer Neubearbeitung von Grabbes „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" von Frz. Dülberg. Das Publikum zeigte sich Anspielungen auf Münchener Literatengezänk gegenüber natürlich unorientiert, und das, was von Grabbe übrig bleibt, vermag nur literarhistorisch zu fesseln. — „Die Halben", eine geistreiche Verspottung modernen Mäcenatentums, gefielen durch witzigen Dialog und guten Aufbau in Hamburg. — „Lazuli", eine burleske Oper von Chabrise im Geschmacke Offenbachs, hatte an der Berliner Komischen Oper wenig Glück.

München. L. G. Oberlaender.

Zur Hochwasserkatastrophe in Franken und der Oberpfalz.

Prinzregent Luitpold von Bayern hat zum Besten der Geschädigten sofort 50,000 M gespendet. Eine Landeskollekte von Haus zu Haus ist für ganz Bayern in Aussicht genommen. Es trifft sich gut, daß gerade der Steuerausschuß des Landtages zur Vorberatung der Steuerreformgesetze versammelt ist. So wird es wahrscheinlich möglich werden, ohne Einberufung einer außerordentlichen Landtagssession eine Verständigung der Parteien und der Regierung über die für eine Notstandsaktion des Staates erforderlichen Summen in der Weise zu erzielen, daß der im Herbst zusammentretende Landtag ohne große Schwierigkeiten Indemnität erteilt. Auf Anregung des Abg. Dr. Heim erließen die sämtlichen Mitglieder des Steuerausschusses folgenden, den **Umfang der Verwüstungen** und die **Größe der Not** in kurzen, packenden Zügen schildernden Aufruf, der von den Abgeordneten aller Parteien unterzeichnet ist:

„Schreckliches Unheil hat einen großen Teil unseres Landes betroffen.

In Franken und in der Oberpfalz sind weite Strecken von einem Hochwasser, wie man es dort seit Jahrzehnten nicht erlebt hat, verwüstet worden. Stadt und Land sind gleichmäßig beteiligt. Drängt sich in den engen Gassen der Städte die Zerstörung wertvollen Besitzes auf engstem Raume am augenfälligsten zusammen, so haben in anderen Teilen des Landes die zu reißenden Strömen angeschwollenen Flüsse und Bäche in kleinen Ortschaften und einzelnen Besitzungen wahrhaft verheerend gewütet oder meilenweit Fluren überschwemmt. Auch Menschenleben sind den Fluten zum Opfer gefallen. **Keine Versicherungsmöglichkeit** mildert wie bei Feuersbrunst, Seuchen oder Hagelschäden die Wirkung des Unheils. Für manchen der Betroffenen hat ein Tag zerstört, was in Jahren gewonnen war. Für viele ist es unmöglich, aus eigener Kraft sich wieder aufzurichten. Hilfe tut deshalb not, Hilfe aus allen Teilen des Landes! Wie bei den schweren Ueberschwemmungsschäden, die 1882 die Pfalz, 1899 das südliche Bayern heimsuchten, wird sich sich auch dieses Mal die **Gemeinschaft aller Landesteile** bewähren. Wohl ist in der letzten Zeit der Opfersinn unserer Mitbürger vielfach in Anspruch genommen worden. Aber was sie für die Hinterbliebenen westfälischer Bergleute und für die Opfer der Erdbeben in Süditalien und Sizilien gespendet haben, das werden sie sicherlich den in schwere Bedrängnis geratenen Landeskindern nicht verweigern.

Wichtig ist es, nicht nur reichlich, sondern auch **rasch zu geben**, denn frühere Erfahrungen zeigen, daß gerade zur Hebung der Wasserschäden oft rasche Hilfe doppelte Hilfe ist. Es wird meist nicht nötig sein, erst noch besondere Hilfskomitees neu zu bilden. Ueberall sind die für Italien geschaffenen Organisationen noch in Wirksamkeit. Es darf ohne weiteres angenommen werden, daß sie gern und freudig diese neue Aufgabe auf sich nehmen. Beiträge können deshalb sogleich **an die schon bekannten Sammelstellen** — die Kreis- und Ortskomitees, Banken, Postämter usw. — mit der neuen Zweckbestimmung eingezahlt werden.

Die Presse werden wir nicht vergebens bitten, diese Sammlung zu unterstützen und die einlaufenden Gelder zu quittieren.

Die unterzeichneten, in der Landeshauptstadt zur Erledigung eines wichtigen Gesetzgebungswerkes vereinigten Mitglieder des bayerischen Landtags glauben im Sinne ihrer Kollegen und des ganzen Landes zu handeln, wenn sie sich in diesem kritischen Augenblick ohne Zeitverlust mit dieser Bitte um werktätige Hilfe an die Opferwilligkeit ihrer Mitbürger wenden."

Das Bayerische Landeskomitee zur Unterstützung der durch Erdbeben schwer betroffenen Bevölkerung Süditaliens hat seine Sammlungen für diesen Zweck abgeschlossen und sich als Landeskomitee für Unterstützung der Hilfsbedürftigen in dem bayerischen Ueberschwemmungsgebiete konstituiert. Das Komitee, das unter dem Ehrenpräsidium des Staatsministers und Vorsitzenden im Ministerrate Dr. Klemens Freiherrn von Podewils-Dürnig steht, erließ folgenden Aufruf:

„Als übermächtige Naturgewalten Süditalien und Sizilien in verheerender Weise heimsuchten, hat ganz Deutschland einmütig in reichem Maße dazu beigetragen, die Not derer zu lindern, die weit jenseits der Alpen durch diese furchtbare Katastrophe Haus und Herd verloren.

Kaum sind die Sammlungen hierfür zum Abschluß gelangt, so haben wir neuerdings ein großes Unglück zu beklagen, das unser eigenes, geliebtes Heimatland Bayern betroffen hat.

Weite Landstrecken in Franken und in der Oberpfalz sind verwüstet. Tausende von Minderbemittelten in Stadt und Land sind durch die alles zerstörenden Fluten um Hab und Gut gebracht worden. Die Mildtätigkeit der Bevölkerung Bayerns hat für die Bewohner Süditaliens in so opferwilliger Weise namhafte Summen aufgebracht, um so mehr wird sie bereit sein, die Not im eigenen Lande zu lindern. Nur durch rasche und ausgiebige Hilfe kann das große Elend gemildert werden. Das Komitee zur Unterstützung der Einwohnerschaft Süditaliens, welches seine Sammeltätigkeit zu diesem Zwecke nunmehr einstellte, hat sich nunmehr als Landeshilfskomitee für die durch Hochwasser geschädigten Bewohner Nordbayerns konstituiert und wendet sich vertrauensvoll an seine Landsleute mit der inständigen Bitte, daß ein jeder nach seinen Kräften geben möge; auch die kleinste Gabe ist willkommen. **Beiträge werden von den Redaktionen der Tagespresse**, im Rathaus, Zimmer 207, **owie von den bisherigen Sammelstellen** entgegengenommen."

Wir bitten unsere Leser, etwaige Gaben entweder an die Redaktion des „Bayerischen Kurier", München, Hofstatt 5/6, oder des „Regensburger Morgenblatt" in Regensburg einzusenden.



Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Beendigung der nervösen **Bewegung am Geldmarkt**, besonders der kontinuierlichen Goldentnahmen seitens der Oesterreichischen Bank, ist für die Entwicklung aller Märkte von ganz besonderer Bedeutung geworden. Durch die forcierte Erhöhung des Berliner Privatdiskontsatzes hat sich eine für Deutschlands Goldpolitik ausschlaggebende günstige Aenderung der **Devisenkurse** ergeben. Dieses Moment, sowie die Liquidität hierbei, vornehmlich die neuerliche Erhöhung der steuerfreien Notenreserve der **Deutschen Reichsbank**, werden diesem Institut die bereits lang ersehnte Ermässigung des offiziellen Banksatzes nunmehr ermöglichen. Die fortschreitende Geldabundanz erweist sich für die Gestaltung und Entwicklung aller Börsenmärkte noch immer als der ausschlaggebende Faktor. Neuerdings ist das **Hauptinteresse dem festverzinslichen Anlagemarkt**, insbesondere den **heimischen Rentenwerten** gewidmet. Die grossen Mengen Kapitalien, welche in früheren Zeitläuften von der Industrie vollauf in Beschlag genommen waren, harren einer rationellen Beschäftigung. Diese Kapitalien sind zumeist in unseren Rentenpapieren verzinslich angelegt worden, und es ist offensichtlich, dass das **gesamte Material an 4% und 3½% Werten** nicht nur placiert, sondern für Neuanlagen **förmlich** ausverkauft ist. Es ist jedenfalls zu bedauern, dass die kommenden grossen Anleihen des Reiches, Preussens und wohl noch anderer Bundesstaaten von dieser Situation nicht jetzt schon profitieren. Dem Markt der ausländischen Anleihen werden aus dem gleichen Grunde in letzter Zeit ähnliche Sympathien zuteil. Die **Bestände der Hypothekenbanken** an Pfandbriefemissionen sind zumeist minimale. Die publizierten Jahresberichte unserer Pfandbriefinstitute zeigen in bezug auf die Placierung der Hypotheken eine erfreuliche Entwicklung, die in überwiegend günstigen Abschlussziffern zum Ausdruck kommt. Die **Mehrzahl dieser Hypothekenbanken** verteilt für 1908 eine **erhöhte Dividende**. Zur Erweiterung der Geschäfte planen **diese Institute** Kapitalserhöhungen. Auch die Aktien der deutschen Kreditbanken sind unter den derzeit obwaltenden günstigen Motiven beachtenswert. Die Kurssteigerung der Rentenwerte, insbesondere der Industriepapiere, hat den Banken kolossale Buchgewinne gesichert. Die gesteigerte Emissionstätigkeit der letzten Zeit ergab gleichfalls günstige Resultate und Beschäftigung. Die bald bekannt werdenden Jahresergebnisse können daher günstiger beurteilt werden, als zur Jahreswende allgemein angenommen wurde. — Der Festtrubel in Berlin anlässlich des englischen Besuches, die **gebesserte politische Konstellation**, besonders durch das deutsch-französische Marokkoabkommen, und die vorzügliche Haltung aller Westbörsen, speziell London, gaben unseren Märkten eine **vermehrt zuversichtliche Haltung**. — Sorgfältigen Beobachtern wird die Wahrnehmung nicht entgangen sein, dass **insbesondere in Berlin** am Kassaindustrie-Markt sich eine Art **Ueberspekulation** herausgebildet hat, die zum Teil direkt ungesunden Charakter trägt. Bedeutende Kurserhöhungen sind an der Tagesordnung, jedoch bilden nur geringfügige **Momente** hierzu die Hauptursache. **Mahnungen zur Vorsicht**, besonders für das Kapitalistenpublikum, sind sicherlich am Platze. Man sollte nicht vergessen, dass die **Entwicklung** der meisten Sparten der Industrie bei uns im **schroffen Widerspruch** mit dieser fast stets unbegründeten Kurstreiberei liegt. Der Deutsche Stahlwerks-Verband meldete eine gebesserte Marktlage einzelner Eisensorten. Der unfreundlich lautende Bericht des amerikanischen Eisenmarktes, ferner die Mitteilung von grossen Gewinnrückgängen unserer Kohlengesellschaften, sowie partielle Arbeiterentlassungen im Ruhrgebiet können aber keineswegs unbeachtet gelassen werden. Hierzu kommen noch andere Momente von gleich ungünstigem Einfluss. Die Hoffnungen auf eine baldige Besserung sind geringe. Im gleichen Verhältnis sollte die Kursentwicklung Schritt halten.

M. Weber.

Die **Bayerische Notenbank** erwähnt in dem Jahresbericht die angenehme Mitteilung, dass der Fortbestand des Notenprivilegiums gesichert sei. Für das abgelaufene Geschäftsjahr gelangen 11% (12% i. V.) Dividende zur Verteilung.



Bayerische Hypotheken- u. Wechsel-Bank.

Gemäss §§ 19, 20 und 21 des revidierten Statuts ergeht hiermit an die Herren Aktionäre die Einladung zur Teilnahme an der am

Donnerstag, den 4. März ds. Js., vorm. 10 Uhr,

im Saale des Bankgebäudes, Theatinerstrasse 11, II. Stock, dahier stattfindenden ordentlichen

Generalversammlung.

Gegenstände der Tagesordnung sind:

1. Entgegennahme des Geschäftsberichtes der Direktion und des Aufsichtsrates für das Jahr 1908.
2. Bericht der Revisionskommission, in Verbindung hiermit die Genehmigung der Jahresrechnung, der Bilanz, Verwendung des Reingewinnes und die Erteilung der Entlastung.
3. Wahl von 3 Mitgliedern des Aufsichtsrates.
4. Wahl der Revisionskommission nach § 22 des revidierten Statuts.

Die Anmeldung zur Legitimation über den Aktienbesitz und die Abgabe der Karten zur Teilnahme an der Generalversammlung findet vom **15. Februar ds. Js.** ab statt:

a) in **München** im Bankgebäude, Theatinerstrasse 11, I. Stock, Zimmer Nr. 64.
b) in **Frankfurt** a. M. bei der Direktion der Diskonto-Gesellschaft.

Zur Ausübung des Stimmrechtes sind nur jene Aktionäre berechtigt, welche ihren Aktienbesitz bis spätestens **15. Februar d. Js. inkl.** im Aktienbuche der Bank auf ihren Namen umschreiben liessen, und welche bis spätestens **1. März d. Js. inklusive** ihre Aktien unter Uebergabe eines arithmetisch geordneten Nummernverzeichnisses entweder vorgezeigt oder deren Besitz nachgewiesen haben, wobei bemerkt wird, dass bezüglich der Berechtigung zur Ausübung des Stimmrechtes nach § 21 Abs. 6 des revidierten Statuts folgende Anordnung getroffen ist:

„Der Besitz einer Aktie zu fl. 500.— berechtigt zur Abgabe von 6 Stimmen, der Besitz „einer Aktie zu M. 1000.— zur Abgabe von 7 Stimmen, doch kann niemand mehr als „1500 Stimmen für den eigenen Besitz, und weitere 1500 Stimmen für Stellvertretung in sich vereinigen."

Die für die Generalversammlung bestimmten Rechenschaftsberichte, Bilanzen und Anträge stehen den Aktionären bei den obenbezeichneten Stellen zur Verfügung.

München, den 15. Februar 1909.

Die Direktion.



Kein Schlafzimmer

ohne **Jaekel's** moderne

Bidets und Klosett-Stühle

in allen Preislagen.

Verlangen Sie umgehend gratis und franko soeben neuerschienene illustr. Spezial-Preisliste.

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik, **München,** Sonnenstrasse 28b, am Karlsplatz.



der

Hackerbrauerei in München

In Faß u. Flaschen zu haben bei sämtlichen Wirten der Hackerbrauerei u. in Flaschen bei den durch Plakate bezeichneten Verkaufsstellen. Versand nach auswärts in Faß u. Flaschen.

Einbanddecken

für den V. Jahrgang der „Allgemeinen Rundschau"

sind direkt von der Geschäftsstelle der „Allgem. Rundschau", München, Galeriestrasse 35a, Gartenhaus und auf dem **Buchhandelswege zu beziehen.** Wirkungsvolle moderne Perga-Decke mit feingetönter Titelpressung. Sammelmappen haben die gleiche Decke. — Die **Sammelmappen** (mit 3 Klappen) dienen zur Aufnahme eines ganzes Jahrganges.

Preis der Einbanddecken Mk. 1.25, der Sammelmappen Mk. 1.50 pro Exemplar.

: Die Leser : werden freundlichst gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen, die sie auf Grund von Anzeigen in der **„Allgem. Rundschau"** machen, sich stets auf die Wochenschrift zu beziehen.

Tonhalle

Konzertverein München e. V.

Mittwoch, den **17.** Februar 8 Uhr

Volks-Symphonie-Konzert

Solistin: **Emmy Braun** (Klavier).

Haydn: Symphonie G-dur (6. Londoner).
Tschaikowsky: Klavierkonzert b-moll.
Weber: „Aufforderung zum Tanz" (instr. von H. Berlioz).

Eintrittskarten bei **M. Rieger,** Odeonsplatz 2, im **Billettenkiosk** am Maximiliansplatz und in der **Tonhalle** (Türkenstrasse, Parterre).

Bayerische Hypotheken und Wechsel-Bank

10 Promenadestr. 10 **MÜNCHEN** 11 Theatinerstr. 11

Wechselstuben am Schlacht- und Viehhof, im Tal (Sparkassenstrasse 2) und in Pasing.

Filiale in Landshut.

Gegründet im Jahre 1835.

Bar einbezahltes Aktienkapital M 54'285,714.30
Reservefonds „ 44'600,000.—

A. Hypotheken-Abteilung:

Gewährung von **Darlehen gegen hypothekarische Sicherheit** nach Massgabe eines besonderen Reglements.
Die von der Bank auf Grund von Hypothekdarlehen emittierten **Pfandbriefe** sind mit der Unterschrift eines Kgl. Kommissärs versehen, von der Reichsbank belehnbar und als **Kapitalsanlage** für Pupillengelder zugelassen.

B. Kaufmännische Abteilung:

Annahme von **Bareinlagen** zur Verzinsung in laufender Rechnung oder gegen Bankschein;
Gewährung von **Konto-Korrent-Krediten;**
An- und Verkauf von Wertpapieren, fremden **Banknoten** und **Geldsorten;**
Einlösung von Coupons, Dividendenscheinen u. verlosten **Effekten;**
Barvorschüsse auf Wertpapiere;
Diskontierung und Einzug von Wechseln, Schecks usw.;
Ausstellung von Kreditbriefen und Schecks auf alle Länder der Welt;
Ausführung von Börsenaufträgen;
Entgegennahme von offenen Depots zur Aufbewahrung und Verwaltung;
Aufbewahrung von geschlossenen Depots;
Vermietung von eisernen Geldschränken (Safes).

Reglements stehen kostenfrei zur Verfügung.





Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

6. Jahrgang
Nr. 9

27. Februar
1909



Inhaltangabe:

Quartalspreis
Mk. 2,40
Einzelnummer
20 Pfg

Alle bisher erschienenen Nummern werden nachgeliefert.



Bekanntmachung.

Zur **Bestreitung der Ausgaben für Eisenbahn-Neubauten und Beschaffung von Fahrmaterial** hat die **Kgl. Bayer. Staatsregierung** ein

4% Eisenbahn-Anlehen

im Nominalbetrage von Mk. 40,000,000.—

unkündbar bis 1. Mai 1918

ferner zur **Bestreitung von Ausgaben für Justizbauten, dann für Postbauten, Telegraphen- und Telephonanlagen** ein

4% Allgemeines Anlehen

im Nominalbetrage von Mk. 20,000,000.—

unkündbar bis 1. Mai 1918

ausgegeben. Die Anlehen bilden eine Fortsetzung der bereits bestehenden Bayerischen Staats-Eisenbahnschuld, beziehungsweise allgemeinen Staatsschuld, sind unter verfassungsmässige Gewährleistung gestellt und hievon ersteres auf die Staatseisenbahnen, letzteres aber im allgemeinen auf die Staatsfonds versichert.

Die Schuldverschreibungen lauten auf den Inhaber und sind mit halbjährigen Zinsscheinen vom 1. November 1909 bis 1. Mai 1916 einschliesslich, sowie mit einem Erneuerungsscheine versehen und in Stücke von

Mk. 5000.—, 2000.—, 1000.—, 500.— und 200.— eingeteilt.

Die Einlösung der Zinsscheine erfolgt:

in Bayern: bei der **Kgl. Hauptbank** und den **Kgl. Filialbanken**, der **Kgl. Staatsschuldentilgungs-Verwaltung**, den **Kgl. Kreiskassen** und den **Kgl. Rentämtern**, dann ausserhalb Bayerns und zwar zurzeit

in Frankfurt a. M.: bei der **Direction der Disconto-Gesellschaft**, bei dem **Bankhause von Erlanger & Söhne**;

in Berlin: bei der **Direction der Disconto-Gesellschaft**;

in Hamburg: bei der **Deutschen Bank Filiale Hamburg.**

Die Schuldverschreibungen sind seitens der Inhaber unkündbar.

Eine Kündigung der Anlehen seitens der Kgl. Bayerischen Staatsschuldentilgungs-Verwaltung findet keinesfalls vor dem **1. Mai 1918** statt; nach diesem Tage richtet sich die Tilgung der Anlehen nach den Bestimmungen der hiefür massgebenden Gesetze.

Die Unterfertigten haben obige Anlehen von der **Kgl. Bayerischen Staatsregierung** übernommen und legen dieselben unter den nachstehenden Bedingungen

zur öffentlichen Subskription auf.

Die Zeichnung findet **Donnerstag, den 25. Februar l. Js.**

bei den untenstehend angegebenen Zeichnungsstellen während der bei jeder Stelle üblichen Geschäftsstunden statt.

Zeichnungsscheine können von den genannten Stellen bezogen werden.

Der **Zeichnungspreis** ist auf **102,60 %** unter Verrechnung der Stückzinsen festgesetzt.

Bei der Zeichnung ist auf Erfordern eine Kaution von 5% des Nennwertes in Bar oder in marktgängigen Wertpapieren zu hinterlegen.

Die Zuteilung, deren Höhe dem Ermessen jeder einzelnen Zeichnungsstelle überlassen ist, erfolgt so bald als möglich nach Schluss der Zeichnung durch schriftliche Benachrichtigung der Zeichner.

Die Zeichner können die ihnen zugeteilten Beträge vom **5. März l. Js.** ab jederzeit gegen Zahlung des Preises abnehmen; sie sind jedoch verpflichtet,

die Hälfte des zugeteilten Betrages am 5. März l. Js.
und die andere Hälfte spätestens am 21. April l. Js.

abzunehmen. — Zugeteilte Beträge bis einschliesslich **Mk. 5000.—** sind sogleich ungeteilt zu ordnen.

Die Abnahme der zugeteilten Stücke muss an derselben Stelle erfolgen, welche die Zeichnung angenommen hat.

Nürnberg, München, Berlin, Frankfurt a. M., im Februar 1909.

Königl. Bayerische Bank.
Bayerische Hypotheken- u. Wechselbank.
Bayerische Vereinsbank.
Bayerische Handelsbank.
Pfälzische Bank.
Merck, Finck & Cie.
Vereinsbank Nürnberg.
Anton Kohn.
Bank für Handel und Industrie.
Deutsche Bank.
Direction der Disconto-Gesellschaft.
Dresdner Bank.
von Erlanger & Söhne.

Zeichnungsstellen in München:

Königliche Filialbank. — Bayer. Hypotheken- und Wechselbank. — Bayer. Vereinsbank. — Deutsche Bank Filiale München. — Bayerische Handelsbank. — Pfälzische Bank. — Merck, Finck & Cie. — Filiale der Dresdner Bank in München. — Bayer. Bank für Handel und Industrie.

MUSIK IM HAUSE.

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

HARMONIUMS

mit wundervollem Orgelton, von 78 Mark an. Illustrierte Prachtkataloge gratis.

ALOYS MAIER, Hoflieferant, FULDA.

Prospekte auch über den **neuen**

Harmonium-Spiel-Apparat

(Preis mit Notenheft von 270 Stück **nur 30 Mk.**) mit dem **jedermann ohne Notenkenntnis sofort 4stimmig Harmonium spielen kann.**

Die neueste Sauerstoffheilmethode.

Vanadozon, Vanadioserum (Injektion), **Phosphor-Vanadiol, Vanadioseptol, Vanadoform** usw., konzentrierte wässerige Lösungen von Sauerstoff überladenen Chloratsalzen mit einem ungiftigen Vanadiumsalz. Die mächtige Wirkung beruht auf der Spaltung der Chlorate in Chloride und **Sauerstoff** durch das Vanadium bei Berührung mit Alkalien (Blut, Bazillen usw.). Die Mittel sind Erzeuger von **Ozon** im grossen Massstabe. Die Nahrung wird prompt ausgenützt, Magen und Darm verdauen vollständig, das Blut vermehrt sich sehr schnell, die Körperzellen erstarken, der Stoffwechsel wird normal; zugleich vernichtet der aktive Sauerstoff durch Zersetzung die alkalischen Krankheitsgifte. Die Methode ist neu, von Kliniken und Aerzten genau geprüft und liefert bisher nie gekannte Resultate.

Die Gebiete sind: 1. **Blutschwäche, Schwäche der Kinder und Greise** (Herzmuskelschwäche). 2. **Magen- und Darmleiden** (Appetitlosigkeit, chronische Durchfälle usw.). 3. **Tuberkulose, Bronchitis,** die Folgen von Syphilis, durch Vernichtung der Toxine und Bazillen, die erhöhte Kraft des Blutes und den starken Appetit. 4. **Nervenleiden (75% der Neurasthenie), chron. Rheumatismus, Veitstanz,** bestimmte Fälle von **Zuckerharnruhr,** Nierenleiden nach Infektionskrankheiten. Aerztl. Broschüre gratis. 1 Fl. für 1 Monat Mk. 10.— durch die Apotheken, wo nicht, durch die Versand-Apotheke des ärztlich geleiteten **Vanadiumdepot, Köln-Lindenthal,** Theresienstr. 34. Niederlage: **München, Storchen-Apotheke,** Dienerstr. 17.

Alle Leser und Leserinnen der Rundschau sollten soweit sie noch nicht zu unseren Kunden gehören, sich überzeugen durch einen Probeauftrag, dass wir tatsächlich in

Schlesischen Reinleinen und Hausleinen nur das **Beste**

zu **Leib-, Bett-, Kirchen- und Ausstattungswäsche** anfertigen.

Verlangen Sie portofrei Muster und Preisbuch

über **Leinen, Hand- u. Taschentücher, Tischwäsche, Bettbezugstoffe, Pique, Barchent, Flanelle, Schürzen u. Hauskleiderstoffe** usw. von der als höchst reell bekannten christlichen Firma

Brodkorb & Drescher, Leinenhandweberei zu **Landeshut** i. Schlesien No. 43

Schlesisches Prima Hemdentuch, 82 cm breit, p. St. (20 m lang) Mark **10.—, 10.80, 11.80, 13.—** p. **Nachnahme. Zurücknahme** nichtgefallender Waren auf **unsere Kosten.** Wir bitten durch Ihre werten Bestellungen die armen Handweber in hiesiger Gegend zu unterstützen. **Landeshut i. Schlesien ist berühmt** :: :: durch die guten Leinengewebe. :: ::

A. Bachmair, Glockengiesserei, **ERDING,**

fertigt Kirchenglocken in jeder Grösse und Tonart. Garantiert volle, weittragende Töne, reine Stimmung, reine, beste Metallmischung und leichte Läutbarkeit auch bei schweren Glocken. — Langjährige Garantie. Billigste Preise. — Kostenvoranschläge gratis und franko.

Moselweine und Saarweine.



1901 Berncastler Doctor (Wachstum Doctor Thanisch)	ℳ	4.—
1906 Ohligsberger	„	3.—
1906 Ockfener Bockstein Auslese	„	2.50
1905 Berncastler Schlossberg	„	2.—
1906 Dhroner Hofberg	„	1.80
1906 Josefshöfer	„	1.60
1905 Uerziger Kranklay	„	1.60
1905 Brauneberger	„	1.50
1905 Berncastler	„	1.50
1907 Uerziger	„	1.20
1907 Zeltinger	„	1.—
1907 Erdener	„	1.—

per ¹/₁ Flasche einschliesslich Glas.

Kisten leihweise.

Moseltischwein à 80 Pfg. nur in 50er Verschlusskisten = Glas und Kiste leihweise.

Frühjahr 1909 ist dafür ein = hübscher 1907er Trittenheimer = im Versand.

Weinbau Gegr. 1872. **Franz Haenlein** Weinhandel

Telephon Nr. 22. = Lieferant vieler Höfe = Telegr.: Haenlein, Hochheimmain.

Hochheim a. M.

Bekanntmachung

nach § 23 des Hypothekenbankgesetzes für den 31. Dezember 1908.

Gesamtbetrag der in Umlauf befindlichen Hypotheken-Pfandbriefe . . ℳ 137,419,500.—

Gesamtbetrag der in das Hypothekenregister eingetragenen Hypotheken nach Abzug aller Rückzahlungen oder sonstigen Minderungen. . ℳ 143,036,224.08

Von der Gesamtsumme der registrierten Hypotheken kommt der Betrag von ℳ 2,673,500.— als Deckung nicht in Ansatz.

Würzburg, den 16. Februar 1909.

Bayerische Bodencredit-Anstalt.

Echter China-Tee

rein und ungemischt. Eigener direkter Bezug nach mehrjährig. Aufenthalt in China von ℳ 1.— bis 6.80 à ½ Pfund. Kein Laden.

Franz Klein, Tee-Import München, Frühlingstr. 13/I.

NB. Schriftliche Bestellungen werden prompt ausgeführt.

Eifeler Blütenhonig

seit Jahren als vorzüglich anerkannt und beliebt, garantiert naturrein, versendet 4 Pfunddose ℳ 4.50, 9 Pfunddose ℳ 9.—, franko gegen Nachnahme.

Pfarrer A. Klein, Vorsitzender d. Imkervereins, Meyerode, Post St. Vith, Eifel.

Delikat.-Haushaltungsbutter
(Margarine)

unter Verwendung von Milchrahm hergestellt, in Geschmack und Ansehen der Naturbutter gleich, per 5 Pfd. netto ℳ 5.— } inkl. Porto „ 9 „ „ „ 8 60 } u. Nachn. 1 Pfd.-Probepaket geg. Einsendung von ℳ 1.10 (Briefmarken) franko

Julius Holverscheid Opladen, Versandgeschäft.

Tonhalle

Konzertverein München e. V.

Mittwoch, den **24.** Februar 8 Uhr

Volks-Symphonie-Konzert

Dirigent: Hofkapellm. **Paul Prill.**
Solist: **Walter Schulze-Prisca** (Violine).
Haydn: Symphonie G-dur (6. Londoner).
Beethoven: Violinkonzert.
Mozart: Symphonie D-dur (Nr. 38 n. B. & H.)

Eintrittskarten bei **M. Rieger,** Odeonsplatz 2, im **Billettenkiosk** am Maximiliansplatz und in der **Tonhalle** (Türkenstrasse, Parterre).

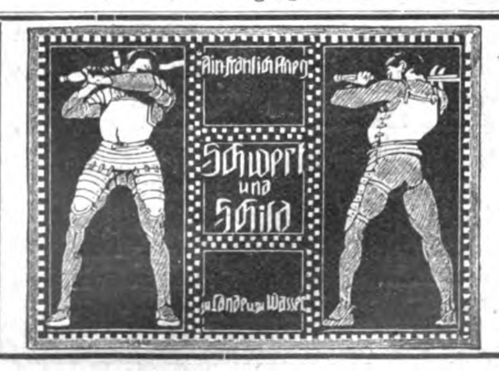
Dienstag, den **9.** März 7½ Uhr

X. Abonnement-Konzert

Dirigent: **Ferdinand Löwe.**
Solist: **Jacques Thibaud** (Violine).

Programm:
Haydn: Symphonie B-dur (Nr. 12 n. B. & H.)
Mendelssohn: Violinkonzert.
S. v. Hausegger: „Wieland der Schmied“, symp. Dicht
Wagner: Vorspiel zu „Die Meistersinger“.

Eintrittskarten bei **M. Rieger,** Odeonsplatz 2, im **Billettenkiosk** am Maximiliansplatz und in der **Tonhalle** (Türkenstrasse, Parterre).



:: Brettspiel ::

für Jung und Alt.
Absolut neuartig.
= Unerschöpflich =
an Anregungen. Zu haben direkt bei

A. HUBER, Hof-lithographie
München, Neuturmstr. 2a.

— Preise je nach Ausstattung: —
klein . . . . . M 2.40; 3.20; 4.80,
gross . . . . . M 3.—; 4.—; 5.60.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gb.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 9. München, 27. Februar 1909. VI. Jahrgang.

Der bayerische Episkopat im Kampfe gegen die zunehmende Unsittlichkeit.

Gegen den Mitte Januar veröffentlichten Hirtenbrief des Erzbischofs von München und Freising, der sich mit besonderer Schärfe gegen die zunehmende Unsittlichkeit wandte und den zu ihrer Bekämpfung gegründeten Vereinen warme Anerkennung spendete, wagte die liberale „Kölnische Zeitung" die Verdächtigung, der Münchener Metropolit sei zu diesem Schritte gedrängt worden, „dem die anderen Mitglieder des bayerischen Episkopats sich offenbar nicht anschließen wollen". Die „Allgemeine Rundschau" schrieb in Nr. 5 vom 30. Januar in dem Artikel „Der bayerische Episkopat und die Kölnische Zeitung" (S. 76):

„Die ‚Kölnische Zeitung' braucht gewiß nicht allzulange zu warten, bis ihre gehässige Insinuation gegen ‚die anderen Mitglieder des bayerischen Episkopats' gründlich Lügen gestraft wird."

Mehrere bayerische Bischöfe haben inzwischen in ihren Fastenhirtenbriefen gegen die wachsende Unzuchtspest energisch Stellung genommen. Wir heben heute aus zwei Hirtenbriefen die markantesten Stellen hervor. Der Bischof Maximilian von Augsburg hat seinen Fastenhirtenbrief ausdrücklich diesem zeitgemäßen Thema gewidmet und schreibt u. a.:

„. . . So stehen wir vor der Tatsache des Rückganges keuscher und reiner Gesinnung in den weitesten Kreisen. Gottlob aber auch vor der Tatsache, daß immer weitere Kreise einsehen, jener Mangel keuscher und reiner Gesinnung ist das Grundübel unserer Zeit, der Grund des Niederganges der Sittlichkeit; es zehrt am Marke unseres Volkes, vergiftet die ganze Volksseele. Es sind darum eigene Vereine ins Leben gerufen worden, die sich den Kampf gegen die Unsittlichkeit zur Aufgabe gestellt haben. Edel denkende Männer aus allen Ständen, Berufsklassen und Konfessionen haben sich zu solchem Kampfe im Vereine zusammengeschlossen. Da hält es auch euer Oberhirte für seine Pflicht, zu diesem Kampfe Stellung zu nehmen und ein offenes Wort zu reden. . . .

Unreine und fleischliche Gesinnung breitet sich vielmehr in erschreckender Weise aus. Man lese nur die Zeitungen; man lese täglich die ärgsten Berichte über eheliche Untreue, Verführung, Unzucht selbst widernatürlichster Art; man lese, wie selbst die Jugend verfolgt und mißbraucht wird, wie Gesellschaften, Theater, Vereine u. dgl. es förmlich darauf abgesehen haben, raffinierteste Sinnengenüsse und immer neue fleischliche Reize zu erfinden und zu pflegen. Ja, jeder Wahrheitliebende muß mit tiefstem Schmerze sagen, daß ein entsetzlicher Geist unkeuscher und fleischlicher Gesinnung in unserem Vaterlande um sich gegriffen, und wie es fast zum guten Ton gehört, Handlungen zu begehen, von denen auch nur zu reden noch vor 50 Jahren für eine Schande gegolten und allgemeine Verachtung eingetragen hätte. Mit innigstem Schmerze müssen wir sagen, solcher Geist ist heute selbst in die Landbevölkerung, die man sonst in dieser Beziehung für besser halten konnte, zum großen Teile eingedrungen, und so sehen wir überall den Greuel der Verwüstung. Es gilt fast wieder das Wort der Schrift von der Menschheit vor der Sündflut: „Alles Fleisch hatte seinen Wandel verderbt auf Erden." Sollen wir auch da fragen, was wird die Folge sein? Wie die bisherige Geschichte lehrt — Erniedrigung unseres Volkes auch in jeder anderen Beziehung, und dann wird wohl auch uns heute oder morgen ein sittlich höher stehendes Volk unterjochen. Wir wüßten zwar gegenwärtig kein solches Volk, und darum wird das gegenwärtige Uebel wohl noch eine Zeitlang fortbestehen; aber wir zweifeln nicht, um so schwerer wird das Strafgericht werden. Und dieses Strafgericht herbeizuführen trägt jeder, der in fleischlicher Gesinnung steckt, sein Scherflein bei, weil er sich selbst schwächt und verweichlicht und erniedrigt, und das ganze Volk zu schwächen und zu verweichlichen und zu erniedrigen, soviel an ihm liegt, redlich mithilft . . .

Verbreitet man ja doch heutzutage die Anschauung, man soll die Kinder baldmöglichst über Dinge aufklären, über welche die Natur selbst einen Schleier legte. Es ist wahrhaft teuflisch, dem Kinde den seligen Paradiesesfrieden nicht möglich lange zu erhalten, ihn aus seinem Herzen zu nehmen, wenn nicht besondere Verhältnisse dies notwendig machen. Statt dessen bietet man heutzutage selbst Kindern Bücher schmutzigen Inhaltes zum Kaufe an und stellt bildliche Darstellungen schamloser Art in den Schaufenstern den Blicken der Unschuld aus. Eltern, euer Oberhirte bittet euch von ganzem Herzen, da wachet, seid die Schutzengel eurer Kinder, erziehet sie zur Schamhaftigkeit; diese wird der Kinder bester Schutzengel sein; nicht aber Aufklärung. Schließet euch zusammen, vereinigt euch gegen solche, welche euer höchstes Gut, euer Kind, verderben wollen; weiset solchen entschieden die Tür und **betretet unnachsichtlich kein Kaufgeschäft mehr, das in solcher Weise seinen Gewinn sucht.**"

Der Fastenhirtenbrief des Bischofs Leo von Eichstätt richtet sich gegen die Laster der Trunksucht und der Unzucht. Ueber letztere wird u. a. ausgeführt:

„Mit tiefem Bedauern und ernster Besorgnis müssen alle edel Gesinnten wahrnehmen, daß das Laster der Unzucht im deutschen Volke mehr und mehr Boden gewinnt, so daß es offen ans Tageslicht tritt und sich über alle Schranken christlicher Sitte hinwegsetzt. Es wälzt sich wie eine zerstörende Flut über unser Volk, überall Verheerung anrichtend und Opfer fordernd, und bedroht besonders die Jugend, selbst die zarte Kindesseele. Man möchte glauben, ins Heidentum zurückversetzt zu sein, in jene Zeiten, von denen der hl. Apostel Paulus in seinem Briefe an die Römer ein überaus düsteres Bild entwirft. Der Verfall und Niedergang der guten Sitten ist in unseren Tagen um so beschämender, weil wir im Lichte des Christentums leben und weil die Anforderungen des göttlichen Gebotes und der guten Sitte allen bekannt sind; er ist um so schrecklicher und verhängnisvoller, weil die Pest der Unlauterkeit infolge der heutigen Mittel der Industrie und des Verkehrs viel weiter um sich greift, als es zur Zeit der heidnischen Römer der Fall war. Wenn sich Industrie und Presse förmlich in den Dienst des Lasters stellt, dann muß dasselbe zerstörend auf alle Schichten des Volkes wirken. Nicht bloß manche Theaterbühnen sind es, welche das sittliche Gefühl abstumpfen, die Leidenschaften wachrufen und öfters Zucht und Ehrbarkeit verhöhnen; sondern in unzüchtigen Ausstellungen bieten sich schamlose Bilder öffentlich den arglosen Augen dar, reizen die Sinnlichkeit und senken den gefährlichsten Giftstoff in die Herzen der Jugend ein. Ueberdies sorgen viele Tagesblätter und Zeitschriften, daß das Gift in weiteste Volkskreise und in die Familien getragen wird. Durch Wort und Bild suchen die Erzeugnisse einer schlechten Presse den niederen Trieben der gefallenen Menschennatur zu schmeicheln. Unter dem Vorwand von Aufklärung verlocken sie Unbefangene, führen dieselben aber in alle Geheimnisse des unlauteren Lasters ein. In Tausenden von Seelen wird auf solche Weise zuerst die Phantasie verdorben, dann das Schamgefühl untergraben und schließlich die Sklavenkette des Lasters geschmiedet.

Das Uebel ist so groß geworden, daß edel gesinnte Männer sogar im Parlamente gegen die Schamlosigkeit und sittlichen Verirrungen unserer Tage das Wort ergreifen mußten, und daß eine große Zahl Unserer Hochwürdigsten Mitbrüder in Hirtenbriefen gegen die um sich greifende Unzucht aufzutreten sich verpflichtet fühlte.

Woher kommt es nun, daß dieses Laster sich so breit gemacht hat? Wir haben bereits eine Quelle bezeichnet, welche der Er-

fahrung gemäß die niedere Sinnlichkeit reizt und zur Unlauterkeit führt, das ist die Unmäßigkeit. Andere Ursachen liegen in unseren sozialen Verhältnissen, in einer verweichlichten Erziehung, in der Schaffung und Befriedigung jeder Art von Sinnenreizen. Auch der Mangel an gesetzlicher Fürsorge gegen die Verbreitung des unlauteren Giftes trägt schuld, daß schamlose Bilder und Schriften geradezu Handelsartikel werden konnten.

Die Hauptschuld jedoch trägt der unchristliche, ja religionsfeindliche Geist, der seit vielen Jahren den Einfluß des Christentums und der Kirche auf das öffentliche Leben, auf die Gesetzgebung, auf Schule und Familie zu beseitigen sucht. Wenn eine gewissenlose Presse bei jedem sich bietenden Anlaß die katholische Kirche, deren Lehren und Gebräuche bekämpft, wenn sie auf religiöses Fühlen und Denken des Volkes keine Rücksicht nimmt, vielmehr die christlichen Grundsätze und göttlichen Rechte der Kirche leugnet und vom öffentlichen Leben ausgeschaltet wissen will, ja wenn sie sogar das Heilige verhöhnt, dann ist es nicht zu verwundern, daß der Glaube schwindet und eine Saat aufsproßt, welche an die schlimmsten Zeiten der gebildeten Heidenwelt erinnert. Und wenn ein organisiertes Neuheidentum, das von einem lebendigen Gotte nichts mehr wissen will und offen den Unglauben predigt, den Armen und Bedrängten den einzigen Trost nimmt, der sie aufrecht erhalten kann: die Hoffnung auf ein besseres Jenseits; wenn es die Predigt des Evangeliums als Betrug des Volkes darstellt und direkt zum Abfall von Gott auffordert, — dann ist es begreiflich, daß die niedersten Leidenschaften, die nur durch Glaube und Religion niedergehalten werden können, sich zur Herrschaft melden und in sinnlichen Genüssen jeder Art ihre Befriedigung suchen ....

Schützet euere Familien vor dem unsittlichen Schmutze, der in Büchern, Zeitschriften und Blättern unter das Volk geworfen wird. Mit Wort und Bild ist es darauf abgesehen, die niedrigste Sinnlichkeit zu reizen und in die Geheimnisse des Lasters einzuführen. Solchen Erscheinungen dürft ihr keinen Einlaß in euere Häuser gestatten; sie wären eine Pest für deren Bewohner. Weiset auch jene Bücher von euch, die zwar nicht geradezu schlecht genannt werden können, aber doch geeignet sind, die Einbildungskraft aufzuregen und jenen schlimmen Neigungen zu schmeicheln, die wir als Folge der Erbsünde in uns tragen!"

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Verständigung über die Reichsfinanzreform?

Einen hübschen Anlauf zur Verständigung über die Heranziehung des Besitzes hat die Subkommission des reichstäglichen Finanzausschusses gemacht. Die Sache erinnert an das Ei des Kolumbus. Das Problem stellte sich so: Der Besitz muß mit etwa 150 Millionen herangezogen werden, um für die Verbrauchssteuern von etwa 300 Millionen den sozialpolitisch gebotenen Ausgleich zu schaffen. Die für die Besitzbesteuerung vom Schatzsekretär vorgeschlagenen Formen (Nachlaßsteuer, fiskalisches Erbrecht usw.) sind aussichtslos. Die Einführung direkter Reichssteuern (wie sie die Liberalen fordern) ist aus Rücksicht auf die Selbständigkeit der Bundesstaaten und auf den Frieden im Reiche zu verwerfen. Wenn nun das Reich nicht selber den Besitz heranziehen kann, was bleibt da anders übrig, als den Einzelstaaten diese Aufgabe zu übertragen? Das heißt: man erhöht die Matrikularbeiträge und überläßt den Einzelstaaten die Heranziehung der besitzenden Klassen zu diesen Leistungen für den Reichsbedarf.

Die Subkommission hat sich nicht auf die Vereinbarung dieses Grundgedankens beschränkt, sondern auch Ausführungsvorschläge gemacht, die den Einzelstaaten das Joch leichter machen sollen. Diese sind noch nicht vollständig bekannt geworden. Doch ist die Richtlinie erkennbar durch die Tatsache, daß den Beschlüssen der Antrag Gamp zugrunde gelegen hat, der nach Vorschlägen des Abg. Herold vom Zentrum verbessert worden ist. Der Antrag Gamp war bekanntlich die Ausgestaltung eines Gedankens, der in Zentrumsblättern schon vorigen Herbst zur Diskussion gestellt war: Das Reich soll keine Vermögenssteuer ausschreiben, aber es kann eine Schätzung des steuerfähigen Vermögens in allen Bundesstaaten veranlassen. (Kleinere Vermögen, etwa bis 20,000 ℳ, bleiben außer Betracht.) Eine solche Schätzung ermöglicht ein Doppeltes: Erstens einen besseren Maßstab für die Matrikularumlagen anzuwenden als die bisherige Verteilung nach der Kopfzahl. Zweitens dem Einwand der Leistungsunfähigkeit zu begegnen. Die Dosierung wird dann ganz einfach und einwandfrei: wenn die Reichsgesetzgebung das Soll der Matrikularbeiträge ausschreibt, so ergibt die Division durch die Gesamtsumme des steuerfähigen Vermögens, wieviel „Reichspfennige" auf je 1000 Mark des Vermögens entfallen.

Die Beibehaltung und Veredelung des Systems der Matrikularbeiträge hat auch ihre konstitutionellen und budgettechnischen Vorteile. Nach dem geltenden Verfassungsrecht unterstehen die Matrikularbeiträge durchaus dem Bewilligungsrecht der Volksvertretung. Sie bilden einen beweglichen Faktor im Budget, der es ermöglicht, die Einnahmen durchaus dem wirklichen Bedarf an Ausgaben anzupassen. Bei neuen direkten Reichssteuern würden diese Garantien nur sehr schwer und vermutlich nicht vollständig zu erringen sein. Bei der vorgeschlagenen Umgestaltung ergeben sie sich von selbst. Das ist ein so einleuchtender Vorteil, daß sogar die freisinnige Vertretung in der Subkommission sich zustimmend verhielt.

Wird nun dieser Grund- und Eckstein der Verständigung verwertet oder verworfen werden? Zwischen Lippe und Kelchesrand ist noch eine große Distanz. Erst muß die Hauptkommission über den Vorschlag der Subkommission zu Gericht sitzen. Dann folgen zwei Lesungen im Plenum. Inzwischen wird nun aufs lebhafteste dagegen agitiert und gekämpft von der liberalen Presse, und zwar auch von der freisinnigen. Letzteres aus zwei Gründen: einerseits vom Gesichtspunkt des Blocks, weil der fragliche Vorschlag von den Konservativen und dem †††-Zentrum ausgegangen ist; anderseits aus dem Bestreben des Liberalismus, eine direkte Reichssteuer auf das Vermögen oder den Besitz durchzudrücken.

Die sog. Reichsregierung (Fürst Bülow und das Schatzamt) halten sich vorläufig in Reserve. Fürst Bülow hielt auf dem Festmahl des Deutschen Landwirtschaftsrates eine Rede, in welcher er zwar die Reichsfinanzreform im allgemeinen empfahl, aber sich nicht ausdrücklich wieder für die Nachlaßsteuer ins Zeug legte, wie er es in seiner letzten Reichstagsrede noch getan. Der Landwirtschaftsrat sprach sich dann auch trotz dem „agrarischen Reichskanzler" gegen die Nachlaßsteuer aus. Ebenso die nachfolgende Generalversammlung des Bundes der Landwirte. Letztere ging noch einen Schritt weiter und befürwortete geradezu den Vorschlag der Subkommission. Das macht freilich dem Fürsten Bülow die Entscheidung noch nicht leichter. Denn er muß auf die Blocklinke Rücksicht nehmen, mit der er sich leichtfertigerweise solidarisch gemacht hat, und nicht minder muß er mit der Willensmeinung der Bundesregierungen rechnen.

Die Minister der Einzelstaaten haben sich bisher fast durchweg gegen den weiteren Ausbau des Systems der Matrikularbeiträge erklärt. Sie schwärmen zumeist für die „reinliche Scheidung" zwischen den Reichs- und den Staatsfinanzen, weil sie dabei von Sorgen und Lasten befreit werden. Allerdings würde auch das Mitregierungsrecht im Reiche seine reale Grundlage verlieren. Man kann zugeben, daß das jetzt vorgeschlagene Auskunftsmittel nicht bequem ist, weder für die Regierungen der Einzelstaaten noch für die maßgebenden Parteien in deren Parlamenten. Auch bedeutet die Schätzung des Vermögens (oder gar des Einkommens) nach Reichsnormen einen gewissen Eingriff in die bundesstaatliche Häuslichkeit. Doch darf man bei der letzten Entscheidung nicht vergessen, daß das kleinere Uebel den Vorzug vor dem größeren verdient. Es ist eine zwingende Notwendigkeit, den Besitz zu den Reichslasten heranzuziehen. Geschieht das nicht auf dem Wege der veredelten Matrikularbeiträge, so bleibt nichts anderes übrig als die politisch höchst gefährliche Einführung von direkten Reichssteuern. Letztere werden von den zentralistischen (liberalen) Parteien mit großer Kraft angestrebt, während die föderalistischen Parteien (Zentrum und Konservative) den Vorschlag der Subkommission stützen.

Nachspiel zum Marokko-Abkommen.

Allzu viel Staat konnten wir freilich mit dem Marokko-Abkommen nicht machen; aber es war doch ein recht leidlicher Abschluß einer Periode von Sterilität und Unruhe. Der gute Eindruck, den diese Errungenschaft der neueren deutschen Politik machte, wurde aber leider beeinträchtigt durch einen von der Pariser Zeitung „Matin" veranlaßten Zwischenfall. Kaiser Wilhelm hatte an den deutschen Botschafter in Paris seine Anerkennung und seinen Dank für das gelungene Werk telegraphiert. Die Depesche kam in die Hände des „Matin", und die Redaktion fügte

zu dem Wortlaut der Kaiserdepesche noch angebliche Aeußerungen des Botschafters Fürsten Radolin, die dem Kaiser selbst das Hauptverdienst zuschrieben. Das gab Aufregungen, einerseits bei gewissen Eiferern, die einen „Rückfall in das persönliche Regiment" vermuteten, anderseits in der Bülowschen Kanzlei, wo man den Verdacht hatte, Fürst Radolin habe ohne Wissen des Chefs das Telegramm und den Kommentar an den „Matin" geliefert. Eine halbamtliche Erklärung stellte diese Tätigkeit des Botschafters in Abrede, aber der „Matin" hielt daran fest, daß er die Aeußerungen Radolins treu wiedergegeben habe. Anscheinend ist der Hergang so gewesen, daß der Kaiser in offener Sprache (ohne Chiffre) an den Botschafter telegraphiert hat, daß dieses Telegramm von einem französischen Beamten dem „Matin" zugesteckt worden ist und dann der Botschafter auf die Anfrage eines von dem Telegramm bereits unterrichteten Redakteurs sich im Sinne der kaiserlichen Friedenspolitik ausgesprochen hat. Wenn es dem Fürsten Bülow nicht gefiel, daß der Kaiser ohne sein Vorwissen an den Botschafter telegraphierte, so hätte er diesen Punkt wohl ohne Behelligung der Oeffentlichkeit zur Sprache bringen können. Jedenfalls hätte man nach Kräften vermeiden sollen, die Mängel an Einheitlichkeit und Ruhe im deutschen Dienst wieder einmal den fremden Augen sichtlich zu machen. Nebenbei verstehen wir auch nicht recht, warum Fürst Bülow bei der Rede auf dem obenerwähnten Gastmahl öffentlich sich selbst bescheinigen mußte, daß **er** die Formel des Abkommens gefunden habe.

Russische Quertreibereien.

Die Friedenszuversicht war in sehr erfreulicher Weise gestiegen, insbesondere durch den Verlauf des Besuches des Königs Eduard in Berlin, dessen günstiger Eindruck durch die Thronrede zur Eröffnung des englischen Parlaments noch verstärkt wurde. Es schien als schwarzer Punkt nur die revolutionäre Krisis in **Persien** übrig zu bleiben, dessen weite Entfernung tröstlich wirkte. Jetzt aber stehen wir wieder in neuen Besorgnissen, und die Schuld daran trägt die unruhige und hinterhaltige Politik Rußlands.

Eines schönen Tages hieß es, Rußland, Frankreich und England hätten bereits das Königtum Bulgarien anerkannt. Ein solcher Schritt wäre eine Rücksichtslosigkeit gegen Deutschland und seine Verbündeten gewesen, die zu einer schweren Spannung zwischen den zwei europäischen Mächtegruppen hätte führen müssen. Zugleich wäre die Verständigung zwischen der Türkei und Bulgarien gefährdet worden. Glücklicherweise erwies sich diese Nachricht zu zwei Dritteln oder noch etwas mehr als falsch. England und Frankreich waren auf dem korrekten Wege geblieben; aber Rußland hatte plötzlich das Bedürfnis gefühlt, durch eine indirekte Anerkennung das Prävenire zu spielen und sich bei den Bulgaren als maßgebenden Patron zu insinuieren. Ferdinand von Bulgarien wurde eingeladen, offiziell an den Beisetzungsfeierlichkeiten für einen verstorbenen Großfürsten in Petersburg teilzunehmen, und dabei wurde er mit königlichen Ehren als „Majestät" nach allen Regeln des Zeremoniells empfangen, ja sogar noch über das gewöhnliche Maß vom Zaren ausgezeichnet. Man merkte gar zu deutlich die Absicht, und man wurde sehr verstimmt in Konstantinopel, ziemlich verstimmt in London und etwas verstimmt in Paris. Wer noch daran gezweifelt hatte, daß der pfiffige Vorschlag wegen der finanziellen Schiebung von Herrn Iswolsky weniger aus Friedensliebe als aus dem Streben nach russischer Präponderanz hervorgegangen war, der wird jetzt den erfindungsreichen Eigennutz der russischen Politik erkannt haben. Hoffentlich verdreht die antezipierte „königliche Ehrung" den Bulgaren nicht so arg den Kopf, daß die Verhandlungen mit der Türkei Schaden leiden. In Konstantinopel wird man freilich die Enthüllung der wahren Gesinnung Rußlands nicht so leicht vergessen. Für uns hat die Sache auch eine etwas hellere Seite: man sieht nämlich, daß es mit der englisch-russischen Entente doch nicht so weit her ist.

Eine dringendere Gefahr liegt in der zweiten Erscheinung, daß Rußland auch in der beschwichtigenden Einwirkung auf **Serbien** einen bedenklichen Sonderweg eingeschlagen hat. Die anderen Mächte wären zu einer gemeinsamen Verwarnung der tumultuierenden Serben bereit gewesen; aber Rußland stellte die hinterlistige Bedingung, daß nicht bloß in Belgrad, sondern auch in Wien eingewirkt werden soll. Ein schreiendes Unrecht gegen Oesterreich-Ungarn, wenn man es mit dem tollen Serbien auf eine Stufe stellen will, während doch die habsburgische Monarchie gegen die unerhörten und andauernden Herausforderungen des kleinen Nachbarn eine wahre Engelsgeduld bewiesen hat. Nebenbei auch eine materielle Opferwilligkeit im Interesse des Friedens, da die Bereitschaft zur Abwehr ihr ungeheure Kosten und Lasten für die Mobilhaltung an der Grenze auferlegt. Oesterreich hätte mit vollstem Recht schon seit Monaten ein Ultimatum an Serbien richten können. Wenn es schließlich doch noch zu einem Ultimatum und zu einer Strafexpedition nach Belgrad kommen sollte, so würde die Schuld auf Rußland fallen, das den gemeinsamen Schritt der Mächte in Belgrad durch seinen kecken Antrag auf gleichzeitige Vorstellung in Wien vereitelte. Alles um das bißchen Sympathie bei den Balkanslawen! Die russische Politik wäre bei aller Häßlichkeit doch wenigstens zweckmäßig, wenn es wirklich auf einen Krieg wegen der Balkaninteressen lossteuerte. Aber eine solche Absicht kann man doch der Regierung eines Volkes, das unter einer sehr frischen Niederlage und der Zerrüttung seiner militärischen und finanziellen Hilfsmittel noch so schwer leidet, vernünftigerweise nicht zutrauen. Ein russischer Angriff auf Oesterreich wäre geradezu Wahnsinn, solange nicht eine andere Großmacht sich solidarisch beteiligt. Dann aber müßte natürlich Deutschland zugunsten Oesterreichs eingreifen.

Uebrigens ist hier eine treffliche Gelegenheit für **England**, seine Friedensliebe einmal durch eine große Tat, nämlich durch energisches Eintreten **gegen** die russische Kriegspolitik, rühmlich zu bekunden.

Die Reichsfinanzreform in der Kommission.

Von Regierungsrat Speck, Mitglied des Reichstags.

IV.

Die Steuerkommission hat ihre Sitzungen bis auf weiteres vertagt und eine Subkommission eingesetzt, welche in vertraulicher Weise, mit Ausschluß der Oeffentlichkeit, über die Frage der Heranziehung des Besitzes bei der Reichsfinanzreform Beratungen pflegen soll. In dieser Tatsache spiegelt sich die **Unfähigkeit der Blockmehrheit**, den verfahrenen Karren mit eigener Kraft ohne fremde Hilfe aus dem Sumpfe zu ziehen. Alle bisherigen Verhandlungen unter den Blockparteien haben mit einem negativen Resultate geendigt, die derzeitige Reichstagsmehrheit findet aus sich heraus nicht die Kraft, diese wirklich „nationale" Frage einer gedeihlichen Lösung zuzuführen. Allerdings stellt die letztere auch andere Anforderungen als die glatte und bedingungslose Bewilligung der Regierungsforderungen auf dem Gebiete der Ausgaben. Schon ist es so weit gekommen, daß die „Münchner Neuesten Nachrichten" sich unterm 16. Februar in Form eines „Privattelegramms" aus Berlin den Notschrei einer verzweifelten liberalen Brust drahten lassen, in welchem die Regierung beschworen wird, doch in dieser schwierigen Situation die Initiative zu ergreifen. Aus Abgeordnetenkreisen wird hier der dringende Wunsch ausgesprochen, daß jetzt der Reichskanzler selbst an den Sitzungen der Kommission teilnehmen und persönlich in die Verhandlungen eingreifen solle, da man zu seiner Autorität das höchste Vertrauen habe. Ob er wohl kommen wird? Und ob wohl diese liberale Mannesseele der „M. N. N." wirklich kein Gefühl dafür hat, auf welch niedriges Niveau mit diesem Verlangen nach einem Eingreifen des Reichskanzlers die Tätigkeit des Parlaments herabgedrückt wird? Wo solche Dinge möglich sind, darf sich allerdings die Volksvertretung nicht wundern, wenn ihr vom obersten Beamten des Reichs gelegentlich die Verantwortung für ihre Beschlüsse abgesprochen wird, darf sich aber auch das deutsche Volk nicht wundern, daß das Ansehen seines Parlaments an den maßgebenden Stellen im Reiche tatsächlich immer mehr im Schwinden begriffen ist. Nichts mehr und nichts weniger als die vollständige **Bankerotterklärung des Parlaments** liegt in diesem Ruf nach der Regierungshilfe, und es ist fürwahr ein betrübendes Zeichen politischer Dekadenz, daß ein sich „liberal" nennendes Blatt diesem Notschrei seine Spalten geöffnet hat. Kein Wunder, daß der Liberalismus immer mehr, trotz seiner verzweifelten Anstrengungen, den Boden unter den Füßen verliert.

Wenn man in diesem Augenblick einen Vergleich anstellt zwischen den finanzpolitischen Leistungen des früheren Reichstags in den Jahren 1904 und 1906 und denjenigen der Blockära, so muß dieser Vergleich für jeden objektiv Urteilenden zugunsten der früheren, wenn auch damals vielgeschmähten Reichstagsmehrheit ausfallen.



Seit Anfang Dezember des vorigen Jahres ist die Steuerkommission bereits an der Arbeit, das positive Ergebnis der ganzen bisherigen Tätigkeit ist aber immer noch gleich Null. Man müßte denn als eine besondere Leistung die Tatsache betrachten, daß die Kommission bei Gelegenheit der Anwesenheit verschiedener einzelstaatlicher Finanzminister zum dauernden Andenken an ihre verdienstvolle Tätigkeit sich hat — photographieren lassen, wobei sie aber doch auch nur eine wesentlich passive Rolle zu spielen hatte. Die liberalen Blätter versuchen ja es so darzustellen, als ob die bisherige Unfruchtbarkeit der Kommissionsarbeit einzig und allein auf die bösen Umtriebe der anderen Parteien zurückzuführen wäre. So schreibt z. B. ein Blatt:

„Mit jedem Tage der Verzögerung mehren sich die Treibereien und Intrigen jener Parteien, die das größte Interesse an einem Scheitern der Reform haben, weil damit sowohl der Block wie auch der Reichskanzler unterliegen."

Als ob andere Parteien in der gegenwärtigen schwierigen Situation nichts Besseres zu tun hätten, als auf die Sprengung des Blocks und den Sturz des Fürsten Bülow hinzuarbeiten! Es häufen sich nachgerade solche Zeichen politischen Verfolgungswahns in den Spalten der Blockpresse. Daß irgend eine Partei ein Interesse habe an dem Scheitern der Reform, ist etwas durchaus Neues. Nicht einmal die Sozialdemokratie vermöchte aus einem solchen Ausgang der Dinge großen Nutzen zu ziehen und diese hat deshalb bisher in der Kommission positiv mitgearbeitet und Schulter an Schulter mit den Liberalen für eine Reichseinkommen- bzw. Vermögenssteuer und für eine recht hohe Erbschaftssteuer gekämpft. In letzterem Punkte wurden sie allerdings von dem Steuereifer der Linksliberalen noch weit übertroffen. Denn während die Sozialdemokraten bei großen Erbanfällen an Nichtverwandte „nur" 48 Prozent des Wertes erheben wollten, schlug Abg. Müller-(Meiningen) eine Steuer von nicht weniger als 62½ Prozent vor. Und was das Zentrum betrifft, so hat es durch die ganze Tätigkeit seiner Vertreter in der Steuerkommission doch wohl zur Genüge bewiesen, daß es sich seiner Verpflichtung zur Mitarbeit an diesem schwierigen Werke und seiner Aufgabe als einer — trotz aller Verdächtigungen der Gegner — wirklich „nationalen" Partei sehr wohl bewußt ist. Aber dafür, daß die Blockmehrheit in dieser kritischen Situation vollständig versagt hat und ohne die Zuchtrute ihres Herrn und Meisters nicht mehr auskommen zu können glaubt, darf man doch wahrlich das Zentrum nicht verantwortlich machen.

Die pièce de résistance der ganzen Finanzreform bildet die Lösung der Frage, in welcher Form bei Durchführung derselben der Besitz entsprechend heranzuziehen ist. Daß der gesamte Mehrbedarf nicht ausschließlich durch Belastung des Massenkonsums aufgebracht werden kann, steht fest. Selbst die Konservativen, bei welchen zu Anfang offenbar Neigung bestand, diesen letzteren Weg einzuschlagen, haben sich von der Ungangbarkeit desselben überzeugt. Alle Parteien sind nun in dem Punkte einig, daß der Besitz herangezogen werden muß, über das „wie?" gehen aber die Ansichten noch sehr weit auseinander. Die Regierungsvorlage schlägt zu diesem Zwecke die Einführung einer neben der Reichserbschaftssteuer zu erhebenden Nachlaßsteuer vor, durch welche zusammen mit der Vorlage betr. das Erbrecht des Staates ein Erträgnis von ungefähr 90 Millionen für die Reichskasse erzielt werden sollte. Was nun diese letztere Vorlage betrifft, so hat sie ein verhältnismäßig günstiges Schicksal bei der ersten Lesung in der Kommission gefunden. Durch den betr. Gesetzentwurf soll das Intestaterbrecht von den Erben dritter Ordnung (Abkömmlinge der Großeltern) an ausgeschlossen werden und an den Fiskus der Einzelstaaten übergehen, der die betr. Erbschaften gegen entsprechende Vergütung zu versilbern und den Erlös an das Reich abzuliefern hätte. Auf diese Weise wäre also schon das Intestaterbrecht zwischen Geschwisterkindern aufgehoben, und zu allem Ueberfluß sollten die Großeltern nur die Rechte der Vorerben, d. h. der Nutznießer haben, nach deren Tode das Erbe dem Fiskus zufallen sollte.

Zentrum und Konservative machten gegen das in dieser Vorlage zutage tretende Konfiskationsprinzip entschieden Front, während die Sozialdemokraten ebenso warm für die Vorlage eintraten. Bedeutet dieser Gesetzentwurf doch den ersten Schritt zur Verwirklichung ihres Programmsatzes von der Verstaatlichung alles Privateigentums. Neben den Sozialdemokraten gehörten noch die liberalen Parteien zu den Befürwortern der Vorlage. Käme dieses Gesetz zustande, dann würde die Folge sein, daß jeder, der hierzu irgend in der Lage ist, eben ein Testament errichtet und auf diese Weise das fiskalische Erbrecht ausschließt. Der finanzielle Effekt würde sich dann wohl in der Hauptsache auf solche Fälle beschränken, in welchen die Testamente wegen irgend eines Formfehlers ungültig sind. Von Zentrumsseite wurde aber auf das direkt Unmoralische des Gedankens hingewiesen, daß der Reichsfiskus finanziellen Gewinn ziehen soll aus der in den meisten Fällen verzeihlichen und entschuldbaren Gesetzesunkenntnis der Testamentsverfasser oder aus dem Umstand, daß ein Erblasser wegen Minderjährigkeit oder körperlicher Unfähigkeit nicht in der Lage war, ein rechtsgültiges Testament zu errichten. Von allen Steuervorschlägen mußte gerade dieser doch am meisten überraschen; er ist nur erklärlich aus dem Bestreben, unter allen Umständen Geld zu schaffen, mag es kommen, woher es wolle! Non olet! Und fast hat es den Anschein, als ob man dem Grundsatz „Der Zweck heiligt die Mittel", den man so gerne anderen vorzuwerfen beliebt, in dem löblichen Bestreben, Mittel zu beschaffen, doch im Reichsschatzamt bedenklich nahe gekommen wäre.

Artikel I Ziff. 1 dieses Gesetzentwurfs wurde mit 15 gegen 13 Stimmen in der Kommission angenommen; ein Mitglied hat aber nachträglich erklärt, daß seine bejahende Abstimmung auf unrichtigen Voraussetzungen beruhte und daß es in zweiter Lesung gegen Ziff. 1 stimmen werde. Unter diesen Umständen war an der Abstimmung zwar nichts mehr zu ändern, Ziff. 1 hätte aber als mit Stimmengleichheit abgelehnt zu gelten. Die Weiterberatung des Gesetzentwurfs erwies noch klarer seine Unhaltbarkeit, und nach Ablehnung einiger Abschwächungsanträge ging er als Torso aus der Beratung hervor, der in dieser Form unter keinen Umständen eine Mehrheit im Reichstag finden würde: ein abschreckendes Beispiel einer Methode, wie man die Finanzen nicht reformieren soll.

Sr. Apostolischen Majestät Geheimer Rat Exzellenz Kossuth.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

II.[1])

Der Verlust der 200,000 K „Hunnia-Tarnoczy" schmerzte den sehr ehrenwerten Herrn Kossuth um so mehr, als ihm nun die Mittel zu seinen Lebemannpassionen fehlten. Er mußte daher auf Ersatz bedacht sein. In Kisten wohlverpackt, hatte Kossuth die Memoiren seines Vaters mit nach Ungarn gebracht. Wenn diese in unrechte Hände kämen — ließ er verbreiten — könnte es nette Skandale geben. Der schlaue Wekerle wußte Bescheid: 200,000 K Kaufpreis des Staates für diese Schriften, zahlbar in fünf Jahresraten zu 40,000 K. Die erste Rate wurde noch im Budget für 1895 untergebracht beim Kapitel VI, Titel 22: „Nationalmuseum, Handschriftensektion, Ergänzungen 40,000 K." Nach außen wurde der Kauf damit begründet, man müsse verhindern, daß handschriftliche Urkunden zur ungarischen Geschichte ins Ausland verkauft würden. Kossuth bekam — damals war schon Baron Banffy Ministerpräsident und Graf Albin Csaky Unterrichtsminister — die ganze Summe von 200,000 K auf einmal ausbezahlt. Dieser ganze Schacher, den man im Budget des Unterrichtsministeriums so schön verschleiert hatte, wäre nie ruchbar geworden, wenn Kossuth sich nicht geweigert hätte, die Stempelgebühren, 1262 K, für den Kaufvertrag zu zahlen. Dieser wurde auch noch in die Schlußrechnung für 1895 eingesetzt und vom Staatsrechnungshofe bemängelt.

Das Charakteristische dieses Geschäftes kommt aber erst. In dem Kaufvertrage hatte sich Kossuth ausbedungen, daß die Kisten, in denen er den Nachlaß seines Vaters dem ungarischen Nationalmuseum verkaufte, erst nach 50 Jahren geöffnet werden dürften. Man begreift diese Vorsicht, wenn man bedenkt, daß Kossuth seither bis in die jüngste Zeit aus dem Schriftennachlaß seines Vaters ganze Bände veröffentlicht hat und damit ein sehr gutes Geschäft machte. Kossuth hat also jedenfalls wertvolle Handschriften seines Vaters für sich zurückbehalten, und es gibt genug Politiker in Ungarn, welche behaupten, in den 13 vernagelten Kossuthkisten befänden

[1]) Vergl. „Allgem. Rundschau" Nr. 7.



sich nur „Reliquien", d. h. alte Kleider des verstorbenen Revolutionshelden.[2])

Ein anderes Geschäft zeigt, wie hoch Kossuth persönlich in Ungarn geachtet wird. Der Abgeordnete Paul Hoitsy, jetzt Vizepräsident der Unabhängigkeitspartei, der zu dieser Partei gehörende damalige Abgeordnete Ludwig Csavolszky und die beiden englischen Spekulanten James Langerman und Edward Hammond kauften am 6. September 1896 im Alsoseherer Komitate von der Grubengesellschaft „St. Andreas" eine auf 12,000 K bewertete Goldgrube um 60,000 K; am 19. November desselben Jahres wurde daraus eine „Goldgruben-Aktiengesellschaft Fortuna" mit 2 Millionen Grundkapital, eingeteilt in 80,000 Aktien zu je 25 K (1 Pfund Sterling), gemacht. Von diesen Aktien übernahm Langerman 60,000 Stück, Hammond 19,990 Stück und in die restlichen 10 Stück teilten sich Csavolszky, Hoitsy und Graf (!) Geza Festetics. Diesen Mann mit einem historischen Adelsnamen hatte man nötig, um einen wohl nur in Ungarn möglichen Gaunerschwindel ins Werk zu setzen, denn mit diesem Namen lockte man noch folgende Männer ins Präsidium der „Fortuna": Fürst Otto Batthyanyi und Graf Nikolaus Berchtold. Ausgestattet mit diesen drei glänzenden Adelsnamen sollten nun, nachdem man einen Teil der Aktien, für welche tatsächlich kein Kreuzer eingezahlt worden war, in Ungarn an den Mann gebracht hatte, 60,000 Aktien auf dem Londoner Markt untergebracht werden. Als Agenten für dieses ehrenvolle Geschäft engagierte man — Franz Kossuth, der auch sofort nach London abreiste. Da die beiden Engländer fürchteten, daß der Schwindel zu früh aufkommen werde, verdufteten sie mit dem bisher eingegangenen Gelde. Kossuth kehrte betrübt aus London zurück, mußte sich die Reise selbst zahlen: diesmal war er der Gefoppte. (Die Aktiengesellschaft hatte die Frechheit, dem Gerichte am 3. April 1897 eine Bilanz vorzulegen, in welcher die 2 Millionen als wirklich vorhandenes Grundkapital eingetragen waren. Die famose Goldgrube warf 1897: 1230 K, 1898: 5432 K, 1899: 682 K Goldausbeute ab. Dazu ist wohl für jeden Leser ein Kommentar überflüssig.)

Das für die Papiere seines Vaters erhaltene Geld war bald verbraucht: Schulden in Italien und ein fürstliches Schwelgerleben, welches das jetzt so peinliche Zipperlein verursacht haben dürfte, hatten es verschlungen. Um sich ein größeres Einkommen zu verschaffen, trat Kossuth mit 6000 K Jahresgehalt bei der amerikanischen „Equitable" ein, die nun mit seinem „berühmten" Namen den einheimischen Versicherungsgesellschaften Konkurrenz macht. Aber warum sollte er seine Kenntnisse als „Versicherungstechniker" nur bei dieser einen Gesellschaft fruktifizieren? Der Jude Moritz Ronai, Beamter der „Franco-Hongroise", fühlte das Zeug in sich, selbst so eine Gesellschaft zu gründen, und bereitwillig — oder soll man sagen: gierig? — bot Kossuth auch dazu seinen historischen Namen als Lockmittel an. Man gründete also 1895 am 20. April die „Allgemeine Heimische Versicherungsaktiengesellschaft". Die Aktienzeichnungen wurden zum größten Teil gefälscht; die meisten „Aktionäre" haben nie unterschrieben, die Namen sind zum Teil sogar fingiert. Kossuth, der kein Geld mehr besaß, zeichnete auf dem 9. Bogen 50 Aktien zu 10,000 K, auf dem 71. Bogen 100 Aktien zu 20,000 K, auf dem 72. Bogen 250 Aktien zu 50,000 K. Eine Valuta dafür erlegte er nie! Aber seine Hausierer suchten Gimpel für diese Aktien in der Provinz und legitimierten sich mit eigenhändigen Empfehlungsschreiben Kossuths!! Aehnlich zeichneten seine Juden Ronai, Dr. Rosenberg, Samuel Visontai und Ignaz Helfy Hunderte von Aktien, für die sie keinen Kreuzer Geld erlegten. Nicht weniger als 5126 Aktien waren auf fingierte Namen eingetragen!! Diese „Heimische" durfte natürlich das Fach der Lebensversicherung nicht pflegen, für welches Kossuth ja bei der „Equitable" bezahlt wurde; ja, Franz Kozma, der schon 1895 in einer von der Presse totgeschwiegenen Broschüre (Kossuth weiß gut, wie man das macht) den ganzen Schwindel ans Licht brachte, spricht die Vermutung aus, daß hinter der „Heimischen" die „Equitable" stecke, die in Ungarn stark in Verruf geraten sei. — Die Bilanz des ersten Geschäftsjahres wies einen Reingewinn von 179,176.60 K aus. Man machte Kossuth aufmerksam, daß die Bilanz gefälscht sei. Trotzdem unterschrieb er die Bilanz. Aus dem gefälschten Bilanzgewinn bezog Kossuth sogar noch seine Tantiemen und 8000 K Direktorgehalt!! In der Generalversammlung wurde die gefälschte Bilanz öffentlich genehmigt. Kossuth reiste mit seinem Rebach nach Italien, und noch während seiner Reise brach das mit verbrecherischem Leichtsinn geführte Schwindelunternehmen zusammen.

Kossuth wurde telegraphisch zurückberufen. Er kam. Um jeden Preis mußte sein Name gerettet werden. Nach vielen vergeblichen Bittgängen fand er Hilfe bei Ormodi, dem Direktor der „Ersten ungarischen allgemeinen Versicherungsgesellschaft", welche Kossuth und Ronai in ihren Prospekten der „Heimischen" tüchtig mitgenommen hatten; aber er erhielt die Hilfe erst, als er auf den Knieen Abbitte getan und Ormodi seinen ganzen politischen Einfluß zur Verfügung gestellt hatte. Mit 1'994,400 K rettete Ormodi die „Heimische" und den „historischen Namen" Kossuths. Jetzt kam man auch dem ganzen Schwindel auf die Spur. 1897 gab es einen Bilanzverlust von 595,842 K, 1898 von 1'211,798 K, zusammen fast 2 Millionen, also das ganze Grundkapital, welches allerdings nie eingezahlt worden war. Man kam auf allerlei Unterschlagungen, Fälschungen usw., und Ormodi brauchte Jahre, um das Institut einigermaßen aktiv zu machen. Ronai hatte sich als Generaldirektor 106,000 K angewiesen, 400,000 K waren für „Organisation" verbucht, Riesensummen waren gegen gefälschte Quittungen für Hagelschäden in Gegenden ausgezahlt, wo gar kein Hagelschlag gewesen war, und dergleichen mehr. Trotz alledem blieb Kossuth Präsident mit 8000 K Jahresgehalt. Später folgte ihm in der Würde sein Schwager Graf Alexander Benyovsky; trotzdem aber bezog Kossuth, dessen Bild auf den Reklameschildern prangt, die 8000 K weiter, ja sie wurden ihm 1906 und 1907 sogar während seiner Ministerschaft ausgezahlt. Ormodi bewies er seine Dankbarkeit dadurch, daß er ihm die Erhebung in den Adelstand verschaffte.[3])

[2]) Der liberale Abgeordnete Ludwig Hentaller, Direktor der Landesversicherungsanstalt, hat seinen großen Freund Kossuth kopiert, indem er „Achtundvierziger-Reliquien" dem Staate um 40,000 K anhängte.

[3]) Die Wiener „Reichspost" stellt in Nr. 49 vom 18. Februar fest, daß niemand geringerer als der Exjustizminister Geza Polonyi, den ich in diesen Blättern seinerzeit porträtiert habe, von Kossuth ersucht worden sei, ihm zur Ausforschung der „Reichspost"-Artikel behilflich zu sein. Polonyi betraute mit dem unsauberen Bestechungsgeschäft den Oberinspektor Dr. Aurel Szalaghi (vergl. „Allgemeine Rundschau" Nr. 8), der sich ja als Intimus Polonyis in dessen Prozeß gegen den Abg. Lengyel als Entlastungszeuge hervorgetan hatte. Die Aufdeckung dieses Bestechungsversuches hat selbst jene magyarischen Blätter stutzig gemacht, welche bisher die Enthüllungen der „Reichspost" mit den gemeinsten Schimpfereien als Lügen bezeichneten. „A Nap" (Der Tag) telegraphierte an Dr. Szalaghi, er solle sich doch äußern und die „Reichspost" Lügen strafen, und erhielt folgende charakteristische Antwort: „Im allgemeinen kann ich mich jetzt über die Veröffentlichungen der „Reichspost" nicht äußern. Vorderhand behalte ich mir das Recht vor, mich über diese Enthüllung überhaupt nicht zu äußern. Es ist möglich, daß ich schon in nächster Zeit vor einem Preßprozeß stehe, und deshalb will ich weder im eigenen Interesse, noch im Interesse der Sache selbst (!) mich äußern." („A Nap" vom 17. Februar.) Das sieht einem Schuldbekenntnis ähnlich wie ein Hühnerei einem Hennenei. Von allen magyarischen Blättern hat nur die sozialdemokratische „Nepszava" die „Reichspost"-Enthüllungen ihren Lesern mitgeteilt.

Dunkle Tage.

Es gibt Tage, da bin ich der Sonne gram,
Da muß ich dem hellen Licht entfliehn;
Ihr Schimmer macht mir das Herz so schwer,
Da geht mein Sehnen zum Dunkel hin,
Hin nach der Nacht mit dem schweigenden Blick
Und mit dem großen, stillen Versteh'n.
Sie legt den Schleier so sanft auf mein Leid
Und läßt mich ihr heiliges Mitleid seh'n. — —

Es gibt Tage, da ist mir die Welt so fremd,
Da hass' ich der Menschen eintöniges Wort;
Es will meine Seele pilgern gehn,
Zu einsamen Fernen zieht's mich fort,
Fort zu den Ewigkeiten so weit —
Sie bringen dem Heimatlosen Ruh
Mit ihrer Größe, mit ihrem Ernst,
Und führen mich wieder dem Lichte zu. — —

Hans Gesold.

Ist das Brettl-Milieu hoffähig?

Von Dr. Otto von Erlbach.

An verantwortlichen Stellen des Königlichen Hofes in Stuttgart scheint man in der jüngsten Zeit die Presse sehr unaufmerksam verfolgt zu haben. Aber auch auf anderem Wege hätte bei der verhältnismäßig geringen Entfernung zwischen Stuttgart und München eine Ahnung von der scharfen moralischen Verurteilung des Brettlunwesens durch ein Münchener Gericht an den Stuttgarter Hof durchsickern müssen. Oder sollte die tendenziös gefärbte Berichterstattung gewisser libertinisch gesinnter Blätter den maßgebenden Stellen einen falschen Begriff von der Tragweite eines Richterspruches suggeriert haben, der in allen Lagern von der „Partei der anständigen Leute" mit so großer Genugtuung aufgenommen worden ist? Sei dem, wie ihm wolle! Tatsache ist, daß ein liberales Blatt, das an süddeutschen Höfen auch heute noch ein gewisses Ansehen genießt, die „Allgem. Zeitung", erst am 6. Februar (Nr. 6, S. 129 f.) in einem von Alfred Frhrn. v. Mensi persönlich gezeichneten Artikel den Urteilsspruch in Erinnerung brachte, wonach „die Darbietungen der zwei genannten Theater nach Aussage der meisten Zeugen und Sachverständigen kaum von künstlerischem Wert, dafür aber stark unsittlich seien".

Kaum acht Tage nachher war in Münchener Blättern eine Reklamenotiz des „Kleinen Theaters" zu lesen, wonach an dessen Direktion der Auftrag ergangen sei, aus seinem Ensemble eine Vortragskünstlerin zur Verfügung zu stellen, die am 20. Februar bei einer vor Sr. Majestät dem Könige in Gegenwart des jugendlichen Kronprinzen von Sachsen zu veranstaltenden Soiree aufzutreten habe. Die namhaft gemachte Person bleibt für uns aus dem Spiele. Es handelt sich lediglich um das augenblickliche Renommee des Brettls, zu dessen Milieu sie gehört. Aber auch das „Intime Theater" glaubte sich in einem so kritischen Augenblicke in der Gunst des württembergischen Königshofes sonnen zu dürfen, denn am 16. Februar war in Münchener Blättern, z. B. im General-Anzeiger der „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 76), nachstehende Reklamenotiz zu lesen:

„Intimes Theater. Joseph Schäfer wird am 20. Februar in einer Soiree vor dem König von Württemberg und dem Kronprinzen von Sachsen in Stuttgart als Jeremias Jammermeyer auftreten."

Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die beiden angeblich so hoch geehrten Brettl diese Reklamenotizen nicht völlig aus den Fingern gesogen haben können. Daran ändert auch die von absolut zuverlässiger Seite verbürgte Tatsache nichts, daß der Kgl. Kabinettschef in Stuttgart die Erklärung abgegeben hat, die Notiz der „Münchner Neuesten Nachrichten" sei „unrichtig", es sei nicht wahr, daß der Schauspieler Joseph Schäfer vor Sr. Majestät spiele.

Es wird noch der Aufklärung bedürfen, welche Stelle dem Kleinen Theater und dem Intimen Theater das Recht oder einen Schein von Recht gegeben hat, mit Reklamenotizen zu prunken, die gerade in dem jetzigen Zeitpunkte die Wirkung eines öffentlichen Aergernisses für weite Kreise der Bevölkerung haben mußten. Eine Reklamenotiz wie die oben zitierte der „Münchner Neuesten Nachrichten" könnte auch dazu zwingen, eine Strafkammerverhandlung, die vor einigen Jahren in München stattfand, ins Gedächtnis zurückzurufen. Man sollte den Protest nicht förmlich herausfordern.

In Stuttgarter Hofkreisen scheint man weder von der Münchener Schöffengerichtsverhandlung einen rechten Begriff gehabt zu haben, noch auch zu ahnen, daß gegen das Intime Theater in zweiter Instanz das Verfahren wegen Konzessionsentziehung schwebt, während das Kleine Theater nicht lange nach dem Prozeß wegen einer höchst anstößigen Szene (in dem Stücke „Baby") polizeilich beanstandet werden mußte.

In der „Allgemeinen Rundschau" wurde bereits erwähnt, daß vorwiegend im Interesse des Intimen Theaters ein anonymes Pamphlet unter dem Titel „Kabarett und Moral" erschienen ist, welches den Redakteur der „Kleinen Presse", L. Bauernfreund, zum Verfasser hat.[1] Dieser ist auch, wie wir hören, der Sachwalter des Intimen Theaters im Konzessionsentziehungsverfahren. Wegen der gegen den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" geschleuderten verleumderischen Beleidigungen ist Injurienklage gegen ihn eingeleitet.

Im zweiten Teile des Pamphlets spielt die Hoffähigkeit der Brettlbühnen im allgemeinen und des Intimen Theaters im besonderen eine große Rolle. Da heißt es z. B.: „Denn kein Geringerer als der Deutsche Kaiser und der König von Württemberg haben sich schon an Kabarettdarbietungen ergötzt, und ich meine, sie brauchten hinter der Sitte und Moral der Kausen-Weigl-Lembert und Zugehörigkeit nicht zurückzustehen." Die Bezugnahme auf den Deutschen Kaiser ist doppelt geschmacklos, nachdem die ganze deutsche Presse von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken an den nicht vom Kaiser, sondern vom Fürsten zu Fürstenberg veranstalteten Kabarettvorstellungen in den verhängnisvollen Tagen von Donaueschingen den ärgsten Anstoß genommen hat.

Im Zusammenhang mit den oben erwähnten jüngsten Reklamenotizen vom Stuttgarter Hofe steht der nachstehende Passus des Pamphlets, der wörtliche Wiedergabe verdient:

„Ich habe des Königs von Württemberg Erwähnung getan, weil jener bekanntlich ernste Souverän gleichwohl anläßlich des Auftretens des Intimen Theater-Ensembles im Kgl. Wilhelma-Theater in Stuttgart gerade die Mary Irber unter Begleitung des musikalischen Leiters des Intimen Theaters Bela Lasky zu einer Separatvorstellung vor der ganzen Hofgesellschaft einladen ließ, darin sie neben ihrem Repertoire die von den Sittenschnüfflern als prominenteste Sittenstörung bezeichnete Szene „Rasse" von Robert Heymann unter eminentestem Beifall zur Darstellung brachte."

Am Königlichen Hofe zu Stuttgart wird eine derartige Reklame kaum angenehm empfunden werden. So ist es jedenfalls nicht gemeint gewesen! Auch scheint — nach den an anderer Stelle derselben Schmähschrift zitierten Berichten Stuttgarter Blätter aus dem Jahre 1905 zu schließen — diese „Separatvorstellung" schon vor fast drei Jahren stattgefunden zu haben, und es ist gänzlich ausgeschlossen, daß selbst eine Mary Irber damals Schamlosigkeiten gewagt haben könnte, wie sie im Urteile des Münchener Schöffengerichts mit überzeugender Schärfe gegeißelt werden. Vielleicht ist man am Königlichen Hofe zu Stuttgart auch einigermaßen stutzig geworden, als — wie aus einem Berichte der „Schwäbischen Tagwacht" vom 14. Juni 1905 hervorgeht — im Kgl. Wilhelma-Theater etliche Bände des „Simplicissimus" lebendig wurden und Zeichnungen von Reznicek und Heine, Thöny und Bruno Paul auf der Bühne leibhaftige Gestalt annahmen. Die Berufung auf den König von Württemberg hat hinsichtlich der jüngsten sittlichen Qualifizierung des Intimen Theaters und der Mary Irber jedenfalls nicht die mindeste Beweiskraft. Das gleiche gilt von der Berufung auf Besuche, welche nach Notizen der „Münchner Neuesten Nachrichten" Prinz Heinrich von Bayern Anfang August 1906 und die Prinzen Konrad und Heinrich von Bayern in der Weihnachtswoche desselben Jahres dem Intimen Theater in München abgestattet haben sollen. Es wäre auch ganz unmöglich gewesen, daß bei einem im vergangenen Herbst unter dem Protektorate der Herzogin Karl Theodor abgehaltenen Wohltätigkeitsfeste eine Mary Irber hätte mitwirken können, wenn die gerichtliche Beweisaufnahme und das gerichtliche Urteil über die Spezialitäten der Irber vorausgegangen wären.

Wie die nähere Berührung von Mitgliedern eines Königlichen Hauses mit Kabarettgrößen selbst in einer sonst sehr weitherzigen Presse beurteilt und von solchen Brettlgrößen selbst unter Umständen empfunden wird, beweist der in Nr. 44 der „Allgemeinen Rundschau" vom 31. Okt. 1908 (S. 737) glossierte Vorfall im Festsaale des „Bayerischen Hof", wo Prinz und Prinzessin Leopold mit dem Prinzen Konrad ahnungslos zu einer Vorstellung der ehemaligen „Scharfrichter" Monsieur Henry und Madame Marya Delvard im Verein mit dem „Jugend"-Mitarbeiter Roda-Roda erschienen. Die Folge war, daß Marya Delvard sich plötzlich krank meldete, daß auch Monsieur Henry fernblieb und der außerordentlich überraschte Roda-Roda sein Programm erheblich beschnitt. Wie sich die liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 500 vom 25. Okt. 1908) und die liberale „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 298, 1908) über diese peinliche Vorstellung ausgesprochen haben, möge man eingehend in der oben zitierten damaligen Nummer der „Allgemeinen Rundschau" nachlesen. Die „Abendzeitung" schloß ihren Bericht: „Die Hoffähigkeit des Ueberbrettls ließ sich nicht er-

[1] Dasselbe wurde im Intimen Theater, im Kabarett und bei einem karnevalistischen Familienabend im Hotel Trefler massenhaft verbreitet, auch an Vereine zur Verteilung unter die Mitglieder versandt.



weisen", und die „Münchner Neuesten Nachrichten" meinten: „So fiel denn manches Wort, das nichts weniger als hoffähig war." Also mit der „Hoffähigkeit" gewisser Brettlbühnen ist es einstweilen noch nichts, und die jüngsten Vorgänge werden jedenfalls zu einer verschärften Vorsicht gegenüber Anerbietungen dieser Art führen.

Die Königlichen Höfe in München, Stuttgart und Dresden werden sich dafür bedanken, daß eine gerichtlich gebrandmarkte Brettlmoral sich auch nur indirekt durch Berufungen auf höfische Kreise den Rücken zu stärken versucht. Solche Experimente mögen einer gewissen großstädtischen Lebewelt überlassen bleiben, die — gewissermaßen zum Hohne auf das Urteil des Schöffengerichts und auf die Auffassung aller anständigen Leute — dem Intimen Theater und seinem Star Mary Irber wahre Triumphe und nie dagewesene Kassenerfolge bereitete. Um die ungeminderte „Salonfähigkeit" der vor Gericht so stark bloßgestellten „Brettl-Diva" aller Welt ad oculos zu demonstrieren, machten gewisse Kreise sich eine Ehre daraus, Mary Irber bei ihren Karnevalsfesten auftreten zu lassen. Wir erwähnen nur das vom „Deutschen Literaturverein" veranstaltete Simplicissimusfest und das Ballfest des „Literarischen Vereins Phöbus". Von ersterem berichteten die „Münchner Neuesten Nachrichten" am 10. Februar: „Für ein Kabarett waren fast die ganzen Truppen des Kleinen und Intimen Theaters aufgeboten. Mary Irber . . . . . ." Und dasselbe Blatt (Nummer vom 13. Februar) zählt beim „Phöbus" u. a. auf: „Die Leutchen vom Intimen, Irber u. a." Es scheint fast, als ob die gerichtliche Konstatierung der öffentlichen Schamlosigkeit den „Ruhm" dieser „Diva" in gewissen Kreisen nur noch gesteigert hätte. Von Augenzeugen wurde berichtet, daß die Irber bei ihrem Erscheinen im Ballsaale von einem Schwarm junger Leute wie eine Königin gefeiert worden sei. Gegenüber diesem Irber-Kultus der jeunesse dorée nimmt es sich merkwürdig genug aus, wenn die sozialdemokratische „Münchener Post" in einem Feuilleton über das Fest des „Phöbus" von dem „Gepiepse der längst erledigten Mary Irber" schreibt.

Diese Dinge gehören allerdings schon zum Kapitel des Münchener Karnevals[1]), dessen Ausartungen einen namhaften Professor der medizinischen Fakultät zu dem scharfen Ausspruch veranlaßten, auf den Münchener Redouten feiere der Alkoholkapitalismus und der Prostitutionskapitalismus seine Orgien.

Wie das innig vereinte Geschwisterpaar „Jugend" und „Münchner Neueste Nachrichten" sich zur „Brettlmoral" stellen, zeigen zwei auf den gleichen Sinn gestimmte „Witze". In der Fastnachtausgabe der „Jugend" ist in einer „Sammlung für die notleidenden Agrarier" zu lesen: „Hoch Armin Kausen!! Mary Irber 100 Mk." Und in der Fastnachtnummer der „Münchner Neuesten Nachrichten" wurde die nachstehende Roheit verzapft: „Intimes Theater. 21. Februar und folgende Tage: In, unter, über, hinter und neben dem Bett mit Frl. Irber. Conferencier Dr. Karmin Außen." Unmittelbar darunter prangt: „Verantwortlich für die Redaktion: F. v. Ostini, Druck von Knorr & Hirth in München."

[1]) Wie sehr der seichte Spott über die „Sittlichkeitsschnüffler" in weiten Kreisen der sog. Gesellschaft heute zum „guten Ton" gerechnet wird, zeigte eine Faschingsunterhaltung der Münchener Bürger-Sänger-Zunft, die sich bisher von derlei Beziehungen ferngehalten hatte. Die liberale „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 43) meint, das Programm sei „in der Hauptsache nicht für Kinder berechnet" gewesen (wohl aber für Damen?) und berichtet unter anderem wie folgt: „Ein Ausflug ins Sittliche", ein großes Moralitätsgewinsel mit diabolischem Abschluß, Pech, Schwefel und unsittlichem Geruch, ein Gedicht, vom Vorstande der Zunft, Wilh. Neuner, für die Bühne bearbeitet und mit einem dramatischen Schluß versehen von Redakteur Baumgärtner. Der Sittlichkeitsschnüffler (W. Neuner) beklagt sich über die Verderbtheit der Sitten und macht Vorschläge, wie dem Uebel abzuhelfen sei. Seine Vorschläge erscheinen dann jeweils in köstlichen, von Bildhauer Max Fick gestellten lebenden Bildern, die stürmische Heiterkeit erregten. Man mußte nur z. B. **die mit Scheuklappen versehenen Schulkinder** (!!!), den Gebirgler, dessen Kurzlederne durch Spitzenvolants zur Bedeckung der nackten Kniee verlängert war, das Ballettrātzchen in langen weißen Beinkleidern oder das Familienbad, wobei die Badenden Panzer a s Pappendeckel trugen, gesehen haben, um sich die hinreißende Wirkung vergegenwärtigen zu können. Aber dem Schnüffler mit seinen Reformvorschlägen tritt Satanas (Opernsänger Winkler) entgegen. Er will dem Publikum die wahre, echte Schönheit in der Kunst zeigen. Zwei Gruppen nach Michael Angelo springen von ihren Postamenten, überwältigen den Sittlichkeitsschnüffler und setzen ihm den Eselskopf auf. Auf einen Wink des Satans öffnet sich der Vorhang und es zeigt sich eine Gruppe aus der „Siegesallee". Das Publikum applaudiert, aber Satanas lächelt sein satanischtes Lächeln. „Ihr seid mir reingefallen, mit solchem Kitsch gibt sich der Teufel doch nicht ab.." Er winkt wieder, und eine herrliche Gruppe in leuchtender Patina: „Die Herren der Schöpfung", gestellt von Münchener Modellen, zeigt sich den Beschauern. Ein geistvolles Lob auf das Nackte in der Kunst, das niemals anstößig wirken kann." Ein Kommentar zu dieser vom Meßweinlieferanten Wilh. Neuner verfaßten, von einem Redakteur der „Münchner Neuesten Nachr." dramatisierten Verhöhnung der tiefernsten Bewegung gegen die zunehmende Sittenverderbnis ist überflüssig. Das Stärkste ist der Hohn auf den Jugendschutz. Und Satan als Prinzip der wahren, echten Kunst!

Wintermondnacht.

Es goldet der Mond durch die Zweige,
Die steh'n im Schneegewand
Und malen auf einsame Steige
Ihr Abbild mit weicher Hand . . .

Und Märchen wandeln am Rande
Des Gartens so still dahin
Im glitzernden Schneegewande
Und Frühlingsahnung im Sinn . . .

Gottfried Kölwel.

Die gelbe Gefahr.

Von

H. Morin, K. Gymnasialprofessor.

In einer Julinacht war es, im äußersten Westen von Java, da saßen wir wenige Europäer noch in der Veranda des Hotels von Rankasbetung, über deren niedriges Dach die Wipfel einiger Kokospalmen ihre mächtigen Fiederblätter streckten, während drüben im Mangrovebusch blitzende Feuerkäfer ihren Funkentanz aufführten und zeitweilig kaum hörbar einer der riesigen Flughunde aus den Kronen der nahen Djattibäume herüberzog. Eine echte, schwüle Tropennacht, deren erschlaffendem Einfluß wir uns alle eine Weile überließen; denn wir waren müde vom langen Ritt, von des Tages Werk, das die anderen — holländische Kautschukplanter — weit übers Feld, mich durch den Wald und an den Meeresstrand geführt hatte, um Pflanzen und Tieren nachzuspüren. In einem kleinen Häuschen über der Straße schimmerte Licht durch die Bambusmatten und mit näselnder Stimme trug dort ein in der Gegend hochverehrter Hadschi seine Koransprüche vor, während ein paar schwarzbezopfte Chinesen, die als Koprahändler tätig waren, mit ihren kleinen, glänzenden Augen neugierig im Vorübergehen die fremden weißen „Tuans" (Herren) betrachteten. Das brachte uns allmählich zum Auftauen und ins Gespräch, welches sich hauptsächlich um die Völkerschaften des Orients und die Zukunft der Europäer drehte, die weit von der Heimat, allein unter dem Gewimmel gelber Rassen so ganz anders erscheint als zu Hause, wo man sich wohlgeborgen unter Seinesgleichen fühlt und den Gedanken gar nicht fassen will, daß das einmal auch ganz anders werden könnte. Ich bekam manchen, an die Adresse meiner Landsleute gerichteten Vorwurf zu hören, weil Deutschland während des letzten großen Krieges zwischen Japan und Rußland sich über die Niederlage des letzteren gar nicht gegrämt habe, statt dem täppischen Koloß mit aller Kraft zu Hilfe zu kommen und die Japaner auf lange Zeit hinaus aktionsunfähig zu machen. Denn der Niederländer auf Java weiß genau, was kommt und was er von seiner vorgeschobenen Warte herannahen sieht: den Verlust seiner reichen, schönen Kolonien an das so ungeahnt emporgestiegene Inselvolk, dessen Stimme heute schon im Rat der Nationen gewichtig zählt. Er hat dort unten die gelbe Gefahr in nächster Nähe und kann ihre rapide Entwicklung beobachten, die man in Europa noch nicht so nahe glaubt. Die Auswandererkolonnen Chinas, für dessen Bewohner bei der raschen Mehrung kein Platz mehr im Lande ist, haben sich längst über alle Städte der Sundainseln verbreitet und enorme Gebiete in ihren Besitz gebracht. Der träge, jeden Geschäftssinnes bare Malaye ist überall vollständig in ihrer Hand, pekuniär von ihnen abhängig, und der Chinese, dessen Viertel überall der Europäerstadt vorliegen, an Menschenzahl sie weit übertreffend, ist wiederum dem Weißen unentbehrlich geworden durch seine Geschicklichkeit, die ihn zu jeder Tätigkeit vom Photographen und Uhrmacher bis zum Schmid oder Koch geeignet macht. Dazu kommt seine beispiellose Genügsamkeit einerseits, sein typischer Geiz und seine Habgier anderseits, so daß er oft vom Rikshawläufer oder vom Klontong (Hausierer) bis zum reichen, mächtigen Geschäftsmann emporsteigt. Auf Penang, der englischen Straitsinsel, wo die Chinesen den Engländern bereits völlig den Rang abgelaufen haben und die englische Polizei nicht mehr viel zu sagen wagt, lernte ich einen Chinesen kennen, der es vom blutarmen Kuli zum 15fachen Millionär gebracht hatte, und sah den Prachtpalast eines anderen, der mit einer Riesenkuppel von grünem Glas gedeckt war. Heute schon hätten die Gelben bei einem Aufstand im Nu die wenigen

Weißen überwältigt; aber sie wissen wohl, daß sie den Schiffen und Kanonen, die eine solche Katastrophe heraufbeschwören würde, vorläufig nicht gewachsen sind. Jedoch der Orientale versteht zu warten und zu schweigen, bis er sich zum Handeln gerüstet weiß. Und die Europäer sind es, die ihm in unbegreiflicher Verblendung die Mittel dazu geben. Erst war keine Ruhe, bis der Riese aus seinem tausendjährigen Schlaf geweckt war, dann verkaufte man ihm Geschütze und Schiffe, gab ihm Offiziere, drückte ihm selbst die Waffen in die Hand und lehrte ihn deren Gebrauch, wie die Römer einst den Germanen, bis er sie damit zu Boden schlug. Und so wendet sich unfehlbar einst, wenn Chinas vierhundert Millionen unter Japans Schule militärisch gedrillt sind, die ungeheuerste Macht, die jemals unter Waffen stand, gegen das alte Europa. Es ist ein geheimnisvoller Zug, der die Völkerwogen unaufhörlich von Osten nach Westen wirft. Mehrere solcher Wogen hat die Weltbrandung schon entsendet. Die persische Uebermacht brach sich an der verzweifelten Tapferkeit des kleinen Griechenvolkes; der Ansturm der Hunnen zerschellte an germanischer Urkraft und römischer Kriegskunst auf den mauriazensischen Feldern, und vom Lechfeld fluteten die wilden Hunnenschwärme vor dem deutschen Heerbanne zurück.

Immer waren es aber kriegsgeübte Nationen in gesunder Volkskraft, die den übermächtigen Feind mit höherer Kriegskunst zurückschlugen. Der kommende Riesenkampf wird anders. Auch der Gegner aus dem Osten, der sich die Schätze Europas holen will, führt dieselben Waffen, kennt dieselben Künste, und da die Menschenmassen dieser überquellenden Nationen des Orients selbst die vereinigten weißen Völker dereinst weit übertreffen werden, ist nur von innerlich kerngesunder Volkskraft, von sittlich und moralisch ungeschwächten Völkern ein Heil in der Zukunft zu erwarten. Von diesem Zustand sind wir aber gegenwärtig weit entfernt.

In den oberen Kreisen ein Luxus raffiniertester Art, gegen den selbst der Reichskanzler schon seine warnende Stimme erhob und der sie gleichgültig macht gegen ernste nationale Fragen, eine Genußsucht, die alle Schranken niederreißen will. Blicke, die man gelegentlich der Allensteintragödie, des Bilseprozesses, der Eulenburgverhandlung hinter die Kulissen werfen konnte, enthüllten bisweilen einen Sumpf von Gemeinheit und Schmutz, in dem selbst Mitglieder der ersten Gesellschaft sich gewohnheitsmäßig bewegten. Aber auch in den mittleren Kreisen ein Leben weit über die Verhältnisse hinaus, nur um entnervendem Genuß zu frönen, daraus hervorgehend wieder vielfache Verschuldung, die wieder auf den Geschäftsgang drückt.

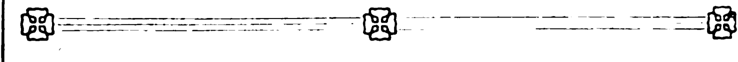
Der Genuß aber, der so viele in seine verderblichen Bahnen reißt, ist in erster Linie sexueller Art, nicht plump und roh, aber wenigstens natürlich wie beim gesunden Landbewohner, sondern hundertfach verfeinert, raffiniert, ins Gebiet der Phantasiereizung hinübergespielt, wie es dem Geschmack des nervösen Städters und des hysterischen Lebemenschen entspricht. Nie hatten wir so viel Stellen, wo der obszöne Witz, der Literatur- und Kunstschmutz sich mit so schamloser Frechheit breit machten wie jetzt, und alles unter dem Deckmantel der Kunst verteidigt, entschuldigt, ja noch gelobt wird von einer blind verrannten Presse. Alle diese Faktoren, zu denen sich auch noch der Dämon Alkohol gesellt, wirken vereint auf die Schwächung der Volkskraft hin und das um so mehr, je leichter sie zugänglich sind und daher auch noch den Geschmack der großen Menge stufenweise verschlechtern.

In dieses tolle Blocksbergtreiben aber, vor dessen Torheit mancher durch sein Alter nicht geschützt wird, stürzt sich die Jugend, von der die Zukunft der Nation abhängt, und nimmt die neue Lehre begierig in sich auf, nachdem ihr eine sinnwidrige Pädagogik schon frühe die heilsamen Zügel abgestreift und falsche Propheten aus Frivolität oder blindem Haß gegen notwendigem Zwang die Heranwachsenden zu „freien Individuen" gemacht haben. Freiheit verträgt aber der Mensch erst dann, wenn ihm das Bewußtsein einer unvermeidlichen Staats- und Gesellschaftsordnung in Fleisch und Blut übergegangen ist, in die sich auch der innerlich Freie als Glied der großen Maschine einzufügen hat.

Und gerade jene Jugend vergeudet nur zu oft ihre Kraft und Zeit, aus der sich später die Beamten und Offiziere, die Stützen des Staates, rekrutieren sollen. Ueberall bemerkt man eine Nichtachtung des Geldes, ein Aufgehen in Nichtigkeiten und kostspieligen Vergnügungen, das für den späteren Familienvorstand von den schlimmsten Folgen sein muß, weil er das Sparen nie gelernt hat. In vornehmen Wagen sitzen die Söhne, geben luxuriöse Bälle, schauen untätig vom Kaffehaus auf die Straße, auf die sorgenbedrückten Väter, die all diesen Luxus erschwingen sollen. Jugend hat nicht Tugend — ein altes Sprichwort. Unsere Väter und Großväter haben auch getollt, pokuliert und waren nichts weniger als Duckmäuser; aber der Genuß ist nicht im Uebermaß betrieben, nicht zur Gewohnheit geworden. Gesund an Seele und Körper trat man in seinen Beruf ein und ging, sobald es Zeit war, ernst und zielbewußt an seine Arbeit. Heute ist der Jugendgenuß bei manchen mehr ein Rausch, eine Betäubung, der sie sich hingeben und die sie bis zur Hefe auskosten, weil ja dann doch das schöne Leben zu Ende ist. Wenig große Ideen, wenig Begeisterung im allgemeinen bei der Jugend von heute; die Staatsverdrossenheit der Alten hat sich bei den Jungen vielfach in Gleichgültigkeit gegenüber den großen, tief einschneidenden Lebensfragen verwandelt. Der Geschmack, dieser deutlich lesbare Zeiger für wahre Volkskultur, ist entschieden verwildert. Ein dramatischer Verein von heute führt, statt sich an den Gestalten zu erproben, die unsere besten Denker und Dichter geschaffen, lieber Artur Schnitzlers „Reigen" oder „Frühlings Erwachen" auf. Gott sei Dank noch nicht alle, aber leider viele junge Leute holen sich ihre ganze geistige Nahrung in untergeordneten Vergnügungslokalen, frönen haltlos und ungebunden jedem Sinnengenuß, von dem ein besserer Geschmack sie abstoßen müßte.

Und ruinieren sich ihre Gesundheit, die sie später im Dienst der Allgemeinheit so notwendig hätten. Die Hinweise der hervorragendsten Aerzte, wie Dr. von Gruber, auf die Ueberhandnahme gewisser Krankheiten sind geradezu erschreckend und sollten schon lange genügt haben, um die europäischen Kulturvölker zu einem energischen Aufraffen zu veranlassen.

Soviel ist jedem sicher, der außerhalb des Treibens steht und die Entwicklungsgeschichte der Nationen aller Zeiten mit der jetzigen vergleicht: Wenn nicht bald eine innere Wiedergeburt der weißen Völker, eine Rückkehr zu größerer Einfachheit, zu strengerer Zucht von Jugend auf zustande kommt; wenn nicht mit eisernem Besen ausgekehrt und alles, was krankhafte Genußsucht fördert und daher die nationale Widerstandskraft schwächt, beseitigt oder auf möglichst geringes Maß zurückgedrängt wird, dann ist in kürzerer Zeit, als wohl die meisten denken, die Kraft der weißen Rassen so geschwächt, daß sie den neugerüsteten Millionenheeren des Ostens unterliegen müssen, sobald es einmal zur unvermeidlichen Abrechnung kommt. Erlebt aber Europa ein Jena, dann geht mehr zugrunde als damals; dann stürzt die ganze abendländische Kultur unter dem Fuße des Asiaten in Trümmer, und wenige Fetzen retten sich vielleicht noch von ihr nach der neuen Welt hinüber. Kommende Generationen werden große, welterschütternde Ereignisse sehen, gegen die unsere kleinen Kämpfe der Parteien und selbst der Nationen nur ein Kinderspiel sein werden. Mögen diese Generationen der großen Zeit gewappnet entgegentreten! Dafür aber, daß sie es können in voller Kraft, müssen wir Menschen der Gegenwart sorgen.



Haeckels gefälschte Embryonenbilder.

Professor Ernst Haeckel in Jena ist nach Vollendung des 75. Lebensjahres (geb. 16. Febr. 1834) von seiner fast fünfzigjährigen akademischen Lehrtätigkeit zurückgetreten. Als mißtönende Fanfarenmusik zu diesem Ereignis tobt zurzeit ein heftiger Streit um die neuesten „wissenschaftlichen" Fälschungen des Mannes, der seit Jahrzehnten mit den Waffen angeblich exakter Forschung den schärfsten Kampf gegen das Christentum und den Gottesglauben führt und als Gründer und Ehrenvorsitzender des Monistenbundes im Mittelpunkte einer rastlos arbeitenden destruktiven Bewegung steht. Die „Allgemeine Rundschau" wird sich in nächster Zeit — in Anknüpfung an die Wiederkehr des 100. Geburtstages Darwins — mit einschlägigen Fragen eingehender zu beschäftigen haben. Im heutigen Zusammenhange sei nur kurz erwähnt, daß Dr. Arnold Braß in einer Broschüre unter dem Titel „Das Affenproblem" gegen Prof. Haeckel Anklagen formuliert und begründet hat, die zu den schwersten gehören, die einem Biologen überhaupt gemacht werden können, daß dann Haeckel in seiner Antwort die „Fälschungen im Sinne von Dr. Braß" eingestehen mußte, indem er sich gleichzeitig auf „Hunderte von Mitschuldigen" berief, die das gleiche Verfahren angewandt hätten. Wörtlich meint Haeckel:

„Die große Mehrzahl nämlich von allen morphologischen, anatomischen, histologischen und von embryologischen Figuren,

welche in den besten Lehrbüchern und Handbüchern, in biologischen Abhandlungen und Zeitschriften allgemein verbreitet und geschätzt sind, verdienen den Vorwurf der ‚Fälschung' in gleichem Maße. Sie alle sind nicht exakt, sondern mehr oder weniger ‚zurechtgestutzt', schematisch oder ‚konstruiert'."

Diese Offenherzigkeit Haeckels hat seine Freunde und Anhänger in nicht geringe Verlegenheit versetzt. Dr. Adolf Koelsch (Zürich) schreibt in den „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 81 vom 19. Februar 1909): „Ich habe mich für Haeckel geschämt, als ich diese Sätze gelesen", nachdem er vorher die Situation u. a. mit folgenden Wendungen gezeichnet hatte:

„Der angegriffene Jenaer Zoologieprofessor ist eben nicht irgend einer, sondern ein Mann, der seit bald fünf Jahrzehnten im Namen der Wissenschaft gegen die christliche Weltanschauung ficht, der sich selber als einen Aufklärer bezeichnet, auch zweifellos als Aufklärer gewirkt hat und in weiten Kreisen des deutschen Volkes uneingeschränktes Vertrauen genießt."

Den letzten Satz muß man zweimal lesen, um sich das furchtbare Unheil, das Haeckel und sein Anhang im deutschen Volke angerichtet haben, in seiner ganzen Schwere zu vergegenwärtigen. Dieser von dem gewiß unverdächtigen Dr. Adolf Koelsch also gezeichnete Feind des Christentums wurde gelegentlich seines goldenen Doktorjubiläums vom Großherzog von Weimar mit dem Titel „Exzellenz" ausgezeichnet.

Mittlerweile ist eine größere Anzahl von Anatomen und Zoologen Haeckel im Kampfe gegen Dr. Braß und den Keplerbund zu Hilfe geeilt, indem sie nachstehende, gegen Haeckels Fälschungen über alle Maßen nachsichtige, gegen seine Entlarver um so schärfere Erklärung erließen:

„Die unterzeichneten Professoren der Anatomie und Zoologie, Direktoren anatomischer und zoologischer Institute und naturhistorischer Museen usw. erklären hiermit, daß sie zwar die von Haeckel in einigen Fällen geübte Art des Schematisierens nicht gutheißen, daß sie aber im Interesse der Wissenschaft und der Freiheit der Lehre den von Braß und dem „Keplerbund" gegen Haeckel geführten Kampf aufs schärfste verurteilen. Sie erklären ferner, daß der Entwicklungsgedanke, wie er in der Deszendenztheorie zum Ausdruck kommt, durch einige unzutreffend wiedergegebene Embryonenbilder keinen Abbruch erleiden kann."

Diese Erklärung ist u. a. auch von Richard Hertwig in München unterzeichnet. Als Mitglied des Keplerbundes richtet nun der in weiten Kreisen hochangesehene Direktor der Bayerischen Handelsbank, W. Freiherr von Pechmann, unter dem 19. Februar „an den o. ö. Professor der Zoologie an der Ludwigs-Maximilian-Universität, I. Konservator usw. usw. Herrn Geheimrat Dr. Richard Hertwig" einen sehr bemerkenswerten „**Offenen Brief**", den wir unter Weglassung einiger persönlicher Wendungen und Formalien zum Abdruck bringen:

„Als einer der wenigen, welche sich bis jetzt hier in München dem Keplerbunde angeschlossen haben — es werden aber, ich hoffe es, mit der Zeit mehr werden —, fühle ich mich verpflichtet und berechtigt, auf die öffentliche „Erklärung" einer großen Zahl von Anatomen und Zoologen, die gestern abend in den „Münchner Neuesten Nachrichten" zu lesen war, und die zu meinem Schmerzen auch Ihre Unterschrift trägt, das Folgende öffentlich zu erwidern: . . . .

1. Die „Erklärung" wendet sich gegen Dr. Braß und gegen den Keplerbund. Es steht mir nicht zu, für Dr. Braß das Wort zu nehmen, von dessen Schriften ich auch noch keine gelesen habe; ich trete nur für den Keplerbund ein, ohne daß ich damit Dr. Braß preisgeben will.

2. Ernst Haeckel ist in seiner öffentlichen Wirksamkeit zweierlei, Zoolog und Popularphilosoph; ich habe es hier nur mit dem zweiten zu tun.

3. Als Popularphilosoph hat Haeckel wohl mehr als irgend ein Lebender getan, um in die weitesten Kreise der Bildung, der Halbbildung und der Unbildung das Dogma zu tragen, daß christlicher Glaube und jede Art von Gottesglauben durch die Ergebnisse der Naturwissenschaft überwunden, wissenschaftlich als unhaltbar erwiesen seien. Er ist der Ehrenpräsident des Monistenbundes, der sich zu diesem Dogma bekennt und von hier aus allen Gottesglauben nicht ohne Fanatismus bekämpft.

4. Dieses Dogma ist falsch. Das wissen wir beide, und zur Ehre der deutschen Wissenschaft, für die kein Herz wärmer schlagen kann als das meinige, nehme ich an, daß auch die meisten der anderen Unterzeichner Ihrer „Erklärung" wissen, daß und warum es falsch ist, wenn auch nicht alle wissen werden, daß z. B. kein geringerer als Pasteur bekannt hat: „Ich bete während meiner Arbeit im Laboratorium." Wie weit Charles Darwin es von sich gewiesen hätte und ausdrücklich es von sich gewiesen hat, sich zu einem solchen Dogma zu bekennen, wissen Sie besser als ich.

5. Ich gehe nicht auf die Wirkungen ein, welche die Verbreitung dieses Dogmas gehabt hat und haben wird. Sie sind für die Wissenschaft, bei der wir für heute bleiben wollen, vielleicht belanglos; für sie genügt, daß es falsch ist.

Um so nachdrücklicher bitte ich Sie, sich die Methoden zu vergegenwärtigen, deren sich Haeckel bedient. Sie liegen vor aller Augen und sind von den berufensten Gelehrten in einer Weise beleuchtet worden, die für Haeckel als Popularphilosophen nicht mehr, aber auch nicht weniger als vernichtend ist. Ich erinnere, um nur von denen zu sprechen, die ich selbst genau kenne und zu beurteilen vermag, an Loofs, an Adickes und Paulsen und an Chwolson. Haeckels Methoden heißen Dilettantismus (gesteigert bis zu unverzeihlicher Ignoranz), Dogmatismus, Fanatismus, und sie verbinden sich mit einem in der deutschen Wissenschaft unerhörtem Mangel an Fähigkeit, der Wahrheit die Ehre zu geben, aber auch mit einer gleich unerhörten Skrupellosigkeit an Verdächtigung und Beschimpfung.

Dafür, daß ich damit zwar viel, aber — leider — nicht um ein Wort zu viel sage, könnte ich mich auf vieles, u. a. sehr wirksam auf die lange nicht hinreichend bekannten „Zwei Fragen an die Mitglieder des Deutschen Monistenbundes" von Chwolson (Braunschweig, Vieweg, 1908) berufen. An dieser Stelle lasse ich nur Paulsen sprechen, in dem Vorwort zur 3. und 4. Auflage seiner „Philosophia militans", vom 8. Februar 1908:

„. . . . Daß eine andere Anschauung von Welt und Leben, als er sie sich gebildet hat, eine innere Berechtigung haben könne, ist ihm ein ebenso fremder und unmöglicher Gedanke als einem römischen Prälaten.[1] Und vor dem Leben des Geistes hat das Jenaische Papsttum noch viel weniger Achtung; ja die Verachtung des Geistes ist unter dem wegwerfenden Namen des „Anthropismus" eigentlich der erste Glaubensartikel des Systems."

Und Paulsen spricht dann weiter von den Erfahrungen, die Chwolson gemacht hat:

„. . . . Es sind genau dieselben Erfahrungen, die der Physiker mit Haeckel und seinem „wissenschaftlichen Stab" gemacht hat, wie früher der Theolog und Philosoph" [und neuerdings der Botaniker] Reinke: auf eine Kritik der physikalischen Grundlage des „Monismus" ist ihm mit Schimpfworten und Verdächtigungen seiner Motive geantwortet worden.

Man sieht, der geistige Habitus ist zu Jena und zu Rom[2]) genau derselbe: qui secus docuerit, anathema sit. Hier heißt er „Modernist", dort „Dualist", damit ist die Verhandlung geschlossen und das Urteil genügend begründet."

6. Daß ein solcher Popularphilosoph bekämpft wird, ist natürlich und in der Ordnung; und wenn gegenüber der Propaganda des Haeckelschen Monistenbundes diejenigen, die das Grunddogma dieses Bundes für praktisch verderblich, wie für wissenschaftlich falsch halten, zu wirksamer Bekämpfung sich unter dem ehrwürdigen Namen des großen und frommen Kepler zu einem Gegenbunde zusammenschließen, so wird dies nicht mißbilligt, geschweige „aufs schärfste verurteilt" werden können; es müßte denn sein, daß die Art, wie sie den Kampf führen wollen, nicht besser wäre als die des Herrn Haeckel und seines Monistenbundes.

7. Wie führt der Keplerbund den Kampf? — Ich habe mich darüber im Juni vorigen Jahres unabhängig von den Gründern und Leitern des Bundes, aber in voller, nachträglich bestätigter Uebereinstimmung mit ihnen folgendermaßen ausgesprochen:

„. . . . Dem ebenso gefährlichen wie haltlosen Dogma von der angeblichen Unvereinbarkeit einer christlichen Weltanschauung mit den Ergebnissen der modernen Wissenschaft, insbesondere der Naturwissenschaft, soll entgegengetreten werden: nicht durch Negation, sondern in positiver Arbeit, indem der praktische Beweis geführt wird, daß man auf der Höhe der Naturerkenntnis unserer Tage stehen, und daß man es unternehmen kann, ihre Errungenschaften unverkürzt und unverschleiert zum Gemeingut der allgemeinen Bildung zu machen, ohne darum die Grundlagen des christlichen Gottesglaubens aufzugeben und sich den widerchristlichen Dogmen der Haeckelschen Afterphilosophie zu unterwerfen."

8. Und nun bitte ich Sie, mein hochverehrter, lieber Herr Geheimrat, mir zu sagen, ob Sie wirklich Grund und Recht haben, den so geführten Kampf unseres Keplerbundes gegen Haeckel „aufs schärfste zu verurteilen", vollends „im Interesse der Wissenschaft und der Freiheit der Lehre" diesen notwendigen und gerechten Kampf „aufs schärfste zu verurteilen".

Wenn Sie diese Frage bejahen wollen, bitte ich weiter, mir zweierlei zu sagen: Erstens, wo, wann und wie irgend etwas geschehen ist, was auch nur im entferntesten darauf schließen ließe, daß der Keplerbund gesonnen oder daß sein Unternehmen geeignet wäre, der „Freiheit der Lehre" zu nahe zu treten (vielleicht werfen Sie auch, ehe Sie diese Frage beantworten, einen Blick in die Liste seiner Mitglieder). Und zweitens, ob Sie ernstlich der

---

[1]) u. [2]) Anmerkung des Herausgebers der „Allgemeinen Rundschau": Die Seitenhiebe Prof. Paulsens auf „Rom" und die „römischen Prälaten" kann man bei diesem Anlaß auf sich beruhen lassen. Auf positiv-evangelischer Seite hätte man wahrlich allen Anlaß, die katholische Kirche im Kampfe gegen den zersetzenden Geist des Atheismus und Monismus lediglich als Bundesgenossen einzuschätzen.

Meinung sind, daß es dem Interesse der Wissenschaft mehr dient, wenn Haeckel ihre Autorität mißbraucht, um jenseits ihrer Grenzen schlechte Philosophie als echte Wissenschaft in Kurs zu setzen, als wenn der Keplerbund sich bemühen will, die Errungenschaften der Naturwissenschaft

„unverkürzt und unverschleiert zum Gemeingut der allgemeinen Bildung zu machen“.

Ich unterdrücke die Bemerkung, wie sonderbar es anmutet, wenn im Falle einer zweifellos festgestellten Fälschung nicht der Fälscher, sondern der, der sie festgestellt hat, von den Fachgenossen „aufs schärfste verurteilt“, und wenn mit einem Euphemismus, der mich lebhaft an das famose „corriger la fortune“ in Lessings Minna von Barnhelm erinnert, die Fälschung von W. Roux in der Beilage der „Münchner Neuesten Nachrichten“ vom 16. d. M. „nicht gebilligt“, von dem Urheber der „Erklärung“ aber als eine nicht gut zu heißende „Art des Schematisierens“ beschönigt wird. Ich gehe darauf nicht weiter ein; denn ich kann hier nur von den Eindrücken eines Laien sprechen.

Aber ich bin optimistisch genug, zu glauben und zu hoffen, daß die beiden ersten Fragen von Ihnen und von Ihren Herren Kollegen werden verneint werden, weil sie verneint werden müssen, und daß die ganze „Erklärung“ zurückgenommen werden wird „im Interesse der Wissenschaft“.

Treten Sie dem Keplerbunde bei!“

Scherben.

Scherben am frühen Morgen
Künden Trauer und Sorgen.
Des hab ich gelacht ....
Doch ehe der Tag verglommen,
Da war das Leid schon gekommen.

Hätt's nicht gedacht! — Anna von Krane.

„Soziale Studentenblätter“.[1]

Schon wieder eine neue studentische Zeitschrift? Als ob wir nicht „schon genug hätten! Was soll die Zersplitterung und das Spezialistentum!“ Gemach, lieber Leser. Ein neues Geschlecht steigt aus den Tälern zu den Bergen. Das soziale Studententum ist im Vormarsch begriffen, es verlangt nach einem einheitlichen „literarischen Ausdruck“, nach einem „ausschließlichen Fachblatt“ und einer „die Elastizität des Augenblicks und die Anpassung an das Aktuelle besitzenden, informierenden Zeitung“. Die „Sozialen Studentenblätter“, die lediglich in den Ferien, und zwar in jedem Jahr Nr. 1 zu Ende der Weihnachts-, 2 und 3 in den Oster-, 4, 5, 6 und 7 in den Herbst- und 8 zu Beginn der Weihnachtsferien erscheinen, wollen diesem Bedürfnis abhelfen, ohne dadurch die anderen geschätzten Studentenorgane irgendwie bei der sozialen Mitarbeit auszuschalten. Sie wollen gleichsam den spezifischen geistigen Mittelpunkt aller katholischen sozialen Studentenarbeit bilden und diese Arbeit in intellektualistischem und voluntaristischem Sinne anregen und befruchten. Gleich die am 16. Februar 1909 ausgegebene Nr. 1 der Blätter beweist den tiefen sittlichen Ernst der ganzen Strömung und den edlen idealen Hochflug der Gedanken, welcher der vielfach mißverstandenen Sonnenscheinschen Bewegung jenen begeisterten und begeisternden Optimismus sichert, ohne den die jungen, mutigen Kämpfer schon längst die Wahlstatt kleingläubig verlassen hätten. Kein träumerischer, phantastischer Optimismus, sondern ein gesunder, klarer, zielbewußter Optimismus, wie er dem klugen, geistreichen Denker eigen ist, wenn er über den Büchern und der Studierstube die wirkliche Welt mit ihrer Hast und Last, ihren Mühen und Sorgen, aber auch mit ihrer leuchtenden Sonne und dem lachenden Frühling nicht vergißt! Ein großer, starker Glaube an die große soziale Sache weht und geht durch die ganze Sonnenscheinsche Bewegung und naturgemäß auch durch das ganze erste Heft seiner „Soz. St.-Bl.“ Wie klar und prägnant ist das Programm der neuen Zeitschrift in dem Redaktionsartikel „Zur Einführung“ herausgestellt! Wie starkmütig und kühn erzählt phil. Joseph Faßbinders Gedicht „Kampf“ von dem großen Willen des kampfesmutigen Erdenpilgers! Wie poesievoll und geistreich, wie gedankentief und treffend, wie vornehm-ruhig und doch wie scharf umrissen und überlegen weiß Dr. Karl Sonnenschein in dem programmatischen Essay „In cammino“ die Einwürfe wohlmeinender Freunde und Gegner zu entkräften! Dr. Karl Hoeber schildert in anregender Sprache den verstorbenen Kolmarer Oberlandesgerichtsrat Dr. Leopold Lossen als begeisterten und tatkräftigen Pionier der akademischen Vinzenzarbeit, während Dr. Herm. Bolzau einen lesenswerten, durch vier photographische Aufnahmen illustrierten Bericht über „die erste Kölner Gemeinschaftsarbeit“ erstattet. August Nuß gibt in einem längeren Aufsatz über „Katholische Studentenkorporationen und soziale Mitarbeit“ praktische Winke für seine Korporationsfreunde, die sich erfreulicherweise mehr und mehr für die sozialen Probleme der Gegenwart interessieren und die, ohne auch nur ein Jota ihrer Korporationsinteressen preiszugeben, sich doch gerne mit ihnen theoretisch und praktisch beschäftigen möchten. Es folgen dann mancherlei interessante Mitteilungen aus dem sozialen Studentenleben, die unter folgenden Rubriken untergebracht sind: Geschäftliches, Akademische Vinzenzarbeit, Studentische Arbeiterkurse, Studentinnen, Ferienvereinigungen, Semestrale Studienvereine, Gemeinschaftsarbeit, Literatur und Artikelschau. — Die „Soz. Studentenblätter“ sind auf einen sachlichen, friedlichen Ton gestimmt und laden alle Gesinnungsgenossen zur Mitarbeit herzlich ein. Sie sind kein Konkurrenzunternehmen irgendwelcher Art, sie sind ein völlig neutraler Boden für alle wohlmeinenden Freunde sozialer Studentenarbeit, wo immer sie zu finden sind. Wir dürfen hoffen, daß man diesen ehrlichen, offenen Versicherungen überall Glauben schenkt! Und nun: Glückauf, ihr „Sozialen Studentenblätter“! Tragt eure Ideen und Ideale stolz und kühn hinaus in die akademische Welt, streut Samenkörner aus in die jugendfrischen, begeisterungsfähigen Herzen und freut euch an der sprossenden, blühenden Saat! Die besten Wünsche aller wahren Studentenfreunde begleiten euch. Wir wünschen euch weiteste Verbreitung und empfehlen euch hiermit aufs wärmste. — Ein Korporationsphilister.

[1]) Herausgegeben vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit. Für die Redaktion verantwortlich Dr. Karl Sonnenschein. Erscheinen achtmal jährlich und kosten beim Sekretariat (M. Gladbach, Sandstraße 5) bestellt, 1 M, im Buchhandel 1.50 M. Teilnehmer, die einen Normalbeitrag von 3 M pro Jahr zahlen, erhalten die Blätter unentgeltlich.

Ein beachtenswertes Gebetbuch für die heranwachsende Jugend.

Von Pfarrer Dr. Kruchen.

Wenn es sich bloß um eine freundliche Empfehlung handelte, so wäre es wohl kaum notwendig, über das Gebetbuch für junge Leute „Aufwärts!“ (Verlagsanstalt Benziger) von Joseph Könn, Kaplan an St. Mauritius in Köln, noch ein Wort zu sagen. Denn von allen Seiten ist das Büchlein so gelobt worden, wie es selten geschieht.

Aber der Sache wegen erscheint es nicht unangebracht, auf die eine oder andere Partie des verdienten Büchleins noch einmal hinzuweisen.

Am meisten gefiel allerseits der dritte Teil: „Erwägungen“. Er ist eine gedrängte Zusammenfassung des selbständig erschienenen Schriftchens: „Sei stark! Ein Weckruf zum Leben.“ Der Verfasser behandelt hier vor den jungen Leuten die ewig unerschöpflichen Kapitel: Ehe und Keuschheit. Er kommt nicht mit harten Moralvorschriften: „Du mußt! Du sollst!“ oder mit wahren, aber innerlich nicht befriedigenden Drohungen: „Hölle! Ewigkeit!“ usw., sondern er denkt sich hinein in die Seele des jungen Mannes und des jungen Mädchens. Er versteht ihre warme, junge Liebe, er fühlt mit ihnen die Allgewalt der Leidenschaft, er empfindet die verführende Kraft der Umgebung und des Beispiels, er gesteht zu den lockenden Reiz der Sünde; und nachdem er sich so hineingedacht in die Lage der jungen Leute, nachdem er so seelisch mit ihnen eins geworden ist, fängt er an zu zeigen: Trotzdem ist die Sünde euer Schaden und euer Leid! So findet ihr keinen Frieden und kein Glück! Und dann geht er mit ihnen auf die Suche: Ich will euer Glück, eure Freude, eure Ehre, eure Gesundheit, euren Frieden! Wie finden wir das alles? Mit einem Worte, aus den jungen Leuten heraus, aus ihrer Sehnsucht, aus ihren Wünschen entwickelt er die Gebote und die Keuschheit und die Ehe. Und dabei weiß er in der glücklichsten Weise natürliche Triebe und übernatürliche Motive miteinander zu vermählen.

Wie herzerfrischend wirkt es, daß von Ehe und Keuschheit einmal so offen und so eingehend gesprochen wird! Wenn man das kleine Büchlein studiert, dann tritt recht eindringlich die Notwendigkeit einer vernünftigen und zugleich christlichen Vorbereitung der jungen Leute auf die Ehe vor die Seele.

Auf der einen Seite ist ja die Heirat, der Eintritt in die Ehe, von grundlegender Bedeutung für das Glück und auch für die religiös-sittliche Entwicklung der beiden Menschen und aller derer, die von ihnen abhängen.

Auf der anderen Seite ist die Heirat das Werk der jungen Leute, eine gemeinsame Tat ihres Verstandes und ihres freien Willens; mit einem einzigen Schlage legen diese beiden Kräfte den Menschen für ein ganzes Leben fest.

Dürfen wir uns wohl das Zeugnis geben, daß wir den Verstand und freien Willen der jungen Leute auf diese wichtigste Betätigung ihres ganzen Lebens genügend vorbereiten? Wir geben uns Mühe, Jünglinge und Jungfrauen zu mannigfachen kleineren freien Entschließungen anzuregen, aber bei der größten Entschließung ihres Lebens lassen wir sie im Stich! Wäre nicht eine *längere systematische* Vorbereitung auf diese Lebensentscheidung eine gebieterische Notwendigkeit? Wir haben ja auf katholischer Seite gute Gelegenheit dazu! Wir haben die aloysianischen Sonntage; wir haben die hl. Exerzitien. Beide könnten gehalten werden unter dem Ziel: Vorbereitung auf den Ehestand. Man müßte an die jungen Leute *zeitig* herantreten, etwa mit 18 Jahren, jedenfalls bei den jungen Männern vor der Militärzeit. Es müßten mit den *religiös-sittlichen* Erwägungen im Sinne Könns *rein irdische* Belehrungen verbunden werden. Ich glaube, wir würden so manche Familie von Grund auf gesunder und christlicher aufbauen.

Unter die Vorzüge des Büchleins möchte ich auch den Versuch rechnen, Gebet und Sakramentenempfang in innige Beziehung zum praktischen Leben, namentlich zur Tugend und Sünde, zu setzen. Wir können unser Gebet und den Gottesdienst in den Dienst der *göttlichen Tugenden* (Lob- und Dankgebet) oder in den Dienst der *sittlichen Tugenden* und selbst der *irdischen Interessen* stellen (Bittgebet). Es passiert uns leicht, daß wir z. B. bei der ersten hl. Kommunion fast nur an das erstere denken. Wir bereiten die Kinder vor, daß sie das hl. Sakrament mit der größten Andacht, Liebe, Ehrfurcht, Dank, Hingebung usw. gegen den Heiland empfangen. In der Pflege dieser Tugenden sind wir verschwenderisch. Aber wir zeigen dem Kinde zu wenig, wie es die hl. Kommunion zu *seinem* Nutzen verwenden kann. Und doch kommt der Heiland nicht seinetwegen, sondern unseretwegen! Und diese einseitige Betonung der Andacht gegen Gott bleibt dem Kinde und dem Erwachsenen bei späteren hl. Kommunionen: sie zeigt sich im ganzen Gebetsleben, bei der hl. Messe, beim Rosenkranz usw. Meines Erachtens müßte das Kind mehr hingewiesen werden: *Erkenne deine Fehler*; empfinde dieselben als *Last*; bekomme Lust am *Kampfe* gegen dieselben; suche die *Tugenden*, die *in dir* schlummern, zu entfalten! *Und zu allem diesen benutze das Gebet und die hl. Kommunion* als Hilfsmittel, als *Notschrei* um Gnade! Und die hl. Messe denke ich mir als Opfer, nicht bloß in dem Sinne: ich ehre damit den lieben Gott, sondern auch mit dem Ziele: ich lerne an Christi Opfer selbst opfern, d. h. im Lauf der Woche bei der und der Gelegenheit mich überwinden. Ich meine, die bloße *Andacht* ermüdet uns gewöhnliche Menschen auf die Dauer; und die Gebete um Erhöhung der Kirche und Bekehrung der Irrgläubigen, wie gut sie sind, interessieren und bessern uns nicht so sehr wie praktische *Gebete*, die *unsere* Not, *unsere* Sünden, *unsere* Kämpfe, *unsere* Leiden und auch *unsere* irdischen Freuden berühren. Bei Könn ist namentlich die Andacht zu Ehren des hl. Aloysius nach dieser Richtung hin wohlgelungen.

Endlich verdient besonderes Lob seine *Beichtandacht*. In ihr leitet er an zur tieferen Selbstbeobachtung und Selbsterkenntnis. In der Tat müßten die Gläubigen mehr lernen, die *Ursachen* ihrer Sünden, die sogenannten *Hauptsünden*, zu studieren. Viele beichten jahraus, jahrein dieselben Sünden, erwecken ehrlich Reue und Leid und ändern sich doch nicht. Der Grund ist: sie erkennen nicht den tieferen Zusammenhang der Sünden und finden nie die Wurzel. So arbeiten sie nur an den Aesten und Zweigen ihrer Fehler in endloser unfruchtbarer Arbeit. Für Kinder mag ein trockenes Aufzählen der einzelnen Sünden genügen; den Erwachsenen und besonders den Denkenden befriedigt es nicht. Er muß durch die äußere Form des Beichtspiegels hindurchgeführt werden, hinein in ein lebendiges Erfassen seines Seelenzustandes: Welche Entwicklung nehme ich? Komme ich voran oder rückwärts? Welche Ursachen liegen vor? Wo setze ich an mit der Besserung? usw. Das Beichtinstitut ist eine herrliche Einrichtung; aber der Gläubige muß lernen, es tief und ergiebig auszunutzen. Das Beichtkind muß angeregt werden, die Beichte zu einer *tiefempfundenen, anschaulichen Aussprache über sein Sündenelend, zu einer Aussprache mit seinen eigenen Worten*, zu machen. Könn regt überall wirksam dazu an.

Noch manches Gute ließe sich über das Büchlein sagen: Es hat eine gewählte, edle Sprache; es bringt wunderschöne alte Texte. Es baut die Andacht und den Gottesdienst auf eine gründliche Belehrung auf. Meines Erachtens muß in der Belehrung des Volkes in Gebetbüchern immer mehr geschehen, da es sich klar zeigt, daß unser *Schulunterricht* für das spätere praktische Leben der *Erwachsenen* nicht ausreicht. Vielleicht könnte auch das Hilfsmittel der Anschauung noch mehr zu Rate gezogen werden. Wäre es z. B. für das Rosenkranzgebet ein Nachteil, wenn wir in Kirchen und Gebetbüchern ähnliche Bilder dafür hätten wie für den Kreuzweg? Und dazu für jedes Gesetz eine kleine Betrachtung? Jetzt ist der Rosenkranz für den gewöhnlichen Gläubigen viel zu schwer!

Vom Büchertisch.

Friedrich Nietzsche. Kritische Studien von Dr. Alb. *Lauscher*, Oberlehrer am Kgl. Friedrich-Wilhelm-Gymnasium, Köln. Klein 8°. 173 Seiten. Brosch. 2 M, in eleg. Orig.-Leinenb. 2.60 M. *Fredebeul & Koenen, Verlag, Essen-Ruhr.* In der Fachwissenschaft mag Nietzsches Philosophie als überwunden gelten, im modernen Leben ist er bei weitem noch nicht überwunden; im Salon, im literarischen Zirkel und besonders in Künstlerkreisen wird er noch lange seinen berückenden Einfluß ausüben. Für jeden, der mit dem modernen Leben einige Fühlung hat, ist eine gründliche Orientierung über Nietzsche höchst wünschenswert; eine solche bietet in zuverlässiger Weise und zugleich in vornehmer, ansprechender und fesselnder Form die treffliche Schrift von Lauscher. Der Verfasser behandelt seinen Gegenstand mit eindringendem Verständnis, man möchte sagen: bei aller prinzipieller Gegensätzlichkeit mit Liebe, wie sie neben kritischem Scharfblick durchaus erforderlich ist, wenn man einer Person oder Sache gerecht werden will. Die Einleitung bringt eine Darstellung des Werdeganges Nietzsches und wirft im voraus helle Schlaglichter auf seine rätselvolle Eigenart. In dem Kapitel „Nietzsches Kulturphilosophie und ihre Tendenz" wird das Positive seiner Philosophie aufgewiesen, wobei namentlich die grundlegenden Ideen des Dichter-Philosophen, die dem Sprunghaften und Widersprechenden in seiner Entwicklung wenigstens eine philosophische Verknüpfung geben, scharf hervorgehoben werden. Das folgende Kapitel: „Nietzsche und die Kultur der Gegenwart" zeigt Nietzsche als Polemiker gegen die Hindernisse, die seinem Kulturideal in den Weg traten. Darauf wird seine „Kritik der Moral" und seine „Kritik des Christentums" dargelegt und gewürdigt, wobei dem Verfasser seine gründlichen theologischen Kenntnisse zustatten kommen. Der „Rückblick" stellt Nietzsches Philosophie in die großen Zusammenhänge des modernen Geisteslebens und zeigt ihre Abhängigkeit von jener Weltanschauung, die den Naturwissenschaften ihre Richtlinien entnehmen zu können glaubt. Die Gliederung des Stoffes mag, wie der Verfasser selbst zugibt, formale Bedenken gegen sich haben, aber sie ist vortrefflich geeignet, die Lebensarbeit und die Bedeutung Nietzsches dem Verständnisse näher zu bringen. Diese wertvollen Studien sind bei ihrem verhältnismäßig geringen Umfange erschöpfend; sie bieten eine psychologisch verständnisvolle und philosophisch gründliche Darstellung und Würdigung ihres Gegenstandes.

Dr. *Augustin Wibbelt.*

Neue Kommunion-Andenken.

Wer die oft geradezu geschmacklosen Bilder in den Wohnungen selbst besser gestellter Katholiken kennt, wird der **Gesellschaft für christliche Kunst (München, Karlstraße)** Dank wissen, daß sie durch Herausgabe entsprechender farbiger Kunstblätter als Kommunion-Andenken wirkliche Kunst in das Volk trägt. Die neuesten zwei Blätter, *Professor Kaspar Schleibners* rührende *Abendmahlszene* und die Darstellung *„Jesus mit den zwei Jüngern in Emmaus"* von *M. Emonds-Alt*, haben als Wandschmuck noch den besonderen Vorzug, daß die Bilder fast die ganze Papierfläche einnehmen; auf Randverzierungen usw. wurde Verzicht geleistet. Das Bild von Emonds-Alt will sogar, ähnlich wie ein Gemälde, auf mindestens 1 m Abstand betrachtet werden, soll es sich in seiner erhabenen Schönheit und tiefinnerlichen Wirkung offenbaren. Es zeigt den Heiland in überirdischer Glorie, wie er eben das Brot bricht und dadurch die Binde von den geistigen Augen der beiden Jünger nimmt, so daß sie in ihm den Sohn des Allerhöchsten erkennen. Der Preis des Bildes beträgt 30 Pf., bei 50 und mehr Exemplaren nur 25 Pf.

Auch in **B. Kühlens Kunstverlag, München-Gladbach,** ist wieder ein neues wirkungsvolles Andenken an die erste heilige Kommunion nach *H. Commans* (in verschiedenen Größen zu 30, 18 und 15 Pf.) erschienen. Den leuchtenden Mittelpunkt des aus dunkler, diplomartiger Kartusche sich entfaltenden prächtigen Gemäldes bildet Christus als der ewige Hohepriester. In der Rechten hält er das Brot des Lebens, mit der Linken lädt er zu dem himmlischen Gastmahle ein. In sinniger Auffassung läßt der Künstler neben dem thronenden Heiland den Jünger der Liebe erscheinen. Ueber dem Heiland thront auf Wolken das mildernste Brustbild Gottvaters, umgeben von Engeln. Während eine zarte ornamentale Bekrönung das Bild nach oben abschließt, umschlingt die Hauptgruppe ein symbolisches, von musizierenden Engeln unterbrochenes Gewinde aus Weinlaub, Trauben und bunten Blumen, indes unterhalb Weizenähren hervorbrechen.

Richard Strauß' „Elektra".

Von L. G. Oberlaender.

Nun ist auch im Münchener Kgl. Hoftheater Richard Strauß' „Elektra", die manche Woche harter Arbeit erfordert hatte, in Szene gegangen, und die Vaterstadt des Komponisten bereitete der zügellosen Tochter aus Tantalus' Geschlecht einen begeisterten Empfang. Auch bei der Wiederholung in anderer Besetzung fand das Werk günstige Aufnahme. Die überwiegende Zahl der Stimmen in der Tagespresse bestätigt diesen großen künstlerischen Erfolg. Ich vermag mich dieser kompakten Majorität nicht anzuschließen und kann mir ihr Votum nur dadurch erklären, daß man heute in erster Linie fragt, ob ein Werk „neue Wege" einschlage. Kann man dies bejahen, so genügt dies vielen, um zu jubeln. „Neu" und „gut" gilt in unseren hastigen Zeiten vielen als das gleiche. Von denen, die sich, wie in Fuldas „Talisman", nicht getrauen zu sagen, daß der König ohne Kleider sei, verlohnt sich nicht zu reden.

Gewiß hat Strauß eine ungewöhnliche Begabung, und auch in der „Elektra" finden sich Stellen von großem künstlerischen Wert, aber sie huschen rasch vorbei im Tonmeer von Dissonanzen. In der „Salome" wurde die auch auf Kosten jeder Schönheit die Charakteristik erstrebende Tonmalerei durch Kontraste gemildert. Neben der Welt des verluderten judaischen Königshofes stand die erhabene Gestalt des Täufers; in Mykene wütet nur der flammende Haß Elektras, „wie ein Tier", sagt Hofmannsthal von seiner Heldin. Der Dichter hat den Mythos aus dem zu beherrschter Klarheit geläuterten Griechentum der klassischen Tragödie in die Finsternis ungezügelten Trieblebens zurückgeworfen. Indem er auf das Titelblatt setzte „nach Sophokles", hat er Vergleiche heraufbeschworen, die zu nichts führen. Hofmannsthal gibt eben die Vorzeit der Antike, wie er sie sah und es zeigt sich zwischen diesen noch ungefesselten Leidenschaften und den wieder entfesselten der Dekadenz große Aehnlichkeiten. Elektra und Salome, Klytämnestra und Herodias. Grausamkeit und Erotik, in denen die Neuromantik sich so wohl fühlt, in perverser Mischung. Der Autor gibt das Pathologische mit allen Finessen moderner Psychologie in einer sehr bewußt geformten bildkräftigen Sprache.

Man hat oft das Gefühl, diese aufgepeitschten Leidenschaften schildert ein Dichter, den sein eigenes Empfinden niemals mit sich fortreißt. Darum steigert er den Farbenauftrag immer mehr und stellt neben der Koloristik des Wortes auch diejenige der Erscheinung; so sagt er von Klytämnestra: „Ihr fahles, gedunsenes Gesicht in dem grellen Licht der Fackeln, erscheint noch bleicher in dem scharlachroten Gewand, sie stützt sich auf eine Vertraute, die dunkelviolett gekleidet ist. . . . „Ich habe mich bei dem Drama, das vor sechs Jahren durch die Berliner Schauspielerin Eysolt sensationell wirkte und dessen Uraufführung in französischer Sprache wir vor kurzer Zeit in München mit Suzanne Desprez erlebten, länger aufgehalten. Dieses Werk ohne Aenderung kongenial zu vertonen, war die künstlerische Aufgabe, die Strauß sich stellte.

Wir können das Musikdrama als Ganzes ablehnen, aber die Komposition läßt sich nur aus diesem Gesichtswinkel beurteilen. Die finstere Stimmung um die von Blutrache umwitterte Königsburg malt Strauß in den grellsten Dissonanzen; schon in der Eingangsszene der Mädchen am Brunnen verwendet er neue, wie Peitschen wirkende Schlaginstrumente. Jede Farbe der Wortkunst greift er in den Tönen auf, ja sucht sie zu verstärken. Wie schon in der „Salome" hemmt die musikalische Illustrierung oft den Fortgang der Geschehnisse; aber diese wechselnden Farbenreize stumpfen bald ab, und so empfindet man vieles als Strecken lärmendster Kakophonien, ohne daß die Verschärfung der Charakteristik wirklich erreicht wird. Die Ermordung der Klytämnestra und des Aegisth bieten Tonmalereien von nervenreizender Grellheit; aber ich kann nicht finden, daß wir eine seelische Erschütterung bei den Vorgängen empfänden. Schönheiten verkenne ich nicht in der Stelle der Chrysothemis: „Kinder will ich haben, bevor mein Leib verwelkt"; in der Zwiesprache, in der Elektra die Schwester zur Beihilfe am Muttermord zu bereden sucht, sowie in der Erkennungsszene zwischen Orest und Elektra. Hier freilich tönen leise Anklänge aus Tristan herein, aber aus Elektras „O, laß deine Augen mich sehen", spricht kraftvolles melodisches Empfinden und ferner, wie sie zusammenstürzt nach den Worten „Wer glücklich ist wie wir, dem ziemt nur eins: schweigen und tanzen", das ist ein Moment großen Eindruckes; aber wir scheiden nicht befreit und erhoben aus dem Bannkreis von Mykene.

Vor einem halben Jahrzehnt hat es Weingartner versucht, in seinem Orest die antike Schicksalstragödie mit den Klängen eines nachwagnerischen Erlösungsdramas zu vermählen. Es blieb eine Kluft zwischen dem deus ex machina des Aeschylus und der modernen Tonwelt. Zweifellos ist, daß wir jedoch mittels Greuel auf Greuel häufenden Impressionismus noch weniger Mitempfinden für das Tantalidenlos aufzubringen vermögen. Seelisches Mitempfinden, das ist es doch, was wir von der Kunst fordern müssen, nicht lediglich kühlen Respekt vor erstaunlichem technischen Können und vor der Erweiterung musikalischen Ausdrucksvermögens. Wir haben die „Salome" bestaunt und bestaunen jetzt „Elektra". Man sah die Salome und sprach einige Wochen von ihr; aber bei den meisten war mit der Neugierde auch das Kunstbedürfnis befriedigt, und ich glaube, daß es mit Elektra nicht anders sein wird. Hiermit will ich gewiß niemanden abraten, eine Vorstellung zu besuchen; im Gegenteil, denn zeitcharakteristisch ist das Werk im hohen Grade. Eine äußerlich glänzende, an Verstand und Können reiche, aber seelisch darbende Kultur hat hier ihren Ausdruck gefunden.

Die Wiedergabe der Münchener Hofbühne ist hervorragend. Mottl meistert das vergrößerte Orchester (wieder hat eine weitere Parkettreihe den Straußschen Forderungen weichen müssen). In der Titelrolle alternieren die darstellerisch glanzvolle Zdenka Faßbender mit der stimmgewaltigeren Burk-Berger. Die Klytämnestra Frau Gmeiners steht wenig hinter derjenigen Frau Preuses zurück. Frl. Fay wußte als Chrysothemis stimmlich erfolgreicher gegen die Tonwogen anzukämpfen wie Frau Burg-Zimmermann. Die kleinere Rolle des Aegisth vertreten Walter und Winkelmann gut. Sehr reizvoll singt Bender den Orest; auch die kleineren Chargen sind gut besetzt. Das verdeckte Orchester im Prinzregententheater würde nicht nur die Stimmen schonen, sondern auch ein Verstehen der Dichtung ermöglichen, während im alten Hause die Tonwogen die Worte rettungslos verschlingen.

Bühnen- und Musikrundschau.

„Alt-München in Wort, Ton und Bild." Mit diesem glücklich gewählten, viel versprechenden Programm hatte die katholische deutsche Studentenverbindung Aenania zu einem Festabend geladen. Im Ballsaale des „Bayerischen Hofes" fand sich ein sehr zahlreiches, illustres Publikum ein; vom Kgl. Hause waren erschienen Prinz Ludwig mit den Prinzessinnen Adelgunde und Hildegard, Frau Prinzessin Ludwig Ferdinand, mit Prinzessin Pilar und Prinzessin Klara. Von den übrigen Gästen heben wir Frau Minister v. Ebenhoch aus Wien, Kammerpräsident Dr. v. Orterer, Geh. Archivrat Dr. Jochner, aus dem Kreise der Universität die Professoren Unterstaatssekretär Dr. v. Mayr, Geh. Hofrat Dr. Grauert, Geistlichen Rat Dr. Knöpfler, Weymann, Riehl, Walter, Drerup, Schneider. Den Abend eröffnete das von vier Aenanen schön gesungene Quartett „Die schnell Fliehenden", gedichtet von König Ludwig I., komponiert von J. H. Stuntz. In einem warmherzigen formschönen Vortrag entwarf Dr. Max Buchner, A. H. der Aenania, markante Bilder aus Alt-Münchener Tagen vom 16. Jahrhundert bis zum 19. Jahrhundert, sowohl bürgerliches, wie höfisches Leben umfassend, und brachte in klaren, packenden Ausführungen gar manches, was aus dem Gedächtnis unserer raschlebigen Zeit entschwunden und doch von historischem und poetischem Reize ist. Die Schilderungen des Vortragenden unterstützte Rat Uebelacker durch Vorführung von Lichtbildern in bekannter Sorgfalt. Die markantesten Münchener Schriftsteller und Poeten, wie Jak. Balde, Graf Pocci, Ringseis, Trautmann, Görres und Lingg, wurden uns in klug ausgewählten Proben neu in die Erinnerung gebracht. Die Rezitationen wurden von dem unvergeßlichen Hofschauspieler Stury und vom Archivrat Dr. Weiß, der sich um die Leitung der Gesellschaftsabende große Verdienste erworben, aufs wirkungsvollste vorgetragen. Rechtspraktikant A. Berrsche erwies sich am Flügel als Pianist von sehr beachtenswerter Begabung. Seine Interpretation galt den Antipoden Lachner und Rich. Wagner. Lieder von Cannabich, Danzi und Ett sang O. Ursprung-Aenania mit bestem Gelingen. Die Arie des Idomeneo erinnerte an die Uraufführung der Mozartoper im Münchener Residenztheater 1781. Es folgten die Arie des Einsiedlers aus Rheinbergers „Christophorus" und die Gralerzählung. Diese bot R. Engesser Normanniae-Karlsruhe mit klangschönen Stimmmitteln. Reicher Beifall lohnte die interessanten Darbietungen, über welche sich auch die Mitglieder des Königshauses sehr befriedigt äußerten. Die Kgl. Hoheiten verließen nach einem längeren Cercle das Fest. Die weiteren Stunden des genußreichen Abends waren der Geselligkeit und dem Tanz gewidmet.

Das Institut Maria de la Paz veranstaltete im Richard Wagner-Saale des Hotels „Bayerischer Hof" ein „Faschingsspiel", welches einen sehr ansehnlichen Besuch aufwies. Drei Bühnenstücke wurden von den Schülerinnen des sich in weitesten Kreisen hoher Schätzung erfreuenden Institutes in sorgsamer Einstudierung sehr flott und munter gespielt. Isabella Brauns hübsche zweiaktige Komödie: „Die Erbtante" wurde von den jugendlichen Darstellerinnen in den alten und jungen Rollen sowie in der Herrenpartie mit Geschick und Frische gegeben und erfreuten sich bei den Zuschauern lebhaftesten Beifalls. Hierauf bot Fräulein Dora Utz einen sehr wirkungsvoll und graziös vorgetragenen Sologesang als Meißner Porzellanfigürchen, der mit starkem Applaus begrüßt wurde. Die Genannte machte sich auch um die Leitung des musikalischen

Teils in der opéra-comique: „Le menuet de l'Imperatrice“ verdient. Den Tanz hatte Frau Seubert erfolgreich arrangiert. Sehr rein und schön klang der Chor der Hirtinnen, wie überhaupt Spiel und Gesang sehr anmutig wirkte. In den Sprechpartien fiel die gewandte Beherrschung und gute Aussprache des Französischen angenehm auf. Ein launiger Scherz „Welche ist die Rechte?“ fand gleichfalls eine muntere Wiedergabe, die frohe Heiterkeit weckte.

Aus den Konzertsälen. Ferdinand Löwe leitete in der letzten Woche nicht nur das Abonnementskonzert, sondern auch den Volkssymphonieabend in der Tonhalle, beide mit hervorragendem Gelingen. Mozarts Es-dur-Symphonie und Beethovens Fünfte fanden eine mustergültige Wiedergabe. Neu war die „Insel der Kirke“ aus Ernst Boehes Odysseusfahrten. Das Werk des jungen Münchener Tondichters ist zwar schon mehrmals in der Musikalischen Akademie zu Gehör gebracht worden, allein es schien vielen noch unbekannt zu sein. Es zeichnete sich aus durch eine reiche, vornehm abgetönte Koloristik, glanzvolle Instrumentierung und Klangschönheit. Löwe hatte das Werk vortrefflich einstudiert. Die Wiedergabe war glänzend, sowohl bei den Streichern, wie bei den im Herbste noch minder gut gewesenen Bläsern. Der zweite Abend ist, wie mir von fachmännischer Seite berichtet wird, gleichfalls vortrefflich verlaufen. Als Solistin erschien Emmy Braun, deren reiche pianistische Begabung wir schon öfters würdigten. Die jugendliche Künstlerin wurde den bedeutenden Schwierigkeiten spielend gerecht und erfreute durch Wärme und Geschmack in der Wiedergabe von Tschaikowskys B-Moll-Konzert. Das reiche Programm brachte noch die Wiederholung der oben genannten Mozartsymphonie, Hugo Wolfs „Italienische Serenade“ und, als Opfer an den Karneval, Webers von Berlioz' instrumentierte Aufforderung zum Tanz, sowie die Fledermaus-ouvertüre.

Verschiedenes aus aller Welt. Im Deutschen Volkstheater in Wien hatte Karl Schönherrs Bühnendichtung „Königreich“ keinen vollen Erfolg. Das Märchenspiel enthält viel dichterische Schönheiten, aber den Gestalten fehlt es an Plastik. „Quo vadis“, eine Oper von Nongues, fand bei ihrer Uraufführung in Nizza lebhaften Beifall. Der Textdichtung liegt Sienkiewicz' bekanntes Werk zugrunde. — Im Nationaltheater in Lemberg wurde die Oper: „Boleslaus der Kühne“, von Rozihi, einem künstlerischen Anhänger von Richard Strauß, mit starkem Applaus aufgenommen. — „Der Fürst Zilah“ betitelt sich eine Oper von Franco Alfano, welche bei der Urpremiere in Genua infolge mangelhafter Wiedergabe nur einen mittleren Erfolg hatte. Nach Berichten erwies der Komponist glänzende Instrumentierungskunst und leidenschaftliches Empfinden. Das nach einem Roman Jules Claretíes verfaßte Textbuch hat die ungarische Revolution von 1849 zum historischen Hintergrund.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Der Enthusiasmus und die Regsamkeit an den Börsen bei uns haben von der bisherigen Charme und Festigkeit bedeutend verloren. Es ist an dieser Stelle wiederholt darauf hingewiesen worden, dass die Tendenz der Hausse-Bewegung mit den Tatsachen im Widerspruch stünde. Es konnte nicht überraschen, dass die bisherige feste Haltung der deutschen Börsen sich analog der Entwicklung an den übrigen Weltbörsen anpasste, also einer abwartenden Haltung Platz machte. Hieran änderte die wichtige, für die Allgemeinheit nicht zu verkennende Diskontermässigung der Reichsbank wenig. Dass diese Diskontermässigung ein nicht zu unterschätzendes Mittel für alle Zweige von Handel und Industrie, Landwirtschaft und vornehmlich für den Bau-, Immobilien- und Hypothekenmarkt bedeutet, bleibt ausser Frage. Besonders wichtig ist, dass die Reichsbank nun auf den internationalen Geldmarkt einen grösseren Einfluss und eine wirksamere Kontrolle ausüben wird. Es ist erfreulich, dass es unserem Zentralnoteninstitut gelingt, auch nach der Diskontreduktion gebesserte Ausweise zu publizieren. Die Auslassungen des Reichsbankpräsidenten bei der Begründung dieser Zinsermässigung waren günstige zu nennen. Die momentane Geldabundanz und die vorzügliche Situation der Reichsbank kommen auch den Verhandlungen im Reichstag zur Bankgesetznovelle zugute. In Handels- und Börsenkreisen registriert man mit Befriedigung, dass überall Bestrebungen zu einer notwendigen Befestigung der Stellung der Reichsbank innerhalb ihrer Organisation vorhanden sind. Hoffentlich gelingt die geplante Erhöhung der Aktionsfreiheit der Bank, insbesondere die Verstärkung der Mittel, nicht auf Hauptkosten der Anteilbesitzer, oder durch Verkürzung der Rente. Den Privatnotenbanken werden dadurch hoffentlich keinerlei Rechte geschmälert. — Ein Grund für die ruhige Aufnahme der eingetretenen Diskontermässigung bildet jedenfalls auch die Ueberraschung der verschiedensten Emissionen von Anleihen. Neben den geplanten Neuaufnahmen von Anleihen grösserer Kommunen, wie Berlin, Bremen, Nürnberg u. a. m. erschien insbesondere die Meldung der bayerischen Neu-Emission von 60 Millionen Mark dem Rentenmarkt weniger willkommen. Tatsache bleibt jedoch, dass der Uebernahmekurs für Bayern günstig ist. Es steht zu erwarten, dass die am 25. cr. stattfindende Subskription einen vollen Erfolg erzielen wird. Der offene Rentenmarkt hat zwar den Hauptbedarf des Sparpublikums und insbesondere des schwimmenden Geldes gedeckt. Immerhin ist der derzeitige Emissions-Zeitpunkt noch geeignet, um für eine mehrfache Ueberzeichnung des 60-Millionenbetrages plädieren zu können. Weit fraglicher erscheint, ob die in den Hintergrund gedrängten Emissionen Preussens und des Reiches einen ähnlichen Erfolg und gleich günstige Abschlusspreise erzielen werden. Von allen Seiten ist längst den in Betracht kommenden Stellen eine raschere Entschliessung der Anleihevergebung das Wort gesprochen worden. Dazu kommen fortgesetzt andere, teils grössere, teils kleinere Emissionen von deutschen Kommunen und vom Auslande. — Das jetzt einsetzende lebhaftere Emissionsgeschäft wird den Banken neuerliche Gewinne tragen. Die bisher publizierten Bilanzen der Nationalbank und der übrigen Banken sind zwar günstig und vor allem von angenehmer Liquidität, haben jedoch im allgemeinen nicht vollauf befriedigt. Es ist anzunehmen, dass die im März zu erwartenden Ziffern der Berliner „D-Banken“ günstigere Resultate ausweisen werden. Man darf hierbei nicht ausser acht lassen, dass in Bälde von verschiedenen Grossbanken Kapitalserhöhungen zu erwarten sein dürften. In Betracht kommen vornehmlich die Einwirkungen derartiger Kapitalsvermehrungen auf die zukünftige Gestaltung unseres Geldmarktes. Die Publikation der Bilanzziffern der Oesterreichischen Creditanstalt Wien geben für die wirtschaftliche Entwicklung unseres Nachbarlandes kein ungünstiges Bild. — Die Monats Ultimo-Regulierung an den Börsen eskomptiert derzeit einen Teil der bisher rührigen Entfaltung an unseren Marktgebieten. Es ist nicht abzusehen, dass die neuerlichen ungünstigen Perspektiven der Eisenindustrie ernüchternd auf die Gestaltung der Börsen wirken müssen. Die Meldungen, besonders vom Siegerländer Eisenmarkt, sind direkt betrübend: Preisrückgänge erheblicher Natur, und trotzdem schlechte Aussichten für die Zukunft. Amerika berichtet gleichfalls wesentliche Preisreduktionen von Eisen und Kupfer. Da Amerika bekanntlich als Massstab für unsere Montanindustrie zu betrachten ist, muss die Sachlage als äusserst kritisch angesehen werden. Die Neuyorker Börse ist in Konsequenz dessen sehr nervös und rückgängig. Auch der Kohlenmarkt berichtet von Preisermässigungen. Grosse Unlust hat sich daher bei unseren Industriellen ausgedrückt. Die stabile Haltung der Kurswerte unserer industriellen Aktien ist durch die jahrelange solide und einwandfreie Bilanzierung der Gesellschaften berechtigt. Irgendwelche Kursavancen oder Besserungen sind derzeit jedoch gänzlich ausgeschlossen.

M. Weber.

4% Bayerische Anleihe von 1909. Wie aus dem in dieser Nummer veröffentlichten Prospekt über 60 Millionen Mark neuer Anleihe ersichtlich ist, werden am 25. Februar zum Kurse von 102,60% von dem Uebernahme-Konsortium 60 Millionen Mark Anleihe, bis 1. Mai 1918 Kündigung ausgeschlossen, zur Subskription gebracht. Im Hinblick auf die bekannte derzeitige günstige Situation am Rentenmarkt und in Anbetracht der Beliebtheit der bayerischen Staatsanleihen dürfte die Zeichnung jedenfalls einen vollen Erfolg erzielen.

Bayerische Handelsbank München. In der Aufsichtsratssitzung wurde beschlossen, aus dem Jahresgewinn von ℳ 3'770,883 (i. V. 3'534,994 ℳ) der auf den 24. März einzuberufenden Generalversammlung die Verteilung einer Dividende von 8.05%, wie seit 13 Jahren, vorzuschlagen.

M. W.



Bayerische Handelsbank.

Pfandbrief-Verlosung.

I.

In Gegenwart des kgl. Notars Herrn Geheimen Justizrats **Schmidbauer** wurde heute die 36. Pfandbrief-Verlosung vorgenommen. Es wurden gezogen:

A. 4%ige Pfandbriefe.

Von den Pfandbriefen:

				alle Stücke, welche die Endnummer 2 tragen; also beispielsweise die Stücke		usw.
Litera O	zu M.	2000.—	von No. 4202— 5142	Litera O	4202,	4212
Litera P	„	1000.—	„ 21312—26912	„ P	21312,	21322 „
Litera Q	„	500.—	„ 17872—21872	„ Q	17872,	17882 „
Litera R	„	200.—	„ 21792—27192	„ R	21792,	21802 „
Litera S	„	100.—	„ 24002—28212	„ S	24002,	24012 „

B. $3^1/_2$%ige Pfandbriefe.

Von den Pfandbriefen:

				alle Stücke, welche die Endnummer 5 tragen; also beispielsweise die Stücke		usw.
Litera T	zu M.	2000.—	von No. 5— 865	Litera T	5,	15
Litera U	„	1000.—	„ 5—3985	„ U	5,	15 „
Litera V	„	500.—	„ 5—3295	„ V	5,	15 „
Litera W	„	200.—	„ 5—4315	„ W	5,	15 „
Litera X	„	100.—	„ 25—4495	„ X	25,	35 „

II.

Die couponmäßige Verzinsung der heute gezogenen Pfandbriefe endet mit dem 1. Juli l. Js.

Dagegen werden auf diese, wie auf alle früher verlosten und auf die für den 19. Januar 1896 gekündigten Pfandbriefe von dem Tage an, mit welchem die couponmäßige Verzinsung abgelaufen ist, bis auf weiteres 1% Depositalzinsen vergütet.

III.

Die heute oder früher verlosten, sowie die für den 19. Januar 1896 gekündigten Pfandbriefe werden, unter Vergütung der entsprechenden Stück- und Depositalzinsen, gegen Rückgabe der Pfandbriefmäntel, der nicht verfallenen Coupons und der Talons kostenfrei eingelöst: in **München** an unserem Effektenschalter, Maffeistraße 5, in **Ansbach, Aschaffenburg, Bamberg, Bayreuth, Gunzenhausen, Hof, Immenstadt, Kempten, Kronach, Kulmbach, Lichtenfels, Marktredwitz, Memmingen, Mindelheim, Münchberg, Neuburg a. D., Nördlingen, Regensburg, Rosenheim, Schweinfurt** und **Würzburg** bei unseren Filialen, in **Augsburg** bei Herrn **S. Rosenbusch**, in **Nürnberg** bei Herrn **Anton Kohn**, ferner bei der **Königlichen Hauptbank** in **Nürnberg** und bei deren Filialen in **Amberg, Ansbach, Aschaffenburg, Augsburg, Bamberg, Bayreuth, Fürth, Hof, Kaiserslautern, Kempten, Landshut, Ludwigshafen a. Rh., München, Passau, Regensburg, Rosenheim, Schweinfurt, Straubing** und **Würzburg**, alsdann bei der **Deutschen Bank** in **Berlin** und deren sämtlichen Filialen, sowie bei der **Bank für Handel und Industrie** in **Berlin**, dann bei der **Bergisch-Märkischen Bank** in **Elberfeld** und deren Filialen, bei der **Filiale der Diskontogesellschaft** und der **Filiale** der **Bank für Handel und Industrie** in **Frankfurt a. M.**, endlich bei Herrn **J. H. Stein** in **Köln**.

Auf Namen gestellte (vinkulierte) Pfandbriefe können nur an unserem Effektenschalter und nur auf ordnungsmäßigen Devinkulierungsantrag eingelöst werden.

IV.

Die heute gezogenen 4%igen und $3^1/_2$%igen Stücke können sofort gegen unverloste 4%ige Pfandbriefe (verlosbare oder unverlosbare und vor 1915–19 nicht rückzahlbare) umgetauscht werden. Der Umtausch wird bei der unterfertigten Bank, bei ihren Filialen und bei sämtlichen Pfandbriefverkaufsstellen vorgenommen. Die verlosten Stücke werden selbstverständlich zum Nennwert, die von uns in den Tausch gegebenen unverlosten Stücke zum Geldkurs franko Provision berechnet; letztere Stücke werden auf unsere Kosten versandt.

Kommen auf Namen lautende (vinkulierte) Stücke zum Umtausch, so werden, wenn nicht anderes beantragt wird, die unverlosten Stücke kostenlos auf den gleichen Namen umgeschrieben.

V.

Die Pfandbriefe der Bayerischen Handelsbank sind in Bayern zugelassen: zur **Anlegung von Mündelgeld** sowie zu jeder Art von Verwendung, für welche Mündelsicherheit verlangt wird (z. B. Sicherheitsleistung, Anlegung von eingebrachtem Gut der Frau, von Kindergeld usw.), ferner zur **Anlegung von Kapitalien der Gemeinden und Stiftungen, auch der Kirchen- und Pfründestiftungen** sowie der sonstigen nicht unter gemeindlicher Verwaltung stehenden Stiftungen.

VI.

Verlosungs- und Restantenlisten stehen in unserem Effektenbureau sowie bei unseren Filialen zur Verfügung und werden auf Verlangen portofrei zugesendet.

München, den 15. Februar 1909.

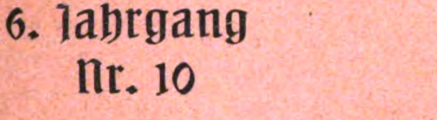
Bayerische Handelsbank.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München


6. Jahrgang
Nr. 10

6. März
1909



Inhaltangabe:

Quartalspreis Mk. 2,40
Einzelnummer 20 Pfg

NETTO-BILANZ per 31. Dezember 1908.

Aktiva.

	M.	M.
Cassa:		
1. Der Bestand an Gold in Barren oder ausländischen Münzen, das Pfund fein zu M. 1392.— gerechnet		—
2. Der Kassenbestand und zwar an:		
a) kursfähigem deutschen geprägten Gelde . . . Gold	29,393,570.—	
Silber	413 097.77	
	29,806,667,77	
b) Reichskassenscheinen	41,865.—	
c) eigenen Banknoten	4,959,800.—	
d) Reichsbanknoten	5,688,640.—	
e) Noten anderer Banken	208,900.—	40,705,872.77
3. Der Bestand an Silber in Barren und Sorten		—
4. **Wechselbestände:**		
a) Platzwechsel abzüglich Rückzinsen . . . hievon bis 15. Januar 1909 fällig M. 10 595,344.18.	38,653,128.44	
b) Rimessenwechsel auf deutsche Plätze abzüglich Rückzinsen . . . hievon bis 15. Januar 1909 fällig M. 646,302 68.	4,485,141.97	
c) Wechsel auf ausserdeutsche Plätze:		
auf England . . . . M. 67,462.88		
„ Frankreich . . „ 5,850.86		
„ Holland . . . . „ 4,600.22		
„ Kopenhagen . . „ 792.25		
„ Schweiz . . . . „ 304.863.41		
„ Wien . . . . . „ 29.056.50	412,626.12	43,550,896.53
5. **Lombardforderungen:**		
a) auf Gold	—	
b) auf Effekten der in § 13 Ziffer 3 Buchstabe b, c, d des Reichsbankgesetzes bezeichneten Art	4,109,210.—	
c) auf andere Effekten	—	
d) auf Waren	—	4,109,210.—
bis 31. Dezember 1908 anfallende Zinsen		18,384.83
6. **Effektenbestand** an:		
a) diskontierten Wertpapieren	412.95	
b) eigenen Effekten.		
M. 10,000.— 3% Deutsche Reichs-Anl. . . M. 8,615.—		
„ 20,000 3% Preuss. konsol. Staats-Anl. „ 17,210.—		
„ 25,000 3½% Bayer. Staats-Anl. . . . . „ 23,668.75	49,493.75	
c) Effekten des Reservefonds	—	49,906.70
7. **Konto-Korrent-Guthaben:** Inkasso-, Giro- und sonstige Guthaben		1,584,753.63
8. **Betrag der fälligen aber unbezahlt** gebliebenen Wechsel- und Lombardforderungen		170,108.32
9. **Grundstücke**		500,000.—
		90,689,132.78

Passiva.

	M.	M.
1. **Grundkapital**		7,500,000.—
2. **Reservefonds:**		3,750,000.—
Spezialreservefonds:		
a) für Personalexigenz	563,955.62	
b) „ Spar- u. Sterbekasse	1,008,488.36	
c) „ Banknotenanfertigung	105,760.09	
d) für Rücklage zur Leistung an den Staat pro 1909	26,000.—	1,704,204.07
Leistung an den Staat pro 1908		53,150.—
3. **Delcredere-Conto**		890.163.14
4. **Banknoten-Emission** und zwar:		
Eigene Noten emittiert à M 100.—	294,300,000.—	
hievon ab laut § 5 des R.-B.-G. aus dem Verkehr gezogen	224,300,000.—	70,000,000.—
5. **Guthaben der Giro- und Konto-Korrent-Gläubiger**		5,740,060.21
6. **Betrag der Depositen** und zwar:		
a) der verzinslichen 1% Depositen ohne Aufkündigung	11,950.—	
b) der verzinslichen 2% Depositen ohne Aufkündigung	—	
c) der verzinslichen 3% Depositen mit dreimonatlicher Aufkündigung	—	
d) der unverzinslichen Depositen	—	11,950.—
7. **Betrag der schuldigen Depositenzinsen**		12.50
Dividenden-Rückstände		4,682.50
8. **Betrag der zu entrichtenden Notensteuer**		—
9. **Reingewinn**	1,211,560.36	
ab: Leistung an den Staat pro 1908 . M. 53,150.—		
Zur Spezial-Reserve für Spar- und Sterbekassa . . . . . „ 23,500.—		
Dotation des Delcredere-Konto . „ 100,000.—	176,650.—	
	1,034,910.36	
hievon zur Verteilung		940,132.30
Gewinn-Uebertrag auf 1909		94,778.06
Verbindlichkeiten aus weiter begebenen, im Inlande zahlbaren Wechseln . . M. 1,111,198.20		
		90,689,132.78

Bayerische Notenbank.

Die Direktion.

Nachdruck wird nicht honoriert.



Dem hochw. Klerus

empfehle ich mich bei Anschaffung von **Paramenten, Fahnen usw.** unter Zusicherung billigster u. reellster Bedienung. Bei Barzahlung angemessener Rabatt, im übrigen Zahlungserleichterung nach Möglichkeit.

Max Altschäffl, München
Paramentenanstalt u. Fahnenstickerei
Karlstrasse 52/II.

Animator

: Pschorrbräu-Frühjahrs-Starkbier :

Beginn der Abgabe in Fässern und Flaschen

Samstag, 27. Februar 1909.

Hauptausschank:

Pschorrbräu-Bierhallen	**Pschorrbräuhaus**
Heuhauserstrasse 11	Bayerstrasse 30
(mit Nachmittags-Konzerten)	(mit Abend-Konzerten)

Ausserdem erhältlich vom Fass und in Flaschen bei den Wirten der Brauerei.

G. PSCHORR, Pschorrbräu, Bayerstrasse 30/32 (Telephon 6731.) =




Heilige Gräber :: Grabchristus :: Auferstehungen :: Kruzifixe :: Kreuzwege
Kommunionbänke.

Kataloge, Entwürfe u. Kostenvoranschläge gratis u. franko.

Kirchliche Kunstanstalt

Gg. Lang sel. Erben ··· Oberammergau

Gegründet 1775 (Bayern)

Moselweine und Saarweine.

1901 Berncastler Doctor (Wachstum Doctor Thanisch)	M 4.—	1906 Josefshöfer	„ 1.60
1906 Ohligsberger	„ 3.—	1905 Uerziger Kranklay	„ 1.60
1906 Ockfener Bockstein Auslese	„ 2.50	1905 Brauneberger	„ 1.50
1905 Berncastler Schlossberg	„ 2.—	1905 Berncastler	„ 1.50
1906 Dhroner Hofberg	„ 1.80	1907 Uerziger	„ 1.20
		1907 Zeltinger	„ 1.—
		1907 Erdener	„ 1.—

per ¹/₁ Flasche einschliesslich Glas.

Kisten leihweise.

Moseltischwein à 80 Pfg. nur in 50er Verschlusskisten = Glas und Kiste leihweise.

Frühjahr 1909 ist dafür ein = hübscher 1907er Trittenheimer = im Versand.

Weinbau Gegr. 1872. Telephon Nr. 22.

Franz Haenlein

= Lieferant vieler Höfe =
Hochheim a. M.

Weinhandel Telegr.: Haenlein, Hochheimmain.

Novität! Im Verlage von Heinrich Kirsch, Wien I, Singerstrasse Nr. 7 erschien soeben:

Propädeutik der Psychiatrie

für Theologen und Pädagogen.

Von **Dr. Heinrich Schlöss**, k. k. Reg.-Rat, Direktor der n.-ö. Landesanstalten „Am Steinhof" in Wien.

Mit einem Vorwort von **Dr. Heinrich Swoboda**, Hausprälat Sr. päpstl. Heil., k. k. o. ö. Universitäts-Professor in Wien.

VIII und 125 Seiten Gr.-8°. M 3.—, geb. M 4.—.

Sowohl der Geistliche wie der Erzieher brauchen Menschenkenntnis und dazu gewiss auch den Einblick in jene Vorbedingungen, unter welchen ein gesundes und ein anormales Funktionieren der Seelenwerkzeuge erfolgt.

Diesem Zwecke dient die vorliegende Schrift: sie soll den Theologen und Pädagogen die notwendigen und nützlichen Kenntnisse aus dem Gebiete der Psychiatrie vermitteln. Dementsprechend werden darin jene Arten von Seelenstörungen besprochen, die für Seelsorger und Erzieher irgendwelche Bedeutung haben können: Melancholie, Hypochondrie, Manie, Verwirrtheit, periodisches Irresein, Verrücktheit, Querulantenwahnsinn, progressive Paralyse, Geistesstörungen der Epileptiker und der Hysterischen, Zwangsvorstellungen, Abnormitäten des Geschlechtstriebes, Geistesstörungen des Greisenalters usw. Besondere Aufmerksamkeit widmet der Verfasser der Trunksucht und ihren Folgen auf psychischem Gebiete. Ebenso werden der angeborene Schwachsinn und die nervösen Störungen und Geisteskrankheiten im Kindesalter, deren Unkenntnis bedauerliche Missgriffe in der Erziehung zur Folge hat, mit grösserer Ausführlichkeit behandelt.

Kirchen-Heizungen

mit frischer Luftzuführung und regulierbarer Luftbefeuchtung. D. R. P. 91577. Spezialsystem der Aachener Fabrik für Zentral-Heizungs-Anlagen

Theodor Mahr Söhne
Aachen

Gegründet 1841. Feinste Referenzen. Im Jahre 1908 30 Kirchen-Heizungen ausgeführt.

Freitag, 5. März, nachmittags 5 Uhr
im kleinen Saal des Hotel „Union", Barerstr. 7,

Ausstellung künstlerischer Paramenten

mit erläuterndem Vortrag von Frau Helene Stummel, Kevelaer.

Saalgebühr 30 Pf.

Münchener Kathol. Frauenbund, Paramentenverein.

Glasmalerei und Kunstverglasung

:: Gerhard Küsters, Paderborn i. W. ::

Hotel Union, München

Barerstr. 7. — Besitzer: Kathol. Kasino A. V. — Tel. 9300.

Komfortabelst eingerichtetes Hotel, Bier- und Weinrestaurant.

Gesellschaftssäle und elegante Klubräume zur Abhaltung von Diners, Soupers, Familienfesten usw. Anerkannt vorzügliche Küche. — Verkauf garantiert naturreiner Weine. — Für Diners, Supers usw. werden Weine, Champagner usw. in jeder Auswahl zur Verfügung gestellt, und nicht angebrochene unversehrte Flaschen retour genommen. — Auf Verlangen Menu-Vorschläge in jeder Preislage.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 16), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 5 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 23 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 10. München, 6. März 1909. VI. Jahrgang.

Brettl-Unwesen und liberale Presse.

Zum Verfahren auf Konzessionsentziehung.[1])

Vom Herausgeber.

Im letzten Hefte (Nr. 9 vom 27. Februar, S. 144 f.) wurde in dem Artikel „Ist das Brettl-Milieu hoffähig?“ mit einigen Worten auch die Tatsache gestreift, daß gegen das Intime Theater das Verfahren auf Konzessionsentziehung schwebe. Inzwischen hat der verwaltungsrechtliche Senat der Kreisregierung für Oberbayern als zweite Instanz die gegen den Beschluß der Polizeidirektion erhobene Beschwerde zurückgewiesen. Als letzte und höchste Instanz wird der Verwaltungsgerichtshof zu entscheiden haben. Ueber die Verhandlung vor der Kreisregierung liest man in mehreren liberalen Blättern (u. a. „Augsburger Abendzeitung“, Nr. 59 vom 28. Februar, „Münch. Neueste Nachrichten“, Nr. 98 vom 28. Febr.) nachstehenden gleichlautenden Bericht:

„München, 26. Febr. Durch Beschluß der Polizeidirektion München vom 5. Februar d. Js. wurde die dem Theaterunternehmer Joseph Hunkele, genannt Vallé, zum Betriebe des Kabaretts „Intimes Theater“ für das Jahr 1908 erteilte Konzession zurückgenommen mit der Begründung, daß der Konzessionsinhaber der ihm auferlegten Verpflichtung, keine den guten Sitten zuwiderlaufende Vorträge zu veranstalten, zuwidergehandelt und trotz wiederholter Monitorien das Kabarett nicht persönlich geleitet habe; er habe durch sein Verhalten gezeigt, daß er nicht gewillt sei, das Unternehmen in geordneten Bahnen zu halten. Gegen diesen Beschluß, der sich u. a. auch auf die Zeugenaussagen im Prozeß Hunkele gegen Dr. Kausen wegen Beleidigung stützt, erhob Hunkele Beschwerde bei der Kreisregierung; der Vertreter des Beschwerdeführers, Redakteur Bauernfreund, beantragte die Aufhebung des Beschlusses der Polizeidirektion; er machte geltend, daß im „Intimen Theater“ niemals andere als polizeilich erlaubte Texte vorgetragen wurden, und daß es nicht angehe, die Aussagen der Zeugen und Sachverständigen im Kausenschen Prozesse, der gegenwärtig in der zweiten Instanz schwebe, heranzuziehen, da diesen Aussagen in zweiter Instanz gegenteilige Anschauungen gegenübertreten werden. Dem Unternehmer müsse man billigerweise gestatten, daß er sich im Verhinderungsfalle durch einen Dritten mit eigener Verantwortlichkeit vertreten lasse; übrigens habe es die Polizeidirektion in der Hand, die Konzession zurückzunehmen, wenn ihren Auflagen zuwidergehandelt werde. — Der verwaltungsrechtliche Senat der Kreisregierung wies die Beschwerde als unbegründet zurück.“

Die „Münchner Neuesten Nachrichten“ versehen den Bericht mit einem Kommentar, der die eigentümliche Haltung des tonangebenden Organs der liberalen Partei in Fragen der öffentlichen Sittlichkeit und des öffentlichen Anstandes[2]) wieder einmal drastisch illustriert. Das liberale Blatt schreibt:

„Man mag über die im speziellen Falle vorliegenden Verhältnisse denken wie man will, in prinzipieller Beziehung erregt die Begründung der polizeilichen Konzessionsentziehung und die Verwerfung der Beschwerde sicher rechtliche Bedenken. Die Polizei hat durch ihren Beschluß jedenfalls ihren Zensurbeamten desavouiert, der bisher die Vorträge des „Intimen Theaters“ beaufsichtigte und genehmigte. Ferner ist es zum mindesten unbillig, einen Beschluß, durch den eine Reihe von Schauspielern usw. brotlos gemacht werden, auf Zeugenaussagen in einem Prozesse zu gründen, der erst seiner Entscheidung in zweiter Instanz harrt. Würde nach solchen Prinzipien künftig bei Erteilung bzw. Entziehung von polizeilichen Konzessionen verfahren, dann wäre die Existenz aller Theater in München der polizeilichen Willkür preisgegeben. Denn mit Argumenten, die so wenig stichhaltig sind wie die obigen, ließe sich schließlich der Betrieb jedes Theaters einstellen. Diese Rechtsunsicherheit ist um so gefährlicher und schädlicher für die bezüglichen öffentlichen und privaten Interessen in München, als der Verdacht leider nur zu begründet ist, daß die maßgebenden amtlichen Stellen weniger auf dem Rechtsstandpunkt stehen, sondern sich reaktionären, ultramontanen Einflüssen bereitwilligst unterordnen. Und wo nach dieser Richtung die Grenzen gezogen werden, ist je nach der politischen Lage nicht abzusehen.“

Auf den ungeheuerlichen Vorwurf, der in den letzten Sätzen gegen die Unparteilichkeit auch der Mitglieder des verwaltungsrechtlichen Senats der Kreisregierung, also eines Richterkollegiums, erhoben wird, kommen wir unten noch näher zurück.

Wie die „Münchner Neuesten Nachrichten“ über den „speziellen Fall“ denken, haben sie in solidarischer Ideen-

---

[1]) Der Herausgeber mutet dem zum Teil internationalen Leserkreise nur höchst ungern eine polemische Auseinandersetzung von vorwiegend lokaler oder persönlicher Färbung zu. Uebrigens kann die Rückwirkung eines scharfen Vorgehens gegen den Brettl-Unfug auf zahlreiche deutsche Städte, in denen das Intime Theater bisher gastierte, nicht ausbleiben.

[2]) Das liberale Blatt muß sich soeben von der sozialdemokratischen „Münchener Post“ eine Zurechtweisung gefallen lassen, die doppelt beschämend ist, weil die „M. P.“ in Fragen, die das sexuelle Gebiet berühren, einen sehr freien Standpunkt einnimmt. Die „Münchner Neuesten Nachrichten“ (Nr. 97 vom 27. Februar) hatten einer Zuschrift Raum gegeben, in welcher Klage geführt wurde, daß „der schamhafte Adolf“ (eine stereotype Spottfigur der „Jugend“) im Männerschwimmbade des städtischen Müllerbades an völliger Nacktheit (ohne Badehose) Anstoß genommen habe, und daß „die Direktion des größten Bades der Halbmillionenstadt auf so etwas hereingefallen“ sei. Das liberale Blatt vertrat demgegenüber die „überwiegende“ und wohl auch „gesunde“ Meinung, die auch für Errichtung von Familienbädern in der Umgebung von München gelte, daß nur der häßliche Körper Aergernis errege und unanständig sei; gute Menschen könnten sich durch den Anblick eines unbekleideten schönen Körpers nicht beleidigt fühlen. Die sozialdemokratische „Münchener Post“ fertigt diese „Geistreichelei“ u. a. wie folgt ab: „In einer redaktionellen Bemerkung tischen nun die Weisen der „Neuesten“ zunächst einen blöden Witz auf von der sittenreinen Bäuerin, die sich vor sich selber schämt, in der abgesonderten Kabine nackt ins Bad zu steigen .... Da im Müllerschen Volksbad nicht nur Männer, sondern zur gleichen Zeit auch Knaben bis zum jugendlichsten Alter verkehren, dürften auch die „Neuesten“ begreifen, daß der Badehosenzwang aufrecht erhalten und das völlig nackte Umhergehen der Badegäste nicht aus dem Grund untersagt ist, weil jemand durch den Anblick eines unbekleideten schönen Körpers sich beleidigt fühlen könnte. Zur Zeit der Eulenburgerei besteht eine Gefahr in anderer Richtung. Denn es dürfte auch kein Zufall sein, daß die Verfechter der Aufhebung des Badehosenzwangs in den hiesigen Schwimm- und Freibädern sich nachweisbar zu den Homosexuellen zählen. Auf der Basis dieser perversen Auffassung scheinen demnach die Informatoren und Witzmacher der Neuesten ihre „sittliche“ Ansicht vom nackten „Familienbad“ errichtet zu haben.“ — — Ein angesehenes Mitglied der liberalen Partei in München schreibt der „Allgemeinen Rundschau“ unter dem 28. Februar wörtlich: „Diese derbe Züchtigung durch das — ausgerechnet — sozialdemokratische Organ gönne ich den ‚Neuesten Nachrichten‘ von ganzem Herzen.“

gemeinschaft mit ihrer Zwillingsschwester, der „Jugend“[3]), in der jüngsten Zeit wiederholt deutlich zu erkennen gegeben. Für das Intime Theater und seine durch eidliche Zeugenaussagen so empfindlich bloßgestellte „Hauptattraktion“ Mary Irber wurde auf jede nur mögliche Weise die Reklametrommel gerührt, und selbst die Karnevalsnummern der beiden unter dem gleichen Dache erscheinenden Blätter nahmen so deutlich wie nur möglich für die gerichtlich als schamlos gekennzeichnete „Brettldiva“ gegen den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ Partei. Die „Münchner Neuesten Nachrichten“ scheinen längst vergessen zu haben, daß sie unter dem unmittelbaren Eindruck des schöffengerichtlichen Urteils in ihrer Nr. 19 wörtlich schrieben:

„Die im Auszuge mitgeteilten Gutachten und **die gewiß allgemein zu billigende Begründung des Urteils** erübrigen eine weitere Aussprache über dieses Thema. Es bleibt nur zu wünschen, daß die Nutzanwendung dieses Prozesses richtig gezogen wird: — daß vor allem das Publikum und nicht Polizei und Gerichte als Hüter und Verteidiger der Sitte und des guten Geschmackes auftreten müssen, daß wir nur solche Vorstellungen besuchen, in denen wirkliche Kunst und würdige Unterhaltung geboten wird.“

Worauf dann sofort — schon nach Verfluß von vierundzwanzig Stunden — in den Spalten der „Münchner Neuesten Nachrichten“ eine bezahlte Reklame größten Stiles einsetzte, um das Publikum aufs neue in das von da ab „jeden Abend ausverkaufte“ Intime Theater und zur Mary Irber zu locken. Auch die redaktionelle Reklame setzte alsbald wieder ein, anfangs schüchtern, aber allmählich immer lauter und deutlicher.

Wie hatte aber die denselben „Münchner Neuesten Nachrichten“ zufolge „gewiß allgemein zu billigende Begründung des Urteils“ gelautet? Es dürfte an der Zeit sein, dieselbe nochmals in Erinnerung zu bringen. Die mündliche Urteilsbegründung besagte wörtlich:

„Bezüglich des Intimen Theaters ist festgestellt, daß die Gesamtheit der Zeugen und Sachverständigen aus allen politischen und sonstigen Lagern das Unternehmen sehr abfällig beurteilte. Das Gericht erachtet als festgestellt, daß eine Spekulation auf die niedrigsten Sinne im Intimen Theater ausgeübt wurde. **Ein Theater, an dem sich eine Darstellerin findet**, die bei ihren Gesängen, **wie zwei Zeugen bekundeten**, Bewegungen des Geschlechtsverkehrs macht, an dem sich ein Leiter findet, der solche Darstellungen duldet, ein Theater, das in einer Zeit, die sich ernstlich bemüht, die Jugend zu retten und zu schützen, ein Stück aufführt, in dem die Verführung eines Kindes in infamster Weise dargestellt wird, ein solches Theater darf keinen Anspruch auf sittliche Qualität erheben.“

[3]) Die „Jugend“ treibt die Gehässigkeit soweit, daß sie dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ unterstellt, er sei damit einverstanden, daß ein Geistlicher, der eben erst eine längere Strafe wegen Sittlichkeitsverbrechen verbüßt habe, gleich nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis wieder als Religionslehrer angestellt werde, und er mache deshalb gegen die liberale „Augsb. Abendztg.“ Front. (Der Fall wurde inzwischen dahin klargestellt, daß der betreffende Geistliche gegen den Willen der vorgesetzten geistlichen Behörde die Schule betreten habe). Der Herausgeber steht in dieser Frage auf dem strengen Standpunkte, daß ein wegen Sittlichkeitsvergehens bestrafter Geistlicher überhaupt nicht mehr zur eigentlichen Seelsorge zugelassen werden dürfte. Der „Jugend“-Mitarbeiter Karl Ettlinger („Karlchen“) entblödet sich aber nicht, sogar mit dieser Sache den — — Brettlprozeß zu verquicken und nachstehenden „Witz“ zu verzapfen:

„Wie verlautet, wird der Münchener Sittlichkeitsverein, an der Spitze Herr Kausen, ganz energisch gegen diese Art heuchlerischer Prüderie, die nicht einmal vor dem geistlichen Gewand Halt macht, vorgehen. Ob es in Form eines Artikels gegen die Münchener Ueberbrettls geschehen soll, oder in Form einer Vertrauenskundgebung für den Herrn Religionslehrer, ist noch unentschieden. Es soll erst ein Reklame-Sachverständiger zu Rate gezogen werden.“

Unmittelbar über diesem Zynismus prangt ein schamloses Bild, das die unanständigen Zudringlichkeiten des serbischen Kronprinzen gegen Damen zum Gegenstande hat. Daß die „Kunst-Sachverständigen“ eine Erfindung und Spezialität seines eigenen Milieus, speziell seines Gönners Dr. Georg Hirth, des Herausgebers der „Jugend“, sind, beliebt Herr Karl Ettlinger zu übersehen. Diese „Witzemacher“ der „Jugend“ glauben nachgerade über allen Gesetzen zu stehen (man betrachte nur das Bild, wo Lehrer Beyhl den Kultusminister übers Knie legt und züchtigt) ganz besonders über denen des Anstandes. Aber wenn ihnen selbst einmal aufs Füßchen getreten wird, wenn z. B. ein Staatsanwalt, wie im „Simplicissimus“-Prozeß geschehen, auf polygame Neigungen des Kunstsachverständigen Dr. Georg Hirth anspielt, dann läuft man gleich zum Kadi oder beschwert sich beim Justizminister, um zwei Jahre nachher die Löblichkeit polygamer und polyandrischer Neigungen in einer Broschüre und in der „Zukunft“ des langen und breiten „nachzuweisen“.

Wenn jetzt von den „Münchner Neuesten Nachrichten“, in gleicher Weise wie von dem Sachwalter des Theaterleiters, geltend gemacht wird, der Prozeß werde erst in zweiter Instanz entschieden werden, so ist dies richtig, insoweit es sich um die Freisprechung wegen Beleidigung handelt. Aber die eidlichen Aussagen von Zeugen in der ersten Instanz, auf welche sich die Entziehung der Konzession stützt, werden durch die in dem Beleidigungsprozesse eingelegte Berufung absolut nicht berührt. Diese eidlichen Zeugenaussagen werden in der zweiten Instanz noch verstärkt werden durch das freiwillig angebotene Zeugnis eines Arztes in Kiel („nichts als Zoten“, „Vorführungen, die nichts bezwecken als die Geilheit zu reizen“, „gemein und ekelhaft“)[4]) und eines Landrichters in Württemberg („eine witzlose Schweinerei“.)[5])

Die „Allgemeine Rundschau“ hat wahrlich nicht den Beruf, eine oftmals nur zu laxe Polizeizensur gegen die „Münchner Neuesten Nachrichten“ in Schutz zu nehmen; aber die Zeugenaussagen im Brettlprozeß hätten selbst Uebelwollende belehren können, daß die Textzensur schamlosen Gesten und Mienen nicht vorbeugt.

Der von den „Neuesten Nachrichten“ versuchte Appell an das Mitleid — zugunsten der angeblich „brotlos gemachten Schauspieler usw.“ wird vom „Neuen Münchener Tagblatt“ (Nr. 59) schlagfertig dahin beantwortet: „Wirkliche Künstler sollten nicht wie die Schweinchen aus dem Kleientrog und aus dem Rinnstein ihr tägliches Brot beziehen.“ Aber auch wer sich diese Argumentierung nicht aneignet, braucht sich durch das Mitleid des liberalen Blattes nicht rühren zu lassen. Denn es ist bestimmt vorauszusehen, daß, wenn auch dem Unternehmer Hunkele die Konzession zum persönlichen Betrieb des Brettls rechtskräftig entzogen wird, die mitwirkenden Personen unter einem anderen Unternehmer Verwendung und Beschäftigung finden werden. Es dürfte also jedenfalls nicht dazu kommen, daß die zahlreichen Verehrer der Mary Irber in den Spalten der „Münchner Neuesten Nachrichten“ eine Sammlung für die „Notleidende“ zu eröffnen brauchen. Ihretwegen kann das liberale Blatt unbesorgt sein; ihr wird die Konzession leider nicht entzogen.

Alle diese Dinge treten aber in den Hintergrund angesichts der unqualifizierbaren Unterstellung des liberalen Blattes, „daß die maßgebenden amtlichen Stellen weniger auf dem Rechtsstandpunkte stehen, sondern sich reaktionären ultramontanen Einflüssen bereitwilligst unterordnen“.

Die Entrüstung über die durch die Schöffengerichtsverhandlung aufgedeckten Brettl-Schamlosigkeiten soll demnach zu einer „ultramontanen Mache“, zu einem einseitigen Parteiinteresse gestempelt werden. Wie schrieb doch unlängst der Chefredakteur der liberalen „Allgemeinen Zeitung“ (Nr. 6, S. 129 f.) in seinem Artikel „Sachverständige für Unsittlichkeit“, abgedruckt in Nr. 8 der „Allgemeinen Rundschau“ (S. 128 f.)?

„Jawohl, wenn sich die Hexe Politik nicht in alles mischte!“ Sind wir denn nicht schon so weit gekommen, daß wir die Wahrheit, die doch nur eine einzige sein kann, nicht anerkennen, wenn sie zufällig nicht auf unserer, sondern auf des politischen Gegners Seite ist!..... In unserer Zeit des programmatischen Sichauslebens lächelt man aber bald über einen, der die gute Sitte in Schutz nimmt: er muß ein Reaktionär, ein Unsittlichkeitsschnüffler sein, zumal dann, wenn es, wie in diesem Falle, ein politischer Gegner ist, der einmal die Wahrheit gesprochen. Wird sie denn dadurch eine andere, minder eine Wahrheit?“

Es ist übrigens eine direkte Fälschung von Tatsachen, eine frivole Irreführung der öffentlichen Meinung, wenn durch den oben zitierten Satz der „Münchner Neuesten Nachrichten“ die Vorstellung erweckt wird, als seien nur „reaktionäre“, „ultramontane“ Kreise über die Ausschreitungen der Brettlbühnen erbittert und verlangten ein schärferes Vorgehen der Polizei. Wir könnten uns zum Beweise des Gegenteils auf Kundgebungen aus liberalen und aus protestantischen Kreisen berufen, welche der „Allgemeinen Rundschau“ seit dem Prozeß in großer Zahl zugegangen sind. Während diese Zeilen niedergeschrieben wurden, liefen wieder zwei Briefe aus München ein, deren Absender sich ausdrücklich als politische Gegner des Zentrums, als Liberale

[4]) Vgl. den in Nr. 4, S. 50, und in Nr. 5, S. 78, abgedruckten Brief.

[5]) Vgl. die Mitteilung in Nr. 5, S. 78.

bezeichnen. Der eine schreibt: „Ich bitte öffentlich festzustellen, daß viele Liberale die ‚Münchner Neueste Nachrichten‘ in Fragen der Sittlichkeit und des öffentlichen Anstandes nicht als ihr Organ anerkennen.“ Der andere macht seiner Entrüstung über das Gebaren des „je nach Tag und Stunde auf verschiedenen Achseln tragenden“ Blattes in den schärfsten Ausdrücken Luft, die wir uns nicht ohne weiteres aneignen möchten. Der Brief schließt: „In dieser Frage stehe ich unbedingt auf seiten der ‚Allgemeinen Rundschau‘ und nicht der ‚Münchner Neuesten Nachrichten‘, und alle anständigen Leute, die sich ein selbstständiges Urteil bewahrt haben, denken so wie ich.“

Diejenigen Zeugen und Sachverständigen im Brettlprozeß, deren Urteil nach allgemeiner Auffassung am schwersten ins Gewicht fiel (Prof. Morin, Hermann Roth, Alfred Freiherr von Mensi) gehören der liberalen Richtung an. Der Kieler Arzt, der nach dem Prozeß aus freien Stücken sein Zeugnis anbot und sich gleichzeitig als Leser der „Deutschen Zeitung“ bekannte, ist Protestant und liberal. Am 26. Januar hieß es in einem Feuilleton der demokratischen „Frankfurter Zeitung“*) (Nr. 26, II. Morgenblatt) im Hinblick auf eine sogar zahme Vorstellung nach dem Prozeß:

„Diese fade Ueberbrettelei hat in der Tat mit Kunst das allerwenigste zu tun. Ich begreife durchaus, wenn man angesichts der gefesselten studentischen Jugend im Parterre zu der Forderung kommt: fort damit.“

Der Kunstschriftsteller Eugen Kalkschmidt, Mitredakteur des „Kunstwart“, der dieses Feuilleton schrieb, wird sich sicherlich dagegen verwahren, daß man ihn als einen Reaktionär oder gar einen „Ultramontanen“ anspricht.

Nein, es ist gottlob nicht wahr, daß der Protest gegen die sittenverderbenden Wirkungen gewisser Brettlbühnen sich auf sog. „ultramontane“ Kreise beschränke. In dieser Frage gibt es keine Parteiunterschiede und keinen Widerstreit der religiösen Bekenntnisse. Den schlagendsten Beweis liefert eine gemeinsame Vorstellung an das Polizeipräsidium, welche in den jüngsten Tagen zirkulierte und unter Angehörigen aller Konfessionen (Israeliten nicht ausgeschlossen) eine überaus stattliche Zahl von Unterschriften fand. Die Vorstellung richtet an das Kgl. Polizeipräsidium die Bitte, es wolle gegen die Ausschreitungen der sogenannten Kabaretts und gleichartigen Theatergeschäftsunternehmungen mit Nachdruck und Ausdauer eingeschritten werden. Der Entwurf dieser Vorstellung stammt aus der Feder eines politisch liberalen Protestanten. Zu den Unterzeichnern gehört u. a. auch der liberale Reichstagsabgeordnete für München I, Rechtsrat Wölzl. Ein anderer liberaler Reichstagsabgeordneter, der aber den Münchener Verhältnissen ferner steht, erklärte ausdrücklich sein Einverständnis. Auch der Führer der Freien Vereinigung im Landtage (Konservative und Bauernbündler), Abg. Friedrich Beckh, desgleichen der Reichstagsabgeordnete Hilpert (beide Protestanten) haben unterzeichnet. Die Vorstellung ist ohne jede Mitwirkung des Herausgebers der „Allgemeinen Rundschau“ zustande gekommen. Aber die oben gekennzeichnete Herausforderung der „Münchner Neuesten Nachrichten“ zwang dazu, einige Daten über den Charakter und die Zusammensetzung der Unterschriften schon heute an die Oeffentlichkeit zu bringen.

*) Der Sachverwalter des Intimen Theaters beruft sich in seinem Pamphlet gegen die „Allgemeine Rundschau“ mit besonderem Nachdruck auf die „Frankfurter Zeitung“, welche den Darbietungen uneingeschränktes Lob spende und in der Art derselben nichts Sittenbedrohendes erblicke. Demgegenüber sei auf einen Bericht der „Frankfurter Zeitung“ über das Auftreten des Intimen Theaters in Frankfurt in Nr. 317 vom 14. November 1908 verwiesen. Dort heißt es: „Das Theater sollte Dinge, die in jeder Form peinlich empfunden werden, aus dem Programm ausschalten.“

Die Reichsfinanzreform in der Kommission.

Von Regierungsrat Speck, Mitglied des Reichstags.

V.

„Die Bredouille, der Zusammenbruch ist da!“ schreibt Dr. Hugo Böttger unterm 27. Februar im „Tag“. Vergeblich waren also die Arbeiten der zur Beratung der möglichen Heranziehung des Besitzes eingesetzten Subkommission, vergeblich überhaupt die ganzen bisherigen Verhandlungen der Steuerkommission. Wiederum mußten die Sitzungen vertagt werden. Und der Grund dieser in der Wiederholung mehr als auffallenden Maßregel? Das Schreckliche drohte Ereignis zu werden, in der Kommission war eine Mehrheit in der Bildung begriffen, welche auf der Grundlage der Vorschläge Gamp-Herold die Frage der Heranziehung des Besitzes auf dem Umwege über die Einzelstaaten ihrer Lösung entgegenführen wollte. Im Prinzip hatten sich für diese Vorschläge ausgesprochen die beiden konservativen Parteien, das Zentrum, die Polen und auch die Wirtschaftliche Vereinigung. Bei einer solchen Mehrheitsbildung wäre der „Kern“ des Blocks vollständig ausgeschaltet geblieben, die Liberalen wären an die Wand gedrückt. Das mußte aber unter allen Umständen vermieden werden, deshalb wurde die bereits auf Freitag den 26. Februar anberaumte Kommissionssitzung auf Betreiben der Blockparteien plötzlich wieder abgesagt. Hinc illae lacrimae, daher jener Verzweiflungsruf nach einem aktiven Eingreifen des Reichskanzlers! „Er“ kam zwar nicht, wie gewünscht war, sich an den Sitzungen der Kommission zu beteiligen, aber er entbot seine Getreuen ad audiendum verbum nach der Wilhelmstraße. Und sie kamen alle, von rechts und von links, die Nationalliberalen sogar drei Mann hoch. Und wenn nicht alles täuscht, ist es dem Zauberer Bülow tatsächlich gelungen, einem Teil seiner Besucher durch die in der Camera obscura gezeigten Gegenwarts- und Zukunftsbilder ein gelindes Gruseln beizubringen. Mit drastischen Mitteln wurde jetzt gearbeitet, da die Nerven bereits etwas abgestumpft sind. Spielt doch die „drohende Kriegsfackel“ jetzt schon in Versammlungen, in denen die Finanzreform besprochen wird, eine bedeutende Rolle, und als „Vaterlandsverräter“ wird ja wohl binnen kurzem jeder öffentlich gebrandmarkt werden, der es wagt, an der unfehlbaren Tadellosigkeit des mit so großer Mühe zusammengeschweißten Blockprodukts zu zweifeln. Genau wie zu Zeiten der Beratung des Vereinsgesetzes beherrscht auch heute die Zentrumsscheu die Stunde, und dies beweist aufs neue die betrübende Tatsache, daß leider im Deutschen Reiche jetzt die Gesetzgebung nicht getragen ist von dem Wunsche, das für die Allgemeinheit möglichst Beste zu schaffen, sondern allzusehr beeinflußt wird von dem Bestreben, ein politisches Gebilde künstlich am Leben zu erhalten, dem die eigene Lebenskraft von vornherein versagt bleiben mußte. Gleichzeitig tut man sich aber — mit pharisäischem Seitenblick auf andere Parteien — gewaltig viel zugute darauf, daß man „das Vaterland über die Partei“ stellt.

Das Zentrum hat durchaus keinen Anlaß und auch nicht den Ehrgeiz, im jetzigen Zeitpunkt, wie so manche liberale Blätter glauben machen wollen, sich als den Retter aus der Not in die Rolle einer führenden oder ausschlaggebenden Partei vorzudrängen, denn diese Stellung ist zurzeit gewiß keine beneidenswerte. Die bisherige Zurückhaltung der Vertreter des Zentrums in der Kommission hat doch wohl den besten Beweis dafür geliefert, daß es ihnen durchaus nicht darauf ankommt, die Zirkel des Blocks zu stören. Mag er sich „ausleben“, seine Unfruchtbarkeit auf finanzpolitischem Gebiete hat er in den jetzt dreimonatigen Verhandlungen deutlich bewiesen; sie stand zu Ende der vorigen Woche klar vor aller Augen. Einen beschämenderen Beweis seiner tatsächlichen Unfähigkeit auf diesem Gebiete vermag er auch nicht mehr zu liefern, als er in dieser wiederholten Vertagung der Beratungen liegt. „Möge der große Augenblick ein großes Geschlecht finden,“ schrieb noch am 7. Februar die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ mit Bezug auf die Kommissionsverhandlungen; ihr Wunsch ist aber unerfüllt geblieben seitens der Blockmehrheit. Und an diesem ungünstigen Gesamturteil über die bisherigen Leistungen dieser Mehrheit vermöchte auch der Umstand nichts zu ändern, wenn es dem Reichskanzler auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege gelänge, sich eine Mehrheit für einen Vermittlungsvorschlag zu schaffen.

Der Besitz sollte nach der Regierungsvorlage getroffen werden durch die Nachlaßsteuer, welche von dem reinen Werte der jeweiligen Gesamt-Erbmasse berechnet und erhoben werden

sollte, und zwar auch von Erbschaften, die an Deszendenten und Ehegatten fallen. Daß ein solcher Vorschlag im Reichstag keine Mehrheit finden würde, stand von vornherein fest. Nachdem die Regierungen nun selbst diese Steuerform haben fallen lassen, verlohnt es sich nicht, auf dieselbe hier noch näher einzugehen. Aber auch in der abgeschwächten Form einer Ausdehnung der Erbschaftssteuer, bei welcher die Steuer bemessen und erhoben werden sollte nach der Größe des einzelnen Erbteils, hat der Gedanke einer Heranziehung der Deszendenten und Ehegatten zur Steuer in der Kommission keine Mehrheit gefunden. Mit 22 gegen 6 Stimmen wurde ein diesbezüglicher Antrag der Freisinnigen abgelehnt. Außer diesen stimmten lediglich die Sozialdemokraten zu. Man mag sich nun sachlich zu dieser Frage stellen wie immer, man mag die ethischen, sentimentalen Momente ganz außer Betracht lassen und diese Form der Besteuerung als eine gerechte, ausgleichende Belastung des Besitzes befürworten: man wird dabei die Nachteile nicht leugnen können, die dieser Steuer anhaften. Vor allem die Tatsache, daß das mobile Kapital sich dieser Steuer viel leichter entziehen kann als der Grundbesitz, und daß von dieser Möglichkeit auch, wie das Beispiel Frankreichs zeigt, ein ausgedehnter Gebrauch gemacht wird. Und aus dem Gefühl dieser ungleichmäßigen Wirkung heraus ist wohl auch ein gut Teil des lebhaften Widerstandes herzuleiten, den diese Steuer gerade in landwirtschaftlichen Kreisen in allen Teilen des Reichs bisher gefunden hat und auch heute noch findet. Dazu kommt aber noch ein Mangel, der ebenfalls jeder Erbschaftssteuer anhaftet, bei der Heranziehung der Deszendenten und Ehegatten aber in verschärftem Maße zum Ausdruck kommt: je mehr Sterbefälle in einer Familie, desto mehr Steuern sind zu zahlen, d. h. je öfter Unglück und Trauer die Familie heimsuchen, desto öfter wird der Steuerexekutor bei ihr erscheinen, desto größer wird die Steuerlast. Und diese letzteren Bedenken haben wohl manche Kommissionsmitglieder, welche einer solchen Ausdehnung der Erbschaftssteuer an und für sich freundlich gegenüberstanden, doch zur Ablehnung veranlaßt.

Die Liberalen versuchten, ihren alten Lieblingswunsch der Einführung einer Reichsvermögenssteuer bei dieser Gelegenheit der Erfüllung näher zu bringen, allerdings vorerst ohne Erfolg. Ein nationalliberales Kommissionsmitglied meinte ja allerdings diese direkte Reichssteuer befürworten zu können ohne Preisgabe des föderativen Prinzips. Aber das kennt man ja! Wenn dieser Abgeordnete es mit seiner föderativen Gesinnung vereinbaren kann, auf den Boden der Reichsvermögenssteuer zu treten, dann können seine staatsrechtlichen Begriffe doch nur sehr mangelhaft entwickelt und durchgebildet sein. Denn darüber sind doch alle Gelehrten und Praktiker einig, daß eine solche Steuer, wie überhaupt jede direkte Reichssteuer, einen schweren Eingriff in die finanzielle Selbständigkeit der Einzelstaaten enthalten und deren Selbstverwaltungsrecht in bezug auf die Ordnung ihrer eigenen Finanzen wesentlich einschränken würde. Zentrum und Konservative wandten sich deshalb mit Entschiedenheit gegen diesen liberalen Vorstoß, und es gelang vorerst, denselben abzuschlagen. Ob aber die Abwehrmehrheit in diesem Punkte auch in Zukunft immer zur Verfügung stehen wird, erscheint zweifelhaft und wird wesentlich davon abhängen, ob es gelingt, eine Mehrheit für die anderweitige Heranziehung des Besitzes, und wäre es auch nur auf dem Umwege über die Einzelstaaten, zu finden. Wenn schließlich dieser letztere Weg beschritten werden sollte, dann muß aber auch hier jeder Eingriff in die Finanzhoheit der Einzelstaaten sorgfältig vermieden werden, insbesondere muß den letzteren volle Freiheit gelassen bleiben, zu bestimmen, wie die Belastung des Besitzes im einzelnen durchzuführen ist. Ist diese Voraussetzung nicht gegeben, dann hat ein solcher Vorschlag auf die Zustimmung des Zentrums nicht zu rechnen.

Nicht uninteressant war auch der von freisinniger Seite unternommene Versuch, auch in der Steuerkommission die Kulturkampfspauke zu schlagen. Die im Jahre 1906 auf Antrag des Zentrums in das Reichserbschaftssteuergesetz aufgenommene Bestimmung, daß kirchliche Stiftungen nur 5 % als Steuer zu zahlen haben, war ja von dieser Seite von Anfang an bekämpft worden, und man hoffte — vielleicht im Vertrauen auf die Blockfreundschaft — jetzt mit Hilfe der Konservativen die Beseitigung dieser Bestimmung erreichen zu können, sah sich aber allerdings gründlich getäuscht! Die Konservativen blieben fest, und zu ihrem großen Schmerze mußten die betrübten freisinnigen Lohgerber auch dieses Fell davonschwimmen sehen. Und man hatte ja so gute Absichten mit diesen kirchlichen Stiftungen! Nach dem bereits erwähnten Antrag Müller (Meiningen) sollten Nichtverwandte für große Erbschaften nicht weniger als 62½ % an Erbschaftssteuer zahlen. Eine kirchliche Stiftung von einer Million hätte also nicht weniger als 625,000 ℳ Steuer an das Reich abzuliefern, für den Stiftungszweck wären dann gerade noch 375,000 ℳ übrig geblieben. Die Freisinnigen haben wirklich rechtes Pech bei dieser Finanzreform! Wie hatten sie es doch so schön im Jahre 1906! Wie stimmten sie doch so tapfer gegen alle damals vorgeschlagenen Steuern, mit einziger Ausnahme der Erbschaftssteuer. Und jetzt erleiden sie eine Niederlage nach der anderen als „ausschlaggebende" Regierungspartei, und alle finanzpolitischen Grundsätze, die ihnen im Jahre 1906 so leicht über die Situation hinweghalfen, müssen sie jetzt verleugnen aus — Furcht vor dem schwarzen Mann. Wirklich ein tragisches Geschick!

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Ist der Friede gesichert?

Das war ein Hangen und Bangen in schwebender Pein, — namentlich an den Börsen, wo Tag für Tag der Geldbeutel als hochpolitisches Barometer dient. Einige Tage schien die Kriegsgefahr sehr ernst zu sein, dank der zweideutigen Haltung Rußlands. Dann kam zum Schluß der vorigen Woche die beruhigende Nachricht, daß Rußland sich „im Prinzip" mit dem Vorschlage auf gemeinsame Intervention einverstanden erklärt habe. Die Anzweiflung folgte freilich bald nach; aber ehe sich neue Sorge verbreiten konnte, wurde das offizielle Communiqué bekannt, wonach Rußland für sich allein die serbische Regierung ermahnt, von der Forderung territorialer Kompensationen abzustehen, einen bewaffneten Konflikt zu vermeiden und ruhig die Entscheidung der Mächte über wirtschaftliche Zugeständnisse abzuwarten.

Das einseitige Vorgehen Rußlands ist weniger schön als eine gemeinsame Aktion der Mächte. Aber wenn die briefliche Ermahnung Rußlands nicht etwa durch vertrauliche mündliche Aeußerungen zu einem Manöver des guten Scheines herabgedrückt wird, so kann man mit der Sache zufrieden sein. Die Friedensfreunde finden ja auch eine Stütze ihrer Hoffnungen in der Unterzeichnung des österreichisch-türkischen Abkommens, die am vorigen Freitag endlich erfolgt ist. Wir möchten freilich die moralische Wirkung dieser Verständigung nicht so hoch einschätzen wie die materielle Folge, welche die neue Freundschaft der Türkei mit Oesterreich nach sich gezogen hat: nämlich das Verbot der Waffen- und Munitionsdurchfuhr von Saloniki nach Serbien. Wenn die Serben kein Kriegsmaterial mehr erhalten können, so müssen sie schon an Frieden denken. Vorläufig wird freilich noch berichtet, daß die Mobilisierung und Konzentrierung der serbischen Streitkräfte jetzt erst recht betrieben werde. Aber die Fortsetzung des Säbelgerassels ist psychologisch und taktisch wohl zu erklären, auch wenn die leitenden Männer schon die Unmöglichkeit des Losschlagens erkannt haben.

Das neue Kabinett in Serbien, das unter dem Vorsitz von Nowakowitsch vor vierzehn Tagen zustande kam, wurde als ein „starkes" Konzentrationsministerium begrüßt. Die Stärke deutete man zunächst als Befähigung zum Losschlagen. Vielleicht ist jetzt die Stärke gut zu der Aufgabe, ein aufgeregtes Volk mitsamt einem tollen Kronprinzen in die Schranken der Vernunft zurückzuführen. Die erste Tat des neuen serbischen Ministeriums war eine Ergebenheitsnote nach St. Petersburg; diese Zuschrift gab Herrn Iswolsky die gewünschte Gelegenheit, die oben erwähnte Mahnung an Serbien zu richten, daß es die Entscheidung der Mächte abwarten, aber inzwischen schon in aller Form auf alle Territorialansprüche verzichten möge. Ob das Ministerium von der russischen Ermahnung überrascht worden ist, oder ob der ganze Briefwechsel vorher abgekartet war, läßt sich noch nicht übersehen. Immerhin ist es recht gut möglich, daß Herr Iswolsky sich eine schnelle Gelegenheit zu einem einseitigen Vorgehen zu schaffen suchte; denn er brauchte diesen Notausgang, da seine Politik in eine Art Sackgasse geraten war.

Die Selbstisolierung Rußlands bildet ein sehr interessantes Kapitel der Geschichte vom Anfang 1909, das wegen der Nachwirkung auf die Gruppierung der europäischen Mächte besondere Beachtung verdient. Die englisch-russische Entente, die in Asien kümmerlich vegetiert, ist in Europa bereits zusammengeklappt. Die Panslawisten haben dies besorgt, indem sie den

schwachen Zaren und den geschmeidigen Iswolsky zwangen, für die alleinige Präponderanz Rußlands auf dem Balkan offen einzutreten. Schon der plötzliche Vorschlag der Verrechnung der bulgarischen Entschädigung mit der türkischen Kriegsschuld mußte England verletzen. Noch schlimmer wirkte in ihrer geflissentlichen Absichtlichkeit die vorzeitige Ehrung des Fürsten Ferdinand als „Majestät"; das war nicht nur eine Mißachtung der Türkei, sondern ein Frevel gegen den gerade von England verfochtenen Grundsatz, daß erst ein neuer Beschluß der Mächte die vom Berliner Kongreß getroffene Ordnung ändern könne. Nachdem Rußland diese eigenen Wege eingeschlagen hatte, kam die Anregung, daß die Mächte einen gemeinsamen Schritt zur Beschwörung der Kriegsgefahr tun sollten. Herr Iswolsky antwortete darauf mit dem hinterlistigen Vorschlage, man solle in Belgrad und in Wien gleichzeitig intervenieren. Der groteske Gedanke der paritätischen Pädagogik gegenüber der friedlichen Großmacht und dem randalierenden Knirps scheiterte natürlich sofort an dem Berliner Einspruch — was vermutlich Herrn Iswolsky nicht überraschend kam. Die Hoffnung, daß nun der ganze Plan einer gemeinsamen Intervention ins Wasser fallen würde, erfüllte sich aber nicht. Frankreich nahm das Berliner Amendement in seinen Antrag auf und verhandelte weiter über eine gemeinsame Intervention in **Belgrad** allein. Das brachte die neuere russische Politik in die Klemme: seiner Rolle als Vormund von Serbien und Zubehör hätte Rußland zu viel vergeben, wenn es sich einfach in das pädagogische Konzert der Mächte wieder eingereiht hätte; aber im anderen Falle, bei dem Versagen seiner Mitwirkung am Friedenswerke, hätte es eine furchtbare Verantwortung auf sich geladen. Vermutlich hat Herr Iswolsky erst die Vorfrage geprüft, auf wessen Hilfe Rußland im Kriegsfalle zu rechnen habe. England blieb in kühler Zurückhaltung, und Frankreich ließ deutlich erkennen, daß es um Serbiens willen keineswegs den Krieg riskieren wolle, den es um Elsaß-Lothringens willen zu führen seit 38 Jahren sich versagt habe. Bei dieser Sachlage mußte Herr Iswolsky einen Ausweg suchen, der weder zum Kriege noch zur Gefährdung der russischen Autorität auf dem Balkan führte. So kam er dazu, abermals das Prävenire zu spielen, ebenso wie in der Anerkennung des „Königs" Ferdinand. Er richtete schnell auf eigene Faust eine mahnende Epistel nach Belgrad, ehe die Mächte mit der gemeinsamen Epistel fertig waren.

Besondere Anerkennung verdient bisher die Haltung **Frankreichs**, sowohl seiner Regierung als auch der dortigen öffentlichen Meinung. Von der früheren Liebedienerei gegenüber Rußland ist man zurückgekommen. Frankreich ist der friedliebenden, versöhnlichen Politik, die es seit Anfang der Krisis verfolgt hat, auch in diesem Augenblick treu geblieben, als es gewiß nicht an Versuchungen von seiten des panslawistischen Rußlands gefehlt hat. Sollte das deutsch-französische **Marokkoabkommen** zu der Charakterfestigkeit Frankreichs beigetragen haben, so wollen wir nachträglich noch dieser Vereinbarung ein größeres Lob zollen, als ihr bescheidener Wortlaut zu rechtfertigen schien.

Nimmt man alles in allem, so hat das hochpolitische Angesicht Europas ein ganz verändertes Aussehen erhalten. Der Ring, mit dem die Geschäftigkeit des Königs Eduard uns einzukreisen drohte, zeigt Sprünge hier und dort. Isoliert ist zurzeit nicht Deutschland, sondern Rußland. Die Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland, die 1905 eine ganz gefährliche Spannung hatten, sind jetzt besser als jemals seit 1871.

Bei dieser Sachlage darf man den Ausbruch eines Krieges wegen Serbiens wohl für höchst unwahrscheinlich erklären. Es bleiben im Grunde nur die wirtschaftlichen Zugeständnisse an Serbien noch zu regeln, und wir nehmen an, daß Oesterreich in dieser Beziehung, sobald der Schein eines unwürdigen Zwanges beseitigt ist, sich ebensowenig engherzig zeigt, wie in der Abfindung der Türkei.

Die **Kriegsscheu** hat doch in Europa noch eine große Kraft.

Erst der Block, dann das Reich.

Es wurde ganz sachlich verhandelt, sowohl in der Subkommission als in der Finanzkommission des Reichstags. So sachlich wie bei der Finanzreform von 1906, wo noch die Regel galt, das Gute zu nehmen, wo es zu haben sei. Und bei dieser sachlichen Beratung in der Finanzkommission stellte sich am Donnerstag der vorigen Woche heraus, daß die Mehrheit sich den Vorschlägen zuneigt, die in den Anträgen Gamp (Reichspartei) und Herold (Zentrum) eine neue Fassung gefunden hatten. Der Reichsschatzsekretär Sydow hielt zwar im Namen des Bundesrates formell an der Nachlaßsteuer und Zubehör fest, aber er ließ doch erkennen, daß die fraglichen Vorschläge nicht unbedingt verworfen würden. Ein „Unannehmbar" setzt er nur dem nationalliberalen Antrag Weber auf eine direkte Reichsvermögenssteuer entgegen. Auf Freitag wurde die Abstimmung der Finanzkommission angesetzt. Aber dahin ließ es der Blockkanzler nicht kommen. Er ließ die Sitzung verschieben und lud die Führer der Blockparteien zu sich ad audiendum verbum von der Notwendigkeit, die Sache allein mit dem Block zu machen, und das Zentrum, das sich des Verbrechens der fördernden Mitarbeit an dem nationalen Werke schuldig gemacht hatte, wieder auszuschalten. An Stelle der rein sachlichen Behandlung trat nun wieder die taktische Behandlung nach Partei- und persönlichen Rücksichten. Was bisher die offizielle Hauptkommission und Subkommission geleistet hatten, wurde kassiert, und die Aufgabe einer geheimen Kommission der Blockführer zugeschoben — wobei nebenbei die zur Mehrheitsbildung notwendige Wirtschaftliche Vereinigung durch Nichtvertretung gekränkt wurde.

Was die Blockführer unter sich und mit dem Kanzler ausgeheckt haben, steht noch im Schleier des Blockgeheimnisses. Während wir dieses schreiben, beraten die privilegierten Fraktionen über den neuen Vorschlag. Die bisherigen Andeutungen in der Tagespresse über die Vereinbarung sind sehr unbestimmt und recht unsicher. Daß man die Nachlaßsteuer fallen läßt, ist freilich ohne weiteres anzunehmen; denn in diesen saueren Apfel beißt die Rechte nicht. Jetzt erst recht nicht, nachdem die Generalversammlung des Bundes der Landwirte in Berlin soeben recht eindringlich den urkräftigen Widerwillen der ländlichen Bevölkerung gegen diese Steuer auf den Vaterstod bekundet hat. Wenn von einem Ausbau der Erbschaftssteuer gesprochen wird, so kann das höchstens in gewissem beschränkten Maße zutreffen. Die Konservativen würden die Besteuerung des Kindes- und Gattenerbes zwar unbedingt ablehnen, aber zu einer etwas stärkeren Heranziehung der übrigen Erbschaften sich durch starken Druck vielleicht zwingen lassen. Die Hauptfrage bleibt nach wie vor, auf welche Weise man den **Besitz** in angemessener Höhe zu den Reichslasten heranziehen kann, ohne durch eine direkte Einkommen- oder Vermögenssteuer von Reichs wegen die Finanzhoheit der Einzelstaaten zu absorbieren. In dieser Beziehung hieß es vor dem Eingreifen Bülows, man wolle den Antrag Gamp und den Antrag Herold in ihren besseren Teilen zu einer Einheit verschmelzen. Jetzt wird berichtet, man wolle den Antrag Gamp nach dem nationalliberalen Antrag **Weber** verbessern. Sollte das richtig sein, so würde man einerseits anerkennen, daß doch der vom Zentrum befürwortete Weg der beste sei, nämlich die Aufbringung der Besitzsteuern durch die **Einzelstaaten**, und anderseits würde man den **Eingriff** in die Rechte und Interessen der Einzelstaaten verschärfen, da die Tendenz Webers und seiner nationalliberalen Parteigenossen dahin geht, den Einzelstaaten recht scharfe Vorschriften über die Heranziehung der verschiedenen Stufen des Vermögens und des Einkommens zu machen.

Da nun die Finanzminister der Bundesstaaten in illustrer Reihe in Berlin versammelt waren, so haben sie doch gewiß einen wirksamen Protest gegen solche zentralistische Eingriffe erhoben? Man merkt freilich nichts davon. Der Kanzler ist offenbar durch die Anwesenheit dieser berufenen Träger des föderalistischen Prinzips nicht behindert worden in seinem Streben, das föderalistisch gesinnte Zentrum beiseite zu schieben und die Entscheidung in die Hände seiner Blocklinken zu legen, derselben Blocklinken, die mit Leidenschaft die direkte Reichssteuer auf Vermögen und Einkommen verficht. Wir wollen sehen, ob nicht die einzelstaatlichen Regierungen ihr finanzpolitisches Erstgeburtsrecht preisgegeben haben, und ob sie das Linsenmus einer gewissen Erleichterung der Matrikularlast auch wirklich erhalten.

Das Abwarten wird uns erleichtert durch das Bewußtsein, daß die Zentrumsfraktion das ihrige getan hat, und zwar in trefflicher und rühmlicher Weise. Wir haben auf alle Fälle nicht bloß die Ehre, sondern auch den Anspruch auf die Zukunft gerettet. Auf das Eingreifen des Blockkanzlers und auf die Nachgiebigkeit der Konservativen war ja jeder umsichtige Politiker gefaßt. Wenn die Rechte noch nicht reif ist zu Emanzipation vom Blockjoch, so müssen wir uns bis zur Vollendung des Klärungs- und Läuterungsprozesses noch gedulden. Sehr bezeichnend ist es ja, daß die Vertreter des **Evangelischen Bundes** in Groß-Berlin öffentlich eingegriffen haben zur Unterstützung des Reichskanzlers in der Finanzfrage, die ihnen eine Frage der Bekämpfung des Zentrums ist.

Sr. Apostolischen Majestät Geheimer Rat Exzellenz Kossuth.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

III.[1])

Wenn Kossuth dauernd eine Rolle in Ungarn spielen und geldbringenden Einfluß ausüben wollte, so mußte er sich Beziehungen zur Presse verschaffen. Das gelang ihm beim „Egyetertes“, welcher dem gewissenlosen Geschäftsmann Ludwig Csavolßky gehört; er blieb auch bei dem Blatte, in dessen Redaktion er eingetreten war, als es an Karl Eötvös überging und von diesem 1901 an den Juden Alexander Fenyö verkauft wurde. Eigentlich gehörte das Blatt einer Aktiengesellschaft, Fenyö hatte aber die Mehrheit der Aktien erworben und war Präsident der Gesellschaft geworden. Da augenblicklich mit der Regierung ein besseres Geschäft zu machen war, ging Fenyö von den 48ern zu den 67ern über und entließ infolgedessen Kossuth.

Was nun? Da Kossuth nicht gleich ein anderes Blatt fand, welches ihn in seine Redaktion aufnehmen wollte, gründete er sich selbst eines. Wie man „gründet“, hatte er ja bei Moritz Ronai trefflich gelernt. Er gewann für seinen Plan die Abgeordneten Martin Dienes, Ludwig Hentaller, Paul Nessi und Zoltan Pap, verschaffte sich auf Borg 2000 K, mietete in der Waitznerstraße ein ganzes Haus, kaufte auf Pump Rotationsmaschine und Letternmaterial, stellte eine Menge Leute gegen hohe Kaution an, und „Független Magyarorszag“, das „Unabhängige Ungarn“ war geboren. Eine Aktiengesellschaft mit 600 Aktien zu 200 K war schnell aus dem Boden gestampft, denn niemand zahlte auf die Aktien etwas ein, die Kossuth nach bewährtem Muster seinen Parteigenossen anhängte. Er selbst wurde Direktor mit 12,000 K Jahresgehalt, bevor noch das Blatt einen Abonnenten hatte. Dafür aber erwirkte er bei dem Ministerpräsidenten Koloman Szell ein Pauschale von 12,000 K, welches die Staatsbahnen zahlen mußten; von seiner „Heimischen“ erhielt er ebenfalls ein hohes Jahrespauschale, sogar die „erste ungarische Allgemeine“ des Direktor Ormodi und verschiedene Banken wurden gerupft. Von den 80 Abgeordneten der Unabhängigkeitspartei, also den eigentlichen Kossuthisten, verlangte er eine Jahressubvention von je 200 K. Die Partei beschloß es auch im Sommer 1902, aber kein Abgeordneter hat seinen Betrag jemals gezahlt: sie weigerten sich, ihren Parteipräsidenten auszuhalten.

Bei dem „Független Magyarorszag“ wurde echt magyarisch gewirtschaftet. Dienes, Kossuths intimster Freund, hatte im Laufe des Jahres 1902 schon 80,000 K gestohlen, eine ganze Schar geschädigter Personen erstattete Strafanzeige wegen Unterschlagung, Betrug, sogar Wechselfälschungen. Kossuth nahm Reißaus. Das Blatt kam in Konkurs und sämtliche Direktionsmitglieder erhielten Geldstrafen von 2000 K. Die Strafuntersuchung ist heute noch nicht beendet. Sie schläft der Verjährung entgegen, denn Kossuth ist Sr. Apostolischen Majestät Handelsminister geworden.

Das wurde er aber erst drei Jahre später. Einstweilen mußte er sich nach einem anderen Redaktionsposten umsehen; er machte sich wieder an den Juden Fenyö heran, der in der Unabhängigkeitspartei den aufgehenden Geschäftsstern erkannte und darum seinen „Egyetertes“ wieder zu einem 48er Organ machte. Aber auch da gab's einen bösen Skandal. Fenyö, der stets mit dem Strafgesetze auf dem Kriegsfuße stand, verübte am 23. April 1904 an dem dreizehnjährigen Töchterchen einer angesehenen Familie ein Sittlichkeitsverbrechen, wurde von dem Vater des Mädchens öffentlich geohrfeigt und mit einem Stock durchgehauen. Es gab einen Riesenskandal in ganz Ungarn, aber Kossuth, der Repräsentant des modernen Ungarn, blieb in Fenyös Diensten; 1000 K Monatsgehalt verliert man eben nicht gern. Fenyö kam in ein Sanatorium, aus welchem er nach der Schweiz entfloh. Auf mehrfaches Drängen seiner Partei erließ Kossuth eine Erklärung, in welcher er die Aktiengesellschaft aufforderte, ihm bekannt zu geben, ob Fenyö tatsächlich Hauptbesitzer der Aktien sei; wenn das wahr wäre, müßte er sofort mit dem „Egyetertes“ brechen, denn er könne nicht Mitarbeiter eines Blattes sein, das einem vom Strafrichter verfolgten Manne gehöre. Als wenn Kossuth, der intime Freund des Fenyö, das nicht längst gewußt hätte, was alle Welt wußte! Das Aktienunternehmen wurde „rekonstruiert“, d. h. Fenyö behielt seine Aktien, legte von St. Gallen aus das Präsidium nieder und ließ sich durch einen Bevollmächtigten vertreten. Kossuth blieb trotzdem bezahlter Mitarbeiter, bis der „Egyetertes“ keine Honorare mehr zahlen konnte. Dann erst hörte Kossuths Liebe zu seinem Blatte auf. (Herbst 1904.)

Kossuth war also wieder einmal ohne Stellung und ohne Blatt, als der „nationale“ Kampf gegen den Ministerpräsidenten Grafen Stephan Tisza losbrach. Sollte das Bündnis der Oppositionsparteien, welches sich später zu der Regierungskoalition auswuchs, zustande kommen, so mußte vor allem Kossuth versorgt werden. Nach vielen Verhandlungen erklärte sich Ludwig Hollo bereit, ihn mit 12,000 K Jahresgage bei seinem „Magyarorszag“ anzustellen, wenn — man höre! — Kossuth sich verpflichte, dem „Trabanten-Regime“ (Tisza, Fejervary) keine Dienste zu leisten. So schätzte man in seiner eigenen Partei den Parteipräsidenten ein, daß man ihm zutraute, er könne zugleich auch „Wien“ seine Dienste verkaufen! Und hatte man unrecht? Kossuth in demselben Blatte bezahlter Redakteur, welches ihn zehn Jahre lang aufs heftigste bekämpft hatte! — Zugleich wurde er auch bezahlter Mitarbeiter des Tratschblattes „Budapest“, pünktlich von beiden bezahlt. Das war dem edlen Kossuth stets die Hauptsache. Und dafür erwies er sich auch dankbar: Hollo wurde Vizepräsident der Unabhängigkeitspartei und erhält reichliche Pauschalien vom Handelsminister; der Jude Moritz Wodianer, Herausgeber des „Budapest“, das gerne in Majestätsbeleidigungen macht, wurde Hofrat; sein Redakteur Moritz Szatmari, natürlich Jude, vermittelt die „Geschäfte“ des Handelsministeriums mit den Zeitungen, wobei für ihn natürlich Prozente abfallen. Szatmari und Staatssekretär Szterenyi (ehemals Stern!) sind die eigentlichen Hausjuden des königlichen Handelsministers Kossuth.

Die hier mitgeteilten skandalösen Verhältnisse und Geschäfte Sr. Exzellenz Kossuth sind natürlich allen ungarischen Redaktionen bekannt und werden von diesen weidlich ausgenützt, um vom Herrn Handelsminister Schweigegelder zu erpressen. Nie hat die magyarische Presse so gute Geschäfte gemacht wie jetzt. Die aus den Erträgnissen der Staatseisenbahnen gezahlten Pauschalien sind dreimal so hoch wie unter Stephan Tisza. Alle Staatsunternehmungen werden gewissenlos geschröpft. Nur ein Beispiel! „Korbacs“ (die Karbatsche, Knute), dessen Chef wegen Betrug, Unterschlagung zu einem Jahr Kerker verurteilt wurde und welches gar keine Abonnenten hat, bezieht von Kossuth-Szterenyi 6000 K Jahrespauschale. Wofür? Der Mann weiß zuviel. Der ganze Preßschwindel wird erst offenbar werden, wenn Kossuth sein Ministerium wird verlassen müssen.

Alle diese Skandale und noch eine Menge andere sind und waren den Grafen Andrassy und Apponyi, dem Grafen Zichy und Dr. Wekerle bekannt. Aber freilich: wenn sie einen Geza Polonyi ihrem Könige als Justizminister aufdrängten, warum nicht auch den Franz Kossuth, der so am besten eine lebenslängliche Versorgung findet. Daß Graf Apponyi seinen Kollegen Kossuth schont, ihn noch verherrlicht und lobt, mag seinen Grund darin haben, daß er die Präsidentschaft der größten magyarischen Partei anstrebt; daß aber ein Julius Andrassy, welcher Polonyi zum Rücktritt zwang, mit diesem Kossuth vor seinem Könige zu erscheinen wagt, ist unerklärlich — wie so vieles im magyarischen Ungarn.

* * *

Nach all den Enthüllungen der „Reichspost“ (ich habe hier nur einen Teil berührt und mache nochmals auf die bereits erschienene Flugschrift aufmerksam, welche in drei Tagen schon vergriffen war und bereits in zweiter Auflage erschienen ist) hatte man erwartet, daß Kossuth das Wiener Blatt vor Gericht stellen werde. Aber er schweigt. Lieber machte er den Versuch, einen Beamten der „Reichspost“ zu bestechen, um ein Stück des Manuskriptes jener Anklageschrift zu erhalten. Der Versuch mißlang bekanntlich. Dafür fiel die gesamte magyarische Presse über die „Reichspost“ her, aber nicht mit Widerlegungen, sondern mit nichts beweisendem Geschimpfe. Darauf antwortete am 28. Januar die „Reichspost“ mit einem offenen Briefe, in welchem sie die magyarische Presse bittet, sie vor Gericht zu stellen, wo sie bereit ist, aktenmäßige Beweise für alle ihre Angaben zu erbringen. Bis jetzt schweigt auf diese Bitte die Presse und — Sr. Apostolischen Majestät Geheimer Rat Exzellenz Kossuth Ferencz auch.

In wessen Augen ist er nicht gerichtet?

[1]) Vergl. „Allgemeine Rundschau“ Nr. 7 und 9.

Zu den bevorstehenden Kammerwahlen in Italien.

Von

Dr. Jos. Massarette, Rom.

I.

Am 7. März werden die Wahlen zur Erneuerung der Abgeordnetenkammer im ganzen Lande stattfinden. Im November lfd. Js. würde die 1904 gewählte Kammer von Rechts wegen ihr Ende gefunden haben. Daß die Regierung schon jetzt Schluß machte, kam unerwartet. Als die Volksvertreter in die Weihnachtsferien gingen, dachte niemand im Ernst an eine nahe Auflösung. Es kam das schreckliche Erdbeben, und die Unzulänglichkeit der staatlichen Hilfsaktion trat grell zutage, so daß den Gegnern des Kabinetts Giolitti dessen Bekämpfung eine leichte Sache war. Auch die den italienischen Patrioten mißfallende Lösung der Frage einer italienischen Universität in Oesterreich, wonach Wien dieselbe erhalten soll, wurde gegen die Regierung ausgebeutet. Daß letztere sich unter solchen Umständen nicht nach dem Augenblick sehnte, vor der Volksvertretung Rede und Antwort zu stehen, ist klar. Als daher die Auflösung der Kammer fast über Nacht dekretiert wurde, hieß es so ziemlich allgemein, diese Maßnahme sei auf Giolittis Furcht vor scharfer Kritik zurückzuführen. Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Diesmal möchte die Freimaurerei einen großen Schlag führen. Aus dem Wahlkampf will sie um jeden Preis eine Mehrheit hervorgehen sehen nach dem Muster des französischen Blocks. Man erinnert sich an die vielbesprochene Krisis, die sie im letzten Sommer durchzumachen hatte und welche bekanntlich zur Ausschließung Feras und Genossen führte. Gewaltsam entfernt aus der offiziellen Organisation der italienischen Freimaurerei werden die etwas konservativ gefärbten Elemente, die in religiöser Beziehung einem gewissen Deismus huldigen, für einen fanatischen Kulturkampf wenig Sinn haben und mit den Männern des Umsturzes nicht durch dick und dünn gehen wollen. Nachdem so die gemäßigten Elemente hinausgeworfen waren, arbeitete die Loge energisch daran, sich zum Mittelpunkte der gesamten antiklerikalen Bewegung auf religiösem, politischem und sozialem Gebiet zu machen, unter ihren grünen Fahnen die verschiedenen antichristlichen Gruppen und Parteien zu sammeln und zu organisieren, die Schaffung und Leitung eines neuen nationalen Blocks von rein antichristlichem Charakter in die Hand zu nehmen, eines dem französischen treu nachgebildeten Blocks, bestimmt, dieselben Eroberungen anzustreben bis zur völligen Laizisierung des Staates, wie sie dem Programm der französischen Freimaurerei entspricht. Im Juni 1908 schärfte der Großmeister des italienischen Großorients den „Brüdern" die Pflicht des Schweigens ein, indem er unter Betonung des privaten Charakters der Freimaurerei, in der alles als Familiengeheimnis zu betrachten sei, u. a. bemerkte: „Dieser Grundcharakter des Ordens allein vermag, wie bereits in der Vergangenheit, ihm die Kraft zu geben, als Sieger aus jenen Schlachten hervorzugehen, zu denen ihn die neuen Zeiten und der unter hinterlistiger Verstellung sich drohend wieder erhebende alte Feind rufen."

Und neulich bemerkte die Loge, es sei das Bündel aller lebendigen und tätigen Kräfte der Demokratie bereits gut zusammengefügt. Durch einen starken, festgefügten, mit demokratischem Firnis überzogenen Block möchte sie dem rabiaten Antiklerikalismus zum Siege verhelfen, um dann die völlige Laizisierung durchzuführen. Ihr Liebeswerben scheint mit Erfolg gekrönt, wenigstens im äußeren. Dem Kampfruf der Loge entsprechen die Wahlmanifeste der Radikalen, Republikaner und Sozialisten. Auch letztere kennen jetzt kein besseres Mittel, die Proletarier zu sammeln, als den Hinweis auf das Schreckgespenst der „klerikalen Gefahr". Enrico Ferri selbst, das Haupt der intransigenten Sozialisten, rät zu einem Bündnis mit den konstitutionellen Antiklerikalen zur Erdrückung der Klerikalen. Trotzdem ist von einer gemeinsamen Aktion, wie die Freimaurerei sie wünscht, noch wenig zu merken. Im Gegenteil herrscht vielfach Verwirrung. Die Mailänder Sozialisten unter Führung Turatis halten an dem unlängst vom sozialistischen Kongreß in Florenz gefaßten Beschluß fest, wonach die Unterstützung einer nichtsozialistischen Kandidatur nur als seltener Ausnahmefall zulässig sei. In Florenz hingegen machten Freimaurer, Radikale, Republikaner und Sozialisten gemeinsame Sache. In der Romagna bekämpfen die beiden roten Parteien einander zum eigenen Schaden, während in Umbrien die Blockidee überwiegt. Rom bietet das ergötzliche Schauspiel der nunmehr einander befehdenden Brüder, die vor etwas mehr als einem Jahr als Block die Stadtverwaltung übernahmen. Während die Konstitutionellen sicher darauf rechneten, daß die sozialistischen und republikanischen Blockbrüder ihnen mindestens zwei von den fünf römischen Deputiertensitzen überlassen würden, haben die Umstürzler eigene Kandidaten aufgestellt. Ein republikanisches Blatt jammert, daß die Demokraten jeglicher Nüance nächstens im Zeichen des Blocks im Venezianischen sich radikal nennenden Millionären in die Kammer verhelfen würden. So zeigt sich allenthalben, daß die Blockbildung in Wirklichkeit lange nicht so leicht ist, wie verblendete Fanatiker sich sie vorstellen. „Corriere d'Italia" bemerkt: In Wahrheit ist der Versuch, den Kampf auf das Feld des Antiklerikalismus zu verlegen und deswegen den Block zu schaffen, dem Bewußtsein der Wähler allzufremd, um so leicht zu gelingen, wie man es im Palazzo Giustiniani (Sitz des Großorients) wünscht. Es wird noch klarer werden, welcher Illusion sich jene hingeben, welche glauben, Italien auf denselben Weg wie Frankreich, nämlich dem Religionskrieg entgegen zu treiben.

Welches wird die Haltung der Katholiken bei den bevorstehenden Wahlen sein? Um ihre Leute scharf zu machen, haben die antiklerikalen Blätter behauptet, diesmal würden sich die Klerikalen überall mit Leidenschaft in den Wahlkampf stürzen. Dies ist jedoch nicht der Fall. Durch die Enzyklika „Il fermo proposito" von 1905 wurde die Haltung der Katholiken bei den Kammerwahlen auf Grund des immer noch bestehenden „Non expedit" genau bestimmt. Es heißt in dem genannten päpstlichen Schreiben:

„Die heutige Einrichtung der Staaten bietet allen unterschiedslos die Möglichkeit, auf die öffentlichen Angelegenheiten einzuwirken, und die Katholiken dürfen sich, soweit die durch Gottes Gesetz und die Vorschriften der Kirche auferlegten Verpflichtungen nicht im Wege stehen, mit ruhigem Gewissen beteiligen, um zu zeigen, daß sie so gut wie die anderen, ja noch besser, imstande sind, zum materiellen und bürgerlichen Wohl des Volkes beizutragen und so die Autorität und Achtung zu gewinnen, welche es ihnen ermöglichen, auch die höchsten Güter, jene der Seele, zu verteidigen und zu fördern. Dieser bürgerlichen Rechte gibt es mehrere und verschiedenartige bis zu jenem der direkten Beteiligung am politischen Leben des Landes durch Vertretung des Volkes in den gesetzgebenden Körperschaften. Die schwerwiegendsten Gründe halten Uns, ehrwürdige Brüder, ab, von den durch Unseren Vorgänger sel. And. Pius IX. gegebenen und dann von Unserem Vorgänger sel. And. Leo XIII. während seines langen Pontifikats befolgten Normen abzuweichen, wonach im allgemeinen den Katholiken in Italien die Teilnahme an der gesetzgeberischen Gewalt untersagt bleibt. Ausgenommen wenn andere ebenfalls höchst gewichtige Gründe, welche das höchste Wohl der um jeden Preis zu rettenden Gesellschaft betreffen, forderten, daß in besonderen Fällen vom Gesetz dispensiert würde, zumal wenn Ihr, ehrwürdige Brüder, die strenge Notwendigkeit zum Wohle der Seelen und der höchsten Interessen eurer Kirchen erkennen und darum bitten würdet." Dieser Passus ergibt, wie „Osservatore Romano" kürzlich bemerkte, folgende Schlüsse: 1. Das in der bekannten Formel des Non expedit ausgesprochene Verbot bleibt als allgemeine Regel bestehen; 2. von seiner Beobachtung kann nur in besonderen Ausnahmefällen entbunden werden; 3. dieses Außerkrafttreten des Verbotes kann von Fall zu Fall nur von den Bischöfen gestattet werden, einzig und allein zu dem Zweck, jene Elemente, die eine wirkliche Gefahr für die Gesellschaft bilden und es auf die Zerstörung ihrer religiösen, moralischen und materiellen Grundlagen abgesehen haben, vom Parlament fernzuhalten.

Diese Grundsätze lassen sich in der Formel „cattolici deputati si — deputati cattolici no" zusammenfassen. Wenn mit Erlaubnis der kirchlichen Behörden katholische Kandidaten auftreten, damit Religionsfeinden der Weg zum Parlament versperrt werde, so wird man, falls sie gewählt werden, von Katholiken, die ein Abgeordnetenmandat innehaben, reden dürfen, nicht aber von katholischen Deputierten in dem Sinne, als ob sie in der Kammer die Interessen der italienischen Katholiken und der Kirche zu vertreten hätten, und noch viel weniger, als ob Kirche und kirchliche Behörden solidarisch mit ihnen verbunden seien.

Inwieweit diesmal Ausnahmen von der Regel gestattet werden, ist noch nicht abzusehen.



II.

„An die katholischen Wähler" hat der Leitungsrat der „Unione Elettorale Cattolica Italiana" ein Rundschreiben gerichtet bezüglich eines teilweisen Eingreifens bei den bevorstehenden Wahlen. Eingangs wird auf die Gefahr hingewiesen, daß zahlreiche Vertreter eines fanatischen Antiklerikalismus, gestützt auf unnatürliche Bündnisse, ins Parlament gelangen könnten. Es folgt ein Hinweis auf das am 17. Februar (dem Todestag Giordanos Brunos) in den Straßen Roms angeschlagene Manifest, welches das Programm der unter der Oberleitung der Loge verbrüderten Antiklerikalen darstellt mit folgenden Hauptpunkten: Abschaffung des Dogmas, völlig religionslose Schulen, Einführung der Ehescheidung, rücksichtsloseste Bekämpfung der religiösen Genossenschaften; ein Programm, „welches in seiner Verwirklichung die Katholiken jeglicher Freiheit berauben, die kommenden Generationen im Atheismus heranwachsen lassen, die Grundlagen der Familie zerstören, ehrenwerten Bürgern das Recht, zu erwerben, zu besitzen und zu lehren, nehmen würde, nur weil sie Diener des katholischen Kultus und Mitglieder religiöser Genossenschaften sind". Gegenüber einem solchen Programm, das darauf hinzielt, die Kirche zu untergraben und jegliche bürgerliche Ordnung zu zerstören, ist es strenge Pflicht der katholischen Wähler, von den ihnen durch das Gesetz gewährten Rechten Gebrauch zu machen und zum Siege von Abgeordneten beizutragen, welche die ernste und wirksame Bürgschaft leisten, sich solchem Uebel zu widersetzen, sowie die Religion in Italien vor solchem Schaden zu bewahren. „Bei Erfüllung dieser höchsten Pflicht," so heißt es weiter, „ist es indes nötig, daß die katholischen Wähler sich an die von demjenigen, der allein dazu berechtigt ist, gegebenen Normen genau halten, denn wenn sie anders handelten, würden sie zeigen, daß sie von der Heiligkeit jener Grundsätze, zu deren Verteidigung sie sich anschicken, nicht tief durchdrungen sind. Nachdem sie also von ihren Bischöfen, falls diese es für nötig erachten, die Erlaubnis, an die Urnen heranzutreten, erlangt, ist es gut, daß die katholischen Wähler sich bezüglich der Gesinnungen der vorgeschlagenen Kandidaten Sicherheit verschaffen und vor allem von jenen, die sie mit ihren Stimmen unterstützen wollen, eine möglichst freimütige und klare, öffentliche Erklärung fordern, wonach dieselben sich verpflichten, nicht nur jene Programme entschieden zu bekämpfen und allen vom Haß gegen die religiösen Grundsätze der Katholiken diktierten Gesetzesanträgen entgegenzutreten, sondern auch so weit als möglich für jenes religiöse und soziale Programm einzutreten, nach dem sich die ganze Aktion der italienischen Katholiken einzurichten hat gemäß dem vom Nationalkongreß in Genua einstimmig gefaßten Beschluß, und das sich in folgenden Punkten zusammenfassen läßt: Bekräftigung des Rechtes der Nation auf den katholischen Religionsunterricht in den Privatschulen aller Grade; Begünstigung der Unterrichtsfreiheit gegenüber den gegenwärtigen Tendenzen der staatlichen Laizisierung, welcher die Verordnung Rava, deren Ausführung sich bereits, besonders in Rom, als unmöglich erwies, einen kräftigen Anstoß gab; Verteidigung der Privatschulen, welche durch stets mehr vexatorische Bestimmungen von den öffentlichen Behörden in eine Lage erniedrigender Inferiorität gedrängt werden; Unterstützung jenes sozialen Programms, das, auf dem Evangelium fußend, von den erhabenen Oberhäuptern der Kirche eindringlich vorgehalten wurde, ein Programm, durch welches die Hebung der arbeitenden Klassen angestrebt wird aus Gründen der Gerechtigkeit und zur Erhaltung des Friedens zwischen den verschiedenen Klassen der Gesellschaft. — Es ist nötig, die Aufmerksamkeit der Kandidaten in besonderer Weise hinzulenken auf die Notwendigkeit, der Entwicklung der bestehenden sozialen Gesetzgebung immer größere Sorgfalt angedeihen zu lassen, indem sie durchdrungen werde von katholischen Grundsätzen betreffend Sonntagsruhe, Arbeiter- und besonders Frauen- und Kinderschutz, Arbeitsunfälle, Mutterheime, Maßnahmen gegen die Arbeitslosigkeit usw., speziell aber betreffend Gleichstellung der durch Willkür und Gewalt von dem Recht der Vertretung im obersten Arbeitsrat und den anderen staatlichen Oberräten ausgeschlossenen katholischen Organisationen mit den anderen." „Da nun aber," so fährt das Rundschreiben fort, „ohne Organisation und Disziplin der Sieg unmöglich ist, so halten wir es für unsere Pflicht, nochmals die Notwendigkeit der Organisation zu betonen und uns auf die Disziplin der Katholiken zu berufen, damit in den einzelnen Orten nicht einer unserer Wähler seiner Pflicht untreu werde, sei es, daß man die Wahlbeteiligung verfüge, sei es, daß man es für nötig erachte, bei der Wahlenthaltung zu verharren. Jeder denke an die höchst schwere Verantwortung, die er übernimmt, wenn er sich über Bestimmungen hinwegsetzt, die von dem gegeben werden, der dazu das Recht hat, und demnach halte er sich daran."

Zum Schluß wird an die katholischen Wähler nochmals die eindringliche Mahnung gerichtet, sich davor zu hüten, aus persönlichem Interesse einem Unwürdigen ihre Stimme zu geben, was Verrat wäre am eigenen Gewissen in einem für Religion und Vaterland so ernsten Augenblick.

Allem Anscheine nach werden die katholischen Wähler in manchen Bezirken diesmal dabei sein: Elettori Si — Eletti No. Die gewählten Katholiken werden nicht eine offizielle, katholische, politische Fraktion bilden, sondern als Verteidiger der Ordnung lediglich auf eigene Verantwortung an der Gesetzgebung mitzuarbeiten haben.

Deutsch-Amerikaner über den Niedergang der Sittlichkeit.

In Nr. 6 vom 6. Februar 1909 (S. 95) wurde ein bedeutsamer Brief veröffentlicht, den Msgr. Joseph Rainer, Generalvikar der Erzdiözese Milwaukee, an die „Allgemeine Rundschau" gerichtet hatte. Mittlerweile trafen verschiedene Zuschriften aus Amerika ein, die sich in ähnlichem Sinne aussprachen, u. a. ein Brief von Bibliothekar J. S. in St. Francis, Wisc., welcher der ..... „Allgemeinen Rundschau" in ihrem schweren Kampfe Gottes Segen wünscht. Heute liegt wieder eine sehr beachtenswerte Stimme aus Amerika vor. Dieselbe stammt von einem deutschen Gelehrten, der im vergangenen Sommer von der preußischen Regierung als Austauschkandidat an die Clark University in Worcester geschickt wurde. Wir geben den interessanten Brief im vollen Wortlaute wieder:

„Worcester, Mass. U. S. A., February 13. 1909.

Euer Hochwohlgeboren wollen mir den Ausdruck innigster Freude gestatten über die mannhafte Haltung der ..... „Allgemeinen Rundschau" im Kampfe gegen die Sintflut, welche seit längerer Zeit schon die Literatur, eine ‚gewisse Kunst' und neuerdings auch die Bühnen verseucht. Alle mir bekannten Deutschen in Amerika sind mit mir tieftraurig über das Auftreten von Symptomen, die eine schwere Krankheit des deutschen Volkes ankündigen, eine Krankheit, die den rapiden Niedergang der Nationen bedeutet, unter denen sie auftritt, wie uns die Geschichte deutlich lehrt. Die Amerikaner sehen uns verwundert an und fragen: „What's the matter with Germany?" Derartige öffentliche Schweinereien, derartige Volksvergiftungen sind in den Vereinigten Staaten unmöglich. Die Amerikaner waren bisher die enthusiasmiertesten Bewunderer deutscher Wissenschaft und Kunst, und sie sind bis auf diesen Tag überzeugt, daß die deutsche Kultur das Ideal ist, das man anstreben müsse. Die zahlreichen Verirrungen des sittlichen Gefühls aber, die immer häufiger auf deutschem Boden in die Erscheinung treten, beginnen die Bewohner der mächtigsten Republik, die sicher von aller Prüderie frei sind, mit einem höchst verderblichen Skeptizismus bezüglich der Zustände „in the old country" zu erfüllen. Es tut mir bitter weh, konstatieren zu müssen, daß die Ansichten von echter gesunder Sittlichkeit in den Vereinigten Staaten rein und edel sind, während man sich in meinem lieben Vaterlande Dinge bieten läßt, die auf den Ruin hinarbeiten. Ich bin als Student vor wenigen Jahren an verschiedenen deutschen Universitäten herumgekommen. Damals schon war Deutschland nicht mehr das alte Land der Ehrbarkeit und Treue, das einst dem Römer so sehr imponierte. Aber heute scheint der krasse Materialismus jenseits des Ozeans in ganz erschreckender Weise in praktische Lebensformen umgesetzt zu werden. Je schwerer der Kampf der „Allgemeinen Rundschau" unter ihrem ..... Herausgeber, um so trauriger für das deutsche Volk! Euer Hochwohlgeboren wollen, bitte, nicht aufhören, dem deutschen Volke die Augen offen zu halten.

Das wünscht aufrichtig im Namen einer großen Anzahl von Deutschen in Amerika

Dr. phil. Heinrich Beisenherz."

* * *



Mit welch energischen Mitteln man in Amerika gegen sittlichen Schmutz vorgeht, möge an einem kleinen Beispiel gezeigt werden. Aus St. Louis geht uns ein Ausschnitt aus der katholischen deutschen Tageszeitung „Amerika" vom 9. Februar 1909 zu. Dort liest man:

„In Chicago ist auf Veranlassung des „Hull House" der Geschäftsführer eines dortigen Theaters niederen Ranges, eine Tänzerin und deren Impresario verhaftet worden. Die Anklage lautet auf „Aufführung eines unanständigen und unsittlichen Stückes". Der Anwalt des Jugendgerichtes und einige Zeugen erklärten, daß das Auftreten der Tänzerin das Schamloseste böte, was sie je im Leben gesehen hätten. Zu bemerken sei dabei noch, berichtet die „Ill. Staatszeitung", daß die Unternehmer desselben Theaters bereits im Sommer einmal wegen einer ähnlichen Schaustellung mit den Behörden ernstlich aneinander geraten seien. Das genannte Blatt, das die Angelegenheit in einem Leitartikel behandelt, stellt sich dabei ganz auf den Standpunkt der Vertreter des „Hull House". In der Regel dränge sich zu solchen schmutzigen Vorstellungen, deren Preise auch dem sprichwörtlich Unbemittelten den Zutritt ermöglichen, die grüne Jugend in Massen heran. Und deren Herz und Gemüt werde dort vergiftet. Das müsse verhütet werden. „Ein Urteil über Absicht und Wirkung dieser Schaustellungen aber vermag sich jeder lebenserfahrene Mann mit gesunden Sinnen zu bilden," heißt es in dem Artikel des weiteren. „Und dieses Urteil sollte man auch den überwachenden Polizisten zutrauen. Selbst ein kleiner Uebergriff wird ihnen gewiß nicht gar zu schwer in Anrechnung gebracht werden, denn es gilt die Beseitigung eines großen und schweren Gemeinschadens." — Das ist auch unsere Ansicht. — Nun eine andere Frage. Man hört oft fast rühmend behaupten, die Hälfte aller Bewohner Chicagos seien katholisch! Warum ging dieser Protest, der nicht erst gestern nötig geworden, nicht von ihnen aus? „Hull House" erfreut sich keiner großen Beliebtheit in katholischen Kreisen. Unser Ideal ist es am Ende auch nicht, weil die von ihm ausgehenden Bestrebungen der religiösen Grundlage entbehren. Darüber darf man aber nicht übersehen, daß „Hull House" viel Gutes will und auch erreicht, manches betreibt, was andere Leute tun sollten — und nicht tun!"

Wald im Schnee.

O tiefgeheimnisvolles Schweigen,
O Wald voll Glimmerglanz und Duft,
Wie weiße Marmorsäulen steigen
Die Tannen in die klare Luft.
O Winterwald, voll weichem Prangen,
Du liegst, ein leuchtend Wunderland,
Als wärst du neu hervorgegangen
Aus deines Schöpfers Meisterhand.

Es deckt der Schnee mit dichtem Linnen
Des stillen Forstes fernsten Saum,
Und glitzernde Kristalle spinnen
Den Silberflor von Baum zu Baum.
Rings unberührte, keusche Weiße,
Kein Laut durchbricht die Einsamkeit,
Der Plauderbach träumt unterm Eise
Im Felsentale tiefverschneit.

Da horch! gedämpftes Silberklingen
Von Schlittenglöcklein fern im Tann,
Und Lachen, Jauchzen, Peitschenschwingen
Zerbricht des Schweigens tiefen Bann.
Erschrocken flieht vor Menschennähe
Das Wild daher in scheuer Hast,
Mit rauhem Schrei schwingt sich die Krähe
Empor von dem verschneiten Ast.

Ein Rieseln windverwehter Flocken,
Nur dann und wann ein Widerhall
Wie vom Geläut entfernter Glocken,
Verrauscht der Freude lauter Schall.
Und wieder deckt des Winters Schweigen
Die weiße Waldesherrlichkeit,
Und schimmernd blüht auf stillen Steigen
Die blaue Blume: Einsamkeit.

Josefine Moos.

„Hygienische Bedarfsartikel."

Ein ernstes Wort an die deutsche Nation.

Von Dr. Corner.

Das hätte sich Pettenkofer wohl nicht träumen lassen, als er für sein System der wissenschaftlichen Gesundheitslehre die Bezeichnung „Hygiene" prägte, daß dieses Wort im zwanzigsten Jahrhundert mißbraucht würde, um für Niedrigkeiten ein Schlagwort abzugeben. Doch es geht hier wie mit der „Kunst", der freien, edlen Himmelstochter, die auch — von ihrer Höhe herabgezerrt — den Deckmantel bilden muß für Cochonnerien gewöhnlichster Art in Bild und Wort, auf der Bühne und in pseudowissenschaftlichen Vorträgen. Ist es nicht empörend, wenn wir heute in den Anzeigen vielgelesener Tagesblätter (leider lassen auch einige gutgesinnte Zeitungen es hier an der nötigen Vorsicht fehlen) und Familienjournale die Anpreisungen „hygienischer" Bedarfsartikel lesen? In Auslagen und Verkaufsräumen von Gummigeschäften, Instrumentenläden, ja sogar bei Barbieren ist dieses Zeug allen kaufbereit. Aufdringliche Hausierer aber tragen nun schon diese Waren von Haus zu Haus und drängen die Leute, davon zu kaufen.

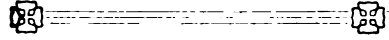
Darf man da ruhig zusehen? Was hat denn diese Art Waren mit Hygiene, mit Gesundheitspflege zu tun? Wo es sich doch nur darum handelt, durch sie dem ungezügelten sexuellen Verkehr der Geschlechter Raum zu schaffen. Allerdings haben „Männer der Wissenschaft" in öffentlichen Vorträgen und populären Büchern (s. u. a. Forel, Die sexuelle Frage) die jungen Leute beider Geschlechter und Eheleute direkt aufgefordert, solche hygienische Bedarfsartikel anzuwenden, damit sie schrankenlosem Geschlechtsgenusse sich hingeben können, ohne dabei der Furcht vor geschlechtlicher Ansteckung oder der Schwängerung der Frau ausgesetzt zu sein. Die „Verhältnisse" haben sich diese furchtbaren Irrlehren zu nutze gemacht. Tausende junger Eheleute, die in den ersten Jahren keine Kinder „haben wollen" oder „brauchen können", entweihen durch solche Artikel ihre Verbindung. Und nicht etwa nur in den Großstädten, auch schon in den kleineren Städten und auf dem Lande fanden die Artikel Eingang dank der schrankenlosesten und intensivsten Reklame der Fabrikanten und Händler, sowie infolge der stillen Propaganda derer, die solche anwenden. Der Umsatz der Artikel geht in die Millionen.

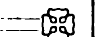
Er bedeutet eine Volksvergiftung schwerster Art nach der sittlichen wie nationalen Seite und ist den tiefen Schädigungen, die der Alkoholismus setzt, zum mindesten gleich zu achten. Denn das System der hygienischen Bedarfsartikel, in einem Volke zur Anwendung gelangt, bedingt die absichtliche, gewollte Zerstörung seiner Fruchtbarkeit und Fortpflanzung und dazu die Begünstigung sexueller Ungezügeltheit, die zum Untergang des Volkes führen muß. Wohin solche Systeme bringen, zeigt Frankreich, das dem sicheren völkischen Aussterben entgegeneilt. Aber auch in Deutschland geht die Geburtsziffer ständig zurück, und der Geburtenüberschuß, d. i. die Zahl, welche angibt, um wieviel die Ziffer der Geburten (Lebendgeborene) jene der Sterbefälle überragt, wird immer kleiner. Er betrug im Jahre 1902: 902 243; 1903: 812 173; 1905: 792 839. Noch haben wir also zwar Jahr um Jahr eine Bevölkerungszunahme; aber wie lange noch, wenn die Anwendung der „hygienischen Bedarfsartikel" in den breiten Massen um sich greift?

Hier muß ein Schutz der Volkszerstörung entgegengesetzt werden. Es ist eine ernste Pflicht für jeden wirklich, nicht nur in der Phrase national gesinnten Deutschen; eine ernste Pflicht für jeden, dem christlich-deutsches Empfinden innewohnt, hier zu wirken nach Maßgabe seines Einflusses, um der Verseuchung des Volkes Einhalt zu tun. Mit allen verfügbaren Mitteln muß der Fabrikation und dem Import der Artikel, dem schrankenlosen Handel mit ihnen entgegen getreten werden. Es ist unheilvoll, diesem fressenden Uebel an unserem Volkskörper mit verbundenen Augen, falscher Prüderie oder einem resignierten laissez faire, laissez aller gegenüber zu stehen. Uns allen gilt vielmehr der klassische Mahnruf: Eheu! hora quota est? — soll unser deutsches Volk nicht den Weg wandeln, den vor ihm so viele gewandert — den Weg sittlicher Entartung und völkischen Todes.

Unser Volk muß zurückkehren zu den ewig unwandelbaren Gesetzen der Menschheit und Sittenstrenge, die schon ein edler Römer vor mehr denn achtzehnhundert Jahren gegenüber dem Sumpfe sittlicher Verkommenheit seines eigenen Volkes als nachahmenswerte Germanentugenden pries, die in den Glanzzeiten des Mittelalters unser Volk stark und mächtig machten und zu

Heldentaten fähig, die wir schwächlichen Epigonen staunend bewundern. Eine keusche Jugend, die ihre Kräfte zusammenhält für den kommenden Ernst des Lebens; ein keusches Familienleben, das für gesunden Nachwuchs bürgt, braucht unser Volk, damit es in den gewaltigen Rassenkämpfen, die uns bevorstehen, sich siegreich behaupte und die christliche Vormacht bleibe, die es in früheren Jahrhunderten gewesen.





Studentenheime.

Von Franz X. Drexl, gepr. Lehramtskandidat.

Ein charakteristisches Zeichen unserer Zeit ist das immer mehr anwachsende Interesse für die soziale Frage. Und was man vor einem halben Jahrhundert noch in das Reich des Märchens verwiesen hätte, ist heute zur Tatsache geworden: auch der Student hat angefangen, von „der Menschheit Höhen" herabzusteigen und, wie Dr. C. Sonnenschein in der 1. Nummer des „Akademiker" (November 1908) so treffend sagt, „aus der Einengung akademischen Lebens die Wege zum Volke zu finden, aus den Studierstuben und von den Fechtböden die Brücken zu schlagen zu denen da draußen, die uns so in der Ferne lagen."

Ich bin nun sicher der letzte, der diese freudige Erscheinung bemängeln wollte. Im Gegenteil, ich freue mich aufrichtig über die schönen Erfolge, die unsere verschiedenen sozialen Studentenzirkel in der verhältnismäßig kurzen Zeit ihres Bestehens zu verzeichnen haben. Doch scheint es mir, als ob man in dieser ganzen Bewegung nur zu leicht das eine vergißt, daß nämlich die soziale Tätigkeit des Studenten sozusagen an seinem eigenen Körper beginnen müsse. Wer selbst Student gewesen ist, wird meiner Ansicht beipflichten.

Seitdem ein gewisser demokratischer Zug die Unterschiede zwischen den einzelnen Ständen auf geistigem Gebiete verwischte und man anfing, die Menschen nach ihren Leistungen einzuschätzen, seitdem drängen die niederen und mittleren Klassen unaufhaltsam hin zu den höheren Berufen und Lebensstellungen. Es wäre nicht uninteressant, in dieser Hinsicht das statistische Material, das in den Universitätskanzleien ruht, vorgelegt zu sehen. Mit dieser Erscheinung aber geht eine andere Hand in Hand: der harte Kampf, den so mancher Student in der Sorge um das tägliche Brot zu bestehen hat, und der Konflikt in seinem Innern zwischen dem gesteckten hohen Ziel und den geringen Mitteln, die ihm zu dessen Erreichung zu Gebote stehen. Wer mit offenen Augen durch die Räume der Universität geht, für den redet manches Studentengesicht eine deutliche Sprache.

Da muß die soziale Tätigkeit einsetzen! Ich weiß nun allerdings, daß speziell für katholische Studenten in dieser Beziehung durch ein paar Vereine manches geschieht. Wie weit die Unterstützungen gehen und welcher Art sie sind, ist mir nicht bekannt; aber ich glaube in der Annahme nicht fehlzugehen, daß es Geldspenden sind, die hier den Petenten zugewiesen werden. Aber das hilft meines Erachtens gar nicht viel. Es mag ja ein Mittel gegen die äußerste materielle Not sein; der moralische Wert ist sicher kein großer. Man denke sich einen Studenten, der sich seiner Bildungsstufe bewußt ist und auch ein gewisses ästhetisches Empfinden und Ehrgefühl sein eigen nennt. Bei seinen knappen Vermögensverhältnissen ist er gezwungen, in einem gewöhnlichen Gasthaus zu speisen, oft Tisch an Tisch mit Leuten, deren Reden und Gebaren das Mißliche seiner Lage in noch grellerem Lichte erscheinen lassen. Seine „Bude" ist alles eher denn ein gemütliches Heim; ein paar alte Möbel, schäbige Tapeten, die obligaten farbigen Bilder, die, anstatt zu zieren, noch mehr verunstalten; dazu meistens die Schikanen von seiten einer Hospita, in welcher der beständige Umgang mit dürftigen Studenten jedes edlere Gefühl abgestumpft hat: da soll er sich zu Hause fühlen, da soll es eine Lust sein zu studieren!

Nein! Das erste ist, daß der Student in einer Umgebung lebt, die seinen geistigen Bedürfnissen angepaßt ist, zum mindesten seine Würde und sein Ehrgefühl nicht verletzt. Das einzige Mittel aber dazu sind Studentenheime; und zwar Studentenheime im großen Stil: geräumige moderne Bauten, in denen in einfacher, aber würdiger Weise den Bedürfnissen unserer Studentenwelt Rechnung getragen wird. Als Muster kann hier das vor ein paar Jahren erbaute Studentinnenheim in Berlin dienen. In der „Kölnischen Volkszeitung" stand damals ein ausführlicher Bericht zu lesen über dessen zweckentsprechende und gediegene Einrichtung: alle Zimmer gleich groß, hell, geschmackvoll tapeziert; durchwegs gleiche, weißgestrichene Möbel — als sehr praktisch wurde der Schlaf-Diwan hervorgehoben, der mit einem Schubfach zur Aufbewahrung des Bettes während des Tages versehen ist —; dann ein Speisesaal, Lesezimmer usf.

Ein solches Heim wäre nicht bloß ein Segen für Minderbemittelte, sondern auch eine Wohltat für Zahlungskräftigere; denn über den hohen Wert dieser Art des Zusammenlebens mit Seinesgleichen und des gegenseitigen anregenden Verkehrs brauche ich kein Wort zu verlieren. Die Rentabilität eines derartigen Unternehmens steht für mich außer jedem Zweifel.

Möge dieser Gedanke, der sicher hier nicht zum erstenmal ersonnen wurde, nicht unbeachtet bleiben. Die Zeit ist vorüber, wo der Student benannt wurde wie lucus a non lucendo; der heutige fieberhafte Betrieb auch auf dem Gebiet des Geisteslebens erfordert von einem jeden den vollen Einsatz aller Kräfte. Erleichtere man besonders dem weniger mit Glücksgütern Gesegneten dieses Ringen dadurch, daß man in der angegebenen Weise ihm die Wege zu seinem Ziele ebnet, die Bedingungen zu einem freudigen Schaffen ihm an die Hand gibt.

Zu neuen Zielen.

Wem das jugendfrohe Heute loht,
Soll nicht fragen nach dem Traum vom Tod.
O, er hebt noch früh genug die Hände
Um der Jugend und der Liebe Ende.

Wenn die Zeit in ewig stille Flut
Taucht wie brennendrote Sonnenglut,
Blicke nicht zurück auf tote Tage,
Schließ' in dich die stumme Trauerklage!

Ueber Leichen hebt die neue Welt
Ihren Glanz, der jedes Dunkel hellt;
Und auf schmalen, lichtumsäumten Kiesen
Steu're mutig durch zu neuen Zielen — —

Hans Gesold.

Die ersten heimatlichen Arbeiterkurse.

Von
phil. C. Berkenrath, Marburg.

Mit stolzer Sicherheit schreitet die sozialstudentische Bewegung auf ihrem Siegeslauf voran. Aufrichtige Freude wird jeden erfüllt haben, der sich davon überzeugen konnte, mit welch großem Interesse in den Herbstferien des vorigen Jahres eine emsige Regsamkeit unter den Studenten allerorts sich entfaltete. Und wohlberechtigt können die Düsseldorfer sich sagen, daß gerade sie durchaus nicht den geringsten Anteil daran haben. Sie sind es gewesen, die (neben Studenten in Aachen und Euskirchen) eine Anregung, die Herr Dr. Sonnenschein in seiner Broschüre „Kann der moderne Student sozial arbeiten?" (Volksvereinsverlag 1908) gegeben hatte, nämlich auch in der Heimat Arbeiterunterrichtskurse abzuhalten, zuerst aufgegriffen und, so dürfen wir wohl behaupten, auch glücklich durchgeführt haben.

Diese heimatlichen Arbeiterkurse fanden statt für die Mitglieder der christlichen Gewerkschaften und Arbeitervereine, die sich so zahlreich daran beteiligten, wie man sicherlich nicht erwartet hatte. An dem Eröffnungsabend meldeten sich 70 Arbeiter zur Teilnahme, eine Zahl, die sich im Verlaufe des Kursus so steigerte, daß alsbald 100 Hörer aufgebracht waren. Teilweise besuchten die Arbeiter sämtliche drei Fächer; im übrigen wies die stärkste Beteiligung der Deutschunterricht auf, dann Rechnen und endlich Geographie.

Außer dem Obengenannten waren es noch 7 Studenten, die den Unterricht erteilten derart, daß neben dem jeweiligen Kursleiter stets noch ein bis zwei andere Studenten anwesend waren, die unter die Hörer gingen und den einzelnen nachhalfen, wenn sich etwa noch Schwierigkeiten in dem durchgenommenen Stoff zeigten. Dadurch gestaltete sich das Verhältnis zwischen Studenten und Arbeitern, die einander immer

näher traten, zu einem recht freundschaftlichen. Ein besonders großer Vorteil, der sich da für den Studenten ergibt, ist der, daß er einmal hineinblicken kann in die Gesinnungsart des Arbeiters, daß er die Arbeiterschaft mit ihren Freuden und Sorgen aus eigener Anschauung kennen und beurteilen lernt.

Um nun noch einen Blick zu werfen auf den Unterricht selbst, so fand dieser an drei Abenden der Woche statt; es wurde folgender Stoff behandelt:

1. Deutsch. In der ersten Hälfte des Abends wurde Orthographie und Stilistik geübt, und zwar hauptsächlich in Briefen, Entschuldigungsschreiben, Eingaben an die Behörden usw. — In der zweiten Hälfte fand eine Durchnahme solcher Theaterstücke statt, die in der laufenden Saison im Stadttheater als Arbeitervorstellungen gegeben werden. Natürlich konnte gerade dadurch das Interesse leicht gefesselt werden. Es wurden besprochen: Meyer-Förster: Alt-Heidelberg; Thomas: Mignon; Lortzing: Zar und Zimmermann. Gleichzeitig wurde bei dieser Gelegenheit eine allgemeine Uebersicht gegeben über die Arten des Dramas und der Oper.

2. Rechnen. Der Kursleiter ging nach dem Berliner Rechenbuch für Arbeiterkurse vor und nahm in ansprechender Weise hauptsächlich solche Aufgaben durch, die dem praktischen Leben des Arbeiters entnommen sind, leichterer und schwererer Art.

3. Geographie. Hier gestaltete sich der Unterricht sehr interessant, da der Kursleiter auch das Gerichtswesen, die Verfassung, überhaupt die inneren Einrichtungen des Landes berücksichtigte. Es wurden der Reihe nach besprochen: Rheinprovinz, Preußen, Deutschland, Balkan mit Bezug auf die schwebende Orientgefahr und endlich die wichtigsten Verkehrsstraßen der Welt.

In den Weihnachtsferien wurde das Werk in etwa fortgeführt durch 4 Vorträge, die durch phil. H. Manthe, Bonn, und durch den Obengenannten vor einer zahlreichen Zuhörerschaft gehalten wurden über folgende Themata: 1. Geschichte und Entwicklung der Stadt Düsseldorf; 2. die Arbeitslosigkeit; 3. das deutsche Zeitungswesen; 4. die Verfassung des Deutschen Reiches.

Auf all diese Arbeit schauen die beteiligten Studenten mit dem Gefühl größter Befriedigung zurück. Es war in der Tat eine einzigartige, reizvolle Freude, vor einer Zuhörerschaft von Arbeitern zu unterrichten, die, obwohl sie natürlich ihren Lehrern an Jahren voran waren — das Durchschnittsalter betrug etwa 25—27 Jahre —, stets hochgradigen Eifer, unablässiges Interesse und feinfühlende Bescheidenheit an den Tag legten. Immer wieder äußerten sie sich mit anerkennenden Worten über die Bereitwilligkeit, mit der die Studenten sich ihnen widmeten.

So kann man denn mit Mut und Zuversicht in den nächsten Ferien an den weiteren Ausbau dieser heimatlichen Arbeiterkurse herantreten und hoffen, daß diese Tätigkeit auch dann wieder schöne Erfolge zeitigen wird.

Aus dem Münchener Kunstverein.

Der Februar brachte eine Anzahl interessanter Sondergruppen, von denen mehrere über die gewöhnliche Dauer von einer Woche hinaus sich ausdehnten. Man hat uns dabei zwar das Schaffen verschiedener, auch weniger bekannter Künstler eindringlich vor Augen gestellt. Dennoch bleibt die Frage, ob es empfehlenswert sein kann, zugunsten einiger Weniger breite Wandflächen mit Beschlag zu belegen, während viele andere Künstler, die doch gleichfalls ein Plätzchen haben möchten und auch verdienten, darüber beiseite gestellt werden, was denn zu Verstimmungen, unter Umständen womöglich zu leicht vermeidbaren Mißdeutungen Anlaß gibt. — Von den Sondergruppen war von Wichtigkeit jene von Gemälden Cäsar Kunwalds. Er ist Oesterreicher von Geburt, studierte in Weimar und Paris und verdankt diesen Einflüssen eine außerordentliche Vielseitigkeit der Gegenstände und der Techniken. Noch ist vieles unausgeglichen; aber was er zeigt, beweist ein starkes, dabei biegsames Talent, dessen Leistungen bei allmählicher Abklärung gewiß unter den besten künftighin genannt werden dürften. Besonders hervorragend sind Kunwalds Bildnisse, die alle etwas erzählen, tiefe Blicke in den Charakter der Personen tun lassen. — Eine Kollektion großformatiger Porträts von Hans Schadow trat hiergegen in Auffassung und Durchführung ganz erheblich zurück. — Sehr bedeutendes Interesse bot die Sammlung von Karl Blos. Auch seiner sei hier zunächst als Porträtist gedacht. Als solcher stellt er seine Persönlichkeiten nicht gerade mit größter Tiefe vor Augen, aber vielleicht gerade darum dem Wesen einer Anzahl von ihnen am angemessensten. Seine Art des Vortrages ist frisch und lebendig, dabei von einer Art, die ein wenig an jene verflossener Jahrzehnte mahnt, solid und vornehm, ohne Uebertreibungen der Eleganz, ohne Experimente. Eine besondere Stellung nehmen innerhalb der Blosschen Kunst seine Schilderungen alter Stadtarchitekturen und Interieurs ein, die durch brillante feine Färbung, sowie durch die treffliche Schilderung der Effekte einfallenden Lichtes erfreuen. Auch hier alles ohne Züge von Genialität, aber durch und durch solid, eine kräftige Kost nach so viel überwürzten Sachen, die man uns sonst vorsetzt. — Die anderen Sondergruppen bestanden, wie auch zum Teil jene von Kunwald, aus Schöpfungen der Landschaftsmalerei. Da war die Ausstellung von Otto Strützel, dem trefflichen Meister, dessen Art sich unter den Einflüssen der dachauischen Natur besonders charakteristisch herausgebildet hat, nachdem er zuerst in Leipzig, später in Düsseldorf studiert hatte. Ein treffliches Naturempfinden, ein tiefer Blick für die Seele der Landschaft offenbart sich in diesen Studien. — Mehr der älteren Richtung gehören die Landschaften von Otto Gampert an, die in ihrer Wirkung nur manchmal etwas zu sehr ins Dekorative hinübergehen. — Höchst verschieden hiervon sind die mit Staffagefiguren belebten Landschaften von J. E. Sauer, welche bisher noch nicht mit allseitigem Gelingen, aber immerhin mit sichtlich guten Ansätzen für die Zukunft Licht- und Luftstudien darbieten. — Charakteristisch ist das Farbenempfinden von E. Jokisch, der die leuchtenden Goldfarben des Herbstes bevorzugt. Auch die Isartalstudien von Felix Eisengräber und von Paula Riezler-Kraft, die sehr delikat gefärbten Landschaften von Paul Ehrenberg, die stimmungsvollen Studien von Verena Ermann, die Zeichnungen von K. H. Müller, in denen das Architekturelement stark hervortritt, verdienen Anerkennung, nicht minder jene Stücke, die Carl Voß ausgestellt hat, der auch als Interieurschilder Gutes bietet. Zu den Glanzpunkten der Landschaftsmalerei endlich gehörten zwei Stücke von Gustav Schönleber, von denen das kleinere (Ansicht von Besigheim) eine ganz wundervolle Leistung ist, während die sehr große Schilderung von Laufenburg mit dem über seine (dem Industrie- d. h. Geldmoloch verfallenen) Stromschnellen hinbrausenden Rhein trotz aller vorzüglichen Qualitäten doch ein wenig äußerlich wirkt. — Im übrigen war die Landschaftsmalerei noch durch sehr viele Werke vertreten, die hier beim besten Willen nicht alle genannt werden können. Nur herausgegriffen seien die in blauen Tönen leuchtenden Stücke von Desclabissat, die tüchtigen Marinen von Alfred Bachmann, die Hochgebirgsschilderungen von Treichler. — Die graphischen Künste waren durch feine Monotypdrucke von S. Landsinger, heimatlich freundliche Stadtbildchen (Lithographien) von Paula Baur-Isaig vertreten, sowie durch eine große Kollektion tüchtiger und vielseitiger Plakatstudien von Ludwig Hohlwein, bei denen besonders jene mit Tierdarstellungen Interesse beanspruchten.

Dr. O. Doering-Dachau.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Deutsche Gründlichkeit.

Der Deutsche muß recht gründlich sein,
Fragt nicht lang, wo und wie!
Hat er am Aermel einen Fleck,
So lernt er gleich Chemie!

Doch bis er diese gründlich kann,
Eilt viele Zeit vorbei . . .
Der Fleck ist zwar noch immer da,
Der Rock ist längst — entzwei!

Selbst mit dem Rechte treibt man's so;
Man sucht, was Rechtens sei . . .
Doch eh' man weiß, was Rechtens ist,
Ist's mit dem — Recht vorbei! . . .

H. Stürmer.

Die drei serbischen Brüder.

Es saßen beim schäumenden, funkelnden Wein
Drei serbische Brüder und sangen;
Voll Jubel ertönte der Zecher Lied
Und lustig die Becher erklangen.

Der Erste, der Kronprinz von Serbien war's,
Ein eingebildetes Söhnchen,
Der schrie, was er kunnt': „Es lebe der Krieg,
Der hilft mir aufs wacklige Thrönchen!"

Der Zweite, Minister des Aeußeren, sprach:
„Es lebe die Renommage!
Denn, kommt es zum Krieg, riskieren wir was,
Als höchstens 'ne weit're Blamage?"



Der Dritte, Minister von Serbiens Finanz,
Der lachte wie nicht mehr gescheite:
„Es lebe der Krieg, bankrott sind wir schon,
Was können wir mehr sein, als pleite!"

Verständnisinnig umhalsten sie sich
Und schrieen die drei in die Weite:
„Es lebe die serbische Wirtschaft hoch:
Krieg, Renommage und Pleite!" Ridens.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. Als Gregers Werle in Ibsens „Wildente" stellte sich Herr Dr. von Jacobi vom Deutschen Theater in Berlin vor, um sich um die Nachfolge Monnards zu bewerben. Mochte im ersten Augenblick die Maske befremden, die mehr einem verkümmerten Klavierspieler als dem Sohne eines Großhändlers glich, so wußte sein gewandtes, sicheres Spiel bald zu fesseln. Er erzielte große Wirkung und blieb doch immer schlicht und einfach; zeigte sich mithin als eine gewiß nicht alltägliche Erscheinung. Wir werden den Künstler in einer weiteren Ibsenrolle, den Dr. Rank in „Nora", sehen. Man darf im vorhinein annehmen, daß er auch hierin Vorzügliches bieten wird, darum wäre das Auftreten in einer ganz anders gearteten Charge zur Bildung eines Gesamturteils lehrreicher. Der Kunst des sehr beifällig aufgenommenen Gastes steht diejenige Steinrücks am nächsten, der den alten lebensbankrotten Wildentenjäger mit feinen Mitteln gestaltete. Der Photograph Ekdal Lützenkirchens ist an und für sich eine glänzende Leistung. Ihr manchmal etwas greller Farbenauftrag kontrastierte allzu lebhaft Jacobi gegenüber, wie ich überhaupt einen gedämpfteren Grundton der Stimmung bei Ibsen vorziehe. Frl. Schwarz als Gina ist aus dem tüchtigen übrigen Ensemble noch hervorhebenswert. Frl. Gottlieb macht Fortschritte; dies muß anerkennen, auch wer das sich aufopfernde Kind in schon bedeutenderer Vertretung gesehen hat.

Gärtnerplatztheater. Freundliche Aufnahme fand „Hugdietrichs Brautfahrt", komische Märchen-Operette von Rideamus, Musik von O. Straus. Wie in ihren für meinen Geschmack ungenießbaren „Lustigen Nibelungen", karikieren hier die Autoren ein Heldengedicht. Diese Sorte Humor erscheint mir als eine Verpöbelung, und den schalen Witz sollen kalt berechnete Zoten schmackhafter machen. Besser als der Text ist die Musik. Straus' zugkräftiger „Walzertraum" ist freilich sympathischer. Man war mit Blumen und Beifall freigebig.

Aus den Konzertsälen. Im 17. Volkssymphoniekonzert wurde uns Walter Schulze-Prisca, ein Geiger von stattlichstem technischen Können und klangschön weicher Bogenführung, vorgestellt, der Beethovens D-Dur-Konzert gut, aber ohne besondere individuelle Färbung vortrug. Der Künstler wurde indes mit starkem Beifall ausgezeichnet. Haydens G-Dur-Symphonie mit dem Paukenschlag und Mozarts D-Dur-Symphonie fanden unter Prills Leitung die gewohnt sorgfältig vorbereitete, schwungvolle Wiedergabe. Das Tonkünstlerorchester machte sich jüngst in seinem historischen Zyklus um eine wohlgelungene Aufführung der Faust-Symphonie verdient. Der chorus mysticus mußte zwar wegfallen, und die rein orchestrale Schlußfassung bedeutet, wiewohl sie von Liszt selbst herrührt, immer eine Abschwächung des Eindruckes, aber Lassalles Direktion bot doch sehr Rühmliches. An einem weiteren Abend machte er uns mit der symphonischen Dichtung „Prometheus" von dem norwegischen Komponisten Johann Selmer bekannt, die Anregungen durch Zeichnungen Max Klingers ihre Entstehung verdankt. Das Werk gehört zur poetisierenden Programmusik, erstrebt jedoch seine Tonmalereien mit sehr primitiven Mitteln, so daß die Wirkung eine recht gemäßigte blieb. Der weitere Abend war dem Münchener Autor Beer-Walbrunn gewidmet. Der „Don Quijoteritt" ist aus der Oper bekannt; er wirkte wieder frisch. Seine symphonische Phantasie op. 11 dagegen blieb ziemlich eindruckslos. Nur selten tauchen in dem Werke Ansätze hübscher Einfälle auf, die für die langen Strecken dürrer Erfindung nicht recht zu entschädigen vermögen. Der Komponist dirigierte selbst. Günstigeres bot ein dritter Abend. Dvoraks „Carneval" ist eine Ouvertüre voll feurigen Temperaments, die Lassalle sehr flott leitete. Am Aschermittwoch erschien sie freilich verspätet. Tschaikowskys pathetische Symphonie hört man immer gern. Neu waren zwei Serenaden für kleines Orchester von Glazounow, die sich durch feine, vornehme Arbeit und Stimmungsmalerei auszeichnen. — Die achte Matinee des Schauspielhauses war Schubert gewidmet, in dessen Wirken Dr. E. Istel in knappen, klaren Sätzen einführte. Elsa Flith ist als feinsinnige Liedersängerin bekannt; Wanderers Nachtlied und Gretchen am Spinnrad gelangen ihr besonders gut. Den Schluß bildete das Streichquartett, A-Moll op. 29, von dem Ahnerquartett vortrefflich wiedergegeben. Die nächste der stets sehr gut besuchten Matineen wird Eichendorff gewidmet sein. Es gilt nun noch das Referat über einige Konzerte nachzutragen, welche wir aus Raummangel jüngst zurückstellen mußten. Ein von der Associazione Italiana zugunsten des heimgesuchten italienischen Südens veranstalteter Abend brachte Brahms' „Tragische Ouvertüre" und Strauß' „Tod und Verklärung" unter Prills Leitung durch das Konzertvereinsorchester zu schöner Wirkung; besonderes Interesse boten Francesco d'Andrade und Arrigo Serato, letzterer erntete durch den Klangreiz seiner Geige und seine bravouröse Technik begeisterten Beifall. Auch ersterer wurde mit stürmischem Applaus begrüßt. d'Andrades höchster Stimmglanz ist vorüber; aber sein außerordentliches Können weiß seinem Organ noch Töne abzuringen, welche einen Gesamteindruck von nicht alltäglicher Größe hinterlassen. — Wilhelm Sieben hatte in Werken von Bach und Dvorak Erfolg. Neu waren uns Regers drei Stücke op. 103a, die er mit E. Riemann am Klavier sehr günstig zum Vortrag brachte. Sympathische Eindrücke hinterließ das Orgelkonzert von Meta Karin. Die Künstlerin verfügt über gute Technik und Geschmack.

Verschiedenes aus aller Welt. Direktor Max Reinhardt vom Deutschen Theater zu Berlin wird, wie wir schon vor längerer Zeit meldeten, im Sommer 1909 im Münchener Künstlertheater Festvorstellungen veranstalten. Wie uns die Leitung mitteilt, sind Prospekte und Eintrittskarten durch das Bayerische Reisebureau Schenker & Co., München, Promenadeplatz 16, zu beziehen. Das ausführliche Programm wird demnächst bekanntgegeben. In demselben wird, wie man von anderer Seite hört, „Hamlet", „Faust", „Braut von Messina", „Sommernachtstraum" und „Judith" vertreten sein. Reinhardts große Theatererfahrung bürgt wohl dafür, daß die Aufnahme von Stücken, welche lediglich den Neigungen der ausstattenden Maler entsprechen, heuer vermieden wird. — Generalmusikdirektor Ernst von Schuch erlitt bei der vierten Aufführung der „Elektra" in Dresden infolge der Ueberanstrengung eine Muskeizerreißung. Die Heilung wird längere Zeit in Anspruch nehmen, und auch dann dürfte Schuch nur weniger schwierige Opern für den Anfang dirigieren können. — Am Wohnhause Joseph Rheinbergers in München wird eine Gedenktafel angebracht werden, mit deren Ausführung Professor Hermann Hahn im Auftrage einer Anzahl von Schülern und Freunden des Komponisten beschäftigt ist. — Der bevorstehende 100. Geburtstag des Dichters Gogol gibt Veranlassung zu Festvorbereitungen in ganz Rußland. — In Lemberg fanden Demonstrationen gegen Shaws Schauspiel „Frau Warrens Gewerbe" aus Sittlichkeitsgründen statt. — Robert Reinerts in München uraufgeführtes Schauspiel „Krieg" interessierte in Paris im Théâtre Antoine besonders in den ersten Aufzügen. — Professor Max Zenger (München) hat für die Dialogstellen in Méhuls Oper „Joseph in Aegypten" Rezitative geschrieben, die im Dessauer Hoftheater sehr günstige Beurteilung erfuhren. — In Graz hatte die Oper „Herzog Philipps Brautfahrt" von H. von Gumppenberg, Musik von Aug. Reuß, starken Erfolg. Die Kritik beurteilt beide Autoren günstig. Reuß wußte bereits vor einigen Jahren an einem Münchener Kompositionsabend Interesse zu erwecken. — Pfitzners „Rose vom Liebesgarten" wurde in Prag von der Presse warm, vom Publikum kühl aufgenommen. — Die Uraufführung von „Le vieil aigle" von R. Gunsbourg hatte in Monte Carlo Erfolg. Dem Dichterkomponisten wird Selbständigkeit und dramatische Kraft nachgerühmt. — Die Stadt Wien beschloß eine große kritische Gesamtausgabe der Werke, Tagebücher und Briefe Franz Grillparzers zu veranstalten. Mit der Herausgabe des auf 25 Bände berechneten monumentalen Werkes wurde Professor Dr. August Sauer in Prag betraut. — In Wien vermochte Pacchierottis Oper „Alt-Heidelberg" wenig zu interessieren. Das Meyer-Förstersche Stück hat in der Vertonung an Wirksamkeit eingebüßt und die Musik wird als unbedeutend beurteilt. — In der mexikanischen Stadt Acapulco sind bei einem Theaterbrande über 300 Personen ums Leben gekommen.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Mit einem jähen Ruck, jedoch mit offensichtlicher Ruhe kam das impulsiv rührige Leben und Schaffen an den Börsen zum Stillstand. Bemerkenswert ist die Reserve, die sich sogar die Baisseclique in der momentanen Erregung der wirtschaftlichen Zeitläufte auferlegt. Es ist nicht zu verkennen, dass derzeit viel, sehr viel auf des Messers Schneide steht: Kriegsgefahr, internationale Komplikationen, politische Verschiebungen einerseits und eine wirtschaftliche Krisis schlimmster Art in Amerika anderseits, noch dazu ohne Vorboten, plötzlich und unerwartet. Die scharfe Zuspitzung des österreichisch-serbischen Konfliktes, die Abreise des Gesandten in Belgrad, die ostentativ rasche Neubildung des kriegerisch gestimmten serbischen Ministeriums und vor allem das offenkundige Doppelspiel Russlands liessen für die

Wiener Börse und die österreichischen Handelskreise nur wenig Hoffnung auf starke Haltung der Märkte. Um so befriedigender, besonders für die deutschen Märkte, wirkt die kaltblütige Haltung der Wiener Kompetenzen. Man darf wohl annehmen, dass es der Intervention aller Mächte, inklusive einer notwendig klareren Haltung Russlands, gelingen wird, die ernstlich drohende Kriegsgefahr mit ihren unabsehbaren Konsequenzen und unheilbaren Wirkungen abzuwenden. — Als nächstliegende Folge dieser politischen Zerrüttung waren an unseren Märkten zunehmende Apathie und grosse Lustlosigkeit zu registrieren. Das Angebot an Effektenmaterial war kein überstürztes. Hätten sonst die kriegerischen Meldungen vom Balkan allein genügt, die Bewegung und Entwicklung unserer Börsen und deren Faktoren zum Stillstand zu bringen, so war es umsomehr erstaunlich, dass dieses auch die gleichzeitige Flut von ungünstigen Mitteilungen aus Amerikas Industrie nicht vermochte. Das Kabel drahtete täglich von Informationen der schlimmsten Art, sowie von heftigen Preisdifferenzen. Der Metallmarkt, die Preiskämpfe am Eisenmarkte, die begleitet sind von sensationellen Kursstürzen der Neuyorker Effektenbörse, insbesondere der Kupfer- und Eisenshares, zeigen eine demoralisierte Situation in bezug auf wirtschaftliche Verhältnisse der amerikanischen Union. Die scharfen und unglaublich rigorosen Unterbietungen am Schienen- und Stahlmarkt sind charakteristisch für die Gestaltung der finanziellen und wirtschaftlichen Zustände im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten. Gleich unheilvoll wirken die Kämpfe am Kupfermarkt; auch hier zeigen sich diese Affären äusserst unangenehm auf die Aussichten und Gestaltung der heimischen Industrie. Der deutsche Montanmarkt leidet am meisten. Der rückwirkende Einfluss der neuerlichen amerikanischen Krisis bedeutet für unsere Industriellen eine grosse Gefahr. So lange in Amerika, das speziell für Deutschlands industrielle Entwicklung als Massstab und Parallele dient, nicht wieder geordnete industrielle und wirtschaftliche Zustände einkehren, ist an eine Wendung zum besseren bei uns nicht im entferntesten zu denken. Dann kommt auch noch die äusserst nervöse Haltung der Neuyorker Effektenbörse in Betracht, woselbst zeitweise in wenigen Augenblicken die angesammelte Kursaufbesserung von Monaten verloren ging. — Auch von heimischen Gebieten, besonders vom rheinisch-westfälischen Markte, wurden die ungünstigsten Berichte bekannt. Das Privatpublikum befolgt die Weisungen der Bankwelt und hält sich zumeist gegenüber den jetzigen heftigen Kursschwankungen vollkommen passiv, zum Vorteile einer verhältnismässig stabilen Kursgestaltung. Unter all diesen äusserst misslichen Zuständen musste auch die Wirkung der bisher alles überragenden Geldflüssigkeit und die Festigkeit am Rentenmarkt erheblich leiden. Immerhin ist die Geldabundanz noch auf der Tagesordnung, und der letztveröffentlichte Reichsbankausweis registriert eine neuerliche Erhöhung der steuerfreien Notenreserve, sowie eine Vermehrung der Deckungen in Gold und Bargeldern. Doch in puncto der Emissionen scheint es den Geldnehmern jetzt sehr zu eilen. Neuerlich sind von einer Anzahl weiterer Kommunen — Aachen, Hanau, Nürnberg —, sowie seitens der russischen Eisenbahngesellschaften und von Argentinien grössere Beträge des deutschen Geldes eskomptiert worden. Das Zeichnungsresultat auf die neue bayerische Anleihe hat begreiflicherweise unter den derzeitigen politischen und industriellen Wirrnissen zu leiden gehabt Der Zuwachs von weiteren 4 % Neuemissionen wird der Preussen- und Reichsanleihe nicht von Vorteil sein. Die Bilanzabschlüsse der deutschen Grossbanken, besonders der Berliner Handelsgesellschaft, bilden eine rühmliche Ausnahme unter all den trüben Ereignissen der letzten Zeit. M. Weber.

Pfälzische Hypothekenbank. Ludwigshafen a. Rh. In der Sitzung des Aufsichtsrates erstattete die Direktion unter Vorlage der Bilanz mit Gewinn- und Verlustkonto Bericht über das Geschäftsjahr 1908. Es wurde auf Grund des Berichts beschlossen, der Generalversammlung die Verteilung einer **Dividende von 9%** (wie im Vorjahre) vorzuschlagen.

Die „Allgemeine Rundschau" ist außer im Abonnement ständig auch einzeln sofort nach Ausgabe regelmäßig erhältlich in der Herderschen Buchhandlung, Berlin W., Französischestraße 33a. Teleph. Ia 8239.

Deutsche Hypothekenbank in Meiningen.

Bilanz vom 31. Dezember 1908.

Aktiva.

		M	Pf
An Kassa-Konto		1,090,545	60
„ Kontokorrent-Konto		785,828	18
„ Lombard-Konto		2,839,513	98
„ Effekten-Konto		5,951,435	52
„ Wechsel-Konto		2,739,776	28
„ Diverse Debitoren		162,124	70
„ Konto für hypothekarische Darlehen			
Zur Deckung der Pfandbriefe bestimmte Hypotheken	M 500,282,702.49		
Sonstige Hypotheken	„ 6,101,435.71	506,384,138	20
Konto für hypothekarische Lombard-Darlehen		1,710,900	—
„ Konto für Hypotheken-Zinsen und -Annuitäten		6,941,201	68
„ Bankgebäude-Konto		1,606,000	—
		530,211,464	14

Passiva.

		M	Pf
Per Aktien-Kapital-Konto		25,500,000	—
„ Reserve-Konti		5,612,685	77
„ Konto für vorgetragene Zinsentschädigungen		287,993	78
„ Konto für vorgetragenes Pfandbrief-Agio		1,049,783	51
„ Prämienfonds-Konto		2,490,393	03
„ Kontokorrent-Konto		299,061	52
„ Diverse Kreditoren		452,589	33
„ Konti für Pfandbriefe			
4% Prämienpfandbriefe	M 17,062.500.—		
4% Pfandbriefe	„ 335,512,450.—		
3½% Pfandbriefe	„ 134,246.200.—		
Noch nicht erhobene ausgeloste Pfandbriefe	„ 226,050.—	487,047,200	—
„ Pfandbrief-Zinsen-Konto		4,739,251	15
„ Dividenden-Konto (unerhobene Dividende)		2,244	90
„ Gewinn- und Verlust-Konto		2,730,261	15
		530,211,464	14

Meiningen, den 25. Januar 1909.

Deutsche Hypothekenbank.

Dr. **Braun.** **Kircher.** **Paulsen.**

Die für das Jahr **1908** auf **7%** festgesetzte Dividende gelangt mit M **21 für die Aktie zu M 300** und mit M **84 für die Aktie zu M 1200** gegen Rückgabe der mit dem **Firmenstempel** oder dem **Namen** des Einreichenden zu versehenden Dividendenscheine von heute ab zur **Auszahlung**.
Meiningen, den 27. Februar 1909. **Die Direktion.**

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

6. Jahrgang
Nr. 11

13. März
1909



Inhaltangabe:

Quartalspreis
Mk. 2,40
Einzelnummer
20 Pfg

Bayerische Hypotheken- und Wechselbank.

Die **Dividende** für das
Geschäftsjahr 1908
wurde zufolge heutigen Beschlusses der Generalversammlung auf

M. 111.43 für eine Aktie à fl. 500.— und
„ 130.— für eine Aktie à M. 1000.—

festgesetzt und kann gegen Einlieferung des Coupons Nr. 4 beziehungsweise Nr. 16 erhoben werden in

München bei unserer **Hauptkasse, Theatinerstrasse 11,**
„ „ „ **Wechselstube** am **Schlacht- und Viehhof,**
„ „ „ **Depositenkasse im Tal** (Sparkassenstrasse 2),
Landshut „ „ **Filiale,** an der **Neustadt 467,**
Pasing „ „ **Depositenkasse, Münchenerstrasse 4,**
Augsburg „ der **Filiale der Bayerischen Notenbank,**
„ „ „ **Bayer. Disconto- und Wechselbank A.-G.,**
Berlin „ unserem **Hypotheken-Bureau, Kochstrasse 53,**
„ „ der **Direktion der Disconto-Gesellschaft,**
Frankfurt a. M. bei der **Direktion der Disconto-Gesellschaft,**
Nürnberg bei der **Filiale der Bayerischen Notenbank,**
„ „ „ **Bayerischen Disconto- u. Wechselbank A.-G.,**
„ „ Herrn **Anton Kohn,**
Stuttgart „ den Herren **Doertenbach & Co.,**

ferner bei den **Filialen der Bayerischen Notenbank** in **Kempten, Ludwigshafen a. Rh., Regensburg, Würzburg** und deren **Agentur** in **Lindau i. B.,** sowie den **Filialen** der **Bayerischen Diskonto- und Wechsel-Bank A.-G.** in **Bamberg, Bayreuth, Hof, Kempten, Kulmbach, Regensburg, Schweinfurt, Würzburg** und deren **Depositenkassen** in **Hersbruck, Kitzingen, Lauf, Neumarkt i. O., Pfaffenhofen a. Ilm, Roth i. B., Rothenburg o. T., Schwabach, Uffenheim** und **Weissenburg i. B.**

München, den 4. März 1909.

Die Direktion.

Aktiva. Bilanz der Bayerischen Hypotheken- und Wechsel-Bank. Passiva.

Aktiva	M.	₰	Passiva	M.	₰
Hypotheken-Kapital-Konto, darunter M. 992'648,947.08 Register-Hypotheken	1,004'808,814	05	Aktien-Kapital	54'285,714	30
Hypotheken-Zinsen-Konto	13'044,310	69	Reserve-Fonds	45'352,227	94
Wechsel	42'023,950	70	Reserve-Konto f. Leistungen d. Bank a. d. Pensionsanst.	700,000	—
Lombard-Kapital-Konto	2'788,715	—	Pfandbrief-Agio-Rückstellungs-Konto nach § 26 des H.-B.-G.	48,883	30
Lombard-Zinsen-Konto	17,913	25	Pensionsanstalt der Beamten der Bank	1'470,318	81
Dauernde Beteiligungen	7'051,070	13	Pfandbrief-Kapital-Konto	984'872,300	—
Effekten, darunter M. 1'960,000.— eig. Pfandbr.	16'900,045	58	Pfandbrief-Zinsen-Konto	9'212,149	34
Konto-Korrent-Debitoren inkl. M. 8'170,518.11 Guthaben bei Banken und Bankiers	73'923,061	70	Dividenden-Konto	7,540	04
Immobilien	7'144,861	36	Geldübernahms-Konto	11'287,955	65
Kassa	3'832,744	67	Konto-Korrent-Kreditoren	48'117,039	33
			Tratten	7'563,641	16
			Gewinn- u. Verlust-Konto	8'617,717	26
	1,171'535,487	13		1,171'535,487	13

Soll. Gewinn- und Verlust-Konto. Haben.

Soll	M.	₰	Haben	M.	₰
Regie-Spesen	2'678,462	74	Uebertrag vom Jahre 1907	479,012	62
Zinsen der umlaufenden Pfandbriefe	35'103,181	76	Hypotheken-Erträgnisse	40'675,371	12
Statutengemäß. Beitrag z. Pfandbr.-Spez.-Reservefonds	476,730	65	Verdiente Abschlußprovisionen und Prolongationsprovisionen im Hypotheken-Geschäfte	276,333	50
Obligatorischer Beitrag zur Pensions-Kasse	96,307	84	Erträgnisse auf Konto Dauernde Beteiligungen	732,050	—
Zinsen im Geldübernahms-Geschäfte	339,159	65	Effekten-Erträgnisse	1'267,596	99
Zinsen an Konto-Korrent-Kreditoren, Sparkassen und unsere Rentenanstalt	1'749,922	76	Wechsel-Diskonto-Erträgnisse	1,411,424	07
	40'443,765	40	Lombard-Geschäfts-Erträgnisse	131,314	05
Gewinn-Saldo	8'617,717	26	Depositen-Erträgnisse	485,650	75
	49'061,482	66	Konto-Korrent-Erträgnisse, Zinsen und Provisionen	3'602,729	56
				49'061,482	66

München, den 31. Dezember 1908.

Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank.

Alle bisher erschienenen Nummern werden nachgeliefert.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60; 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 5 K 19 h, Schweiz 5 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 11. München, 13. März 1909. VI. Jahrgang.

Religiöser Liberalismus und liberaler Katholizismus.

Von
Dr. Mich. Eberhard, München.

Es hat den Anschein, als ob der Liberalismus der wärmste Freund der reinen, lauteren Religion sei. Er umkost und umschmeichelt jede Religiosität, angefangen von dem naturhaften Ahnen des Unendlichen und dem ersten Aufsäuseln des religiösen Gefühls bis hinauf zu einem Christentum, dessen Offenbarungscharakter man nicht drängt. Wir wundern uns nicht, daß er eben wegen dieser Anschmiegefähigkeit vielen als der natürliche Bundesgenosse des modernen Staates erscheint. Aber merkwürdig, während dieser Kavalier vor den anderen Religiositäten pflichtschuldigst die Honneurs macht, die den ehrwürdigen Damen gebühren, verwandelt er vor *einer* Religiosität sein devotes Wesen plötzlich in Kampfesstellung. Er zieht den Degen; denn er hat den Feind erblickt. Wer ist der Feind? Ein Katholizismus mit Dogma, unfehlbarer Lehrautorität, und mit einem von oben herabkommenden Sittenkodex. Der Liberalismus erlaubt ohne Schwierigkeit das katholische Gewand der Religion und gewinnt einem solchen Katholizismus sogar geschichtliches, ästhetisches, psychologisches Interesse ab; aber vor der katholischen Seele hat er Empfindungen wie der Teufel vor dem Weihwasser. Er verbeugt sich ehrfurchtsvoll vor katholischen Religionsdienern in Birett, Inful und Tiara, aber er verbeugt sich nie vor den Gedanken, deren Abzeichen diese Symbole sind. Er hat manchmal anerkennende Worte für katholische Forscher und findet die wärmsten Töne für katholische Caritas, aber es überläuft ihn ein Gruseln vor Dogma und unfehlbarer Lehrautorität. Der Name Katholizismus ist ihm sakrosankt, aber was die Katholiken unter Katholizismus verstehen, ist ihm abominabel; er nennt es darum Ultramontanismus oder Jesuitismus oder auch römischen Katholizismus.

Dieser römische Katholizismus gilt ihm als eine Region des ewigen Schnees, in der jegliches Leben zu Eis und Stein erstarrt. Die Welt des Katholizismus ist nun allerdings Hochland, aber keine Welt eisstarrender Felsen, sondern ein Hochplateau mit blühenden Wiesen und grünenden Matten, das auf dem engen und steilen Wege des Glaubens erstiegen wird. Leider weist der Liberalismus vielfach das Angebot katholischer Führerdienste und Verständnishilfen mit pharaonenhaftem Hochmut zurück; zur Strafe hat sich ihm ägyptische Finsternis über das Wesen katholischen Lebens gelegt.

Liberalismus und Katholizismus sind Weltanschauungen, denen tiefe, aber grundsätzlich einander entgegenstehende Gedankenbildungen zugrunde liegen. Wir reden nicht von Individuen; Individuen sind nicht immer rassig und ziemlich selten reinrassig. Wir reden also nicht von einzelnen Individuen der beiden Rassen, sondern von den Rassen selbst. Der Same des Liberalismus entwickelt weltlich-autonomes, der Same des Katholizismus geistlich-heteronomes Leben. Die Schlagworte, die der großen Masse als die treibenden Ideen des Liberalismus suggeriert werden, sind gefärbte Hüllen, nicht Samen. Diese Schlagworte können schon um deswillen nicht als die Keimgedanken des Liberalismus gelten, weil sie der Katholizismus mit demselben inneren Rechte in Anspruch nehmen kann, nur daß er sie auf anderen fundamentalen Gedankenbildungen aufbaut. Man prüfe diese Schlagworte der Reihe nach: Freiheit, Entwicklung, Fortschritt, Bildung, Persönlichkeit, Individualität, nationale Gesinnung! Jeder Katholik reklamiert sie für sich, wie sie jeder Liberale für sich reklamiert. Der eigentliche Keimgedanke des Liberalismus ist, wie gesagt, der weltlich-autonome. Es wäre feige und unehrlich von einem konsequenten Liberalen, wenn er diese Charakteristik als unrichtig oder auch nur als schief hinstellte. Reichskanzler von Caprivi hatte im Kampfe um den Schulgesetzentwurf vom Jahre 1892 erklärt, es handle sich hier um den Gegensatz von Christentum und Atheismus. Damals schrieb ein klarer und wahrer Liberaler: „Kein schärferer Gegensatz zu den Grundüberzeugungen der modernen Welt ist denkbar als das Wort des Reichskanzlers: Das Wesentliche bei jedem Menschen ist sein Verhältnis zu Gott. Diesem Satz, welchen man in einer Rede Cromwells oder einer päpstlichen Enzyklika eher zu finden erwartet als bei einem Staatsmann des heutigen Deutschland, muß von seiten des Liberalismus mit dem größten Nachdruck der andere Satz entgegengestellt werden: Was über den wahren Wert des Menschen entscheidet, ist *zuerst* und *zuletzt* sein Verhältnis zur Menschheit.“ (Jodl, Moral, Religion und Schule. Stuttgart 1892, S. 14.)

Gebildete Katholiken, führende Katholiken, besonders katholische Geistliche, sollten sich des durchaus divergierenden Charakters der beiden Richtungen bewußt sein. Sonst erleidet das katholische Bewußtsein eine bedauerliche Verdunkelung, die katholische Aktion eine folgenschwere Lähmung. Auf wie viele Städte könnte man aber das Gleichnis anwenden: Das Himmelreich ist gleich einem Mohnsamen; der Same ging auf und brachte farbenprächtige Blumen; die Menschen tranken den Mohnsaft, trockneten ihn zu Opium, das sie genossen, und verfielen in Schlafsucht. Der Mohnsame ist der „religiöse“ Katholizismus; er baut herrliche Kirchen und hält prächtige Gottesdienste; aber er schläfert den Geist ein für die Forderungen des Lebens.

Ist der Liberalismus nicht reine Negation des Religiösen? Er ist zunächst Negation des Uebernatürlichen, sodann aber auch Negation des Religiösen überhaupt, insofern es autoritativ verpflichtend auftritt. Der Satz Jodls: „Was über den wahren Wert des Menschen entscheidet, ist zuerst und zuletzt sein Verhältnis zur Menschheit“, scheint sogar peremptorisch jede Religion zu beseitigen. Es ist das auch der Fall, wenn man das Wort Religion im Sinne des katholischen Wörterbuches nimmt. Aber so wie das Wort Religion im modernen Wörterbuch genommen wird, kann auch ein Jodlscher Liberaler noch Religion haben. Die Modernen wollen auch ohne realen Gott einer Religion im Gemüte oder in der Vorstellung Platz lassen, müssen es aber in Kauf nehmen, daß bei dieser Fassung die Religion, die realste Macht, zu einem subjektiven Spiel mit eigenen Wahnbildern herabgesetzt wird. Wo keine reale Abhängigkeit des Menschen von Gott als seinem Schöpfer und Ziele angenommen wird, entbehrt die religiöse Betätigung der Realität der Grundlage und kann darum nicht Religion im eigentlichen Sinne genannt werden. Der Katholik stimmt nicht Jodl, sondern Caprivi zu.

Indes möchten wir, wie gesagt, im Liberalismus nicht reine Negation des Religiösen sehen; es wirken im Liberalismus auch positive religiöse Kräfte, wenn auch mehr *indirekt* und *unbewußt*. Der Liberalismus betrachtet das Subjektive im Menschen als seinen Klienten; er hat ein angeborenes Verständnis für psychologische und geschichtliche Bedingtheiten; er setzt sich mit aller Wucht ein für die Bedeutung des Diesseits, dessen Interessen nicht leiden sollen unter einer ungesunden Jenseitspolitik;

er monopolisiert die Empirie, so daß namentlich der Glaube in eine sehr gedrückte Lage gerät; aber er bringt sie dadurch zu großer Blüte; er verficht mit Geschick und Zähigkeit das Recht und die Pflicht des Individuums zu freiheitlicher selbständiger Entwicklung; kurz all seine Luftschiffe sind nach dem unstarren System gebaut. Eine Richtung des Katholizismus schwört auf das starre System; eine andere Richtung im Katholizismus aber ist der Meinung, das halbstarre System sei das beste.

Man kann in der Tat als Katholik moderne Forderungen stellen, die liberal genannt werden können, weil sie den liberalen Forderungen parallel laufen, ohne direkte Abkommen des liberalen Geistes zu sein. Solche Forderungen sind, daß in Katechese, Predigt, Beichtstuhl, persönlichem Verkehr mehr Rücksicht genommen werde auf Person, Stand, Zeit, daß die kirchliche Gewalt in den Grenzgebieten des sozialen und politischen Lebens ihre Einflußsphäre nicht über Gebühr ausdehne, daß die kirchliche Wissenschaft nicht mehr als nötig mit dem dogmatischen Stempel versehen werde und sich eines gewissen Relativismus bewußt bleibe, daß der eiserne Reif der kirchlichen Organisation, der die Völker umspannt, dem einzelnen Volk die Bewegungsfreiheit lasse, in der es unbeschadet des Wohles der Gesamtkirche seine nationale Eigentümlichkeit auswirken kann, daß dem Mitgliede der Kirche nicht bloß das Gebot vorgeschrieben, sondern auch Einsicht in den Geist und die Motive des Gebotes vermittelt werde, daß dem Volke mehr Anteil gewährt werde am liturgischen Mitleben mit dem Priester am Altare wie an der Verwaltung der weltlichen Angelegenheiten der Kirche usw.

Ist man Schüler Rousseaus, nicht mehr Schüler Christi, wenn man diese und ähnliche Forderungen erhebt? Personen, die aus diesen Forderungen kein Hehl machen, kommen leicht in Mißkredit bei denen, die berufen sind, den Standpunkt der Autorität zu wahren. Zudem sind die, die am lautesten rufen, gewöhnlich anrüchig; sie stehen im Verdacht, den echten liberalen Bazillus in sich aufgenommen zu haben. Drittens ist gewöhnlich mit diesen Forderungen eine Unterschätzung des Autoritativen, Disziplinären und eine Ueberschätzung des Freiheitlichen, Selbsttätigen verbunden. Ich fragte einst Fortbildungsschüler, welchem Drill sie den Vorzug gäben, dem preußischen oder dem französischen. Nach einigem Nachdenken wurde mir vom gescheitesten Schüler der Klasse geantwortet: dem preußischen. „Warum?“ „Weil er mehr Erfolge aufzuweisen hat.“

Aus den bisherigen Ausführungen gehen zwei Wahrheiten hervor: erstens, daß es für den Katholizismus unmöglich ein grundsätzliches Paktieren mit dem Liberalismus geben kann; zweitens, daß es gewisse sog. „liberale“ Forderungen gibt, die auch ein guter Katholik stellen kann, weil sie nicht Kinder des Liberalismus sind, wenn auch vielleicht der Liberalismus ungebetener Geburtshelfer war. Ein dritter Punkt könnte noch kurz erörtert werden: ob man taktisch auf den religiösen Liberalismus Rücksicht nehmen solle.

Jede Taktik, die dazu führt, grundsätzliche Verwirrung zu stiften, ist von Uebel; jede Taktik die faktisch die eigene Position schwächt, ist gefährlich; jede Taktik, die den Zweck, zu dem sie eingeschlagen wird, nicht erfüllt, ist sinnlos. Der Altliberalismus bekannte sich grundsätzlich zu Ordnungen, an die der Mensch sich zu halten habe, wenn er auch die Konstruktionselemente aller menschlichen Ordnung aus dem Selbst der Menschheit holte. Der Jungliberalismus steht bereits auf dem Sprungbrett des „Selbst“, das ihm der Vater hingestellt hat, um den Sprung über den Zaun der Ordnung zu machen. Man sieht, wie viel es darauf ankommt, wohin man in einem Begriffe den Akzent legt; der Altliberalismus legte im Begriffe Liberalismus den Akzent auf die Ordnung, der Jungliberalismus legt ihn auf das Selbst. Der Katholizismus kennt das Selbst und kennt die Ordnung. Aber das Selbst des Katholizismus ist kein versteckter Gott, sondern ein aus dem Nichts gezogenes Geschöpf mit allen Konsequenzen der Geschöpflichkeit; und die Ordnung des Katholizismus ist zwar auch ein Vernunftsgebilde; aber dies Vernunftsgebilde ist zugleich Abbild und Willensausdruck eines im Glauben, in den Geboten und in der Kirche sich offenbarenden Gottes. Der Liberalismus muß kraft seiner inneren Tendenz Kirche und Dogma bekämpfen; tut dies ein Katholik, so verleugnet er sich selbst und setzt seinen Katholizismus gleich Null. Der Altliberalismus hat Begriffsverwirrungen in die Reihen der Katholiken gebracht; möge jetzt wenigstens seine Weiterentwicklung zum Jungliberalismus klärend wirken auf solche, die Klarheit wollen!

Die faktische Schwächung der Kirche Bayerns durch ein beständiges, wenn auch widerwilliges Ersterben vor Sr. Majestät dem Liberalismus in Verwaltung, Schule und Presse kann nicht geleugnet werden. Es ist das sehr zu bedauern. Die Kirche Bayerns gleicht einem Lande, das unter den Nachwehen und zum Teil noch unter dem Drucke einer schweren wirtschaftlichen Krisis leidet und nun schon wieder eine neue wirtschaftliche Sturzwelle heftigster Art über sich ergehen lassen muß. Die Moderne mit ihrer monistischen Lebensanschauung stürmt in frischer Jugendkraft heran; sie findet als Gegner sehr geschwächte Regimenter; namentlich fehlt es an geschulten geistlichen Stabsoffizieren. Wenn auch der politische Einfluß des Liberalismus gebrochen werden sollte, auf religiösem Gebiete wird die Kirche Bayerns noch lange seine Nachwehen spüren. Diese Schwächung des Katholizismus kann nicht im Interesse derer liegen, die das höchste Interesse an einem lebenskräftigen bodenständigen Katholizismus haben müssen, wie man es anderswo einem mitunter sehr temperamentvollen Protestantismus entgegenbringt. Diese Schwächung des Katholizismus muß auch im Interesse der Religion bedauert werden; die Religion wird naturgemäß immer Konfession sein; wer die Konfession in einen Zustand der Betäubung versetzt, legt auch die Religion lahm.[1])

Die Reichsfinanzreform in der Kommission.

Von Regierungsrat Speck, Mitglied des Reichstags.

VI.

„Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis.“
Chorus mysticus im „Faust“.

Es ist erreicht! Den eifrigen Bemühungen des Reichskanzlers und seines Adlatus von Löbell ist es nach unendlich langen Verhandlungen „geglückt“, die auseinanderstrebenden Blockbrüder auf einen gemeinsamen Antrag zu vereinigen. Mühe hat's genug gekostet, ein saueres Stück Arbeit ist getan! Und die Folge dieser künstlichen Mache ist, daß eigentlich niemand so recht befriedigt sein kann. Der kreisende Berg hat ein winziges Mäuslein geboren, das aber trotz seiner Unscheinbarkeit sehr wohl in der Lage sein könnte, **die Fundamente der einzelstaatlichen Finanzhoheit zu untergraben.** Welche Bedeutung man auf liberaler Seite diesem neuesten Blockprodukt in dieser Richtung beilegt, geht aus den Ausführungen der „Freisinnigen Zeitung“ hervor, wenn sie meint, der Standpunkt, die indirekten Steuern für das Reich, die direkten den Einzelstaaten, sei jetzt aufgegeben und die Bahn für den Ausbau der direkten Reichssteuern freigemacht worden. Dieser „Ausbau der direkten Reichssteuern“ und die damit notwendigerweise Hand in Hand gehende finanzielle und politische Mediatisierung der deutschen Einzelstaaten bilden ja schon längst das steuerpolitische Ideal unseres Liberalismus. In bedauerlicher politischer Kurzsichtigkeit wird diese auf den Einheitsstaat abzielende Maulwurfsarbeit auch von süddeutschen Vertretern demokratischer Richtung unterstützt, wohl auch hier wieder, wie beim Vereinsgesetz, aus dem Grunde, weil sie den verbündeten Regierungen weder einen Grund noch einen Vorwand geben wollen, sie „auszuschalten“, wie Herr v. Payer bei Beratung des genannten Gesetzes in seiner württembergischen Ehrlichkeit ausdrücklich zugestanden hat.

Zum Verständnis der Situation ist vor allem notwendig, Klarheit zu schaffen über den Gegensatz zwischen dem vom Zentrum gestellten Antrag (Herold) und dem Kompromißantrag (Gamp). Nach dem Antrag Herold sollte die Heranziehung des Besitzes zur Besteuerung in der Weise erfolgen, daß die bestehenden Matrikularbeiträge aufgehoben werden und an deren Stelle eine Abgabe treten sollte, welche von den Bundesstaaten durch Besteuerung des Besitzes (Einkommens, Vermögens oder sonstigen Besitzes) aufzubringen wäre. Der zu erhebende

[1]) Anmerkung des Herausgebers: Der Artikel war lange vor der gegenwärtigen Zuspitzung des Falles Tremel (Pfarrer in Volsbach) geschrieben. Tremel, dem der Erzbischof von Bamberg den Beitritt zum Jungliberalen Verein Bayreuth und das Reden in demselben verboten hatte, wurde wegen Ungehorsams zur Rechenschaft gezogen und, da er unter dem lebhaften Beifall der liberalen Presse in öffentlichen Erklärungen hartnäckigsten Widerstand leistet und auf Grund des Religionsediktes landesfürstlichen Schutz anruft, a divinis suspendiert.



Betrag sollte alljährlich durch das Etatsgesetz bestimmt werden, aber für die Rechnungsjahre 1909 bis 1913 die Summe von 150 Millionen jährlich nicht übersteigen dürfen. Dabei sollte gleichzeitig eine „Wandelung" dieser Reichsabgabe in der Weise erfolgen, daß der von den Bundesstaaten zu entrichtende jährliche Gesamtbetrag nicht mehr wie bisher nach der Kopfzahl der Bevölkerung, sondern auf Grund und im Verhältnis des in den einzelnen Staaten vorhandenen gesamten Einkommens- und reinen Vermögensbestandes festzustellen wäre. Die Ermittlung dieses Bestandes sollte nach einheitlichen, vom Bundesrat zu bestimmenden Grundsätzen erfolgen.

Auch nach dem Antrag Gamp sollte auf dem Umwege über die Bundesstaaten eine solche Abgabe vom Besitz erhoben werden, aber nur in einer Höchstsumme von 100 Millionen jährlich. Vom 1. April 1914 ab sollte aber dieser Höchstbetrag, und zwar von fünf zu fünf Jahren, erhöht werden können, jedoch um nicht mehr als jeweils um 5 vom Hundert. Diese Bestimmungen sollten als Verfassungsbestimmungen unter die Kautelen des Art. 78 der Reichsverfassung gestellt werden. Daneben sollten aber die Matrikularbeiträge, und zwar nach dem bisherigen Erhebungsmodus und in ziffermäßig unbegrenzter Höhe, bestehen bleiben. Die nach einheitlichen Grundsätzen auf die einzelnen Bundesstaaten zu verteilenden Abgabequoten sollten in demselben nur durch allgemeine Steuern auf Einkommen, Vermögen oder Erbschaften aufgebracht werden dürfen. Einkommen bis zu 3000 ℳ sowie solche Vermögen, die nach Abzug der Schulden den Betrag von 20,000 ℳ nicht erreichen, sind von der Steuer freizulassen. Soweit diese Beiträge nicht durch neue Steuern dieser Art erhoben werden, sind sie durch Zuschläge zu bestehenden Steuern dieser Art aufzubringen. Für Bundesstaaten, in denen Landesgesetze, die eine solche Regelung sicherstellen, nicht rechtzeitig erlassen werden, bestimmt der Bundesrat, daß und in welcher Weise Zuschläge zu den bestehenden Steuern der genannten Art erhoben werden müssen. Das Gesetz soll mit dem Tage seiner Verkündigung in Kraft treten mit der Maßgabe, daß die Erhöhung der Besitzsteuer spätestens vom 1. April 1911 ab erfolgt.

Schon der flüchtige Vergleich des sachlichen Inhalts der beiden Anträge läßt den wesentlichen Unterschied derselben sofort erkennen. Beide Anträge erstreben zwar die Heranziehung des Besitzes auf dem Umwege über die Einzelstaaten; die Form, in welcher dies durchgeführt werden soll, ist aber eine durchaus verschiedene. Während der Antrag Herold den Einzelstaaten es vollständig überlassen will, in welcher Weise sie diese neue Reichsabgabe aufbringen wollen, schreibt ihnen der Antrag Gamp direkt vor, wie dies zu geschehen hat. Der Zentrumsantrag begrenzt die Abgabepflicht der Bundesstaaten auf insgesamt 150 Millionen im Höchstfalle, der angenommene Kompromißantrag setzt dagegen nur eine Höchstgrenze von 100 Millionen fest, läßt aber daneben noch die Erhebung ungedeckter Matrikularbeiträge in unbegrenzter Höhe zu. Politisch und finanziell bedeutet also der Antrag Gamp eine wesentliche Verschlechterung des Zentrumsantrags für die Bundesstaaten.

Die — offiziöse! — „Kölnische Zeitung" schrieb von diesem Kompromißantrag, daß er nicht mehr und nicht weniger bedeuten würde als **„eine Vernichtung der Finanzhoheit der Einzelstaaten"**. Der Schlußsatz dieses Antrags wird „einfach eine verfassungsrechtliche Ungeheuerlichkeit" genannt, ob deren Größe jedem Staatsrechtlehrer jedenfalls die Haare zu Berge stehen würden. Es wäre aber doch gewiß interessant, zu erfahren, ob denn der Reichskanzler, unter dessen Aegide die Verhandlungen über das Kompromiß gepflogen worden sind, diesem Antrag, wie doch wohl anzunehmen ist, sein Plazet erteilt hat. Der Unmut, welcher sich nach der Annahme dieses Antrags in den Kreisen der einzelstaatlichen Finanzministerien über die gesamte Vertretung der Reichsfinanzreform durch den Reichskanzler gezeigt hat, ist in der Tat nur allzusehr begründet. Bedeutet es doch geradezu einen Faustschlag gegen sie, wenn die vom Reichskanzler dirigierten Blockparteien einen Antrag zum Beschluß erheben, der in seinen letzten Konsequenzen auf das gleiche Ziel hinausläuft wie die Reichsvermögenssteuer. Durchaus unverständlich und allgemein aufgefallen war deshalb auch die vorsichtige Zurückhaltung, welche der bayerische Bundesratsvertreter gegenüber dem Kompromißantrag in der Kommission einnahm, während er doch vorher den lange nicht so weit gehenden Antrag des Zentrums mit der ganzen ihm zur Verfügung stehenden Beredsamkeit aufs schärfste bekämpft hatte. Sollte etwa auch von dieser Stelle aus in der Reichspolitik schon mit zweierlei Maß gemessen werden? Mit welchen Gefühlen mögen die Herren Finanzminister wohl den Beschluß der Kommission entgegengenommen haben? Mancher von ihnen mag sich wohl erinnert haben der wiederholten Reisen nach Berlin in dieser Angelegenheit und der Bemühungen dortselbst, die Finanzhoheit der Bundesstaaten vor dem drohenden Unheil zu bewahren. Vielleicht schlägt jetzt auch der eine oder andere vor seine Brust mit einem stillen „mea culpa"; denn die Bundesregierungen ernten jetzt den Dank des Blocks, dem sie selbst durch ihre Zustimmung zur Reichstagsauflösung am 13. Dezember 1906 in den Sattel halfen.

Der Kompromißantrag soll übrigens, wie die Redner von rechts und links ausdrücklich und mit besonderer Betonung erklärten, kein Definitivum darstellen, man hat sich vielmehr von allen Seiten alles für die zweite Lesung vorbehalten. Dieser Beschluß soll nur die Grundlage bieten für die weiteren Verhandlungen. Es war also in der Tat ein „Verzweiflungsakt", ebenso wie der Antrag Dr. Müller (Meiningen) zum Erbschaftssteuergesetz, eine Brücke, auf welcher man wenigstens zu den Kommissionsberatungen über die indirekten Steuern endlich einmal gelangen wollte. Sachlich ist also mit diesem Beschluß noch gar nichts gewonnen, die Frage der Heranziehung des Besitzes bleibt nach wie vor eine offene. Die Grundlage, auf der man weiterbauen will, ist demnach eine sehr unzuverlässige, und es besteht keine Garantie dagegen, daß nicht schließlich das ganze künstliche Gebäude mitsamt seiner „Grundlage" in sich zusammenfällt und seine kühnen Konstrukteure unter seinen Trümmern begräbt. Und dieser klägliche Ausgang der mit so lächerlicher Geheimniskrämerei und Wichtigtuerei seit langen Wochen hinter den Kulissen geführten Verhandlungen findet auch in der Presse aller Parteien die gebührende Würdigung. Völlig zufrieden mit diesem neuesten Ergebnis der Blockpolitik ist nur die „Tägliche Rundschau", das eifrige Organ des — „Evangelischen Bundes!

Ein Fehlgriff der Christlichsozialen im niederösterreichischen Landtag.

Von **Th. Grentrup, Mödling (Wien).**

In der Schlußsitzung des niederösterreichischen Landtages im Januar l. Js. wurde ein Gesetz beschlossen, das wirklich verdient, vor der breitesten Oeffentlichkeit gebrandmarkt zu werden.

In obengenannter Sitzung wurde die Novelle zum Gewerbeschulgesetze genehmigt, wonach von jetzt ab der gewerbliche Unterricht, den die jugendlichen Arbeiter 2—3 Jahre hindurch zu besuchen verpflichtet sind, auf den ganzen Sonntagvormittag und an Wochentagen bis 8 Uhr abends ausgedehnt werden kann.

Indem man den Unterricht bis 8 Uhr abends ausdehnt, mutet man dem jugendlichen Arbeiter etwas zu, was man keinem erwachsenen Arbeiter auch nur anzutragen sich getraute. Der erwachsene Fabrikarbeiter verlangt um 6 Uhr abends Ruhe, weil er seine Gesundheit nicht vor der Zeit ruinieren will, der Lehrling hingegen soll dann noch 2 Stunden in der Schule sitzen und Geist und Körper anstrengen. Ob das zur Erziehung eines gesunden Arbeiterstandes dienlich ist? Nein, das kann nur zur gesundheitlichen Schädigung der Jugend und auf die Dauer des gesamten Arbeiterstandes führen.

Und nun erst der Sonntagsunterricht! Er nimmt der arbeitenden Jugend zwei überaus wichtige Dinge, nämlich die Sonntagsruhe und die Sonntagsheiligung. Daß der Besuch des sonntäglichen Gottesdienstes bei einem 3—4stündigen Vormittagsunterricht in den allermeisten Fällen praktisch unmöglich ist, liegt auf der Hand. So wird denn der Lehrling gleichsam offiziell dazu verleitet, an die 3 Jahre keinen Gottesdienst und keine Predigt zu besuchen, und dies in jenem Alter, in welchem er zur Befestigung seines sittlichen Charakters der religiösen Anregung sehr bedürfte. Wäre etwa in Frankreich ein solches Gesetz geschaffen worden, so hätte man wohl gesagt: Es ist eben auf die Schwächung des religiös-sittlichen Charakters der Jugend abgesehen. Dem niederösterreichischen Landtage lag nun gewiß nichts ferner, als in einer Zeit, in der alles klagt über den sittlichen Niedergang der Jugend, den Zerfall von Religion und Sitte zu begünstigen.

Ein Gesetz, bei welchem in so eklatanter Weise das soziale und christliche Prinzip unterlag, möchte man kaum einer

Partei zur Last legen, die sich die christlichsoziale nennt. Und doch ist sie es gewesen, die, gedrängt von den ungestümen Forderungen der Gewerbetreibenden, dasselbe einbrachte und zum Beschluß erhob. Der christlichsoziale Arbeitervertreter Abg. Kunschak, der gegen seine Partei das Recht der Arbeiterjugend vertrat, wurde mit seinen Vermittlungsvorschlägen einfach beiseite geschoben. Auch der christlichsoziale Abg. Wollek, der vorschlug, wenigstens in den Landgemeinden den Sonntagsunterricht nicht vor 9 Uhr morgens beginnen zu lassen, mußte sich eine glatte Ablehnung von seinen eigenen Parteigenossen gefallen lassen. Bei aller Anerkennung der christlichsozialen Partei und bei der vollen Würdigung ihrer sonstigen glänzenden Taten muß man doch das Verhalten der überwiegenden Majorität in diesem Punkte ganz entschieden mißbilligen.

Zur Entschuldigung könnte vielleicht gesagt werden, daß der Beschluß nicht der Initiative der Partei entstammte, daß sie vielmehr von außen dazu gedrängt wurde. Viele von den Gewerbetreibenden hatten nämlich von Anfang an mit drohendem Ungestüm die Ausdehnung des Abend- und Sonntagsunterrichts verlangt. Es geschah dies einzig im eigensten persönlichen Interesse. Man wollte für den gewerblichen Unterricht von der gewöhnlichen Arbeitszeit des Lehrlings nichts hergeben aus Furcht vor einem kleinen materiellen Verluste. Da wäre es nun die Aufgabe einer Volkspartei gewesen, die sich kreuzenden Interessen der Meister und Lehrlinge nach Möglichkeit zu versöhnen. Aber man beugte sich vollständig dem egoistischen Klassengeiste. Eine moralische Niederlage!

Ob die christlichsoziale Landespartei ihren Fehltritt wieder gut machen wird? Wenn die berufenen Vertreter der Religion und die Verteidiger der sozialen Rechte der jugendlichen Arbeiter sich energisch für die Sache einsetzen — wie es in erfreulicher Weise bereits geschieht —, so wird das Gesetz über kurz oder lang wieder fallen müssen.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Woche der taktischen Tricks.

Wer diplomatische Kunststücke zu beobachten liebt, ist in der Vorwoche auf seine Kosten gekommen. In der sogenannten hohen Politik hat Herr Iswolsky mit seinem serbischen Fridolin die Welt durch ein neues Manöver überrascht, indem er einen anscheinenden Verzicht Serbiens zu einer neuen Herausforderung Oesterreichs gestaltete. Und in der inneren Politik des Deutschen Reiches hat man unter Anleitung des Blockkanzlers in aller Form ein „Kompromiß" zustande gebracht, das nach dem Eingeständnis der Zustimmenden nicht eine Verständigung bedeuten, sondern nur als Attrappe die Lücke „vorläufig" füllen soll, um den Uebergang zum zweiten Teil der Finanzreform zu ermöglichen. In der auswärtigen Politik gestatten sich die Diplomaten von alters her ein Spiel mit Zweideutigkeiten, Hintergedanken, Vorbehalten, Winkelzügen und sonstigen Schachzügen der Täuschung und Uebervorteilung. Solche weniger schönen Hilfsmittel sind gelegentlich auch schon in der inneren Politik angewendet worden, aber, soweit wir uns erinnern können, niemals früher in dem Maße und mit der Systematik, wie es jetzt in der glorreichen Blockära geschieht. Was unter dem pompösen Titel der „nationalen Sammlung" eingeleitet wurde, droht in ein Gaukelspiel auszuarten, bei dem nicht bloß die öffentliche Meinung, sondern auch die beteiligten Parteien auf Gegenseitigkeit der Blendung und Ueberlistung ausgesetzt sind.

Wie Serbien den großen Bruder vorschiebt.

Als Rußland Serbien formell zum Einlenken aufforderte, und England, Italien und Frankreich sich der pädagogischen Einwirkung anschlossen, da dachte man, jetzt müsse doch endlich die Belgrader Regierung sich zu einem klaren Ja oder Nein verstehen. Und doch hat man eine Antwort gefunden, die keine Antwort war, sondern nur neue Weiterungen schaffen sollte.

Der serbische Ministerrat tagte lange. Erst drang die Nachricht durch, daß Serbien den Verzicht auf die territorialen Forderungen entschieden ablehne. Dann kam die Kunde, daß Serbien einlenke, — worauf Optimisten schon die Verständigung mit Oesterreich in den nächsten Tagen erwarten zu dürfen glaubten. Und schließlich stellt sich heraus, daß beide Nachrichten neben die Wirklichkeit trafen. Die serbische Regierung verzichtet in der Tat, und zwar nicht bloß auf die Erhebung von territorialen, sondern sogar auf die Erhebung von wirtschaftlichen und handelspolitischen Ansprüchen. Aber wohlgemerkt: nicht auf die Dinge selbst, sondern nur auf die eigene Einbringung der Forderungen. Die serbische Regierung erklärt sich für den Frieden, aber nicht für die unerläßliche Vorbedingung des Friedens, die Verhandlung mit dem österreichischen Nachbar. Sie schiebt die Wahrung ihrer Interessen den Großmächten zu und bestellt Rußland zu ihrem Sachwalter. Dabei weiß sie so gut wie alle Welt, daß Oesterreich eine Einmischung der Mächte in den Handelsvertrag und den Eisenbahnverkehr mit seinem Nachbarländchen nicht dulden kann. Der Abschluß der Verständigung zwischen Oesterreich und der Türkei schien den serbischen Aspirationen hinderlich zu werden; aber die Serben und ihre Ratgeber wissen auch aus dieser Blume Honig zu saugen. Sie sagen, nachdem die Türkei sich mit der Annexion von Bosnien einverstanden erklärt habe, sei das eine rein europäische Frage geworden; die Signatarmächte hätten nun allein zu entscheiden, und deshalb gehörten auch die serbischen Kompensationsforderungen vor das Forum der Signatarmächte.

Dieser Schachzug hat offenbar den Zweck, das scheinbare Einlenken Serbiens sachlich bedeutungslos zu machen durch eine Zumutung, die Oesterreich nicht erfüllen kann, die habsburgische Politik in der öffentlichen Meinung mit dem Odium der Unfriedlichkeit zu belasten und Herrn Iswolsky die Gelegenheit zu weiterem Widerstand gegen die österreichische Politik zu geben. Das serbische Manöver wäre an sich nicht so schlimm, wenn es einen rein serbischen Ursprung hätte. Aber es steckt zweifellos Rußland hinter diesem Spiel. Als die serbische Regierung ein „Communiqué" über ihr listig verklausuliertes Einlenken entworfen hatte, da legte sie diese Kundgebung erst in Petersburg zur oberherrlichen Genehmigung vor. Herr Iswolsky betätigte sich auch als Chefredakteur der serbischen Politik, indem er dem Communiqué eine andere Fassung gab. Der Inhalt blieb aber leider nach allen bisherigen Nachrichten derselbe. Durch die Handlanger in Serbien ließ sich Rußland von neuem die gefährliche Aufgabe zuschieben, Oesterreich zur Verantwortung vor eine Konferenz oder vor die Gesamtheit der Großmächte zu laden wegen einer Sache, die Oesterreich als eine eigene, mit Serbien allein zu regelnde Angelegenheit bezeichnet hat und betrachten muß. Herr Iswolsky kam mit diesem Schachzug auf sein altes System zurück, die Sicherung des Friedens durch Sonderverhandlungen zu erschweren und der habsburgischen Monarchie die Rolle eines Angeklagten vor den Assisen der Konferenz zuzuschieben.

Der Ernst der Lage trat recht klar zutage in einer halbamtlichen Kundgebung der deutschen Regierung. Sie brach ihr bisheriges diplomatisches Stillschweigen, um entschieden zu erklären: es sei ein Unsinn, den österreichisch-serbischen Handelsvertrag oder Eisenbahnvertrag vor das Forum der anderen Mächte zu ziehen, und ein Versuch der Einschüchterung oder Demütigung Oesterreichs würde mit der Solidarität der beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche zu rechnen haben.

Die österreichische Diplomatie hat nun alsbald einen Gegenschachzug gemacht. Der österreichische Gesandte in Belgrad war gerade zur rechten Zeit von seinem „Urlaub aus Familienrücksicht" zurückgekehrt. Ohne die angekündigte hinterlistige Note abzuwarten, erklärte er der serbischen Regierung, daß Oesterreich-Ungarn zu Verhandlungen über Handels- und Verkehrsfragen mit Serbien bereit sei, wenn letzteres gemäß dem Rate der Mächte seine Politik in betreff Bosniens zu ändern entschlossen sei und diesen Entschluß sowie seine Absicht, friedliche und freundnachbarliche Beziehungen zu unterhalten, zur Kenntnis der Wiener Regierung bringe. Mit dieser Erklärung hofft Frhr. v. Aehrenthal der dilatorischen Taktik ein Ende machen zu können, indem die serbische Regierung zu einer Antwort an die Wiener Adresse gezwungen wird. Man rechnet wenigstens bis zum Ende dieses Monats auf ein klärendes Wort, da alsdann der Handelsvertrag zwischen beiden Ländern abläuft. Ob nicht aber trotzdem Herr Iswolsky wieder eine neue Ausflucht findet, um den direkten Verhandlungen auszuweichen, muß man erst abwarten. Jedenfalls hat Oesterreich durch das Herantreten an das provokatorische Nachbarländchen einen Beweis seiner Versöhnlichkeit und Friedensliebe gegeben, und das ist von hoher Wichtigkeit in einem Augenblick, da Herr Iswolsky und seine panslawistischen Hintermänner alle Mittel in Bewegung setzen, um die öffentliche Meinung, namentlich die französische, gegen Oesterreich einzunehmen.



Hoffen wir, daß die Feinde des Friedens jetzt ihre letzte diplomatische Bombe verbraucht haben. Schließlich liegt die Entscheidung doch nicht bei den diplomatischen Kunststücken und Hinterlisten, sondern in der einfachen Abmessung der Kräfteverhältnisse für den Ernstfall. Rußland kann es nicht zum Krach kommen lassen, solange es nicht weiß, daß Frankreich und England zu einem Kriege gegen Deutschland und Oesterreich wegen Serbiens entschlossen sind. Und zu dieser unsinnigen Aufopferung für wildfremde und minderwertige Interessen zeigen die beiden „Freunde" Rußlands noch nicht die geringste Neigung; dagegen steht es außer allem Zweifel, daß Deutschland bis in die letzte Konsequenz hinein seinen Bundesgenossen decken will und decken kann. An diesem Felsen der politischen Ehe der beiden Kaiserreiche müssen alle Schiebungen des erfindungsreichen Iswolsky scheitern.

Die Attrappe des Blockkompromisses.

Trotz unserer Gegnerschaft gegen den Block hatten wir doch dem Kanzler und seiner Gefolgschaft etwas mehr zugetraut, als bei den mühsamen und langwierigen Kompromißverhandlungen herausgekommen ist. Auf höchsten Befehl und unter Anleitung des Fürsten Bülow sollte eine Verständigung über die Besteuerung des Besitzes erzielt werden, welche die angebahnte Einigung auf die Anträge Gamp-Herold auszustechen vermöge. Mit der Diogeneslaterne suchten die Blockweisen nach einer neuen Grundlage, aber sie fanden nichts. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als an dem Gedanken festzuhalten, den das ††† Zentrum mitgeholfen hatte zu entwickeln. Man spannte mangels eigener Zugkraft das Kalb des Zentrums an den Blockwagen, und zwar in demselben Augenblicke, als man die Ausschaltung des Zentrums für die höchste Aufgabe der modernen deutschen Staatskunst erklärte. Um der Blocklinken den Biß in den saueren Apfel der Besitzsteuer in Form der Matrikularbeiträge zu erleichtern, fügte man Vorschriften über die Maße und Formen der angeblichen Landessteuer hinzu, die gerade das, was das Zentrum mit Recht vermeiden wollte, wieder herbeiführen würde, nämlich einen Eingriff in die Finanzhoheit und Selbstregierung der Einzelstaaten. Desinit in piscem mulier formosa superne. Was die vier hervorragendsten Blockpolitiker ausgeheckt hatten, war in der Tat ein Wechselbalg: in den grundlegenden Paragraphen die Weiterbildung des föderativen Systems der Matrikularbeiträge, in den letzten Paragraphen ein unitaristischer Anlauf, der die Bedenken gegen die Reichsvermögenssteuer wachrief. Die freisinnige Fraktionsgemeinschaft sträubte sich lange gegen diese contradictio in adjecto. Aber es kam der Befehl von oben, daß unbedingt eine „Einigung" erfolgen müsse. Da faßte man denn mit Mehrheit einen „Beschluß", der mit diplomatischen Klauseln so gespickt worden war, daß man das Fleisch nicht mehr sah. Als „Grundlage" für weitere Beratungen sollte der Viermänner-Vorschlag „vorläufig" (das heißt in der ersten Lesung der Kommission) angenommen werden unter dem „ausdrücklichen Vorbehalt" der Freiheit weiterer Entschließungen. Unter solchen gehäuften Vorbehalten kann man schließlich gut und gern seinem eigenen Todesurteil „zustimmen". Natürlich arbeiteten die anderen Blockparteien und die hohe Regierung ebenfalls mit so viel „Vorbehalt", daß alle Beteiligten sich freie Hand gewahrt haben für die weitere Haltung. Etwas komisch wirkt dabei die Schattierung der Sprache der Bundesratsmitglieder. Gegen den Antrag Herold, der die Rechte der Bundesstaaten getreulich zu wahren suchte, hatten sie sich recht kräftig ausgesprochen; den Kompromißantrag aber, der die Rechte der Bundesstaaten empfindlich beschneiden will, faßten sie mit Glacéhandschuhen an. Jener ging ja vom geächteten Zentrum aus; hinter dem schlechteren Kompromiß stand aber die Autorität des Blocks und seines Kanzlers.

Inzwischen werden nun von allen Seiten die schärfsten Angriffe auf das Erzeugnis der Blocktaktik gerichtet. Von liberaler Seite sagt man, daß dieser Beschluß eine Verewigung der Klausel Franckenstein bedeute und die vielbekämpfte Verquickung der Reichs- und der einzelstaatlichen Finanzen auf den Gipfel treibe. An der einen Stelle predigt man den Rückgriff auf die Nachlaßsteuer und die erweiterte Erbschaftssteuer; an der anderen Stelle empfiehlt man wieder die Reichsvermögenssteuer, die doch viel besser sei als dieser maskierte Eingriff in das Steuergebiet der Einzelstaaten. Von der konservativen Seite wird dagegen hervorgehoben, daß eben wegen dieser Verletzung der bundesstaatlichen Finanzhoheit der Kompromiß unhaltbar sei. Auch die einzelstaatlichen Minister finden nach ihrer Abreise von Berlin nach und nach den Mut ihrer Meinung.

Das Kunstwerk des Blocks ist tatsächlich unhaltbar, aufgegeben bereits von den eigenen Fabrikanten. Aber was hat denn die ganze Uebung für einen Zweck? Es ist mit diesem Gaukelspiel nichts anderes erreicht als eine dürftige Deckung für den Umfall des Blockfreisinns. Letzterer hatte auf das heiligste versichert, daß er nicht eher an die indirekte Steuer Hand legen werde, als bis die angemessene Heranziehung des Besitzes „gesichert" sei. Das war ein wohlberechtigter Standpunkt. Aber er mußte aufgegeben werden, um überhaupt die Verhandlungen über die Steuerreform noch fortsetzen zu können. Obschon in dem Kompromiß nicht die Spur von einer „Sicherung" steckt, so machen die Freisinnigen und Demokraten ihren Wählern doch die Vorspiegelung, daß nunmehr ihre Voraussetzung für die Behandlung der indirekten Steuern erfüllt worden sei. Ein wahres Gaukelspiel, hinter dem verzweifelt wenig Ehrlichkeit steckt, aber noch weniger Fähigkeit zu einer gründlichen Lösung der nationalen Aufgabe der Finanzreform. Ohne Block ginge es viel schneller und besser!

Bureaukratie und Hochschulprofessoren.

Als eine Organisation „zum Kampf der Abwehr gegen denselben Gegner, die Bureaukratie" hat der Münchener Universitätsprofessor Dr. von Amira die von ihm geleitete Professorengewerkschaft in den Münchener „Verein Nationalliberale Partei" eingeführt und diesen dadurch zur „Bundesgenossenschaft" animiert. Mit der Organisation „zum Kampf" für die liberalen Parteiideale hätte er seinem Geisteskinde den rechten Namen gegeben; mit der Organisation „zur Abwehr gegen die Bureaukratie" hat er jedoch sofort wieder ein Deckmäntelchen herumgehängt, welches das Oberste zu unterst zu kehren geeignet ist. Fast möchte man sich versucht fühlen, ein Vexierbildchen zu zeichnen mit der Aufschrift: „Wo steckt die Bureaukratie?" Gibt es nicht eine noch viel starrere Bureaukratie der akademischen Gelehrtenrepublik, die zwar nicht „von oben herab", aber um so mehr von unten herauf „alles reglementieren" möchte, weil sie ihre Rechtskonstruktionen mit dem objektiven Staatsrecht identifiziert und jede ihr übergeordnete „Macht, von der je eine Opposition ausgehen könnte," als banausische Bureaukratie und deren rechtmäßigen Anordnungen als „verfassungswidrig" bekämpft?

In Nr. 7 der „Allgemeinen Rundschau" vom 13. Februar 1909, S. 107/108 wurde in dem Artikel „Ein Staat im Staate" bemerkt, daß „die gesetzliche Grundlage für die ‚Verletzung einer Amtspflicht' — an sich bereits darin gegeben ist, daß Professor Güttler und seine Anwälte im Senat sich einen Uebergriff in verfassungsmäßig ihnen nicht zustehende Rechte erlauben und zu einer solchen verfassungswidrigen Kritik öffentlich aufreizen". Das war lediglich eine Meinungsäußerung, welche von Aeußerungen umgekehrter Richtung in liberalen Blättern an Schärfe weit übertroffen wird. Selbstverständlich sollte damit der persönlichen Ehre des Herrn Prof. Güttler oder seiner liberalen Sachwalter (er selbst bekennt sich ja zu keiner Partei) nicht im geringsten zu nahe getreten werden. Es ist und bleibt aber unsere objektive Ueberzeugung, daß weder ein einzelnes Mitglied des akademischen Lehrkörpers noch der akademische Senat ein verfassungsmäßiges Recht hat, sich über Rücksichten auf die höchste vorgesetzte Amtsbehörde, das Kgl. Staatsministerium, in der breitesten Oeffentlichkeit hinwegzusetzen und dadurch vielleicht auch andere Beamtenkollegien zu einer ähnlichen Haltung zu ermutigen.

Herr Dr. v. Amira hat nun dem Faß vollends den Boden ausgeschlagen durch seine Bloßstellung des Gesamtministeriums im „Verein Nationalliberale Partei". Wo bleibt da die Abwehr in den Schranken berechtigter Interessen? So müssen wir uns unwillkürlich fragen, wenn wir daselbst Invektiven begegnen wie den folgenden: „Um den Staat zu leiten, genügt es nicht, bloß juristische Studien gemacht zu haben, sondern man muß einen weiten, großen Horizont haben; und wie wenige Menschen besitzen das! Mit diesem kleinen Horizont und dieser Seichtigkeit der Bildung, die fast allenthalben in den Staatsleitungen vertreten ist, hängt zusammen die nicht minder charakteristische Einbildung dieser Herren; denn gerade weil sie so wenig wissen, glauben sie, sich überall einmischen und alles reglementieren zu können. Jeder Gelehrte, der ruhig und still seine Wege geht (utinam fecissent!), ist diesen Leuten ein Dorn im Auge. Dabei sind diese Herren, wenn sie sich mit dem Staate identifizieren, nicht gar so sehr vom Patriotismus geleitet, sondern handeln in ihrem Privatinteresse; sie identifizieren den Staat mit sich,

weil sie die Empfindung haben, wenn sie angegriffen werden, so sei das ein Majestätsverbrechen."

Soviele Worte, soviele Kränkungen! Wieviele Titel zu einem Beleidigungsprozeß hätte wohl die Partei des Sprechers herausgefunden, wenn diese Worte von der Gegenseite gefallen wären![1]) Daß es niemandem im Kgl. Bayer. Staatsministerium eingefallen ist, sich um den vielen Lärm auch nur etwas zu kümmern, ist der beste Beweis, wie wenig dort Bureaukratismus zu Hause ist. Kurt von Hartenfels.

Zur Lage in Hessen.

Von

Johannes Wolter.

Die Wahlschlacht in Bingen-Alzey ist geschlagen, und das Unwahrscheinliche ist, wie die „Germania" schreibt, erfreuliche Tatsache geworden: der Zentrumskandidat hat gesiegt — zum ersten Male in diesem zu 56 Prozent evangelischen Wahlkreise seit dem Bestehen des Deutschen Reiches, eine Tatsache, die den Jubel der treuen Zentrumswähler begreiflich finden läßt. Die Geschichte der Zentrumspartei in Bingen-Alzey ist eine Geschichte voller Arbeit und voller Leiden. Jahrzehntelang hatte man zu ringen gegen liberale Unduldsamkeit und religiöse Verhetzung — unausgesetzt wurden an die treuen Zentrumswähler die höchsten Anforderungen des politischen Verständnisses und der strammsten Parteidisziplin gestellt. Die Wahlbewegung und der Wahlausfall haben denen recht gegeben, welche gleich von vornherein dafür eingetreten sind, daß das Zentrum mit einer eigenen Kandidatur auf den Plan treten und den Wahlkampf mit aller Zähigkeit und aller Noblesse zu Ende führen solle. Und es war gut so. Das Wahlergebnis hat den Beweis geliefert, daß wir von den waschechten Nationalliberalen und ihrer Parteileitung keine Hilfe zu erwarten haben, daß dagegen weite Kreise der bäuerlichen Bevölkerung, die gewöhnlich mit den Nationalliberalen in einen Topf geworfen werden, durch geeignete Aufklärung erkennen, daß sie im Grunde genommen sich von liberalen Phrasen keine Rettung versprechen können.

Die nationalliberale Parteileitung in Berlin hat zur Unterstützung des freisinnigen Kandidaten Korell aufgefordert, ebenso der jungliberale Landesverband. Die hessische Parteileitung schwieg sich völlig aus; auch der nationalliberale Kandidat Becker gab keine öffentliche Parole für Uebel. Die gesamte liberale Presse trat für Korell ein zum Teil unter Beschimpfung des Zentrums. Nur die agrarische Friedberger „Neue Tageszeitung" schrieb: „Nieder mit dem verlogenen Freisinn, auf zur Wahl für den Kandidaten des Zentrums!" Dafür erfährt die bündlerische Zeitung aber auch die schärfste Verurteilung seitens der liberalen Blätter. So war der Zentrumshaß auf der ganzen Linie das Leitmotiv, die Blockidee mußte den Ausschlag geben gegen politische Einsicht. Aber man hatte die Rechnung ohne die Wählerschaft gemacht, die im Aerger von dem „Hannoverischen Kurier" als nicht nationalliberal, sondern als verkappt landbündlerisch bezeichnet wird, die mehr auf Hahn als auf Bassermann hört. Das dürfte zum großen Teil zutreffen.

Die nationalliberale Partei ist veraltet und unbeliebt geworden. Sie ist hochmütig und hat keine dauernde Berührung mehr mit dem Volke, sie fühlt selbst den Boden unter ihren Füßen wanken. Was uns für die ländliche evangelische Wählerschaft im Hessenlande fehlt, ist eine gemäßigte, politisch konservative Partei. Der Handwerkerstand ist unbewußt konservativer geworden. Es kommt nur darauf an, daß eine geschickte Agitation ihm diese Gesinnung zum völligen Bewußtsein und zur politischen Betätigung bringt. Und auch die protestantischen Bauern sind trotz der jahrelangen nationalliberalen Suggestion im Herzen stets konservativ gewesen. Man muß es ihnen nur sagen, daß es bei aller sonstigen Gegnerschaft für religiös ernste Leute einen gemeinsamen Boden gibt, auf dem sich katholische und protestantische Bauern die Hand reichen können gegen den zersetzenden Liberalismus.

Und das ist dieses Mal den protestantischen Bauern gesagt worden. Die Redner der Zentrumspartei brauchten nur in schlichter Weise den liberalen Phrasen die Geschichte und das Programm des Zentrums und seine Erfolge gegenüberzustellen, und die gesunde politische Einsicht hat über den Fanatismus den Sieg davon getragen. Man hat auf die Parteileitung gepfiffen und realpolitischen Erwägungen Gehör geschenkt. Die Waffe der religiösen Verhetzung war stumpf und für diesmal unwirksam.

Als am Abend der Hauptwahl das Resultat aus allen Orten vorlag und es feststand, daß der Freisinn mit dem Zentrum in die Stichwahl komme, erklärte Pfarrer Korell im „Englischen Hof" in Bingen: daß unter keinen Umständen jetzt irgendwie der konfessionelle Kampf entfesselt werde, sondern daß der Waffengang mit dem Zentrum als ein politischer Kampf zu Ende geführt werde. — Diesen Worten entsprachen nicht die Taten. Kein freisinniger Agitator ließ sich auf dem Wahlfelde sehen. Dagegen wurde von jüdisch-freisinniger Seite der Stoff der konfessionellen Hetze draußen in der protestantischen Pfalz unters Volk geworfen in einer Weise, daß jeder anständige Wähler die gemeine, nichtswürdige Hetze aufs tiefste bedauern muß. Ging man doch so weit, daß man in Flonheim zum Spott ein schwarzes Kruzifix durch die Straßen trug! Und Pfarrer Korell? — Er schwieg und schweigt noch heute!!

Mit konfessionellem Hader suchte der Freisinn Pfarrer Korell eine Brücke zum Reichstag zu bauen, und Pfarrer Korell, „der die Herzen der freisinnigen Wähler im Banne hatte", er schwieg, wo Reden für ihn heilige Pflicht gewesen wäre. So bleibt sein Name mit der freisinnigen Stichwahlschlacht vom 26. Februar 1909 unrühmlich für immer eng verbunden, wo alle Parteien mit Ausnahme des Freisinns es ablehnten, in der Wahl ein Kampfmittel zu benützen, das in den Augen aller edeldenkenden Menschen als verwerflich gilt.[1])

So konnte auch das letzte Mittel, zu dem der Freisinn am 25. Februar griff, keine Wirkung erzielen, als er ein mächtiges Inserat in der Zeitung erscheinen ließ, in dem er u. a. schreibt:

„In dem von den hervorragendsten Wortführern der Zentrumspartei herausgegebenen Staatslexikon der Görresgesellschaft wird die Oberhoheit der Kirche über den Staat bis zum Absetzungsrechte der Fürsten durch den Papst gelehrt; es wird weiter gelehrt, daß der Papst das Recht habe, die Untertanen vom Treueide zu entbinden; das Lexikon lehrt, daß die Katholiken dem Syllabus inneren und äußeren Gewissensgehorsam schulden; es bezeichnet die Lehr- und Lernfreiheit zumal auf den Hochschulen als einen Schaden und ein Uebel. Rheinhessen! Da kann euch die Wahl nicht schwer fallen! Wohl trennt uns untereinander manche Auffassung über das Wirtschaftsleben. In den Fragen der geistigen, nationalen und staatsbürgerlichen Freiheit sind wir aber einig. Diese Dinge sind uns von jeher wichtiger erschienen als untergeordnete Fragen wirtschaftlicher Natur." —

Da lachten die rheinhessischen Bauern und dachten daran, wie sie vor lauter freisinnigem Freiheitsschwindel immer mehr in die Knechtschaft dieser goldenen, internationalen Freiheitshelden gerieten, wie man sie seit Jahrzehnten mit inhaltslosen Phrasen betörte. Sie verglichen im Geiste die beiden Kandidaten.

Auf der einen Seite der Liebling der „Frankfurter Zeitung", wie er mit dem Renommierschmiß auf seiner Backe heute Schutzzöllner und morgen Freihändler, heute Blockfreund und morgen Blockgegner, heute für und morgen gegen indirekte Steuern ist, dessen Agitationsmittel aus Quellen fließen, gegen die besonders der Bauersmann nicht mißtrauisch genug sein kann.

Auf der anderen Seite der Kandidat des vielverlästerten Zentrums, der erste Vorsitzende des Hessischen Bauernvereins, dessen Leben und dessen Programm klar vor den Augen der Wähler aufgeschlagen lag, der nicht wie Pfarrer Korell seine Zuhörer selbstgefällig damit unterhielt, was für ein großer Redner er sei und vor wieviel Tausend Zuhörern und in welchen Städten er schon gesprochen habe, sondern der auf seine Taten verweisen

---

[1]) Und was würde dem Redakteur eines antiliberalen Blattes passieren, wenn es — nach dem getreuen Muster eines dem Professoren-Liberalismus sehr nahestehenden „Witzblattes" — den bayerischen Kultusminister im Bilde darstellen wollte, wie er voller Zorn einem übers Knie gelegten liberalen Professor die Kehrseite versohlte. Das würde man mit Recht im höchsten Grade roh und gewöhnlich finden. Aber man könnte zwei liberale Professoren mit Namen nennen, die das Bild in Nr. 9 der „Jugend", wo der Würzburger Volksschullehrer Beyhl mit grimmig hochgeschwungenem Bakulus in der geschilderten Weise den Kultusminister von Wehner züchtigt, „köstlich" und „superb" fanden und zirkulieren ließen

[1]) Bis zu welcher Gluthitze der Konfessionshaß gesteigert wurde, beweist nachstehende, von allen liberalen Blättern in Nord und Süd eifrig kolportierte Meldung der demokratischen „Wormser Volkszeitung" aus Alzey: Zahlreiche Protestanten wollen aus der evangelischen Landeskirche austreten, weil protestantische Geistliche und sogar ein Dekan für den Zentrumskandidaten agitierten.

konnte zum Wohle des Volkes und nicht der goldenen Internationale, der im Gegenteil sein unausgesetzter Kampf gilt, ein Kampf, den Lueger führt und der Oesterreich freimacht, ein Kampf, der über Sein und Nichtsein des Bauern entscheidet — und die rheinhessischen Wähler gingen hin und wählten den Kandidaten des Zentrums.

Deswegen schreibt das „Mainzer Journal" in seiner Siegesbetrachtung ganz richtig: „Freilich hat zum Siege auch die Aufklärungsarbeit beigetragen, die von den Zentrumsrednern in diesen (protestantischen) Gemeinden geleistet wurde, wodurch manches unberechtigte Vorurteil beseitigt wurde". Das Gefühl der bäuerlichen Solidarität ist zum Durchbruch gekommen und hat den Erfolg gezeitigt. Sache der maßgebenden Kreise wird es sein, durch Vertiefung der Aufklärung das so schön begonnene Werk zu einem dauernden zu gestalten dadurch, daß man die Drähte weniger über das Bureau der liberalen Parteileitung führt, als vielmehr von Bauernherz zu Bauernherz zu deren Wohl und zum Segen des Vaterlandes.

Wahlfreiheit.

Zur Frage des Wahlrechtes der Ordensleute.

Von Th. Noldar.

Die Wahlprüfungskommission des preußischen Abgeordnetenhauses hatte die Frage nach dem Wahlrechte der Ordensleute bejaht, „und noch dazu einstimmig", klagte die „Vossische Zeitung". Die Gelegenheit, die alten Ladenhüter an den Mann zu bringen, war zu günstig, als daß man sie nicht in der Presse und selbst im Abgeordnetenhause hätte ergreifen müssen.

Es ist nun bekanntlich ein schwieriges Ding, unsere Kulturkämpfer über Katholisches zu belehren, wie denn z. B. bei der Unfehlbarkeit des Papstes selbst von hohen Abgeordneten gar nicht selten die doch ebenso einfache wie notwendige Beschränkung immer wieder vergessen wurde, die wir schon als Kinder in der Schule nicht ohne die allerernsteste Gefahr hätten fortlassen dürfen. Aber auch bei langsamer Fassungskraft hätte man doch nach so langer Zeit wenigstens zur Weisheit des alten Sokrates kommen können, daß man eben (von katholischen Dingen) nichts weiß. Darum sollte man schon aus Achtung vor den 25 Millionen vaterlandsliebender katholischer Mitbürger sich geeigneten Ortes Rats erholen, bevor man über solche Dinge redet und schreibt, wobei wir aber natürlich nicht gerade an den Grafen Hoensbroech als Ratgeber denken.

Die völlige Unselbständigkeit der Ordensleute in bezug auf ihr äußeres und inneres Leben soll sie unfähig machen, das Wahlrecht zu besitzen. Unfähig machen kann diese Unselbständigkeit aber erst, wenn sie besteht. Da das nun aber nicht der Fall ist, so hätte man Worte und Tinte in großer Menge sparen können. Vielleicht sind die „Vossische Zeitung" und ihre Gesinnungsgenossen auf gleicher Kulturstufe einem Beispiele zugänglicher als theoretischen Erörterungen. Das Beispiel stammt aus der letzten Reichstagswahlzeit.

Wir kennen eine Stadt, in der sowohl die Geistlichkeit als auch die Mitglieder eines dort bestehenden Klosters geteilter Meinung waren über eine Kompromißkandidatur. Die Diskussion war lebhaft, man „bearbeitete" sich gegenseitig, wie bei solchen Gelegenheiten gebildete Leute auf einander einzuwirken suchen. Das Ergebnis war, daß ein Teil der Geistlichkeit und einige Mitglieder des Klosters, auch der Obere, zur Wahl schritten, während andere nicht dazu zu bewegen waren. Dem Oberen ist es gar nicht in den Sinn gekommen, so wird uns versichert, in dieser Frage durch irgend eine Freiheitsbeschränkung seiner Meinung Geltung zu verschaffen. Ein ähnlicher Fall wird uns von einem Bekannten verbürgt. — Gegen Tatsachen sind alle theoretischen Erörterungen machtlos, selbst wenn sie von der „Vossischen Zeitung" und vom sozialdemokratischen Abgeordneten Hoffmann stammen.

Die Gefahr für die Wahlfreiheit des Klerus und der Ordensleute liegt auf ganz anderer Seite, eben da, wo man im Namen dieser Freiheit oder gar der Würde des Wahlaktes zu reden vorgibt; ganz nach alter Gewohnheit, die durch den ständigen Gebrauch der Phrase längst die Gerechtigkeit gegen Andersdenkende und selbst die Fähigkeit, klar zu sehen, ertötet hat. Man wird uns ja wohl nicht abstreiten, daß der Klerus und die Ordensleute zum weitaus größten Teile Zentrum oder nach der Zentrumsparole wählen. Wer sich oder seinen Stand einmal ein Jahrzehnt lang unter den aller Freiheit und Menschenwürde hohnsprechenden Maigesetzen gesehen hat; wer einmal ein Jahrzehnt lang das natürlich auch im Namen der „Freiheit" ihm gereichte harte Brot der Verbannung genossen hat, der sehnt sich nicht darnach zurück. Priester und Ordensleute müßten doch wirklich polizeiwidrig kurzsichtig sein, wenn sie nicht zum größten Teile mit dem allerhöchsten Interesse und dem größten Verlangen nach dem Erfolge dem Zentrum ihre Stimme gäben, zumal man ja, wie auch eben wieder bei dieser Hetze, sie immer wieder auf das hinweist, was ihnen andernfalls von den ritterlichen Freiheitskämpen bevorstände. Sind doch die Ordensleute sogar nach der „Vossischen Zeitung" „fremde Truppenkörper in den Ländern, wo sie existieren"; und ihre Mitglieder „sind in keiner Weise, auch wenn sie Einheimische des betreffenden Landes sind, wirkliche Bürger dieses Landes". Mag man nun über diese Konstatierung der Zentrumszugehörigkeit der Priester und Ordensleute sich ärgern oder nicht: sicher ist, daß ihr Gang zur Wahlurne ihrer eigensten und innersten Ueberzeugung entspricht, aus dem allerfreiesten und selbständigsten Entschlusse stammt. Daß nun aber ein solcher freier Entschluß, Zentrum zu wählen, von den Oberen behindert werden könnte, hat man doch wohl nicht sagen und beklagen wollen?

Nun wohl, jetzt kommt man und will diese freie Wahlbetätigung im Namen der Freiheit unterdrücken! Warum? Vorgeblich wegen der lediglich behaupteten Unfreiheit der wenigen, die vielleicht anders wählen wollen, eine Unfreiheit, die nur im Kopfe, besser im Willen der Ritter von der wahren Freiheit existiert.

Wem fällt da nicht der Beamtenstand ein, der ein viel längeres Stückchen zu erzählen weiß von seinem dem Staate zu leistenden Gehorsam und dessen Kollision mit den ihm gewährleisteten bürgerlichen Rechten? Unsere Liberalen brauchen doch nur die alten Jahrgänge ihrer Zeitungen nachzuschlagen, so werden sie selbst gestehen, daß eine so große Wahlfreiheit, wie Klerus und Ordensleute sie genießen, dort schwerlich zu finden ist. Wie wär's nun, wenn man mit dem bißchen Konsequenz, das hoffentlich noch übrig ist, den Antrag stellte, allen Beamten das Wahlrecht zu entziehen, da eine völlige Freiheit sämtlicher Beamten doch nicht aufkommen könne?

Der Gedanke an die Stimmenabgabe im Sinne des Zentrums aus allerfreiester Entschließung vonseiten des weitaus größten Teiles der fraglichen Personen liegt so nahe, daß wir es selbst bei der „Vossischen Zeitung" unbegreiflich finden, wie ihr das entgehen konnte. Oder sollte man vielleicht eben daran sogar zu viel gedacht haben? Aber nein, Prinzip, nichts als Prinzip! Während des letzten Reichstagswahlkampfes brachte ein Witzblatt folgendes Doppelbild. Auf der ersten Darstellung sprach ein bayerischer Bischof vom Fenster aus: „Kein guter Katholik darf einen Sozialdemokraten wählen!" Das war doch gewiß „Beeinträchtigung der Wahlfreiheit"; aber trotzdem spendete die unter dem Fenster stehende liberale Zuhörerschaft begeisterte Zustimmung. Auf dem folgenden Bilde fügte der Bischof hinzu: „aber auch keinen Liberalen". Da freilich warf ihm dieselbe liberale Gesellschaft die Fenster ein.

In der ganzen Angelegenheit fehlten aber wirklich noch der Zehn-Gebote-Hoffmann und der unvermeidliche Graf Hoensbroech, um alles in die rechte Beleuchtung zu rücken. Graf Hoensbroech fährt nun gleich mit „weit über 100 Briefen römisch-katholischer Geistlicher" auf. Auch ein recht merkwürdiger Generalvikar einer nichtdeutschen Diözese muß mit den Zuständen seines Himmelsstriches Material liefern für das Wahlrecht preußischer Lande. „Qualifikation Nebensache!" Der Mann bricht nur deshalb seine „Fesseln" nicht (was man ja im Munde des Grafen nicht mißverstehen kann), er heuchelt nur deshalb als Generalvikar seinem Bischof von Tag zu Tag Ergebung, weil er sonst dem Hunger und dem Elende preisgegeben wäre, was man im Hinblick auf frühere Vorgänge doch wohl nicht allzu wörtlich zu nehmen braucht. — Es mögen wirklich Einzelfälle vorgekommen sein, wo die Behörde im Unrecht war oder wo man wenigstens geteilter Meinung sein kann. Aber das kommt noch nicht in Vergleich mit den Beeinflussungen der Beamtenschaft; jedenfalls wird kein billig denkender Mensch wegen eines Einzelfalles einen ganzen Stand treffen wollen. Daß weit über 100 ehrbare römisch-

katholische Geistliche selbst mit **berechtigter** Klage sich an den Grafen Hoensbroech gewandt haben sollten, werden wir erst glauben, wenn wir die Briefe gelesen haben.

Zum Schluß noch ein doppelter guter Rat. Zunächst bestehen bezüglich der Ordensleute noch manche lästige Vorschriften, die sie mit **Gefangenen** gemein haben. Da nun die Gefangenen kein Wahlrecht besitzen, so findet sich vielleicht jemand, der mit „unerbittlicher" Logik daraus deduziert, daß die Ordensleute schon bisher überhaupt kein Wahlrecht besaßen.

Dann ferner: In Italien ist noch etwas zu holen. Ließe sich nicht aus den dortigen Zuständen, aus dem „non expedit" dartun, daß überhaupt **alle Katholiken** nicht die nötige Freiheit zum Wahlgeschäfte genießen? Auf diese Weise wäre ja das ganze Zentrum mit einem Male mausetot geschlagen, was doch sonst selbst dem Liberalismus und der Deutschen Vereinigung immerhin noch einige Jahre Arbeit machen könnte. — In Italien weist allerdings heute die liberale und selbst die freimaurerische Presse auf das „non expedit" hin, weil man's gerade augenblicklich so nützlicher findet. Aber das nur nebenbei; das sind eben „**Prinzipien**", und so etwas ändert sich halt.

Wir gesetzmäßig gleichberechtigten Katholiken müssen uns doch wirklich viel bieten lassen!

Ein vernichtendes Urteil über den Betrieb des Münchener Intimen Theaters.

Aus der Entscheidung zweiter Instanz über die Konzessionsentziehung.

In Nr. 10 der „Allgemeinen Rundschau" (vom 6. März, S. 155 ff.) wurde die **zweitinstanzliche Entscheidung** in der Frage der **Konzessionsentziehung** bereits erwähnt.[1] Die Kgl. Polizeidirektion München hatte durch Beschluß vom 27. Januar die dem Unternehmer des Intimen Theaters (Hunkele, genannt Vallé) am 20. Februar 1908 erteilte Erlaubnis zu gewerbsmäßiger öffentlicher Veranstaltung von musikalischen und deklamatorischen Vorträgen sowie von Einaktern zurückgenommen. Die gegen diesen Beschluß erhobene Beschwerde wurde vom zweiten verwaltungsrechtlichen Senat der Kgl. Regierung von Oberbayern, Kammer des Innern, in der öffentlichen Verhandlung am 27. Februar verworfen.

Nach § 33a Abs. III Gew.-O. kann die Erlaubnis zu gewerbsmäßigen Veranstaltungen der in Frage stehenden Art zurückgenommen werden, wenn gegen den Unternehmer Tatsachen vorliegen, welche die Annahme rechtfertigen, daß die beabsichtigten Veranstaltungen den Gesetzen oder guten Sitten zuwiderlaufen. Die Kgl. Polizeidirektion München folgert in dem angefochtenen Beschlusse das Vorliegen solcher Tatsachen aus der **bedenklichen Qualität der von dem Unternehmer in großer Zahl zur Zensur eingereichten Texte von Couplets und Einaktern**, weiter aber auch aus der Erfahrung, daß der Unternehmer **durch vielfache Abwesenheit sich der Verpflichtung sorgfältiger Beaufsichtigung** des ihm anvertrauten Betriebes ungeachtet aller Beanstandungen zu entziehen pflegt. Diese Beobachtungen, im **Zusammenhalt** mit in dem **Beleidigungsprozeß Hunkele und Wagner gegen Dr. Kausen erfolgten richterlichen Feststellungen, wonach die zensurpolizeilich genehmigten Gedichte, Lieder und Stücke häufig in ganz indezenter Weise zur Darstellung gelangen**, rechtfertigen nach der Auffassung der Kgl. Polizeidirektion die Annahme, daß die von Hunkele in seinem Kabarett gebotenen Veranstaltungen dem Gesetz und den guten Sitten zuwiderlaufen und ließen, wie es in dem Beschlusse weiter heißt, ersehen, daß der Konzessionsinhaber weder in der Lage, noch ernstlich gewillt sei, das von ihm geleitete Unternehmen in geordneten Bahnen zu halten.

Gegen diese rein sachlichen und objektiven Ausführungen der Behörde erhebt die Beschwerde des Unternehmers u. a. den Vorwurf, „das **Vorgehen der Polizei** sei lediglich die **Folge einer einseitigen engherzigen Agitation, welche im vollkommenen Widerspruch mit der Anschauung des urteilsfähigen, großstädtischen Publikums und der Presse stehe**". Dieser Vorwurf findet die denkbar wirkungsvollste Widerlegung durch die „**Gemeinsame Vorstellung**", welche — von protestantischer und liberaler Seite angeregt — **mit vielen hundert Unterschriften aus allen Ständen, Parteien und Konfessionen** (vorwiegend Herren und Damen der besten Gesellschaft, darunter auch Offiziere) an das **Polizeipräsidium** gerichtet wurde, um ein nachdrückliches und ausdauerndes Einschreiten gegen derartige Brettlbühnen herbeizuführen.

Der erkennende Senat erachtete die Beschwerde in sachlicher Hinsicht als unbegründet. „Welcher Art die Tatsachen im Sinne des § 33a Abs. III Gew.-O. sein müssen, ist im Gesetz nicht ausgesprochen. Hierüber ist das Ermessen der Behörde entscheidend. Nach ständiger Rechtsprechung ist dieses Ermessen nicht an das Vorliegen einzelner bestimmter Handlungen oder Vorkommnisse, wie Bestrafungen und dergleichen, gebunden, es können vielmehr tatsächliche Umstände und Verhältnisse aller Art, auch Unterlassungen, Handlungen des Stellvertreters, in Betracht gezogen werden. **Notwendig** ist, daß solche tatsächliche Umstände die Annahme rechtfertigen, daß die Veranstaltungen den Gesetzen oder den guten Sitten zuwiderlaufen. Wenn nun die Kgl. Polizeidirektion zu dieser Ueberzeugung kommt, weil sie bei Ausübung der Zensur die Erfahrung gemacht hat, daß **die Leitung des Unternehmens immer wieder den Versuch macht, Erzeugnisse bedenklicher Art zur Aufführung zu bringen**, so befindet sie sich hierzu rechtlich und sachlich im Einklang mit dem Willen des Gesetzes. Die Prüfung der einschlägigen Verhandlungen läßt ersehen, daß **die von der Spielleitung eingereichten Couplets, Einakter usw. in ihrer großen Mehrzahl einen grobsinnlichen Inhalt haben und daß in denselben immer wieder die Absicht hervortritt, in einer gegen die guten Sitten verstoßenden Art sexuell zu reizen.** Mag auch die Beurteilung dieser Dinge im allgemeinen eine verschiedene sein, so besteht jedenfalls für den Regierungssenat keine Veranlassung, der Kgl. Polizeidirektion entgegenzutreten, wenn sie die **Anschauung derjenigen teilt**, welche in solchen Vorführungen einen **Verstoß gegen die guten Sitten und eine Gefahr für die Allgemeinheit, nicht aber einen unentbehrlichen Bestand großstädtischer Unterhaltung** erblicken. Wohl hat die Zensur die Macht und auch die Pflicht, das Angebotene auf die zulässigen Grenzen zurückzuführen; dies verhindert aber nicht den Schluß, daß derjenige, welcher **immer wieder versucht, Ungeeignetes vorzuführen**, die nötige Zuverlässigkeit nicht besitzt. Der Beschwerdeführer hätte die jetzt eingetretene Folge vermeiden können, wenn er den **zahlreichen Beanstandungen und mehrfachen Warnungen der Polizei** Beachtung geschenkt hätte. Daß dies aber überhaupt nicht in seiner Absicht liegt, schließt die Vorinstanz mit Recht auch aus dem Umstande, daß er sich um die Leitung des hiesigen Unternehmens persönlich sehr häufig nicht gekümmert hat; denn wenn ihm auch die Befugnis, sich in vorübergehenden Verhinderungsfällen vertreten zu lassen, nicht abzusprechen ist, so darf dies doch nicht dahin führen, daß das Kabarett die meiste Zeit sich selbst überlassen und eine geeignete Persönlichkeit, welche mit Festigkeit und Verständnis für die Einhaltung der gebotenen Grenzen sorgen würde und an welche sich die Polizei mit Vertrauen auf ihre Zuverlässigkeit halten könnte, nicht vorhanden ist.

Zuzugeben ist dem Beschwerdeführer, daß das Urteil des Strafrichters in dem Beleidigungsprozeß (gegen Dr. Kausen) als solches bei noch nicht eingetretener Rechtskraft dem Beschlusse nicht zur Grundlage dienen kann, wie dies ja auch tatsächlich nicht geschehen ist. Immerhin aber steht nichts entgegen, die **vor dem Gericht auf Eid erfolgten zeugschaftlichen Aussagen** über gemachte Beobachtungen, welchen insbesondere zu entnehmen ist, daß die **verfänglichen Pointen** in den Darbietungen durch die Art des Vortrags **nicht etwa gemildert**, sondern **durch Mimik und Gesten besonders hervorgehoben zu werden pflegen**, als **Beweismittel zu würdigen**. Diese eidlichen Aussagen im Zusammenhalt mit den übrigen aktenmäßigen Feststellungen begründen auch bei dem Regierungssenate die Ueberzeugung, daß die Veranstaltungen des Joseph Hunkele **den guten Sitten zuwiderlaufen**.

Aus diesen Gesichtspunkten erachtet der Senat die ausgesprochene Konzessionsentziehung als rechtlich und sachlich gerechtfertigt."

Der Senat hat deshalb die Beschwerde als unbegründet verworfen, ohne daß, wie ausdrücklich hinzugefügt wird, auf die Anträge der Beschwerde, wonach **Sachverständigengutachten** zu erheben und eine **Separatvorstellung** zu veranstalten sei, einzugehen wäre. „**Es kann sich bei den in Rede stehenden Darbietungen um die Frage künstlerischen Wertes überhaupt nicht handeln** und **über die Frage des Verstoßes gegen Gesetz und gute Sitten ist eine Aeußerung Sachverständiger nicht erforderlich.** Hinsichtlich einer **Separatvorstellung** aber ist von vornherein nicht zu bezweifeln, daß es der **Spielleitung** und den **Darstellern an und für sich möglich ist, zum bestimmten Zwecke eine nach Inhalt und Form einwandfreie Vorstellung zu bringen**."

[1] Die sozialdemokratische „Münchener Post" (Nr. 50 vom 3. März), welche gegen das Vorgehen der Polizei in der schärfsten Form polemisiert und u. a. behauptet, das sittliche Empfinden sei der Polizei jetzt erst von Dr. Kausen suggeriert worden, wirft nichtsdestoweniger die interessante Frage auf: „Etwas anderes ist es freilich, ob Herr **Hunkele Vallé** gerade die richtige Person für die Leitung eines Theaterunternehmens ist, und ob man ihm aus diesem Grunde die Konzession nicht hätte von vornherein überhaupt versagen sollen."



Das Löwenwappen.

Zum Geburtstage des 88jährigen Prinz-Regenten Luitpold von Bayern. 12. März 1909.

Schon hatte siegreich bis zum Isterstrande
Den Römeradler Mark Aurel getragen —
Da ward am Markstein der Germanenlande
Dem stolzen Siegeszug ein Ziel geschlagen.

Den Heerbann bot man auf dem Land zum Schutze,
Das Urhorn rief die kampfbewährten Scharen
Zur Stromeswacht, dem welschen Feind zum Trutze
Die freien Gaue frei sich zu bewahren.

Ob auch der Römer Kriegstrompeten schmettern:
Die Markomannen kennen kein Entweichen!
Ob Legionen auch den Strand erklettern:
Die Donau trägt sie fort als blut'ge Leichen!

„Es zürnt uns Mars!" — Der Priester schürt die Brände,
Wirft in die Flammen zauberreiche Reiser — —
Ein letzter Spruch — das Opfer ist zu Ende —
Und sein Orakel bringt er vor den Kaiser:

„Die Zukunft künd ich aus der Glut Verglimmen:
Läßt du die Löwen, die bei deinen Kriegen
Du mit dir führest, durch den Ister schwimmen,
So wird das stärkste Volk der Erde siegen."

Kaum graut der nächste Tag — am Feindesstrande
Erlöschen schon die letzten Lagerfeuer —,
Da löst den Löwen man die Eisenbande
Und wirft ins Wogenbett die Ungeheuer.

Ihr Kampfgebrüll dröhnt aus dem Donautale
Und weckt die Schläfer in der fernsten Runde.
Die Antwort künden deutsche Schlachtsignale:
„Ha — schlagt sie tot — die fremden ‚gelben Hunde'!"

Die Markomannen greifen zu den Keulen —
Und eh' die Löwen sich zum Sprunge ducken,
Verrät den Römern schon ein heiseres Heulen
Der Wüstenkönige letztes Todeszucken.

Entsetzen faßt des Imperators Krieger,
Als sie der Löwen Todeslied vernommen. — —
Doch neuer Schreck! — Man sieht die deutschen Sieger
Auf Floß und Fähre durch die Donau kommen.

Heiß war der Kampf! — Die Römer mußten weichen,
Nur wenige dem deutschen Schwert entrannen. —
Man zählte zwanzigtausend Römerleichen. — —
Das war die Löwenschlacht der Markomannen.

Drum führten sie fortan in Schild und Fahnen
Zwei Löwen ehrenvoll. — Und als nach Jahren
Die Helden starben, erbten von den Ahnen
Den Wappenschild die edlen Bajuwaren.

Der Enkel ehrt der Väter Heldentugend.
Noch heut lebt Löwenmut im Volk der Bayern,
Und deutsche Treue schwört des Volkes Jugend
Dem Löwenwappen und dem Sproß der Scheyern!

Ludwig Nüdling.

Ein Norddeutscher über München.[1)]

Von Heinrich Osel, Landtagsabgeordneter, München.

Es gibt Stammesunterschiede, eine Mainlinie geistiger Art, mag man noch so sehr dieses Wort schmähen und den, der es gebraucht. Hätte ich daran gezweifelt, „Die Grenzboten" hätten mich bekehrt. Denn obwohl „eine Pflicht der Dankbarkeit für glückliche, in der Isarstadt verbrachte Jahre" einem redlichen Manne in ihnen die Feder führte, sie hat ihn nicht davor bewahrt, ein schiefes Urteil über München und die Münchener abzugeben. Er hat übersehen, daß gerade die Imponderabilien des geistigen und religiösen Lebens miterlebt, nicht bloß beobachtet werden müssen, daß hier besonders Bodenständigkeit dazu gehört, um einem Volksteil gerecht werden zu können. Aber noch eins: die spitze Feder des Norddeutschen, seine Kritisierlust mit dem bekannten Einschlag sehr hoher Schätzung der eigenen Heimat kann sich auch nicht verleugnen. Der Süddeutsche im allgemeinen lebt sich eher in das Gefühl des Norddeutschen hinein und urteilt vielleicht deshalb richtiger als der Bruder oben, dessen oft überlaut ausgedrückte Begeisterung für Bayern doch immer bald einer rein verstandesmäßigen Kritik mit eben norddeutscher Auffassung Platz macht, die an Einzelheiten hängt. Ich habe das als Mitglied des Reichstags in Berlin des öfteren persönlich erlebt.

„Die Grenzboten" brachten in Nr. 25 und 27 vom 18. Juni bezw. 2. Juli 1908 unter „Sozialpsychologische Eindrücke aus deutschen Großstädten" auch eine Studie über München von Karl Dieterich. Im ganzen genommen hat er mit warmem Herzen gesehen und ist in vielem weitaus ehrlicher, gerechter als der „Münchener" J. Ruederer, der den Modernen, den Uebermenschen mit all seiner Ueberhebung und Oberflächlichkeit darstellt und mit schillernder geistreichelnder Phrase aus seinem Milieu heraus eine Farce als „München" gegeben hat (1907). Immerhin hätte Dieterich als Norddeutscher und Protestant in einer Zeitschrift wie „Die Grenzboten" sich erst recht bemühen sollen, jede Einseitigkeit zu meiden, hätte er sich Rechenschaft davon geben müssen, daß seine Abstammung und Erziehung es ihm besonders schwer macht, München, das von ihm besonders betonte katholische München „voraussetzungslos" zu würdigen.

Er kommt von der „protestantischen Bürger- und Kaufmannsstadt Leipzig in die katholische Bauern- und Königsstadt München". Der stolze „Leipziger Rathausturm als Sinnbild des trotzigen Bürgertums" und im Gegensatz dazu „das dickköpfige, untersetzte Zwillingspaar der Frauentürme, ein Sinnbild der Vereinigung kirchlicher Macht und bäuerlich urwüchsiger Kraft". Und in den Frauentürmen sieht er „den Katholizismus als echte Bauernreligion verkörpert", wie der Münchener „das in die Stadt verpflanzte verbürgerte Bauerntum" ist. Kennt der Verfasser den oberbayerischen Bauern? Was gibt ihm die Unterlage für seine Beurteilung des Müncheners? Weil der Münchener wie der Bauer „Grüß Gott" sagt, weil es in München wie am Land Leute gibt, die das „Brotmesser hinten in der Hosentasche, in einer Scheide steckend, wie einen Hirschfänger" tragen; weil auch in der Stadt noch von einzelnen Männern im Hofbräuhaus eine Pfeife geraucht wird, weil Stadt und Land „oberbayerisch" spricht, weil der Münchener die Kalbshaxe, das gedünstete Herz, saure Nieren, Leber, Sauerkraut und — Dampfnudeln ißt, deshalb ist er der Bauer. Daß er statt des saueren den süßen, bei uns „deutschen" Senf geheißen, bevorzugt, daß er keinen süßen Kuchen und do. Fleischspeisen mag, am Brot lieber Anis statt Kümmel (?) hat und die Butter (der Butter sagt der Münchener) ohne Salz ißt (?), wird ihm wenigstens nicht weiter zum Schaden ausgelegt. Ich meine, es ist nicht sehr schmeichelhaft, daß der Deutsche Dieterich hier auf demselben Niveau steht wie der Franzose Jules Huret, der im „Figaro" ganz im Stil eines fidelen „Bierreisenden" aus einem rotnasigen Fiaker „den Münchener" macht, den Münchener, der in „Biertrinken, Wurstessen und Rauchen" aufgeht, einen „Knicker" trägt und „wenigstens in den Volkskreisen die Schlichtheit ländlicher Sitten fast völlig bewahrt". Die Kritiker Münchens finden es ja schließlich mit einem Einschlag von Mitleid für gemütlich, dieses „Bauerntum". Doch zeigt sich hier ungewollt die dem Bayern und besonders dem Altbayern wenig geläufige Ueberhebung des Städters gegen das Land, ebenso aber beweist der Verfasser, daß er den ländlichen Dialekt in Oberbayern nicht kennt, wenn er „Münchnerisch" ohne weiteres dem bäuerlichen Idiom gleichstellt. Der städtische Dialekt des Mittelstandes — und von dem spricht Dieterich nach seiner eigenen Meinung — ist dem Schriftdeutsch denn doch viel näher, nicht nur in der Aussprache, sondern ganz besonders in der Wortbildung und Wortbedeutung, als das ländliche Idiom. Gemeinsam ist eine gewisse Breite und das tiefe a, so gern von norddeutschen Schriftstellern als „oa" gekennzeichnet, aber falsch. Man könnte es wohl besser mit å geben. Sollte eine solche sprachliche Aehnlichkeit, eine gewisse, keineswegs sehr umfangreiche Gleichheit im Sichgeben und — Essen zwischen Stadt und Land bei der Homogenität des

1) Der Artikel mußte wegen chronischen Raummangels in der Redaktionsmappe länger schlummern, als es dem Herausgeber selbst lieb war.

bayerischen Stammes nicht selbstverständlich sein? Ein wesentlicher Unterschied zwischen Stadt und Land liegt übrigens in dem Verhalten ihrer Bewohner gegen die „Fremden". So leicht der Münchener sich zu einer Unterhaltung mit dem Fremden versteht und dabei meist rasch aus sich herausgeht, so zugeknöpft ist der oberbayerische Bauer, den man ja nicht mit dem in der Sommerfrische „modernisierten" vergleichen darf, mit dem die Gäste gewöhnlich in Berührung kommen. Diese „Gebirgler" haben sich zu Rechenkünstlern herausgebildet und das „Reden nach dem Gesicht" gelernt. Man hat ihnen übrigens wie den Münchenern z. B. gerade seitens begeisterter norddeutscher Reisender so oft vorgesagt, wie billig es (früher einmal gewesen) sei, bis die wackeren Bauern es natürlich glaubten und sich auf das „große Einmaleins" besannen. Die „Kultur" kultiviert. Soll auch anderwärts vorkommen! Jedoch: in München „hat die feinere Geisteskultur die derbe Volkskultur weder so stark paralysiert wie in Berlin, noch so stark assimiliert wie in Leipzig". Na, ich habe im längeren Aufenthalt z. B. wohl wahrgenommen, daß man auch in Berlin lustig, oft recht überlaut sein kann; im übrigen ist der Berliner Mittelstand zwar zungenequilibristisch spitziger als der Münchener, in den „Kulturfragen" aber auch der gleiche „Philister" wie der Münchener. Man muß nur nichts „hineininterpretieren" wollen in die Leute und aus gelegentlichen Erlebnissen „Volkscharakterschilderungen" machen. In Berlin begegnete es mir, daß am Lützowufer der Wind mit meinem Hut Ball spielte und ihn schließlich just gegen einen die Brücke überschreitenden Trambahnwagen trieb. Und siehe, die Tram hält, ein gut gekleideter junger Mann springt ab, hebt den Hut auf und gibt ihn mir. Im nächsten Augenblick ist Wagen und Mann fort, ohne daß ich Zeit zum Danken hatte. Dagegen habe ich in München es wohl erlebt, daß in ähnlicher Lage es keinem einfiel, dem verlassenen Huteigentümer zu helfen, wohl aber mit schadenfrohem Lachen gesprochen die Worte gehört: „Sie, den ham's g'sehgn, der is hin!" der Hut nämlich. Das wären am Ende auch Gelegenheiten, den „Berliner" zu gut, den „Münchener" zu schlecht einzuschätzen; aber es handelt sich schließlich doch nur um einen erfreulichen und einen unerfreulichen Einzelfall.

Die „bürgerliche Kultur" ist besonders in den deutschen Großstädten wohl kaum sehr verschieden. Wohl aber z. B. der Geschäftssinn. Daran läßt es der Münchener fehlen. „Der echte Münchener ist in die moderne Industriekultur noch viel zu wenig hineingewachsen", so drückt sich Dieterich aus. Es geht hier bei uns wirklich oft noch zu gemütlich zu. Nicht dem hastigen, nur Gewinn suchenden Treiben möchte ich dabei das Wort reden. Mein Ideal ist auch die „Trambahn als Lesekabinett" nicht. Nebenbei bemerkt, glaube ich, daß z. B. die Berliner so viel in der Trambahn lesen, weil ihre Zeitungen viel zu viel Papier haben. Man braucht zu lange, um das Viele zu lesen, das ebenso rasch vergessen, nicht verstanden oder schließlich gar nicht lesenswert ist, also benützt man jede freie Zeit zum Lesen. Abneigung gegen den Erwerbskoller hindert aber nicht, es einfach unverfroren zu finden, was z. B. einem bayerischen aristokratischen Minister im Münchener Hutladen passierte. Er tritt ein. Drei Ladnerinnen d. h. „Ladenfräulein". Eine liest, eine strickt, die dritte — schaut, aber nicht auf den Kunden. Der räuspert sich und bittet schließlich um einen schwarzen Hut. (Er hatte Trauer.) Die Ladnerin bringt einen — braunen. „Er" bemerkt, daß er einen schwarzen meinte. Sie: „Der Herr scheinen auch die Mode nicht zu kennen". Er: geht — ohne Hut. — So kommt es allerdings, daß bald die meisten größeren Münchener Geschäfte ebenso in Händen von Norddeutschen sind wie die — Universitätsprofessuren. Dieterich hat da recht. Solche partikulare Eigentümlichkeit könnten wir entbehren. Meine engeren Landsleute sollten hier auch Herrn Huret etwas zu Rate ziehen, der, wenn auch in der Form eines „französischen Windhundes", mit vielen haarsträubenden Uebertreibungen davon spricht, welche Blüten die Langsamkeit mancher Geschäftsleute zeitigt. Beide Bemerkungen wie „die Leute aus dem Volke sind fette Lazzaroni, die Bier trinken. Sie empfinden Abscheu vor jeder Arbeit, jeder raschen Bewegung . . .", oder „die russischen Mushiks sind kleine Tölpel neben diesen eingeschlafenen Ochsen" erschöpfen den Kern seiner Ausführungen nicht. Doch wieder zu Dieterich. Warum sich über unser „bayerisch-blau", über „Nationaltheater", „Nationalmuseum", über den „Gymnasiallehrer" an Stelle des nordischen „Lehrer", über den „Professor" an Stelle des „Oberlehrer" mokieren? Sollen wir Bayern nur deshalb, weil glücklich auf 1866 ein 1870 folgte, uns umkrempeln? Das Maß der Kultur kann wohl nicht nach der Fixigkeit bemessen werden, mit dem sich Bayern auch in diesen Dingen „dem Verfahren in anderen Bundesstaaten" anschließt. Hellblau ist nun einmal schon längst „bayerisch-blau", und unsere Bezeichnungen öffentlicher Einrichtungen sind auch erklecklich älter als unser Deutsches Reich, und wenn es wirklich wahr wäre, daß „der Mann aus dem Volke noch heute von Deutschland mit seiner preußischen Spitze wenig wissen will", so müßten die Kritiker sich die Schuld beimessen, denen bei uns so viel nicht paßt oder doch „eigentümlich" (mit gerümpfter Nase zu denken) vorkommt, was von den eigenen Gewohnheiten und Einrichtungen, die natürlich stets besser sind, abweicht. Wer aber behauptet, daß in München Minestra für eine Suppe, Anguilotti für Aal in Gelee gebraucht werde, dem mag es passieren, dort ausgelacht zu werden, und wer gar deswegen uns „italienische Beeinflussung" andichtet, dem mag es gehen wie dem norddeutschen Gymnasiasten in einem Histörchen der „Münch. Neuesten Nachrichten", der Spezi, Kare usw. (sog. Stoatrager = Steinträgerausdrücke) von species und caro ableitet. Der Reiche ißt wohl Aal in Gelee — der ist gesulzt —, der „Anguilotti" aber ist ein in Essig gelegter, gebratener Aal für den „Mittelstand".

Dazwischen hinein ein Wort über „Katholizismus als Bauernreligion" und „Religionsunterricht". Geheimnis ist es keines, daß wir auf der Erde 266 Millionen Katholiken gegen 167 Millionen Protestanten zählen, eine Ziffer, die an sich schon ein bißchen zur Vorsicht mahnen sollte. Auch ohne diese Zahlen zu kennen, dürfte man sich eines so beleidigenden Urteils gegenüber Andersgläubigen (Katholik ist doch Dieterich nicht) enthalten. So blind kann übrigens der größte Katholikenhasser nicht sein, um nicht zu sehen und zu wissen, daß Männer von hervorragendster Bedeutung auf allen Gebieten der Wissenschaft und der Kunst, diesen Edelreisern der Kultur, fromme Katholiken waren. Waren sie Bauern, ihre Religion Bauernreligion? Was soll überhaupt mit dem wegwerfenden Doppelwort gesagt sein? Es ist wieder ein — schließlich gar nicht gefühltes — Sichüberheben des sog. Gebildeten über den Bauern, das so abstoßend auf jeden wirkt, der den Bauernstand wirklich kennt. Diese städtischen Herren der Schöpfung täuschen sich über die Fähigkeit und Bildung der Bauern, von dem Wert dieses Standes für ein Volk ganz abgesehen. Herr Dieterich kennt den Katholizismus nicht, aber er urteilt darüber. Vielleicht hat es ihm der katholische „Autoritätsglaube" angetan. Auch der gläubige Protestant hat ihn. Aber noch mehr kultivieren ihn alle jene, die unbesehen auf alle Hypothesen der Gelehrten schwören, die orthodoxen Modernisten und alle, denen z. B. auch Haeckel ein Prophet ist, obwohl ein Hartmann, ein Paulsen und die angesehensten Naturwissenschaftler, wie Chwolson, über den „Märchenerzähler" längst den Stab gebrochen haben. Im übrigen: Im Glauben sind Fürst und Bauer, Gelehrter und Arbeiter als Katholiken einig. — Nicht nur dem Katholiken, auch dem positiven Protestanten wird der Satz: „Leider hat aber noch jetzt in einem so hochentwickelten Schulwesen, wie dem Münchener, der Klerus den ganzen Religionsunterricht in Händen" eigentümlich vorkommen. Für den Gläubigen ist es einfach selbstverständlich, daß so weit als möglich der Theologe den Religionsunterricht erteilt. Dabei ist dessen Vermittlung, nebenbei bemerkt, in großem Umfang dem Münchener Lehrer übertragen. Dieterich beweist auch durch diesen Satz so recht, wie wenig er bei allem Wohlwollen für München dazu berufen ist, speziell die religiöse Seite eines Volksteiles objektiv zu beurteilen, wenn er auch von seinem Standpunkt aus „sehr objektiv" es verurteilt, daß Bayern und Preußen von der Feuerbestattung noch so wenig wissen wollen. In protestantischen Landen mag wohl natürlich „in der Trambahn der Mönch in der Kutte" „anachronistisch" wirken, aber, wenn der Fremde das in München so empfindet, vergißt er, daß dort die große Mehrzahl der Einwohner eben katholisch ist, die den Mönch ganz in der Ordnung findet. Schließlich gewöhnen sich sogar die „fremden" Studenten an ihn, denn er bevölkert in zahlreichen Exemplaren die Universität, ist oft unbändig gelehrt und geht schließlich — nach Deutsch-Afrika als Missionär, oder nach Babylon als Bibelforscher usw. Wo würde übrigens Dieterich diese gelehrten Mönche einreihen? In die Leute „mit" oder „ohne Kultur"?.

In Kultur und Kunst gibt der genannte Verfasser nun zwar nicht so sehr München, aber dem Münchener eine schlechte Zensur. Die Kritik eines von ihm geschilderten Durchschnittsmücheners würde für ihn selbst wohl lauten: „Sie, da san's ausg'rutscht." — Eine Ober-, Mittel- und Unterschicht findet sich allerorten. Ihre Grenzen sind lose, aber in erster Linie durch schnödes Gold bestimmt. Je größer die Stadt, desto größer ist die Zahl der Gebildeten gerade in der Mittelschicht, der eben das Bürgertum angehört. Und so ist's auch der Fall in dem Lande „ultra montes", wie Dieterich Bayern bezeichnet. Wir lassen uns übrigens auch in Bayern nur als Gläubige, als Katholiken unsere Richtung ultra montes geben, rein politisch und wirtschaftlich würden wir eine Einwirkung von Rom ebenso ablehnen wie einst Windthorst, als man von Berlin aus Rom um einen Druck auf das Zentrum in politischen Dingen anging; denn gerade das bayerische Volk hat eine recht ausgeprägte demokratische Selbständigkeit. Gevatter Schuster und Schneider, überhaupt der ehrsame, gewerbliche Mittelstand ist auch in München, wie in Berlin und Leipzig, eben Erwerbsstand und hat nicht die Zeit und ebensowenig die besondere Lust, sehr viel in Bildung zu machen. In München ist dieser Teil des Mittelstandes nun wohl verhältnismäßig noch zahlreicher als in anderen großen Städten. Im übrigen aber hat der ganze Mittelstand, ja wohl das ganze München eine Zeit gehabt, wo auch die Kunst ihnen nahe stand, viel näher als in den letzten drei Dezennien. „Kunststadt! Was sollte ich mir auch anderes darunter vorstellen als eine Stadt, in der die Kunst in der äußeren Erscheinung und inneren Anschauung ihrer Bürger gleichsam verkörpert vor einem steht. . ." . . . „Und nun fiel ich einem Hofbräuhäusler in die Hände, der mit mir so über Kunst sprach, daß ich das Gefühl hatte, als sei ein Elefant in ein Atelier eingebrochen." — Eigentlich ist dieses Diktum Dieterichs „für den Weisen genug."

München als halbe Millionenstadt hat eben auch viel und vielerlei Leute, von denen vielleicht ein Viertel überhaupt „Eingewanderte" sind. Trotzdem ist das Städtebild in zahlreichen Veduten doch so malerisch, so künstlerisch, daß darüber nicht gestritten zu werden braucht. Just eine Pariserin verschaffte mir das Vergnügen, hundertmal ein begeistertes „vraiment joli" (mit höchstem Nachdruck und do. Ausdauer die Endsilben betonend) in kurzem Rundgang zu hören. Sie empfand etwas von der „Kunststadt" München. Vielleicht hat hier Huret ein wichtiges Moment richtig erkannt, wenn er den Katholizismus als Kunstfaktor bezeichnet, indem er vom Münchener sagt: „Er hat Phantasie, was beweise, daß der Protestantismus in der Minderheit ist, der Katholizismus mit seinen unzähligen (?) Festen und seinem Dekorum gefällt ihm besser." Die Blütezeit der Kunst und die Glanzzeit der katholischen Kirche sind kein zufälliges Zusammentreffen. Auch sonst mag Dieterich sich von Huret sagen lassen, was der nach Dieterich selbst kunstverständige Franzose in einem weiteren Feuilleton über die Kunst der Stadt selbst zu äußern weiß. Freilich ist es richtig, daß heute die Mehrheit der Künstler der Masse des Volkes fremd bleibt. Aber zunächst ist diese Mehrheit sehr gewachsen. Dann geht sie oft künstlerische Wege, die dem deutschen Volkssinn nicht zusagen. Der alte Streit der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, hie Cornelius, Ammerling, Binder — hie Kaulbach-Düsseldorf, hat in den letzten dreißig Jahren noch mehr zugenommen. Der Satz Hegels: „Die Farbe ist es, die den Maler zum Maler macht", hat zur Vernachlässigung des Inhaltes, zur Ueberwertung der Farbe geführt und zu Experimenten und Uebertreibungen, die dem Wirklichkeitssinn und dem Schönheitsgefühl des Volkes eben zuwiderliefen. Dazu kam das „Forte", mit dem jene Leute sich vordrängten, die Schwind 1852 schon dahin charakterisierte: „Es sind die Malenkönner einfach die Fortsetzer des pikanten Prinzips, welches sich in der Belletristik überboten hat und in der Malerei vor der Polizei gesichert ist." Wenn ich mich an Schilderungen meines alten verstorbenen Lehrers Halbig erinnere, so waren die Schwind, Cornelius, Rottmann, Klenze, Kaulbach usw. persönlich und durch ihre Werke dem Volk freilich näher gestanden, als das für heutige Künstler gilt. Riehl hat schon recht: trotz der Verschiedenheit der Richtungen, der nicht Münchener Motive wuchs die Kunst damals aus dem Volk und in das Volk. Sie war auch mehr für das Volk. Die großen dekorativen Aufgaben, die ein kunstsinniger Wittelsbacher der Kunst stellte, hatten öffentlichen Charakter. Jetzt ist sie in den „Salons" und Ausstellungsmärkten zu finden. Ihr Sehen kostet Geld, und Reproduktionen ersetzen nicht Originale. Für öffentliche Kunst, die auch einen Inhalt haben muß, hat man heute so wenig übrig...

Aber nun haben Münchener Künstler den Weg wieder zum Volk gefunden und sie können nicht bloß Segen spenden, sondern selbst wieder bodenständig werden. Nicht mehr versuchtes Aufpfropfen, sondern Hineinwachsen in das Gefühl des Volkes wird die Zukunft bringen, und Riehl wird Recht behalten. Es muß aufhören, daß auch der Handwerker zu allem „den Professor" braucht, wie mir ein so betitelter Künstler schrieb. Was versteht übrigens das Gros der Pariser oder Römer von der Kunst? Reisende sind oft Idealisten und von Stimmungen (bei Huret „Bierstimmung"?) abhängig. Wer in einer Osteria oder am Montmartre zufällig mit Freunden unter Künstler gerät, sieht die Kunst „populär", wer an einen Hofbräuhausphilister kommt, sieht bloß „kunstfremde Dickschädel". Man sollte eigentlich jedes Land öfter besuchen. Freilich werden so oft Illusionen zerstört, aber auch schiefe Ansichten berichtigt. Persönliche Erlebnisse, die zu einem allgemeinen Urteil nicht berechtigen, bleiben die Resultate immer. Und zum Schluß ein Münchnerisches „Nix für ungut", zu deutsch: Entschuldigen Sie gütigst, wenn ich etwa grob geworden sein sollte.

„Der beichtende Christ."

Heute möchte ich etwas ausführlicher auf ein Werk hinweisen, das den Weg der Welteroberung bereits festen Fußes beschritten hat: Der beichtende Christ. Oder: Wie löst man Gewissenszweifel im christlichen Leben? Von P. Fruktuosus Hockenmaier, Priester der bayer. Franziskanerordensprovinz. Nebst einem Anhang der täglichen Gebete. Neunte, verbesserte und vermehrte Auflage. 43.—52. Tausend. 1908. Steyl, Post Kaldenkirchen (Rhld.). Druck und Verlag der Missionsdruckerei. 12°. 620 S. Geb. M 2.—. Als das jetzt in neuem geschmackvollen Gewande und handlichem Format herausgegebene Buch zum erstenmal erschien, habe ich es, nach gründlicher Prüfung, herzhaft empfohlen und ihm zugleich einen bedeutenden praktischen und ideellen Erfolg vorhergesagt. Daß dieser Erfolg sich in der tatsächlich realisierten Weise ausgestalten würde, konnte ich freilich nicht ahnen. Man denke, innerhalb fünf Jahren ein Absatz von 42000 Exemplaren bei hoch und nieder! Notabene von deutschen Exemplaren, denn seit länger besteht schon eine verbreitete holländische Uebersetzung, der zurzeit eine englische folgt in Nordamerika, eine französische in Belgien und eine kroatische, die von Agram aus gleich in 85000 Exemplaren ausgegeben werden soll. Fest ins Auge gefaßt ist außerdem eine polnische und portugiesische Uebertragung.

Massenabsatz bedeutet nicht immer einen entsprechenden inneren Wert. Aber in diesem Falle tut er es durchaus. Das Büchlein ist nicht nur äußerst praktisch, sondern auch in hohem Grade intellektuell. Das zeigt in etwa schon die Einteilung, die an und für sich als Orientierung interessiert: A. Einleitung (S. 11—50): Einleitende Worte. Wirkungen des hl. Bußsakramentes. Nutzen der öfteren Beichte. Einwände gegen die öftere Beichte. B. Anleitung zur Ablegung einer guten Beichte. Erster Teil (S. 55—331): Die Erkenntnis der Sünde. a) Die Sünde im allgemeinen: 1. Kap. Was ist Sünde? 2. Kap. Was ist schwere, was ist läßliche Sünde? 3. Kap. Wie ist die Gewissensentscheidung zu treffen, wenn die Erkenntnis der Sünde unsicher ist? Vom eigentlich zweifelhaften Gewissen. Vom wahrscheinlichen Gewissen. Vom skrupelhaften Gewissen. 4. Kap. Was ist zu tun bei einem scheinbaren Widerspruch der Gesetze und Pflichten? 5. Kap. Die Sünde in ihrem Entstehen und Verlaufe. — b) Die Sünde im besonderen. 1. Kap. Die zehn Gebote Gottes. 2. Kap. Die sieben Hauptsünden. Anhang: Die Standeswahl. 3. Kap. Kirchengebote. Fasten- und Abstinenzgebot. Nüchternheit vor Empfang der hl. Kommunion. Verbot der gemischten Ehe. — Zweiter Teil (S. 335—483): Die Aussöhnung mit Gott. 1. Kap. Die Gewissenserforschung. 2. Kap. Die Reue. 3. Kap. Die Liebesreue — ein Rettungsanker für viele. 4. Kap. Der Vorsatz. Anhang zur Lehre über den Vorsatz: Abhandlung über die bösen Gelegenheiten. 5. Kap. Die Beichte. 6. Kap. Ueber die Generalbeichte. 7. Kap. Anleitung zur öfteren Beichte für fromme Seelen. 8. Kap. Die öftere Kommunion. 9. Kap. Genugtuung. Schlußwort. 10. Kap. Drei Beichtspiegel. — D. Anhang (S. 487—594): Gebete und verschiedene Andachtsübungen. — Beigefügt ist ein sachliches und ein alphabetisches Inhaltsverzeichnis. Letzteres verdient warmes Lob, dürfte aber noch etwas mehr detailliert werden; z. B. fehlt das im Texte vorzüglich behandelte Stichwort Pflichtenkollision.

Mit dem Obigen wäre die trefflich verteilte Materie gegeben. Die Stoffbehandlung selbst wirkt geradezu musterhaft in ihrer überzeugungskräftigen Zielsicherheit, Einfachheit, Uebersichtlichkeit, Tiefe und Klarheit, in ihrer sprachlichen Präzision, ihrer edlen, stilistischen Gefeiltheit. Die große Kunst der populären Vortragsweise ist hier erreicht: dem aufmerksamen schlichtesten Leser bleibt keine Dunkelheit, der ditto Gebildetste findet stete Anregung, und zwar nicht selten überraschender Art.

Als eine erhebliche Förderung des Werkes gibt sich die ihm zuteil gewordene Ergänzung: zunächst das vollständig neue dritte und vierte Kapitel des ersten Teiles über die Gewissensunsicherheit und Skrupulosität (S. 64—79) sowie über die sogenannte Pflichtenkollision (S. 80—85). Hier werden einige der schwierigsten Themen, die bisher ausschließlich wissenschaftlich-theologische Behandlung erfuhren, zum ersten Male in absolut gemeinverständlicher Weise für Laien ergründet und verdeutlicht, mit einer Selbstverständlichkeit und erschöpfenden Knappheit, die große Meisterschaft in Beherrschung der betreffenden Gebiete bekunden. Aehnliches läßt sich sagen von den ebenfalls neu hinzugekommenen Ausführungen über den Aberglauben (S. 126—142), die u. a. in interessanter klärender Weise Stellung nehmen zu den hochaktuellen Fragen des Magnetismus, Hypnotismus und Spiritismus. Sehr wichtig ist das neue Unterkapitel über die Standeswahl (S. 275—305): in ihrer gedanklichen Konzision und sprachlichen Ausdrucksgewalt bei an sich einfachsten Diktionsmitteln nicht mehr und nicht weniger als eine klassische Leistung. Gründlich räumt diese mit der unter den Protestanten, auch deren Theologen, allgemein verbreiteten Ansicht auf, den Katholiken gelte nur der Ordensstand als „christliche Vollkommenheit". Klipp und klar beweist der Verfasser, daß jeder Stand, jeder Beruf in seinem eigentlichen Sinne von Gott ist, daß man daher auch in jedem Stande, jedem Berufe vollkommen und heilig werden kann und soll: unter Wahrung der berechtigten persönlichen Freiheit.

Kurzum: ein kerniges, tüchtiges, tapferes Buch, das in jedes katholischen Christen (auch des Seelsorgers!) Hand gehört, weil es überall das Wesen und das Wesentliche herauszuschälen, aus der Praxis das System zu entwickeln, die erörterten Prinzipien durch mitten aus dem Leben gehobene Beispiele zu illustrieren weiß. Also, lieber Leser: nimm und lies, zumal jetzt und in den kommenden Wochen.

E. M. Hamann.



März.

Mit müden und zerschliss'nen Sohlen
Der Winter prägt die letzte Spur.
Da geht ein tiefes Atemholen
Durch die erwachende Natur.
Der West fegt stürmisch durch die Weiten,
Heult von den Höh'n zum nassen Tal.
Entfesselt recken sich die Spreiten
Und saugen froh den Sonnenstrahl.

Zerfetzte, schwarze Wolken jagen
Und dräun mit Sturm und Schnee und Eis.
Dann reine Wolkenflöcklein tragen
Im Aether hoch ihr lichtes Weiß.
Ein strahlend' Blau lacht hell vom Himmel
Auf stiller Saaten mattes Grün.
Von Süden naht ein froh' Gewimmel,
Wo traute Sänger heimwärts zieh'n.

Die ersten Blümlein fröstelnd beben.
Die Amsel übet ohne Ruh.
Allüberall drängt volles Leben
In junger Kraft dem Lichte zu.
Wie Ungeduld ein Sehnen, Wogen
Geht durch der Erde weiten Schoß.
Mein Herz, bald kommt der Lenz gezogen,
Des frohen Werdens holder Sproß!

Theo Rossel.

Student und Brettlbühne.

Von August Nuß.

Es sei mir gestattet, mit einigen Bemerkungen auf den Artikel „Student und Brettlbühne" in Nr. 7 der „Allgemeinen Rundschau" vom 13. Februar 1909 zurückzukommen. Ich halte die Frage: „Dürfen unsere Studenten eine moderne Brettlbühne, ein modernes Kabarett oder ähnliche Vergnügungslokale besuchen?" in erster Linie für eine persönliche Gewissensfrage. Es läßt sich meines Erachtens hierfür keine in jedem Einzelfall und für jede Einzelpersönlichkeit unter allen Umständen zutreffende Norm feststellen. Auch ginge man meines Erachtens zu weit, wenn man jedem Studenten ganz allgemein und ohne jede Einschränkung den Besuch aller Brettls und Kabaretts verbieten wollte, in denen sogen. gepfefferte Kost geboten wird. Ich kann mir sehr wohl denken, daß ein junger, ernst denkender und geistig regsamer Student einmal zu seiner Orientierung und nur, um das Großstadtleben „kennen zu lernen", solche „Theater" besucht. Es kommt eben sehr auf den Zweck des Besuches an und auf den Geist, in dem man den Darbietungen folgt. Ein anständiger Student wird sich durch die „grunzenden" Eindeutigkeiten einer sogen. „Kunst" abgestoßen und angewidert fühlen und derartige Lokale zum zweiten Male nicht mehr besuchen.

Die Mehrzahl unserer Studenten ist noch nicht so reif und sittlich gefestigt, daß sich für sie derartige „gepfefferte" Schaustellungen nicht als occasio proxima, als sexuelle Reizmittel und Verführungsversuche darstellten! Für solche Leute, namentlich für die jüngeren Semester, für die Füchse, kann eine solche Brettlaufführung die Quelle sittlichen Verderbens werden. Ich halte es daher auch nur in seltenen Ausnahmefällen für ungefährlich, wenn solche unfertigen, unerfahrenen Leute in Begleitung einer älteren, reifen und starken Persönlichkeit derartige Vorstellungen besuchen. Am besten halten sie sich solchem Tingeltangel gänzlich fern! Sie versäumen wirklich nichts. Anderseits helfen sie dann auch nicht Saal und Kasse füllen.

Gerade auf dem hier erörterten Gebiete können unsere katholischen Studentenkorporationen einen heilsamen, erzieherischen Einfluß ausüben, der aus ihrem hohen religiös-sittlichen Bildungsideal ganz naturgemäß entquillt. Unter gerechter und kluger Berücksichtigung der einzelnen lokalen und sonstigen Umstände müssen sie eine starke Schutzwehr bilden gegen die Schmutzfluten der modernen „Moral" und „Aufklärung". Das sind sie ihrer Ehre, der Ehre des katholischen Volkes und den Eltern schuldig, die ihre Söhne den katholischen Korporationen in der Erwartung anvertrauen, daß sie dort gut aufgehoben sind! Weit entfernt, einer übertriebenen, verkehrten „Prüderie" zu huldigen, müssen sie, wie bisher, doch treu und fest auf dem Boden der christlichen Moralanschauung stehen und jeder Kompromisselei mit der Unsittlichkeit ein für allemal energisch die Türe weisen.

Künstlerische Paramente.

Auf Veranlassung des Münchener Katholischen Frauenbundes und des Paramentenvereins hielt am Freitag, den 5. März Frau Helene Stummel aus Kevelaer einen Vortrag über künstlerische Paramente. Eine sehr zahlreiche Zuhörerschaft, unter der sich besonders viele Damen und eine Anzahl von Vertretern der Geistlichkeit und der Künstlerschaft befanden, und an deren Spitze Ihre Kgl. Hoheit Frau Prinzessin Arnulf, sowie Se. Exzellenz der Herr Erzbischof Dr. v. Stein bemerkt wurden, folgte den Ausführungen der Vortragenden mit lebhaftem Interesse. Diese wurden unterstützt und erläutert durch eine kleine, gut ausgewählte Ausstellung liturgischer Gewänder, wobei nach dem bewährten System der Nebeneinanderstellung von Beispiel und Gegenbeispiel einige krasse Häßlichkeiten — leider sehr verbreiteter Art — dazu dienten, die Vorzüge der übrigen mustergültig schönen Stücke, die dem Geschmack und der technischen Erfahrung der Frau Stummel ihre Entstehung verdanken, in kräftiger Weise hervorzuheben. Der sehr inhaltreiche Vortrag war in seiner leichten, oft humorvollen Art geschickt auf das Verständnis einer doch überwiegend aus Nichtfachleuten bestehenden Versammlung zugeschnitten und verdiente den reich gespendeten Beifall vollkommen. Es ward zunächst ein Ueberblick über die Art und die historische Entwicklung der wichtigsten liturgischen Gewänder gegeben und nachgewiesen, wie die Kasul, die Alba, das Rochett usw. allmählich unkünstlerischer Gestaltung anheimgefallen sind, wovon sie sich jedoch, ohne daß wesentliche Schwierigkeiten bestehen, wieder frei machen lassen. Die gelieferten Musterbeispiele gehörten der gotischen Richtung an. Ein zweiter Abschnitt des Vortrages beschäftigte sich mit den Farben. Ehemals fein, mild, vornehm, so lange sie mit natürlichen Färbemitteln hergestellt wurden, sind sie das Gegenteil von dem allen geworden, seit die Anilinfarben erfunden sind. Die ausgestellten „Gegenbeispiele" taten besonders hierbei ihre volle Schuldigkeit. Endlich ging Frau Stummel dazu über, die Paramentenkunst in ihrer Wichtigkeit als Frauenberuf zu würdigen, wozu jene sich besonders eignet, da sie den Eigenschaften der weiblichen Natur in hervorragender Weise entspricht; ein Seitenblick galt dabei den Rücksichten wirtschaftlicher Art, die es rechtfertigen, diesen Kunstzweig in unserem Vaterlande heimisch zu machen und der ausländischen (besonders der französischen) Konkurrenz zu entziehen, durch welche nachweislich jährlich 12—15 Millionen Mark verloren gehen. Den Schluß bildete die Empfehlung der Einführung von Lehrkursen, dergleichen Frau Stummel im nächsten Jahre selbst in Kevelaer eröffnen will. Die an den Vortrag sich schließende Diskussion förderte besonders einige Zweifel darüber zutage, ob die von der Vortragenden empfohlenen gotischen Formen sich für alle Kirchen, z. B. für die des Barockstils in Süddeutschland, eignen möchten. Meiner Meinung nach darf hierzu gesagt werden, daß die Erfahrung lehrt, daß es nicht auf diesen oder jenen Stil, nicht auf ältere oder neuere Formen ankommt, sondern lediglich darauf, daß das neu Geschaffene von künstlerischem Geiste erfüllt, von echter Künstlerhand geschaffen ist. Dann stellt sich die Harmonie von selbst ein, und diese ist es, worauf es ankommt. Noch ist zu sagen, daß Frau Stummel ihre Einschränkung auf einige Teile der priesterlichen Gewandung jedenfalls so verstanden haben will, daß diese als Leitbeispiele für die künstlerische Behandlung der Paramente überhaupt gelten sollen, daß also auch jederlei anderes Erzeugnis der Weberei und Stickerei, das dem kirchlichen Zwecke dient, denselben Regeln unterworfen werden soll. Erst in solcher Ausdehnung werden die gemachten sehr beherzigenswerten Vorschläge ihren vollen Wert beweisen.

Dr. O. Doering-Dachau.

Bühnen- und Musikrundschau.

Im Kgl. Hoftheater erschien in neuer Einstudierung Donizettis „Favoritin", ein Werk, das in Paris seinen Siegeszug antrat, in dem Jahre, da Richard Wagner sich vergebens bemühte in der damals im Kunstleben ausschlaggebenden französischen Hauptstadt eine Aufführung seines „Rienzi" zu erreichen. Unsere Generation vermag nicht mehr die unbestreitbaren Schönheiten der Oper Donizettis in gleich hohem Maße zu genießen wie diejenige von 1840; doch ist ihre Wiedererweckung in historischer Hinsicht gewiß von Interesse gewesen. Stellt Donizettis „Regimentstochter" des Tondichters Oper von bleibendem Werte dar, so zeigt „Die Favoritin" ein Paktieren der alten italienischen Opernkunst mit den uns heute kalt lassenden hohlen Gesten der „Großen Oper". Eine hochentwickelte Gangeskunst ist damals diesen Werken ein erheblicher Mithelfer zum Erfolg gewesen. Auch unsere heutige Wiedergabe ist rühmend zu nennen, um so mehr als unsere Künstler zumeist anders geartete Aufgaben haben. In der Titelrolle gab Frau Preuse-Matzenauer einen neuen Beweis ihres großen sanglichen Könnens und ihrer schönen Mittel. Dr. Walter ist in solchen Partien ja in seiner eigensten Domäne, aber trotz mancher glanzvollen Höhe vermag die gewandteste Gesangstechnik das zunehmende Manko an klangvoller Frische

namentlich in der Mittellage nicht zu ersetzen. Eine bemerkenswerte Leistung bot Gillmann, der auch den kirchlichen Würdenträger im Mönchsgewande hoheitsvoll verkörperte, während Walter sich dem Klostergewande schlecht anpaßt, was ja an sich der Rolle entsprechen würde, aber auch weit diskreter dargestellt werden kann. Die Schlußszene, die Begegnung des ins Kloster zurückgekehrten Mönches mit der ihm angetrauten Buhlerin, wirkt ohnehin für katholisches Empfinden recht peinlich. Brodersen, Kuhn und Frl. v. Fladung entsprachen bestens. Die musikalische Leitung der sehr beifällig aufgenommenen Oper hatte Cortolezis mit schönem Erfolg inne.

Im **Münchener Künstlertheater** beginnen die Festspiele des Deutschen Theaters zu Berlin unter der Leitung von Max Reinhardt am 18. Juni. Im Spielplan sind für die ersten Premieren in Aussicht genommen: „Hamlet" (Erstaufführung am 18. Juni), „Ein Sommernachtstraum" (Erstaufführung am 19. Juni), „Braut von Messina" (Erstaufführung am 21. Juni), „Was ihr wollt" (Erstaufführung am 23. Juni), „Kaufmann von Venedig" (Erstaufführung am 25. Juni), Aristophanes' „Lysistrata" (Erstaufführung am 28. Juni), „Räuber" (Erstaufführung am 2. Juli), Hebbels „Judith" (Erstaufführung am 5. Juli). — In den Hauptrollen sind beschäftigt: Tilla Durieux, Camilla Eibenschütz, Gertrud Eysoldt, Else Heims, Else Kupfer, Adele Sandrock, Hedwig Wangel, Viktor Arnold, Oskar Beregi, Wilhelm Diegelmann, Richard Großmann, Ludwig Hartau, Alexander Moissi, Max Reinhardt, Rudolf Schildkraut, Hans Waßmann, Paul Wegener, Eduard v. Winterstein u. a. m. Die Regie der Aufführungen liegt in den Händen von Max Reinhardt. Das szenische Bild der in Berlin noch nicht aufgeführten Werke wird nach Entwürfen von Münchener Meistern ausgeführt werden. Die Bühnenmusik für die diesseitigen Aufführungen ist von Humperdinck, Marschalk und Schillings.

Aus den Konzertsälen. Die sehr fein nüancierte Wiedergabe der siebenten Londoner Symphonie Haydns, welche das 18. Volkssymphoniekonzert einleitete, wurde mit besonders starkem Beifall bedacht. Auch Teile aus Beethovens „Prometheus" und die Tannhäuserouvertüre wurden unter Prills Leitung sehr gut gespielt. Wotans Abschied aus der „Walküre" sang Dr. Rudolf Pröll von der Nürnberger Oper mit ansehnlichen Mitteln und vornehmem Vortrag. Was sich in künstlerischer Hinsicht gegen die Darbietung Wagnerscher Fragmente im Konzertsaal einwenden läßt, ist tausendmal gesagt. Dem breiteren Publikum der Volkskonzerte ist freilich der Besuch eines Musikdramas noch ein so seltener Genuß, daß für das Surrogat einer Kostprobe im Konzertsaal zweifellos Bedürfnis vorhanden ist. Dr. Pröll erntete starken Applaus. — Das Tonkünstlerorchester gab einen Brahmsabend. Die romantische Symphonie dirigierte Lassalle mit guter Wirkung. Das Streichquartett in F-Dur wurde von Snoeck, Schoenmaker, van Praag, Uhlemann und Niedermayr mit schönem, zum Teil mit hervorragendem Gelingen gespielt. — Das Rebnerquartett aus Frankfurt erntete an seinem Schubertabend starken Beifall. Die Frankfurter Künstler boten sorgfältig abgestimmte Leistungen. Frau Hirzel-Langenhan und Herr Simon, Kontrabassist des Konzertvereinsorchesters, beteiligten sich an diesem Konzert, das u. a. das selten gehörte Forellenquintett brachte.

Verschiedenes aus aller Welt. In Brüssel fand die Uraufführung von Edgard Tinels dramatischer Legende: „Katharina" mit schönem Erfolg statt. Die oratorienhafte Musik ist besonders in den lyrischen Partien von feinem Reize. Das Libretto stammt von dem bekannten Dichter Leo van Heemstede. Es behandelt die Legende der heiligen Katharina von Alexandrien in wirkungsvoller, erhebender Sprache. Der belgische Minister der schönen Künste hat den verdienstvollen Tondichter aus Anlaß der Erstaufführung mit einer Dotation bedacht. — In Dessau fesselte die Aufführung von Otto Taubmanns „Sängerweihe", Text von Christian von Ehrenfels. Der Komponist erwies sich nach Berichten als phantasievoller Instrumentator. Die Musik ist auf den dramatischen Höhepunkten von großer Schlagkraft. Ueber die nicht leicht zu deutende allegorische Dichtung lauten die Urteile verschieden. Die Kundgebungen des Chores stellen ein außerhalb des Dramas stehendes Element — gleichsam subjektive Emanationen des idealen Zuschauers — dar. Die Wiedergabe der „Sängerweihe" unter Hofkapellmeister Mikoreys Leitung wird sehr gerühmt. — Nach den Prinzipien des Münchener Künstlertheaters wurde „Hamlet" im Kgl. Schauspielhause zu Dresden mit gutem Gelingen gegeben. Moderne Inszenierungskunst verwandter Art führt das Düsseldorfer Schauspielhaus auf einer Gastspielreise zurzeit den Parisern vor, welche der Reformbühne im ganzen nur kühlen Respekt entgegenzubringen scheinen. — In Berlin wurde von der Hofbühne Paul Heyses Drama „Colberg" neu einstudiert; eine überaus geschickte Komposition und ein heißer Atem nationalen Empfindens sichern dem Stücke die Bühnenwirkung, welche den meisten Dramen des bedeutenden Novellisten versagt blieb. — „Im Klubsessel", Lustspiel von Rößler und Heller, erzielte in Berlin einen Erfolg, der hinter demjenigen des Wolkenkratzers bei den geschickten und witzigen Autoren nicht zurücksteht.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Wenn nicht nur die hohe Diplomatie, sondern auch die Faktoren der wirtschaftlichen Interessenten mit Lebensfragen zu kämpfen haben und beide Teile Gefahr laufen, mit ernsten Krisen zu karambolieren, dann ist nicht zu verwundern, wenn die Börsen aller massgebenden Handelszentren unter Apathie, Lustlosigkeit und Mangel an Lebenskraft erheblich leiden. Dieser Zustand scheint nicht so schnell zu verschwinden, denn immer noch haben die wirtschaftlichen Kreise und alle Börsen unter der ungeklärten politischen Entwicklung zu leiden. Dazu gesellen sich fast täglich neue und gleichfalls erheblich ungünstige Merkmale der industriellen Verhältnisse, leider auch bei uns in heimischen Kreisen. Die Bemühungen der Grossmächte, Serbien durch eine gemeinsame Vorstellung bei der Regierung etwas Raison beizubringen, dürften à la longue langsamen Erfolg haben. Man teilt nicht mehr die Meinung, dass eine Waffenentscheidung erforderlich ist. Die politischen Abenteuer und schon die Kriegsgefahr als solche kosten bekanntlich dem wirtschaftlichen Organismus der Kontrahenten derartig pekuniär grosse Opfer, dass aus diesem Grund die Kriegsgefahr nicht ernstlich in Betracht gezogen werden braucht. Unangenehme Konsequenzen für den Export und die sonstigen Details der beiden Zweige — Handel und Industrie — haben diese unklaren Verhältnisse auf alle Fälle. Die industrielle Situation in allen Ländern löst die ungünstigsten Betrachtungen aus. Die Lage des amerikanischen Eisen- und Stahlmarktes ist im Vergleich zur Vorwoche anscheinend beruhigter geworden. Die Marktlage, leider im besonderen bei unseren heimischen Industriegebieten, bleibt die gleich träge. Die Preisgestaltungen zeigen allenthalben Rückgänge, eine Folge von immer gleicher Unsicherheit. Markant illustrierte diese Tendenz der durchaus unbefriedigende Semestralabschluss der Laurahütte. Sowohl die Konjunktur im letzten Halbjahr, wie die Aussichten im laufenden Semester sind nicht ermunternd. Temporär mit dieser Publikation wirkte die Mitteilung von der Auflösung des lothringisch-luxemburgischen Roheisen-Syndikates und die dadurch hervorgerufene vermehrte Nervosität hinsichtlich der Preisgestaltung. Der lang andauernde Winter und das dadurch verzögerte Frühjahrgeschäft, sowie die wiederholten Eisenpreis-Unterbietungen, erneute Gerüchte über ungünstige Dividendentaxen der grossen Montangesellschaften, beispielweise der Gelsenkirchener, und die Meldungen über Lohnbewegungen im Ruhrgebiet hemmen ebenfalls jede Unternehmungslust. Bei diesen betrübenden Hiobsbotschaften der Industrie kann nicht oft genug mit Recht auf den Umstand hingewiesen werden, dass ein erheblicher Teil des nun schon lange andauernden Skeptizismus in der Gestaltung der Börsen ausgedrückt ist. Die verhältnismässig stabile Kursbewegung unserer Industrie-Aktien zeigt, dass das Gros des Kapitalistenpublikums trotz aller Zeitläuften zähe an seinem Aktienbesitz festhält. — Die Verhältnisse der deutschen Industrie — in anderen Branchen und Sparten steht es auch nicht zum besten — sind, trotz der harten Schicksalschläge der letzten Zeit, als nicht anormal und im Vergleich zum Ausland als gesunde zu bezeichnen. Die Aera der Bilanzen der deutschen Grossbanken bringt hierfür als Beleg auch ziffermässig günstige Beispiele. Allerdings bot sich der Einwirkung der Geldabundanz, wie bereits an dieser Stelle erwähnt wurde, insbesondere für die Emissionstätigkeit der Banken erspriessliche Gelegenheit. Die Geschäftsberichte stimmen alle dahin überein, dass bei Erhaltung des Weltfriedens auch weiterhin mit guten Verdienstmöglichkeiten gerechnet werden kann. Die Jahresergebnisse der Dresdner Bank, der Diskontogesellschaft und (seit einer Reihe von Jahren) der Deutschen Bank sind sogar als günstig und durchaus befriedigend zu bezeichnen. Fast alle Banken können erhöhte Bruttogewinne ausweisen, wozu durchweg das reguläre Bankgeschäft — ausgenommen die Zinsenergebnisse — beigetragen hat. Mit Recht betonen jedoch die Berichte der Banken, dass erst mit einer geklärten Durchführung der Reichsfinanzreform und nach Bewilligung von absolut notwendigen neuen Steuern die Staaten in den Stand gesetzt werden, mit der Erteilung von neuen Aufträgen an die Industrie heranzutreten. Treffend sind auch die Ausführungen des Präsidenten der Bayer. Hypotheken- und Wechselbank in der letzten Generalversammlung der Bank, dass alles von der Gestaltung der politischen Lage abhängt und im gleichen Masse auch von der Entwicklung der finanziellen Staatsaktionen bei uns. Richtig ist besonders der Hinweis, dass der Verbrauch und der Konsum der Allgemeinheit nicht immer im Einklang mit den Einnahmen von Staats wegen steht. — Als bemerkenswertes Moment in der Wochenchronik ist die Entente cordiale zwischen deutschen und französischen Banken, wie solches erstmals zwischen der Nationalbank für Deutschland in Berlin und dem Crédit mobilier français durch Kapitalinteresse an letzterem Institut zu berichten ist. Dieser Stimmungswechsel bewirkt hoffentlich weitere politische und wirtschaftliche Annäherungen mit unseren östlichen Nachbarn.

M. Weber.

Die **Dresdner Bank** übersendet uns ihren Jahresbericht für das Geschäftsjahr 1908. Die Bilanzziffern sowohl wie die gesamte Liquidität der Bank zeigen von erfreulicher Entwicklung. Die Dividende wird mit 7½% (gegen 7% i. V.) in Vorschlag gebracht.

In der **Generalversammlung der Bayer. Hypotheken- und Wechselbank** wurde nach den interessanten Ausführungen des Vorsitzenden, Reichsrat von Auer (über die Wirtschaftslage im allgemeinen und die vorzügliche Liquidität der Bank) die vorgeschlagene Dividende von 13% debattelos genehmigt. W.

Aus Kurorten und Bädern.

Lugano. Für Geistliche! Durch Ueberanstrengung entkräftet und nervös, musste ich ein milderes Klima aufsuchen zur Erholung. Ich wählte Lugano (Schweiz), von dem ich schon so viel Gutes gehört hatte. Alle meine Erwartungen wurden übertroffen. Welch herrlicher Anblick! Der italienische blaue Himmel, von dem die Sonne ihre belebenden Strahlen auf die Erde sandte und schon im Januar Blumen hervorzauberte; der schöne blaue See, die herrlichen Gebirgsformen, die Spaziergänge, so mannigfaltig, wie sie wohl an keinem anderen Orte vereint sind, dieses alles trägt dazu bei, die erschöpften Nerven zu stärken. Dazu kam dann das gemütliche Heim, das ich in Villa S. Raffaele, Pension Edelweiss, fand. Schon die günstige Lage (nur 4 Minuten von der Bahn und doch so ruhig, ganz staubfrei), in der der elegante Bau sich erhebt, macht einen sehr günstigen Eindruck. Sodann die gute anregende Gesellschaft, die ich vorfand, die schön eingerichteten Zimmer, die sorgsame Bedienung der Brüder, dieses alles liess mich schon in den ersten Tagen mein trautes Pfarrhaus vergessen, von dem ich mich so schwer trennen konnte. Möge Gottes Segen auch fernerhin auf diesem Hause ruhen, zum Besten der leidenden geistlichen Herren. Möge er die Brüder stärken in ihrem opferreichen Leben. Den Hochw. Herren Konfratres kann ich dieses Haus bestens empfehlen, da auch die Preise, entsprechend den Verhältnissen, niedrige sind. Wie ich höre, hat der Vorstand an alle Dekane in Deutschland, Oesterreich, Luxemburg und Schweiz, wo die deutsche Sprache herrscht, Prospekte versandt. Jeder, der sich interessiert, verlange Prospekte per Postkarte gratis. — Dieselben Brüder haben auch ein derartiges Haus in Rom, Via Salaria 139.

Mutterpflicht und Kindesrecht. Von Kinderarzt Dr. Neter-Mannheim. Mit einem Vorwort von Kinderarzt Dr. H. Neumann-Berlin. 1.20 M., eleg. geb. 2.— M. 100 Exempl. nur 60 M., 200 Exempl. 100 M. Verlag der „Aerztlichen Rundschau", München.

„Ein ausgezeichnetes Büchlein, das jede junge Frau, jede junge Mutter besitzen und wiederholt lesen sollte! Und auch in der Hand des Arztes, jedes Arztes wird es seinen berechtigten Platz einnehmen. Den Müttern gewidmet, behandelt es die Ernährung des Kindes an der Mutterbrust, die Technik des Stillens, seine Bedeutung für Mutter und Kind, die Diät und Lebensweise der Stillenden, die Beikost beim ungenügenden Stillen, die Entwöhnung. Besser und zweckentsprechender ist die Notwendigkeit und Technik der natürlichen Ernährung durch die Mutter noch nicht geschildert worden. Es sei jedem Arzt, jeder Mutter aufs wärmste empfohlen."

„Zentralbl. f. allg. Gesundheitspflege."

Gewerbehalle des Allgemeinen Gewerbevereins, Färbergraben Nr. 1½. Tel. 944. Permanente Ausstellung u. Verkaufshalle für solide bürgerliche Möbeleinrichtungen in jeder Stilart und Preislage sowie sämtl. gewerbl. Gebrauchsgegenstände. Besichtigung ohne Kaufzwang.

Fastenspeisen. Im Verlage von Adolf Rehse zu Hannover ist ein für Hausfrauen sehr nützliches Buch bereits in 8. Auflage erschienen, nämlich das Bratbüchlein von Frau Luise Rehse. Es enthält 142 Bratspeisen ohne Fleisch, die gesund, nahrhaft und wohlschmeckend sind. Wir finden da Bratlinge, Röllchen, Plinzen und Schnitten, 20 Sorten Pfannkuchen und über 50 andere Fleischersatzspeisen, wie Ragout, Frikassee, gefüllte Sachen und kalten Aufschnitt. Im Anhang gibt es Pflanzenbouillon, Tunken, Salate, Nußbutter und Krankenkost, sowie Küchenzettel für alle Jahreszeiten. Der niedrige Preis von M 1.— ermöglicht die Anschaffung in jeder Familie; das Buch wird bei der gegenwärtigen Fastenzeit überall Anklang finden.

Jeder Tag der Arbeit raubt Nervenkraft. Die Stärkung der Nerven d. h. die Ergänzung ihrer verbrauchten Kraft, ist daher für jeden modernen Berufsmenschen eine Lebensfrage und eine ernste Pflicht. Das von der Wissenschaft anerkannte und von den Aerzten erprobte Mittel, das hier in Betracht kommt, heißt **„Sanatogen"**. Sanatogen stärkt und stählt die geschwächten und erschöpften Nerven, indem es diese **nährt**, indem es ihnen die wichtigsten Bestandteile ihres organischen Aufbaues zuführt und dadurch die verbrauchte Kraft ersetzt. Die natürliche Folge davon ist die Neubelebung und Verjüngung des gesamten Organismus, eine beglückende Hebung aller seiner Kräfte und Leistungen. So mancher würde sich wie neugeboren fühlen, wenn er sich entschließen könnte, einen Versuch mit Sanatogen zu machen. Wir verweisen ausdrücklich auf den der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt der **Sanatogen-Werke Bauer & Cie., Berlin SW. 48.**

Die „Allgemeine Rundschau" ist außer im Abonnement ständig auch einzeln sofort nach Ausgabe regelmäßig erhältlich in der Herderschen Buchhandlung, Berlin W., Französischestraße 33 a, Teleph. Ia 8239.

Dem hochw. Klerus

empfehle ich mich bei Anschaffung von **Paramenten, Fahnen usw.** unter Zusicherung billigster u. reellster Bedienung. Bei Barzahlung angemessener Rabatt, im übrigen Zahlungserleichterung nach Möglichkeit.

Max Altschäffl, München
Paramentenanstalt u. Fahnenstickerei
Karlstrasse 52/II.

Filiale der
Dresdner Bank in München

München, Promenadeplatz 6.

Hauptsitze: Dresden-Berlin.

Aktienkapital 180 Millionen Mark.
Reserven ca. 52 Millionen Mark.

Verwaltung offener Depots.

Wir nehmen Wertpapiere **zur sicheren Aufbewahrung und Verwaltung** entgegen und besorgen alle hiermit zusammenhängenden Arbeiten, wie den Einzug der Zinsscheine, die Ueberwachung von Auslosungen, Kündigungen und Konvertierungen, die Erhebung neuer Zinsscheinbogen, Ausübung von Bezugsrechten u. s. w.

Die Gebühr für Aufbewahrung und Verwaltung beträgt **30 Pfg. für je M. 1000.—, mindestens M. 3.— pro Jahr.**

In Verbindung mit den Depots werden laufende Rechnungen geführt, auf denen die fälligen Zinsscheine, Bareinzahlungen und Auszahlungen, Effektenumsätze, Scheckentnahmen und dergl. verbucht werden. Guthaben auf solchen Rechnungen verzinsen wir z. Z. mit 1½%.

Vermietung stählerner Schrankfächer.

In unserem **feuer- und einbruchsicheren Tresor** vermieten wir Schrankfächer verschiedener Grösse, welche unter **eigenem Verschluss des Mieters** und Mitverschluss der Bank stehen, zur Aufbewahrung von Wertgegenständen. Der Mindestpreis beträgt **M. 12.— pro Jahr** bzw. **M. 2.— pro Monat.**

Entgegennahme von Bareinlagen

zur Verzinsung auf **Scheck-Conto** oder gegen **Kassaschein.**

Verzinsung erfolgt zur Zeit	**bei täglicher Kündigung mit 1½%**
	„ 1 monatl. „ „ 2%
	„ 3 „ „ „ 2½%
	„ 6 „ „ „ 3%
	auf längere Termine nach besonderer Vereinbarung.

Wir besorgen alle sonstigen in das Bankfach einschlagenden Geschäfte und erteilen auf Wunsch nähere Aufschlüsse.
Die Bestimmungen für alle Zweige des Geschäftsverkehrs sind an unseren Schaltern erhältlich oder werden auf Verlangen portofrei zugesandt.

Stieglitz, Zeisig, Hänfling, Schwarzblattl, Stare, sowie alle Sorten Sing- und Ziervögel zu verkaufen. München, Schwanthalerstrasse131/0.



Regelmässige Schnell- und Postdampfer-Verbindungen von

Bremen nach New York

über Southampton London — Cherbourg Paris

sowie nach **BALTIMORE**
Galveston - Cuba - La Plata
Brasilien - Ostasien
Australien
Genua — New York
Mittelmeer - Algier - Ägypten
Mittelmeer-Levante-Dienst
nach Sicilien, Griechenland Constantinopel, Schwarzes Meer.
Königl. Rumänische Schnellpostdampfer-Linie von Constantza über Constantinopel und Smyrna nach Alexandrien

in Verbindung m. d. Linien des **Norddeutschen Lloyd, Bremen.**

Kostenfreie Auskunft erteilen alle Agenturen desselben.

In München: Kajütsbureau des Nordd. Lloyd, **H. G. Köhler,** Promenadeplatz 19 (Hotel Bayerischer Hof); Agentur des Nordd. Lloyd **Danler & Co.,** Bayerstr. 27; **Schenker & Co.,** Promenadeplatz 16.

Geschenke für Erstkommunikanten.

Zuverlässige Führer

für den wichtigen neuen Lebensabschnitt, in den die Erstkommunikanten eintreten, sind zwei Büchlein von P. **A. von Doß** S. J. Für den werdenden **Jüngling** seine **Gedanken und Ratschläge,** gebildeten Jünglingen zur Beherzigung (16. Aufl. Geb. M 3.60, M 5.40 u. M 6.—); für die heranreifende **Jungfrau** sein herrliches Büchlein: **Die weise Jungfrau.** Gedanken und Ratschläge. Für gebildete Jungfrauen bearbeitet von **H. Scheid** S. J. (7. Aufl. Geb. M 3.60).

Leuchtende Tugendbeispiele

werden der Jugend zur Nacheiferung vorgestellt in zwei Büchern von **M. Meschler** S. J.: im **Leben des hl. Aloysius von Gonzaga** (9. Aufl. Geb. M 3.60) ist es der engelgleiche Patron der Jugend, in **Der göttliche Heiland,** ein Lebensbild, der studierenden Jugend gewidmet (2. Aufl., geb. M 6.50) ist es **das** höchste Muster aller Tugenden.

Außerdem sei unsere reiche **Auswahl von Gebetbüchern** und sonstigen religiösen Geschenkwerken in gefälligen Einbänden empfohlen. — Man verlange unseren illustrierten Gebetbücher-Katalog (kostenlos).

Verlag von Herder zu Freiburg i. Br.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Prachtvolle Villa

in **Darmstadt** ist gegen **schönes Gut** zu vertauschen. Näh. durch **Adolf Theiss, Darmstadt.**



Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

6. Jahrgang
Nr. 12

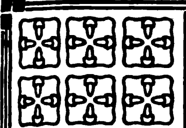
20. März
1909



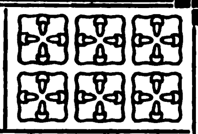
Inhaltangabe:

Quartalspreis Mk. 2,40
Einzelnummer 20 Pfg

Alle bisher erschienenen Nummern werden nachgeliefert.



Einladung zum Abonnement



Wie urteilt der Leserkreis über die „Allgemeine Rundschau"?

Stichproben aus vielen hundert Zuschriften. Kundgebungen zum sogenannten Brettlprozess bleiben ausgeschaltet.

Dr. D., Bad Salzbrunn, 1. Januar 1909: „Da ich auf die ‚A. R.' schon seit einigen Jahren abonniert bin, deren Tendenz mir ausserordentlich sympathisch ist, verzeichnen Sie mich in der Rubrik Ihrer treuesten Anhänger."

M. G., Brandberg, 2. Januar 1909: „Bin gottlob schon lange Abonnent Ihrer vornehmen Revue."

Dr. P., Betsche, 2. Januar 1909: „Ich bin lange schon ein Verehrer der ‚Rundschau' und ihr Abonnent . . ."

Pfr. J., Hergarten, 2. Januar 1909: „Von allen Zeitschriften, die existieren, hat sich Ihre Wochenschrift den grössten Respekt verschafft . . ."

K. M., Faenza [Italien], 2. Januar 1909: „Die ‚A. R.', die mir im Kampfe der Geister zum harten Harnisch wurde . . ."

G., Elberfeld, 3. Januar 1909: „Ihre ‚Rundschau' ist mir die liebste Lektüre."

A. G., Zipplingen: „Bin schon lang begeisterter Abonnent."

W., Gérimont par Tillet [Belgien], 3. Januar 1909: „l'Allgemeine Rundschau, dont je suis fort satisfait."

J. L., Calcar, 4. Januar 1909: „Ich bin seit 3 Jahren ein treuer Abonnent und werde es hoffentlich noch recht lange bleiben. „Veritati", das Wort, das einst ein grosser Geist als Inschrift an die Alma Mater Julia schrieb, können auch Sie als Titelwort hinsetzen. Und wenn die Wahrheit uns wehe tut, dann ist nicht die Wahrheit daran schuld."

O. B., Göppingen, 5. Januar 1909: „Bitte um Zusendung der ‚Allgemeinen Rundschau' wie bisher, da ich nicht mehr ohne diese geschätzte Zeitschrift sein möchte . . ."

H. R., Nizza [Südfrankreich], 6. Januar 1909: „Bin eifriger Leser und werde stets Ihr treuer Abonnent bleiben."

A. H., Osterfeld, 7. Januar 1909: „Ich bin glücklicherweise schon seit einem Jahre Abonnentin und kann nur wünschen, dass ein solches Blatt auch in Lehrerkreisen die weiteste Verbreitung finde."

M., Olpe, 7. Januar 1909: „Der gesunde Wind, welcher von Süddeutschland aus unser Vaterland streift, macht sich durch Ihre Zeitschrift in den verschiedensten Fragen ganz besonders günstig bemerkbar. Entschieden im Ton, auf den man wartete . . ."

Dr. S. Frhr. v. B., Baden-Baden, 8. Januar 1909: „Es freut mich aufrichtig, zu sehen, wie diese mutige Vorkämpferin für ‚Wahrheit, Freiheit und Recht' hier und überall, in öffentlichen Leseräumen und in Familien, immer mehr an Verbreitung gewinnt."

H. F., Breslau, 9. Januar 1909: „Selbstverständlich bin ich treuer Abonnent geblieben und beziehe die ‚Rundschau' schon zwei Jahre ohne Unterbrechung. Wie könnte ich auch auf diesen meinen Führer verzichten, der mich, wenn ich nicht zum Lesen der Zeitung komme, so sicher und treffend über alle einschlägigen Fragen orientiert."

K. Th., Rammelsbach, 10. Januar 1909: „Ihre mir so lieb gewordene ‚Allgemeine Rundschau' . . ."

Dr. phil. H. B., Worcester, Mass., Amerika, 13. Januar 1909: „Euer Hochwohlgeboren wollen mir den Ausdruck innigster Freude gestatten über die mannhafte Haltung der herrlichen ‚Allgemeinen Rundschau' . . ."

Dr. K., Koblenz, 11. Januar 1909: „Ich halte Ihre Zeitschrift für die beste und schneidigste, ohne Ihnen eine Schmeichelei sagen zu wollen."

Dr. A. S., Davenport, U. S. America, 12. Januar 1909: „Ich möchte die ‚A. R.' nicht mehr missen."

J. H. [Windthorstbund], Borbeck, 13. Januar 1909: „Ihr zielbewusstes Organ, das für mich bereits seit seinem Bestehen eine Quelle schätzbaren Materials und dessen Studium stets ein Hochgenuss für mich war . . . . das ich unter keinen Umständen mehr missen möchte."

A. B., Siegburg, 15. Januar 1909: „Die Lektüre der ‚Rundschau' bietet mir stets einen Genuss, auf den ich so leicht nicht verzichten werde."

J. T., Saarlouis, 15. Januar 1909: „Die ‚A. R.', deren gediegener Inhalt meinen vollsten Beifall gefunden hat, verdient in den Händen aller Gebildeten zu sein, denn sie versteht vortrefflich eine grössere Zeitung zu ergänzen."

O. M. D., Meiderich, 16. Januar 1909: „Es ist wirklich ein Labsal, Ihre heute unerreicht dastehende Wochenschrift, ein Blatt, das auf so gesundem Boden steht, zu lesen."

H. M., Offenbach a. M., 24. Januar 1909: „Wir werden Ihre tapfere ‚Rundschau', soviel wir können, empfehlen."

K. G., Davos-Platz [Schweiz], 26. Januar 1909. „Ich habe mich herzlich gefreut über die Ende Dezember gebrachte Mitteilung von dem beträchtlichen Wachstum des überaus lobwürdigen Blattes."

P. B., Beuron, 27. Januar 1909: „Ich freue mich jetzt, dass gerade wiederum die mutige, charaktervolle und steigendes Ansehen gewinnende ‚A. R.' es war, die auch auf diesem Gebiete Wandel und Säuberung schuf."

O. L., Bühlertal [Baden], 27. Januar 1909: „Die ‚Rundschau' ist für mich und viele ein vertrauter Hausfreund . . ."

J. S., Badisch-Rheinfelden, 30. Januar 1909: „Es wird Sie freuen, wenn ich Ihnen mitteile, dass hier im badischen Oberlande fast in jedem Pfarrhaus Ihre ‚Rundschau' aufliegt."

J. St., St. Francis-Wisconsin, Amerika, 3. Februar 1909: „Ihre ausgezeichnete Zeitschrift . . . Wenn wir lauter solche Zeitungen und Zeitschriften hätten! . . ."

S. W., Dezenacker b. Neuburg a. D., 8. Februar 1909: „Ihre ‚Rundschau' lese ich immer mit steigendem Interesse! . . ."

P. J. M., Eppan, 8. Februar 1909: „Die ‚A. R.' gefällt uns sehr gut wegen des wirklich gediegenen Inhaltes . . ."

Dr. v. d. B., M.-Gladbach, 13. Februar 1909: „Prof. Dr. Francke, Generalsekretär der Gesellschaft für soziale Reform, schreibt mir: ‚Dieses hochangesehene Organ . . .'"

Dr. K. F., Rom, 23. Februar 1909: „Zugleich drücke ich meine volle Zufriedenheit aus über die hervorragenden Leistungen und die Vorzüglichkeit der Artikel . . ."

C. F., Braunsberg, Ostpreussen, 24. Februar 1909: „Durch Vermittlung eines Freundes erhielt ich Gelegenheit, einen Einblick in einige Hefte der ‚A. R.', Jahrgang 1908, zu tun, und war überrascht durch den Inhalt, welcher Artikel bringt, die bei knapper Kürze doch erschöpfende Mitteilungen über politische Vorgänge, soziale Fragen usw. machen und auch das Gebiet der Belletristik öfters berühren . . ."

G. B., Georgenberg, Oberschlesien, 25. Februar 1909: „Ich, Leser der ‚A. R.' seit Oktober 1908, habe schon seit dieser Zeit manche schöne Unterhaltungsstunde mit Ihnen gehabt, in der sich unsere Meinungen fast vollständig deckten — was heute bei einem Gedankenaustausch mit unseren Mitmenschen sehr selten vorkommt —, ohne, wie es den meisten Abonnenten dem Herausgeber gegenüber geht, dass Sie mich kennen . . ."

Pfr. N., Reichthal, Schlesien, 2. März 1909: „Vor allem gestatten Sie mir, unseren, d. h. der Geistlichen unseres Dekanates, Dank und Anerkennung für die Leistungen der ‚A. R.' auszusprechen. Besonders Ihr Kampf gegen die öffentliche Unsittlichkeit hat unseren Beifall und unsere Bewunderung . . ."

P. B., Cham, Oberpfalz, 3. März 1909: „Zugleich möchte der Unterzeichnete seine volle Bewunderung über die ausgezeichnete Haltung und Redaktion der ‚Rundschau' zum Ausdruck bringen, eine Bewunderung, welche alle teilen, denen die Wochenschrift bekannt ist . . ."

G. A. W. F., Bruchsal, 13. März 1909: „Sämtliche fünf Jahrgänge [gebunden] haben ausserordentlichen Beifall gefunden . . ."

Umwenden!

Umwenden!

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 18), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 18 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gb.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 12. München, 20. März 1909. VI. Jahrgang.

Eine frühzeitige Erneuerung des Quartal-Abonnements liegt wegen des ununterbrochenen Fortbezuges im eigensten Interesse der Abonnenten. Der Postbestellzettel ist dem Inseratenteile des vorliegenden Heftes eingefügt. Für Mitteilung von Adressen, an welche mit einiger Aussicht auf Erfolg Gratis-Probenummern und Prospekte versandt werden können, ist der Herausgeber stets dankbar.

Religiöse Toleranz — Intoleranz.

Von

Dr. Franz Heiner, Auditor der römischen Rota.

Es gibt wohl kaum ein Wort, mit dem soviel Mißbrauch, Heuchelei, Unehrlichkeit und Unwahrhaftigkeit getrieben wird, als mit dem der Toleranz bzw. Intoleranz. Eine größere Konfusion und ärgere Verwirrung und Verirrung findet sich nicht leicht in gleicher Weise auf einem ähnlichen Gebiete des menschlichen Lebens und Denkens als hier. Auch die einfachsten und klarsten Wahrheiten werden nicht verstanden oder wollen nicht verstanden werden, sobald es sich um das Gebiet der religiösen Toleranz oder Intoleranz handelt. Welcher logische Unsinn hier verzapft und wieviele offene Widersprüche in dieser Beziehung selbst von sonst vernünftig und ruhig denkenden Männern produziert und verschluckt werden, ist nahezu unglaublich.

Und merkwürdig! Gerade diejenigen, die auf der einen Seite am lautesten über Intoleranz schreien, sich mit ihrer Toleranz am meisten brüsten und großtun, und am raschesten Andersgläubigen Intoleranz ins Gesicht schleudern, ich sage, gerade diese sind es, die auf der anderen Seite in der Praxis von einer unerträglichen Intoleranz erfüllt sind und am schärfsten sich gegen allgemeine religiöse Toleranz wehren, speziell da, wo die Katholiken in einem Lande um solche ringen; die schreiendsten und empörendsten Ungerechtigkeiten und Unterdrückungen gegen diese werden entweder totgeschwiegen oder gar in Schutz genommen und verteidigt.

Es widert einen geradezu an, wenn dieselben Männer von „römischer Intoleranz“ reden, die der katholischen Kirche nicht das Schwarze unter dem Nagel von Freiheit gönnen und sich sofort empören über ultramontane Anmaßung, Begehrlichkeit, Herrschsucht und wie sonst die antiultramontanen Phrasen lauten, sobald die Kirche oder die Katholiken ihre religiöse Freiheit oder paritätischen Rechte reklamieren.

Die Verhandlungen über den sogenannten Toleranzantrag des Zentrums im Reichstage und in den Kommissionssitzungen machten einen nachgerade ekelhaften und beschämenden Eindruck auf jeden offenen und ehrlichen Deutschen. Hier zeigte sich so recht, welche Heuchelei und welche Unehrlichkeit mit dem Worte „Toleranz“ getrieben wird!

Der bekannte Prof. Merkle in Dillingen schildert in einem Schulprogramme (1865, S. 4 f.) diese widerspruchsvolle und unehrliche Behandlung des Begriffs Toleranz sehr naturgetreu: Das Sachliche hat man mit dem Persönlichen, die religiöse Ueberzeugung hat man mit dem religiösen Indifferentismus und Skeptizismus, das Objektive hat man mit dem Subjektiven, den formellen Irrtum im Glauben hat man mit dem bloß materiellen Irrtum im Glauben, und somit die Sünde mit dem Uebel vermengt; dem Irrtum hat man gleiche Berechtigung mit der Wahrheit zugesprochen; verschiedene Prinzipien hat man für verschiedene Formen, den Widerspruch in den Prinzipien als einen bloßen Unterschied in den Formen, als eine mannigfaltige Erscheinung desselben Prinzipes erklärt, die pure Gleichgültigkeit in Sachen der Religion, den Verrat an der religiösen Wahrheit, das Einwiegen in die falsche Sicherheit, die Anerkennung und Begünstigung des als unwahr Erkannten, also die Lüge, den religiösen Leichtsinn, die Oberflächlichkeit in Sachen der Religion, die Charakterlosigkeit und Gewissenlosigkeit hat man als preiswürdige Duldsamkeit bezeichnet.“ Besonders sind es zwei Begriffe, deren Unterschiede, obgleich sie wesentlicher Natur sind, kaum je den Gegnern der katholischen Kirche klar oder verständlich gemacht werden können, nämlichen den zwischen religiöser oder dogmatischer und der bürgerlichen oder staatlichen Toleranz, sowie den hiermit zusammenhängenden Unterschied zwischen materiellem und formellem Irrtum im Glauben, also dem Handeln in bona und mala fide.

Wenn aber selbst katholische Geistliche, sogar Pfarrer, sich über den Begriff der Toleranz nach katholischen Prinzipien nicht einmal klar sind und hier verschrobene Ansichten haben, was soll man da noch von Andersgläubigen sagen?

Ein Beispiel hierfür lieferte neulich Pfarrer Tremel von Volsbach in der Erzdiözese Bamberg, der sich vor dem geistlichen Gerichte in Bamberg wegen einer im Jungliberalen Verein Bayreuth gehaltenen Rede und wegen seiner Mitgliedschaft zu diesem Vereine verantworten mußte. Er hatte sich über seine Stellung zu verschiedenen Programmpunkten des genannten Vereins zu äußern, unter anderem auch über die Forderung „religiöser Toleranz“. Auf die Frage: „Was halten Sie von diesem Punkte?“ gab Tremel zur Antwort: „Mit diesem Punkt bin ich natürlich vollständig einverstanden.“ Als ihm hierauf entgegnet wurde: „Was? Sie können doch als katholischer Geistlicher nicht religiöse Toleranz verlangen?“ erwiderte Tremel: „Ja, aber auf der religiösen Toleranz ist doch unser ganzes bürgerliches Leben, unsere Staatsverfassung aufgebaut. Sie werden doch um Gotteswillen nicht von neuem die Scheiterhaufen aufrichten und die Ketzer verbrennen wollen!“ „Was Sie da meinen,“ entgegnete ruhig auf diesen Ausfall der Vorsitzende des geistlichen Gerichtes, „ist politische Toleranz, um die handelt es sich hier nicht; Dr. Goldschmit verlangt aber religiöse Toleranz, das ist etwas ganz anderes, die können Sie doch nicht anerkennen.“

„Ich gab“, so schreibt Tremel in der „Augsburger Abendzeitung“ Nr. 60 (1909), „nach und begnügte mich mit der feinen Unterscheidung zwischen religiöser und politischer Toleranz. Mit Wehmut dachte ich an das Wort, das seinerzeit Erzbischof Abert bei der Einweihung der Herz Jesu-Kirche in Nürnberg gesprochen: Toleranz ist ein hartes Wort, es heißt „ertragen“, nicht „ertragen“ sollen wir die Andersgläubigen, sondern lieben.“

Angesichts einer solchen Verwirrung der Begriffe wird es angeraten sein, den prinzipiellen Standpunkt der Kirche zur Toleranz kurz darzulegen.

Was versteht man unter Toleranz? Wann darf bzw. muß dieselbe geübt werden?

Das Wort stammt bekanntlich aus dem Lateinischen und bedeutet soviel als „tragen" oder im übertragenen Sinne „ertragen", „dulden". Toleranz ist demgemäß die Ertragung oder Duldung eines Uebels, speziell eines ethischen Uebels, das an sich nicht sein sollte und deshalb eigentlich bekämpft werden müßte, gegen das man aber nicht reagiert, sondern sich passiv verhält, weil es entweder überhaupt nicht zu ändern ist oder die Verfolgung desselben voraussichtlich mehr Nachteil als Vorteil herbeiführen würde. Hier toleriert man praktisch das Uebel, d. h. man verfolgt es nicht, ohne jedoch damit seinen prinzipiellen Gegensatz zu demselben aufzugeben oder ihm gar zuzustimmen.

Auch Gott duldet die Sünde im Menschen, ohne aufzuhören, die Sünde zu hassen. Bekannt ist das Gleichnis vom Sämann; er läßt das Unkraut mitten unter dem Weizen wachsen, damit nicht dadurch die Guten auf Erden geschädigt werden und die Gerechtigkeit am Tage des Gerichts umso eklatanter hervortreten kann. „Lasset beides mit einander wachsen bis zum Tage des Gerichtes, damit nicht der Weizen mit dem Unkraut ausgerissen wird" (Matth. 13, 30). Auch aus dem Grunde duldet Gott das Böse auf Erden, d. h. er straft es nicht sofort im Täter, um diesem Zeit zur Besserung zu geben.

Also praktisch kann und muß man unter Umständen das Uebel dulden. Die theoretische Duldung eines ethischen Uebels als solches, d. i. aus Grundsatz, würde dagegen entweder eine Zustimmung einschließen oder wäre wenigstens Indifferenz oder Gleichgültigkeit gegen das Böse selbst. Aber auch die praktische Toleranz wird, wenn sie zu weit getrieben, ohne jeglichen Grund geübt, zur sündhaften Schwäche, ja zur Mitschuld am Uebel selbst. Gott ist deshalb, wie eben erwähnt, nie tolerant gegen das Böse als solches, er muß es hassen und verabscheuen, denn sonst wäre er nicht der heilige Gott; wohl aber kann er in seiner Barmherzigkeit Nachsicht üben gegen die Täter des Bösen, um ihnen Zeit zur etwaigen Besserung zu gewähren und nicht durch die sofortige Bestrafung die Guten in Mitleidenschaft zu ziehen.

Also nur aus Gründen tolerirt er die irrende Person, nie aber kann er dies bezüglich des Irrens vom rechten Wege. Deshalb bedeutet Intoleranz in der Sache noch lange nicht Intoleranz gegen die Person; ich kann unnachsichtig und ablehnend gegen einen Irrtum als ein Uebel sein, dagegen voll Nachsicht, Geduld und Liebe gegen den Irrenden.

Auf diesen so wesentlichen Unterschied zwischen Irrtum und Irrenden beruht denn auch die Unterscheidung zwischen theologisch-dogmatischer und praktisch-bürgerlicher Toleranz. Während erstere aus der Natur der Sache widersinnig und stets sündhaft bleibt, kann letztere nicht bloß erlaubt, sondern selbst als geboten erscheinen.

Es ist merkwürdig, daß die Antiultramontanen diesen Unterschied, den doch, ich möchte sagen, jedes Kind mit Händen greifen kann, nicht einsehen und gelten lassen wollen. Selbst Pfarrer Tremel hat ihn nicht gekannt oder erfaßt! Man mutet uns zu, wir sollten jede neben der katholischen Kirche bestehende Religionsgemeinschaft als solche, d. i. als eine wahre und echte Kirche, anerkennen, obgleich Christus nur eine Kirche kann gegründet haben und die „anderen Kirchen" auch wesentliche Verschiedenheiten von der katholischen aufweisen. Nur eine Kirche kann die wahre sein. Das Verlangen, den Irrtum neben der Wahrheit als objektiv gleichberechtigt anzuerkennen, ist einfach unvernünftig und deshalb unsittlich. Gewiß hat jeder Freiheit, zu glauben, was er will und was ihm konveniert, aber man fordere nicht, daß wir diesen seinen, dem unserigen entgegengesetzten Glauben als ebensogut und gleichbegründet halten mit dem, von welchem wir als katholische Christen fest überzeugt sind. Wir können die Ueberzeugung des Andersgläubigen schätzen und ehren, aber nie das Objekt seiner Ueberzeugung, sofern dieses unserem Glaubensobjekte widerspricht. Wenn ich den festen Glauben habe, daß die katholische Kirche im Besitze der Wahrheit und allein die Stiftung Christi sei, dann ist es doch widersinnig, zu gleicher Zeit auch die protestantischen Religionen für echte und deshalb die diesbezüglichen Gemeinschaften als im Besitze der Wahrheit befindlich und ebenfalls als Stiftungen Christi zu erklären. Ich muß eben, sofern ich meine Kirche für die wahre halte, jede andere als eine falsche ablehnen; denn zwei sich in wesentlichen Dingen diametral entgegengesetzte Bekenntnisse können doch unmöglich beide die Wahrheit besitzen. Man müßte ja seine Vernunft vollständig verleugnen, wollte man einen solchen Widerspruch oder logischen Unsinn hinnehmen. Wenn sich die katholische Kirche für die „Säule und Grundfeste der Wahrheit", wie der Apostel sie nennt (1. Tim. 3, 15), hält und ausgibt, wie kann sie dann neben sich eine andere ihr in ihrem Wesen widersprechende Religionsgemeinschaft ebenfalls für die wahre Kirche halten? Würde sie sich damit nicht selbst verleugnen und direkt sich selbst als die wahre Kirche aufgeben? Eine sich selbst verneinende und aufhebende Kirche kann doch nie und nimmer die in der Hl. Schrift als wahre und einzige gezeichnete Kirche Christi darstellen! Wer auch nur ein bißchen Vertrauen auf die Wahrheit der eigenen Sache besitzt, kann deshalb unmöglich neben der eigenen Religion noch eine andere in sachlicher Beziehung auf gleiche Stufe stellen.

Und üben nicht in der Tat gerade die gläubigen Protestanten die dogmatische Intoleranz in Wort und Schrift in der denkbar schärfsten Weise? Man war sowohl in Wittenberg wie in Zürich und Genf allgemein von dem Gedanken durchdrungen, daß nur das wahre und echte christliche Bekenntnis ein Recht auf Existenz und freie Entfaltung habe, daß dagegen der Irrglaube nicht geduldet werden dürfe und daß sogar die rechtgläubige Obrigkeit verpflichtet sei, gegen den Irrtum aufzutreten und die Wahrheit zum Siege zu führen.

Man führt in protestantischen Kreisen zwar ständig die Toleranz im Munde, aber tatsächlich ist gerade der Protestantismus die unduldsamste Religion gegenüber der katholischen Kirche, die er als seinen Todfeind haßt. Wer will es da noch den Päpsten als den Wächtern des katholischen Glaubens verargen, wenn sie auf die Bewahrung der Glaubenseinheit in katholischen Ländern großes Gewicht legten und sich dem Bestreben widersetzten, zu Ungunsten der Glaubenseinheit andere Religionsgemeinschaften als gleichwertige und gleichberechtigte einzuführen?

Einen Religionsirrtum, wo es sich also um einen Irrtum in Sachen des Seelenheiles handelt, als theoretisch gleichgültig oder gar als mit der Wahrheit gleichwertig und gleichberechtigt zu halten, ist denn doch einfach unmoralisch. Der Irrtum als solcher hat nie Existenzberechtigung, zumal nicht der religiöse; ihn auf eine Linie mit der Wahrheit stellen zu wollen, ist ein Verbrechen am gesunden Menschenverstande, eine Mißachtung der Wahrheit, ein Frevel an der Wahrhaftigkeit, eine Verhöhnung aller Logik.

Damit ist aber durchaus nicht ausgeschlossen, daß der Irrende sich in der Ueberzeugung des Besitzes der Wahrheit befinden könne. Ist dies tatsächlich der Fall, so ist es Lehre der Kirche, daß solche im guten Glauben lebende Andersgläubige vor ihrem Gewissen und vor Gott schuldlos sind.

Ferner schließt die Nichtanerkennung oder Verurteilung eines religiösen Irrtums als solchen durchaus nicht Intoleranz gegen die irrende Person in sich. „Liebet die Menschen, den Irrtum aber hasset," diesen Wahlspruch des hl. Augustin haben wir Katholiken ebenfalls zum Grundsatz.

Deshalb hatte auch der Erzbischof von Bamberg ganz recht, wenn er bei der Einweihung der Herz-Jesu-Kirche in Nürnberg sagte: „Toleranz ist ein hartes Wort, es heißt ‚ertragen'; nicht ‚ertragen' sollen wir die Andersgläubigen, sondern lieben." Hätte Herr Pfarrer Tremel einen richtigen Begriff von „Toleranz" gehabt, so hätte er diese Worte seines Bischofs nicht als Gegensatz zu dessen Verhalten gegen ihn in der „Augsburger Abendzeitung" herangezogen.

Endlich hat die dogmatische oder religiöse Intoleranz auch nichts zu tun mit der bürgerlichen oder politischen Toleranz.

Herr Pfarrer Tremel meint zwar, das sei eine „feine Unterscheidung". Nein, diese Unterscheidung ist so allgemein und so selbstverständlich, daß man nur so staunen muß, wie einem katholischen Geistlichen solche nicht geläufig ist. Bürgerliche oder politische Toleranz üben alle katholischen und gemischten Staaten nicht bloß gegen die Personen der Andersgläubigen, sondern gestehen solche auch den nichtkatholischen Religionsgemeinschaften zu, insofern sie als solche von ihnen anerkannt sind. Könnten wir das gleiche auch von allen protestantischen Staaten gegenüber der katholischen Kirche sagen!

Aber alles das ist es auch nicht, was der Jungliberale Verein sich als Programm gesetzt; denn es wäre lächerlich, für das zu kämpfen, was tatsächlich schon existiert. Was derselbe erringen möchte, ist die Anerkennung des Protestantismus als ein mit dem katholischen gleichberechtigtes Religionssystem seitens des Katholizismus, mit anderen Worten: die katholische Kirche soll die protestantische Kirche als mit sich auch dogmatisch gleichberechtigt anerkennen.

Hier freilich will die katholische Kirche von einer „Toleranz“ nichts wissen. Und das mit Recht! Jeder Protestant, wie überhaupt jeder Staatsbürger möge persönlich glauben, was er will (Glaubens- und Gewissensfreiheit), alle nichtkatholischen Glaubensbekenntnisse mögen als Kirchen gesetzlich oder staatsrechtlich anerkannt und gleiche Rechte mit der katholischen Kirche genießen (Parität), die Kirche hindert daran faktisch und praktisch keinen Staat mehr; sie erträgt es, d. h. übt Toleranz.

Aber das kann sie nie und nimmer, den Protestantismus als Religionssystem bzw. als Kirche mit sich selbst für gleichwertig, d. i. für gleich gut und gleich echt, zu erklären. Dieses Unding und diesen Widerspruch in sich selbst mute man doch der katholischen Kirche nicht zu. Auch kein vernünftiger und konsequent denkender Mensch kann dies, er mag einer religiösen Richtung angehören, welcher er wolle.

Deshalb konnte mit Recht das geistliche Gericht Bamberg sein Erstaunen dem Herrn Pfarrer Tremel darüber ausdrücken, daß dieser mit der Forderung des Programmes des Jungliberalen Vereins „vollständig einverstanden“ sei. Wenn er sich dann zwar nach einer Belehrung seitens des geistlichen Gerichts „mit der feinen Unterscheidung zwischen religiöser und politischer Toleranz begnügte“, so gereicht diese jammervolle Erklärung weder seiner katholischen Gesinnung noch seinem theologischen Wissen zur Ehre. — Das ist der „Liberalismus“ eines katholischen Pfarrers.

Fassen wir kurz den gegenwärtigen katholischen Standpunkt bezüglich der Toleranz noch einmal zusammen, so können wir sagen:

1. Die religiöse oder theologisch-dogmatische Toleranz, wonach man jede Religion bezw. Religionsgemeinschaft oder Kirche für objektiv gleich gut und gleich wahr hält, kann die katholische Kirche von ihrem Glaubensstandpunkte aus prinzipiell nie anerkennen.

2. Jedem Menschen steht subjektive Glaubens- und Gewissensfreiheit zu, und der subjektive Glaube oder die Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Religion läßt den unverschuldet Irrenden auch vor Gott und seinem Gewissen schuldlos.

3. Die praktisch-bürgerliche Toleranz ist die persönliche Hochachtung und Liebe, welche man seinem Mitmenschen trotz seines religiösen Irrtums schuldet, sofern dieser seinen Irrtum in seiner Ueberzeugung für Wahrheit hält, also sich unverschuldeter Weise in ihm befindet. Und dieser gute Glaube im Irrenden ist solange anzunehmen, als nicht das Gegenteil feststeht. Diese praktisch-bürgerliche Toleranz oder die persönliche Hochachtung und Liebe gegen Andersgläubige ist jedem Katholiken geboten.

4. Seine religiöse Ueberzeugung frei in der Oeffentlichkeit zu bekennen und sie unbehelligt in Gebet und Gottesdienst zum äußeren Ausdruck zu bringen, ist nur eine Folge der Glaubens- und Gewissensfreiheit, die jedem Menschen zusteht und deshalb vom Staate zu gewähren ist, solange nicht das Naturrecht entgegensteht.

5. Die gleiche Anerkennung verschiedener Religionsbekenntnisse oder Konfessionen auf bürgerlichem, sozialem oder politischem Gebiete seitens der weltlichen Gesetzgebung neben der katholischen Kirche (Parität) ist keinem katholischen Staate verboten, sogar vom Standpunkte der Nützlichkeit und Notwendigkeit infolge veränderter Zeitverhältnisse für ihn selbst geboten.

Wer wird diesen katholischen Standpunkt intolerant nennen?

Erste Lerche.

Noch gestern Frühlingssonnenschein!
Der ließ die erste Lerche steigen.
Froh ihrer Triller Jubelreigen
Dem Herzen perlte Hoffnung ein.

Heut starret weiß das weite Land,
Und dichter wirbeln dicke Flocken.
Hin schwand die Lust. — Nur wehes Locken
Irrt leis am fahlen Furchenrand . . .

Theo Rossel.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Hangen und Bangen ohne Ende.

Wie ein Schiff, das in dichtem Nebel durch die Klippen schleicht, stellt sich seit längerer Zeit die sogenannte Weltpolitik dar. Und neuerdings müssen wir Deutsche gestehen, daß der Vergleich auf unsere innere Reichspolitik nur zu gut paßt. Keine Klärung, keine Erlösung aus Zweifeln und Aengsten, keine Aussicht auf einen befriedigenden Ausweg. Die hochpolitische Lage erscheint durch die serbische Antwort in Wien, die man kurz als ein hinterlistiges Ausweichen unter höhnischer Grimasse kennzeichnen kann, wieder erheblich verschärft. Und in der inneren Lage Deutschlands gesellen sich zu der jämmerlichen Unfähigkeit des Blocks hartnäckige Gerüchte über Verstimmungen in den obersten Regionen und Erschütterung der Bülowschen Stellung.

Etwas Nebel muß sich schon der Politiker wie der Seemann gefallen lassen. Zurzeit geht aber die beklemmende Unsicherheit über das gewohnte Maß hinaus. Wir wursteln fort und fort am Rande des Krachs umher und warten vergebens auf die klärende Tat eines Mannes oder einen Lichtblick der Glückssonne. Monatelang läßt sich ganz Europa von dem Zwergvolk der Königsmörder und Hammeldiebe auf die Folter spannen, und noch länger leidet das deutsche Volk unter den Zuckungen seiner hysterischen Blockpolitik.

Unsicherheit und Unfruchtbarkeit rings umher. Wer trägt die Schuld? Für die Zerfahrenheit im Innern sind die Verantwortlichen leicht zu finden. Wer die hochpolitische Verwirrung auf dem Gewissen hat, ist schwer zu sagen. Aber tröstlich ist in letzterer Hinsicht der Umstand, daß die öffentliche Meinung in Deutschland mit unserer auswärtigen Politik während dieser kritischen Zeit in viel höherem Maße d'accord ist als jemals früher in den letzten Jahrzehnten. Die sonst recht scharfe und laute Kritik an der Führung unserer hochpolitischen Geschäfte schweigt jetzt. Es erheben sich auch keine ernstlichen Zweifel über den rechten Weg. Allgemein erachtet man es als selbstverständlich, daß Deutschland die habsburgische Monarchie unterstützt und deckt, sogar auf die Gefahr einer blutigen Kraftprobe hin. Trotz der bitterernsten Zeiten hat deshalb der verantwortliche Leiter unserer auswärtigen Politik jetzt eine bequemere Aufgabe als zu den Zeiten des Marokkokonflikts oder der Auseinandersetzungen mit England. Damals herrschten Meinungsverschiedenheiten, ob Marokko das gefährliche Spiel wert sei, ob das Liebeswerben gegenüber England die richtige Taktik sei usw. Diesmal ist sich das ganze Volk darüber klar, daß der Fortbestand der verbündeten habsburgischen Großmacht in Frage steht, daß dieser Fortbestand ein Lebensinteresse Deutschlands ist, das alle Opfer rechtfertigt, und daß die offene unbedingte Solidarität die einzig richtige Taktik ist. Jetzt gibt es keinen Zweifel über die Grenzen unserer Pflicht, aber auch keinen Zweifel über die Grenzen unserer Macht. Bei den Zwistigkeiten um afrikanische Interessen oder um Beziehungen zu England macht sich das drückende Gefühl geltend, daß Deutschland keine Seemacht ersten Ranges ist. Die gegenwärtige hochpolitische Krisis hat ihre Wurzel und ihre eventuelle Walstatt auf dem festen Lande, und was wir bei einer Kraftprobe unter den Landmächten leisten können, das weiß man in jeder deutschen Hütte, sogar in jeder sozialdemokratischen Hinterhauswohnung. Das Bewußtsein von unserer Kraft zu Lande erhält auch unter all den beunruhigenden Symptomen die Hoffnung aufrecht, daß die Gegner doch noch vor dem Losschlagen zurückschrecken oder wenigstens eine von Serbien provozierte Züchtigung lokalisiert bleiben werde.

Diese Verhältnisse erleichtern dem Fürsten Bülow seine Tätigkeit im auswärtigen Dienste sehr wesentlich. Um so mehr kann er seine ganze vielgepriesene Kraft und Geschicklichkeit auf die inneren Aufgaben werfen. Er hat auch einen Versuch gemacht durch den Eingriff in die Arbeiten der Finanzkommission, und der Erfolg steht in seiner ganzen Jämmerlichkeit seit 14 Tagen vor den Augen seiner Freunde, die immer größer und größer werden. Furcht und Mitleid sollen nach Aristoteles von der Tragödie ausgelöst werden; das Possenspiel, das die Blockkünstler neuerdings aufführen, erregt auch Furcht und Mitleid. Sonst würden auch die Gerüchte über die erschütterte Stellung des Fürsten Bülow nicht so starken Anklang finden. Bei den bisherigen Verehrern und Anhängern des umgewandelten Kanzlers machen sie noch mehr Eindruck als bei der Opposition. Die einsichtigen Gegner haben sich bekanntlich schon längst auf den Standpunkt gestellt,



daß zur Luftreinigung und Gesundung das Blockexperiment gründlich durchgeführt werden müsse; der Block solle nicht durch einen äußeren Eingriff fallen, sondern sich regelrecht ausleben, um so den einwandfreien Beweis seiner Unzulänglichkeit zu liefern. Darum kann man auch heute noch nicht wünschen, daß es zu einem Kanzlerwechsel käme infolge einer etwaigen Verstimmung, die auf andere Ursachen als die Blockpolitik zurückzuführen wäre. Wir rechnen auch vorläufig nicht mit einer Ueberraschung dieser Art. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist dem Fürsten Bülow noch eine erhebliche Frist gegeben, und zwar nicht bloß in dem Sinne einer „Galgenfrist", sondern auch als Gelegenheit, um durch Erfolge und Verdienste die Scharten auszuwetzen, die sich in der letzten Zeit, namentlich seit den Novembertagen, eingestellt haben. Noch hat er Zeit, um sein Ansehen und seine Stellung neu zu befestigen. Ob er die Kraft dazu hat, ist allerdings nach den jüngsten Proben sehr zweifelhaft.

Allem Anscheine nach wird die ungemütliche Fahrt in dichtem Nebel und zwischen zahlreichen Klippen noch eine Weile fortdauern.

Die serbischen Noten.

Was sich Europa von dem tollen Völkchen hinter Belgrad gefallen läßt, ist wirklich unerhört. Vorige Woche eine Rundnote Serbiens an alle Signatarmächte, jetzt eine Sondernote als Antwort auf die Annäherung Oesterreichs — und die eine ist noch rücksichtsloser als die andere. In der Rundnote erklärt Serbien, es wolle an Oesterreich gar keine Forderungen stellen, weder territoriale noch politische oder wirtschaftliche, aber es übergebe „seine Sache" voll und ganz dem „Tribunal" der Signatarmächte, d. h. es wird auf nichts verzichtet, sondern dem benachbarten Kaiserreich die Exekution seitens der anderen Großmächte angedroht. Auf die besondere Erklärung des österreichischen Gesandten in Belgrad gehörte noch eine besondere Antwort, und die kam erst nach neuntägiger Frist zum Vorschein. Unter Berufung auf die vorhergegangene zweideutige Rundnote weicht darin die serbische Regierung der verlangten Erklärung über ihre Absichten aus und gibt Oesterreich recht deutlich zu verstehen, daß es mit ihm überhaupt nicht verhandeln will. Unter spöttischem Hinweis auf die parlamentarischen Schwierigkeiten in Oesterreich wird dann in herablassendem Tone die Verlängerung des schwebenden Handelsvertrages bis Ende des Jahres offeriert. Um die Note recht zu würdigen, muß man die fieberhaft fortgesetzten Rüstungen Serbiens mit in Betracht ziehen. Eine schroffe Ablehnung aller friedlichen Verständigung in geradezu herausfordernder Form. Die Geduld der habsburgischen Großmacht, die sich zu den täglichen Kosten der Abwehrrüstung von einer halben Million auch noch eine verächtliche Zurückweisung der versuchten Annäherung gefallen lassen muß, wird in der Tat auf die höchste Probe gestellt. Oesterreich wird nun in Belgrad eine deutlichere Sprache führen und direkt nach dem Grund und Zweck der fortgesetzten Rüstungen fragen müssen. Ein Ultimatum soll nach den bisherigen Nachrichten aus Wien erst in zweiter Linie, für den äußersten Fall, in Aussicht genommen sein.

Oesterreich ist in der Solidarität mit Deutschland so stark, daß es sich den Luxus der höchsten Langmut gestatten kann. Möge man die anmaßende Sprache der serbischen Gernegroße erst einmal ihre psychologischen Wirkungen auf Europa ausüben lassen. Allzu scharf macht schartig. Sollte wirklich Herr Iswolsky außer der ersten Note auch noch die zweite „redigiert" haben, so ist er nach unserem Gefühl nicht ganz wohlberaten gewesen. Eine höflichere Sprache der serbischen Regierung hätte den Gegnern Oesterreichs und Deutschlands ihr Bestreben erleichtert, die Schuld auf Oesterreich zu schieben und der panslawistischen Sache Freunde zu gewinnen. Das rücksichtslose Vorgehen muß alle Unbefangenen zurückstoßen. Die Sympathien in den unbeteiligten Ländern sind eben in diesem Fall von sehr großer, vielleicht entscheidender Bedeutung. Die Hauptsache ist ja die Haltung Frankreichs. Die gegenwärtige Regierung in Frankreich hat sich bisher — das müssen auch ihre Gegner anerkennen — um die Erhaltung des Friedens verdient gemacht. Diese Haltung würde gefährdet sein, wenn sich in der öffentlichen Meinung Frankreichs ein Umschwung zugunsten der Serben und zu ungunsten Oesterreichs einstellte. Dies ist aber sehr unwahrscheinlich angesichts des widerwärtigen Benehmens der Serben.

Was England eigentlich will oder wollen wird, ist schwer zu sagen. Die gegenwärtigen Minister in London haben bekanntlich in Sachen des Krieges oder Friedens nichts zu sagen; das macht König Eduard ab, ohne dabei zu reden. König Eduard ist in Paris gewesen. Einige wollen bemerkt haben, daß seitdem die Sprache der dortigen Presse schärfer geworden sei. Aber etwas Beunruhigendes ist noch nicht hervorgetreten. Daß die englischen Chauvinisten einen Krieg unter den Kolonialmächten wünschen, um bei der Gelegenheit die Vernichtung der deutschen Flotte und sonstige Vorteile einzuheimsen, ist eine alte Geschichte. Doch wenn diese alten Bestrebungen bisher an der Vorsicht Frankreichs gescheitert sind, warum sollte man annehmen, daß nunmehr Frankreich gerade wegen des wildfremden und nichtsnutzigen Serbiens sich in das Abenteuer stürzen würde, das es bisher weder wegen Marokkos, noch sogar wegen Elsaß-Lothringens gewagt hat?

Eine bedeutende Stütze der Friedenshoffnung ist der vollzogene Ausgleich zwischen der Türkei und Oesterreich. Wenn die Panslawisten einen Krieg erzwungen hätten, während die Türkei noch mit Oesterreich verfeindet war, so hätten sie nicht bloß einen kräftigen Bundesgenossen, sondern auch ein Mittel zur Erwerbung von Sympathien in Europa gehabt. Jetzt hat sich das Blatt so gründlich gewendet, daß die Türkei sogar als Mitkämpfer Oesterreichs in Rechnung zu stellen ist. Die Panslawisten sind nämlich der Pforte mit der Zumutung gekommen, sie solle im Sandschak Novibazar die von Serbien verlangten Kompensationen leisten. Von diesem Vorgehen gegenüber der schon übergenug amputierten Türkei gilt auch das Wort, daß allzu scharf schartig macht.

Alles in allem genommen, kann man sich kaum vorstellen, daß Herr Iswolky wirklich die Absicht hat, durch Serbien einen europäischen Krieg entfesseln zu lassen. Das Vorgehen der Serben auf eigene Faust erscheint zwar immer noch gefährlich genug; doch bleibt die Hoffnung, daß im ungünstigen Fall, wenn die Serben sich durchaus nicht im guten raten lassen wollen, die österreichische Züchtigungsexpedition lokalisiert bleibt. Es läßt sich aber auch noch ein unblutiger Ausweg denken. Die Berliner Regierung hat neulich noch halbamtlich vor der Oeffentlichkeit festgestellt, daß alle Großmächte bisher einig gewesen seien in der Ansicht, eine Konferenz könne nur auf Grund eines festumgrenzten Programms nach vorheriger Verständigung über die Einzelheiten desselben stattfinden. Wenn Rußland allein oder in Verbindung mit den anderen Mächten nun die Serben auffordert, ihre Forderungen zum Zwecke des unumgänglichen Meinungsaustausches bekanntzugeben, so können auf diesem Umwege die Verhandlungen mit Oesterreich doch in Gang kommen. Die Lage ist ernst, aber sie ist noch nicht aussichtslos.

Das unglückselige Blockkompromiß.

Auch die ältesten Praktiker in der Politik werden sich schwerlich eines ebenbürtigen Vorgängers dieses Kompromisses erinnern. Großmächtig war sein Ursprung unter der Initiative und Leitung des Fürsten Bülow selbst und unter der Fahne des Blockprinzips. Und jämmerlich, geradezu jämmerlich war sein Schicksal: alsbald verlassen von seinen Freunden und preisgegeben von seinen eigenen Eltern. Kein Mensch will von dieser „Spottgeburt aus Dreck und Feuer" noch etwas wissen.

Die natürliche Folge davon ist, daß die Nachlaßsteuer sich wieder in den Vordergrund drängt. Wie sollte es anders sein? Eine Heranziehung des Besitzes ist unbedingt nötig. Die Heranziehung mittels des Antrags Herold (unter Schonung der Rechte der Einzelstaaten) wäre zwar schwierig, doch möglich gewesen. Die Heranziehung auf dem Wege des Kompromisses ist absolut unmöglich, da zu der materiellen Belastung der Einzelstaaten auch noch die moralische Enthauptung sich gesellen soll. Also bleibt nur die alte Nachlaßsteuer als letztes Hilfsmittel in Sicht. Die konservativen Blätter wehren sich leidenschaftlich gegen den auferstandenen Scheintoten. Aber sie haben sich die Gefahr selbst zuzuschreiben. Denn als sie das Zentrum „ausschalteten", fielen sie in die Gewalt der Blocklinken, die auf Nachlaßsteuer oder direkter Reichsvermögenssteuer mit Fanatismus besteht.

Das einzige „Verdienst" des vorgespiegelten Kompromisses ist die Ueberleitung der Beratungen auf die indirekten Steuern. Aber die Unfähigkeit des vielgepriesenen Blockreichstags zeigt sich auch da. Die Tabaksteuer ist an eine Subkommission verwiesen, weil man nicht wußte, was man an Stelle der verschmähten Banderole setzen soll. Kein Wunder, daß man von Vertagungen bis zum Herbst redet!



Zum Fall Tremel.

Von M. Billinger.

Wieder geht ein „Sturm der Entrüstung" durch den liberalen Blätterwald. Die schärfsten und vergiftetsten Waffen werden aus dem liberalen Arsenal hervorgeholt, um gegen die katholische Kirche zu wüten, als da sind: Inquisition, Gewissenszwang, mittelalterliche Intoleranz, gewaltsames Niederdrücken aller fortschrittlichen und freiheitlichen Bestrebungen, Staats- und Kulturfeindlichkeit, unerhörte Verhöhnung der bayerischen Staatsverfassung und dergl. (vergl. z. B. „Augsburger Abendztg." Nr. 66, „Fränk. Kur." Nr. 120, „Frankf. Ztg." Nr. 66).

Unter sotanen Umständen ist es stets heilsam, sich ruhig zu fragen, worum es sich eigentlich handelt. Eine Panik entsteht nämlich meist nur, wenn die Leute den Kopf verlieren. Daher vor allem kaltes Blut und den Fall Tremel ruhig angeschaut.

Die letzte Zeit hat uns in Bayern eine neue Spezialität gebracht: katholische Geistliche, die für den Liberalismus eintreten. Wenn es sich dabei um eine gelegentliche Entgleisung einzelner Herren handelte, könnte schließlich des lieben Friedens willen die geistliche Behörde ein Auge zudrücken und denken: „Es muß auch solche Käuze geben."

Anders steht die Sache, wenn ein katholischer Priester in voller Oeffentlichkeit für den Liberalismus eintritt und sich als Paradeexemplar von den Liberalen ausgeben läßt. Bei dem zweifellos kirchenfeindlichen Charakter des Liberalismus, besonders des Jungliberalismus (um den es sich hier handelt), ist ein Einschreiten der kirchlichen Behörde dann nicht zu vermeiden, soll nicht das katholische Volk in einer sehr ernsten Frage von seinen eigenen Priestern irregeführt und geärgert werden. Das ist der Kern des Falles Tremel.

Schon am 5. April 1908 hatte der Erzbischof von Bamberg, Dr. von Abert, dem Pfarrer Tremel in Volsbach verboten, in einer öffentlichen (liberalen) Versammlung zu sprechen. Trotzdem trat Tremel am 22. Januar 1909 wieder im Jungliberalen Verein Bayreuth auf. Daraufhin wurde er vom Bamberger Ordinariate zur Rechenschaft gezogen, vernommen und unter Androhung der Suspension zur Leistung einer Abbitte verurteilt (9. bzw. 25. Febr.). Da Tremel diese Abbitte nicht leistete, ward die Suspension vollzogen und Herr Gregor Kümmelmann, bisher Subregens am Bamberger Priesterseminar, zum Pfarrvikar in Volsbach ernannt.

Das ist der Verlauf eines einfachen kirchlichen Disziplinarverfahrens, wie wir es ähnlich auch im Staatsleben öfters sich vollziehen sehen: der renitente Beamte wird entfernt. Die Gründe, die von der bischöflichen Behörde gegen Tremel angeführt werden, berühren nicht das hohe politische Gebiet; sie sprechen von gegebenem Aergernis und Ungehorsam.

Was die ganze Angelegenheit zum „Fall" gemacht hat, ist ihre Beziehung zum Liberalismus und zum Jungliberalismus, welch letzterer seine Wirksamkeit in München und Bayern einst mit der bezeichnenden Parole eröffnet: „Hinaus mit dem Pfaffengeist aus der Schule." Die Liberalen merken, daß da für sie etwas auf dem Spiele steht. Man kann es ihnen menschlich nachfühlen, wie unangenehm ihnen diese offizielle Demaskierung sein muß, dazu noch von einer Seite, die sie anläßlich der letzten Reichstagswahl mit so viel Lob überschüttet haben. Mehr als anderswo sind die Liberalen in Bayern auf das Fischen im trüben angewiesen.[1]) Daher ihre Entrüstung über diese Konstatierung ihrer Kirchenfeindlichkeit. Zwar preisen sie in tausend Schriften und Reden die „Freiheit der Wissenschaft", die „moderne Bildung", die „Toleranz", die „Geisteserrungenschaften" — aber die guten Katholiken dürfen nicht merken, daß mit diesen blendenden Phrasen nur die katholische Kirche getroffen werden soll. Wohl sehen wir die Liberalen eintreten für Jesuitengesetz, Zurückdrängen der Kirche aus der Schule und Oeffentlichkeit, sehen sie Partei ergreifen für jede Opposition gegen die Kirche — aber wir sollen uns einreden lassen, das alles gelte dem Ultramontanismus, nicht der Kirche.

[1]) Eine überaus bittere Lektion erteilte der Chefredakteur der sozialdemokratischen „Fränkischen Tagespost", Kurt Eisner, einer von 1200 Personen besuchten Demonstrationsversammlung des Jungliberalen Vereins Nürnberg (am 12. März). Der sozialdemokratische Redner, bei seinem Erscheinen von den Jungliberalen freundlich begrüßt, warf den Liberalen vor, daß sie zu der Maßregelung des Lehrers Hoffmann (Pfalz) wegen seines Bekenntnisses zur Sozialdemokratie geschwiegen hätten. Dann fuhr er fort: Der Fall Tremel sei lediglich der Ausdruck der konsequenten Haltung der katholischen Kirche, entsprechend ihren Prinzipien und ihrem Programm. Entweder unterschreibt ein katholischer Priester das katholische Schulprogramm, dann kann er nicht Mitglied der liberalen Partei sein; oder er unterschreibt es nicht, dann kann er nicht mehr katholischer Priester sein. Der katholischen Kirche könne man keinen Vorwurf machen, daß sie katholisch ist. Ob die katholische Kirche einen liberalen Priester duldet, ist eine Frage ihrer inneren Verfassung. Daraus folgert der Redner, daß der Kirche das Recht zusteht, einen ungehorsamen Priester dem Disziplinarverfahren zu unterwerfen, ja selbst abzusetzen.

Es gibt törichte Katholiken, die sich wirklich täuschen lassen — soweit sie noch belehrbar sind, können für sie Fälle wie der des Pfarrers Tremel lehrreich sein; denn bei solcher Gelegenheit offenbart sich die wahre Natur des Liberalismus mit einer ganz unzweideutigen Heftigkeit. Was z. B. die „Augsburger Abendztg." sich in diesen Tagen an Ausfällen gegen das bischöfliche Urteil und die Kirche überhaupt geleistet hat, läßt keinen Zweifel an ihrem Kirchenhasse aufkommen.[2]) Auch die „parteilose" „Münchener Zeitung" hat dabei kein Hehl aus ihrer Gesinnung gemacht. Spricht sie doch in Nr. 57 (10. März) von einer „Brüskierung der Krone", einer „Demonstration gegen die weltliche Macht". Uns kann es nur recht sein, wenn allseits Farbe bekannt wird. Die katholische Sache fährt dabei am besten.

In den Artikeln der liberalen Presse wird immer wieder die Anklage erhoben, dem Pfarrer Tremel werde die Freiheit in politicis beschnitten oder versagt. Das ist auch so ein liberales Taschenspiel. Gewiß spielt die Politik in den Fall Tremel hinein; aber nicht die politische, sondern die kirchliche Seite des Falles hat die Behörde zum Einschreiten veranlaßt. Dasselbe Ding kann nämlich zwei Seiten haben. Hätte Pfarrer Tremel in einer rein politischen Frage sich geäußert (etwa über Finanzreform, Militär- oder Marinefragen), so hätte man ihn ruhig seiner Wege gehen lassen. Aber Anschluß an eine offenbar kirchenfeindliche Partei — und das hat die kirchliche Behörde zu beurteilen — ist eine die Kirche sehr interessierende Sache, und sie hat das Recht und die Pflicht, gegen solche Extravaganzen ihrer Priester vorzugehen. Dabei fällt die kirchliche Behörde ihr Urteil über die liberale Partei als solche, ihr Programm und ihre Tendenzen, nicht über die einzelnen liberalen Anhänger. Durch Mangel an Logik wird es nämlich möglich gemacht, daß ein Liberaler zugleich ein guter Katholik sein will. Das ändert aber nichts an dem Charakter der Partei.

Auf die Einzelheiten des Bamberger Prozesses und Urteils einzugehen, liegt keine Veranlassung vor. Das kirchliche Recht wird man dem Erzbischöflichen Ordinariat nicht bestreiten können, und bei der Gewissenhaftigkeit, mit der in Bayern die kirchenpolitischen Gesetze auch kirchlicherseits gehandhabt werden, spricht die Annahme von vornherein dafür, daß auch das staatliche Recht und die Verfassung gewahrt ist.

Bekanntlich hat Pfarrer Tremel gegen seinen kirchlichen Vorgesetzten den landesherrlichen Schutz angerufen. Nach allgemeinem Kirchenrecht steht auf solcher Appellation die Exkommunikation, die ipso facto eintritt, wenn die staatliche Gewalt auf die Anrufung reagiert. (Constitutio „Apostolicae Sedis" 12. Okt 1869.) Nun hat ja Bayern noch seine §§ 52—55 der 2. Verfassungsbeilage, die offenbar den Pfarrer Tremel zu seinem Appell angeregt haben. Wir hätten also hier ein spezielles Recht. Aber — und das ist die Hauptsache — die Kirche hat dieses „Recht" niemals anerkannt, ja dagegen protestiert, so daß jene Paragraphen

[2]) Geradezu grotesk waren die von der ganzen liberalen Presse übernommenen Wutausbrüche dieses Blattes gegen den Apostolischen Nuntius. Msgr. Frühwirth sei, so hieß es in Nr. 68 der „Augsb. Abendztg.", eigens nach München gekommen, um jede freiheitliche Regung zu unterdrücken. Ein bissiger Seitenhieb gegen den früheren Dominikaner-General war in folgende liebliche Form gekleidet: „Die Dominikaner haben uns im Mittelalter die Segnungen der Inquisition gebracht. Sollen sie auch im modernen Staat die Folterkammern und Scheiterhaufen wieder errichten trotz aller Verfassungseide? Soll das der Segen des deutsch redenden Nuntius sein?" Zwei Tage darauf las man es in fast allen liberalen Blättern umgekehrt. Der Münchener Korrespondent der „Frankfurter Zeitung" hatte den Nuntius selbst befragt und von diesem die Auskunft erhalten, er wisse von dem Fall Tremel zunächst nur aus den Zeitungen. Wenn der Fall amtlich an ihn herantrete, was noch lange dauern könne, werde er in voller Achtung vor den staatsbürgerlichen Rechten den Standpunkt der Kirche vertreten und mit der ihm gewohnten milden Auffassung Stellung nehmen. In Nr. 70 berief die „Augsburger Abendzeitung" sich bereits auf eine von anderer sehr gut unterrichteter Seite herrührende Information der „Frankfurter Zeitung", „die ganze diplomatische Tätigkeit des Nuntius bewege sich in durchaus versöhnlicher Richtung".

kirchenrechtlich unwirksam sind. Nun soll nach den „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 112) Erzbischof v. Abert in einem Schreiben den Pfarrer Tremel darauf aufmerksam gemacht haben, daß er der Exkommunikation verfalle, wenn er den landesfürstlichen Schutz anrufe. Die „Augsb. Postztg." Nr. 58 (12. März) brachte inzwischen den authentischen Wortlaut der erzbischöflichen Antwort vom 6. März, die mit den Worten schließt: „Bezüglich der Appellatio tamquam ab abusu aber dürften Ihnen (Tremel) die hierüber bestehenden kirchlichen Bestimmungen nicht unbekannt sein." Damit wird, wenn auch nicht ausdrücklich, so doch implicite die kirchenrechtliche Nichtanerkennung der obigen Verfassungsparagraphen dargetan. Das ist gewiß im Interesse der Klarheit nur zu begrüßen. Vielleicht teilen viele Leser mit dem Schreiber dieser Zeilen für die Kirche den Wunsch: Weniger Paragraphen, mehr Freiheit. Im übrigen wird wohl über dem Falle Tremel weder die Kirche noch Bayern zugrunde gehen.

Der bayerische Thronfolger über die Freiheit der Wissenschaft und Wahrheitsforschung.

Bei Gelegenheit der 150jährigen Jubelfeier der Münchener Akademie der Wissenschaften hielt der als Stellvertreter des Prinzregenten zur Festtafel erschienene **Prinz Ludwig**, welcher Ehrenmitglied der Akademie ist, eine bemerkenswerte Tischrede. Der bayerische Thronfolger liebt es, in seinen Ansprachen irgend einen grundsätzlichen Gedanken in bestimmt umschriebener Form herauszustellen. So auch diesmal. Der Präsident der Akademie, Geheimrat Prof. Dr. v. Heigel, hatte seine Festrede in der großen Jubiläumsfeier am Vormittag mit den Sätzen geschlossen:

„Wer sich dem Dienst der Wissenschaft widmet, darf immer nur, wie Moses auf dem Dschebel Musa, einen Blick ins gelobte Land werfen. Zur vollen Wahrheit wird die Forschung niemals vordringen, aber auch schon das Streben nach Wahrheit ist ein hohes Glück. Wir alle nehmen daran teil. Wir alle, welche Gegensätze auch in unserem Kreis bestehen mögen, sind in redlichem Willen eins, wir alle, mögen wir in den Sternen oder in der Seele des Menschen forschen, die Schicksale der Völker oder den Leisegang einer tückischen Seuche verfolgen, wir alle haben nur ein Ziel, eine Absicht: möglichst beste Erkenntnis, um höherem Menschentum immer näher zu kommen. Lassen Sie mich mit dem Wunsche des großen Geologen Leopold von Buch schließen: „Gott schütze die Freiheit der Akademien", welche zum regen Leben reiner Wissenschaftsmänner notwendig ist!"

Bei der Festtafel erwiderte Prinz Ludwig auf den ihm dargebrachten Trinkspruch des Präsidenten, indem er zunächst bemerkte, daß er, wenngleich Ehrenmitglied der Akademie, auf den Titel eines Gelehrten keinen Anspruch erhebe; denn er habe nicht viel geschrieben, bringe aber vielen Dingen, die in der menschlichen Interessensphäre liegen, volles Interesse entgegen. In bezug auf Gelehrsamkeit unterscheide er sich sehr von seiner Schwester (Prinzessin Therese), welche selbst Schriftstellerin sei, sowie von Herzog Karl Theodor, der speziell als Augenarzt wirke. Er habe sich der Volkswirtschaft zugewandt und glaube, daß es die Aufgabe eines Mitgliedes des regierenden Hauses sei, nicht nur für das geistige, sondern auch für das wirtschaftliche Wohl des Landes tätig zu sein, und freue sich, daß seine Bestrebungen vielseitigen Anklang fanden. Der Prinz fuhr sodann fort:

„Ich komme nun auf die Festrede des Präsidenten bei der Jubiläumsfeier zu sprechen, in der er ein hochinteressantes Bild von der Entwicklung der Akademie gegeben hat. Er hat gezeigt, wie die verschiedenen Zeitläufte auf die Akademie eingewirkt haben, und wie sich die Akademie zu der Stellung emporgerungen hat, die sie heute einnimmt. Der Präsident hat von Freiheit und Wahrheit gesprochen. Gewiß ist die Freiheit eine schöne Sache; sie muß aber so verstanden werden, daß die Ansichten über die Freiheit, die andere haben, ebenso respektiert werden wie die eigenen, und der Weg zur Wahrheit — welche Wahrheit immer ein und dieselbe ist, da es keine zweierlei Wahrheiten gibt — muß jedermann freistehen."

Auf dem Hintergrunde der in der Presse noch in den jüngsten Tagen fortgesponnenen Kämpfe gewisser Wortführer der sog. Hochschullehrertage, welche die Reinkultur einer monopolisierten „Voraussetzungslosigkeit" bis zur Ausschaltung und allmählichen Beseitigung der theologischen Fakultäten treiben möchten, kann über den tieferen Sinn dieser Sätze kaum ein Zweifel sein.

Zum Schluß begrüßte der Prinz die Entwicklung der Akademie über die engen bayerischen und deutschen Grenzen hinaus zur heutigen Internationalität der Akademien, die jetzt eine gemeinschaftliche, große wissenschaftliche Körperschaft bilden.

Die politische Lage in Dänemark.

Von

Joh. Gustav Haas, Kopenhagen.

„Den store Dag" — „der große Tag" — überschrieb am 13. Febr. die dänische „National-Zeitung", das Hauptblatt der Rechten, einen Artikel, der sich mit der vorausgegangenen bedeutungsvollen Rede des Forsvars-(Landesverteidigungs-)Ministers Neergaard befaßt. Tatsächlich war denn auch der 12. Februar ein wirklich großer, bedeutungsvoller Tag für das kleine Dänemark und seine innere wie äußere Politik, wenn auch die endgültige Entscheidung über die wichtige Frage der Landesverteidigung und das vom Minister diesbezüglich entrollte Programm erst bei den demnächstigen Wahlen fallen wird, wo das Volk selbst mit dem Wahlzettel entscheidet, wie es sich zu dieser „Lebensfrage" Dänemarks stellt.

Es handelt sich also um militärische Maßnahmen und mit diesen gegebene hohe Mehrausgaben, die zur effektiven Aufrechterhaltung und Respektierung der Neutralität Dänemarks erforderlich erachtet werden. Die sogenannte Forsvars-Sache hat Dänemark seit langen Jahren in Atem und Aufregung erhalten, weil es sich um eine sehr wichtige, aber auch in das dänische Volksleben sehr einschneidende Frage handelt, zu welcher sich die Bevölkerung keineswegs einheitlich stellt, vielmehr sich in die verschiedensten Ansichten und „Lager" teilt. Drei Hauptrichtungen treten hervor. Die Einen — Vertreter der äußersten Linken und namentlich der Sozialdemokratie — verhalten sich glattweg ablehnend gegen jederlei militärische Ausgaben, treten vielmehr für Abschaffung allen Militärs und Verkauf allen Kriegsmaterials ein. Obwohl diese radikale Richtung den schönen Namen Forsvars-Nihilismus eingeerntet, findet sie doch viele Vertreter auch unter den nichtradikalen und nichtsozialdemokratischen Elementen der Bevölkerung, weil man einerseits den Standpunkt teilt, im Ernstfalle lasse sich das Ländchen trotz erhöhter Militärausgaben und -maßnahmen doch nicht gegen einen übermächtigen Gegner halten, weshalb die reklamierten Millionen besser zu kulturellen und sozialen Aufgaben verwendet statt zum Fenster hinausgeschüttet würden, und man sich anderseits der Hoffnung hingeben zu dürfen glaubt, die Großen würden schon die Neutralität der Kleinen respektieren.

Eine zweite Richtung in der Forsvars-Sache, die den gerade entgegengesetzten Standpunkt einnimmt, findet ihre Vertreter unter der „Rechten" und der „Militärpartei". Diese verlangt unter anderem Neubefestigung Kopenhagens zu Wasser und zu Lande.

Die dritte, mehr die Mitte haltende Richtung wird hauptsächlich vertreten von der gemäßigteren Linken. Diese will mitgehen zu einer verstärkten Seebefestigung der Hauptstadt, weist aber jede gleichzeitige Landbefestigung als überflüssig von der Hand.

Diese drei verschiedenen Hauptansichten, die jede einzelne wieder ihre Schattierungen hat, führten und führen seit Jahren eine ziemlich erbitterte Preßfehde gegeneinander, bei der es zuweilen trotz des sonst so sanften und gemütlichen Charakters des Dänen etwas unparlamentarisch herging.

Da erschien nun am 12. Februar „der große Tag". Das Ministerium Neergaard, welches nach der Alberti-Affäre das zurückgetretene Ministerium Christensen abgelöst, beziehungsweise eigentlich bloß umgemodelt hatte, weil die meisten Minister vor wie nach der Venstre-(Links-)Partei angehören und sogar im alten Ministerium Christensen entsprechende Portefeuilles bekleidet hatten, so z. B. Neergaard selbst — dies Ministerium hatte sich also nun zur Landesverteidigungsfrage zu äußern. Neergaard, ein alter und nicht unfähiger Parlamentarier, entwickelte sein lange und mit Spannung erwartetes Programm. Hof- und Ministerlogen waren voll besetzt, das Militär sehr stark vertreten. Alles hing gespannt an den Lippen Neergaards, der ruhig, sachlich, fast mit Zurückhaltung sprach. Die meisten hatten wohl erwartet, daß er als Venstre-Mann und Venstre-Minister im alten und neuen Kabinett auch den Venstre-Standpunkt in der Forsvars-Sache vertreten, nämlich die See-Befestigung Kopenhagens anempfehlen, die gleichzeitige Landbefestigung aber ablehnen würde. Daher sahen sich viele, je nach dem Parteistandpunkte, froh oder auch „gemischtgefühlig" überrascht, als er sich mit kurzen, klaren, festen Worten im großen und ganzen auf den Standpunkt der „Höjre", der „Rechten", stellte, neben der See- auch eine neue Landbefestigung Kopenhagens auf sein



Programm schrieb und — um seiner Sache den nötigen Ernst und Nachdruck zu verleihen — von der Annahme resp. Durchführung desselben Sein und Nichtsein seines Kabinetts abhängig machte.

Seine Vorschläge lauteten:

1. Elf Millionen Kronen zur Verstärkung von Kopenhagens See-Befestigung;

2. achteinhalb Millionen Kronen zur Anlage von Küstenbefestigungen auf und bei der Insel Seeland;

3. zehneinhalb Millionen Kronen zur Anlage einer Reihe vorgeschobener Befestigungswerke auf der Landseite Kopenhagens, damit die Hauptstadt vor einer feindlichen Ueberrumpelung sichergestellt sei.

Dagegen sollten, wenn diese Maßregeln etwa im Verlaufe von 8—10 Jahren durchgeführt seien, die heutigen Landbefestigungswerke Kopenhagens, soweit sie dann nicht mit in die verstärkte Seebefestigung einbezogen seien, desarmiert werden.

Neergaard begründete seine Vorschläge also:

1. Soll Dänemarks Neutralität in einem Kriegsfalle zwischen Großmächten respektiert werden, so dürfen wir hierin nicht ausschließlich vom guten Willen der kriegführenden Parteien abhängig sein, sondern wir müssen uns diese Neutralitäts-Berücksichtigung zum größten Teile eventuell erzwingen, indem wir uns militärisch so stark machen und in einen solchen Verteidigungszustand setzen, daß es jeder Großmacht zwar nicht unmöglich, aber doch zu opferschwer gemacht wird, sich durch Kränkung unserer Neutralität eines kriegerischen Vorteiles zu bemächtigen.

Setzt sich Dänemark nicht in diesen relativ-effektiven Verteidigungszustand, dann wird beim Ausbruche von Feindseligkeiten zwischen Großmächten jede derselben über uns herfallen trotz unserer „Neutralität" und sich der strategisch äußerst wichtigen dänischen Hauptstadt bemächtigen, unter dem Vorgeben, wir seien nicht imstande, die andere Macht an der Besetzung unseres Landes zu verhindern und unsere Neutralität zu erzwingen. Wir seien daher wirklich kein „neutrales" Land und daher: primo occupanti. Schlimmer aber sei noch, daß nach Einstellung der Feindseligkeiten Dänemark, weil „unselbständig", seiner Selbständigkeit verlustig erklärt und daher seiner nationalen Eigenheit beraubt würde.

2. Zu einer wirksamen Erzwingung des gewünschten Neutralitätsrespektes sei vor allem — dieser Programmpunkt richtet sich gegen die radikalen Forsvars-nihilister — eine stärkere Seebefestigung Kopenhagens vonnöten. Denn ein unzureichend von der See her befestigtes Kopenhagen sei im Falle einer Seeschlacht zweier Großmächte — es schwebt stillschweigend immer die „große Abrechnung" zwischen England und Deutschland vor Augen — der schönste Flottenstützpunkt für beide, den man sich denken könne. Daher müsse der Appetit danach durch eine geeignete Befestigung und Verteidigung seewärts möglichst herabgemindert, wenn nicht gar völlig genommen werden.

3. Neben der stärkeren Seebefestigung der Landeshauptstadt sei aber — dieser Punkt richtet sich gegen die gemäßigte Linke — auch eine gleichzeitige bessere Wehr derselben nach der Landseite unumgänglich, zwar nicht durch einen eigentlichen Festungsring, sondern durch weiter hinausgeschobene befestigte Werke und Schanzen.

Diese Landbefestigung Kopenhagens sei vonnöten aus zwei Gründen. Einmal aus dem militärischen Gesichtspunkte, damit auf diese Weise Kopenhagen vor einer Ueberrumpelung von der Landseite her sichergestellt und so im Ernstfalle die Mobilisierung und Zusammenziehung der dänischen Truppen überhaupt ermöglicht werde. Zweitens aber aus dem mehr politischen Grunde, damit Dänemark sich nicht durch verstärkte Seebefestigung Kopenhagens bei gleichzeitiger völliger Nichtberücksichtigung der Landseite den Anschein gebe, als mißtraue es dem einen Nachbar (England) mehr als dem anderen, oder als begünstige es stillschweigend den einen (Deutschland) vor dem anderen. Das widerspreche Dänemarks auslandspolitischem Programm, welches laute: Unbedingte Neutralität — nach jeder Seite, keinerlei Allianzpolitik nach irgendwelcher Seite.

Nach Vorlegung dieses Programms fügte Minister Neergaard noch ein Wort zu seiner Selbstrechtfertigung hinzu. Man halte ihm vielleicht vor, wie er als Venstre-Mann und Präsident eines größtenteils Venstre-Ministeriums zum Programm der Hojre-Partei übertreten könne. Darauf antworte er, bessere Einsicht in die militärischen und auslandspolitischen Verhältnisse Dänemarks hätten ihn zu der Einsicht gebracht, daß das vorgelegte Programm vom Heile seines Vaterlandes diktiert werde, und keine Partei, auch die eigene nicht, könne einen Mann verpflichten, seinen Horizont nicht mehr weiter auszudehnen.

Das war gesprochen wie ein Mann. Neben dieser männlichen Geradheit und Festigkeit zeigte Neergaard aber auch einen bedeutenden Grad von Geschicktheit und Klugheit darin, daß er sein Programm just am 12. Februar vorlegte.

Am 11. Februar hatte nämlich die Stadt Kopenhagen die Erinnerung an ihre vor 250 Jahren stattgefundene Bestürmung durch den Schwedenkönig Karl Gustav gefeiert, welche durch den einträchtigen Opfermut der Bürger aller Stände und Klassen abgeschlagen wurde. Ein günstigerer Zeitpunkt zur Einbringung eines Gesetzesvorschlages, der die Verteidigung Kopenhagens und durch diese die Aufrechterhaltung der politischen Selbständigkeit des Landes zum Ziele hat, als der Tag nach einer solchen patriotischen Erinnerungsfeier läßt sich kaum denken, zumal die beständige Hindeutung auf diesen großen Erinnerungstag und die ihm zugrunde liegenden patriotischen Taten seit Wochen und Monaten der geeignetste Boden für eine der Annahme des Gesetzes günstige Propaganda waren, woran die Sozialdemokratie mit ihrer hämischen Bemäkelung und Herabsetzung des „ganzen Erinnerungsrummels" und ihrem ostentativen Fernbleiben von jeder damit zusammenhängenden Festlichkeit wohl wenig geändert haben wird.

Landtag und Regierung in Hessen gegen die Schundliteratur.

In der Zweiten Kammer der hessischen Stände kam am 12. März bei der Beratung des Etats des Ministeriums des Innern u. a. der heillose Einfluß der Schundliteratur auf die heutige Jugend zur Sprache. Nach dem Berichte der „Darmstädter Zeitung" (Nr. 61 vom 13. März 1909) schnitt der nationalliberale Abg. Dr. Osann die Frage an. Redner wies auf die schweren Schäden hin, die unter der Jugend durch Detektivromane, kinematographische Vorstellungen u. dgl. angerichtet würden, und bittet die Regierung, Mittel und Wege zu suchen, um diesem Unfug zu steuern.

Als Regierungsvertreter antwortete Geheimrat Dr. Eisenhuth: Mit der Frage der Schundliteratur beschäftigte sich die obere Schulbehörde schon seit längerer Zeit. Es herrsche in dieser Beziehung ein so heilloser Zustand, daß die Angehörigen aller politischen Parteien und aller religiösen Bekenntnisse mitwirken müßten, diesen Krebsschaden zu beseitigen. Kürzlich sei an das Ministerium ein Gesuch gelangt, diesem Unfug zu steuern. Diesem Gesuch hätten Proben von Schundliteratur beigelegen, die so niederträchtig gemein gewesen seien, daß kein Ausdruck dafür zu derb sei. Es sei vorgekommen, daß bei einem einzigen Jungen etwa hundert solcher Bücher gefunden worden seien. Die Regierung werde diesem Unfug mit allem Nachdruck und aller Energie entgegentreten im Bewußtsein, dabei alle Parteien hinter sich zu haben. Die Schulleitung habe allerdings nur einen beschränkten Einfluß, vor allem müßten die Eltern dabei mitwirken, indem sie ihren Kindern nicht zu viel Geld in die Hand gäben und die Verwendung dieses Geldes überwachten, ebenso den Besuch der Kinematographen durch ihre Kinder; denn diese böten nichts, was den zahlreichen Besuch von Kindern rechtfertige.

Minister des Innern Dr. Braun: Er halte die erörterte Frage für so wichtig, daß er sich für verpflichtet halte, festzustellen, daß er in jeder Beziehung sich mit den Ausführungen des Vorredners einverstanden erkläre. Richtig sei allerdings, daß das Verbrechen, das durch Schundliteratur und kinematographische Vorstellungen an der Jugend verübt werde, weniger die Schulleitung als die Gewerbepolizei angehe. Gerade hier müsse aber auch die Schule ganz besonders auf die Hilfe der Eltern rechnen.

Abg. Köhler (wild): Was die Schundliteratur angehe, so sei für die Jugend der Geist maßgebend, der zu Hause herrsche. Man könne den Jungen nicht bessern, ohne die Eltern zu bessern.

Abg. Dr. Osann: Er wolle seinen Dank aussprechen dafür, daß die Regierung in so energischer und einschneidender Weise gegen die Schundliteratur vorzugehen bereit sei. Er bitte nur, etwa die Sammlung derartiger Erzeugnisse, die der Volksbildungsverein veranstaltet habe, den Herren Abgeordneten durch Niederlegung auf den Tisch des Hauses zugänglich zu machen.

Minister des Innern Dr. Braun: Er sei in der angenehmen Lage, diesem Wunsch des Herrn Abg. Osann sofort entsprechen zu können. Er lege hier eine Reihe derartiger Schriften auf den Tisch des Hauses nieder, rate indessen bei ihrer Durchsicht zur Vorsicht, denn ein Teil dieser Schriften sei in der Tat nur „für die reifere Jugend" bestimmt.

Abg. Köhler: Er habe bei seiner letzten Rede darauf hinzuweisen vergessen, daß die „Kanaaniten" hauptsächlich die Erzeuger der Schundliteratur seien. Redner schildert ausführlich den angeblichen Einfluß des Judentums auf die moderne deutsche Literatur, wobei er vom Präsidenten mehrfach zur Sache gemahnt wird.

Nach dem Bericht des „Mainzer Journal" (Nr. 61, 2 Bl, vom 13. März) führte Abg Köhler u. a. aus, in bezug auf die Literatur hätten überhaupt die Juden das Heft in der Hand, z. B. Albert Langen im „Simplicissimus".

Abg. Molthan (Zentr.) versichert den Geheimrat Eisenbuth wegen seiner Aeußerungen über die Schundliteratur der allgemeinen Sympathien des Hauses.

Die Verlegung des Osterfestes.

Vielfältig waren die Vorschläge, welche zur Verlegung des Osterfestes bereits gemacht wurden. Fast alle forderten zugleich die weitgehendste Veränderung des Kalenders. Andere verlangten wenigstens die Festlegung des Osterfestes auf einen bestimmten Tag, und zwar die einen auf einen bestimmten Wochentag, andere auf ein bestimmtes Datum, wieder andere auf einen bestimmten Sonntag. Einig waren alle darin, daß es ohne den Papst nicht geht, welcher auch schon erklärt hat, daß er zu Verhandlungen über diese Sache bereit sei. Von allen Vorschlägen können nur die in Betracht kommen, welche daran festhalten, daß Ostern jedenfalls immer auf einen Sonntag fallen müsse; denn dies fordern alle römisch-katholischen Christen; dies fordern aber auch alle von ihnen Getrennten, welche noch Christum als den ewigen Sohn Gottes anbeten, der wahrhaft für uns die menschliche Natur annahm und sich an einem Freitag am Kreuzesaltar für uns als Sühneopfer darbrachte und am Sonntag wieder auferstand; diese alle können den jährlichen Karfreitag und Ostersonntag nicht missen. Welcher Sonntag des Jahres soll es nun aber sein? Vorgeschlagen sind seit langem der erste Sonntag nach der Frühlings-Tagundnachtgleiche oder aber der erste Sonntag im April. Beide Vorschläge leiden an dem Fehler, daß keiner derselben an die bisherige Regel anknüpft. Bei ihrer weitgehenden konservativen Gesinnung liebt aber die Kirche diese Anknüpfung auch in solchen Dingen, und sie ist leicht; denn wir gewinnen sie schon dadurch, daß wir aus den fünfunddreißig Tagen, auf welche jetzt noch Ostern fallen kann, den mittelsten heraussuchen, und das ist der achtzehnte unter den fünfunddreißig, nämlich der achte April. Dieser ist also in der neuen Regel der Bestimmungstag für Ostern, d. h.: fällt der achte April auf einen Sonntag, so ist er der Ostersonntag, sonst aber derjenige Sonntag, welcher dem achten April zunächst liegt. Gemäß dieser Regel gibt es nur noch sieben Tage, auf welche Ostern fallen kann, nämlich die Tage vom fünften bis elften April, während nach der bisherigen Regel Ostern zwischen den fünfunddreißig Tagen vom 22. März bis 25. April hin- und herpendelt.

Soweit lag dieser Artikel der Redaktion der „Allgemeinen Rundschau" bereits vor, als die einschlägige, überaus anziehende Broschüre: „Ostern und die Reform des Kalenders". Von Prof. Dr. J. Plaßmann (Hamm, Westf., Breer & Thiemann. 1909. Geheftet 50 Pf.) erschien. Was wir so volkstümlich wie möglich ausdrückten, das bietet, im Anschluß an W. Foerster, in gelehrter Form Plaßmann, indem er schreibt: „Ostern soll am dritten Sonntag nach der Nachtgleiche gefeiert werden. Setzen wir letztere auf den 21. März fest, so fällt Ostern frühestens auf den 5., spätestens auf den 11. April. Kein anderer Vorschlag kann sich dieses guten (eines so engen) Anschlusses an das Hergebrachte rühmen."

Möchten sich die Diplomaten des Dreibundes mit der Römischen Kurie über diesen so überaus maßvollen Vorschlag einigen! In der Beschränkung zeigt sich der Meister. Dann können die Einladungen zum Beitritt an alle anderen Regierungen ergehen. Ist erst diese neue Regel in den weiten Gebieten des Dreibundes durchgeführt, so wird dieselbe schon bald nach allen Richtungen ihre treibende Kraft erweisen; denn dafür sorgt die Tatsache, welche Plaßmann in dem schönen Ausspruch betont hat: „Immer mehr entwickelt sich der ganze Erdkreis zu einem einzigen großen Wirtschaftsgebiete."

Esch, Post Cuchenheim (Rhld.), Mitte März 1909.

Heinrich Adams.

Frühlingsstürme.

Die Götter halten Frühlingsfahrt
In Walhalls Lichtgestaden;
Die Wolkenwagen steh'n geschart
Schon dicht auf ihren Pfaden.

Da spannt der Wind die Rosse vor;
Hei! Wie sie feurig rasen!
Voran zieht sein Trompeterkorps,
Fanfaren hell zu blasen.

Und hält die Fahrt ein wenig Rast,
Da naht ein kurzes Schimmern,
Von Freias goldner Lockenlast
Ein blitzend' Strahlenflimmern

Aus Götterschalen sinken schwer
Vieltausend Silbertropfen;
Dann, weiter jagt das wilde Heer,
Der Erde Pulse klopfen.

Und endlich schickt die Raben aus
Odin Tor, den Schluß zu künden. —
Verhallend zieht ein leis' Gebraus
Dahin, ob Fels und Gründen.

Pia Carmena.

Joris Karl Huysmans und das moderne Frankreich.

Von Dr. Lorenz Krapp.

Das Wort vom niedergehenden Frankreich scheint auch nunmehr auf jenem Gebiete wahr zu werden, auf dem Frankreich bisher eine führende Stellung in Europa eingenommen hatte, auf intellektuellem Gebiete. Selbst Männer einer geistigen Richtung, die dem neuen Kurse Frankreichs zujubeln, stehen ratlos vor vielen Phänomenen der neuesten Zeit. Wie eine schneidende Klage mutet es an, wenn die „Frankfurter Zeitung" (24. Febr. 1909) schrieb: „Wirtschaftlich steht Frankreich beinahe still. In der sozialen Reform hinkt es nach... In der Wissenschaft scheint es seinen Rang zu behalten, wenn auch in anderen Ländern der wissenschaftliche Betrieb größere Energie verrät. Die französische Literatur und Kunst, die stärksten Träger des geistigen Einflusses, befinden sich in einer Krise. Die Malerei läßt noch immer die große Welle des Impressionismus über die Grenze schlagen, ist aber in Frankreich selbst auf einem toten Punkte angelangt... Der bekannte „gelbe Band" des französischen Romans ist in manchen Ländern sehr schlecht angeschrieben. Er hat zu viel schlüpfrigen Schund in die Welt hinausgetragen. Im Theater steht es nicht besser. Die französischen Dramatiker erleben die zweifelhafte Befriedigung, daß ihre ernsten Stücke fast nirgends mehr Anklang finden, während die Fabrikware von gepfefferten Schwänken über alle Bühnen geht..."

Selbst dem Optimisten wird sich bei solchen Worten der Ruf auf die Lippen drängen: das ist eine Stellung: vis-à-vis de rien. Es hat ernste Geister gegeben, die diesen Lauf der Dinge bereits längst vorhersahen. Sie haben warnend die Stimme erhoben: vergebens. Einer dieser verachteten Propheten ist: J. K. Huysmans. Huysmans (geb. 1848 in Paris, gest. 1907) hat den ganzen Hexentanz mitgemacht, in dem seit der Zeit des zweiten Kaisertums das Leben in Paris sich bewegt. Er ist aufgewachsen in der Atmosphäre allgemeiner Frivolität, die in dem Paris des dritten Napoleons herrschte und die Frankreich schon damals seine Signatur gab, während der Schein von kirchlicher Gesinnung, den sich Hof und Bourgeosie gaben, nicht viel mehr war als äußerer Flitter. Er hat die Zeit des brutalen Naturalismus mitgemacht, die unter Zola begann; seine erste Novelle „Sac au dos" ist nach dem treffenden Wort in Jörgensens wundervoll geschriebenem, in prachtvoller Lebendigkeit glänzendem Essay über Huysmans (Kultur und Katholizismus, Bd. IX, Mainz, Kirchheim) „nichts als der Krieg von 1870—71 durch das Schlüsselloch eines ... Abortes gesehen".

Er hat in seinen Büchern „En Ménage“ (1881) und „En rade“ (1889) die leichtfertige Auffassung des Eheproblems vertreten, die Frankreich zu seinem Bevölkerungsstillstand brachte: Die Ehe ist ihm darin nichts als eine Flucht vom magenfeindlichen Restaurationsessen zu einem geordneten Leben, und gegen Ehen à quatre hat er so wenig einzuwenden wie einstmals A. W. Schlegel, der Dichter des zerfallenen Deutschlands, das denn auch seine Züchtigung in der Niederlage von Jena erlebte. Und in seinem Roman „A rebours“ ist Huysmans endlich der bis zum Irrsinn verfeinerte, in einer erkünstelten Welt sich verbergende, vom Ekel wider alles Leben geschüttelte Dekadent.

Aber in diesem berühmtesten, berüchtigtsten seiner Romane steht am Schlusse schon der furchtbare Aufschrei: „Ich habe keinen Mut mehr, das Leben ekelt mich! — Herr, erbarme dich des zweifelnden Christen, des Unglücklichen, der glauben möchte, des Sklaven auf der Galeere des Lebens, der sich in der Nacht allein einschifft unter einem Himmel, den die tröstenden Lichter der alten Hoffnung nicht mehr erleuchten.“

Wie ein Symbol des versinkenden, ans überfeinerte Rom der Zäsaren zur Zeit der lex Julia und der lex Papia Poppaea gemahnenden Frankreich steigt dieser Aufschrei aus den letzten Blättern des Romans empor. Wie jenes Rom stürzte Paris sich nun auch in ein anderes Extrem: es gelangte zum Mystizismus. Nach dem Mirakel rief man; orientalische Kulte weckte man auf; Astrologie und Kabbala feierten eine Auferstehung; die schwarze Magie, die okkulten Wissenschaften blühten wieder auf; der seltsame Kauz Péladan schreibt eine Anleitung „Wie man Magier wird“ und wandelt durch die breiten Boulevards von Paris mit langem Chaldäerbart und seidener Mitra, um für die Kulte des Morgenlandes Proselyten zu werben. Der Taumel des Unglaubens fand sein natürliches Ende: das Ende im Aberglauben. Und auch die Orgien dieser Kulte feierte Huysmans mit: es ist in seinem Roman „In der Tiefe“ (Là-bas), wo die schauerlichsten Verirrungen der Menschenseele bis zum Kult der nackten Unzucht, der „schwarzen Messe“, geschildert werden.

Von einer solchen Versunkenheit im Tierischen gab es für den Dichter nur mehr zwei Auswege. Der eine war eine Kugel ins Hirn, der andere die Rückkehr zu Gott. Dutzende um ihn schlugen den ersten ein. Eine große Totenliste von Selbstmördern: das ist ein weiter Teil der jüngstfranzösischen Literaturgeschichte.

Aber Huysmans kam auf einem Wege, von dem jeder Schritt Gnade heißt, wieder zu Gott. Nicht ihre Erhabenheit, nicht ihre Wahrheit führte ihn wieder zur Kirche. Einzig die Schönheit der Kirche, die freilich im letzten Grunde nur ein Widerschein ihrer Wahrheit, ein splendor veritatis, nach dem Worte des alten Kirchenvaters ist. „Man sagt von ihm, er sei durch die gemalten Fenster in die Kirche gestiegen, nicht durch die Pforte. Und soviel ist richtig — als Quelle der Schönheit betete er die Wahrheit an, die Wahrheit ward ihm kund durch den Glanz ihrer Schönheit.“ (Jörgensen.)

Um die Zeit zu töten, war Huysmans nach langen Jahren wieder einmal in eine Kirche gegangen. Da hörte er in St. Sulpice das Dies irae, das De profundis, die Verse des Totenoffiziums, „wo die Psalmverse wie Schaufeln Erde auf den Sarg fallen.“ Er durchwandelt in der Karwoche die Kirchen von Paris und wird im innersten Kern seines Wesens aufgerüttelt durch die majestätische Pracht der kirchlichen Liturgie in dieser Woche der Trauer. Und nun läßt ihn, den sinnenfreudigen Aestheten, die wunderbare Pracht des Kultes nicht mehr los. Tag für Tag, wenn der Abend graut, flüchtet er von den in grellem elektrischen Licht aufblitzenden Straßen ins Halbdunkel der gotischen Kirchen in Paris, in „jene barmherzigen Kirchen aus dem Mittelalter, jene feuchten, verräucherten Kapellen, die noch voll sind alter Gesänge, schöner Gemälde und des Wohlgeruches gelöschter Kerzen und alten Weihrauchs“. Und hier vollendet sich seine Bekehrung, er beichtet wieder, er wird wieder Christ.

Gewiß: wie Verlaine gehört auch Huysmans zur Reihe jener chrétiens débauchés, jener „heruntergekommenen Christen“, die um die Jahrhundertwende in Paris aus dem Boden schossen. Erst auf zertrümmertem Kahn landen sie bei der Kirche. Sie finden Gott erst wieder, da sie am eigenen Leibe, an der Versagung der Körper- und Geisteskräfte den Fluch der Sünde, die Zornrute Gottes spüren. Und es ist immer etwas Prekäres um solche seelische Motive. Aber Jörgensen hat recht: „Ein ungewöhnlicher Weg zu Gott, aber gewiß auch ein Weg, zumal da er sich zuverlässig und sicher erweist.“ Freilich: es ist nur der Weg einzelner, es ist ein Ausnahmsweg. Huysmans gelangte zu Gott wieder nur durch die Anlage seiner Talente, seine schönheitbegehrende Natur, sein Gefühl für die wunderbare Pracht des katholischen Kultes. Die breite Masse eines Volkes kann diesen Weg nicht gehen; es fehlen ihr dazu die feinen Sinne. Und so tut man unrecht, wenn man verallgemeinert und aus der Rückkehr einiger erlesener Schöngeister aufs Wiederaufblühen eines Ver sacrum in Frankreich — im Lilienfrankreich von ehedem — schließt.

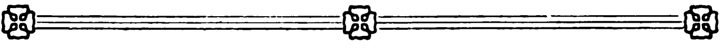
Die folgenden Werke von Huysmans, dem Christen, betrachten alle die Kirche unter dem Gesichtswinkel ihrer Schönheit, ihres erquickenden Trostes für ein nach tiefen Seelenerregungen hungerndes Gemüt. Vor allem ist dies der Fall in „La Cathédrale“ und „L'oblat“. Die „weiße Seele des Mittelalters“ beschwört er immer wieder herauf, wie ehedem manche deutschen Romantiker. Im gewaltigen und zarten Mittelalter, dem moyen âge énorme et délicat, gipfelt seine Sehnsucht.

Aber noch einmal sei es gesagt: sein Weg ist ein Ausnahmeweg zu Gott. Nur wenige können ihn gehen. Die dumpfe Masse lächelt verständnislos gegenüber dem Argument der feinsten Seelen, daß der Glaube wahr sei, weil er schön ist.

Was die breite Masse des französischen Volkes wieder zur Genesung bringen könnte, müßte eine andere große Idee sein, die Massen hinreißt. —

Vor einem Menschenalter hat Theodor Fontane Frankreich bereist. In seinem Buche „Kriegsgefangen“ schildert er mit der Kraft ergreifender Künstlerschaft seine Eindrücke. Und fast scheint es mir, als ob Fontane, der edle märkische Protestant, die ihm fremden Eindrücke katholischen Lebens in Frankreich schärfer und klarer zu deuten wüßte als wir Katholiken, für die diese Eindrücke altvertraut sind und daher an Bedeutsamkeit verlieren. Er steht vor dem Dome von Amiens, und aus dem steinernen Wald der gotischen Statuen und Fialen ergreift ihn vor allem die von überirdischem Feuer durchglühte Gestalt des Einsiedlers **Petrus**, des Helden der Kreuzzüge. Da entringt sich ihm das Wort über Frankreich, das vielleicht das Tiefste ist, was über eine Renaissance des Glaubens und der Sitten in diesem armen Lande der Lilien und Heiligen gesagt werden kann:

„Dieses schöne, bevorzugte, verfallende Land, wenn es wieder empor will aus seinem Verfall, bedarf es dessen, was dieses Eremitenbildnis repräsentiert, bedarf es der selbstsuchtlosen Hingabe an eine große Idee.“



Haeckels gefälschte Embryonenbilder.

Gegenüber der in Nr. 9 der „Allgemeinen Rundschau“ vom 27. Februar (S. 146) erwähnten Erklärung von 46 Anatomen und Zoologen werden wir um Abdruck nachstehender Erklärung ersucht:

Erklärung des Keplerbundes.

Der Erklärung von 46 Gelehrten gegenüber sehen wir uns zu folgenden Feststellungen genötigt: Wir konstatieren, daß die Unterzeichner der Erklärung mit uns übereinstimmen in der Verwerfung des von Haeckel geübten Verfahrens, in welchem nach unserer Auffassung ein Verstoß gegen die oberste Pflicht der wissenschaftlichen Forschung, die Wahrhaftigkeit, zu erblicken ist. Im „Interesse der Wissenschaft“ hätte es daher gelegen, dieses Verfahren „aufs schärfste zu verurteilen“, nicht aber den dagegen geführten Kampf, dessen bedauerliche Ueberleitung auf das persönliche Gebiet ebenfalls Herrn Haeckel zur Last fällt. In der Vertretung der „Freiheit der Lehre“ wissen wir uns mit den Unterzeichnern der Erklärung vollkommen gleichberechtigt. Obendrein ist die „Freiheit der Wissenschaft“ satzungsgemäß als ein Programmpunkt des Keplerbundes festgelegt (§ 2). Wir weisen es mit aller Entschiedenheit zurück, wenn die Unterzeichner glauben, die Freiheit der Lehre gegen uns in Schutz nehmen zu müssen. Mit dem „Entwicklungsgedanken“ an sich hat die Feststellung des Haeckelschen Verfahrens nicht das mindeste zu tun. Der Keplerbund zählt in seinen Reihen zahlreiche entschiedene Vertreter des Entwicklungsgedankens und sieht in ihm ein bedeutsames, berechtigtes Problem der Naturwissenschaft. Wenn in den Lesern der Erklärung die gegenteilige Meinung erweckt wird, so ist das eine Irreführung der öffentlichen Meinung über den Keplerbund. Der Keplerbund darf es als ein Gebot der Gerechtigkeit beanspruchen, daß er nach seinen Veröffentlichungen und offiziellen Erklärungen beurteilt wird. Wir bedauern, konstatieren zu müssen, daß die 45 Unterzeichner der Erklärung diesem Gebot der Gerechtigkeit nicht genügt haben. Eine weitere Würdigung der Angelegenheit überlassen wir unseren Hochschullehrern.

Der Keplerbund
J. d. N.

gez. Otto Fürst zu Salm-Horstmar, Vorsitzender. — gez. W. Teudt, geschäftsf. Direktor.



Vom Fliegen und von Flugmaschinen.

Von

Ingenieur Redakteur Karl Hänggi, Colmar.

Die Flugtechnik hat im Verlaufe des letzten Jahres einen Standpunkt erreicht, von dem aus sich die ersten Ausblicke bieten in eine Zukunft, die im Zeichen eines starken Luftverkehrs steht. Dem großen Verkehr (der Allgemeinheit vielleicht zugänglich!) wird das starre Luftschiff dienen. Es besorgt wie heute die Bahn, den Passagier- und Güterverkehr. Daneben werden wir als Verkehrsmittel für den Einzelnen, als „Automobil" oder „Fahrrad" im Luftverkehr die Flugmaschine haben. Beide, Luftschiff und Flugmaschine, sind im Laufe des letzten Jahres in eine entscheidende, zur praktischen Verwendung mit Macht vordrängende Entwickelung getreten. Es sei im folgenden ein Wort über das Fliegen und über die Flugmaschine gesagt.

Das „Fliegen" im Ballon-Luftschiff ist eigentlich kein Fliegen, sondern ein „Schwimmen" im Luftozean auf Grund des Auftriebes. So wie der Junge, solange er noch nicht durch regelmäßige Gliederbewegungen die zum Schwimmen nötige Auftriebskraft hervorbringen kann, sich durch eine Schweinsblase oder einen Korkring über Wasser hält, „leichter macht" als Wasser, so verbindet sich der Mensch im Ballon mit einer „Gasblase", deren Luftverdrängung ausreicht, ihn leichter zu machen als Luft, sein Gewicht und ihr eigenes empor zu tragen. Beim Fliegen hingegen mit der Flugmaschine, die schwerer ist als Luft, wird durch mechanische Arbeit ein Luftdruck erzeugt, der auf große Flächen, Schwingen, wirkend, in der Lage ist, die Schwerkraft des Apparates und des zu tragenden Menschen aufzuheben. Für diese Bewegung durch die Luft hatte der Mensch ein Vorbild im Vogelflug. Diesen versuchte er auch durch all die Jahrtausende nachzuahmen. So lange er aber an demselben nichts sah als den Flügelschlag, und so lange er glaubte, das Auf- und Ab der Flügelflächen brauche bloß in einfacher Vergrößerung auf den Menschen übertragen zu werden, so lange blieb er an der Erde haften. Und alle, die es einmal wagten, von weitläufigen Theorien zur Praxis überzugehen, erlitten ein schmähliches Fiasko. Ja, sie hätten auch nicht fliegen gekonnt, selbst wenn sie über den Vogelflug alles gewußt hätten, was man heute weiß, denn es hätte ihnen doch die Hauptsache gefehlt, die nötige Muskelkraft.

Wir wissen heute so genau, daß der Mensch aus eigener Kraft sich nicht in der Luft halten kann, als wir wissen, daß es kein „perpetuum mobile" gibt.

Wenn wir einen Karton in die Hand nehmen und denselben mit der Breitseite rasch durch die Luft bewegen, dann empfinden wir den Luftwiderstand, den Gegendruck der Luft, auf die Kartonfläche. Dieser Gegendruck ist eine Funktion der Geschwindigkeit, mit der die Fläche bewegt wird und der Größe der Fläche. Je schwerer ein fliegender Körper ist, desto größer muß der Luftdruck sein, der ihn im Gleichgewicht hält. Der größere Luftdruck wird erzeugt durch größere Flächen (Schwingen oder Tragflächen) oder durch Vergrößerung der Geschwindigkeit, mit der sie bewegt werden. Vergrößerung der Geschwindigkeit heißt aber Erhöhung der Arbeitsleistung, d. h. beim Vogelflug der Muskelkraft. Die Vergrößerung der Flächen aber, sowohl als auch die Erhöhung der Arbeitsleistung, bedingen eine Gewichtszunahme des Körpers. Und zwar steigt die Gewichtszunahme viel, viel rascher als die Zunahme des Flächeninhaltes der Schwingen und der Arbeitsleistung. So ist dem Körpergewicht, das sich durch eigene Muskelkraft in der Luft schwebend halten kann, eine verhältnismäßig enge Grenze gesetzt.

Die zum Schweben in der Luft nötige Energie (Muskelkraft) ist umso größer, je größer die Belastung der Tragflächen pro Flächeneinheit ist. Wenn wir eine Tabelle der tierischen Flieger vom Schmetterling bis zum Kranich aufstellen, dann ergeben sich folgende Verhältnisse:

	Körpergewicht in Gramm	Inhalt der Tragflächen in qm	Belastung in kg der Tragflächen pro qm
Schmetterling	0,02	0,00166	0,120
Taube	290,00	0,07500	3,867
Storch	2265,00	0,45060	5,003
Kranich	9500,00	0,85430	11,120

(Tabelle von Marey in „Le vol des oiseaux".)

Aus dieser Tabelle geht hervor, wie rasch die Belastung pro Einheit der Flugfläche bei den größeren Fliegern zunimmt, und die Gewichts- und Körperverhältnisse des Kranichs dürften die Grenze darstellen, innerhalb derer der Muskelflug noch möglich ist. Daß sich mit Hilfe von Schwingen, die er durch seine eigene Körperkraft bewegt, ein Mensch in der Luft schwebend halten kann, ist demnach völlig ausgeschlossen.

Die Resultate der Gebrüder Wright, Delagrange, Farman usw. sind auch auf ganz anderem Wege erreicht.

Wenn unsere Jungens im Herbst die Papierdrachen steigen lassen, dann verfahren sie nach demselben Prinzip, das unsere erfolgreichen Aviatiker angewandt haben. Sie lassen einen Luftzug auf eine gegen denselben geneigte Fläche wirken. Der Luftdruck wird durch die Fläche nach dem Parallelogramm der Kräfte zerlegt und die nach oben gerichtete Komponente trägt das Gewicht des Drachen. Die Wirkung des Luftzuges bleibt dieselbe, ob bewegte Luft unter der Drachenfläche durchzieht oder ob die Fläche mit entsprechender Geschwindigkeit gegen ruhende Luft bewegt wird. Die grundlegenden Versuche in der Richtung hat der Berliner Ingenieur Lilienthal in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts angestellt. Er baute sich außerordentlich ingeniös ausgedachte Tragflächen, befestigte sich dieselben an dem Oberkörper und sprang dann von erhöhten Stellen gegen den Wind, der ihn für einen Moment trug. Auf diese Weise erreichte er Gleitflüge bis zu 150 Meter weit. Lilienthal stellte seine Versuche mit größter Umsicht an, bestimmte die Gleichgewichtsbedingungen, den Luftwiderstand, die zweckmäßigste Flügelform usw. Leider stürzte er im Jahre 1896 bei einem Versuch und brach das Genick.

Lilienthal hatte bereits erkannt, daß ohne geeignete Motorkraft der Uebergang vom Gleitflug zum Dauerflug nicht möglich sei; doch bedurfte es noch mehr als jahrzehntelanger Versuche, bis letzterer zum erstenmal gelang.

Die Maschinen, mit denen in den letzten Jahren zum erstenmal Dauerflüge möglich wurden, bestehen im Prinzip aus mehreren Tragflächen, die entweder übereinander oder hintereinander angeordnet sind und aus einer motorisch angetriebenen Luftschraube, durch welche die Tragflächen mit großer Geschwindigkeit vorwärts bewegt werden. Die Form der leicht gewölbten und gegen die Fahrtrichtung leicht geneigten Tragflächen muß so berechnet sein, daß sie dem Luftzug möglichst wenig Widerstand bieten, dabei aber doch eine zur Tragung des Apparatgewichtes genügend große Vertikalkomponente des Luftdruckes erzeugen. Von größter Wichtigkeit ist die Kenntnis der Stabilitäts-Bedingungen der Tragflächen. Schon Lilienthal hatte gefunden, daß einfache Flächen sehr wenig stabil seien. Es muß nämlich die Resultante des Winddruckes genau im Schwerpunkt der Fläche angreifen, wenn kein Kippen eintreten soll. Es hat sich gezeigt, daß die Kastendrachen mit übereinander angeordneten Flächen bedeutend stabiler sind.

Wie für den Bau des lenkbaren Luftschiffes, so war auch für die Flugmaschine die konstruktive Entwicklung des Benzinmotors von entscheidender Bedeutung. Erst als es der Automobilindustrie gelungen war, 30 bis 50-pferdige Motoren mit einem Gewicht von 2–1,5 kg pro Pferdestärke zu bauen[1]), da war es möglich, solche Antriebskräfte mit in die Luft zu nehmen. Jetzt erst war es möglich die Größe der Tragflächen auf ein praktisch brauchbares Maß zu bringen, und da gleichzeitig auch mit der Vervollkommnung des Motors die experimentelle Aviatik von Erkenntnis zu Erkenntnis fortgeschritten war, so mußte endlich der Erfolg sich einstellen. Am 12. November 1906 durchflog Santos Dumont zum erstenmal in gerader Linie die Strecke von 220 Meter und am 13. Januar 1908 gewann Farman mit seinem Kreisflug von 1300 Meter den ausgesetzten Preis von 50000 Franken.

Nun war nach langer, mühseliger und opferreicher Arbeit die Brücke geschlagen. Es würde viel zu weit führen, auch nur andeutungsweise auf diese Arbeit hinzuweisen, die Namen zu nennen, denen ein Anteil am endgültigen Erfolg zukommt, an die zahllosen Patente zu erinnern, die angebliche oder wirkliche Verbesserungen vorschlugen, die vielen Fehlversuche zu erwähnen, die trotzdem als neue Erfahrungen ein Schritt vorwärts zum Erfolge waren. Wir müssen uns auf die Hauptpunkte der Entwicklung beschränken.

Schon vor den Erfolgen der Santos Dumont und Farman waren ganz abenteuerliche Meldungen aus Nordamerika gekommen, die über Flugleistungen der zwei Wright berichteten. Schon 1905 soll einer von ihnen 44 Kilometer weit geflogen sein. Man hielt zu Recht oder Unrecht die Meldungen für Amerikanismen. Aber als Wilbur Wright im Jahre 1908 nach dem Kontinent kam, um in Le Mans seine Versuche fortzuführen, übertraf er selbst die aus Amerika gemeldeten Leistungen. Er ließ auch bald Delagrange mit 25 Kilometer Flugleistung hinter sich, indem er am 22. September 1 Stunde, 32 Minuten und 25 Sekunden in der Luft blieb und dabei 76 Kilometer durchflog.[2]) Am 3. Oktober nahm er zum erstenmal einen Passagier mit zu einer Reise durch die Luft, die 55 Minuten dauerte. Sehr gute Leistungen haben die Gebrüder Wright auch im Hochflug zu verzeichnen. Orville stieg in Amerika mit einem Passagier bis auf eine Höhe von 75 Meter. Leider brach ihm in

[1]) Vergleichsweise sei bemerkt, daß heute noch die Dampfmaschine einer Lokomotive pro Pferdestärke ca. 50 kg beansprucht, während die leichtesten Dampfmotoren, die kühne Konstrukteure für die ersten Flugtechniker bauten, nie weniger als 7 kg pro Pferdestärke wogen.

[2]) Diese Leistung hat Wilbur am 31. Dezember 1908 überholt durch einen mehr als zweistündigen Flug bei Le Mans. Er erhob sich zeitweise bis zu 100 Meter hoch.

solcher Höhe eine Schraube und der Apparat überschlug sich. Der Begleiter Orville Wrights büßte bei dem Unfall sein Leben ein und der kühne Erfinder selbst trug schwere Verletzungen davon.

Die zwei Amerikaner[3]) haben lange die Konstruktion ihrer Flugmaschine als strengstes Geheimnis gehütet. In ihrer äußeren Erscheinung weicht sie nicht besonders von den bekannten Modellen Farmans und Delagranges[4]) ab. Doch fehlt ihr das lang hinten herausragende Schwanzsteuer; die Wrights konnten darauf verzichten, da sie zwei gegenläufige Luftschrauben anwenden. Sie kommen ferner mit einem 27pferdigen Motor aus, während die Franzosen 50 PS-Motoren eingebaut haben. Dafür gestaltet sich freilich bei letzteren der Abflug einfacher. Sie lassen den auf Rädern montierten Flugapparat mit großer Beschleunigung auf ebener Erde vorwärtsschießen. Nachdem er 50 bis 100 Meter zurückgelegt hat, ist diejenige Geschwindigkeit erreicht, bei welcher der Luftdruck unter den Tragflächen genügt, den Apparat in die Luft zu heben. Die Wright brauchen zur Erreichung der Anflugbeschleunigung ein 700 kg schweres Fallgewicht, dessen Fallbeschleunigung sich mittels einer recht komplizierten Vorrichtung auf die Flugmaschine überträgt. Was die Ueberlegenheit des Wrightschen Aeroplans ausmacht, das ist die vorzügliche Lösung der Stabilitätsfrage, die seinen Erfindern gelang. Die beiderseitigen Enden der Tragflächen sind nicht fest, sondern können abwärts oder aufwärts bewegt werden. Beim Nehmen von Kurven werden diese Enden durch Schnurzüge gleichzeitig mit dem Seitensteuer bewegt, wodurch der Apparat von selbst eine den Gleichgewichtsbedingungen entsprechende Schrägstellung erreicht und dadurch die Seitensteuerung in wirksamster Weise unterstützt.

Bei den französischen Aeroplanen erreicht der Führer allein durch Verlegen seines Körpergewichts diese Schrägstellung, und es erfordert daher die Steuerung der französischen Flugmaschinen in noch höherem Maße lange Uebung und Geschicklichkeit. Man hat vielfach die Aufgabe des Fliegers im Aeroplan verglichen mit der Aufgabe, die dem Führer des Motor-Zweirades obliegt. Motor und Räder besorgen das Vorwärtskommen; der Führer hat die Maschine in Balance zu halten.

Vor einiger Zeit fand in Paris im Grand Palais eine Ausstellung für Fliegekunst statt. Man hatte dort Gelegenheit, nicht nur die erfolgreichen Flugmaschinen zu sehen, sondern auch das ganze Heer von Versuchsobjekten, darunter solche phantastischster Form und Art. Man sah dort, wie vielgestaltig der Wunsch, fliegen zu können, Form angenommen hat, und wie viele Köpfe, berufene und unberufene, sich um die Lösung des Problems bemüht haben. Man sah in der Ausstellung auch Versuchsflugmaschinen nach anderen Prinzipien: solche mit beweglichen Tragflächen (Schwingen) sogenannte Ornithopteren, die den Vogelflug nachahmen wollen. Aber mehr als interessante Spielzeuge sind die Dinger nicht geworden. Eine dritte Konstruktion, die der Schraubenflieger (Helikopteren), sieht von Tragflächen ganz ab und sucht die Schwerkraft durch den Auftrieb einer rotierenden Vertikalschraube zu überwinden. Die Vorwärtsbewegung wird wie beim Aeroplan durch eine Horizontalschraube bewirkt. Auch diese Ausführung hatte in der Praxis keinen Erfolg, weil der schlechte Wirkungsgrad der Schrauben einen zu großen Energiebedarf bedingt.

Es bleibt also der Aeroplan; um den zweckmäßigsten Ausbau dieses Flugapparates wird sich der Wettkampf der Flugtechniker in den nächsten Jahren abspielen.

Brettl-Milieu und Verwandtes.

Vom Herausgeber.

Zum Brettl-Prozeß, der demnächst vor der IV. Strafkammer des Landgerichts München I als zweiter Instanz zur nochmaligen Verhandlung gelangt, gehen der „Allgemeinen Rundschau" noch fortgesetzt Kundgebungen der Zustimmung und der Ermunterung zu. Das außergewöhnliche Interesse, das dieser Prozeß hervorgerufen hat, äußert sich am deutlichsten in der Tatsache, daß sich aus weiter Ferne nun schon der dritte Belastungszeuge aus freien Stücken zur Verfügung gestellt hat. Dem Arzte aus Kiel und dem Landrichter (Hauptmann a. D. der Landwehr) aus Württemberg tritt ein Architekt aus der Nähe von Dortmund an die Seite. Derselbe schreibt an den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" u. a. folgendes:

„Aus Anlaß der vorjährigen Ausstellung besuchte ich zur Zeit des Oktoberfestes München. In Ihrer geschätzten Wochenschrift, zu deren Lesern ich jahrelang gehöre, hatte ich viel von Kabarett-Misere, speziell vom Intimen Theater[1]), gehört und beschloß, mich auch mal selbst zu überzeugen. Wie das Stück hieß, welches an jenem Abend (27. oder 28. Sept.) gegeben wurde, weiß ich nicht mehr, und ob ich das „Vergnügen" gehabt habe, die jetzt viel genannte Mary Irber zu sehen, weiß ich auch nicht. Aber gewundert habe ich mich, daß überhaupt die Frage diskutiert werden konnte — gelegentlich des Beleidigungsprozesses —, ob man es hier mit Kunst zu tun habe oder nicht. Das an jenem Abend gegebene Stück war natürlich eine Ehebruchszene, die in der allerfrivolsten Weise gegeben wurde. Entkleidungen bis aufs Nachtgewand, Eindeutigkeiten und das Allerschlimmste — eine von diesen „Künstlerinnen" hat sich hinter einem Vorhang im Schlafzimmer versteckt, der Liebhaber, oder wer es war, kommt und sucht auf den Knieen rutschend, greift hierbei auch unter den Vorhang . . . (folgt die genaue Beschreibung einer schamlosen Szene, die sich nicht wiedergeben läßt). Dann, als dieser Teil des Programms abgewickelt war, sang uns dieses „Künstler"-Ensemble Gassenhauer reinster Prägung vor, so unter anderem eins, benannt „Das war 'ne Nacht!" Der Inhalt, wie ein junges Mädchen sich herumtreibt und schließlich dann noch verführt wird. Dabei in Mienen, Tonfall und Gesten deutlich und markant die sinnlichen Gefühle und Gebärden interpretierend. Diese Vorstellungen wirkten derartig auf mich ein, daß ich nicht das Ende dieser Vorstellung abwarten konnte . . . Daß zu einer solchen Vorstellung auch Leute sich einfinden, die zum Teil anscheinend besseren Gesellschaftsklassen angehörten, ja, daß sogar eine größere Zahl Damen sich an diesen Verhöhnungen alles Guten und Edlen anscheinend ergötzten, habe ich doch nicht verstehen können. Und da kann man in einer Stadt mit Kunstsinn — und das ist München, wenigstens auf dem Gebiete des Kunstgewerbes — noch darüber diskutieren, ob im Intimen Theater Kunst verzapft werde. Ich möchte annehmen, die Herren, die diese Meinung hegen, haben noch keiner Vorstellung beigewohnt. Die Polizeiverwaltung tut aber jedenfalls nicht mehr als ihre Pflicht, wenn sie einem solchen Theaterunternehmer die Konzession nimmt. Hoffentlich bleibt's dabei!"

„Die Wartburg", die als Organ der Los von Rom-Bewegung oft in scharfem, leidenschaftlichem Kampfe gegen die „Allgemeine Rundschau" stand, schreibt in ihrer Nr. 9 vom 26. Februar (S. 88):

„Die ‚Allgemeine Rundschau' des Herrn Dr. Kausen, sonst keines unserer Lieblingsblätter, hat sich um die Sitte und Sittlichkeit in München kürzlich ein großes Verdienst erworben, indem sie gegen die öffentliche Ausübung der niedersten ‚Kunst' zu Felde zog. Die von ihr gebrandmarkten intimen Theater klagten wegen Beleidigung, ihre Klage wurde aber abgewiesen und das zucht- und geistlose Treiben dieser Kunsttempel öffentlich an den Pranger gestellt. Möge die katholische Presse des sonst mit Stolz sogenannten katholischen Münchens endlich auch einmal energisch gegen den Münchener Karneval zu Felde ziehen, desgleichen gegen die legitimierte Völlerei, die ihn in Gestalt von mancherlei Fastenbieren, Salvator und Maibock ablöst. Der Karneval, diese Spezialität katholischer Städte, ist in München aus kleinen Anfängen zu einem sechswöchigen Narrentreiben, die sogenannten Redouten zu Animierkneipen großen Stils ausgeartet: Hier gälte es, ein energisches Zeugnis für Zucht und Sitte abzulegen!"

Wir quittieren die anerkennenden Worte der „Wartburg" zugleich als verstärkenden Beweis für unsere jüngste Feststellung, daß Protestanten und Liberale, die sich zur „Partei der anständigen Leute" zählen, in diesem Kampfe auf seiten der „Allgemeinen Rundschau" stehen und sich von einer durch Uebelwollen und Parteihaß verblendeten oder mit den Umsturzideen der „neuen Moral" liebäugelnden Presse nicht irreführen lassen. Was die „Wartburg" sodann über die Auswüchse des Karnevals

[3]) Die Technische Hochschule in München ernannte sie kürzlich zu Ehrendoktoren.

[4]) Konstrukteure dieser Modelle sind eigentlich die Gebrüder Voisin; Farman und Delagrange führen die Apparate bei den Flügen.

[1]) Auch in Frankfurt a. M. existiert ein Intimes Theater unter der Direktion von Hunkele (Vallé), dessen Reklameorgan „Die Fackel" ist. Die uns zugesandte Nr. 11 vom 13. März feiert an drei Stellen in Prosa und Poesie den Direktor Hunkele und die Mary Irber. Herr Hunkele wird bezeichnet als „ein moderner Praxiteles, der aus rohem Marmor Göttinnen schnitzt, denen die Sterblichen zu Füßen liegen", der aber auch ein guter Geschäftsmann sei und als Direktor einer großen städtischen Bühne Hunderttausende verdienen würde. „Dieser interessanteste aller Theaterleiter hat seinen Blick nicht auf Kirchengesang und Beichtstuhlkonzerte, sondern auf das Schöne, das Aesthetische gerichtet" . . . Selbst im dunkelsten Teile des lieben Preußenlandes kämen solche Beanstandungen wie in München nicht vor. Einen in ungezählten liberalen Blättern erschienenen, romanhaft ausgeschmückten Bericht über das Ende des Intimen Theaters schreibt „Die Fackel" schlankweg einer „ultramontanen Feder" zu. Der zum Teil erfundene Bericht war u. a. zu lesen im „Berliner Börsen-Courier", in der „Leipziger Abendzeitung", „Saale-Zeitung", „Schlesischen Zeitung", „Braunschweigischen Landeszeitung", in den Berliner „Deutschen Nachrichten", im „Hamburger Fremdenblatt", in der Berliner „Zeit am Mittag." Ein von Hedwig Hard (Weimar) gezeichnetes Feuilleton in derselben Nummer der „Fackel" schildert Mary Irbers Erscheinen in der Münchener sog. Künstlerkneipe „Simplicissimus": „Eine Sensation. Mary Irber ist gekommen. Sie schiebt sich durch den schmalen Gang, denn man läßt sie nicht los. Jubelnd begrüßt, hat sie nicht Hände genug, um sich zu wehren. . . . Sie erzählt vom Lehrer Weigl — dem Sittlichkeitsapostel, und sie hat Recht. Wer ins Intime Theater geht — der sucht nicht hehre Kunst. „Und was habt Ihr erreicht mit Eurer Kunst", erinnert sie Ludwig Scharf. „Die Scharfrichter waren künstlerisch, wollten es bleiben — und gingen Pleite". . . . Ein Ungar mit einer Mähne, links gescheitelt, springt aufs Podium. Er stimmt seine Geige — und Mary Irber widmet er Gounods wundervolles „Ave Maria". Und wie spielt er. Als senke er seine Seele in diese Töne. — Rauschender Beifall. — Er küßt die Hände der Irber, ihr gilt sein Dank. — 1 Uhr." Dieser Ausschnitt aus dem „Münchener Nachtleben" spricht eine ganze Bibliothek. Und das Stammpublikum dieser Kneipe? Studenten (laut Anzeige „Studentenheim") und Kunstakademiker, die künftige „Auslese" der Nation.

und der seit etlichen Jahren sich ganz unmittelbar anschließenden Salvator- bzw. Starkbiersaison sagt, unterschreiben wir in sachlicher Hinsicht Wort für Wort. Jedoch ist Verwahrung dagegen einzulegen, daß diese Auswüchse irgendwie mit dem Katholizismus in Zusammenhang gebracht, sozusagen als eine „katholische" Spezialität hingestellt werden.

Die permanente Fest- und Vergnügungsstadt München ist wahrlich nicht „das katholische München", wenn es auch nicht ausbleiben kann, daß Elemente, die noch zu den wirklich katholischen gerechnet werden wollen, von dem herrschenden Milieu mitangesteckt werden. Aber die Leute, welche — nach dem geflügelten Worte eines berühmten Hygienikers — den „Alkohol- und Prostitutionskapitalismus" immer lukrativer zu gestalten trachten und auf dem Standpunkte stehen, der Fremdenverkehr wachse proportionell mit der Ungebundenheit der Sitten, gehören ganz anderen Richtungen an als derjenigen, die man die katholische nennt. Der katholischen Presse in München wird hier von der „Wartburg" mit Unrecht ein Vorwurf gemacht. Der „Bayerische Kurier" hat schon zu Beginn des Karnevals mit großer Schärfe gegen die Ausschreitungen der sogenannten Redouten Front gemacht, was zur Folge hatte, daß die Polizei den Redouten-Wirten die Bedingung, daß keine chambres separées (auch nicht durch Zwischenvorhänge oder dgl.) geduldet werden dürften, bei Strafe sofortiger Schließung aufs neue einschärfte. Sehr energische Artikel über den Redouten-Unfug und Verwandtes konnte man auch im „Bayerischen Vaterland" lesen, dessen bekannter Korrespondent „Von der Donau" überhaupt mit bemerkenswertem Nachdruck an dem Kampfe gegen die wachsende sittliche Korruption teilnimmt. Daß die „Allgemeine Rundschau" noch in jüngster Zeit wiederholt vor dem entsittlichenden Einfluß der sog. Redouten gewarnt und die Auswüchse der Karnevalsunterhaltungen unerbittlich gegeißelt hat, braucht einem aufmerksamen Leserkreise nicht in Erinnerung gebracht zu werden. Aus studentischen Kreisen verlautete, daß die Warnungen der „Allgemeinen Rundschau" nicht ganz fruchtlos blieben.

Die „Wartburg" weiß so gut wie wir, daß das „großstädtische" Getriebe in München unter dem halb schiebenden, halb geschobenen Einflusse einer ganz anderen Tagespresse steht als der katholischen. Diese Allerweltsgroßpresse steht im Dienst einer Partei, zu welcher nächstbeteiligte Kreise der „Wartburg" einflußreiche Beziehungen unterhalten. Warum wird hier nicht der Hebel angesetzt? Gelegenheit dazu wäre wahrlich in reichem Maße gegeben, nachdem eben erst das liberale Hauptorgan sich sogar von der sozialdemokratischen „Münchener Post" mit dem blutigsten Hohne überschütten lassen mußte, weil es den Glockenschlag des Karnevalsschlusses abgewartet hatte, bevor es im redaktionellen Teile und vor allem im „unverantwortlichen" Sicherheitsventil, genannt „Sprechsaal", etliche unschädliche Jeremiaden über die wirtschaftlichen und sittlichen Schattenseiten des karnevalistischen Ueberschwangs sich ausseufzen ließ. Wie sehr der sittlich anrüchige Brettlgeist einen großen Teil der großstädtischen Karnevalsunterhaltungen infiziert hat, wurde in diesen Blättern an mehrfachen Beispielen nachgewiesen. Ein „Kabarett" mit obligater Verhöhnung der „Sittlichkeitsschnüffler" gilt heute schon als eiserner Bestand einer größeren Unterhaltung, selbst sogenannter Wohltätigkeitsfeste.

Die Münchener Salvator-Zeit fiel früher mit Josephi zusammen und war nur von kurzer Dauer. Daß eine wilde Konkurrenz die Saison der Starkbiere mit der Fastenzeit beginnen läßt (eines dieser Biere benennt sich sogar „Fastenbier"), kann unter Umständen zu einem förmlichen Hohn auf die kirchliche Fastenzeit ausarten. Der eigentliche Urmünchener stellt aber zu diesen alles Maß übersteigenden Belustigungen nur ein geringes Kontingent. Die eingewanderten Elemente, allen voran die norddeutschen Studenten, sind die Hauptfrequentanten der Brettltheater wie der Redouten und der sich anschließenden Starkbier-„Völlerei". Auf dieses ganze Milieu dürften die der Richtung der „Wartburg" nahestehenden Tageszeitungen ungleich mehr Einfluß haben als die katholische Presse. Aber statt dem Unfug zu steuern, unterstützen sie denselben durch eine unausgesetzte liebenswürdige Textreklame, die mit einer sehr einträglichen Annoncenreklame gleichen Schritt hält. Zum Schlusse noch Eines: Die mit einem Reklamekapital von vielen Millionen arbeitende Sekt-Industrie hat jedenfalls die beste Witterung für das Publikum, das dem Karneval Hekatomben opfert. Diese Reklame trägt wenigstens in Süddeutschland schon fast den Stempel eines liberalen Monopols und ist für Organe vom Schlage des „Simplicissimus" und der „Jugend" nahezu privilegiert.

Im Monat März.

Noch ruht im Winterschlafe rings das Land.
Nur am Altar dort blüht schon Frühlingsflor,
Wo unter Grün und Blumen grüßt hervor
Sankt Josephs Bild, die Lilie in der Hand.

Der Heil'ge trägt der Arbeit schlicht Gewand,
Obwohl aus königlichem Blut entsprossen;
Den Welterlöser hielt sein Arm umschlossen —
Demut und Hoheit sind ihm gleich verwandt.

Erbarmend neigt sein Ohr er unserm Fleh'n,
Und alle unsre Bitten, unsre Klagen
Will er zum Thron des Allerhöchsten tragen.

O laßt uns voll Vertrauen zu ihm geh'n!
Der selbst einst trug des Lebens bitt're Not,
Er steht uns tröstend bei bis in den Tod.

Nina Timme.

Vom Büchertisch.

Herman Schell. In den jüngsten Tagen erschienen zwei neue Publikationen über Herman Schell. Die eine ist betitelt „Die jüngste Phase des Schellstreites". Eine Antwort auf die Verteidigung Schells durch Herrn Prof. Dr. Kiefl und Herrn Dr. Hennemann. Von Prälat Dr. Ernst Commer, o. ö. Professor der Dogmatik an der k. k. Universität in Wien. (Wien 1909. Verlag von Heinrich Kirsch.) Der dickleibige Band (VIII u. 414) enthält zu einem guten Drittel (Beilagen) Materialien zum Schellstreit, Aktenstücke, Zeitungsartikel, Abschnitte aus Hirtenschreiben und Vorträgen. Im übrigen verteidigt Prof. Commer seine durch die frühere Schrift schon den weitesten Kreisen bekannt gewordene, aber auch nicht unbeanstandet gebliebene Stellungnahme gegenüber Schell und dessen Verteidigern und Widersachern in acht Kapiteln. (Kiefls Standpunkt. Kiefls Methode. Kiefls Polemik. Schells Gottesbegriff und Kiefls Verteidigung. Kiefls Kommentar zum päpstlichen Schreiben „Summa Nos voluptate". Hennemanns Schrift über Schells „Widerrufe". Die Phasen des Schellstreites. Die Bedeutung der Schellfrage.) — Die zweite soeben erschienene Schrift, welche im Vorwort auf Commers erste Schrift: „Herman Schell und der fortschrittliche Katholizismus" nicht ohne Bedauern Bezug nimmt, ist, obgleich ausschließlich aus gesammelten Materialien bestehend, der Verteidigung des Gelehrten, des Priesters und des Menschen Schell, seines Charakters und seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit gewidmet. Die schon früher in einer Manuskriptausgabe erschienene Schrift (XII u. 267) betitelt sich: „Hermann Schell im Lichte zeitgenössischer Urteile bei seinem Tode". Herausgegeben von Dr. Karl Hennemann. Mit einem biographischen und bibliographischen Anhang. (Paderborn. 1909. Verlag von Ferd. Schöningh.) Als Nachlaßverwalter seines Freundes Schell war zu dieser Sammlung und Herausgabe wohl niemand geeigneter als Dr. Karl Hennemann. Ob die getroffene Auswahl aus den Nachrufen von Zeitschriften und Tagesblättern, darunter auch italienische und französische, die Stimmung der gesamten öffentlichen Meinung beim Tode Schells unbeeinflußt von jeder subjektiven Regung wiedergibt, bleibe dahingestellt. Hennemann war zweifellos bestrebt, im Interesse der historischen Sachlichkeit Stimmen aus den verschiedensten Lagern zu Worte kommen zu lassen. Die Zusammenstellung der am Grabe und bei der akademischen Totenfeier gehaltenen Gedächtnisreden, der Beileidskundgebungen an das Rektorat und den akademischen Senat, an die theologische Fakultät und an den Herausgeber ist als wertvolles Material jedenfalls zu begrüßen. Die Gedächtnisrede Prof. Webers, die Ehrenzeugnisse aus Beileidsschreiben an die theologische Fakultät und der Nachruf von Prof. Dr. Stölzle wurden mit Genehmigung des Herausgebers der „Allgemeinen Rundschau" entnommen. Von allgemeinstem Interesse ist der Anhang, welcher in chronologischer Reihenfolge die Hauptdaten aus Schells Leben, den ärztlichen Krankenbericht, ein Verzeichnis der von Schell gehaltenen Vorlesungen und Uebungen und ein chronologisch geordnetes Verzeichnis seiner von 1873—1906 veröffentlichten Schriften (in Buchform), Aufsätze, akademischen Reden und Vorträge, der von Schell verfaßten Rezensionen und der von 1902—1906 in den größeren Städten Deutschlands gehaltenen populär-wissenschaftlichen Vorträge enthält. Ein wohlgetroffenes Porträt mit der faksimilierten Unterschrift Dr. Schells ist der Schrift vorangestellt, welche in ihrer Art dem geistvollen Gelehrten, dem ehrlichen Wahrheitsucher, dem tadellosen Priester und dem edlen Menschen Schell ein bleibendes Denkmal setzt.

Dr. K.

Biblische Zeitfragen.

Erörterungen über biblische Probleme haben längst die Schwelle der Studierstube überschritten; weiteste Kreise nehmen lebhaftes Interesse daran. Oeffentliche Vorträge belehren die Laienwelt über die Ergebnisse der modernen Bibelkritik. Flugschriften, Volksbücher u. dgl. dienen einer eifrigen Agitation, die sich aber leider gegen den christlichen Bibelglauben kehrt. Ein Unternehmen, das den Angriffen auf Offenbarung und Bibel in einer auch der gebildeten Laienwelt verständlichen Form entgegentritt, war ein dringendes Bedürfnis auf unserem Büchermarkte. Was katholische Gelehrte in akademischen Vorträgen und fachmännischen Zeitschriften an Rüstzeug gesammelt, harrte noch der populär-wissenschaftlichen Darstellung und Verbreitung. Es ist deshalb der Entschluß der **Aschendorffschen Buchhandlung in Münster**, einen Broschürenzyklus „Biblische Zeitfragen, gemeinverständlich erörtert" herauszugeben (in jährlichen Folgen à 12 Hefte zum Subskriptionspreis von *M* 5.40), aufs freudigste zu begrüßen. Die Leitung dieses überaus zeitgemäßen Unternehmens liegt in den Händen des **Breslauer** Vertreters der alttestamentlichen Exegese Prof. Dr. **Nikel** und des **Straßburger** Neutestamentlers Prof. Dr. **Rohr**. Dank der bereitwilligen Zusage bekannter Autoren liegt seit Januar 1909 die 1. Folge abgeschlossen vor. Ein Rückblick und Ausblick von Nikel leitet die alttestamentliche Serie trefflich ein, die Eigenartigkeit des Alten Testamentes wird alten und neuen Angriffen gegenüber wohl begründet. Die Versuche, Israels Monotheismus auf natürlichem Wege zu erklären, werden sorgfältig geprüft und als unzulänglich erwiesen. Die Glaubwürdigkeit des Alten Testamentes soll in mehrfacher Beziehung zur Sprache kommen. An die Spitze der neutestamentlichen Abhandlungen stellt Rohr einen gedrängten Ueberblick über die Entwicklung der Evangelienkritik mit einer treffenden Widerlegung der verschiedenen Hypothesen. Eine erschöpfende Skizze über die Ersatzversuche für das biblische Christusbild ergänzt die lehrreichen Ausführungen. Wir lesen sie mit besonderem Interesse; steht doch gerade das Leben Jesu im Mittelpunkt aller biblischen Probleme. In diesen beiden, vortrefflich einführenden Heften werden viele, bedeutsame Fragen aufgeworfen, die für die späteren Broschüren zur Behandlung stehen oder noch in der ersten Folge besprochen sind, wie die Bezeichnung Jesu als Menschensohn, Christi Verhältnis zu Buddha usw. Die Evangelienfrage soll in der zweiten Folge besondere Berücksichtigung finden. Der Name bewährter Mitarbeiter bürgt für gediegene Belehrung. Weder Laien noch Klerus dürfen an diesem aktuellen Unternehmen achtlos vorübergehen. Die Studierenden erhalten hier knappen Aufschluß, wenn es ihnen nicht gegönnt sein sollte, größere wissenschaftliche Werke zu benützen; dem Seelsorgeklerus ist eine willkommene Gelegenheit gegeben, sich rasch und bequem über den Stand der Fragen zu orientieren; die katholische Laienwelt besitzt in exegetischen Nöten an den „Biblischen Zeitfragen" einen Ratgeber, den man ohne Vorbehalt empfehlen darf. Es ist deshalb Sache der deutschen Katholiken, einem solchen Unternehmen, das noch viel zu wenig bekannt zu sein scheint, durch tatkräftige Unterstützung einen dauernden Erfolg zu sichern.

Gustav Götzel.

Deutsch-Amerikaner über den Niedergang der Sittlichkeit.

Aus **Aachen** erhält die „Allgemeine Rundschau" von einem Deutsch-Amerikaner nachstehende Zuschrift:

Im Anschluß an Ihren in Nr. 10 erschienenen Artikel: „Deutsch-Amerikaner über den Niedergang der Sittlichkeit" dürfte folgendes für Sie und Ihre Leser von Interesse sein. (Vorausgeschickt sei, daß Schreiber dieses — trotz seines englischen Namens ein **Deutsch-Amerikaner** — erst vor wenigen Monaten nach 12jährigem Aufenthalt in Amerika nach Deutschland zurückgekehrt ist.)

Ihr Kommentar zu dem Ausschnitt aus der St. Louiser „Amerika" könnte den Eindruck hinterlassen, als wenn die Katholiken drüben überhaupt — nicht nur in Chicago — im Kampf gegen die Unsittlichkeit zurückständen. Das wäre gefehlt. Freilich muß zugegeben werden, daß mancherorts die Katholiken, und vor allem die berufenen Hüter der Sittlichkeit, die Priester, drüben ebenso wie hier viel energischer gegen die Pornokratie auftreten sollten und könnten. Anderseits kann man aber auch nicht dankend genug hervorheben, wie in vielen Städten, vor allem dort, wo die „American Federation of Catholic Societies" blüht, ein geradezu großartiger Kampf gegen das Laster geführt wird. Dieser „Catholic Federation" ist es großenteils zu verdanken, daß besonders das öffentliche Annoncenwesen in Amerika sowie der „Kunsthandel" mit Ansichtskarten in der Regel nicht die Grenzen des Anstandes überschreiten. Macht sich irgendwo eine Frechheit breit, dann find bald einige „gentlemen of the Federation" zur Hand, um z. B. die „Kunst"-Postkarten zum Mayor oder Polizeichef zu bringen. Dort werden die p. t. Produkte dann auch als das erklärt und behandelt, was sie sind — nicht als „Kunst"! Das Urteil wird gefällt vom gesunden Menschenverstand — common sense. Das blödsinnige Institut von „Sachverständigen" würde in Amerika aus der Welt gelacht werden.

Als ein Beispiel, wie die katholische Föderation die öffentliche Meinung zugunsten einer gesunden Volksmoral bearbeitet, diene die beiliegende Protest-Postkarte, die letzten Sommer in Tausenden von Exemplaren zur Unterschrift und Einsendung an die Zentralstelle in Toledo, O., verteilt wurde. Und wohl gemerkt: es handelte sich dabei nicht im entferntesten um Brandmarkung von Schamlosigkeiten, wie sie im Intimen Theater produziert wurden, sondern um einen Protest gegen Wildes „Salome".

Dem Inhalt des in Nr. 10 der „Allgemeinen Rundschau" zitierten Briefes aus Worcester, Mass., muß auch der Unterzeichnete beipflichten. Die Nachrichten von den Schändlichkeiten im alten Vaterland erfüllen die besten Deutschen in Amerika nicht nur mit tiefer Traurigkeit, sondern geradezu mit wütender Scham vor der Prostituierung der bisher drüben so hochgehaltenen deutschen Ehre. Eine gewisse „Kunst" und „Literatur" der modernen Germania stinkt über den Ozean und gefährdet nachgerade die Achtung vor dem Volk Schillers und Goethes. Um so mehr Achtung deshalb vor der „Allgemeinen Rundschau", dieser Vorkämpferin für das Heil und die Ehre des deutschen Volkes!

Allan A. Stevenson.



Die sieben letzten Worte Christi am Kreuze.

Oratorium in zwei Teilen für Soli, gemischten Chor, großes Orchester und Orgel von Dr. Pater Hartmann von An der Lan-Hochbrunn, O. F. M.

Das Werk des berühmten Komponisten aus dem Franziskanerorden, welches bereits in Neuyork und Bamberg mit höchstem künstlerischen Erfolge zur Aufführung gelangte, hatten wir nun in München in der **Tonhalle** (Kaimsaal) kennen zu lernen Gelegenheit. Das unter dem Protektorate Ihrer Kgl. Hoheit der Frau Prinzessin **Ludwig Ferdinand** von Bayern veranstaltete Konzert wies einen sehr starken Besuch auf, wie es nach den bedeutenden Erfolgen, die der heimische Tondichter vor einigen Jahren mit seinen Oratorien „Franziskus" und „Petrus" errungen hatte, nicht anders zu erwarten gewesen war. Mit dem Konzertvereinsorchester, zweihundert Sängern und Sängerinnen, teilten sich drei Solisten in die imposante Aufgabe.

Pater Hartmann leitete seine Schöpfung selbst. Nicht jeder Komponist ist ein brauchbarer Dirigent; bei ihm jedoch merkt der Kenner sofort, daß er Orchester und Stimmen zwingend beherrscht mit seiner präzisen, knappen, allen unnötigen Kräfteaufwand verschmähenden Direktion.

Eine symphonische Einleitung malt uns die ernste Stimmung des Kalvarienberges; es herrscht eine knappe Prägnanz des Ausdruckes. Der Tondichter verzichtet auf große Mittel in dem Bewußtsein, auch ohne sie volle Wirkung erreichen zu können. Nun berichtet uns die „Historia" das weltbedeutende Geschehnis. Pater Hartmann verstand es, die Lapidarsätze der Evangelien auf das ergreifendste zu vertonen. Er hat für das Oratorium die lateinische Sprache beibehalten. Ein sehr glücklicher Gedanke ist es, die Stimme Christi unsichtbar von der Orgel her ertönen zu lassen. Die Worte des Gekreuzigten werden hierdurch gleichsam in das Gebiet des Reingeistigen emporgehoben, und durch das Medium der Töne weiß Pater Hartmann diesen Eindruck auf das feinsinnigste zu verstärken. Nach dem Satze der „Historia": Jesus autem dicebat: tönt es wie Sphärenklänge, bis dann die Stimme Christi einsetzt: „Pater, dimitte illis, non enim sciunt, quid faciunt." Die Historia berichtet, wie sie Jesu Kleider verteilen und ihn verlachen, worauf zum erstenmal der Chor einfällt: „Andern hat er geholfen, er helfe sich selbst." An diesen Chorsatz schließt sich ein anderer, dem Psalm 114 zugrunde liegt. O, domine, libera animam meam . . . es ist das Ausdruck tiefsten Empfindens, welcher sich in dieser klangschönen, schlichten Tonwelt ausspricht. Das zweite Wort Christi hodie mecum eris in paradiso verklingt in einer wundersam weichen, innigen Melodie. Wirksam ist die Baßpartie des Dismas. Dem dritten Worte geht wiederum eine symphonische Introduktion voraus, der der Chor „stabat mater dolorosa" folgt. „Weib, siehe da, dein Sohn." „Siehe da, deine Mutter." Welche Wärme weiß der Tondichter in diese Worte zu legen! Ein gleicher Schmelz lyrischen Gefühls liegt auch in dem besonders in der Kantilene reizvollen Sang der Historia: Und von jener Stunde an nahm sie der Jünger zu sich.

Die Hymne: Eja mater, fons amoris schließt diesen Teil ab. Symphonisch beginnt der zweite. Es entstand eine Finsternis über die ganze Erde. Wirkungsvoll malt die Tondichtung die Stimmung der Verlassenheit, die in Christo das bange Wort auslösen: „Mein

Gott, mein Gott! warum hast du mich verlassen." Auch hier, wo der moderne „Nurtechniker" sicherlich die Wellen des Orchesters zu einer tobenden, tosenden Brandung entfesseln würde, fällt es auf, wie P. Hartmann in seinen klanglichen Ausdrucksmitteln Maß hält, aber darum trotzdem nicht geringere Eindrücke hervorruft. Eine feinsinnige Duettstelle zwischen Historia und Dismas: „Etiam vocat iste" sei noch hervorgehoben.

Es folgt Christi fünftes Wort: „Mich dürstet." Nach dem Evangelium Johannis berichtet die Historia, wie sie den Schwamm mit Essig füllen und an dem Kreuze hinaufreichen. Der Chor erweitert diesen Vorgang ins Symbolische durch den Psalm: „Wie der Hirsch nach Wasserquellen lechzt." Die Parallelsetzung von Evangelium und Psalmen ist von großer poetischer Schönheit; sie hat ja z. B. in dem Oberammergauer Passionsspiel ein wirkungerprobtes Analogon. Diese Chorstelle ist vielleicht die gewaltigste, hinreißendste des Werkes, eine Glut des Empfindens spricht aus ihr, der sich sicher kein Hörer entziehen kann. Weihevoll tönen später die Worte: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist," die der Chor in der Erlösungszuversicht kündenden gleichlautenden Strophe des 30. Psalms wiederholt. Töne hehrer Majestät begleiten das Wort des Sterbenden: „Es ist vollbracht", und die Historia kündet: „und das Haupt neigend, übergab er seinen Geist." Der Eindruck des erschütternden Momentes entströmt den Worten des Hauptmanns: „Wahrlich, dieser Mensch war ein Gerechter!" An seine Brust schlagend kehrte das Volk zurück, dies vernehmen wir aus den letzten, ernsten Klängen der Historia. Der Chor fällt mit dem weihevollen liturgischen Gebet: „Perpetua nos pace custodi . . ." ein mit dessen „Amen" zugleich die ganze Tondichtung ausklingt.

Stärkster Beifall durchhallte nach einer kurzen Spanne ergriffenen Schweigens das Haus. Zwei Lorbeerkränze wurden dem Tondichter gereicht, der mehrmals hervortreten mußte, um den Dank der begeisterten Hörer entgegenzunehmen. Vom Königlichen Hofe waren erschienen: Prinz Ludwig mit Prinzessin Hildegard, Frau Prinzessin Leopold, Prinz und Prinzessin Ludwig Ferdinand, Prinz Adalbert, Prinz Alfons und Prinzessin Klara.

Die Aufführung durfte völlig befriedigen. Orchester und Orgel, die Jos. Schmid meisterhaft spielte, waren vorzüglich. Die Chöre gingen exakt. Die Historia wurde von Lina Held recht gut gesungen. Der Stimme des Erlösers lieh Martin Oberndörffer seinen sympathischen Bariton. Dismas und Longinus sang Kammersänger Oberstetter mit markigem Baß, ohne daß die gemeldete Indisposition sich erheblich bemerkbar machte. Die gewaltigen Eindrücke, die das neue Werk Pater Hartmanns uns vermittelte, vermag der Alltag nicht so leicht zu verflüchtigen, wie dies bei manchen sich viel prätentiöser gebenden Kompositionen so oft der Fall ist. Erhebung, nicht die spielende (gar oft auch spielerische) Bewältigung technischer Ausdrucksformen und deren Erweiterung ist das Ziel von Pater Hartmanns religiös-künstlerischem Schaffen. Im ganzen ist das Oratorium für die Wiedergabe in der Kirche gedacht, da der Konzertsaal nicht immer die Stimmungskraft habe, um Menschen, die nach des Tages Mühe und Arbeit zusammenkommen, ohne die Blendmittel ultramodernster Instrumentierung zu fesseln. Als ich jüngst die anregende Gelegenheit hatte, mit dem feinsinnigen Meister über seine neue Schöpfung zu reden, sagte dieser solches und meinte: er bedürfte eines Publikums, das mit dem guten Willen käme, sich wenigstens für die anderthalb Stunden des Konzertes geistig unter das Kreuz zu stellen. Ich glaube, P. Hartmann denkt zu bescheiden von seiner Kunst. Er besitzt die Kraft, wohl auch diejenigen zu fesseln, welche ungesammelten Gemütes gekommen sind — durch die Gewalt seiner Tonsprache und der Tiefe seines Gemütes.

L. G. Oberlaender.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. In neuer Einstudierung erschien „Maria Stuart", die einige Jahre in dem Spielplan vermißt wurde. Wie so oft bei großer idealistischer Kunst zeigte es sich, daß bei dem Publikum ein starkes Bedürfnis nach ihr herrscht. Das Haus war ausverkauft und folgte den bedeutsamen Vorgängen der Tragödie mit Anteil und Beifall. Leider stand die Wiedergabe des Schillerdramas nicht völlig auf der Höhe. Wohl ließ sich nicht verkennen, daß Dr. Kilian die Regie mit Sorgfalt führte und Frl. Berndl (Maria), Lützenkirchen (Leicester), Jacobi (Shrewsbury), Gura (Mielwil) und Frau Schwartz (Hanna Kennedy) hielten, wenn man auch dies und jenes sich anders wünschen mag, Geist und Stimmung der Tragödie großen Stils fest. Hierin fehlte es der Darstellerin der Elisabeth völlig. Frau von Hagen ist in modernen Stücken eine sehr hochzuschätzende Künstlerin, aber zum großen Drama fehlen ihr die Mittel großen Ausdruckes. War dies vorauszusehen gewesen, so versagte Birron als Mortimer unerwartet. Steinrück stellte den Burleigh auf einen schroffen, nüchternen Ton, der mehr befremdet, als überzeugt. Viel besser war Königs Paulet. — Als Festvorstellung am Geburtstage des Prinzregenten wurde in bekannter Besetzung mit Tänzler als Gast „Lohengrin" gegeben.

Schauspielhaus. Heijermans Spiel in den drei Akten „Seltsame Jagd" fand bei der Uraufführung eine günstige Aufnahme. Nach dem ersten Akte hatte sich freilich das Publikum höchst ungnädig erwiesen, später schien es für die übergangslose Folge von Scherz und Ernst mehr Verständnis zu finden. Seltsame Jagd — nach was? Nach einem Kinde, das einer flüchtigen Liaison eines jungen, reichen Studenten zu einer fragwürdigen Person entsprossen. Fast zwei Jahrzehnte sind darüber vergangen. In der Mutter des Lebemannes ist mittlerweile ein starkes Verantwortlichkeitsgefühl für ihre Mitmenschen erwacht. Sie hat ein Waisenhaus gestiftet und fahndet auch nach dem Kinde, das dem Leichtsinn des Sohnes sein Leben verdankt, doch vergebens. Sterbend nimmt sie diesem das Gelöbnis ab, weiter zu forschen. Der Baron hält zwar das Versprechen, aber seine Bemühungen durch einen Detektiv sind gelangweilt und herzlos. Ungerührt sieht er all das Elend von Mädchen in ähnlicher Lage, die sich auf ein Inserat, das ihnen ein Legat verspricht, gemeldet haben. Die Liebe zu einem Mädchen, das auch den Vater entbehrt, läßt den Baron schließlich seine Aufgabe ernster nehmen, der Erfolg bleibt jedoch aus. Der Hörer hat öfters das peinliche Gefühl, als solle der Suchende in der so heiß Geliebten seine Tochter entdecken. Ich glaube, daß Heijermans diese Möglichkeit offen lassen wollte. Der Baron ertrinkt bei einem ziemlich romanhaft herbeigezogenen Rettungswerk; die ihn Liebende bricht verzweifelt zusammen. Dem Stücke fehlt die allmählich fortschreitende Charakterentwicklung, vieles erscheint trotz weitausgedehnter Szenen nur fragmentarisch; immerhin verdient das Werk ob seiner ethischen Grundtendenz Beachtung. Die Wiedergabe war vortrefflich.

Aus den Konzertsälen. Das zehnte Abonnementskonzert in der Tonhalle bot uns eine vollkommene Wiedergabe von Hauseggers symphonischer Dichtung: „Wieland der Schmied", deren zahlreiche Schönheiten das Orchester unter Löwes Leitung zu glanzvollster Wirkung brachte. Das Mendelssohnsche Violinkonzert spielte Jacques Thibaud, dessen glanzvolle Technik und Schönheit des Striches mit Recht gefeiert wurde. Haydns B-Dur-Symphonie Nr. 12 und das Meistersingervorspiel wurden von dem Orchester in restloser Vollendung gespielt. Alfred Schroeter, der hochbegabte Pianist, bot als Solist des Volkssymphonieabends Schumanns A-Moll-Konzert mit hervorragendem Gelingen. Neben Gluck und Haydn hörten wir Richard Strauß. „Tod und Verklärung" gehört zu den Werken des Komponisten, welche auch diejenigen hochschätzen, die zu seinen neuen Musikdramen keine innigere Fühlung zu gewinnen vermögen. — Leider wenig besucht war die Eichendorffmatinee im Schauspielhause. Die glücklichsten Eindrücke vermittelten die Liedervorträge von Frau Möhl-Knabl, deren sangliche Mittel und musikalische Empfindung von neuem zu rühmen sind. Mit dem Vortrage der Lyrik erzielten die Schriftsteller Rath und Brandenburg angemessene Wirkung. Der Konferenzier Dr. Kutscher wies mit Glück auf die Naturfrische in Eichendorffs Dichtung hin. — Aus dem Abend des Münchener Streichquartetts, das wieder Vortreffliches bot, ist die Wiedergabe von Mozarts Klarinettenquintett hervorhebenswert, in welchem sich den Künstlern Kammermusiker Walsch mit bestem Gelingen anschloß. — Ueber sehr ansehnliches Können verfügt die Pianistin Anny Hare, welche mit dem von Prill geleiteten Konzertvereinsorchester erfolgreich konzertierte. Günstiges wird mir von dem Brahmsabend von Leonore Wallner berichtet, deren Konzert, wie ein Vertreter mir mitteilt, von glücklichem Erfolge begleitet war.

Verschiedenes aus aller Welt. Gerhard Hauptmann ist mit seinem neuesten Bühnenwerke, das in Berlin und in Wien gleichzeitig seine Uraufführung erlebte, abermals nicht vom Glücke begünstigt worden. Das Schauspiel „Griselda" knüpft nur lose an den zuletzt von Halm behandelten alten Griseldisstoff an. Die Exposition des Stückes ist sehr lebensvoll, aber bald verflüchtigt sich alles in krankhafte Empfindungen und unklare Symbolik. Die Renaissancemenschen Hauptmanns sind moderne Neurastheniker. Der Dichter rührt nach Berichten die Motive nur an, ohne sie zur Idee zusammenzuzwingen. Wohl hat Hauptmanns Sprache noch kraftvolle Bilder, aber man findet auch manche Stellen von alltäglichsten Wendungen. Bei vielen Kritikern ist der Eindruck verzeichnet, daß der Dichter die letzten Akte völlig invita Minerva zu Ende geschrieben. — Die Kgl. Akademie der Künste zu Berlin hat Richard Strauß zum ordentlichen Mitglied gewählt. Der Komponist stand schon mehrere Jahre auf den Vorschlagslisten; doch war vormals die Aufnahme auf heftigen Widerspruch gestoßen. — Im Kgl. Theater zu Madrid wurde zum erstenmal die „Götterdämmerung" gegeben. Der Erfolg war bedeutend. — „Solange", eine Oper von Aderer, Musik von Salvayre, fand in der Komischen Oper in Paris sehr freundliche Aufnahme. Die Musik ist liebenswürdig, doch ohne besondere Eigenart. Das Libretto behandelt den Liebeskonflikt der Tochter eines adeligen Emigranten mit einem General des französischen Revolutionsheeres. — In Upsala wurde von einem deutschen Gelehrten ein bedeutsamer Fund gemacht. Von dem Weihnachtsoratorium von Heinrich Schütz (1585—1672) war nur

die Evangelistenstimme bekannt. Das Uebrige galt bei den Schloßbränden von Dresden und Kopenhagen für unwiederbringlich verloren. Die wiedergefundene Musik zeigt den deutschen Meister von mancher neuen Seite, insbesondere in bezug auf Instrumentation. Breitkopf & Härtel werden das Oratorium demnächst veröffentlichen. — Die seit kurzem bestehende „Akademische Bühne" in Berlin veranstaltete eine Aufführung von Frank Wedekinds alter Komödie: „Die junge Welt." Unter Zischen und Pfeifen wurde die theatralische Mißgeburt zu Grabe getragen. Das Stück hatte bei seiner Münchener Uraufführung ein ähnliches Schicksal.

München. L. G. Oberlaender.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Der „müllernde" Kanzler.

Schon lang ist Bülow auf der Hut,
Weshalb er eifrigst „müllern" tut;
Er denkt: „So lang' ich recht geschmeidig,
So lang' zum Heil des Reiches bleib ich!"

Erst übt er sich zur Mitte senken
Und dorthin Arm und Bein verrenken,
Doch kann er's schon nach kurzen Zeiten
Grad so geschickt nach andern Seiten.

Er eint mit liberalen Sprüngen
Und mit freisinn'gen Riesenschwüngen
Auch der Agrarier große Kraft,
Erringt sich so die Meisterschaft.

Doch reicht nicht hin für alle Zeit
„Ermüllerte" Geschmeidigkeit;
Im Sturm schwankt Blockgerüst und Meister,
Da hilft kein Turnen und kein Kleister.

'nen echten „Müller" ruft der Wicht,
Daß der ihm wahr' das Gleichgewicht,
Das Blockgerüst an Stützen kette,
Den schwankenden Freund vom Sturz errette. Pikkolo.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Der Kurs und die Richtung in der Tendenzbewegung an allen Börsen haben sich nicht geändert. Der Hauptgrund der allgemeinen Depression an den Effektenmärkten des Inlandes und der auswärtigen Plätze in gleichem Masse ist die unverändert schwierige Situation der politischen Zustände. Die nunmehr seit Wochen anhaltende Verflauung an den Börsen ist die Konsequenz der Gestaltung der Balkanwirren. Man ist weniger über die Zuspitzung des österreichisch-serbischen Konfliktes erregt; man wittert hinter all den Ränken der sonst der allgemeinen Ignorierung anheimfallenden serbischen „Wau-Waus" stets das unklare Doppelspiel Russlands. Was die Börsen und ihre Begleiterscheinungen in Deutschland besonders beklemmend berührt, ist die Aussichtslosigkeit einer dauernden Erholung der Märkte. Nach den langen Krisenjahren unserer wirtschaftlichen Konjunktur wirkt die derzeitige fieberhafte Tendenz sehr unangenehm. Jeder Tag scheint eine Verstärkung in der Beunruhigung zu bringen. Die letzten Alarmnachrichten von der russischen Grenze, vor allem die Mitteilungen von Truppenverschiebungen, sind gleichfalls ungeeignet, den Wirtschaftsmärkten die längst notwendige Erholung zu geben. Unter dem momentanen unsicheren Verhalten Russlands gegenüber dem deutschen Bestreben, dem Frieden die ernsteste Stütze zu sein, ist es unbegreiflich, dass der Berliner Haute-banque neuerdings Fehlgriffe unterlaufen sind. Das deutsche Kapital beabsichtigt zum Zwecke von Anleihen den russischen Eisenbahngesellschaften grosse Summen zur Verfügung zu stellen. Dergleichen Investitionen von deutschem Kapital sollten mehr mit Fühlung der politischen Kreise erfolgen, um somehr, als auch die Politik innerhalb der eigenen Grenzpfähle derzeit die verworrenste ist. Durch die überaus schwierigen und dabei undankbaren Arbeiten der Finanzkommission bleibt der aufzustellende Reichsetat kompliziert und voraussichtlich unvollendet. Auch an den Börsen kalkuliert man mit Krisen in hohen und sehr hohen Ressorts. Wie immer, wenn die Wirtschaftsmärkte an unklaren Situationen zu leiden haben, ergibt sich überall neben Unlust und Untätigkeit hauptsächlich eine ausgesprochene Flauheit. Dabei liegt der Gedanke nur zu nahe, dass die unbedingt notwendigen 500 Millionen Steuern auf Kosten des Konsums, und zwar zu alleinigen Lasten der Handels- und Industriekreise, gehen werden. Die Projekte einer Kohlenproduktionssteuer beispielsweise würden eine enorme Umwälzung vieler Gebiete der industriellen Zweige bringen. Derartigen Hinweisen gesellten sich noch wirtschaftliche Hiobsbotschaften und die immer gleich ungünstigen Berichte aus den Montangebieten. Die Gewinnergebnisse bei einzelnen Bergwerksgesellschaften, par exemple bei Hibernia, und der erhebliche Rückgang in den Dividendenerträgnissen sprechen für das Resultat des vergangenen Jahres. Die Auspizien im laufenden Geschäftsjahre sind bei den meisten Montaninteressenten die schlechtesten. Teilweise haben am Eisenmarkte nicht nur in Amerika, sondern auch bei uns die Preise ein derartig niedriges Niveau erreicht, dass in vielen Fällen kaum die Selbstkosten gedeckt sind, geschweige denn mit Gewinn produziert wird. Ueber die Gestaltung der Tendenz ist man geteilter Meinung. Jedenfalls hat der Glaube an eine endliche Konjunkturbesserung viel für sich, wenn auch nicht zu verkennen ist, dass die Erträgnisse im ersten Semester 1909 direkt unbefriedigend sein werden. Der Montanmarkt leidet insbesondere unter den wirren Meldungen aus Amerika, und hier spielen zum grossen Teil politische Machinationen mit. Die Situation ist wohl am besten charakterisiert durch die Hinweise von umfangreichen Lohnreduktionen und Arbeitseinstellungen. Das allseits erhoffte Frühjahrgeschäft hat in den Industriebezirken, insbesondere im Baugewerbe, nur geringen Einfluss ausgeübt. Die rückläufige Bewegung am Kupfermarkt und die beträchtlichen Preisreduktionen für einzelne deutsche Eisen- und Kohlenprodukte verstimmten ausserdem. Die Werte der Banken und natürlich der Montanes selbst waren ungünstig disponiert, wenn auch von ernsten Kursfluktuationen nicht zu berichten ist. — Die Dividendenlosigkeit der Hamburger Paketfahrtgesellschaft spiegelt ebenfalls die Konjunkturmisere wieder. Auf dem Schiffahrtsgebiete sind jedoch durch die grossen Auswanderungsziffern stimulierende Gegenmomente gegeben. — Man wird es begreiflich finden, dass in der gegenwärtigen Börsenstimmung die ungünstigen Momente sowohl an Wirkung wie an Zahl die vorhandenen wenigen Nachrichten besserer Art überwiegen. Der Reichsbankausweis zeigt erfreulicherweise auch weiterhin die nun fast historisch gewordene günstige Gestaltung; auch die Erhöhung der steuerfreien Notenreserve machte Fortschritte. Der Geldmarkt ist gleichfalls immer noch relativ flüssig. Es darf jedoch nicht übersehen werden, dass die Vorbereitungen zum Quartalswechsel im Zusammenhang mit den demnächstigen grossen Auszahlungen für Coupons und Dividendenausschüttungen der Banken- und Industrieaktien beginnen. Hierzu kommt die andauernde Emission von weiteren Städteanleihen. Die Subskription auf die österreichischen Schatzscheine im Betrage von 220 Millionen Kronen ergab anderseits ein überraschend glänzendes Resultat. Aus Amerika sind grössere Goldimporte nach England avisiert und eine Diskontermässigung in London wird alsdann in den Bereich der Möglichkeit gezogen. Vorbedingung ist hier wie in all den derzeitigen finanzwirtschaftlichen Kalkulationen eine erhebliche Klärung der politischen Lage, und hierzu fehlt derzeit jede Aussicht auf Besserung. M. Weber.

Bayerische Hypotheken- und Wechselbank. Die Bank versendet an die Kundschaft monatliche Tabellen, welche übersichtlich die Kurse und Rentabilität einer grösseren Anzahl von heimischen und ausländischen Wertpapieren der letzten Jahre zeigen. W.

Bayerische Handelsbank, München. Aus dem uns vorliegenden Bericht für 1908 ist in erfreulicherweise die Entwicklung der Bank zu ersehen und insbesondere die Wahrnehmung zu registrieren, dass die finanziellen Erfolge zum Teil auf die Erweiterung des Filialnetzes entfallen, diese Organisation also zum Vorteil der Bank gediehen ist. Sowohl zur Förderung des Pfandbriefumsatzes, wie auch des eigentlichen Bankgeschäfts haben die über ganz Bayern ausgedehnten Filialen der Bank neben der Münchener Zentrale beigetragen. Das finanzielle Ergebnis zeigt in den meisten Teilen der Bilanz erhebliche Plusziffern. Das Gesamtergebnis ist ziffernmässig ein besseres als im Vorjahre. Nach reichlichen Rücklagen wird, wie seit Jahren, 8,25% Dividende der am 24. März stattfindenden Generalversammlung vorgeschlagen. Bekanntlich ist die Bayerische Handelsbank dazu berufen worden, durch ihren ersten Direktor an der Bilanz der Bayerischen Bodenkreditanstalt Würzburg — welches Institut sich bemüht, die bestehenden Gegensätze zu beseitigen — beratend mitzuwirken. M. W.

Süddeutsche Bodenkreditbank. In der ordentlichen Generalversammlung wurde, dem Antrage des Aufsichtsrates und der Direktion entsprechend, die Verteilung einer Dividende von 8% genehmigt. Die ausscheidenden vier Mitglieder des Aufsichtsrates wurden wiedergewählt.



„SMITH PREMIER“

Modell 10

Einzige Schreibmaschine mit vollkommen sichtbarer Schrift

::: Volltastatur :::
und robuster Konstruktion

Prospekte gratis und franko von:

SMITH PREMIER TYPEWRITER Co., Berlin W., Friedrichstrasse 62.



u. fast allen Städten Deutschl. u. d. Auslandes sind unsere Saxonia Sport-und Kinderwag. als d. besten anerkannt. Ebenso **Kinderstühle, Kindermöbel, Bettstellen, Fahrräder, Näh-, Waschmaschinen, Sprechapparate etc.** Sämtl. Preise s. extra bill. u. d. Ausführ. unerreicht. Neuest. Katal. gratis Sächs. Kinderwagen- u. Fahrrad-Industrie, Zeitz, 91.

SAXONIA

: Die Leser :

werden freundlichst gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen, die sie auf Grund von Anzeigen in der „Allgem. Rundschau“ machen, sich stets auf die Wochenschrift zu beziehen.

Tonhalle

Konzertverein München e. V.

Mittwoch, den **17.** März 8 Uhr

Volks-Symphonie-Konzert

Dirigent: Hofkapellm. **Paul Prill.**

Solist: Kammersänger **Ludwig Hess.**

Haydn: Symphonie C-moll (9. Londoner).
Bausner: Szene aus dem Cornelius'schen Opernfragment „Gunböd“.
Boehe: „Taormina“, Tondichtung.
Gesänge mit Orchester:
a) Wolf: Der Rattenfänger.
b) Hess: Don Vadrique.
Nicolai: Ouverture zu den „Lustigen Weibern von Windsor“.

Eintrittskarten bei **M. Rieger**, Odeonsplatz 2, im **Billettenkiosk** am Maximiliansplatz und in der **Tonhalle** (Türkenstrasse, Parterre).

Montag, den **22.** März 7½ Uhr

XI. Abonnement-Konzert

Dirigent: **Ferdinand Löwe.**

Solist: **Frédéric Lamond** (Klavier).

Programm:
H. Bischoff: Symphonie E-dur (Erstaufführ. in München).
Brahms: a) Klavierkonzert (B-dur).
b) Akademische Festouverture.

Eintrittskarten bei **M. Rieger**, Odeonsplatz 2, im **Billettenkiosk** am Maximiliansplatz und in der **Tonhalle** (Türkenstrasse, Parterre).

Bayerisches Reisebureau Schenker & Co.
München, Promenadeplatz 16.

Praktische Erfahrung

ist mehr wert als graue Theorie. Wenn aber reiche praktische Erfahrung mit bester Theorie gepaart ist, dann kann der Erfolg nicht ausbleiben. Ich bin mehr als einmalhunderttausend Personen jeden Alters, jeden Standes, jeder Nation praktisch an die Hand gegangen, habe ihnen gezeigt, wie sie ihr Wissen erweitern, wie sie in ihrem Berufe vorwärts kommen oder einen besseren ergreifen konnten, habe ihnen neue Gesichtskreise eröffnet, den verzagenden neuen Lebensmut eingeflösst. Wie gering auch die Vorbildung des einzelnen sein mochte, ich habe ihn vorangebracht, seinen guten Willen und gewissenhafte Mitarbeit natürlich vorausgesetzt. Diese ungeheuere Erfahrung, die ich mir im direkten Verkehr mit diesen hunderttausend Personen gesammelt habe, kommt Ihnen zugute, wenn Sie sich heute an mich wenden. Wer kann Ihnen auch nur eine annähernd so reiche Erfahrung bieten. Hören Sie, was diejenigen sagen, denen ich vorangeholfen habe: „Erst Ihre Lehre hat mir die Geheimnisse des richtigen Denkens entdeckt, neues Leben und Interesse gezeigt und Lust und Freude zur Arbeit in mir entdeckt. Jetzt sehe ich mein Ziel näher und den richtigsten, kürzesten Weg zu ihm. Ich erkenne an, dass Ihre Methode die beste ist, leicht fasslich, vernünftig und praktisch und für jeden Menschen wertvoll. . . . Ich habe Selbstvertrauen, Ruhe und Mut erlangt, ich bin glücklich geworden. R. W.“ „. . . . Besonderen Nutzen habe ich aus den Anweisungen zur Erlernung fremder Sprachen und über das Halten von Vorträgen und Reden gezogen. . . . O. L.“ „Habe soeben mit Auszeichnung promoviert, wofür ich Ihnen meinen herzlichsten Dank auszusprechen mich beeile. Ihre Methode ist reinwegs kostbar, doppelt kostbar, weil streng naturgemäss. Man lernt seinen Geistesapparat handhaben, wie man seine Schreibfeder handhabt. . . . Dr. E. P.“ „Bei Einarbeitung in meinen neuen Posten verschafft mir die Anwendung Ihrer Gedächtnislehre sehr grosse Erleichterung. M. Sch.“ „Einen wesentlichen Vorzug Ihrer Lehre erblicke ich in der überaus klaren Ausdrucksweise des gesamten Stoffes, wodurch es auch Leuten mit Elementarschulbildung schon bei mittelmässiger Begabung ermöglicht wird, in kurzer Zeit ausserordentlichen Nutzen daraus zu ziehen. H. K.“ Verlangen Sie heute noch Prospekt (kostenlos) von **L. Poehlmann, Prannerstr. 13, München C. 130.**

Kgl. Bad Kissingen

Saison: Anfang April bis Ende Oktober.

Heilanzeigen

Erkrankungen des **Magen-Darmkanals**, der Leber, der Galle und der Nieren; des **Herzens und der Gefässe** (Verkalkung; d. Stoffwechselerkrankungen (Zuckerkrankheit) Fettsucht, Blutarmut, Scrophulose, Gicht und Rheumatismus. Ferner bei Erkrankungen der Luftwege, der Nerven, des Rückenmarks

Mineralwasserversand durch Badverwaltung.

Kurmittel:

Weltberühmte **Trinkquelle Rakoczy**, Pandur, Maxbrunnen, **Sole**, Bitterwässer, Stahlbrunnen, Molke Kohlensäurereiche, freie und abstufbare **Solebäder**, Pandur-, Wellen-, Mineralmoorbäder, Fango, Wasserheilverfahren, Licht, Luft-, Sonnen-, Dampf-, Heissluft- u. elektrische Bäder, Inhalationen, Gradierbauten, Massage, Heilgymnastik, Röntgen-Laboratorium

Auskunft durch Kurverein.

Dem hochw. Klerus

empfehle ich mich bei Anschaffung von **Paramenten, Fahnen usw.** unter Zusicherung billigster u reellster Bedienung. Bei Barzahlung angemessener Rabatt, im übrigen Zahlungserleichterung nach Möglichkeit.

Max Altschäffl, München
Paramentenanstalt u. Fahnenstickerei
Karlstrasse 52/II.



1909

pf gegen
biläum.)
S. B.
zur See.
sichten?
eltrund-
n. Von
mission.
lied des
hüllen.
n fiska-
Raff.
Tremel
er Be-

Inhaltangabe:

Quartalspreis Mk. 2,40



Süddeutsche Bodencreditbank.

Die heutige Generalversammlung hat die Dividende pro 1908 auf

8% Mk. 48.— pro Aktie

(für die Aktien à ℳ. 600.— Nr. 1—40,000 für das ganze Jahr,
" " " à " 1200.— " 40,001—42,500 " " halbe ")
festgesetzt.

Die Auszahlung erfolgt **vom 15. März ab** gegen Auslieferung der Gewinnanteilscheine No. 38 resp. No. 1 bei den nachbezeichneten Stellen:
bei **unserer Kasse dahier,**
" den Herren **Merck, Finck & Co.** in **München,**
" der **Königlichen Hauptbank** in **Nürnberg,** sowie
" sämtlichen **Königlichen Filialbanken** und
" den Herren **Friedr. Schmid & Co.** in **Augsburg.**

Bei den oben bezeichneten Stellen werden auch unsere **Pfandbrief-Zinsscheine und verlosten Pfandbriefe** eingelöst.

München, den 13. März 1909. **Die Direktion.**

Haydn: Symphonie C-moll (9. Londoner).
Bausner: Szene aus dem Cornelius'schen Opernfragment „Gunlöd".
Boehe: „Taormina", Tondichtung.

Gesänge mit Orchester:
a) Wolf: Der Rattenfänger.
b) Hess: Don Vadrique.
Nicolai: Ouverture zu den „Lustigen Weibern von Windsor".

Eintrittskarten bei **M. Rieger,** Odeonsplatz 2, im **Billettenkiosk** am Maximiliansplatz und in der **Tonhalle** (Türkenstrasse, Parterre).

Montag, den **22.** März 7½ Uhr

XI. Abonnement-Konzert

Dirigent: **Ferdinand Löwe.**
Solist: **Frédéric Lamond** (Klavier).

Programm:
H. Bischoff: Symphonie E-dur (Erstaufführ. in München).
Brahms: a) Klavierkonzert (B-dur).
b) Akademische Festouverture.

Eintrittskarten bei **M. Rieger,** Odeonsplatz 2, im **Billettenkiosk** am Maximiliansplatz und in der **Tonhalle** (Türkenstrasse, Parterre).

---

habe: „Erst Ihre Lehre hat neues Leben und Interesse deckt. Jetzt sehe ich mein ihm. Ich erkenne an, dass I und praktisch und für jed Ruhe und Mut erlangt, ich Nutzen habe ich aus den A das Halten von Vorträgen Auszeichnung promoviert, w mich beeile. Ihre Methode naturgemäss. Man lernt sei feder handhabt. . . . Dr. verschafft mir die Anwendung „Einen wesentlichen Vorzug weise des gesamten Stoffes, schon bei mittelmässiger B lichen Nutzen daraus zu (kostenlos) von **L. Poehl**

Kgl. B
Saison :
Heilanzeig
Erkrankungen des **Magen-D** de Leber, der Galle und de **Herzens und der Gef** kung; b. Stoffwechselkrank krankheit) Fettsucht, Blutar lose, Gicht und Rheumatism Erkrankungen der Luftwege des Rückenmark
Mineralwasserversand durch BE

Bayerisches Reisebureau Schenker & Co.
München, Promenadeplatz 16.

Die Bonifacius-Druckerei zu Paderborn

erbietet sich zur pünktlichen Lieferung der Literatur des In- und Auslandes, besonders der katholischen. Sie besorgt auch jedes, wo immer angezeigte Werk.

Junfermannsche Buchhandlung Paderborn.
Albert Pape. Editore Pontificio.

Die **Verlagsbuchhandlung** erbittet Angebote geeigneter Manuskripte für eigenen und Kommissionsverlag und sichert gute Honorierung, entsprechende Ausstattung und energischen Vertrieb zu.
Die **Sortimentsbuchhandlung** empfiehlt sich zur prompten Lieferung der gesamten Literatur des In- und Auslandes.
Die **Buchdruckerei,** modern eingerichtet, empfiehlt sich zur Herstellung von Werken, Zeitschriften, sowie von Drucksachen privater und geschäftlicher Natur. Kostenanschläge bereitwilligst.

Bitte nicht lesen ohne sich dauernd zu merken, dass wir alle Bücher (auch Lexika, Klassiker, Weltgeschichte usw.) **ohne Anzahlung und ohne Preiserhöhung auf laufendes Konto gegen monatliche Raten von 3- 5 M. liefern. Referenzen: 20000 Geistliche,** Offiziere, Aerzte, Juristen, Lehrer, Lehrerinnen, Beamte, fürstliche und adelige Herrschaften usw. **Fried. Kratz & Cie, Versandbuchhandlung, Köln a. Rh,** Stolkgasse 49, Verlag der Jugend- und Volksbibliothek des Kath. Lehrerverbandes des Deutschen Reiches, Pr. Rhld.

In der Fastenzeit ist das **Bratbüchlein** von Frau Luise Rehse ein wahrer Schatz für jede Hausfrau. Es enthält über **140 köstliche Bratspeisen** ohne Fleisch u kostet nur 1 M portofrei durch Handelslehrer **A. REHSE, Hannover 25.**

Schreibmaschinen
neue u. gebrauchte liefert zu billigen Preisen unter günstigen Bedingungen
F. Gauert, München, Augsburgerstr. 23.

„Für Schlechtschreibende." Ueber 2000 im Gebrauch. Durch **Hofer's methodischen Selbstunterricht,** bearbeitet nach vieljähr. prakt. Erfahrungen, kann von jedermann und jeden Alters in 2 bis 3 Wochen **die verdorbenste Handschrift** zu einer **schönen und geläufigen** verbessert werden. 14 Seiten lithogr. Vorschr. mit Erklärungen. Preis 4 M., gegen Nachn. 4 M. 20 Pf. frko. Zus. — Zu beziehen bei **A. Hofer,** Kalligraphielehrer, **Weilheim,** 648a, Oberbayern.

---

50 Mk Wochenlohn
oder **50—60% Provision**

erhält jeder, der den **Vertrieb** meiner **Aluminiumschilder** und **-Waren** übernimmt. — Vertretung wird auch als Nebenbeschäftigung übertragen. Aluminiumwaren sind spielend leicht verkäuflich. Auskunft und Muster gratis. Es versäume daher niemand anzufragen. Postkarte genügt. Adresse:
Schilderfabrik,
Post Erbach, Westerwald.

---

30 jähr. Verkehrssekretär mit Anschauungen, wie selbe in dieser Zeitschrift vertreten werden, wünscht zwecks

Ehe

mit entsprechendem Fräulein in Korrespondenz zu treten. Gefl. Briefe unter **G. 8255** befördert die Expedition der „Allgemeinen Rundschau", München.

Aufruf!

Golden und Silber ist die Flagge des Apostolischen Stuhles. Ein goldener Schlüssel, gekreuzt mit einem silbernen, und darüber die Tiara, das ist das Wappen d. Apostolischen Stuhles. Auch in dem Leben desjenigen, welcher heute den Apostolischen Stuhl einnimmt, steht das Silber neben dem Golde. Das goldene Priesterjubiläum des Papstes Pius X. feierten wir im vorigen Jahre 1908, und sein silbernes Bischofsjubiläum fällt in das gegenwärtige Jahr 1909.

Zwischen diesen beiden Jubeltagen nach Rom zu reisen, um dem zweifachen Jubilare zu huldigen, dessen Silberhaar mit dem goldenen Triregnum gekrönt ist, was kann es Einladenderes, was Erfreulicheres geben für einen Katholiken? Wollen wir katholische Bayern bei solcher Gelegenheit nicht auch gleich anderen Völkerscharen, die entweder im vorigen Jahre nach Rom wallten, oder es heuer tun wollen, in die ewige Stadt pilgern, den Vater der Christenheit zu erfreuen und in seinen weltumspannenden Sorgen zu trösten, indem wir ihm so zeigen, daß wir Bayern den Silberschild unseres Glaubens blank halten und den Goldschmuck unserer Liebe und Treue zu Kirche und Papsttum rein und ungetrübt bewahren?

Darum auf nach Rom!

Das Zentralkomitee für bayer. Pilgerzüge:
Dr. Max Freiherr von Soden-Fraunhofen, Präsident.

Der Pilgerzug geht am **Montag, den 26. April,** (nicht 3. Mai) von München-Hauptbahnhof über Padua—Venedig—Loretto—Assisi nach Rom, woselbst achttägiger Aufenthalt. Während dieser Zeit (2. Mai) Seligsprechungsfeier des ehrw. Franziscus de Capillis aus dem Dominikanerorden. Die Rückreise beginnt am Samstag, 8. Mai, und geht über Florenz—Bologna—Verona—Ala nach München-Hauptbahnhof, Ankunft am Dienstag, den 11. Mai. Die Preise für Eisenbahnfahrt, Wohnung, Verpflegung, Wagenfahrten, Trinkgelder und Beitrag zur ... stellen sich für die I. ... ℳ 390.—, für die II. Kl. ℳ 300.—, für die III. Kl. ℳ 210.—. Anfragen ... Retourmarke versehen, zu richten an das Zentralkomitee für bayerische Pilgerzüge z. H. des Herrn Max Mathäser, München, Kathol. Kasino (Hotel Union), Barerstr. 7.

Dem hochw. Klerus
empfehle ich mich bei **A**... **Paramenten, Fa**...
unter Zusicherung bil...

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann ...
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.



Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

6. Jahrgang
Nr. 13

27. März
1909



Inhaltangabe:

Quartalspreis Mk. 2,40
Einzelnummer 20 Pfg

Alle bisher erschienenen Nummern werden nachgeliefert.

Heilmann'sche Immobilien-Gesellschaft
(Aktien-Gesellschaft).
Bilanz-Konto.

Aktiva. Abgeschlossen per 31. Dezember 1908 **Passiva.**

Aktiva

		M.	₰
Kassa-Konto		8,682	62
Immobilien-Konto:			
Grundstücke:			
Eigener Besitz	M. 6,965,615 64		
Konsortial-Besitz	„ 3,980,270.57		
	M. 10,945,886.21		
Gebäude	„ 1,555,935.60	12,501,821	81
Hypotheken-Kapital-Konto:			
Eigene Hypotheken	M. 3,282,420.77		
Konsortial-Hypotheken	„ 353,940.77		
Stückzins per 31. Dez. 1908	„ 85,244 95	3,721,606	49
Konto-Korrent-Konto:			
Bankguthaben	M. 1,213,143.90		
Diverse	„ 87,547.38		
Kaution	„ 2,605.—	1,303,296	28
Beteiligung an fremden Gesellschaften		534,000	—
Effekten-Konto		541,373	25
Inventar-Konto		1	—
		18,610,781	45

Passiva

		M.	₰
Aktien-Kapital Konto		7,020,000	—
Hypotheken-Schuld-Konto:			
Auf eigenem Besitz	M. 4,428,903.89		
Auf Konsortial-Besitz	„ 1,140,303.56		
Stückzinsen p 31. Dez. 1908	„ 48,697 07	5,617,904	52
Konto-Korrent-Konto:			
Diverse	M. 76,018.97		
Strassensicherung	„ 210,484.32		
Rest d. Gewerbesteuer für 1908	„ 4,321.55	290,824	84
Konsortial-Beteiligungs-Konto		712,211	69
Spezial-Reservefonds-Konto		500,000	—
Reservefonds-Konto		583,135	84
Personal-Exigenzfonds-Konto		10,000	—
Konto für Abwicklungs-Reserven		860,904	97
Gewinn- und Verlust-Konto		3,015,799	59
		18,610,781	45

Gewinn- und Verlust-Konto.

Soll Abgeschlossen per 31. Dezember 1908. **Haben.**

Soll

		M.	₰
Unkosten:			
Saläre, Gratifikationen, Tantiemen, Drucksachen, Bureau-Miete, Porti, Insertion usw.	M. 101,672.75		
Gewerbesteuer u. Umlagen hieraus	„ 8,643.10	110,315	85
Effekten:			
Verlust		187,745	56
Abschreibungen		29,152	37
Gewinn-Vortrag aus 1907	M. 3,107,845 25		
Verlust aus 1908	„ 92,045 66	3,015,799	59
		3,343,013	37

Haben

	M.	₰
Gewinn-Vortrag aus 1907	3,107,845	25
Immobilien:		
Gewinn aus Immobilien-Verkäufen	199,507	81
Ertrag eigener Grundstücke	20,490	71
Zinsen:		
Vereinnahmte u. Stückzinsen abzüglich Passivzinsen per Saldo	15,169	60
	3,343,013	37

Der **Dividenden-Schein Nr. 10** wurde als kraftlos erklärt.

München, den 15. März 1909.

Heilmann'sche Immobilien-Gesellschaft (Akt.-Ges.)

(Nachdruck wird nicht honoriert.) **Der Vorstand.**

Pfälzische Hypothekenbank.
Bilanz per 31. Dezember 1908.

Aktiva.

1. Inventar		M. 100.—
2. Kasse, Reichs- und Notenbank		„ 1,101,194.28
3. Wechsel		„ 2,573,954.45
4. Effekten		„ 1,492,736.45
5. Debitoren in Kontokorrent		
Guthaben bei Banken	M. 11,078,232.64	
Lombard-Darlehen	„ 179,722.50	
Zinsen- u. Annuitätenrückstände	„ 131,338.95	
Zinsen u. Annuitäten fällig am 1. Januar 1909	„ 3,730,031.04	„ 15,119,325.13
6. Hypotheken-Darlehen		„ 389,935,265.68
Hiervon im Hypothekenregister eingetragen M. 386,408,944.81		
7. Kommunal-Darlehen, sämtlich im Kommunal-Darlehensregister eingetragen		„ 2,931,921.52
8. Bankgebäude		„ 163,770.02
9. Grundstücks-Konto		„ 35,000.—
10. Wertpapiere des Beamten-Unterstützungsfonds		„ 826,224.08
11. Hypothekenpfandbrief-Anfertigungs-Konto		
Stempel auf erstmalig noch nicht ausgegebene Hypothekenpfandbriefe und Kommunal-Obligationen		„ 16,372.—
12. Zinsen aus Darlehen, berechnet per 31. Dez. 1908		„ 1,233,435.63
		M. 415,429,299.24

Passiva.

1. Aktien-Kapital			M. 18,000,000.—
2. Aktien-Einzahlungs-Konto			„ 2,851.21
3. Hypothekenpfandbriefe			
à 3½%	M. 268,461,500.—		
verloste	„ 126,200.—	M. 268,587,700.—	
à 4%	M. 109,629,300.—		
verloste	„ 38,700.—	„ 109,668,000.—	„ 378,255,700.—
4. Kommunal-Obligationen à 4%			„ 1,161,000.—
5. Kapital-Reservefonds			„ 7,260,000.—
6. Reservefonds II			„ 1,500,000.—
7. Reservefonds III			„ 150,000.—
8. Kreditoren in Kontokorrent			„ 665,233.25
9. Unerhobene Gewinnanteilscheine			„ 630.—
10. Unerhobene Zinsscheine			„ 1,673,674.75
11. Konto für gemeinnützige Zwecke			„ 11,103.49
12. Beamten-Unterstützungsfonds-Konto			„ 826,249.08
13. Zinsen-Reserve			„ 531,166.68
14. Provisions-Reserve			„ 187,950.51
15. Disagio-Reserve			„ 550,166.85
16. Hypothekenpfandbrief-Zinsen, berechnet per 31. Dezember 1908			„ 1,593,159.38
17. Gewinn- und Verlust-Konto			
Vortrag von 1907		M. 339,038.69	
Gewinn pro 1908		„ 2,721,375.35	„ 3,060,414.04
			M. 415,429,299.24

Gewinn- und Verlust-Konto.

Soll.

1. Geschäftskosten		
Allgemeine Unkosten	M. 280,737.80	
Steuern und Umlagen	„ 253,669.47	
Kosten des Pfandbrief-Geschäfts	„ 250,393.30	M. 784,800.57
2. Abschreibung auf Inventar		„ 2,714.68
3. Hypothekenpfandbrief-Zinsen		„ 13,290,320.61
4. Kommunal-Obligationen-Zinsen		„ 44,779.55
5. Gewinn-Saldo		„ 3,060,414.04
		M. 17,183,029.45

Haben.

1. Vortrag aus dem Jahre 1907	M. 339,038.69
2. Wechsel- und Effekten-Zinsen	„ 115,176.17
3. Kontokorrent-Zinsen	„ 235,250.66
4. Hypotheken-Darlehens-Zinsen	„ 16,171,241.91
5. Kommunal-Darlehens-Zinsen	„ 109,419.73
6. Provisionen	„ 212,902.29
	M. 17,183,029.45

Ludwigshafen am Rh., den 27. Februar 1909. **Pfälzische Hypothekenbank.**

In der heutigen Generalversammlung wurde die **Dividende** für das Jahr 1908 auf **9% = M. 90.— für jede Aktie** festgesetzt, welche sofort ausbezahlt werden.

Ludwigshafen a. Rh., den 13. März 1909. **Die Direktion.**

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 13. München, 27. März 1909. VI. Jahrgang.

Die liberale Presse und der Kampf gegen die öffentliche Unsittlichkeit.

Die gemeinschädliche Haltung des Hauptorgans der liberalen Partei in Bayern in Fragen, die den Schutz der öffentlichen Sittlichkeit betreffen, wird, wie die „Allgemeine Rundschau" schon wiederholt feststellen konnte, in weiten Kreisen der liberalen Partei verurteilt. Diese Tatsache hat soeben vor breitester Oeffentlichkeit von zwei Seiten eine bemerkenswerte Bestätigung gefunden. Die in München erscheinende „Wartburg" (Nr. 12 vom 19. März 1909) schreibt:

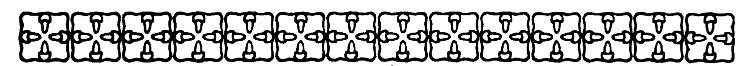
„In immer weiteren Kreisen der protestantischen Gemeinde Münchens wächst die Unzufriedenheit mit dem Geist der führenden liberalen Zeitung, der „Münchner Neuesten Nachrichten". So tapfer sie für die deutschnationalen Interessen eintreten und gegen den Klerikalismus kämpfen, so völlig versagen sie, wenn es sich um die positive Förderung der sittlich-religiösen Güter unseres Volkes handelt. Die atheistische Naturphilosophie, die Obszönitäten des Kabaretts, der Kultur des Nackten, die Ausartungen des Karnevals werden zwar gelegentlich von einem Mitarbeiter leicht zensuriert, im ganzen aber ist es die geistige und sittliche Zügellosigkeit, die in den „Neuesten Nachrichten" ihre Heimat gefunden hat. Was namentlich den Schmutz der Intimen Theater und dergl. anlangt, so haben die „Neuesten Nachrichten" derart verblendet Stellung genommen gegen Ehrbarkeit und edle Sitte, daß **selbst bewährte Führer des Liberalismus auf die Seite der „Allgemeinen Rundschau" getreten sind.** Die Verwechslung von Liberalismus und Libertinismus wird der liberalen Sache noch bittere Früchte tragen. Die Agitatoren des Zentrums brauchen, vollends auf dem Land, weiter nichts zu tun, als ihren Hörern diesbezügliche Artikel der „Neuesten Nachrichten" vorzulesen, und mit den Aussichten des Liberalismus ist es für lange wieder vorbei."

In ähnlichem Sinne spricht sich die nationalliberale „Fränkische Morgenzeitung" in Nürnberg (Nr. 58 vom 10. März 1909) aus. Man liest dort unter dem Titel: „Der Kampf gegen die öffentliche Unsittlichkeit":

„Der Kampf gegen die Unsittlichkeit ruft zurzeit in München noch mehr Bewegung und Erregung als sonst hervor. Insonderheit handelt es sich hier um das dortige „Intime Theater" und sein „schändliches Treiben", wie es ein Münchener Parteifreund in einer Zuschrift an uns nennt. Zugleich wendet er sich energisch gegen die Stellung, welche in dieser Sache von den „Münch. Neuesten Nachrichten" wohl unter dem Einfluß ihres Herausgebers eingenommen wurde, und welche allerdings weder in tatsächlicher, noch in sittlicher, noch in politischer Hinsicht richtig erscheint. Es handelt sich um den Beschluß der Polizeidirektion München, durch welchen dem genannten Theater wegen Verstoßens „gegen die guten Sitten" das nach eidlichen Aussagen angesehener Zeugen in „gemeinen und ekelhaften Produktionen", in „witzlosen Schweinereien" bestand, die Konzession entzogen wurde. Von Rechts wegen! Der Beschluß wurde denn auch vom verwaltungsrechtlichen Senat der Kreisregierung gegen eingelegte Beschwerde bestätigt. Gegen dieses Vorgehen wandten sich die „Münch. Neuesten Nachrichten" mit „prinzipiellen" und „rechtlichen Bedenken" über angebliche „Willkür" und „Rechtsunsicherheit". Diese sei um so gefährlicher für die bezüglichen öffentlichen und privaten Interessen, als der Verdacht leider nur zu begründet sei, daß die maßgebenden amtlichen Stellen weniger auf dem Rechtsstandpunkt stehen, sondern sich reaktionären, ultramontanen Einflüssen unterordnen. Wo da die Grenze, sei nach der politischen Lage nicht abzusehen. Mit dieser ganzen „prinzipiellen" und „rechtlichen" Bedenklichkeit und vor allem mit dieser politisch polemischen Schlußpointe haben die „Münch. Neuesten Nachrichten" jedenfalls bedeutend daneben gehauen. Ganz abgesehen von der Frage, ob man der Polizeidirektion und gar der Kreisregierung eine solche Mißhandlung des „Rechtsstandpunktes" unter Parteieinflüssen zutrauen darf, der geradezu schamlose Charakter jener „intimen" Vorführungen — es wurden auch Einzelheiten unerhörter Art bezeugt — rechtfertigt ihre Unterdrückung von jedem Standpunkte, und auf keinem Standpunkt sollte man sich zu ihrem Anwalt machen. So wurde dieser Tage in München eine gemeinsame Vorstellung an das Polizeipräsidium gerichtet, welche nachdrücklichstes Einschreiten gegen die sittlichen Exzesse der Kabaretts usw. verlangt. Sie war, nach der „Allgemeinen Rundschau", von einem Liberalen und Protestanten abgefaßt und fand — mit Recht — die Unterschriften aller Konfessionen, u. a. auch die des liberalen Münchener Reichstagsabgeordneten Wölzl, eines „München ferner stehenden" liberalen Reichstagsabgeordneten, der protestantischen Konservativen und Bündler Beckh und Hilpert usw. Die Sache sei ohne jede Mitwirkung jenes katholischen Organs zustande gekommen. Unser Parteifreund meint, daß **diesem aller Dank, auch der politischen Gegner, gebühre für den von ihm in diesem Falle und sonst geführten „Kampf gegen die Unsittlichkeit".** Denn wer gegen die Unsittlichkeit kämpfe, mache sich um das Vaterland verdient. „Nur einem sittlichen Volke gehört die Zukunft." Unser Freund ist empört über die Haltung, welche die „Münchner Neuesten Nachrichten" in Fragen der Sittlichkeit verfolgen." Er erinnert, daß vor einigen Wochen anläßlich des Verbots eines verwerflichen Theaterstücks (Wotans Abschied)[1]) in den „Münch. Neuesten Nachrichten" zu lesen war: „Auf alle Fälle werden die Freunde der Freiheit gut daran tun, so genau auf diese scheinbar untergeordneten Dinge zu achten, wie ihre Gegner!" Der Briefschreiber schließt: „Also weil die Polizei endlich ein schändliches Theaterstück verbot, ist die „Freiheit" gefährdet. Leider schadet die Haltung dieses Blattes nur zu sehr zugleich der liberalen Partei; besonders auf dem Lande wird die Arbeit unserer Parteigenossen aufs Schwerste beeinträchtigt, wenn in der gegnerischen Presse auf die liberale Münchnerin hingewiesen wird. **Die Liberalen können, wenn sie unberechenbaren Schaden verhüten wollen, nichts anderes tun, als in dieser Sache möglichst weit von den „Münch. Neuesten Nachrichten" abrücken. In weiten Kreisen unserer Partei wird dieses Gebaren verurteilt.** Möchten sich doch alle guten deutschen Männer ohne Unterschied der Konfession und Partei in der Frage der Bekämpfung der Unsittlichkeit die Hände reichen!"

---

[1]) „Wotans Abschied" war eines der Stücke, welche von P. Reither in der „Allgemeinen Rundschau" so scharf kritisiert worden waren und in der Beleidigungsklage des „Kleinen Theaters" gegen den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" ausführlich zur Sprache kamen. „Wotans Abschied" war übrigens nicht das einzige Stück, das nach dem Brettlprozeß gegen die „Allgemeine Rundschau" polizeilich verboten wurde. Mittlerweile ist das den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" **freisprechende Urteil** in dieser Sache **rechtskräftig** geworden, nachdem der Direktor des **„Kleinen Theaters"** die **Berufung zurückgezogen** hat. In der Berufungssache des Intimen Theaters, das sich nach verstärkten Blamagen zu sehnen scheint, wurde der Verhandlungstermin vor dem Landgericht München I, IV. Strafkammer, auf den 28. April verschoben.



St. Ludger.

(Zum 1100jährigen Jubiläum. Fest. 26. März 809.)

Es läuten die Glocken mit festlichem Klang.
Die Orgel braust ihren Hochgesang
In wuchtigen Jubelakkorden.
Ihr Barden, stimmt eurer Harfe Ton,
Zu preisen Westfalens heiligen Sohn,
Der dem Volk ein Retter geworden!

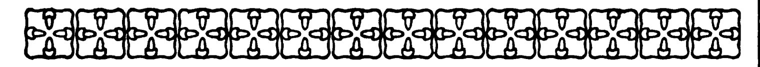
Sankt Ludger, wie warst du so stark und frei,
Du brachst des Irrtums Bande entzwei,
Dein Wort ging wie Frühlingssausen.
Vorbei ist der Winter, es schwand die Nacht;
Du hast uns die siegende Sonne gebracht,
Und die Ströme der Gnade sie brausen.

Du streutest die Saaten mit segnender Hand,
Und golden wogte das Münsterland
Dem Tag der Ernte entgegen.
Doch nimmer läßt dich die Liebe ruhn,
Sie will ihre göttlichen Wunder tun
Und wandern auf Heldenwegen.

Dein Herz, es spannte die Flügel weit
Und suchte der Menschheit verschwiegenes Leid
Und scheuchte die drohende Wolke:
Da flog dein Name von Mund zu Mund
Und tat aller Welt deine Liebe kund,
Die Liebe zum Münstervolke.

Drum loht von den Hügeln der Freudenschein,
Die Liebe des Volkes sie wartet dein,
Westfalens Herzen erbeben.
Es weht von Werden wie Frühlingsluft:
Sankt Ludger, aus deiner geweihten Gruft
Erblüht unserm Lande das Leben!

P. Timotheus Kranich, O. S. B.



Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Statt Abrüstung neues Wettrüsten zur See.

Die Furcht vor der deutschen Flotte ist von der englischen Regierung erfolgreich ausgenützt worden, um Parlament, Presse und Volk in ein wahres Rüstungsfieber hineinzutreiben und nicht bloß 6, sondern 8 neue Dreadnoughts (4 endgültig im Etat, 4 in Vollmacht) durchzusetzen. Diese außerordentliche Verstärkung der englischen Flotte wurde nicht mit dem üblichen Zweimächtestandard motiviert, sondern einzig und allein mit der angeblichen deutschen Gefahr. Man redet so, als ob es in der Welt nur zwei rivalisierende Flotten gäbe; die französische, nordamerikanische und japanische Marinen wurden wie quantités négligeables mit Stillschweigen übergangen. Ein zweiter auffallender Zug der gouvernementalen Taktik war die Beschränkung der Kräfteabmessung auf die neueren Riesenschiffe vom Typ der Dreadnoughts und Invincibles. Linienschiffe und Kreuzer, die nicht 20,000 oder wenigstens 18,000 Tonnen Wasser verdrängen, zählt der Erste Lord der Admiralität überhaupt nicht. In der späteren Debatte wurde freilich noch ein gewisser Wert der älteren Schiffe zugegeben, aber sie gelten nur als vorübergehender Behelf ohne entscheidende Bedeutung. England ist entschlossen, schleunigst eine Schlachtflotte von lauter Riesenschiffen zu schaffen, die für sich allein die unbedingte Seeherrschaft sichern kann. Und die Ueberlegenheit soll nicht bloß in der Zahl, sondern auch in der Qualität der Schiffe begründet sein. Es wurde offen angekündigt, daß die Zukunftsschiffe über die Gefechtswerte der Dreadnoughts und Invincibles noch um 30 Prozent hinausgehen sollen.

„Deutschland — das ist der Feind." Bezeichnenderweise wurde diese Parole in höflicher und sogar respektvoller Form ausgegeben. Der Premierminister wies ausdrücklich den Gedanken ab, daß die diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland und England unbefriedigend seien oder zu werden drohten. Er stellte vielmehr eine Besserung des Verhältnisses in der jüngsten Zeit fest und sprach die Hoffnung aus, daß der offene und freundschaftliche Verkehr zwischen den beiden Mächten sich auch weiterhin so gestalten werde. Wir haben kein Recht, Einspruch zu erheben, wenn England von seiner Rüstungsfreiheit Gebrauch macht, ohne die Berechtigung Deutschlands zu seiner Flottenrüstung in Zweifel zu ziehen. Wohl aber hat Deutschland Anlaß zu einer Berichtigung, weil der Vertreter der englischen Marineverwaltung übertriebene Angaben über den deutschen Flottenbau gemacht hat. Er behauptet, Deutschland werde nach seinem Flottenprogramm im Herbst 1912 nicht weniger als 17 Dreadnoughts haben; dagegen erklärt unser Staatssekretär des Reichsmarineamts, es würden zu jenem Zeitpunkt nur 13 solcher Schiffe vorhanden sein. Die Differenz ist von entscheidender Bedeutung; denn gerade die 4 Dreadnoughts, für welche die englische Regierung sich über den Etatsansatz hinaus noch Vollmacht geben lassen wollte, bildeten den eigentlichen Zweck der Verhandlung. Wie ist nun eine so irrige Auslegung des aller Welt bekannten deutschen Flottengesetzes möglich? In der Annahme einer Beschleunigung der deutschen Flottenbauten kann die Erklärung des Rechenfehlers nicht gefunden werden; denn einerseits hat Deutschland in London erklärt, daß es nicht an eine Beschleunigung denke, und anderseits hat der englische Minister hinzugefügt, im Falle einer Beschleunigung würden die 17 deutschen Riesenschiffe schon im Frühjahr 1912 fertig sein. Der Termin vom Herbst 1912 war also ausdrücklich für den Fall der Nichtbeschleunigung angesetzt. Die Berichtigung des Irrtums wird freilich auf die Entschlüsse in England wohl keinen Einfluß haben. Man will sich dort nicht durch das deutsche Gesetz oder die Berliner Kundgebungen beruhigen lassen, sondern hält sich an die angeblichen Ermittelungen über die Baufähigkeit der deutschen Werften. Man hat ausgerechnet, wieviel ausreichende Hellinge Deutschland hat, und in welcher Schnelligkeit es ein modernes Riesenschiff fertig stellen kann. Die deutsche Leistungsfähigkeit soll an die englische etwa bis auf drei Viertel oder gar vier Fünftel herangekommen sein, und das genügt für die Engländer, um sie zu fieberhaften Anstrengungen behufs eines sicheren Vorsprunges vor Deutschland zu bewegen.

Auf den Respekt vor unserer jungen Schiffsbaukunst dürfen wir stolz sein; doch hat die Medaille eine unangenehme Rückseite. Wenn die Schiffsbauten in England ausschließlich mit der deutschen Gefahr begründet werden, so setzt sich im englischen Volke die Ansicht fest, daß Deutschland allein schuld sei an den schweren Lasten, die den englischen Steuerzahler bedrücken. Alle höflichen Versicherungen der Londoner Regierung über ihr Vertrauen auf die guten Absichten Deutschlands vermögen diesen Eindruck nicht zu beseitigen. Wenn sich die Ansicht festsetzt, daß Deutschland die Ursache der Unruhe und Geldverschwendung sei, so bildet das eine stete Gefahr für das freundliche Verhältnis und gegenseitige Verständnis der beiden Nationen.

Das ist um so mehr zu befürchten, als die gegenwärtige englische Regierung fortgesetzt mit der Behauptung hervortritt, sie habe ernstlich eine Vereinbarung mit Deutschland über die Beschränkung der Seerüstungen angeregt, doch bei Deutschland kein Entgegenkommen gefunden. Die Wiederholung dieser Angabe von der englischen Ministerbank fand in der Budgetkommission des Deutschen Reichstages, die zufällig gerade den Marineetat behandelte, lebhafte Beachtung. Der Staatssekretär von Tirpitz schien in die diplomatischen Vorgänge nicht recht eingeweiht zu sein; er machte sogar den auffallenden Versuch, zu bestreiten, daß von England ein Antrag dieser Art gestellt worden sei. Die Kommission mußte nun erst recht Aufklärung wünschen; sie ließ also dem Reichskanzler und dem Staatssekretär des Auswärtigen eine Einladung zu den Kommissionsverhandlungen zugehen. Fürst Bülow ließ jedoch antworten, er sei nicht in der Lage, in den nächsten Tagen eine Auskunft zu geben, er werde aber nach Eingang des Materials den Staatssekretär von Schön beauftragen, Mitteilungen zu machen, soweit sie im Interesse des Landes liegen. Angesichts dieser dilatorischen und zugeknöpften Haltung des Reichskanzlers beschloß die Budgetkommission, den Titel der Schiffsneubauten zurückzustellen und erst den Etat des Reichskanzlers in Beratung zu nehmen.

Die Kommission hat gewiß recht, wenn sie entschieden auf Aufklärung dringt. Dem Gedanken einer vertragsmäßigen



Rüstungsbeschränkung steht der Verfasser dieser Zeilen viel skeptischer gegenüber als manche von seinen Freunden. Aber darin sind wir alle einig, daß es sich hier um eine Angelegenheit von ganz außerordentlicher Bedeutung in materieller und moralischer Hinsicht handelt, die gründlich vor aller Welt klargestellt werden muß, damit nicht die deutsche Friedensliebe in Verdacht gerät. Der Reichskanzler hat sich schon vor einigen Monaten im Reichstage kurz über diese Frage ausgesprochen; die Bedenken, welche er damals geltend machte, haben gebührende Beachtung gefunden auch bei denen, die etwas anderes wünschten. Der Laienverstand vermag nicht einzusehen, warum nicht auch heute im deutschen Parlament die Angelegenheit ebenso offen besprochen werden darf, wie es im englischen Parlament geschieht. Der Reichskanzler könnte ja zur Begründung seiner Vorsicht jetzt noch ein neues Moment anführen, nämlich die Tatsache, daß über das gesetzlich festgelegte und bekanntgegebene Flottenprogramm Deutschlands bereits Meinungsverschiedenheiten zwischen London und Berlin hervorgetreten sind, was zu der Befürchtung Anlaß gibt, daß künftig, wenn ein Vertrag dem anderen Teil das Recht zur Kontrolle und zum eventuellen Einspruch gegen deutsche Rüstungen gibt, nur zu leicht Verdacht und Streit wegen angeblicher Ueberschreitung der vertragsmäßigen Rüstungsgrenze entstehen kann. Jedenfalls ist die Scheu des Fürsten Bülow vor einer offenen Aussprache weder verständlich noch erbaulich. Das Ausland und auch ein Teil des Inlandes werden auf die Vermutung geführt, daß es hier in unserer Regierungsmaschinerie wieder nicht recht geklappt hat. Sehr bedauerlich wäre ferner der Eindruck, daß die deutsche Staatskunst hier etwas zu verschleiern habe. Die deutsche Staatskunst muß den Mut ihrer Meinung haben: entweder machen wir den Versuch mit Abrüstungsverhandlungen, oder wir sagen offen und frei, warum wir das nicht können und wollen.

Besserung der Friedensaussichten?

Nicht bloß die Börse, sondern auch die Tagespresse rechnet, während wir dieses schreiben, mit einer Milderung der Krisis. Die neue Friedenshoffnung stützt sich auf die Vorbereitung einer neuen internationalen Verständigungsaktion, zu deren Gunsten Oesterreich in eine Verschiebung seiner Antwort auf die unbefriedigende serbische Note vom 14. d. M. gewilligt hat.

Die Führung bei dem neuen Versuch einer gemeinsamen Einwirkung auf die serbische Regierung scheint England übernommen zu haben. Der Wert des Unternehmens hängt wesentlich davon ab, ob Rußland diesmal mittut oder ob es seine zweideutige Sonderpolitik fortsetzt. Man hofft, daß Rußland sich jetzt endlich wieder in die Reihe seiner angeblichen Verbündeten stellen und auf die hinterlistige Aufputschung des Serbentums verzichten wird. Ein Kronrat unter Zar Nikolaus soll sich für die Erhaltung des Friedens entschieden haben und sogar der ränkereiche Iswolsky auf die friedliche Seite getreten sein. Wenn das sich bestätigt, so hat offenbar das energische Auftreten Oesterreichs, das mit den Rüstungen ernst machte und den Entschluß zu einem klärenden Ultimatum offen ankündigte, zu der Ernüchterung der Panslawisten wesentlich beigetragen.

Ein löblicher Versuch Italiens, den Krieg durch die Beschleunigung der Konferenz unter Beschränkung des Konferenzprogramms zu beschwören, scheint noch an dem Widerspruch Rußlands gescheitert zu sein. Einige behaupten, daß auch Deutschland aus seiner stillen Solidaritätsstellung ein wenig herausgegangen sei durch die Anregung, in der Beantwortung der österreichischen Notifikation wegen der Verständigung mit der Türkei die Annexion einzeln anzuerkennen und so den Serben die Hoffnung auf eine Demütigung Oesterreichs abzuschneiden. Ob die deutsche Diplomatie eine solche Initiative entfaltet hat, bleibt noch zweifelhaft. Jedenfalls hatte Herr Iswolsky durch seine schleunige unfriedliche Antwort auf die österreichische Notifikation (Festhalten an dem Richterspruch der Konferenz) den Boden für eine solche Verständigung schon verdorben. Die rechtsprechende Konferenz mit dem ausgedehnten Programm ist bekanntlich die eigenste Erfindung des Herrn Iswolsky, und diese Idee glaubt er „schandenhalber" recht zähe festhalten zu müssen. Eher kann er sich schon einer gemeinsamen Mahnung in Belgrad anschließen. Es fragt sich nur, ob nicht dieses Warnwort infolge der russischen Beteiligung zu sehr abgeschwächt wird. Wer die tollen Serben zur Ordnung rufen will, muß schon recht deutlich und drastisch werden. So drastisch, daß auch die verhetzten serbischen Bauern den Ernst der Lage und die Hoffnungslosigkeit des Kampfes begreifen. Denn sonst gibt es in Serbien eine Empörung gegen die nachgiebige Regierung, und das würde ein gewaltsames Eingreifen Oesterreichs doch wieder notwendig machen.

Oesterreich hat durch die Verschiebung seines Ultimatums trotz aller Herausforderungen einen neuen Beweis seiner heroischen Langmut gegeben. Die Mächte, welche diesen Aufschub angeregt haben, sind nun auch verpflichtet, das Ihrige zu tun, damit nicht der Aufschub in Serbien als Schwäche ausgelegt und zu neuer Kriegshetze verwertet werde. Mit Recht verlangt Oesterreich, daß die serbische Regierung nicht wieder gedrechselte Redewendungen gebraucht, sondern unzweideutig ihre Friedlichkeit erklärt und zugleich durch die Tatsache der Abrüstung bewährt.

Die Blockherrlichkeit.

Die Balkankrisis ist doch wenigstens einen Hahnenschritt ihrer Lösung näher gekommen; unsere Reichsfinanzreform aber nicht um einen Zentimeter. Während das sog. Kompromiß wegen der Besitzsteuer zum Kinderspott geworden ist, sind von den indirekten Steuern die Inseratenabgabe- und die Gas- und Elektrizitätssteuer bereits abgelehnt und allem Anschein nach endgültig abgetan. Das andere befindet sich in den jetzt üblichen Subkommissionen in Umarbeitung. Keiner weiß, was werden soll. Fürst Bülow scheint sich so unsicher zu fühlen, daß er und seine Offiziösen auf eine sehr scharfe Attacke des Grafen Hans Praschma in Düren nicht einmal eine Antwort zu geben versuchen. Es gelingt wirklich nichts mehr. O Blockherrlichkeit, wohin bist du verschwunden?



Bosnien, Oesterreich und Ungarn.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Während die Diplomaten vor der europäischen Oeffentlichkeit sich bemühten, den Ausbruch eines Krieges zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien zu verhüten, teilweise aber insgeheim einem Weltkriege die Wege zu bereiten suchten, wurde von den Magyaren, Slawen und Deutschen der Habsburgermonarchie die Frage erörtert, welche staatsrechtliche Stellung Bosnien-Herzegowina innerhalb dieser Monarchie erhalten solle. Die Magyaren beanspruchen die neue Provinz als ein Eigentum der ungarischen Krone; die Slawen verfechten die Ansprüche der Kroaten, nach denen aus Kroatien-Slawonien, Dalmatien und Bosnien-Herzegowina ein eigenes südslawisches Reich der Monarchie geschaffen werde, so daß der Dualismus durch den Trialismus ersetzt würde; und die Deutschen sind teils für diesen Trialismus, wie die Mehrheit der Christlichsozialen, teils für eine Angliederung als „Reichslande" nach Art Elsaß-Lothringens. Welche Stellung die angegliederten neuen Provinzen erhalten werden, läßt sich jetzt natürlich von niemandem bestimmt voraussagen, jedenfalls aber wird die Krone als Richtschnur nicht nur die Interessen der Gesamtmonarchie befolgen, sondern auch das Wort des ehemaligen Ministers des Aeußern Grafen Julius Andrassy, der auf dem Berliner Kongresse die Frage des italienischen Delegierten Corti, von welchem Standpunkte aus Oesterreich-Ungarn Bosnien und die Herzegowina okkupieren wolle, mit den Worten beantwortete: „Vom europäischen Standpunkte." Damals war weder die Rede von historischen Rechten Ungarns oder der Kroaten auf Bosnien, noch von solchen Serbiens oder Montenegros, sondern es sollte im Interesse des europäischen Friedens ein fortwährend insurgiertes Grenzland unserer Monarchie pazifiziert und zivilisiert werden. Beides ist mit österreichischem Blute und Gelde geschehen, und auch im Interesse Europas wird dieses „Reichsland" eine Stellung erhalten, welche es vor ferneren Insurrektionen nach Möglichkeit schützt.

Ungarn oder, richtiger gesagt, die Magyaren behaupten, „historische Rechte" auf Bosnien-Herzegowina zu haben. Wie weit man da von Rechten sprechen kann, zeigt die Historie.

In der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts setzten sich in den nördlichen Balkangebieten die Kroaten und Serben fest, zwei nahverwandte Stämme, die sich aber bei dem Schisma von 1054 religiös schieden: die Kroaten blieben römisch-katholisch, die Serben wurden orthodox. Die Kroaten wohnten im Westen, die Serben im Osten, und in Bosnien

mischten sie sich. Da zu Anfang des zehnten Jahrhunderts, als der Kroatenkönig Tomislav Bosnien unterwarf, von einem Banat Bosnien die Rede ist, eine Bezeichnung, die bei den Serben nie, wohl aber bei den Kroaten üblich war, so scheint es, daß Bosnien zur kroatischen Einflußsphäre gehört hat. Erst im 12. Jahrhundert kamen die Ungarn zum erstenmal ins Land: König Koloman eroberte es 1102; sein Sohn Bela der Blinde gab dem Banat eine gewisse Selbständigkeit und seinen Sohn Ladislaus zum Banus. Von da an bis zum 16. Jahrhundert stand Bosnien ununterbrochen unter eigenen Banen, die stets nach Selbständigkeit strebten und diese auch manchmal vorübergehend errangen. Unter Stephan Turtko wurde Bosnien sogar ein Königreich, welches außer Bosnien noch Serbien, Kroatien und die ganze Küste des Adriatischen Meeres von Fiume bis Cattaro umfaßte. Turtko nannte sich „König von Bosnien und Kroatien", er war der größte slawische Herrscher des Mittelalters und starb 1392. Ihm folgten noch sechs bosnische Könige, die aber wieder in Abhängigkeit von Ungarn gerieten. Oberbosnien kam in der Mitte des 15. Jahrhunderts unter die Botmäßigkeit der Türken (Sultan Mohammed II.), Unterbosnien — aber nur dieses — blieb bis 1528, zwei Jahre nach der Schlacht bei Mohacs, in den Händen der Ungarn.

Wie „segensreich" die magyarische Herrschaft war, schildert der kroatische Geschichtsschreiber Patschki folgendermaßen: „So oft ein wirklich nationaler Herrscher in Bosnien regierte, sah man überall frisches Leben sich regen. Kaum aber gerät ein Teil des Landes unter das Joch des Königs von Ungarn, breitet sich ein düsterer Schleier, Vergessen und Tod über die Vergangenheit. So war es auch nach dem Tode des Ban Ninoslaw. Das politische und religiöse Leben war wie ertötet unter dem Einflusse des Windes, der vom Norden über die Save wehte." (Aehnlich seufzen jetzt die slawischen Nationalitäten Ungarns unter der Magyarenherrschaft.)

Von 1528—1878 blieb Bosnien türkischer Besitz. Im Frieden von Passarowitz war nur Serbien, nicht aber Bosnien, vorübergehend an Oesterreich gefallen, ein ganz kleiner Teil von Unterbosnien war 1693 an Kroatien gekommen, der aber nicht mehr zum heutigen Bosnien gehört. Die Herzegowina stand von 1015—1159 unter den Byzantinern, wurde 1198 von Andreas, König von Kroatien und Dalmatien, erobert, hatte dann unter serbischer Oberhoheit eigene Fürsten, die sich auch manchmal unter ungarischen Schutz stellten, und kam 1325 dauernd zu Bosnien, dessen wechselreiches Schicksal es fortan teilte.

Aus diesem kurzen geschichtlichen Auszuge ist ersichtlich, daß Serbien gar kein historisches Recht auf Bosnien-Herzegowina hat. Dasselbe gilt von Kroatien. Ungarn leitet seine „Rechte" von der Herrschaft seiner Könige ab, welche von 1465—1528 dauerte und auf den Eroberungen Matthias Corvinus' beruhte; diese erstreckten sich aber nur auf Unterbosnien. Wollte man auf diesen verwickelten Verhältnissen die Zukunft Bosniens aufbauen — wo fände man den Staatsrechtarchitekten für ein solches Werk?! Am längsten (350 Jahre) und zuletzt war die Türkei rechtmäßiger Besitzer, dessen Besitzrecht widerspruchslos auf die Habsburgerkrone übergegangen ist.

Es mag hier noch das Testament der letzten Königin von Bosnien, Katharina, erwähnt werden, welches sich in des Geschichtsforschers Anton Theiner „Monumenta Slavorum Meridionalium" findet. Es ist datiert vom 20. Oktober 1478, und in ihm erklärt Königin Katharina, daß sie, da ihre Kinder Sigismund und Katharina sich dem muselmannischen Glauben ergeben haben, sich in Anbetracht der großen Munifizenz, die der päpstliche Stuhl ihr erwiesen habe, veranlaßt sehe, Papst Sixtus IV. und alle seine Rechtsnachfolger zu gesetzlichen und unbeschränkten Erben einzusetzen.

Die Reichsfinanzreform in der Kommission.

Von Regierungsrat Speck, Mitglied des Reichstags.

VII.

Nachdem das große Hindernis der Besitzbelastung durch das famose Blockkompromiß glücklich umgangen ist, nimmt die Steuer-Schnitzeljagd der Kommission einen etwas lebhafteren Charakter an, kann's auch sehr wohl vertragen. Denn eine stärkere Beschleunigung des Tempos der Arbeiten läßt sich wohl herbeiführen und rechtfertigen, ohne daß die vielgerühmte deutsche Gründlichkeit Schaden leidet. Der bisherige schleppende Gang der Kommissionsberatungen ließ ja schon hie und da den Gedanken auftauchen, überhaupt auf die Erledigung der Finanzreform in dieser Session zu verzichten und dieselbe in die nächste Reichstagstagung zu verschieben. Ein solches Vorgehen wäre aber doch im Interesse des Reichsganzen nicht nur, sondern auch im Interesse des Ansehens des Parlaments im höchsten Maße bedauerlich. Im Volke würde man eine solche dilatorische Behandlung der Sache nicht verstehen. Gewiß zahlt ja niemand gerne neue Steuern, allein die Ueberzeugung von der unbedingten Notwendigkeit und der Dringlichkeit der Finanzreform ist doch allmählich Gemeingut der weitesten Kreise geworden. Deshalb versteht man auch im Volke nicht die langsame Art, in der die Steuerkommission bisher zu arbeiten beliebte.

Was, wie die Tabaksteuer und Weinsteuer, bei der Erledigung in der Kommission Schwierigkeiten zu bereiten drohte, wurde nach bewährtem Muster an eine Subkommission zur Spezialbehandlung verwiesen, in deren geheimnisvollem Dunkel sich solche Dinge leichter zusammenbrauen lassen als unter der Kontrolle der Oeffentlichkeit. Anderes, wie z. B. die Vorlage betr. die Inseraten- und Reklamebesteuerung, die Elektrizitäts- und Gasbesteuerung, verschwand sang- und klanglos im Orkus des großen Reichstags-Papierkorbs. Eine rühmliche Ausnahme wurde nur gemacht zugunsten der Brausteuererhöhung, bis jetzt die einzige Vorlage, deren Erledigung in erster Lesung gelungen ist, allerdings in einer Form, die zu den schwersten Bedenken Anlaß geben muß.

Für Süddeutschland, speziell für Bayern, bedeutet diese Erhöhung der Brausteuer eine Verschlechterung seiner Situation nach verschiedenen Richtungen hin. Mit jeder Erhöhung der Reineinnahmen aus dieser Steuer wächst natürlich auch die von den süddeutschen Staaten an das Reich abzuführende Ausgleichsabgabe. Auf Bayern trifft aus der jetzigen Erhöhung ein Mehrbetrag von ca. $11^1/_2$ Millionen. Diese Summe wird von Bayern neben seinen sonstigen Einnahmen aufzubringen sein, und wir werden deshalb, da die direkten Steuern ohnedies zur Bestreitung anderer Mehrausgaben um einen erheblichen Prozentsatz erhöht werden müssen, gezwungen sein, auch in Bayern die Einnahmen aus der Bierbesteuerung entsprechend zu erhöhen. Es handelt sich dabei um eine Erhöhung des Reinerträgnisses der Steuer von 40 auf 52 Millionen Mark, und daß dies ohne Bierpreiserhöhung nicht abgehen kann, liegt auf der Hand; als Sondergewerbesteuer würde eine so erhebliche Summe nicht getragen werden können.

Aber auch der bayerische Biererport nach Norddeutschland wird unter der Steuererhöhung zu leiden haben, denn statt bisher 2.50 M für das Hektoliter wird er künftighin 5 M für das Hektoliter an Uebergangsabgabe zu zahlen haben. In der Steuerkommission wurde auf die Ungerechtigkeit hingewiesen, die in dieser Bemessung der Uebergangsabgabe liegt, weil einmal tatsächlich auch die großen norddeutschen Brauereien nicht durchweg den Höchstsatz von 20 M für den Doppelzentner Malz tragen, vielmehr auch an den Sätzen der niedrigeren Staffeln teilnehmen, weil ferner aber auch die bei dieser Berechnung angenommene Verwendung von 25 kg Malz auf 1 hl Bier zu hoch gegriffen erscheint, vielmehr der Steuerausschuß des Deutschen Brauerbundes selbst nur eine Durchschnittsmenge von 22.5 kg annimmt. Tatsächlich ist also schon der jetzige Satz von 2.50 M zu hoch gegriffen, und es heißt das Unrecht verdoppeln, wenn man jetzt einfach den Satz auf 5 M festlegen will.

Es droht aber dem bayerischen Biererport noch eine weitere Gefahr. Die norddeutschen Interessenten streben mit aller Macht danach, daß gleichzeitig mit der Steuererhöhung eine Kontingentierung der Biererzeugung durchgeführt wird. Es soll dadurch verhütet werden, daß namentlich die Großbrauereien versuchen, die Steuerlast durch Erhöhung ihrer Produktionsziffer teilweise wieder auszugleichen. Man denkt sich die Durchführung der Kontingentierung in der Weise, daß die Durchschnittsproduktion der bestehenden Brauereien für eine bestimmte Anzahl von Jahren ermittelt und dann jedes Hektoliter der Ueberproduktion mit einem hohen Steuerzuschlag — man spricht von 20 M für den Doppelzentner Malz — belegt würde. Selbstverständlich strebt man danach, auch den bayerischen Biererport unter den gleichen Kontingentierungszwang zu bringen und nach dem Satze zu handeln: bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt. Der freikonservative Abg. von Gamp hat es in der Kommission bereits offen ausgesprochen, daß man, wenn Bayern sich weigere, sich freiwillig einem solchen Zwange



zu unterwerfen, eben einfach den gesamten bayerischen Bierexport nach Norddeutschland mit dem Kontingentierungszuschlag belegen würde, d. h. mit einer Uebergangsabgabe von 10 *M* pro Hektoliter. Gegen ein solch illoyales und wenig bundesfreundliches Verfahren wurde in der Kommission sofort von süddeutscher Seite Einspruch erhoben, namentlich auch unter Berufung auf die Reichsverfassung. Eigentümlich war aber dabei die Haltung des Reichsschatzsekretärs Sydow, der sich auf die Erklärung beschränkte, daß die Frage der etwaigen Erhebung des Zuschlags bei der Uebergangsabgabe rechtlich sehr schwierig sei, daß er aber die gegen dieselbe geltend gemachten staatsrechtlichen Bedenken nicht teile. Unsere Exportbrauereien mögen sich also rechtzeitig vorsehen, wie die drohende Gefahr abzuwenden ist! Es sei aber hier auch darauf hingewiesen, daß diese Frage nicht nur für die Exportbrauereien, sondern für die gesamte bayerische Brauindustrie von der größten Bedeutung ist. Denn wenn unsere Exportbrauereien durch eine so exorbitant hohe Uebergangsabgabe vom norddeutschen Markte ganz oder teilweise verdrängt werden sollten, dann werden sie nicht etwa den Betrieb einstellen oder vermindern, sie werden vielmehr ihr Produkt in Bayern selbst abzusetzen suchen und so als Preisdrücker die Konkurrenz bei uns verschärfen. Dies bedeutet aber eine ernste Gefahr für gar viele unserer kleinen und mittleren Brauereien.

Der jetzt angenommene Antrag Gamp bedeutet eine wesentliche Verschlechterung der Regierungsvorlage. Die letztere schlug vor, den Höchstsatz von 20 *M* nach einer Verarbeitung von 5000 dz Malz (= 20,000 hl Bier) eintreten zu lassen. Der zum Beschluß erhobene Antrag Gamp aber beginnt mit dem Höchstsatz von 20 *M* bereits nach einer Verarbeitung von 1500 dz = 6000 hl Bier). Die Wirkung dieser Verschiebung muß für einen Teil der mittleren und kleinen Brauereien geradezu ruinös sein, und die betroffenen Betriebe wenden sich auch bereits mit ihren Notschreien an die Steuerkommission. Die beschlossene Skala ist den Großbetrieben geradezu auf den Leib zugeschnitten und läßt von der viel gerühmten Mittelstandspolitik sehr wenig erkennen. Die Folge eines solchen Gesetzes müßte die Vernichtung einer großen Anzahl selbständiger Existenzen sein. Zum Vergleich sei darauf hingewiesen, daß nach der beschlossenen Skala sämtliche Brauereien mit einer Gesamtverarbeitung bis zu 2000 dz Malz (= 8000 hl Bier) stärker herangezogen werden als nach der Regierungsvorlage, alle größeren Brauereien aber entlastet würden. Und ein solcher Vorschlag konnte bei der Blockmehrheit, trotz aller Warnungen von den verschiedensten Seiten, eine Mehrheit finden! Ein sicherer Gradmesser für das geringe volkswirtschaftliche Verständnis, mit welchem in der Blockära solche Steuergesetze fabriziert werden. Das Zentrum hat sich von der Mitschuld an diesem Gesetz selbstverständlich fern gehalten, es hat geschlossen gegen den Antrag Gamp gestimmt, nachdem seine Versuche, durch vermittelnde Anträge ausgleichend zu wirken, abgelehnt worden waren. Möge der Block auch allein die Verantwortung für ein solches Gesetz tragen!

Vorfrühling.

Nun klingt's im Hag von zwitschernden Gesängen,
Der Südwind schweift,
O wie dies Knospen und zum Lichtedrängen
Das Herz ergreift.

Wie sich die Frühlingsfähnchen flatternd biegen
Am Haselstrauch,
Die Weiden ihre Silbersprossen wiegen
Im Sonnenhauch.

Am Stadtwall blühn die ersten Veilchen wieder
Wie dazumal,
Und träumerisch klingt von den Hängen nieder
Ein Hornsignal.

Die Hoffnung schreitet mit dem jungen Lenze,
Eh' du's geglaubt,
Und windet lächelnd neue Freudenkränze
Auch dir ums Haupt.

Josefine Moos.

Die Unbestechlichen.

Von Dr. W. Hüllen.

Unseren Artikeln über das Schmiergelderunwesen hat man den beliebten Vorwurf gemacht, daß sie zu sehr verallgemeinerten. Unseres Erachtens lassen sich gerade diejenigen eine Verallgemeinerung zuschulden kommen, die da behaupten, es sei unmöglich, dem fortschreitenden Unwesen Einhalt zu tun. Vollständige Ausrottung erhofft allerdings auch der größte Optimist nicht, ebensowenig wie an das Ausmerzen aller Verfehlungen auf dem Gebiete der Unsittlichkeit und des Alkoholismus gedacht werden kann. Wir wissen, daß das Schmieren eine Volkskrankheit geworden ist, und lassen dahingestellt, ob das Militär durch das Zivil oder dieses vom Militär angesteckt wurde. Bei beiden sehen wir seit dem Kriege 1870/71 auf diesem Gebiete den Riesenfortschritt im schlechten Sinne, ohne daß uns auch nur eine wirksame Gegenmaßregel von berufener Seite bekannt geworden wäre. Die Flüssigkeit des Geld- und Kreditverkehrs, die Vielseitigkeit seiner Formen, die Steigerung des Wohllebens auch in den mittleren und unteren Ständen haben das Schmiergeldunwesen so auswachsen lassen, daß die Regierung jetzt dem Drängen der Kommission für den Gesetzentwurf gegen den unlauteren Wettbewerb nachgeben und den Vorschlag von besonderen Strafbestimmungen gegen das Schmiergelderunwesen entgegennehmen mußte. (Vgl. „Allgemeine Rundschau" Nr. 11, 1908, und „Germania" Nr. 51, 1909, 1. Blatt.) Einmal ins Rollen gebracht, darf man die Sache nicht eher ruhen lassen, bis eine greifbare Handhabe auf strafgesetzlichem Wege überall geschaffen ist. Unter anderem können wir beim besten Willen nicht einsehen, weswegen Steiger und Bergmann im Staatsbetriebe auch in diesem Punkte rechtlich anders gestellt sind als im Privatbergwerk. Und wie steht es mit dieser brenzligen Frage in Heer und Marine? Werden sie sich nicht auch allgemach entschließen müssen, eine Bestimmung in das Militärstrafgesetzbuch aufzunehmen, um das Schmieren der Einjährig-Freiwilligen und der vielen Unfreiwilligen wirksam zu treffen? Nur so kann dem stellenweise herrschenden Korruptionszwange wirksam begegnet und Verführer wie Verführter in einheitlich verbundenem kriegsgerichtlichen Verfahren abgeurteilt werden. Das gilt besonders auch für den Beurlaubtenstand.

Das Schmieren oder, vornehmer ausgedrückt, das Geschenkeanbieten und -nehmen im Heere und Beurlaubtenstande ist doch ein spezifisch militärisches Vergehen gegen die Disziplin. Es führt zur Gefährdung oder gar zur Auflösung der niederen Rechtsordnung, deren Träger die Unteroffiziere sind, und muß, ganz abgesehen von der Beurteilung als grober Verstoß gegen wahre Kameradschaft, mindestens die Straffühne wie eine Achtungsverletzung gegen den Stand der Unteroffiziere finden. Aber man sucht vergeblich im Militärstrafgesetzbuch und in den Kriegsartikeln nach einer derartigen Bestimmung. Man geniert sich geradezu in den Instruktionsstunden, auf Appellen und Kontrollversammlungen davon zu sprechen. Kein Wunder, daß es jetzt mit der fortschreitenden Korruption soweit gekommen ist. Die etwas schönfärberische Militärstrafstatistik von Kriegsgerichtsrat Dietz meldet hiervon nichts. Darf man noch erstaunen, zu hören, wie man in einem uns bekannten Falle pflichttreue preußische Stabsoffiziere für ihr zielbewußtes und wackeres Einschreiten gegen die Korruption als Belohnung nach mehr als 30jähriger vorwurfsfreier Dienstzeit rücksichtslos, d. h. ohne Rücksicht auf den aus dem Lynarprozesse bekannten § 147 des Militärstrafgesetzbuches, aus ihren Stellungen hinauswuchtete, und gar diejenigen Unteroffiziere, die im Mittelpunkte der systematischen Korruption standen, durch Beförderung und Gewährung des Zivilversorgungsscheines prämiierte. Es war dies hoffentlich ein Ausnahmefall. Derselbe beweist aber, daß der gesetzliche Schutz des Staates gegen die Korruption illusorisch ist oder gemacht werden kann.

Das alles darf uns jedoch als langjährige Sachverständige in der Beurteilung des Korruptionswesens nicht abhalten, gegen die Unbestechlichen gerecht zu sein und hier aus der Verbandszeitschrift „Der Reichszollbeamte", Nr. 2, Schwerin i. M., die Zuschrift eines alten Offiziers zur Wahrung des Rufes der Unbestechlichkeit, besonders unserer „Grünen", wiederzugeben. Wer den für Leben und Gesundheit gefahrvollen und im Punkte Bestechung gewiß verführerischen Beruf unserer Zöllner, Gendarmen und auch Förster bis in alle Einzelheiten kennt so wie wir, der hat mit Bedauern bei der preußischen Beamtenbesoldungsvorlage, soweit sie bis jetzt erledigt ist, die Tüchtigkeit und Unbestechlichkeit

dieser Beamten reell und materiell nicht genügend honoriert gefunden. Schließlich werden noch die als die Dummen angesehen, welche nicht auf dem Wege unlauterer Selbsthilfe ihre Lage zu bessern suchen. Die Zuschrift aus preußischen Offizierkreisen lautet:

„Es muß doch immer wieder anerkannt werden, daß in allen Dienststellen sich ein gewisser Prozentsatz, er mag ja verschieden sein, befindet von Unteroffizieren, welche sich von den beklagten Mißständen ganz frei wissen, u. a. Musiker, Sanitätspersonal, Feuerwerker, Zahlmeisteraspiranten, Schreiber, die gar nicht oder selten in die Lage kommen, sich nach betreffenden Richtungen Verfehlungen zuschulden kommen zu lassen. Was kann zudem ein unbestechlicher und pflichttreuer Feldwebel, Vizefeldwebel der Fußtruppen für das weite Gewissen etwa eines Kameraden von der anderen Waffe oder eines Bezirksfeldwebels? Wir kennen Unteroffiziere aller Grade und aller Waffen, auch Bezirksfeldwebel, welche an Unbestechlichkeit und Pflichttreue die Offiziere vollkommen erreichten, aber —

„Und weiter sind auch unter den Militäranwärtern ganze Beamtenklassen trotz aller Verführungsgelegenheit im Rufe der Unbestechlichkeit, u. a. die Gendarmen, die Zöllner, die Förster, die Justizanwärter, die Eisenbahn- und Postbeamten, die Verwaltungsbeamten usw. Sollen nun die Unbestechlichen unter dem Rufe der Bestechlichen leiden?"

Wir unterschreiben natürlich von Herzen gern alles, was der alte preußische Offizier hier sagt. Und daraus wird man bei einigem guten Willen wohl ersehen, daß wir unsere Artikel nicht veröffentlicht haben, um das Unteroffizierkorps und den Militäranwärterstand unterschiedslos zu diskreditieren, sondern um ein Uebel energisch zu bekämpfen, das ihren ehrenhaften Ruf in weiten Kreisen, bei hoch und niedrig, sehr schädigt.

Das Schmiergelderunwesen auf den fiskalischen Saarzechen.

Von

Th. Raff-Saarbrücken.

Noch zitterte das Leid der furchtbaren Massenkatastrophen des Frühjahres 1907 in der Bergarbeiterbevölkerung des Saarreviers nach, da setzten jene Aufsehen erregenden Massenprozesse ein, die in dieselben Kreise erneute Sorgen, in eine Reihe von Familien selbst tiefes Unglück hineintrugen. Am 17. März gingen vor der Strafkammer des Landgerichts Saarbrücken die Verhandlungen des dritten Prozesses zu Ende, die jenes raffiniert angelegte, teilweise systematisch ausgebaute Bestechungsunwesen zum Verhandlungsgegenstande hatten, wie es nachweislich seit Jahrzehnten auf einzelnen fiskalischen Saarzechen durchgeschleppt wurde. So gering auch die tatsächlichen Feststellungen der Verhandlungen sein mögen, so wurden doch Zustände aufgedeckt, die, wie ähnliche Erscheinungen in anderen Betrieben, für einige Saarzechen eine bedenkliche innere Dekadenz in der unteren Beamtenschaft konstatierten.

Vorausgreifend seien hier die Resultate der drei bis jetzt geführten Durchstechungsprozesse kurz registriert.

Vom 10. bis 13. März d. J. standen die Durchstechereien der Zeche Göttelborn zur Verhandlung. Angeklagt waren: ein Obersteiger, zehn Fahrsteiger und Steiger, eine Steigersgattin, sowie achtzehn Bergleute. Der Strafantrag lautete gegen die elf Beamten auf Gefängnisstrafen von neun bis drei Monaten, gegen die übrigen Angeklagten auf solche von sechs bis einer Woche. Das am 17. März gefällte Urteil erkannte wegen des erwiesenen Verbrechens der schweren Bestechung gegen den angeklagten Obersteiger (wegen Verleitung zum Meineid bereits zu einem Jahr Zuchthaus verurteilt) auf eine Zusatzstrafe von drei Monaten Zuchthaus; gegen die zehn Fahrsteiger und Steiger auf Gefängnisstrafen von acht bis zu zwei Monaten; gegen eine Steigersgattin wegen Beihilfe auf vierzehn Tage und gegen dreizehn Bergleute wegen des Vergehens der einfachen Bestechung auf zehn bis zwei Tage Gefängnis.

Ein Bestechungsprozeß der Zeche Dudweiler vom 17. Februar d. J. endigte mit der Verurteilung eines Steigers zu zwei Monaten und der eines Bergmanns zu zwei Wochen Gefängnis. Von der Zeche Reden standen in den Verhandlungen vom 20. bis 24. Oktober v. J. insgesamt neun Fahrsteiger und Steiger, zwei Steigersgattinnen und einundvierzig Bergleute unter Anklage, gegen die der Strafantrag auf Freiheitsstrafen von sechs Monaten bis zu zwei Wochen erkannt haben wollte. Das Urteil brachte für achtunddreißig der Angeklagten Freispruch, für vier Beamte und einen Bergmann Gefängnis von sechs bis einem Monat, für eine Steigersgattin und acht Bergleute Gefängnis von acht bis zehn Tagen. Gegen das Urteil wurde vom Staatsanwalt Berufung eingelegt.

Die Durchstechereien reichen bis zu den achtziger Jahren und weiter noch zurück. Direkt erwiesen sind die Geldsammlungen in der Belegschaft, wie für die Mitte der neunziger Jahre, so noch für die Zeit, da die Untersuchung der Angelegenheit bereits eingeleitet war. Allgemein ging seit langem in Bergarbeiterkreisen das Gerücht von Schmiergeldern und der Einrichtung der sogenannten „Wolfskassen". Bereits 1889 erhoben abgelegte Bergleute bei einem Prozeß geradezu ungeheuerliche Anschuldigungen gegen die gesamte Beamtenschaft der Saarzechen. Dieselben erwiesen sich wohl in dem bezeichneten Umfang als haltlos; doch hatten sie die disziplinarische Bestrafung einzelner Beamten zur Folge. Nach nahezu 20 Jahren aber erst brachten Ende 1907 anonyme Anzeigen den Stein ins Rollen. Die Voruntersuchung bereits erregte allgemeines Aufsehen, da sich die Beamtenschaft einzelner Zechen in weit größerem Umfange, als dies angenommen wurde, als der Bestechung zugänglich erwies. Eine grelle Beleuchtung erfuhr dann die Angelegenheit durch die wissentlich falschen Aussagen vereidigter Zeugen, die eine Reihe von Meineidprozessen bedingten. Ein Obersteiger und sechs Bergleute wurden hierbei zu schweren Gefängnis- und Zuchthausstrafen verurteilt. Zehn Steiger der Zeche Göttelborn wurden im Laufe der Voruntersuchung vom Amte suspendiert.

Mit Spannung sah man den Hauptverhandlungen entgegen. Dieselben vermochten jedoch nicht, die erwünschte und erwartete Klarheit über das dunkle Treiben zu bringen. Nur ein ganz mattes Bild der tatsächlichen Verhältnisse konnte die Anklage enthüllen, welches in vielen Zügen noch weit unklarer blieb als das der Voruntersuchung.

Hervorstechend war der Zug, wie eine nicht zu verkennende geheime Interessengemeinschaft zwischen Beamten und Bergleuten die Angeklagten und das Gros der Zeugen bis zum äußersten Verneinen trieb. Sehr durchsichtig war das Bemühen vieler Arbeiter, ihre angeklagten Vorgesetzten möglichst zu entlasten. Die direkte Frage des Gerichtes nach der bewußten Spendung von Bestechungsgeldern wurde mit ganz geringen Ausnahmen stets mit der zulässigen Zeugnisverweigerung beantwortet. Stereotyp erfolgte als Antwort auf das Warum der Zeugnisverweigerung: „Ich würde mich durch meine Aussage selbst belasten." Die Anklage sah sich so in einem harten Kampf einer festgeschlossenen Masse gegenüber. Es bedurfte besonders bei dem letzten Prozeß der ganzen Energie des Verhandlungsleiters (Landgerichtsdirektor Dr. Magnus-Berlin), die Zeugen überhaupt zu Bekundungen zu veranlassen. Jenes interessierte Zusammenstehen von Bergleuten und Beamten allein vermochte auch das sorgfältig ausgebaute Bestechungssystem vor der höhern Behörde zu verheimlichen. Bezeichnend ist die Bekundung eines Zeugen, dem in der Abteilung ein „Eid" abgenommen wurde, „treue Kameradschaft", d. h reinen Mund über bestimmte Vorgänge zu halten. Neben den Feststellungen der Voruntersuchung, direkt schwer belastenden Zeugenaussagen und den Gutachten der Sachverständigen diente gerade jene hervorstechend auffällige Praxis der Zeugnisverweigerung der Anklage als ein Moment zur vollständigen Aufrechterhaltung des Anklageumfanges.

Als Urheber und Hauptschuldige der Durchstechereien müssen im allgemeinen die Steiger angesehen werden. Von ihnen sind aller Wahrscheinlichkeit nach die Geldsammlungen veranlaßt und vereinzelt wohl auch durch Anwendung der Amtsgewalt die Spender willfährig gehalten worden. Die Auffassung, als ob die betreffenden Bergleute unter dem systematischen Druck der Beamten nur widerwillig einem Zwang zur Zahlung von Schmiergeldern gefolgt hätten, trifft in einer Verallgemeinerung nicht zu. Dagegen spricht auch das tatsächliche Verhalten der Zeugen gegen ihre angeklagten Beamten. Erstere hätten andernfalls die gebotene Gelegenheit zur Abschüttelung eines so verhaßten Joches in anderer Weise ausgenutzt. Die Beiträge der einzelnen Arbeiter beliefen sich nach den Zeugenaussagen auf je 2 bis 5 und noch mehr Mark bei der Löhnung. Das Geld wurde durch einen Partiemann eingesammelt, der die Beträge dann direkt oder indirekt dem Vorgesetzten übermittelte, indirekt durch Abgabe an die Frau des Beamten oder durch Hinterlegung an bestimmt bezeichneten Stellen. Jeder Steiger führt in seiner Abteilung 120 bis 150 Mann. Es läßt sich hieraus berechnen, welch enorme Summen dem Beamten zuflossen, wenn das Bestechungswesen systematisch ausgebaut war.

Die Spender erwarteten für ihre Opfer natürlich eine Gegenleistung. Die Anklage nahm als feststehend an — wenn dieser Beweis auch nicht gewissermaßen mathematisch zu erbringen war — daß die Bergleute durch ihre Geldabgaben amtswidrige Bevorzugungen durch ihre Vorgesetzten erlangen wollten. In diesem Sinne erfolgten Darbietung und Entgegennahme. Daß die Beamten auch danach gehandelt haben, ist aus der fortgesetzten willigen Zahlung der Bestechungsgelder durch die Arbeiter zu folgern. Mit der Ueberzeugung der letzteren, sich so mannigfache und nicht persönlich gebotene Vorteile zu verschaffen, ist jene auf unlauterer Grundlage beruhende Interessengemeinschaft zwischen

Arbeitern und Beamten gegeben, zu deren Ahndung die Anklage für die Gesamtheit der Angeklagten erhebliche Freiheitsstrafen beantragte. Zu Gegenleistungen bot sich den Beamten die mannigfachste Gelegenheit. Die gebräuchlichsten waren: Verlegungen nach sog. guten Arbeiten mit hohen Schichtlöhnen, persönliche Bevorzugungen bei Ueber- und Nebenschichten, schlaffe Handhabung der Disziplin, verspätetes strafloses Anfahren und vorzeitiges Schichtmachen, selbst Schichtversäumnis ohne Lohnkürzung u. a. m. Der Zeuge Berginspektor Dr. Hörnicke-Göttelborn äußert hierzu, daß bei seinem Dienstantritt in Göttelborn die Belegschaft einen „verbummelten Eindruck" gemacht habe. Beim Verlesen einer Abteilung fehlten einmal 38 Prozent der Leute. Die Beamtenschaft bekundete eine sehr laxe Dienstauffassung. Besonders die Gedingefestsetzung soll den bestechlichen Beamten einen Deckmantel zu Betrügereien geboten haben, deren Nachweis selbst der Kontrolle des Fachmannes sehr erschwert bleibt.

Alle diese Folgen der Bestechung laufen in letzter Hinsicht auf eine empfindliche Schädigung der fiskalischen Interessen hinaus. Dieselbe muß für die Jahrzehnte zu ganz immensen Summen angenommen werden, wenn sie sich auch nicht ziffermäßig fixieren läßt.

Es fehlte nicht an Versuchen der Angeklagten und Zeugen, die nicht zu leugnenden Geldsammlungen als zu erlaubten Zwecken erfolgt hinzustellen. Vor allem wurden die sogenannten Schmiedegelder vorgeschützt, die Anschaffungs- und Unterhaltungskosten des Gezähes (Arbeitsgerätes) der Bergleute, welche von den einzelnen Abteilungen nach uraltem Bergbrauch selbst bestritten werden müssen. Von besonderem Interesse sind auch die Bekundungen, daß die Abonnementsgelder für den „Bergmannsfreund", das amtliche Organ der Bergwerksdirektion Saarbrücken, in den einzelnen Abteilungen eingesammelt und — daß Sammlungen für den nationalliberalen Wahlverein und den Flottenverein veranstaltet wurden. (Hierauf werden wir unten noch zurückkommen.) Durch die bestimmten Urteile der Sachverständigen wurden diese Ausflüchte vollständig illusorisch. Die gebräuchlichen Sammlungen hätten darnach niemals die Höhe der eingegangenen Geldsummen erreichen können.

Die über die Angeklagten verhängte Verurteilung ist besonders empfindlich durch den Umstand, daß für dieselben noch das Disziplinarverfahren mit völliger Dienstentlassung als Folge zu erwarten steht. Tief verbitternd aber muß es wirken, daß einzelne die Opfer tief eingerissener Mißstände werden, an denen eine schnöde Gewinnsucht Hunderte, ja vielleicht Tausende während der in Betracht kommenden Jahre mitschuldig werden ließ. Das ist das allgemeine Urteil in „wissenden" Kreisen. Zur völligen Enthüllung der tatsächlichen skandalösen Zustände wird es nie kommen, und somit werden auch die angestrengten Prozesse ihren Zweck, den der wirklichen Reinigung, kaum erfüllen. Der ganze bisherige Gang der Angelegenheit gibt hierfür durchaus keine Gewähr, und es sind für die Zukunft nicht die genügenden Garantien geboten für den gänzlichen Wegfall des Schmiergelderunwesens und eines Systems unbilliger Bevorzugung gewisser Arbeiter gegenüber den braven und ehrlichen Bergknappen. Wo aber die Strenge des Gesetzes nicht hinlangen konnte und kann, wird es um so mehr Aufgabe der höhern Bergbeamtenschaft sein, durch scharfes Zusehen und rücksichtslose Aufdeckung die etwaige Fortschleppung ähnlicher Zustände mit so vielen Mißhelligkeiten im Gefolge zu verhindern. Nur eine bewußte Selbständigkeit und Sicherheit der unteren Beamten einzelner Zechen konnte die Aufdeckung ihres dunklen Treibens so lange hinhalten. Rechtschaffenheit, Biedersinn und schlichte Einfachheit von Beamten und Arbeitern müssen hier zusammenwirken, ein tief eingefressenes Krebsübel auszumerzen.

Wer als Augen- und Ohrenzeuge dem Gang der Verhandlungen folgte, kann das politische Streiflicht, das auf die Angelegenheit fiel, nicht übersehen. Es liegt in den obenerwähnten Geldsammlungen für den nationalliberalen Wahlverein und den Flottenverein, sowie in der Kassierung der Abonnementsgelder des „Bergmannsfreund" unter Protektion fiskalischer Beamten. Was haben diese in ihrer Eigenschaft als Beamte und Vorgesetzte mit jenen in ihrer „nationalen" Tätigkeit so sattsam bekannten Vereinen zu tun! Wäre hier nicht ein darauf abzielendes direktes Verbot der Behörde am Platze? Unbillig erscheint uns auch die Protegierung des „Bergmannsfreund", jenes Organs, das sich besonders in der Wahlkampagne unverhohlen als ausgeprägtes liberales Parteiorgan zeigt, dessen Kampf darum auch zu gelegenen Zeiten dem „Ultramontanismus" an der Saar gilt, und das sich nicht dazu aufschwingen kann, gegen Bezahlung den Veröffentlichungen der bekämpften Partei auch nur die Spalten seines Inseratenteils zu öffnen. Weil „man" es gerne sieht, findet dieses Organ auch Abonnenten bei vielen Hundert politisch Andersdenkender. Wann werden auch diese Reste eines unwürdigen politischen Bevormundungssystems fallen? Die herangezogenen Aeußerungen desselben suchte man zum Deckmantel für ein ehrloses Treiben auszunutzen, — vielleicht mit wohlberechneter Taktik. Ob man gerade hieraus bei den maßgebenden Stellen die folgerichtigen Schlüsse herleiten wird?

Im März.

Freundlich scheint in meinen Garten
Heut' die Sonne schon herein.
Lange werd' ich nicht mehr warten,
Und — der Lenz wird drinnen sein.

Herz, mein Herz, nun sei zufrieden,
Wie die Stunde dir auch schlägt.
Dem ist ewiger Lenz beschieden,
Der den Lenz im Busen trägt.

L. Rafael.

Der Liberalismus und der Fall Tremel.

Eine Stimme aus dem protestantisch-konservativen Lager.

Das Organ der konservativen Protestanten in Bayern, der von Dr. H. Walter redigierte Nürnberger „Bayerische Volksfreund" (Süddeutsche Landpost), schreibt in Nr. 65 vom 18. März unter der Ueberschrift: „Zweierlei Maß":

„. . . Wir wissen wohl, daß die hier gegeißelte intolerante Art und Einseitigkeit nicht im Wesen des Liberalismus begründet ist, sondern daß sie lediglich auf fanatische Agitatoren und eine nicht minder fanatische Presse zurückzuführen sind. Indes eben diese Presse und diese Agitatoren sind tonangebend, und bisher folgte ihnen leider fast blindlings die Menge nach. Sie aufzuklären muß unsere Pflicht sein. Wenn wir nun dieser am Fall „Tremel" wieder zu genügen genötigt sind, so tun wir es, ohne zu dem Falle selbst zunächst Stellung zu nehmen. Man kann bei ihm nämlich aufs neue sehen, wie „konsequent" die liberale Presse verfährt, wenn es sich um den Schutz staatsbürgerlicher Rechte handelt. Wir geben im folgenden die Zuschrift eines geschätzten Mitarbeiters wieder:

Zurzeit könnte es scheinen, heißt es da, als wäre der Schutz der staatsbürgerlichen Rechte ein Privilegium der liberalen Partei. In der Presse, in Versammlungen und Resolutionen, in Kundgebungen an Pfarrer Tremel: überall tiefste Entrüstung und höchste Empörung über das Sakrileg an der Verfassung durch das geistliche Ketzergericht. Ja, der Abgeordnete Goldschmit glaubt, wenn der Staat seine Autorität nicht genügend wahrt, werde im Volke eine Bewegung aufflammen, von der sich die Herren heute noch keinen Begriff machen (?), und der bayerischen Staatsregierung gibt man den Rat, sich zu Ostern einen Ferienkurs über bayerische Verfassung geben zu lassen. Entrüstung an allen Ecken und Enden, wenn es sich um einen liberalen katholischen Pfarrer handelt, dem sein Bischof unter Hinweis auf den kanonischen Gehorsam die öffentliche Beteiligung und Betätigung in der „kirchenfeindlichen" liberalen Partei untersagt und ihn wegen Renitenz zur Verantwortung zieht — und doch sollte es jeder liberale Mann wissen, daß das römische System sich auf unbedingter Autorität und unbedingtem Gehorsam aufbaut und daß blinder Gehorsam, und sei es mit dem Opfer des Verstandes und des Gewissens[1]), nicht etwa ein unwürdiger Verzicht auf das Recht der Persönlichkeit, sondern im Gegenteil die wahre Würde des Priesters und das echte Kennzeichen eines treuen Sohnes der Kirche ist. Wie aber, wenn der summus episcopus, dem die evangelischen Geistlichen „Gehorsam" doch weder gelobt noch geschworen haben, sich diesen gegenüber im Verhältnis des obersten Kriegsherrn zu den Offizieren fühlt? Als Kaiser Wilhelm II. an Hinzpeter telegraphierte: „Politische Pastoren sind ein Unding... Die Herren Pastoren sollen sich um die Seelen ihrer Gemeinden kümmern, die Nächstenliebe pflegen, aber die Politik aus dem Spiele lassen, dieweil sie das gar nichts angeht." Wie? Hat man damals in der liberalen Presse auch etwas über Beeinträchtigung staatsbürgerlicher Rechte gelesen? Ist damals etwa auch ein Sturm der Entrüstung durchs Land gezogen? Die katholische und christlich-soziale Presse hat dem Kaiser das Recht bestritten, sich in solcher Form in Parteikämpfe einzumischen, die liberale Presse hat dagegen dies Telegramm als eine befreiende Tat begrüßt, dieselbe liberale Presse, die sich jetzt, wo es sich um einen liberalen katholischen Pfarrer handelt, als Hüterin der staatsbürgerlichen Rechte geriert.

Soweit die Zuschrift. Wir aber lernen daraus wieder, daß es um die viel zitierte „Volksseele" ein eigenartiges Ding sein muß . . . Denn sonst hätte die „Volksseele" auch beim Fall Stöcker kochen müssen."

[1]) Anmerkung des Herausgebers: Diese irrige Auffassung darf man dem evangelischen Blatte zugute halten.

Sonntagmorgen.

Sonnenschein und Amselschlagen,
Ueberall schon knospend Reis;
Auch die Weidenkätzchen tragen
Ihre Röckchen gelb und weiß.

Und die Kirchenglocken tönen
Fernher an die Waldeswand;
Ich, erfüllt von all dem Schönen,
Rast am Raine, glückgebannt.

Gust. A. W. Flaig.

Zu den italienischen Kammerwahlen.

Von
Dr. Jos. Massarette, Rom.

Wie zu erwarten war, ist die äußerste Linke gestärkt aus dem Wahlkampf hervorgegangen. Radikale, Republikaner und Sozialisten haben etwa 30 Sitze gewonnen und verfügen jetzt über mehr als 100. Durch diesen Erfolg der Umstürzler ist indes die politische Konstellation nicht wesentlich verändert. Wenn die Ordnungsparteien numerisch etwas vermindert wiederkehren, so haben sie doch qualitativ gewonnen, da gerade ihre zuverlässigsten Elemente eine Vermehrung erfahren haben. Sind auch nicht alle jene Kandidaten durchgedrungen, die, auf ihre katholische Ueberzeugung stolz, als „klerikal" verschrien, von der Loge mit den schmählichsten Mitteln bekämpft wurden, so ist doch eine Reihe glänzender Erfolge katholischer Kandidaten zu verzeichnen. Wenn auch nicht zu einer geschlossenen Fraktion vereinigt, werden sie auf den Bänken der Konstitutionellen den Kern einer volksfreundlichen, segensreichen Politik bilden.

Nach den Hauptwahlen hat die gegnerische Presse immer wieder drauf los geflunkert, daß der „Klerikalismus", der davon geträumt habe, diesmal das ganze Land in die Tasche zu stecken, nunmehr tot am Boden liege. Mit besonderer Genugtuung hat sie auf das Ergebnis in Rom hingewiesen, wo die Blockkandidaten Bissolati (Soz.) und Mazza (Reg.) mit starker Mehrheit über die von den Katholiken unterstützten konstitutionellen Bewerber siegten. Aber Rom ist nicht Italien, und es ist falsch, bei Beurteilung des Gesamtergebnisses vor allem die antiklerikalen und antikonstitutionellen Resultate in der Hauptstadt ins Auge zu fassen, um dann eine schwere Niederlage des Klerikalismus an die Wand zu malen. Besonders in Oberitalien, wo das politische Leben am meisten entwickelt ist, sind zahlreiche Männer, die jede Garantie dafür bieten, daß ihnen die Rechte der Katholiken heilig sind, gewählt worden. Beispielsweise hat jetzt Mailand, die „moralische Hauptstadt Italiens", unter 6 Abgeordneten 4 Männer der Ordnung, die den vereinten Bemühungen der Katholiken und Gemäßigten ihren Sieg verdanken. Gerade dort, wo die auf sozial-ökonomischer Grundlage aufgebaute katholische Aktion eine kräftige Organisation geschaffen und segensreiche Wirksamkeit entfaltet hat, in der Lombardei und im Venezianischen, haben die katholischen Kandidaten ihre Gegner glänzend aus dem Felde geschlagen. Radikale und Sozialisten unterlagen diesmal in mehreren Wahlkreisen der Lombardei, wo sie bisher stets triumphiert hatten. Gewiegte Parlamentarier, die als unbesiegbar galten, mußten vor jungen katholischen Kandidaten das Feld räumen. In Verolanuova (Brescia) stellte Longinotti erst drei Tage vor den Wahlen seine Kandidatur gegen den Vizepräsidenten der Kammer, Gorio, auf, der seit mehr als 25 Jahren diesen Wahlkreis vertreten hatte, und Longinotti siegte mit 700 Stimmen Mehrheit über den angesehenen Politiker, gestützt auf eine treffliche Organisation der Katholiken. Erfreuliche Siege errangen auch Cameroni in Treviglio, Montresor in Bardolino, Meda in Rho, Coris in Isola della Scala, Nava in Monza, Torini in Breno, Roberti in Bassano, degli Occhi in Affori. Zahlreiche gemäßigte Liberale und Konservative verdanken der Unterstützung durch die katholischen Wähler ihre Erfolge.

Wenn somit die dreiste Behauptung von der klerikalen Niederlage in sich zusammenfällt, so dürfen die Katholiken sich doch nicht verhehlen, daß ihnen in einem großen Teil Italiens, Rom einbegriffen, fast alles zu tun bleibt. Den Parteien der äußersten Linken ist es gelungen, große Wählermassen mobil zu machen auch da, wo sie unterlegen sind. Die von ihnen entfachte heftige Agitation hat ihre Früchte getragen, die sie allerdings noch reichlicher erwarteten. Die Fortschritte der Umstürzler dürften allerdings mehr in der Untätigkeit der Ordnungsparteien als in der werbenden Kraft des antiklerikalen Programms ihren Grund haben. Im zentralitalienischen Wahlkreis Budrio, dessen ackerbautreibende Bevölkerung zumeist gut katholisch ist, gelang es dem traurigsten aller Kandidaten, Podrecca, Direktor des „Asino", gleich im ersten Wahlgang durchzudringen. Die Marken, deren Bewohner weder antiklerikal noch umstürzlerisch gesinnt sind, haben jetzt eine Reihe von katholikenfresserischen Republikanern zu Vertretern. Letztere haben eben alles aufgeboten, während die Katholiken untätig blieben.

Mögen die Erfolge zahlreicher antiklerikaler Fanatiker für die Katholiken der Anlaß werden, daß sie sich auf ihre Pflicht besinnen, die gebieterisch das Aufgeben des Schlafmützentums verlangt. Es muß ihnen klar geworden sein, daß sie noch einen weiten Weg zu gehen haben, bis sie Bedeutung und Einfluß auf das öffentliche Leben gewinnen. Allerdings ist ihnen der Weg deutlich vorgezeichnet. Sie brauchen nur auf Oberitalien zu blicken, wo jugendkräftige katholische Organisationen in rastloser sozialpolitischer Kleinarbeit dem moralischen und materiellen Wohle aller Volksklassen die Wege ebnen. Wenn einmal allenthalben unter den italienischen Katholiken das Gemeinschaftsgefühl geweckt wäre, dürfte es mit der sozialistischen und radikalen Herrlichkeit bald aus sein.

Neue Organisationsmöglichkeiten in der katholischen deutschen Studentenschaft.

Von Hermann Schmitz, Referendar, Köln.

Das neue Jahrhundert hat uns eine Bewegung in der deutschen katholischen Studentenschaft, und zwar des Laienelements, gebracht, welche von weittragender Bedeutung zu werden verspricht. Neben die altbekannten und bewährten Korporationen sind andere Gebilde getreten, welche besondere wissenschaftliche oder kulturelle Zwecke verfolgen.

Während vor 1900 lediglich zwei vornehmlich aus katholischen Laien sich rekrutierende wissenschaftliche Studentenvereinigungen existierten, nämlich der 1892 gegründete Akademische Görresverein in München und der 1894 gegründete Akademische Leoverein in Innsbruck, daneben noch vielleicht einmal irgendwo vorübergehend ein soziales Kränzchen, besitzen wir heute eine große Anzahl von idealen Bestrebungen huldigenden interkorporativen Vereinigungen.

Nach 1900 sind entstanden zur Pflege der Wissenschaft im allgemeinen der Leoverein für Wiener Hochschüler und die Gesellschaft Renaissance in Zürich, welche mit den obengenannten Vereinen zu einem „Verband der katholischen Studentenvereine zur Pflege der Wissenschaft" zusammentraten. Es folgten noch die Wissenschaftliche Vereinigung katholischer Akademiker in Aachen, der Görresbund in Brünn und ein „Akademischer wissenschaftlicher Verein" in Münster.

Seit 1903 zeigte sich ein reges soziales Interesse, das seinen ersten Ausdruck in der Gründung der Sozial-caritativen Vereinigung in Freiburg i. Br. fand. Diese war das Beispiel für die gleichartigen und gleichnamigen Gebilde in Bonn, Heidelberg, Berlin, München und Würzburg, ferner für ähnliche Vereinigungen in Marburg, Gießen und Breslau, welche in Bildung begriffen sind.

Im Sommer 1907 entstand dann in M.-Gladbach das Sekretariat sozialer Studentenarbeit, welches allein zirka 100 kleinere, aber ganz lose gefügte soziale Zirkel für die Arbeit an den Universitäten und in der Heimat ins Leben rief.

Seit 1908 erwuchsen dann auf dem in sozialer Hinsicht nunmehr vorbereiteten Boden rasch die Akademischen Vinzenzvereine in Bonn, Göttingen, Marburg, Münster, Berlin, Würzburg, Breslau, Darmstadt, Tübingen, München, Freiburg i. Br., Gießen und Aachen, während vorher jahrzehntelang die zwei bestehenden in Straßburg i. E. und Freiburg i. Schw. keine Gesellschaft gefunden hatten.

Endlich haben sich auch noch die katholischen Studentinnen in München und Wien zusammengeschlossen.



Es ist also die Zahl der größeren, der Pflege der christlichen Weltanschauung sich widmenden, Laienorganisationen katholischer Studenten von zwei auf dreißig angewachsen.

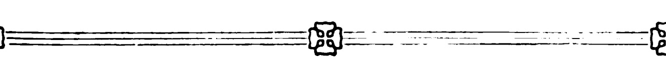
Daneben treten dann noch die in der Hauptsache nicht von den Laienstudenten getragenen zwölf Kongregationen, die neun Piusvereine und die vierzig Bonifaziusvereine.

Eine solche Zunahme der aufgeführten Organisationen ist eine gewiß höchst erfreuliche Erscheinung, und es fragt sich: „Können all diese Gebilde in ihrer Vereinzelung gelassen werden, oder sollen wir nach dem Grundsatz handeln: Einigkeit macht stark?" Wenn wir dann noch in das Lager der Gegner sehen und erblicken hier z. B. einen Deutsch-akademischen Freibund, der eintreten will „für Fortschritt des Vaterlandes auf allen geistigen Gebieten" und darum „seine Mitglieder durch Behandlung wissenschaftlicher, politischer, religiöser, ethischer und künstlerischer Fragen" zu schulen sucht (vgl. Nr. 138 KV.), so muß man auf den Gedanken kommen, es wäre Zeit, daß wir unsere zerstreuten Truppen sammeln, damit sie dem Feind ebenbürtig gegenüber treten können. Wir haben dies um so leichter, als uns schon einzelne Truppenteile zur Verfügung stehen; andere müssen wir allerdings noch bilden.

Für die Vertretung der allgemein wissenschaftlichen Fragen haben wir ja die Pius-, Görres-, Leovereine usw., für die religiösen Fragen die Kongregationen, denen wir etwa noch religionswissenschaftliche Zirkel hinzufügen können, für die sozialen Fragen die sozial-caritativen Vereinigungen und sozialen Zirkel, für die Caritas die Vinzenz- und Bonifaziusvereine, statt der politischen Zirkel würden wir solche für staatsbürgerliche Belehrung gründen, während für die Pflege der Kunst noch besondere Abteilungen ins Leben zu rufen wären. Aus den einzelnen Gattungen müßten sich Sektionen bilden und diese vereint ergäben wiederum einen Bund katholischer Akademiker mit einem Vorstand von einflußreichen Philistern und tüchtigen Studenten und einem Generalsekretär. Ein größeres Bundesblatt und event. kleinere Blätter für die einzelnen Sektionen würden der Förderung der Sache dienlich gemacht.

Ansätze zur Ausführung des hier skizzierten Planes sind auch bereits da. Haben sich doch schon im vorigen Jahre die Piusvereine, der Akademische Görresverein und die Sozialcaritative Vereinigung in München zu einem „Katholischen Akademikerverband" zusammengeschlossen und die Zeitschrift „Der Akademiker" herausgegeben. Auch darf man mit der Neigung der übrigen sozial-caritativen Vereinigungen rechnen, sich diesem Verband anzuschließen. Ebenso wird man auch schwerlich bei den meisten anderen katholischen interkorporativen Vereinigungen auf prinzipiellen Widerstand stoßen. Neben dem „Akademiker" sind soeben als Organ für die sozialen Bestrebungen die in M.-Gladbach erscheinenden „Sozialen Studentenblätter" getreten, während die „Akademische Bonifazius-Korrespondenz", entsprechend dem caritativen Zweck des Bonifaziusvereins, Organ der Sektion für Caritas werden könnte.

Es käme also noch lediglich darauf an, die Ansätze weiter zu entwickeln. Dazu bedarf es aber der Mitwirkung hervorragender Katholiken, welche ihre Autorität für den Plan einsetzen und auch maßgebende Kreise zur Uebernahme einer finanziellen Garantie für die erste Zeit der Entwicklung bewegen. Später wird dann der Bund sich schon allein helfen können, zumal wenn sich innerhalb desselben ein größeres Philisterium oder Ehrenmitgliedertum gebildet hat, das gewiß so opferwillig sein wird wie andere Philisterverbände, welche den Studenten sogar großartige Häuser bauen.



Posadowsky als Sozialpolitiker.

Die Offenheit und Entschiedenheit, mit der sich in den letzten Jahren der ehemalige Staatssekretär des Reichsamts des Innern, Graf v. Posadowsky-Wehner, zur christlich-nationalen Arbeiterbewegung bekannte, sowie der Umstand, daß er allen scharfmacherischen Anstürmen zum Trotz die Sozialreform als Prinzip mit gleicher Zähigkeit und Nachhaltigkeit verfocht, mögen dem Ausschuß des in den Tagen vom 20.—22. Oktober 1907 in Berlin abgehaltenen II. Deutschen Arbeiterkongresses wohl Veranlassung gewesen sein, ihm schon zu Lebzeiten in einer besonderen Schrift ein literarisches Denkmal zu setzen. Es trägt die Inschrift: Posadowsky als Sozialpolitiker. Ein Beitrag zur Geschichte der Sozialpolitik des Deutschen Reiches. Im Auftrage des II. Deutschen Arbeiterkongresses dargestellt von Dr. Leopold von Wiese, Professor der Volkswirtschaftslehre an der Kgl. Technischen Hochschule Hannover (Köln 1909. Christlicher Gewerkschaftsverlag. 189 S. M 4.—).

Wo man sich so sehr daran gewöhnt hat, in dem Grafen Posadowsky den „Minister für Sozialpolitik" zu sehen, dürfte es heute vielfach schon vergessen sein, daß der Graf von Anfang an nicht der erklärte, zielbewußte Sozialpolitiker gewesen ist, der die spätere Bezeichnung „Minister für Sozialpolitik" sonst sollte vermuten lassen. Die erste Zeit seiner Tätigkeit als Staatssekretär des Reichsamts des Innern war für ihn mehr eine Lehrzeit, in der die Entwicklung es mit sich brachte, daß die Kreise um den bekannten Frhrn. v. Stumm herum ihn als ihren Minister betrachteten und die ausgesprochenen Sozialreformer mit der Nennung seines Namens eben den des genannten Herrn v. Stumm zur Kennzeichnung einer bestimmten sozialpolitischen Aera verbanden. Doch war diese Periode der Lehrzeit nur von kurzer Dauer, sofern schon bald nachher Anzeichen einer inneren Umwandlung, einer Veränderung der Stellung zu den sozialpolitischen Problemen überhaupt sich ankündigten. Als diesen Wendepunkt in Posadowskys Sozialpolitik bezeichnet v. Wiese die vielbesprochene 12,000 M-Affäre, wo, wie es in einem Schreiben des Zentralverbandes deutscher Industrieller heißt, auf persönlichen, an dessen Generalsekretär Bueck gerichteten Wunsch des Reichsamts des Innern „die Industrie ihm 12,000 M zum Zwecke der Agitation für den Entwurf eines Gesetzes zum Schutze des gewerblichen Arbeitsverhältnisses" — sog. Zuchthausvorlage — zur Verfügung stellte. Zwar hätte sich, bemerkt v. Wiese, schon in den letzten Jahren in Posadowskys Anschauungen ein gewisser Umschwung vollzogen, habe er sich von den Scharfmachern und „Sozialistenfressern" mehr und mehr entfernt und den Willen zu unbeirrter positiver Sozialpolitik betätigt. Aber erst die Episode vom Winter 1900 habe ihm die Augen geöffnet über die Gefahr, die drohte, wenn die Berater der sozialen Gewaltpolitik zur Herrschaft im Staate gelangten, und bei ihm dem vollen Verständnis für das Wesen der sozialen Frage und Sozialpolitik, speziell auch den auf die Gleichberechtigung mit den übrigen Ständen gerichteten Bestrebungen der Arbeiterschaft zum Durchbruch verholfen.

Diese 12,000 M-Affäre spielte aber auch sonst im Leben Posadowskys eine besondere Rolle, nämlich bei seinem Abgang. v. Wiese glaubt auf sie — als in der Oeffentlichkeit zu wenig bemerkt — besonders aufmerksam machen zu müssen. Nach der Reichstagsauflösung vom 13. Dezember 1906 wurde ein großer Wahlagitationsfonds gesammelt, auf den der Kanzler nach seiner eigenen Erklärung im Reichstag einen beratschlagenden Einfluß ausübte. Der Zweck dieses Wahlfonds stand aber nicht über den Parteien, sondern war gegen bestimmte Parteien des Reichstags gerichtet. Zu demselben hatten auch Industrielle und Interessenten ganz bestimmter politischer und wirtschaftlicher Richtung beigetragen. „Dieser Vorgang", bemerkt v. Wiese, „war aber viel weittragender und einschneidender als die 12,000 M-Angelegenheit. Damals aber hatte der Kanzler mit großer Schärfe betont, die Regierung müsse über den politischen und wirtschaftlichen Gegensätzen stehen. Ein Vergleich der beiden Ereignisse mußte um so bittere Empfindungen im Grafen Posadowsky auslösen, als der schnell vergessenden Oeffentlichkeit weltenfern zu liegen schien, einen solchen Vergleich vorzunehmen." Als eines der denkwürdigen Zeichen des 13. Dezember und der mit diesem Termin anhebenden Blockära dürfte diese Reminiszenz nicht ohne weiteres Interesse sein. Man hat in Blockkreisen gegen Posadowsky vielfach auch den Vorwurf besonderer Hinneigung zum Zentrum erhoben und damit gegen ihn die bekannte Stimmung zu machen gesucht. Als einen Beweis hat man dafür u. a. auch den Umstand angeführt, daß Graf Posadowsky gegen die in erster Linie gegen das Zentrum gerichtete Reichstagsauflösung gewesen sei. Wäre diese Gegnerschaft etwa besonderer Sympathie für das Zentrum entsprungen, dann hätte v. Wiese wohl nicht feststellen können, daß Posadowsky bei dieser Reichstagsauflösung dem Kanzler „keine Schwierigkeiten gemacht habe".

Wie Graf Posadowsky im einzelnen, nachdem er einmal das Steuer fest erfaßt, das sozialpolitische Schiff durch alle Fährnisse und Strömungen hindurchleitete, wie er mit seinen von tiefgehendem Gedankeninhalt getragenen Reden für eine glückliche Fahrt im Parlamente und in der großen Oeffentlichkeit zu wirken suchte, möge man in der Schrift von Wiese nachlesen. Gerade der Umstand, daß er in derselben die bedeutsamsten Reden und Ansprachen des „Ministers für Sozialpolitik" in ihren markantesten Stellen hervorgehoben hat, darf als ein besonderer Vorzug derselben bezeichnet werden.

Dr. Emil van den Boom.



Ernste Zahlen.

Die furchtbare Gefahr des sogenannten Neumalthusianismus.

Von Paul Delbrück.

Der Erzbischof von Mecheln und Primas von Belgien, Kardinal Mercier, hat in diesem Jahre alle anderen Themata, die er in seinen Hirtenbriefen zu behandeln sich vorgenommen, zurückgestellt, um mit der doppelten Autorität des Kirchenfürsten und des Gelehrten seine Diözese und das ganze Volk auf eine furchtbare Gefahr hinzuweisen, die dem blühenden Ländchen droht, den Neumalthusianismus. Von Frankreich aus ist das Verderben in das durch gemeinsame Sprache verwandte Land gedrungen; Frankreich stellt der Kardinal seinen Mitbürgern als abschreckendes Beispiel vor Augen. „1800 gab es in jeder französischen Familie noch durchschnittlich 4 oder 5 Kinder; 1860 waren es noch 3; 1905 waren es nur mehr 2 . . . Von 100 französischen Familien . . . haben ungefähr 15 keine Kinder; 22 haben 1 Kind, 20 haben 2, 13 haben 3 und kaum 18 haben mehr als 3 Kinder. Obgleich die Sterblichkeit sich vermindert, nimmt der Ueberschuß an Geburten mit einer fast mechanischen Regelmäßigkeit ab: 1902 betrug der Ueberschuß 84,000, 1903: 73,000, 1904: 57,000, 1905: 37,000, 1906: 27,000, 1907: 20,000.“ Bald wird das Wort zur Wahrheit: „Mehr Särge als Wiegen.“

„Gott sei Dank sind wir noch nicht so weit wie Frankreich. Für Frankreich hat die Statistik jährlich nur 20 Geburten auf 1000 Einwohner zu buchen. Bei uns waren es bis 1880 noch 31 auf 1000 Einwohner. Aber seit einem Vierteljahrhundert geht es abwärts. Im Jahre 1900 zählte Belgien nur noch 29 Geburten, 1906 gar nur noch 25.“ In den wallonischen Landesteilen ist das Uebel größer als in den flämischen, in den Städten natürlich größer als auf dem Lande. Die Zeitungen veröffentlichen im Anschluß an das Hirtenschreiben einige Zahlen, die in der Tat ernst genug sind. Während von den flämischen Provinzen Limburg auf 1000 Einwohner jährlich 32 Geburten aufweist, Antwerpen 31, Flandern 30 und Brabant 24, beträgt die Zahl in den wallonischen Provinzen für Luxemburg 23, für Namur 21, für Lüttich 20,9, für Hennegau 20,4. Da in den wallonischen Provinzen die französische Sprache herrscht, ist der Einfluß des großen Nachbarlandes unverkennbar.

Während nun die wallonischen Provinzen im ganzen genommen den französischen Durchschnitt (20 auf 1000) schon beinahe erreichen, haben einzelne Orte denselben gar schon beträchtlich hinter sich gelassen. So wird für Turnai die Zahl 18 festgestellt. Seit 1886 ist die Zahl der Ehen dort um ein Drittel gewachsen, und trotzdem hat die Zahl der Geburten beträchtlich abgenommen! Die Stadt Lüttich weist einen rapiden Rückgang auf: von 22 im Jahre 1898 auf 17,2 im Jahre 1907. — Für das ganze Land statuiert Kardinal Mercier die starke Abnahme noch in folgenden Zahlen: 200077 Geburten im Jahre 1901; 192301 im Jahre 1903; 187437 im Jahre 1905; 185138 im Jahre 1907.

Da begreift sich die ernste Mahnung, nach dem christlichen Sittengesetz die Ehe heilig zu halten. Es handelt sich nicht nur um eine Frage der Religion, es handelt sich auch um das Wohl und die Zukunft des Vaterlandes. Der Kardinal weist auf Griechenland hin, das im 4. Jahrhundert v. Chr. auf der Höhe seiner Macht stand, im 3. Jahrhundert an dem furchtbaren Uebel schwer krankte und im 2. Jahrhundert seine Selbständigkeit verlor, weil es den römischen Legionen keine Soldaten entgegenzusetzen hatte. Auch das unbesiegbare Rom ist später von diesem Feinde besiegt worden.

Besonders lehrreich und ein warnendes Beispiel auch für unser deutsches Vaterland ist der reißende Fortschritt des Uebels, wie er in den gegebenen Zahlen uns entgegentritt. Noch ist der größte Teil unseres Volkes gesund; noch stellt man unsere Zahlen denen Frankreichs als Gegensatz gegenüber. Aber schon sind manche Städte in Deutschland verseucht und bilden verderbliche Ansteckungsherde. Schon sind mit übergroßer Dreistigkeit und oft schwer verständlicher Freiheit zahlreiche Kräfte an der Arbeit, die vielgerühmte deutsche Sittenreinheit zu untergraben. Schon wird der Neumalthusianismus auch in Deutschland in Büchern und Broschüren und selbst in öffentlichen Vorträgen angepriesen. Discite moniti! Wer ein Auge hat für die Entwicklung der Dinge und ein Herz für des Vaterlandes Gesundheit und Stärke, der stehe zu denen, die in der gemeinsamen Gefahr den Tageshader beiseite legen und dem Unheil gemeinsam sich entgegenstemmen!

„Möge die öffentliche Gewalt — das sind wieder Worte des Kardinals — strenge eingreifen gegen die Urheber dieser todbringenden Propaganda. Alle ehrbaren Leute müßten ihr dabei behilflich sein, indem sie schnell und genau alle verbrecherischen Bestrebungen, die ihnen bekannt werden, zur Anzeige bringen. Möchten doch alle Preßorgane ohne Unterschied sich zusammenschließen gegen die Verbreiter neumalthusianischer Lehren!“

Die neue Jugend- und Volksbibliothek der rheinischen Gruppe des Deutschen katholischen Lehrerverbandes.

In Nr. 10 der „Westdeutschen Lehrerzeitung“, dem amtlichen Veröffentlichungsorgane des Katholischen Lehrerverbandes des Deutschen Reiches, Pr. Rhld., (e. V.) gibt der vorgenannte Verband unter der Rubrik „Amtliche Bekanntmachungen“ öffentlich kund, daß sich zur Hebung der Gesamtinteressen des Katholischen Lehrerverbandes, Pr. Rhld., eine Verlagskommission gebildet hat. Dieselbe ist vom Gesamtvorstande damit betraut, die zu literarischer Tätigkeit berufenen Verbandsmitglieder und Verbandsfreunde zur Abfassung passender Jugend- und Volksschriften oder zu zeitgemäßer Umarbeitung älterer Werke anzuregen. Inhaltlich und formell müssen die Schriften selbstverständlich den Anforderungen entsprechen, die heute an sittenreine und gute Erzählungen usw. für Jugend und Volk gestellt werden. Hier bürgt wohl schon allein der Name des Katholischen Lehrerverbandes dafür, daß die so in die Oeffentlichkeit kommenden Bücher der deutschen Jugend unbedenklich in die Hand gegeben werden können.

Der Verlag dieser neuen Jugend- und Volksbibliothek ist vom Verbandsvorstande kontraktlich der als rührig bekannten Verlagsbuchhandlung Friedr. Kratz & Co. zu Köln a. Rh. übertragen, welche es sich angelegen sein läßt, den Büchern eine schöne innere und äußere Ausstattung zu geben. Für Illustrierung der erwähnten Jugend- und Volksbibliothek sind erste Künstler gewonnen.

Es ist freudig zu begrüßen, daß der Vorstand des Katholischen Lehrerverbandes, Pr. Rhld., sich zu einem solchen Unternehmen, das ihm nicht nur Ehre, sondern auch Gewinn einbringt, entschlossen hat. Gerade aus Lehrerkreisen sind bedeutende Männer für das katholische Leben hervorgegangen, und recht viele unserer besten Schriftsteller gehören dem Lehrerberufe an. Als Beweis, gerade für die jüngste Zeit, brauchen nur Namen wie Paul Keller, Hans Eschelbach, Lorenz Heitzer usw. genannt zu werden.

Wie der Verlag der Jugend- und Volksbibliothek des Katholischen Lehrerverbandes des Deutschen Reiches, Pr. Rhld., bekannt gibt, befinden sich schon vier (meist illustrierte) Bände der Jugend- und Volksbibliothek im Druck und soll noch in diesem Jahre die erste Serie fraglicher Bücher auf 12—20 Bändchen erweitert werden. — Der Obmann der Verlagskommission ist Herr Ign. Kniepen, Lehrer in Düsseldorf, Kirchfeldstraße 91, an den auch geeignete Manuskripte einzusenden sind. Jedes eingehende Werk wird durch mehrere Sachverständige geprüft; auf Grund der Urteile beschließt hierauf die Verlagskommission die Annahme oder Ablehnung des Buches. — Jedenfalls können die Bändchen der neuen Jugend- und Volksbibliothek den Eltern, Vormündern und Lehrern unbedenklich empfohlen werden. Die Verlagskommission (Obmann) des Katholischen Lehrerverbandes des Deutschen Reiches, Pr. Rhld., sowie auch die Verlagsbuchhandlung Friedr. Kratz & Co. zu Köln a. Rh. sind gerne zu jedweder Auskunft bereit. A. Holler.

Bühnen- und Musikrundschau.

Im Kgl. Hoftheater wurde zu Ehren der Anwesenheit des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg, Regenten von Braunschweig, der „Freischütz“ gegeben. Der Zuschauerraum bot das bei diesen höfischen Anlässen gewohnte festliche Bild. Als der hohe Gast, von Prinz und Prinzessin Ludwig und dem Prinzen Rupprecht begleitet, in der Königsloge erschien, wurde er mit Hochrufen und der Hymne begrüßt. Die Aufführung nahm unter Fischers Leitung einen großzügigen Verlauf. Die Inszenierung war einst die letzte Regietat Possarts. Sie ist im großen ganzen beibehalten worden; man hat manches nicht mit Unrecht für Webers Oper zu prunkvoll gefunden, über die Wirksamkeit und Schönheit ist aber nicht zu streiten. Hagen, den wir leider an die Hofbühne des hohen Gastes verlieren, sang den Max sehr frisch mit warmer Empfindung; ausgezeichnete Vertreterinnen von Agathe und Aennchen besitzen wir in den Damen Ulbrig und Bosetti, und Gillmann gibt den Kaspar stimmlich wie darstellerisch

gleich wirksam. — Die geplante Uraufführung von Braunfels' Oper „Prinzessin Brambilla" findet nun nicht hier, sondern in Stuttgart statt. Die Münchener Aufführung erfolgt kurze Zeit später. Es ist nicht das erstemal, daß wir allzu konziliant auf unsere älteren Rechte Verzicht leisten und den Ruhm der Urpremiere anderen Bühnen überlassen.

Festspiele im Prinzregenten-Theater. Für die Mitwirkung im „Ring des Nibelungen", der dreimal zur Aufführung gelangt (16. bis 21. August, 27. August bis 1. September, 8. bis 13. September) sind in Aussicht genommen: Als Wotan: Feinhals, van Rooy; Siegmund: Knote, Kraus, Burgstaller; Siegfried: Knote, Kraus; Brünnhilde: Frl. Faßbender, Frau Plaichinger, Frau Burg-Berger; Hunding: Bender, Gillmann; Sieglinde: Frl. Morena, Frl. Fay; Gutrune: Frl. Koboth, Frl. Fay; Donner: Bauberger, Sieglitz; Froh: Hagen; Loge: Dr. Briesemeister, Dr. Walter; Alberich: Zador, Schreiner; Mime: Dr. Kuhn, Hofmiller; Fasolt: Bender; Fafner: Gillmann; Gunter: Brodersen; Fricka: Frau Preuse, Frl. Höfer; Freia: Frl. Koboth, Frau Burg-Zimmermann; Erda: Frau Schumann-Heink, Frau Gmeiner; Hagen: Gillmann, Bender; Woglinde: Frau Bosetti; Wellgunde: Frl. Ulbrig, Frl. Koch; Floßhilde: Frau Gmeiner, Frl. Höfer; Waltraute: Frau Schumann-Heink, Frau Preuse: Helmwige: Frau Bosetti; Gerhilde: Frau Tordek; Ortlinde: Frau Kuhn-Brunner; Siegrune: Frl. Sigler; Grimgerde: Frl. Koch; Schwertleite: Frl. Blank; Roßweiße: Frl. Höfer; Waldvogel: Frau Bosetti, Frau Burg-Zimmermann; Nornen: Frau Gmeiner, Frau Preuse, Frl. Ulbrig.

Künstlertheater. Von den Künstlern, welche die Entwürfe für das szenische Bild und deren Ausführung übernehmen, werden bekanntgegeben die Namen Julius Diez, Rob. Engels, Fritz Erler, Ad. Hengeler, Max Kruse, E. Orlik, Ernst Stern, sowie Ingenieur Knina. Der Auftrag ist also zu gleichen Teilen Münchener und Berliner Künstlern zuteil geworden. Die Bestrebungen des Künstlertheaters finden einen reichen literarischen Niederschlag. Auf die Veröffentlichungen der Propheten, die von der „Revolution des Theaters" schwärmen, braucht man nicht näher einzugehen. Jüngst ist jedoch ein Büchlein erschienen, über das es sich lohnt, einige Worte zu sagen. Es heißt: „Das Künstlertheater". Kritik der modernen Stilbewegung in der Bühnenkunst von Dr. Theodor Alt. Heidelberg 1909 bei Carl Winter. — In seiner Beurteilung stimmt der durch viele ästhetische Werke sehr bekannte und geschätzte Verfasser in vielem mit den Wertungen überein, welche wir im Sommer 1908 an dieser Stelle der Münchener Reformbühne zuteil werden ließen. Wie schon aus dem Untertitel des Buches ersichtlich, geht der Ehrgeiz Alts über die Darbietung von Theaterreferaten hinaus; es gibt einen Ueberblick über die Geschichte dieser Bestrebungen, zeigt die historische Entwicklung der Bühnenkunst in knapp übersichtlicher Form, erklärt das Verhältnis von Bühnenbild und Malerei, und untersucht die Wechselwirkungen zwischen naturalistischer Bühne und dramatischer Technik. Er wendet sich dann dem Künstlertheater zu, als demjenigen, an welchem die neuen Versuche an hinlänglich autoritativer Stelle gemacht wurden, bespricht die Unmöglichkeit der oft angepriesenen „zeitlosen" Bühne und die etwaigen Aussichten der Bühnenreform. Die Abschnitte Verhältnis des „Naturalismus" zum „Realismus" und „Die zwei Begriffe vom Gesamtkunstwerk" erweitern die Frage vom spezifisch Künstlerischen oft ins allgemein Kulturelle, so wenn Alt u. a. sagt: Wir können nicht glauben, daß statt der stimmungserzeugenden Macht der Oertlichkeit und des Kostüms die passende Gefühlsstimmung besser durch blaue, rote und grüne Beleuchtung erzielt werden könnte ..... oder durch schwarze, gelbe und violette Gewänder der Darsteller. Diese Abweichungen vom natürlichen Gegenstande gehören dem Treiben eines weichlichen Aesthetentums an. Dieses umfaßt mit gleicher Bewunderung Wilde und Wied, Wedekind und Shaw und doch auch die Stilbühne, das Reformkostüm und die Schwestern Wiesenthal. Dennoch ist seine Gefühlsweise so kläglich nüchtern, daß es in dem öden falschen Klassizismus der Biedermeierzeit seinen Ausdruck findet. ‚Künstlerische Kultur' nennt es sich, weil es das ganze ernste Leben in ein Kunstspiel verwandeln möchte. Hierdurch kommt immer mehr abhanden jener hohe Ernst, der in der Tragödie ein Gleichnis alles Großen und Ewigen in diesem vergänglichen Dasein erblickt. Ich möchte noch zwei Sätze hervorheben: Keineswegs in Verbindung mit einem neugeschaffenen Drama sind die Stilisierungsbestrebungen aufgetreten und ‚jede ungetrübte, künstlerische Wirkung war gerade mit denjenigen Mitteln erzielt worden, die man von der Illusionsbühne herübergerettet hat'." Es ist leider nicht möglich, diese Themata hier eingehender zu behandeln. Man wird in dem mit dem vollen Rüstzeug der Wissenschaft ausgestatteten Werke klare Antworten auf Fragen finden, über die heute heillose Verwirrungen herrschen.

Aus den Konzertsälen. Der Konzertverein München veröffentlicht ein großzügiges Programm, das er zur Zeit der Richard Wagner-Festspiele während der Tage, an denen im Prinzregententheater keine Vorstellungen stattfinden, ausführen wird. Unter Ferdinand Löwes Leitung werden die neun Symphonien Beethovens, die vier Symphonien von Brahms, die 3., 4., 7. und 8. Symphonie Brückners, die große Leonoren-Ouvertüre und Brahms' Variationen über ein Thema von Haydn geboten. So finden die Pläne, welche im Ausstellungssommer 1908 durch die Ereignisse im Kaimorchester scheiterten, noch nachträglich eine Verwirklichung. Wir konnten hier in diesem Winter feststellen, daß der neue Instrumentalkörper nicht nur allen billigen Erwartungen entsprochen hat, sondern sich in kurzer Zeit zu einem Orchester ersten Ranges entwickelte, mithin fähig ist, neben den Wagnerfestspielen und dem Künstlertheater vor einem anspruchsvollen internationalen Publikum voll zu bestehen. Der Kartenverkauf ist, wie derjenige der Festbühnen, dem Reisebureau Schenker übertragen. Als Konzertdaten sind festgesetzt: 4., 6, 9., 11., 13., 18, 20., 26., 31. August und 2. September. — Im Volkssymphoniekonzert des Konzertvereins lernten wir den Schlaf- und Traumgesang Odins aus Cornelius' Oper: „Gunlöd" kennen. W. v. Baußner hat das unvollendete Werk ergänzt. In dem uns Gebotenen hat er, lediglich auf ein Motiv von Cornelius aufbauend, Eigenes gegeben, es ist klangschön, warm empfunden und im besten Sinne wirksam. Ludw. Heß sang mit blendendem Klangreiz, nicht minder gut auch Wolfs „Rattenfänger" und ein Eigenes, sympathisch wirkendes Orchesterlied Don Fadrique, die stürmischen Beifall auslösten und da capo gegeben werden mußten. Böhes blendende Tondichtung „Taormina" zeigt bei näherer Bekanntschaft doch wenig Innerlichkeit. Prill dirigierte sie, sowie Haydns 9. Symphonie und die Ouvertüre zu den „Lustigen Weibern" in kraftvoller, sorgsam ausgefeilter Weise. Mit einem Regerabend schloß das Tonkünstlerorchester seinen Zyklus. Die Serenade für Orchester, welche Lassalle mit eindringendem Verständnis leitete, wußte zu fesseln. Das Streichtrio op. 77b fand durch Snoeck, van Praag und Niedermayer eine sehr gute Wiedergabe. — Snoeck und Niedermayer machten sich auch innerhalb der mit Heinr. Schwartz gebildeten Münchener Triovereinigung verdient. Ganz besonders in Haydns Klaviertrio Nr. 1 hatten die Genannten hervorragenden Erfolg. — Sehr günstig schnitt ein uns neues Trio W. Lampe, J. Sänger-Sethe und O. Urack ab, das uns Beethoven, Bach und Brahms in vornehmer und lebensvoller Wiedergabe vermittelte. Es ist leider nicht möglich, auf Einzelheiten einzugehen. Bedeutendes bot wieder Schmid-Lindner und das Quartett Sieben mit zum Teil selten gehörten Werken von César Franck, Brahms und Tanejew. Artur Friedheim dirigierte im Odeon Liszts Dantesymphonie mit reichem Temperament und großem Können. Das Tonkünstlerorchester hielt sich unter seiner Führung recht gut, einiges hätte eine größere Tonfülle vertragen. In einem eigenen Klavierkonzert zeigte Friedheim seine brillierende Technik; das Orchester leitete hierbei Moosmüller mit Glück. Frau Friedheim sang mit schönen Mitteln und guter Schule eine nicht sehr eindrucksvolle Arie von Bemberg, sowie das Solo in Liszts Tondichtung, in der auch ein neugebildeter Chor gut abschnitt.

Verschiedenes aus aller Welt. In Berlin starb der Hofschauspieler Adalbert Matkowsky, ein Heldendarsteller von hinreißendem Temperament. Er gehörte zu den wenigen überragenden Künstlerpersönlichkeiten unserer zeitgenössischen Bühne. — In Mannheim interessierte die Operette „Das Geisterschloß", Text von Bierbaum, Musik von Weismann und F. v. Schirach. Die Urpremiere war vor mehreren Jahren in München. Die Verfasser blieben inkognito, wurden erraten und dementierten. Nunmehr haben sie also ihr Werk, das ein paar hübsche Einfälle enthält, der Anerkennung für würdig befunden. — Ueber das Gastspiel der Düsseldorfer in Paris urteilen die ausschlaggebenden Kritiker nicht sonderlich günstig. Ihre Dekorationen sind notdürftig, man möchte sagen schematisch. Sie geben vor, die psychologische und sittliche Atmosphäre des Dramas darzustellen. . . . „In diesen Versuchen ist manchmal einige Kinderei", urteilt der „Temps". Viele Pariser Zeitungen haben die Düsseldorfer Reformer vernachlässigt.

München. L. G. Oberlaender.

Musik und Theater in Köln. Dem 100 jährigen Geburtstag von Felix Mendelssohn-Bartholdy war das ganze 8. Gürzenichkonzert gewidmet. Im darauffolgenden Konzert kam Brahms zu Worte, der ihn aus den Konzertsälen verdrängt hat. Vorher jedoch bekam man Regers ¾ stündigen Prolog zu einer Tragödie zu hören. Was man sich darunter zu denken hatte, das verschwieg des Sängers Höflichkeit. Der Karneval hatte auch unsere beiden Kammermusikvereinigungen nicht gehindert, ihre Zyklen weiterzuführen. Das Opernquartett führte seinen Abonnenten einen Schubert-Abend vor; das Gürzenichquartett spielte nach längerer Zeit wieder das Septett von Beethoven und im Verein mit dem Opernquartett Mendelssohns Oktett. In gediegener Aufführung kam in der erleuchteten Garnisonskirche (St. Pantaleon) Haydns Schöpfung zu Gehör. Selbstverständlich fehlte es inzwischen nicht an kleinen Konzerten aller Art: Liederabende, Sonatenabende folgten sich in bunter Reihe. Vielen Anklang fand „een ähnze Kölsche Ovend", bei dem der Humor üppige Blüten trieb. Im Opernhaus kam zum ersten Male Delibes reizvolles Ballett „Coppelia" zur Aufführung, von dem man bisher nur die konzertmäßig als „Suiten" bezeichnete Musik kannte. Die Oper brachte neu einstudiert in guter Besetzung

„Figaros Hochzeit". Da unsere Primadonna Frau Gussalewig und der Heldentenor Fritz Remond nach Madrid beurlaubt waren, konnte das Repertoire großen Stils nur durch Gäste aufrecht erhalten werden. So sangen denn in „Tristan und Isolde" Fr. Rüsche-Endorf, unsere frühere jugendlich-dramatische Sängerin vom Hoftheater in Hannover, und Wilhelm Grüning vom Kgl. Opernhaus in Berlin die beiden Partien mit gutem Erfolge. Als Carmen und Messalina errang Mme. Cecile Thévenet von der Komischen Oper in Paris einen Achtungserfolg. Den aus Amerika stammenden Heldentenor William Wegener, der als Siegmund und Radames gastierte, würde, wenn ihm die Höhe nicht mangelte, jedes Theater willkommen heißen. Wie alle Theater, so suchte auch das Kölner nach Ersatz für verschiedene Fächer, so auch nach einem Kapellmeister. Demzufolge sah man in den Vorstellungen von „Carmen" und „Lohengrin" einen jungen Herrn am Pulte stehen, der eine frappante Aehnlichkeit mit Richard Wagner hat. Er stammt aus der Bayreuther Schule und dirigiert mit Temperament und Schlagfertigkeit. — Im Schauspielhause gastierten Agnes Sorma und Nino Sandow in einigen Rollen, aus denen sie bereits herausgewachsen sind. Einen Heiterkeitserfolg erzielte der Schwank „Die Tür ins Freie" von Blumenthal-Kadelburg und „Die fremde Frau" von Al. Bisson. Einen großen Erfolg hatte der von Direktor Martersteig neu- und dabei eigenartig inszenierte 1. Teil von „Faust". Die Stadt hatte für die Ausstattung reichliche Mittel bewilligt. Man bediente sich der Musik, die unser früherer Kapellmeister Prof. Arno Kleffel zu dem Drama geschrieben, die aber viel von ihrer Wirkung einbüßte, da sie hinter der Szene ausgeführt wurde. Prof. Herm. Kipper.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die äusserst nervöse und aufreibende Gestaltung der politischen Situation hat im abgelaufenen Berichtsabschnitt an Unklarheit und Unsicherheit nichts zu wünschen übrig gelassen. Die Spannung zwischen den Kontrahenten Oesterreich und Serbien hat zeitweise eine derartig gefahrdrohende Verschärfung angenommen, dass die Entscheidung auf des Messers Schneide angelangt ist. Der provokatorische Ton der serbischen und zum Teil der russischen diplomatischen Noten hat die Aussichten zur Erhaltung des Friedens auf ein Minimum herabgedrückt. Auch Oesterreich hat nunmehr in diskreter, unauffälliger Weise seine Mobilisierungsvorbereitungen beendet. Gestützt auf die deutsche Bundestreue, wird Oesterreich, soweit es seine Grossmachtstellung noch zulässt, sich wie bisher reserviert halten, im Notfalle aber in schlagfertiger Weise den Waffengang unternehmen. Zu hoffen ist nur, dass etwaige kriegerische Folgen auf die beiden Gegner lokalisiert bleiben; dies zu entscheiden, ist Russlands Verantwortung. Die europäischen Grossmächte bemühen sich ernstlich, noch im letzten Stadium Vermittlungsvorschläge zur Beilegung des Konfliktes zu unterbreiten. Es ist am Platze, die Frage zu prüfen, ob Deutschland und Oesterreich auch finanziell gut gerichtet sind; dieser Hinweis ist durchaus zu bejahen. Der jetzige Zeitpunkt würde beide Mächte für eine kriegerische Aktion auch finanziell in bester Verfassung vorfinden. Durch die lange Monate hindurch geübte Restriktion der Kredite und der unterlassenen Investierungen von Geldern erzielte in Deutschland die Reichsbank eine Geldabundanz wie noch nie zuvor. Die Banken insgesamt haben, wenn auch auf Kosten der eingedämmten und äusserst stabilen Industrie, im letzten Jahr ihr Hauptaugenmerk auf möglichste Liquidität und Beweglichkeit gerichtet. Die Tresors der Banken sind mit Geld und Gold gefüllt. Eine ähnliche Situation beherrscht auch die österreichische Haute finance, im krassen Gegensatz zu den Balkanländern inklusive der russischen Staatskasse. Einzelne Stimmen aus Handels- und Industriekreisen geben sogar der Befürchtung Ausdruck, dass bei späteren ähnlichen Konfliktfällen eine derartige, selten eintretende Geldflüssigkeit zum Schaden für unsere Politik nicht mehr vorliegen würde. Die derzeit brachliegende Industrie sowie die gesamte wirtschaftliche Position Deutschlands hat von einem eventuellen Kriegsausbruch enorm grossen Schaden, das ist ohne weiteres klar. Offen bleibt jedoch, ob speziell der deutsch-österreichischen Industrie und unserer wirtschaftlichen Machtstellung durch einen Waffengang sich neue Quellen und vermehrte Tätigkeit auf Kosten anderer Länder erschliessen würden. Die andauernden militärischen Vorbereitungen von Oesterreich und Serbien haben einen verstimmenden und panikartigen Schrecken besonders auf die Kapitalistenkreise ausgeübt. Der Anlage- und Rentenmarkt erwies sich als völlig widerstandslos, und grosse Nervosität zeigt in unbegreiflicher Weise im speziellen das Gebiet der Pfandbrief- und Kommunalwerte. Eine förmliche Depression und Effektenflucht fand statt nach dem Aufgeben der Mittelmeerreise des Kaisers. Die rückläufige Bewegung setzte bei den österreichischen Werten, Eisenbahn und Staatsanleihen, ein. Am meisten wurden im Kurse die russischen und serbischen Rentenwerte geworfen. Die Interventionskäufe in diesen beiden „Fonds" stockten in Berlin, vermutlich und hoffentlich auf politische Veranlassung. Das Kapitalistenpublikum ist bei der Entledigung der Effektenbestände wahl- und planlos vorgegangen. Die Millionen Mark von Pfandbriefposten, die beispielsweise an der Münchener Börse wiederholt in blinder Kriegsfurcht an den Markt geworfen wurden, haben den Verkäufern nur Verluste gebracht. Auch die enormen Realisierungen in deutschen Staatsanleihen waren nur zu prozentweise sinkenden Kursen möglich. — Alle diese Werte sind von einer derartigen Bonität und Sicherheit, dass mit Recht an alle Kapitalisten und Kleinsparer die wohlgemeinte Warnung erlassen werden kann, sich nicht à tout prix ihres Besitzes an deutschen Werten zu entledigen. Selbst im äussersten Falle, und sogar bei einer Beteiligung Deutschlands zur Kriegsbereitschaft, bleiben unsere mündelsicheren Werte, sowohl Staatsanleihen wie auch die Pfandbriefwerte unserer soliden, gut geleiteten Banken, prima. Diese Warnung ist auch berechtigt im Falle, dass — wie nur zu wünschen ist — kriegerische Verwicklungen vermieden werden. Dagegen sollten sich die deutschen Kapitalistenkreise strikte davon fernhalten, deutsches Geld und Gold in fremde Fonds zu investieren, also beispielsweise russische Werte zu nehmen. Unter dem Eindruck dieser Vorgänge mussten alle anderen Momente finanzwirtschaftlicher Art zurücktreten. Günstige Meldungen liegen nur wenige vor. Der Wochenausweis der Reichsbank zeigt eine namhafte Kräftigung und eine neuerliche Erhöhung der steuerfreien Reserve sowie des Metallbestandes. Aus der Industrie ist Günstiges nur von einzelnen Maschinenfabriken, insbesondere von den grossen Bestellungen an Lokomotiven und Waggons der heimischen, zum Teil auch der französischen Bahnverwaltungen bei deutschen Fabriken zu melden. Die grossen Mindereinnahmen der deutschen Eisenbahnen in den beiden ersten Monaten 1909 liefern dagegen einen neuen Beweis des industriellen Niederganges. Die Semestral- und Jahresbilanzen der Montangesellschaften, Gelsenkirchener, Phoenix, Oberschlesischer Eisenbahnbedarf und teilweise dazu noch gewaltige Kapitalsvermehrungen bei erheblich reduzierten Dividendenerträgnissen in dieser Industrie vervollständigen die Illustration der Wirtschaftslage. M. Weber.

Die **Pfälzische Bank** wird, wie seit Jahren, 5% Dividende zur Verteilung bringen. — Die **Bayerische Vereinsbank,** welche ebenfalls wie andere bayerische Banken ihr Filialnetz erheblich erweitert hat, weist im Hinblick auf diese Expansion grössere Gewinne für 1908 aus. Jedoch sind auch die Unkosten um einen erheblichen Betrag gestiegen. An Dividende gelangen wiederum 9% in Vorschlag. M. W.

Pfälzische Hypothekenbank Ludwigshafen a. Rh. Die Generalversammlung genehmigte einstimmig die Vorschläge des Aufsichtsrates. Für das Jahr 1908 kommt eine Dividende von 9% mit 90 ℳ für jede Aktie sofort zur Auszahlung. Die ausscheidenden Mitglieder des Aufsichtsrates, nämlich die Herren Kommerzienrat Franz Karcher, Kaiserslautern, Ernst August Freiherr von Göler, Sulzfeld, wurden wiedergewählt.

„Schwert und Schild", das Spiel der Zukunft. Wir möchten die besondere Aufmerksamkeit der Leser der „Allgemeinen Rundschau" einmal auf das sehr beachtenswerte neuerfundene Kriegsspiel „Schwert und Schild" lenken. Ueber dieses neue Spiel, das viel leichter zu erlernen ist als Schach, zum mindesten nicht schwieriger als Salta, Halma und ähnliche Brettspiele, dabei aber nie schablonenhaft wie diese und vielseitiger als alle vorhandenen Spiele, schreibt ein begeisterter Anhänger dem Erfinder: „Ich betrachte, seitdem ich Ihr Spiel habe, jeden Abend, an dem ich es nicht mit meinem Jungen oder einem Bekannten gespielt habe, für verloren, für unnütz vergeudet.... Ich bin ein großer Freund von Schach, vernachlässige dasselbe aber sehr, seitdem ich Ihr Spiel habe, denn Ihres ist lebensvoller." — Eine rheinische Zeitschrift äußert sich über das neue Spiel wie folgt: „Das überaus geistvolle Kriegsspiel „Schwert und Schild" ist in der Tat geeignet, Erwachsenen nach des Tages Last und Mühe anregende Erholungsstunden zu bereiten. Speziell Liebhaber des Schachs werden sich mit diesem Spiel besonders befreunden, weil es ähnlich dem Schach eine unbegrenzte Möglichkeit von Kampfgelegenheiten bietet und weil es in bisher noch nicht gekannter Weise alle Eventualitäten des wirklichen Krieges herbeizuführen gestattet. Einschließung und Kampf, Truppenbeförderung per Eisenbahn, Unterschied des Geländes und in der Benutzung der Straßen, Belagerung von Festungen, Angriffe mit überlegenen Truppenmassen, kurz, alle die Möglichkeiten, welche in einem Kriege vorkommen können, sind hier in ingeniöser Weise zu einem reizvollen Spiel zusammengefaßt, welches den Besitzer, hat er sich erst einmal in die Regeln hineingelebt, kaum jemals wieder aus seinem Bann läßt. Wir empfehlen Freunden von beschaulicher Zerstreuung im gemütlichen Daheim ganz besonders dieses anregende Spiel."


Digitized by Google

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

6. Jahrgang
Nr. 14

3. April
1909



Inhaltangabe:

Quartalspreis Mk. 2,40
Einzelnummer 20 Pfg

Alle bisher erschienenen Nummern werden nachgeliefert.

Bayerische Handelsbank.

Bilanz-Konto für 31. Dezember 1908.

Aktiva.

Aktiva	M.	M. ₰
Bankgebäude in München, Ansbach, Aschaffenburg, Bayreuth, Hof, Kempten, Memmingen, Nördlingen und Würzburg, sowie Einrichtung bei den Filialen		3,774,585 28
Lagerhaus, Grundstücke	M. 339,011 55	
Gebäude	„ 257,595 41	596,606.96
Barbestand, Sorten, Coupons und Giroguthaben bei der Reichsbank und Notenbank	M. 3,326,152.49	
„ der Lagerhaus-Abteilung	„ 1,629 78	3,327,782.27
Wechsel		18,075,485.78
Effekten: verschiedene Effekten	M. 8,053,124.34	
eigene Pfandbriefe	„ 4,069,639.82	
„ Kommunal-Schuldverschreib.	„ 737,409.60	12,860,173.76
Konsortial- und sonstige Beteiligungen		558,645.40
Lombard-Darlehen		966,417.47
Debitoren der Bankabteilung	M. 74,707,307 31	
Guthaben bei Banken und Bankiers	„ 1,576,969.38	76,284,276.69
Aval Debitoren der Bankabteilung		2,217,365.57
Debitoren der Lagerhaus-Abteilung (vorgelegte Frachten, Zölle usw.)		421,565.89
Immobilien-Abwickelungs-Konto der Bankabteilung	M. 1,069,331.60	
ab: Hypotheken	„ 465,771 28	603,560.32
Effekten für den Reservefonds der Hypothekenabteilung		1,476,431 50
Darlehen der Hypotheken-Abteilung:		
Hypothekar. Darlehen (reg. Hyp.)	M. 289,713,419.61	
ab: Rückzahlungen usw.	„ 5,667,456 43	
	M. 284,045,963 18	
Hiervon ab: zurückbehaltene Beträge	„ 3,891,217.70	280,154,745.48
Kommunal-Darlehen (registr. Darlehen)	„ 5,621,242.12	
ab: Rückzahlungen	„ 55,768.71	
	M. 5,565,473.41	
Hiervon ab: zurückbehaltene Beträge	„ 487,165.92	5,078,307.49
Rückstände der Hypotheken-Abteilung:		
aus 1906	M. 1,150.90	
„ 1907	„ 67,737.—	
„ dem I. Halbjahr 1908	„ 89,054.45	
„ „ II. „ „	„ 256,071.59	414,013.94
Reichsstempel, von der **Hypotheken-Abteilung** vorausbezahlt		5,738.—
Immobilien-Konto der Hypotheken-Abteilung		91,215.31
Vortrags-Konto der **Hypotheken-Abteilung** (bis zum 1. Januar 1909 angefallene Annuitäten, Stückzinsen usw.) Saldo		1,662,944.09
		408,569,861 20

Passiva.

Passiva	M.	M. ₰
Aktien-Kapital		35,600,000.—
Reservefonds	M. 9,331,493.80	
Rücklagen der Hypotheken-Abteilung	„ 1 900,758.08	11,232,251.83
Rücklage für Leistungen an den Pensionsverein		472,580.22
Tratten		31,947,837 87
Avale		2,217,365.57
Kreditoren in laufender Rechnung		17,034,346.71
Scheck-Kreditoren, Depositen-Einlagen und Einlagen gegen **Kassenscheine**		24,591,343.86
Kreditoren der **Lagerhaus-Abteilung:**		
a) K. Bahnamtskasse	M. 39,276.90	
b) K. Zollamtskasse	„ 68,224.90	
c) Verschiedene	„ 27,564 40	135,066.20
Aktien-Dividenden unerhoben		8,369 80
Hypotheken-Pfandbriefe: Nennwert der umlaufenden Hypotheken-Pfandbriefe:		
a) 4%ige	M. 124,807,300.—	
b) 3½%ige	„ 150,976.700.	275,784,000.—
Verloste Pfandbriefe (noch im Umlaufe befindliche verloste und gekündete Hypothekenpfandbriefe		68,800.—
Kommunal-Schuldverschreibungen: Nennwert der umlaufenden Kommunal-Schuldverschreibungen:		
a) 4%ige	M. 1,196,000.—	
b) 3½%ige	„ 3,500,000.—	4,696.000.—
Coupons: Verfallene Coupons der umlaufenden Hypotheken-Pfandbriefe und Kommunal-Schuldverschreibungen		1,011,015.75
Reingewinn		3,770,883.39
		408,569,861.20

Gewinn- und Verlust-Konto für 31. Dezember 1908.

Soll.

Soll	M.	M. ₰
Unkosten:		
Besoldungen einschliesslich der vertragsmässigen Tantieme der Gesamt-Direktion	M. 945.693.08	
Gewerbesteuer, Bureau-Erfordernisse, Bekanntmachungen, Beheizung, Beleuchtung, Porti, Telegramme usw.	„ 592,470.41	1,538,163.49
Reingewinn		3,770,883 39
		5,309,046.88

Haben.

Haben	M. ₰
Gewinn-Vortrag aus dem Jahre 1907	267,561.41
Wechsel: Kursgewinn, Zinsen und Provisionen	863,812.12
Effekten und Konsortialgeschäfte: Kursgewinn, Zinsen und Provisionen	715,438.64
Zinsen: Ueberschuss der sonstigen Zinsen der Bankabteilung	1,146,370.05
Provisionen (Konto-Korrent-Provisionen und Depotgebühren)	838,882.61
Gewinne aus Sorten und Coupons	22,951.45
Erträgnis der Hypotheken-Abteilung	1,391,071.60
Erträgnis der Lagerhaus-Abteilung	62,959.—
	5,309,046.88

München, den 24. März 1909.

Die Direktion.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 5 K 19 h, Schweiz 5 Fr. 20 Cts., Belgien 5 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 5 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 14. München, 3. April 1909. VI. Jahrgang.

Der Block eine nationale Gefahr.

Von

W. Kriege.

Als im Dezember 1906 der Reichstag aufgelöst war und nach dem Rezept des Fürsten Bülow der sogenannte „Block“ zusammengeschmiedet wurde, da herrschte in der ganzen zentrumsfeindlichen Welt eitel Lust und Freude. Bülows Parole: „Ich wünsche einen Reichstag, der in nationalen Fragen nicht versagt!“ machte selbst auf Ansichtspostkarten die Runde durch die Welt. Man glaubte allgemein, jetzt sei die Zauberformel gefunden, mit der des Reiches Wohlfahrt mit Leichtigkeit hergestellt werden könnte. Goldene Berge versprach man sich von diesem Block und gab schon Wechsel auf die Zukunft für das wunderbare Gedeihen des Deutschen Reiches. Kurz, er sollte sein das „Tischlein deck' dich, Esel streck' dich, Knüppel aus dem Sack“.

Nun haben wir bereits eine mehr als zweijährige Tätigkeit dieses Blocks gesehen, und was bietet sich uns? Ein Bild gräßlichster Zerfahrenheit, größter Hilflosigkeit und verderblichster Grundsatzlosigkeit! Peitsche und Zuckerbrot wurden in verschwenderischer Fülle angewandt, aber „der Widerspenstigen Zähmung“ ist noch nicht gelungen, und die Verworrenheit nahm täglich zu. Ich glaube, in den Jahren seines Kanzleramtes unter der sog. „Zentrumsherrschaft“ hat Fürst Bülow noch nicht so viele aufgeregte Tage und schlaflose Nächte gehabt wie in den zwei Jahren seines Blocks, und doch glaubte er mit ihm alle Schwierigkeiten lösen zu können. Doch das ist seine Sache. Hier gilt: Wie man sich bettet, so schläft man. Anders liegt die Sache, wenn man die Reichslage und das Wohl des Vaterlandes unter der Herrschaft des Blocks betrachtet. Nach dieser Seite hat sich der Bülow-Block als eine so allgemeine, nationale Gefahr gezeigt, daß es unbedingt notwendig ist, einmal objektiv, sine ira et studio, auf diese großen Schäden hinzuweisen, soll nicht schließlich dem gesamten deutschen Volke durch die Launen und verbohrten Ideen eines leitenden Staatsmannes und den Fanatismus einiger Parteien für alle Zukunft gewaltiger Schaden entstehen.

Die erste verderbliche Frucht des Blocks ist die konfessionelle Zerklüftung und Verbitterung des deutschen Volkes. Daß der Block hieran schuld ist, unterliegt keinem Zweifel. Unter der Aufpeitschung der konfessionellen Leidenschaften hat der Block sein Wiegenfest gefeiert, und der von hoher Stelle genehmigten Aufstachelung des „furor protestanticus“ hat er seine äußeren Erfolge zu verdanken. Dieser Fanatismus hat zur Zeit der Reichstagswahlen wahre Orgien gefeiert. Noch nie ist die konfessionelle Leidenschaft im Volke so erregt gewesen wie bei der letzten Wahl. Und diese Verhetzung ist geblieben und geschürt bis in die allerneueste Zeit. Denken wir nur an die Wahl im Wahlkreise Bingen-Alzey. Es wird gar kein Hehl daraus gemacht, daß der Block gegen die Katholiken bzw. die „Ultramontanen“ gerichtet ist. Und wenn auch von den Gebildeten diese Absicht durch wohlgewählte Worte in den Versammlungen verschleiert wird, das Volk versteht es schon richtig, und so brauchte man sich denn nicht zu wundern, wenn es bei der letzten Reichstagswahl im Munde des nicht diplomatisch geschulten Volkes einfach hieß: Diesmal geht's gegen die Schwarzen! oder: Jetzt werden die Katholischen hinausgeworfen! Ist es nun aber nicht eine nationale Versündigung am deutschen Volke, in einem Reiche, wo die Konfessionen so aufeinander angewiesen sind, eine derartige Konfessionshetze zu inszenieren, zu fördern und zu schüren?! Dieser Vorwurf trifft aber in seiner ganzen Schärfe und Ausdehnung alle Blockparteien, direkt oder indirekt, er trifft auch den verantwortlichen Leiter der Staatsgeschäfte als den intellektuellen Urheber und Förderer des Blocks. Seitdem der Block besteht, ist eine konfessionelle Verbitterung eingetreten, die wir im Interesse des Volkes aufs tiefste bedauern.

Nicht minder schlimm will uns aber die zweite Frucht des Blocks erscheinen, die sich immer mehr entwickelt: eine Dekadenz der parlamentarischen Würde in der öffentlichen Meinung. Ein solches Feilschen und Kindergezänk, ein solches Schmollen und Bitten, ein solches Großtun und Kleinbeigeben, wie es seit Einführung des Blocks an der Tagesordnung ist, haben wir noch nie erlebt. Es ist ein geradezu unwürdiges Schauspiel, geeignet, das parlamentarische Wirken zu einer Farce herabzuwürdigen und die Ehrfurcht vor den gesetzgebenden Körperschaften im Volke zu ersticken. Was soll man dazu sagen, wenn prozessionsweise die Abgeordneten einzelner Parteien nach Norderney pilgern zum Reichskanzler, wenn bei opulenten Diners inter pocula mit einzelnen auserwählten Parteichefs die Reichsgeschäfte erledigt werden, wenn bei kleinen Differenzen die großen Führer großer Parteien wie kleine Buben, die sich nicht geschickt benommen haben, auf die Reichstagstribüne steigen und sagen: „pater peccavi; wir wollen auch wieder brav sein!“ während der „Vater“ Bülow im Nebenzimmer sitzt und sich den Wortlaut der „Erklärungen“ bringen läßt! Stellt sich das Volk vielleicht so die „Leitung der Reichsgeschäfte“ vor? Vor der ganzen Welt haben wir uns noch nie so viel und stark blamiert wie in den Zeiten des Blocks, und noch ist das Ende nicht abzusehen, denn jeder Tag bringt neue Blamage. Ist das national? Hat das deutsche Parlament dem Volke und Auslande gegenüber nicht auch Pflichten, die in der Wahrung seiner Würde und seines Ansehens bestehen, und deren Verletzung im höchsten Grade „antinational“ ist und wirkt?! Wird nicht ferner durch den amtlichen Druck auf die Parteien, ihre Grundsätze preiszugeben und der Befriedigung des Zentrumshasses alte Prinzipien zu opfern, eine Vernichtung des gesunden Parteisinns im Volke herbeigeführt? Parteien müssen bestehen und haben ihre Berechtigung, aber nur dann, wenn sie auch Grundsätze haben und vertreten. Preisgabe der Grundsätze und Prinzipienlosigkeit führt zur Korruption. Soll unser Volk dazu gebracht werden, dann ist der Block auf dem besten Wege dazu.

Und endlich: welches sind die Erfolge des Blocks? Daß Gott erbarm! Was auf Grund des Blocks zustande gekommen ist: das Vereins- und Enteignungsgesetz, hat zur Evidenz erwiesen, wessen sich das deutsche Volk von ihm zu versehen hat. Aber schlimmer ist, was der Block nicht geleistet, ja, was er durch sein Dasein direkt verhindert hat. Man erinnert sich, daß Bülow im Jahre 1907 die so notwendige Finanzreform, auf die so viele Beamte ihre Hoffnung gesetzt hatten, des Blocks wegen verschob, um den Block keiner zu schweren Belastungsprobe zu unterziehen. Freiherr von Stengel und Graf Posadowsky mußten inzwischen verschwinden, damit der Block bei der Finanzreform sich frei entfalten könnte. Und nun stehen wir mitten in der Finanzreform, aber der Block wirft dem Finanzminister einen Knüppel nach dem anderen zwischen die Beine. Längst wäre die Sanierung der Finanzen nach den Wünschen der Regierungen erfolgt, wenn — der Block nicht wäre. Schon bereiten sich die Mitglieder der Kommission zur Abstimmung vor über einen Antrag,

der für die Regierungen annehmbar war, da kommt vom Reichskanzler die Gegenorder, weil — eine kleine Partei des Blocks dabei nicht mitmachen will. Abermals wird vertagt, das Volk hintangehalten, die Abgeordneten werden brüskiert. Würde nicht ein Sturm der Entrüstung durch das deutsche Volk gehen, wenn hier an Stelle des Zentrums irgend eine andere Partei stände? Der Reichskanzler hat, das sprechen wir offen aus, hier nicht im Interesse des Reiches gehandelt, sondern im Interesse des Blocks, und der Block hat sich nicht leiten lassen vom Volkswohl, sondern vom Selbst- und Parteiinteresse und von der Gunst Bülows. Ist das national? Wohin soll es führen, wenn Beschlüsse des Parlaments, die die Zustimmung des Bundesrates finden würden, nur deshalb verhindert werden, weil eine bestimmte mißliebige Partei dabei mitgewirkt hat? Ist das nicht die Untergrabung parlamentarischer Wirksamkeit? Und hinter dieser Partei stehen 20 Millionen Anhänger und 2¼ Millionen Wähler! Wenn diese Praxis einrisse, gingen wir der Korruption parlamentarischer Tätigkeit entgegen. Man hat dem Zentrum so gern „Kuhhandel", „Machtgelüste" und „Arroganz" vorgeworfen. Ja, gibt es denn einen verhängnisvolleren Kuhschacher, als er im Block zwischen den einzelnen Parteien getrieben wird, zum Schaden des gesamten Volkes? Kann man sich eine schlimmere „Arroganz" denken, als wenn ein nationalliberaler Abgeordneter dem Finanzminister gegenüber sich „auf das allerentschiedenste das Ansinnen verbittet, für einen Zentrumsantrag zu stimmen"?

Uebrigens haben sich die Blätter der Block-Parteien selbst so scharf über die Aktionsunfähigkeit des Blocks ausgesprochen, daß wir aus eigenem nichts hinzuzufügen brauchen. So wurde der th-Korrespondenz von parlamentarischer Seite geschrieben: „Die Parteien (soll heißen Blockparteien) des Deutschen Reichstags haben der Welt die Gewißheit geliefert, daß sie unfähig sind, große Aufgaben zu erfüllen(!). Die Rücksichten auf Partei und auf ihre Interessen stehen ihnen über der Wohlfahrt des Reiches . . . Die Regierung befindet sich in einer geradezu bemitleidenswerten Rolle." Die „Münch. N. N.", die sonst durch dick und dünn mit dem Block gingen, schrieben in Nr. 118 über das „Reichstagselend": „Von Tag zu Tag wächst im Lande der Unwille über die unverständliche, ja geradezu würdelose Art, wie in der Finanzkommission die wichtigste und folgenreichste Frage der Reichspolitik behandelt wird." Sie sprechen dann von „ziellosem Umherirren", „kleinlichem Parteiegoismus" und dergleichen.

Die „Kölnische Zeitung" sprach sogar von der „politischen Unreife dieser Körperschaft" und von „verwerflichen Kompromissen". Die „Badische Landeszeitung" nannte das Finanzkompromiß ein „elendes Stückwerk und Spiegelfechterei". Die „Rhein.-Westfäl. Zeitung" erklärte die „auswärtige Politik für derart unfähig, daß man oft bedauere, daß der Block bestehe und die Verantwortung mittrage". Endlich sei noch der freisinnige „Hohenstaufen" erwähnt, der nach dem Finanzkompromiß schrieb, der Parlamentsliberalismus zeige sich hier wieder einmal in seiner wahren Gestalt: „eine Partei von Männern, die keine klaren Ziele und keinen festen Willen und darum auch keinen festen politischen Charakter haben . . . Das Mittun im Block gilt ihnen alles."

Am treffendsten hat aber Theodor Barth den Block und Blockgeist charakterisiert, indem er zum Korrespondenten der „Leipziger Ztg." sagte: „Der Block hat die Geister entsetzlich korrumpiert!"

Wir können schließen: Das ist der Block, der das Reich retten sollte! Nicht um des Zentrums willen, nicht aus verletztem Ehrgefühl und nicht aus Abneigung gegen Bülow, sondern aus Patriotismus, aus deutschem Nationalgefühl heraus rufen wir: Der Tag, an dem der Block in Stücke geht, wird dem deutschen Volke wieder Ruhe und Stetigkeit, Frieden und Gesundung bringen. Noch sind wir freilich nicht so weit. Wann die Zeit kommt, wissen wir nicht. Aber daß der Block ein nationales Uebel, eine nationale Gefahr ist, unterliegt keinem Zweifel mehr.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Friede in Ehren.

Uff: Solvitur acris hiems grata vice veris et pacis. Nach langen Monaten der schwebenden Pein darf Europa jetzt endlich sich der Friedenssicherheit freuen. An der Donau und Drina beginnt die Abrüstung. Wir dürfen den nun befestigten Frieden um so lebhafter begrüßen, da der Ausgang der Sache eine wesentliche Stärkung der deutsch-österreichischen Bundesgenossenschaft nach innen und nach außen bedeutet.

Die vierte Märzwoche ließ sich zunächst noch sehr kritisch an; sogar die bislang optimistische Börse verlor um die Mitte der Woche ihre Haltung. Aber dann kamen der Reihe nach erlösende und erleichternde Nachrichten: die russische Regierung schwenkte um und erklärte sich für die internationale Sanktion der Angliederung Bosniens und der Herzegowina auf dem Wege des Notenwechsels. Der serbische Kronprinz Georg, das Haupt der Kriegspartei, nahm einen Skandal aus seinem häuslichen Leben zum Anlaß des Verzichts auf die Thronfolge. England gab die Versuche, eine verwässerte „Formel" für die serbische Verzichtleistung durchzusetzen, endlich auf und akzeptierte nebst den anderen Mächten die österreichischen Forderungen auf vollen Verzicht und tatsächliche Abrüstung. Zum Schluß der Woche, ehe die vereinbarte Pressionsnote der Großmächte noch überreicht war, machte die serbische Regierung die jüngste Order zur weiteren Einberufung von Reservisten rückgängig und ließ den Prinzen Alexander an Stelle des endgültig verzichtenden Prinzen Georg regelrecht zum Thronfolger proklamieren.

Am Montag nach diesen Ereignissen der vierten Märzwoche stand im Deutschen Reichstage der Etat des Reichskanzlers zur Verhandlung, und es war also die übliche hochpolitische Rede des Fürsten Bülow fällig. Da die Balkanwirren noch nicht den formellen Abschluß gefunden haben, indem die Ueberreichung der Note in Belgrad und die entsprechende Erklärung Serbiens noch aussteht, so konnte der Reichskanzler noch keinen Hymnus auf die Vollendung des Friedenswerkes singen. Er richtete ein Dankeswort an den Kaiser Nikolaus und die Leiter der russischen Politik für die „neuerdings" eingenommene Haltung und zugleich einen kalten Wasserstrahl nach Serbien wegen des „gefährlichen Spiels". Dabei ließ er vorsichtshalber noch die allgemeine Warnung einfließen: „Es würde eine starke Verantwortung aus der ganzen Lage der Dinge für diejenigen erwachsen, die dazu beitragen sollten, die serbischen Aspirationen in irgend einer Weise zu ermutigen." Auch auf die Konferenzfrage ging Fürst Bülow noch einmal ein, obwohl manche schon geglaubt haben, die Konferenz sei nach der Sanktion der Angliederung Bosniens durch identische Noten der Signatarmächte überflüssig geworden. Anscheinend legt die deutsche Politik noch Wert darauf, etwaigen weiteren Versuchen zur Durchsetzung eines für Oesterreich unangenehmen Konferenzprogramms vorbeugend entgegenzutreten. Man könnte aus dieser Sprache folgern, daß Fürst Bülow die Gefahr noch nicht als vollständig überwunden betrachtet. Doch braucht die öffentliche Meinung durch die höhere Vorsicht, die einem verantwortlichen Staatsmann geboten ist, sich nicht beunruhigen zu lassen; das Friedenswerk ist über den Berg gekommen und wird also auch über die Maulwurfshügel kommen, die hie und da noch von den geschlagenen Diplomaten aufgeworfen werden könnten.

Wie ist nun die erlösende Schwenkung der russischen Politik zustande gekommen? Ein englisches Blatt verbreitete die Nachricht, Deutschland habe in Petersburg eine drohende Note überreicht, die wie ein Ultimatum mit angekündigter Mobilmachung geklungen habe. Darauf ist die amtliche Berichtigung in Berlin erfolgt, daß weder eine Note überreicht, noch eine ähnliche Sprache geführt worden ist. Diese falsche Nachricht war offenbar ein panslawistischer Partherpfeil. Unterlegen ist bei dem ganzen Handel einerseits die persönliche Politik des Herrn Iswolsky, der an Freiherrn v. Aehrenthal seine Scharte auswetzen wollte, und anderseits der Panslawismus, der den serbischen Zwischenfall zur Schwächung Oesterreichs und zur Etablierung der russischen Vorherrschaft auf dem Balkan und bei allen Südslawen benützen wollte. Zar Nikolaus und sein Ministerrat habe in letzter Stunde von diesen Machenschaften sich abgewandt, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach unter dem Eindrucke der Tatsache: daß

Oesterreich im Vertrauen auf die deutsche Solidarität zum Losschlagen bereit war, und daß Rußland bei seiner militärischen und innerpolitischen Schwäche zum Eingreifen unfähig ist. Wenn Deutschland die tatsächlichen Momente durch ein warnendes Wort unterstützt hat, so ist die Sprache sicherlich nicht drohend, sondern beschwichtigend, freundlich und versöhnlich gewesen. Denn wir haben ja wahrlich kein Interesse daran, die russische Regierung noch mehr von Deutschland und Oesterreich ab in die Kreise unserer westmächtlichen Gegner zu treiben.

Diese Auffassung wird auch bestätigt durch das Schlußstück der jüngsten Bülowrede, das sich über die vermittelnde Tätigkeit unseres Auswärtigen Amtes aussprach. Danach hat Deutschland in ausgleichendem Sinne, und nicht ohne Erfolg zwischen Wien und Konstantinopel, auch zwischen Wien und St. Petersburg, gewirkt, aber unter Einhaltung der gebotenen Grenzen, ohne eine besondere Geschäftigkeit zu entwickeln. Mit der festen Entschlossenheit, kein Lebensinteresse unseres Bundesgenossen preiszugeben, wurde die erfahrungsmäßig gebotene Vorsicht auf dem Gebiete auch der ehrlichsten Maklertätigkeit in Einklang gebracht. Fürst Bülow verwies in sehr interessanter Weise auf den Undank, den seinerzeit **Bismarck** geerntet hat wegen seiner Maklertätigkeit auf dem Berliner Kongresse, und auf die Kriegsgefahr, in welche Deutschland nach seinem Friedenswerke auf diesem Kongreß geriet. Es war in der Tat klug gehandelt, daß Deutschland sich diesmal nicht so geschäftig in den Vordergrund stellte, sondern sich in der Hauptsache auf die Bekundung seiner Solidarität mit Oesterreich beschränkte. Freilich wird diese Zurückhaltung die russischen Panslawisten nicht abhalten, die „Scherben ihrer getäuschten Hoffnungen" gegen Deutschland zu schleudern, und dabei werden die gegen Deutschland verschworenen Zeitungen in England usw. ihnen gewiß helfen. Aber es ist doch immerhin ein Vorteil, daß der Draht nach dem amtlichen Rußland nicht abgerissen ist. Ob Herr Iswolsky noch lange zu dem amtlichen Rußland gehören wird, ist freilich sehr fraglich. Er wird seine Niederlage in dem Schachspiel, das er so zäh fortgeführt hat, wohl mit dem Portefeuille büßen müssen. Aber man sollte doch denken, daß der Zar schließlich dankbar sein wird für die Bewahrung vor einem Abenteuer, das in seiner weiteren Entwicklung den Zusammenbruch seines Reichs und seiner Dynastie hätte herbeiführen können.

Der dynastische Zwischenfall in Serbien bildet eine Art Satyrspiel hinter dem ernsten Drama. Nachdem Kronprinz Georg schon so zahlreiche tolle und rohe Streiche ungestraft verübt hatte, brauchte eigentlich der Fußtritt mit tödlichem Ausgang, den er seinem Diener versetzte, für diese hoffnungsvolle Pflanze nicht verhängnisvoll zu werden. Wenn die gegnerische Agitation trotz aller „aktenmäßigen" Vertuschungsversuche den Liebling der serbischen Chauvinisten zum Verzicht zu zwingen wußte, so war das ein Beweis, daß die Kriegspartei in Serbien die Kraft verloren hatte. Der König und die Regierung scheinen zuerst geschwankt zu haben; angesichts der friedlichen Wendung Rußlands und der Notwendigkeit des Rückzuges der serbischen Politik haben sie aber die Ausschiffung des Raufboldes als eine Erleichterung für die Dynastie und das Land vorgezogen. Die Skupschtina hat sich fast einmütig diesem Prinzenopfer angeschlossen. Ist nun die Kriegswut in Serbien plötzlich verflogen wie das Gas aus einem durchlöcherten Ballon? Oder hat die ganze wütige Treiberei überhaupt keinen rechten Boden im Volke gehabt? Es wäre ja nicht das erstemal, daß eine kleine Schar von berauschten oder bezahlten Lärmmachern sich als Volksmeinung und Volkswillen aufspielte. Durch das Verschwinden des Hauptheтzers wird jedenfalls der Ausgleich mit Oesterreich vorläufig erleichtert. Ob der „entlassen gewordene" Kronprinz nachher nicht wieder als Hecht im Karpfenteiche auftaucht, und ob überhaupt die gegenwärtige Dynastie Karageorgewitsch sich nach der großen Niederlage auf die Dauer noch behaupten kann, bleibt abzuwarten. Innere Unruhen und Umwälzungen in Serbien sind nicht unwahrscheinlich. Die Regelung der Deckung für die Riesenkosten der Rüstungen wird vielleicht schon den Funken in das Pulverfaß werfen. Das ist aber eine nebensächliche Sorge, nachdem die Hauptgefahr, der Krieg mit Oesterreich, beseitigt ist. Die Erziehung Serbiens wird Oesterreich wohl noch einige Mühe machen; doch hat Oesterreich jetzt bessere Aussicht auf Erfolg als je zuvor, da Rußland sich offenbar als unfähig zur Oberherrschaft über Serbien erwiesen und das Vertrauen vollständig verscherzt hat.

Damit kommen wir auf die Früchte, welche von dem durchschlagenden Erfolg der österreichischen und der deutschen **Politik zu erwarten sind.** Sie sind nicht gering.

Erstens hat Oesterreich-Ungarn einen erheblichen Gewinn an Einfluß auf dem Balkan und bei den Südslawen überhaupt, ferner an innerer Kräftigung und endlich an Ansehen und Macht im Konzert der Großmächte. Der Wettbewerb Rußlands im Südosten ist auf absehbare Zeit zurückgedrängt. Noch wertvoller ist die Gesundung des habsburgischen Staatskörpers im Innern. Das sonst so zerfahrene Parlament in Wien hat nicht bloß die Verlängerung des Handelsvertrages mit Serbien, sondern auch die Bewilligung des Rekrutenkontingents unter dem erzieherischen Eindruck der Ereignisse mit einer überraschenden Promptheit und einer überwältigenden Mehrheit beschlossen. Nur einige liberale Radikale aus Böhmen und den südslawischen Gegenden wagten noch Nein zu sagen. Sonst war alles, auch die katholischen Slawen, von dem frisch erwachten österreichischen Staatsgedanken vollständig beherrscht. Ein Staatswesen, das in kritischer Stunde eine solche Eintracht und Entschlossenheit zeigt, ist noch lange nicht für den Aussterbeetat reif, wie so manche Gegner und Zweifler von Oesterreich behaupteten. Auch in England, Frankreich und Rußland hat man jetzt die Kraft des alten, aber nicht veralteten habsburgischen Reiches kennen gelernt. Das wird für die europäische Entwicklung recht nützlich sein.

Zweitens erhält Deutschland für seine treue und erfolgreiche Mitwirkung an der guten Lösung der großen Schwierigkeiten seinen Lohn dadurch, daß die Einmütigkeit des deutschen Volkes in der auswärtigen Politik recht imposant hervorgetreten ist, daß das Vertrauen auf die germanische Treue und der Respekt vor der deutschen Heeresmacht in der ganzen Welt neu befestigt und erhöht worden sind.

Drittens liegt der gemeinsame Vorteil der beiden Bundesgenossen klar zutage, und die Tatsache, daß alle Künste der Einkreisung und Spaltung vollständig gescheitert sind, und die beiden solidarischen Kaisermächte in der Mitte Europas als eine überragende Macht dastehen, mit der die Triple-Ententen und sogar die Viererbunde rechnen müssen, ob sie wollen oder nicht.

Die Haltung Italiens während der Krisis gibt keinen Anlaß zur Klage. Es ist aber doch kein bloßer Zufall, wenn Fürst Bülow in seiner jüngsten Rede nicht vom Dreibund sprach, dagegen desto mehr von dem deutsch-österreichischen Ehebunde. Italien ist ganz gut als dritter im Bunde; aber angesichts der Eigenart der dortigen Verhältnisse ist es auch recht gut, daß sich so deutlich gezeigt hat, wie schön Oesterreich und Deutschland zu zweien in der Welt auskommen können.

In Summa: die deutschfeindliche Politik, die in den letzten Jahren sich so lebhaft ringsum geregt hat, ist in das serbische Debâcle hineingezogen worden. Wir haben die Möglichkeit, alte Fehler und Fehlschläge wieder gutzumachen.

Die sogenannte Blockkrisis.

Die ereignisreiche vierte Märzwoche brachte uns auch einen gewaltigen Lärm über die angebliche Auflösung des Blocks. Das Geschrei kam aber aus dem Blockhause selbst, nicht etwa von voreiligen Erbschleichern. Der Lärm war nicht ganz blind, aber eine Uebertreibung zu taktischen Zwecken. Die Konservativen waren, als die Liberalen sie bei der Liebesgabenfrage im neuen Branntweinsteuergesetz im Stiche ließen, etwas unwirsch geworden und hatten den Liberalen, um sie nachgiebiger zu stimmen, die Möglichkeit einer anderen Mehrheit angedeutet. Darauf machte die nationalliberale Fraktion als „Kern des Blocks" sofort zur Verteidigung dieses angeblich bedrohten nationalen Palladiums mobil. Aber die Konservativen erklärten alsbald, es sei keine Kündigung beabsichtigt worden, und die Regierung benützte die Gelegenheit, um den beiden Flügeln des Blocks klar zu machen, daß sie nichts Besseres tun könnten, als sich auf dem Boden der Regierungsvorlage zu verständigen. Die Taktik geht nun dahin, daß die Konservativen für eine erweiterte Erbschaftssteuer und die Blocklinke für das Branntweinmonopol gewonnen werden soll. Das ist des Pudels Kern und der Zweck der ganzen geräuschvollen Uebung. Der Block ist krank, aber noch nicht zum Sterben reif.



Lenzestag.

Lenzestag mit der stürmischen Luft,
Willst du mich ganz berauschen?
Die Kinder tragen mir Veilchen heran
In blauen duftenden Bauschen.
Ich muß dem kündenden Amselgesang
In den knospenden Gärten lauschen,
Muß hören, wie jubelnd von Ast zu Ast
Die Finken die Lieder tauschen.
Lenzestag, o du Lenzestag,
Willst du mich ganz berauschen?

Es drängt und es treibt wie im Sturme herauf
Aus der dunkelen, träumenden Erden —
Es jubelt unsichtbarer Schöpfungschor
Gebietrisches, göttliches Werden.
Die siegende Sonne zieht mächtig herauf
Mit leuchtenden Weckergeberden.
Heißlohende Lebensflammen erglühn
Auf den verloschenen Herden —
O Rausch der großen Erstehungszeit!
O Rausch der erwachenden Erden! M. Herbert.

Die Reichsfinanzreform in der Kommission.

Von Regierungsrat Speck, Mitglied des Reichstags.

VIII.

„Der Block ist tot!" so rauschte es klagend im liberalen Blätterwalde. Die bisherige latente Krisis in den Blockreihen ist nunmehr zu einem offenen Bruche gediehen. Die „Liebesgabe" bei der Branntweinsteuer ist zum Zankapfel geworden und hat zur vorläufigen Kündigung der „Ehe auf Zeit" geführt. Der ganzen Episode, welche so viel Staub aufwirbelte, eine allzu große Bedeutung beizulegen, dürfte sich übrigens nicht verlohnen. Sie wurde von den Kundigen, welche die Erscheinungen am parteipolitischen Himmel zu deuten verstehen, schon seit längerer Zeit vorausgesehen und bedeutet auch nichts mehr als einen weiteren Beweis für die Unmöglichkeit, politische Parteien von innerer grundsätzlicher Verschiedenheit namentlich auch auf wirtschaftlichem Gebiete auf die Dauer zu gemeinsamer Arbeit künstlich zusammenzuhalten. Es war eine Sisyphusarbeit, die Fürst Bülow unternommen hat. Deshalb brachte aber auch die Erklärung des konservativen Führers von Normann gegenüber dem nationalliberalen Führer Bassermann nichts Neues. Tatsächlich hat man nicht nur auf konservativer Seite, sondern auch in den Reihen der Liberalen mit der Möglichkeit wechselnder Mehrheiten bei der Verabschiedung der einzelnen Steuergesetze gerechnet. Auch der neue Herr im Reichsschatzamt soll ja nach unwidersprochen gebliebenen Nachrichten bei der Uebernahme seines dornenvollen Postens sich ausdrücklich vorbehalten haben, auch das Zentrum zur Mitarbeit an der Reichsfinanzreform heranzuziehen. Daher die von der „Täglichen Rundschau" so übel vermerkte Rücksprache Sydows mit einigen Zentrumsabgeordneten, daher auch das Fehlen eines Mantelgesetzes für die sämtlichen Steuergesetzentwürfe.

Nicht ohne Interesse war es, die Aufnahme dieser neuesten Blockepisode in den zunächst beteiligten Kreisen zu verfolgen. Die Konservativen markierten die „Naiven" und taten, als ob nichts vorgefallen wäre, und doch war es ja ihr eigener Führer, der den äußeren Anlaß zu diesem Blockdrama gab. Seine Erklärung gegenüber Bassermann war, wie konservative Blätter nachträglich feststellten, eine vertrauliche; allein neuerdings scheint das Wort „vertraulich" aus dem Lexikon gewisser Parteien gestrichen zu sein. Abgesehen von dem jüngsten Vertrauensbruch in der Budgetkommission ist es doch auffallend, daß manche Abgeordnete nichts Besseres zu tun wissen, als vertrauliche Verhandlungen, sei es der Subkommissionen, sei es anderer Art, an die große Glocke zu hängen. Während die meisten nationalliberalen Organe mit den schärfsten Worten die angeblich durch die Konservativen erfolgte „Kündigung des Blocks" verurteilten, ließ sich die „Kölnische Zeitung" von einem „Gefühl der Erlösung" aus Berlin berichten, mit dem in nationalliberalen Kreisen die Klärung der politischen Lage begrüßt würde. Hierzu bestand übrigens sehr wenig Anlaß, denn von einer „Klärung" der Lage ist noch sehr wenig zu spüren, sie ist vielmehr verworrener als je zuvor. In einer Versammlung des demokratischen Vereins zu Frankfurt a. M. aber wurde die Mitteilung von dem Auseinanderfallen des Blocks mit stürmischem Beifall begleitet. Die Enttäuschung der Nationalliberalen ist erklärlich. Denn sie fühlten sich so wohl in dem Bewußtsein, den „Kern" des Blocks zu bilden, und sie waren auf dem besten Wege dazu, auch politische Vorteile aus dieser Situation zu ziehen, immer natürlich unter der Devise: „Zuerst das Vaterland, dann die Partei." In den demokratischen und freisinnigen Kreisen aber wuchs von Tag zu Tag der Unmut über die Rolle, welche den Linksliberalen bei der ganzen Blockomödie zugedacht war. Sie sollten zwar zugelassen werden, die notwendige Mehrheit für den Block im Reichstag zu bilden, fühlten sich aber mit ihren prinzipiellen politischen Forderungen immer mehr auf die Seite geschoben. Lediglich Regierungspolitik quand même zu treiben unter Verleugnung programmatischer Forderungen ist aber für jede „Volks"-partei eine sehr undankbare Aufgabe. Dazu kommt, daß die Blockidee, abgesehen von jenen Gegenden, wo infolge einer bedauerlichen Hetze das objektive Urteil der Massen durch den furor protestanticus getrübt ist, in den Volksmassen kein Verständnis zu finden vermochte, wie ja sehr klar aus dem Ausfall der letzten Reichstagsersatzwahlen hervorgeht, bei welchen die Blockparteien zwei Mandate verloren haben.

Das Zentrum steht diesen Vorgängen im Block gegenüber „Gewehr bei Fuß". Von einem neuen „konservativ-klerikalen Block" zu sprechen, wie dies liberale Blätter mit Vorliebe tun, ist durchaus verfehlt. Das Zusammengehen des Zentrums mit den Konservativen in der Frage der Branntweinbesteuerung war von vornherein bei der von jeher vorhandenen sachlichen Uebereinstimmung beider Parteien in dieser Materie zu erwarten und konnte deshalb auch nur den Uneingeweihten überraschen. Ebensowenig aber konnte es auffallen, daß die Freisinnigen, nachdem sie sich seit Jahren auf das Schlagwort von der „Liebesgabe" verbissen hatten, jetzt nicht plötzlich einschwenkten und den ihnen im Grunde des Herzens durchaus unsympathischen „ostelbischen Junkern" eben diese Liebesgabe in den Schoß warfen. Auffallend an der Abstimmung über die Kontingentsspannung konnte nur die Haltung der freikonservativen Vertreter sein, welche doch in wirtschaftlichen Fragen mit den Konservativen zu gehen pflegen, jetzt aber, wohl den Blockideen zuliebe, von diesen sich trennten. Es erscheint übrigens nicht ausgeschlossen, daß schließlich bei der zweiten Lesung, oder auch im Plenum, der „Wille zur Macht" sich bei den Liberalen wieder siegreich durchringt, daß die jetzt so feindlichen Brüder auf dem Boden des Antrags Gamp sich zusammenfinden, der die Kontingentsspannung allmählich auf 10 M herabsetzen wollte. Daß bei einem solchen Vorgehen das gesamte süddeutsche Brennereigewerbe schwer geschädigt, zum Teil sogar vernichtet würde, spielt offenbar bei der Blockmehrheit keine Rolle. Die offiziöse „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" tröstete sich ja bereits mit dem Gedanken, daß es sich vorerst nur um Beschlüsse erster Lesung handelt, die in den weiteren Stadien der Verhandlungen wieder beseitigt werden können. Ferner soll ja auch der Herr Reichskanzler neuerdings seinen festen Entschluß bekundet haben, die Finanzreform „mit Hilfe des Blocks" durchzuführen. Noch winkt also dem Block ein Hoffnungsstern!

Auf der anderen Seite aber rüstet die „Deutsche Tageszeitung" gewaltig zu dem Entscheidungskampfe um die im Hintergrunde wieder drohend erscheinende Nachlaßsteuer. „Klar zum Kampfe" überschreibt sie einen Artikel, in welchem sie aus der Verteidigungsstellung zum Angriff gegen diese Steuer übergeht. Das Besitzsteuerkompromiß ist ja vom Block selbst bereits wieder preisgegeben, und so wird die Endentscheidung über das ganze Reformwerk in jenen Tagen fallen, in welchen über die Heranziehung der Deszendenten zur Erbschaftsbesteuerung verhandelt wird. Der Gedanke der Nachlaßsteuer ist ja von den Regierungen erst neuerdings wieder entschieden betont worden, obwohl dieselbe in der Kommission nur die sechs Stimmen des „linksliberal-sozialdemokratischen Blocks" gefunden hat. Man setzt in diesem Punkte namentlich auch in Bayern große Hoffnungen auf das Zentrum, obwohl dessen Mitglieder in der Kommission geschlossen sowohl gegen die Nachlaßsteuer als auch gegen die Erbschaftssteuer bei Anfällen an Ehegatten und Deszendenten gestimmt haben, und obwohl doch die Behandlung, welche man in der Zwischenzeit dem Zentrum hat

angedeihen lassen, gewiß nicht geeignet sein kann, das letztere den Regierungswünschen gegenüber geneigter zu machen. Wenn schon Blockpolitik, dann aber auch konsequent durchgeführte! Dann aber auch hinweg mit dem Block, wenn er in einer so eminent „nationalen" Frage, wie es die Finanzreform ist, versagt! Zur Rolle des „Aushilfsmädchens", welche man auf konservativer und anderer Seite vielleicht dem Zentrum zugedacht hat, wird sich dieses nicht erniedrigen lassen. Und wenn Herr von Normann in seiner „vertraulichen" Mitteilung an Herrn Bassermann hat durchblicken lassen, daß der Block ungeachtet einer vorübergehenden „Extratour" der Konservativen mit dem Zentrum für „nationale" Fragen ja fortbestehen könne, so hat er dabei wohl übersehen, wie wenig eine solche Aeußerung geeignet sein kann, das Zentrum zu einer entgegenkommenden Haltung zu bewegen. Diese Bemerkung übersieht vor allem, daß doch auch die Finanzreform in allen ihren Teilen ein „nationales" Werk im hervorragendsten Sinne des Wortes ist; sie enthält aber auch eine schwere Kränkung des Zentrums, indem sie die vom Reichskanzler ausgegebene Parole von der antinationalen Haltung des Zentrums unterstreicht. Mit Recht ist man in Zentrumskreisen empört über eine solche Aeußerung, die vielleicht noch in der Hitze eines Wahlkampfes entschuldigt werden kann, nicht aber im Munde eines Parteiführers bei Abgabe einer offiziellen Erklärung. Hier muß sie direkt als eine bewußte, wohlüberlegte Beleidigung wirken. Daß durch solche Dinge dem Zentrum eine Zusammenarbeit mit den Konservativen nicht erleichtert wird, liegt auf der Hand. Erklären könnte man sich ja ein solches Vorgehen vielleicht dadurch, daß man sich in den Kreisen der sogenannten „nationalen" Parteien nachgerade so sehr an diese systematische Diffamierung der Zentrumspartei gewöhnt hat, daß man jedes Gefühl dafür verloren zu haben scheint, welcher schweren Beleidigung man sich damit schuldig macht. Wenn hier nicht gründlich Wandel eintritt, wird das Zentrum darauf verzichten müssen, den Konservativen die Kastanien aus der heißen Asche der Reichsfinanzreform herauszuholen.

Das Zentrum soll nach Ansicht der liberalen Blätter „mit großem Behagen" der Entwicklung der Dinge zusehen in der Hoffnung, daß im weiteren Verlauf dieser Entwicklung Fürst Bülow als das Opfer der verfehlten Blockpolitik auf dem Schlachtfelde bleiben würde. Selbst auf die Gefahr hin, von gegnerischer Seite Widerspruch zu erfahren, sei auch hier konstatiert, daß das Zentrum am Sturze des Fürsten Bülow durchaus kein Interesse hat, ja daß ihm sein Abgang im gegenwärtigen Zeitpunkt nur unerwünscht sein könnte. Das Zentrum legt aber den allergrößten Wert darauf, und hat auch das wohlbegründete Recht, den Anspruch zu erheben, daß seine uneigennützige Arbeit im Dienste des Vaterlandes und im Dienste einer wirklich „nationalen" Politik wenigstens von der Seite gerechte Beurteilung findet, welche bereit zu sein vorgibt, gemeinsam mit ihm diese Politik zu unterstützen und zu fördern!

Verlauf und Wendung des Falles Tremel.[1])

Von M. Billinger.

Tremel und kein Ende! mochte man denken, wenn man in letzter Zeit auch nur in etwa die süddeutschen Blätter verfolgte. Auf liberaler Seite war man sichtlich bemüht, die ganze Angelegenheit zu einer Haupt- und Staatsaktion aufzubauschen. Tiefsinnige, staatsrechtliche Betrachtungen wechselten mit Wutausfällen gegen die katholische Kirche und ihre Einrichtungen. Dabei kamen je nach Belieben bald der Erzbischof v. Abert und das Bamberger Ordinariat, bald der Nuntius, die Regierung und das Zentrum auf die Anklagebank, gleichgültig, ob die Betreffenden an dem Falle beteiligt oder nicht. Liberale Versammlungen wurden in Volsbach und Nürnberg abgehalten und die entsprechenden Reden gehalten. Die „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 130) schlugen sogar nach berühmten Mustern mehrere Thesen an, deren dritte also lautete: „Der bayerische Staat soll nicht zu einer Provinz des römischen Kirchenstaates herabgedrückt werden, sondern ein Hüter deutschen Volkstums bleiben." Alsdann erklärten sie kaltblütig, „eine Religion, welche dem Staat und seinem Recht die schuldige Achtung nicht zollt, für eine falsche Religion" und, ohne mit den Wimpern zu zucken, fügten sie bei: „Wir wissen uns darin einig mit allen vaterländisch gesonnenen Christen unter den Katholiken im bayerischen und deutschen Volke."

Auch die liberale „Pfälz. Presse" (Nr. 75) schrieb ganz naiv: „Soweit wir schauen können, steht die öffentliche Meinung ganz auf der Seite des Pfarrers Tremel." Na ja, die paar Katholiken zählen doch nicht! Die „öffentliche Meinung", ebenso wie das „deutsche Volk", ist immer und überall liberal. Die anderen sind nur Ultramontane, Reaktionäre und Revolutionäre!

Eine eigenartige Nebenerscheinung von „Fällen", wie der vorliegende, ist das Auftreten von höchst sonderbaren „Katholiken" auf liberaler Seite. In der „Augsb. Abendztg." (Nr. 69) erging sich ein angeblicher Pfarrer in der schärfsten Weise gegen die Bischöfe. Er rechnet sich selbst zu den „Kulis" im Klerus, und seine Sprache hat in der Tat etwas Kulihaftes. Das Bamberger Verfahren erscheint ihm „schlimmer als ein Justizmord"; nicht Tremel, sondern der Erzbischof habe die Suspension verdient. Der Name dieses katholischen Pfarrers ist der Leserwelt nicht bekannt geworden. Anders steht es mit einem „Katholiken" in der jungliberalen Versammlung zu Nürnberg. Dort ereiferte sich ein Herr Wahl für die Liberalen, ein Wanderredner des antiultramontanen Reichsverbandes, ein ausgetretener und verheirateter Kapuziner! (Vgl. „Augsb. Postztg." Nr. 63, 18. März.)

Auch andere Hilfstruppen traten für Pfarrer Tremel ein und suchten ihre Liebe auch durch die Tat zu beweisen. Der Gedanke, „einen Fonds zum Schutze der bürgerlichen Rechte zu schaffen" und dadurch Tremel zu unterstützen, war schon vom jungliberalen Verein Bayreuth ausgegangen. Begierig griff die „Tägliche Rundschau" (Nr. 129, 18. März) die Idee auf und erklärte sich bereit, „milde Beiträge" für Pfarrer Tremel entgegenzunehmen. Wie große Summen dabei eingekommen sind, ist dem Schreiber dieser Zeilen nicht bekannt geworden[2]); Pfarrer Tremel aber mag es bei dem Auftreten solcher „Freunde" unheimlich geworden sein. Das Gebaren der Liberalen im Falle Tremel erhielt eine grelle Beleuchtung durch eine Szene, die sich zu gleicher Zeit in Baden abspielte. Während nämlich die Liberalen sich über die Intoleranz des Bamberger Ordinariats weidlich entrüsteten, suchten sie in Baden ohne alle Gewissensbedenken einen protestantischen Pfarrer um sein Brot zu bringen, weil er ihnen politisch mißliebig geworden. Der konservativ gesinnte Pfarrer Karl hatte es nämlich gewagt (!!), die nationalliberale Partei zu verlassen und gegen sie öffentlich aufzutreten. Daraufhin ließ der „Mannheimer Generalanzeiger" einen Hetzartikel gegen ihn los. Vorstand und Aufsichtsrat des Diakonissenhauses, bei dem Pfarrer Karl angestellt ist, wurden darin aufgefordert, den in liberale Ungnade gefallenen Pfarrer aus seinem Amte zu entfernen. In gleich edler Weise behandelte in einer nationalliberalen Versammlung zu Freiburg (13. März) Landgerichtspräsident Uibel seinen politischen Gegner, indem er ausführte, daß ein so scharf hervortretender Politiker nicht fähig sei, an einem Hause der Liebe und Barmherzigkeit weiter zu wirken. Diese echt „liberale" Politik der Verdächtigung ist doch der „Deutschen Reichspost" zu stark gewesen, und am 19. März brachte sie aus der Feder eines kirchlich-liberalen Pfarrers eine Zuschrift, welche der protestantische Nürnberger „Bayerische Volksfreund" (Nr. 68, 22. März) zur Anwendung auf Bayern abdruckte. Wir entnehmen diesem Artikel einige für die Liberalen wenig schmeichelhaften Sätze:

„Wir fragen uns: Soll das so weitergehen? Will die nationalliberale Partei einen ihr unbequemen Mann dadurch unschädlich machen, daß sie ihn um sein Amt bringt? Will sie ihn dienstlich vernichten? Dann hat sie keine Ursache mehr, sich über das Auftreten des katholischen Bischofs gegen Pfarrer Tremel zu entrüsten. Dann ist diese Partei intoleranter als die Inquisition.

Aber noch eins: Der Austritt eines Unzufriedenen aus der nationalliberalen Partei aus rein politischen Gründen, die Aufforderung an andere Unzufriedene, diesen Austritt mitzumachen, gilt in den Köpfen nationalliberaler Größen geradezu als Gemütsroheit, als Untreue, als Verbrechen gleich dem, welches ein Unhold begeht, der dem Wehrlosen das Messer in die Kehle stößt. Da fühlen sich unsere liberalen Herren sofort als Staatsanwälte und betrachten sie als Missetäter. Nein, meine Herren, so kommt man

[1]) Vgl. „Allg. Rundschau" Nr. 12, S. 191.

[2]) In „eingeweihten" Kreisen scheint man die Hilfsbereitschaft der Liberalen nicht gerade hoch einzuschätzen. In einer Briefkastennotiz für J. G. war in Nr. 52 (27. Dez. 1908) des „Zwanzigsten Jahrhundert" zu lesen: „Ich kann Ihnen nur raten, im Amte zu bleiben. Soviel Ruhe und Freiheit finden Sie nirgends als im geistlichen Berufe. Sie dürfen nicht auf die Hilfe anderer bauen. Man jubelt Ihnen vielleicht zu, aber Hilfe bleibt aus." Hieraus spricht offenbar eigene Erfahrung.

nicht weiter. Diese Tyrannei ist unerträglich. Keine herrschende Partei, auch wenn sie sich in ihrer Herrschaft bedroht fühlt, darf sich so weit vergessen. Noch leben wir im Lande und in der Zeit der Freiheit, auch der geistigen. Noch steht es uns allen zu, nationalliberal zu bleiben oder nicht, und unsere Ueberzeugung zu verfechten, auch wenn es dabei scharf zugeht. Das ist im politischen Kampf noch lange kein Verbrechen, keine Ehrlosigkeit und keine Untreue. Aber es muß um eine Sache recht faul stehen, und eine Partei muß sich schon recht verzweifelt fühlen, wenn sie zu solchen Mitteln greift. Nicht nur persönliche Verdächtigung der Motive, sondern dienstliche Vernichtung des Gegners."

Das ist gewiß alles richtig. Wer aber deshalb glauben würde, daß es darüber in Baden zu einem „Fall Karl" kommen werde, verriete wenig Verständnis für die „liberale Seele". Die Liberalen sind so sehr an die Kritik fremder Fehler gewöhnt (was ja auch leichter), daß sie ihre eigenen ganz übersehen. Wie werden solche Leute doch im Evangelium genannt?

Gegenüber dem Lärmen und Toben der liberalen Presse bewahrte das Bamberger Ordinariat eine ruhige und feste Haltung. Der angerufene Erzbischof aber stellte sich mit ganzer Entschiedenheit auf seiten seines Ordinariats. Wohl versuchten 330 Nürnberger Katholiken ihn durch eine Petition umzustimmen (6. März). Sie erklärten, an dem Auftreten des Pfarrers Tremel kein Aergernis genommen zu haben, und baten um Milderung des Urteils. (Die Hauptunterzeichner Dr. Küffner und Dr. Stauden waren bisher hauptsächlich als Liberale hervorgetreten.)

Der Erzbischof erwiderte am 12. ds. mit einer ausdrücklichen Billigung des Bamberger Verfahrens und fügte zugleich hinzu, wie sehr ihn in seiner Krankheit die Handlungsweise Tremels gekränkt habe. Noch wogte der Kampf um Tremel hin und her; da brachte ein neuer Brief des Pfarrers Tremel an seinen Erzbischof eine plötzliche, aber sehr erfreuliche Wendung der unerquicklichen Angelegenheit. Der Brief lautete:

„Ew. Exzellenz, Hochwürdigster Herr Erzbischof!

Der Kummer, in den Ew. Exzellenz sich durch die in jüngster Zeit an meinen Namen und an meine Person sich knüpfenden Ereignisse und Kundgebungen versetzt sehen, die Worte liebevoller Ermunterung, mit denen viele meiner hochw. Mitbrüder sich an mich und meine priesterliche Gesinnung gewendet haben, nicht zuletzt die Mahnung meines eigenen Innern, eine friedliche Lösung der Angelegenheit herbeizuführen, drängen mich, Ew. Exzellenz nachstehende wohlbedachte Erklärung ehrerbietigst zu unterbreiten:

Die steigende Erregung der Gemüter im Lande, welche durch die überall einsetzende Polemik hervorgerufen wurde, hat mir gezeigt, daß, was ich weder geahnt noch gewünscht habe, in weiteren Kreisen mein Verhalten als nicht mehr im Rahmen jener Obedienz der Gesinnung sich bewegend erscheinen mußte, zu der ich vor Ew. Exzellenz mich bekennen zu dürfen bitte. Im Gedächtnis der feierlichen Stunde, in der ich Ew. Exzellenz Hochwürdigstem Herrn Vorgänger Gehorsam und Ehrerbietung gelobt habe, spreche ich daher mein aufrichtigstes Bedauern darüber aus, Ew. Exzellenz durch mein Verhalten eine Kränkung zugefügt zu haben.

Ich bitte Ew. Exzellenz, diese Erklärung als Unterpfand der Gefühle priesterlicher Ergebenheit betrachten zu wollen, die mich für meinen Hochwürdigsten Oberhirten beseelen, und hoffe aus vollstem Herzen, daß der Beweis des Gehorsams, den ich mit dieser Erklärung öffentlich bekunden möchte, Ew. Exzellenz einen Trost in den Tagen schwerer Krankheit gewähren möge.

Genehmigen Ew. Exzellenz den Ausdruck ehrfurchtsvollster Ergebenheit, mit dem ich die Ehre habe zu bestehen

Ew. Exzellenz ehrerbietigst ergebener

Johannes Tremel, Pfarrer."

Durch diesen Brief, in dem Pfarrer Tremel das Opfer christlicher Selbstüberwindung gebracht hat, hat er sich selbst als Katholik und Priester den größten Dienst erwiesen. Das hindert nicht, daß auch alle aufrichtigen Katholiken und besonders sein schwerkranker Erzbischof sich über diesen Schritt von Herzen freuen. Der in Gries bei Bozen weilende Erzbischof, der bereits mit den Sterbesakramenten versehen worden war, sich aber wieder auf dem Wege der Besserung befindet, ließ die Erklärung Tremels sofort telegraphisch beantworten: „Mein Bruder, der Herr Erzbischof, ist tief gerührt über die in Ihrer öffentlichen Erklärung bekundete Gesinnung, die ihm großen Trost bereitet. Er sendet Ihnen von seinem Krankenbette aus seinen Gruß und Segen. Abert, Landgerichtsdirektor." Der Bischof von Augsburg depeschierte aus dem Priesterseminar in Dillingen: „Sie haben mir nach unsagbarem Kummer noch größere Freude bereitet. Gott wird es segnen. Sie sind der Stolz Ihrer Lehrer. Bischof Maximilian."

Da Pfarrer Tremel selbst die Gründe seiner Erklärung angibt, brauchen wir uns nicht auf weitere Mutmaßungen einzulassen. Hervorheben möchten wir nur „die Worte liebevoller Ermunterung" vieler hochw. Mitbrüder. Diese Gesinnung der Liebe auch gegen einen irrenden Mitbruder sticht stark ab von der Verdammungssucht, die man so gerne uns Katholiken nachsagt. Und diese wahren Freunde haben schließlich doch auf Pfarrer Tremel mehr Eindruck gemacht als alle liberalen Phrasenhelden und Hetzer.

Es steht somit außer Zweifel, daß der Fall Tremel in einer kirchlich korrekten Weise gelöst werde. Diese Hoffnung wird verstärkt durch eine weitere Nachricht (vgl. „Augsb. Postztg." Nr. 69, 27. März), nach der sich Pfarrer Tremel in einem Schreiben an den Bürgermeister seiner Pfarrei jegliche Agitation für oder gegen ihn verbeten und erklärt hat, er werde sich der Entscheidung der kirchlichen Behörden unterwerfen. Ueberlassen also auch wir diesen die Erledigung der Angelegenheit. Den Rekurs an die Staatsgewalt hat Tremel nicht eingelegt, somit auch die darauf gesetzte Exkommunikation nicht verwirkt.

Die liberalen Blätter drücken sich über die neue Wendung bisher ziemlich zahm aus; sie suchen den Schritt Tremels mehr als einen Akt der Höflichkeit und Rücksichtnahme gegenüber seinem Oberhirten hinzustellen. Aber man kann den Liberalen nicht über den Weg trauen, und deshalb muß Pfarrer Tremel auch auf entsprechende Fortissimos des liberalen Konzerts gefaßt sein.

Für alle Katholiken, und besonders alle katholischen Priester, möge der Fall Tremel eine erneute Aufforderung sein, den Liberalismus in seinen Prinzipien und in seinen Früchten zu studieren und sich nicht durch gelegentliche schönklingende Redensarten täuschen zu lassen. Niemand kann zwei Herren dienen. Und die Freundschaft und das Liebäugeln mit dem Liberalismus wird den Katholiken naturgemäß zur Schwächung seiner Grundsätze, zur Vernachlässigung seiner Pflichten und in der Stunde der Entscheidung auch zu offenem Konflikt mit seiner Kirche führen. Möchten sich das recht viele Katholiken merken, die — namentlich hier in Bayern — dem Liberalismus bewußt oder unbewußt Heerfolge und Heerdienste leisten!

Religionslose Moral.

Von

Gymnasialprofessor Dr. Jakob Hoffmann.

Die durchgängige geistige Signatur der modernen Welt ist: Sturz der übernatürlichen Autorität, der Autorität um der Autorität willen (Tröltsch in „Internat. Wochenschrift" I. Nr. 7). Aus diesem tieferen Grunde tobt ein Kampf gegen das Dogma auf dem Gebiete des Glaubens, ihm reiht sich ein solcher an gegen die christliche Sittenlehre.

Luther bereits hat das Individuum in Dingen des religiösen Lebens auf sein Gewissen gestellt, das allerdings durch das Evangelium erleuchtet und gebunden sein soll. Kant, „der Philosoph des Protestantismus", lehrte sittliche Autonomie, d. h. die Selbstverpflichtung durch das sittliche Gesetz, wie es sich aus dem inneren Wesen des Menschen ergibt, um des Wertes dieses Gesetzes wegen (kategorischer Imperativ). Diese Anschauung hat sich weite Kreise erobert. Nach ihr ist alles Handeln, bei dem der Mensch einem Gesetze folgt, das er sich nicht selbst gab, das er nicht durch Zustimmung zu dem seinigen machte, unsittlich.

Unsere Zeit setzt nun alle Kraft ein, um die bisher geltende Moral des Christentums zu verdrängen und eine auf solcher Grundlage stehende rein natürliche, „religionslose Ethik" an ihre Stelle zu setzen. Zahlreich sind die Vereinigungen und Unternehmungen, die der Erreichung dieses Zieles dienen wollen. Hierher gehören: der Bund freireligiöser Gemeinden, der Freidenkerbund, die Gesellschaften für ethische Kultur, die Akademie für ethische Kultur u. a. Kürzlich entstand der „Deutsche Bund für weltliche Schule und Moralunterricht". „Weltliche Schule" und „weltlicher Moralunterricht" ist das Ideal, das viele für unsere deutsche Volkserziehung ersehnen. Diesem Vereine haben sich gleich viele angesehene Männer aller Stände angeschlossen.

Angesichts solcher Tatsachen erscheint es auch für weite christliche Kreise notwendig, jene Bestrebungen zu verfolgen, die Einwände gegen die Moral des Christentums kritisch zu würdigen und das, was für sie geboten werden soll, zu prüfen.



I.

Was hat man gegen die christliche Moral einzuwenden? Dieses kann in wenigen Worten ausgedrückt werden: Sie paßt den modernen Menschen nicht mehr in ihre Weltanschauung. Diese wollen in ihrem Leben und Streben nicht mehr durch irgendwelche überirdische Autorität gehindert sein. Non serviam! lautet die Parole. Dabei möchte man nicht selbst als schuldig dastehen, sondern man versucht die christliche Moral ins Unrecht zu setzen. Die Anklagen, die gegen sie erhoben werden, lassen sich kurz also fassen: 1. die Verbindung des Sittengesetzes mit Gott, einem außerweltlichen Wesen, und die Erkennbarkeit des Moralischen aus der übernatürlichen Offenbarung. Ein solches Gesetz sei rein äußerlich und auf die konkreten Lagen des Lebens nicht anzuwenden, auch führe es zum Aberglauben; 2. die Motivierung des sittlichen Handelns durch religiöse Beweggründe, besonders durch die jenseitige Vergeltung; 3. die Richtung des Sittlichen auf das Jenseits. Sind diese Ausstellungen irgendwie berechtigt?

Die Grundfrage ist die nach der Existenz Gottes. Gibt es ein höchstes Wesen, das mit unendlicher Macht und Weisheit nach freiem Entschlusse die Welt und die Menschen ins Dasein gerufen hat, dann ist es unsinnig leugnen zu wollen, daß dieses Wesen das Recht, gewissermaßen die Pflicht hat, nicht nur der unvernünftigen Kreatur Gesetze zu geben, sondern auch die Normen aufzustellen für das sittliche Handeln der vernünftigen Geschöpfe. Wie steht es nun aber mit der Existenz Gottes? Viele haben sich gleich Nietzsche eingebildet, Gott und das Gesetz getötet zu haben. Vorzüglich wird dieses „Verdienst" der Naturwissenschaft zugesprochen; an erster Stelle aber möchten die Anhänger Haeckels für ihren Meister diese Tat in Anspruch nehmen. Indes die wirklich vorurteilslose Wissenschaft redet eine ganz andere Sprache. Reinke stellt die Resultate seiner Forschung in folgenden hierher gehörigen Sätzen auf: 1. die Gottesidee widerspricht nirgends den Naturgesetzen; 2. die Naturerscheinungen weisen immer wieder auf eine im Hintergrund stehende Gottheit; 3. die in den lebendigen Geschöpfen hervortretende Zweckmäßigkeit der Organisation und die auf dem Gipfel des Lebens erscheinende Intelligenz sind nur als Ausfluß einer schaffenden Gottheit begreiflich. Also Gott kann nicht als tot gelten: wer wollte ihm nun die Möglichkeit absprechen, ihm dem schöpferischen Geiste, an den Geschaffenen sittliche Gebote ergehen zu lassen?

Warum aber, lautet eine weitere Frage, sind diese Vorschriften gerade aus der übernatürlichen Offenbarung abzuleiten? Liegen sie nicht in der menschlichen Natur wie die Gesetze der Schwere usw. in dem materiellen Körper. Sogar das heidnische Altertum hat erkannt, daß Gott diese Normen tatsächlich auch in der menschlichen Natur begründet hat; aber seine Geschichte ist auch der Beweis, wie dieses natürliche Sittengesetz infolge des ununterbrochenen und immer schlimmeren Ungehorsams verdunkelt und verzerrt wurde. Darum hat es Gott durch sichere, positive Mitteilungen, d. h. durch die übernatürliche Offenbarung, richtig gestellt und ergänzt. Wer wollte nun beim Glauben an einen persönlichen Gott hieran Anstoß nehmen? Was der Mensch aus sich nur unklar erkennt und was er nur mühsam sich aneignet, das hat ihm Gott durch seine Gesandten bestimmt und leicht ersichtlich vermittelt. Nicht Ablehnung, nein Dankbarkeit müssen die Menschen hiefür bekunden!

Diese Gebote sind von einer vom Menschen unterschiedenen Autorität gegeben: sind sie daher nicht ein bloß äußerliches Gesetz, das zudem den konkreten Lebensverhältnissen, insbesondere des modernen Menschen, nicht mehr entspricht? Die Gebote Gottes sind nichts anderes als die präzise Fassung des Sittengesetzes, das in unserer Natur gelegen ist, nebst einer knappen Anwendung auf wichtige Lebensverhältnisse. Gott hat in seinen Geboten den Menschen wahrhaft von innen gefaßt, er hat uns vorzüglich im Christentum gelehrt, wie man eine äußere Forderung mit dem Kerne der Persönlichkeit verschmelzen kann; er hat in die tiefsten Tiefen des menschlichen Herzens gegriffen. Daher ist sein Gesetz kein äußerliches, vielmehr ein ganz inneres und findet im Herzen lauten Widerhall. Außerdem wird der religiöse Mensch diese Gebote durch Zustimmung zu *seinem* Gesetze machen.

Damit ist auch bereits dem Einwand begegnet, als ob die Moral der positiven Religion nicht den konkreten Lebensverhältnissen Rechnung trüge. Sehen wir indes noch etwas genauer zu. Was ist erforderlich, daß eine Moral konkret sei? Kenntnis der Menschenseele und Wissen um die vielgestaltigen Verhältnisse des Lebens. Nun aber wird uns von zu solchen Urteilen berechtigten Männern gezeigt, daß nirgends das Ewigmenschliche und die Tatsachen unserer Seele so tief und künstlerisch lebendig empfunden und dargestellt sind als in der Bibel (vergl. u. a. Herder, Ueber die Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker in alter und neuer Zeit, 2. Kap. 3. Abt. Schnaase, Geschichte der bildenden Künste I. 235; Förster, Jugendlehre, S. 113). Wie sollte dieses auch anders sein? Wem kann wohl eine größere Kenntnis unserer Seele zustehen als dem, der sie geschaffen hat! Doch sind in den göttlichen Vorschriften auch alle Lebensfragen genügend berücksichtigt? Wir sehen ab von den Anordnungen im Alten Testamente und wollen nur darauf hinweisen, daß Christus im Evangelium die ethischen Prinzipien in unvergleichlicher Weise auf konkrete Lebensverhältnisse anwendet und uns damit belehrt, wie dieses durchwegs geschehen kann. Im übrigen ist allerdings zuzugestehen, daß die moralischen Gesetze des Christentums keine Kasuistik sind; aber sie enthalten so feste und nach allen Seiten des Lebens hinzielende Prinzipien, daß aus ihnen nicht unschwer abzuleiten ist, was für den einzelnen Menschen in den mannigfachen Lagen Pflicht ist. Der Religionsunterricht soll den Christen befähigen, diese Nutzanwendung machen zu können.

Torheit oder Heuchelei ist es demnach, wenn gewisse Gelehrte der Welt verkündigen, die christliche Moral enthalte für unser modernes Leben keine Grundsätze, oder wenn sie meinen, daß ihre Prinzipien für dasselbe nicht mehr paßten. Sie sagen: „Schlimm für die christliche Moral!" Liegt aber die Sache nicht gerade umgekehrt und müßte es nicht heißen: „Schlimm für das moderne Leben, daß es mit den Lehren des christlichen Sittengesetzes im Widerspruche steht?" Uebrigens ist noch hervorzuheben, daß man die hier in Frage kommenden Aussprüche der Bibel extrem buchstäblich deutet, um sie als unzeitgemäß zu beweisen; dieses tun solche Leute, die sonst das heilige Buch nicht nach dem Buchstaben, sondern nach dem Geiste ausgelegt wissen wollen.

Die Grundsätze der christlichen Moral haben Jahrhunderte hindurch das ganze Leben, das private wie öffentliche, in allen Einzellagen bis in die Tiefen durchdrungen; auch heute würde dieses zum Segen der Menschheit geschehen können.

Die übernatürliche Herkunft der christlichen Sittenlehre, wird weiter noch geltend gemacht, verleite zu abergläubischem Handeln. Es müßte zuerst festgestellt werden, was abergläubisches Handeln ist; manche verstehen darunter auch solche Taten, die höchst vernünftig sind. Sodann ist wohl zuzugeben, daß menschliche Unvollkommenheit, sei es infolge von Unwissenheit oder infolge eines verkehrten Sinnes, manche ganz richtige Lehren oder Grundsätze zum Aberglauben mißbraucht; auch das Mittelalter weist ja schlimme Belege auf! Aber findet sich wohl im Lager derjenigen, die einer natürlichen Ethik folgen, weniger Aberglauben? Es kann dem Satz nicht widersprochen werden: Je ungläubiger, desto abergläubischer. Der Okkultismus liefert allein hinlänglichen Beweis; bekannt ist auch, wie zum Beispiel in Berlin nicht wenige Zeitungen ihr Dasein zum großen Teil aus abergläubischen Annoncen fristen.

Man macht sodann der christlichen Moral zum Vorwurf, daß sie ihre Sätze durch religiöse Beweggründe, insbesondere durch den Hinweis auf jenseitige Vergeltung, begründe. In diesem vermeintlichen Vorwurfe liegt eine hohe Anerkennung. Wo gibt es eine Stütze und einen Halt für das sittliche Leben der Menschen, die verlässiger wären als die in der geoffenbarten Religion liegenden? Wir werden unten sehen, daß der Mangel einer solchen festen Begründung gerade die schwächste Seite der natürlichen Ethik ist. Die aus der Religion hervorgehenden Erwägungen sind imstande, den menschlichen Willen auch in den Stunden zu halten, wo die höchsten Anforderungen an ihn gestellt werden und die tiefsten Leidenschaften ihn zu beugen versuchen. Die Geschichte und das tägliche Leben können hierfür zu Zeugen angerufen werden. Wo gibt es ferner einen höheren und erhabeneren Beweggrund als den, der sich in Rücksicht auf Gott, den Allervollkommensten, geltend macht? Er ist ja der absolut Gute, alles Geschaffene aber ist nur relativ gut. Dieses gilt selbst dann noch, wenn der Blick des Menschen zumeist auf die jenseitige Vergeltung sich richtet. Damit wird die Handlung keineswegs in sich schlecht und unsittlich; es liegt ja dem das berechtigte Verlangen der menschlichen Natur nach Glückseligkeit zugrunde. Auch ist zu beachten, daß diese Rücksicht nur die niedrigste Stufe im sittlichen Leben vorstellt, daß uns aber Christus und seine Kirche damit emporheben wollen zu den lichten Höhen vollkommener Gottesliebe, einer Gottesliebe, wie sie uns im Leben vieler Heiligen lichtvoll entgegenstrahlt; ungezählte Christen dachten und sprachen mit der hl. Theresia:

„Herr, Du bewegest mich mit solchem Triebe,
Daß ich Dich liebte, wär' kein Himmel offen,
Dich fürchtete, wenn auch kein Abgrund schreckte."

Damit zusammenhängend beanstanden schließlich die Gegner der christlichen Moral, daß sie ihre Richtung auf das Jenseits habe und ihren Schwerpunkt in die andere Welt verlege. Richtig ist dieses insoferne, als derjenige, der von sich behauptet gekommen zu sein das Gesetz zu erfüllen, die Weisung gab: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und alles andere wird euch hinzugegeben"; falsch aber ist die Folgerung, als ob deshalb die christliche Moral zur Weltflucht anhalte. Entweder sind die Urheber solcher Vorwürfe für die Geschichte blind oder sie stellen sich blind. Eine richtige innere Beurteilung der Sache wollen wir ihnen gar nicht zumuten. Gerade diese „weltflüchtige" Moral hat die bankerott gewordene antike Welt mit neuem Leben erfüllt, hat die Kultur und Zivilisation des christlichen Abendlandes geschaffen; diese aber ist auch jetzt noch der Feuerherd, von dem Licht und Wärme in alle Lande ausgeht. Auch Männer, die nicht Vertreter der positiven christlichen Religion genannt werden können, erkennen dieses an. Goethe z. B. sagt: „Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es aus den Evangelien schimmert und leuchtet, wird es nicht hinauskommen" (Eckermann, Gespräche mit Goethe, Biedermann, 8. Bd. S. 149). Insbesondere von der Tätigkeit der katholischen Kirche, der Hauptträgerin dieser angefeindeten Moral, konstatiert Harnack: „Sie hat die romanisch-germanischen Völker erzogen. Sie hat den jugendlichen Nationen die christliche Kultur gebracht, und nicht nur einmal gebracht ..., nein, sie hat ihnen etwas Fortbildungsfähiges geschenkt und sie hat selbst diesen Fortschritt in einem fast tausendjährigen Zeitraume geleitet. Bis zum 14. Jahrhundert ist sie Lehrerin und Mutter gewesen; sie hat die Ideen gebracht, die Ziele gesetzt und die Kräfte entbunden ..." (Wesen des Christentums, 14. Vorlesung.)

Derartige Erfolge aber konnte das Christentum, speziell die katholische Kirche, durch eine weltflüchtige Moral nicht erringen; ihre Gegner verkennen eben ihr Wesen: nicht Weltflucht lehrt sie, sondern Weltbeherrschung. Unberührt von allen Anwürfen, welche die Vertreter der religionslosen Ethik gegen die christliche Sittenlehre erheben, steht diese da. In diesem verlorenen Kampfe liegt bereits eine ernste Niederlage für unsere Gegner.

Der Terrorismus der „Münchner Neuesten Nachrichten".

Zur Demaskierung einer „falschen Flagge".

Von einem liberalen Protestanten.

Im Frühjahr 1907 zirkulierte in München ein geharnischter „Protest gegen den das Volk und die Kunst schädigenden Unfug der sogen. Aktphotographien". Der Protest war vom Interkonfessionellen Männerverein zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit ausgegangen. Der Katholische Frauenbund, der Deutsch-Evangelische Frauenbund, der Israelitische Frauenverein hatten sich angeschlossen. Aber auch eine stattliche Anzahl angesehener Männer, die auf den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und vor allem auch der Volkshygiene anerkannten Ruf haben, gaben ihre Unterschrift. Namen wie Thiersch, Hauberrisser, Hildebrand, Samberger und sämtliche Galeriedirektoren waren vertreten, auch mehrere Generäle. Die Unterschriften wurden in der Presse veröffentlicht. Jedoch in der imponierenden Reihe der unterzeichneten medizinisch-akademischen Autoritäten fehlte ein Name. Geheimrat Prof. Dr. Karl von Voit hatte seine Unterschrift von der Bedingung abhängig gemacht, daß sein Name bei Lebzeiten nicht veröffentlicht werden dürfte. Warum das? Heute deckt ihn die kühle Erde, heute darf man es verraten. Geheimrat von Voit fürchtete nach seinem eigenen Geständnis den Terrorismus der „Münchner Neuesten Nachrichten". Die Tatsache ist durch einen unbedingt verläßigen Gewährsmann verbürgt. Als ich sie zuerst erfuhr, packte mich eine förmliche Wut gegen das Blatt, dessen Meinungs-Terrorismus schon so mancheiner zu schmecken bekam. Geheimrat von Voit war sonst keine timide Natur. Aber er mochte sich nicht „herumziehen" lassen. Seine Prophezeiung erwies sich damals als falsch. Die Unterzeichner des Protestes gegen den Aktphotographienunfug blieben ungeschoren. Die „Münchner Neuesten Nachrichten" veröffentlichten sogar den Protest samt Unterschriften ohne die sonst sölligen hämischen Glossen. Der Entschluß kann ihnen nicht leicht geworden sein. Hatten sie doch der Polizei, der Staatsanwaltschaft und den vermaledeiten „Sittlichkeitsschnüfflern" den Kampf gegen diesen schändlichen Unfug, selbstredend unter der falschen Flagge der „Kunst" und der „Freiheit", mit dem erdenklichsten Hohn und Spott nach Kräften sauer gemacht. Der Unfug selbst gedeiht üppig weiter, gefördert durch eine ausgiebige Reklame in der „Jugend" unter den Fittichen des Mitverlegers der „Münchner Neuesten Nachrichten".

In den jüngsten Tagen war in München wiederum eine „Gemeinsame Vorstellung" im Umlauf. Sie ist von gutliberaler und evangelischer Seite angeregt worden und hat den Zweck, dem Polizeipräsidium gegen Ausschreitungen sogenannter Kabaretts und gleichwertiger Theatergeschäftsunternehmungen durch „die nachdrückliche Unterstützung der öffentlichen Meinung" den Rücken zu stärken, nachdem diejenige Presse, welche in München für die öffentliche Meinung den Ton angibt, hier total versagt. Denn diese Presse stärkt nicht der Sittenpolizei, sondern im Gegenteil einem zweifelhaften Brettlgeist und seinem Unternehmertum den Rücken. Ein klassischer Beweis, wie das gemacht wird, ist eine Notiz über das „Intime Theater" im Vorabendblatt der „Münchner Neuesten Nachrichten" vom 23. März, wo von der polizeilichen Zensur mit beißendem Spott gesagt ist, daß sie „zwar die Texte billigt, aber ihren Vortrag verbieten will". Diese einfältige Bemerkung trägt den Stempel der Unwahrhaftigkeit und des bösen Willens so deutlich an der Stirn, daß man keine Silbe darüber zu verlieren braucht. Was die „Fränkische Morgenzeitung" in Nürnberg über eine andere Notiz der Münchener Parteikollegin urteilte, unterschreibe ich bis aufs letzte Wort. Durch Verbot sittlich anstößiger Kabarettstücke wird die Freiheit nicht bedroht, aber die „Münchner Neuesten Nachrichten" bedrohen die Sache der wahren Freiheit und der wahren Kunst durch ihren unerträglichen Terrorismus, der einen jeden verketzert, der sich auf diesem Gebiete nicht ihrer „falschen Flagge" anvertraut.

Ich hatte es zuerst nicht recht begriffen, weshalb viele von meinen Parteifreunden und Konfessionsgenossen, bevor sie mit kräftiger Zustimmung ihre Unterschrift unter die gemeinsame Vorstellung gegen den Brettlunfug setzten, sich vorher vergewisserten, daß ihre Unterschriften nicht in der Presse veröffentlicht würden. Nachdem ich im Morgenblatt vom 25. März gelesen habe, mit welch verrosteten Waffen die „Münchner Neuesten Nachrichten" nicht etwa bloß gegen die „Allgemeine Rundschau" und den „Bayerischen Kurier", sondern auch gegen die „sonst antiultramontane" „Wartburg" und gegen die nationalliberale „Fränkische Morgenzeitung" kämpfen, begreife ich wieder alles. Den beiden Mitarbeitern der „Wartburg" und der „Fränkischen Morgenzeitung" wird deutlich zu verstehen gegeben, daß „wir sie kennen"; was wohl im Stile des Terrorismus soviel heißen soll wie: nehmt euch in acht.

Ferner wird „ausdrücklich konstatiert, daß diese beiden Organe sich von einer gewissen wunderlichen Spezies eines pietistischen Muckertums haben mißbrauchen lassen". Nach der Logik der „Münchner Neuesten Nachrichten" ist es also unmöglich, daß ein Mann von liberaler Gesinnung ihre zweideutige Haltung in der Sache des Intimen Theaters verurteilt und bedauert. Wer das dennoch tut, ist ein Mucker und Pietist! Nun, dann muß es unter uns Liberalen recht viele Mucker und Pietisten geben. Die erfreulich zahlreichen Liberalen, welche die Vorstellung an das Polizeipräsidium unterschrieben haben, wären demnach alle „pietistische Mucker" und „Sittlichkeitsschnüffler". Der Wortlaut der gemeinsamen Vorstellung, zusammengehalten mit den wiederholten Deklamationen der „Neuesten Nachrichten" gegen das Vorgehen der Polizei, macht diese Schlußfolgerung zu einer zwingenden. Auch der liberale Reichstagsabgeordnete für München I hat mit vielen erklärten Gesinnungsgenossen der liberalen Partei die Vorstellung unterschrieben. Protestantische Professoren und Lehrer, die niemand zu den Pietisten und Muckern rechnen wird, sind in großer Zahl vertreten. Die unterzeichneten Herren vom Oberkonsistorium und sonstigen protestantischen Geistlichen werden bei Wahlen doch stets unter die liberale Parteifahne gerufen. Warum sollen sie jetzt mit einem Male „Mucker" sein?

Eine Frivolität sondergleichen ist der Versuch der „Münchner Neuesten Nachrichten", die „Allgemeine Rundschau" als Organ der „ultramontanen Sittlichkeitsschnüffler" um dessentwillen der Verachtung aller Liberalgesinnten preiszugeben, weil die „Wartburg" und die „Fränkische Morgenzeitung" sich an die Seite der „Allgemeinen Rundschau" stellten. Die Verdienste der „Allgemeinen Rundschau" im schweren Kampfe gegen die sittliche Verseuchung unseres Volkes wurden in der letzten Zeit von den verschiedensten Seiten, deren liberale Gesinnung zweifelsohne ist, rückhaltslos anerkannt. Die „Münchner Neuesten Nachrichten" waren nicht wenig stolz darauf, den unvergeßlichen Berliner Philosophen Prof. Dr. Friedrich Paulsen zu ihren Mitarbeitern zu zählen. Ich erinnere mich, mehrere Leitaufsätze mit seinem Namenszuge in den „Neuesten Nachrichten" gelesen zu haben. Derselbe Paulsen schrieb einige Monate vor seinem Tode an den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau":

„Daß Sie meinen Betrachtungen haben Beachtung schenken und sie auch Ihrem Leserkeis zuführen wollen, freut mich sehr; es bestärkt mich in der Ueberzeugung, daß es ein großes und wichtiges Gebiet sittlich-geistigen Lebens gibt, auf dem unsere konfessionell getrennten Volksgenossen zusammenarbeiten können und sollen. Die Bekämpfung der niederträchtigen Schmutzliteratur und Unzuchtindustrie gehört mit dazu, sie vernichtet unser Leben und schändet unsere Namen unter den Völkern. **Wenn der Liberalismus sähe, was hier auf dem Spiel steht, dann würde der consensus wenigstens für dieses Gebiet Wandel zu schaffen bald imstande sein.** Daß unsere Mediziner anfangen, die Dinge mit offenen Augen zu sehen, ist eine kleine Hoffnung. Dann werden ja wohl auch unsere Richter und Gesetzgeber Mut gewinnen. In vorzüglicher Hochachtung den Mitkämpfer begrüßend, bin ich Ihr ergebenster Paulsen."

Diese Anerkennung allein wiegt einige Doppelzentner Giftbomben der „Münchner Neuesten Nachrichten" reichlich auf. Der gleichfalls im vorigen Jahre verstorbene protestantische Theologe Prof. Dr. Pfleiderer in Berlin, fürwahr ein unentwegter Gegner des Ultramontanismus, schrieb fast gleichzeitig an den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau", wie „sehr ich mich unserer Bundesgenossenschaft im gemeinsamen Kampfe gegen die sittliche Verwilderung des Volkes freue". Auch das in der „Allg. Rundschau" bereits zitierte Urteil des Freiherrn Alfred von Mensi in Nr. 6 der „Allgemeinen Zeitung" sei zur Schande der „Münchner Neuesten Nachrichten" nochmals hierher gesetzt:

„Noch mehr Mut aber gehört fast dazu, dem öffentlichen Ankläger heutzutage recht zu geben, denn Molière sagt nicht mit Unrecht in seiner Vorrede zum Tartuffe: „Man macht sich wenig daraus, ein Bösewicht zu sein, aber lächerlich sein will niemand." **In unserer Zeit des programmatischen Sichauslebens lächelt man aber bald über einen, der die gute Sitte in Schutz nimmt**: er muß ein Reaktionär, ein Unsittlichkeitsschnüffler sein, zumal dann, wenn es, wie in diesem Falle, ein politischer Gegner ist, der einmal die Wahrheit gesprochen."

Von zwei gesinnungsverwandten Blättern an der wundesten Stelle getroffen, ließen die „Münchner Neuesten Nachrichten" sich zu einer unedlen Rache an dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" hinreißen. Dieser schimpfliche Ausfall heischt eine deutliche Antwort. Sie kann nicht besser gegeben werden als durch Wiederholung der eidlichen Zeugenaussage des evangelischen Pfarrers von St. Lukas, der als ein Mann von vornehmem Charakter überall bekannt ist. Pfarrer Lembert sagte am 12. Januar vor Gericht wörtlich aus:

„Ich wurde in den Ausschuß (des Männervereins) gewählt und habe in diesen drei Jahren Herrn Dr. Kausen hinreichend kennen gelernt. Ich muß sagen, daß er ein höchstes Interesse unseres Volkes vertritt, wenn er gegen die Schmutzfluten, die über unser Volk hinweggehen, ankämpft. Er sowohl wie auch ich sind Feinde jeder Prüderie, wir haben uns bemüht, auch freiere Anschauungen innerhalb unserer Kreise zu Worte kommen zu lassen. Was wir bekämpfen mußten, haben wir versucht zu bekämpfen, und darin ist Herr Dr. Kausen allezeit der tätigste und eifrigste in unserer Mitte gewesen. Ich habe persönlich nur die angenehmsten Erinnerungen an ihn."

Schämen die „Münchner Neuesten Nachrichten" sich denn wirklich nicht, ein Blatt, dessen Herausgeber von seinen politischen Gegnern so eingeschätzt wird, als „eine Publizistik" zu beschimpfen, „die Exzesse des Schmutzes unter dem Prätext, sie mit Entrüstung zu bekämpfen, bis in das Ausführlichste breit tritt"? Eine liberale Publizistik, die sich solcher vergifteter Pfeile bedient, müßte doch das unbestimmte Gefühl haben, daß als wohlverdiente Revanche klatschende Geißelhiebe hageldicht auf die ungerechten Ankläger niedersausen könnten. Es ist ja eine direkte Farce, wenn die „Münchner Neuesten Nachrichten" unter ihrer „falschen Flagge" sich zu Phrasen wie den folgenden versteigen:

„Die ‚Münchner Neuesten Nachrichten' kämpfen für die nationale Mission unseres Volkes; dazu gehört vor allen Dingen Schutz der nationalen Gesundheit und namentlich der Erhaltung eines gesunden, frischen, arbeitsfrohen Nachwuchses. Denn einen solchen haben wir unbedingt notwendig. Mit sexuell verdorbenen Jammerlappen beiderlei Geschlechts kann die Zukunft unseres Volkes nicht sichergestellt werden. Darum bekämpfen wir auch den Schmutz, wo er sich zeigt."

Von diesem „Kampf" der „Münchner Neuesten Nachrichten" gegen den „Schmutz, wo er sich zeigt", haben unsere Zeitgenossen noch spottwenig gespürt. Ja, um das Gesicht zu wahren und um die Einfältigen im Geiste bei guter Laune zu erhalten, tut man zuweilen so, als wenn. Aber wenn es galt, wirklich ernst zu machen, sah man die „Münchner Neuesten Nachrichten" stets unter denen, die der Polizei, den Gerichten, den Regierungen und Parlamenten im Kampfe gegen den Schmutz Steine in den Weg warfen und sich als die Anwälte einer verfolgten oder bedrohten „Unschuld" (lies: Pornoleben, Pornokunst, Pornoliteratur, Pornodramatik) aufspielten. Das läßt sich durch ganze Jahrgänge und durch Jahrzehnte von Fall zu Fall zitatenmäßig nachweisen. Erst kürzlich verblüfften die „Münchner Neuesten Nachrichten" ihre Leser durch eine gepfefferte Philippika gegen den — — Badehosenzwang, was ihnen neben einer scharfen Zurechtweisung durch die sozialistische „Münch. Post" sogar die heftige Bundesgenossenschaft des Herrn Bauernfreund und des „Kleinen Journal" eintrug.

Was jedoch in den eigenen Spalten von wegen der unterschiedlichen Elemente des Lesepublikums noch nicht gewagt werden kann, das besorgt im gleichen Hause nebenan die „Jugend" mit zynischer Ungeschminktheit und programmatischer Konsequenz in Wort und Bild. Und was der Mitverleger der „Münchner Neuesten Nachrichten" selbst in der „Jugend" noch nicht mit voller Deutlichkeit proklamiert, das verzapft er in Broschürenform oder in einem Essay der „Zukunft" (Nr. 15). Denn für sein grundsätzliches Bekenntnis zum „idealen Recht" der „Polyandrie", der Mehrmännerei wie der Mehrweiberei, mit beiderseitiger „vornehmer" Duldung der unter gemeinsamem „Refugium" friedlich zusammenhausenden „Ehegatten" dürften selbst die regelmäßigen Leserinnen und Leser der „Jugend" noch nicht alle reif sein. Neben einer Enthaltsamkeitspredigt „An die Abiturienten des Realgymnasiums zu Altenburg" (Nr. 12 der „Jugend" vom 20. März) würde sich z. B. der folgende Satz desselben Predigers (Nr. 15 der „Zukunft"): „Die Starken unter uns haben mit fünfundzwanzig Jahren schon zehn verschiedene Weiber „gehabt", manche aber auch fünfzig und mehr", jedenfalls etwas komisch ausnehmen.

Ich würde mich übrigens gar nicht wundern, wenn die so dreist herausgeforderte „ultramontane Publizistik" ihr wohlsortiertes Arsenal öffnete und den schlüssigen Nachweis lieferte, wie die „Münchner Neuesten Nachrichten" es gewesen sind, die jahraus, jahrein die pikantesten Themen und die heikelsten Dinge in Feuilletons und in prickelnden Artikelchen mit Wonne „breittraten" und nicht selten schwerstes Aergernis erregten. Zwischendurch gab's freilich auch einmal einen Lichtblick, wie Richard Nordhausens Alarmruf gegen den Nackttanz. Der lapidare Satz: „Die Scham der Völker war verwüstet, wenn das Weib nackt auf die Bühne trat", trägt unauslöschlich die Ursprungsmarke der „M. N. N.", was aber ihren Mitverleger nicht hinderte, in der „Jugend" diesen Nackttanz als höchste Kulturblüte zu preisen und die ernsten Warner als „Sittlichkeitsschnüffler" zu verdächtigen.

Man muß ja hellauf lachen, wenn man, ausgerechnet in den „Münchner Neuesten Nachrichten", den Ausruf liest: „Mit diesen Leuten wollen wir nichts zu tun haben, in einer solchen Bundesgenossenschaft kann man den schweren Kampf gegen die Verseuchung unseres Volkes nicht kämpfen." Vor wenigen Tagen erst mußte ein Staatsbeamter in hoher verantwortlicher Stellung es offen beklagen, daß die Behörden von einem großen Teile der Münchener Presse, ganz besonders von den „Münchner Neuesten Nachrichten", in dem schweren Kampfe fast völlig im Stiche gelassen werden.

Soll ich auch über den Inseratenteil des herausfordernden Blattes noch einiges bemerken, was nur zu vielen auf der

Zunge liegt? Wie oft ist dem Blatte von der sozialdemokratischen „Münchener Post“ öffentlich vorgeworfen worden, daß es in seinem Inseratenteile der Unsittlichkeit Vorschub leiste! Das kräftige deutsche Wort, das in der „Münchener Post“ nicht bloß einmal, sondern immer und immer wieder zu lesen war, will ich gar nicht wiederholen, möchte mir den Vorwurf in dieser scharfen Form auch nicht aneignen. Aber Fahrlässigkeit, ein laxeres Gewissen und eine ungebundene Lebensanschauung sind noch keine Entschuldigung, wenn man ein „Weltblatt“ herausgibt, das sich im übrigen auf den Boden der bestehenden Verhältnisse stellt. Wielange hat man vergeblich protestiert, und welche Mühe hat es gekostet, bis endlich die berüchtigten Masseusen-Inserate aus den Spalten der „Münchner Neuesten Nachrichten“ verschwanden!

Wieviel Unheil haben schon die ominösen „Darlehensgesuche“ alleinstehender Fräuleins oder Frauen angerichtet, um von anderen Auswüchsen des Menschenmarktes zu schweigen. Und ein solches Blatt will anderen eine Sittenpredigt halten! „Menschliches und Allzumenschliches“ lernt niemand besser verstehen, als wer jahrelang sozusagen pflichtmäßig die Ausartungen der menschlichen Leidenschaften an sich vorbeiziehen lassen muß. Aber je milder man über menschliche Schwachheit urteilen lernt, um so härter verurteilt man die, welche empfängliche Sinne, leicht reizbare Triebe zu verfrühter oder überhitzter Glut entfachen. Wie „ultramontane Sittlichkeitsschnüffler“, wie liberale und protestantische „Mucker“ und „Pietisten“ darüber geurteilt haben, ist ja fast ein sanfter Zephir im Vergleich zu dem lodernden Zorn, mit dem einer unserer Größten aus dem Reiche der Medizin und der Volkshygiene seine Blitze gegen die Volksschänder und Volksverderber geschleudert hat.[1]) Es ist an der Zeit, seine Flammenworte nochmals ins Gedächtnis zu rufen:

„Ich wollte, ich könnte mit feurigen Zungen reden, dann würde ich meinem Volke zurufen:

.... Stehe auf und reinige dein Land, das Erbe deiner Väter, wie einst Jesus den Tempel gereinigt hat von all dem Gelichter, das sich darauf breit macht, deine Kinder zu verderben. Vor allem bringe die überlauten Törinnen zum Schweigen, welche von der freien Liebe faseln, ohne zu ahnen, was sie ihrem eigenen Geschlechte damit anrichten würden. Sperre ins Tollhaus jene Aestheten, die unter dem Titel der Schönheit alles zum ziellosen Spiel machen, ihren Mitmenschen jeden Maßstab für Nutzen und Notwendigkeit der Dinge, jedes Verständnis für Kausalität — ins Moralische übersetzt Pflicht — zu rauben drohen! Die falschen Propheten aber, die das rücksichtslose „Sichausleben“ als Ideal verkündigen, erschlage! Diese Schurken, die, um selbst zügellos leben zu können, jede Zügelung der Triebe für unmöglich und jede Mahnung dazu für Heuchelei zu erklären wagen!

Um wieder nüchterner zu sprechen: **Die jetzige systematische Irreführung der öffentlichen Meinung durch einen sehr großen Teil der Tagespresse, der schönen Literatur und der sog. Kunstzeitschriften in bezug auf die gesellschaftliche und rassenhygienische Bedeutung sexueller Ordnung ist geradezu einer der verhängnisvollsten hygienischen Uebelstände unserer Zeit; weit verderblicher noch als die niedere Pornographie, welche durch ihre Gemeinheit Naturen aus besserem Holze wenigstens bald abstößt.** Aber dies ist süßes, schleichendes Gift! Wer es mit seinem Volke redlich meint, der müßte sich zu ernstlicher Gegenwehr aufraffen, indem er solche Bücher nicht kauft, solche Theaterstücke nicht besucht, solche Blätter nicht in die Hand nimmt, geradeso, wie er sich verpflichtet fühlen müßte, mit den heutigen Trinksitten unbedingt zu brechen! Er darf sich durch das Geschrei der Afterkunst-Bohème nicht einschüchtern lassen: der ist noch lange kein Philister, der Dirnenkunst verabscheut, und der noch lange kein Dunkelmann, der behauptet, daß Freiheit und Zügellosigkeit zweierlei seien!“

Damals müssen nicht wenigen Leuten in der Klientel und im Schutzgefolge der „Münchner Neuesten Nachrichten“, der „Jugend“ e tutti quanti die Ohren geklungen sein. Warum haben die „Münchner Neuesten Nachrichten“ nicht damals ihre „Flagge“ gehißt, warum sind sie diesen furchtbaren Anklagen gegenüber, die doch Leute aus ihrer Vetterschaft und Freundschaft zum Teil sehr nahe angingen, mäuschenstill geblieben? Warum? — Darum!

---

[1]) Gesprochen in der Berliner Generalversammlung des Deutschen Vereins für Volkshygiene am 21. September 1907, abgedruckt im 14. Heft der „Veröffentlichungen des Deutschen Vereins für Volkshygiene“ (München und Berlin. Verlag von Oldenbourg).

Erwartung.

Liegt ein Hauch auf diesen Tagen,
Läßt mein Herz voll Sehnsucht fragen:
Kommt der Lenz noch immer nicht?
Ach, ich kann es kaum erwarten,
Daß in Blüten steht mein Garten
Und die Flur in goldnem Licht.

In der Frühe leise, leise,
Klang der Drossel süße Weise
Ahnungsvoll in meinen Traum.
Ließ mich froh die Wimper heben,
Ließ mein Herz vor Lust erbeben. —
Lag noch Reif auf Strauch und Baum.

Frühling, komm auf Tauwindschwingen,
Laß des Lebens Lockruf klingen,
Der so süß und reizvoll ist.
Weißt du nicht, du Lieber, Böser,
Daß du Retter und Erlöser,
Aller Herzen Liebling bist?

Josefine Moos.

Haeckel vor Gericht.

Von Dr. Johannes Bumüller.

Die Sache ist sehr einfach. Zunächst eine Anklage auf Fälschung. Dann eine Selbstverteidigung mit Berufung auf Entlastungszeugen. Zum Schluß das Urteil der Angerufenen: Verurteilung unter Zuerkennung mildernder Umstände.

I. Die Anklage. Der Ankläger ist der Zoologe Arnold Braß. Die Anklageschrift führt den Titel: „Das Affenproblem. Professor Ernst Haeckels neueste gefälschte Embryonenbilder. (Leipzig, biologischer Verlag 1908. Preis 1 M.) Aus dem mit sehr instruktiven Tafelillustrationen versehenen Werkchen seien die wichtigsten Anklagepunkte kurz skizziert.

Tafel I, Figur 1. Der Sandalenkeim des Menschen nach Haeckel: „ist nichts weiter als ein mißverstandener Unsinn“.

Tafel II, Figur 1 zeigt uns das sogenannte Fischstadium eines Menschenaffen, des Gibbon, nach Haeckel. In Figur 2 ist der Embryo eines niederen Affen, eines Makak, nach Selenka, reproduziert. Die punktierte Linie in dieser Abbildung gibt an, wie aus diesem Makak durch monistische Umtaufung und Fortschneiden einzelner Leibesteile und des größten Teiles der Hintergliedmassenanlage im Handumdrehen ein Phantasieembryo eines Menschenaffen geworden ist. Figur 3: „vollkommen frei erfundenes Fischstadium des Menschen.“ In Figur 4 das angebliche Vorbild von Figur 3: „jammervoller kann kaum etwas absichtlich falsch wiedergegeben werden.“ Figur 5. Fischstadium einer Fledermaus (der Hufeisennase) „frei von Haeckel erfunden“. Figur 7. Embryo der Hufeisennase nach Haeckel. Hat sich entwickelt aus dem Embryo der gemeinen Fledermaus nach Keibel (Figur 6). Gang der Entwicklung: Ausschneiden eines Teiles des Bauches, eleganterer Schwung des Schwanzes, Umtaufung.

Tafel III, Figur 1. Embryo eines langgeschwänzten Makak. Um hieraus Figur 2, den Embryo eines ungeschwänzten Gibbon, zu erhalten, wurde von Haeckel neben der obligaten Bauchbeschneidung der Schwanz des Makak zugestutzt, allerdings infolge ungenügender Kenntnisse nicht genügend; der mißhandelte Makak hat so in seiner Gibbonmaske einige höchst verräterische Urwirbel zu viel zurückbehalten.

Tafel IV, Figur 2. Ein menschlicher Embryo nach Haeckel, Figur 3 ein solcher nach His. Der erstere ist „traurig entstellt“. Figur 3 gibt bezüglich des Kopfes an, „wie absichtlich alles fortgelassen ist, was für den Menschen charakteristisch ist“; diesmal ist der Schwanzteil etwas verlängert, „absichtlich, um den Menschen hier tierähnlicher zu machen“. Alle Veränderungen kommen mit auffallender Regelmäßigkeit der Theorie Haeckels zugute.

Die Anklage geht also im allgemeinen auf bewußte Fälschung.

II. Die Verteidigung. Dieselbe erfolgt vor der Oeffentlichkeit (in Nr. 2 der Münchener „Allgem. Zeitung“, 1909).

Nachdem viel, was mit der Anklage selbst nichts zu tun hat, vorausgeschickt ist, kommt in der zweiten Hälfte der Kernpunkt:

„Um dem ganzen wüsten Streite kurzerhand ein Ende zu machen, will ich nur gleich mit dem reumütigen Geständnis beginnen, daß ein kleiner Teil meiner zahlreichen Embryonenbilder (vielleicht 6 oder 8 vom Hundert) wirklich (im Sinne von Dr. Braß) »gefälscht« sind — alle jene nämlich, bei denen das vorliegende Beobachtungsmaterial so unvollständig oder ungenügend ist, daß man bei Herstellung einer zusammenhängenden Entwicklungskette gezwungen wird, die Lücken durch Hypothesen auszufüllen und durch vergleichende Synthese die fehlenden Glieder zu rekonstruieren."

Diese „Verteidigung" ist nichts anderes als ein Schuldbekenntnis. Daß man unter „Hypothesen" und „vergleichender Synthese" denn doch etwas anderes versteht als die Haeckelschen Manipulationen, weiß jeder halbwegs Gebildete. Haeckel hat auch selbst das Bewußtsein, nicht auf festem Boden zu stehen, sonst würde er nicht Entlastungszeugen anrufen. Es ist ihm nämlich ein Trost, neben sich „auf der Anklagebank Hunderte von Mitschuldigen zu sehen, darunter viele der zuverlässigsten Beobachter und der angesehensten Biologen. Die große Mehrzahl nämlich von allen morphologischen, anatomischen, histologischen und von embryologischen Figuren, welche in den besten Lehrbüchern und Handbüchern, in biologischen Abhandlungen und Zeitschriften allgemein verbreitet und geschätzt sind, verdienen den Vorwurf der „Fälschung" im gleichen Maße. Sie alle sind nicht exakt, sondern mehr oder weniger „zurechtgestutzt", schematisch oder „konstruiert". Vieles unwesentliches Beiwerk ist weggelassen, um das Wesentliche in der Gestalt und Organisation klar hervortreten zu lassen."

III. Das Urteil. Die Entlastungszeugen treten feierlich auf. Allerdings nicht zur Entlastung. Die gerufenen Geister fällen das Urteil: Ein Bonnet, Boveri, Richard Hertwig, Klunzinger, Kollmann, Plate (Nachfolger Haeckels), Rückert, Schwalbe, Waldeyer, Weismann, Widersheim (!) u. a. Sie erklären („Allg. Ztg." Nr. 8), daß sie „die von Haeckel in einigen Fällen geübte Art des Schematisierens nicht gutheißen," daß aber der Entwicklungsgedanke „durch einige unzutreffend wiedergegebene Embryonenbilder" keinen Abbruch erleiden könne. Nebenbei — wohl um die Verlegenheit über die unangenehme Lage zu verdecken, teilweise vielleicht auch um den Aerger über die Anstifter der unglückseligen Affäre etwas Luft zu machen, geben sie die höchst sonderbare, eines Lächelns wohl werte Erklärung ab, daß sie „im Interesse der Wissenschaft und der Freiheit der Lehre den von Braß und dem Keplerbund gegen Haeckel geführten Kampf aufs schärfste verurteilen". Das erstemal heißt es also „nicht billigen" — dem Freunde gegenüber —; das zweitemal „verurteilen" — dem Feinde gegenüber. Unter solchen Umständen ist „nicht billigen" fast mehr als „verurteilen" und der Kern des Urteils lautet einfach: Wir verurteilen es, daß Haeckel einige Embryonenbilder „unzutreffend wiedergegeben" (Braß hatte gesagt: gefälscht) hat. Ich wenigstens kann aus dieser schamhaft eingewickelten Erklärung nichts anderes herauslesen.

Der bekannte Embryologe Professor Roux (Begründer der Entwicklungsmechanik) gibt in derselben Nummer der genannten Zeitung eine eigene Erklärung ab. Er spricht von der Methode Haeckels: „von einem durch viele Tatsachen bereits gesicherten oder von Haeckel als gesichert beurteilten Prinzipe aus noch vorhandene Lücken deduktiv zu ergänzen und diese bloß konstruierten Ergänzungen dann umgekehrt als weiteres induktives Beweismaterial erscheinen zu lassen." Man muß es Herrn Professor Roux uneingeschränkt zugestehen: Trotz eines Juristen und Advokaten versteht er es meisterlich, das, was in schlichten deutschen Worten sehr kurz und einfach, wenn auch etwas derb lauten würde, in eine Hülle zu stecken, welche dem diesen Stil Ungewohnten auf den ersten Blick vielleicht nicht so ganz durchsichtig erscheint. Er fährt dann fort: „so entstanden z. B. die von Haeckel interpolierten Bilder der Affenembryonen. Diese Methode ist nicht zu billigen." „Interpoliert" ist schon etwas deutlicher, „nicht billigen" deutlich genug. Nebenbei stellt Roux Haeckel noch das Attest aus, daß er die Entwicklungsmechanik noch nie verstanden habe. Auch Forel ergreift in derselben Nummer das Wort. Trotzdem er über die Braßschen Angriffe aufs höchste ungehalten ist und in seinem Unmut fast in den Ton eines Haeckels verfällt, so gibt er doch zu, daß sich Haeckel leider mit Scheltworten schlecht verteidigt habe. „Haeckels Phantasie hat eben im Schematisieren und Abbilden oft nicht das richtige Maß eingehalten. Wie dem Tartarin de Taraskon hat ihm die blendende Sonne seiner Phantasie Streiche gespielt. Tartarin glaubt in Schanghai gewesen zu sein, nachdem er viel davon gelesen hatte, und Haeckel übersah aus gleichen Gründen kleinere Unterschiede zwischen Embryonen, so daß ihn die Gleichheit der Figuren nicht störte. Solche Streiche spielt eben die Phantasie. Das sind keine bewußten, beabsichtigten Lügen oder Fälschungen, sondern sprudelnde Synthesen der Einbildungskraft."

In ähnlicher Weise werden Haeckel mildernde Umstände zugebilligt von Professor Keibel in Freiburg im Breisgau in der deutschen medizinischen Wochenschrift (Nr. 8) (nach einer Erklärung des Freiherrn von Pechmann; die Wochenschrift liegt mir nicht selbst vor). Er bezeichnet Haeckels Verfahren als „durchaus unwissenschaftlich", möchte aber nicht von Fälschungen sprechen, weil Haeckel „zweifellos im guten Glauben" gehandelt habe: „Die Phantasie und der Fanatismus des Religionsgründers läßt ihn die Dinge so sehen, wie er sie darstellt." Hierzu bemerkt Freiherr von Pechmann ganz richtig, und das paßt ebenso auf die Forelsche Entschuldigung: „mir erscheint dies als eine schonende Art von wissenschaftlicher Entmündigung." Summa summarum: Das Urteil lautet einstimmig auf schuldig, einige machen mildernde Umstände geltend.

IV. Resumé. Haeckel ist von seinen Fachgenossen einmütig abgeschüttelt worden. Der Umstand, daß sich Haeckel in seinen Manipulationen mit seinen Kollegen aus der Zoologie, Anatomie und Embryologie auf gleiche Stufe stellen wollte, erschien diesen letzteren so bloßstellend, daß sie es — offenbar im Interesse des Ansehens der deutschen Wissenschaft und ihrer eigenen Reputation — als eine nicht zu umgehende Notwendigkeit erachten, mit einer natürlich möglichst schonend gehaltenen Erklärung gegen ihren ergrauten 75jährigen Kollegen aufzutreten, der fast 50 Jahre einen Lehrstuhl innehatte, von dem er nun unter wenig erfreulichen Umständen herabgestiegen ist.

Der Tatbestand objektiver Fälschung durch Haeckel ist jetzt vor aller Welt erwiesen. Auch der Tatbestand subjektiver Fälschung? — Ich meine, die Sache liegt so: Man kann Haeckel den guten Glauben zuerkennen, wenn man bei ihm ein sehr hochgradiges, kaum mehr ganz in den Grenzen des Normalen sich bewegendes Beherrschtsein von fixen Ideen annimmt, das von religiösem Fanatismus noch unterstützt wird. Dabei vielleicht auch eine über das Normale hinausgehende Selbstüberschätzung, welche anderen rundweg zumutet, seine Konstruktion („αὐτὸς ἔφα") ohne weiteres als Tatsachen hinzunehmen. Die fixen Ideen, die in Haeckels Einbildungskraft Wurzel gefaßt haben, müssen aber dann schon so stark entwickelt sein, daß sie die gesunde Urteilskraft, die Verantwortlichkeit und das Verantwortungsgefühl sehr stark herabgemindert haben. Anderseits muß aber auch gesagt werden, daß es Haeckel nicht gelungen ist, den Beweis für seinen guten Glauben zu erbringen, und daß dies auf Grund des vorliegenden Materials auch seinen Verteidigern unmöglich sein wird. Die Sache wird daher nach der subjektiven Seite in der Schwebe bleiben; sicher ist nur, daß Haeckel, dem tausende und abertausende von ungebildeten Gebildeten blind folgten, wie einst die Kinder dem Rattenfänger von Hameln, wissenschaftlich aufs denkbar schwerste kompromittiert ist.

Frühlingsträume.

Es klingen die Wasser. Es singt die Luft,
Von schmeichelnden Winden getragen.
Vom Hage her kommt Veilchenduft
Und süßes Amselschlagen.

Ueber die Fluren zittert es golden, warm,
Erschauernd rauschen die Bäume.
Der Frühling hält die Erde im Arm
Und hernieder steigen die Träume.

Auf glitzernden Leitern Schritt für Schritt,
In den Locken duftende Ranken,
Und sie nehmen mein heißes Sehnen mit,
Sie tragen sie fort, die Gedanken.

Weit, weit hin über das Erdenleid,
In leuchtende Märchengelände. —
O weile, du einzige Frühlingszeit!
O, ihr Träume, geht nicht zu Ende!

Pia Carmena.

Gemeinsame Vorstellung gegen Ausschreitungen der Brettlbühnen.

Die von Münchener Herren und Damen der verschiedenen Stände, Konfessionen und Parteien an das Kgl. Polizeipräsidium in Sachen der Ausschreitungen der sogenannten Brettlbühnen gerichtete „Gemeinsame Vorstellung", welche unlängst durch eine aus Vertretern gemischter Parteien und Konfessionen bestehende Deputation dem Polizeipräsidenten Freiherrn von der Heydte persönlich überreicht wurde, hat nachstehenden Wortlaut:

„Die Beleidigungsklage, welche die Direktoren des Intimen Theaters und des Kleinen Theaters gegen den Herausgeber und einen Mitarbeiter der „Allgemeinen Rundschau" erhoben haben, ist am 12. Januar ds. Js. vom Schöffengerichte abgewiesen worden. Die Verhandlung war geeignet, weite Kreise auf die ernsten Gefahren aufmerksam zu machen, mit welchen die Darbietungen dieser und ähnlicher Theaterunternehmungen unser Volk bedrohen. Man braucht wahrlich nicht prüde zu sein, um sich davon zu überzeugen, daß hier ein Geschäft betrieben wird, das sich mit dem öffentlichen Wohle nicht verträgt. Das Schamgefühl wird abgestumpft, das Niveau des öffentlichen Anstandes tief unter den Nullpunkt hinabgedrückt. Das Intime Theater und seine Helfershelfer sind nun aber eifrig an der Arbeit, ihre Niederlage vor Gericht in neue geschäftliche Erfolge umzuwandeln. Sie wagen es, ein unsagbar niedriges Pamphlet zu verbreiten, in welchem sie sich bemühen, den Angeklagten und zwei von den Zeugen als heuchlerische „Sittlichkeitsschnüffler", als „Geschäftsmoralisten" und „Pharisäer" verächtlich zu machen und als „Feinde der Freiheit, der geistigen wie der individuellen", an den Pranger zu stellen. Und mit diesen Angriffen — mit welchen sich freilich ihre Urheber nur selber richten — verbinden sie eine Reklame, die aufdringlicher, ja herausfordernder wird als je, und die leider, wie es scheint, nicht erfolglos bleibt. Soll man diese Leute gewähren lassen? Manches könnte dafür geltend gemacht werden. An vielen, die ihr Geld in solche „Theater" tragen, wird dort nicht mehr viel zu verderben sein. Aber wie viele andere werden doch dort erst verdorben! Was wird aus der Jugend, auf der unsere Hoffnungen für die Zukunft beruhen, wenn sie dazu verführt wird, ihre Erholung und Zerstreuung an solchen Stätten zu suchen, aus so schmutzigen und giftigen Quellen zu schöpfen? Und welche Verwirrung des öffentlichen Gewissens, wenn dem Ernste der Rechtsprechung, dem vernichtenden Verdikte von unanfechtbaren und unangefochtenen Sachverständigen durch ungestörten Fortbetrieb, ja durch neuen Aufschwung einer künstlerisch wie moralisch verurteilten Unternehmung triumphierend Hohn gesprochen wird! Es ist nicht Aufgabe der Polizei, wir wissen es wohl, die sittlichen Kräfte des Volkslebens zu pflegen; dazu sind andere Faktoren berufen. Wohl aber hat die Polizei einzugreifen, wenn es gilt, auf Gebieten, wie dem des Theatergeschäfts, offenkundigem Aergernis, notorischen Gefahren und Schädigungen der schlimmsten Art energisch zu wehren. Allein die Polizei bedarf zur Erfüllung dieser nicht leichten Aufgabe der nachdrücklichen Unterstützung der öffentlichen Meinung. Wir beabsichtigen, ihr diese, so viel an uns ist, zu verschaffen,

> indem wir an das Kgl. Polizeipräsidium die Bitte stellen, es wolle gegen die in der schöffengerichtlichen Verhandlung gegen Dr. Kausen u. Gen. festgestellten Ausschreitungen der sogenannten Kabaretts und gleichartiger Theatergeschäftsunternehmungen mit Nachdruck und Ausdauer eingeschritten werden,

und indem wir angesehene Männer und Frauen aus allen Ständen und Berufskreisen, ohne Unterschied der Konfession und der politischen Partei, zum Anschluß an diese Bitte zu bestimmen suchen. Es handelt sich um eine ernste, um eine wichtige, ja recht eigentlich um eine Lebensfrage für unser Volk, für unsere Stadt. Diese Frage geht alle an, denen die Gesundheit unseres Volkes, unserer Jugend am Herzen liegt, mögen sie im übrigen in ihren politischen und religiösen Anschauungen noch so weit auseinandergehen."

Die gemeinsame Vorstellung, die nur in engeren Kreisen zirkulierte, hat, abgesehen von einer Anzahl größerer Korporationen (u. a. Münchener Katholischer Frauenbund, Deutsch-evangelischer Frauenbund, Israelitischer Frauenverein, Evangelischer Handwerkerverein, die im Zehnerausschuß vereinigten katholischen Studentenkorporationen), mehr als 400 persönliche Unterschriften gefunden. In bunter Mischung sind vertreten: Reichstags- und Landtagsabgeordnete, und zwar nicht nur der Zentrumspartei, sondern auch anderer Parteien, darunter der liberale Reichstagsabgeordnete für München I, Rechtsrat Wölzl, der Führer der bayerischen Konservativen, Friedr. Beckh, der Reichstagsabgeordnete Hilpert, ferner Mitglieder der Kammer der Reichsräte, Generäle, Universitätsprofessoren, Gelehrte, Künstler, Professoren der Mittelschulen, Volksschullehrer und Lehrerinnen. Auch alle anderen Berufsstände sind vertreten, Aerzte, Rechtsanwälte, Ingenieure, Kaufleute, Gewerbetreibende. Zahlreiche Damen aus dem Adel und aus dem Bürgerstande haben sich durch persönliche Unterschrift angeschlossen. Es verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß die Kundgebung keineswegs auf die dem Interkonfessionellen Männerverein zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit nahestehenden Kreise beschränkt blieb. Die größere Hälfte der Unterzeichner steht diesem Verein bisher fern. Unter den verschiedenen Gruppen sind die Angehörigen der protestantischen Konfession vorwiegend. Von einer systematischen Unterschriftensammlung, z. B. in den zahlreichen katholischen Vereinen, wurde Abstand genommen. Die Zustimmung der an den Interkonfessionellen Männerverein angeschlossenen Einzelmitglieder und Vereine konnte als selbstverständlich vorausgesetzt werden.

Was bringt der „Guckkasten"?

In unserer gegenwärtigen Zeit drängen sich die Erscheinungen literarischer Produktion in Ueberfülle, und man kann nicht leugnen, daß dieses Zuviel mitunter eine bedauerliche Verflachung zur Folge hat. Dies gilt besonders von einem Teil unserer Zeitschriften und jener illustrierten Witzblätter, die allein der Unterhaltung dienen sollen, aber mit ihrer rücksichtslosen durch frivolste Illustrationen noch unterstrichenen Verhöhnung sittlicher Grundanschauung feinen Geschmack und höhere Bildung offenbar beleidigen und ganz und gar darauf vergessen, daß sie in erster Linie eine erzieherische also kulturelle Aufgabe zu lösen hätten. So ist es doppelt zu begrüßen, wenn ein Schriftsteller von der Bedeutung Paul Kellers mit dem ganzen Apparat seiner idealen Welt- und Kunstanschauung es sich angelegen sein läßt, durch Herausgabe einer Wochenschrift „Der Guckkasten" (früher „Die lustige Woche") reformatorisch auf diesem Gebiete zu wirken. Hier haben wir jetzt ein Blatt, an dessen reichen Inhalt die Jugend sich bilden und das Alter in Stunden der Erholung reine Freude finden kann. — Die Illustrationen tragen durchweg das Gepräge feinster künstlerischer Gestaltung und vermeiden überall die Neigung zu Frivolität. Ich erinnere nur an die poesievollen, farbenprächtigen Weihnachtsnummern. In dem die Bilder begleitendem Text versteht es Paul Keller trefflich den ganzen Lebensinhalt mit samt seinen schroffen Gegensätzen zu berühren und mit heiterster Laune, mit Witz, Satire, aber auch mit holdester Poesie, aus der wir die Liebe zum geläuterten Menschentum herausfühlen, diese Gegensätze zu überbrücken. — Wie in allen seinen Werken, weiß unser schlesischer Dichter auch in dieser seiner Zeitschrift das Aesthetische mit dem Ethischen zu verbinden. Er gestattet uns Blicke nicht nur ins Schöne, sondern auch ins Gute und Wahre, und sucht nicht in der Trennung, vielmehr in der Vereinigung all dieser Momente den Höhepunkt wahrer Kunst. Es sind alte und doch immer neue Wahrheiten, die Keller in seiner Zeitschrift verkündet, aber die Art, wie er sie verkündet, verdient allgemeine Beachtung.

Olga Putz.

Vom Büchertisch.

Friedrich Koch-Breuberg, K. Major a. D.: Militär-Humoresken. Regensburg 1909, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, 8° IV u. 192 S. Brosch. ℳ 2.40. Das ist ein Buch, das gewiß Tausenden von lachfrohen Lesern köstlichen Genuß bereiten wird um so mehr, als der es tragende Humor nicht an der Oberfläche haften bleibt, sondern auch tiefer dringt und vor allem sich mit dem geistvoll tollenden, aber reinlichen und nie eigentlich bösartigen Sprühwitz verbrüdert. Der bekannte Münchener Autor soll allerlei ungerechtfertigte Vorwürfe zu erdulden haben, als liefen seine Vorbilder heute noch auf den Straßen der Hauptstadt herum. Aber das ist kein Fehler, sondern beweist vielmehr, daß er recht fest ins „volle Leben" hineingegriffen hat: „Und wo Ihr's packt, da ist's interessant!" Also Glück auf den Weg zur nächsten und den folgenden Auflagen! M. Freimund.

Bereitet den Weg des Herrn. Erzählungen für Erstkommunikanten von Heinr. Schwarzmann, Religions- und Oberlehrer in Krefeld. Kevelaer, Verlag von Butzon & Bercker. Eine herrliche Auslese von Erzählungen für unsere liebe Jugend, die dem schönsten Tage ihres Lebens entgegensieht. Die einzelnen Erzählungen liefern gleichsam das Anschauungsmaterial zu den Lehren, mit denen die aszetische Vorbereitung der Kinder für die erste hl. Kommunion sich zu befassen pflegt, und passen sich dem Fortgange dieser Unterweisungen Schritt um Schritt an. Es ist sorgfältig darauf Rücksicht genommen, daß Knaben und Mädchen, Arme und Reiche, Volks- und höhere Schulen gleichmäßig zu ihrem Rechte kommen. Für den Verfasser galt als oberstes Prinzip: Wahrheit. Nur das wirkt tief und nachhaltig auf die Kindesseele, was tatsächlich gewesen ist oder wenigstens gewesen sein kann. Die uns hier geschilderten Erlebnisse bieten gleichsam Momentphotographien aus dem Leben. Man kann diesem Buche, welches in schmuckem Bande, je nach Ausstattung, zu ℳ 1.60, 2.— und 3.50 zu haben ist, nur die weiteste Verbreitung wünschen. Hm.



Neue Organisationsmöglichkeiten in der katholischen deutschen Studentenschaft.

In seinem Artikel „Neue Organisationsmöglichkeiten in der katholischen deutschen Studentenschaft" („Allgemeine Rundschau" Nr. 13, S. 214 f.) behauptet Referendar H. Schmitz, Köln, die Existenz eines „Akademischen wissenschaftlichen Vereins" in Münster. Ein solcher Verein besteht zurzeit in Münster nicht. Wohl war und ist ein solcher Verein als Ableger des „Akademischen Görresvereins", München, geplant. Aber die Universitätsbehörde hat bis jetzt so viel Schwierigkeiten gemacht, daß man von der Gründung des Vereins für den Augenblick absehen mußte. Dagegen besteht in Münster ein Akademischer Theologenverein „Rheno-Visurgia", der an Stelle des von der Universitätsbehörde aufgehobenen „Akademischen Piusvereins" getreten ist. Auch bei der Gründung dieses Vereines hat die Universitätsbehörde fast ein Jahr lang Schwierigkeit auf Schwierigkeit geltend gemacht. Referendar Schmitz wird sich durch eine falsche Angabe des Jahresberichtes des Verbandes der katholischen Studentenvereine zur Pflege der Wissenschaft für das Jahr 1907/08 auf pag. 2 haben irreführen lassen, wo behauptet wird, daß der besagte Verein sich schon in Münster konstituiert habe.

Münster i. W. Heinrich Wiedemann.

Aus ungedruckten Witzblättern.

O Steuerblock, o Steuerblock.

(Nach der Melodie: „O Tannenbaum!")

O Steuerblock, o Steuerblock,
Du machst mir schöne Sachen!
Der Meyer jammert und der Kohn,
Kaput und pleite seist du schon. usw.

Herr Quidde ist, Herr Quidde ist
Von je mein Mann gewesen.
Er jauchzt: „Juchhe, der Block ist tot,
War längst ja schon ein Kinderspott". usw.

Der Wahlreform, der Wahlreform,
Weiht Quidde bittere Tränen.
„Der ganze Freisinn ist blamiert,
Am Löffel hat man ihn barbiert." usw.

Der Naumann hat, der Naumann hat
Ein böses Wort verbrochen.
Der Freisinn 's Militär verwehrt?
Wenn das nur nicht S. M. erfährt! usw.

Doch Bülow kommt, doch Bülow kommt.
O Kinder, hebt die Köpfe!
Den großen Leimtopf bringt behend,
Herr Müller schon als Blockagent. usw.

Das Zentrum lacht, das Zentrum lacht
Den Buckel sich noch voller.
Das Steuern ist so populär,
Daß keiner gern der Nächste wär'. usw.

Rigoletto.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Hoftheater. Als Grund des seltenen Erscheinens von Shakespeares „Coriolan" auf den Brettern werden die szenischen Schwierigkeiten genannt. Die Hauptursache scheint mir jedoch tiefer zu liegen. Die rauhe Herbheit des Konfliktes unbeugsamen Stolzes erfährt kaum durch Töne weicherer Empfindungen eine Milderung und steht darum unserer heutigen Kultur fraglos ferner, wie sie der elisabethanischen gestanden hat. Dr. Kilian ist in seiner Neuinszenierung auf dem Wege weitergeschritten, Prinzipien der Savitsschen Shakespearebühne und des Künstlertheaters gemeinsam seinen Zwecken nutzbar zu machen. Er teilt die Szene in eine Vorderbühne und in eine hintere, zu welcher drei Stufen hinanführen. Er gibt ersteren einen imposant gewölbten Architekturrahmen im Geschmacke einer antiken Vorhalle, die sich stets gleich bleibt. Die Hinterbühne ist durch eine Gardine verschließbar. Belanglosere Szenen spielen vor diesem „neutralen" Vorhanghintergrund, so daß inzwischen die Dekorationen verändert werden können. Die Illusion wird durch diese Gardine nicht wesentlich gestört, auch läßt sich stilistisch bei Shakespeare ein Einwand kaum erheben. Jedenfalls überwiegen die Vorteile, welche sich durch einen unmittelbaren Szenenwechsel ergeben. Die Akte werden nicht durch störende Zwischenpausen zerstückelt; glückliche Kürzungen und Umstellungen Kilians unterstützen den gradlinigen Verlauf. Wenn die Hinterbühne freie Landschaft darstellte oder einen antiken Wohnraum, so war das Gesamtbild von großer Schönheit und Illusionskraft. Die durch das Vierfarbensystem der Beleuchtung erwirkten Campagnastimmungen waren von hervorragender Feinheit und Weichheit der Töne. Minderglücklich erscheint u. a. die Forumszene, hier drückte die Architektur der Vorderbühne auf diejenige des Platzes. Man hatte den Eindruck der Enge und gehinderten Bewegungsfreiheit der Schauspieler. Die technische Einrichtung und die dekorativen Entwürfe verdanken wir Maschineriedirektor Klein, R. Fischer führte die Dekorationen aus, Buschbeck entwarf die Kostüme. Außer diesen offiziell genannten Persönlichkeiten werden Professor Littmann und der Maler Benno Becker als wertvolle Mitarbeiter an der neuen Inszene erwähnt. Kilians Regie war von gewohnter Sorgfalt und Sicherheit des Geschmackes. Volks- und Kriegsszenen wirkten lebendig, wenn auch numerisch etwas schwach besetzt. Die Titelrolle war Jacoby übertragen, der eine Leistung von vornehmer Charakteristik, reifem Stilgefühl und bedeutendem technischen Können bot; das überschäumende, durch keine Vernunftgründe zu hemmende Temperament, das Coriolans Tragik begründet, liegt jedoch seiner Natur im Grunde ferne. Man hätte darum Lützenkirchen für die Rolle wählen sollen. Gut war der Menenius Wohlmuths, die übrigen gaben sich alle Mühe, aber für manche Rolle hätten sich doch stärkere Individualitäten in unserem Ensemble finden lassen. Trotz dieser Einschränkungen bleibt diese Neuinszenierung eine rühmliche Tat unserer Hofbühne. Sie hat uns in diesem Winter schon manchen klassischen Schatz neugehoben. Die starke Teilnahme des Publikums wird sie darin bestärken, auf diesem Wege vorwärts zu schreiten.

Marie Dahn-Hausmann, das Ehrenmitglied unserer Hofbühne, welche von 1849—1899 zu den stolzesten Zierden unserer Bretter gehörte, ist im Alter von 80 Jahren gestorben. Ich habe Marie Dahn nur noch in wenigen ihrer Altersrollen sehen können, die Tiefe ihres Empfindens teilte sich dem Zuschauer mit, man fühlte, wie diese Künstlerin völlig eins war mit ihren Gestaltungen und deshalb zur stärksten Wirkung keine Mätzchen und keine Spitzfindigkeiten der „Auffassung" bedurfte. So konnte man wohl begreifen, daß diese feinsinnige Künstlerin zu ihrer Glanzzeit alle Welt entzückt hatte. Sie hat in ihrer langen Bühnenlaufbahn so ziemlich jedes Fach gespielt, außer demjenigen dämonischer Leidenschaft. Im Drama wie im Lustspiel hat sie Vollendetes geboten. Ein halbes Jahrhundert war es ihr vergönnt, ihre Kunst siegreich im Wechsel des Tagesgeschmackes zu behaupten. Wahrlich ein Prüfstein echter Begabung!

Aus den Konzertsälen. Im 11. Abonnementskonzert in der Tonhalle dirigierte Löwe Bischoffs Symphonie E-dur op. 16, welche starken Beifall fand, für welchen der junge Komponist persönlich dankte. Dem Werke liegt ein einheitlicher poetischer Gedanke zugrunde. Die formale Ausgestaltung wurde jedoch nur im ersten Satze durch dieses „Programm" beeinflußt, die drei anderen Sätze nahmen nur als Stimmungsbilder an der Idee teil. Jedenfalls erscheint der erste Satz an Farbe, Stimmung und Erfindungskraft als der bedeutendste. Klangschönheit und stattliches technisches Können sichern dem letzten Satz eine starke Wirkung. Lamond bot Brahms B-dur-Konzert in der gewohnten Kraft der Empfindung und technischen Reife, die uns stets die gewaltigsten Eindrücke bringt. Brahms akademische Festouvertüre schloß unter Löwes markiger Leitung den Abend. Im Mittelpunkte des Volkssymphoniekonzertes stand die Pianistin Langenhan-Hirzel mit Beethovens Es-dur-Konzert, das sie in bekannter Meisterschaft spielte und ungewöhnlich warmen, andauernden Beifall erntete. Eine von Prill sehr flott dirigierte Wiedergabe von Haydns 10. Londoner Symphonie und Liszts „Tasso" bot das übrige Programm. Leider gleichzeitig fand das Konzert statt, welches Frau Röhr-Brajnin mit ihren Schülerinnen veranstaltete. Ist an solchen Abenden der Kritiker oft in einem peinlichen Konflikt zwischen dem den Werdenden gebührenden Wohlwollen und dem Kunsturteil, so ist man bei Frau Röhr gewohnt, immer nur Stimmen zu begegnen, deren schöne Zukunft sich mit Zuversicht erwarten läßt. Neben dem bereits an unserer Hofbühne tätigen Frl. Ulbrig, Frl. Rosen von der Augsburger Bühne und den Konzertsängerinnen Autenrieth, Rapp und Rau zeigten sich auch die Anfängerinnen sehr hoffnungsvoll. Johanna Lippe, die einen kraftvollen Alt von ungewöhnlicher Tiefe besitzt, Luise Wolf, Johanna König und Gertrud Heinke sind vorzüglich ausgebildet und verfügen über gutes Material. Auch die Damen Herberger und Maschke haben schöne Stimmen, welche angenehme Versprechungen eröffnen. Hofkapellmeister Röhr war wieder ein prächtiger Begleiter am Flügel. — Der letzte Kammermusikabend der Böhmen hielt sich auf der stolzen Höhe der vorausgegangenen; ich hebe besonders die reizvolle Wiedergabe von Mendelssohns Oktett in Es-dur hervor, welches die Vorzüge dieses Romantikers in glücklicher Frische zeigt. Diesen Komponisten auch in seinen Liedern wieder einmal zu schöner Geltung zu bringen, war Fanny Absberg, eine wohlgeschulte Sängerin mit guten Mitteln, erfolgreich bestrebt. Sym-

pathische Aufnahme fand wieder der Baritonist Sidney Biden, besonders in Schubertliedern. D'Andrade weiß heute noch Begeisterung zu wecken. Wir haben es jüngst bei einem Wohltätigkeitsfeste empfunden und sahen es nicht minder an seinem eigenen Abend, an dem ihn Brill am Klavier begleitete. Die Verve und Charme seiner Singweise kam am glücklichsten in der Arie des Grafen Luna zur Geltung. Das deutsche Lied liegt seiner künstlerischen Kultur naturgemäß ferner. Nicht minderen Beifall weckte Teresa Carreno, welche wir hier einige Jahre vermissen mußten, insbesondere bei Chopin kamen die Vorzüge ihres fesselnden Temperamentes zu bekannter Geltung. Rühmlich schnitt auch der Münchener Pianist K. Roesger ab, dessen kraftvoll markiger Anschlag und poetische Empfindung hervorzuheben sind. Die bekannte Pianistin Gisela Göllerich konzertierte mit ihrer Tochter Valma von Pasztbory, einer Geigerin von sympathischstem Können, mit ansehnlichem Erfolge. Einen Violinisten von Bedeutung, Henri Petri, hörten wir in dem Konzert von Paolo Litta, einem tüchtigen Pianisten, dessen eigene Tondichtung von nicht sonderlich starker Wirkung war. Frau Isori Litta besitzt angenehme sangliche Mittel. M. Roemer hat eine Tenorstimme, die sich bei noch weiterer Ausbildung zukunftsreich erweisen wird. Seine Vortragsweise ist ausgezeichnet. — „Enoch Arden" rezitierte Martha Steinhäuser. Obwohl der Vergleich mit Possart zu nahe liegt, wußte die begabte Künstlerin schönen Erfolg zu erzielen. Ed. Bach hatte die begleitende Musik von R. Strauß mit Glück übernommen.

Verschiedenes aus aller Welt. Im Alter von 86 Jahren starb in Leipzig der Dichter Rud. v. Gottschall. Von seinen Bühnenwerken hatten das Drama: „Katharina Howard" und das Lustspiel: „Pitt und Fox" den größten Erfolg. Auch als Lyriker, Romanzier, Literarhistoriker und Kritiker hat der Poet sich reiche Verdienste erworben. — Die französische Akademie wählte in die Reihe ihrer „Unsterblichen" den Dramatiker Brieux, der in Deutschland durch sein packendes Thesenstück „Die rote Robe" am bekanntesten geworden ist. — In Weimar findet die Generalversammlung der Goethegesellschaft am 5. Juni statt. — Das Tonkünstlerfest wird vom 2. bis 6. Juni in Stuttgart abgehalten. — Sehr erfolgreich erwiesen sich die Urpremièren von Braunfels' Oper „Brambilla" in Stuttgart und Aurenheimers Lustspiel „Die glücklichste Zeit" in Wien. Beide Werke werden uns nächstens anläßlich der Aufführung in München näher beschäftigen. — In Dresden hat sich ein Theaterverein zur Erbauung eines Schauspielhauses konstituiert. Die Stadt gibt den Bauplatz mit ungefähr einem Verlust von einer halben Million ab. Die neue Bühne wird von der Generalintendanz gepachtet. Die Bausumme soll allmählich amortisiert werden, so daß das Theater schließlich Eigentum der Krone werden wird.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

In der austro-serbischen Frage ist bis zur Stunde eine sichtbare Aenderung nicht eingetreten. Hochgradige Nervosität und tiefgehende Pression beherrschen die europäischen Effektenmärkte; selten haben sich die Börsen in einer solch unsicheren Situation befunden wie im gegenwärtigen Zeitpunkte. Täglich kann man einen Stimmungswechsel in den Tendenzen verfolgen. Was mit ausschlaggebend wirkt, ist, dass das Publikum seine wahllosen Angstverkäufe nicht inhibiert, sondern vorübergebend sogar in verstärktem Masse fortgesetzt hat. — Die nächsten Tage werden und müssen eine definitive Entscheidung nach der einen oder anderen Richtung bringen Der Diplomatie, welche in gleich intensiver Weise an der Entscheidung über Krieg oder Frieden mitwirkt, wird hoffentlich die Wahrung des Weltfriedens gelingen. Die letzten Nachrichten über die Haltung Russlands sowie die inneren serbischen Sensationsnachrichten werden vielleicht ausschlaggebend sein. Nicht ausser acht darf der Hinweis bleiben, dass durch die künstlich erzeugte Kriegsbegeisterung in Serbien und die fieberhaften Rüstungen in diesem Lande ein grosser Rückschlag nach innen fast unausbleiblich ist. Damit bleibt für Oesterreich die Kriegsgefahr auch für den Fall einer friedlichen Intervention der Grossmächte fernerhin akut und schwierig. Dieser Faktor ist vom finanzwirtschaftlichen Standpunkt nicht zu unterschätzen. Mit Recht werden daher von Oesterreich die umfassendsten Vorbereitungen für den Finanzplan der kriegerischen Operationen getroffen. Der Finanzbedarf unserer verbündeten Doppelmonarchie wird nach den derzeitigen Meldungen ein erheblicher sein. Schon jetzt wurden Hunderte von Millionen Kronen als hierzu erforderlich bezeichnet. Welch grossen und durchgreifenden Einfluss das Kriegsgespenst auf die Weltmärkte, insbesondere die österreichisch-deutschen Börsen ausübt, zeigt in scharfen und gravierenden Ziffern die Kursbewegung aller Marktgebiete. Angesichts der anhaltenden Nervosität und der stets widerspruchsvollen Meldungen des Themas „Krieg oder friedliche Lösung des Konfliktes" kam das Geschäft fast vollständig zum Stillstand. Dabei erlitten alle Werte durch die geübte planlose Veräusserung scharfe Kursrückgänge. Von unseren deutschen Börsenplätzen kann man immerhin von einer beachtenswerten Widerstandsfähigkeit sprechen. Eine tiefgehende Beunruhigung hatte neuerdings den Markt der festverzinslichen Rentenwerte ergriffen. Insbesondere hatte die wiederholt konsternierte Haltung des Wiener Platzes auch die Position der deutschen Rentenanleihen beeinflusst. Diesmal haben die Städteanleihen den grössten Kursverlust zu verzeichnen. Die direkte Ursache des neuerlichen Kurssturzes der deutschen Fonds war hauptsächlich der Run auf die österreichischen Sparkassen trotz aller möglichen und sicherlich begründeten Beschwichtigung des Sparpublikums durch die offiziellen Stellen. An den deutschen Börsen machte sich das Fehlen von Interessenten und Aufnahmegruppen des massenhaft zurückfliessenden Materials an Kommunalwerten höchst unliebsam bemerkbar. — Auch die Produktenmärkte werden durch die momentanen Zeitläufte ungünstig für den Konsum beeinflusst. Vor allem die Preise von Weizen, Mehl und anderweitigen Bedarfsartikeln bewegen sich in steigender Richtung. — Die Verhältnisse am Geldmarkt beginnen gleichfalls unter dem Einfluss der Kriegsvorbereitungen und der grossen Entnahmen für Oesterreichs Bedarf sich erheblich zu versteifen. Zu den politischen Wirrnissen an der Donau gesellten sich für die Börsen allerlei andere unliebsame Ereignisse. Die nunmehr aufgehobene Verkehrsstörung und Isolierung in Paris durch den Streik der Telegraphen- und Telephonbeamten hatte vorübergehend die Pariser Börse vom Weltverkehr ausgeschaltet, was für die deutschen Effektenverkäufe in französischen Werten unliebsame Verzögerung verursachte. Die nervöse Panik in England wegen der deutschen Schiffsbauten bewirkte an den deutschen Börsen die verdiente Nichtbeachtung. Anlass zur grossen Reserve boten ebenfalls auch die herrschende Ungewissheit über die Finanzreform und die neuerlichen innerpolitischen Konstellationen der Parteien. Mit diesen Faktoren wird unser heimisches Wirtschaftsleben wohl noch des öfteren zu rechnen haben. — Der starke Widerstand an den Börsen und die wiederholt wahrzunehmenden Kursbesserungen bei klaren politischen Auspizien ist ein Verdienst des neuen Börsengesetzes, das dem Terminhandel breiteren Spielraum lässt und dadurch Kursschwankungen nach Kräften ausgleichen kann. — Die am 1. April ins Leben tretende Güterwagengemeinschaft und die dadurch notwendige erhebliche Vermehrung des Güterwagenparks der bayerischen Staatsbahn wird eine starke Inanspruchnahme der Industrie mit sich bringen. Ueber 10000 neue Güterwagen sind anzuschaffen. Bei dem Stillstand der Industrie wird diese enorme Bestellung überall freudig begrüsst werden. M. Weber.

In der Generalversammlung der **Bayerischen Handelsbank** wurden der Geschäftsbericht, die Bilanz und die sofortige Auszahlung der vorgeschlagenen Dividende von 8,5% genehmigt.

Aus dem uns übersandten Jahresbericht der **Pfälzischen Bank** ist, wie bei vielen anderen Banken dies ersichtlich war, zu entnehmen, dass die Einnahmen an Zinsen geringer waren, jedoch aus Effekten erhebliche Mehrgewinne erzielt wurden. Die Unkosten haben sich erheblich vermehrt Aus dem ermässigten Reingewinn gelangen 5% zur Verteilung.

Die Bayerische Bank für Handel und Industrie erzielte im Jahre 1908 einen zwar erheblich grösseren Umsatz, doch blieb auch bei dieser Bank das Netto-Erträgnis aus ähnlichen Ursachen hinter dem Gewinn aus dem Vorjahr zurück. An Dividende werden trotzdem wieder 5% vorgeschlagen. M. W.







Aufruf!

Golden und Silbern ist die Flagge des Apostolischen Stuhles. Ein goldener Schlüssel, gekreuzt mit einem silbernen, und darüber die Tiara, das ist das Wappen d. Apostolischen Stuhles. Auch in dem Leben desjenigen, welcher heute den Apostolischen Stuhl einnimmt, steht das Silber neben dem Golde. Das goldene Priesterjubiläum des Papstes Pius X. feierten wir im vorigen Jahre 1908, und sein silbernes Bischofsjubiläum fällt in das gegenwärtige Jahr 1909.

Zwischen diesen beiden Jubeltagen nach Rom zu reisen, um dem zweifachen Jubilare zu huldigen, dessen Silberhaar mit dem goldenen Triregnum gekrönt ist, was kann es Einladenderes, was Erfreulicheres geben für einen Katholiken? Wollen wir katholische Bayern bei solcher Gelegenheit nicht auch gleich anderen Völkerscharen, die entweder im vorigen Jahre nach Rom wallten, oder es heuer tun wollen, in die ewige Stadt pilgern, den Vater der Christenheit zu erfreuen und in seinen weltumspannenden Sorgen zu trösten, indem wir ihm so zeigen, daß wir Bayern den Silberschild unseres Glaubens blank halten und den Goldschmuck unserer Liebe und Treue zu Kirche und Papsttum rein und ungetrübt bewahren?

Darum auf nach Rom!

Das Zentralkomitee für bayer. Pilgerzüge:

Dr. Max Freiherr von Soden-Fraunhofen, Präsident.

Der Pilgerzug geht am **Montag, den 26. April**, (nicht 3. Mai) von München-Hauptbahnhof über Padua—Venedig—Loretto—Assisi nach Rom, woselbst achttägiger Aufenthalt. Während dieser Zeit (2. Mai) Seligsprechungsfeier des ehrw. Franziscus de Capillis aus dem Dominikanerorden. Die Rückreise beginnt am Samstag, 8. Mai, und geht über Florenz—Bologna—Verona—Ala nach München-Hauptbahnhof, Ankunft am Dienstag, den 11. Mai. Die Preise für Eisenbahnfahrt, Wohnung, Verpflegung, Wagenfahrten, Trinkgelder und Beitrag zur Pilgerkasse stellen sich für die I Klasse auf ℳ 390.—, für die II. Klasse auf ℳ 300.—, für die III. Klasse auf ℳ 210.—. Anfragen sind, mit Retourmarke versehen, zu richten an das Zentralkomitee für bayerische Pilgerzüge z. H. des Herrn Max Mathäser, München, Kathol. Kasino (Hotel Union), Barerstr. 7/0.





Theologische Neuheiten:

Fasten-predigten: **Das Gebet des Herrn,** ausgelegt und gepredigt im hohen Dom zu Augsburg v. *Michael Rogg,* Domkapl. 58 S. 90 Pf.
Ein Zyklus durchdachter, formschöner Predigten. Urchristliche Wahrheiten in die Erfahrungen und Kämpfe des modernen Menschen hineingestellt.

Die Väter i. d. Schule: **Patristisches Lesebuch,** zum Gebr. an dtsch. Mittelschulen u. höh. Lehranstalten zusammeng. v. *Dr. Th. Deimel,* Religionsprof. VIII, 580 S. M. 4.50/5.50.
Auch ein Hausbuch für jeden Theologen. Eine Sammlung heute noch wertvoller Schätze aus den Schriften der Kirchenväter in praktischer Zusammenstellung mit kurzen Einführungen und Erklärungen.

Katechese auf d. Lande: **Katechetische Skizzen** zunächst für die ungeteilte und zweiteilige Landschule v. *Jak. Bernbeck,* XV u. 356 Seiten mit 10 Abbild. M. 3.—/3.60.
Ein oft gewünschtes, speziell dem Lehrplan und der Eigenart der Landschulen angepasstes, katechet. Hilfsmittel nach „Münchener Methode". Auch f. d. Stadtkatechet, der ‚Skizzen' bevorzugt.

D. Freunden d. Heiligen: **Hagiographischer Jahresbericht** f. d. J. 1904/06 herausg. v. *P. Hildebr. Bihlmeyer O. S. B.* (Beuron) 302 S. M. 5.—.
Enthält mehr, als der Titel besagt! Über jeden Heiligen der neueste Stand der Forschung und ausführliche Literaturangaben. Gegenüber den früheren „Berichten" dem praktischen Bedürfnis angepasst.

Schul-inspektion: **Methodik des Volksschulunterrichtes** v. Domkap. *B. Werthmüller.* M. 2.40.
Gehört in die Hand eines jeden Schulinspektors! Ein Kompendium des Volksschulunterrichtes, aller Lehrgegenstände u. d. Methode aus der Feder des kompetenten Münchener Schulreferenten.

Den Leviten i. Heiligtum: **De profundis!** Geistl. Gedichte v. *Ernst Thrasolt.* 2. A. 128 S. M. 1.50/2.50.
Innerhalb weniger Wochen d. 2. Auflage! Lyrik d. Priesterherzens für Priester. Eine Quelle der Verinnerlichung und Erhebung f. einsame Stunden!

Moderne Apologetik: **Moderne Ideen im Lichte des Vaterunsers.** 8 Vorträge, gehalten v. Rektor *A. Heinen.* 2. Aufl. 153 S. M. 1.50/2.10.
Die 1. Auflage nach 2 Monaten vergriffen. Eine Fundgrube für moderne volkstümliche Apologetik.

☛ Stieglitz-Krug, ‚Schulbibel' siehe bes. Inserate!

Jos. Kösel'sche Buchhandlung, Kempten u. München.

:: **Schönste Festgabe für Weissen Sonntag!** ::

Bereitet den Weg des Herrn!

Erzählungen für Erstkommunikanten. Von **Heinrich Schwarzmann,** Religions- und Oberlehrer in Krefeld.
384 Seiten. Elegant gebunden ℳ 1.60, 2.—, 3.50.

Butzon & Bercker, Kevelaer,
Verleger des hl. Apostol. Stuhles.

Durch alle Buchhandlungen.

Katholische, streng religiöse französische Dame mit 2 Töchtern nimmt aus humanitären Gründen mehrere schwachbegabte junge Mädchen aus kathol. Familien in treue gute Pflege. Gefl. Briefe erbeten an **Madame Ramet** 61 rue de la poste Verte **Caudebec les Elbeuf** S. Infr.



Alois Dallmayr

Königlich Bayerisch.
u. Herzoglich Bayer.
Hoflieferant



München
Dienerstrasse 15

Telephon 4747, 4748

empfiehlt feinste, zarte, mildgesalzene

Oster-Schinken

in seit Jahren bekannt hervorragender Qualität.

Echte Prager Schinken ▣ Echte Westfäler Schinken ▣ Kalbs-Schinken.

Salzburger Rindszungen, Geräucherte Schweinszungen, Fränk. Rippenfleisch geräuch., Hamburger Rauchfleisch.

Schinken und Zungen werden auf Wunsch gekocht, erstere auch gebacken. Auswärtige Aufträge werden promptest expediert.

Gesamtkatalog über sämtl. Delikatessen, Weine, Liqueure, feine Kolonialwaren und Zigarren steht :: gerne zu Diensten. ::

Arbeiten in Maschinen-Schrift
schwieriger, wissenschaftl. Art, in Latein und den 4 Hauptsprachen
Vervielfältigungen
„Büro Hansa", München, Amalienstr. 50 b/o. — Tel. 5126

Kuranstalt Bad Thalkirchen-München
(Neuzeitliches, durch großen Neubau erweitertes Sanatorium f. Erholungsbedürftige, **Nerven-** u. innere Kranke (spez. Stoffwechselkrankh., Gicht u. Rheumatism., Herz- u. Kreislaufstörungen usw.) Zentralheizung, Wintergarten u. Wandelbahn. Streng diätet. Regime. Erstklassige Verpfleg. Gratisbroschüren d. die dirig. Aerzte **Dr. K. Uibeleisen** und **Dr. K. Benedikt. Teleph. 9040.**

Cigarren

Zeppelin M. 5.— Königin-Mode M. 6.—
Buena Cara M. 7.— Friedensbote M. 8.—
Reinhold Begas M. 9 — Arribo m. Ring M. 10.—
pro 100 Stück moderne Fassons, helle Farben, gut gelagert, repräsentieren das Beste, was Deutschlands Tabakindustrie zu diesen Preisen bietet. Bei 300 St. franko; Muster gegen Einsendung von M. 1.—.

Richard Haggenmiller, Kempten, Algäu
Zigarrengrosshandlung.

Nebenverdienst
durch Empfehlung und Mitverkauf Ia Tees in allen Stadtteilen und außerhalb. Gefl. Briefe unter **7060** an die „**Allgemeine Rundschau**", **München.**

Sanitätsrat Dr. Kober'sche **Poröse Unterkleidung**
gestricktes, poröses Baumwollgewebe, erhält die Haut trocken, schützt vor Erkältung, vermindert daher Husten und Rheumatismus und ist zu jeder Jahreszeit höchst angenehm zu tragen. Grosse Haltbarkeit. Guter und billiger Ersatz aller wollenen Hemden. Preis nur 2.50 Mk., in dichterer Strickart nur 3.— Mk. Unterbeinkleider 2.40 Mk. Unterjacken 1.80 Mk. Bei Bestellungen: Halsweite bei Männerhemden, gewünschte Länge bei Frauenhemden, Leibumfang und Länge bei Hosen. Atteste und Muster gratis.
Mathilde Scholz, Regensburg B. 41½.

Bedeutende Preisermässigung für frühere Jahrgänge der „Allgemeinen Rundschau".

I. Jahrgang 1904 (39 Numm.) gebd. ℳ 5.— (statt 9.50), brosch. ℳ 3.— (statt 7.20).
II., III. und IV. Jahrgang (52 Nummern) gebunden je ℳ 6.— (statt 11.90), brosch. ℳ 4.— (statt 9.60).

Expedition der „Allgem. Rundschau" München, Galeriestrasse 35a Gh.

Herrenstoffe u. Damentuche von 2—12 Mk.

Was ist Reise-Cheviot?

Ein eleganter Anzugstoff in modernen echten Farben, reine Schafwolle, unzerreißbar, 140 cm breit, 3 Meter kosten 12 Mark franko. Direkter Versand nur guter Stoff-Neuheiten zu Anzügen, Paletots, Hosen bei billigen Preisen. Jeder genaue Vergleich überrascht. Aus über 2000 Postorten liegen Nachbestellungen vor. Verlangen Sie Muster ohne Kaufzwang portofrei. **Wilhelm Boetzkes in Düren 81 bei Aachen.**

Neuheiten für Frühjahr und Sommer.



Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber

Dr. Armin Kausen

in München

6. Jahrgang
Nr. 15

10. April
1909



Inhaltangabe:

Quartalspreis
Mk. 2,40
Einzelnummer
20 Pfg

DEUTSCHE BANK.

Hauptsitz in BERLIN, Niederlassungen in:

München, Augsburg, Nürnberg,

Bremen, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Leipzig, London, Meissen, Wiesbaden.

Aktienkapital: 200 Millionen Mark. — Reserven: 103,6 Millionen Mark.

Im letzten Jahrzehnt (1899—1908) verteilte Dividenden: 11, 11, 11, 11, 11, 12, 12, 12, 12, 12 %.

Deutsche Bank Filiale München

Lenbachplatz 2 und Depositenkasse: Karlstr. 21

Deutsche Bank Depositenkasse Augsburg

Philippine Welserstrasse D 29

Post-Scheck-Konto: München Nr. 150, Augsburg Nr. 151.

Konto-Korrent-Verkehr
Scheck- und Depositen-Verkehr
Verzinsungsgelder auf Kündigung
Umwechslung ausländischer Noten und Sorten
Einlösung von Coupons u. Dividendenscheinen
Einlösung verloster Effekten
An- und Verkauf von Wechseln u. Schecks
Einziehung v. Wechseln u. Verschiff.-Dokumenten
Remboursaccept geg. überseeische Warenbezüge
Bevorschussung von Warenverschiffungen
Reisekreditbriefe auf das In- und Ausland
Unavisierte Welt-Zirkular-Kreditbriefe, zahlbar an allen Hauptplätzen der Welt (etwa 1800 Stellen)
Briefliche und telegraphische Auszahlungen
Vermittlung von Börsengeschäften
Bevorschussung von Wertpapieren
Versicherung von Wertpapieren gegen Kursverlust bei Auslosung
Offene Depots — Verwahrung u. Verwaltung v. Wertpapieren — Aufbewahrung von Geschloss. Depots
Vermietung von Schrankfächern (Safes) in den für diesen Zweck besonders eingerichtet. Stahlkammern
Amtl. Annahmestelle v. Zahlungen f. Inhaber von Scheck-Konten bei dem K. K. Österr. Postsparkassen-Amte Wien.

Alle Bedingungen für den Geschäftsverkehr mit der Bank werden auf Wunsch zugesandt. 1)

Kapitalist oder Teilhaber

gesucht.

Ein auf kath. Grundlage beruhendes, seit 30 Jahren bestehendes, sehr gut eingeführtes und hochangesehenes Geschäftsunternehmen in **München**, das fromme und caritative Zwecke fördert, sucht aktiven oder stillen Teilhaber mit Einlage bis zu

300 000 Mark.

Hypothekarische Sicherstellung! Verzinsung und Gewinnanteil durchschnittlich **10 % p. a.** — Mindestrente von 8 % wird garantiert.

Briefe unter **J. M. J. Nr. 7** hauptpostlagernd München.

Katholische, streng religiöse französische Dame mit 2 Töchtern nimmt aus humanitären Gründen mehrere schwachbegabte junge Mädchen aus kathol. Familien in treue gute Pflege. Gefl. Briefe erbeten an **Madame Ramet** 61 rue de la poste Verte **Caudebec les Elbeuf** S. Infr.

Verlag von Gebr. v. Danwitz, Kevelaer.

Hervorragende Neuerscheinungen:

„Gastmahl der Seele.“ Kommunion- u. Gebetbuch mit 37 Kommunionandachten für Welt- und Ordensleute von P. **Heinrich Müller,** S. V. D. 384 Seiten. Gebunden in Leinwand, Rotschnitt *M* 0,90 und besser.

„Goldenes Beicht- und Kommunion-Büchlein.“ Besonders für Wallfahrer. Von P. **Johs. Schäfer,** S. V. D. 96 Seiten. Geb. in Skytogenband 20 Pfg.

„Der kommunizierende Christ.“ Kommunion- und Gebetbuch für Welt- und Ordensleute von P. **Johs. Schäfer,** S. V. D. 800 Seiten. Geb. in Leinwand, Rotschnitt *M* 1,70 und besser.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bitte nicht lesen ohne sich dauernd zu merken, dass wir alle **Bücher** (auch Lexika, Klassiker, Weltgeschichte usw.) **ohne Anzahlung und ohne Preiserhöhung auf laufendes Konto** gegen **monatliche Raten von 3–5 M.** liefern. **Referenzen: 20000** Geistliche, Offiziere, Aerzte, Juristen, Lehrer, Lehrerinnen, Beamte, fürstliche und adelige Herrschaften usw. **Fried. Kratz & Cie**, Versandbuchhandlung, **Köln a. Rh**, Stolkgasse 49, Verlag der Jugend- und Volksbibliothek des Kath. Lehrerverbandes des Deutschen Reiches, Pr. Rhld

---

Schreibmaschinen

(Gelegenheitskäufe)

neu und alt, mit u. ohne Garantie offeriert zu wohlfeilen Preisen

A. Wehnert, Berlin S. 14

Trierischer Winzerverein, A.-G.



etzlich eschützt.

TRIER

Vereinigung v. Winzer-Genossenschaften und Winzern zum Vertrieb garantiert

naturreiner Weine

von der Mosel u. von der Saar.

Fass- und Flaschenweine von 70 Pfg. an.

Ausführliche Preislisten zu Diensten.
Lieferant vieler Offizier- u. Zivil-Kasinos.

Filialen:
Berlin SW. 68, Zimmerstr. 29 und **Leipzig**, Löhrsplatz 2

Die Leser

werden freundlichst gebeten, bei allen Anfragen u. Bestellungen, die sie auf Grund von Anzeigen in der

„Allgemein. Rundschau“

machen, sich stets auf die Wochenschrift z. beziehen.



Dem hochw. Klerus

empfehle ich mich bei Anschaffung von **Paramenten, Fahnen usw.** unter Zusicherung billigster u. reellster Bedienung. Bei Barzahlung angemessener Rabatt, im übrigen Zahlungserleichterung nach Möglichkeit.

Max Altschäffl, München
Paramentenanstalt u. Fahnenstickerei
Karlstrasse 52/II.

Alle bisher erschienenen Nummern werden nachgeliefert.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts., Dänemark 2 Kr. 48 Oer., Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gb. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 15. München, 10. April 1909. VI. Jahrgang.

Osterfreude.

Von Dr. Lorenz Krapp, Bamberg.

Auferstehung! So innig und lieb uns das Weihnachtsfest ist, so sehr das Pfingstfest im Schmucke des Frühlings unsere Seele ergreift: das Hochfest der Natur ist doch Ostern. Denn um die Osterzeit kreist der Saft der Pflanze mächtiger als sonst in Baum und Strauch; die Wipfel treiben Blätter und die Stämme Schößlinge; jahraus jahrein geht ein neuer Werderuf durch die Welt beim Klang der Glocken von Ostern.

Auferstehung, Ostern... Das Hauptfest der Kirche macht auch das Menschenherz höher schlagen. Sie sagen oft, die christliche Religion sei eine Religion der Trauer. Wie verkennt Ibsen im „Kaiser und Galiläer" das Wesen des Christentums, wenn er in ihm nichts sieht als eine Philosophie der Leiden; wie bäumt Nietzsches Irrtum sich auf gegen „den Hebräer, den die Prediger des langsamen Todes ehren"! Aber in Wahrheit ist der tiefe Pessimismus auf seiten Nietzsches und Ibsens; und die Gefühlskräfte, die der gläubige Besitz der Lehre Christi in den Seelen der Menschen und Völker auslöst, sind vielmehr jene, die der feinsinnige Kirchenfürst auf dem Rottenburger Stuhle bezeichnete mit dem Worte seines letzten Buches „Mehr Freude".

Die neue Zeit ist mehr und mehr freudlos geworden. Der Nationalökonom, der Kulturpsychologe weiß, woran das liegt. Was Darwin in der schillernden Phrase vom struggle for life, vom Kampf ums Dasein, meinte, das hat seinen Kern Wahrheit doch in sich, wenn wir ans soziale Leben unserer Zeit denken. Der Klassenhaß und der Rassenhaß, die beiden furchtbarsten Probleme der modernen Völker; die Notwendigkeit der höchstgesteigerten Arbeitsleistung, um im Wettkampf der Gesellschaft bestehen zu können: das alles hat den Blick der Welt von heute mehr und mehr dem Geistigen entfremdet. „Diesseitskultur", ein hartes Wort; denn es ist gleichbedeutend mit einer Kultur der inneren Verödung, der hoffnungsleeren Freudelosigkeit. Und doch schwören Tausende und Millionen um uns auf dies Wort und sehen in ihm das Wesen unserer ganzen Kultur begriffen.

Aber wo liegt im letzten Ende jene Quelle, aus der in unsere Seelen jene besänftigende und gleichmütige, jene uns mit höherem Schwunge und idealerer Spannkraft erfüllende Stimmung fließt, die wir Freude nennen? Doch in nichts anderem als im Bewußtsein des sicheren Besitzes innerer Wahrheiten. Nur wer auf festem Grunde steht, kann sicher und freien Hauptes hinschreiten, nicht jener, der beständig das Wanken des Bodens unter seinen Füßen fühlt. Gewiß: auch in einem Hause, das über dem Rollen eines Vulkans aufgebaut ist, läßt sich tanzen und pokulieren. Aber das ist keine Freude, was aus den Augen der Menschen in einem solchen Hause spricht: es ist die Stimme der Angst, die wähnt, mit Jubelliedern die Schrecken des Untergangs beschwören zu können, gleich Kindern, die singend den dunklen Wald durchschreiten, um ihre Furcht zu betäuben.

Nein, das Lied von der Freude, das große erlösende Lied, können nur die singen, deren Haus auf dem Granit ewiger Wahrheiten gegründet steht. Denn nur sie kennen die tiefste Quelle der Freude, und diese heißt Seelenruhe.

Tiefer und tiefer lebt sich dieser Gedanke ein in die Herzen gerade der erleuchtetsten Geister unserer Zeit, vor allem in die der Künstler. Es geht in der Tat neben jener entfesselten Sturmflut des Hasses und Spottes gegen den Erlöser doch ein anderer breiter Wellenzug durch die Kunst unserer Tage, ein Wellenzug, der im letzten Ende mündet beim Kreuz. Das Heimweh nach der Freude wird zum Heimweh nach dem Erlöser. Immer und immer wieder rühren die Künstler unserer Tage in geheimem Jubel erschauernd ans Bild des Erlösers, ans große Gnadenbild für ihre Kunst. Die einen mögen es nur äußerlich tun, aber die anderen reißen uns doch hin durch die tiefen Ergriffenheiten ihrer Seele. Wunderbare Bilder rufen sie oft empor: sie sehen den Heiland durch die Kornfelder Galiläas schreiten, während er seinen Jüngern die Geheimnisse der Erlösung deutet, und sehen ihn dann wieder als den großen Sieger über Sturm und Woge, der dem sinkenden Petrus die Hände reicht. Oder sie stellen sein Bild hinein ins Leben und Treiben von heute: so etwa, wenn ihn Vierordt feierlich, morgenländisch gekleidet, durch das knirschende Rädergeräusch der modernen Fabrik gehen sieht, während er den „wangenbleichen, hohläugigen" Arbeiterinnen die Hände zum Segen auf die Stirne legt. Sie erkennen die Größe seiner Persönlichkeit; während wir wie arme gefangene Vögel hinter den Gittern unserer Gewohnheiten, Bedürfnisse und Leidenschaften im Kerker schmachten, sehen wir ihn draußen im hellen Licht vorübergehen, den Zeitlosen, Bedürfnislosen, den „Schönsten der Menschenkinder". Sie spüren die gewaltige Wirkung seines Namens in der Weltgeschichte: über dem Totenchor der großen Helden der Vergangenheit von Alexander, Cäsar und Karl dem Großen an bis auf uns ragt seine Lichtgestalt empor, noch immer lebendig, von Millionen und Milliarden mit glühender Liebe geliebt, kein Gleicher unter Gleichen, sondern er als unerreicht Höchster unter allen, die je über die Erde schritten. Und wenn auch viele dieser Künstler noch nicht zur Erkenntnis dessen sich durchrangen, daß Formeln wie „Idealmensch" und andere die über alles Menschenerkennen erhabene Größe Jesu Christi nicht erfassen können, daß er in Wahrheit Gott und Sohn Gottes ist: es sind doch schon Schimmer seines Lichts, was sie verspüren, und selbst blasse Lichtstrahlen sind doch schon besser als völliges Tasten im Dunkel.

Und wie in der Kunst, so auch im Leben. Welch trübes Fazit hat nicht Werner Sombart, der feinsinnige, gedankenkühne Volkswirtschaftler, aus der großen Rechnung unseres Zeitalters gezogen? Anhäufung ungeheurer materieller Werte, aber seelische Vereinsamung, Versandung und Herzensleere: das ist sein furchtbares Resultat. Aber auch hier zeigt sich schon der Hunger nach Freude, der Hunger nach dem Erlöser. Vor allem die Arbeiterklasse — sie, die am meisten durch die neue kapitalistische Entwicklung an inneren Werten verlor — wendet mehr und mehr ihr Interesse Geistesfragen zu, Fragen der Philosophie, der Religion. Es ist eine Rückwärtsbewegung aus der Welt der Materie zu der des Geistes; es ist eine Rückkehr zum alten deutschen Idealismus, der im Lebensproblem doch mehr sieht als eine „Magenfrage", wie über drei Jahrzehnte lang das widerliche Schlagwort lautete.

„Mehr Freude": es liegt in der Tat in den zwei Worten das ganze Programm des Christentums gegenüber der neuen Zeit. Eine Auferstehung der Zeit zur alten Hoffnung und dem alten Glauben, ein Ostern der Völker, ein sieghaftes Ueberwinden des lähmenden Pessimismus, des alle Seelenruhe erstickenden dumpfen Materialismus, der hastenden Genuß mit Freude verwechselt: das allein wird der Welt „den Frieden geben, den die Welt nicht geben kann", und der im letzten Grunde doch das bildet, was allein wert ist, „Freude" genannt zu werden.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Nachwehen der überstandenen Krisis.

Osterferien und Frühjahrsreisen der Fürsten und Staatsmänner folgen auf die kritischen Wochen. Fürst Bülow hat sich bereits nach Italien begeben, und der Kaiser will nach dem Feste seine Korfufahrt antreten. Die österreichischen Brüder haben freilich noch mit der Aufräumung zu tun, die bekanntlich nach jedem gelöschten Brande viel Arbeit macht. Serbien hat noch vor Quartalsschluß die verlangte Verzichts-, Abrüstungs- und Freundschaftserklärung in Wien abgegeben, doch sonst keinen Schritt zur politischen Annäherung oder wirtschaftlichen Verständigung getan. Die Abrüstung auf österreichischer Seite geht nicht so schnell vorwärts, weil die Wiener Regierung noch nicht die Gewißheit hat, daß die serbischen Banden sich ohne jede Stillung des irregulären Tatendurstes auflösen werden. Zu dem vielfach befürchteten Aufstand und Bürgerkrieg ist es noch nicht gekommen. Einige Pronunziamentos aus dem Offizierkorps zugunsten des abgedankten Kronprinzen Georg haben bisher keine Weiterungen nach sich gezogen. Auch die Nachricht von dem Abdankungsentschluß des Königs Peter hat sich nicht bestätigt; doch wird Oesterreich für alle Fälle auf der Wacht bleiben müssen.

Ungeregelt sind noch die Beziehungen zu Montenegro. Der kleinere Bundesbruder von Serbien war in der letzten Krisis fast der Vergessenheit anheimgefallen. Hoffentlich wird der erforderliche Nachtrag zum Friedenswerke jetzt bald zustande kommen auf die Anregung hin, die Rußland bei der Beantwortung der österreichischen Anerkennungsnote gegeben hat.

Nach Erledigung des serbischen „Zwischenfalles" hat nämlich die Wiener Regierung bei den Signatarmächten die förmliche Anerkennung der Annexion nachgesucht. Die Mächte werden nach der vorhergegangenen Verständigung dem Folge geben, das heißt durch gleichmäßige Note der Aufhebung des Artikel 25 des Berliner Vertrages (Okkupation von Bosnien und der Herzegowina) zustimmen. Rußland will nun gleichzeitig den Artikel 29 zur Aufhebung bringen, das heißt die Schranken beseitigen lassen, die vor 30 Jahren der Bewegungsfreiheit Montenegros gezogen wurden. Oesterreich hatte bekanntlich von vornherein erklärt, daß es auf alle ihm zustehenden Vorrechte gegenüber Montenegro verzichte. Somit wird die förmliche Emanzipation dieses Zwergstaates sich glatt abwickeln können. Auch für die großmächtige Diplomatie gilt der triviale Spruch: wenn man über den Hund gekommen ist, kommt man auch über den Schwanz.

Was die Anerkennung der Annexion mittels Notenaustausches angeht, so erfahren wir aus den nachträglichen offiziösen Polemiken, daß Deutschland in St. Petersburg den Gedanken eines solchen Ausweges angeregt hat. Auf Grund des freundschaftlichen Gedankenaustausches zwischen Berlin und Petersburg stimmte die russische Regierung dem Gedanken zu; darin bestand die entscheidende Schwenkung der russischen Politik, welche die Beschwörung der Kriegsgefahr ermöglichte. Die anderen Regierungen haben sich, wie wir weiter erfahren, „nach einigem Zögern" dem deutschen Gedanken angeschlossen. Wenn unsere Offiziösen den kleinen Zusatz machen: „nach einigem Zögern", so läßt das, um mit Sabor zu reden, tief blicken. Es hat also bei „anderen Regierungen" Einflüsse gegeben, die noch weniger Friedensbedürfnis hatten als die Mitglieder des russischen Kronrats.

Unsere Diplomatie hat sich zweifellos um den Frieden verdient gemacht, als sie in Petersburg die Anregung zur Beschreitung des erwähnten Ausweges gab. Der „Gedanke" an sich (Anerkennung durch Notenaustausch) war ja keineswegs neu, sondern von der österreichischen Diplomatie schon von Anfang an proponiert worden. Es kam nur darauf an, im richtigen psychologischen Moment in Petersburg den Anstoß zur Beschreitung des Ausweges zu geben. Die Erwägung, die dem deutschen „Gedanken" zugrunde lag, war offenbar die: Serbien begründet seinen zähen Widerstand damit, daß die Annexion ja von den Mächten noch nicht anerkannt worden sei. Wenn man ihm diesen Vorwand für seine Unnachgiebigkeit noch länger beläßt, so ist ein militärisches Vorgehen Oesterreichs unvermeidlich. Eine schnelle Sanktion der Einverleibung Bosniens auf dem Wege der Konferenz herbeizuführen, ist unmöglich. Also empfiehlt sich die schleunige Vereinbarung der Sanktion auf dem Wege des Notenwechsels.

Die russische Regierung gesteht halbamtlich zu, daß sie sich in der Alternative befunden habe, entweder der Anerkennung mittels Noten zuzustimmen oder den Ausbruch des Krieges zwischen Serbien und Oesterreich zu gewärtigen. Sie will den von Deutschland vorgeschlagenen Ausweg als das kleinere Uebel erwählt haben und tröstet sich mit der Erwägung, daß sie ihr Prinzip (keine Aenderung des Berliner Vertrages ohne Beschluß der Signatarmächte) aufrechterhalten habe. Das „Prinzip" ist freilich gerettet, aber die bisherige Methode der russischen Politik mußte geändert und ihr Ziel preisgegeben werden. Herr Iswolsky und die hinter ihm stehenden Panslawisten erlitten eine Niederlage, und mit ihnen gewisse deutsch- und friedensfeindliche Spekulanten im Westen.

Der Aerger der Unterlegenen äußerte sich alsbald in der Verdächtigung, Deutschland habe die Schwenkung der russischen Politik durch eine „Pression" in St. Petersburg oder gar durch direkte Drohungen mit Mobilmachung usw. erzwungen. Dieser Versuch zur Verhetzung gegen Deutschland ist seitdem systematisch von englischen, französischen und russischen Blättern fortgesetzt worden, und die Bedeutung der Agitation läßt sich danach ermessen, daß die Offiziösen an der Spree und an der Newa sich mit großem Eifer gegen die Fabel von der Pression zur Wehre setzen. Leider hat man den Eindruck, daß nicht bloß aliquid, sondern sehr viel hängen bleibt. Die schönsten Beweise, daß Deutschland nur einen Gedanken in traditioneller Freundschaft unterbreitet habe, verschlagen nicht bei denen, die sich über den tatsächlichen Erfolg Oesterreichs und seines Bundesgenossen ärgern. Die russischen Dumamitglieder und ihre Wähler sollten eigentlich ihren Groll wegen des Echecs des Panslawismus in erster Linie gegen ihre Verbündeten in Paris und London richten; denn durch deren (allerdings wohlbegründete) Scheu vor einer ernsten Kraftprobe wurde Herr Iswolsky isoliert und zum Einlenken gezwungen. Aber die große Mehrzahl der Russen verzeiht den Engländern und Franzosen ihre Schwäche und Unzuverlässigkeit, jedoch nicht den Deutschen ihre Stärke und Festigkeit.

Das Ende vom Liede ist eine neue Aufwallung des Deutschenhasses sowohl im Westen wie im Osten. Fürst Bülow erinnerte in seiner letzten hochpolitischen Rede daran, daß sein großer Vorgänger Bismarck für das Friedenswerk von 1878 bitteren Undank und sogar eine Kriegsgefahr geerntet habe. Der jetzige Reichskanzler zog daraus die Lehre, daß Deutschland in seiner vermittelnden Tätigkeit sehr vorsichtig sein müsse. Er hat auch tatsächlich möglichste Zurückhaltung geübt. Aber in dem kritischen Moment, als alle anderen Hilfsmittel zu versagen schienen, hat er dem Frieden (und nebenbei auch dem russischen Nachbar) den Dienst einer Gedankenanregung in Petersburg nicht versagen zu dürfen geglaubt. Die einfache Mundöffnung hat nun genügt, um den Hetzern den gesuchten Stoff zu liefern. Soll man deshalb das Vorbringen des deutschen „Gedankens" tadeln? Durchaus nicht. Denn bei gründlicher Betrachtung der Personen und Dinge ist gar nicht daran zu zweifeln, daß die nichtsnutzige Hetze gegen Deutschland und seinen Bundesgenossen auch dann in Gang gesetzt worden wäre, wenn Fürst Bülow nichts gesagt, sondern sich mit dem stillen Erfolg begnügt hätte.

Der Erfolg der beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche — das ist die Ursache des Zornes und des Hasses. An Ansehen haben wir viel gewonnen, an Liebe nichts. Oderint, dum metuant! Die Moral davon, die auch in Wien schon halbamtlich gezogen wurde, ist die Notwendigkeit, die mitteleuropäische Wehrmacht auf der überragenden Höhe zu halten. Dabei können und sollen wir freilich das mögliche tun zur Versöhnung und Beruhigung. Deshalb wäre dringend zu wünschen, daß sich die Nachricht bestätigt, England nebst Frankreich und Rußland wollten auf die Konferenz, die nach vollzogener Anerkennung der Angliederung überflüssig sei, überhaupt verzichten. In der Tat läßt die Regelung der noch ausstehenden Einzelheiten sich recht gut durch Verhandlungen zwischen den Kabinetten erreichen. Die Umständlichkeiten einer Konferenz könnten leicht die Empfindlichkeiten neu reizen und den Ränkeschmieden Haken bieten.

Das englische Rüstungsfieber und das Flottenbau-Abkommen.

Wenn in England eine Art Panik ausgebrochen ist und der Rüstungseifer eine geradezu fieberhafte Höhe erreicht hat, so sind dabei zweifellos auch die politischen und psychologischen Nachwirkungen des Erfolges der mitteleuropäischen Kaiserreiche



mit im Spiel. Zu einem Teile ist die Bewegung auf Machenschaften der im „nationalen“ Eifer sich gegenseitig ausstechenden Parteihäupter zurückzuführen, zum anderen Teil aber auf das nicht unbegründete Gefühl, daß England seine überragende Stellung in der Weltpolitik, die durch die „Bündnisse“ des Königs Eduard auf eine nie gesehene Höhe gebracht zu sein schien, wieder zu verlieren droht. Die „Einkreisung“ Deutschlands hat zur schmerzlichen Ueberraschung der Engländer sich nicht durchführen lassen. Mit dem Respekt vor der deutschen Macht überhaupt ist auch die Furcht vor der wachsenden deutschen Flotte ungeheuer gestiegen.

Das liberale Ministerium muß der Selbsterhaltung wegen den Flottenchauvinisten weit entgegenkommen. Um dies mit den Parteigrundsätzen und Wahlversprechungen in Harmonie zu bringen, schiebt man bekanntlich die Frage der vereinbarten Abrüstung in den Vordergrund und beklagt den deutschen Widerstand gegen diese Kulturbestrebung.

Die deutsche Regierung ließ in der Antwort auf diese Anzapfungen bekanntlich die Schlagfertigkeit eine geraume Weile vermissen. Es gehörte auch erheblich viel Mühe und Zeit dazu, ehe Staatssekretär von Schön in der Budgetkommission die Mitteilung machte, daß ein regelrechter Antrag von englischer Seite nicht gestellt worden sei, vielmehr nur zwanglose Besprechungen „maßgebender“ Persönlichkeiten stattgefunden hätten.

Am 29. März ging nun endlich der Reichskanzler im Reichstage auf diese interessante Frage ein. Aber auch noch nicht in einer frischen und flotten Aussprache, sondern durch Verlesung einer diplomatisch wohlabgemessenen Erklärung des Bundesrats. Der Kern derselben ist: die verbündeten Regierungen verharren in der „Zurückhaltung“ hauptsächlich deshalb, weil „keine Formel bekannt geworden, die der großen Verschiedenheit der geographischen, wirtschaftlichen, militärischen und politischen Lage der verschiedenen Völker gerecht würde“.

Einige Stunden später sprach im englischen Unterhause der Minister des Auswärtigen, Grey, über die Grundlage eines Rüstungsabkommens. Aber leider brachte er die vermißte Formel auch nicht zum Vorschein. Seine erste Vorbedingung war, daß die englische Seeüberlegenheit anerkannt und erhalten würde. Darüber ließe sich allenfalls reden, wenn nur der gegenseitige Verzicht auf Flottenbauten in ein richtiges und sicheres Verhältnis gebracht werden könnte. Doch brachte Sir Edward Grey keine praktischen Vorschläge. Er sprach von dem „allgemeinen“ Uebereinkommen, wobei sich alles denken und nichts fassen läßt. Er sprach dann von einem Vergleich der jedesmaligen Jahresbudgets für die Flotte. Deutschland hat aber einen Bauplan auf lange Jahre hinaus festgelegt, die die beste Basis für einen Vergleich bilden würde. Er sprach endlich von einem Austausch von Informationen zwischen den beiden Admiralitäten. Da haben wir soeben ein abschreckendes Exempel erlebt. Die deutsche Regierung hat nämlich der englischen neuerdings sehr genaue Informationen über ihr gesetzliches Programm und dessen Ausführung gegeben. Und was ist der Erfolg? England vertraut unserer Angabe nicht und rüstet nun erst recht um die Wette.

Der Ministerpräsident Asquith spottete in der langen Debatte einmal über die „alten Weiber beiderlei Geschlechts“, die sich und andere in eine Panik trieben. Aber die Regierung selbst unterstützt diese „Alt-Weiber“-Politik durch ihre übertriebenen Angaben über die deutschen Flottenbauten — trotz der amtlichen Information!

So lange das Vertrauen und das Verständnis für die Wirklichkeit fehlen, ist ein Abkommen mit England unmöglich. Bei der jetzigen Stimmung wäre ein Abkommen nur die Quelle neuer Mißverständnisse und Hetzereien.

Das Kesseltreiben gegen die Konservativen.

Fürst Bülow hat im Reichstage auch über die Blockpolitik gesprochen, aber mit einer bemerkenswerten Vorsicht. Er pries die „Idee“, welche ihr zugrunde gelegt worden ist, aber nicht die gegenwärtige Verkörperung dieser Idee.

Seine Auslassungen über die Finanzreform bestätigten die Vermutung, daß die sogenannte Witwen- und Waisensteuer durchgedrückt werden soll. Zu dem Zweck wird mit einem großen Aufgebot der gouvernementalen Hilfsmittel ein Feldzug gegen die konservative Fraktion veranstaltet, die entweder sich unterwerfen oder mit einer Spaltung heimgesucht werden soll. Das ist den Konservativen längst prophezeit worden, daß sie die Kosten der Blockpolitik zu tragen haben werden.

Karfreitag.

Wie ein Todesschatten
Liegt ein Zwielicht
Ueber dieser Erde . . .
„Hin, ans Kreuz mit ihm,
Ans Kreuz!“ . . .
Als ob nach abertausend Jahren
Dies schrecklich Wort noch in ihr nacherzittert',
Trauert heut die weite Erde . . .
„Ans Kreuz mit ihm!“ . . .
Und sie schlugen ihn ans Kreuz.
Ihn, das Licht, die Wahrheit und das Leben . . .

Seele, meine Seele!
Warst denn du nicht auch dabei? —
Einst zwar nicht, aber jetzt
Jetzt, da du das Pfund,
Das er dir voll Gnaden schenkte,
In den Sündenstaub vergraben . . .
Töricht-arme Seele!
Gehe hin nach Golgatha.
Schaue auf zu dem Gerechten,
Bring ihm Reue, tiefe Reue,
Welche edle Früchte zeitigt.
Dann wirst du gewiß vernehmen
Jenes Wort der großen Liebe:
„Heute, Sohn, wirst du mit mir noch
In dem Paradiese sein“

Gust. A. W. Flaig.

Zum französischen Poststreik.

Von Albert Dettling, Paris.

Als vor einigen Monaten das Pariser Fernsprechamt vom bekannten Meister Kurzschluß in Brand gesteckt und zirka 300 000 Nervenstränge eines Weltengehirns von einem sengenden Flammenmeer mit Gewittereffekten in tragischem Behagen verspeist wurden, geriet das geschäftliche Leben der Dreimillionenstadt an der Seine plötzlich ins Stocken. Welch eine Verblüffung und Störung! Den Ameisenhaufen hatte ein Fußtritt verschoben. Paris ist die Stadt der politischen Kämpfe und Ueberraschungen. Der Brand in der Telephonzentrale mit all seinen bedenklichen Folgen im Nah- und Fernverkehr war nur ein Kinderspiel im Vergleich zum Poststreik, der nicht allein den Telephon- sondern auch den Depeschen- und Briefaustausch lahmlegte, die Hauptstadt, den Kopf des Landes, vom Rumpfe trennte, d. h. von der Provinz, und Paris und das halbe Frankreich vom Ausland über Nacht isolierte. Ein Zurücksinken in die Barbarei, von der sich die viel verfoppte Postkutschenzeit wie ein Idealzustand abhebt. Die technische Verwaltungsmaschine des neuzeitlichen sozialen Körpers ist so kompliziert und dabei so delikat geworden, daß ihre Leitung eine tatsächliche Wissenschaft bedingt. Indes dieser nach außen prächtig und vollendet scheinende Apparat hängt vielfach von der Gunst eines Mannes ab. Wenn es z. B. Pataud, dem Sekretär des hiesigen Elektrotechnikersyndikats, gefällt, dann erlöschen die Hunderttausende von Bogen- und Glühlampen auf den zuvor blendend erleuchteten Boulevards und in den elegantesten Prunksalons innerhalb zweier Minuten. Kein französischer König konnte sich je einer solchen Macht rühmen, wie der unverantwortliche Leiter einer diktatorisch verwalteten Gewerkgenossenschaft sie heute besitzt.

Aber kehren wir zum Poststreik zurück — zum „unerhörten Skandal“, wie ihn der „Temps“ nennt, der sich sonst einer ruhigen, gewählten Sprache bedient. Mit dem völligen Ausstand der 5000 Bahnpostbeamten begann er, um sich rasch auf zirka 80 Prozent der übrigen Postangestellten, auf die Telephonisten, Telegraphisten und Briefträger, d. h. auf ein etwa 80 000 Köpfe zählendes Personal auszudehnen und von Paris radienartig auf die Provinz überzuspringen. Nachdem die Arbeitseinstellung bereits 8 Tage gedauert hatte, schwebten immer noch taktische Unterhandlungen zwischen den Vertrauensmännern der Ausständischen und der hart bedrängten Regierung, und wurde in

Riesenversammlungen die Frage erörtert, ob die spärlichen Zugeständnisse der politischen Leiter genügen, ob der Dienst wieder aufgenommen werden soll. Der über 300000 Mitglieder zählende und im anarchistischen Fahrwasser steuernde Arbeitsbund war emsig am Werk, die Beamten, welche das drohende Damoklesschwert der Entlassung da und dort einzuschüchtern begann, zum weiteren Widerstand zu reizen. 200000 Eisenbahnangestellte und die 500000 städtischen Kleinbeamten erklärten sich mit den Ausständischen solidarisch. Ein vergebliches Liebesmühen. Der Generalstreik ist eine Utopie, es sei denn, daß ihm die Bajonette Gefolgschaft leisten, durch einen Gewaltstreich vom Kapital Besitz nehmen und so die soziale Revolution großen Stils flinker Hand und nach anarchistischen Rezepten durchführen. Die Postbeamten bestreiten den revolutionären Charakter ihrer Bewegung und begründen sie mit rein beruflichen Interessen. Sie verlangten den Sturz des Unterstaatssekretärs Simyan, ihres direkten Vorgesetzten, den ihnen Regierung und Kammer grundsätzlich vorläufig verweigerten, eine günstigere Gehaltseinteilung und die bindende Zusage, keinen der Ausständischen zu entlassen. Es kann indes nicht geleugnet werden, daß ein Teil der Beamten gewaltsam in das Haupttelegraphenamt eindrang, die Arbeitseinstellung erzwang, die Apparate außer stand setzte, Stuhlbarrikaden errichtete und nur der numerisch überlegenen Polizeimacht wich. Es ist auch die Frage noch nicht beantwortet, wer die 47 Telegraphenlinien abgeschnitten und weitere 150 beschädigt hat. Es handelte sich keineswegs immer um den Streik der gekreuzten Arme in reiner Form. Die Anzeichen der Revolte waren gegeben.

Die materiellen Schäden des erst nach 10 Tagen beendeten Streiks sind schwerlich festzustellen. Sie beziffern sich bei bescheiden gehaltener Schätzung auf mindestens 150 Millionen Fr., die in erster Linie vom Handel und von der Industrie zu tragen sind. Die Operationen an den verschiedenen Börsen waren infolge der Einstellung des Telegraphen- und Telephondienstes nach dem Ausland fast ganz unmöglich. Banken, große Hotels, Geschäftshäuser und Industrieunternehmungen mußten die Beförderung der Briefe und Drahtnachrichten mittels Sonderreisenden unternehmen. Das größte Pariser Warenhaus (Louvre), in dem täglich zirka 7000 Briefe eintreffen (meistens Bestellungen), mußte sich mit einem Achtel dieser Ziffer begnügen. Daß auch die staatlichen Einkünfte bedeutend litten, ist selbstverständlich. Von Paris allein gehen täglich zirka 7 1/2 Millionen Korrespondenzen und 100000 Depeschen in die Provinz oder ins Ausland ab. Von den letzteren ist kaum ein Zehntel auf dem Normalweg weitergegangen, als der Streik seinen Höhepunkt erreicht hatte. Man packte das Depeschenmaterial schließlich in Säcke, um es als Postgut mit knapper Not bis zur nächsten streiklosen Telegraphenstation weiter zu befördern. Die Postämter der deutschen Grenzstädte Aachen und Straßburg i. E. werden davon berichten können. Die Unterbrechung dehnte sich, trotzdem vom Balkan her das Kriegsgewitter drohte, bis auf das Ministerium des Aeußern aus. Verblüfft erklärte mir eines Abends ein höherer Beamter vom Quai d'Orsay: Von den 14 heute dringend erwarteten diplomatischen Drahtnachrichten sind nur zwei eingelaufen. Die hastig improvisierten Hilfskräfte, d. h. die des Berufshandwerks und der Geographie unkundigen Soldaten, waren der Riesenarbeit nicht annähernd gewachsen und konnten höchstens als Briefträger schätzenswerte Dienste tun. In den Dutzend Bahnhöfen lagerten Tausende von gefüllten Korrespondenzsäcken, die vergeblich des Abganges harrten. Bei derartigen Verhältnissen war es begreiflich, daß auch das Publikum schließlich ungewollt dem Streik beitrat. Die Arbeit der Postämter schrumpfte so auf ein Siebtel zusammen. Der Verlust, den die Staatskasse auf diese Weise erlitt, dürfte 15 Millionen betragen. — Man kann über die verhältnismäßig lange Dauer des Ausstandes in einem der wichtigsten aller öffentlichen Dienste erstaunt sein. Der Grund hierzu ist einfach. Die hiesige Postdirektion mit ihren veralteten Einrichtungen genießt kein sonderliches Ansehen, und mancher freute sich im Innern, daß ihr eine mächtige Schlappe versetzt wurde und der Regierung nebenbei ein mächtiges Duell erwuchs. Und die zu Protestationen sonst leicht geneigten Pariser hielten sich, obwohl selbst hart betroffen, abwartend in ruhiger Reserve. Erst als die hauptstädtische Handelskammer, die 400 der bedeutendsten kommerziellen und industriellen Genossenschaften umfaßt, drohend auf den Plan trat, schien den Ausständischen der Mut zu wanken.

Der Schwerpunkt des Poststreiks liegt nicht auf dem materiellen Gebiet, sondern auf dem der Staatsdisziplin und der inneren Staatspolitik. Zum erstenmal hat die gerade hier zu Lande bis zur höchsten Potenz gesteigerte Beamtenfeudalität demagogisch ihr Haupt erhoben. Die Arbeiter haben das Recht zu streiken, die in Frage stehenden Beamten haben es nicht. Und wenn sie trotzdem davon Gebrauch gemacht haben, so ist damit der Beweis erbracht worden, daß die Autorität des Gesetzes in der dritten Republik bedenklich zu wanken beginnt. Das führende Sozialistenblatt „L'Humanité" schreibt im parteipolitischen Sinne: „Das Proletariat kann sich jetzt einen Begriff machen von der Macht, die ihm der Besitz der Post-, Telegraphen- und Telephonverbindungen verschaffen würde, nicht wenn es sich um rein private Forderungen handelt oder um die Demission eines Unterstaatssekretärs, sondern dann, wenn die entscheidende Stunde seiner Emanzipation zu schlagen beginnt." Das Anarchistenorgan „La Révolution" zeichnet das Ergebnis der Lage mit dem kräftigen Titelwort „Republikanische Fäulnis" und läßt die Schlußfolgerung seiner Ausführungen in dem optimistischen Ausruf ausklingen: „Welch herrliche Aussichten und welch mächtige Hoffnungen!" — Der zweifellos ernste Gefahren bergende innerpolitische Zustand ist der systematischen Schwäche der Regierung und der mit hohlen Phrasen und unerfüllbaren Versprechungen nach Popularität haschenden Volksvertretung in erster Linie aufs Konto zu setzen. Regierung und Parlament werden gegen die auf ungesetzlicher Basis aus Wahlrücksichten vorläufig geduldeten und sich rasch weiterentwickelnden Staatsbeamtensyndikate in den nächsten Jahren noch heiße Kämpfe zu führen haben. Sie werden mitsamt der Republik der wuchernden Anarchie zum Opfer fallen, wenn die politischen Sitten keine gründliche Gesundung, vor allem auf dem Wege der Wahlreform, erfahren. Diese Prophezeiung ist ohne viel Kühnheit von Leuten zu wagen, die sich auf Ursache und Wirkung verstehen. Der Poststreik war ein grell beleuchtetes Symptom der innerpolitischen Gärung und Zersetzung und das logische Ergebnis der Republikanerpolitik der letzten acht Jahre. Das pro forma nur und mit von der Notlage abgerungenen Zugeständnissen beendete Duell, das die elementarsten Regierungsprinzipien aufs Spiel setzte, bedeutet einen gewaltigen Erfolg des Revolutionsgedankens. Die Zukunft muß es zeigen, ob der Selbsterhaltungstrieb der gegenwärtigen Staatsform mächtig genug ist, der Beamtenkoalition mit Streikgelüsten wirksam den Weg zu verlegen.

Bosnien, Oesterreich und Ungarn.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

II.

Alle die „historischen Rechte" Serbiens und Ungarns verschwinden ganz im Nebel gegenüber der Tatsache, daß die Gesamtmonarchie nicht nur dreißig Jahre hindurch Bosnien-Herzegowina verwaltet, kultiviert, zivilisiert hat, sondern auch jetzt mit 55 Millionen Kronen die türkischen Krongüter abgelöst hat. Bei allen gemeinsamen Ausgaben — also auch bei den Blut- und Geldopfern der Okkupation, bei der Pazifikation und Zivilisierung der Okkupationsländer und bei der jetzigen Ablösung — hat die österreichische Reichshälfte 70 Prozent zu leisten gehabt, Ungarn nur 30 Prozent. Wenn also ein Reichsteil berechtigt wäre, Sonderansprüche an Bosnien Herzegowina zu erheben, so wäre es gewiß Oesterreich. Leider stand aber gerade bezüglich des Verhältnisses zu Ungarn das Ministerium Beck nicht auf der Höhe seiner Aufgabe. Da dem Kabinettschef die parlamentarische Erledigung des Ausgleichs mit Ungarn gelungen war, glaubte er wohl, auch ohne besondere Wachsamkeit mit den Magyaren in Zukunft auskommen zu können. Anders ist es kaum zu erklären, daß die Gesetze, mittels welcher die Ausdehnung der Souveränität des Kaisers über Bosnien-Herzegowina von den Parlamenten genehmigt werden sollen, einen verschiedenen Inhalt haben. Im österreichischen Gesetzentwurfe ist mit keinem Worte die Rede von historischen Rechten, im ungarischen aber heißt es, „Se. Majestät haben mit Rücksicht auf jene alten Bande, welche seine ruhmreichen Vorfahren auf dem ungarischen Thron an diese Länder knüpften", seine Souveränität auf diese Länder ausgedehnt. Im österreichischen Motivenberichte heißt es, daß „in dem gebietsrechtlichen Verhältnisse der beiden Provinzen zu Oesterreich und Ungarn eine Aenderung nicht eintritt" und daß die Länder „durch das gemeinsame Ministerium unter Einfluß der österreichischen und der



ungarischen Regierung verwaltet werden"; im ungarischen Motivenberichte aber heißt es, daß man „die moralische Berechtigung zur Annexion auch aus der uralten Verbindung schöpfen könne, welche diese Provinzen an die Länder der heiligen ungarischen Krone knüpfe"... „Dieses Band wurde nur durch das Kriegsrecht gelöst, allein unseren Anspruch auf dieselben haben wir nicht nur stillschweigend, sondern in dem königlichen Titel auch öffentlich aufrecht erhalten und in dem königlichen Inauguraldiplom wie im Königseide sichergestellt... Diesen unseren Rechtsverhältnissen entsprechend stellt § 1 des Entwurfes die Ausdehnung der Souveränitätsrechte Sr. Majestät auf Bosnien und die Herzegowina fest."

Wenn das so motivierte ungarische Annexionsgesetz die Sanktion des Monarchen erhält, so ist damit auch die Streitfrage über die Zugehörigkeit der neuen Provinzen gelöst: sie gehören dann zu Ungarn. Es ist geradezu unfaßbar, daß man den beiden Parlamenten verschiedenlautende Gesetzentwürfe über einen und denselben Gegenstand vorlegt, umso unfaßbarer, da all die Ausgleichsstreitigkeiten zwischen Oesterreich und Ungarn daher kommen, daß man die Ausgleichsgesetze von 1867 verschieden textierte und dadurch den Magyaren zu falschen Auslegungen dieser Gesetze willkommene Handhaben bot. Ein halbwegs wachsamer und seiner Aufgabe gewachsener Ministerpräsident Oesterreichs hätte doch aus der Unheilsquelle von 1867 lernen sollen und eine gleichlautende Textierung der Annexionsgesetze verlangen müssen.

Die ungarische Textierung hat den Magyaren natürlich Mut gemacht, die bedingungslose Einverleibung Bosnien-Herzegowinas in Ungarn zu verlangen. Der Abgeordnete Kmety, Professor für ungarisches Staatsrecht an der Budapester Universität, hat auch schon einen dahinzielenden Gesetzentwurf ausgearbeitet. In diesem heißt es, daß „Seine Kaiserliche und Königliche apostolische Majestät in der Absicht, Bosnien und der Herzegowina eine Autonomie zu gewähren, mit Rücksicht auf die avitischen Bande, die seine glorreichen Vorfahren auf dem ungarischen Königsthron mit diesen Provinzen verknüpften, die Souveränitätsrechte der ungarischen heiligen Krone (!) auf diese Provinzen ausgedehnt und dieserart sie wieder erworben hat", womit Oesterreich einfach ausgeschaltet ist. Und Professor Kmety trug nicht das geringste Bedenken, öffentlich zu erklären, unter den ungarischen Staatsrechtslehrern bestehe nicht die geringste Meinungsverschiedenheit darüber, daß die Gesetze, welche bisher die Verwaltung der Okkupationsländer zwischen Oesterreich und Ungarn regelten, obsolet, veraltet, hinfällig geworden seien, daß Ungarns Gesetzgebung kurzerhand Bosnien-Herzegowina als Nebenländer der ungarischen Krone und deren Bewohner als ungarische Staatsbürger erklären solle.

Es ist für einen Staatsrechtslehrer, der doch die fachwissenschaftliche Literatur kennen muß, ein verbrecherischer Leichtsinn, solche Erklärungen mit wissenschaftlicher Autorität in die Welt zu setzen, denn der schroffste Gegensatz seiner Worte ist die tatsächliche Wahrheit. Hier der Beweis. Professor Dr. Nagy schreibt in seinem „Staatsrecht Ungarns" (1907, Seite 457): „Zur Abänderung jenes Verhältnisses, in welchem Bosnien und die Herzegowina gegenwärtig zur Monarchie stehen, ist gleichfalls die legislative Genehmigung der beiden Staaten der Monarchie notwendig." Genau so schrieben die Staatsrechtslehrer Kiß (Seite 154) und Horvath (S. 109). Und Professor Ferdinandy schreibt in seinem „Staatsrecht Ungarns" auf Seite 571: „Die sich auf die Regierung Bosniens und der Herzegowina und auf deren Verhältnis zu Oesterreich und zu Ungarn beziehenden Gesetze haben den Charakter von zwischen Ungarn und Oesterreich abgeschlossenen internationalen Verträgen und zu jeder Modifizierung derselben ist die übereinstimmende Genehmigung der zwei Staaten erforderlich." Interessant nnd pikant ist, was derselbe Professor Kmety in seinem „Lehrbuch des ungarischen Staatsrechtes", 4. Auflage 1908, Seite 147, diesbezüglich schreibt: „Ueberhaupt ist zu allen Veränderungen jenes Verhältnisses, in welchem Bosnien und die Herzegowina zur Monarchie stehen, die einverständliche Genehmigung der Gesetzgebungen der zwei Staaten notwendig." Unsterblicher kann sich doch kaum ein Gelehrter blamieren. Man sieht: es sind alle Staatsrechtslehrer einig in dem Gegenteil von jenem, was Professor Kmety behauptet hat, nicht einmal er selbst macht davon eine Ausnahme.

Und doch gibt es einen Staatsmann, sogar einen gemeinsamen Minister des Kaisers, welcher sich auf den nachgewiesen unrichtigen Standpunkt stellt und jetzt schon in der Verwaltung Bosniens von diesem aus handelt: der gemeinsame Finanzminister Baron Burian. Freilich ist er ein Koalitionsmagyare.

Streben.

Es treibt mich fort, dem Glücke nachzujagen,
Und mag es immer wieder mir entrinnen,
So läßt das seltne Ziel mich alles wagen,
Im wilden Lauf den Gipfel zu gewinnen.

Oft seh' ich seinen Marmortempel ragen,
Von Gold die Pforten, von Granit die Zinnen, —
Nur meine Sehnsucht kann mich zu ihm tragen,
Und meine Hoffnung läßt mich neu beginnen. —

Doch habe ich den steilen Grat erklommen,
Dann will des Tempels Größe mir entschwinden,
Der mich empfängt mit drängendem Willkommen;

Denn nur im Kampfe kann ich Lust empfinden,
Und die Erfüllung hat die Kraft genommen,
Des Preises ganze Schönheit aufzufinden.

Joseph Faßbinder.

Internationale Vorkehrungen gegen die Pornographie.

Mit einfachem Ableugnen läßt sich gegen die schreienden Beschwerden über die wachsende Schmutzflut nichts mehr ausrichten. Auch die Phrase von der Freiheit der Kunst, die durch „Mucker und Pfaffen" bedroht sei, zieht nicht mehr. Die Gegenbewegung greift immer mehr auch in liberale Kreise hinüber. Die vom „Volksbund zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild" (Geschäftsstelle Berlin NW. 87, Brüsselbrücke) unlängst an den Reichstag und an die verbündeten Regierungen gerichtete Eingabe, welche sich vor allem gegen anstößige öffentliche Auslagen, Schaufenster, Kinematographen, Mutoskope wendet, hat auch in den Reihen der linksstehenden Parteien starken Eindruck gemacht. Der Eingabe waren die ersten 10000 Originalunterschriften beigefügt von Männern und Frauen aller Stände und aller Gegenden Deutschlands aus Stadt und Land. Die Unterschriften spiegeln deutlich die wachsende Beunruhigung aller Volkskreise über die ungehemmte Verbreitung des Schmutzes in Wort und Bild in der Oeffentlichkeit wieder. Gleichzeitig ging die Eingabe den Landtagen der Bundesstaaten zu.

Auf dem in der Osterwoche zu Köln stattfindenden Delegiertentage der gleichfalls auf interkonfessioneller Grundlage ruhenden Männervereine wird man diesmal auch von manchen beginnenden Erfolgen berichten können. Geheimrat Roeren, der Vielverlästerte, hat das tröstende Bewußtsein, daß seine Bestrebungen in weiteren Kreisen immer mehr gewürdigt werden, auch von früheren heftigen Widersachern. Vor zwei Jahren hätte man es noch für völlig unmöglich gehalten, daß der freisinnige Abg. Müller-Meiningen sich auf diesem Gebiete noch einmal mit dem Zentrumsabgeordneten Roeren zusammenfinden werde. Und doch ist in der Reichstagssitzung vom 31. März bei Beratung des Etats des Auswärtigen Amtes das Unglaubliche geschehen.

Eine von der Zentrumsfraktion eingebrachte Resolution ersuchte den Reichskanzler, die erforderlichen Schritte zur Ausbildung des internationalen Gewerberechts einzuleiten, wonach die gewerbsmäßige Herstellung und Verbreitung unsittlicher Schriften und Bilder unterdrückt wird. Eine von den Freisinnigen eingebrachte Resolution verfolgt dasselbe Ziel auf einem anderen Wege. Müller-Meiningen beantragte, der Reichskanzler möge der Frage näher treten, in welcher Weise durch internationale Abmachungen dem Handel (Ein- und Ausfuhr) mit unzüchtigen Schriften, Abbildungen und Darstellungen wirksam begegnet werden kann. Durch vorausgegangene mündliche Besprechungen zwischen Roeren und Müller, die der liberale Abgeordnete für München I, Wölzl, vermittelt hatte, wurde ein erfreuliches Einverständnis zwischen den beiden bisherigen Gegnern erzielt. Roeren verzichtete auf die Resolution des Zentrums zugunsten der vorher nach seinen Wünschen abgeänderten Resolution Müller-Meiningen, und diese fand schließlich ohne Widerspruch einstimmige Annahme. Nachstehend die wichtigsten Einzelheiten aus der Debatte:

Abg. Geheimrat Roeren (Zentr.) Die Notwendigkeit eines internationalen Vorgehens gegen die Pornographie ist sowohl vom englischen Parlament wie auch namentlich von der Société Internationale zur Bekämpfung der Pornographie, der 80 Organisationen aus allen Ländern angehören, anerkannt worden. Ein internationales Vorgehen ist notwendig, einmal, weil die Verfolgung dieser Schmutzliteratur an sich schon mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden ist, dann aber und vor allem aus rechtlichen Gründen. Mit Rücksicht auf das für das Strafrecht geltende Territorialprinzip, wonach eine Handlung im Inlande nur bestraft werden kann, wenn sie auch im Inlande begangen ist, bleibt die vom Auslande her erfolgte Anpreisung und Verbreitung an sich strafbarer Pornographien straflos. Die Folge ist, daß die pornographische Produktion nicht im Inlande, sondern nach dem Auslande verbreitet wird, und so hat in Deutschland der Import aus dem Auslande [aber auch der Export] geradezu ungeheuerliche Dimensionen angenommen. Es ist festgestellt worden, daß allein für die Anpreisung derartiger pornographischer Erzeugnisse in Deutschland jährlich rund 1 Mill. Mark aufgewendet werden.

Die Ueberschwemmung Deutschlands mit derartigen schmutzigen Erzeugnissen hat wenigstens die eine erfreuliche Erscheinung gebracht, daß auch denjenigen die Augen über diese ungeheure Gefahr geöffnet worden sind, die noch vor zehn Jahren von einer gesetzgeberischen Bekämpfung dieses Unwesens nichts wissen wollten. Während vor 10 Jahren diejenigen, die ein gesetzgeberisches Vorgehen verlangten, sich gefallen lassen mußten, als Sittlichkeitsschnüffler, als Heuchler und Mucker verschrien zu werden, erhalten sie heute Zuzug aus Kreisen, auf die sie früher gar nicht rechnen konnten. Erst kürzlich ist ein öffentlicher Aufruf erschienen, unterzeichnet von Vertretern der Kunst und Wissenschaft, darunter nicht weniger als 17 Professoren, die speziell gegen den Schaufensterunfug auftreten und sich sogar verpflichten, diejenigen Geschäfte in Zukunft zu boykottieren, die pornographische Erzeugnisse im Schaufenster auslegen.

Deutschland hat ein ganz besonderes Interesse daran, einem internationalen Vorgehen das Wort zu reden, weil es dem Import aus dem Auslande völlig schutzlos ausgesetzt ist. Während Deutschland bereits Schutzbestimmungen gegen die Herstellung und Verbreitung von Pornographien hat, gibt es im Auslande solche Bestimmungen noch nicht, und die Folge ist, daß die ausländische Produktion ihr Hauptabsatzgebiet in Deutschland sucht. Trotzdem hat sich die französische Regierung bereits im vorigen Jahre veranlaßt gesehen, ein Rundschreiben betr. eine internationale Konferenz zu erlassen.

Der Antrag der Freisinnigen bewegt sich in derselben Richtung wie unsere Resolution, und wir wollen in der Sache genau dasselbe. Da die Herren außerdem so freundlich waren, auf Grund mündlicher Besprechung ihre ursprüngliche Resolution unseren Wünschen entsprechend abzuändern, so werden auch wir Entgegenkommen zeigen und dem freisinnigen Antrage zustimmen. Wir hoffen bestimmt, daß unsere Resolution einstimmig angenommen wird. Es handelt sich bei unserer Resolution um eine Maßnahme, bei der alle Parteigegensätze zurücktreten können und müssen, da sie lediglich diktiert ist durch das Interesse für die Kraft und Gesundheit unseres Volkes. (Lebhafter Beifall rechts und im Zentrum.)

Abg. Dr. Müller-Meiningen (Frs. Vp.) begründet die von ihm eingebrachte Resolution. Der Resolution des Zentrums stehen wir zwar sympathisch gegenüber, aber wir halten sie nicht für durchführbar, denn wir haben kein internationales Gewerberecht. Was inhibiert werden muß, ist der internationale Handel mit unsittlichen Bildern, und deshalb bitte ich um Annahme unserer Resolution.

Staatssekretär v. Schön: Das Auswärtige Amt steht dem Grundgedanken beider Resolutionen mit voller Sympathie gegenüber, aber es ist der Ansicht, daß die Resolution Müller-Meiningen vorzuziehen ist. Die Bekämpfung des Handels mit unzüchtigen Schriften usw. durch Vereinbarung mit auswärtigen Staaten ist bereits im Reichstag angeregt worden. Damals war es der inzwischen verstorbene Abg. Stöcker, der die Sache zur Sprache brachte. Das Auswärtige Amt trat damals mit den inländischen Amtsstellen ins Benehmen. Die Behörden, insbesondere die Postbehörden, hindern mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln die Einfuhr unsittlicher Schriften. Da, wo die Absender solcher Schriften ermittelt werden, sind auch regelmäßig Anträge auf Strafverfolgung gestellt worden; in vielen Fällen ist auch Bestrafung erfolgt. Mit Oesterreich und Italien besteht eine Abrede, nach welcher auf Grund der Gegenseitigkeit eine Auslieferung stattfindet wegen Feilhaltens und Verbreitung unsittlicher Schriften usw. Vor 14 Tagen ist von der französischen Regierung die Anfrage an Deutschland gerichtet worden, ob es die Einladung zu einer Konferenz annehme, welche Maßregeln gegen den Handel mit pornographischen Erzeugnissen beraten solle. Wir haben uns selbstverständlich bereit erklärt, an der Konferenz teilzunehmen, und ich bin überzeugt, daß es unsere Stellung auf der Konferenz besonders stärken wird, wenn Sie die Resolution einstimmig angenommen haben.

Niedere Bühne, Polizei und Presse.

Von

Dr. Otto von Erlbach.

Die Verteidiger der seit dem energischen Vorgehen der „Allgemeinen Rundschau" so anrüchig gewordenen „Brettlmoral" haben neuerdings zu dem fragwürdigen Mittel gegriffen, daß sie das Münchener Polizeipräsidium als besonders rückständig und von „muckerhaften" Erwägungen beeinflußt verdächtigen. Es wird die Legende verbreitet, daß es überhaupt keine schärfere Polizeizensur gebe als die Münchener. Einzelnen Aufsichtsorganen in anderen Städten wird sogar öffentlich eine besonders gute Note ausgestellt. Zu diesen belobten gehören vor allem die Polizeibehörden in Nürnberg, Würzburg, Stuttgart, Mannheim, Straßburg, Frankfurt und Mainz. Sie sollen es sein, die das Bedürfnis und den Geist der Zeit richtig erfaßt haben und dem Volke, namentlich den sog. besseren Klassen, nach des Tages Mühen gerne ein auserlesenes Gericht der saftigsten Zoten und sexuellen Eindeutigkeiten „gönnen". Ein in der „Allgemeinen Rundschau" schon wiederholt erwähntes Pamphlet, dessen Verfasser sich am 22. April vor dem Schöffengericht München I zu verantworten haben wird, hat auch noch weit höhere Stellen als die Polizei zur Rechtfertigung des Brettl-Unfugs angerufen, eine Geschmacklosigkeit, die sich sofort gerächt hat, indem der betreffende süddeutsche Hof weitere Anpirschungsversuche sehr energisch abwies.

Es wird sich ja zeigen müssen, ob die Polizeibehörden der oben erwähnten und auch noch anderer Städte, die sich nicht selten des Gastspieles gewisser Brettlbühnen zu erfreuen hatten, auf Grund der jüngsten Feststellungen im gerichtlichen wie im verwaltungsrechtlichen Verfahren nicht doch zu einer gründlichen Nachprüfung ihrer angeblich so laxen Praxis kommen werden. Bei der immer mehr anwachsenden Zahl von Bühnen, Singspielhallen und Varietés dritten und vierten Grades ist den Polizeibehörden eine wirksame und ständige Ueberwachung solcher Aufführungen schon wegen des begreiflichen Mangels an völlig geeigneten Kontrollbeamten sehr erschwert, wenn nicht der bessere Teil des Publikums und vor allem die anständig gesinnte Presse mithilft. Wo kein Kläger, da auch kein Richter!

Der preußische Minister des Innern dürfte sich kaum geschmeichelt fühlen, wenn er in Nr. 11 der in Frankfurt a. M. erscheinenden „Fackel", einem Spezialorgan für ausschweifendsten Libertinismus und unverhülltesten Zotengeist, folgendes herrliche Loblied auf die preußische Sittenpolizei liest: „Geht auch durchs liebe Preußenland gelegentlich ein Muckerwind, so sind wir Preußen doch bessere Menschen. Solche Verfolgungen eines Theaterdirektors wie in München sind in dem lieben Preußenland doch nicht möglich, sogar in seinem dunkelsten Teil kommen sie nicht vor, sie ereignen sich nur in ultramontan verseuchten Ländern." Wozu als passendste Illustration die aus liberalen protestantischen Kreisen in München angeregte und vorwiegend von Protestanten unterzeichnete jüngste Vorstellung an das Münchener Polizeipräsidium gelten kann. Aber nicht nur die preußische Regierung, sondern auch die württembergische, die hessische, badische und reichsländische werden ihr Gewissen zu erforschen haben, ob sie sich des Lobes von so eigentümlicher Seite wirklich würdig erwiesen.

Man hat behaupten wollen, daß speziell in „rheinischen Städten" mit überwiegend katholischer Bevölkerung ein viel „duldsamerer" Wind auf diesem Gebiete wehe. Auf die Stadt Köln scheint dies jedenfalls nicht oder nicht mehr zuzutreffen. Wenigstens verwahrt sich das Kölner Polizeipräsidium sehr nachdrücklich dagegen, daß es gegen Zotenstücke und Zotenvorträge duldsamer und laxer sei als die Münchener Zensurbehörde. Gegenwärtig gastiert in Köln das sogenannte „Frankfurter und Münchener Intime Theater" unter der Direktion des bekannten Hunkele, genannt Vallé. Unser absolut zuverlässiger Kölner Gewährsmann wurde zu der Mitteilung ermächtigt, daß das Kölner Polizeipräsidium von 21 seitens des Intimen Theaters eingereichten Vortragsstücken 12 als zur Aufführung nicht geeignet zurückgewiesen hat, neuerdings sogar 6 von 9. Ferner ist das Auftreten der Mary Irber in Köln von der Polizei verboten worden.

Ein wunder Punkt, der einmal öffentlich angeschnitten werden muß, ist oben bereits gestreift worden. In allen den

genannten Städten und auch noch in anderen, wo die zweifelhafte Brettlmoral manchmal sich austoben soll, gibt es eine auf positiv-christlichem Boden stehende oder wenigstens die Gebote des öffentlichen Anstandes wahrende Lokalpresse. Wie kommt es, daß aus diesen zahlreichen Blättern nur selten ein kräftiger Entrüstungsruf gegen Ausschreitungen der niederen Bühnen ertönt? Auch einzelne lokale Organe, die auf dem Boden des Zentrums stehen, sind hier nicht von allem Vorwurf freizusprechen. Böser Wille und bewußte Schuld liegt selbstredend in keinem einzigen Falle vor. Aber nicht selten handelt es sich um eine Fahrlässigkeit, die zu vermeiden wäre. Auch die größeren Lokalblätter unserer Richtung arbeiten oft mit einem Berichterstatterstabe, der nicht allen Anforderungen des weitschichtigen modernen, zumal großstädtischen Lebens gewachsen ist. Es geht den Redaktionen oftmals ähnlich wie den Polizeibehörden. Man kann natürlich nicht in jedes Brettl und in jede Varietévorstellung einen geschulten und prinzipientreuen Theaterkritiker schicken. Etwaige Berichte über derartige Aufführungen sind in der Regel Sache sogenannter Reporter, bei denen Fixigkeit oft eine größere Rolle spielt als geschultes Wissen und treffsichere Prinzipienfestigkeit. Dazu kommt die leidige Frage der Freikarten. Die Redaktionen und ihre ernsten Mitarbeiter werden selten oder nie Freikarten der minderen Bühnen benützen. Diese werden gerne dem unteren Personal überlassen. So kann es denn vorkommen, daß ein sonst gewissenhaft geleitetes Lokalblatt, das heute einen lobenden Bericht über eine recht verfängliche Darbietung gebracht hat, sich am nächsten Tage schleunigst selbst korrigieren muß.

Es dürfte an der Zeit sein, auf diesem nicht unwichtigen Gebiete einmal nach dem Rechten zu sehen. Es müssen Vorkehrungen getroffen werden, daß unser von einer so wackeren Presse sonst so sicher und zielbewußt informiertes Lesepublikum auch in diesen Nebendingen des öffentlichen Lebens, die aber für eine heranwachsende Jugend ohne die nötige Kontrolle oft zu schwerwiegenden Haupt- und Lebensfragen werden können, zuverlässig und zielbewußt, ohne falsche Prüderie, aber auch ohne jede Konzession an einen modernen Zotengeist, auf dem laufenden erhalten werde. Freilich spielt da oder dort auch das Geschäftliche hinein. Gewisse Bühnen minderen Ranges haben nicht nur Freibillette, sondern auch bezahlte Anzeigen zu vergeben. Daß ein Zeitungsverlag in der Zurückweisung von Anzeigen nicht zu weit gehen darf, versteht sich von selbst. Aber sobald man sich überzeugt hat, daß ein christliches Blatt durch Aufnahme derartiger Anzeigen seine christlichen Leser über Aufführungen täuschen oder sogar in Aufführungen hineinlocken würde, welche der Sittlichkeit und dem Anstand Hohn sprechen, sollte die Anzeigensperre ohne Rücksicht auf den entgehenden Gewinn unnachsichtlich eintreten. Man darf sich nicht auf den Standpunkt stellen, daß gereifte Leser Einsicht genug haben, um die Spreu vom Weizen sondern und Giftkörner unterscheiden zu können. Das ist ja gerade das Bedenkliche, daß gewisse öffentliche Aufführungen modernen Stils von Vater und Mutter gemieden, aber von Söhnen und oft sogar von Töchtern um so eifriger besucht werden. Hier hilft also die Selbstkontrolle der Familie kaum etwas, jedenfalls weit weniger, als etwa bei der Lektüre, die aber leider auch nur in den seltensten Fällen überwacht wird. Um so mehr drängt sich den Organen der öffentlichen Meinung die Pflicht auf, ein noch auf dem Boden der Sitte und des Anstands stehendes Publikum über den wahren Charakter vielbesuchter Vergnügungsstätten, die kein Mittel einer lockenden Reklame unversucht lassen, auf dem laufenden zu halten und vor fragwürdigen Stätten einer dem gemeinsten Sinnenkultus frönenden „Kunst" von Fall zu Fall zu warnen.

Ostern.

Er selber hob den Stein von seiner Gruft
In Auferstehens hoher Gotteskraft.
Und ließ hinwandelnd sein verlass'nes Grab,
Und trank noch einmal dieser Erde Luft.

An seinem Leibe brannten rosenrot
Der Wunden fünf, des Tods Erinnerung,
Des ungeheuren Leidens Feuermal,
Fünf rote Wunden seiner Menschennot.

Fünf rote Siegel am Erlösungsbrief —
Die Sonne sank zu seinen Füßen hin,
Die Wasser rauschten und von Pol zu Pol
Der Ewigkeiten Alleluja rief.

M. Herbert.

Der Sieg wider den Sturm.

Zur Fernfahrt Zeppelins nach München.

Von

Redakteur Ingenieur Karl Hänggi, Colmar.

Nach der Katastrophe von Echterdingen am 5. August v. Js. schrieben wir an dieser Stelle ein kurzes Wort unter dem Titel: „Vernichtet — und doch Sieger!" Das war das ganz Seltsame an jener Katastrophe, daß sie das gerade Gegenteil von dem bewirkte, was sonst die Unfälle bewirken, die Erfinderobjekten zustoßen; sie befestigte nicht nur in der Begeisterung der Massen, sondern auch bei den beobachtend Urteilenden die Ueberzeugung, daß das Werk des schwäbischen Grafen die glänzendste, zukunftsicherste Lösung des Flugproblems oder, besser gesagt, des Luftreiseproblems ist. Was wir damals unter dem Eindruck der tragisch zu Ende gegangenen Luftreise nach Mainz schrieben, hatten wir in Gemeinschaft mit den Hunderttausenden gefühlt und verstanden, die in kurzer Zeit für das Werk Zeppelins mehrere Millionen Mark zusammengebracht hatten. „Die Elemente haben das Materielle seines Werkes zerstört, der Geist desselben aber hat sich Tausenden und Abertausenden geoffenbart!"

Wie der kühne Erfinder seine früheren Niederlagen, insbesondere das mitleidige Achselzucken der Fachgelehrten und das betroffene Schweigen der Oeffentlichkeit bei dem unglücklichen Untergang seines zweiten Luftschiffes im Algäu im Januar 1906 beantwortete mit einem entschlossenen Wiederaufnehmen der Arbeit, so antwortete er auch auf die Huldigungen des vorigen Jahres. Die öffentliche Meinung war zwar besiegt, aber nun galt es den Kampf wider die Wut der Elemente, galt es das Vertrauen, das die Kulturwelt in ihn gesetzt, zu rechtfertigen, und galt es schließlich, sagen wir es offen, die letzten immer noch mißtrauisch Widerstrebenden zu überzeugen.

Es hatte ja in Fachkreisen noch da und dort einen gegeben, der hinter vieler Bewunderung für die Erfolge des starren „Systems Zeppelin" immer wieder den Vorwurf brachte, es könne nur auf dem Wasser landen und stände in dieser Beziehung hinter den unstarren und halbstarren Konstruktionen zurück.

Graf Zeppelin ging also wiederum an die Arbeit. Es lag in einer der schwimmenden Hallen auf dem Bodensee noch das dritte Modell, dasjenige, mit dem er im Jahre 1907 sich die Anerkennung erzwang und das bereits eine Reihe von glänzenden Leistungen hinter sich hatte. Es war kleiner als das bei Echterdingen untergegangene Modell 1908. Bei einer Länge von 128 m hatte es einen Durchmesser von 11,6 m. Die beiden Motoren leisteten nur je 85 PS. Das Modell 1908 hatte bekanntlich 136 m Länge und 13 m Durchmesser aufgewiesen. Die größere Luftverdrängung war nötig geworden, weil Graf Zeppelin dasselbe mit zwei Motoren zu je 110 PS ausgestattet hatte. Größere Motoren waren durch die erwünschte größere Eigengeschwindigkeit bedingt worden. Sollten die glänzenden Leistungen des Modells 1908 wiederum erreicht werden, so mußte man die Größe von 110 PS für die Motoren beibehalten. Bekanntlich hatte die unheimliche Gewitterböe bei Echterdingen die beiden Motoren des Modells 1908

vollständig intakt gelassen und Zeppelin baute dieselbe in das Modell 1907 ein. Bei dem von ihm durchgeführten System der im Aluminiumgerüst untergebrachten Einzelballons war es verhältnismäßig einfach, die notwendige Volumvergrößerung zu erreichen; man fügte einfach noch einen Ballon bei und verlängerte das Gerüst um eine Querspante. So entstand in kürzester Frist aus dem Modell 1907 und den Motoren des Modells 1908 ein neues, etwas schlankeres Modell, das vom Reich aufgekauft und so das „Reichsluftschiff Z. I" wurde.

Mit diesem Reichsluftschiff „Z. I" erbrachte nun Graf Zeppelin den Beweis, daß er nicht „an die großen Wasserstraßen" gebunden ist; er erbrachte auf seiner Fernfahrt nach München unter so schwierigen Witterungsverhältnissen den Beweis, daß wohl auch die hartnäckigsten Nörgler schweigen müssen. Zweimal ist er auf festem Boden anstandslos gelandet. Es herrschte am 1. April ein orkanartiger Sturm, der nach den Aufzeichnungen der Wetterwarten zeitweise bis 15 Sekundenmeter Geschwindigkeit hatte. Solche Windstöße üben nach der Tabelle Grashofs einen Flächendruck von 27,6 kg pro Quadratmeter aus, und trifft einer seitlich das gewaltige Luftschiff, dann haben dessen Verankerungen Zugkräfte bis zu 45 000 kg auszuhalten. Freilich wird man das Luftschiff so verankern, daß es sich in die Windrichtung einstellen kann, d. h. dem Wind nur die Schmalseite bietet. Aber es kann einmal ein Sturmstoß auch das Schiff von unten treffen, und Graf Zeppelin sieht in einem solchen „Ausdruck" die Ursache des Echterdinger Unglücks. Er begründete diese seine Ansicht auf der Jahresversammlung des Deutschen Museums in seiner einfachen und doch so sicher überzeugenden Weise.

Der Graf hat von den Elementen gelernt, und der Sturm riß diesmal bei Loiching den „Z. I" nicht los, so gewaltig er zum Entsetzen der Freunde Zeppelins auch tobte. Wohl hatte der Südwest ihn gezwungen, zirka 90 km nördlich von seinem Ziel zu landen und die Nacht zu verbringen, aber es war dies eben die Kraft der Motoren, die gegen den stürmischen Gesellen versagte. Dafür vollzog das Luftschiff tags darauf auf Oberwiesenfeld, dem Münchener Militärübungsplatz, die geplante Landung doch; die zweite auf dieser Fernfahrt auf festem Boden.

So hatte München an zwei Tagen den jubelnd erwarteten Besuch des „Reichsluftschiffes", wie der Prinzregent in seinem Depeschenwechsel mit dem Kaiser den „Z. I" korrekt bezeichnete. Am 1. April blieb der pünktlich über der Bavariahöhe und der Theresienwiese eingetroffene Besuch auf die Lüfte beschränkt, und die beabsichtigte Landung auf Oberwiesenfeld mußte wegen des Sturmes aufgegeben werden. Am 2. April vollzog sich trotz eines heftigen Windes die Landung auf Oberwiesenfeld so glatt und spielend leicht, wie wenn ein großer Vogel sich auf den Erdboden niederläßt. Auch die Fahrt quer über München ging mit der Ruhe und Sicherheit eines Vogels über die Dächer der Stadt hinweg. Hunderttausende begrüßten, wie am ersten, so auch am zweiten Tage mit unbeschreiblicher Begeisterung den Grafen Zeppelin, der nominell als „Gast" des unter militärischer Führung stehenden Reichsluftschiffes figurierte, in Wirklichkeit aber in den kritischen Situationen das Kommando führte. Die Hilfsbereitschaft des bayerischen Militärs und seiner Luftschifferabteilung hat sich an beiden Tagen glänzend bewährt. Die Landung auf dem Loichinger Moos vollzog sich unter Assistenz der in Automobilen, per Bahn und zu Pferde nacheilenden Truppen. Der Prinzregent war an beiden Tagen mit dem ganzen Hofe zur Begrüßung Zeppelins erschienen und geleitete ihn nach der Münchner Landung zum Frühstück im Offizierskasino der Luftschifferabteilung. Doppelt wertvoll wird dem greisen Besieger des Sturmes die ihm persönlich überreichte goldene Luitpold-Medaille sein, da er sie auf seinem eigenen Luftschiff, an das er so fest als künftiges Verkehrsmittel glaubt, an die Stätte seines Schaffens heimführen konnte.

Klage.

Manch Kreuzbild steht am Straßenrande
Im Regensturm, im Sonnenbrande:

Vorüber rauscht das Weltgetriebe
Und hat kein Aug' für Leid und Liebe. —

Franz Wuff.

Die liberale Presse und der Kampf gegen die öffentliche Unsittlichkeit.

Die „Wartburg", welche in ihrer Nr. 12 vom 19. März der wachsenden Unzufriedenheit immer weiterer Kreise der protestantischen Gemeinde Münchens mit dem Geiste der führenden liberalen Zeitung, der „Münchner Neuesten Nachrichten", schärfsten Ausdruck verliehen und dabei betont hatte, das liberale Blatt habe derart verblendet Stellung genommen gegen Ehrbarkeit und edle Sitte, daß selbst bewährte Führer des Liberalismus auf die Seite der „Allgemeinen Rundschau" getreten seien (vgl. den Wortlaut in Nr. 13), hat sich durch die in unserer Nr. 14 erwähnte hochfahrende Anrempelung der „Münchner Neuesten Nachrichten" nicht einschüchtern lassen. In Nr. 14 vom 2. April erteilt die „Wartburg", bekanntlich die erbittertste Widersacherin „Roms" und des „Ultramontanismus", dem Hauptorgan des Liberalismus in Bayern nachstehende deutliche Antwort:

„Die „Münchner Neuesten Nachrichten" haben unsere Beschwerde über ihren Liberalismus sehr übel vermerkt, haben sich aber die Verteidigung allzu leicht gemacht. Ohne ihren Lesern näher mitzuteilen, was wir beanstandet hatten — außer uns und völlig unabhängig von uns übrigens auch die nationalliberale „Fränkische Morgenzeitung" in Nürnberg —, haben sie es sich in der Seele weh tun lassen, uns in der Gesellschaft der „Sittlichkeitsschnüffler" zu sehen, haben in unseren Ausführungen das Produkt „einer gewissen weinerlichen Spezies eines pietistischen Muckertums" erkannt und den üblichen Paradegaul, die „bedrohte Freiheit der Kunst und Literatur", vorgeritten. Dabei haben sie völlig übersehen, daß wir uns in unserem Schlußsatz auf die „Allgemeine Zeitung" von ehedem berufen und den Geist zitiert haben, den der Chefredakteur der „Neuesten Nachrichten" in früheren Zeiten vertreten hat, als er noch Leiter der „Allgemeinen Zeitung" war. Die „Allgemeine Zeitung" war weder weinerlich noch muckerisch, hat auch nicht der Freiheit von Kunst und Literatur den Hals eingeschnürt, aber sie ist unbeirrt durch die gemischten Instinkte der Abonnentenmasse wie durch die Künstlermoral der Schwabinger Bohème, jederzeit für die klaren, ernsten, gesunden Begriffe der überlieferten Sittlichkeit eingetreten. Und das ist es, was wir uns nochmals erlauben, im Interesse unseres Volkes wie unseres Liberalismus den „Münchner Neuesten Nachrichten" zu wünschen."

Eine Jahresarbeit im Kampfe gegen die öffentliche Unsittlichkeit.

Von P. Reither.

Am 30. März fand in München die Generalversammlung des Interkonfessionellen Männervereins statt, der sich den Kampf wider den Schmutz in allen Formen auf die Fahne geschrieben hat. Der opferwillige I. Vorstand, Karl Freiherr v. Freyberg, Reichstags- und Landtagsabgeordneter, war zur Generalversammlung eigens von Berlin hierhergekommen. An der Hand des vom I. Schriftführer Franz Weigl erstatteten gedruckten Rechenschaftsberichtes konnte Baron Freyberg eine Zunahme der Gesamtzahl der hinter der Sache stehenden Männer von 500 melden. Ueber die einzelnen Aktionen, so z. B. Schaufensterunfug, „Privatdrucke", Theater, öffentliche Vorträge über Sexualfragen, Nacktkultur betreffend, sind die Leser der „Allgemeinen Rundschau" stets informiert worden. Der Vorsitzende schloß seinen Bericht mit dem dringenden Wunsche, es möchten recht viele, die sich zur „Reinlichkeitspartei" bekennen, auch äußerlich den Anschluß an die Organisation betätigen durch Erwerbung der Mitgliedschaft beim Männerverein.

Nachdem vom erfreulichen Stand der Kasse berichtet war, erhielt das Wort Dr. med. Weigl zu seinem Vortrag über „Die nationale Gefahr der gegenwärtigen Entsittlichung unseres Volkes".

Ein Volkskörper — führte der Redner u. a. aus — kann viel ertragen an Krankheiten, inneren Unruhen und äußeren Verwicklungen, so lange er gesund ist; aber er verträgt nicht die sittliche Fäulnis, die ihn schleichend befällt, da diese der Nährboden ist für eine Unzahl verderblicher Miasmen deren Gifthauch alle Entwicklung lähmt. Wieviele der Völker vor uns haben im Sumpfe der Unsittlichkeit ein ruhmloses Ende gefunden! Und diese gleiche Gefahr der allgemeinen Entsittlichung steht heute wieder drohend vor den Kulturvölkern; auch unser deutsches Volk wird von dieser Gefahr umflutet, oder müssen wir schon sagen: durchflutet?

Folgende Erwägungen geben sehr zu denken:

Die Zahl der Geburten geht langsam, aber stetig zurück. Sie betrug noch 1901: 383 ‰ und sank herunter bis zu 347 ‰ 1907. Dabei ist die Zahl der Eheschließungen annähernd gleich geblieben. Der Geburtenüberschuß verringert sich entsprechend ständig. Im Deutschen Reiche war die Zahl der lebend Geburten von 1876—80: 392, 1901—05: 343.

Wir dürfen uns nicht damit trösten, daß die Generalstatistik von Europa ebenfalls die Geburtenabnahme für alle Kulturländer nachweist.

Was die uneheliche Mutterschaft anlangt, gilt das gleiche, aber nicht etwa wegen erhöhter Sittlichkeit, sondern wegen des erhöhten Raffinements im Geschlechtsverkehr, das in Stadt und Land die Konzeption eher verhindert.

Die Zahl der Ehescheidungen wächst stetig, und zwar hauptsächlich auf Grund der ehelichen Untreue (Polygamie und Polyandrie).

Ein warnender Faktor ist weiter das Aussterben der städtischen Familien, ferner die hohe Säuglingssterblichkeit. 75 % der Säuglingssterbefälle sind auf falsche Ernährung zurückzuführen; da doch 95—97 % der Mütter körperlich imstande wären, zu stillen, haben wir es im hohen Grade mit einer Verletzung der sittlichen Pflichten der Mütter zu tun. Auch die übrigen 25 % geben sehr zu denken, denn abgesehen von den Fällen schlechter Pflege handelt es sich vielfach auch um angeborene Lebensschwäche, die in dem Vorleben der Mütter bedingt ist.

Eine weitere Gefahr ist die Zunahme der körperlichen und geistigen Untüchtigkeit sowie der sittlichen Entartung. Die Nacktkulturbewegung war noch bei jedem Volke eine Begleiterscheinung des Niedergangs.

Schließlich zeigt sich die sittliche Entartung in der Zunahme der Homosexualität, die im Deutschen Reich auf 15 ‰ geschätzt wird.

Schuld an dieser Zerrüttung sind verschiedene zusammenwirkende Ursachen, besonders auch der materialistische Zug, der unser modernes Genußleben durchdringt, der die Tendenz zum Gemeinen im Genießen hervorbringt und jede höhere Rücksicht verneint. Die Forderung aller Enthaltsamkeit wird grundsätzlich verworfen, genau so wie die alten, im Zehngebotegesetz kodifizierten Normen. An ihre Stelle soll eine Moral treten, die sich jeder selber schafft nach seinen privaten Gelüsten. Der Trieb der Selbsterhaltung und der Arterhaltung sind unzweifelhaft zweckmäßige Einrichtungen; aber sie müssen in sittliche Bahnen geleitet werden. Sobald einer dieser Triebe rücksichtslos frei gelassen werden darf, kommt es zu einer Anarchie, die Individuum und Gesamtheit zerstört. Nun ist es ein charakteristisches Moment, daß man im Gegensatz zu früheren Zeiten das rücksichtslose Ausleben zum Prinzip konstruiert. Auch in früheren Zeiten gab es seitens einzelner und Gesellschaftsgruppen schwere Verstöße gegen den Moralkodex, aber das wurde dann als unsittlich empfunden. Heutzutage aber wertet man die Unmoral zum sittlich Normalen und stellt Enthaltsamkeit, Einschränkung des Trieblebens als naturwidrig dar.

Das Streben nach dem Glück und nach dem Lebensgenuß ist schließlich ein Lebensantrieb, aber er darf nicht in lebensvernichtende Genußbetätigung ausarten. Die Verfälschung des Trieblebens macht den Menschen zum Sklaven des Tierischen in ihm. Der Geist muß herrschen über den Körper, denn nur in der Gebundenheit ersteht die wahre Freiheit der Persönlichkeit. Nicht jene dürfen uns Führer sein, die selbst in ihrem Genußleben untersinken.

Der Vortragende schließt mit einer Erinnerung an die Zeit vor 100 Jahren, als das Volk sich erhob, einmütig im Zusammenschlusse aller, ohne Rücksicht auf Konfession und politische Anschauungen, zur Befreiung Deutschlands von dem Uebermute Napoleons. Dieser Zusammenschluß ist auch heute wieder notwendig, wo es den heiligen Kampf gilt für deutsche Sitte, deutsches Familienglück, ein keusches deutsches Liebesleben, damit unser Volk auch in den späteren Generationen die nationale Kraft zum Weiterleben bewahre.

Dem mit starkem Beifall aufgenommenen Vortrag folgte die Neuwahl des Ausschusses, die namentlich auch wieder mehrere entschieden liberale und evangelische Männer in die engere Arbeitsgemeinschaft des Ausschusses brachte. Besonderer Dank wurde wiederholt der „Allg. Rundschau“ und ihrem Herausgeber für die unentwegte Vertretung der Vereinsziele ausgesprochen. Diese Anerkennung von Männern aller Konfessionen und Parteien mag ihm ein Ansporn sein, auf dem schweren, verantwortungsvollen Posten eines Sprachorgans der Reinlichkeitspartei auszuharren.

Erster Frühlingsabend.

Wie weich der Frühlingshauch die Stadt umspinnt.
Die Giebel steh'n in rosenfarb'ner Glut,
Der Lärm verstummt, das laute Tagwerk ruht,
Und in den Gärten spielt der Abendwind.

Melodisch hallt vom Dom das Festgeläut,
Jungfrohe Stimmen klingen durch den Hain
Und bunte Wimpel flattern überm Rhein,
Auf den der Abend seine Rosen streut.

Schon webt ein leiser Duft um Baum und Strauch
Von jungen Blätterspitzen saftgeschwellt,
Die noch der Knospe Bann gefangen hält,
Die lauen Lüfte atmen Veilchenhauch.

Das Herz erzittert vor Glückseligkeit
Und meine Seele neigt sich fromm und still
Vor all der Schönheit, die da kommen will
In dieser wundersamen Frühlingszeit!

Josefine Moos.

Wenn's rauscht in der Osternacht.

Von Maria Freiin von Perfall.

Vor einigen Wochen war der Tauwind ins Land gekommen. Das schlummernde Leben regte sich in geheimnisvollem Drange. Der erwachende Frühlingsgedanke weckte alle Säfte; das sagten die vieltausend Knospen. Unter dem welken Laube schlüpften die ersten kleinen Blumen hervor, die Haselnußsträucher glänzten silbergrau, und tief im Walde duftete und blühte der rote Seidelbast. Die Finken und Stare hatten es gar notwendig. Es gab noch viel zu tun, wollte man die Ostertage gemütlich im wohlgeordneten Neste feiern. Die Amseln und Drosseln übten schon um die Wette das Osterlied.

Der wilde Garnbach rannte in großer Eile den Berg herunter, hinter dem Sonnenhof vorbei, hinab ins Tal, wo das schöne Dorf lag. Liesl, die Sonnenhoftochter, war eben am frischgrünenden Wiesenplan mit Aufhängen von Wäsche beschäftigt, als aus dem nahen Walde deutlich der Ruf des Kuckucks erscholl.

Das Mädchen ließ vor Ueberraschung das weiße Tuch aus den Händen fallen und zählte leise mit — zwei — drei — — Wie es nur möglich war, schon vor Ostern der Kuckuck!

Bestürzt hob sie das Tuch auf und wischte zerstreut an den feuchten Flecken. Da stand plötzlich Hans, der Sohn des Riedhofbauern, vor ihr. „Hast du den Kuckuck gehört, Liesl?“ rief er, den grünen Hut schwenkend.

„Kann doch no' gar net sein!“ gab sie unfreundlich zurück.

„Ja, schau, dies kann doch der Kuckuck nicht wissen, wie lang bei dir der Winter und die Fasten dauert! — Sag, was hast du dir dann g'wünscht dabei?“ fügte er halblaut hinzu.

Liesl bückte sich nach dem Wäschekorb und rannte ins Haus. „Nix, wünsch' i' mir von so ei'm dummen Vogel!“ rief sie im Weglaufen mit glühenden Wangen.

„Hast ganz recht, Liesl!“ meinte er etwas verdutzt. Die schmucke Dirne war schon verschwunden, und Hans wußte, daß er jetzt vergeblich auf sie warten würde. Da ging er an dem Hofe vorüber hinunter ins Dorf. „Wann der Kuckuck na' schreit, ist's die allerschönst' Zeit!“ sang und jauchzte er in den blauen Frühlingsmorgen und sprang in großen Sätzen den Hügel hinab.

Liesl sah ihm vom Fenster ihrer Kammer aus nach, bis er ihren Blicken entschwand. Dann preßte sie die blaue Schürze vor die Augen, in welchen auf einmal die hellen Tränen standen.

Daß sie wieder so unfreundlich mit ihm gewesen war! So ging es nun seit dem Tage, da sie sich beim Kirchweihtanze das erstemal gesehen hatten. Wenn er weg war, verzehrte sie sich fast vor Sehnsucht nach ihm, und wenn er kam, dann bäumte es sich auf in ihrem Innern, Stolz und Trotz, und sie zankte mit ihm und gab ihm böse Worte und schickte ihn weg, damit er nicht merken solle, wie gut sie ihm war.

Ja, und vor vier Wochen bei der Hochzeit drunten bei der Schrannenbäuerin, da ging's so lustig her, und sie hatte so hübsch ausgesehen in dem reichgestickten Mieder und dem neuen roten Rock. Da war der Hans nimmer von ihrer

Seite gewichen und so gut und freundlich zu ihr gewesen. Aber plötzlich sah sie, wie die anderen Mädchen zu ihr herüberschielten und kicherten. Da hatte sie der helle Zorn gepackt, weinen hätte sie mögen vor Aerger und Scham! Nun wurde sie so böse mit dem Hans, daß er seitdem nicht mehr auf dem Sonnenhofe erschien. Das gab eine schlimme Zeit für die arme Liesl! Von neuem kamen ihr die Tränen bei dem Gedanken an das heimliche Leid der letzten Wochen. Und heute, da er endlich wieder den Weg zu ihr gefunden, war es so gegangen!

Aber wenn er jetzt singen konnte, war er ihr doch nicht böse! Oder am Ende kümmerte er sich nicht mehr um die Liesl? Ja, ja, sie wußte es wohl, die blonde Bäckerlene lag ihm nun im Sinn. Bei der läuft er natürlich gerade jetzt vorbei, und die steht immer unter der Tür und macht verliebte Augen, die dumme, weiche Dirn, blaß und fad wie ihres Vaters Semmeln! Mit der wollte sie nicht verglichen sein! Liesl schielte nach dem Wandspiegel, stampfte mit dem Fuße, schmollte und lachte. Dann lief sie weg und schaffte in Haus und Stall wie keine andere.

Indessen war der Hans bei dem Bäckermeister vorbeigekommen, ohne auch nur darauf zu achten. Er war wieder ganz still geworden. Hans liebte die Liesl aufrichtig und hätte sie nimmer gelassen. Aber wie sollte er herausbringen, wie es mit Liesls Herz stand? Seine Versuche, sich mit ihr auszusprechen, waren bisher alle mißglückt. Auch der Spaß mit dem Kuckuck, der ihm so gut und versöhnlich erschienen, war fehlgeschlagen.

Und doch — böse war sie ihm nicht mehr —, das hatte er in ihrem freudig überraschten Gesicht gelesen, und deshalb hatte er singen und jauchzen müssen, trotz der knappen Worte!

Aber er mußte sich Gewißheit verschaffen. Bis Ostern wollte er es wissen. Aber die Zeit drängte. Wie es angehen?

Da glitt plötzlich ein Lächeln über seine Lippen. Wie eine lichte Eingebung war es über ihn gekommen. Ja, das war's. So mußte es gelingen!

Zwei Tage später kam der Hans in der Dämmerstunde auf den Sonnenhof. Liesl saß mit der halbtauben Großmutter in der Stube. Beide strickten. Die alte Frau begrüßte ihn sehr freundlich und ließ ihn den Ehrenplatz auf der Ofenbank einnehmen. „Aber so lang bist nimmer kommen?" sagte sie, „mir war ganz Zeitlang nach deine lustigen G'schichten!"

„Ja, ich weiß keine mehr!" und dabei drehte er verlegen seinen Hut in der Hand und versuchte von anderem zu reden. Aber die Großmutter kam bald wieder darauf zurück. Sie verstand zwar kaum die Hälfte, aber sie wollte immer Geschichten hören.

Da besann sich der Hans, daß die Gelegenheit eigentlich günstig sei. Die Großmutter merkte nichts. Dem Bauern war er im Dorfe begegnet, der kam vor der Dunkelheit nicht heim, und bei der Mutter galt er viel; die würde jetzt die Liesl nicht wegrufen.

„Ja, eine Geschichte wüßt' ich noch!" begann er, „eine wahre Geschichte, die meine Großmutter oft erzählt hat, oder wißt ihr's vielleicht schon, die Legende vom Rauschen in der Osternacht?"

„Nix, wissen wir!" kam gleich die alte Frau dazwischen. „Fang nur an!" Sie richtete sich den Fußschemel zurecht und setzte sich mit dem Strickstrumpf ganz ans Fenster, mit dem Rücken gegen die Stube, um besser zu sehen. Da rückte der Hans so, daß er der Liesl gerade gegenüber saß; denn es fing im Zimmer zu dunkeln an, und er fürchtete, sie würde auch mehr Licht zum Stricken wollen. Aber das Mädchen blieb ruhig, und so begann er:

„Nun also, ihr wißt ja, daß die Nacht vor dem Ostersonntag eine ganz besonders geweihte ist. Aber wenn ihr meint, die sei so still wie jede andere, so seid ihr schlecht beraten. Denn in der Osternacht geht ein ganz geheimnisvolles Rauschen durch alle Wälder. Das klingt erst ganz leis und dann wird's immer stärker. Schön klingt's und ernst und feierlich, und ganz wunderbar wird einem dabei zumute.

„Da geht nämlich der Auferstandene durch die Welt mit dem langen, weißen Grabtuch um die hohe Gestalt, an den heiligen Händen und Füßen die blutroten Wundmale. Wo er vorbeikommt, da neigen sich die Bäume und Sträucher alle voll Ehrfurcht. Das rauscht in den hohen Wipfeln und der Wind trägt's weiter. „Er kommt!" klingt's weit fort durch alle Berge und Wälder, tief und ernst wie ein Kirchenchoral. Auf allen Zweigen glänzen am anderen Morgen die mitleidigen Tränen. Aber die Knospen, die schwellen in der einen Nacht mehr als sonst an zwei sonnigen Tagen. Die Felder sind am Ostermorgen viel grüner als vorher, und dann kommt der Frühling viel schneller und viel schöner, als man's hätte denken können!

„Und auch für die Menschen ist die Nacht voll Segen und Bedeutung. Nur muß man halt genau Bescheid wissen, sonst könnte man auch zu schaden kommen!"

Liesls Strickstrumpf lag unbeachtet auf der Bank. Es war zu dunkel zur Arbeit geworden. Die Großmutter war eingenickt; aber das Mädchen wandte kein Auge mehr von Hans. Er sprach voll Begeisterung und glaubte alles vor sich zu sehen, was er erzählte. Je mehr er die Liesl ansah, desto mehr wuchs sein Eifer. „Wenn da einer einen Wunsch auf dem Herzen hat, einen recht großen Wunsch, und er weiß nicht, wie er's machen soll, dann muß er in der Osternacht um 12 Uhr das Fenster aufmachen und sein Anliegen hinausrufen. Recht laut und deutlich muß er's sagen, damit's das Rauschen übertönt. Und dann schnell Fenster und Laden zu, die Decke über den Kopf gezogen und um Gotteswillen auf kein Geräusch mehr geachtet. Denn, wenn der Auferstandene die Stimme hört, dann kommt er näher, und da darf man ja nicht lauschen oder beobachten wollen."

Als Hans geendet hatte, trat einige Minuten tiefes Schweigen ein. Darüber erwachte die Großmutter. „Schön war's!" murmelte sie noch wie im Traume. Liesl stand auf, um die Lampe zu holen. Als sie zurückkam, sah Hans in ihrem geröteten Gesichte, wie lebhaft sie der Geschichte gefolgt war. Und als er ging, begleitete sie ihn diesmal noch an die Haustüre.

Für Liesl gab es seitdem nur noch einen Gedanken. Endlich ging die letzte, lange Fastenwoche ihrem Ende entgegen. Der Karsamstag kam und erlosch mit den großen Osterfeuern. Nun lag der Sonnenhof in tiefster Ruhe. Nur aus Liesls Stübchen kam ein schwacher Lichtstreif durch den leicht angelehnten Laden. Sie saß voll Unruhe auf ihrem Bette. Ein Fensterriegel war schon zurückgeschoben. Nun sagte sie sich immer wieder ihre Bitte vor.

Und unter dem Fenster, in der seit langem verwaisten Hundehütte, kauerte der Hans und stöhnte: „Wenn ich doch nur zehn Uhr gesagt hätte!"

Es war eine laue, weiche Frühlingsnacht. Der Garnbach rauschte noch viel lauter als am Tage. Durch die dunklen Wälder klang es wie Kirchenglocken, und tiefe, volltönende Stimmen, die schwollen drüben am Berge an und kamen näher, immer feierlicher und mächtiger. Ein starker Duft frischer Erde stieg empor. Dem Lauscher wurde es ganz seltsam zumute. Der Zauber der Osternacht umfing den Hans stärker, als er ihn hatte schildern können. Ja, das war's! Die Natur fühlte das Nahen des Auferstandenen. Seine Glieder bebten, er schloß die Augen, um die weiße Gestalt nicht wandeln zu sehen!

Da hörte er ein Fenster klirren und eine Mädchenstimme laut seinen Namen in die Nacht hinausrufen. Mehr verstand er nicht. Doch die Wälder nahmen den zitternden Ton auf und trugen ihn fort. Wo immer der Auferstandene eben wandelte, die Bitte mußte zu ihm kommen!

Liesl hatte alles genau nach Vorschrift gemacht, und so half es auch. Die Beiden fanden wirklich am Ostermorgen die Felder viel grüner und die Welt viel schöner! So glaubten zwei glückliche Menschenkinder an das Wunder, „wenn's rauscht in der Osternacht!"

Vom Büchertisch.

Die christliche Frau. Gebete und Unterweisungen für die katholische Braut, Gattin und Mutter von **Theodor Temming**, Rektor, mit einem Vorwort von P. Bonaventura O. P., Kevelaer, Verlag von **Butzon & Bercker**. Ein Büchlein, dem Pater Bonaventura das Geleitswort gegeben hat, bedarf eigentlich keines anderen Fürsprechers. Trotzdem möchte ich es wagen, meine bescheidenen Empfehlungsworte beizufügen. Ich habe nämlich selten etwas gelesen, das so kurz und einfach, dem schlichtesten Verständnis angemessen und doch auch höherem Geistesvermögen Nahrung bietend, die Haupt- und Kardinalpflichten der Braut, Gattin und Mutter der Leserin klar machte. Ganz ohne Salbaderei oder hochmütiges Herabsehen auf „weltliche" Pflichten wird da gelehrt, wie ein junges unerfahrenes Wesen sich zu benehmen hat in allen Anforderungen, die das Leben einer Braut, Gattin und Mutter stellt. Wird der Leserin gezeigt, wie sie sich würdig machen kann der Ehre, die Gefährtin eines Mannes auf der harten Lebenspilgerfahrt zu sein, und für das gemeinschaftliche Geschenk Gottes, die Kinder, wahrhaft Mutter zu sein. Das Büchlein ist zu bescheidenem Preise gut ausgestattet zu haben zu ℳ 1.50. Ist aber auch im Luxusband, zu Geschenkzwecken erhältlich. Ich wünsche ihm die weiteste Verbreitung, denn ich glaube, daß es viel Segen stiften kann. Anna Freiin von **Krane**, Düsseldorf.

Aus dem Münchener Kunstverein.

Von der Fülle der Darbietungen im Laufe des Monats März können nur ein paar Hauptgruppen hervorgehoben werden. Sonderausstellungen veranstaltete man u. a. von Werken Wilhelm Räubers. Als tüchtiger Porträtist, sowie als Schöpfer interessanter, geschickt komponierter, großer Historien verdient er Anerkennung, die ihm zurzeit, da er 60 Jahre alt geworden ist, mit besonderer Wärme ausgesprochen werden darf. Seine „Einnahme Magdeburgs durch den großen Kurfürsten", sein „Tod Gustav Adolfs", seine „Genoveva", sein „St. Hubertus" gehören zu den besten Erzeugnissen der Diez-Schule. Landschaftliche Motive zeigte in interessanter Art Hans Heider, der auch sehr gute Fischstilleben ausgestellt hatte. Stimmungsvoll und malerisch bedeutend waren die von Max Gaisser gebotenen Studien aus Brügge, sowie die ganz vorzüglichen Landschafts-Aquarelle von Max E. Giese. Dagegen trat bei den Landschaften von Karl Reiser ein schon seit einiger Zeit fühlbarer Manierismus auffällig hervor. Dankbar anzuerkennen ist, daß man diesmal auch die Architektur zu Wort kommen ließ, und zwar durch die Ausstellung von Arbeiten von Wilhelm Spannagl. Bei großer Mannigfaltigkeit der Phantasie und interessanter technischer Durchführung fällt freilich gelegentlich eine innerliche Unausgeglichenheit auf. — Der Monat März brachte aber vor allem zwei große Attraktionen, die ihrer künstlerischen Beschaffenheit wie ihrer Bestimmung nach außerordentlich verschieden waren. Die eine war die Ausstellung einer Anzahl vom Prinzregenten für das Münchener Armeemuseum gestifteten Schlachtengemälde. Die zehn Werke schildern Heldentaten von bayerischen Max Joseph-Ordensrittern. Unter den Gemälden zeichnen sich jene von C. Becker durch tüchtige Komposition und kräftige koloristische Eigenschaften aus, während die von A. Hoffmann und E. Zimmer dagegen merklich zurücktreten. Das gegenständliche Interesse überwiegt bei allen erheblich, und das ist ja schließlich angesichts der Bestimmung dieser Stücke auch das wesentliche Moment. Man hätte diesen Bildern einen besseren Dienst geleistet, wenn man nicht darauf gekommen wäre, sie über die ursprünglich beabsichtigte kurze Zeit hinaus im Kunstverein zu lassen. So geschah es, daß ihretwillen nicht allein ein ganzer Saal der Ausstellung „Das Tier in der Kunst" entzogen wurde, sondern daß diese Schlachtengemälde auch in einen nicht zu ihrem Vorteil verlaufenden Vergleich mit den Werken letzterer Ausstellung kommen mußten. Denn in dieser marschierten die ersten Größen Münchens auf und auch einige aus anderen Kunstbezirken, und man wurde gezwungen sich des alten Spruches in besonderem Sinne zu erinnern: "cedant arma togae". — Die Ausstellung „Das Tier in der Kunst" verdankte ihre Entstehung den Bestrebungen, die zurzeit für die Gründung des Münchener Zoologischen Gartens im Gange sind und für die man, wie es sich für München gebührt, die Künstlerschaft mitinteressiert hat. Wie könnte sie sich auch der Erkenntnis von der Wichtigkeit dieses Unternehmens entziehen! Sicher werden von der Stätte stetiger lebendiger Anschauung Anregungen in Fülle zu gewinnen sein. Immerhin freilich zeigte München mit seiner jetzigen Ausstellung, daß seine Künstler auch ohne Zoologischen Garten bisher ganz trefflich haben fertig werden können. Wo man einen Heinrich von Zügel, einen Schramm-Zittau, einen Feldbauer und Hayek heranziehen kann, wo ein Stuck Meister der hohen Stilisierung ist, und wie dieser eine Anzahl vorzüglicher Künstler der Skulptur schaffend tätig ist, derweil hinter ihnen ein Stab trefflicher jüngerer Kräfte den Traditionen der Meister nachstrebt — dort sollte man eigentlich zweifeln, ob die Tierbildnerei weiterer Anregungen überhaupt noch bedarf. Immerhin ist eine Ausstellung wie diese gewiß ein gutes Mittel der Propaganda. Als solches hatte sie Zügel offenbar geradezu angesehen, als er verführerische Bilder der Zukunft entwarf (Löwengrotte, Flamingoteich), die von der einstigen Wirklichkeit sich durchaus nicht weit entfernen können, dazu prachtvolle malerische Eigenschaften besitzen. Außer den erwähnten Stücken hatte er noch eine Anzahl anderer trefflicher Tierstudien ausgestellt. Neuenborn brachte eine Gruppe scharf und dabei drollig beobachteter Flamingos, weiter Schimpansen, Nilpferde mit greulichen Rachen und andere Bestien, E. Oswald tüchtig beobachtete Elefanten, Tooby die schon in der Sezession gesehene Löwin, desgleichen den prächtigen Fischreiher, H. Best, J. Kerschensteiner und viele andere stellten vorzügliche Studien wilder Tiere aus. Allerlei Hausgetier und zahme Geschöpfe zeigten H. Linde, J. Seyler, farben- und lichtsprühende Geflügelbilder Schramm-Zittau, verschiedene Impressionen H. v. Hayek, zu denen wieder die subtil durchgeführten reizenden Katzenstudien von J. Adam in interessantem Gegensatze standen. Eine ganze Menge kleiner Bronzen, auch Steinskulpturen, sowie schöne Porzellane von Nymphenburg vervollständigten das Ganze, dessen Vielseitigkeit hier nur lebhaft anerkannt, keineswegs aber im einzelnen gewürdigt werden kann. — Einen Mangel aber hatte diese Ausstellung, zwar wie alle, die der Kunstverein macht, der aber in diesem Fall von sehr vielen Besuchern besonders empfunden wurde: es war das Fehlen eines Kataloges, der in besonderen Fällen leicht herzustellen wäre.

Dr. O. Doering-Dachau.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. Raoul Auernheimers Lustspiel: „Die glücklichste Zeit" hat, wie in Wien und Berlin, auch in München gefallen. Ein feines, anmutiges Lustspiel, ohne die Bitterkeit der heute gewohnten Satire, das zwar keine Weite der Perspektive besitzt, in seiner familiären Enge aber durch liebenswürdigen Humor entschädigt. Den Brautstand meint der ironisch gedachte Titel. Das Stück schildert, wie ein junges Pärchen durch die im Grunde gutgemeinte Teilnahme von alten Tanten, Basen und Onkeln um jeden Augenblick ruhiger Aussprache gebracht wird, wie diese braven Philister mit plumpen Fingern in den Herzensangelegenheiten herumtasten, bis das Glück beinahe in Scherben geht. Wie Auernheimer diese Trübungen und das Sichwiederfinden in behaglicher Breite gestaltet, das läßt sich im einzelnen nicht nacherzählen, denn Auernheimers Reiz liegt in der leis humoristischen Untermalung der Charakteristik und der gepflegten, oft zu blendenden, wenn auch nicht immer tiefen Aphorismen gefeilten Sprache. Daß das Lustspiel am Ende ein wenig an Interesse verliert, liegt an dem behäbigen Plaudertempo, zum Teile wohl auch an der Durchsichtigkeit des Verlaufes. Das Stück wurde unter Basils Regie vortrefflich gespielt; das Brautpaar von Frl. Neuble und Birron allerliebst gegeben. (Schade, daß letzterer eine vorzeitige Lösung seines Kontraktes angestrebt hat. Er hat hier viel gelernt und ein bestrittener Mortimer ist noch kein Grund, den Staub von den Füßen zu schütteln!) Sehr Gutes boten auch Höfer, Graumann, Basil und Frau Ramlo. Frl. Wimmer spielte die zweite Liebhaberin ganz angenehm, und die Damen Rohde, Schwarz und Werner, sowie die Herren Schwanneke, Leßmann und Hirrlinger boten flotte Typen. Der Beifall war besonders nach dem ersten und zweiten Aufzuge stark.

Gärtnerplatztheater. Zur Uraufführung gelangte: „Johanniszauber", eine Operette von F. Eckerle, Musik von Theo Rupprecht. Der Komponist, ein beliebtes Mitglied unseres Hoforchesters, hat eine fein und vornehm instrumentierte, liebenswürdige Musik geschrieben, die insbesondere im Lyrischen sehr Reizvolles bietet. Die Glanznummer, ein Sextett, ist von großer Tonschönheit; seine Walzer sind von liebenswürdiger Anmut, kurzum Rupprecht hat mit dem „Johanniszauber" gezeigt, daß er im Geschmacke der leichteren Oper Vorzügliches leisten kann, ohne in die Gassenhauerweise zu verfallen. Der sehr freundliche Erfolg wäre sicher ein durchschlagender gewesen, wenn er sich eines besseren Textbuches bedient hätte. Eckerles Libretto zehrt von tausend Lesefrüchten und ist an rein handwerklichem Können so arm wie an Phantasie. Die Autoren hatten Gelegenheit, mit dem temperamentvoll und elegant spielenden Ensemble mehrfach vor die Rampe zu treten.

Ferdinand Bonn gastierte als „Kean", als „Dusterer" im „G'wissenswurm" und als betrogener Gatte in Hartlebens „Abschied vom Regiment" im Schauspielhause zu wohltätigen Zwecken. Die ausverkauften Häuser haben den Künstler zu einer Wiederholung der Vorstellungen veranlaßt. Bonn hat neben seinen Bewunderern auch manchen Gegner seiner künstlerischen Art. Man darf über allen Ausstellungen nicht vergessen, daß er zu den wenigen instinktiv aus dem Vollen schaffenden Schauspielern unserer Tage gehört, von denen wirklich erschütternde Gestaltungen ausgehen, mag man auch dies oder jenes zu „theatralisch" finden. Ja, alles, was die Kritik an diesem „Virtuosen" tadeln mag, entspringt viel weniger seiner Begabung als den wechselnden Schicksalen seiner Künstlerlaufbahn. Stände Bonn wieder im gefestigten Ensemble einer großen, sicher fundierten Bühne, es wäre für ihn wie die Kunst ein großer Gewinn.

Aus den Konzertsälen. Der zweite Konzertmeister Fritz Hirt vom Konzertvereinsorchester, den man in diesem Winter schon mal als brillanten Geiger kennen gelernt hatte, zeigte im 22. Volkssymphoniekonzert wieder sein glänzendes Können in Saint-Saëns H-Moll Konzert, insbesondere ist die Klangschönheit seiner gewandten Bogenführung sehr rühmenswert. Unter Prills Leitung kamen die Fidelioouvertüre, Haydns 11. Londoner Symphonie und Tschaikowskys „Capriccio Italien" sehr gut und fein nüanciert zur Aufführung. Das russische Stück gehört nicht zu den am vornehmsten instrumentierten des Meisters. Unter seinen „populären" Effekten verblassen die Eindrücke Beethovens und Haydns. — Einen jungen Komponisten Ernst Toch lernten wir durch das Höslquartett kennen, das das G-Dur-Quartett des Wieners feinsinnig interpretierte. Aus dem sehr sympathisch aufgenommenen Werke spricht Frische der Empfindung, die sich, was heute selten ist, ohne große Prätensionen ungezwungen und lebensvoll gibt. Bei Beethoven und Brahms assistierten der Vereinigung Hugo Röhr und einige Mitglieder der Hofkapelle in günstiger Weise. — In der Tonhalle wurde unter Leitung eines jungen, sehr begabten Dirigenten Dr. Rud. Siegel Jean Louis Nicodés „Gloriasymphonie" zur Aufführung gebracht. Dieses gewaltig gedachte „Sturm- und Sonnenlied" stellt an die Aufnahmefähigkeit des Publikums enorme Ansprüche. Es ist das Lebenswerk eines nach großen Zielen strebenden Künstlers und verdient ernsthafte Bedeutung als das Bekenntnis einer sich zur Entsagung durch-

ringenden, zweifellos hoch über dem Alltagleben stehenden Künstlernatur. In seinen einzelnen Teilen finden sich Stellen von größter Schönheit und starker Empfindung, auch Stimmungsmalereien von großem Reize; anderes erschien minder bedeutend, manches sehr derb. Jedem kontrastierenden Wechsel des Empfindens zu folgen, erscheint wenigstens bei einmaligem Hören nicht möglich. Unter dem Zeichen des „Volksliedes" stand die letzte Schauspielhausmatinée. Frl. Zinkeisens Lieder zur Laute, Gustav Waldaus frische Rezitationen und die Gesänge der „Fahrenden" fanden kräftigsten Beifall. Die Unternehmung verdient im nächsten Winter fortgesetzt zu werden. — Von Pianisten hörten wir in dieser Woche H. Klum und Norah Drewett, letztere ist nach der Seite der Technik hin gegen früher noch weiterhin fortgeschritten, u. a. war ihre Wiedergabe von Beethovens Cis-Moll-Sonate sehr eindrucksvoll. Die Partnerin ihres Konzertes, Hella von Bronsart, zeigte bei nicht eben großen sanglichen Mitteln Geschmack des Vortrages. Klum hatte ausschließlich ein Beethovenprogramm gewählt, das er mit gewohntem imposantem Können und reifem Verständnis meisterte und mit ihm dankbarsten Beifall fand.

Verschiedenes aus aller Welt. Felix Mottl dirigierte mit großem künstlerischen Erfolg in Paris. Der Besuch der Konzerte ließ leider zu wünschen übrig. — Die Wahrheitsschule, eine Komödie des Münchener Schriftstellers Paul Gutmann, fand in Berlin eine gemäßigte Aufnahme. Er habe sich, so urteilt die Presse, an so verschiedenen Autoren wie Wedekind, Philippi und Blumenthal gebildet. — Das Oldenburger Hoftheater brachte die Uraufführung eines Dramas „Kinder der Sehnsucht" mit starkem Erfolg. Der Autor August Hinrichs ist ein junger Handwerker, der über eine nicht gewöhnliche dramatische Begabung verfügt. Der Konflikt zwischen Arbeitern und ihrem Fabrikherrn bildet ähnlich wie in Hauptmanns „Webern" den Hintergrund des Stückes. — In Weimar wird am 23. April die Generalversammlung der Deutschen Shakespearegesellschaft abgehalten. Den Festvortrag hält Hagemann, der Mannheimer Intendant. — In Berlin hat Reinhardt, der Direktor des Deutschen Theaters, Goethes „Faust" (I. Teil) neu inszeniert. Die mittels Drehbühne rasch wechselnden Dekorationen werden als ungemein reizvoll geschildert, nicht so einstimmig werden die Darsteller gelobt. Die Hauptrollen sind dreimal mit ansehnlichen Künstlern besetzt. — In Chemnitz gefiel Raoul von Koczalskis Oper: „Die Sühne", der Körners Trauerspiel zugrunde liegt. Die starke Bühnenwirksamkeit und lyrische Schönheit der Musik des bekannten Pianisten sicherten dem Werke einen warmen Erfolg. — Das Pariser Odeon brachte ein Stück von René Fauchois, welches Beethovens Lebensgeschichte vorzuführen versucht. Die kunstlosen, gutgemeinten Auftritte geben Gelegenheit, viel Beethovensche Musik zu spielen, wofür sich das Publikum dankbar erwies.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Wie mit einem Schlage glätteten sich die so hochgehenden Wogen an den aufgeregten Börsen. Was selbst von eifrigen Optimisten nicht ohne weiteres zugegeben werden konnte, traf ein. Mit dem Beschluss Serbiens, den Forderungen der endlich geeinigten Grossmächte hinsichtlich des Verzichts auf alle Ansprüche gegenüber der austro-ungarischen Monarchie vollinhaltlich zu entsprechen, waren Kriegsgefahr und Säbelgerassel aus der Welt geschafft. Der Verzicht des tatenlustigen serbischen Kronprinzen trug das übrige bei, die Auffassung der politischen Situation wesentlich zu verbessern. Das gefährliche Spiel, welches ganz Europa seit über einem Semester in Atem hielt, hat durch die Beseitigung der Kriegsgefahr mit einem jedenfalls unblutigen Siege Oesterreichs und des deutschen Bündnisses geendigt. Ein leicht möglicher Putsch der Militärpartei in Serbien wird sich höchstens innerhalb der serbischen Grenzen abspielen; ein Dynastiewechsel ist derzeit fraglicher geworden. — Die Börse hat das Faktum des Friedens mit einer stürmischen Hausse begrüsst. Deckungen der aus Angst oder übertriebener Furcht gelösten Effektenpositionen wurden in kolossalem Umfange vorgenommen, und die Kurse sind allenthalben bereits auf einem hohen Preisniveau angelangt. Die Kurseinbussen hat man in wenigen Tagen gänzlich eingeholt. Wie vordem in wahlloser Angst die Effekten à tout prix — nur um dieselben loszuschlagen — an die Börsen geworfen wurden, so haben jetzt alle Effekten rasch und ohne jede Schwierigkeit hohe Kurse erreicht. Man sollte jedoch nicht vergessen, dass unser österreichischer Bundesgenosse bald seine Mobilisierungskosten liquidieren wird. Mancher Rentenbesitzer wird dann vielleicht erstaunt sein, wenn Oesterreich-Ungarn weitere grosse und ausserordentliche Nachtragskredite von mehreren Hundert Millionen Kronen wird fordern müssen. Das steht jedoch zweifellos fest, dass die vollständig geänderte politische Situation sowohl den Börsen wie den übrigen Faktoren der finanzwirtschaftlichen Welt grosse Ursache zur Erleichterung und rationellen Entwicklung gibt. — Nicht nur in Berlin, sondern an erster Stelle am Wiener Platz war eine stürmische und fulminante Aufwärtsbewegung zu registrieren. Auch die Westbörsen, Paris, London und Neuyork, zeigten ein äusserst animiertes Gepräge. In Wien erzielten namentlich die Renten und in gleichem Masse alle Industrie- und Bankenwerte gewaltige Kursbesserungen. An den deutschen Plätzen führten bei lebhaften Umsätzen vor allem die Bankaktien die steigende Richtung. Auch elektrische Werte und Montanaktien teilten sich in mehrprozentige Avancen. — Mit der Beruhigung in der Politik werden sich die Fragen der nunmehrigen Entwicklung der Handels- und Industriekreise neuerdings in den Vordergrund stellen. Der gebesserte Kupfermarkt und die Goldminenindustrie meldeten Zeichen von günstigem Einfluss. — Das Faktum der Diskontermässigung der Bank von England auf $2^1/_2$% stimulierte naturgemäss in höchstem Masse. Der geringe Bedarf zum Quartalwechsel und die wiederholte Verbilligung des Berliner Privatdiskontes berechtigen zu der Hoffnung, dass bei dem günstigen Status auch die Reichsbank in Bälde zur Herabsetzung der offiziellen Rate schreiten wird. Die Ansprüche des Reiches und Preussens benötigen gleichfalls eine geebnete Gold- und Geldpolitik. Nicht ausgeschlossen ist jedoch, dass für Handel und Industrie, früher als erwartet, durch eine flotte Beschäftigung grössere Geldbeträge mobilisiert werden. — Die Subskription auf die staatsgarantierten russischen Eisenbahnobligationen, die dieser Tage in Deutschland und Holland stattfindet, absorbiert ebenfalls unnötigerweise grosse Summen. Die gegenwärtige Geldabundanz brachte erfreulicherweise eine kräftige Kurserholung aller heimischen Rentenwerte — Staatsanleihen wie Pfandbriefkategorien. Von Industriewerten begegnete den Aktien der Elektrizitätsgesellschaften das lebhafteste Interesse. Grosszügige Geschäfte: die baldige Elektrisierung von preussischen Staatsbahnen, die Ablehnung der Gas- und Elektrizitätssteuern in der Reichstagkommission, und vor allem das Zusammengehen einer Gruppe von deutschen und französischen Werken dieser Branche behufs gemeinschaftlicher Geschäfte im Orient bildeten sachliche Gründe der Hausse-Tendenz. Der letztere Faktor ist ein zweites Glied in der dentsch-französischen Interessenannäherung, und daher höher zu bewerten. M. Weber.

Aus dem uns zugesandten Jahresbericht der **Bayerischen Landwirtschaftsbank, e. G. m. b. H., München** sind die Feststellungen der Bodenpreise-Steigerung und die Schlüsse auf eine Zunahme der spekulativen Zertrümmerung des ländlichen Grundbesitzes interessant. Aus dem Reingewinn von 222,057 — ℳ gelangen laut Beschluss der stattgehabten Generalversammlung, wie seit Jahren, 4% als Dividende zur Verteilung. — Die **Bayerische Versicherungsbank, A.-G., vormals Versicherungs-Anstalten der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank, hier** verteilt **700,000 ℳ an** Dividende an die einzige Aktionärin, das ist die letzgenannte Bank. M. W.

Aus Kurorten und Bädern.

K. Bad Kissingen. 1. April 1909. Die Eröffnung der Kgl. Bäder ist heute erfolgt, und sind Ihre Königl. Hoh. Prinz und Prinzessin Eitel Friedrich von Preussen heute nachmittag zum Kurgebrauch in Bad Kissingen eingetroffen.

Todtmoos im südl. badischen Schwarzwald an der Eisenbahnstation Wehr. 840 m über d. Meere (Linie Basel–Schopfheim–Säckingen), ist ein Höhenluftkurort ersten Ranges sowie beliebter Wallfahrtsort und Sommerfrische. Von der Bahnstation Wehr führt eine gut angelegte Strasse an der wildbrausenden Wehra aufwärts durch das hochromantische Wehratal nach dem Kurort Todtmoos. Wohin das Auge hier schaut, trifft es auf herrlichen grünen Tannenwald, untermischt mit saftigem Buchengrün, während im Winter der Blick mit Entzücken auf einer unvergleichlich schönen Schneelandschaft ruht. Herrliche Spaziergänge führen auf wohlgepflegten Wegen — vom Kurverein mit Ruhebänken versehen — durch Tannen- und Buchenwaldungen zu Schluchten und Wasserfällen; teils sanft, teils steiler ansteigende Pfade in die übrigen idyllisch gelegenen zu Todtmoos gehörigen Waldorte. Der Gasthof zur Sonne, ein massiver zweistöckiger Bau, bildet den Hauptanziehungspunkt der Kurgäste in Todtmoos. Das Haus ist das ganze Jahr geöffnet und bietet auch im Winter durch seine erhöhte sonnige Lage einen beliebten und geschätzten Aufenthalt für Kurgäste und Wintersportler. Es enthält im Erdgeschoss einen hellen 200 qm grossen Speisesaal, darüber mit Balkon versehene, im ganzen 28 Fremdenzimmer. Im ganzen Hause ist Niederdruck-Dampfheizung und elektrische Beleuchtung eingerichtet. Direkt an das Haus anschliessend befindet sich ein grosser Gemüsegarten, sowie der kunstlich sehr schön angelegte Sonnenpark. Der Besitzer ist stets bestrebt, seinen Gästen den Aufenthalt so angenehm wie nur möglich zu machen. Die Preise für Pension und Zimmer sind sehr billig zu nennen.



Städt. Gymnasialpensionat Rosenheim.

Schüler des K. Humanistischen Gymnasiums finden hier beste Aufnahme. Das geräumige Institutsgebäude, mit dem K. Gymnasium durch eine Wandelhalle verbunden, befindet sich in schöner und gesunder Stadtlage. Einrichtung und Ausstattung durchwegs modern. Am Hause großer Garten und Spielplatz. Sorgfältige Ueberwachung (3 Präfekten); Nachhilfeunterricht; gute, kräftige Verpflegung. Pensionspreis 500 ℳ Auch Halbzöglinge finden Aufnahme. Ausführliche Prospekte und weitere Auskunft durch den Pensionatsvorstand **Joh. B. Geiger**, K. Gymnasiallehrer.

Städt. Realschulpensionat Rosenheim,

in freier gesunder Lage, mit allen neuzeitlichen Einrichtungen ausgestattet, bietet Schülern, welche in die K. Realschule mit Handelsabteilung eintreten, beste Verpflegung, gewissenhafte Erziehung und Ueberwachung, sowie Nachhilfeunterricht (3 Präfekten). Garten und Spielplatz am Hause. Pensionspreis 500 ℳ. Halbzöglinge finden gleichfalls Aufnahme. Prospekte und nähere Auskunft durch das **K. Rektorat der Realschule** oder den Pensionatsvorstand **Johann Grünschneder**, K. Reallehrer.

Städt. Töchterschule mit Erziehungsinstitut Rosenheim unter Leitung der armen Schulschwestern v. U. L.

Sechsklassige höhere Töchterschule im Anschlusse an die 4. Volksschulklasse mit eigenem regierungsseitig genehmigten Lehrplan. Schule und Institut sind in einem schönen Neubau untergebracht (Zentralheizung, elektrische Beleuchtung, Baderäume, großer Garten und Spielplatz) in gesunder und ruhiger Stadtlage. Im Institute gewissenhafte Erziehung, gute Verpflegung. Pensionspreis für Verpflegung, sowie für die sämtlichen obligaten Lehrfächer an der Töchterschule 500 ℳ. Auch Halbzöglinge werden aufgenommen. Ausführliche Prospekte durch die Schul- und Institutsvorstehe[r]in **Oberin M. Bruno Thoma.**

Institut Brackemann, Bielefeld i. W.

bereitet zum **Einjähr.-, Primaner-, Abiturientenex., alle Klassen höherer Lehranstalten vor, auch Damen. Eintritt jederzeit mit u. ohne Pension Arbeitsstunden, Nachhilfestunden gratis.** Beste Lage mitt. im Teutoburger Walde. Prospekt. Dir.: **Brackemann, Bielefeld, Bismarckstrasse 1a.** Beste Referenzen.

Alumnat St. Michael in Boppard a. Rh.

für kath. Schüler des hiesigen Gymnasiums. Leitung und Beaufsichtigung durch den geistl. Direktor sowie den Religionslehrer des Gymnasiums und einen Philologen. — Pensionspreis 600 Mark. — Prospekt und Auskunft bereitwilligst.

10 Abiturienten 1908/09 bis jetzt gut bestand., ausserdem zahlr. **Primaner, Einjähr.** und Schüler aller Klassen.

Staatl. genehmigt. — Gegründet 1883. — Zeitersparnis.

Studienanstalt u. Pensionat v. Dir. J. N. Eckes

Berlin-Steglitz, Fichtestr. 24. — Gymnas. u. real.

Unterricht und Pension vorzügl. empfohl. v. d. hochw. Geistlichkeit, insbes. auch v. d. hochw. Herrn **Armeebischof Dr. Vollmar, Fürstbischöfl. Delegat. Prälat Kleineidam,** Zentrumsabgeordneten, Direktoren, Lehrern usw. ☞ **2 Villen inmitt. gross. Gärten.** Herrl., gesund. Aufenthalt. Prosp. u. Ausk. durch d. **Begründ. u. Direktor Eckes.**

Höh. Haushaltungs-Institut „St. Anna"

für Töchter besserer Stände, geleitet von Schwestern der Vereinigung im hl. Herzen, **Hougaerde bei Tirlemont, Belg.** Gesunde Lage, weite Räume, herrl. Park. Gründl. Anl. i. Haushalt. Zuschneide- u. Konfekt.-Kurse. Fortb. i. Deutsch, Literatur, Kunstgesch., Französ., Engl. (tägl. Konversat.) Umgangssprache französ., Gesang, Klav., Viol., Mandol., Zeichn., Malen, Brandm., Schnitzen, Tanz, gesellsch. Formen.

Junge Damen, die nur wissenschaftliche Sprachstudien, Kunstf., Zuschn., Konfektion betreiben wollen, werden auch aufgenommen.

Jede Pensionistin bewohnt ein eigenes feines Zimmer.

Preis 800 ℳ inkl. Sprachunterr., Bett u. Wäsche. Prospekte durch die **Oberin.**

Carthäuser Wein-Cognac

nur aus Wein gebrannt, daher Kranken sehr zu empfehlen, offeriert zu 3, 4 u. 5 ℳ per Literflasche die Weinbrennerei von

M. Rehe in Karthaus bei Trier.

Echter China-Tee

rein und ungemischt. Eigener direkter Bezug nach mehrjährig. Aufenthalt in China von ℳ 1.— bis 6.80 à ½ Pfund. Kein Laden.

Franz Klein, Tee-Import München, Frühlingstr. 13/I.

NB. Schriftliche Bestellungen werden prompt ausgeführt.

Eifeler Blütenhonig

seit Jahren als vorzüglich anerkannt und beliebt, garantiert naturrein, versendet 4 Pfunddose ℳ 4.50, 9 Pfunddose ℳ 9.—, franko gegen Nachnahme.

Pfarrer A. Klein, Vorsitzender d. Imkervereins, **Meyerode, Post St. Vith, Eifel.**

Adolf Schustermann

Zeitungsnachrichten-Bureau

Berlin SO. 16

Spreepalast

Grösstes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes d. meisten Revuen, Wochenschriften-, Fach-, illustrierte usw. Blätter.

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet. .•. Prospekte gratis.

Gebrauchte Schreibmaschine

preiswert zu verkaufen.

Näheres zu erfragen unter **Nr. 8252** bei der Geschäftsstelle der **„Allgemeinen Rundschau", München.**

Religiöse Kunstgegenstände

als Statuen, Kruzifixe, Leuchter, Ampeln, Lourdesgrotten, Heiligenbilder in allen Grössen und Ausführungen mit und ohne Rahmen. Ferner Geschenkliteratur, Gebet- und Erbauungsbücher. Billigste Bezugsquelle aller Devotionalien, Rosenkränze, Sterbekreuze, Skapuliere, Weihwasserbehälter, Buchschliessen, Medaillen, Gebetbuchmerker, Broschen usw. — Lourdeswasser in Original-Literflasch. m Verpackung ℳ 1.40.

Preisverzeichnisse gratis und franko

Joseph Pfeiffers

religiöse Kunst- und Verlagshandlung, Kunstanstalt für Statuen usw. (D. Hafner)

München, Herzogspitalstr. 5 u. 6.

Die Bonifacius-Druckerei zu Paderborn

erbietet sich zur pünktlichen Lieferung der Literatur des In- und Auslandes, besonders der katholischen. Sie besorgt auch jedes, wo immer angezeigte Werk.

Strassburger Höhere Bildungsanstalt

ehemalige Volkshochschule (Bartholdy), Regenbogengasse 10.

Einj., Prima, Abitur., Assist., Sekret.

Tag- und Abendkurse. Mit und ohne Pension. Prospekt gratis. Im letzten Schuljahr bestanden von 47 Kandidaten 46. Eintritt jederzeit. Sommersemester 15. April. **Dir. Ruff.**

Schloss Brohleck b. Brohl a. Rh.

Kath. Knabenpensionat und höhere Schule (VI—II einschl.)

50 Zögl., 7 Lehrer; echte Familienerziehung, gründl. Ausbildung sichere Förderung. Für zurückgebliebene oder schwächl. Schüler vorzügl. geeignet. Herrl., gesunde Lage. 36 Morg. Park. **Ia Ref.** von Eltern. Prospekte durch die Direktion. **Kleins.**

Knaben-Institut Heilig-Kreuz

(Bürgerschule)

im Cassianeum zu Donauwörth

Das Knaben-Institut Heilig-Kreuz im Cassianeum zu Donauwörth umfasst 4 Klassen und bezweckt eine tüchtige bürgerliche Ausbildung für den **gewerblichen, kaufmännischen** und **landwirtschaftlichen** Beruf. Eintrittsalter vom 10. Lebensjahre an. Der Besuch der beiden obern Klassen, die sich an die Volksschule anschliessen, gilt für den dreijährigen Besuch der Sonntagsschule.

Die Institutsräume befinden sich in dem durch schöne Lage ausgezeichneten ehemaligen Benediktinerkloster Heilig-Kreuz. Alle Räume sind hoch, luftig und hell, mit elektrischem Licht und Trinkwasserleitung ausgestattet, umgeben von ausgedehnten Gartenanlagen und grossen Spielplätzen. Im Sommer Badegelegenheit in der Wörnitz, im Winter im Hause.

Ein Hauptgewicht wird auf die religiös-sittliche **Erziehung** der Zöglinge gelegt.

Ausführliche illustrierte Prospekte werden **kostenlos** und **frei** versendet von der

Direktion des Knaben-Instituts Heilig-Kreuz in Donauwörth.

Erziehungsanstalt für Studierende

des kgl. Progymnasiums Donauwörth

gewährt kathol. Studenten des hiesigen Progymnasiums nicht bloß beste Verpflegung, sondern sorgt hauptsächlich auch für die **religiös-sittliche Erziehung** der Zöglinge sowie für gewissenhafte Ueberwachung des häuslichen Fleißes. — Sechs Klassen, **Einjährig-Freiwilligen-Berechtigung.** Beginn des Schuljahres Mitte September.

Schüler, welche vorher keiner öffentlichen (bayerischen) Studienanstalt angehörten, müssen sich einer Aufnahmsprüfung am königlichen Progymnasium unterziehen.

Die Erziehungsanstalt befindet sich im Cassianeum dahier und wird von dem daselbst noch bestehenden Knabeninstitut „Heilig-Kreuz" vollständig getrennt gehalten.

Ausführliche Prospekte kostenfrei durch die Direktion.

Hotel Union, München

Barerstr. 7. — Besitzer: Kathol. Kasino A. V. — Tel. 9300.

Komfortabelst eingerichtetes Hotel, Bier- und Weinrestaurant.

Gesellschaftssäle und elegante Klubräume zur Abhaltung von Diners, Soupers, Familienfesten usw. Anerkannt vorzügliche Küche. — Verkauf garantiert naturreiner Weine. — Für Diners, Supers usw. werden Weine, Champagner usw. in jeder Auswahl zur Verfügung gestellt, und nicht angebrochene unversehrte Flaschen retour genommen. — Auf Verlangen Menu-Vorschläge in jeder Preislage.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

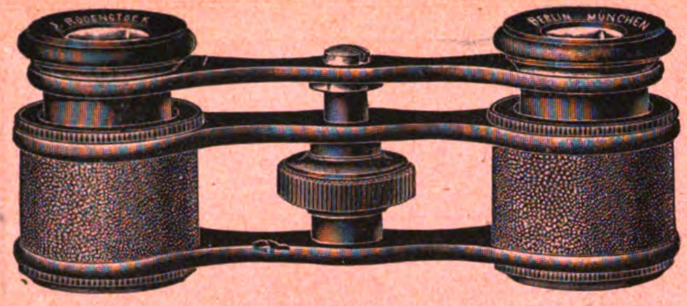
6. Jahrgang
Nr. 16

17. April
1909



Inhaltangabe:

Quartalspreis
Mk. 2,40
Einzelnummer
20 Pfg



Ideal-Taschen-Perspektiv.

Nr. 360. Mit feinem schwarzem Lederüberzug, zirka 100 g wiegend, inkl. Etui Mk. **10.50**

Dieses Westentaschen-Glas ist besonders da zu empfehlen, wo auf ein ganz geringes Volumen Wert gelegt und wo doch noch eine entsprechend gute optische Wirkung verlangt wird. In hervorragender Weise sind diese Eigenschaften hier vereinigt, und ist dieses wirklich empfehlenswerte Instrument besonders für Theaterbesuch, für Galerien etc., aber auch, um auf weite Entfernung zu sehen, zu gebrauchen.

Gratis u. franko auf Wunsch unsere illustr. Preisliste, sowie Anleitung u. Fragebogen zur schriftlichen Bestellung passender **Augengläser.**

Optisch oculist. Anstalt **Josef Rodenstock** **MÜNCHEN, Bayerstrasse 3**

Wissenschaftliches Spezial-Institut für Augengläser.

In Gegenwart des Kgl. Notars Herrn Justizrat Ofenstätter hat heute die zehnte Verlosung stattgefunden.

Es wurden gezogen:

I. 3½%ige Pfandbriefe Serie I–III.

Lit. A. à ℳ 2000.— die Nummern:

502. 512. 522. 532. 542. 552. 562. 572. 582. 592. 2004. 2014. 2024. 2037. 2044. 2057. 2066. 2074. 2084. 2094. 2106. 2116. 2126. 2136. 2146. 2156. 2166. 2176. 2186. 2196. 2705. 2715. 2725. 2735. 2745. 2755. 2765. 2775. 2785. 2795. 3610. 3620. 3630. 3640. 3650. 3660. 3670. 3680. 3690. 3700. 3702. 3712. 3722. 3732. 3742. 3752. 3762. 3772. 3782. 3792. 4006. 4016. 4026. 4036. 4046. 4056. 4066. 4076. 4086. 4096. 4201. 4211. 4221. 4231. 4241. 4253. 4261. 4271. 4281. 4291. 4305. 4315. 4325. 4335. 4345. 4355. 4365. 4375. 4385. 4395. 5905. 5915. 5925. 5935. 5945. 5955. 5965. 5975. 5985. 5995. 6005. 6015. 6025. 6035. 6045. 6055. 6065. 6575. 6085. 6095. 6208. 6218. 6228. 6238. 6248. 6258. 6268. 6278. 6288. 6298. 6304. 6314. 6324. 6334. 6344. 6354. 6364. 6374. 6384. 6394.

Lit. B. à ℳ 1000.— die Nummern:

107. 117. 127. 137. 147. 157. 167. 178. 188. 197. 1514. 1518. 1527. 1538. 1547. 1557. 1567. 1577. 1587. 1597. 2607. 2617. 2627. 2637. 2647. 2660. 2667. 2677. 2697. 2700. 5206. 5215. 5223. 5234. 5243. 5253. 5264. 5273. 5283. 5293. 6910. 6920. 6937. 6940. 6950. 6960. 6970. 6980. 6990. 7000. 10202. 10212. 10222. 10232. 10242. 10252. 10262. 10273. 10282. 10292. 11308. 11318. 11328. 11338. 11348. 11358. 11368. 11378. 11388. 11398.

Lit. C. à ℳ 500.— die Nummern:

4703. 4713. 4723. 4733. 4743. 4753. 4763. 4773. 4783. 4793.

Lit. D. à ℳ 200.— die Nummern:

1708. 1720. 1728. 1739. 1750. 1758. 1768. 1784. 1788. 1799. 1903. 1913. 1923. 1933. 1943. 1953. 1963. 1973. 1984. 1996. 13510. 13520. 13532. 13540. 13552. 13560. 13570. 13580. 13590. 13600.

Lit. E. à ℳ 100.— die Nummern:

1805.
4907. 4921. 4927.
6708. 6718. 6728. 6738. 6748. 6759. 6768. 6778.

Restanten:

Aus früheren Verlosungen ist der 3½%ige Pfandbrief
Lit. D Nr. 1605 à ℳ 200.—,
dessen couponsmäßige Verzinsung am 1. Juli 1907 endigt, noch nicht eingelöst.

Als kraftlos erklärt wurden die 3½% Pfandbriefe

Serie II **Lit. A.** Nr. 2480 à ℳ 2000.—.
" " " **E.** " 3335 " " 100.—.
" IV " " " 21399 " " 100.—.
" V " " " 26971 " " 100.—.

II. 4%ige Kommunal-Obligationen Serie I, II & V.

Lit. A. à ℳ 2000.— die Nummern:

309. 319. 329. 339. 349. 359. 369. 379. 389. 399. 501. 511. 521. 531. 541. 551. 561. 571. 581. 591. 906. 916. 926. 936. 946. 956. 966. 976. 986. 996.

Lit. B. à ℳ 1000.— die Nummern:

703. 713. 723. 733. 743. 753. 763. 773. 783. 793. 1206. 1216. 1226. 1236. 1246. 1256. 1266. 1276. 1286. 1296. 1601. 1603. 1611. 1613. 1621. 1623. 1631. 1633. 1641. 1643. 1651. 1653. 1661. 1663. 1671. 1673. 1681. 1683. 1691. 1693. 1806. 1816. 1826. 1836. 1846. 1856. 1866. 1876. 1886. 1896. 2004. 2014. 2024. 2034. 2044. 2054. 2064. 2074. 2084. 2094. 2107. 2117. 2127. 2137. 2147. 2157. 2167. 2177. 2187. 2197.

Lit. C. à ℳ 500.— die Nummern:

309. 319. 329. 339. 349. 359. 369. 379. 389. 399. 606. 616. 626. 636. 646. 656. 666. 676. 686. 696. 1309. 1319. 1329. 1339. 1349. 1359. 1369. 1379. 1389. 1399. 2310. 2320. 2330. 2340. 2350. 2360. 2370. 2380. 2390. 2400.

Lit. D. à ℳ 200.— die Nummern:

404. 414. 424. 434. 444. 454. 464. 474. 484. 494. 804. 814. 824. 834. 844. 854. 864. 874. 884. 894. 1501. 1511. 1521. 1531. 1541. 1551. 1561. 1571. 1581. 1591. 1603. 1613. 1623. 1633. 1643. 1653. 1663. 1673. 1683. 1693. 2001. 2011. 2021. 2031. 2041. 2051. 2061. 2071. 2081. 2091.

Lit. E. à ℳ 100.— die Nummern:

508. 518. 528. 538. 548. 558. 568. 578. 588.
1403.
2705. 2716. 2725. 2735. 2746. 2755. 2765. 2775. 2785. 2795. 2910. 2920. 2930. 2940. 2950. 2960. 2970. 2980.

Restanten:

Aus früheren Verlosungen ist die 4%ige Kommunal-Obligation
Lit. E. 176 à ℳ 100.—,
deren couponsmäßige Verzinsung am 1. Juli 1907 endigt, noch nicht eingelöst.

Die couponsmäßige Verzinsung **der heute gezogenen** Pfandbriefe und Kommunal-Obligationen **endigt am 1. Juli 1909.**

Auf verloste Pfandbriefe und Kommunal-Obligationen werden vom Tage der Fälligkeit an **1% Depositalzinsen** vergütet.

Die verlosten Pfandbriefe und Kommunal-Obligationen werden gegen deren Rückgabe nebst den nicht verfallenen Coupons und den Talons kostenlos eingelöst in **München an unserer Kassa** (Prinz Ludwigstraße 3/0) **sowie bei der kgl. Hauptbank in Nürnberg und deren Filialen** in Amberg, Ansbach, Aschaffenburg, Augsburg, Bamberg, Bayreuth, Fürth, Hof, Ingolstadt, Kaiserslautern, Kempten, Landshut, Ludwigshafen a. Rh., München, Passau, Regensburg, Rosenheim, Schweinfurt, Straubing und Würzburg, **ferner bei der Pfälzischen Bank in Ludwigshafen a. Rh. und deren Zweigniederlassungen** in Alzey, Bamberg, Bensheim, Donaueschingen, Dürkheim a. H., Frankenthal, Frankfurt a. M., Grünstadt, Kaiserslautern, Landau i. Pf., Mannheim, München, Neustadt a. H., Nürnberg, Osthofen, Pirmasens, Speyer, Worms und Zweibrücken, sowie **bei der Bayer. Diskonto- und Wechselbank in Augsburg.**

Auf Namen umgeschriebene (vinkulierte) verloste Pfandbriefe und Kommunal-Obligationen werden nur an unserer Kassa und zwar nur gegen Vorlegung des ordnungsmäßigen Antrags auf Löschung der Umschreibung und gegen genügende Abquittierung eingelöst.

Gegen die verlosten Pfandbriefe und Kommunal-Obligationen besorgen wir unverloste Stücke zum jeweiligen Geldkurse. Die Uebersendung der letzteren erfolgt unsererseits portofrei.

Kommen auf Namen umgeschriebene Stücke zum Umtausch, so erfolgt, wenn nicht anders beantragt, die Umschreibung der unverlosten Stücke kostenlos auf denselben Namen. Bei Stiftungen usw. ist in diesem Falle eine kuratelamtliche Genehmigung nicht beizubringen.

München, den 2. April 1909.

Bayerische Landwirtschaftsbank.
E. G. m. b. H.
Frhr. v. Cetto. **Matterstock.**

Wildbad Wemding

Haltstelle der Lokalbahn Wemding—Nördlingen.

Das ganze Jahr geöffnet.
Sichere Hilfe gegen Gicht- und Rheumatismus, Nieren- und Blasenleiden usw.
Ebenso bewährt gegen **Hämorrhoidalleiden, Flechten, Hautausschläge und Frauenkrankheiten aller Art.**
Gute Verpflegung, heizbare Zimmer.
Besitzer **Hans Seebauer.**

Sanitätsrat Dr. Kober'sche **Poröse Unterkleidung**

gestricktes, poröses Baumwollgewebe, erhält die Haut trocken, schützt vor Erkältung, vermindert daher Husten und Rheumatismus und ist zu jeder Jahreszeit höchst angenehm zu tragen. Grosse Haltbarkeit. Guter und billiger Ersatz aller wollenen Hemden. Preis nur 2.50 Mk., in dichterer Strickart nur 3.— Mk. Unterbeinkleider 2.40 Mk. Unterjacken 1.80 Mk. Bei Bestellungen: Halsweite bei Männerhemden, gewünschte Länge bei Frauenhemden, Leibumfang und Länge bei Hosen. Atteste und Muster gratis.
Mathilde Scholz, Regensburg B. 41½.

Stoffe
zu
Kirchenparamenten und Fahnen
sowie
fertige Gewänder und seidene Fahnen
einfach und kostbar, gemalt und gestickt,
liefert
F. J. Casaretto ·· Krefeld.
Gegründet 1851.

A. Bachmair, Glockengiesserei, **ERDING,**

fertigt Kirchenglocken in jeder Grösse und Tonart. Garantiert volle, weittragende Töne, reine Stimmung, reine, beste Metallmischung und leichte Läutbarkeit auch bei schweren Glocken. — Langjährige Garantie. Billigste Preise. — Kostenvoranschläge gratis und franko.

Alle Leser und Leserinnen der Rundschau sollten
soweit sie noch nicht zu unseren Kunden gehören, sich überzeugen durch einen Probeauftrag, dass wir tatsächlich in
Schlesischen Reinleinen und Hausleinen nur das **Beste**
zu Leib-, Bett-, Kirchen- und Ausstattungswäsche anfertigen.
Verlangen Sie portofrei Muster und Preisbuch
über **Leinen, Hand- u. Taschentücher, Tischwäsche, Bettbezugstoffe, Pique, Barchent, Flanelle, Schürzen u. Hauskleiderstoffe** uam. von der als höchst reell bekannten christlichen Firma
Brodkorb & Drescher, Leinenhandweberei zu **Landeshut** i. Schlesien No. 43
Schlesisches Prima Hemdentuch, 82 cm breit, p. St. (20 m lang) Mark **10.—, 10.80, 11.80, 13.—** p. **Nachnahme. Zurücknahme** nichtgefallender Waren auf **unsere Kosten.** Wir bitten durch Ihre werten Bestellungen die armen Handweber in hiesiger Gegend zu unterstützen. **Landeshut i. Schlesien ist berühmt**
:: :: durch die guten Leinengewebe. :: ::

= Die = Leser

werden freundlichst gebeten, bei allen Anfragen u. Bestellungen, die sie auf Grund von Anzeigen in der

„Allgemein. Rundschau"

machen, sich stets auf die Wochenschrift z. beziehen.

In Kairo

u. fast allen Städten Deutschl. u. d. Auslandes sind unsere **Saxonia Sport- und Kinderwag.** als d. besten anerkannt. Ebenso **Kinderstühle, Kindermöbel, Bettstellen, Fahrräder, Näh-, Waschmaschinen, Sprechapparate etc.** Sämtl. Preise s. extra bill. u. d. Ausführ. unerreicht. Neuest. Katal. gratis
Sächs. Kinderwagen- u. Fahrrad-Industrie, Zeitz, 92.

SAXONIA

Alle bisher erschienenen Nummern werden nachgeliefert.

Bayerische Versicherungsbank, Aktiengesellschaft, vorm. Versicherungsanstalten der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank, München.

Gewinn- und Verlust-Rechnung für das Jahr 1908.

A. Einnahmen.		M.	Pf.
Feuer- und Einbruchdiebstahlversicherung		13,059,206	07
Lebensversicherung		103,053,079	99
Unfallversicherung		2,063,439	74
		118,175,725	80

B. Ausgaben.		M.	Pf.
Feuer- und Einbruchdiebstahlversicherung		12,010,452	83
Lebensversicherung		102,757,482	15
Unfallversicherung		1,934,310	42
Gesamt-Ueberschuss und dessen Verwendung:			
1. Dividende	M. 700,000.—		
2. Tantiemen	„ 79,400.—		
3. an die Lebensversicherung:			
a) zur Verstärkung des Dividendenfonds der Div.-Versicherten	„ 100,000.—		
b) zur Umrechnung der Prämienreserve für ältere Versicherungsbestände	„ 100,000 —		
c) zur Reserve für Kapitalverluste	„ 30,000.—		
4. an die Unfallversicherung (zur Spezialreserve)	„ 40,000.—		
5. an die Feuerversicherung:			
a) zur Spezialreserve	„ 100,000.—		
b) zum Fonds für aussergewöhnliche Brandschäden	„ 70,000.—		
c) zur Reserve für Kapitalverluste	„ 30,000.—		
6. an die Einbruchdiebstahlversicherung (zur Spezialreserve)	„ 60,000.—		
7. zum Fonds für Pensionen und Unterstützungen	„ 60,000.—		
8. Vortrag auf neue Rechnung	„ 104,080.40	1,473,480	40
		118,175,725	80

Bilanz am 31. Dezember 1908.

A. Aktiva.		M.	Pf.
I. Wechsel der Aktionäre oder Garanten		7,500,000	—
II. Grundbesitz		1,964,357	59
III. Hypotheken		79,610,788	69
IV. Wertpapiere		8,571,270	43
V. Vorauszahlungen und Darlehen auf Policen		4,576,062	19
VI. Guthaben:			
1. bei Bankhäusern	M. 7,089,347.23		
2. bei anderen Versicherungsunternehmungen	„ 483,610.63	7,572,957	86
VII. Gestundete Prämien		1,491,092	77
VIII. Rückständige Zinsen und Mieten		862,409	62
IX. Ausstände bei Generalagenten bzw. Agenten		1,379,697	06
X. Rückstände der Versicherten		13,900	65
XI. Barer Kassenbestand		33,926	51
XII. Inventar und Drucksachen		1	—
XIII. Kautionsdarlehen an versicherte Beamte		2,060	—
XIV. Sonstige Aktiva (darunter M. 428,399.54 nach § 58 V. A. G. hinterlegte Wertpapiere)		450,685	07
	Gesamtbetrag	114,029,209	44

B. Passiva.		M.	Pf.
I. Aktien- oder Garantiekapital		10,000,000	—
II. Reservefonds (§ 37 V. A. G., § 262 H. G. B)		1,000,000	—
III. Hypotheken- und Grundschulden auf den Grundstücken Nr. II der Aktiva		450,000	—
IV. Prämienreserven für			
1. Lebensversicherungen	M. 83,926,377.22		
2. Unfall- und Haftpflichtversicherungen	„ 79,476.39	84,005,853	61
V. Prämien-Ueberträge für			
1. Feuerversicherungen	M. 3,076,330.37		
2. Einbruchdiebstahlversicherungen	„ 127,933.22		
3. Lebensversicherungen	„ 3,111,631.80		
4. Unfall- und Haftpflichtversicherungen	„ 300,322.39	6,616,217	78
VI. Reserven für schwebende Versicherungsfälle (Schadenreserve):			
1. Feuerversicherung	M. 642,886.39		
2. Einbruchdiebstahlversicherung	„ 8,483.39		
3. Lebensversicherung	„ 125,970.58		
4. Unfallversicherung	„ 185,703.68	963,044	04
VII. Gewinnreserve der mit Gewinnanteil Versicherten der Lebensversicherung		5,080,821	82
VIII. Sonstige Reserven, und zwar:			
1. Feuerversicherung:			
a) Spezialreserve	M. 950,000.—		
b) Fonds für aussergewöhnliche Brandschäden	„ 600,000.—		
2. Einbruchdiebstahlversicherung:			
Spezialreserve	„ 60,000.—		
3. Lebensversicherung:			
a) Spezialreserve	„ 640.599.39		
b) Kriegsfonds	„ 579,456.01		
c) Provisions- und Verwaltungskosten-Reserve	„ 105,000.—		
d) Delkredere-Konto	„ 11,949.22		
e) Uebrige Reserven	„ 75,374.82		
4. Unfall- und Haftpflichtversicherung:			
a) Spezialreserve	„ 430,000.—		
b) Delkredere-Konto	„ 6,000.—	3,458,379	44
IX. Guthaben anderer Versicherungs-Unternehmungen		264,277	54
X. Barkautionen		46,282	32
XI. Sonstige Passiva, und zwar:			
1. Gebühren-Guthaben des bayer. Staates	M. 26,349.10		
2. Guthaben verschiedener Gläubiger	„ 26,963.25		
3. Rückstellungen f. noch unbezahlte Verwaltungskosten pro 1908	„ 9,743.09		
4. Fonds für Pensionen und Unterstützungen	„ 603,034.06		
5. Vorausbezahlte Prämien und Zinsen	„ 4,762.99	670,852	49
XII. Gewinn		1,473,480	40
	Gesamtbetrag	114,029,209	44



DRESDNER BANK.

Aktiva. Bilanz für 31. Dezember 1908. Passiva.

Aktiva		M.	Pf.
Kassa-Konto:			
Bestand an Bar, Coupons und Sorten		44 126 140	40
Wechsel-Konto:			
Bestand abzüglich Zinsen		248 666 816	—
Konto-Korrent-Konto:			
Verfügbare Guthaben bei ersten Banken und Bankiers		33 377 812	45
Effekten-Report-Konto		64 622 236	—
Waren-Report-Konto		4 577 172	80
Lombard-Konto		15 839 059	65
Vorschüsse auf Waren und Waren-Verschiffungen		28 809 146	30
Dauernde Beteiligungen bei fremden Banken		27 207 291	—
Effekten-Konto		61 032 536	65
Konto-Korrent-Konto, Debitoren:			
a) Banken u. Bankiers, durch Effekten gedeckt	M. 44 542 624.75		
b) sonstige Debitoren, durch Effekten und andere Sicherheiten gedeckt	„ 277 217 452.80		
c) ungedeckte Debitoren	„ 122 940 623.25	444 700 700	80
ausserdem Aval-Debitoren . M. 35 781 462.80			
Konsortial-Konto		42 300 460	85
Immobilien-Konto:			
Bankgebäude Dresden, Berlin, Frankfurt a. M., Hamburg, Bremen, Nürnberg, Fürth, Hannover, Bückeburg, Mannheim, Detmold, Plauen i. V., Chemnitz, Emden, Freiburg i. Br., Zwickau, München Leer, Cassel	M. 18 127 794.20		
Neubau-Konto Berlin, Augsburg und Freiburg	„ 1 964 543.95		
Diverse Grundstücke	„ 1 442 749.10	21 535 087	25
Bei den ausgeworfenen Buchwerten sind die auf den einzelnen Grundstücken haftenden Hypotheken mit insgesamt M. 1 745 204.05 in Abzug gebracht.			
Pensions-Fonds-Effekten-Konto		2 685 802	90
König-Friedrich-August-Stiftung-Effekten-Konto		96 187	50
		1 039 576 450	55

Passiva	M.	Pf.
Aktien-Kapital-Konto	180 000 000	—
Reserve-Fonds-Konto	41 800 000	—
Reserve-Fonds-Konto B	9 700 000	—
Verzinsliche Depositen	224 575 875	20
Konto-Korrent-Konto:		
Kreditoren	371 506 533	10
Akzept- und Scheck-Konto	189 145 310	10
ausserdem Avalverpflichtungen in Höhe von M. 35 781 462.80		
Dividenden-Konto:		
Unerhobene Dividenden	20 088	—
Pensions-Fonds-Konto	2 682 225	—
König-Friedrich-August-Stiftung	101 352	20
Uebergangsposten der Zentrale und der Filialen untereinander	757 089	30
Reingewinn	19 287 977	65
	1 039 576 450	55

Verlust. Gewinn- und Verlust-Konto für 31. Dezember 1908. Gewinn.

Verlust		M.	Pf.
Handlungs-Unkosten-Konto		8 916 977	80
Steuern		1 538 920	40
Abschreibungen:			
a) auf Konto-Korrent-Konto	M. 200 000.—		
b) auf Mobilien-Konto	„ 179 075.35		
c) auf Grundstücke	„ 12 426.40	391 501	75
Abschreibung einer bei unserer Dresdner Niederlassung vorgekommenen Defraudation		213 530	10
Anteil des A. Schaaffhausen'schen Bankvereins an dem Erträgnis unserer Niederlassung Frankfurt a. M.		297 369	30
Vertragsmässiger Gewinnausgleich an den A. Schaaffhausen'schen Bankverein		401 053	25
Reingewinn		19 287 977	65
		31 047 330	25

Gewinn	M.	Pf.
Vortrag von 1907	365 918	65
Sorten und Coupons-Konto	257 890	45
Zinsen-Konto	6 456 094	75
Wechsel-Konto	11 296 246	40
Provisions-Konto	8 493 326	25
Effekten- und Konsortial-Konto	2 536 030	25
Erträgnis aus dauernden Beteiligungen bei fremden Banken	1 433 391	85
Tresormieten	208 431	65
	31 047 330	25

Dresden, den 31. Dezember 1908.

DRESDNER BANK.

E. Gutmann. G. Klemperer. Mueller. L. von Steiger. Nathan. Schuster.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 23 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 28 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 16. München, 17. April 1909. VI. Jahrgang.

Bosnien, Oesterreich und Ungarn.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

III.

Das wichtigste wirtschaftspolitische Regierungsgeschäft in Bosnien-Herzegowina ist die Lösung der *Kmetenfrage*, die Befreiung der kleinen Bauern (Kmeten) aus der wirtschaftlichen Abhängigkeit vom Aga, vom Grundherrn. Dazu sind große Geldmittel erforderlich, welche der *Staat* mit einer *staatlichen* Hypothekenbank zur Verfügung stellen müßte. Es ist nicht verwunderlich, daß sich die Börseaner bemühten, dieses große „Geschäft“ in ihre Hand zu bekommen, und daß sich die Budapester Börseaner dabei in den Vordergrund drängten, fällt nicht weiter auf. Handelsminister Kossuth steht mit ihnen in den intimsten Beziehungen, und in aller Geschwindigkeit wurde in Bosnien eine „Agrar- und Kommerzialbank“ gegründet, welche das österreichische Kapital und damit den österreichischen Einfluß ausschließen und die „befreiten“ Kmeten ganz dem Einflusse Ungarns ausliefern sollte, als ob die Reichslande schon eine ungarische Provinz wären. Und was das Bedenklichste an der Sache war, Baron Burian stellte den ganzen *gemeinsamen* Regierungsapparat in den Dienst dieser ungarischen Privatbank, so daß die Kmeten zu der Ueberzeugung kommen müßten, daß sie es mit einer staatlichen Bank zu tun haben.

Nach den Statuten der Agrarbank, welche auf allen ihren Drucksorten das Landeswappen führt, wird die Eintreibung der Zahlungsrückstände aus Kmetenablösungs- und anderen Hypothekardarlehen ohne gerichtliches Erkenntnis durch die staatlichen Verwaltungsbehörden besorgt, wie bei öffentlichen Steuern. Dadurch gewinnt in den Augen der Bauern die Zahlung an die Privatbank den Charakter einer Staatsabgabe. Aber Baron Burian ging noch weiter. Nicht nur, daß den Büchern der Bank bei Streitigkeiten über den rechtlichen Bestand einer exekutiven Forderung volle Beweiskraft und dadurch der Rang öffentlicher Urkunden zuerkannt wird, es werden sogar zur Verrichtung der gesamten Bankgeschäfte aus der Kmetenablösung die *öffentlichen* Organe der Landesverwaltung herangezogen. Die Kontrahierung eines Kmetenablösungsdarlehens, also alle Vorerhebungen über die Ablösung des betreffenden Besitzes, die Verhandlungen mit dem Aga, der Vorschlag über die Höhe des Darlehens, die Eintragung des Darlehens in die Grundbücher, die Auszahlung des Darlehens, die Einhebung der Amortisationsannuitäten — geschieht *von Amts wegen* und die Landesregierung rechnet darüber mit der Privatbank ab. Aber auch das war dem Baron Burian noch nicht genug Begünstigung für die Budapester Börseaner: alle Liegenschaften, auf denen Kmetenablösungsdarlehen eingetragen sind, genießen Uebertragungsgebührenfreiheit, *wenn sie von der Agrarbank erstanden werden*. Damit wäre der unverschämtesten Bodenspekulation der Bank die Tür sperrangelweit geöffnet. Und obwohl die Bank dem Darlehensnehmer $1^1/_2$ Prozent Manipulationsgebühr anrechnet, werden ihr *auf Landeskosten unentgeltlich* sämtliche Drucksorten für die Kmetenablösung beigestellt. Um den Hypothekenpfandbriefen dieser Bank leichter Käufer zu gewinnen, werden sie von jeder Steuer, selbst der Personaleinkommensteuer befreit. So würde die Agrarbank nach ihren Satzungen ausschauen.

Wenn man alle diese Begünstigungen erwägt, muß man wohl zu der Ueberzeugung kommen, daß die Aufgabe dieser Agrarbank *nicht die Befreiung* der Kmeten bezweckt, sondern nur die Uebertragung der Kmetenauswucherung aus den Händen des Aga in die der Budapester Börseaner — es soll Bosnien in die wirtschaftliche Leibeigenschaft der Magyaren gebracht werden.

Die Kroaten erkennen in den Magyaren ihre unversöhnlichsten und rücksichtslosesten Feinde. Im Königreiche Kroatien haben sie es zur Genüge erfahren. Es ist daher selbstverständlich, daß sie auch in Bosnien den Magyaren und ihrer Agrarbank mit dem größten Mißtrauen begegneten, um so mehr als der magyarische Jude Lanczy, die Seele der Agrarbank, sich öffentlich gebrüstet hat, er werde Bosnien *mit Geld* für Ungarn okkupieren, wofür ihn die Budapester Börsenblätter mit dem Ehrentitel „Arpad II“ belegten. Wenn ihm dies mit Hilfe Baron Burians gelänge, so würde der magyarische Einfluß nicht nur im wirtschaftlichen Leben, sondern auch bei den Landtagswahlen, bei allen politischen Angelegenheiten maßgebend werden, kurz: die Kroaten Bosniens würden das schmähliche Los ihrer Brüder im Königreiche teilen, wenn sie sich nicht selbst rechtzeitig zur Wehr setzen und wenn Oesterreich nicht tatkräftig eingreift.

Zur Selbsthilfe hatten sie sich eine große Organisation geschaffen, die kroatische Volksvereinigung für Bosnien-Herzegowina, an deren Spitze der Vizebürgermeister von Sarajewo Dr. Nikola *Mandic* stand, welcher nach der Annexionsverkündigung die großartige Kroatendeputation nach Wien zum Kaiser führte, wie alle Kroaten österreichfreundlich war und mit den Christlichsozialen enge Fühlung suchte und fand. Er war die einflußreichste Person unter den bosnischen Kroaten. Dieser Mann ließ sich von dem Juden Lanczy in den Verwaltungsrat der Agrarbank aufnehmen und zu deren Rechtskonsulenten machen. Dadurch rief er unter den Kroaten eine ungeheure Erregung gegen sich hervor, man warf ihm vor, daß er seine ganze ehrenvolle Vergangenheit verraten und sich den Magyaren verkauft habe. Und diese Erregung schwoll so an, daß die Kroatische Volksvereinigung Dr. Mandic zwang, die Präsidentenstelle niederzulegen.

Inzwischen ist Dr. Mandic zur Ueberzeugung gelangt, daß die von ihm angestrebte Umgestaltung der einseitig magyarischen Agrarbank in ein paritätisches Institut nicht durchführbar ist, und deshalb trat er aus dem Verwaltungsrat wieder aus. Dazu bemerkt die über kroatische Verhältnisse stets ausgezeichnet unterrichtete Wiener „Reichspost“ am 28. März: „Dieser Austritt beweist hoffentlich dem Herrn Reichsfinanzminister Baron Burian, wie unmöglich und verfehlt es ist, dieser einseitigen Gründung die Lösung des wichtigsten sozialpolitischen Problems in der Verwaltung der Reichslande anzuvertrauen, und wie an der Zurückhaltung aller anständigen Elemente des Landes gegenüber dieser Bank das Unternehmen scheitern muß. In dem kroatischen Lager Bosniens wird die dankenswerte Demonstration des Vizebürgermeisters Dr. Mandic der Wiederherstellung der Einigkeit die Wege ebnen.“

Es mußte darum Oesterreich tatkräftig eingreifen. Finanzminister v. *Bilinski* hat ja auf einen diesbezüglichen Dringlichkeitsantrag, der vom ganzen Abgeordnetenhause des Reichsrates einstimmig angenommen wurde, erklärt, daß er den österreichischen Standpunkt auch in dieser Angelegenheit zur Geltung bringen werde. Ungarn kann nun einmal ohne österreichisches Kapital keine größeren Unternehmungen anfangen. Als Wekerle-Kossuth jüngst um 200 Millionen Schatzscheine ausgaben, wurden in Ungarn 15 Proz., im Auslande 20 Proz., in Oesterreich aber 65 Proz. davon gezeichnet. Drastischer kann die Abhängigkeit Ungarns vom österreichischen Kapitale wohl kaum mehr dokumentiert werden; und wenn der österreichische Finanzminister die

Kotierung der bosnischen Kmetenhypothekarpfandbriefe an der Wiener Börse nicht zuläßt, wird keine Agrarbank das gehoffte Kmetengeschäft machen können.

Unter dem Drucke der serbischen Kriegsgefahr erinnerte sich das österreichische Abgeordnetenhaus seiner Arbeitspflicht und machte dadurch so manche Hoffnung der Magyaren auf die Schwäche Oesterreichs zuschanden. Auch die Hoffnung auf die Eroberung Bosniens für Ungarn durch die Lanczy-Agrarbank. Der demonstrative Rücktritt Dr. Mandic nahm der Bank den kroatischen Anstrich und damit auch die Hoffnung, daß die Bank unter den bosnischen Kroaten populär werden könne. Diesem Umstand und dem Einwirken der österreichischen Regierung ist es zu danken, daß nach einer Meldung des kroatischen „Hrvatski Dnevnik" die Eröffnung der magyarischen Agrarbank in Sarajewo unterbleibt und an ihre Stelle eine österreichisch-ungarische Agrarbank tritt, welche unter Mitwirkung des Staates die Grundablösung der Kmeten durchführen soll. Damit ist dann auch den Aspirationen der Magyaren auf Bosnien-Herzegowina ein starker Damm entgegengesetzt.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Aufräumung am Balkan.

Die Osterfeier hat keine hochpolitische Störung erfahren. Die Friedensarbeiten sind vielmehr langsam, aber sicher vorwärts gekommen.

Serbien ist bisher von revolutionären Zuckungen verschont geblieben, was auf eine durchgreifende Ernüchterung des verhetzten Volkes schliessen läßt. Der kleinere Bruder Montenegro hat sich auch zur Vernunft belehrt. Das verschwägerte Italien hat dort den Erzieher und Vermittler gespielt. Zunächst befürchtete man vielfach noch Weiterungen wegen der Frage, ob für Antivari die Beschränkung als Friedenshafen aufrecht erhalten werden solle. Die montenegrinische Regierung hat aber mit dem weiteren Ausschluß der Befestigung usw. für Antivari sich einverstanden erklärt. Da Oesterreich schon von Anfang an den Verzicht auf seine vertragsmäßigen Aufsichtsrechte ausgesprochen hatte, so stand nunmehr der Neuregelung des bezüglichen Artikel 29 des Berliner Vertrages nichts mehr entgegen. Das vermittelnde Auftreten Italiens in Cetinje war freilich keine Heldentat, aber doch eine löbliche Beihilfe am Friedenswerk.

Von großer Bedeutung war die Genehmigung des türkisch-österreichischen Abkommens in dem ottomanischen Parlament, die am Montag vor Ostern nach lebhafter Verhandlung in geheimer Sitzung erfolgte. Bei der Verworrenheit und Unreife im neuen parlamentarischen Leben der Türkei war der Ausgang dieser Debatte recht unsicher; um so mehr, als man immer noch russische Ränke befürchten mußte. Ein albanesischer Abgeordneter soll auch enthüllt haben, daß Rußland noch unmittelbar vor Abschluß des Abkommens mit Oesterreich versucht habe, durch vorteilhafte Angebote die Türkei auf seine Seite zu ziehen; der Versuch scheiterte vor allem daran, daß die Türkei auf die verlangte Freigabe der Dardanellen nicht eingehen wollte. Inzwischen hatte nun freilich die offizielle russische Politik die bekannte Schwenkung gemacht. Aber wer bürgte dafür, daß nicht das panslawistische Komitee mit seinen reichen Mitteln die türkischen Abgeordneten bearbeitete, um das Friedensprotokoll noch im Hafen zum Scheitern zu bringen. Pessimisten erinnerten daran, daß sogar nach der Schwenkung des offiziellen Rußland von England der sofortigen Aufhebung des Artikel 25 nur „zögernd" beigetreten wurde. Ob derartige Quertreibereien überhaupt versucht worden sind, muß man vorläufig dahingestellt sein lassen; jedenfalls haben sie keinen Erfolg gehabt. Die türkische Regierung unter Hilmi Pascha hat glatt gesiegt, angeblich sogar mit mehr als Zweidrittelmehrheit. Das erweckt Hoffnungen für die solide Entwicklung der inneren Verhältnisse in dem neuen Verfassungsstaat am Goldenen Horn und insbesondere für die gute Nachbarschaft mit Oesterreich-Ungarn, die auch den Beziehungen der Türkei zu Deutschland zugute kommt.

Die formelle Aufhebung des Artikel 25 (Anerkennung der Annexion Bosniens und der Herzegowina) ist bekanntlich durch ein Ansuchen Oesterreichs an die Signatarmächte in Gang gebracht worden. Deutschland hat seine Zustimmung noch vor Ostern in Wien eintreffen lassen. Dem Eintreffen der übrigen zustimmenden Noten wurde in Wien auch schon für die nächsten Tage entgegengesehen. Man erfährt jetzt, daß die russische Regierung bei ihrer Schwenkung die Bedingung gestellt hat, Oesterreich solle um des Prinzips halber förmlich die Anerkennung nachsuchen. Da die Gewähr bereits feststand, konnte Oesterreich diesen Wünschen ohne Gefahr nachgeben.

Ebenso wie der Artikel 25 wird sich auch der Artikel 29 (betreffend Montenegro) ohne weiteres durch Notenaustausch erledigen lassen. Und wenn die Türkei mit Bulgarien handeleins ist, so kann der dritte Notenaustausch erfolgen. Also wozu noch die Umständlichkeiten einer Konferenz?

Der schwache Punkt liegt allerdings im Augenblick noch in der bulgarisch-türkischen Frage: über die Ablösung des ostrumelischen Tributs und über die Befriedigung der Orientbahngesellschaft ist noch keine Verständigung erzielt worden. Die bulgarische Regierung hat schon öfters Proben ihres schlauen und zähen Egoismus gegeben. Aber bei dem allgemeinen Friedenswillen, der sich sonst so wirksam durchgesetzt hat, werden die Rechenkünstler nicht mehr gefährlich werden.

Die Zusammenkunft in Venedig.

Die Ferienreise des Fürsten Bülow nach Italien ist zu einer Besprechung mit dem italienischen Minister des Auswärtigen, Tittoni, in Venedig benutzt worden. In der Presse, die das Gras wachsen zu hören pflegt, war viel geredet worden von dem bedeutsamen Zwecke dieser Konferenz, die angeblich eine Verbesserung des Dreibundvertrages und eine vorzeitige Erneuerung desselben herbeiführen solle. Von den italienischen Offiziösen wird dagegen recht scharf betont, daß der Dreibund keiner Verstärkung bedürfe und an eine vorzeitige Erneuerung niemand gedacht habe. Wir wüßten auch keinen rechten Grund, warum die beiden Minister gerade jetzt das nicht ganz einfache Thema der Stellung Italiens im Dreibunde aufrollen sollten. Die Erfahrung der letzten Monate hat gezeigt: Es geht auch so! Italien war freilich nicht so ganz bei der Sache, die Oesterreich und Deutschland mit unbedingter Solidarität verfochten; aber man muß Italien zugestehen, daß es trotz aller inneren und äußeren Versuchungen sich in der Krisis korrekt benommen hat. Wer von der italienischen Regierung neue Zugeständnisse in der Dreibundidee fordern wollte, könnte leicht den glimmenden Draht zum Verlöschen bringen. Italien bleibt ein etwas unsicherer Kantonist, aber seine formelle Zugehörigkeit zum Dreibunde ist doch immer noch besser, als die volle Trennung oder gar der regelrechte Anschluß an die Triple-Entente England-Frankreich-Rußland. Die bestehenden Mängel an der italienischen Bundesgenossenschaft können wir jetzt noch eher als bislang mit Gleichmut hinnehmen; denn es hat sich ja in einer einwandfreien Probe jetzt tatsächlich gezeigt, daß Deutschland und Oesterreich für sich allein ausreichen, um den Gegnern ringsum Halt zu gebieten.

Die Verwirrung im konservativen Lager.

Daß dort eine „Verwirrung" herrscht, wird von dem Hauptorgan der preußischen Konservativen, der „Kreuzzeitung", selbst zugegeben. Die Presse des Bundes der Landwirte, die bisher so laut gegen jede Besteuerung des Witwen- und Kindererbes zu Felde zog, verrät die Erschütterung ihrer Zuversicht. Die umfassende Agitation der vereinigten Gouvernementalen und Blockliberalen scheint Erfolg zu haben. Die „Taktik" des Fürsten Bülow ist von keiner Sentimentalität angekränkelt. Auch von der Dankbarkeit für die Dienste, welche seiner Person und seiner Blocksache vor allem die Leitung des Bundes der Landwirte geleistet hat, läßt sich der Realpolitiker nicht im mindesten beirren.

Die erfolgreiche Taktik ist ihm freilich von den Konservativen und Landbündlern sehr leicht gemacht worden. Der entscheidende Fehler der Rechten war die Abwendung von dem Antrag Herold. Hätten die Konservativen daran festgehalten, so wäre ihnen die Möglichkeit verblieben, bei der Gestaltung der unvermeidlichen Besitzsteuer die ihnen so fatale Erweiterung der Erbschaftssteuer zu vermeiden. Als sie sich von dem Adjutanten des Reichskanzlers, Herrn v. Loebell, verleiten ließen, die Brücke zum Zentrum abzubrechen, waren sie dem liberalisierenden Reichskanzler und seiner Blocklinken auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Der konservative Landesverein für das Königreich Sachsen hat die Abfallbewegung von der bisherigen Parteipolitik schon recht drastisch eingeleitet. Die von der Regierung gehegte und unterstützte Agitation wird weiter gehen, so daß die konservative Parteileitung vor die peinliche Alternative gestellt wird: se soumettre ou se démettre!

Die Ausdehnung der Erbschaftssteuer auf Ehegatten und Deszendenten hat eine starke verlockende Kraft. Man sieht, daß sie nicht bloß die arbeitenden Klassen in den bürgerlichen Parteien, sondern auch den Mittelstand für sich gewinnt, da man glaubt, diese Abgabe auf die großen Vermögen beschränken zu können, deren Erbgang eine wirkliche Bereicherung der Nachfolger mit sich bringt. Wer diese Steuerform erfolgreich bekämpfen wollte, durfte sich nicht auf die Kritik beschränken, sondern mußte eine andere brauchbare Besitzsteuer in Vorschlag bringen. Als die Konservativen von dem positiven Gegenvorschlag sich ablocken ließen, gerieten sie alsbald in eine unhaltbare Defensive.

Die innerpolitische Tragweite dieser Wendung geht weit über den Rahmen dieser Einzelfrage hinaus. Das Ansehen, die Eintracht, die Tatkraft und die Organisation der Konservativen leiden schweren Schaden. Es kommt zur Entfaltung, was wir von vornherein als Folge der Blockpolitik in Aussicht gestellt haben: die Uebermacht des Liberalismus über die Konservativen. Derselbe Fürst Bülow, der sich einst die Grabinschrift des agrarischen Reichskanzlers reserviert hatte, wird der Totengräber der konservativen Partei, die ihm so opferwillig gedient hat.

„Le Sillon."

Von Maximilian Bosch.

Die Tage vom 18. zum 25. April werden für die innere Politik Frankreichs ein höchst wichtiges Ereignis bringen: den VIII. Nationalkongreß des „Sillon". Mehr als von irgend einem anderen sozialen Werke gilt in unseren Tagen vom „Sillon" das Wort: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte." Aus heißer katholischer Begeisterung gegründet, findet der „Sillon" gerade in den Reihen der Katholiken seine schärfsten Feinde; Bischöfe, wie z. B. der von Perigueux, die in früheren Jahren als Priester ihn gehegt und gepflegt, sind heute seine erbitterten Gegner und warnen in Hirtenbriefen und von der Kanzel aus vor dem Beitritt; die Regierung steht dieser Organisation, trotz ihres religiösen Ursprungs, nicht unfreundlich gegenüber; die Massen der französischen Jugend drängen begeistert zu dem „Sillon" hin.

Ein leidenschaftliches Für und Wider wogt hin und her in diesem Streite so vieler gärender Kräfte, und die Verwirrung ist noch größer dadurch, daß nicht weniger wie drei katholische Organisationen an der Erneuerung des heutigen Frankreich arbeiten. Um nun zu zeigen, mit welchen Mitteln der „Sillon" an seine Aufgabe herantritt, wie er geworden und gewachsen ist, möge ein kurzer Ueberblick erlaubt sein über seine kleinen, kindlichen Anfänge bis zu unseren Tagen, wo er ein bedeutender Machtfaktor im öffentlichen Leben der französischen Republik geworden ist.

Im Jahre 1885 schloß sich im Kolleg Stanislaus in Paris ein kleiner Kreis von begeisterten Knaben zusammen. Sie legten sich im Angedenken an die kurz vorher empfangene erste hl. Kommunion in schwärmerischer Stunde das feierliche Gelöbnis ab, „ihr Leben ganz der Sache Christi und des Volkes zu weihen". Diese Knaben erbaten sich, als sie in die obersten Klassen des Gymnasiums kamen, vom Vorstande des Kollegs, dem Abbé Leber, die Erlaubnis, jeden Donnerstag während der großen Erholungspause von 12—1 Uhr in einem unterirdischen Saale des Gymnasiums, der sogenannten „Krypta", zwanglose Zusammenkünfte zu halten zur Besprechung von religiösen und moralischen Themen. Diese Konferenzen in der Krypta brachten an dem Gymnasium eine wahre Revolution hervor. Eines Tages ließen die Schüler sogar einen jungen, christlich-demokratischen Arbeiter von Lille kommen, den jetzigen Redakteur des dortigen „Peuple", und trugen ihn im Triumph auf ihren Schultern von der Pforte zum Beratungssaale. Verschiedene hocharistokratische Familien wurden bald unwillig über diese Vorkommnisse, und Briefe, in denen es hieß: „Wir haben unsere Söhne nicht ins Kolleg Stanislaus geschickt, damit sie von gewöhnlichen Arbeitern Unterricht bekommen," waren keine Seltenheit. Abbé Leber verweigerte aber die verlangte Schließung der Krypta, und so besteht dieselbe heute noch und hat an vielen Gymnasien Frankreichs Nachahmung gefunden. Die ersten Teilnehmer mußten sich allerdings noch manches Mal „Sozialisten und schmutzige Republikaner" schelten lassen.

Eine weitere Entwicklung dieser Bewegung erfolgte mit Beginn des Jahres 1897, indem diese Studenten — jetzt Mitglieder der École Polytechnique — mit Erlaubnis ihres Gouverneurs, des Generals André, an ihrer Militärschule wiederum Zusammenkünfte, und zwar doppelter Art, organisierten, die während der Erholungspausen in der Kaserne stattfanden. Zu den einen wurden nur Katholiken zugelassen. Hier lasen sie die Evangelien und die Apostelbriefe und kommentierten sie. Zu den anderen Zusammenkünften wurden alle Kameraden eingeladen, und es wurden daraus regelrechte öffentliche Versammlungen mit Diskussion.

Im Jahre 1898 trat Marc Sangnier, das geistige Haupt der „Krypta", als Unterleutnant in das 1. Geniebataillon in Toul ein, um der zweiten Hälfte seiner Dienstpflicht zu genügen. Sein Major, Jäger, ein gläubiger Protestant, beauftragte ihn mit der moralischen Erziehung der jungen Mannschaft, und so richtete Marc Sangnier eine dauernde „Konferenz" ein, die jeden Samstag nach der Revue stattfand, und in der er in einer Reihe von Vorträgen das Thema besprach: „Armee und Demokratie." Hier machte er seine ersten Erfahrungen, wie er selbst erzählt, für die Schaffung eines „Institut populaire militaire", vielleicht zu übersetzen mit „Militärischer Volksverein".

Die ganze Bewegung nannte sich immer noch nach ihrem Entstehungsort, „La Crypte". Allmählich größer geworden und einflußreicher, hielt die „Krypta" in öffentlichen Sälen Versammlungen ab, und zwar gewöhnlich zusammen mit irgend einer katholischen Organisation. Einige Themen dürften bezeichnend sein für den hier herrschenden Geist: Marc Sangnier sprach über „Soziale Pflichten in der Armee". Ein Buchdruckereiarbeiter referierte über „Die Frauenarbeit im Buchdruckereigewerbe". Verschiedene Herren aus dem Kaufmannsstande behandelten das Thema „Der kaufmännische Angestellte in Paris". Etwas später hielt M. Chénon sechs Vorträge über „Beziehungen zwischen der Kirche und der bürgerlichen Gesellschaft".

Einen festen Mittelpunkt erhielt diese katholisch-soziale Strömung erst im Januar 1899, indem eine Verschmelzung zustande kam zwischen dem „Bulletin de la Crypte", dem Korrespondenzblatt der alten und jungen Mitglieder der „Krypta", der „Revue", herausgegeben von einer Gruppe junger demokratischer Katholiken, und der Halbmonatsschrift „Le Sillon", gegründet im Jahre 1894 von Paul Renaudin. Die so entstandene lebensfähige Zeitschrift behielt den Namen „Le Sillon" („Die Furche"), und diesen Namen nahm nun die ganze Bewegung an, weil sie es für ihre Aufgabe hielt, durch Wort und Tat die Seelen aufzurütteln und zu durchfurchen, sie empfänglich zu machen für die Samenkörner großer Ideen und sozialer Taten.

Das Programm des „Sillon" ist schon in jenem kindlichen Gelöbnis enthalten, mit dem die kleinen Erstkommunikanten im Kolleg Stanislaus schwuren, ihr Leben ganz „der Sache Christi und des Volkes zu weihen". Das unbestimmte Ahnen der Kleinen — verwandelt in das Ziel bestimmten Wollens — heißt „christliche Demokratie". Die Männer, die heute dem „Sillon" angehören, sind sich bewußt, daß unter den jetzigen Verhältnissen in Frankreich eine Wiederbegründung der Monarchie unmöglich ist. Des weiteren schließen sie: Während in einer Monarchie die Leitung und der Schutz des allgemeinen Interesses einem Manne oder, besser gesagt, einer einzigen Familie anvertraut ist, hat in einer demokratischen Republik eine Elite, die sich nicht nach dem Adel der Geburt und dem Vermögen, sondern nach dem Grade der Selbstlosigkeit und des sozialen Wertes ergänzt, diese Aufgabe zu erfüllen. Wer also Frankreich nützen will, der helfe mit bei der moralischen Erziehung des Volkes, damit es eine recht leistungsfähige Elite von Männern zur Leitung des Staates hervorbringen kann. Zu diesem Zwecke wollen die Sillonnisten die sozialen Kräfte, die sie im Katholizismus finden, in den Dienst der französischen Demokratie stellen. „Der Sillon will aber keine offizielle Einrichtung der katholischen Kirche sein, sondern sich zur Kirche in das gleiche Verhältnis stellen, in welchem der französische Staat sich befand, so lange es eine Staatsreligion gab." (Marc Sangnier). In religiösen Dingen gestehen die Sillonnisten bedingungslose Unterwerfung zu, in der Leitung ihrer Angelegenheiten setzen sie aber bewußt nur Laien an die Spitze. Der oberste Grundsatz im Streben des „Sillon" ist folgender: „Die und die Idee ist gerecht, wollen wir sie verteidigen! Dies und jenes Gesetz ist annehmbar, darum müssen wir es unterstützen! Alles andere braucht uns nicht zu kümmern." Deshalb geht der „Sillon" bei unbestreitbar gerechten Forderungen sozialer Natur, z. B. Verbot der Kinderarbeit in Fabriken, Forderung genügender Ruhezeit für Lehrlinge und Ladnerinnen, auch mit nichtkatholischen Parteien zusammen.

In der Art und Weise seiner praktischen Arbeit hat sich der „Sillon" wohl manche Anregung geholt bei deutschen Vorbildern, wie bei unserer katholischen Presse, dem „Volksverein für das katholische Deutschland" und ähnlichen Organisationen. In Paris besteht eine große „Buchhandlung des Sillon", die sehr viele theoretische und praktische Volksbildungsbücher um billiges Geld verbreitet. Jeden Monat erscheint die „Revue du Sillon", alle acht Tage der „Éveil démocratique", der in ungefähr 80 000 Exemplaren verbreitet wird. Alljährlich kommt außerdem noch ein schön ausgestatteter „Almanach" heraus. Seit einiger Zeit wird die Gründung einer Tageszeitung betrieben, für die in wenigen Monaten 200 000 Francs gestiftet worden sind. In einem Vororte von Paris wurde von seiten der Sillon Marc Sangnier zur Wahl in die „Députation" aufgestellt und bei dieser Gelegen-



heit dann die Zeitung „La Démocratie" gegründet. Auch soll Marc Sangnier bei den nächsten Wahlen zum Parlament kandidieren, um in der Kammer sillonnistische Ideen vorzutragen.

Dem großen Zwecke der Bildung und sozialen Erziehung der Volksmassen dient das weitverbreitete Netz der „Instituts populaires". In einem „Arbeitssaal" finden die jungen Arbeiter jederzeit Studenten und jüngere gebildete Leute mit Stellungen im öffentlichen Leben, die ihnen bereitwilligst Unterricht und Auskunft erteilen auf jedem Gebiete. Dazu steht noch eine sorgfältig ausgewählte Handbibliothek den Lernbegierigen zur Verfügung. Führungen durch Museen, Galerien, Laboratorien und Fabriken, sogenannte „Promenades artistiques et scientifiques", sollen den Gesichtskreis der Arbeiter erweitern; zu keiner Gruppe werden mehr als 12 Teilnehmer zugelassen. In den Conférences populaires werden Themen aus dem Gebiete der Nationalökonomie, der Literatur und der Wissenschaften behandelt, in „Volksbildungsabenden" werden musikalische und literarische Genüsse geboten. Außerdem findet jedes Jahr in der Woche vor dem Nationalkongreß ein sozialer Kursus, die „École sillonniste" statt. In vielen Städten besitzt der „Sillon" „Konsumgeschäfte", zur Aufklärung weiter Volkskreise über die Gefahren bestimmter Berufe hat er ein Arbeitermuseum. Interessant ist für uns Deutsche auch die „Jeune Garde", deren Aufgabe ist: in den Sillonversammlungen die Ordnung aufrechtzuerhalten, in anderen Versammlungen mit Diskussion die Sillonredner vor Insulten zu schützen, die Sillonpublikationen im Volke zu besprechen und die tätige Propaganda zu betreiben. Die ganze Organisation des Sillon ist gegliedert in die „Sillons régionaux" und den „Sillon central" mit dem Nationalkongreß als oberste Instanz.

Das ist's, was vom Sillon uns Deutsche am meisten interessieren wird! Der kommende Kongreß wird einen guten Schritt weiterer Entwicklung bringen und Klarheit schaffen über manche Fragen. Besonders die Stellung des „Sillon" zur Kirche und zur Politik wird wohl sehr besprochen werden. Ein abschließendes Urteil über Wert oder Unwert dieser mächtigen Bewegung ist noch nicht zu fällen. Wir können nur das eine sagen: es ist ein wunderbares Schauspiel, zu sehen, wie edle Männer sich mühen, dem Verfalle ihres Volkes zu steuern durch „selbstsuchtlose Hingabe an eine große Idee".

Religionslose Moral.

Von

Gymnasialprofessor Dr. Jakob Hoffmann.

II.[1])

Betrachten wir jetzt Wesen und Auftreten der religionslosen Ethik selbst; wir werden sehen, daß sie hinter der christlichen, die sie bekämpft, so weit zurücksteht, als Erde und Himmel getrennt sind. Damit wird ihre Niederlage vollständig.

Die religionslose Ethik sieht völlig von Gott ab, sie stellt den Menschen in den Mittelpunkt des All, will aus seiner Natur und Bestimmung, die sie nur für diese Welt anerkennt, die sittlichen Gesetze ableiten, sie verfolgt nur irdische Zwecke. Dieser Standpunkt der neuen Sittenlehre ist ein einseitiger, ja falscher; denn sie vermag keine wissenschaftliche Berechtigung aufzuweisen, Gott und das ewige Ziel des Menschen auszuschalten. Somit kann sie dem Menschen nur einen Teil seiner Pflichten vorstellen; alle unsere Obliegenheiten gegen Gott und gegen uns selbst, soweit es sich um unser ewiges Ziel handelt, fallen aus. Die natürliche Moral kennt nur Pflichten gegen den Nebenmenschen und etwa gegen die eigene Person hinsichtlich des irdischen Lebens. Dadurch wird dieselbe unvollständig, ja, der Teil, der bleibt, wird, aus dem großen Ganzen unnatürlich herausgerissen, geradezu unrichtig. Dieses genügte zu ihrer Verurteilung; doch sehen wir weiter. Die neue Ethik rühmt von sich, daß sie im Gegensatze zur alten, die nach den Konfessionen verschieden, die Menschen trenne, bei der Gleichheit der Natur in allen Menschen imstande sei, ein einheitliches, allgemein gültiges Gesetz aufzustellen: „Die natürlich-menschliche Sittenlehre leitet die sittliche Verpflichtung nicht aus göttlichen Geboten ab, sondern aus einer natürlichen, jedem sofort einleuchtenden Vorstellung des Rechten und Geziemenden, und dadurch gelingt es ihr, sie vor Irrgängen zu bewahren und zu einer höheren, das gesamte Tun und Leben umfassenden Vollständigkeit zu bringen" (Döring, Handbuch der menschlich-natürlichen Sittenlehre S. 18). Dieses klingt ja recht schön; was aber sagt uns ein Blick auf die Arbeit der modernen Ethiker? „Aus der menschlichen Natur die Gesetze ableiten," „zu einer höheren, das gesamte Tun und Leben umfassenden Vollständigkeit bringen!" Doch hierbei kommen zwei sehr wichtige Momente in Frage: Was ist das Wesen der menschlichen Natur? Welches ist die Bestimmung des Menschen, auch nur für die Erde? Wir brauchen diese Fragen nur zu stellen, um sofort auch den wankenden Boden zu charakterisieren, auf den die religionslose Ethik sich stellt.

Wer wüßte nicht, wie mannigfach die Wissenschaft die Natur des Menschen auffaßt? Wieviele Mittellinien gibt es nicht zwischen der Philosophie eines Sokrates, Plato, Aristoteles und der in die Naturwissenschaft eingeschmuggelten Metaphysik eines Haeckel. Die Anhänger der ersteren, auch außerhalb des Christentums stehend, sehen in unserer Natur zwei Prinzipien, ein geistiges und ein sinnliches; sie werden folgerichtig verlangen, daß das geistige als das höhere dem niederen gegenüber zur Geltung komme. Die Anhänger eines Feuerbach, Buchner, Haeckel usw. werden den Trieben des Leibes, als des einzigen Prinzips, die volle Herrschaft zusichern.

Noch größer ist die Kluft der modernen Gelehrten unter sich selbst über die diesseitige Bestimmung des Menschen. Diese aber wird für die Feststellung seiner Pflichten mitbestimmend sein. Nur weniges sei angedeutet. Der Positivismus mit seinen Sprößlingen erkennt in der Mitwirkung an dem Glücke der Gesamtheit die oberste Pflicht des einzelnen. Schopenhauer, Ed. v. Hartmann u. a. sehen seine Bestimmung in der Schaffung einer höchst möglichen Kultur, die aber den Untergang der Menschheit herbeiführen soll, und die nur dadurch zur Wohltat werde. Die Anteilnahme an der Verwirklichung dieses Zustandes ist Pflicht, und wer am meisten hierzu beiträgt, ist der sittlichste! Max Stirner kennt nur den „Einzigen", d. h. sich selbst; sein eigenes höchstes Glück zu fördern, ist die reinste Moral. Nietzsche und seine Anhänger stellen die Aufgabe, den „Uebermenschen", „Herrenmenschen" hervorzubringen; wer nicht geeignet ist selbst ein solcher zu werden, hat die Pflicht, unter Verzicht auf sein eigenes Glück mitzuhelfen, daß dieser Mensch bald entstehe, und zwar mit möglichst starken Knochen und Muskeln und tiefster sinnlicher Leidenschaft ausgestattet. In Frankreich wird die religionslose Moral gar in den politischen Dienst der radikalen Parteien gestellt. Schon bei diesem gedrängten Hinweise dürfte die Frage sich von selbst nahelegen: Herrscht hier wohl größere Einheit als in der christlichen Moral, deren Vertreter, wenn sie auch konfessionell getrennt sind, gleiche Prinzipien haben? Welcher Richtung aber soll der einzelne Mensch folgen? Man sieht, wie eitel Dunst es ist, wenn man in Aussicht stellt, die Menschheit durch die religionslose Moral auf dem Boden des sittlichen Handelns zu einigen, nachdem sie durch die christliche geschieden war. Auch Döring, der gerade dieses Sichwiederfinden der Menschen besonders betont, muß gestehen: die wissenschaftliche Grundlage der modernen Ethik muß erst festgestellt werden; die ethische Wissenschaft hat dieses noch nicht fertiggebracht (a. a. O. Vorwort). Es dürfte kaum gewagt sein dem hinzuzufügen: und wird es niemals fertigbringen.

Nachdem also die moderne Ethik den Eckstein für jegliche Moral, Gott und seine Offenbarung, verworfen hat, vermag sie ihrer Lehre nicht einmal eine wissenschaftliche Fundamentierung zu geben. Darum kann sie für ihre Forderung keine treibenden Beweggründe vorführen; nicht nur daß die metaphysische Motivierung fehlt, auch die natürliche ist bereits an sich, dann weiter wegen der völlig auseinander gehenden Anschauungen, ungenügend. Nun aber gibt es im menschlichen Leben Momente, wo ein sittliches Handeln selbst nach richtig erkannten Prinzipien schwer wird, wenn es nämlich mit dem Triebe nach eigener Glückseligkeit, nach Selbsterhaltung in Konflikt kommt. Ich frage: Womit bietet in solchen Fällen die religionslose Moral dem schwankenden Willen eine verläßliche Stütze und Aufrichtung? Kann wohl das erstrebte Glück des Nebenmenschen, eine Kultur am Ende der Zeit, die aber gerade den Untergang der Menschheit herbeiführen soll, kann die Aussicht auf die Entstehung des Kraftmenschen die notwendige sittliche Stärke verleihen? Wer die menschliche Natur mit ihren mächtigen Trieben nach Glückseligkeit und Erhaltung kennt und aufrichtig ist, wird die Frage verneinen. Hierin liegt eine Hauptschwäche der natürlichen Moral, daß sie für den Willen des Menschen keine genügende Autorität bietet, um ihn zum ethischen Handeln zu bewegen. Weder das Gebot an sich noch diejenigen, die es ihm vorstellen, können für den Willen eine sittliche Pflicht begründen. Kein Mensch hat ein Recht das Gewissen eines anderen zu binden, wenn ihm

[1]) Vgl. den I. Artikel in Nr. 14 S. 228 ff.

dieses Recht nicht von Gott gegeben ist. Mit Meinungen und Anschauungen aber, die einem Menschen vorgelegt werden, kann man sein sittliches Leben nicht stützen, kann man ihn nicht zu einem Charakter erziehen; dazu gehören so fest gestützte Vorschriften, wie sie es nur sein können durch die Herkunft von dem obersten Herrn und Gesetzgeber der Menschheit.

Noch ein letztes, wenn auch nicht das mindeste Moment. Christus sagte einmal: „An ihren Früchten werdet ihr sie (die Propheten) erkennen.“ Es ist dieses ein Prüfstein, den auch der Nationalist Lessing in der Parabel von den drei Ringen zur Feststellung der wahren Religion gelten läßt. Wenden wir ihn auf die religionslose Ethik an. Das Christentum hat mit seiner Moral nach demselben, wie schon dargelegt wurde, die Feuerprobe bestanden. Es hat die Fähigkeit bekundet, den Einzelmenschen wie ganze Völker zu erziehen. Es ist hierbei nicht einmal notwendig nur an die großen Heiligen zu denken; wer auch jetzt in der weiten Masse des Volkes sich umschaut und auch imstande ist, in die Seele einen Blick zu werfen, der wird Charaktere finden, die selbst dem Gegner der christlichen Moral, wenn auch kein Verständnis, doch Achtung abnötigen. Wie aber steht es mit der modernen Ethik, die an deren Stelle gesetzt werden soll? Ihre Verteidigung fällt ihr noch verhältnismäßig leicht, sie kann sich auf ihre Jugend berufen. Doch hat sie in Nordamerika und Frankreich bereits eine genügende Probe abgelegt. Was aber finden wir in diesen beiden Ländern? Dort herrscht nackter Egoismus, der mit Ausnützung aller Umstände nur darauf ausgeht ein möglichst großes Vermögen zu erwerben; hier aber drohen Mißachtung auch der heiligsten Rechte, das Widerstreben, sich der Auferziehung von Kindern zu widmen, und die Zunahme der jugendlichen Verbrecher der Nation den Untergang. Die amtliche Verbrecherstatistik des Seinedepartements weist nach, daß von 100 Kindern, die vor Gericht gezogen werden, fast 90% aus Schulen mit religionsloser Moral kommen. Die Unfähigkeit der modernen Ethik zur Bildung einzelner und ganzer Völker, ja die Unzulänglichkeit auch nur die Sitte aufrecht zu erhalten, die sie vorgefunden hat, werden ihr auch von eigenen Vertretern bestätigt. Nur wenige Urteile seien angeführt. Otto Dreyer sagt u. a.: „Unverwüstlichen Lebensmut und tiefen Frieden, eine alle Disharmonie weit übertönende, siegreich durchbrechende Lebenseinheit habe ich nur bei den Helden des Glaubens gefunden und ich weiß, daß viele unter euch mir recht geben, viele selbst nach dem Glauben sehnsüchtig ausschauen wie nach einem verlorenen Paradiese“ (Undogmatisches Christentum, 1888, S. 17). Arthur Drews, ein Schüler Eduards v. Hartmann, aber bemerkt: „Was in unserer Zeit sich zu einer religionslosen Moral bekennt, das schöpft seinen sittlichen Enthusiasmus zumeist gar nicht aus den vorgeblichen allgemeinen Vernunftprinzipien, sondern ganz einfach aus der anererbten und anerzogenen sittlichen Gesinnung, die ihren wahren Ursprung im religiösen Verhältnisse der Vorfahren hat, nur daß dies den Verfechtern jener Art von Sittlichkeit in der Regel nicht bewußt ist“ (Die Religion als Selbstbewußtsein Gottes, 1906, S. 46). Dasselbe bekundet der bekannte Pädagoge Förster: „Daß in der gegenwärtigen Epoche viele Menschen ohne Religion unantastbar leben, das beruht nur auf der Nachwirkung ihrer religiösen Erziehung. Was vor zweitausend Jahren mit flammenden Heiligungen in die Gewissen gebrannt wurde und unsere ganze Literatur durchglüht hat, das verliert nicht im Laufe eines Menschenalters seine suggestive Kraft auf die Menschen“ (Eidgenosse, 1906 Nr. 21). Zur Verteidigung dieser seiner Anschauung aber bemerkt der Züricher Gelehrte, daß „die eigenste Konsequenz seiner moralpädagogischen Methodik und jahrelanges konzentriertes Studium gerade auf diesem Gebiete der Psychologie“ ihn dazu zwingen „die Religion als eine unersetzliche Ergänzung und Erfüllung aller rein ethischen Anregungen zu erklären“ (a. a. O).

Somit also vermag die natürliche Ethik nicht nur nicht die Festen der alten zu erschüttern, sie kann auch nicht dem Vorwurf begegnen, daß das Fundament, auf welches sie sich gestellt hat, unrichtig ausgewählt ist, sie ist weiter außer Lage ihre Positionen wissenschaftlich einwandfrei zu begründen, namentlich fehlt jede Möglichkeit, autoritativ den Menschen zu verpflichten. Dieses alles muß sich die natürliche Moral auch von den eigenen Freunden und Anhängern sagen lassen. Darum ist es keine geringe Anmaßung, wenn sie trotzdem über die christliche Sittenlehre, für welche die Erfolge sprechen, aburteilt und ihrerseits marktschreierisch Heil von allen Uebeln und eine glückliche Zukunft für die Menschheit verheißt. Wehe vielmehr dem Volke, das sich solchen Führern anvertraut!

Venezianischer Abend.

Wenn purpurrot die Sonne niedersinkt,
Und traute Stille durch die Felder schreitet,
Ein tiefes Sehnen dann durchs Herz mir gleitet,
Denn lockend mir Venedigs Zauber winkt.

Paläste steigen stolz aus schwarzer Flut
Und leichte Brücken zierlich sie verbinden,
Gar kühlend kosen meine Stirn die linden
Balsamschen Lüfte nach des Tages Glut.

Die Sonne flieht, da wirft mit jäher Hast
Sie Flammengarben in des Meeres Wogen.
Die leuchten auf, und bald sieht man umzogen
Der Häuser Marmorbau mit rotem Glast.

Zur Himmelskuppel wild die Lohe springt,
Umleckt ihr Blau, und, wie beim Weltenbrande,
Ein heißer Brodem zittert durch die Lande,
Und tiefe Purpurglut das All durchdringt.

Doch schwarze Schatten stürzen schnell hervor
Und werfen kühn sich in das Meer der Flammen.
— Ein wilder Kampf — da fällt die Glut zusammen
Und alles deckt ein violetter Flor.

Schon zieht herauf die veilchenblaue Nacht,
Aus lilafarbnem Meer sieht sanft man steigen
Den Mond, da tönen übers Wasser Geigen
Und Mandolinen. — Gondeln gleiten sacht

Und dunkel durch die leichtbewegte Flut,
Drauf zitternd sich des Mondes Scheibe schaukelt.
Von Träumen stolzer Zeiten hold umgaukelt,
Von Sternenglanz umspielt, Venedig ruht.

Die Marmorbauten grüßen lichtumsprüht,
Zerriss'ne Laute von der Piazza dringen,
Am Bug der Nachen leis die Fluten singen
Und von der Musikgondel schallt das Lied:
Santa Lucia!

Daria Lante.

Ein Rückblick auf die Heiligenforschung 1900—1906.

Von Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Koch-Tübingen.

Im Jahre 1901 veröffentlichte der Beuroner Benediktiner P. Leander Helmling, damals in Maria-Laach, im Verein mit mehreren Freunden der Hagiologie, eine „Zusammenstellung aller im Jahre 1900 in deutscher Sprache erschienenen Werke, Uebersetzungen und größerer oder wichtigerer Artikel über Heilige, Selige und Ehrwürdige“, und kündigte zugleich an, daß die Absicht bestehe, diesen ersten „Hagiographischen Jahresbericht“ (Mainz, Kirchheim 1901; 43 Seiten) auch in Zukunft weiterzuführen und außer der kurzen Zusammenstellung und Kritik der hagiologischen Arbeiten verschiedene Aufsätze und Mitteilungen aus dem Gebiete der Hagiologie zu bieten. In der Einleitung klagte der Herausgeber mit Recht darüber, daß in Deutschland der so wichtige Zweig der Kirchengeschichte, das Studium des Lebens der Heiligen, unbegreiflich vernachlässigt sei und daß gerade die im Jahre 1900 erschienenen deutschen Arbeiten zur Heiligenforschung sowohl an wissenschaftlichem Wert als an praktischer Brauchbarkeit, mit wenigen Ausnahmen, tief, ja sehr oft auf der untersten Stufe stehen. „Es gibt in Deutschland wohl kaum ein Gebiet, das uns im großen und ganzen so fremd geworden ist und das wir so ruhig Unberufenen überlassen, wie das der Hagiologie. Und doch, wie viel gäbe es hier zu arbeiten, zu sichten und klarzustellen!“ Da mußte mit Bedauern hingewiesen werden auf Frankreich, das einen größeren Geschmack für solide und ernste Heiligenleben bekunde als das deutsche katholische

Publikum; da mußte es als absolut notwendig bezeichnet werden, einer Menge von hagiographischen Arbeiten in Deutschland, „welche mehr dem buchhändlerischen Gewinn dienen und die seichte Oberflächlichkeit in religiösen Dingen fördern, jede Existenzberechtigung entschieden abzusprechen und ihre Verbreitung nach Kräften zu verhindern". Da wurde an die deutschen katholischen Verleger die dringende Bitte gestellt, dem reichen Segen der sog. „Heiligenleben für das Volk" Einhalt zu tun und nur mit der größten Vorsicht und Auswahl „populäre Heiligenleben" in ihren Verlag aufzunehmen. Man weiß nun aus dem famosen Fall „Nikolaus Heim", wie berechtigt diese Bitte war und — wie wenig sie genützt hat. Was wir brauchen und was uns not tut, heißt es in dieser Einleitung weiter, sind streng wissenschaftliche, auf der Höhe der Zeit stehende Arbeiten; nur auf der Grundlage wissenschaftlicher Strenge kann ein wahrhaft populär nützliches Heiligenleben gedeihen und der Religion ein Dienst geleistet werden. Darum gelte es bei Abfassung der Heiligenleben vor allem, scharf zu trennen zwischen Geschichte und Legende. „Unsere Heiligen sind in der wahren und geschichtlich getreuen Darstellung ihres Lebens unendlich erhabener und ihr Beispiel ohne Zweifel kräftiger, als je eine Legende oder irgend welche fromme Sage sie schildern kann; sie sind und bleiben am größten in der vollen und ganzen Wahrheit." Trotz all dem will jedoch der Herausgeber den geschichtlichen Kern und den nicht selten kräftigen religiös-sittlichen Wert der Legenden gewiß nicht übersehen und weggeworfen wissen und verwahrt sich aufs entschiedenste gegen die Art und Weise, in welcher von rationalistischen Forschern mit den Heiligenleben, speziell mit den Erscheinungen der Wunder, Visionen, Ekstasen in denselben, summarisch verfahren wird. „Aber damit wollen wir keineswegs einer unkritischen Wundersucht das Wort reden, die Wahres mit Falschem vermischt und ihre Freude an Außerordentlichem und gar Vernunftwidrigem findet. Gerade unserer glaubensschwachen Zeit gegenüber könnte kaum ein größerer Mißgriff in Behandlung des Lebens unserer Heiligen begangen werden. Darum sollen auch Wunder und wunderbare Erscheinungen, die nicht von der Kirche geprüft und anerkannt sind, nur mit großer Zurückhaltung benützt werden, mögen sie im übrigen auch noch so gut verbürgt sein."

Es war notwendig, an dieses Arbeitsprogramm des verdienten ersten Herausgebers zu erinnern, weil es den Geist kennzeichnet, in welchem das begonnene Unternehmen auch fortgesetzt worden ist. Zwei Jahre später erschien der zweite „Hagiographische Jahresbericht", diesmal die Jahre 1901 und 1902 umfassend und von Kösel in Kempten verlegt (1903). Aus dem unscheinbaren ersten Heft des Unternehmens war, getragen von kräftig ermunternder Zustimmung weiter Kreise, ein Buch von 204 Seiten geworden, das nicht bloß einen kurzen Ueberblick über den Stand der Hagiologie während der beiden Berichtjahre und eine Zusammenstellung der Einzelliteratur gab, sondern nun auch größere Abhandlungen und Untersuchungen über einzelne Heilige zur erstmaligen Publikation aufgenommen hatte, ähnlich den von den belgischen Jesuiten herausgegebenen Analecta Bollandiana. Mit gehobener Stimmung konnte P. Helmling in der einleitenden allgemeinen Uebersicht den Stand der deutschen Hagiologie während der Jahre 1901 und 1902 etwas heller zeichnen, sofern neben vielen immerhin minderwertigen „nicht wenige wertvolle und tüchtige Arbeiten vorliegen, welche den Stempel ernster Geistesarbeit und solider Forschung an sich tragen". Er konnte ferner die hocherfreuliche Nachricht ankünden, daß in nicht allzu langer Zeit „illustrierte Heiligen-Monographien" erscheinen werden (es ist die 1904 eröffnete Köselsche „Sammlung illustrierter Heiligenleben", die bis vor zwei Jahren so trefflich besetzt war, seitdem aber ins Stocken geraten ist) und daß auch die Reliquienforschung schöne Ansätze zeige. Der an organisatorischen Anregungen reiche Benediktiner schlug sodann einen deutschen Hagiologenverein vor, der sich in Diözesanzweige gliedern und zunächst sich der Diözesanheiligengeschichte widmen sollte. Daraus sah P. Helmling eine groß angelegte Heiligengeschichte Deutschlands sich allmählich entwickeln. Aber auch ernste Klagen waren nicht zu verschweigen: darüber, daß dem Volk von der Kanzel, in Gebet- und Erbauungsbüchern, in Zeitschriften zur „religiösen Belehrung und Erbauung", in Kalendern u. dgl. immer noch erschreckend viel Kritikloses über unsere Heiligen geboten werde.

Das Vorwort zum dritten, die deutsche Hagiographie des Jahres 1903 zusammenfassenden Bericht, der 1904 in einer dem Wesen nach mit dem vorausgehenden übereinstimmenden Weise erschien (bei Kösel in Kempten; 267 Seiten), durfte als allgemeines Urteil aussprechen: „ein kleiner erfreulicher Rückgang der minderwertigen und ein sehr zu begrüßender Fortschritt guter und brauchbarer hagiologischer Arbeiten". Für das nächste Jahr war, als vorläufiger Abschluß der Ausgestaltung des Unternehmens, bereits geplant, auch die außerdeutsche hagiologische Literatur zu verzeichnen und zu bewerten. Damit war freilich die Arbeit des Herausgebers, trotzdem die Zahl seiner Mitarbeiter bis zum Jahre 1904 auf 27 anwuchs, gewaltig erschwert und vermehrt, und eine vierjährige Pause in der Berichterstattung trat ein. Ehe an diese große Erweiterung des Berichtes herangetreten werden konnte, galt es, die ganze Anlage und die Durchführung des Werks einer gründlichen Revision zu unterziehen und in erster Linie alles auszuscheiden, was nicht zu einem Jahresbericht gehört. Dadurch ward Raum gewonnen, den Bericht nun auch auf die in lateinischer, griechischer, syrischer, französischer, englischer, italienischer und spanischer Sprache erschienenen hagiographischen Arbeiten auszudehnen und im Berichte Vollständigkeit nicht nur anzustreben, sondern auch annähernd zu erreichen. Immerhin mußte die Kritik aufs äußerste und unumgänglich Notwendige zusammengepreßt werden, damit das Ganze nicht zu umfangreich und dadurch für die Benützung abschreckend wurde.

In dieser Ausgestaltung und Verbesserung ist nun soeben der vierte „Hagiographische Jahresbericht" für die Jahre 1904—1906 erschienen (Kempten und München, Kösel, 1908; 304 Seiten). Die Redaktion hat mit dem Jahre 1905 der Ordensbruder P. Helmlings, P. Hildebrand Bihlmeyer in Beuron, übernommen. Auf ihm ruhte die enorme Last der Sammlung und einheitlichen Formulierung der hagiographischen Literatur. Er hat auch die meisten Referate im Bericht geliefert, die ganze Technik umgestaltet und überwacht. Die übrigen Referate verteilen sich auf 18 Mitarbeiter, die jeweils mit ihrem Namen signieren.

Das Ganze zerfällt übersichtlich in einen allgemeinen und einen speziellen Teil. Der allgemeine Teil referiert und beurteilt hagiographische Literatur, die folgendes zum Inhalt hat: Methode der Forschung und Art der hagiologischen Kritik (in Betracht kommen besonders die Schriften von Delehaye und H. Günter); philosophische und theologische Prinzipien der Hagiologie (Wesen und Bedeutung der Heiligkeit); Mystik und Erscheinungen des mystischen Lebens; die Religionsgeschichte, die Mythologie und Folklore, soweit sie zum Verständnis der Heiligengeschichtschreibung beizuziehen sind bzw. geltend gemacht werden; die hagiographischen Quellensammlungen; die Selig- und Heiligsprechungen; Kult- und Liturgiegeschichte der Heiligen; Untersuchungen und Darstellungen über Gruppen von Heiligen; über Christenverfolgungen und Martyrergeschichte im allgemeinen, über volkstümliche Heiligenlegenden; Reliquienkunde und Ikonographisches; endlich noch Werke mit gelegentlich hagiographischem Material und die hagiographische Gebetbuchsliteratur, von letzterer nur das in deutscher Sprache Erschienene, der leider eine im allgemeinen schlechte Note nach wie vor gegeben werden muß. Es sind überaus wichtige und schwierige, grundlegende Dinge und in vielem noch offene Fragen, die in diesem ersten Teil zur Sprache kommen und eine Kritik erfahren. Der Herausgeber hatte hier ganz neues, in den hagiographischen Berichten der vorausgegangenen Jahre nicht behandeltes Material zusammenzustellen und in Fragen hineinzuleuchten, auf die zur Stunde noch die verschiedensten Antworten gegeben werden. Beides geschah mit einem für die Wahrheit freudig aufgeschlossenen und kritischen Sinn, zugleich aber mit der hier noch so gebotenen Vorsicht und Zurückhaltung. Die folgenden Berichte werden wohl eine weitere Klärung in diesen allgemeinen Fragen zu geben wissen.

Der zweite, spezielle Teil bespricht die Buch- und Zeitschriftenliteratur, welche zu den in alphabetischer Reihenfolge aufgezählten einzelnen Heiligen und Seligen vorliegt. Manchmal sind es nur wenige Notizen, die zu machen waren; meist sind es aber mehr oder weniger lange Referate über die bei einigen Heiligen ziemlich umfangreiche Literatur. Ein ausführliches Register verweist auf die in einer Zahl von etwa 700 erwähnten Heiligen und Seligen.

Messen wir diesen Jahresbericht P. Bihlmeyers an seinen Vorgängern, so bedeutet er zweifellos einen ganz bedeutenden Fortschritt, und zwar in materieller wie formeller Beziehung. Das zeigt schon ein oberflächlicher Blick in denselben, das bestätigt aber noch mehr ein genauerer Einblick in den mit einem wahren Bienenfleiß und einer erstaunlichen Literaturkenntnis zusammen-

getragenen und auch wirklich verarbeiteten Stoff. Manchmal dürfte des Guten im Beiziehen von (speziell textkritischer oder dogmengeschichtlicher) Literatur fast zu viel geschehen sein. Allein auch abgesehen von seinen Vorgängern, gemessen an dem, was man heute von einem hagiographischen Bericht erwartet, ist er eine Leistung, die hinsichtlich Vollständigkeit, Objektivität, gesunder Kritik im Sinne der hervorragenden Bollandisten und theologischer Korrektheit weitgehenden Anforderungen entsprechen wird. Reiche Förderung der Heiligenforschung kann von ihm ausgehen, wenn die vielen direkten und indirekten Anregungen zur Ausfüllung dieser und jener Lücke der Forschung, die er gibt, beachtet werden. Freunde der Hagiographie, an die Arbeit! Die Jahre 1904 bis 1906 weisen sehr tüchtige wissenschaftliche Leistungen auf; aber immer noch sind uns Frankreich und andere Länder voran, und zwar auf allen Gebieten der Hagiologie. Wann wird Deutschland jenen Vorsprung einholen? Und warum kommt die treffliche Köselsche Sammlung von Heiligenleben nicht voran? Wer sind denn die hemmenden und lähmenden Kräfte? Es läge vielen die Antwort einstimmig auf den Lippen; sie soll aber hier nicht ausgesprochen werden. Man erzwinge sich durch Taten und unwiderlegliche Klarstellung der Tatsachen freie Bahn!

Doch nicht bloß der Hagiologe, auch der praktische Seelsorger möge zu diesem Berichte greifen, damit er aus ihm für Kanzel und Katechese, bei Anschaffung von aszetischer und erbaulicher Literatur Nutzen ziehe und Rat hole. Auf dem hagiologischen Gebiet schuldet der Klerus sich selbst — ich denke hierbei besonders an das Breviarium Romanum, das einer so notwendigen Revision leider immer noch harrt — und schuldet er gar sehr auch dem Volk noch vieles, vieles.

Der Bericht über die hagiographische Literatur der Jahre 1907 und 1908 ist bereits in Angriff genommen. Er soll uns deutschen Katholiken schon jetzt willkommen sein! Dem rührigen und tüchtigen Herausgeber gebührt für seine jüngste Arbeit ein freudiges Lob und unser wärmster Dank.

„Die katholische Beurteilung des Aufklärungszeitalters."

Professor Merkle hat nunmehr seine viel erörterte Berliner Rede in Form einer stattlichen Broschüre herausgegeben.[1] Die eigentliche Abhandlung füllt nicht weniger als 78 Seiten; die sehr zahlreichen — über 200 — Noten sind in den Anhang verwiesen. Dort wird auch eine Auseinandersetzung des Verfassers mit Prof. Sägmüller in der „Tüb. Quartalschrift" I. Heft 1909 mitgeteilt; die fürs II. Heft ausgearbeitete „Duplik" Merkles hat er in seiner Broschüre gleich antizipiert.

Natürlich ist das hier Gebotene nicht der Berliner Vortrag des Verfassers, sondern, wie solches bei akademischen Reden Sitte ist, eine weitere Ausführung und Begründung der dort entwickelten Gedanken; auch hat Merkle, was ihm zugestanden sei, an manchen Stellen ziemlich viel Wasser in seinen Wein geschüttet, d. h. nach der gegnerischen Seite hin gewisse Konzessionen gemacht, die er in dieser Weise in Berlin nicht alle gemacht hat und mit Rücksicht auf die beschränkte Zeit auch nicht machen konnte. Im wesentlichen ist aber Merkles Standpunkt in der Broschüre der nämliche, wie er in der Berliner Rede hervorgetreten ist, wenn auch der Ton sich von jenem bitteren, ätzenden Sarkasmus, welcher dem Berliner Vortrag nach den Presseberichten auch nach den von Merkle vorgenommenen Richtigstellungen sein Gepräge gab, im allgemeinen frei hält.

Der literarische Apparat, mit welchem Merkle sein Schrift ausgestattet hat, beweist übrigens wiederum, daß der Verfasser eine durchaus ungenügende, weder auf eingehenden Quellenstudien, noch gründlicher Beherrschung der bisher erschienenen, nicht allzu reichhaltigen Literatur beruhende Kenntnis der katholischen Aufklärung besitzt. Und dabei bleibt eine offene Frage, ob Herr M. seit Herbst vorigen Jahres sich nicht bemüht hat, sein Wissen in dieser Frage zu vertiefen. Ich werde in nicht zu ferner Zeit Merkles Schrift einer eingehenden wissenschaftlichen Kritik an einer anderen Stelle unterziehen, da eine Wochenschrift wie die „Allgemeine Rundschau" für solche Erörterungen nicht Raum genug bietet. Als Kuriosum sei nur mitgeteilt, daß nach Merkle (S. 62) unter anderem „die Abschaffung der Folter, eine gerechtere Steuerverteilung und die Aufhebung der Leibeigenschaft" wesentlich das Werk der Aufklärung ist. Mir ist freilich nicht erfindlich, was diese schönen Dinge, die wohl kein katholischer Gegner der Aufklärung bisher getadelt hat, mit der Aufklärung auf religiösem Gebiete — und um diese dreht sich doch der Streit — zu tun hat.

Doch muß ich hier der Polemik Merkles, die in der Vorrede und besonders in den Noten geführt wird, einige Worte widmen. Wo Merkle in die Arena tritt, geht's scharf her, und er hatte, nachdem ich ihn in der „Allgemeinen Rundschau" (1908 Nr. 44 und 46) tüchtig angegriffen, nachdem inzwischen auch anderswo (in der „Augsburger Postzeitung", dem „Deutschen Volksblatt", dem „Basler Volksblatt", der „Tüb. theol. Quartalschrift") sein Berliner Vortrag zerzaust worden ist, das gute Recht, sich zu wehren. Freilich hätte er seinen Gegnern viel Wind aus den Segeln genommen, wenn er durch Veröffentlichung des wirklichen Wortlautes seiner Rede bewiesen hätte: „Ihr guten Leute kämpft lediglich gegen Windmühlen." Diesen Wortlaut der Berliner Rede bringt nun auch die neue Publikation nicht, und nur in ganz wenigen Punkten (z. B. daß er als ersten Zweifler an der Rattenberger Schauergeschichte nicht Schell, sondern Rolfus genannt habe) geht die Richtigstellung über die von Merkle in Nr. 46 der „Allgemeinen Ztg." schon gemachten Angaben hinaus.

Aber die Eigenart Merklescher Polemik bedarf doch noch einer kleinen Beleuchtung. Die „Allgemeine Rundschau" wird wohl die Note, daß es bei ihr „mehr auf andere als auf wissenschaftliche Interessen abgesehen" sei, leicht verschmerzen; dagegen muß mit aller Energie gegen den Anwurf Merkles protestiert werden, daß es Leute gebe (anscheinend rechnet Merkle dazu vor allem die von ihm abgehandelten katholischen Historiker), „welche die schlechthinige Verdammung einer mißliebigen Epoche für Recht und Pflicht eines Katholiken halten". Gegen eine derartige beleidigende Insinuation, die natürlich auch auf mich gemünzt ist, muß ich mich aufs entschiedenste verwahren. Ich habe in meinen bisherigen Studien nichts anderes gesucht als die reine ungeschminkte Wahrheit, und ich nehme dies auch von einem Theiner, Brunner, Brück, Sägmüller und auch Professor Merkle selbst, solange an, bis das Gegenteil bewiesen ist. Daß man bei dem „Wahrheitsuchen" einmal daneben geraten kann, ist menschlich, und Professor Merkle ist der letzte, der an dieser menschlichen Schwäche nicht partizipierte. Und nun die liebenswürdigen Titel, mit denen Prof. Merkle meine Wenigkeit beehrt! Meine moralische Qualifikation wird in folgenden Ausdrücken gewürdigt: „Verketzerung", „leichtfertige Angriffe", „längst gefühltes Kritisierbedürfnis", „Frivolität", „Gewissenhaftigkeit", „hoher Grad der Verhärtung des Gewissens", „gewissenlose Leichtfertigkeit", „leichtfertige Kritik", „frivole gegenstandslose Hetze", „törichtes und arrogantes Gerede", „arrogante Zurechtweisungen".

Noch wortreicher wird der „Fachmann", der „redliche Forscher", wenn er seiner Entrüstung Ausdruck geben muß über den „genialen Forscher", den „Weltverbesserer" mit seiner „naiven Voreiligkeit", seiner „fadenscheinigen Sophistik", der „Fachgelehrte hochmögend abkanzelt", den Lesern „Sand in die Augen streut", den „literarischen Klopffechter" mit seiner „puerilen Absprecherei", seiner „amüsanten Naivität", der die „gröbsten Schnitzer" macht und, nachdem ihm dies aufgezeigt worden, nicht wenigstens schweigt, wie der seinerzeit von Merkle so glorreich abgeführte „Reformationshistoriker", ein Mann, der mit seinen „Blößen" leider auch noch einen „akademischen Grad kompromittieren" muß.

Nach solchen Ergüssen wirkt es etwas befremdend, wenn Merkle S. XIV eine Anstandslektion über Polemik, wie sie sein soll, erteilen will. Er mag beruhigt sein; in seine Fußstapfen wird niemand eintreten; dazu fehlt den meisten das Wollen und das Können. Doch werde ich mich anderen Orts mit Merkle über die Berechtigung der obenstehenden Titulaturen in aller Gemütsruhe auseinander setzen. Ich habe übrigens nicht nur volles Verständnis für diese Eigentümlichkeit meines schwäbischen Landsmannes, sondern auch so guten Humor und so treffliche Nerven, daß mir auch derart starker Tabak wirklich nichts schadet. Auch weiß die ganze Welt, daß höhnische Bemerkungen und Schmähungen noch keine Beweise sind.

Schließlich möchte ich doch noch daran erinnern, daß ich mich seit mehr denn 10 Jahren ziemlich einläßlich mit dem quellen-

[1] Dr. S. Merkle, Die katholische Beurteilung des Aufklärungszeitalters. Vortrag auf dem internationalen Kongreß für historische Wissenschaften zu Berlin am 12. August 1908. Berlin 1909. Karl Curtius. XIV und 112 S.

mäßigen Studium der Aufklärungszeit beschäftige, daß ich in das Archiv für katholisches Kirchenrecht sehr ausführliche Abhandlungen über das Kirchenrecht im Zeitalter der Aufklärung schrieb und sodann zwei eingehende Spezialstudien über Staatskirchentum und Aufklärung in Hohenzollern publizierte. Professor Merkle, der sich die günstige Gelegenheit, mich wissenschaftlich zu vernichten, gewiß nicht hätte entgehen lassen, versucht aber nur an wenigen Stellen in seiner Broschüre sich bezüglich der letztgenannten Schrift an mir zu reiben; ob seine dabei geübte Kritik eine glückliche ist, mögen andere entscheiden.

Freiburg i. Br. Dr. Adolf Rösch.

Die neue vatikanische Pinakothek.

Von

Dr. Jos. Massarette, Rom.

Am Sonntag, den 28. März, dem Geburts- und Sterbetag Raffaels, während die strahlende Pracht der Frühlingssonne die erwachende Natur verklärte, nahm der Hl. Vater, umgeben von zahlreichen Kardinälen und den beim Apostolischen Stuhl beglaubigten Gesandten, die Eröffnung der neuen vatikanischen Pinakothek vor. Indem er diese schuf, ist Pius X. der Tradition päpstlicher Munifizenz in glänzender Weise treu geblieben.

Bisher war die vatikanische Gemäldesammlung in vier Sälen untergebracht, die, vom Damasushof aus gerechnet, im dritten Stockwerk lagen, durch die Nähe von Wohnräumen eine gewisse Feuersgefahr bedingten und in bezug auf Zweckmäßigkeit alles zu wünschen übrig ließen. Dem Papst lag sehr daran, daß die Bilder sicher gestellt und für sie zugleich würdigere Räume geschaffen würden.

Glücklicherweise waren Männer da, welche an die ihnen gestellte Aufgabe tatkräftig und verständnisvoll herantraten. Msgr. Misciatelli, Unterpräfekt der apostolischen Paläste, beantragte nach sorgfältiger Prüfung der Angelegenheit eine Reihe von Räumen, die an dem zum Statuenmuseum führenden Wege zu ebener Erde sich hinziehend, anderseits vom Belvedere-Hof her reiches Licht bekommen und bisher als Wagenschuppen dienten. Die Arbeiten zur Instandsetzung und Ausschmückung der neuen Pinakothek leitete der päpstliche Architekt Sneider trefflich, indem er, gemäß dem allerorts im Vatikan zutage tretenden Geschmack, Einfachheit und Eleganz vereinigte. Er entwarf auch die edel gehaltenen Stuckornamente der Decke und wandte hier zum erstenmal ein selbst erfundenes System an, wodurch das in reicher Fülle durch die drei Meter breiten Bogenfenster hereinflutende Licht nach Wunsch gedämpft werden kann.

Dem verdienten Direktor der Galerie, Prof. Ludwig Seitz, fiel die Aufgabe zu, die Auswahl der in der neuen Pinakothek zu vereinigenden Kunstwerke zu treffen und den Platz jedes einzelnen zu bestimmen. Obwohl leidend, widmete er sich ihr mit schaffensfreudiger Begeisterung. Als die Arbeit bereits zum größten Teil vollendet war, nahm Seitz die Hilfe des Kunsthistorikers d'Achiardi in Anspruch, der auch nach des Meisters allzu frühem Tode die Einrichtung der Pinakothek zu Ende führte. Am Morgen des 10. September 1908 war Seitz von Albano, wo er alljährlich in der Sommerfrische weilte, nach Rom gekommen, um im Vatikan den mühsamen Transport von Raffaels „Trasfigurazione" zu überwachen. Er fühlte sich recht unwohl und fuhr abends nach Albano zurück, um nach wenigen Stunden seiner Gattin, den zahlreichen Freunden und der Kunst, der er so treu gedient, entrissen zu werden.

Die neue Pinakothek umfaßt außer der bisherigen vatikanischen Gemäldesammlung, die nur 56 Werke zählte, jene des Lateran, sowie eine reiche, einzigartige Sammlung kleiner Tafelbilder aus dem 14. und 15. Jahrhundert, welche man bisher, wenn auch nicht mit Muße, im christlichen Museum des Vatikans bewundern konnte; außerdem wurden etwa 20, zum Teil sehr kostbare Gemälde, aus verschiedenen Räumen der apostolischen Paläste hervorgeholt. So ist durch Ausfüllung mancher Lücke die Zahl der Nummern um das vierfache (277) gewachsen, die sich auf sieben Säle verteilen. Der Eingangssaal, den man von der Via del Museo aus betritt, und der die Pinakothek in zwei Flügel von je vier und drei Sälen teilt, ist mit der herrlichen Papstbüste Seeböcks geschmückt, unstreitig das beste aller Werke, die Pius X. in Marmor verewigen sollen. Hier befindet sich auch eine Tafel mit folgender Inschrift:

Pius X Pont. Max.
Pinacothecam Vaticanam
Laudatorum operum accessione auctam
Heic splendidiore attributa sede
Statuendam ordinandam curavit
Sacri Principatus anno VI.

Durch Glastüren gewinnt man von hier aus einen Blick in die Flucht der Säle. Nach Alter und Schulen trefflich geordnet, kann man die primitiven Meister des Trecento und Quattrocento studieren, die gewaltigen Fortschritte der italienischen Malerei in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bewundern, sich in Raffaels Entwicklungsgang an einigen seiner Hauptwerke vertiefen, neben denen sich solche seiner Lehrer und Schüler befinden. Glänzend vertreten ist auch die venezianische Schule sowie die Kunst des 17. Jahrhunderts. Der letzte Saal, beherrscht von dem großartigen Bildnis Georgs IV. von Lawrence, beherbergt verschiedene Bilder nichtitalienischer Künstler.

Die neue vatikanische Pinakothek muß als völlig gelungen bezeichnet werden in bezug auf Zweckmäßigkeit der Räume und Anordnung der einzelnen Kunstwerke, unter denen sich eine Menge auserlesener Stücke befindet, so daß diese Galerie keiner anderen der Welt nachstehen dürfte. Warmer Dank aller Freunde des Schönen und Erhabenen gebührt dem ein so unermüdliche, vielseitige und segensreiche Tätigkeit entfaltenden, glorreich regierenden Papst Pius X., der stets ein lebhaftes Kunstinteresse bekundet und sich gleich Leo XIII. als Kunstmäcen betätigt hat. Ehre auch den Männern, denen die tadellose Ausführung des herrlichen Planes zu verdanken ist.

Neuere theologische Bücher.

Angezeigt von Dr. Ph. Friedrich, München.

In dem berühmten Sendschreiben des Kardinals Newman an den Anglikaner Dr. Pusey finden sich folgende bemerkenswerten Ausführungen über die Verehrung des hl. Joseph in der katholischen Kirche: „An dem hl. Joseph zeigt sich besonders klar der Unterschied zwischen Kirchenlehre und kirchlicher Ehre, zwischen Glauben und Andacht. Wer hatte auf Grund seiner Vorzüge und des Zeugnisses, durch welches uns diese verbürgt werden, mehr Anspruch darauf, sofort von den Gläubigen öffentlich in Ehren gehalten zu werden? Ein biblischer Heiliger, des Heilandes Nährvater — so stand er hoch überall und zweifellos von Anfang an dem Glauben der Christenwelt eingeschrieben, und doch ist seine Verehrung verhältnismäßig späten Ursprungs. Nachdem sie einmal begonnen hatte, schien man sich zu verwundern, daß man nicht früher daran gedacht habe; jetzt steht er unserer frommen Liebe und Ehrerbietung in nächster Stelle nach der Hochgebenedeiten." Bei dieser Sachlage darf freudig die Schrift eines Priesters der Diözese Eichstätt begrüßt werden, die im einzelnen den Entwicklungsgang offen legt, den die Verehrung des hl. Joseph in der katholischen Kirche genommen hat. (Die Verehrung des hl. Joseph in ihrer geschichtlichen Entwicklung bis zum Konzil von Trient dargestellt von Joseph Seitz. Mit 80 Abbildungen auf 12 Tafeln, gr. 8° XVIII. u. 388 S. Freiburg 1908, Herdersche Verlagshandlung, brosch. ℳ 7.50, geb. ℳ 8.60.) Seitz unterzog sich der großen und mühevollen Arbeit, die Spuren des Nährvaters Christi in der vortridentinischen Theologie und in den verschiedenen Zweigen kirchlichen Lebens zu verfolgen und legt als Frucht seines Sammeleifers ein außerordentlich reiches, zum Teil völlig neues Material über den Nährvater des Heilandes vor. Dieses gerüttelte Maß voll mühsamer und entsagungsreicher Arbeit allein sichert dem Buch hohen Wert. Mit Hilfe dieses Materials zeichnet der Verfasser die Entwicklung des Josephskultes und zwar in dogmengeschichtlicher, liturgischer und ikonographischer Hinsicht. Eine zeitliche Abgrenzung fand das Unternehmen mit dem Konzil von Trient, „weil dieses einen bedeutenden Einschnitt in die Bewegung macht". Eine Fortführung der Arbeit bis auf unsere Zeit ist in Aussicht genommen. Mit Genugtuung erfüllte uns die Stellungnahme des Autors in der grundsätzlichen Behandlung seines Themas: er wollte mit seiner Arbeit einen soliden Grund schaffen für die weitere Behandlung des hl. Nährvaters Jesu in Wort und Schrift und damit an der Beseitigung jenes Wustes unverbürgter Ansichten, Zitaten und Erzählungen mitwirken, der teilweise noch heute in der erbaulichen Literatur kritiklos weitergeschleppt wird. „Fügen sich auch die spröden Tatsachen nicht so willig dem Wunsche mancher mehr frommen als einsichtigen Verehrer, so kann die geschichtliche Wahrheit nur klärend wirken; sie bietet überdies auch so viel des Erbauenden und Erhebenden zum Lobe des Heiligen, daß es unverbürgter Lobsprüche nicht bedarf." Seitz gliederte seine Schrift in fünf Hauptabschnitte: Die Quellen für die Kenntnis des hl. Joseph; der hl. Joseph in der Auffassung der Väterzeit; der hl. Joseph in der frühmittelalterlichen Literatur und Kunst; der hl. Joseph im Zeitalter der Scholastik, Anfänge seiner Verehrung; die Entfaltung des Josephskultes in der Zeit von Gerson bis zum Konzil von Trient. Ein Anhang bringt Auszüge aus Gebets- und Meßformularien zu Ehren des hl. Joseph, welche dem 13. bis 16. Jahrhundert angehören. Die Ausführungen über die Stellung des Nährvaters Jesu in der christlichen Kunst von ihren Anfängen bis zu ihren Glanzzeiten im Mittelalter empfangen wirksame und wertvolle Unterstützung und Beleuchtung durch die 80 Abbildungen, die auf 12 Tafeln der Schrift eingefügt sind. Unsere bisherige eingehende Beschäftigung mit der fleißigen, inhalt

regenden Schrift läßt uns dieselbe sowohl Theologen wie Laien, namentlich auch der Künstlerwelt angelegentlich empfehlen.

Benedikt Kreutz macht einen religiösen Vortrag, den er am Fest der hl. Theresia v. Jesus in der Karmeliterinnenkirche zu Mariental (Unterelsaß) gehalten, weiteren Kreisen durch den Buchhandel zugänglich. (**Die hl. Theresia von Spanien oder Gedanken über die Zeit und die Heiligen.** 8°. 24 S. Freiburg 1909. Herders Verlag, brosch. 30 Pfg.) Die kleine, gewandt geschriebene Studie verdient Beachtung ob des Gesichtswinkels, unter welchem hier das Bild der großen spanischen Heiligen gezeichnet wird. „Unsere Zeit erforscht die *soziale* Seele. Diese offenbart sich in den großen Persönlichkeiten der Menschheit und unter diesen werden die Heiligen wieder an erster Stelle genannt werden. Sie weisen darauf hin, daß das Glück, das die Seele des einzelnen wie die ganze Gesellschaft so heiß ersehnt, nicht außerhalb des Menschen liegt, sondern in der eigenen Brust sich birgt. Sie führen den Menschen wieder zurück zu sich selbst und verleihen ihm, indem sie ihn vertiefen, eine geistige Bodenständigkeit." Zum Erweis dieser These darf sich Kreutz auf die gesteigerte Beschäftigung der Gegenwart mit Franziskus von Assisi, Elisabeth von Thüringen, Augustinus u. a. berufen. Diesen Säkulargestalten möchte er als weitere Größe St. Theresia beifügen, „deren Name auch unserer Zeit ein volles Lebensprogramm bedeutet". In der Ausführung dieses Gedankens liegt der Schwerpunkt und Wert des Büchleins, dem wir viele besinnliche Leser wünschen.

Unter den neueren kirchlichen Andachten fand besonders die Kreuzwegandacht warme Liebe und rege Uebung seitens der Gläubigen und tatkräftige Förderung durch die offiziellen kirchlichen Kreise. Die Wurzeln dieser Andacht reichen zurück bis in das Zeitalter der Kreuzzüge. Doch trat sie weder in der Gestalt, noch in der vollendeten Ausbildung, wie wir sie heute pflegen, ins Dasein; auch geht sie nicht auf die Initiative eines einzelnen zurück. „Einflüsse der verschiedensten Art haben sich dabei geltend gemacht, hundert Hände daran geformt und geändert.... Erinnerungen an Jerusalem und Rom, an Geschichte und Legende, an Kreuzzüge und Gegenreformation, an die poesievolle Zartheit deutscher Mystik und die fanatische Nüchternheit des Aufklärers sind darein verflochten." Diesem reichverschlungenen Werdegang der Kreuzwegandacht durch die Jahrhunderte nachzugehen, durfte mit Recht als eine besonders reizvolle Aufgabe für die Forschung gelten; sie wurde denn auch in unseren Tagen von verschiedener Seite in Angriff genommen. Zwei Arbeiten dürfen hier als grundlegend gelten: **P. W. Keppler**, die 14 Stationen des hl. Kreuzwegs und **H. Thurston**, The Station of the Cross. Die trefflichen Ausführungen des englischen Schriftstellers haben die Frage nach dem Ursprung der heutigen 14 Stationen wohl endgültig entschieden; sie wurden ins Französische übertragen, und auch deutsche Zeitschriften brachten Auszüge aus denselben. „Eine deutsche Uebersetzung zu unternehmen, verbot sich indes schon aus dem Grunde, weil für den deutschen Leser deutsche Literatur und deutsche Verhältnisse in höherem Grade zu benützen waren, als das in England nötig oder nützlich ist." So war denn eine neue und selbständige Erörterung des Fragepunktes voll und ganz berechtigt, und insbesondere **Kneller**, dem wir bereits eine treffliche einschlägige Arbeit danken, berufen, die Lösung dieser gezeichneten Aufgabe in Angriff zu nehmen. (**Geschichte der Kreuzwegandacht von den Anfängen bis zur völligen Ausbildung** von Karl Alois Kneller S. J., Freiburg 1908. 8°. X und 216 S., brosch. *M* 3.50.) In der Einleitung skizziert der Verfasser die allgemeine Entwicklung verschiedener kirchlicher Andachten. Die eigentliche Abhandlung zeigt drei Hauptteile: Vorgeschichte und Vorbedingungen der Andacht; Entwicklung der Kreuzwegandacht; die Entwicklung der 14 Stationen. In diesem Rahmen hat Kneller ein sehr reiches und hochinteressantes Material zur Geschichte dieser religiösen Uebung verarbeitet. Eine Reihe von Gelehrten haben es dem Verfasser ermöglicht, gar manches zu diesem Thema aus Handschriften und seltenen Drucken mitzuteilen. Die Darstellung erfreut durch Uebersichtlichkeit in der Anordnung des Stoffes und Klarheit in der Abfolge der Gedanken. Diese Vorzüge der Schrift machen deren Lektüre wertvoll und genußreich zugleich. Das Verhältnis seiner Arbeit zu Thurstons Schrift präzisiert Kneller selber dahin: „Sie ist in Plan und Ausführung umfassender und reicher, sie verfolgt die Stationenandacht weiter ins Mittelalter zurück und führt die Geschichte der 14 Stationen weiter in die Neuzeit hinein," als es bei Thurston der Fall. Für die homiletische Verwertung und die eigene religiöse Erbauung fließt in der angezeigten Schrift eine reiche Quelle edler und tiefer Gedanken. Mögen sie fruchtbar werden für viele!

Domanigs „Tyroler Freiheitskampf"

in neuer Auflage.[1])

Von E. M. Hamann-Scheinfeld i. Mittelfranken.

Das Jubeljahr Tyrols, die Zentenarfeier seiner Erhebung gegen die korsische Gewaltherrschaft, sieht auch Domanigs herrliche Trilogie neu erstehen. Das der Titel-Hauptangabe folgende Blatt trägt die Widmung: „Dem Lande Tyrol, meinem Vaterlande." Damit hat dieser im besten, d. i. im höchsten und tiefsten, im reinsten Sinne vaterländische Dichter die Adresse seines Gesamtschaffens angegeben. Denn was seine Muse ihm schenkt, das leitet er weiter: in erster Linie an das engere Vaterland, dessen Sohn er, der erfahrene Weltbürger, durchaus ist, „vom Wirbel bis zum Zeh".

Das Werk aber, das er hier seinem Vaterlande weiht, ist so recht *die* Dichtung Tyrols, wie er selbst mit Recht der Klassiker Tyrols genannt wurde. In der Trilogie ist alles niedergelegt, was dieses gottbegnadete Land und Volk im eigensten Wesen, in Geschichte und Charakter kennzeichnet und krönt. Nichts Uebertriebenes, Beschönigendes, Verstiegenes; alles von einem in vollkommener Liebe *klar* sehenden Dichter in Einzel- und Gesamtwahrheit als ungetrübtes, verzerrungsfreies Spiegelbild für unsere und kommende Zeiten aufgerichtet.

Im Novemberhefte 1908 des „Gral" habe ich mich ausführlicher über Domanigs „Tyroler Freiheitskampf" ausgesprochen. Ich darf wohl für den Fall einer gewünschten näheren Orientierung auf jene Arbeit verweisen. An dieser Stelle mögen ein paar knappe Striche genügen.

Das Gesamtwerk gliedert sich folgendermaßen: **Vorspiel**: Braut des Vaterlandes. Dramatische Szene (dritte Auflage). I. **Teil**: Speckbacher, der Mann von Rinn, Schauspiel in fünf Akten (zweite Auflage). II. **Teil**: Joseph Straub, der Kronenwirt von Hall. Schauspiel in fünf Akten (vierte Auflage). III. **Teil**: Andreas Hofer, der Sandwirt. Schauspiel in fünf Akten (zweite Auflage). **Nachspiel**: Andreas Hofers Denkmal. Eine dramatische Szene (zweite Auflage). Das Vorspiel veranschaulicht die Motive, der I. Teil die Genesis, der II. Teil den Gipfel, der III. Teil das Ende, das Nachspiel die bleibende weltgeschichtliche Bedeutung der großen Tiroler Freiheitsbewegung.

Wucht und Tiefe, Schlichtheit und Kernigkeit, Knappheit und bis ins Feinste dringende Gewissenhaftigkeit heben diese auf Leben gegründete, Leben sprühende Monumentalschöpfung hoch über den Wust der Tagesliteratur in den Aether echter, großer Kunst: jener Kunst, die mit dem Speziellen das Allgemeine, mit dem Nationalen, Historischen und Individuellen das rein Menschliche verbindet und in diesem allen sich selbst auf ein ewiges Ziel hin darbietet. Domanig selber hat es gesagt und künstlerisch bewiesen, daß „Für Gott, Kaiser und Vaterland" ihm sei wie das Leitmotiv einer Symphonie, daran sich *alles fügt und zusammenfügt*. Eben darum gilt seine Dichtung nicht bloß dem engeren, sondern auch dem weiteren Vaterlande und darüber hinaus allen, die der deutschen Zunge mächtig sind.

Ich habe derzeit auf die bevorstehende zweite Auflage des Gesamtwerkes hingedeutet mit der Bemerkung, daß der wirkliche Künstler sich zwar nie genug tun könne, daß der Autor aber dennoch zu einschneidender neuer Leistung hier kaum noch Gelegenheit finden werde. Was Hauptinhalt und -äußeres betrifft, so habe ich ja auch recht behalten. Dennoch, nach Durchlesung dieser wahrhaft „durchaus verbesserten Auflage", sage ich mir: eine prachtvolle Verjüngung hat sich daran vollzogen. Mit Meisterhand ist hier des Amtes der Sichtung, der Feilung, der künstlerischen Selbstzucht gewaltet worden. Man hat den Eindruck: Kein Wort zu viel, keines zu wenig, und immer *das* Wort zur rechten Zeit und am rechten Ort.

Der „Tyroler Freiheitskampf" feiert die edelsten Güter eines Volkes, und dem Volke, im höchsten und weitesten Sinne, soll er daher übermittelt werden. Die Aufführungen einzelner Teile sind mit Glück schon vor sich gegangen und werden des ferneren, in und außer Tyrol, vor sich gehen. Einer Gesamtaufführung im größten Stil harren wir noch, erwarten jedoch bestimmt, und zwar aus guten Gründen, daß 1909 sie bringen wird, hoffentlich als Eröffnung einer langen glänzenden Wiederholungsreihe. Einstweilen, und zum dauernden Besitz, haben wir dies Buch, das der Verlag aufs würdigste ausgestattet hat: in Druck, Papier, Einband, auch in Illustrierung, indem den Hauptteilen das jeweilige künstlerische bzw. authentische Bildnis Speckbachers, Straubs und Hofers beigefügt ist.

Domanigs Trilogie gehört in jede deutsche Bibliothek, in jedes Haus, in jede Familie, wo der Sinn für deutsche Sitte und Art waltet. Vor allem sollte sie auch in den Schulen als Festgabe verteilt werden, damit sie immer rascher hineindringe in unser aktuelles Leben, dessen unvergängliche Werte nachdrücklich zu fördern sie fraglos berufen ist.

[1]) *Der Tyroler Freiheitskampf.* Dramatische Trilogie mit einem Vor- und einem Nachspiele von *Karl Domanig.* Des Gesamtwerkes zweite, durchaus verbesserte Auflage. Kempten und München. Jos. Köselsche Verlagshandlung. 8°. 486 S. Preis zirka *M* 3.—.

Ora et labora.

Gebet und Arbeit müssen in der Glut
Der reinen Gottesliebe sich durchdringen,
Arbeit sich täglich heil'gen durch Gebet
Und dieses in der Arbeit Früchte bringen.

A. Jüngst.

Die Legende der drei Lebenden und der drei Toten und der Totentanz.*)

Darstellungen des Todes sind eines der immer wiederkehrenden Probleme der Volkskunst und der individuellen Kunst des einzelnen. Das höchste Können hat sich daran erschöpft.

Seit die Alten den schönen Knaben Thanatos mit der umgekehrten Fackel schufen, seit Eurydike vor dem Gatten mit verlöschendem Auge wieder in die Unterwelt versank, seit die Gruppe des Laokoon und die der Niobiden entstand, sind tausende und aber tausende von Todessinnbildern und Ideen, vom Christentum geweckt, zu ergreifenden Darstellungen geworden. Auf Sarkophagen, auf monumentalen Grabmalen, an Kirchenwänden und auf Friedhofsmauern wird das Sterben verherrlicht, verklärt oder in schonungsloser Realistik dem Beschauer zu Gemüte geführt.

Michelangelo brachte dem Tod seinen künstlerischen Tribut, als er den toten Leib Christi in den Schoß Mariens legte und den wundervollen sterbenden Sklaven des Juliusdenkmals der Ewigkeit übergab. In unserer Zeit malte Watts seine ergreifenden Farbengedichte von der Liebe und vom Tod, und Bartolomé stellte auf dem Père la Chaise sein großes Totendenkmal auf, dessen Rhythmus den Lebenden nicht wieder losläßt.

Aber das sind nur wenige Beispiele, in Wahrheit ist die ganze Welt voll von den Darstellungen des Todes. Wo immer die Kunst sich regte, stellte sie sich nicht nur in den Dienst des Lebens, nein, sie neigte sich vor dem letzten furchtbaren Geheimnis, suchte seine Schrecken zu versöhnen, seine Unerbittlichkeit zu mildern, seine reinigende, weithin schallende Mahnung zu verkünden und zu verstärken; die Kunst schaffte hier aus der Tiefe des Menschengemütes. Deshalb hat auch die Menschheit den Darstellungen des Todes immer ein so tiefes Interesse entgegengebracht und wurde mächtig von dem Gegenstande angezogen. Ein Buch, das mit den Darstellungen mittelalterlicher Totentänze und deren Ursprung sich beschäftigt, ist gewiß, nicht bloß den Fachmann, sondern auch den Laien in ungewöhnlichem Maße zu fesseln.

Dr. Karl Künstle, der auf dem Gebiete theologischer und kunsthistorischer Forschung berühmte Freiburger Gelehrte, hat es unternommen, an der Hand großen und sorgfältig gesichteten Materials einiges Licht in die dunkle Geschichte der Herkunft der Totentänze zu bringen. Mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und großem Scharfsinn geht er seinem Problem nach. Es ist hauptsächlich die Legende von den drei Lebenden und den drei Toten, die uns hier in Wort und Bild nähergebracht und auf ihre Entstehung geprüft wird. Den Anlaß zu der gelehrten Untersuchung gab wohl die Bloßlegung der Fresken in der Jodokuskapelle zu Ueberlingen. Dort sieht man eine sehr originelle und lebendige Darstellung der Legende von den drei Lebenden und den drei Toten. Eine sehr gute, farbige Abbildung des kulturhistorischen Dokumentes ist dem Buche als Titelbild beigegeben.

An dieses Fresko anknüpfend, holt der Autor weit aus. Seine Kenntnis der einschlägigen Literatur und der bis ins heidnische Altertum zurückführenden Spuren der Legende ist überraschend groß. Interessant ist seine Feststellung, daß die Wandgemälde des Campo santo in Pisa, eine der ältesten bildlichen Darstellungen der Legende, sie am reichsten und besten verwertet zeigen. Professor Künstle bringt dann noch mancherlei Belege für die Art und Weise der Entstehung der über ganz Europa verbreiteten mittelalterlichen Totentanzbilder, denen er arabischen Ursprung zuschreibt. Sein Buch ist reich an wichtigen und interessanten Aufschlüssen. Ein Fachmann wird das noch ganz anders zu würdigen wissen. Aber auch für den Legendendichter und Maler — sollte ich meinen — ist es eine wahre Fundgrube von Hinweisen und Anregungen. Das sorgfältig ausgestattete Werk ist ein neuer Beweis für die unermüdlichen Bestrebungen des großen Herderschen Verlages, Wissenschaft und Kultur zu fördern.

M. Herbert.

*) Nebst einem Exkurs über die Jakobslegende. Im Zusammenhang mit neuen Gemäldefunden aus dem Badischen Oberland untersucht von Dr. Karl Künstle. Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagshandlung. 1908.

Von der Münchener Sezession.

Von Dr. O. Doering, Dachau.

Die Frühjahrsausstellung unserer Sezession ist kürzlich eröffnet worden. Die graphische Abteilung ist erfreulicherweise diesmal ganz besonders reich bestellt, was dem Eifer des Vorstandsmitgliedes Rudolf Nißl zu verdanken ist. Wohl noch selten sind so viele Werke der vervielfältigenden Künste, so viele Zeichnungen von Meistern verschiedenster Individualität und Richtung hier beisammen gewesen. Von mehreren finden wir ausgedehnte Sondergruppen, über die im einzelnen zu sprechen sein wird. Die anderen interessieren meistens durch Einzelwerke, wobei anzuerkennen ist, daß Absichtlichkeiten, Auswüchse, schellenlaute Torheiten fast ganz fehlen, und daß das Suchen nach redlichem Gewinn anerkennenswert hervortritt. Die Graphik hat im allgemeinen schwer um ihre Existenz zu kämpfen; das Interesse des Publikums, auf das sie doch schließlich angewiesen ist, folgt ihrer Entwicklung, beachtet ihre Leistungen nicht im selben Grade wie jene der Tafelmalerei. Um so mehr Anlaß hat sie, sich vorsichtig, taktvoll, leistungsfähig und wirksam zu erweisen, und sie zeigt mit ihren gegenwärtigen Leistungen, daß sie sich dieser Ansprüche und der Pflicht, ihnen Rechnung zu tragen, bewußt ist. Hierbei denke ich vor allem an die Werke der reproduktiven Techniken, an den Kupferstich, die Radierung mit ihren vielerlei modernen Abarten und Kombinationsverfahren, an den Holzschnitt. Die Zeichnungen sind eine Sache für sich. Sie nehmen eine Mittelstellung zwischen der Graphik und der Malerei ein, oft eine sich unterordnende, wenn sie Vorbereitung sind, gar häufig auch eine selbständige als Ausdruck künstlerischer Eindrücke und Eingebungen. Der bedeutende Meister findet gerade in der Zeichnung das beste Mittel schlichten, unmittelbaren, objektiven Gestaltens, und hat zu allen Zeiten davon Gebrauch gemacht, teils nur für sich selbst, teils im Gedanken an Beschauer, deren Abstraktionsvermögen dem seinigen verwandt war. So die alten Meister, so Cornelius, Genelli und viele andere. Ist es ein Prüfstein für die Bedeutung des Malers, ob er gern, wohl gar ausschließlich sich auf die Zeichnung beschränkt, so wird auch diesmal der Beweis in dieser Richtung für mehrere Persönlichkeiten geliefert. So für den Dachauer Hans von Hayek, der auf seinen Reisen in Holland und der Bretagne eine Fülle neuer Eindrücke gewonnen, dabei nach der Seite der Komposition erhebliche Fortschritte gemacht hat, und dieses alles, sowie außerdem so manche Früchte seiner Studien auf dachauischem Gebiet in einer Menge geistreicher Zeichnungen darlegt. Vom selben Künstler ist auch eine Auswahl landschaftlicher Gemälde ausgestellt, die unter diesen Umständen erst recht verstanden werden können, Erzeugnisse einer außerordentlichen Sicherheit des Auges, des Farbengefühls, der Interpretation und der Gewandtheit technischer Bewältigung. Neben den Hayekschen Landschaften interessieren noch sehr viele von anderen Künstlern dieses Faches — denn zu den gegenständlichen Gruppen muß man ja doch schließlich immer wieder zurückkehren, sintemalen die Kunst, mögen Neuere sagen, was sie wollen, nach der Seite des Gegenstandes immer wieder ihr Recht verlangt. Nur festzuhalten, daß der Gegenstand nicht banal, absichtlich, selbstherrisch auftrete, sondern sich begnüge, neben Farbe und Technik so zu bestehen, daß auch letzteren, und wiederum ohne ihre einseitige Betonung, ihr Recht bleibt, wodurch denn das allgemeine schöne Gleichgewicht, die Harmonie aller Elemente im Kunstwerk gesichert wird. Von Landschaften bemerkenswert sind u. a. die Gebirgsstudien von Angerer und Crodel, die charakteristische römische Studie von Fränkel, die großzügigen, farbig etwas schweren, aber um so wirkungsvolleren fränkischen Stücke von Lamm, Werke von Lehmann, Piepho, die Isartalbilder von Pietzsch, die farbig höchst delikaten Werke von Reiser, wie jene von Seyler und Wolff. Nicht zu vergessen der Münchener Straßenstimmungen, in deren äußerst feinem Kolorit Schramm-Zittau sich neuerdings nicht weniger virtuos erweist als ehedem in seinen Tierbildern. In graphischen Werken tritt uns die Landschaft besonders eindrucksreich entgegen, wie sie u. a. durch Graf, Lebrecht, Meyer-Basel gestaltet ist. Tritt bei allen diesen eine Auffassung hervor, die sie der Gegenstände ungeachtet mehr weltbürgerlich erscheinen lassen, so erfreut das eigentlich heimische Element dafür um so mehr bei der großen Zahl von Zeichnungen des leider verstorbenen Karlsruhers H. Braun. Diese schlichten, wenig umfangreichen Blätter schildern durchweg Motive der deutschen Heimat, so gesehen, so durchdrungen, wie sie unserem Empfinden lieb und vertraut ist. Da sind freundliche Gebäudegruppen aus nordischen Städten, aber auch aus Rothenburg; zwischen dunkel aufstrebenden Häusermassen schiebt sich das schwarze Gewässer der Hamburger Fleete; riesig steigen die Türme des Kölner Doms in die Lüfte. Und nachdem der Künstler solches bewundert und geschildert hat, dringt er ins Innere der alten Gebäude, hält dort mit den Geistern behäbigen Bürgertums Zwiesprache und läßt sich von ihnen belehren über den Mikrokosmus des täglichen Lebens, und darüber, wie dessen kleiner Umfang ein Spiegelbild des großen Lebens draußen ist. Wenige haben es gleich Braun verstanden, das Interieur mit solcher Liebe und Intimität



zu schildern. Denn was etwa Eugen Wolff, Winternitz oder Nißl auf diesem Gebiet leisten, ist etwas durchaus anderes, weil es bei allerschärffster Erfassung des Geschehenen doch an den äußeren Eigenschaften der Farbe und Lichtstimmung — diese freilich in virtuosester Weise wiedergegeben — hängen bleibt, ohne der feinsten Poesie des Inhaltes sich bemächtigen zu können. — Durchaus verwandt dieser Art ist Habermann mit seinen Damenstudien. Auch ihn lernt man erst recht würdigen durch die Kenntnis seiner Zeichnungen, in denen er sich jener Manier der Strichführung enthält, die an die Linie der Mollusken erinnert, vielmehr gerade und tapfer auf sein Ziel losgeht, dabei just deshalb überaus vornehm bleibend und für sich selbst und für uns ebenso kühl, wie einer Interpretation nach auch die Mehrzahl seiner Modelle sein muß. Wo er sich der Farbe bedient, ist diese in den neuesten Erzeugnissen ähnlich denen seiner Frühzeit ruhig, goldig und nähert sich, ohne daß ich einen Tadel in das Wort legen möchte, ein wenig dem, was man Galerieton nennt. Die übrigen Figurenzeichner haben demgegenüber ihre Sache nicht leicht. Ganz abweichend, selbständig ist Müller-Dachau, von dem besonders eine Radierung „Der verlorene Sohn" tiefen Eindruck macht. Die paar Akte unserer Frühjahrsausstellung werden überwiegend schwerlich sonderliches Entzücken erregen, weder jene von Heß mit ihrer trüben Farbengebung, noch die große Mondänenfigur von Schnackenberg mit ihrer aufdringlichen Absichtlichkeit. Ich glaube, daß das reichliche Angebot guter Bilder, die nicht zur Ausstellung gelangt sind, leicht ermöglicht hätte, den Platz geschmackvoller auszufüllen. Derartige Objekte sind höchstens erträglich, wenn sie ins Lächerliche gezogen werden, und auch dann noch sehr mit Unterschied. Der Oeffentlichkeit gegenüber empfiehlt es sich sicher, sich ihrer ganz zu enthalten. Es ist zu begrüßen, daß die große Gruppe von Zeichnungen des verstorbenen Simplicissimuskünstlers Rudolf Wilke von dergleichen fast gänzlich frei ist. Man mag über die Blätter dieses Karikaturisten denken, wie man will, so viel ist sicher, daß Wilke ein Zeichner von überraschendster Fähigkeit gewesen ist. Er ist gegenständlich überdies einer von jener Art verneinender Geister, die am wenigsten zur Last fallen, und, von manchen freilich groben Uebertreibungen abgesehen, eines herzlichen Lachens sicher sind. Man sehe etwa die drei Szenen der Herren, die einer Kaiserrede lauschen; die mancherlei Kleinstadttypen; den Sergeanten mit seiner Köchin; den Majoratsherrn. Der Rang solcher Leistungen übertrifft weitaus den der Blätter, in denen sie veröffentlicht worden sind, und denen zu Gefallen sich Wilke wahrscheinlich bedauerlicherweise zu manchen Uebertreibungen verleiten ließ, die aus der Menge des Guten herausfallen. — Um wieder zum Ernst des Lebens zurückzukehren, gedenke ich noch der Tierzeichnungen von H. v. Zügel, mit denen die Holzschnitte von Thoman-Zürich, die Aquarelle von Lißmann, die Gemälde von Purtscher und Niestle interessant zusammengehen. — Eine besondere kleine Gruppe zeigt Werke des Franzosen Cèzanne, und hält damit den Zusammenhang mit der Tradition aufrecht, ohne dies Unternehmen durch die Bedeutung des Gebotenen ausreichend zu rechtfertigen. — Die Monumentalmalerei ist — wen möchte es wundern? — wieder einmal am spärlichsten weggekommen. Nur ein paar Entwürfe von Julius Diez zu Mosaiken der Münchener Universität sind vorhanden, ausgeführt in der bekannten gesuchten Zeichnung und mit nicht sonderlich tiefem Inhalt.

Erinnerung.

Und manchmal, aus dem tiefsten Schlaf erwacht,
Ist mir, als ob ich wieder rauschen höre
Die weißen Wasser in der Frühlingsnacht
Und niederplätschern aus der Brunnenröhre.

Ich seh' die Giebel steh'n im Mondenglanz,
Den alten Marktplatz und die stillen Gassen,
Die Gärten rings im reichen Blütenkranz,
Als könnten meine Hände danach fassen.

Und hatte sie doch nur im Flug gestreift,
Die alte Schwarzwaldstadt mit den Arkaden,
Und war am Morgen weiter dann geschweift,
Nach neuem Ziel auf flücht'gen Reisepfaden.

Mir ist, als müßt' ich sie noch einmal sehn,
Vom keuschen Reiz der Frühlingsnacht umsponnen,
Als müßt' noch einmal vor dem Schlafengehn
Ich träumend lauschen ihrem Silberbronnen.

Josefine Moos.

Kellnerinnenwesen und Kellnerinnenschutz.

Von

C. Freiin von Raesfeldt.

Die Bekämpfung der Animierkneipen ist von der Kellnerinnenfrage überhaupt, wenigstens in Bayern, streng zu trennen. Am 9. Januar hielt Frau Scheven aus Dresden im Rathaussaale in München einen Vortrag gegen die sog. Animierkneipen, der sehr zahlreich besucht war und stürmischen Beifall erntete. Der gleiche Krebsschaden veranlaßte Frau Geheimrat Jellineck in Heidelberg, in jüngster Zeit an die Münchener Frauenvereine ein Rundschreiben zu richten mit dem Ersuchen, die deutschen Frauen möchten für Abschaffung der weiblichen Bedienung in Gasthäusern petitionieren. Letzterer Aufruf überraschte um so mehr, als die Verfasserin aus warmer Teilnahme für genannten Stand vor einigen Jahren ein Kellnerinnenheim in Heidelberg gegründet hatte. Wohl müssen die Erfahrungen, welche die edeldenkende Frau mit den Bewohnerinnen jenes Heimes in der Universitätsstadt gemacht hat, derart gewesen sein, daß Frau Jellineck allen Mißständen des Kellnerinnenwesens ein radikales Ende bereiten zu wollen glaubte.

In Bayern steht die Bevölkerung auf dem Standpunkt gerechter Anerkennung für die Leistungen eines Standes, der sich größtenteils ehrlich sein Brot verdient, und es werden viele Stimmen laut, welche mit den nötigen Einschränkungen diese Art des Broterwerbs für Mädchen, die in der bayerischen Sitte tief eingewurzelt ist, in Schutz nehmen. Es besteht allerdings eine große Gefahr in der Großstadt und Universitätsstadt darin, daß die weibliche Bedienung ausartet, und zwar infolge des Unfugs, daß die Kellnerinnen keinen festen Lohn beziehen und auf Trinkgelder allein angewiesen sind. Aber noch wehren sich die soliden Elemente im Gastwirtsbetrieb energisch dagegen, daß solche Ausartungen in der Beurteilung des Publikums verallgemeinert, das heißt auf die gesamte weibliche Gasthausbedienung ausgedehnt werden. Der Begriff der „weiblichen Bedienung" hat in Berlin und in Norddeutschland überhaupt einen ganz anderen Beigeschmack als in Süddeutschland. Die Ehre eines Hotels, eines Restaurants oder Cafés ist ebenso wie die Ehre der einzelnen Bedienenden dabei beteiligt, daß ein anständiger Ton im Hause gewahrt bleibt; darum ist die weibliche Bedienung in München und in Bayern überhaupt noch weit mehr geachtet als in anderen Städten des Deutschen Reiches, und an vielen Orten noch mehr üblich als männliche Bedienung. In Bayern stehen ungefähr 10,000 Mädchen im Kellnerinnenberuf, von welchen manche viele Jahre unermüdlich in ein und demselben Geschäft dienen, mit den Ersparnissen einen Hausstand gründen oder für ihre alten Tage sorgen. — Besonders auf dem Lande und in zahllosen Sommerfrischorten freut sich der Tourist von einem freundlichen flinken Mädchen bedient zu werden, was in allen Ehren in Bayern und Tirol zum Behagen eines ländlichen Aufenthaltes beiträgt. — Ebenso ist es bekannt, daß in der Schweiz das Dienen der Mädchen in Gasthöfen als ehrenwerter Beruf gilt.

Die Gewerbeaufsicht in Bayern hat ihr Augenmerk auf die Mißstände gerichtet, welche von außen her sich in der Großstadt einschleichen wollen. Da es sich um einen beträchtlichen Prozentsatz der weiblichen Bevölkerung des Landes handelt und um Wahrung der Sittlichkeit im allgemeinen, sind alle Maßregeln zur Bekämpfung schreiender Mißstände von dem Publikum zu fördern, welches auf den Gasthausbesuch angewiesen ist.

Ein Uebel, unter welchem die Kellnerin der Großstadt schwer leidet, ist die Wohnungsnot. Wegen des unregelmäßigen Heimkommens, auch wegen sonstiger, manchesmal gerechter Vorurteile, weigern sich viele Wohnungsinhaber, eine Kellnerin zu beherbergen. Andere fordern unerhörte Preise oder suchen sonst unlauteren Nutzen aus der Unbeschütztheit des alleinstehenden Mädchens zu ziehen. Bei vielen Mädchen ist der weite Weg in ein billigeres Vorstadtquartier in später Nachtstunde Veranlassung zu sittlichem Niedergang gewesen, wie zur Genüge aus Gerichtsverhandlungen hervorgeht.

Bei der allgemeinen Empfehlung von Ledigenheimen als Mittel gegen das verderbliche Schlafgängerwesen kommt in erster Linie der Schutz der Kellnerinnen in Betracht. Diese Erwägung hat zur Errichtung eines Kellnerinnenheimes im Zentrum der Stadt München geführt, welches von drei christlichen Frauenvereinen im März dieses Jahres eröffnet worden ist. (Karlstr. 6/III.)

Zu ortsüblichen Preisen sind luftige, neu eingerichtete Schlafzimmer für eine oder zwei Personen verfügbar. Außerdem ist ein größeres gemeinsames Erholungszimmer vorhanden. Zu letzterem haben gegen kleine monatliche Vergütung auch solche Mädchen unter Tags Zutritt, welche in ihren betreffenden Gasthöfen wohnen. Es ist da Gelegenheit zu erheiternder Lektüre, zum Schreiben, zum Ausbessern der Kleider, zu Telephonbenützung und Bad.

Der Anfang wurde mit Bereitstellung von 10 Zimmern gemacht, doch kann das Heim nach Bedarf noch erweitert werden. Es ist zu wünschen, daß sowohl Gasthausbesitzer als auch das besuchende Publikum Interesse an einer Einrichtung nehmen, welche zur Hebung und Erhaltung eines ehrenhaften Standes dient.

Bühnen- und Musikrundschau.

Für das Künstlertheater, dessen Festspiele am 18. Juni beginnen, wurde das Münchener Tonkünstlerorchester engagiert. Es wird unter der Direktion Joseph Lassalles die Musik zum „Kaufmann von Venedig", zu „Was ihr wollt", zum „Sommernachtstraum" und zum „Faust" aufführen. Humperdinck, Schillings, Beer-Walbrunn und Marschalk haben für diese Festspiele die Musik komponiert. (Das Reisebureau Schenker & Co. in München, die Billettverkaufsstelle, erteilt kostenfrei jede gewünschte Auskunft.)

Schauspielhaus. Blumenthal und Kadelburg, die langjährigen Schwanklieferanten der Hofbühne, haben ihr neuestes Lustspiel im Schauspielhause abgesetzt, hier hat es gegenüber den gewohnten Pariser Erzeugnissen den Vorzug größerer Harmlosigkeit. — Durch die Leichtfertigkeit eines kleinstädtischen Bürgermeisters sind eine Reihe von Ehen nicht rite vollzogen. Die Entdeckung des Formfehlers öffnet den Paaren die „Tür ins Freie". Gar bald jedoch zeigt es sich, daß die wiedergewonnene Freiheit Männlein und Weiblein gar nicht wohl schmeckt. Sie versöhnen sich und lassen auf dem Rathause das gelockerte Band befestigen. Wenn die Autoren die „Tür ins Freie" nur einem Paare aufgeschlossen, so hätte sich aus der Ehekrise mit glücklichem Ausgange immerhin ein feineres Lustspiel machen lassen; sie wollten jedoch auf die groteske Wirkung nicht verzichten, ein buntgewürfeltes Rudel von Kleinstadthonorationen unter das gleiche Geschick zu stellen, so mußte es mit der derbgezeichneten Charakteristik des Schwankes sein Bewenden haben.

Aus den Konzertsälen. Mit einer plastischen Wiedergabe von Bruckners siebenter Symphonie schloß Löwe das letzte Abonnementskonzert dieser Saison. Stürmischer Applaus lohnte die feinnuancierte und schwungvolle Aufführung und immer von neuem wurde Ferdinand Löwe hervorgejubelt, um ihm für die erfolgreiche Arbeit zu danken, durch die er, das neue Orchester in so kurzer Zeit zu einem erstrangigen Instrumentalkörper emporgehoben hat. Der Abend wurde durch eine stimmungskräftige Wiedergabe der Ouvertüre zu „Euryanthe" eingeleitet, in Händels Konzert D-Moll für Orgel und Streichorchester machte sich Adolf Hempel durch sein vortreffliches Spiel in bekannter Weise verdient. Die Sängerin Julia Culp wurde von Ferdinand Löwe mit großer Feinfühligkeit am Flügel begleitet. In Liedern von Schubert, Brahms und Wolf zeigte die Künstlerin ihre ansehnlichen schönen Mittel und ihre geschmackvolle, reife Vortragsweise wieder mit starkem Erfolg.

Verschiedenes aus aller Welt. Sonnenthal, der berühmte Wiener Schauspieler, ist auf einer Gastspielreise in Prag im Alter von 74 Jahren gestorben. Länger als ein halbes Jahrhundert gehörte er dem Wiener Burgtheater an, dessen beste Traditionen er in seiner Kunst verkörpert hat. Die Echtheit seiner Empfindung stand über den Moderichtungen des Tages; noch in seinem hohen Alter besaß sein Organ eine gefühlswarme Weichheit, die auf keinen Hörer wirkungslos blieb. In seinem Sichgeben hielt er auch im modernen Stücke die schönen Formen fest, welche auf unseren heutigen Brettern selten geworden sind. Sonnenthals Ruhm verblaßte niemals, wie der Jüngling als Mortimer gefesselt, so mußte der Greis als Nathan zu ergreifen. — Wie jüngst in Wien fand Richard Strauß' Oper „Elektra" im Scalatheater in Mailand stürmischen Beifall. — „Die Frösche" des Aristophanes wurden in einer geschickten Bühneneinrichtung des Regisseurs Hacker auf der Darmstädter Hofbühne erfolgreich gegeben. — Zum Nachfolger François Coppées wählte die französische Akademie den Lyriker, Bühnendichter und Romancier Jean Aicard. — Catulle Mendès hat ein Stück „Die Kaiserin" hinterlassen, das in Paris wegen der Gestalt Napoleons I. interessierte, obwohl man in dem empfindsamen Adler mit gebrochenen Schwingen, der auf Elba u. a. vom ewigen Frieden schwärmt, die historische Persönlichkeit schwer wiederzuerkennen vermag.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Trotz der sicherlich zu rasch und in zu grossem Umfang ein-getretenen Besserung an den Börsen seit der politischen Beruhigung sind keine allzu heftigen Kursrückgänge zu registrieren. Das lebhaftere Aussehen und die bewegten Börsentage haben allerdings einer nüchternen Auffassung Platz gemacht. Besonders sind es Neuyork und die amerikanische Wirtschaftskonjunktur, die neuerdings störende Faktoren bilden. Wenn die Beunruhigung an den deutschen Börsenplätzen nur wenig bemerkbar blieb, so war dies näher liegenden, günstigeren Einwirkungen zuzuschreiben. Trotz der Feiertage entwickelte sich eine festere Grundtendenz, schon im Hinblick auf die Nachrichten aus der heimischen, sogen. schweren Industrie; das sind unsere Montan- und Maschinen-Interessenten. Auch im Rheinland werden nunmehr zuversichtlichere Aeusserungen über die augenblickliche Lage der Industrie laut. — Allgemein gibt man der bestimmten Erwartung Ausdruck, dass die lang andauernde Geldabundanz von grossem und anregendem Einfluss auf die Industrie sein wird. Insbesondere erhofft man, dass sich im Baugewerbe mit dem Einsetzen der Sommersaison eine regere Tätigkeit entfalten wird. Abgesehen von Terrainaktien werden von einer aller Ansicht nach in absehbarer Zeit eintretenden Besserung die verschiedensten Zweige der Industrie profitieren. Zementaktien haben seit kurzer Zeit im Kurse erheblich avanciert. Auch einzelne Sparten der Maschinenfabrikation sind wiederholt im Vordergrund des Interesses gestanden. Für die heimische Eisenindustrie, welche unter dem Einfluss der amerikanischen Restriktion nicht zum Besten liegt, beginnt ebenfalls eine günstigere Konjunktur. Vorbedingung hierfür bleibt nach wie vor die Entwicklung der Geldmärkte. Bemerkenswert ist, dass sich in seltsamem Gegensatz zur Festigkeit am offenen Markte, die Inanspruchnahme der Reichsbank in den letzten Wochen vermehrt hat. Der Status hat sich wiederholt verschlechtert, und die gestellten Anforderungen haben Rekordziffern ergeben. Unter diesen Umständen wird eine Herabsetzung des Reichsbank-Diskontsatzes vorerst nicht erfolgen können. In Betracht zu ziehen ist, dass, nachdem die Etats im Reichstag nunmehr genehmigt sind, die Frage der Emission von Reichsanleihen und preussischen Konsols neuerdings in den Vordergrund getreten ist. Die offenen Kredite des Reiches und Preussens sind sehr umfangreich, so dass voraussichtlich mit grösseren Anleihebeträgen, besonders von Preussen, zu rechnen sein wird. Die Ansprüche an den Geldmarkt sind daher voraussichtlich recht erhebliche. Man wird auch noch aus anderen Gründen auf ganz gewaltige Anleihen in Berlin rechnen, und nennt jetzt bereits in minimum 800 Millionen Mark. Auch Kommunen, wie München, appellieren an den Geldmarkt. Die Subskription der letzten russischen, staatsgarantierten Eisenbahnanleihen bewies eine starke Interessennahme des Publikums an hochverzinslichen Auslandsanleihen. — Von anderen Marktgebieten hatten Bankaktien wiederholt Kursfluktuationen zu verzeichnen. Der neue Modus der Publikation von Zweimonatsbilanzen der Berliner Grossbanken zeigte überraschend eine grössere Vermehrung der Verbindlichkeiten im Vergleich zu den liquiden Mitteln der Banken.

M. Weber.

Pfälzische Bank, Ludwigshafen. In der Generalversammlung waren 67 Aktio[…] anwesend, welche 12'250,800 Mark Aktienkapital mit 20,418 Stimmen vertraten. Di[e] Regularien wurden einstimmig genehmigt. Die turnusgemäss ausscheidenden Aufsichtsratsmitglieder wurden wiedergewählt; Herr Emil Wetzlar, Bankier in Frankfurt am Main (in Firma Baruch Bonn) wurde neu in den Aufsichtsrat gewählt. Di[e] Dividende kommt mit 5% sofort zur Auszahlung. — Die Pfälzische Hypothekenbank und die Bayerische Handelsbank emittieren je 10 Millionen Mark neue 4% Pfandbriefe. M. W.



Pfälzische Bank.

Netto-Bilanz per 31. Dezember 1908.

Aktiva.

	M.	₰
Kassa, Coupons, Sorten, Giro-Konto Reichsbank, Notenbank etc.	6'449,958	95
Wechsel und Devisen	24'977,354	95
Guthaben bei Banken und Bankhäusern	9'036,322	36
Vorschüsse auf Effekten und Waren	41'800,992	99
Debitoren in laufender Rechnung	84'115,109	52
Debitoren für geleistete Avale M. 7,953,623.52		
Konsortialbestand	2'347,418	37
Effekten	13'214,599	05
Kommanditarische Beteiligungen	409,000	—
Aktiv-Hypotheken und übernommene Restkaufschillinge	2'018,547	09
Bankgebäude, Immobilien und Mobilien	7'281,656	25
	191'650,959	53

Passiva.

	M.	₰
Aktienkapital	50'000,000	—
Ordentlicher Reservefonds	8'649,813	94
Spezial-Reservefonds	200,000	—
Delkrederefonds	602,590	58
Geleistete Avale M. 7'953,623.52		
Tratten und Akzepte	44'440,111	09
Depositen- und Spar-Einlagen	34'989,629	22
Kreditoren in laufender Rechnung und Scheckrechnung	46'488,829	38
Uebergangs-Saldi der Zentrale und Filialen untereinander	4,264	03
Passiv-Hypotheken	2'018,000	—
Dividenden unerhoben	19,029	—
Beamten-Pensions- und Unterstützungsfonds	1'076,736	55
Dividenden pro 1908 und Konto a nuovo	2,935,486	51
Vortrag auf neue Rechnung	226,469	23
	191,650,959	53

Gewinn- und Verlust-Konto per 31. Dezember 1908.

Soll.

	M.	₰
Geschäftsunkosten inkl. Tantièmen des Vorstandes und der Filialdirektoren	1'986,873	76
Gewinn-Saldo	3'031,092	62
	5'017,966	38

Haben.

	M.	₰
Gewinn-Vortrag vom Jahre 1907	220,860	72
Ueberschuss auf:		
Zinsen- und Diskont-Konto	2'647,554	41
Provisions-Konto	1'615,233	74
Effekten- und Konsortial-Konto	359,256	78
Coupons- und Sorten-Konto	51,117	54
Devisen-Konto	105,895	19
Sonstige Gewinne	18,048	—
	5'017,966	38

Genehmigt in der ordentlichen Generalversammlung am 7. April 1909.

Die Dividende für das Geschäftsjahr 1908 wurde von der heute stattgehabten ordentlichen Generalversammlung auf **5%** festgesetzt und es gelangen demnach die Dividendenscheine unserer Aktien pro 1908 mit

M. 30.— für die Aktien à M. 600.—
M. 60.— „ „ „ à „ 1200.—
M. 50.— „ „ „ à „ 1000.—

sofort zur Auszahlung und zwar in:

Ludwigshafen a. Rh. an unserer Couponkasse, sowie bei unseren sämtlichen Zweigniederlassungen in Frankfurt a. M., Mannheim, München, Nürnberg, Neustadt a. d. H., Kaiserslautern, Landau, Speyer, Pirmasens, Zweibrücken, Bad Dürkheim, Frankenthal, Grünstadt, Bamberg, Alzey, Worms, Osthofen, Bensheim, Donaueschingen, Germersheim und bei unseren Depositenkassen in Homburg (Pfalz), Lampertheim und Landstuhl.

Berlin { bei dem **A. Schaaffhausen'schen Bankverein,**
„ der Direktion der **Disconto-Gesellschaft.**

Frankfurt a. M. { bei der **Pfälzischen Bank,**
„ „ **Direktion der Disconto-Gesellschaft.**

Köln bei dem **A. Schaaffhausen'schen Bankverein.**

Barmen bei dem **Barmer Bankverein, Hinsberg Fischer & Co.** u. dessen Filialen

München { bei der **Pfälzischen Bank,**
„ „ **Bayerischen Handelsbank** und deren Filialen.

Nürnberg { bei der **Pfälzischen Bank,**
„ „ **Kgl. Hauptbank** sowie bei sämtlichen Kgl. Filialbanken in Amberg, Ansbach, Aschaffenburg, Augsburg, Bamberg, Bayreuth, Fürth, Hof, Kaiserslautern, Kempten, Landshut, Ludwigshafen a. Rh., München, Passau, Regensburg, Rosenheim, Schweinfurt, Straubing, Würzburg.

Karlsruhe bei Herrn **Veit L. Homburger.**

Stuttgart bei der **Kgl. Württembergischen Hofbank,** G. m. b. H.

Regensburg bei den Herren **Hugo Thalmessinger & Co.**

Den Dividendenscheinen ist ein Nummernverzeichnis beizufügen.

Ludwigshafen am Rhein, den 7. April 1909.

Die Direktion.



Kgl. Bad Kissingen

Saison: Anfang April bis Ende Oktober.

Heilanzeigen

Erkrankungen des **Magen-Darmkanals**, der Leber, der Galle und der Nieren; des **Herzens und der Gefässe** (Verkalkung); b. Stoffwechselerkrankungen (Zuckerkrankheit), Fettsucht, Blutarmut, Scrophulose, Gicht und Rheumatismus. Ferner bei Erkrankungen der Luftwege, der Nerven, des Rückenmarks

Mineralwasserversand durch Bäderverwaltung.

Kurmittel:

Weltberühmte **Trinkquelle Rakoczy**, Pandur, Maxbrunnen, **Sole**, Bitterwässer, Stahlbrunnen, Molke. Kohlensäurereiche, freie und abstufbare **Solebäder**, Pandur-, Wellen-, Mineralmoorbäder, Fango, Wasserheilverfahren, Licht-, Luft-, Sonnen-, Dampf-, Heissluft- u. elektrische Bäder, Inhalationen, Gradierbauten, pneumat. Kammern, Massage, Heilgymnastik, Röntgen-Laboratorium

Auskunft durch Kurverein.

Krumbad

Seit 1. Mai ist das seit **500 Jahren** im besten Rufe stehende Krumbad wieder eröffnet. In den letzten Jahren hat es einen neuen Aufschwung genommen und erfreut sich eines so zahlreichen Besuches, dass Erweiterungsbauten notwendig werden. Die besten Erfolge weist es auf in der **Rekonvaleszenz** nach schwerer Krankheit: bei Gicht und rheumatischen Leber- und Drüsenleiden, Gelbsucht und Gallenleiden, bei **Schwächezuständen** der verschiedensten Art. Das Bad liegt in lieblichster Hügellandschaft mitten in prächtigen Wäldern, 350 m über dem Meeresspiegel. Es ist ein **Körper und Geist erquickendes Ruheplätzlein**, besitzt eigene Post- und Telephonverbindung; nächste Bahnstation ist Krumbach. Die Preise sind billigst. Die Bedienung besorgen Ordensschwestern der St. Josephskongregation. **Prospekte** werden gratis übersandt. Alle Anfragen wollen gerichtet werden an die **Badeverwaltung Krumbad bei Krumbach.**

Todtmoos

Höhenluftkurort (840 m ü. M.) im südl. bad. Schwarzwald mit Postverbindung von Bahnstation Wehr (Linie Basel - Schopfheim - Säckingen). Herrl. Gegend mit ausgeprägt. Schwarzwaldcharakter. Beliebter Wallfahrtsort.

Gasthof und Pension zur Sonne

gut bürgerl. Haus in erhöhter, freier Lage mit neuem, geräumigem Speisesaal, neu eingerichteten Zimmern. Zentralheizung und elektr. Licht. Bis 1. Juli und nach 1. September ermässigte Preise. Näheres durch den Eigentümer **Rudolf Jordan.**

Schloss Brohleck b. Brohl a. Rh.

Kath. Knabenpensionat und höhere Schule (VI—II einschl.)

50 Zögl., 7 Lehrer; echte Familienerziehung, gründl. Ausbildung sichere Förderung. Für zurückgebliebene oder schwächl. Schüler vorzügl. geeignet. Herrl., gesunde Lage. 36 Morg. Park. Ia Ref. von Eltern. Prospekte durch die Direktion. **Kleine.**

Erziehungsanstalt für Studierende des kgl. Progymnasiums Donauwörth

gewährt kathol. Studenten des hiesigen Progymnasiums nicht bloß beste Verpflegung, sondern sorgt hauptsächlich auch für die **religiös-sittliche Erziehung** der Zöglinge sowie für gewissenhafte Ueberwachung des häuslichen Fleißes. — Sechs Klassen, **Einjährig-Freiwilligen-Berechtigung.** Beginn des Schuljahres Mitte September. Schüler, welche vorher keiner öffentlichen (bayerischen) Studienanstalt angehörten, müssen sich einer Aufnahmsprüfung am königlichen Progymnasium unterziehen.

Die Erziehungsanstalt befindet sich im Cassianeum dahier und wird von dem daselbst noch bestehenden Knabeninstitut „Heilig-Kreuz" vollständig getrennt gehalten.

Ausführliche Prospekte kostenfrei durch die Direktion.

Erholungsheim für Geistliche.

Lugano :: Villa :: S. Raffaele

Pension Edelweiss

4 Min. v. d. Bahn. Ruhige staubfreie Lage. Elektr. Licht. Bad. Deutsche Küche. Prosp. kostenfrei.

Bad Salzschlirf

St. Bonifatiushaus

Beste Verpflegung, freundl. Zimmer. Kapelle im Hause. Näheres durch die Oberin.

Gebrauchte Schreibmaschine

preiswert zu verkaufen.

Näheres zu erfragen unter **Nr. 8258** bei der Geschäftsstelle der „**Allgemeinen Rundschau**", **München.**

Ia Harzer

100 nur M 2.50, versend. franko Nachn. **G. Schnell, Guben N.-L.**

Die Bonifacius-Druckerei zu Paderborn

erbietet sich zur pünktlichen Lieferung der Literatur des In- und Auslandes, besonders der katholischen. Sie besorgt auch jedes, wo immer angezeigte Werk.

Junfermannsche Buchhandlung Paderborn.

Albert Pape. Editore Pontificio.

Die **Verlagsbuchhandlung** erbittet Angebote geeigneter Manuskripte für eigenen und Kommissionsverlag und sichert gute Honorierung, entsprechende Ausstattung und energischen Vertrieb zu.

Die **Sortimentsbuchhandlung** empfiehlt sich zur prompten Lieferung der gesamten Literatur des In- und Auslandes.

Die **Buchdruckerei**, modern eingerichtet, empfiehlt sich zur Herstellung von Werken, Zeitschriften, sowie von Drucksachen privater und geschäftlicher Natur. Kostenanschläge bereitwilligst.

Bitte nicht lesen

ohne sich dauernd zu merken, dass wir alle **Bücher** (auch Lexika, Klassiker, Weltgeschichte usw.) **ohne Anzahlung und ohne Preiserhöhung auf laufendes Konto gegen monatliche Raten von 3—5 M.** liefern. **Referenzen: 20000** Geistliche, Offiziere, Aerzte, Juristen, Lehrer, Lehrerinnen, Beamte, fürstliche und adelige Herrschaften usw. **Fried. Kratz & Cie.**, Versandbuchhandlung, **Köln a. Rh.**, Stolkgasse 49, Verlag der Jugend- und Volksbibliothek des Kath. Lehrerverbandes des Deutschen Reiches, Pr. Rhld.

10 Abiturienten

1908/09 bis jetzt gut bestanden, ausserdem zahlreiche **Primaner, Einjährige** und Schüler aller Klassen.

Staatl. genehmigt. — Gegründet 1883. — Zeitersparnis.

Studienanstalt und Pensionat von Direktor J. N. ECKES

BERLIN-STEGLITZ, Fichtestr. 24.

Gymnas. u. real.

Unterricht und Pension vorzügl. empfohl. v. d. hochw. Geistlichkeit, insbes. auch v. d. hochw. Herren **Armeebischof Dr. Vollmar, Fürstbischöfl. Delegat. Prälat Kleineidam,** Zentrumsabgeordneten, Direktoren, Lehrern usw. ☞ **2 Villen inmitt. gross. Gärten.** Herrl., gesund. Aufenthalt. Prospekte und Auskünfte durch den **Begründer und Direktor Eckes.**

Breslau III, Freiburgerstrasse 42

Dr. J. Wolffs Vorbereitungsanstalt

1904 staatlich konzessioniert für die Einjähr.-Freiwill.-, Primaner- u. Abiturienten-Prüfung

sowie zum Eintritt in die **Sekunda** einer höheren Lehranstalt; **1908** auch für die **Fähnrichs- und Seekadetten-Eintrittsprüfung.** **Streng geregeltes Pensionat** mit sorgfältiger Beaufsichtigung der Schularbeiten. Viele vorzügliche Empfehlungen aus allen Kreisen. **1907/08 bestanden**, meist mit grosser Zeitersparnis, **123 Prüflinge**, nämlich 12 Abiturienten, 1 Steuersupernumerar, 10 Oberprimaner, 22 Unterprimaner, 2 Extraneer die Schlussprüfung eines Progymnasiums, 16 Obersekundaner, 12 Einjährige, 80 Untersekundaner, 18 für mittlere Klassen. — **Prospekt.** —

Knaben-Institut Heilig-Kreuz

(Bürgerschule)

im Cassianeum zu Donauwörth

Das Knaben-Institut Heilig-Kreuz im Cassianeum zu Donauwörth umfasst 4 Klassen und bezweckt eine tüchtige bürgerliche Ausbildung für den **gewerblichen, kaufmännischen** und **landwirtschaftlichen** Beruf. Eintrittsalter vom 10. Lebensjahre an. Der Besuch der beiden obern Klassen, die sich an die Volksschule anschliessen, gilt für den dreijährigen Besuch der Sonntagsschule.

Die Institutsräume befinden sich in dem durch schöne Lage ausgezeichneten ehemaligen Benediktinerkloster Heilig-Kreuz. Alle Räume sind hoch, luftig und hell, mit elektrischem Licht und Trinkwasserleitung ausgestattet, umgeben von ausgedehnten Gartenanlagen und grossen Spielplätzen. Im Sommer Badegelegenheit in der Wörnitz, im Winter im Hause.

Ein Hauptgewicht wird auf die religiös-sittliche **Erziehung** der Zöglinge gelegt.

Ausführliche illustrierte Prospekte werden **kostenlos** und **frei** versendet von der

Direktion des Knaben-Instituts Heilig-Kreuz in Donauwörth.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

6. Jahrgang
Nr. 17

24. April
1909



Inhaltangabe:

Quartalspreis Mk. 2,40
Einzelnummer 20 Pfg

Heinrich Neuberger, Versandbuchhandlung

Spezialvertrieb für Herdersche Verlagswerke auf Teilzahlung. **Frankfurt a. Main 84**

Herders Konversations-Lexikon
Dritte reich illustr. Auflage. Acht Bände. Geb. M **100.—**. Mit Nussregal M **120.—**.

Herders Bibliothek deutscher Klassiker
Zweite Auflage von Dr. O. Hellinghaus. 12 elegante Leinwandbände. M **36.—**. mit Nussregal M **46.—**.

Alb. Stolz Gesammelte Werke
Volksausgabe. 10 Bände in fein Kunstleder M **36.—**.

Spillmanns Romane und Erzählungen
Volksausgabe. 14 elegante Leinwandbände. M **28.—**.

Diese und andere Werke des Herderschen Verlags liefere ich bis zum Betrag von M 100.— gegen Raten von nur **3 Mark im Monat,** und zwar alles in den neuesten Auflagen, in den soliden Originaleinbänden des Verlegers, ohne einen Pfennig Preiserhöhung, ohne Anzahlung, alles franko.

Grosse Jubiläums-

Blumen- u. Gartenbau- :: Ausstellung ::

verbunden mit **Pflanzen-Verlosung** zum **Besten invalider Gärtner,** veranstaltet von der

Bayer. Gartenbau-Gesellschaft in München

von **Samstag, den 24. April bis inkl. Montag, den 3. Mai 1909**

in den **Prinz-Ludwigshallen auf der Theresienhöhe.**

Am Eröffnungstage von 10 Uhr ab, an den übrigen Tagen von 8 Uhr morgens bis abends 6 Uhr geöffnet.



MÜNCHEN
Theatinerstr. 16

Flügel und Pianinos

in allen Preislagen und in jeder Holzart, nach Entwürfen erster Künstler.

Zahlungserleichterungen.

Vermietungen Stimmungen ::

Über 15000 Instrumente im Gebrauch.

Schreibmaschinen

(Gelegenheitskäufe)

neu und alt, mit u. ohne Garantie offeriert zu wohlfeilen Preisen

A. Wehnert, Berlin S. 14

Erholungsheim für Geistliche.

Lugano :: Villa :: S. Raffaele

Pension Edelweiss

4 Min. v. d. Bahn. Ruhige staubfreie Lage. Elektr. Licht. Bad. Deutsche Küche. Prosp. kostenfrei.

Kath. Bürger-Verein in **Trier a. Mosel**
gegründet 1864
langjähriger Lieferant vieler Offizierkasinos
empfiehlt seine reingehaltenen

Saar- u. Moselweine

in den verschiedensten —— Preislagen. ——

Bedeutende Preisermässigung für frühere Jahrgänge der

„Allgemeinen Rundschau".

I. Jahrgang 1904 (39 Numm.) gebd. ℳ 5.— (statt 9 50), brosch. ℳ 3.— (statt 7 20).
II., III. und IV. Jahrgang (52 Nummern) gebunden je ℳ 6 — (statt 11 90), brosch. ℳ 4.— (statt 9.60).

Expedition der „Allgem. Rundschau"
München,
Galeriestrasse 35a Gh.

Rauchfleisch von jungen Schweinen:

fett, 9 Pfd. nur 8.50 ℳ,
durchwachsen. 9 Pfd. nur 9.50 ℳ,
ganz mager, 9 Pfd. nur 10 — ℳ,
versendet franko gegen Nachnahme

Ignaz Meissner Rauchfleisch- :: versand ::
Regensburg IX.

Dr. Bergmanns Wasserheilanstalt
Luftkurort Cleve System Kneipp. — Prospekte gratis. — Dr. Bergmann, fr. Badearzt in Wörishofen.

Rhöndorf (Rhein)
Dr. Euteneuer's Kuranstalt
Krankenaufnahme jederzeit
Dr. Kemper
Spezialarzt für innere Krankheiten.

Kneippsche Kur in d. ersten gross. ärztl. geleit. Kneippschen Wasser-Heilanst.
Jordanbad bei **Biberach** (Württembg.) Linie: Ulm - Friedrichshafen.

Schöne, ruhige Lage, unmittelbar an grossen Waldungen. Das ganze Jahr besucht. — Sehr mässige Preise: Verpflegung u. Zimmer I. Klasse von 4 Mk. 30 Pf. an, II. Klasse von 2 Mk. 50 Pfg. an. — Wasserkur billigst. — Prospekte durch den leitenden Arzt **Dr. J. N. Stützle** oder die **Badeverwaltung** (Schwester Oberin.

Verlag der Buchhandlung L. Auer in Donauwörth.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Die Maiandacht

als Mittel, verirrte Christen auf den rechten Weg zum Himmel zurückzubringen und gute Christen auf demselben zu erhalten. 31 Betrachtungen. Von **Balthasar Grimm,** Pfarrer. Umgearbeitet und mit einer Meßandacht herausgegeben von Dr. Joh. Nepomuk Ahle, Domkapitular. 12. Auflage. Preis in Leinwand mit Rotschnitt 75 Pfg. = 90 h; frei ins Haus gesandt 85 Pfg. = K 1.05.

Es wäre zu wünschen, daß jeder Christ dieses herzige, goldene Büchlein nicht nur im Maimonate, sondern auch unter dem Jahre recht oft zur Hand nähme und immer wieder die Betrachtungen mit Aufmerksamkeit durchläse. Dieselben — durch ihre kräftige, kernige Sprache unwillkürlich an den berühmten P. Martin von Cochem erinnernd — sind so leicht verständlich, einfach und doch so eindringlich, daß sie geeignet sind, jeden zur ernsten Sorge für sein Seelenheil anzutreiben. Der ganze Geist des Büchleins schon sagt uns, daß der Seeleneifer eines alten erfahrenen Priesters nach dem Herzen Gottes diese Betrachtungen diktiert hat, und darum dieselben auch um so sicherer zum Herzen dringen werden.

P. Constantin, Ord Cap. („Theol.-prakt. Quartalschrift").

Bekanntmachung.

In der **Kgl. Hofbrauhaus-Restauration** am Platzl, der **Kgl. Hofbrauhauskellerwirtschaft** an der inneren Wienerstrasse und der **Kgl. Hofbrauhausfiliale zum Lohengrin** an der Türkenstrasse beginnt der Ausschank unseres

Sommerbieres

am **22. April 1909** und jener unseres

Mai-Bockbieres

am **1. Mai 1909.**

Der Versand in Flaschen erfolgt durch das unterfertigte Amt, innere Wienerstrasse 7/I, Telephon 1299.

Kgl. Hofbrauamt München.

Hotel Union, München
Barerstr. 7. — Besitzer: Kathol. Kasino A. V. — Tel. 9300.
Komfortabelst eingerichtetes Hotel, Bier- und Weinrestaurant.

Gesellschaftssäle und elegante Klubräume zur Abhaltung von Diners, Soupers, Familienfesten usw. Anerkannt vorzügliche Küche. — Verkauf garantiert naturreiner Weine. — Für Diners, Supers usw. werden Weine, Champagner usw. in jeder Auswahl zur Verfügung gestellt, und nicht angebrochene unversehrte Flaschen retour genommen. — Auf Verlangen Menu-Vorschläge in jeder Preislage.

Alle bisher erschienenen Nummern werden nachgeliefert.

Verzeichnis von Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, Lesezimmern etc. etc.,

in welchen die

„Allgemeine Rundschau“ aufliegt:

Aachen. Hotel Monopol (M. Schwaige).
Kaiser-Café.
Wiener Café.
Ahlen i. W. Hotel Klostermann.
Amberg. Kgl. Malteserbrauerei.
Amorbach (Unterfranken). Gasthof zum Schützenhof. „Leiningischer Hof“ (Franz Etzel).
Amrum-Norddorf. Norddorfer Seepensionat Hüttmann.
Andernach. Hotel Grosser Kurfürst.
Arco (Südtirol). Kur-Casino.
Aschaffenburg. Wiener Café (Stephan Hernitz).
Hotel Georgi (Kress).
Augsburg. Hotel Weisses Lamm.

Baden-Baden. Hotel de France (Carl Ulrich).
Konversationshaus.
Hotel Stephanie.
Hotel u. Badhaus Zähringer Hof (Besitzer Emil Grosholz).
Bamberg. Restaurant Luitpoldsäle (Al. Schwaiger).
Barmen. Central-Hotel (Carl Viering).
Hotel Vogeler (Jean Kaiser).
Hotel Schützenhaus.
Beckum. Hotel zum goldenen Engel.
Bedburg. Hotel Schwinges (O. Clasen).
Berchtesgaden. Lesesaal.
Berlin. Café de l'Europe (H. Arnstein), Spittelmarkt 6/7.
Café Bauer.
Café und Konditorei Georg Gross, W. 50, Ansbacherstrasse 46.
Café Kronprinz (Wwe. Helene Czeloth), Friedrichstrasse 111.
Café Lenz, W. 15, Ludwigkirchstrasse 9.
Café Kranzler.
Café Westminster, Unter den Linden.
Viktoria-Café und Hotel. C., Neue Promenade 2.
Restaurant Münchener Löwenbräu, Charlottenstrasse 50/51.
Café Kaiserhof.
Hotel Stewen (Kath. Vereinshaus), C. 19. Niederwallstr. 11.
Kath. Studentenverein „Askania“, Rheinischer Hof, Friedrichstrasse.
Kath. Studentenverbindung „Bavaria“, Linienstrasse 111.
Kath. Studentenverein „Burgundia“, NW. 21, Café Tiergarten, Turmstrasse 7.
Berncastel-Cues. Hotel Gassen.
„Zu den Drei Königen.“
Bad Bertrich. Kgl. Pr. Badeverwaltung.
St. Vinzenzhaus.
Beuron. (Hohenzollern). Gasthof z. Sonne u. Stern, (Josef Scharr).
Bielefeld: Kaiser-Café (Jos. May).
Hotel „Zu den drei Kronen“ (A. Strenk).
Billerbeck. Domhotel (F. Lewing).
Bingen a. Rh. Kathol. Vereinshaus Mainzer Hof, Schmittstrasse.
Bocholt i. W. Restaurant Eilers.
Bochum. Hotel Bristol, Bahnhofstrasse 36.
Hotel Germania (Joh. Multhaup).
Hotel Monopol (P. Fassbender).
Restaurant Schiffmann (Sodalen-Lesezimmer).
Bonn a. Rhein. Restaurant Bellinghausen (Besitzer W. Kerkhoff).
Hotel Rheinischer Hof.
Wiener Hof.
Grand-Hotel Royal.
Hotel zum goldenen Stern und Schwanen.
Wiener Café.
Bonner Bürgerverein.
Verbindung Bavaria, Bavarenhaus.
Kath. Studentenverb. „Novesia“, Hotel Vater Arndt.
Vereinigung kath. Theologen „Rheno-Franconia“.
Kath. Studentenverbindung „Ripuaria“, Ripuarenhaus, Thomastr. 1b.
Katholische Studentenverbindung „Staufia“, Hotel du Nord.
Kath. theol. Vereinigung „Sugambria“.
Boppard. Hotel Bellevue (Jos. Breitbach).
Borken i. W. Hotel Luck.
Nordseebad Borkum. Eisenbahnheim.
Bottrop. Hotel Mostert.
Braunschweig. Residenz-Café.
Deutsches Haus.
Bremen. Hillmanns Hotel.
Breslau. Münchener Augustinerbräu (C. Schüssler).
Kath. deutsche Studentenverbindung „Winfridia“, St. Vinzenzhaus, Seminargasse 15.
Café Hohenzollern.
Hotel Monopol.
Städtische Lesehallen.
Bruchsal (Baden). Städtische Lesehalle.
Bad Brückenau. Hotel Füglein.
Verwaltung des Kgl. Mineralbades.
Brückenau (Stadt). Hotel Bayerischer Hof (Post). P. Reinwald.
Gasthof zur Krone (Bes.: Adalbert Leitsch).
Burgwaldniel (Rhld.) Hotel Fuesers.

Carspach (Ober-Elsass). Kneippsche Naturheilanstalt Schloss Sonnenberg (Besitzer Pfarrer J. B. Ellerbach).
Cassel. Hotel Royal (Paul Lahnstein).
Residenz-Café (B. John).
Hotel du Nord.
Caternberg b. Essen. Restaurant Johann Grewer jr.
Charlottenburg. „Studentenheim“, Schillerstrasse 5.
Coblenz. Hotel zur Traube (A. Flory).
Cochem. Union-Hotel (Gebr. Hoffmann).
Coesfeld i. W. Hotel und Weinhandlung Ludwig Schwartz.
Colmar. Hotel des deux Clefs (Ernest Finck).

Danzig. Deutsches Haus.
Hotel Reichshof.
Darmstadt. Weinrestaurant Fürstenhalle (Anton Fassbinder).
Britannia-Hotel.
Daun i. d. Eifel. Hotel Schramm.
Ditzenbach (Württemberg). Mineralbad.
Donaueschingen. Hotel und Kurhaus zum Schützen (J. Burri).
Dorsten i. W. Hotel zur Post, Marktplatz.
Dortmund. Hotel Lindenhof (Aug. Heinz).
Wiener Café.
Dresden. Café Central u. Café Metropol (Peter Peböck).
Café König.
Hotel Bellevue.
Dülmen i. W. Hotel Kalvelage.
Dürrheim. Kurhaus u. Salinenhotel, G. m. b H.
Düsseldorf. Artushof.
Breidenbacher Hof.
Café-Restaurant Eiskellerberg (Alex. Ahmer).
Park-Hotel.
Café Cornelius.
Hotel Monopol-Metropole.
Café Palais.
Duisburg(Ruhrort.) Kath. Bürgergesellschaft Concordia.
Café Wilhelmshof.
Hotel Berliner Hof.
Katholisches Gesellenhaus.

Einsiedeln (Schweiz). Hotel Krone.
Eitorf-Sieg. Bahnhofhotel (Jos. Stauff).
Elberfeld. Gesellschaft „Parlament“, Harmoniestr. 22.
Schlosskellerrestaurant und Café Borussia.
Kath. Gesellenhaus, Josephstrasse.
Hotel zum Weidenhof (Carl Meyer).
Emmerich (Rheinl.). Rheinischer Hof.
Erfurt. Hotel Europäischer Hof und Römischer Kaiser.
Wiener Café.
Erlangen. Kath. deutsche Studentenverbindung „Gothia“: Café Mengin.
Essen. Hotel Royal (Max Lückerath).
Hotel und Café Schapitz, früher Café Bristol.
Hotel Retze.
Ettenheim i. B. Bahnhofhotel Welte (Badischer Hof), Aug. Welte.

Feldafing. Hotel Kaiserin Elisabeth (Georg Kraft).
Flensburg. Hotel Flensburger Hof und Wiener Café.
Florenz. Pension Lucchesi, Lungarno della Zecca 16.
Frankfurt a. M. Café Bauer.
Frankfurter Hof.
Café Royal
Frauendorf b. **Vilshofen** (Niederbayern). Gasthaus von Willibald Fürst.
Freiburg i. B. Pension Bellevue, Günterstalstr. 59.
Brasserie Heitzler: Verein kath. Freistudenten.
Kath. Studentenverbindung „Arminia“, Karthäuserstrasse 38.
Kath. Studentenverein „Brisgovia“, Brisgovenhaus, Sternwaldstr. 24.
Hotel Engel (Richard Quilitzsch).
Hotel Europäischer Hof.
Oeffentliche Lesehalle.
Freising. Leseverein im Klerikalseminar.
Friedberg(Hess.). Felsenkeller Maximilian Probst).
Friedrichshafen (Bodensee). Hotel Deutsches Haus (Herm. Möhlau).
Fulda. Bahnhof-Hotel (Jos. Kress).
Hotel zum Kurfürsten (Frz. Aug. Müller).
Park-Hotel (L. Giez).

Gardone-Riviera. Grand Hotel (Ch. Lützelschwab).
Gelsenkirchen i. Westfalen. Restaurant und Café Aug. Stallmann.
Gerolstein a. Eifel: Hotel Gerolstein (Alb. Moog).
Giessen. Hasso-Rhenania.
Hotel Schütz (Ph. Reitzel.)
München-Gladbach. Hotel Herfs.
Deutsches Haus (Ad. Lückerath).
Gladbeck (Westf.). Gasthaus „Zur Post“, (H. Norpoth).
Glonn. Wolfgang Wagner zur Post.
Godesberg. Hotel zum Adler (Jean Koep).
Gasthof Aennchen Schumacher.
Lesesaal der Kurverwaltung.
Göllheim-Dreisen (Pfalz). Fr. Geissler, am Bahnhof.
Göppingen. „Germania“ (Kath. Vereinshaus).
Görlitz. Café Hohenzollern.
Goslar a. H. Hotel Brusttuch (H. Ebermann).
Göttingen. Kath. Studentenverein „Unitas“, Hotel Royal, Gothmarstrasse 6.
Greifswald. Kath. deutsche Studentenverbindung „Alemannia“, Restaurant Ihlenfeld.
Kath. Studentenverein „Normannia“, Hotel „Schwarzer Adler“, Langestrasse.

Halle a. d. Saale. Akad. Verein „Hansa“, Hotel zum schwarzen Adler, gr. Steinstrasse 24.
Akademische Verbindung „Silesia“ Wettinerhof, Magdeburgerstrasse.
Hamborn (Rhld.) Restauration von Th. Langhoff, Ecke Beecker- und Emscherstrasse.
Hamburg. Alsterpavillon.
Hamburg. Klosterburg.
Hotel Union (F. Stoltenberg).
Hamm. Rheinischer Hof.
Hannover. Hotel Royal (Chr. Kasten).
Akad. Verbind. „Gothia“, Parkhaus, Nienburgerstr.
Akad. Verein „Rheno-Guestphalia“, Kronenstr. 26.
Kath. Studentenverbindung „Saxo-Silesia“, Lesezimmer der Tierärztlichen Hochschule.
Café Kröpcke.
Wiener Café.
Carl Otto's Hotel.
Hausen b. Heimbach (Eifel). Gasthof z. Burg (J. M. Ley).
Heidelberg. Hotel Darmstädter Hof (Gebr. Krall).
Grand Hotel.
Hotel Prinz Karl.
Café Imperial (Hugo Wasserbauer).
Kath. Studentenverein „Palatia“, Weisser Schwan, Hauptstrasse 143.
Hildesheim. Wiener Café, Almstr. 33.
Domschenke.
Hochheim a. Main. Gasthaus zur „Rose“.
Höchst a. M. Hotel Schmitt.
Restaurant zur „Schönen Aussicht“, Sonnenstr.
Höxter (Weser). Schloss Corvey. Touristen-Hotel und Pension „Dreizehnlinden“ (W. Diener).
Hohkeppel bei Ehreshoven (Bez. Köln). Aug. Löhe, Restaurateur.
Homburg v. d. Höhe. Kurdirektion.
Honnef a. Rh. Hotel Breuer.
Kurhaus Bad Honnef.
Hopsten i. W. Hotel Holling.
Jena. Oeffentliche Lesehalle.
Innsbruck. Kath. akadem. Verbindung „Austria“ Austriahaus.
Jordanbad bei Biberach. Wasserheilanstalt.
Kainzenbad b. Partenkirchen. Verwaltung Dr. Th. Behrendt.
Kaiserslautern (Pfalz). Kathol. Vereinshaus (Gg. Lambert).
Karlsbad. Grand Etablissement Sanssouci (Rudolf F. Müller).
Karlsruhe (Baden). Café Nowack, Nowacksanlage 19.
Hotel und Restaurant Prinz Max (Karl Schnekenburger), Adlerstrasse 37.
Akademische Verbindung „Laetitia“, Hotel National.
Hotel Germania.
Zum Ratskeller (L. Heck).
Kattowitz, Ob.-Schl. Konditorei und Café Liborius Otto.
Kevelaer. Hotel zu den „Drei Kronen“ (Hubert Boes).
Restaurant zum „Goldenen Schwan“ (J. Wilh. Verbeeck).
Hotel zum Heidelberger Fass (Heinrich Paes).
Hotel-Restaurant zum Kölner Hof (Frau Witwe T. H Boes).
Hotel Lenders, Kapellenplatz 7.
Bad Kiedrich b. Eltville (Rhld.). Kurhaus Virchow-Quelle.
Kiel. Kaiser-Café (C. W. L. Rosmanith).
Café Monopol.
Katholisches Vereinshaus.
Kath. Studentenverein „Unitas“.
Akademischer Verein „Baltia“.
Bad Kissingen. Altdeutsche Weinstube (Th. Halk).
Weinrestaurant Dauch.
Kurhaus (Lesesaal).
Hotel Pension Württemberger Hof (Adolf Weber).
Köln. Hotel Disch A. G.
Dom-Hotel.
Hotel „Fränkischer Hof“ (L. J Brems).
Restaurant Kölner Bürgergesellschaft, Appellhofplatz 20a—26.
Café Palant.
Terminus-Hotel.
Weinrestaurant Treppchen (M Beckmann).
Hotel Vanderstein-Bellen, Heumarkt 20.
Köln-Ehrenfeld. Kath. Bürgerverein (Vereinshaus Leobau).
Königswinter. Hotel Bellinghausen.
Kath. Bürgerkasino.
Hotel Berliner Hof.
Kolberg. St. Martinsbad.
Konstanz. Kath. Vereinshaus St. Johann (nächst dem Münster).
Krefeld. Hotel Beltz.
Jos. Bongartz, Hotel.
Bad Kreuznach. Kathol. Bürgergesellschaft.
Kur- und Krankenhaus St. Marienwörth.
Krumbad (Post Krumbach). Badeverwaltung.

Laer (Bez. Osnabrück). Hotel Hiltermann.
Landau (Pfalz). Hotel Schwan (L. Braun).
Landshut. Café Fischer (Max Gerstl).
Lesehalle des Kath. Pressvereins, Rosengasse 34.
Landstuhl. Schloss-Hotel (J. Esser).
Langenschwalbach. Städt. Kurdirektion.
Leipzig. Akademische Lesehalle.
Leobschütz i. S. Hotel „Zum weissen Ross“.
Liebfrauenberg b. Bergzabern (Rheinpfalz). Kurhaus.
Liegnitz. Hotel Prinz Heinrich.
Limburg a. d L. Hotel Nassauer Hof.
Lingen a. d. Ems. Hotel Lambers.
Linz a. Rh. Europäischer Hof.
Lippspringe. Direkt. d. Arminiusquelle.
Lübeck. Central-Hotel.
Hansa-Café.
Lüdinghausen. Hotel Arnold Terstappen.
Lugano. Hotel Beau Regard und Continental (J. F Helmsauer).
Pension Edelweiss.
Luzern. Unionhotel (Kath. Vereinshaus).
Magdeburg. City-Hotel (R. Hodam).
Mainz Café Kaiserhof.
Hotel Pfälzer Hof
Mannheim. Kath. Vereinshaus (Bernhardushof) K. 15.

Mannheim. Café Germania, C 1.
Marburg. Hotel Pfeiffer.
Margarethenhof im Siebengebirge (Stang).
Maria Einsiedeln. Gasthof z. Storchen (Besitzer C. Frei).
Marxloh. Gasthof Theod. Rosendahl, Provinzialstrasse 98.
Mayen (Rhld). Hotel Müller (Anton Müller).
Meppen. Hotel Kerckhoff.
Meran (Südtirol). Grand-Hotel Bristol.
Meschede. Hotel Soer.
Mühlhausen i. Th. Hotel Englischer Hof.
Mülhausen i. E. Hotel National.
Hotel de l'Europe.
Mülheim a. Rh. Hotel Dreesen.
Hotel Rest. Brüsselerhof.

München. Pension Adrian, Dachauerstr. 45/III.
Pension Amalia, Theresienstr. 19.
Restaurant Augustinerbierhallen, Neuhauserstrasse 16.
Restaurant Bamberger Hof, Neuhauserstr. 26.
Café Baumann, Löwengrube 1.
Hotel Bayerischer Hof, Promenadeplatz 19.
Bellevue-Hotel, Karlsplatz.
Börsen-Café (Thomas Lang), Maffeistrasse 3.
Pension Brummer, Schellingstrasse 87/I.
Pension Bucher, Karlsplatz 8/II.
Pension Zentral, Prielmayerstrasse 8/II.
Restaurant Zentralsäle, Neuturmstr. 1.
Hotel Continental, Ottostrasse 6.
Pension Costin-Gehr, Kaulbachstrasse 47.
Pension Daheim, Schillerstrasse 37/II.
Hotel Deutscher Kaiser, Arnulfstrasse.
Restaurant Deutsches Theater, Schwanthalerstrasse 19.
Restaurant Drei Kronen, Müllerstrasse 3.
Hotel Drei Mohren (Schottenhamel), Luitpoldstrasse
Hotel Drei Raben, Schillerstrasse 6.
Weinrestaurant H. Eckel & Co., Burgstrasse 17.
Pension Eger, Türkenstrasse 98.
Pension D'Elite, Maximiliansplatz 18.
Hotel Englischer Hof, Dienerstrasse 11.
Hotel Europäischer Hof (E. Schmöller Wwe.), Bayerstrasse 31.
Pension Flora, Karlstrasse 49/II.
Weinrestaurant Français, Briennerstrasse 8.
Hotel Frankfurter Hof, Schillerstrasse 1.
Hotel Fränkischer Hof, Senefelderstrasse 2.
Hotel und Café-Restaurant Gassner, Bayerstrasse 37 und 39.
Café Gisela (Therese Tritscheler), Fürstenstr. 2/o.
Pension Graf, Bayerstrasse 1.
Café Greif (J. u. M. Berchtold), Marienplatz 14.
Café Gröber, Viktualienmarkt.
Pension Haberwaas, Luisenstrasse 45.
Hotel Habsburg, Bayerstrasse.
Hans Sachs-Café, Müllerstrasse.
Pension Hauser, Schellingstrasse 78.
Pension Helvetia, Jägerstrasse 8/I.
Pension Hofmeier, Schönfeldstrasse 17/II.
Café-Restaurant Hoftheater (C. Lebrmaier).
Pension Internationale Schmid, Galeriestrasse 23.
Pension Internationale, Von der Tannstr. 22.
Pension Jugend, Galeriestrasse 15 a/I.
Café Karlstor, Neuhauserstrasse 34.
Kath. Gesellschaftshaus, Brunnstrasse 7 (früher Kreuzbräu).
Pension Kern, Augustenstrasse 3/II.
Hotel Kronprinz (Friedr. Seyfried), Zweigstrasse.
Pension Lampert, Schönfeldstrasse 21/III.
Hotel Landshuter Hof, Arnulfstrasse 12.
Hotel Leinfelder, Maximiliansplatz 26.
Café Leopold, Leopoldstrasse.
Pension Leopold, Leopoldstrasse 41.
Rest. Lohengrin (Hans Schatz), Türkenstr. 50.
Pension Lorschl, Schellingstrasse 37/I.
Café-Restaurant Luitpold, Briennerstrasse 8.
Hotel Marienbad (Jos. Aumüllers Erben), Barerstrasse 11.
Pension Villa Marcean, Kletzenstrasse.
Mathäser-Bierhallen, Bayerstrasse.
Pension Maximilian, Fürstenstrasse 2/I.
Hotel Metropol, Bayerstrasse.
Pension Michel, Bayerstrasse 57/I.
Pension Mittelstadt, Max Josephstrasse 1/I und II.
Hotel Monopol, Schwanthalerstrasse 49.
Pension Müller, Barerstrasse 52.
Weinrestaurant E. Neuner & Co., Herzogspitalstr. 20.
Hotel National, Arnulfstrasse.
Café Neumayer, Viktualienmarkt.
Pension Neu-Austria, Goethestrasse 47.
Pension Nirwana, Türkenstrasse 68/I.
Café Noris, Leopoldstrasse.
Weinrestaurant Odeon-Bar, Briennerstrasse 4.
Pension Ohr L., Luisenstrasse 54/0.
Pension Panzer, Theresienstrasse 54/I.
Parkhotel (Anton Thierheimer), Maximiliansplatz 21.
Hotel und Café-Restaurant Peterhof, Marienplatz 26.
Hotel Pfälzer Hof, Schommerstrasse 1.
Pension Pfanner, Finkenstrasse 2
Pension Podlech Klara, Galeriestrasse 11/I.
Post-Hotel, Bayerstrasse 30.
Pschorrbräu-Bierhallen, Neuhauserstrasse 11.
Café-Restaurant Putscher, Odeonspl. 18 (Arkaden, Hofgarten).
Restaurant Ramberghof (Ferd. Th. Liedl), Türkenstrasse 95.
Hotel Rheinischer Hof, Bayerstrasse 17, 19, 21 und 23.
Pension Riedel, Herzog Rudolfstrasse 20/I.
Pension Rieder, Bayerstrasse 55/II.
Hotel Roter Hahn (J. Rodel & Kirschbaum). Karlsplatz 12.
Pension Sanssouci, Briennerstr. 24/a I, II, III u. IV.
Pension Sax, Akademiestrasse 9.
München. Weinrestaurant Schleich, Briennerstr. 6.
Gasthof Schlicker (Jos. Mayer), Tal 74, nächst Marienplatz.
Pension Schmidhuber, Schwanthalerstrasse 51/II.
Pension Seiler, Karlstrasse 10/III.
Café Sendlingertor, Sendlingerstrasse.
Wiener Café Stephanie, Amalienstrasse 10.
Pension Stella, Adalbertstrasse 48/I.
Strassers Weinrestaurant, Westenriederstrasse.
Pension Strotzka, Schwanthalerstrasse 55/I.
Pension Sussner, Hessstrasse 32.
Restaurant Torggelstube, Platzl 8.
Café Union, Herzogspitalstrasse 12.
Hotel Union, zugleich Bier- und Weinrestaurant (Kath. Kasino), Barerstr. 7.
Café-Restaurant Viktoria, Maximilianstrasse 17.
Wagnerbräubierhallen, Lilienstrasse.
Restaurant Weisses Rössl, Bayerstrasse 55.
Pension Wild, Herzogspitalstrasse 14/I u. II.
Hotel Wittelsbach, Bayerstrasse.
Hotel Wolff, Arnulfstrasse 4.
Kath. deutsche Studentenverbindung „Aenania", Café Viktoria.
Kath. Studentenverein „Alemannia", Café Prinz-Regent.
Kath. Studentenverein „Erwinia", Café Wittelsbacherpassage.
Kath. Studentenverein „Ottonia", Café Gisela, Fürstenstrasse 2.
Kath. bayer. Studentenverbindung „Rhaetia", Café Union.
Kath. Studentenverein „Rheno-Bavaria".
Kath. deutsche Studentenverbindung „Rheno-Franconia", Palast-Hotel, Café Esplanade.
Kath. Studentenverein „Saxonia", Café Domhof, Kaufingerstr. 15.
Kath. deutsche Studentenverbindung „Tuisconia" Café Gisela, Fürstenstrasse 2.
Kath. Studentenverein „Unitas", Kath. Gesellschaftshaus, Brunnstrasse 7.
Kath. Studentenverbindung „Vindelicia", Café Maximilian.
Mündt b. Titz. St. Annahaus.
Münster i. W. Akadem. Lesehalle (Universität).
Gasthof Josef Kleine, Hammerstr. 26.
Restaurant Ewaldihof (Inh. Ant. Recklingloh), Wolbeckerstrasse 110/112.
Kath. deutsche Studentenverbindung „Cheruscia", Rest. Alt-Heidelberg, Salzstrasse.
Kath Studentenverbindung „Markomannia", Norbertstrasse 1/I.
Kath. Studentenverbindung „Unitas Frisia", Hüdefelderstrasse 34.
Kath. Studentenverein „Unitas-Sugambria", Hotel Deutscher Kaiser, Hüdefelderstrasse.
Kath. Studentenverein „Unitas-Winfridia", Ludgerihof.
„König von England".
Hotel Renne.
Zentralhof.
Prinzipal-Café.
Hotel Moormann.

Nannheim b. Polch. (Bez. Koblenz.) Gasth. von J. Esch.
Bad Neuenahr (Rheinland). Kurhaus.
Haus Maria Hilf.
Hotel-Restaurant Becher, zum goldenen Pflug (Besitzer Heinrich Becher).
Kurhotel (Lesesaal).
Neusatzeck, Stat. Ottersweier, bei Bühl (Schwarzwald) Kurhaus.
Neuss. Hotel Pelzer.
Hotel-Restaurant Vinz. Müller, vorm. Mickenschreiber.
Neustadt a. d. Saale. Hotel Schwan und Post, (Val. Vollmuth).
Neuwied. Hotel „Zum goldenen Anker".
St. Norbertusheim, Post Zell a. Main.
Nottuln b. Münster. Hotel Laun.
Nürnberg. Hotel Viktoria.
Hotel Goldener Anker. (Willy Schlenk).
Hotel Bambergerhof.
Café Habsburg
Rest. Gesellenhospiz Tafelhofstr. 7 (Jos. Stünner).
Oberhausen (Rheinl.). Hof von Holland (Hugo Theissen).
Oberstdorf i. Algäu. Parkhotel Luitpold (Andr. Steiner).
Hotel „Zum Mohren" (Seb. Streifeneder).
Ochtrup. H. Schräder, Hotel.
Oelde i. W. Hotel Gildenmeister.
Offenbach a. M. Stadtbücherei und Lesehalle.
Offenburg i. B. Hotel „Union".
Oldenburg. Hotel zum Kronprinzen.
Bad Orb. Kurhaus Bad Orb
Kurhaus St. Elisabeth.
Osnabrück. Hotel Dütting.
Gasthaus von A. Meyer, Johannisstr. 126.
Osnabrück. Hotel Germania (Eduard Petersilie).
Hotel Schaumburg.
Hotel Kaiserhof.
Paderborn. Gasthaus Caféhaus.
Deutscher Hof (W. Lohmann).
Hotel-Restaurant Preussischer Hof.
Ratskeller (C. Herborn).
Partenkirchen. Dr. Wiggers Kurheim.
Passau. Lesekränzchen im Klerikalseminar.
Pflochsbach a. M. Post Rodenbach (Unterfranken). St. Josephshort.
Pforzheim. Ratskeller (Schaible).
Polsum. Restaurant zur Post (Franz Huthmacher).
Porta Westfalica. Hotel Kaiserhof.
Posen. Café Rudnicki (Erhorn).
Café A. Pfitzner.
Prag. Kath. deutsche Studentenverbindung „Vandalia", Smetschkagasse 22. (Deutsches Vereinshaus.)
Bad Pyrmont. Fürstl. Waldeck. Kur-Inspektion.
Raesfeld i. W. Gasthof Gülker.
Recklinghausen. Hotel u. Restaurant Aug. Stalherm.
Central-Hotel.
Regensburg. Kath. Studentenverbindung „Albertia" Café Prinzengarten.
Brauerei Bischofshof.
Café-Restaurant Habsburg (Ignaz Häring).
J. Mühlbauer, Weinrestauration, Rote Hahnengasse.
Sternbräu (Jos. Bergmüller).
Bad Reichenhall. Lesezimmer des Kurhauses.
Remscheid. Zentral-Hotel.
Hotel zum Freischütz.
Rheinbrohl. Hotel zum Stern, Wwe. M. Maur.
Rheine i. W. Gasthof Fritz Busche, Münsterstr. 25.
Rheydt (Bez. Düsseldorf), Fritz Wolters Hotel.
Rhöndorf a. Rh. Dr. Euteneuers Kur- und Wasserheilanstalt.
Rochusberg bei Bingen (Rhein). Hotel Rochusberg.
Rolandseck. Hotel Bellevue.
Rosenheim. Weinhaus S. Fortner z. „Santa", Max Josephstrasse 20.
Rüdesheim. Bellevue.
Saarlouis. Gasthof z. „Weissen Kreuz" (M. Quirin).
Katholischer Leseverein.
Salzburg. Gasthof zur Birne, Judengasse.
„Römischer Kaiser" (Jos. Ursprung).
Schwerin i. M. Bahnhof-Hotel.
Simbach a. Inn. Banhofrestauration Ludwig Wolf.
Singen a. H. Hotel zum Ekkehard (Robert Geng).
Schwerte. Kaiserhof.
Solbad Soden-Stolzenberg. Villa Maria.
Solingen. Hotel Monopol.
Speyer. Café Waibel.
Katholisches Vereinshaus.
Stadtlohn. Hotel Th. Einhaus.
Starnberg. Hotel Bayerischer Hof (H. Dietrich).
Bad Steben. Badeverwaltung.
Sterkrade. Hotel Brandenburgerhof.
Stettin. Café Kaiserkrone
Strassburg i. E. Kath. Studentenverbindung „Erwinia", Spatenbräu, Schlossergasse.
Union-Hotel.
Kath. Studentenverein „Merovingia", Kneiplokal zur „Marie", Küfergasse.
Volksbibliothek und Lesehalle.
Stuttgart. Europäischer Hof.
Café Königsbau.
Südlohn. Hotel Föcking.
Trarbach. Kurverwaltung.
Traunstein. Kur- und Verschönerungsverein.
Triberg. Schwarzwald-Hotel und Kurhaus Waldlust (Karl Bieringer).
Trier. Kath. Bürgerverein.
Kath. Leseverein Treviris.
Städtische Lesehalle.
Café Mosella.
„Zum Domstein".
Kaiserhof.
Hotel Luxemburger Hof (Juliana Donnoff, Besitzerin).
Tübingen. Lesehalle im Museum.
Lesezimmer des Wilhelmstifts.
Restaurant zur Ratsstube.
Ueberlingen. Gasthof und Weinstube zum „Hecht" (Franz Schwarzbauer).
Ulm. Hotel Europäischer Hof.
Unna. Hotel Strube.
Vechta. Hotel Schrillmöller.
Vent (Oetztal, Tirol). Widum (Wohng. des Kuraten, Fremdenzimmer) neben Gasthaus zum Kurat.
Vohenstrauss. Gasthaus zum „Schwanen" (August Bergler).
St. Wendel. Michael Tholey, Trierscher Hof.
Wendelsteinhaus, Oberbayern. Peter Müller.
Wesel. Hotel Eschershaus.
Hotel Dornbusch.
Wien. Christl. Jugendbund, Alsergrund, IX./2, Fuchsthallerg. 11.
Kath. akad. Verbindung „Norika".
Wiesau. König Otto-Bad (Dr. med. Becker).
Wiesbaden. Hotel und Badhaus Pariser Hof (Bes. F. Schiffer), Spiegelgasse 9.
Hotel Metropole.
Ratskeller (C. Herborn).
Bad Wildstein. Kurverwaltung.
Witten i. W. Hotel Voss.
Wolbeck i. W. Kurhaus Wolbeck, Wasserheilanstalt (Dr. Lackmann).
Würzburg. Café Alhambra.
Gasthof zum Bayerischen Hof.
Central-Hotel.
Hotel Deutscher Kaiser.
Café Fürst Bismarck (M. Beier).
Gesellschaft Harmonie.
Hutten'scher Garten.
Café Karl.
Hotel Kronprinz.
Hotel National.
Platz'scher Garten.
Hotel Russischer Hof.
Theater Café.
Kath. Studentenverb. „Markomannia", Theater-Café.
Kath. bayer. Studentenverbindung „Rhätia", Café Alhambra.
Kathol. Studentenverbindung „Thuringia", Hotel Russischer Hof.
Bad Zwischenahn b. Oldbg. Kurhaus Dr. Niemoeller.

Weitere Hotels, Restaurants usw., in welchen die „Allgemeine Rundschau" aufliegt, werden dringend ersucht, zwecks Aufnahme in dieses Verzeichnis einen Beleg einzusenden.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer. Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden die Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 17. München, 24. April 1909. VI. Jahrgang.

Die selige Jungfrau von Orleans und die Dominikaner.

Von P. Jordan, Ord. S. Aug., Pleystein.

Die Presse der ganzen Welt hat Notiz davon genommen, daß am „Weißen Sonntag“ (am 18. April 1909) zu Rom das Mädchen von Dom Remi vom Papste „selig“ gesprochen wurde. Blätter vom Schlage der „Wartburg“ notierten weiter, um die Tatsache, daß die neue Selige von der katholischen Kirche ehedem als Hexe verbrannt worden sei, käme man trotz aller Seligsprechung nicht herum.

Das Publikum der Großstadt kennt „Die Jungfrau von Orleans“ nur vom Theaterzettel oder der Bühne her. Schiller benötigte zu seinem Drama eine Schuld, jenen Moment, da die Jungfrau den englischen Ritter im Schlachtgewühl schont. Der Erfindungsgabe eines Dichters mag man bisweilen durch die Finger sehen, wenn er es mit der Geschichte nicht genau nimmt; dem Historiker gegenüber aber wird man eine überschwängliche Phantasie, die sich nicht an Tatsachen halten will, bös ankreiden.

Den Lesern, die von der Schulzeit her keine klare Vorstellung von der geschichtlichen Jungfrau von Orleans mehr haben sollten, wollen wir in kurzen Zeilen einen Umriß des Bildnisses entwerfen.

Im Jahre 1337 rückte Eduard III. von England in Frankreich ein, weil er als Sohn der Tochter Philipps des Schönen größere Rechte auf den Thron der französischen Lilien zu besitzen glaubte als Philipp VI. von Valois. Das war der Anfang eines Krieges, der 114 Jahre währte, und den die Geschichte kennt (der abgerundeten Zahl halber) als den „Hundertjährigen Krieg zwischen England und Frankreich“. Um dem Sohne eines hl. Ludwig zu seinem Rechte zu verhelfen, sandte Gott Hilfe in der Gestalt eines einfachen Landmädchens, der Jeanne d'Arc aus dem Dorfe Dom Remi bei Vaucouleurs an der Grenze von Lothringen und Champagne. Eine zweifache Aufgabe hatte sie zu erfüllen, nämlich das von den Englischen belagerte Orleans zu entsetzen, was ihr in einer einzigen Woche gelungen war; sodann Karl VII. nach Reims zur Königskrönung zu führen. Am 8. Mai 1429 waren die Engländer vor Orleans abgezogen, am 17. Juli 1429 schon war die Königskrönung, obwohl der Weg von Orleans bis Reims in den Händen der Feinde war. Der Ruf „Die Jungfrau kommt“ hatte wie lähmend auf die englischen Soldaten gewirkt.

Johanna hatte ihre Aufgabe gelöst und sehnt sich in ihre ländliche Einsamkeit zurück. Das französische Heer aber verspricht sich von ihrer Gegenwart noch weitere Kriegserfolge, und man dringt in sie, noch länger zu bleiben. Nur ungern und halb gezwungen willigt sie ein. Im Mai 1430 wird sie bei der Stadt Compiegne von den Burgundern gefangen und um 10,000 Livres an die Engländer verkauft, ein Preis, um den man damals gefangene Könige loskaufte. Paris war noch in den Händen der Engländer, die der Geistlichkeit anbefahlen, in allen Kirchen der Stadt das Te Deum zu singen.

Ihren Prozeß spielte man vor die Inquisition — eine allerdings mehr kirchliche als staatliche Einrichtung. Johanna selber aber schmachtete ein ganzes Jahr mit schweren Ketten gefesselt im Kerker zu Rouen. Karl VII. konnte ihr nicht helfen. Am 30. Mai 1431 wurde sie zu Rouen auf dem Marktplatze „wegen Umganges mit höllischen Geistern“ als Hexe verbrannt. Ihre letzten Worte waren: „Jesus, Jesus, Jesus!“ Das ist mit wenigen Worten ihre Geschichte.

Was aber haben die Dominikaner mit ihr zu tun?

Bei den protestantischen Geschichtsschreibern müssen die Dominikaner als „Inquisitionsmänner“ jedesmal unter die Räder kommen. Den Dominikanern schiebt man nämlich auch die Verurteilung und Verbrennung der Jungfrau zu. Was ist Wahres daran?

Der Großinquisitor lehnte es absolut ab, sich bei einem derart unsicheren Prozeß zu beteiligen; dagegen nahm der Vizeinquisitor P. Lemaitre an den Sitzungen desselben teil. Er war schwach genug, durch Cauchons aufforderndes Stirnfalten sich einschüchtern zu lassen und gegenwärtig zu sein. Er ist der einzige Dominikaner, der infolgedessen Tadel verdienen könnte und denselben auch von seinen Oberen erhielt, Beweis genug, daß der ganze Orden nicht für die Verurteilung Johannas war.

Der Hauptfeind, abgesehen von den Englischen, war Cauchon, der von denselben für seine schimpfliche Tat der Verurteilung bezahlt wurde. Cauchon aber war kein Dominikaner, sondern Bischof von Beauvais, aber ein unglücklicher und, im wortwörtlichsten Sinn genommen, ehrgeiziger Prälat. Der Gegenstand seiner Wünsche war der erzbischöfliche Stuhl in Rouen. Auf denselben erhoben zu werden, dazu konnte die Gunst der Rouen noch besitzenden Engländer ihm leichter verhelfen. So sann er denn auf die Vernichtung ihrer gefürchtetsten Gegnerin. Er verlangte von den Burgundern die Auslieferung der gefangenen Jungfrau und verschaffte durch seine geistliche Machtstellung seiner Forderung Nachdruck. Mehr allerdings noch dadurch, daß er mit Bestechungsgeldern auf die Burgunder einwirkte. Ob wohl sonst diese, die notgezwungen den Engländern im eigenen Lande Kriegsdienste leisten mußten, ihre gefangene Landsmännin hinübergegeben hätten, wenn nicht die Autorität der geistlichen Persönlichkeit eines Cauchon es so gebieterisch gefordert hätte!?

Cauchon warf sich zum Oberrichter Johannas auf, da sogar der Erzbischof von Rheims sich zugunsten der Jungfrau ausgesprochen hatte.

Auch Jean d'Estivet, Cauchons Generalvikar, war wie sein geistlicher Chef ein Gegner derselben, außerdem ein gewisser Jacques de Fourraine, Jean Beaupère, Nikolaus Midi und noch einige unbedeutendere Persönlichkeiten — alle aber Cauchons „gehorsamst ergebenste“ Kreaturen.

Die wenigen anderen Dominikaner (außer P. Lemaitre) waren nur als Zuschauer zugegen. Raoul de Sauvaige war es, der Johanna den Rat zuflüsterte, den Papst um Hilfe anzurufen, und Raoul war ein Dominikaner. Ein anderer Dominikaner, P. Wilhelm Duval, erzählt, der Engländer Warwick habe den Schwur getan, er werde ihn und den P. Isambard de la Pierre doch noch in die Seine werfen lassen, da er beide betreten hatte, wie sie durch Rat der Jungfrau zur Rettung verhelfen wollten. P. Sequin trat als Zeuge zugunsten Johannas auf, indem er bestätigte, daß alle früher gemachten Prophezeiungen derselben tatsächlich in Erfüllung gegangen seien.

Der Mann, der Johanna den letzten geistlichen Beistand leistete, war der Dominikaner P. Martin L'Advenu. Isambard de la Pierre, der betend am Fuße des Scheiterhaufens kniete, wäre nach dem Mauergemälde „Tod Johannas von Arc“ im Pantheon zu Paris ein Augustiner gewesen, da er in völlig schwarzem Ordenskleid zu sehen ist — allerdings mit Rosenkranz.

Auch A. Lang, der Biograph der Hingerichteten, nennt Isambard einen Augustiner.

Nach Quicherat (Procès de condamnation etc., 5 Bde.) waren bei dem Verhör derselben sechzig Richter aus dem geistlichen und Advokatenstande anwesend, sie bezogen Tagegelder von der englischen Regierung, Cauchon täglich vier Goldstücke. Einer der Richter, Houppeville, protestierte im voraus gegen die ganze Verhandlung, weil nur Feinde zu Gerichte säßen. — Er wanderte ins Gefängnis. Ein anderer Gesetzesgelehrter, Lohier, verlangte einen Verteidiger für die Jungfrau und erklärte den ganzen Prozeß wegen Formfehlern für nichtig. Lohier wußte, was ihm dafür bevorstand, und floh sogleich aus Rouen — haben doch die Engländer eine Frau verbrannt, die sich für die Jungfrau aussprach. Die Richter waren durch solche Gewalttaten eingeschüchtert, und die Dominikaner blieben von nun an den Verhandlungen fern. Damit war aber auch der letzte Schimmer von Recht in diesem Prozeß verschwunden.

Man las der Jungfrau ein Schriftstück ohne nennenswerte Bedeutung vor, das sie anerkennen sollte. Sie tat es, und nun unterschob die teuflische Bosheit ein zweites Schreiben zum Unterzeichnen, in dem die ungerechtesten Beschuldigungen gegen sie enthalten waren. Durch einen gemeinen Betrug wollte man sich der Nachwelt gegenüber wegen ihrer Hinrichtung rechtfertigen.

Bischof Dupanloup von Orleans, einer der berühmtesten Kanzelredner des 19. Jahrhunderts, sagt: „Sie hatte ihren Judas, einen Priester Cauchon, der sie verriet, und — ihr Kreuzesholz war der Scheiterhaufen."

Die Appellation der Jungfrau an den Papst, die sie auf Anraten der Dominikaner sich erlauben wollte, wies der durch englische Waffen aufrecht erhaltene Gerichtshof zurück mit den Worten: „Der Papst wohnt fern, an seiner Stelle ist dieser Bischof (Cauchon) Euer Richter und ihm habt Ihr Euch zu unterwerfen."

Geradezu überraschend sind die Antworten, die das einfache Landmädchen ihrer Meute von Richtern auf deren verfänglichsten Fragen oft gab.

Zwanzig Jahre nach ihrem Tode beschloß Kardinal d'Estouteville, Gesandter Nikolaus' V., die Prozeßakten eingehend zu studieren, wozu ihm der Dominikaner Jean Brehal, Großinquisitor von Frankreich, behilflich war. Es dürfte kaum jemand damals mehr Schritte getan haben, die Jungfrau in ihrer ganzen Unschuld zu zeigen, als Pater Brehal. Volle vier Jahre widmete er dieser Arbeit, deren Resultat die Verwerfung des bischöflichen Todesurteils war. Bei den Ehrenrettungssitzungen der Jungfrau in Orleans und später in Paris leiteten die Dominikaner Brehal und Patin die Kommissionsverhandlungen.

Auf alle Fälle hatten die Dominikaner damit völlig gut gemacht, wenn eines ihrer Mitglieder, P. Lemaitre, anfangs der Schuld der Jungfrau zuneigte. Zudem war er nicht die ausschlaggebende Persönlichkeit. Der Verräter, der dem blutgierigen Gouverneur von Rouen, dem Engländer Warwick, das Opfer lieferte, war Cauchon. Diesen freizuwaschen, fällt uns nicht ein.

Das Volk deutete voll Abscheu mit dem Finger auf die Mörder.

Tressart, Geheimschreiber des Königs von England, klagte, niedergeschlagen heimkehrend: „Wir sind alle verloren, denn wir haben eine Heilige verbrannt, deren Seele bei Gott ist."

„Ihr werdet mir nicht antun, was Ihr sagt, ohne daß es Eurem Leib und Eurer Seele zum Schaden gereicht," hatte die Jungfrau zu ihren ungerechten Richtern gesagt. Und merkwürdig war das Ende vieler der Schuldigen. Cauchon wurde 1442 unter den Händen seines Barbiers plötzlich tödlich vom Schlage gerührt, Midi wurde mit dem Aussatz geschlagen, der Promotor Johann d'Estivet, der die lügnerische Anklageschrift verfaßt hatte, wurde eines Tages vor den Toren von Rouen auf einem Düngerhaufen gefunden. Das Volk redete von „Gottesgericht".

Seit vierzig Jahren hat Rom sich mit den Prozeßakten und dem ganzen Lebensgang Johannas befaßt, die nun abgeschlossen sind.

Der Weiße Sonntag (18. April 1909) sah zu Rom sechzig Bischöfe und weit über 50 000 Franzosen, die der Seligsprechung ihrer Landsmännin die erste Landeshuldigung zu widmen beabsichtigten.

Die französische Blockregierung hatte voriges Jahr verboten, bei einem Aufzug in Orleans die Fahne der Jungfrau mitzutragen, sie hat noch im letzten Januar von dem ganz und gar unfähigen jugendlichen Professor Thalamas in Paris Vorträge der antinationalsten Art gegen die „hysterische Weibsperson von Orleans" offiziell halten lassen. An Ostern aber hat diese nämliche Regierung eine große Statue der Jungfrau, die bisher in einem Winkel des Louvre verloren war, unter militärischer Präsentation ins Pantheon überbringen lassen.

Die katholische Kirche hat selber den Verrat Cauchons verurteilt zu einer Zeit, als es noch gar keinen Protestantismus gab. Wenn aber dessen Geschichtsschreiber das anfänglich nicht ganz einwandfreie Verhalten Lemaitres in dem Prozeß dem ganzen Dominikanerorden zur Sünde anrechnen wollen, dann mögen sie noch weit mehr es Christus als Sünde anrechnen, daß er unter seinen Zwölfen einen Judas, dann mögen sie es dem Augustinerorden insbesondere als unverzeihliche, himmelschreiende Sünde zurechnen, daß er einen Luther gehabt, oder den Jesuiten, daß sie dem Protestantismus einen Hoensbroech gegeben haben. Diese drei letzten „Sünden" habe ich aber bisher umsonst bei ihnen gesucht.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die kurzatmige Gegenrevolution in der Türkei.

Nur bis Osterdienstag hielt die Festruhe in der Politik an: als wir den sog. dritten Feiertag begingen, wurde in Konstantinopel durch einen Aufmarsch von offizierlosen Truppen und von islamitischen Theologen in aller Schnelligkeit ein Umsturz herbeigeführt, der an die Stelle des jungtürkischen Ministeriums und Kammerpräsidiums ein alttürkisches Regiment setzte. Der Sultan tat, was die Tumultanten verlangten, und das Parlament, das sich sonst so gern als den Herrn des Staates aufspielt, glich dem Greis, der sich nicht zu helfen weiß. Der eine Teil der Abgeordneten war aus Angst geflüchtet; der andere Teil gab auf Befehl der Menge seinen bisherigen jungtürkischen Vorsitzenden auf und vertrieb sich die bangen Stunden mit saftlosen Verlegenheitsbeschlüssen. Die Macht des jungtürkischen Komitees, das seit der Revolution vom vorigen Sommer die geheime Ueberregierung im Reiche gebildet hatte, schien vollständig gebrochen zu sein.

Aber alsbald bereitete sich von Saloniki aus der Gegenstoß der Jungtürken vor. Es zeigte sich die organisatorische und taktische Ueberlegenheit der liberalen Offiziere über das von Unteroffizieren und Ulemas geführte Alttürkentum. Das jungtürkische Komitee wußte sich das zweite und dritte Armeekorps von Saloniki und Adrianopel zu sichern und schob dann nach allen Regeln der Kunst die „verfassungstreuen" Truppen langsam, aber sicher gegen Konstantinopel vor. Das Komiteeheer fand unterwegs keinen Widerstand. Echt türkisch war das Verhalten der Garnison der Vorstadt Hademkoi; sie scheute sowohl den Kampf als auch den Uebertritt zu den anrückenden Jungtürken und zog deshalb nach Konstantinopel unter dem schönen Vorwande, dem Sultan und der Kammer für die Aufrechterhaltung der Verfassung in corpore Dank sagen zu wollen. In Konstantinopel organisierte man keineswegs den Widerstand gegen das Komiteeheer, sondern sandte eine Deputation nach der anderen ab, um mit den anrückenden Truppen zu verhandeln. Wenn es den Jungtürken nur um die Verfassung zu tun gewesen wäre, so hätten sie auf all die Versicherungen der Verfassungstreue hin ruhig kehrtmachen können. Aber sie wollen die Macht für ihr Komitee wieder gewinnen und sichern; darum werden sie wohl auf den Einzug in das zernierte Konstantinopel bestehen und dort Abrechnung halten. Ob der alte Sultan Abdul Hamid dabei noch einmal Gnade finden wird, ist noch zweifelhaft. Um seinen Thron und sein Leben zu retten, hat er bisher stets derjenigen Partei den Willen getan, die jeweilig die mächtigste war. Die alttürkische Gegenrevolution wird er schwerlich selber angezettelt haben, wenn er sie auch gern gesehen hat. Wäre sie wirklich „von oben" arrangiert worden, so würde es wohl kaum an der zielbewußten Führung so vollständig gefehlt haben. Die Jungtürken scheinen aber den zweideutigen Abdul Hamid für die Gegenrevolution verantwortlich machen zu wollen. Sie haben ja auch längst einen Thronfolger bereit, von dem sie mehr Interesse für die modernen Ideen erwarten.

Soweit man von der Ferne aus die Dinge beurteilen kann, haben die Jungtürken bei ihrem großen Siege im vorigen Jahre



eine Unterlassung begangen, die ihnen jetzt gefährlich wurde. Sie ließen ihr regierendes Komitee in Saloniki sitzen und sicherten sich nicht die hinreichende Militärmacht in der historischen und administrativen Hauptstadt Stambul. Anscheinend haben sie die Kraft des Alttürkentums in der Hauptstadt unterschätzt. Das religiöse Bewußtsein der Korangläubigen und der Nationalstolz der Osmanen verquicken sich ineinander und mit den mannigfachen realen Interessen der alten Staatsordnung. Die in der westländischen „Aufklärung" erzogenen Jungtürken haben durch ihren kühnen Anlauf vom vorigen Jahre diese konservativen Elemente überrumpeln, aber nicht beseitigen können. Allem Anscheine nach wird ihnen die Zurückdrängung jetzt zum zweiten Male gelingen; aber auch das wird kein endgültiger Sieg über Koran und Scheriat sein, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach wird der Ringkampf zwischen dem modernen Wesen und dem alttürkischen Geiste in allerhand Ränken, Putschen und Krisen fortdauern, so daß die Welt auf Gärung und periodische Unruhen im Türkenreiche sich gefaßt halten muß.

Der Umwandlungsprozeß im buntscheckigen Kalifenstaate geht an sich das Ausland nichts an. Aber zwei Umstände ziehen die christlichen Staaten in Mitleidenschaft und rufen die Gefahr einer Einmischung hervor.

Erstens die Ausschreitungen des islamitischen Fanatismus gegen eingeborene oder eingewanderte Christen. Den Gegenrevolutionären von Konstantinopel muß man die Anerkennung zollen, daß sie Ausschreitungen gegen Christen und Ausländer vermieden haben, obschon die Macht über die Hauptstadt mehrere Tage lang in den Händen von islamitischen Unteroffizieren und Ulemas lag. In Kleinasien aber hat sich mehrfach der mohammedanische Fanatismus grausam betätigt, so daß die Großmächte Kriegsschiffe zu Schutz und Hilfe abordern mußten. Damit der Verfolgung von Christen und Ausländern ein Ziel gesetzt werde, kann man nur wünschen, daß die Jungtürken schnell die Ordnung in Konstantinopel wieder herstellen.

Zweitens muß man einen schnellen Sieg der stärkeren Partei wünschen, damit den großbulgarischen und großserbischen Spekulationen sowie der Bandenbildung in Mazedonien und Albanien ein Riegel vorgeschoben werde. Zum Fischen im trüben sind viele bereit. In Serbien erheben sich schon Stimmen, die für die Niederlage gegenüber Oesterreich im Sandschak Revanche holen möchten. Und in Bulgarien bereitet sich sogar die Regierung in ihrer gewohnten skrupellosen Schlauheit zu einem Beutezuge vor. Den Vorwand findet sie in dem Umstand, daß die Vereinbarung mit der Türkei noch nicht ihren formellen Abschluß mit Unterschrift und Siegel gefunden hat. Wird die Unterzeichnung wegen der Ministerwechsel in Konstantinopel verzögert, so droht die bulgarische Regierung mit bewaffneter Hand sich die Anerkennung der Unabhängigkeit zu holen, wobei sie ein tüchtiges Stück von Mazedonien nebenbei in die Tasche stecken möchte. Darin liegt eine schwere Gefahr für den europäischen Frieden.

Die Agitation des Blockkanzlers gegen den Blockreichstag.

Das Erregen des Acheron gegen die gewählten superos hatte Fürst Bülow bisher auf dem postalischen und telegraphischen Weg mit Fleiß und Erfolg besorgt. Jetzt geht er zu dem noch eindrucksvolleren Verfahren über, Abordnungen aus verschiedenen Teilen des Reiches zu empfangen und vor denselben die „leitenden Gesichtspunkte" zur mittelbaren Erziehung der Konservativen in volkstümlicher Beredsamkeit zu entwickeln. Am Dienstag, während diese Zeilen zum Druck gehen, soll die Vorstellung beginnen. Zu dem Empfang beim Reichskanzler sind, wie die Bülowpresse berichtet, Abordnungen aus Bayern, Württemberg, Baden, Thüringen sowie vom Bunde der Industriellen gemeldet. Der Staatssekretär des Reichsschatzamtes, der preußische Finanzminister und der Staatssekretär des Reichsamts des Innern sollen Assistenz leisten, — wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt. Die Aufmachung ist nicht schlecht. Der Erfolg der bisherigen gouvernemental-liberalen Demonstrationen und Agitationen läßt sich schon darin erkennen, daß die konservative „Kreuzzeitung" wehmütig schreibt: „Es gibt viele konservative Politiker, die in der Zwangslage, die eine schnelle Erledigung der Steuervorlagen fordert, ihren Widerstand gegen die Deszendentensteuer aufgeben zu müssen glauben."

Es erhebt sich nun aber die Frage: Wenn die Mehrzahl der Konservativen sich zwar unterkriegen läßt, aber noch ein gutes Dutzend von Altkonservativen und Landbündlern fest bleibt, wie ist dann der Grundsatz durchzuführen, daß die ganze Steuergesetzgebung von den Blockparteien allein gemacht werden müsse? Oder will man sich vielleicht die ausschlaggebende Beihilfe der Sozialdemokratie in diesem Kernpunkte gefallen lassen?

Zu Ostern war zum Vergnügen der Regierung in Berlin die Mittelstandsvereinigung in ihren städtischen Zweigen versammelt, um für die Nachlaß- oder Deszendentensteuer zu demonstrieren. In Verfolg dieser Bewegung und unter denselben Hauptrednern tagte dann am Sonntag nach Ostern an derselben Stelle der Deutsche Beamtenbund und führte eine sehr schroffe Sprache gegen den preußischen Finanzminister, das Herrenhaus, das Abgeordnetenhaus und den Reichstag, verbunden mit einer Empfehlung der Steuervorlagen des Reichskanzlers. Wie die Großen agitieren, so demonstrieren und „fordern" jetzt die mittleren und kleinen Beamten. Die Blockpolitik verdirbt die guten Sitten immer mehr.

Zur Lage in den Niederlanden.

Von

Peter Wirtz, Brüssel.

Nur noch zwei Monate trennen uns von den Neuwahlen zur Zweiten Kammer in den Niederlanden. Unterdessen die Wahlschlacht entscheidet, ob die Nation eine christliche Mehrheit oder ein liberales Regiment haben will, regiert das christlich-konservative Ministerium Heemskerk mit einer liberal-sozialistischen Mehrheit in der Kammer, und man muß zugeben, daß ihm dies bis heran ziemlich gut gelang.

Das Regierungsprogramm wurde allerdings den besonderen Umständen, unter denen das Kabinett die Staatszügel in die Hand nahm, angepaßt. Es zeigte den linken Fraktionen das weitgehendste Entgegenkommen und behielt für die parlamentarische Arbeit nur solche Novellen bei, welche die Linke wie die Rechte unterschreiben konnten, so die Entwürfe zum Schutz der öffentlichen Sittlichkeit, das neue Automobilgesetz u. a. m. Dagegen wurden die Verfassungsrevision, das Krankenversicherungsgesetz, die Revision der Einkommensteuer vertagt. Die Verstärkung des gesetzlichen Schutzes der Arbeiter und bessere Handhabung der Arbeitsinspektion gedenkt aber die Regierung zu verabschieden.

Ministerpräsident Heemskerk fand mit seinem Programm bei keiner einzigen Partei eine ablehnende Haltung. Der liberale Führer Goeman Borgesius sagte ihm seine Unterstützung zu, falls er den Wünschen der Linken Rechnung trage. Aehnlich sprachen sich andere Abgeordnete aus. Die Sozialdemokraten bedauerten zwar, nicht ganz mit Unrecht übrigens, daß an sozialen Reformen nicht viel zu erwarten sei. Die Freisinnigen bezichtigten das Kabinett der Reaktion, aber sie fanden sich doch mit demselben ab, eben weil, allem Anscheine nach, die Mehrheit der Nation konservativ gesinnt ist und man vor den Wahlen den „antichristlichen" Bogen nicht zu stramm spannen darf.

Angesichts der sehr korrekten Beziehungen zu den linken Fraktionen entstand bei den konservativen protestantischen Parteien ein Streit über die Frage, ob das Ministerium Heemskerk ein christliches oder ein Geschäfts-Kabinett sei. Die Frage hatte einige Berechtigung, weil das Organ des früheren Ministerpräsidenten Dr. Kuyper, „Staandard", sich anfangs Heemskerk und seinen Kollegen nicht gewogen zeigte. Der Unklarheit, die sich auf diese Weise in den Mehrheitsparteien entwickelt hatte, wurde gelegentlich der Etatsberatung, von dem Ministerpräsidenten selbst ein Ende gemacht. Er erklärte, daß er vollständig auf dem Boden des Programms stehe, daß seine Regierung beanspruche, ebenso „christlich" zu erscheinen wie diejenige Dr. Kuypers, und daß das jetzt am Ruder stehende Kabinett seine Aufgabe in gar keinem anderen Sinne jemals aufgefaßt habe und auch in Zukunft aufzufassen gedenke; es sei aber sein Bestreben, auch der Linken entgegenzukommen, soweit es seine Grundsätze gestatten. Ob dieser Erklärung entstand in der liberalen Presse ein wehmütiges Jammergeschrei. Obwohl Heemskerk in seiner Regierungsmethode nichts geändert, ist er auf einmal ein „willenloses Werkzeug des Kuyperschen Geistes geworden". Die Kuyperfurcht der Liberalen ist übrigens seit einiger Zeit urkomisch. Seit der greise Führer der christlichen Parteien von der Königin zum Staatsminister ernannt wurde, und er es sich, den Liberalen zum Trotz, auch

noch herausnahm, ein Abgeordnetenmandat anzunehmen, ist Holland wieder einmal ganz gewaltig in Not. Das ist selbstverständlich das liberale Holland, dem der „christliche“ Geist ein Greuel ist. Für die christlichen Parteien ist aber die Rückkehr Dr. Kuypers zur Politik und sein Hand in Hand gehen mit Heemskerk ein gutes Omen für die Einigkeit, die ja für die kommenden Wahlen äußerst notwendig ist.

Das Wahlprogramm dürfte hauptsächlich die Reform der Staatsfinanzen bilden. Wir hatten bereits die Gelegenheit, in diesen Blättern die zerrüttete Lage des Staatsschatzes zu schildern. Für 1909 hat sich die Sachlage noch verschlimmert, und trotz neuer Steuern schließt der Etat mit einer bedeutenden Unterbilanz ab. Die christlichen Parteien und auch vereinzelte Liberale sehen nur in der Einführung von Schutzzöllen ein Mittel zur Sanierung. Falls der Wahlkampf sich um diese Frage dreht, dürfte er, da der Holländer freihändlerisch angehaucht ist, ein heißer werden.

Momentan denkt man aber in den Niederlanden nicht so sehr an die Wahlen als an das frohe Ereignis, das man für April im Königlichen Hause gewärtigt. Lange bestand die Befürchtung, daß der Königin das Glück, Mutter zu werden, versagt sein würde. Und vor einigen Monden konnte der Minister offiziell diese Befürchtung verscheuchen. Die Freude der ganzen holländischen Bevölkerung ob dieses Ereignisses ist unbeschreiblich. Möge denn der Herzenswunsch des Volkes bald glückliche Wirklichkeit werden!

Gibt es für Europa eine gelbe Gefahr?

Aus Singapore, den 25. März 1909, schreibt ein Freund der „Allgemeinen Rundschau“, der jahrelang in China gelebt hat, ein gründlicher Kenner der Verhältnisse im fernen Osten:

In der letzten Nummer der „Rundschau“, die ich erhielt (Nr. 9), war ein Artikel über „Die gelbe Gefahr“ zu lesen. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß mir solche Besorgnisse immer übertrieben vorkommen. Ich will Ihnen auch sagen, warum ich nicht gerade für Europa fürchte, wenn auch das Reich der gelben Rasse in die Höhe kommen sollte. Wenn China sich ganz zivilisiert, so wird es sich sicher in mehrere Reiche zerteilen, die sich bekriegen und mithin sich gegenseitig schwächen werden. Es besteht ein Haß zwischen verschiedenen Provinzen, der keine gegenseitige Freundschaft zuläßt. Solches haben wir vor etwa zwei Jahren hier erfahren. Ein nichtiger Grund war der Anlaß, daß hier ein wahrer Vernichtungskrieg ausbrach zwischen den Chinesen zweier Provinzen. Es gab Tote und Verwundete, geplünderte und verbrannte Häuser. Zuletzt mußte das Militär requiriert werden, um diesem Krieg Einhalt zu gebieten. Schlimmer ist es aber in China selbst.

Dann muß man auch bedenken, daß die gelbe Rasse ganz schnell in das Stadium der Dekadenz kommen wird, in welchem sich die weiße Rasse befindet. Wo immer der Chinese mit der europäischen Zivilisation in Berührung kommt, nimmt er mit wenigen Tugenden all die zahlreichen Untugenden (um nicht mehr zu sagen) der Europäer an. Der straits-born Chinese hat schon nicht mehr die Energie der Chinesen aus China. Von diesen ist er verachtet. Wenn ich alles dieses betrachte, so komme ich immer zum Schlusse, daß die Europäer die Gelben nicht nur lehren, wie eine Rasse groß werden kann, sondern sie impfen ihnen zugleich das Gift der Verwesung ein. Wer die Reichen der gelben Rasse in den Straits Settlements ein wenig genau beobachtet hat, wird mir recht geben müssen. Deshalb kann ich nicht so recht an eine gelbe Gefahr für Europa glauben.

Ich habe soeben von Untugenden gesprochen, um nicht schlimmeres zu sagen. Sapienti sat est. Ja, Europa, das Land der Zivilisation, das Land, wo die Weisheit blüht in ganzer Pracht, auf den Kathedern, in Büchern ohne Zahl; Europa, sage ich, braucht wenig stolz zu sein auf das, was seine Söhne unter den ungebildeten Völkern verrichten. Und besonders Deutschland hat echte Pioniere der „modernen Zivilisation“ ausgeschickt. Von den massenhaft importierten Raffinements der Unsittlichkeit will ich heute gar nicht reden. Man betrachte nur das Ende eines Trinkabends in einem deutschen Klub. Es ist schon früh am Morgen. Am Eingange des Klubs harren viele Chinesen, Rikscha-Zieher, um ihre Herren nach Hause zu bringen. Manch einer von den Herren der Zivilisation hat aber für den Augenblick den Glorienschein höheren Wissens ganz verloren. Wie verendetes Vieh muß er in seinen Beförderungskarren gebracht werden. Er selbst ist ganz in nebelreiche Gegenden versetzt, wo der Verstand stille steht. Die Chinesen sind von solchem Anblick nicht skandalisiert, denn sie sind daran gewöhnt. Christlichen Eltern muß man den Rat geben, ihre Söhne nicht nach dem Orient zu senden. Denn es ist dies ein moralisches Grab für junge Leute.

Eine deutsche katholische Universität in Salzburg.

Von Friedr. Reinhardt, cand. theol.

Motto: „Alle, alle sollen zu diesem wichtigen Werke, zur Gründung der katholischen Universität beitragen.“ Leo XIII.

Der Katholische Universitätsverein in Salzburg hat durch seine letzte Generalversammlung vom 14. März wiederum ein in Anbetracht des Silberjubiläums seines Bestandes allerdings ziemlich bescheidenes Lebenszeichen von sich gegeben. Dieser Anlaß soll nun dazu dienen, den in Deutschland leider noch zu wenig bekannten und gewürdigten Verein auch in weiteren Kreisen bekannt zu machen und zu empfehlen, seine Bestrebungen darzulegen und ihm neue Freunde und Gönner besonders aus dem Leserkreise der „Allgemeinen Rundschau“ zuzuführen.

Als bescheidenes Samenkorn im Jahre 1884 unter dem Namen „Verein für Gründung und Erhaltung einer freien katholischen Universität in Salzburg“ in die Erde gelegt, hat er sich in den nunmehr 25 Jahren seines Bestandes zu einem mächtigen, blühenden Baume entwickelt, der herrliche Früchte zu bringen verspricht. Ueber den gegenwärtigen Stand der Vereinskasse und -verhältnisse entnehmen wir dem Rechenschaftsberichte für 1908 (vgl. „Univ.-Blatt“ 1909, 3) folgende Einzelheiten: Gesamtvermögen des Vereins am 31. Dezember 1908: 3'154,777.68 K (gegen das Vorjahr ein Zuwachs von rund 300,000 K). Darunter 14 Stifterbeiträge von im ganzen 61,556 K; 13 Gründerbeiträge zusammen 14,491 K usw. Die Spendeneinnahmen betrugen 149,239 K, darunter Bayern mit 10,000 K. Den Hauptanteil an den Spenden und somit auch an den Verdiensten für das Zustandekommen der katholischen Universität hat das katholische Volk, das in richtiger Erkenntnis der hohen Bedeutung einer freien katholischen Hochschule für die Erhaltung und Erstarkung der alten Ideale im Volke und in seinen Söhnen, die es diesen Bildungsstätten anvertraut, seine sauer ersparten Kreuzer seit 25 Jahren in den Opferstock des Universitätsvereins legt.

Gerade in unseren Tagen muß diese Erkenntnis der Notwendigkeit einer eigenen freien, unabhängigen katholischen Universität in immer weitere, besonders gebildete Kreise dringen; gerade jetzt, in der Zeit, da die unselige „Los von Rom“-Hetze auch schon in die Studentenkreise gedrungen ist; in den Tagen, da man der christlich-gläubigen Weltanschauung die Gleichberechtigung abspricht und den christlichen Geist immer mehr aus den Universitäten verbannt, katholische Lehrstühle Juden und Ungläubigen einräumt und katholische Studentenverbindungen, eben weil sie katholisch sind, in der gemeinsten Weise beschimpft und verhöhnt. (Wahrmundskandal und Hochschulszenen sind noch in aller Erinnerung.)

Die Universitäten sollen nach dem Worte Dr. Luegers wieder für das christliche Volk und die christliche Wissenschaft, für die sie gegründet wurden, zurückerobert werden: ein schweres Stück Arbeit, das zähe Ausdauer und große Energie fordert.

Das einfachste Mittel der Eroberung der Universitäten durch Besetzung der Lehrstühle mit überzeugten christlichen Professoren, entsprechend der überwiegenden Majorität der katholischen Bevölkerung, kann nicht in Betracht kommen, solange eine allmächtige Judenclique und der Ring der freisinnigen Professoren die Herren der Universitäten sind, und solange dieselben von der Regierung begünstigt werden, sei es aus Bruderliebe oder aus Furcht vor der Rache Israels. Ebensowenig ist auch unter den jetzigen österreichischen Hochschulverhältnissen zu erwarten, daß der katholischen Studentenschaft die gebührende Anerkennung ihrer Gleichberechtigung zuteil wird. Und so bleibt als das einzige und beste Mittel zur allmählichen Eroberung der Universitäten im Sinne Dr. Luegers nur die Gründung einer freien katholischen Universität.

Gegen diesen Gedanken erheben sich nun sofort Stimmen, die sagen: Die Gründung einer eigenen katholischen Universität sei gleichbedeutend mit einer Selbstisolierung, mit einem sich Ab- und Ausschließen vom freien wissenschaftlichen Geisterkampfe, das einen wissenschaftlichen Stillstand und Rückschritt zur Folge habe. Auf diese Weise verliere die katholische Wissenschaft ihre ganze Bedeutung und ihr Ansehen bei den Gebildeten; denn damit gebe sie auch ihren Anspruch auf Gleichberechtigung auf usw. Allein all diese Einwände schlägt im allgemeinen schon der bloße Hinweis auf die Bedeutung rein katholischer Universitäten für das betreffende Land und für die Wissenschaft überhaupt, z. B. in

der Schweiz, in Belgien, in Nordamerika usw. Ferner ist auch noch im besonderen zu bedenken, daß eine katholische Universität gründen noch lange nicht heißt: alle anderen Universitäten, wo noch katholische Lehrstühle stehen und wo katholische Studenten sind, in geschlossenem Zuge verlassen und den Anspruch auf Gleichberechtigung der katholischen Weltanschauung und ihrer Vertreter fahren lassen. Im Gegenteil, gerade weil das katholische Oesterreich verlangen kann und muß, daß ihm die gebührenden Rechte auch bei Besetzung der Gelehrten- und Beamtenposten zukommen, und weil man sich von Freisinnsseite so leicht über diese gerechte Forderung hinwegsetzt, gerade deshalb ist eine freie katholische Universität notwendig nicht bloß als Selbstzweck, sondern vielmehr als Mittel zum Zweck, als ein Sammelpunkt, eine Zentrale der katholischen Wissenschaft, von wo aus dann die katholische Gelehrtenwelt durch ein einheitliches, geschlossenes Auftreten und unterstützt durch hervorragende wissenschaftliche Leistungen mit mehr Nachdruck und Erfolg als bisher ihre Forderungen und ihren Anspruch auf Anerkennung und Berücksichtigung bei Besetzung staatlicher Lehrstühle stellen und durchsetzen kann. Auf der freien, unabhängigen Hochburg katholischer Wissenschaft in Salzburg sollen die Offiziere für den Kampf um unsere Weltanschauung mit den Waffen gründlicher, allseitiger Bildung und Gelehrsamkeit ausgerüstet werden, um sich dann in siegreichem Geisterkampfe eine Position auf Oesterreichs Hochschulen zu erstreiten und von hier aus dem katholischen Volke und seinen Söhnen wieder dieselben christlichen altbewährten Ideale zu überliefern, die sie ererbt von ihren Vätern.

Das ist das hohe und ideale Ziel des Katholischen Universitätsvereins, das er mit Gottes und des katholischen Volkes Hilfe erreichen wird. Indes, bis das Ziel erreicht ist, gibt es noch viel zu arbeiten, zu agitieren und zu sammeln.

Allein gerade in diesem Punkte dürfte der Verein etwas mehr leisten. Die nötige Propaganda und zielbewußte Agitation hat der Verein nicht immer entfaltet; wenigstens wird ihm dieser Vorwurf von mancher befreundeten Seite gemacht und, wie es scheint, nicht ganz mit Unrecht.

„Daß aber der Katholische Universitätsverein den rechten Weg geht, beweisen", wie der bayerische Kammerpräsident Dr. von Orterer als Gast auf der jüngsten Generalversammlung hervorhob, „die Feindseligkeiten, denen er von allen Seiten ausgesetzt ist. Die liberale Presse, die Freidenker, der Hochschulverein, ja der Hochschullehrerverein, der zuletzt in Jena tagte, richten ihre Geschosse gegen ihn."

Lob und Anerkennung ist dem Vereine schon in reicher Fülle zuteil geworden, besonders von den Päpsten Leo XIII. und Pius X. und dem gesamten österreichischen Episkopate. Auch die österreichischen Katholikentage haben sich stets eingehend mit dieser Frage befaßt, und der vom Jahre 1907 hat in einer Resolution die Gründung der katholischen Universität gefordert mit den Worten:

„Der Katholikentag hält es im Interesse von Religion, Staat und Gesellschaft für eine der wichtigsten Pflichten des katholischen Volkes, das auf unseren Hochschulen herrschende, religionsfeindliche System mit aller Kraft zu bekämpfen und erblickt zu diesem Zwecke in der Gründung einer freien Universität auf rein katholischer Grundlage ein wichtiges Hilfsmittel; er pflichtet deshalb dem Beschlusse des hochwürdigsten österreichischen Gesamtepiskopates vom Jahre 1901, eine katholische Universität zu gründen, einmütig bei und fordert in der Ueberzeugung, daß dieser Schritt mit den bestehenden Gesetzen in keinem Widerspruche steht, die Katholiken Oesterreichs auf, denselben mit allen Mitteln zu fördern."

Diese Aufforderung, den Katholischen Universitätsverein mit allen Mitteln zu fördern,[1] dürfen wir Katholiken des Deutschen Reiches auch auf uns beziehen, und wenn wir ihr Folge leisten, besonders wir Süddeutsche und Bayern, so unterstützen wir eine heilige, erhabene Sache, die uns und unseren Nachkommen, der Kirche und dem Vaterlande von größtem Nutzen ist und bleiben wird.

[1] Zur besseren Orientierung in dieser Sache verweisen wir auf das in Salzburg vom Katholischen Universitätsvereine herausgegebene Universitätsblatt (monatl. Erscheinen; im Jahre 1 M) und auf die verschiedenen bisher erschienenen Agitationsschriften und Flugblätter, die in beliebiger Anzahl gratis abgegeben werden. (Geschäftsstelle des Katholischen Universitätsvereins Salzburg, Fürsterzbischöfliches Palais.)

Frühlingstag im Friedhofe.

Lachender, lockender Finkenschlag
Hoch in den Lüften, den blauen,
Wonniger, leuchtender Frühlingstag
Breitet sich über die Auen,
Breitet sich über das stille Feld,
Ueber Seufzer und Schmerzen,
Breitet sich über die stille Welt
Stillgewordener Herzen.

Unter Kreuz und Kränzen hervor
Leuchten die Blütenkronen,
Weiß am Wege, den Hang empor
Schimmern die Anemonen.
Eng an Mauern, im Ueberfluß
Reihen sich Knospenketten,
Winden schweigend den Frühlingsgruß
Den verlassenen Stätten ....

Und die Bäume in alter Pracht
Neigen die Blütensäume,
Neigen sie über Tod und Nacht
Längst versunkener Träume.
Träume kommen und Träume gehn,
Herzen jubeln und trauern —
Nirgends blühet der Lenz so schön
Wie in den Friedhofsmauern.

Lachender, lockender Finkenschlag
Hoch in den blauen Lüften,
Wonniger, leuchtender Frühlingstag
Ueber Gräber und Grüften,
Laß deinen warmen Mantel wehn
Still um die Stätte der Toten,
Künde ihnen das Aufersteh'n
Mit deinen blühenden Boten!

Eugenie Taufkirch.

Katholischer Korporations- oder Freistudent?

Eine Variation zu einem alten Thema.

Von Egon Meier, cand. phys. et chem., Berlin.

Oft und heftig haben die Vertreter beider Richtungen schon die Waffen gekreuzt, aber der Kampf ist noch lange nicht entschieden. In dem einen Lager stehen die gleichmäßig ausgerüsteten Soldaten, einer Schöpfung aus unserer Dulderzeit, die trotz aller gefährlichen Raub- und Kleinkriege noch kampfesfähig und frisch wie am ersten Tage sind; auf der anderen Seite ein bunt zusammengewürfeltes junges Heer, das noch keinen auswärtigen Feind niedergerungen, das aber trotzdem eine augenblicklich nicht zu unterschätzende, wenn auch wohl nur vorübergehende Macht darstellt. Ein Menschenalter später, und auch dieser Kampf wird ausgetobt haben; erst die Nachwelt kann sich ein ganz objektives Urteil über die beiderseitigen Bestrebungen bilden.

Nun hat just in den „Historisch-politischen Blättern" vom 1. Dezember 1908 ein Aenanenphilister in durchaus sachlicher Kritik die freistudentische Bewegung abgelehnt; er hat uns geboten, was er als dem Studentenleben schon ferner Stehender an logischen und theoretischen Beweisen geben kann. Es sei mir daher vergönnt, dasselbe Thema von einem anderen, ich möchte sagen, praktischen Gesichtspunkte aus zu behandeln.

Was ich mir zur Aufgabe gesetzt habe, ist, sine ira et studio die Gründe zusammenzustellen, aus denen eine große Anzahl katholischer Studenten nicht aktiv wird, Gründe, wie man sie beim „Keilen" aber auch von alten Freistudenten immer wieder hören kann. Ob die Behauptung, daß manche der verbissensten „Wilden" frühere oder „beinahe gewordene" Korporationsstudenten sind, zutreffend ist oder nicht, das können und wollen wir hier nicht untersuchen. Uns kümmert nur das Gros der Finkenschaft. Auch erübrigt es sich, von solchen zu reden, die, wie man sich euphemistisch ausdrückt, nicht mehr (mit oder ohne Zusatz von „ganz") auf dem Boden der Prinzipien stehen, d. h. von solchen, die meist einem mehr oder minder süßen Venusdienst sich weihen, anstatt um den Altar der Ideale sich zu scharen. Zwar gehören auch

diese zur allumfassenden freien Studentenschaft, anderseits aber haben sie mit der für ihre Sache streitenden katholischen Freistudentenschaft nichts gemein.

Auf die Frage, warum man denn nicht aktiv geworden sei oder werde, erhält man öfters die Antwort, daß die Geldmittel dazu nicht ausreichten oder, in studentischer Sprache, daß man es nicht „darstellen" könne. Zugegeben, daß es „Innungen" gibt, in denen man mit einem geringeren Wechsel nicht auskommen kann, so gibt es aber auch am selben Ort stets solche, in denen man mit bescheidenen Mitteln im Grunde dasselbe haben kann. Daß es auch „flotte" katholische Korporationen gibt, das schadet unserer Sache gar nichts, im Gegenteil, sie ermöglichen uns erst die Achtung gewisser Kreise. Trotzdem mag bei bestehenden Verhältnissen es dem einen oder anderen doch mal nicht möglich sein, auch den geringen notwendigen Geldansprüchen einer Korporation zu genügen.

Anderen ist die betreffende Korporation nicht fein genug, sie müßten vielleicht dort mit Leuten verkehren, die in einer einfacheren Kinderstube aufgewachsen sind. (Auch eine sozial-caritative Betätigung!)

Einigen verbieten ihre Eltern oder ein Erbonkel das Aktivwerden in katholischen Studentenkorporationen. Ich weiß nur zu gut, daß derartige Fälle vorkommen; aber meist sind solche Redensarten ein bloßer Deckmantel für andere verschwiegene Gründe.

Wieder andere beziehen zusammen mit andersdenkenden Konpennälern die Hochschule; sie werden natürlich alle nicht aktiv. Entweder verderben die katholischen Abiturienten in dieser Gesellschaft schon bald, oder aber es geht eine zeitlang gut, bis endlich der Wind die Einzelnen in alle Richtungen zerstreut, die dann ganz alleinstehende „Katholiken" auspfeift und allmählich auf die schiefe Bahn wirft.

Es sind ihrer nicht wenige, namentlich Söhne besserer Kreise, die nicht den Mut haben, in eine katholische Korporation einzutreten und somit in das Vordertreffen zu kommen. Zwar spricht man das nicht so offen aus, aber man geht, volkstümlich gesagt, „wie die Katze um den heißen Brei". Man befürchtet Zurücksetzung in seiner späteren Stellung, man scheut eben vor einem mutigen, achtunggebietenden „Credo" zurück. Es sei mir nur vergönnt, auf ein Beispiel hinzuweisen. An der Berliner Universität besteht eine sogenannte Akademische Lesehalle, die ganz von Studenten unterhalten und geleitet wird. Anfangs Dezember eines jeden Jahres finden die Wahlen des Direktoriums statt, dessen Zusammensetzung für Art und Richtung der vertretenen Zeitungen und Schriften von einschneidendster Bedeutung ist. Deshalb machen die katholischen Korporationsstudenten es allen ihren Mitgliedern (selbst Inaktiven) bei 10 ℳ Strafe offiziell, sich eine Lesehallenkarte zu nehmen und die katholischen Kandidaten zu wählen. Und die Freistudenten, die betonen lieber ein andermal, wenn es einfacher ist, ihr katholisches Prinzip. Denn die Wahl ist öffentlich; man muß ja auch öffentlich sagen: „ich wähle die katholischen Kandidaten". Auf je 100 Stimmen kommt ein Direktoriumsmitglied. Nun wurden bei der letzten Wahl nicht ganz 220 Stimmen für die kathol. Kandidaten (deren 3. trotz früherer Erfahrung ein Freistudent war!) abgegeben. Davon entfallen ca. 180 auf die katholischen Korporationen, mithin nur ca. 40 auf die Freistudenten, und doch zählt die Berliner Universität viele[1]) wilde katholische Studenten. Wie viele „national" oder „liberal" gewählt haben, weil sie keine Scheuklappen anziehen konnten, weiß ich nicht, denn man sieht den Leuten den „Katholiken" doch so nicht an; aber mehrere Fälle dieser Art sind mir bekannt. Wieder andere haben aus ähnlichen Motiven gar nicht gewählt. Man sage nicht: ja viele hatten wohl keine Lesehallenkarte (3 ℳ), die zum Eintritt und Wählen berechtigt; „viele", glaube ich nicht, „manche", mag sein; aber selbst wenn, es ist halt bei obwaltenden Umständen einfach Pflicht jedes katholischen Studenten, zu wählen, eine größere Pflicht, als bei Fronleichnamsprozessionen mitzugehen, wo man meist auch nur wenig Freistudenten sieht. Ich will noch darauf hinweisen, daß die Juden mit gewaltigem Eifer und großen Geldopfern für ihre Sache stritten.

Meistens aber wird der Zwang, insonderheit der vermeintliche Trinkzwang, als Grund angegeben. Zuerst zum Trinkzwang! Nun, der Trinkzwang ist bei weitem nicht das, für was er verschrien ist. Gewiß, ohne einen gewissen Komment ist ein Korporationsleben ja undenkbar, aber die „Sauferei" früherer Studentenzeiten ist längst entschwunden. Zwar finden sich auch jetzt noch mitunter gleiche Seelen zu einem inoffiziellen „Gelage" zusammen, dessen fröhliche Stunden noch oft die schönste Erinnerung für schon längst ergraute Philister sind, aber, wie gesagt, eine offizielle „maßlose Sauferei" gibt es nicht mehr. Nur ganz selten noch werden z. B. „Bierjungen" getrunken, und einem Fuchsen, den man in die Kanne schickt, „schenkt" man meist schon, bevor er auch nur einen Schluck getan, wenn man nur den guten Willen, das heißt, die Unterordnung des Betreffenden sieht. Auch ist ja keiner verpflichtet, alkoholische Getränke zu sich zu nehmen, wenn auch allerdings das „Wassertrinken", namentlich gerade in der Großstadt, einen bei Studenten gar oft nur zu berechtigten, mehr als unangenehmen Beigeschmack hat. Und der übrige Zwang? Ist er unberechtigt oder etwa gar unerzieherisch? Gewiß, es ist nicht immer angenehm, zu müssen, wenn man nicht will und mag, und zu lassen, was man gern möchte. Doch es ist nicht so hart, wie es auf den ersten Blick scheint; es wird ja aus allen möglichen Gründen die weitgehendste Dispens erteilt. Aber ein inniges Zusammenleben ist ohne Zwang einfach undenkbar. Man werfe nur nicht ein, daß manche Vereinigung, so z. B. der V. d. St., dort, wo er sehr stark ist, im Grunde nur offiziöse Veranstaltungen kennt; das ist aber kein Korporationsleben mehr, das ist nur eine Zusammenrottung mehrerer Cliquen, die sich gegenseitig kaum kennen. Vielleicht wird einmal die Evolution unserer Korporation bei veränderter Grundlage (aber nur dann!) in etwa ähnliche Zustände schaffen, aber heutzutage sind sie sicher verfehlt. Wie soll der führen können, Gehorsam verlangen wollen, der nie die Bitterkeit einer allzu straffen Gehorsamsforderung als Erwachsener an sich selbst erfahren hat? Nur wer gelernt hat, nicht immer seinen Willen durchzusetzen, objektive Einwände und Korrektionen ruhig und dankbar hinzunehmen, ist befähigt, auf hoher Warte zu stehen; nur wer durch brüderliche Zurechtweisung sich selbst abgeschliffen hat, ist berechtigt, andere zu tadeln und zu strafen. Ich kann nicht umhin, hier eine Stelle aus einer Rede zu zitieren, die zwar keineswegs dasselbe Thema behandelt, die aber trotzdem, wie dafür geschaffen, hierher paßt: „Sehen wir ganz ab von der schweren Ungerechtigkeit, die darin liegen würde, zu vergessen, was die katholischen Studentenkorporationen für das katholische Deutschland gewesen sind; denn wem verdankt der deutsche Katholizismus jene akademisch gebildeten Laien, die im öffentlichen Leben die katholische Sache verteidigen: im wesentlichen unseren Korporationen; denn man kann die Verteidiger der katholischen Sache, die nicht durch diese hindurch gegangen sind, fast an den Fingern einer Hand aufzählen. Noch jüngst versicherte mir ein katholischer Religionslehrer, daß er seine vom Seminar (!) überkommene Meinung über die katholischen Studentenkorporationen gründlich geändert habe, seit er gefunden, daß die einzigen auf gläubig katholischem Boden stehenden Gymnasiallehrer an den Anstalten, an denen er gewirkt, auch sämtliche Alte Herren katholischer Korporationen gewesen seien." Begreifen kann man es wohl, daß manche eine gewisse Bevormundung nicht ertragen können, doch noch besser, daß andere für solche Leute nur ein Achselzucken übrig haben. Zeit zum Studium und Vergnügen, zu Theaterbesuch und Kennenlernen der ihn umgebenden Welt bleibt jedem in reichlichem Maße; deshalb ist auch der „Zwang" an größeren Universitäten geringer als an kleinen.

Auch kann niemand behaupten, daß die Korporation es ihm unmöglich mache, sich sozialcaritativ zu betätigen. Die Korporationen sind sogar selbst, wie August Nuß auf S. 609 dieser Zeitschrift auch zugibt, eine „soziale Versöhnung". Auch in Korporationen werden derartige Bestrebungen gefördert, nur daß hier allzu radikalem Vorgehen ein gesundes Gegengewicht die Wage hält; wir haben es nicht nötig, uns mit irgend einem „Schlager" bemerkbar zu machen. Als typisch schwebt mir immer noch eine Bonifaziusvereinsversammlung in Freiburg vor. Gelegentlich einer Besprechung, ich glaube über den Vinzenzverein, machte ein Hauptvertreter der „Freien" den Vorschlag, man solle dafür in den „Korporationen" sammeln. Dazu bedarf es keines Kommentars.

Uebrig bleibt der Rest solcher Studenten, die aus Ueberzeugung nicht aktiv werden. Ist ihre Anzahl groß, ist sie klein? Was sind das für Ueberzeugungen? Tor, der du fragst! Ueberall tönt dir das Wort entgegen: „im Prinzipe dagegen"; wohl werden hie und da mysteriöse Andeutungen gemacht, aber ich fürchte, es geht dir wie dem Knaben, der den Grund nicht einsieht.

Auch unsere katholischen Korporationen und noch mehr ihre Mitglieder sind, wie alles Menschliche, unvollkommen; aber den etwa vorhandenen Nachteilen die Vorteile gegenüberstellen, hieße Ueberflüssiges sagen. Treu den selbstgewählten Prinzipien halten wir im Vollgefühle des Gewonnenen, nicht bloß durch ein gleiches Schicksal für kurze Zeit verkettet, fest zu unseren Bundesbrüdern bis übers Grab hinaus. O daß doch die Zweifler und Nörgler die Herzlichkeit und Innigkeit des gemeinsam getragenen Unglücks sowie der brüderlich geteilten Freude miterleben, o, daß sie doch die Wonne eines Wiedersehens von Bundesbrüdern nach langjähriger Trennung mit durchkosten könnten! Mehr als ein Paulus würde dann offen für uns Zeugnis ablegen!

[1]) Eine Statistik nach Konfessionen wird hier leider nicht geführt. Man greift wohl sicher nicht zu hoch, wenn man statt der üblichen Prozente nur 1/5 von den 8600 Studenten als katholisch annimmt; sind doch hier Rheinland und Westfalen stark vertreten, und alles, was Süddeutschland nach dem Norden schickt, geht nach Berlin.

Das vorliegende Heft enthält den Gasthaus-Anzeiger. Wir bitten unsere Freunde, Lokale, in denen die „Allgemeine Rundschau" regelmässig aufliegt, besonders zu berücksichtigen, andererseits aber solche Lokale, in welchen unser Blatt nicht anzutreffen ist, obgleich sie im Gasthaus-Anzeiger aufgeführt sind, ungesäumt der Geschäftsstelle bekanntzugeben.



Es war zur goldnen Lenzeszeit.

Graf Aleksej Tolstoj.

Es war zur goldnen Lenzeszeit,
Die ersten Gräser sprossen,
Der Wald trug lichtes grünes Kleid,
Und frohe Bäche flossen.

Noch hatte nicht der helle Laut
Des Hirtenhorns gesungen,
Noch war im Wald zum Farenkraut
Kein Sonnenstrahl gedrungen.

Uns schirmend zu der Erde bog
Die Birke sich des Hages,
Als deine Züge überflog
Ein Lächeln still, ein zages.

Als Antwort auf mein Liebesflehn
Schlugst du die Augen nieder;
O Leben! Sonne! Waldeswehn!
O Jugend, Hoffnungslieder!

Und Wonnetränen fand ich nur
Auf dich herniederregnend.
Der Lenz durchschritt die stille Flur,
Die Birke rauschte segnend.

Es war im Lenze unsrer Zeit!
O Tränen ihr, o Wonne!
O Wald! O Leben unentweiht!
O Birkenduft! O Sonne!

Aus dem Russischen von Otto Agnes (Merten a. d. Sieg).

---

3. Vertretertag des Verbandes der Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit.

Von Joseph Pappers, Köln.

Das eine kam bei dieser Versammlung, welche am 15. April in Köln in den Räumen der Bürgergesellschaft tagte, immer wieder zum Ausdruck: wir sind trotz allem weiter gekommen in der Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit, und es geht mit Gott vorwärts! Am Vorabend der Tagung bildete sich ein neuer Männerverein z. B. d. ö. U. in Dortmund, und während der Tagung lief die Meldung ein, daß ein gleicher Verein in Hildesheim entstanden sei. Den Vorsitz in den Versammlungen führte Rechtsanwalt Dr. Lennartz-Köln. Er begrüßte besonders herzlichst den alten und hochverdienten Kämpen Herrn Abgeordneten Geheimrat Roeren, ferner den Vertreter des Interkonfessionellen Münchener Vereins, Herrn Professor Böhmländer, der heuer bereits zum dritten Male dem Vertretertag in alter Rüstigkeit und Begeisterung für die gute Sache beiwohnte, weiter die zum ersten Male anwesenden Vertreter der neu angeschlossenen Vereine von Bonn und Paderborn. Der Rechenschaftsbericht des Verbandsvorstandes erwähnt besonders die Teilnahme des Verbandes an dem internationalen Kongreß zur Bekämpfung der Pornographie in Paris am 21. und 22. Mai vorigen Jahres, den Kampf gegen die Zusendung anstößiger Prospekte, welcher zu wiederholten und erfolgreichen Eingaben an das preußische Justizministerium Anlaß gab, und endlich das viel beachtete Vorgehen gegen die Berliner sogenannten „Schönheitsabende". Zu der Hoffnung, daß die Verbandsbestrebungen im kommenden Jahre weiter energische Förderung erfahren, berechtigt vor allem die stete, ununterbrochene Entwickelung des Verbandsorgans „Volkswart", das immer mehr an Abonnentenzahl und damit auch an Beachtung und Einfluß gewinnt. Die Berichte der einzelnen Vereine gaben ein Bild fleißiger Tätigkeit. Es berichtete für Aachen Amtsgerichtsrat Tücking, für Bonn Apotheker Block, für Duisburg Kaplan Otte, für Düsseldorf Amtsgerichtsrat Dr. Hochgürtel, für Köln Lehrer Pappers, für München Professor Böhmländer, für M.-Gladbach Rechtsanwalt Nonnenmühlen und für Paderborn Professor Dr. Schoppe. Besonders erwähnt wurde in sämtlichen Berichten der unausgesetzte Kampf gegen die Schundliteratur. Zu ihrer Bekämpfung lag dem Vertretertag eine Anregung vor, auf eine gesetzliche Beschränkung der Buchhändlergewerbefreiheit hinzuwirken. Abgeordneter Geheimrat Roeren warnte entschieden, eine derartige Beschränkung anzustreben, da durch eine solche nur die Person, nicht aber die Sache getroffen würde. Ihm sekundierte Rechtsanwalt Nonnenmühlen, der ausführte, daß die bestehenden Gesetze genügten, daß es aber notwendig sei, das Volk hiervon zu überzeugen, es zur praktischen Mitarbeit an der Bekämpfung der Schundliteratur aufzurufen. Nicht die Polizei allein soll uns helfen, wir, das Volk selbst, wollen versuchen, mit den bereits gegebenen gesetzlichen Handhaben der Schundliteratur und des Schmutzes überhaupt Herr zu werden. Der Vertretertag beschloß die Einrichtung einer lebenslänglichen Verbandsmitgliedschaft gegen einmalige Zahlung von 100 ℳ, wofür das Verbandsorgan und alle sonstigen Veröffentlichungen des Verbandes gratis geliefert werden.

Einen würdigen Abschluß fand die Kölner Tagung durch einen öffentlichen Vortrag des Züricher Sexualethikers Professor Dr. Fr. W. Foerster, der über „Alte und neue Anschauungen über die Beziehungen der Geschlechter" sprach. Rund 900 Damen und Herren lauschten anderthalb Stunden lang den Ausführungen des Redners, der in seiner bekannten geistvollen Art gründlich mit den modernen Sexualreformern und namentlich ihrer weiblichen Bannerträgerin Ellen Key abrechnete. Unter dem begeisterten Beifall seiner Zuhörer erklärte Redner: „Die tiefsten Gedanken wurden nicht in Stockholm, nein, sie wurden auf Golgatha gedacht", und ein andermal: „Das Christentum konzentriert die Lebenskräfte, unterbindet sie nicht." So klang die imponierende Kölner Tagung aus in einem öffentlichen Bekenntnis vieler Hunderte, und zwar der ersten Gesellschaftskreise einer modernen Großstadt, zu der ewig lebenskräftigen „alten" Moral und einem feierlichen Gelöbnis, trotz allem den Höhenweg des Kreuzes zu wandeln. Möge die Kölner Tagung vorbildlich bleiben für alle künftigen Versammlungen des jungkräftig aufwärts strebenden Verbandes, dem das Kreuz Schwert und Kelle ist und bleiben soll!

Alte und neue Anschauungen über die Beziehungen der Geschlechter. Ueber den vorstehend bereits erwähnten Vortrag des Prof. Dr. Foerster aus Zürich entnehmen wir dem Berichte der „Kölnischen Volkszeitung" (Nr. 319) noch folgendes: Er ging von dem Vorwurf aus, den Nietzsche vor 30 Jahren unserem Zeitalter machte, daß es zwar das religiöse Dogma gestürzt habe, aber dem moralischen Dogma noch Gehorsam leiste, daß die Freidenker unbewußt noch die alte Moral des Christentums praktizierten. Seit der Zeit Nietzsches hat man den von ihm vermißten Mut, die Moral zu untersuchen, gefunden, so daß es heute keine ethische Wahrheit mehr gibt, die nicht ihre Gegner hätte. Wer die Bücher liest, die auf dem Gebiete der Beziehungen der Geschlechter in den letzten Jahren erschienen sind, empfängt den Eindruck, daß alles umgebildet und umgestürzt werden soll, was alte Ueberlieferung ist. Der Redner bot aus der Zahl dieser Schriftsteller einige Beispiele, wie die Modernen ihre Anschauungen vorführen. Charakteristisch findet es der Redner für die Bewegung der Sexualreform, daß Frauen dabei das große Wort führen. Alle Vorschläge von radikaler Seite tragen das Gepräge des Weiblichen, allzu Weiblichen. Des näheren kritisierte Prof. Foerster Ellen Key, eine Schriftstellerin, von der man nach seiner Meinung nach zehn Jahren nicht mehr reden wird. Sie geht in all ihren bezüglichen Schriften von Nietzsche aus, von dem Gedanken der Lebenssteigerung, ohne aber zu sagen, welches Leben gesteigert werden soll. Die Modernen arbeiten mit vagen Begriffen und können nicht realistisch und scharf denken. Im Namen des Begriffs Lebenssteigerung verurteilt Ellen Key die monogamische Eheform und kommt zu dem Schlusse, daß das Treuegelöbnis unsittlich sei, weil es verhindere, großen Passionen nachzugehen. Das Charakteristische bei den Modernen ist, daß sie sich nicht vorstellen, was die Menschheit aus der von ihnen geforderten Freiheit, aus dieser Auflösung aller festen Formen machen muß. Es ist ein Hauptirrtum, anzunehmen, die monogamische Eheform stehe im Widerspruch mit der Freiheit des Menschen. Das Christentum hat diese feste Form als eine Gegenwirkung gegen die Emanzipation des Erotischen geschaffen; das Treuegelöbnis ist nicht nur ein äußerer Zwang, sondern eine geistige Macht, die den Menschen mit einer geistigen Schutzatmosphäre gegen das Eindringen neuer Reize umgibt und das Liebesgefühl emporgehoben hat. Auch gegen andere Einwendungen verteidigte der Redner die monogamische Ehe, z. B. daß sie, wie das Privateigentum, eine vorübergehende Form des Wirtschaftslebens sei, eine vorübergehende soziale Form darstelle. Dem Einwand, daß die Keuschheit der Jugend gesundheitlich schädlich sei, was aber gar nicht erwiesen sei, hält der Redner andere Gesundheitsschädigungen entgegen, die allgemein gefordert werden, z. B. die Mutterliebe, die Ehrlichkeit bei Armen u. a. Professor Freund schreibt die vielverbreitete Hysterie der Ursache zu, daß wir zu viel Moral hätten! Wenn aber auch die Wissenschaft eine gesundheitsschädigende Wirkung der Keuschheit feststellen sollte, so ist das Heil der Seele wichtiger als die Gesundheit des Leibes. Die Ehelosigkeit kann allerdings eine Tragik mit sich bringen, aber diese soll nicht durch die Tragödie der Liederlichkeit verstärkt

werden. Die Phrase der Lebensbejahung schließt oft viel Schlaffheit und Energielosigkeit in sich. Die Mütter sollen sich klar machen, daß die Steigerung der Willenskraft moralische Knochen bildet; wir haben zu viel Weichtiere in der modernen Menschheit. Auch das Mitleid hat im Namen des unehelichen Kindes einen Angriff auf die Ehe unternommen in der Forderung der Gleichstellung der unehelichen mit der ehelichen Mutter. Der beste Mutterschutz ist die monogamische Ehe. Der Redner hält es für gerecht, wenn auf die uneheliche Mutter ein Schatten fällt. Er schloß mit der Charakteristik der modernen Literatur zu seinem Thema als einer traurigen Verirrung; aber die Zeit werde kommen, wo Verblendete und Toren einsehen werden, daß es ewige Wahrheiten gibt, die durch keine Tagesweisheit verdrängt werden können. Die anderthalbstündigen Ausführungen wurden von dem zahlreichen Publikum, unter dem sich viele Damen befanden, sehr beifällig aufgenommen. Herr Rechtsanwalt Dr. Lennartz führte den Redner ein und sprach ihm am Schlusse auch den Dank des Verbandes aus.

M. Herbert als lyrische Dichterin
oder
Ist das noch sachliche Kritik?

Zur Korrektur einer unverdienten Kränkung.

Die Halbmonatschrift „Ueber den Wassern" (Herausgeber Dr. P. Expeditus Schmidt O. F. M., Verlag der Alfonsusbuchhandlung in Münster i. W.) veröffentlichte im 7. Hefte des 2. Jahrganges (10. April 1909) die vierte Fortsetzung einer Artikelreihe „Kritische Spaziergänge" aus der Feder Joseph Giebens. Unter dem Spezialtitel „Konfessionelle Kunst" setzt der Autor sich mit einem Aufsatze von Jos. Heß über „Neukatholische Belletristik und konfessionelle Kunst" im „Kunstwart" (22. Heft, 1907) auseinander. Eine Antikritik dieser kritischen Versuche ist nicht der Zweck nachstehender Zeilen. Nur ein vor breiter Oeffentlichkeit begangenes flagrantes Unrecht soll in einem von gebildeten Katholiken und auch von Andersdenkenden vielbeachteten Blatte die gebührende Korrektur erfahren. Daß weder der Autor noch der für den Abdruck verantwortliche Herausgeber sich der vollen Wirkung und Tragweite dieser Entgleisung bewußt gewesen ist, soll ohne weiteres vorausgesetzt werden. Gieben tadelt es mit Recht, daß Jos. Heß sich bei der Würdigung der sogenannten neukatholischen Literatur auf Romanschriftsteller beschränkte und nicht auch katholische Epiker und vor allem Lyriker als Zeugen für die Kulturfähigkeit des Katholizismus in die verdiente Beleuchtung gestellt habe. Folgerichtig war es nun die Aufgabe Giebens, seinem Widerpart den schlüssigen Nachweis zu liefern, daß eine Reihe katholischer Dichter die Hochachtung und Beachtung auch nichtkatholischer Leser wirklich verdient. Gieben hat diesen Nachweis versucht, aber es ist zum größten Teile ein **Versuch mit völlig ungeeigneten Mitteln.** Nicht als ob wir eine kritiklose Lobhudelei für den besten Weg hielten, um diejenigen, welche bisher dem ominösen Grundsatze huldigten: „catholica non leguntur", zu einer gerechteren Wertschätzung zu erziehen. Im Gegenteil! Aber in dem vorliegenden Aufsatze Giebens ist **Licht und Schatten auffallend ungleich verteilt,** und die Kritik gewinnt manchmal den fatalen Beigeschmack der Voreingenommenheit, wenn nicht des Uebelwollens. Man mag z. B. Hans Eschelbach den Vorwurf machen, daß er die Dichtkunst zu sehr als Metier betreibe, aber die große Begabung eines Eschelbach läßt sich nicht mit ein paar Worten von dem „so flachen und posierenden Dilettantismus" unter den Tisch streichen. Der gleichzeitige spöttische Seitenhieb auf das blühende Epigonentum stimmt schlecht zu dem vorausgehenden Satze, „vor allem habe die **Lyrik** eine **wirkliche Wiedergeburt** gefeiert". Einige schroffe Bemerkungen über Lorenz Krapp verraten eine Animosität, die schon im 4. Hefte derselben Halbmonatsschrift „gegen den Kritiker Krapp" breitesten Ausdruck fand. Wer von Krapps verstreut erscheinenden neueren Gedichten sagt: „Vielfach seine alten tönenden Worte, oder eben nur Worte, Wörter, eine klingende Schelle", darf auf ein ruhiges, abgeklärtes, unnötige Schärfen vermeidendes Urteil keinen Anspruch machen. Von den drei „Jungen" Witkop, Krapp und Flaskamp meint Joseph Gieben mit auch sonst oftmals nicht einwandfreier Stilistik: „Gewiß ist ein abschließendes Urteil über diese **etwas** prätentiös auftretenden Dichter vorläufig **etwas** verfrüht". Wenn wir nicht sehr irren, hat — sicherlich zu besonderer Genugtuung aller Epigonen, Dilettanten und Schellenklinger — Gieben selbst einige der Druckerschwärze anvertraute lyrische Versuche auf dem Gewissen. Es wäre nicht das erste Mal, daß aus einem verkannten Dichter ein um so grimmigerer Kritiker geworden ist.

Im übrigen lehrt die Erfahrung, daß einem **wirklichen Könner,** der dem Volke bleibende geistige Güter schuf und oft ein Heer von Kritikern in Brot setzte, die Kritik auf die Dauer nicht geschadet hat, nicht einmal die der blinden Lobhudler, noch viel weniger die der Spötter und der Nörgler. Wenn die Kritik längst verweht war, lebte das Werk fort und setzte sich durch.[1]) Diese einleitenden und zum Teil abschweifenden Bemerkungen ließen sich zur Kennzeichnung der Sachlage nicht umgehen. Nun zum eigentlichen Thema.

Nur zwei katholische Dichter kommen bei Gieben völlig ungeschoren weg: Hlatky und Pöllmann. Von ersterem ist gesagt, daß man ihn und seinen ganz katholische Weltanschauung atmenden „Weltenmorgen" ruhig neben den Antipoden Spitteler mit seinem „Olympischen Frühling" setzen könne. Das einzige Sätzchen über Ansgar Pöllmann möge weiter unten im Zusammenhange seinen Platz finden, wo es als Gegensatz zu der unmittelbar vorausgehenden **Verhöhnung M. Herberts** am stärksten wirkt.

Man vergegenwärtige sich nochmals, daß Joseph Gieben den ausgesprochenen Zweck verfolgt, katholische Dichter, die — um in seinen Worten zu reden — „auf nichtkatholischem Lesergebiete kaum bekannt sind", der Wertschätzung in anderen Lagern zu empfehlen. Zu diesem Zwecke hebt der Autor vielversprechend an: „Sonst aber haben wir eine ganze Reihe Lyriker der verschiedensten Wesens- und Formanlage, die wohl verdienten, in den bekannten Anthologien nicht übergangen zu werden. Allerdings, Sensationen werden hier nicht geboten, keine Nervenreize kein Sinnenkitzel, keine lüsterne Sinnlichkeit". Und nun geht's los:

„Vielmehr die trotz der allmählichen Ueberproduktion und der fast wie Manie wirkenden Wiederholungen derselben Töne und Gedanken, die schließlich immer blutärmer werden, tiefernste, aus dem Leid entsprungene, empfindungslebende (?!) Gedankenlyrik einer M. Herbert, deren Kunst als ganzes den Eindruck einer Verkörperung des ergebenen Leids macht, ähnlich dem der mater dolorosa in der christlich-katholischen Kunst. Freilich glaubt man oft, diese schmerzhafte Mutter wisse, wie gut ihr die Falten des Leids in Antlitz und Kleid stehen, mit anderen Worten, sie kokettiert ein wenig damit. Dann die feine Ziselierarbeit Ansgar Pöllmanns, dessen warme Naturempfindung und stimmungsvolle Plastik an Greif erinnert."

Ob das die richtige Methode ist, M. Herbert als lyrische Dichterin dem Interesse und der verständnisvollen Würdigung der nichtkatholischen Welt empfehlend näher zu bringen, zur Berücksichtigung ihrer Poesie in Anthologien anzuregen, wird der Autor der im letzten Satze zu grausamem Hohn gesteigerten Kritik nachträglich vielleicht selbst bezweifeln. Wenn man Personen und Dinge näher kennt, stutzt man förmlich beim ersten Lesen dieser unnatürlichen Mischung volltönender Anerkennung mit einer „fast wie Manie wirkenden" Verkleinerungssucht. Stünde an der betreffenden Stelle nichts anderes als der Satz: „Vielmehr die . . . . tiefernste, aus dem Leid entsprungene, empfindungslebende Gedankenlyrik einer M. Herbert, deren Kunst als Ganzes den Eindruck einer Verkörperung des ergebenen Leids macht, ähnlich dem der mater dolorosa in der christlich-katholischen Kunst" — so würde gewiß jedermann die Empfindung haben, daß M. Herbert mit demselben Maße gemessen sei wie Ansgar Pöllmann und Eduard Hlatky. Schon die den Vordersatz förmlich auseinander reißende Einschachtelung macht fast den Eindruck des nachträglich Hineingezwängten, denn der Autor liebt sonst kurze, straff und knapp gebaute Sätze ohne künstlichen Periodenbau. Noch stärker ist der Eindruck einer völlig aus der Rolle fallenden künstlichen Zutat bei dem so überaus boshaften Nachsatz von „**dieser schmerzhaften Mutter**", die da wisse, wie gut ihr die Falten des Leids in Antlitz und Kleid stehen. Der sehr „prätentiöse", noch in verhältnismäßig jungen Jahren stehende Autor (geb. 1881, seit kurzem Kandidat des höheren Lehramts) konnte die volle Tragweite dieser boshaften Wendung und

[1]) Von hochgeschätzter Seite ging der „Allgemeinen Rundschau" soeben eine kritische Würdigung desselben Artikels zu, der nur die folgenden Sätze entnommen seien: „Dieses systematische **den Mut Rauben, Heruntersetzen, Absprechen, Mißachten, Verdrehen und Verkleinern** ist auf unserer Seite eine böse Mode geworden. So macht man's im anderen Lager nicht! Uebrigens eine Frage: Wer ist Joseph Gieben?"

ihre tiefkränkende Wirkung auf eine hochedle Frau und Mutter unmöglich ermessen. Ihm kann nicht bekannt sein, daß M. Herbert (Frau Therese Keiter) ihren um die katholische Presse und Literatur so hochverdienten Gatten verlor, als die hinterlassenen Kinder — davon eines aus erster Ehe — noch im zartesten, hilfsbedürftigsten Alter standen, daß diese edle Frau anderthalb Jahrzehnt schwer kämpfen mußte, um aus dem Ertrage ihrer Feder die standesgemäße Ausbildung dieser Kinder zu ermöglichen. Und doch hat diese Frau — das wird ihr jeder bezeugen, der sie auch nur einigermaßen kennt — nie in ihrem Leben einen Satz, einen Vers geschrieben, der ihr nicht aus tiefster Seele geflossen wäre, zu dem nicht innere Nötigung sie getrieben hätte. Wer den Vorzug hat, sich zu den Freunden M. Herberts zählen zu dürfen, wird die **persönliche Kränkung**, die in jenem spöttischen Wort von der mit den Falten des Leids in Antlitz und Kleid kokettierenden „**schmerzhaften Mutter**“ liegt, doppelt bitter empfinden.

M. Herberts Gedichte sind im Laufe der Jahre und ihrer Entwicklung von Kritik, ja oft einschneidender Kritik ebensowenig verschont geblieben wie ihre Romane und Novellen. Aber diese Kritik hat, soweit sie das Rechte traf, die Entwicklung des bedeutenden dichterischen Talents nur geläutert und gefördert. Kaum jemand hat eine so unerbittliche **sachliche** Kritik an einzelnen früheren Unvollkommenheiten der Herbertschen Poesie geübt wie die ihr persönlich so nahe befreundete und mit ihrem Denken und Fühlen so innig vertraute E. M. Hamann. Aber das war keine Kritik der Nadelstiche oder gar des — wenn auch unbewußten — Dolchstiches, sondern gütige, fördernde, mithelfende Kritik, eine wohlmeinende Handstütze beim langsamen Aufstieg zu immer reinerer Höhe und Vollendung. Auch von anderen ist an der Herbertschen Dichtkunst im einzelnen Kritik geübt worden und wird, wenn auch immer spärlicher, heute noch geübt; aber diese Kritik war und ist von einer anderen Art als jene, welche in dem Giebenschen Aufsatze beklagt werden mußte.

Der nachstehende Auszug aus besonders bemerkenswerten Preßurteilen über M. Herbert als lyrische Dichterin enthält zugleich den strikten Nachweis, daß alle diese gewiß urteilsfähigen Kritiker an M. Herbert **gerade das Gegenteil von dem rühmen**, was in dem Artikel von Joseph Gieben ihr angehängt werden will: nämlich eine jeden falschen Schein verschmähende, nur aus dem tiefsten Innenleben schöpfende Ursprünglichkeit und unverfälschte Natürlichkeit. Der Gedanke und das Wort sind bei dieser Dichterin der ungetrübte Spiegel der Seele.

Urteile über M. Herberts „Einsamkeiten“:

„Die vielfach vervollkommnete und vervollständigte Gedichtsammlung „Einsamkeiten“, deren seelenvolle Strophen gewiß gar vielen Lesern eine wahre **Trosteinsamkeit** bieten. Diese Gedichte mit ihrem müde-wehmütigen Grundton, mit ihrer selbstvergessenen und eben darum Eigenstes offenbarenden Aussprache trüber und tröstlicher Grunderfahrungen eines edelernsten Gemüts stellen vielleicht die Höhe in M. Herberts reichem Schaffen dar. Gewohnt, ihr eigenes Schaffen an idealen Vorbildern zu schulen und zu schüren, fühlt sie sich in dieser Grundstimmung der Droste verwandt; denn auch diese lernte nur von Mutter Einsamkeit ‚so heißes, tiefes Wort, so weiten Blick, so unerreichtes Schaun‘“. („**Hochland.**“)

„Nie hat M. Herbert sich persönlicher und zugleich von der Eigenpersönlichkeit losgebundener gezeigt als in „Einsamkeiten“ Des „Herzens Schlag“ durchzittert jedes Blatt. So unwiderstehlich rauscht der Harmonienwogenschlag, dessen mitreißende Strömung das unmittelbare Gefühl, dessen Wellenglanz die Gedankentiefe und Sprachschönheit bildet, an uns heran, daß wir nur ihn empfinden, — und daß wir vergessen, nach Genesis und Kausalkette des Textinhaltes zu fragen.“ („**Literarische Warte.**“)

„Man ist von der reichen Bilderschau überwältigt, die diese Herrscherin im Reiche der Gedanken mit kräftigem Pinselstrich oder Meißelschwung zu gestalten weiß. M. Herbert ist eine Dichterin von großem, eigenartigem Talent, ihrem Charakter und Willen gemäß auf einsamer Höhe verharrend.“ (L. v. H. „**Dichterstimmen der Gegenwart.**“)

„In der weltlichen Lyrik gebührt Herbert entschieden der erste Preis. Man wird selten ein so tiefes Empfinden so unmittelbar und unverschleiert ausgesprochen finden; manchmal erscheint es sogar zu objektiv, zu individuell, und es will einen fast befremdlich anmuten, das bittere Witwenleid, die heiße Sehnsucht nach Liebe und irdischem Glück so offen und mit solcher Glut ausgesprochen zu hören. Sprache und dichterische Form versteht M. Herbert meisterhaft zu handhaben. Man sehe z. B., wie sie in dem Zeilenspiel des leichten Madrigals den tiefernsten Gedanken, daß Menschenherzen keine Stätte für wahre Ruhe bieten, zum Ausdruck bringt.“ (Jos. Spillmann, S. J., „**Stimmen aus Maria Laach.**“)

„Eine kräftigere und tiefere dichterische Erscheinung ist allerdings M. Herbert, die vielfach an die Droste erinnert, ohne freilich ganz die herbe und spröde Eigenart dieser Einzigen zu erreichen. Daß sie der Droste in ihrer Entwicklung viel schuldet, empfindet die Dichterin wohl selbst, wenigstens hat sie ihrem großen Vorbild in zwei Liedern Bewunderung und Verehrung gezollt. Doch glaube man ja nicht, daß nun Herbert dem übermächtigen Einfluß dieser Großen vollständig erlegen sei und ihre Selbständigkeit eingebüßt habe. Dazu ist sie selbst eine viel zu ausgesprochene scharfkantige Persönlichkeit, dazu singt sie viel zu sehr Selbsterlebtes, aus den innersten Teilen ihres Empfindens Hervorquellendes. Und was sie uns zu sagen hat, Leidenschaft oder Gedanke, relgiöse Empfindung oder irdische Schwere, sie gießt es in die edelste Form, die sie mit geschmackvoller Fertigkeit beherrscht. Auch die religiösen Gedichte dieser Katholikin sind, ähnlich wie bei der Droste, über das Konfessionelle hinausgerückt, sie haben etwas für jeden religiös Empfindenden Packendes und Allgemeingültiges, ja selbst ihre dichterische Umschreibung der Messe gewinnt in ihrer Darstellung Leben und Sein auch für den Andersdenkenden.“ (Aug. Gebhard, Friedberg. „**Literarisches Zentralblatt.**“)

„M. Herbert hat schon durch zwei frühere Sammlungen ihrer Gedichte sich als ein starkes lyrisches Talent bewährt. Die vorliegende Sammlung erobert ihr dauernd den Platz unter den gedankenvollsten und tiefsten Poeten der Gegenwart. Sie wird manches gequälte Menschenherz, manche einsame Frauenseele erfreuen, trösten und aufrichten.“ („**Hessische Blätter.**“)

„Solche Gedichte sind naturgemäß kein müßiger Zeitvertreib, sie wenden sich vielmehr an Menschen, welche die großen Kämpfe des Lebens selbst kennen lernten und die sich das Leid des Lebens zu Herzen nehmen. Diese finden an dem Buche einen guten Freund, mit dem sie verständnisvolle Zwiesprache halten können, in dem sie ihr eigenes Leid wiederfinden, und zwar verklärt in Wohllaut und Schönheit. Die Sprache der Herbertschen Gedichte hat sich nach meinem Erinnern seit der ‚Einkehr‘ nicht allzuviel verändert. Sie ist ziemlich dieselbe volltönende, blumenreiche, pathetische geblieben. Etwas rhetorisch, aber nirgends von leerer Rhetorik.“ (Dr. Joh. Ranftl, Graz. „**Literarischer Anzeiger.**“)

„Viel Leid und Wehmut, aber auch viel Kraft und Seelenstärke spricht aus diesen Gedichten. Die Dichterin geht nicht über das Leid hinweg, sie sinkt auch nicht unter, sondern kämpft sich mutig durch und erhebt sich gläubig über irdischen Schmerz. Ihre Gedichte haben viel von der markigen Kraft einer Annette von Droste.“ („**Schweizer Katholische Blätter.**“)

„Durch all ihre Lieder geht der Traum von dem gestorbenen Glück. Aber es ist kein weichliches Klagen, keine haltlose Verzweiflung, sondern das abgrundtiefe Leid einer glaubensstarken geistvollen Frau, die im Liede Trost und Erlösung sucht. Gedichte wie: ‚Da warst du mein‘, ‚An deinem Grab, wo ich zu Hause bin‘, ‚O, kämst du heim!‘ gehören in ihrer künstlerischen Schlichtheit und rein menschlichen Größe zu dem Schönsten und Ergreifendsten, was Frauenliebe und Dichtermund zur Verherrlichung eines Toten gesungen hat.“ („**Literarischer Jahresbericht.**“)

„Die Muse Herberts zeigt ein ernstes Antlitz; ihr ist es nicht um leichtes Versgeklingel zu tun, jedes einzelne Gedicht trägt die Spuren tiefsten Erlebens. Es liegt ein Zug von Größe in diesen Gedichten und ein Hauch von Schwermut und schmerzenreicher Lebenserfahrung lastet auf ihnen, gemildert durch die freudige Ergebung in den Willen Gottes, die aus ihnen hervorleuchtet, und durch die Schönheit der Form, welche die herbe Grundstimmung vergoldet.“ („**Allgemeines Literaturblatt.**“)

„Der Gedichteband ist wohl das Tiefste, was Herbert schrieb. Dämmerung, Allerseelentagstimmung zittert mehr als je in Herberts Liedern gerade hier. Aber nie hat die Stimmungsgewalt und Empfindungskraft dieser Frau, die Prälat Hülskamp mit Annette Droste verglich, sich stärker gezeigt als hier.“ („**Augsburger Postzeitung.**“)

„Nicht wenige dieser Poesien sind nach Form und Gehalt geradezu klassisch. Der Geist, der in diesen großzügigen, aus tiefem Gedanken- und Gemütsleben überquellenden Versen Ausdruck findet, haftet nie am Kleinen und taucht auch das Unscheinbare in Strahlenglut. Gerne lauscht man den Offenbarungen dieser vornehmen Dichternatur, deren geniale Kunst auch das in klare, blanke Worte prägt, was viele kaum nebelhaft zu ahnen vermögen. Dem hohen Flug der Seele ist die schöne, bilderreiche Sprache, sind die so plastischen Wortmalereien und der oft entzückende Wohlklang der Laute durchaus ebenbürtig. („**Badischer Beobachter.**“)

„Sie geht einsame Pfade, aber wer mit Ernst und Andacht den Regungen ihres reichen Seelenlebens lauscht, wird mit reichem Genuß erkennen, welch starkes, impulsives Dichtertalent in dieser Frauenseele wohnt. Es ist ein feierliches, ernstes, tiefdurchlebtes Buch.“ („**Echo der Gegenwart.**“)

„Ich habe mich schon früher wiederholt bewundernd über M. Herberts Dichtkunst geäußert, die in dem letzten der bisher

erschienenen drei Bände den Gipfelpunkt erreichte. Auch das jetzt neu Hinzugekommene steht auf dieser Höhe. Nicht als ob jede Sichtungs- und Feilungsbedürftigkeit ausgeschlossen wäre. Aber im ganzen ist die Form meisterhaft beherrscht, der Inhalt kraftvoll vertieft. M. Herbert geht oft Straßen, die nur Elitemenschen wandeln, aber mit dem Herzen folgen kann ihr auch der minder Begabte: so vertraut sicher rührt sie an das Eigenste in uns." (E. M. Hamann. „Allgemeine Rundschau.")

Urteile über M. Herberts „Lebenslieder":

„Wir haben der im genannten Verlage auch mit blühender Prosa vorteilhaft vertretenen Verfasserin an anderer Stelle unseres Blattes schon Erwähnung getan. Das vorliegende, 204 Seiten starke Buch zeigt uns eine Künstlerin, der die Poesie Lebensodem ist. Gerne lassen wir uns berauschen von dem oft narkotischen Duft der leuchtenden Blüten, die sie auf dem Altare ihrer Kunst opfert, und folgen gerne ihren Beziehungen zu Natur und Menschheit, die als Erinnerungen, als Tränen der Freude, des Mitleids und des Schmerzes, als Wünsche und Hoffnungen, als hohe Entschlüsse, als Bitten und Gebete unser Empfindungsvermögen fesseln." („Norddeutsche Allgemeine Zeitung.")

„M. Herbert ist schon zu oft hier als eine der bedeutendsten — nicht nur — hessischen Dichterinnen gewürdigt worden, es mag der Hinweis genügen, daß auch diese ihre reife Gabe hohe dichterische Qualitäten aufweist." („Hessenland", Kassel.)

„Güte, Segenswirkung, Ursprünglichkeit: in den Einsamkeiten tiefster Selbsteinkehr veredelt und abgeklärt, das ist die Signatur dieses Buches. Ihr Talent gleicht einem stolzen Felsstrom, der unaufhaltsam dem Ewigkeitsmeere der Erkenntnis zustrebt: hier und da aufschäumend, mitreißend, aber dann wieder sich in majestätischen Weiten ausdehnend, Himmel und Erde in reinen gemilderten, auch geheimnisvoll harmonisierten Farben und Linien abspiegelnd. Voll von Licht ist auch der Dichterin Seele, ob Wolken türmend hineinragen und vorüberziehn. Voll von Gotteslicht. Sie hat Höhen und Tiefen reinen Gefühls durchmessen, hat gesucht, ersehnt, im Glück genossen, entbehrt. Ein Schmerzensdiadem umsäumt die klare Denkerstirne ihrer Liebe; ein Leidensschatten vertieft deren ergreifenden, erhebenden Entsagungsblick. Das Wort dieser Liebe ist edel gehalten. Aber der Orgelklang einer gewaltigen Empfindungsskala bebt herein. — Auch hier heiliges Land. Kostbares reiht sich an Kostbares.... Die vierte Gruppe umschließt Religiöses. Hier finden wir M. Herbert durchweg auf einer Höhe, die nur wenige unter den lebenden Dichtern mit ihr teilen dürften. Und zwar behauptet sie da ihren eigenen Platz. Das Gottsuchende haben viele mit ihr gemein. Aber wer die Unmittelbarkeit, die glühende Sehnsucht, die unerbittlich auf den Grund schürfende Forschung, die knieend, mit flehend emporgestreckten, gebundenen Händen zu dem höchsten Richter aufschluchzende Demut? . . . Wenn M. Herbert vor aller Welt die Hand auf dieses Buch legte und sagte: „Das ist mein Ich und niemand konnte es geradeso in künstlerisches Leben umsetzen außer mir", so hätte sie ein Recht dazu, und uns erübrigte nichts, als ihr zu glauben und ihr Wort zu bestätigen." (Albert Christiani. „Der Gral".)

„Es ist ein köstliches Geschenk der großen Dichterin, die wir alle von Herzen lieben, weil sie nur Echtes, tief aus der Seele Quellendes in reifster, vollendetster Form gibt." („Germania".)

„Die ‚Lebenslieder' bergen einen Schatz schöner und tiefer Gedanken, mögen sie an landschaftliche Pracht sich anschließen, um geschichtliche Reminiszenzen sich ranken oder an religiöse Betrachtung sich anlehnen. Mit souveräner leichter Beherrschung der Form verbindet sie die Fähigkeit, alle Saiten des menschlichen Herzens zum Mitklingen zu bringen. Nichts liegt Herbert ferner, als sich mit glattem Reimgeklingel zu begnügen. Die Gedichte sind sich nicht Selbstzweck, sie sind aus vollem Herzen gestiegen, bilden geistige Erlebnisse und wirken deshalb so stark und ursprünglich." („Vaterland", Luzern.)

„Wer M. Herbert aus ihren Büchern kennt, weiß, daß ihr eine durch Kampf und Prüfung hindurchgegangene, oft schwermutsvolle, aber im Religiösen gründende und daher ungebrochene Seele innewohnt. Diese ihre höchst persönliche Eigenart bekunden auch die gesammelten Lieder. Sind auch die Motive der Mehrzahl nach nicht ihrem selbsteigenen Leben, sondern bald dem Naturleben, bald dem Menschenleben geschichtlicher Persönlichkeiten entnommen, so verraten doch alle Lieder H.s seelische Grundstimmung, sind subjektiv, wie es eben echter Lyrik zukommt. Zur rechten Würdigung echter Lyrik gehört Kongenialität des Lesers mit dem Dichter, und daher wird auch nur derjenige dieser Sammlung wie der H.schen Muse überhaupt gerecht, der Seelennot kennen gelernt hat und Seelenkämpfen nicht scheu aus dem Wege geht. H.s Lyrik fordert sinnende, ernste Leser." („Literarischer Handweiser.")

„M. Herbert hat ihrer Lesergemeinde einen großen Schatz glückvoller Harmonien geschenkt, eine wunderbar reiche Tonkette köstlicher Poesien („Lebenslieder"). Wir haben die „Einsamkeiten", die bereits in dritter Auflage aufliegen, noch fast zu allen Stunden in die Hände genommen, wenn die Seele, Gestürm und Hast des lauten Tages vergessend, stille Zwiesprache hielt in liebevertrautem Kreise, und an ihm in heiliger Andacht uns erbaut, so wie man es tut, wenn man in der „Nachfolge Christi" liest. In ihren „Lebensliedern" will uns die Dichterin, die in so vielem an Droste-Hülshoff gemahnt, den „letzten Strauß" bieten. . . . Die Dichterin weiß zu halten, was sie verspricht. Mit souveräner, leichter Beherrschung der Form verbindet sie eine erstaunliche Fähigkeit, alle Saiten des menschlichen Herzens zu rühren und sie zum Mitklingen zu bringen." („Neue Zürcher Nachrichten.")

„M. Herberts ‚Lebenslieder' bedeuten einen wuchtigen Schritt vorwärts auf dem Exzelsiorwege. Die imponierende Beherrschung der Form, der Spröde sprachlicher Einkleidung ist erreicht; die Tiefe der Gedanken- und Empfindungswelt tritt unmittelbar, in prachtvoller, künstlerischer Selbstverständlichkeit, zutage. Spielende, in sich selbst genügsame Lyrik findet sich nicht. Alles war ausgereiftes, abgeschlossenes Resultat inneren Lebens, ehe es sich hier offenbarte. . . . Schön, nicht selten grandios, sind die aus der verstehenden Liebe zu Natur, Kunst, Heimat, Menschen und Menschheit geschaffenen lyrischen Gedichte, künstlerisch eindrucksmächtig zumeist die epischen, aber weitaus am höchsten stehen die religiösen. Vielleicht daß nicht alle sie begreifen, wie ich sie gleich, unter dem ersten Ansturm, begriff. Denn nicht alle werden durch ähnliche Nöten und Tiefen geführt. Wem dies aber geschah, oder wem je Ahnungen dämmerten, daß solche Kämpfe, Wandlungen, Erkenntnisse und Segnungen uns armen, reichen Menschen beschieden sind, dem wird die Gewißheit aufleuchten: Hier ist nicht nur ethische und dichterische Wahrheit, hier ist Größe, nach beiden Richtungen zugleich." (E. M. Hamann. „Allgemeine Rundschau.")

Ich bin die Liebe.

Viele Glocken sind mir im Ohr geklungen,
Mein Mund ist durch viele Winde gegangen,
Mein Herz wohl an tausend Dingen gehangen,
Mit Lachenden hab ich voll Lust gesungen —
Bis ich zu dir kam, mein Herr und mein Gott!

Da klangen mir alle Stimmen zusammen
In einen Akkord, ihm mußte ich lauschen;
Ich hört ihn durch Wasser und Winde rauschen
Hinein in des Herzens lodernde Flammen:
Ich bin die Liebe, dein Herr und dein Gott!

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Dann gehe!...

(Frei nach dem Französischen von Pierre l'Ermite.)

Von

Dr. J. Chrys. Witzkirchen, O. Praem.

Um dieselbe Stunde, wo ich diese Zeilen schreibe, horchen Hunderte von Jünglingen, mit einem schwarzen Talar bekleidet, auf das Wort eines Bischofs, der, während in der Kirche plötzlich alles still geworden, zu ihnen spricht: „Hactenus liberi estis!... bis jetzt seid ihr frei... aber wenn ihr bei eurem edelmütigen Entschlusse beharret... huc accedite!... so tretet näher!..."

Und die einen ganz ruhig, die anderen ihr Herz in der Brust klopfen fühlend, tun den entscheidenden Schritt, nach welchem es nie mehr gestattet ist, zurückzutreten.... Tu es sacerdos in aeternum!... du bist Priester in Ewigkeit!...

Arme Jünglinge! Wenn sie wüßten!

* * *

Der heilige Vinzentius von Paul, der unerschrockene und unermüdliche Streiter Christi, sagte am Abende seines bewegten Lebens: „Wenn ich gewußt hätte, was es heißt, Priester sein, nie hätte ich mir die Hände auflegen lassen!..." Und vor ihm hatte der heilige Augustinus geschrieben: „Angelicis humeris formidandum! Die Last des Priesteramtes ist selbst für Engelsschultern zu schwer!"

Und doch muß es Priester geben! Und deshalb hat Gott das Priesteramt, wie übrigens jede wichtige Stunde des

Daseins, mit einer Art Nebel umgeben, der die ganze Größe der Verantwortlichkeit in einem matteren Lichte erscheinen läßt, während eine innere und gebieterische Stimme uns zuruft: „Vorwärts!“

Und der junge Priester tritt mutig seine Laufbahn an. Er kennt das Priesteramt, wie der Zögling einer Kriegsschule den Krieg kennt, in seiner Einbildung, in seinen Büchern, weit von der blutgetränkten Erde des Schlachtfeldes und dem unheimlichen Zischen der Kugeln, die unsichtbar und gefahrdrohend umherfliegen, die nur danach gelüsten, Herzen zu durchbohren und Blut zu vergießen.

Und es ist gut, daß es so ist!

* * *

Denn es ist wahr, daß das Priesteramt das Höchste, das Erhabenste ist, worauf ein Mensch hier auf Erden Anspruch machen kann, und schon allein von dem menschlichen Standpunkte aus betrachtet, ist für den Denker der schlichte Talar eines heiligen Vinzentius von Paul mehr wert als der altberühmte Kaiserrock Napoleons. Der eine ist bescheiden und Gutes stiftend vorbeigegangen: „ama nesciri et pro nihilo reputari!“ Der andere hat sich mit Ruhm bedeckt, aber dieser Ruhm heißt: „Blut und Tränen!“ Vor dem einen werfen die Gläubigen sich auf die Knie nieder und beten. Vor dem anderen, wenn man ihm in einer Ecke des Museums begegnet, wiederholt man unwillkürlich das ewige Wort: „Eitelkeit der Eitelkeiten, alles ist Eitelkeit, außer Gott lieben und ihm dienen!“

Denket darüber nach, Söhne der Reichen, Familiensöhne, die ihr eines Tages in eurer Jugend das Priestertum in der Ferne vor euch sahet, die ihr vielleicht einige Augenblicke in Gedanken vertieft stehen bliebet, als ob ihr plötzlich den aus der Ferne kommenden Ruf einer geheimnisvollen Stimme gehört hättet, und die ihr schnell umgekehrt seid, um ihn nicht mehr zu hören, erschrocken durch den Gedanken an das zu bringende Opfer, indem ihr sagtet: „Nein, ich bin zu reich, und die Welt steht mir offen!“

* * *

Aber wenn das Amt des Priesters so erhaben ist, welche Verantwortlichkeit!

Sich sagen: Ich bin der Sauerteig, der diese ganze Masse heben muß!

Ich bin das Salz ... und werde mich zu verantworten haben für alles, was rund um mich in Fäulnis übergegangen ist!

Ich bin der Pfeiler, und wenn das Gebäude zusammenstürzt, so wird Gott von mir Rechenschaft fordern!

Ich bin der Leuchtturm, von Gott gesetzt, um Licht zu verbreiten in der Finsternis, um vor allen Gefahren und Ungewittern zu warnen. Und wenn so viele Unglückliche sich ins Verderben stürzen, so ist es vielleicht, weil ich nur ein elendes Werkzeug bin. Nacht in der Nacht, anstatt die brennende Lampe Christi zu sein!

Ich bin das Ideal, das die ewige Schönheit des Guten und die Erhabenheit des Wahren verkünden muß! Ich bin die Sonne, die erwärmt, der Freund, der unterstützt! Ich vergegenwärtige hienieden alles, was gut und gerecht, rein und tröstend ist! Und wenn die menschliche Gesellschaft nur noch für die Welt zu leben scheint, wer weiß, wäre es vielleicht nicht, weil auch ich, ohne es zu wissen, ein wenig Weltmensch geworden bin?!

* * *

Priester sein, und jetzt, in der gegenwärtigen Zeit!

O Jünglinge, auf welches Schlachtfeld wollt ihr euch begeben!

Die Zeit ist vorbei, wo der Priester den durch die Ueberlieferungen und die Familie sorgfältig vorbereiteten Seelen nur noch das Siegel aufzudrücken hatte

Die Ueberlieferungen sind verschwunden und die Familie besteht nicht mehr. Alles ist dem Unglauben und der Uneinigkeit zum Opfer gefallen.

Man kämpft überall, und die Grenzen des Kampfplatzes sind das ehedem einem jeden heilige Gebiet der Seele des Kindes und das Sterbebett des Kranken, des Armen, der in dem laizisierten Hospitale mit dem Tode ringt und dessen flehende Bitte um einen Priester die Krankenwärterin mit lautem Hohngelächter beantwortet.

Nach welcher Seite du dich auch wenden mögest: überall Kampf und Elend, überall der Schmutz und der Unrat einer in früheren Zeiten ungekannten Literatur, die für fünf Pfennige in einer Stunde die Früchte einer jahrelangen Arbeit vernichtet. Kampf in dir, Kampf um dich herum, Kampf überall! Ein unabsehbares und nur mit den größten Beschwerden zu bebauendes Feld unter einem schwarzen Himmel, welcher der sündigen Menschheit mit der Rache seines erzürnten Gottes zu drohen scheint. Siehe da, o Priester, deine Zukunft hienieden!

Aber, wenn du die Gnade in dir fühlest.

Wenn du deine Zeit, dein Geld, dein Leben, dein Herz für nichts achtest.

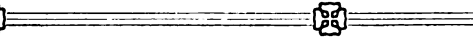
Wenn du bereit bist, in der Einsamkeit zu leben, wenn du dich stark genug glaubst, um trotz aller Widerwärtigkeiten, trotz Haß und Verfolgung den Kopf hochzuhalten.

Wenn du meinst, Mut genug zu haben, um dich gänzlich dem Wohle der hinsiechenden menschlichen Gesellschaft zu widmen und nach dem Uebel zu forschen, woran sie leidet.

Wenn du die Armen und den Arbeiter nicht scheuest...

Wenn du, das Leben der Welt verachtend, deinem menschgewordenen Heilande nachfolgen willst.

Wenn das Wort Gottes sich in deinem Herzen ungestüm hin und her bewegt, wie ein Vogel, der die Flügel schwingt in dem Käfige, den er so gerne verlassen möchte, um hinauszufliegen in die weite Welt — dann gehe! Denn du bist der wahre Priester, der das Samenkorn mit vollen Armen ausstreut, ohne das Haupt umzuwenden, und der sich bewußt ist, daß der Kern des Guten sich in das Erdreich der Seelen nicht einpflanzen läßt als unter dem schmerzlichen Drucke der zerstörten Hoffnungen und der gescheiterten Pläne!



Kontraste.

Ein Wort zur modernen Zeichenmethode.

Von Frz. Hoermann.

Die moderne Kunst und ihre Disziplinen sind, wie das ganze spezifisch moderne Leben, von einer gewissen radikalen Strömung beherrscht oder doch beeinflußt. Die den Radikalismus in der Kunst darstellende Sezession und der heute zu den Akten gelegte sogenannte Jugendstil wurden „begünstigt“, sagt J. Folnesics[1]), „durch die Umwertung aller Werte, die große durch Nietzsche erfolgte Revolutionierung der Geister, die bei der kunstbeflissenen Jugend eine hochaufflammende Begeisterung für alles, was der bisherigen Anschauung entgegengesetzt war, erweckte.“ Man wollte nicht Reform, d. h. schrittweise Umbildung oder Entwicklung, sondern Umsturz der Kunst: etwas absolut Neues, noch nie Dagewesenes.

Dem Radikalismus in der Kunst schloß sich zum Teile der Radikalismus in der Schule an. Der Kunstunterricht und besonders der gesamte Freihandzeichenunterricht sollte nicht bloß reformiert, er sollte auf eine ganz neue Basis und Methode gestellt, es sollten neue Wege, Aufgaben und Ziele gesucht werden. An der alten Methode wurde in keinem Punkte etwas Gutes gefunden, während die neue Methode in allen Fachblättern empfohlen und in allen Tonarten gepriesen wurde.

Bedeutet nun die neue Zeichenmethode wirklich einen derartigen Fortschritt, wie die Vertreter dieser Methode verkünden? War wirklich der alte Zeichenunterricht — wir haben fast ausschließlich das Freihandzeichnen vor Augen — derart rückständig, daß seine radikale Beseitigung angezeigt war? — Wir können diese Doppelfrage wohl am besten beantworten, wenn wir die alte und die neue Methode kurz charakterisieren und gegenüberstellen.

I.

Der alte Zeichenunterricht war eine Vorschule für die Kunst und eine Einführung in die künstlerische Betätigung. Aus diesem, wenn auch nicht theoretisch fixierten, so doch klar bestimmten Zwecke und Ziele des Unterrichts ergab sich die Aufgabe, nur schöne, nur Kunstformen zu zeichnen. Wie die Kenntnis der Noten und Akkorde und die Griffe auf dem Klavier den ersten und schwierigen Weg des Tonkünstlers zu der von ihm erstrebten Höhe darstellen, so war das Zeichnen der einfachsten, aber dem Auge sich wohlgefällig präsentierenden Formen die Einleitung zu der späteren Tätigkeit des Künstlers, Kunsthandwerkers oder Kunstdilettanten.

Aus diesem Ziele des ehemaligen Zeichenunterrichts ergab sich zum Teile auch der Stufengang desselben. Das Freihandzeichnen begann, abgesehen von dem Zeichnen gerader Linien, mit Spiralen und einfachen, strenggeformten Blättern und schritt lang-

[1]) „Frankfurter Zeitung“ 1908, Nr. 133, erstes Morgenblatt.

sam und stetig zu reicheren und schwierigeren Formen vor. Dem Zeichnen nach flächenhaften Vorlagen schloß sich das Zeichnen und Schattieren nach Gipsmodellen an, und zuletzt folgte an manchen Schulen das Zeichnen nach der Natur, d. h. nach künstlerisch verwertbaren Pflanzen und Tieren, und auch nach der menschlichen Figur oder Teilen derselben.

Beim Zeichnen nach *Vorlagen* wurde in den ersten Monaten mit Vorliebe die *griechische Palmette* gewählt: ein, vom zeichen-pädagogischen Standpunkt aus gesprochen, vortreffliches Motiv. Die griechische Palmette samt Spiralen usw. ist nur bei ganz exakter Darstellung genießbar; das empfindet selbst der zeichnende Anfänger, und er wird sich daher instinktiv bestreben, das Ornament so genau wiederzugeben, wie es ihm eben möglich ist. Selbstverständlich wurde mit diesem Zeichnen einzelner großer griechischer Ornamentformen keine praktische Verwendung derselben angestrebt. Etwas später folgte meist das Zeichnen nach stilisierten *Akanthusblättern*: ein in bezug auf rhythmische Wiederholung und Feinheit des Blattschnittes stets vorbildliches Ornament.

Beim Zeichnen und Schattieren nach Gipsmodellen wurden die heute noch unübertroffenen Ornamente der italienischen Renaissance bevorzugt. Hier war gleichfalls vorwiegend das Akanthusornament vertreten, mit dem sich manchmal der stilisierte Lorbeer, das Eichenblatt, die Weinrebe usw. verbanden. Wenn die *deutsche Ornamentik* der Renaissance viel vernachlässigt wurde, so darf zur Entschuldigung angeführt werden, daß sie die Eleganz und Weichheit der italienischen kaum ausnahmsweise erreicht hat.

Das heute als Zeichenobjekt viel bekämpfte Gipsmodell hatte für den Schüler gegenüber den in Sandstein, Holz usw. ausgeführten plastischen Ornamenten den Vorzug der Schärfe und Helligkeit der Formen, es ermöglichte ein genaues Kopieren, eine genaue Schattengebung und damit ein eingehendes Verständnis der Detailformen.

Das Freihand- bzw. Ornamentzeichnen bildete neben dem Linear- und Projektionszeichnen die *natürliche Unterstufe* für das Bauzeichnen und gewerbliche Fachzeichnen. Die gründliche Pflege des Akanthusornamentes erwies sich als notwendig für das spätere Zeichnen der Bauformen, der Möbel, Gitterwerke usw., da der Akanthus nicht nur in der Antike, sondern in allen Stilen der Renaissanceperiode, von der Frührenaissance bis zum Empire, das bis zu 90 Prozent verwendete Ornament ist, und nicht nur im romanischen, sondern selbst im gotischen Stile sich findet.

Der ganze, noch heute vielfach in Uebung befindliche Zeichenunterricht der alten Schule hatte den Charakter der Einheitlichkeit, des systematischen und zielbewußten Fortschreitens auf einem sicheren Wege. Der Schüler lernte vor allem ein genaues Zeichnen und er lernte dabei die stilisierten Pflanzenformen, da ihre Zahl gering war, gründlich kennen.

Diesem Vorzuge der alten Schule stellen sich allerdings manche *Unvollkommenheiten* an die Seite. Vor allem wurde gewöhnlich zu lange nach Vorlagen gezeichnet und hierbei auch die Uebung des Auges gegenüber der Uebung der Hand vernachlässigt. Verfehlt war auch die zu weit gehende Pflege des praktisch kaum verwertbaren griechischen Ornaments, das Kopieren schlechter Kopien und schattierter Vorlagen, das zu ängstliche Betonen der Sauberkeit des Striches und der Zeichnung, verfehlt ganz besonders die Vernachlässigung der stilisierten heimatlichen Flora. Es wurde im allgemeinen viel zu wenig nach dem Original gearbeitet und das Zeichnen nach der Natur, wenn es nicht ganz unterlassen wurde, zu stiefmütterlich behandelt; das Zeichnen nach Gegenständen, soweit sie einen Kunstwert haben, wurde überhaupt nicht geübt. Das und manches andere sind Mängel und Schattenseiten des ehemaligen Freihandzeichenunterrichts, die zu verbessern und zu beseitigen Aufgabe einer wirklichen *Reform* desselben gewesen wäre. Allein statt einer Reform wurde durch die zu Einfluß gelangende junge radikale Richtung die völlige Beseitigung der alten Methode angestrebt und zum großen Teile auch durchgeführt.

II.

Die immer mehr zum Siege gelangende neue und traditionslose Methode im Zeichenunterricht unterscheidet sich von der alten vor allem und grundsätzlich in dem *Zwecke* des Unterrichts. Der Unterricht bezweckt weniger eine formale, künstlerische Bildung, sondern vielmehr ein *richtiges Sehen und Auffassen* des zu zeichnenden, fast immer körperlichen und vielfach kunstlosen Gebildes. Daraus ergibt sich in den Anfängen des Unterrichts eine große Vernachlässigung der Uebung der Hand, zum mindesten eine Vernachlässigung derselben in ästhetischer Hinsicht.

Der erste, welcher für die neue Methode unter dem Rufe „Rückkehr zur Natur!“ eintrat, war Dr. Georg *Hirth* mit seiner Schrift „Ideen über Zeichenunterricht und künstlerische Berufsbildung, München 1887“. Dem von Hirth vorgeschlagenen Wege ist im Wesen auch Dr. Kerschensteiner-München gefolgt. Nach Hirth kommt es „gar nicht darauf an, *wie* das Kind zeichnet, sondern daß es *gern* und *viel* zeichnet“. Der Zeichenunterricht in der Schule soll „gewissermaßen nur die Fortsetzung der heiteren Uebung der Kinderstube“ sein. Natürlich dürfen keine Ornamente mehr, sondern nur „Lebensformen“ gezeichnet werden. *Mühelos* und *systemlos*! Mit diesen zwei Worten läßt sich die Methode Hirths und seiner Gefolgschaft (Konrad Lange, Albert Heim u. a.) am kürzesten charakterisieren. Was Gymnasialprofessor H. Morin über das System Kerschensteiner geschrieben („Allgemeine Rundschau“ 1908, Nr. 47), gilt in vollem Maße auch für das Programm Hirths.

Ganz besonders empfehlen der Herausgeber der „Jugend“ und seine Anhänger das *Gedächtniszeichnen*, d. i. die zeichnerische Wiedergabe einer „Lebensform“ nach der Erinnerung. Das Zeichnen nach Gipsmodellen ist prinzipiell verpönt, die alten Ornamentvorlagen sind verschwunden bzw. auf den Speicher gewandert.

Das *Gute* an der nur angedeuteten neuen Methode ist erstens die bessere Uebung des Auges, oder vielleicht richtiger des verstandesmäßigen Sehens und Erfassens der Dinge, zweitens die größere Berücksichtigung des Originals und das Zurückdrängen der Kopie. Auch ist es zu begrüßen, daß auf die peinliche Sauberkeit des Striches, auf das Reinzeichnen, bei dem regelmäßig die korrigierte Form vom Schüler wieder verschlechtert wurde, und auf andere Dinge nicht mehr dasselbe übermäßige Gewicht wie einstens gelegt wird.

All dieses Gute und als Fortschritt Anzuerkennende wird aber im heutigen Zeichenunterricht durch das *Falsche und Bedenkliche* überwogen. So ist es ein schwerwiegender Fehler desselben, daß in seinen *Anfängen* die *Uebung der Hand vernachlässigt*, daß das Kopieren *großer*, schöner und regelmäßiger Formen viel zu wenig betrieben wird. Die in der Natur sich vorfindenden Blattformen können die ehemaligen einfachen und streng stilisierten Vorlagenornamente in zeichen-pädagogischer Hinsicht niemals ersetzen; die Natur weist zuviel Ungenauigkeiten, Feinheiten und Zufälligkeiten auf; außerdem sind ihre Gebilde — wir verweisen nur auf ein Eichen- und Wacholderblatt — in der Regel *zu klein*. Dazu kommt, daß frische Pflanzen, Blätter und Blumen sich nicht nur täglich, sondern stündlich *verändern*. Ein völlig genaues Abzeichnen ist unmöglich. Noch schlimmer wird die Sache, wenn man die Schüler, wie es häufig geschieht, ins Freie, in Wiese und Wald hinausschickt. Ob die dort abgezeichneten Naturformen richtig oder falsch sind, kann der Lehrer unmöglich konstatieren, da er ja gewöhnlich das gezeichnete Original nicht gesehen hat.

Ganz schwere Bedenken muß das Zeichnen von Naturformen an der *Volksschule* hervorrufen. Das Zeichnen nach der Natur an den Anfang des Unterrichts setzen, heißt: sowohl den Unterricht wie die Entwicklung des künstlerischen Empfindens auf den Kopf, das Schwierige vor das Leichte stellen. Erst muß der Schüler die Technik und die Grundelemente des Freihandzeichnens kennen, erst muß er nach *großen* und regelmäßigen Formen gezeichnet haben, ehe er an das Zeichnen nach der Natur, das niemals Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck sein kann, herantreten darf. Es gibt kein „besseres“ Mittel, dem Schüler die grundlegenden Elemente des Zeichnens zu verbergen, ihm ein genaues und in genau vorbestimmte Maße eingeschlossenes Kopieren und Entwerfen abzugewöhnen, als das Zeichnen der fast stündlich sich ändernden Zufälligkeiten, Unregelmäßigkeiten und Kleinheiten der Pflanzenwelt. Schon Leonardo da Vinci, einer der gewandtesten Zeichner aller Zeiten, vertrat den Satz, „daß man *nicht zuerst* nach der Natur, sondern nach eines guten Meisters Werk zeichnen soll“.[2]

Eine der unangenehmsten Folgen dieses schon in den ersten Unterrichtszeiten und im Uebermaße kultivierten Zeichnens nach der Pflanzenwelt ist: daß die Schüler kein streng stilisiertes, sich rhythmisch aufbauendes Ornament, insbesondere kein Akanthusornament mit seiner feinen künstlerischen Empfindung mehr zu zeichnen und zu entwerfen vermögen. Das Zeichnen nach der Natur ist eben noch kein künstlerisches Zeichnen[3]), erst das Stilisieren oder doch geschickte Anordnen der Naturformen, wie es die künstlerisch begabten alten Völker stets geübt, verdient den Namen Kunst.

Als einer der größten Fehler der neuen Methode muß es bezeichnet werden, daß das Zeichnen sofort mit *körperhaften Gebilden*, mit „Lebensformen“, und nicht mit flächenhaften *Formen beginnt*. „Es ist wissenschaftlich festgestellt worden ...., daß die Kinder bis zu einem gewissen Alter plastische Gegenstände gar nicht plastisch, sondern flächenhaft sehen, eine Beobachtung, die durch kunstgeschichtliche Tatsachen in überraschender Weise bestätigt wird. Ein guter Lehrgang im Zeichnen muß mit diesem Umstande rechnen, und die ersten Zeichenübungen an Flächenfiguren anknüpfen.“[4]) Die Kinder können, wie Hans *Cornelius*[5]) treffend ausführt, nur zweidimensionale, nicht dreidimensionale (körperliche) Vorlagen oder Modelle erfassen. „Durch die Benutzung

[2]) John *Ruskin*, Vorlesungen über Kunst. Uebersetzt von Hedda Moeller-Bruck. Leipzig, Abs. 107.

[3]) „Die heutige Unsitte der peinlichen Nachbildung von Naturmodellen — nicht zum Zwecke bloßen Studierens, sondern direkt zur Verwendung im Kunstwerk — ist der Tod der künstlerischen Gestaltung.“ (Hans *Cornelius*, Die Elementargesetze der bildenden Kunst. Leipzig u. Berlin 1908. S. 21.)

[4]) Th. *Wunderlich*, Der moderne Zeichen- und Kunstunterricht. Stuttgart. S. 28.

[5]) Grundsätze und Lehraufgaben für den elementaren Zeichenunterricht. Leipzig 1901.

solcher dreidimensionaler Modelle statt flacher Vorlagen wird das Auge gewöhnt, Merkmale der Erscheinung geflissentlich zu übersehen, die es nachher mit Mühe wieder zu beachten lernen muß. Der Vorstellungsbesitz wird also durch eine solche Methode geradezu vorsätzlich geschädigt."

Das Zeichnen nach regelmäßig begrenzten Gegenständen, nach stereometrischen Modellen und Werkzeugen, ermöglicht zwar, wenn es als Fortsetzung des Zeichnens nach Flächenmustern erscheint, ein genaues Sehen und richtiges Erfassen der Dinge, ist aber für die formale künstlerische Vorbildung noch wertloser als das Zeichnen nach der Natur. Denn wir begreifen nicht, was es für einen ästhetischen Wert haben soll, wenn der Schüler einen Hobel, ein Beil, eine Maurerkelle, ein Sternikosaёnder usw. kopiert.

Auch dem Gedächtniszeichnen kommt keine große künstlerische Bedeutung zu. Dasselbe kann wohl dazu dienen, das bewußte Sehen, das sinnliche Erinnerungsvermögen des Schülers zu vermehren, aber es wird, wie das Nichtmemorieren in der modernen Schule, nur Ungenauigkeiten bzw. ein ungenaues Zeichnen fördern.

Die neue Methode ist im Freihandzeichenunterrichte noch zu wenige Jahre in Uebung, um ihre Folgen übersehen zu können. Einzelne unerfreuliche Ergebnisse derselben können aber heute schon konstatiert werden. So vernahmen wir wiederholt Klagen von Architekten, sowohl von außerhalb wie innerhalb der Schule beschäftigten, daß die Schüler nicht mehr detaillieren bzw. freihandzeichnen können, und daß sie vor allem ein genaues[6]) ornamentales Zeichnen verlernt haben. Der Lehrer, welcher heute im Architekturzeichnen oder im kunstgewerblichen Zeichnen Fachunterricht erteile, sei fast genötigt, einen eigenen Vorkurs für Ornamentzeichnen einzurichten, weil die Schüler kein streng und schön stilisiertes Ornament, insbesondere kein Akanthusblatt samt dessen Feinheiten mehr zu zeichnen imstande seien.

Die gegenwärtig in Anwendung und Ausdehnung befindliche Methode wird niemals ein genaues Ornamentzeichnen und zum Teile auch kein künstlerisches Zeichnen ermöglichen.[7]) Unter der Herrschaft des „Jugendstils" und der unkünstlerischen „Zweckkunst" entstanden, wird sie in kurzer Zeit dasselbe Fiasko erleben, das den erwähnten traditionslosen Modestil ereilt hat. Die Resultate, welche für alle Sehenden die heutige Münchener bzw. Dr. Kerschensteinersche Methode gezeitigt hat, werden auch der systemlosen und dilettantenhaften Zeichenmethode der Gegenwart nicht erspart bleiben. Man wirft eine alte Methode, die auf der Erfahrung eines Jahrhunderts beruht, nicht ungestraft über den Haufen, man schafft nicht neue Methoden im Zeitraum von Monaten und am allerwenigsten nach subjektiven, erst der jahrelangen Prüfung und Probe bedürftigen Anschauungen.

Vom Büchertisch.

Prof. Dr. Commers Buch „Die jüngste Phase des Schellstreites", das in Nr. 12 der „Allgemeinen Rundschau" bereits kurz angezeigt wurde, verdient die weiteste Beachtung. Papst Pius X. ließ dem Verfasser unter dem 17. März durch den Kardinal-Staatssekretär Merry del Val folgendes Schreiben zugehen: „Nach Empfang Ihres neuesten Buches „Die jüngste Phase des Schellstreites" haben Seine Heiligkeit mit dem hochzuverehrenden Auftrage mich betraut, in Seinem Namen Ihnen zu danken für den kindlichen Treuebeweis dieser Veröffentlichung, in der Seine Heiligkeit mit Wohlgefallen die Bestätigung des Eifers gefunden hat, mit dem Sie fortfahren, die Wahrheiten des katholischen Glaubens zu verteidigen." (Folgt der apostolische Segen.) Ein namhafter Theologe schreibt der „Allgemeinen Rundschau" über das neue Commerbuch: Das erste Buch hatte durch manche Schroffheiten in der Form und in den persönlichen Wendungen zumal in Laienkreisen und bei Schellfreunden zunächst peinliche Wirkungen ausgelöst. Anderseits hatte Prof. Kiefl es leicht erreicht, bei all denen, die ihn nicht näher kennen und den theologischen Meinungsverschiedenheiten ferner stehen, also insbesondere bei gebildeten Laien, durch seine formell wirklich schöngeschriebenen Artikel und Schriften über Schell zu faszinieren und Sympathie für sich selbst zu gewinnen. Das neue Commerbuch vermeidet die Fehler des ersten und ist in Hinsicht auf streng wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Kiefl ein Meisterwerk zu nennen. Man mag über Commer und seine theologischen Anschauungen denken, wie man will, man mag Einzelheiten des ersten Commerbuches über Schell noch so scharf verurteilen, das Urteil im neuen Buch S. 159 ff., das übrigens mit dem im Anhang mitgeteilten Urteil Stuflers übereinstimmt, über die sophistische und wenig ritterliche Art der Polemik Kiefls wird jeder Leser, der es nachprüft, in der Hauptsache für begründet halten müssen, gleichviel welche Stellung der Leser zu den erörterten Lehrmeinungen Schells, Commers und Kiefls einnimmt. Kiefl erscheint durch Commer gerichtet. Die Doppelrolle, die Kiefl gespielt und die das ununterrichtete Publikum natürlich nicht durchschauen konnte, ist durch Commer aufgedeckt. Ueber kurz oder lang wird dies Ergebnis Commers allgemein anerkannt sein.

Das Gastmahl der göttlichen Liebe. Von Jos. Frassinetti, deutsch von P. Leo Schlegel, O. Cist., 9—14000. Seyfried, München 1909; 60 Pf. geb. — Jeder, der dieses goldene Büchlein liest, muß sich angetrieben fühlen, recht oft, häufig, ja täglich sich diesem Gastmahl der göttlichen Liebe zu nahen, wenn es seine Lebensstellung usw. zuläßt, ungeachtet der täglichen Fehler, Schwachheiten und Unvollkommenheiten. Besonders trostreich und vertrauenerweckend ist das, was über die Vorbereitung zur hl. Kommunion gesagt wird. O. B.

Christliche Kunst.

Im Ausstellungssaale der Gesellschaft für christliche Kunst sehen wir zurzeit ein ziemlich umfangreiches Gemälde von dem Münchener Hans Georg Weineiß, darstellend den Gnadenaltar von Altötting. Schaut man das Werk aus einiger Entfernung flüchtig an, so erscheint es als eine ziemlich dunkle, flimmernde Fläche, an der zunächst wenig zu unterscheiden ist, mit Ausnahme der Mitte, in der sich die Wiedergabe des Gnadenbildes befindet. Näher gekommen, wird man gewahr, wie sich der allgemeine Eindruck in Einzelheiten auflöst. In Frontalansicht, die freilich der künstlerischen Wirkung des Werkes als Gemälde nicht eben förderlich ist, besonders weil die Mittelachsen von Bild und Darstellung zusammenfallen, ist das große silberne und goldene Kunstwerk dargestellt. Unten vor dem Gnadenaltar und rings um ihn brennen Kerzen. Sie werfen ihren Reflex auf das leuchtende Metall, lassen die Spruchbänder in den Händen der Engel hell erglänzen, daß man die Worte fast lesen kann, verfangen sich in den Flügeln der Engel, lassen das Gnadenbild aus der dunkeln Nische plastisch hervortreten, schimmern sanft weiter oben in Sonne und Mond, und spielen über alle Unebenheiten des Metalls, um sich oben zu sammeln und mit hellem und doch mildem Schimmer die Krone erglänzen zu lassen, die Gottvater und Jesus für die Himmelskönigin in den Händen halten. Von dem Werke aus verliert sich der Lichtschein mit mancherlei Spiegelung in den Raum, ohne ihn zu erhellen, und nur die Statue zur Rechten tritt aus dem Dunkel greifbar heraus. Die Darstellung ist natürlich an sich schon gegenständlich interessant, ferner auch darum, weil der historische Stilcharakter sehr wohl gewahrt erscheint. Dies ist um so anerkennenswerter, weil die Malerei nicht etwa auf bloße Reproduktion ausgeht, sondern ein mit moderner Selbständigkeit erfaßtes Stilleben ist, das auf Lösung sehr ernsthaft gestellter Fragen ausgeht. Sie dürfen, sowohl was die Materialschilderung, als was die Stimmung, und was die Wirkungen in Luft und Licht betrifft, als glücklich gelöst bezeichnet werden. Dr. O. Doering-Dachau.

Bühnen- und Musikrundschau.

Im Hoftheater begrüßte man Feinhals, den vielgewanderten, bei seiner Rückkehr mit lebhaften Ovationen. Der treffliche Künstler erwies als Hans Sachs wiederum seine sangliche und darstellerische Meisterschaft. — Erstmalig sang Frau Preuse-Matzenauer die „Fidelio"-Leonore. Der Theaterfreund weiß schon seit längerer Zeit, daß unsere Altistin nach den Kränzen der hochdramatischen Sängerin zu greifen sich anschickt. Daß in der Umschulung einer Stimme schwere Gefahren liegen, ist eine mit traurigen Beispielen belegte Erfahrungssache, und so kann man nur wünschen, daß Frau Preuse, der eine hochentwickelte Technik zugute kommt, vor Schaden bewahrt bleibe. Relativ ist das „Fidelio"-Experiment glänzend gelungen, für die Dauer ist hiermit noch nichts bewiesen.

Suzanne Desprès, die bedeutendste Pariser Schauspielerin, kehrte mit ihrem Gatten Lugné-Poë und seiner Truppe vom Theater de l'Oeuvre zu einem einmaligen Gastspiel im Schauspielhause ein. Porto-Riches „Amoureuse" ist in französischer Sprache erträglicher; vor Jahren sah man das Stück zu unserer Langweile in deutsch. Die Künstlerin entfaltete wieder alle Künste einer

---

6) „Meine bisherigen Erfahrungen haben mich gelehrt", schreibt John Ruskin. „daß Genauigkeit das Schwerste ist, was man dem Schüler einprägen kann. Es ist leicht zum Fleiß zu überreden oder Begeisterung hervorzurufen, es war mir bis jetzt aber unmöglich, einen begabten Schüler zur vollkommenen Genauigkeit anzuhalten." (A. a. O. Abs. 142.)

7) Das große Interesse, welches allerseits diesen wichtigen Fragen der Gegenwart gewidmet wird, ist aus der regen Beteiligung der verschiedensten Kreise an der literarischen Fehde ersichtlich. Auf welcher Seite fast einmütig die erfahrenen Fachmänner stehen, die sich durch keinerlei Blendwerk beirren lassen, aber das Gute aufnehmen, wo sie es finden, zeigen obige Ausführungen. Auch im bayer. Landtag hat einer der kunstsinnigsten Abgeordneten, Herr Osel, wiederholt im Interesse eines gedeihlichen Unterrichts und seiner Vertreter seine Stimme erhoben, und daß er das Rechte getroffen, beweist die volle Zustimmung aus Fachkreisen, die ihm vom Bayer. Realschulmännerverein für Zeichnen durch Ernennung zum Ehrenmitglied und Ueberreichung einer kunstvollen, von Professor Hellmuth-Nürnberg entworfenen Adresse ausgedrückt wurde.

liebenswürdigen Koketterie, allein Madame Desprès kann Größeres als das, wozu das nichtige Lustspielchen ihr Gelegenheit gibt. Der Beifall war zwar sehr herzlich, aber am Besuch machten sich doch die stark erhöhten Eintrittspreise fühlbar.

Aus den Konzertsälen. Händels Konzert in D-Moll für Orgel und Orchester wurde am 150. Geburtstage des Meisters im Volkssymphoniekonzert in einer feinsinnigen Wiedergabe geboten. Brill dirigierte mit gewohnter Sorgfalt und feiner Nuancierung. Die Orgel spielte Adolf Hempel in bekannter technischer Gewandtheit und warmer Empfindung. Haydns D-Dur Symphonie Nr. 14 und Schumanns Symphonie Nr. 1 wurden gleichfalls in großzügiger und schwungvoller Weise gespielt und von dem wohlgefüllten Saale auf das dankbarste applaudiert. — Ein neues Klavierquintett Paul von Klenaus lernten wir auf dem Kammermusikabend Professor Schmid-Lindners und des Quartetts Sieben kennen, eine warm empfundene und technisch wirkungsvolle Arbeit, die sympathische Aufnahme erzielte. Volkmanns B-Moll-Trio und Brahms Klavierquintett op. 25 fanden gleich der Novität eine feinabgestimmte, vornehme Interpretation. — Ein Geiger von hervorragender Begabung ist Fritz Kreisler; neben einer glänzenden Technik ist die Tiefe des Empfindens und die packende Eigenart seiner Aufführung zu rühmen. — Mit seinen Liedern zur Laute hatte Sven Scholander wieder den starken Beifall, der seinem liebenswürdigen Talent zu gönnen ist.

Verschiedenes aus aller Welt. Richard Strauß wird von einer italienischen Musikzeitung bezichtigt, in seiner „Elektra" die Oper „Kassandra" von Gnecchi musikalisch benützt zu haben. Der Komponist lehnt es ab, sich gegen die Anwürfe zu verteidigen, so daß es sich wohl um müßige Reminiszenzenjägerei handeln dürfte. — Wegen der von der Stadt Wien geplanten großen Grillparzerausgabe ersucht Bürgermeister Lueger um leihweise Ueberlassung von Handschriften und Manuskripten des Dichters, Briefen von und über ihn an die Stadtbibliothek im Wiener Rathaus. — Die in Mailand aufgeführte „Phädra" d'Annunzios fesselte stellenweise durch den rhetorischen Schwung der Sprache, ohne wärmere Eindrücke zu hinterlassen. — Unter der Direktion Kapellmeister Beidlers kam in Lissabon der „Ring des Nibelungen" erstmalig zur Aufführung und erzielte einen vollen künstlerischen Erfolg. — Der vielgerühmte Sänger Caruso wurde von einer Stimmbändererkrankung befallen, die ein vorzeitiges Ende seiner glanzvollen Laufbahn befürchten läßt. — In Berlin wurde „Die Möwe", ein Schauspiel des Russen Tschechow, erstmalig gegeben. Seine Helden leiden an einer Willenslosigkeit, welche einen dramatischen Verlauf unmöglich macht. Der schweren, melancholischen Stimmung, welche über dem Werke liegt, kann sich auch der Zuschauer nicht entziehen. — „An Englishman's home", betitelt sich ein plumpes Sensationsstück, welches in schwach verhüllter Form eine Invasion der Deutschen in England zu schildern sucht und in London großes Aufsehen erregt hatte. Das „Neue Theater" in Berlin ließ das Stück du Mauriers in deutscher Uebersetzung aufführen. Die Premiere führte zu einem großen Theaterskandal. Das Machwerk konnte nicht zu Ende gespielt werden und nach drei Tagen verschwand es vom Spielplane. — Ingeborg von Bronsarts Oper „Die Sühne", deren Textbuch Theodor Körners Drama zugrunde liegt, wurde in Dessau mit gutem Erfolge aufgeführt. Die Kritik rühmt besonders die reiche und flüssige Orchestersprache der Komponistin.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Seit längerer Zeit hat jede Berichtswoche mindestens ein Sensationsereignis aufzuweisen, welches den Börsenmärkten die jeweils charakteristische Tendenz verleiht. Der abgelaufene Zeitabschnitt hat sogar mehrere derartige Vorkommnisse zu verzeichnen. Vor allem bildeten die türkische Gegenrevolution, die völlige Anarchie in Konstantinopel und die Meuterei in grossem Stile mit Ermordung von Ministern, Offizieren und vielen anderen Personen begreifliche Momente zur Eindämmung der Bewegung an den Börsen. In politischer Beziehung werden verschiedene Argumente hierbei, besonders inwieweit vielleicht England neuerdings durch sein ränkesüchtiges Spiel, auch contra Deutschland, beteiligt ist, noch einer Klärung bedürfen. Hoffentlich bleiben die Unruhen innerhalb der türkischen Grenzen beschränkt und ziehen nicht weitere Kreise. Einzelne Balkanstaaten, wie Griechenland, scheinen von dem Dilemma der Türkei profitieren zu wollen. Für die wirtschaftlichen Faktoren bedeuten diese trüben Aussichten am Balkan Schlimmes, da viele deutsche finanzielle Interessen stark gefährdet sind. Bekanntlich ist erst vor kurzer Zeit im Balkan deutsches Kapital durch verschiedene Bank- und Industriesparten investiert worden. — Diese revolutionäre Bewegung hat ziffernmässig zumeist nur vorübergehenden Schaden an den Kursen der Werte gebracht. Immerhin veranlasst die Affäre zu dem Hinweis, dass der Balkan, wie seit langer Zeit so auch für die Zukunft die Quelle und Ursache von politischem Hader und Zerwürfnissen war und bleiben wird. Auf Ueberraschungen jeder Art werden deutsche Börsen- und wirtschaftliche Interessenkreise sich gefasst machen müssen. Auch der Wiener Platz sowie London und Paris sind von diesen Einflüssen in ähnlicher Weise abhängig. — Ein zweites Sensationsereignis ist die unberechtigte, lediglich auf wilde Spekulationsmanöver zurückzuführende Hausse am amerikanischen Getreidemarkt. Skrupellose Börsenmachinationen haben in „amerikanischer" Weise den Getreidemarkt in einer die internationale Volkswirtschaft äusserst schädigenden Weise deroutiert. Hoffentlich haben derartige amerikanisch-charakteristische Vorgänge keine weitere Wirkung auf unsere deutsche Volkswirtschaft. — Wenn trotz alledem die Börsen und die Preisgestaltung der Werte stabil geblieben sind, zumeist sogar eine bemerkenswerte Festigkeit in der Tendenz aufzuweisen hatten, so liegt dies vor allem in dem Wendepunkt der Verhältnisse der industriellen Faktoren. Die Berichte vom Eisen- und Stahlmarkt besagen wiederholt, dass auf Grund der niedrigen Preise grosse Bestellungen zur Ausführung gelangt sind, und es bleibt zu hoffen, dass das Vertrauen der Konsumenten auf die Geschäftslage sich weiter hebt. An den deutschen Börsen setzte eine anhaltend starke Bewegung in Montanwerten ein. Speziell Deutsch-Luxemburgische Bergwerksaktien, gestützt auf Fusionsgerüchte und Meldungen über die Einführungen an der Pariser Börse, erfuhren eine mehr als 10prozentige Kursavance. Aus den bereits oben angeführten sachlichen Momenten konnten auch die meisten anderen Industriewerte erheblich profitieren. Bemerkenswert ist, dass alles an den Markt gelangende Effektenmaterial schlankweg placiert wird, und vor allem, dass das Privatpublikum sich für die deutschen, gut rentierenden Industriewerte zu interessieren beginnt. Die Meinung ist allgemein, dass nach einer gänzlichen politischen Beruhigung die anhaltende Geldflüssigkeit in noch stärkerem Masse eine Anregung für unsere Industrie bilden wird. Trotz der nüchternen Berichte der rheinisch-westfälischen Kohlen- und Eisensteinsyndikate bleibt die Hoffnung auf eine baldige Besserung der industriellen Verhältnisse bei uns allgemein als nahe bevorstehend. — Die herrschende Geldplethora, welche durch die stattgehabte Auszahlung der Bank- und anderer Dividenden, sowie Coupons in diesem Monat eine grosse Erweiterung erfuhr, wirkt nach wie vor auf die Kursentwicklung unserer Renten und anderer festverzinslichen Werte. Der etwas versteifte Status der Reichsbank ist auf die starken Bedürfnisse des Reiches und Preussens zurückzuführen. Von Staats wegen werden in kürzester Zeit die genauen Daten der Emissionen der neuen Anleihen bekanntgegeben werden. Ueberraschungen, sowohl hinsichtlich Zinsfuss wie Grösse der Anleihen sind nicht zu befürchten, da man allgemein mit grossen Summen rechnet. Der glänzende Erfolg der letzten russischen Eisenbahnanleihe lässt für unsere neuen Anleihen günstige Auspizien bei den Emissionen zu. Hoffentlich bringen auch die innerpolitischen Verhältnisse, besonders das Schicksal der Reichsfinanzreform, recht bald durchgreifende Besserungen und Klärungen. Unter der Unsicherheit der Steuerprojekte leiden bekanntlich eine grosse Anzahl von Industrie- und Handelsbranchen.

M. Weber.

Die Jubiläums-Blumenausstellung der **Bayerischen Gartenbaugesellschaft** in den Prinz-Ludwighallen auf der Theresienhöhe in München, die am Samstag den 24. April, vormittags 10 Uhr, eröffnet wird und bis 3. Mai dauert, wird nach vielen Jahren wieder Gelegenheit bieten, die im Glaspalast seinerzeit allgemein bewunderten landschaftlichen Bilder der Gartenkunst wieder in mustergültiger Weise vorzuführen.

Von der buntillustrierten Zeitschrift für Humor, Kunst und Leben **„Der Guckkasten"**, Herausgeber: Paul Keller, Breslau (Rose-Verlag, G. m. b. H., Berlin S. W. 48, Friedrichstraße 239) liegt dem heutigen Hefte ein Prospekt bei, den wir der besonderen Beachtung unserer verehrlichen Leser empfehlen.

Der Gesamtauflage der heutigen Nummer liegt eine Bestellkarte der 1846 gegründeten **Zigarrenfabrik Gellermann & Holste, G. m. b. H., Hameln,** für ihre bekannte **Hunold-Zigarre** bei, auf die wir die verehrl. Leser hiermit besonders aufmerksam machen.

Breslauer Wechsler-Bank

Aktiva. **Bilanz am 31. Dezember 1908.** **Passiva.**

Aktiva		ℳ	₰
An **Cassa**	807 058.62		
„ **Coupons**	236 698.11		
„ **Sorten**	40 863.64	1 084 620	37
„ **Konto-Korrent-Debitoren** .		18 750 905	53
„ **Kommandit- und andere Beteiligungen**		197 922	93
„ **Wechsel-Bestände**		6 336 041	11
„ **Effekten und Konsortialbeteiligungen.**		2 173 248	73
„ **Grundstücke-Konto**		716 750	98
„ **Hypotheken-Konto**		1 246 130	—
„ **Lombard-Darlehne**		184 224	50
„ **Rückständige Lombard-Zinsen**		1 962	25
„ **Inventarium-Konto**		17 472	30
„ **Assekuranz-Konto**		1 211	93
„ **Inkasso-Konto**		1 252	55
		30 711 743	18

Passiva	ℳ	₰
Per **Aktien-Kapital-Konto** . . .	12 000 000	—
„ **Konto-Korrent-Kreditoren** .	6 857 141	28
„ **Depositen- und Spargelder** .	4 081 861	21
„ **Asservierte Depositen- und Sparkasse-Zinsen**	32 292	56
„ **Accept-Konto**	3 373 000	—
„ **Avale**	1 861 874	10
„ **Tratten-Konto** (laufende kurze Ziehungen)	10 746	02
„ **Dividenden-Konto** unerhoben aus 1906 und 1907	1 176	—
„ **Reservefonds, ordentlicher** .	1 200 000	—
„ **Spezial-Reserve-Konto** . .	560 000	—
„ **Beamten-Pensions- u. Unterstützungsfonds**	118 125	44
„ **Domicil-Konto**	45 700	25
„ **Gewinn-Ueberschuß**	569 826	22
	30 711 743	18

Debet. **Gewinn- und Verlust-Konto am 31. Dezember 1908.** **Kredit.**

Debet	ℳ	₰	ℳ	₰
An **Abschreibungen**				
a) auf Inventarium	2 835	23		
b) auf Konto-Korrent-Konto . .	345 555	24	348 390	47
„ **Geschäftsunkosten inkl. Mietswert der Geschäftsräume**	343 707	88		
„ **Steuern**	69 288	75	412 996	63
„ **Gewinn-Ueberschuß**	—	—	569 826	22
			1 331 213	32

Kredit	ℳ	₰
Per **Vortrag** aus 1907	28 028	14
„ **Coupons und Sorten** . .	7 733	75
„ **Effekten- und Konsortialgewinne**	204 709	93
„ **Wechsel und Zinsen inkl. Hauserträgnisse**	764 586	02
„ **Provisionen**	326 155	48
	1 331 213	32

Die vorstehenden, von der heute stattgehabten Generalversammlung genehmigten **Rechnungsabschlüsse** bringen wir hierdurch mit dem Bemerken zur Kenntnis, daß die auf **4 Prozent** festgesetzte Dividende pro 1908 gegen den auf der Rückseite mit Namen resp. Firmenstempel **des Präsentanten** zu versehenden Dividendenscheine Nr. 8 der Aktien à 600 Mark mit **24.— Mark** pro Stück, Dividendenschein Nr. 8 der Aktien à 1000 Mark mit **40 Mark** pro Stück von heute ab

in **Breslau** bei **unserer Kasse,**
„ **Gleiwitz, Liegnitz** und **Bunzlau bei unseren Zweigniederlassungen,**
„ **Berlin** bei der **Kasse der Direktion der Diskonto-Gesellschaft,**
„ „ „ „ „ **Nationalbank für Deutschland.**

(woselbst auch Geschäftsberichte für die Herren Aktionäre verabfolgt werden) zur Auszahlung gelangen wird.

Breslau, den 5. April 1909.

Breslauer Wechsler-Bank.

Dr Karl Holl,

Rektor des erzbischöfl. Gymnasialkonvikts zu Rastatt

Sturm und Steuer.

2. Auflage. ℳ 1.80; geb. ℳ 2.40

Wahn und Wahrheit.

ℳ 2.20; geb. ℳ 2.80

In „Sturm und Steuer" bietet sich der Verfasser, der wie ein zweiter P. Doß die Jugend kennt und liebt, als treuer Mentor an im Kampf gegen die niedern Triebe und Leidenschaften. In „Wahn und Wahrheit" weist er dem Jüngling Pfad und Richtung durch die düstern Nebel der Glaubenszweifel.

Verlag von Herder zu Freiburg i. Br.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.



stud. phil. sucht für die Herbstferien eine Stellung als

Hauslehrer

event. auch eine andere geistige Beschäftigung. Off. unter **A. G. Nr. 8344** an die Exped. der „Allgem. Rundschau", München.

Bitte nicht lesen ohne sich dauernd zu merken, dass wir alle Bücher (auch Lexika, Klassiker, Weltgeschichte usw.) **ohne Anzahlung und ohne Preiserhöhung auf laufendes Konto gegen monatliche Raten von 3- 5 M.** liefern. **Referenzen: 20000 Geistliche,** Offiziere, Aerzte, Juristen, Lehrer, Lehrerinnen, **Beamte, fürstliche** und adelige Herrschaften usw. **Fried. Kratz & Cie., Versandbuchhandlung, Köln a. Rh.,** Stolkgasse 49, Verlag der **Jugend- und Volksbibliothek des Kath. Lehrerverbandes des Deutschen Reiches, Pr. Rhld.**

Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank

10 Promenadestr. 10 **MÜNCHEN** 11 Theatinerstr. 11

Wechselstuben am Schlacht- und Viehhof, im Tal (Sparkassenstrasse 2) und in Pasing.

Filiale in Landshut.

Gegründet im Jahr 1835.

Bar einbezahltes Aktienkapital M 54'285,714.30
Reservefonds „ 44'600,000.—

A. Hypotheken-Abteilung:

Gewährung von **Darlehen gegen hypothekarische Sicherheit** nach Massgabe eines besonderen Reglements.
Die von der Bank auf Grund von Hypothekdarlehen **emittierten Pfandbriefe** sind mit der Unterschrift **eines Kgl.** Kommissärs versehen, von der Reichsbank **belehnbar und** als **Kapitalsanlage** für Pupillengelder zugelassen.

B. Kaufmännische Abteilung:

Annahme von **Bareinlagen** zur Verzinsung **in laufender Rechnung** oder gegen Bankschein;
Gewährung von **Konto-Korrent-Krediten;**
An- und Verkauf von Wertpapieren, fremden Banknoten und Geldsorten;
Einlösung von Coupons, Dividendenscheinen u. verlosten **Effekten;**
Barvorschüsse auf Wertpapiere;
Diskontierung und Einzug von Wechseln, Schecks usw.;
Ausstellung von Kreditbriefen und Schecks auf alle Länder der Welt;
Ausführung von Börsenaufträgen;
Entgegennahme von offenen Depots zur Aufbewahrung und Verwaltung;
Aufbewahrung von geschlossenen Depots;
Vermietung von eisernen Geldschränke (Safes).

Reglements stehen kostenfrei zur Verfügung.



Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

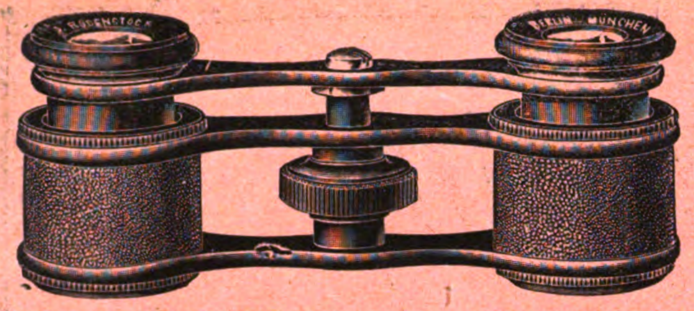
6. Jahrgang
Nr. 18

1. Mai.
1909



Inhaltangabe:

Quartalspreis
Mk. 2,40
Einzelnummer
20 Pfg



Ideal-Taschen-Perspektiv.

Nr. 360. Mit feinem schwarzem Lederüberzug, zirka 100 g wiegend, inkl. Etui Mk. **10.50**

Dieses Westentaschen-Glas ist besonders da zu empfehlen, wo auf ein ganz geringes Volumen Wert gelegt und wo doch noch eine entsprechend gute optische Wirkung verlangt wird. In hervorragender Weise sind diese Eigenschaften hier vereinigt, und ist dieses wirklich empfehlenswerte Instrument besonders für Theaterbesuch, für Galerien etc., aber auch, um auf weite Entfernung zu sehen, zu gebrauchen.

Gratis u. franko auf Wunsch unsere illustr. Preisliste, sowie Anleitung u. Fragebogen zur schriftlichen Bestellung passender **Augengläser.**

Optisch oculist. Anstalt **Josef Rodenstock** **MÜNCHEN, Bayerstrasse 3**

Wissenschaftliches Spezial-Institut für Augengläser.



MÜNCHEN
Theatinerstr. 16

Flügel und Pianinos

in allen Preislagen und in jeder Holzart, nach Entwürfen erster Künstler.

Zahlungserleichterungen

Vermietungen
Stimmungen ::

Über 15000 Instrumente im Gebrauch.

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Soeben sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Mausbach, Dr J, Prof. an der Universität Münster, **Die Ethik des hl. Augustinus.** 2 Bände. gr. 8°. (XX u. 844) ℳ 15.—; geb. in Kunstleder ℳ 17.40

I: **Die sittliche Ordnung und ihre Grundlagen.** II: **Die sittliche Befähigung des Menschen und ihre Verwirklichung.**

Mausbach versucht zum ersten Male, die sittlichen Grundgedanken Augustins in einem ausführlichen wissenschaftlichen Gesamtbilde darzustellen und für die Aufgaben der modernen Ethik fruchtbar zu machen. Das Werk ermöglicht den Lesern einen unmittelbaren Einblick in das spannungsvolle Geistesleben Augustins.

Meyer, R. J., S. J., **Die Welt, in der wir leben.** Aus dem Englischen übersetzt von J. Jansen S. J. (Erste Unterweisungen in der Wissenschaft der Heiligen. II.) 12° (XVI u. 460) ℳ 3.—; geb. in Kunstleder ℳ 3.80

Wie hat ein Katholik die moderne Welt zu beurteilen? Auf diese Frage gibt das Büchlein erschöpfende Antwort. Früher erschien von demselben Verfasser: **Der Mensch, so wie er ist.** ℳ 2.20; geb. ℳ 2.80

Schmid, Dr A., Direktor des Georgianums, Universitätsprofessor in München, **Christliche Symbole** aus alter und neuer Zeit nebst kurzer Erklärung für Priester und kirchliche Künstler. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 200 Bildern. 8° (VIII u. 112) ℳ 2.—; geb. in Leinw. ℳ 2.50

Eine Sammlung reichen Materials zur Ausschmückung von Kirchen 2c.

Soeben erschienen:

Die christliche Frau!

Gebete und Unterweisungen für die katholische Braut, Gattin und Mutter von Theodor Temming, Rektor, mit einem Vorwort des Kanzelredners P. Bonaventura O. P.

Gebunden Kaliko Rotschnitt ℳ 1.50, Kaliko Goldschnitt ℳ 1.80, Chagrinleder Goldschnitt ℳ 2.25 und teurer.

Anna Freiin von Krane, Düsseldorf, schreibt in Nr. 15 der „Allg. Rundschau": „Ein Büchlein" dem Pater Bonaventura das Geleitswort gegeben hat, bedarf eigentlich keines andern Fürsprechers. Trotzdem möchte ich es wagen meine bescheidenen Empfehlungsworte beizufügen. Ich habe nämlich selten etwas gelesen, das so kurz und einfach, dem schlichtesten Verständnis angemessen und doch auch höherem Geistesvermögen Nahrung bietend, die Haupt- und Kardinalpflichten der Braut, Gattin und Mutter der Leserin klar machte. Ganz ohne Salbaderei oder hochmütiges Herabsehen auf „weltliche" Pflichten wird da gelehrt, wie ein junges unerfahrenes Wesen sich zu benehmen hat, in allen Anforderungen, die das Leben einer Braut, Gattin und Mutter stellt. Wird der Leserin gezeigt, wie sie sich würdig machen kann der Ehre, die Gefährtin eines Mannes auf der harten Lebenspilgerfahrt zu sein und für das gemeinschaftliche Geschenk Gottes, die Kinder wahrhaft Mutter zu sein. Das Büchlein ist zu bescheidenem Preise gut ausgestattet zu haben zu ℳ 1.50. Ist aber auch im Luxusband, zu Geschenkzwecken erhältlich. Ich wünsche ihm die weiteste Verbreitung, denn ich glaube, daß es viel Segen stiften kann."

Kevelaer, Verlag von Butzon & Bercker,
Verleger des Heil. Apost. Stuhles.

Heinrich Neuberger, Versandbuchhandlung

Spezialvertrieb für Herdersche Verlagswerke auf Teilzahlung. Frankfurt a. Main 84

Herders Konversations-Lexikon	**Herders Bibliothek deutscher Klassiker**	**Alb. Stolz Gesammelte Werke**	**Spillmanns Romane und Erzählungen**
Dritte reich illustr. Auflage. Acht Bände. Geb. M **100.—**. Mit Nussregal M **120.—**.	Zweite Auflage von Dr. O. Hellinghaus. 12 elegante Leinwandbände. M **36.—**. mit Nussregal M **46.—**.	Volksausgabe. 10 Bände in fein Kunstleder M **36.—**.	Volksausgabe. 14 elegante Leinwandbände. M **28.—**.

Diese und andere Werke des Herderschen Verlags liefere ich bis zum Betrag von M 100.— gegen Raten von nur **3 Mark im Monat,** und zwar alles in den neuesten Auflagen, in den soliden Originaleinbänden des Verlegers, ohne einen Pfennig Preiserhöhung, ohne Anzahlung, alles franko.





Alle bisher erschienenen Nummern werden nachgeliefert.



Verlag von Friedrich Pustet in Regensburg
(mit oberhirtlicher Druckgenehmigung):

Maria der Christen Hort. Marienpredigten von P. G. Diessel (C. Ss. R.). 2 Bände. (I. Predigten über die hochgebenedeite Mutter des Herrn. II. Predigten für alle Muttergottesfeste im Laufe des Jahres.) 3. Aufl. 1909. 8°. M 8.—, in 2 Halblederbänden M 11.40

Maria in ihren Vorbildern. Marienpredigten, zurechtgelegt zu Lesungen auf die Feste der seligsten Jungfrau und über die Marienmonate Mai und Oktober von P. P. Vogt (S. J.). 2. Aufl. 1907. 8°. M 2.40, in Halbfranzband M 3.60.

Ein Blumenstrauß für die Maienkönigin. Originelle Marienpredigten und Betrachtungen von J. H. Schütz. 1903. 8°. M 1.40, in Leinwandband M 2.10.

U. L. Frau in 32 Vorträgen zur Verehrung vorgestellt. Von P. C. Hünner (S. J.). 4., von C. Fischer (S. J.) herausgegebene Aufl. 1905. 8°. M 2.50, in Halblederband M 3.60.

Die Nachfolge der jungfräulichen Gottesmutter in ihren Tugenden. Für Predigten oder geistliche Lesungen von P. G. Patiß (S. J.). 1893. 8°. M 5.—, in Halbfranzband M 6.90.

Das größte Denkmal der göttlichen Liebe. Predigten und Betrachtungen über das hochheilige Sakrament des Altares von P. G. Diessel (C. Ss. R.). 2 Bände. 2. Aufl. 1908. 8°. M 8.40, in 2 Halblederbänden M 11.80.

Prospekt „Mailiteratur" kostenlos.





Altäre — Betstühle — Kanzeln — Beichtstühle Kommunionbänke — Messpulte — Krippen Kreuzwege — Reliefs — Kruzifixe — Schulkruzifixe — Feldkreuze — Heiligenfiguren Kreuzesgruppen.

Kataloge, Entwürfe u. Kostenvoranschläge gratis u. franko.

Kirchliche Kunstanstalt

Gg. Lang sel. Erben ... Oberammergau

Gegründet 1775 (Bayern)

Hotel Union, Kath. Kasino München A. V.

Barerstrasse 7 — Telephon 9300

Wein-Regie

Messweine

Garantiert reine Naturweine. Preisliste auf Wunsch.

Pfälzische Bank München

(Neuhauserstrasse 6.)

Wechselstuben u. Depositenkassen:

Frauenstrasse 11 (Ecke Reichenbachstrasse), Bahnhofplatz 5 (Ecke Dachauerstrasse).

Zentrale in Ludwigshafen a. Rhein.

Filialen in München, Nürnberg, Bamberg, Frankfurt a. M., Mannheim, Neustadt a. d. H., Kaiserslautern, Frankenthal, Landau, Speyer, Pirmasens, Worms, Dürkheim a. d. H., Zweibrücken, Osthofen, Grünstadt, Alzey, Bensheim a. d. B. und Donaueschingen.

Aktienkapital Mk. 50'000,000. — Reserven zirka Mk. 9'000,000.—

Erledigung sämtlicher in das Bankfach einschlagender Geschäfte:

Eröffnung laufender Rechnungen mit oder ohne Kreditgewährung.
Beleihung von Wertpapieren.
Trassierungen, Schecks, Anweisungen und Kreditbriefe auf alle grösseren Plätzen des In- und Auslandes.
Wechsel-Diskont und Devisen-Verkehr.
Ausgedehnter Inkasso-Verkehr.
An- und Verkauf von Effekten an deutschen und ausländischen Börsenplätzen.
Umwechslung von Coupons, Sorten und ausländischen Papiergeldern.

Wir eröffnen provisionsfreie
Scheck-Rechnungen
unter kulanten Bedingungen und übernehmen
Bar-Einlagen
zur Verzinsung auf tägliche oder längere Kündigung zu günstigen Sätzen nach Vereinbarung.

Wir befassen uns ferner mit der **Aufbewahrung von Wertpapieren** als **I. Offene Depots**, wobei wir deren vollständige Verwaltung besorgen, und nehmen Wertpapiere, Pretiosen und sonstige Wertgegenstände als **II. Geschlossene Depots** mit oder ohne Wertangabe in Verwahrung.

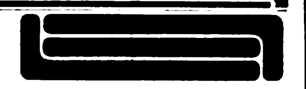
In unseren nach den neuesten Erfahrungen der Technik erbauten
Tresors
vermieten wir **III. Eiserne Schrankfächer** unter eigenem Mitverschluss der Mieter in vier verschiedenen Grössen. Zur ungestörten Manipulation mit dem Inhalte der Schrankfächer stehen den Mietern im Vorsaale des Tresors verschliesbare Kabinette zur Verfügung.

Die Direktion.



Wer nicht weiß, wohin er sich wenden soll, um ein gutes **Fahrrad, Nähmaschine, Reifen, Laternen, Glocken, Sättel, Nähmaschinen-Nadeln** und alle einschlägigen Artikel zu erstehen, schreibe an die renommierte Firma **Deutsche Fahrradwerke Sturmvogel Gebr. Grüttner, Berlin-Halensee 120.**

Der Prachtkatalog ist versandbereit. Zahlreiche Anerkennungsschreiben bestätigen, daß wir stets zur vollsten Zufriedenheit liefern. Wir bieten nicht nur in den streng reellen Preisen, sondern auch in der Lieferung besondere Vorteile, die wohl zu beachten sind. Vertreter überall gesucht.



Tonhalle

Konzertverein München e. V.

Mittwoch, den **28.** April 8 Uhr

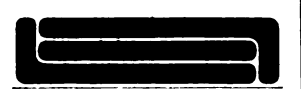
Volks-Symphonie-Konzert

(letztes)

Dirigent: Hofkapellmeister **Paul Prill.**
Solist: **Wolfgang Ruoff** (Klavier).

Schubert: Symphonie C-dur (Nr. 7).
Liszt: „Totentanz" für Klavier und Orchester.
Weber: Ouverture z. „Freischütz".

Eintrittskarten bei **M. Rieger**, Odeonsplatz 2, im **Billettenkiosk** am Lenbachplatz und an der Tageskasse der **Tonhalle.**



Haltbaren feinen **Aufschnitt** Netto 8 Pfd. in 8 Sorten Cervelat, Salami, Göttinger, ff. Leberwurst, Mettwurst, Extrawurst, Jagdwurst und Rotwurst Alles zusammen nur M 10.— franko Nachn. — unter Garantie. —
Ignaz Meißner, Regensburg IX

Dem hochwürdigen Klerus

empfehle mich zur Anfertigung von sämtlichen **Kleidungsstücken.**
Spezialität: Talare in beliebigen Formen, wie auch **Leo-Krägen.**
Reichhaltiges Lager in- und ausländischer Stoffe.

Anton Rödl, Schneidermeister, Ed. Walz Nachf. **München,** Löwengrube 8.
Lieferant des Georgianums.



Deutsche Cigarren

aller Art, von M **3.**— bis M **50.**— pro 100 Stück.

Indische Importen, hochfein und mild, à M **10.**—, **12.50, 20.**— und **30.**— pro 100 Stück, bei 300 Stück franko; Muster gegen M **1.**—.

Jeder Raucher versorge sich noch vor der hohen Zukunftssteuer.

Richard Haggenmiller, Kempten, Algäu
Cigarrengrosshandlung.

Zeugnis.

Die Kunst-Glockengießerei von **Ulrich Kortler in München** hat für die Pfarrkirche in **Kirchenlaibach** zu 2 vorhandenen Glocken mit den Tönen c und fis 2 neue Glocken geliefert mit den Tönen a und e. Diese beiden Glocken zeichnen sich durch **reinen, vollen** und **weittragenden Ton** besonders aus und bilden im **Gesamt**geläute mit den 2 alten Glocken eine **schöne Harmonie.**

Die ganze Pfarrei ist über ihr nunmehriges Geläute a—c—e—fis höchst erfreut und allgemein befriedigt, so daß die Firma **Kortler** zur Lieferung von Glocken nur bestens **empfohlen** werden kann.

Kirchenlaibach (Oberpfalz), den 15. April 1909.

Katholisches Pfarramt und katholische Kirchenverwaltung Kirchenlaibach.
G. Brühschenk, Pfarrer.



Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 18. München, 1. Mai 1909. VI. Jahrgang.

Unsere moderne Jugend.

Von August Nuß.

Ein Geist der Verneinung geht durch die Welt. Heller denn je lodern die Feuer der Opposition. Heimlich und offen, bewußt und unbewußt negieren viele jede sittliche Autorität. Auch unsere moderne Jugend ist von diesem Zeitgeist angesteckt. Immer eindringlicher und lauter wird der Klageruf besorgter Jugendfreunde: Unsere Jugend hat keine Ideale mehr!

Ja, so ist es in weiten Kreisen. Nicht überall! Auch nicht überall in gleichem Maße! Gottlob haben wir noch eine stattliche Schar unter den Jungen, die nicht nur wahre Ideale haben, sondern auch nach ihnen leben. Aber sehr viele, allzu viele sind innerlich arm an sittlichen Ideen, sind glaubenslos oder glaubensmüde, sind gleichgültig und stumpf, ohne wahre Begeisterung und Freudigkeit. In allen Ständen treten uns solche jungen Leute entgegen. Im Arbeiterstand, im Handwerkerstand, bei den Kaufleuten, namentlich aber bei den jungen Akademikern trifft man auf ihre Spuren. Warum dies?

Ein großer Teil unserer heutigen Jugend leidet an Uebersättigung. Jugendliche Greise! Wenn sie anfangen sollten, ins Jugendland einzutreten, haben sie die Jugend bereits „genossen“. Mit saturiertem Lächeln spotten sie der Jugendideale. Blasiertheit in vielen Köpfen. Nicht immer haben diese Köpfe Grund zu stolzer, hochmütiger Ueberhebung. Ihr geistiger Horizont steht nur zu oft im umgekehrten Verhältnis zu der Tadellosigkeit des Scheitels, der ihres Hauptes Wölbung ziert. Gerade für diejenigen gilt dies harte Wort, die als die künftigen geistigen Führer der Nation besonderen Geist verraten sollten, für unsere Studenten. Aber nicht nur für diese. Auch manche jungen Leute, welche in unseren Mittelschulen (Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen usw.) noch die Schulbank drücken, sind schon tief angekränkelt von dem blasierten Geist moderner Verneinung. Ihr Lehrer und Erzieher, namentlich ihr Eltern und Seelsorger, macht die Augen auf und schaut nach den jungen Sekundanern und Primanern, die über den alten Väterglauben und die alte Vätersitte spotten! Manche sonst höchst einsichtigen Kreise ahnen gar nicht die Größe der Gefahr, die in der materialistischen Ansteckung unserer Mittelschulen bis in die allerunterſten Klassen herab eingeschlossen ist. Was nützen die besten Reformversuche an unseren Studenten auf den Universitäten, wenn die Mittelschulen die Hochschulen mit Leuten bevölkern, die Glauben und Sittlichkeit als „unmodernen Ballast“ schon längst über Bord geworfen haben! Gar manche Herren Primaner — sie bilden Gott sei Dank noch nicht die Regel — haben die „Freuden“ der Studentenzeit bis zur Neige gekostet, bevor sie in die civitas academica einziehen. Ueber die Religion lächeln sie, weil sie's besser wissen, und in sexueller Beziehung haben sie schon manches „hinter sich“, was ihnen eigentlich die Schamröte in die Wangen treiben müßte. Geheime Schülerverbindungen nähren und unterstützen noch unter Zuhilfenahme studentischer Formen solche — „Ideale“. Gesättigt mit dem ganzen süßen Gift moderner Moral, gesättigt mit den bestechenden Ideen des Kritizismus und Skeptizismus, gesättigt mit den neuphilosophischen Gedanken des Herrenmenschentums, das an die Stelle der Freiheit die Ungebundenheit, das Sichausleben, und an die Stelle höherer Autorität das eigene Ich als göttliche Norm setzt, geraten die jungen Köpfe in eine gewisse „Simplicissimus“-Stimmung, die sie für alle positiven Anregungen religiöser oder moralischer Art unempfänglich macht. Manche haben zwar die grundlegenden modernen Bücher und Schriften überhaupt nicht gelesen, aber ihre guten Freunde und Altersgenossen, auch manche Lehrer und Vorgesetzte, schwätzen und drängen ihnen diese Ideen auf, die sie aus der modernen Lektüre als ihre „Weltanschauung“ entnommen haben. Viele dieser jungen Freunde und Klassenkameraden haben zwar vieles von den neuen Gedanken nicht richtig verstanden, aber der Geist der Autoren hat sie ergriffen und teilt sich durch sie auch der Umgebung mit. Von Natur aus zum Kritisieren und zur Opposition geneigt, saugen die jungen Leute dann derartige Lehren, die ihrem jugendlichen Hochmut und der Sinnlichkeit schmeicheln, begierig ein und lehnen es hartnäckig ab, auch einmal die Gegenseite zu lesen oder zu hören. Nimmt man noch die unselige Menschenfurcht als starke Triebfeder derartigen Beginnens hinzu, so hat man den Schlüssel zur Lösung der Frage: Warum gibt es heute eine solche Jugend? Man will eben auch „aufgeklärt“ und „modern“ sein und vermeidet es ängstlich, bei seinen „vorgeschrittenen“ Kameraden als „Rückschrittler“ und „Dunkelmann“ zu gelten. So verbinden sich böser Wille und Haß gegen positive Religion und Sitte, eine gewisse übersättigte Blasiertheit und ein durch nichts begründeter, alle Autorität ablehnender Hochmut einerseits mit der menschlichen Schwäche schwankender, unreifer Charaktere anderseits, um ein junges Geschlecht zu bilden, auf das unser Vaterland nicht stolz zu sein braucht. An die Stelle innerlicher Arbeit und Herzenskultur treten hier Veräußerlichung und Verflachung, ein ungezügeltes Luxusbedürfnis und eine übertriebene Vergnügungssucht, die weder auf das Gewissen der Jugend, noch auf den Geldbeutel der Eltern gebührend Rücksicht nimmt. Selbst der Alkoholismus wirft seine Schatten schon auf diese Jugend voraus. Und kommen die Vorgesetzten und ernsten Berater, um Einhalt zu gebieten, so lacht man sie aus und weiß alles besser. Arme Jugend!

Auch unsere jungen Katholiken sind von dem modernen Zeitgeist angesteckt. Fragt z. B. einmal die katholischen Religionslehrer an unseren Mittelschulen! Sie werden euch die Richtigkeit dieser schwerwiegenden Behauptung bestätigen. Fragt so manchen wahrhaft katholischen Abiturienten oder Absolventen, der an Ostern die Schule verlassen hat! Mit schmerzlicher Wehmut wird er gestehen müssen: Zwar habe ich manchem wackeren Gesinnungsgenossen Lebewohl sagen können, aber auch viele, viele Katholiken meiner Klasse standen abseits und wandern schlimme Pfade! Berauscht von den neuzeitlichen Ideen, die gleichsam in der Luft liegen, verschließen viele katholische Mittelschüler ihre Ohren und Herzen den Mahnungen der Religionslehrer und besorgter Freunde. Sie wollen sich noch nicht einmal die dargebotenen Waffen besehen, mit denen sie sich gegen die Angriffe der Modernen schützen könnten. Catholica non leguntur! Bei manchen kommt noch irgend ein rein persönliches Moment, etwa gekränkter Ehrgeiz oder geknickter Stolz, hinzu, und alle Bemühungen des eifrigen Religionslehrers sind erfolglos. — —

Was ist zu tun? Wir dürfen nicht die Hände in den Schoß legen und über die schlechten Zeiten klagen; wir müssen mithelfen und mitarbeiten, damit sich die Zeiten bessern. Das Elternhaus muß die erste Arbeit leisten. Mit gutem Beispiel vorangehend, soll der Vater oder die Mutter das Kind von Jugend auf in christlichem Geiste zu erziehen suchen und, falls nötig, eiserne, rücksichtslose Strenge walten lassen. Manche Eltern sind gläubig und gut, ihre Söhne aber geraten auf Abwege. Da

liegt es oft am Umgang mit Büchern und Freunden. Die Eltern waren vielleicht nicht vorsichtig und umsichtig genug.

Die Erzieher, die Lehrer und Vorgesetzten müßten alle wieder mit christlichem Geiste erfüllt werden. In absehbarer Zeit ist dies unmöglich. Aber diejenigen von ihnen, die noch auf gläubigem Boden stehen, müssen alle ihre Kräfte anstrengen, um desto eifriger an der Besserung der Jugend zu arbeiten; aber Eifer allein nützt nichts. Geschick, Umsicht und Takt erzielen oft den größeren Erfolg. Persönlichen Einfluß auf die Jugend zu gewinnen suchen, darum handelt sich's! Durch persönlich gewinnenden Umgang mit den jungen Leuten unter Vermeidung aller pedantischen Härten kann man vieles erreichen. Dies gilt auch für die Geistlichen und Religionslehrer in besonderem Maße. Sie mögen Freunde unter der Jugend sammeln und ihnen neben gediegenem positiven Wissen auf dogmatischem, apologetischem Gebiete auch sonst noch mancherlei an geistiger, sittlicher und auch geselliger Anregung zu bieten suchen. Vor allem möge der Religionsunterricht nicht ledern und trocken gestaltet, sondern durch aktuelle Apologetik gewürzt werden. Und auf den Hochschulen müßten unsere kath. Studentenkorporationen durch eine weitverzweigte, rege Keiltätigkeit den katholischen „Muli" Lust und Begeisterung für unsere hehren Ideale beizubringen suchen.[1]) Namentlich müßten die Alten Herren in den einzelnen Gymnasialstädten und -städtchen und überall, wo sich Gelegenheit dazu bietet, schon frühzeitig mit Geschick und Eifer die jungen katholischen Abiturienten zu gewinnen bestrebt sein. Andere Verbände, namentlich die schlagenden Verbindungen, geben uns darin ein gutes Beispiel. Korpsier und Burschenschaftler wetteifern in der Gewinnung neuer Mitglieder; sie suchen und — finden sie auch unter den Katholiken! Sapienti sat. Schließlich muß die katholische öffentliche Meinung durch die Presse und Literatur, durch öffentliche Vorträge, Konferenzen und Vereine mehr und mehr (z. B. Görresgesellschaft) für die Wiedergewinnung der gebildeten Katholiken, der „Intelligenz", interessiert und erwärmt werden.

Wenn alle beteiligten Kreise in diesem Sinne mit Eifer, Takt und Zielbewußtsein zusammenwirken, kann der Erfolg nicht ausbleiben. Er wird zwar nicht von heute auf morgen sich zeigen, aber im Laufe der Jahre offenbar werden. Darum Zähigkeit und Ausdauer! Es kommen Enttäuschungen und fehlgeschlagene Hoffnungen; aber der Sieg bleibt nicht aus. Trans Alpes Italia! Manche jugendlichen Köpfe stehen nun im Kampf der Sturm- und Drangperiode; wenn sie älter und reifer werden, kommen sie zur Besinnung und werden die Unserigen.

[1]) Manche studentischen Korporationskreise haben an meinen einschlägigen kritischen Veröffentlichungen in der „Allg. Rundschau" (Studentenheft, 2. Auflage, 1908) Anstoß genommen, während viele anderen dieselben lebhaft begrüßten. Namentlich entrüstet sich ein „altes Semester" in Nr. 4, noch mehr in Nr. 6 der „Unitas" über meine „Methode", „ohne weiteres in der breiten Oeffentlichkeit über Verhältnisse innerhalb der kath. Korporationen zu schreiben und sich dabei so unbestimmt und schwankend auszudrücken, daß viele Leute sich ein ganz falsches Bild von den kath. Korporationen machen mußten." Die beste Widerlegung dieser Ansicht bietet die aufmerksame Lektüre der angegriffenen Artikel. Die „Allg. Rundschau" wendet sich vorwiegend an Kreise, die für das studentische Milieu das nötige Verständnis besitzen. Ich habe meine Anklagen mit den nötigen Vorbehalten und Einschränkungen erhoben und genau zu begründen versucht, warum die breite Oeffentlichkeit ein Recht darauf hat, über die kath. Korporationen wahrheitsgetreu informiert zu werden. Wer mir unterschieben würde, daß ich die kath. Eltern und Söhne vor den kath. Korporationen warnen, oder daß ich die letzteren in einseitiger und ungerechter Weise verkleinern wollte, hätte meine guten Absichten völlig verkannt und meine Ausführungen durchaus mißverstanden. Was ich gesagt habe, war schon sehr vielen Katholiken ein offenes Geheimnis. Ueberdies war ja auch vor Erscheinen meiner Artikel die breite Oeffentlichkeit bereits durch verschiedene Korporationen selbst Dank den bekannten „Erklärungen" hinreichend alarmiert. Dem „alten Semester" in der „Unitas" gebe ich die klaren und zutreffenden Bemerkungen zur gefl. Erwägung, welche die „Akademia" — also doch auch ein spezielles Studentenorgan — in ihrer Nummer vom 15. Oktober 1906 zu der Streitfrage gemacht hat: „Die katholischen Studentenkorporationen sind eine Sache des ganzen katholischen Volkes, und darum hat die katholische Presse einerseits die Pflicht, das katholische Volk auf diese Korporationen hinzuweisen und zu unterrichten, anderseits auch die Berechtigung, nötigenfalls ihre Stimme zu erheben, wenn diese Korporationen vielleicht hie und da auf Abwege kommen sollten und in ihnen sich Zustände herausbilden sollten, die den Erwartungen, die man an sie billigerweise zu stellen berechtigt ist, nicht in allem entsprechen oder wenigstens nicht zu entsprechen scheinen. Die katholischen Studentenkorporationen sind keine Geheimbünde, sie haben sich so einzurichten, daß alles, was in ihnen geschieht, die breiteste Oeffentlichkeit vertragen kann, und sie haben diese Pflicht um so mehr, da sie von den Gegnern mit überaus mißtrauischen und oft mehr als feindseligen Augen beobachtet werden . . . . Den katholischen Korporationen kann aber nur erwünscht sein, wenn sie von der Presse an ihre Ziele und Zwecke gemahnt und auf etwaige Mißstände aufmerksam gemacht werden, wie sie jedem dankbar sind und sein müssen, der sie auf solche hinweist."

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Sieg der jungtürkischen Armee.

Konstantinopel und der Sultan Abdul Hamid sind am 25. April in die Hände des von Saloniki und Adrianopel herangezogenen Komiteeheeres gefallen. Dessen Oberkommandant Mahmud Schewkat ist zurzeit der Inhaber der Zentralgewalt. Auch in Skutari, dem Ableger der Hauptstadt an dem kleinasiatischen Bosporusufer, herrschen seine Truppen. Was in dem übrigen asiatischen Teile des Türkischen Reiches herrscht oder nicht herrscht, weiß man noch nicht.

Die Besetzung Konstantinopels und des Sultanspalastes ist recht langsam vor sich gegangen. Der alte Sünder Abdul Hamid hat durch die andauernde Angst um Krone und Leben etwas von seiner Schuld abbüßen müssen. Auch nach seiner Uebergabe ist er aus dem Hangen und Bangen in schwebender Pein noch nicht sofort herausgekommen. Während dieses Blatt zum Drucke geht, soll angeblich erst noch die „Nationalversammlung", d. h. Abgeordnetenhaus und Senat zusammen, über das Schicksal dieses türkischen Ludwig XVI. beraten und abstimmen.

Die sogenannte Nationalversammlung ist nur eine Marionette in den Händen der jungtürkischen Führer. Die andauernde Unsicherheit rührt allem Anschein nach daher, daß dieses Komitee in sich noch nicht einig ist über die Behandlung des alten Sultans. Und der schlaue Abdul Hamid hat offenbar auf solche Meinungsverschiedenheit spekuliert. Er hat nichts getan, wobei er in flagranti abgefaßt werden könnte. Es ist ihm bisher nicht nachgewiesen, daß er hinter dem Putsch der Unteroffiziere und Softas vom 13. April gesteckt hätte. Seit dem Anrücken der jungtürkischen Armee hat er sich, soweit er zu beobachten war, passiv verhalten. Am Freitag vor dem Einrücken der Truppen hat er die übliche Fahrt zur Stambuler Moschee unternommen, als ob alles in Ordnung wäre, und auf dieser Fahrt ist nichts passiert. Dann blieb er still in seinem außerhalb der Stadt gelegenen Jildispalast sitzen. Als die Komiteetruppen gegen denselben vorrückten, ließ er sofort die weiße Fahne hissen und hielt seine (angeblich noch recht beträchtliche) Palastbesatzung vom Kampfe gegen die „rechtgläubigen Brüder" ab. Die in den Kasernen der Hauptstadt verteilten Truppen haben freilich einen schwachen Widerstand geleistet, so daß es einige Tausend Tote und Verwundete abgesetzt hat; aber dafür kann man den abseits sitzenden Sultan nicht verantwortlich machen. Alle bisher gemeldeten Tatsachen deuten vielmehr darauf hin, daß es in der angegriffenen Hauptstadt an jeder einheitlichen und planmäßigen Führung gefehlt hat. Mit orientalischem Fatalismus ließ man das Kismet über sich kommen.

Ganz anders sah es im jungtürkischen Lager aus. Dort handelt man überlegt und zielbewußt, auch in der Langsamkeit. Uneingeschränkte Anerkennung verdient die militärische Leitung unter Mahmud Schewkat. Die beiden Armeekorps wurden sehr schnell abmarschfähig gemacht und so fix in die Nähe der Hauptstadt geführt, daß die gegnerische Besatzung keine Zeit zu umfassenden Abwehrmaßnahmen behielt. Als die Anrückenden sahen, daß in Konstantinopel Ratlosigkeit herrsche, sahen sie von beschleunigten Vorstößen ab, zogen weitere Truppen heran und schlossen nach und nach einen starken Ring um die ganze Hauptstadt, von San Stefano am Marmarameer um das Goldene Horn herum bis zum Bosporus. Die Zwischenzeit wurde benutzt, um die vor dem Sultanspalast liegenden Kriegsschiffe für das Komiteeheer zu gewinnen. Trotz der Mangelhaftigkeit der türkischen Flotte hätten deren Kanonen doch den einrückenden Truppen sehr lästig werden können. Als die Schiffsführer gewonnen waren und vom Jildisufer nach San Stefano dampfen ließen, war das Schicksal der Stadt und des Sultans in militärischer Hinsicht entschieden.

Nicht so klar und glatt, wie das militärische Vorgehen, war die politische Taktik der Jungtürken. Die löbliche Absicht, Blutvergießen zu vermeiden, hätte sich wahrscheinlich im vollen Umfange verwirklichen lassen, wenn man im Komitee einig geworden wäre über ein Kompromiß mit dem Sultan Abdul Hamid. Aber eine radikale Richtung wollte sich mit keiner anderen Garantie begnügen als der Entthronung des alten Fuchses, wogegen die bedächtigeren Elemente meinten, es sei besser, den moralischen und



materiellen Nachwirkungen eines gewaltsamen Thronwechsels auszuweichen und vorläufig den alten Abdul Hamid als Schattensultan unter strammer Kontrolle weitervegetieren zu lassen. Es wurde berichtet, daß ein paar Hundert Abgeordnete und Senatoren, die nach San Stefano gegangen waren, dort als „Nationalversammlung" die Absetzung Abdul Hamids förmlich beschlossen hätten. Aber alsbald erschien ein amtlicher Aufruf des Oberkommandierenden Mahmud Schewkat, der feierlich bestritt, daß die Armee gekommen sei, um den Sultan abzusetzen. Allerdings machte Mahmud Schewkat dabei den Zusatz: wenn nun noch weitere Zwischenfälle in die Quere kämen, so werde man die Schuldigen unnachsichtlich zur Verantwortung ziehen. Die Wortführer der Radikalen sagen nun, der Widerstand in den Kasernen von Konstantinopel sei ein solcher Zwischenfall, der die Verurteilung des Sultans begründe.

Sollte man wirklich auf diesem sophistischen Wege sich um die versprochene Schonung des Sultans herumdrücken wollen, so würde auf dem jungtürkischen Komitee die Schuld der hinterlistigen Täuschung haften bleiben. Daran ändert auch nichts die Ausrede, daß die Entscheidung über das Sultansgeschick der „Nationalversammlung" überlassen bleibe. Die jüngsten Erfahrungen haben ja zu deutlich gezeigt, daß die Volksvertreter jeweilig das beschließen, was die herrschende Militärmacht ihnen diktiert. Es ist ja nicht das erstemal, wenn sich hier die Ironie der Weltgeschichte zeigt, wonach die sog. Volksbefreiung zu einer Militärdiktatur führt. Abdul Hamid hat freilich in seiner langen Regierungszeit so viel Schuld auf sein gewissenloses Haupt geladen, daß man mit ihm persönlich kein Mitleid zu haben braucht.

Aber im Interesse der türkischen Staatsordnung und zur Vermeidung von europäischen Verwicklungen muß man wünschen, daß die siegreichen Jungtürken Mäßigung bewahren. Sie sollten bedenken, daß durch eine Gewalttat gegen den Kalifen die alttürkischen Elemente, namentlich die in Asien, in gefährlicher Weise aufgereizt würden. Der Respekt vor dem Sultan und Kalifen ist doch zurzeit das einzige, was das buntscheckige Türkische Reich noch zusammenhält.

Die Armee ist nicht einig und bildet keinen staatserhaltenden Faktor mehr; die zwei jungtürkischen Armeekorps, die jetzt Konstantinopel beherrschen, haben in den weiten asiatischen Landesteilen nix to seggen. Es wird den neuen Machthabern schon schwer genug fallen, die separatistischen Elemente in Mazedonien und Albanien niederzuhalten.

Die Türkei gleicht einem alten Hause mit morschen Balken und brüchigen Mauern; so ein verwittertes Bauwerk verträgt einen Umbau schlecht. Wenn man dabei nicht mit großer Zurückhaltung und Bedächtigkeit vorgeht, so wird aus dem Erneuerungsprozeß ein Auflösungsprozeß.

Tröstlich ist, daß Bulgarien durch die verbriefte Anerkennung seiner Unabhängigkeit von dem Fischen im trüben zurückgehalten worden ist. Die türkische Regierung hat trotz alledem die Abmachung vollzogen, und nach dem Vortritt Rußlands haben auch England und Frankreich die Anerkennung in Sofia ausgesprochen. Deutschland und Oesterreich werden nachfolgen, wenn nur die Vereinbarung wegen der Interessen der Orientbahnen getroffen ist. Diese Nuß hofft man mittels eines Schiedsgerichts zu knacken.

Der Kampf der Blockregierung gegen die konservative Partei.

Der theatralische Empfang der „Abordnungen" hat ohne Prüfung der Aktivlegitimation im Kanzlerpalais programmäßig stattgefunden. Aus der Rede des Reichskanzlers sind nur drei Punkte herauszupicken:

1. die grobe Kritik des „Tabakvereins", der sich erlaubt hat, die Interessen seines eigenen Gewerbes und auch der darin beschäftigten Arbeiter gegenüber der Regierungsvorlage zu vertreten; 2. die bestimmte Erklärung, daß die Finanzreform noch „in dieser Tagung" gemacht werden soll, — was ohne gewaltsame Ueberhastung nicht möglich ist; 3. das unbedingte Festhalten an der Ausdehnung der Erbschaftssteuer auf Witwen und Kinder. Die von den Konservativen bekämpfte Steuer soll also schonungslos durchgedrückt werden, während die Regierung für die von den Liberalen verabscheuten Steuern auf Gas, Elektrizität und Inserate sofort Ersatz suchen will.

Die Vorführung im Bülowtheater war das Signal zum weiteren Agitationsfeldzuge gegen die Konservativen. Dabei wurde recht kräftig mit dem Volkszorn gedroht; bei Auflösung und Neuwahlen sollte es den widerspenstigen Abgeordneten (d. h. widerspenstig gegen die „nationale" Erweiterung der Erbschaftssteuer) schlecht gehen.

Nebenbei bemerkt, verstehen wir nicht recht, was Fürst Bülow bei einer Auflösung des Reichstags zu gewinnen hofft. Wenn er eine Reihe konservativer Mandate den Liberalen zuschanzt, so sichert ihm diese Verschiebung immer noch keine Blockmehrheit für die geliebte Erbschaftssteuer. Denn sogar blockbegeisterte Blätter geben zu, daß von den 1907 errungenen Blockmandaten eine Reihe wieder an die Sozialdemokratie verloren gehen würden. Nach einer Neuwahl würde also nichts anderes übrig bleiben, als die erweiterte Erbschaftssteuer mit Hilfe der Sozialdemokratie zu machen. Dieses Vergnügen kann man sich aber jetzt schon leisten.

Die konservative Partei sucht vorläufig gegenüber den Demonstrationen und Drohungen den Nacken steif zu halten. In der Reichstagsfraktion haben sich nur ein Dutzend bis höchstens 20 Mitglieder für die „Witwen- und Waisensteuer" erklärt. Es ist möglich, daß noch eine mittlere Gruppe der Ansicht ist, die Witwen- und Waisensteuer ließe sich allenfalls ertragen, wenn nur bei der Branntweinsteuer den agrarischen Interessen in Ostelbien gehörig Rechnung getragen würde.

Aber ein starker rechter Flügel der konservativen Partei bleibt bisher bei der grundsätzlichen Ablehnung. In dessen Sinne hat auch die Mehrheit jetzt beschlossen und zugleich einen Antrag auf Ersatzsteuern zur Füllung der Lücke eingebracht. Es wird vorgeschlagen, einerseits eine Wertzuwachssteuer einzuführen, und zwar sowohl beim Verkaufe von Grundstücken als beim Verkaufe von Wertpapieren, anderseits den Umsatz in Grundstücken und Wertpapieren mit einem Reichsstempel von etwa ½ Prozent heranzuziehen, eventuell auch beide Steuern zu vereinigen.

An dieser Stelle ist schon vor Wochen den Konservativen geraten worden, sich nicht auf den bloßen Widerspruch zu beschränken, sondern positive Vorschläge zur unvermeidlichen Heranziehung des Besitzes zu machen. Die jetzt eingebrachten Anträge hätten viel mehr Eindruck gemacht und viel mehr Aussicht gehabt, wenn sie früher gekommen wären. Jetzt will es ein Spiel des Zufalls, daß auch von freisinniger Seite ein Entwurf der Wertzuwachssteuer eingebracht wird. Aber der will nur die Grundstücke, nicht das mobile Kapital mit seinem Zuwachs treffen, und die Blocklinke erklärt in ihrem gouvernementalen Selbstbewußtsein, das sei durchaus keine Besitzsteuer, welche die Abgabe von Gatten- und Kindeserbe ersetzen könne, sondern vielmehr nur ein Ersatz für die aufgegebenen indirekten Steuern. In der Finanzkommission ist gegen die Blocklinke beschlossen worden, die konservativen Vorschläge außer der Reihe vorweg zu beraten. Dieser Ausschußerfolg kann aber leicht wettgemacht werden durch die Regierung, die angeblich den freisinnigen Antrag in seiner Beschränkung auf den Grundstückswert und in seiner Zweckbestimmung zur Richtschnur ihrer Ersatztätigkeit nehmen will.

Der Elfer-Ausschuß, das engere Organ der konservativen Gesamtpartei, hat ferner einen kräftigen Protest erlassen gegen die von der Regierung geförderte Agitation, welche der konservativen Partei egoistische und persönliche Motive vorwirft. Dagegen wehren sich neuerdings die Offiziösen, indem sie versichern, es sei durchaus berechtigt, auch nach konservativen Ueberlieferungen, wenn die Regierung in der Oeffentlichkeit ihre Vorlage vertrete und das Volk aufkläre; für jede Rede und jeden Zeitungsartikel könne die Regierung nicht verantwortlich gemacht werden. Das sind Ausreden, die nur einfältige Ohren täuschen können. Die ganze Agitation, deren Hauptmacher nach den Enthüllungen in der Kommission der in das Reichsschatzamt berufene Geheimrat Liwy von Halle ist, geht auf Verdächtigung und Vergewaltigung der konservativen Partei hinaus.

Die gewichtigen sachlichen Bedenken gegen die Besteuerung der Witwen und der Kinder, die noch vor drei Jahren vom Fürsten Bülow und vom Frhrn. von Rheinbaben geteilt und vertreten wurden, sucht man in Hohn und Spott über die agrarische Steuerscheu zu ersticken. Ist es auch „Aufklärung", wenn man die Abgeordneten mit Auflösung und Neuwahlen unter gouvernementaler Unterstützung der liberalen Agitation bedroht?

Wenn Fürst Bülow das Ziel seiner Taktik erreicht, so ist der konservativen Partei das Rückgrat gebrochen. Und es steht zu befürchten, daß er dem Liberalismus zum Triumphe verhilft.



Die Reichsfinanzreform in der Kommission.

Von Regierungsrat Speck, Mitglied des Reichstags.

IX.

Neu gestärkt durch die Ruhe der Osterferien trat die Steuerkommission am 21. April zur Fortsetzung ihrer Beratungen wieder zusammen. Die Osterpause hatte jedoch die von manchem erwartete Klärung der verworrenen innerpolitischen Situation nicht gebracht. Die Situation lag im Gegenteil für das Zustandekommen der Reform schwieriger und ungünstiger als je zuvor, nicht zuletzt dank der mit mehr Eifer als Geschicklichkeit regierungsseitig in Szene gesetzten „Volks“bewegung zugunsten der baldigen Durchführung der Reform. Ganz besonders der just am Tage vor Wiederbeginn der Kommissionsberatungen mit so viel äußerem Gepränge vor sich gegangene Empfang der Abordnungen aus den verschiedenen Teilen des Reiches durch den Reichskanzler hat in Reichstagskreisen, namentlich aber bei den Mitgliedern der Kommission, den denkbar ungünstigsten Eindruck gemacht. Diese Kundgebung, die sich da im historischen Kongreßsaal des Reichskanzlerpalais vollzog, mag ja, wie die „Augsburger Abendzeitung“ berichtet, bei allen Teilnehmern einen überaus tiefen Eindruck hinterlassen haben; wenn sich aber dieses Blatt von derselben auch eine günstige Wirkung auf den Fortgang der parlamentarischen Arbeit versprach, so wurde diese Hoffnung durch den tatsächlichen Erfolg nicht bestätigt.

Es war zu erwarten, daß die Reichstagskommission diesen ungewöhnlichen Vorgang, daß Abordnungen hochangesehener Männer namens des deutschen Volkes beim obersten Beamten des Reichs Klage führen über das allzu langsame Fortschreiten der Arbeiten des Reichstages und damit das Recht des Anklägers beanspruchen gegenüber den mit der Materie befaßten, erwählten Vertretern eben dieses deutschen Volkes, nicht mit Stillschweigen übergehen würde. Die Aussprache in der Kommission ergab denn auch eine einmütige Verurteilung des ganzen Vorganges durch die Vertreter sämtlicher Parteien. Schon die Tatsache, daß der Staatssekretär des Reichsschatzamtes nicht Veranlassung genommen hatte, über den Verlauf des Empfanges beim Reichskanzler, dem er auch beigewohnt hatte, der Kommission Mitteilung zu machen, wurde auf verschiedenen Seiten als ein Mangel an Rücksicht auf die Kommission empfunden, nicht geeignet, das wünschenswerte friedliche und gedeihliche Zusammenarbeiten mit der Regierung zu fördern. Daß aber der Reichskanzler gegenüber den Ausführungen der Sprecher der verschiedenen Abordnungen mit keinem Worte auf die Schwierigkeit der der Reichstagskommission gestellten Aufgabe hingewiesen, hat mit Recht scharfe Verurteilung durch sämtliche Parteien gefunden.

Nicht ohne Interesse war die in der Kommission festgestellte Tatsache, daß ein im Reichsschatzamt tätiger Bundesratskommissar, ein Herr Dr. Limy von Halle, sich an verschiedene Abgeordnete gewandt hatte mit dem Ersuchen, ihm einflußreiche Persönlichkeiten aus ihren Wahlkreisen namhaft zu machen, bei denen man mit einer Agitation für raschere Fortführung der Finanzreform Erfolg haben würde, und daß man einflußreiche Männer suchte, um Demonstrationen aus dem Lande heraus veranlassen zu können. Wirklich eine treffliche Illustration für den „volkstümlichen“ Charakter des Vorganges im Kanzlerpalais! Dem Reichsschatzsekretär war diese Feststellung begreiflicherweise sehr unangenehm; wirft sie doch neuerdings ein grelles Schlaglicht auf die Mittel, deren man sich heutzutage im Deutschen Reiche bedient, wenn es gilt, seine Pläne durchzusetzen. Die Tatsache selbst konnte Herr Sydow nicht leugnen; er versuchte deshalb sie als eine minder geschickte, im Uebereifer begangene Privatleistung des genannten Herrn hinzustellen, hatte damit aber in der Kommission keinen Erfolg. Uebrigens soll, wie man hört, Herr von Halle nicht mehr im Reichsschatzamt beschäftigt sein. Die mit so viel Tam-Tam eingeleitete „Volksbewegung“ hat also den beabsichtigten Eindruck auf die Kommission vollständig verfehlt. Es soll gewiß nicht geleugnet werden, daß gar viele der angesehenen Männer, die am 20. April vor dem Reichskanzler erschienen, hierbei einzig und allein geleitet waren von der ernsten Sorge um die Wohlfahrt des Reiches. Diese Herren mögen der Ungeschicklichkeit der Regierungskreise es danken, daß nunmehr nach der Aussprache in der Reichstagskommission der unangenehme Beigeschmack der „künstlichen Mache“ der ganzen Aktion für alle Zeiten anhaftet.

Die politische Bedeutung dieses Empfanges beim Reichskanzler lag übrigens weniger in den Ausführungen der einzelnen Sprecher. Was diese sagten von der Notwendigkeit der Festigung der finanziellen Grundlagen des Reichs und von den Gefahren einer unzulänglichen finanziellen Rüstung in den heutigen schwierigen Zeiten, das war vorher schon oft genug gesagt und bildet auch die communis opinio sämtlicher Parteien des Reichstags. Wenn aber der Reichskanzler noch einen Schritt weiterging und diese Kundgebung angesehen wissen wollte als eine „Mahnung an die Parteien“, sich mit dem Gedanken der nationalen Notwendigkeit dieser Reform noch mehr als bisher zu erfüllen, so stellte er damit der „nationalen“ Blockmehrheit, mit der allein er ja unter Ausschaltung des Zentrums die Reform zu schaffen gedenkt, ein schlechtes Zeugnis aus. Das Echo dieses Vorwurfs, der sich ja in erster Linie gegen die Konservativen wegen ihrer Haltung gegenüber der Deszendentenbesteuerung richtete, ließ nicht lange auf sich warten. Wenige Tage später beschloß die konservative Fraktion mit überwältigender Mehrheit, an der Ablehnung dieser Besteuerung unter allen Umständen festzuhalten und als Ersatz für dieselbe eine Wertzuwachssteuer vorzuschlagen, und ein diesbezüglicher Antrag ist auch bald darauf in der Kommission eingelaufen.

Dieser Beschluß, der in den Reihen der übrigen Blockparteien die größte Bestürzung hervorrief, hat die politische Situation plötzlich wesentlich verschärft. Liberale Blätter riefen nach dem „starken Mann“ und versuchten sofort, den Reichskanzler für eine Reichstagsauflösung scharf zu machen. Linksliberale Parlamentarier aber sehen im Bewußtsein der schweren Schuld, die sie während der Blockära auf sich geladen haben, mit Schrecken dem drohenden Gespenst einer Auflösung entgegen, das ja für so manchen von ihnen den dauernden Abschied vom Hause am Königsplatz bringen könnte. Auch die „Tägliche Rundschau“ sieht nur zwei Möglichkeiten gegeben: entweder Auflösung oder Uebernahme der Reform durch eine neue Parteikonstellation unter Führung des Zentrums. Das letztere wäre natürlich für dieses edle Blatt der schrecklichste der Schrecken, obgleich doch die Erinnerung an die glatte Erledigung der Finanzreform des Jahres 1906, die unter der ausschlaggebenden Mitwirkung des Zentrums vor sich ging, für jeden objektiven Beobachter die Mitarbeit des Zentrums auch jetzt wünschenswert erscheinen lassen muß. Eines solchen sachlichen Urteils sind aber die im Banne des furor protestanticus stehenden Blätter nicht mehr fähig, und höher als die gedeihliche Lösung der wichtigen Reform steht ihnen der Vater der Blockpolitik und dessen Parole: „Gegen das Zentrum.“

Jener Empfang beim Reichskanzler hatte aber in Verbindung mit den aufdringlichen Demonstrationen im Lande auch noch eine weitere bedenkliche Seite: er konnte an Stellen, die mit dem Fühlen und Denken des Volkes nicht in Berührung stehen, den Eindruck hervorrufen, als ob die Reichsfinanzreform, wie Fürst Bülow meinte, „populär geworden“ sei, als ob schließlich das deutsche Volk keinen sehnlicheren Wunsch hätte als den, mehr Steuern zu zahlen. Daraus könnte dann vielleicht der Schluß gezogen werden, als ob eine eventuelle Auflösung des Reichstags und die dann auszugebende Parole „für neue Steuern“ vom Volke mit einstimmigem Hurra aufgenommen würde. Nichts wäre aber verderblicher, als wenn maßgebende Stellen sich einer solchen Täuschung hingeben wollten. „Populär“ ist die Schaffung neuer Steuern niemals gewesen, wird es auch niemals sein, weder bei dem deutschen noch bei irgend einem anderen Volke. Der Ueberzeugung von der Notwendigkeit weiterer Einnahmequellen im gegenwärtigen Zeitpunkte wird sich gewiß kein Vernünftiger entziehen; allein mit dieser Ueberzeugung allein ist es eben nicht getan, ebensowenig wie mit dem Austausch von Telegrammen und dem Empfang von Deputationen. Den besten Beweis hierfür liefert gerade der langsame Fortgang der Kommissionsarbeiten. Die Regierung wird im Wahlkampf mit einem bestimmten Steuerprogramm auftreten müssen. Hält sie aber an dem jetzt vorliegenden fest, dann wird sie ein glänzendes Fiasko erleben müssen. Dies vorauszusehen, bedarf keiner Prophetengabe. Auf welche Parteien sollte sich denn die Regierung im Wahlkampf wohl stützen? Dieser müßte sich unter den gegebenen Umständen richten gegen Konservative, Zentrum, Polen und Sozialdemokraten. Es blieben also nur die liberalen Parteien, die Freikonservativen und etwa noch die kleine antisemitische Gruppe zur Mehrheitsbildung übrig. Mit diesen allein eine Mehrheit für den Reichstag aufzubringen, wird aber selbst einem Fürsten Bülow nicht gelingen. Von einer Auflösung des Reichstags wäre also für das Steuerprogramm der Regierung nichts zu hoffen, dagegen mit Bestimmtheit eine erhebliche Zu-

nahme der sozialdemokratischen Stimmen zu erwarten. Unter diesen Umständen wird aber Fürst Bülow jedenfalls vorerst alles versuchen, für die Deszendentenbesteuerung doch noch eine Mehrheit im Reichstag zu gewinnen. Bis ihm dies gelingt, wird noch mancher Tag ins Land gehen. Das Zentrum aber kann der Entwicklung der Dinge ruhig entgegensehen.

Jeanne d'Arc.

Von Dr. Paul Maria Baumgarten.

Ueber die Bedeutung der außerordentlichen Feierlichkeiten anläßlich der Seligsprechung der Pucelle d'Orléans sind von den verschiedensten Seiten Betrachtungen angestellt worden, die sich zum Teil schnurstracks entgegenstehen. An sich bedarf es ja keiner ausdrücklichen Versicherung, daß die Kurie mit der Seligsprechung rein religiöse Zwecke verfolgt hat; wenn aber behauptet wird, daß ein starker Einschlag von Politik, und zwar sehr herausfordernder Politik, in diesen Vorgängen verborgen liege, so mag es mit Rücksicht darauf mit der wünschenswertesten Deutlichkeit ausgesprochen werden, daß der Papst jede derartige Unterstellung mit Entrüstung von sich weist. Seine Ansprache an die Pilger, die er am 19. April alle in Sankt Peter um sich versammelte, betont in eindringlichster Weise die Liebe zur Kirche und zum Vaterland, wozu die Gelegenheit ja von selbst gegeben war; aber darüber hinaus ist kein Wort gefallen. Es kann zudem keine Tat, kein Wort angeführt werden, was eine solche Unterstellung auch nur von weitem rechtfertigen würde.

Was die geistige Verfassung mancher Franzosen angeht, die tatsächlich die Ehrungen der Pucelle mit ihren politischen Gedanken verbinden, so kann die Kurie dafür nicht verantwortlich gemacht werden. Diese Dinge entziehen sich ihrer Botmäßigkeit. Und wenn selbst eine kleine Zahl von Pilgern am vergangenen Freitag abend auf der Piazza di Santa Caterina della Rota ein wenig demonstrierten, indem sie Vive la Pucelle! Vive la France! Vive la revanche! riefen, so war der kleine Weindusel, dem sie bei Unkenntnis des Alkoholgehalts der hiesigen Weine zum Opfer gefallen waren, die Veranlassung, daß sie ihre Herzensgedanken auch laut äußerten. Ein Polizist machte sie auf das Ungehörige ihres Betragens aufmerksam und begleitete sie in ihre Quartiere. Bei diesen und vielleicht auch anderen war also die wahre Bedeutung der Feste von einem vagen patriotischen Nebel völlig verdunkelt worden. Gegen wen sich die Revanche zu richten habe, konnte ich nicht in Erfahrung bringen; ob gegen die Engländer, die die Pucelle verbrannt haben, dürfte man billig bezweifeln.

Monsignor Touchet, Bischof von Orléans, hat sich in der nachdrücklichsten Weise dagegen verwahrt, daß une arrière pensée politique bei der Führung des Prozesses der Seligsprechung irgend eine Rolle gespielt habe. Und da in seinen Händen alle Fäden zusammenliefen, so muß man sein Zeugnis als vollwertig gelten lassen.

Während man in Sankt Peter die Seligsprechungsbulle feierlich verlas, erschien ein Buch, in dem der alte Anspruch der Bolognesen mit neuen Gründen gestützt wurde, wonach Jeanne d'Arc ein Bologneser Kind und keine Französin sei. Die Streitfrage ist über hundert Jahre alt und die beigebrachten Zeugnisse sind keineswegs ganz unwichtig. Diesen Bologneser Ansprüchen zufolge soll die Pucelle eine Ghislieri sein, deren Eltern bei den Faktionskämpfen in Bologna vertrieben wurden, nachdem sie durch den Krieg an den Bettelstab gebracht worden seien. Die Familie Ghislieri gehörte damals schon zu den angesehensten von Bologna. Auf der Flucht ließen sie sich in Domremy nieder und lebten kärglich von ihrer Hände Arbeit.

Bei der Restaurierung des Domes von San Petronio in Bologna fand Professor Pietro auf dem ersten linken Pfeiler ein vorzüglich erhaltenes Bild, das nach einstimmigem Urteil nur die Pucelle darstellen kann. Wir sehen dort eine schöne Jungfrau mit herabhängendem blondem Haar, in Männerkleidung, gespornt und eine Standarte tragend. Auf der Standartenstange prangt nur nicht die französische Lilie, sondern das rote Kreuz aus dem Bologneser Stadtwappen. Das Fresko wurde ganz unzweifelhaft zwischen 1445 und 1460 gemalt, im äußersten Falle also 30 Jahre nach der Hinrichtung der Jungfrau von Orléans. Diese Tatsache in Verbindung mit mancherlei chronikalischen und sonstigen Nachrichten muß historisch geordnet werden. Das ist bisher in genügender Form noch nicht geschehen. Merkwürdigerweise haben die Franzosen darüber keinerlei Untersuchungen angestellt.

Monsignor Touchet sagt, der Seligsprechungsprozeß sei so überaus gründlich geführt worden, daß in Zukunft kein Historiker über die Jungfrau schreiben dürfe, ohne Kenntnis von den darin aufgehäuften geschichtlichen Dingen zu nehmen. Die Glaubenspromotoren, die auf Grund ihres Amtes alle nur erdenkbaren Schwierigkeiten dem Prozesse in den Weg zu legen verpflichtet seien, hätten dieses Mal so ausnahmsweise gründlich gearbeitet, daß die Beantwortung aller ihrer Einwürfe zu einer sehr bedeutsamen Erweiterung unserer Kenntnisse der ganzen Angelegenheit geführt hätte.

Diese Mitteilungen sind außerordentlich erfreulich. Man darf wohl auch die Hoffnung aussprechen, daß diese neuen Materialien in Bälde der gelehrten Welt vorgelegt werden mögen. Der verstorbene Unterarchivar des Heiligen Stuhles, Pater Heinrich Denifle, der die religiösen, wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse jener kritischen Jahre besser als ein anderer kannte, sprach mehrere Male seinen Zweifel darüber aus, ob es bei dem Stande der geschichtlichen Forschung möglich sein würde, den Prozeß mit Erfolg zu Ende zu führen. Daß es nun doch hat geschehen können, ist allerdings ein Zeichen dafür, daß recht bedeutsame neue Tatsachen ans Tageslicht gekommen sein müssen, die dem Verstorbenen trotz seiner überragenden Kenntnis jener Zeit nicht bekannt waren. Aus diesem Grunde ist die ausdrückliche Feststellung des Bischofs von Orléans von größtem Werte.

Was die Lebensbeschreibungen der Jungfrau von Orléans angeht, die aus Anlaß der Feier wie Pilze aus der Erde geschossen sind, so halten sich die meisten im Rahmen der Wiedererzählung der bekanntesten Züge und sie verfolgen keinerlei wissenschaftliche Zwecke. Deswegen sei dem Wunsche Ausdruck verliehen, daß ein Fachmann das gesamte Material zu einer volkstümlichen Darstellung, an die man die weitestgehenden Ansprüche stellen müßte, verarbeiten möge. Natürlich müßten die Ergebnisse des römischen Prozesses ausgiebige Verwendung finden. Eine solche Schrift würde vorzüglich in die Köselsche Sammlung von Heiligenleben hineinpassen.

Die Kölner Blumenspiele.

(Zum 2. Mai 1909.)

In dumpfem Dämmerlichte liegt
Der Gürzenich, der alte,
Nur zag des Tages Lichtschein bricht
Durch eines Vorhangs Falte.

Da kommt der Mai, der junge Held,
Mit Duften, Singen, Blühen,
Da blaut so hell des Himmels Zelt,
Und gold'ne Lichter sprühen.

Der Mai tritt in den großen Saal,
Weit springen auf die Fenster.
In wirrer Eil' entweichen fahl
Der Einsamkeit Gespenster.

Und Fahnen, Blumen schmücken bald
Die feierliche Halle,
Ein Lichtermeer zu Boden wallt,
Sein Glanz umgleißet alle.

Und Harfen tönen süß und mild,
Und Knabenstimmen singen,
Der Orgel Töne brausen wild
Zuerst, dann sanft sie klingen.

Auf hohem Blumenthrone sitzt
Die junge Königinne,[1])
Ihr lebensfreudig Auge blitzt
In maiensel'ger Minne.

Und ihr zu Füßen, frühlingsmild,
Des Hofstaats Edeldamen.
Es ist ein märchenduft'ges Bild,
Das Bild im Blütenrahmen.

O Maiensonntag, du, am Rhein!
Du schenkst uns neu den Glauben
An Ideale hehr und rein,
Kein Neid soll sie uns rauben.

O Blütenfest zu Köln am Rhein!
Du bist kein leer Gepränge,
Du wirkst wie gold'ner Sonnenschein
Durch deiner Dichter Sänge.

O Blumenspiel! Aus warmem Süd
Zogst du dem Nord entgegen,
Nun klingt und singt der Sänger Lied
Auf Wegen und auf Stegen.

Sei hochwillkommen, Maienspiel,
Von Fastenrath gegeben!
Und wenn auch er dem Tod verfiel,
Sein Werk soll weiter leben!

Fritz Decker.

[1]) Die diesjährige Blumenkönigin ist die Prinzessin Maria del Pilar, Tochter der spanischen Infantin Maria de la Paz (Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern).

Im Zeichen des Kampfes gegen die öffentliche Unsittlichkeit.

Ein neuer Prozeßerfolg der „Allgemeinen Rundschau“.

Von Kunz Hartung.

Durch das Urteil des Schöffengerichts München I vom 12. Januar ds. Js. wurden, wie in Nr. 4 und 5 der „Allgemeinen Rundschau“ ausführlich berichtet, die Privatbeklagten Dr. Armin Kausen, Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“, und cand. jur. Besold von der Anklage der Beleidigung freigesprochen, die Privatkläger aber, die Direktoren des Intimen und des Kleinen Theaters, Hunkele und Wagner, erlitten durch die Sachverständigengutachten und die Urteilsbegründung eine schwere moralische Niederlage. Der Direktor des relativ minder belasteten Kleinen Theaters hat inzwischen die eingelegte Berufung zurückgezogen.

Etwa 14 Tage nach jenem Urteil tauchte eine 8 Seiten umfassende Schmähschrift auf mit der vielverheißenden Ueberschrift „Kabarett und Moral, oder der Zweck heiligt die Mittel“. Der Name des Druckers war nur mittels der Lupe, der Name des Verfassers gar nicht ersichtlich. Nur ein Pseudonym: „von Ihmis“. Der Anonymus beschäftigt sich zunächst mit dem Prozeß, der ihm als „Ueberbrettl-Faschingskomödie“ erscheint. Er beschäftigt sich weiter mit Dr. Kausen in einem Tone, der nur das Bestreben höhnischer Verunglimpfung zeigt. Das Vorgehen Dr. Kausens ist dem Anonymus nur „eine in ihrer Absicht durchsichtige Sittlichkeits-Entrüstungskomödie, durch die das Talmigold solcher Gefühlsäußerungen in gemünztes Gold ausgelöst werden soll“. Nicht sittlicher Ernst, sondern die verständnisvolle und zweckmäßige Erwägung, daß der Erfolg der „Allgemeinen Wochenrundschau des zwanzigsten Jahrhunderts“ zugute komme, habe Dr. Kausen geleitet. Dr. Kausen und der gelegentlich auch in einem Atem genannte Männerverein zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit, insbesondere dessen in dem mehrerwähnten Prozeß vom 12. Januar 1909 genannten Vorstandsmitglieder, protestantischer Stadtpfarrer Lembert und Lehrer Weigl, erscheinen dem vorsichtig im Dunkel gebliebenen Verfasser als „Dunkelmänner, Pharisäer, Mucker und Geschäftspatrioten“, als „Sittlichkeitsschnüffler“ und „Heuchler“ und was der gehäuften beschimpfenden Worte und Wendungen mehr sind.

Nur mit einiger Mühe ließ sich ermitteln, daß sich hinter dem Pseudonym Herr Leopold Bauernfreund verbarg, der Herausgeber eines lokalen Wochenblättchens, des „Kleinen Journal“, das nur geringe Verbreitung besitzt. Bauernfreund ist einer breiten Oeffentlichkeit erst durch zahlreiche Beleidigungsprozesse (1898—1903) bekannt geworden, namentlich durch eine Klage Schels und durch mehrere Klagen des Rechtsanwalts Dr. Bernheim. In einer summarischen Zurückweisung jener Anwürfe konnte daher Dr. Kausen den nunmehr ermittelten Urheber derselben durch eine kurze Fußnote in Nr. 7 der „Allgemeinen Rundschau“ als „sattsam bekannt“ bezeichnen. Durch Rechtsanwalt Rumpf erhob Dr. Kausen außerdem Privatklage gegen Bauernfreund gemäß der §§ 185, 186 und 187 StGB. Die Verhandlung fand am 22. April vor dem Schöffengericht München I unter dem Vorsitz des Oberlandesgerichtsrats Wilhelm Mayer statt. Der Angeklagte, der entgegen einer verbreiteten Annahme heute noch der jüdischen Gemeinschaft angehört, wurde verbeistandet durch den gleichfalls israelitischen Rechtsanwalt Dr. Jakob Goldschmidt. Als Zeugen erschienen außer dem Drucker der Broschüre, Buchdruckereibesitzer Böck, der Geschäftsführer der „Allgemeinen Rundschau“, Aug. Hammelmann, und Gymnasialprofessor Abraham Böhmländer, protestantischer Religionslehrer. Bei Eintritt in die Verhandlung begründete der Vorsitzende die seitens des Gerichtes erfolgte Ablehnung einiger von beklagter Seite gestellter Anträge auf Ladung von Zeugen, wie Dr. Thoma, Dr. Conrad, Rechtsanwalt Kohl usw., mit dem Hinweis darauf, daß es sich untergebens nicht darum handelt, festzustellen, ob die Bewegung gegen die Unsittlichkeit gerechtfertigt sei oder nicht, sondern ob Dr. Kausen von Bauernfreund beleidigt worden sei.

Alsdann erhielt der Angeklagte Gelegenheit, sich zu äußern. Er erklärte, nie die Absicht einer persönlichen Beleidigung gegen Dr. Kausen gehabt zu haben, den er persönlich bis heute nicht einmal vom Ansehen gekannt, und von dem er nur gehört habe. Er habe daher auch keinen Anlaß, an dessen persönlichen und sittlichen Eigenschaften zu zweifeln. Er habe den Standpunkt eingenommen, daß die „Sittlichkeitstreibereien“ hemmend für die Entwicklung der Stadt seien, und da er sich vorgenommen habe, „die Förderung großstädtischen Lebens mitzuunterstützen“, habe ihn angesichts des freisprechenden Urteils ehrliche Entrüstung gepackt, daß „uns Münchnern fortgesetzt Moral gepredigt wird“. Der Direktor des Intimen Theaters habe ihn ersucht, in seinem Wochenblatt zu dem Urteil Stellung zu nehmen oder eine große Protestversammlung einzuberufen. Er habe beides abgelehnt und sich erboten, eine Broschüre zu schreiben. Gegen Entlohnung natürlich. Bauernfreund versuchte sodann, die in der Schmähschrift dem Dr. Kausen vorgeworfenen vier „Tatsachen“ aufrechtzuerhalten. Seine geradezu lächerlichen Unterstellungen gingen dahin: 1. Wenn es Dr. Kausen ernst gewesen wäre, hätte er sich nicht bloß mit den beiden Kabaretts, sondern auch mit den großen hiesigen Theatern beschäftigt; 2. Dr. Kausen hätte den bayerischen Landtag mit der Sittenkorruption in hiesigen Theatern befassen müssen; 3. die Bewegung sei verfehlt, da sie die wichtigsten Dinge zum Schutze der Sittlichkeit links liegen lasse, wie die Prostitution auf der Straße, die Animierkneipen usw.; 4. Dr. Kausen habe unmittelbar nach Schluß des Prozesses die „Allgemeine Rundschau des zwanzigsten Jahrhunderts“ an allen frequenten Straßenecken Münchens affichieren lassen mit dem Hinweis, die Nummer biete eine vorzügliche Reklamegelegenheit. Er mache Dr. Kausen den Vorwurf versucht zu haben, aus seinen Bestrebungen Kapital zu schlagen, so durch Herantreten an Sektfirmen mit dem Ersuchen, in seinem Blatte zu inserieren, weil seine Stellung in der Zentrumspartei für seine Inserenten nur von Vorteil sein könne. Er habe diese Mitteilungen von Reisenden der Firmen Matthäus Müller in Eltville und Oppmann in Würzburg erhalten. Die Bezeichnung seines Blattes als vornehmes, erstklassiges Insertionsorgan sei eine Vorspiegelung falscher Tatsachen. Zum Schluß suchte er noch bei dem verstorbenen Dr. Sigl Hilfe, der Dr. Kausen im „Bayerischen Vaterland“ wiederholt viel schärfer als er jetzt angegriffen habe.

Dr. Kausen ergriff sofort das Wort zu einer längeren Zurückweisung. Diese sei um so nötiger, als er trotz des Pamphlets auf einzelne Anwürfe nicht gefaßt gewesen sei. Aus dem Vortrage des Gegners ergebe sich, daß derselbe weder ihn persönlich noch auch sein Blatt kenne, das er beharrlich bald „Allgemeine Wochenrundschau des zwanzigsten Jahrhunderts“, bald „Allgemeine Wochenrundschau“ nennt. Der Versuch des Beklagten, auf den Ton des weiland Dr. Sigl im „Bayerischen Vaterland“ zurückzugreifen, wird leicht entkräftet durch den Hinweis auf das jetzige „Bayerische Vaterland“, das z. B. in Nr. 77 vom 6. April 1909 aus der Feder des bekannten Korrespondenten „Von der Donau“ einen Artikel bringt, der mit dem Satze beginnt: „Unter der Führung von Dr. Kausens „Rundschau“ geht die gesamte anständige Presse Deutschlands zurzeit einmütig an die Arbeit, um den sexuellen Augiasstall in Kunst und Literatur wenigstens einigermaßen zu säubern.“ Dr. Kausen konnte sich auch auf einen Brief desselben Herrn vom 10. März 1909 berufen. Pfarrer Münsterer (Pondorf), der zugleich Mitverleger des „Bayerischen Vaterland“ ist, schrieb an den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“: „Ihre Erfolge gegen den Schmutz in Kunst und Literatur freuen mich riesig. Gott segne Sie auf diesem Gebiete auch fernerhin. So gut ich kann, rechne ich es mir zur Ehre an, Ihr Mitkämpfer zu sein. In größter Verehrung vor dem Cato der deutschen Presse!“ Nicht ohne innere Erregung betonte Dr. Kausen, daß er alles dies nur ungern, in notgedrungener Abwehr erwähne. Aus zahlreichen Nummern der „Allgemeinen Rundschau“ wies Dr. Kausen schlagend nach, daß die Hofbühne und die Vereinigten Theater seit Jahren wiederholt aufs schärfste angegriffen wurden wegen ihrer Konzessionen an die zunehmende Geschmacksverwilderung. Dr. Kausen verbreitete sich eingehend über verschiedene Proteste des Männervereins, zu denen er stets die Initiative ergriff. Im Landtag habe das Zentrum (Frhr. v. Freyberg und Osel) scharf gegen die überhandnehmende Unsittlichkeit Stellung genommen. Das Material zu seiner bedeutsamen Rede erhielt der Abgeordnete Frhr. v. Freyberg von Dr. Kausen. Auf Veranlassung Dr. Kausens wurde gegen das Auftreten der Nackttänzerin Allan sowie gegen Vorstellungen im Schauspielhaus eingeschritten. Bekannt sind die Eingaben des Männervereins gegen das Straßenunwesen der Prostitution und die Artikel der „Allgemeinen Rundschau“ gegen die Animierkneipen. Und trotzdem der Vorwurf, der Männerverein lasse alle anderen Dinge gehen. In der früher von ihm herausgegebenen „Wahrheit“ habe er den Kampf gegen die Pornodramatik schon mit gleicher Schärfe geführt. Aus einem seiner damaligen Artikel (1900) zitierte Dr. Kausen einen Passus, der beweist, daß vor neun Jahren vom Direktor des Schauspielhauses und des Gärtnertheaters in öffentlicher Protestversammlung gegen die Lex Heinze der umgekehrte Vorwurf gegen die Polizei erhoben wurde. Direktor Stollberg klagte damals, daß die wahre Kunst vom Stifte des Zensors am meisten bedroht werde, während man Zotenlieder an niederen Bühnen unbehelligt lasse. Bekannt sind endlich auch die Broschüren Dr. Kausens „Massenvergiftung des deutschen Volkes“ und „Aktphotographieen-Unfug“. Bleibt noch die angebliche Tatsache Nr. 4: Die Reklame für die „Allg. Rundschau“ mittels Affichen seit dem Brettlprozeß. Die regelmäßige Affichierung ist bereits seit November 1908 eingeführt, wie es andere angesehene Wochenschriften schon längst tun. Ueber die Hineinzerrung des Inseratenwesens der „Allgemeinen Rundschau“ sei er, fuhr Dr. Kausen fort, anfangs sehr erstaunt gewesen. Aber seitdem er sich die Berichte der „Münchn. Neuest. Nachr.“ über die Beleidigungsprozesse contra Bauernfreund verschafft habe, sei er nur noch erstaunt über die Kühnheit, mit der gerade von dieser Seite solche Anwürfe geschleudert werden. Im Prozeß Schels (Berufungsinstanz) haben die „Münchner Neuesten Nachrichten“ am 19. Juni 1899 unwidersprochen folgendes berichten können:



„**Rechtsanwalt Dr. Bernstein als Sachverständiger: Bauernfreund hat vorhin gesagt, die gesamte Presse gehe so vor wie er, und kritisiere so, wie die Freibilletts und Annoncen ausfallen. Bauernfreund: Das tut die gesamte Presse.**“

Wenn jemand solche Ansichten vertritt, dann ist es freilich begreiflich, daß er andere hinter dem Ofen sucht, hinter dem er selbst gesessen hat. Die Behauptung Bauernfreunds, daß die Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau“ sich in Sekt-Reklamebriefen auf ihre Beziehung zum Zentrum und zu Zentrumsführern berufen habe, sei unrichtig. In diesen Kreisen werde wohl am wenigsten Sekt getrunken. Ueber den Versuch des Angeklagten, den Reklamewert der „Allgemeinen Rundschau“ herabzusetzen und ihre Qualifikation als vornehmes, erstklassiges Organ anzuzweifeln, ist kaum ein Wort zu verlieren. Das „Bayerische Vaterland“, das Bauernfreund als Kronzeugen heranzuziehen sucht, schrieb erst jüngst in Nr. 33: „In der „Rundschau“ hat Kausen eine Wochenrevue geschaffen, welche immer mehr das Aufsehen der Gegner erregt.“ Und in Nr. 60: „In der sehr angesehenen katholischen Zeitschrift „Allgemeine Rundschau“, deren Herausgeber bekanntlich Dr. Kausen ist . . . .“ Es war ein Akt der Notwehr, als Dr. Kausen sich beispielsweise darauf berief: Ein Münchener Großinserent schrieb erst kürzlich nach einmaligem Erscheinen seines Inserates: „Im übrigen benütze ich diese Gelegenheit sehr gerne, um Ihnen zu sagen, daß die Ankündigung in der „Allgemeinen Rundschau“ **weitaus die erfolgreichste** von allen war, erfolgreicher als in allen anderen Zeitschriften zusammengenommen.“ Ein Berliner Versandhaus läßt sich vernehmen: „Bei der umfangreichen Propaganda, die wir durch Inserieren **in ersten und meistgelesenen** Zeitungen treiben, führen wir **strengste Kontrolle über den Erfolg der Annoncen** in den einzelnen Blättern und haben feststellen können, daß uns **von Ihren Abonnenten viele belangreiche Bestellungen zugingen.**“ Eine süddeutsche Verlagsfirma schrieb erst jüngst: „Wir bestätigen hierdurch gern, daß unsere Anzeigen in der „Allgemeinen Rundschau“ uns einen **sehr erfreulichen Erfolg** gebracht haben. Besonders auffallend war uns die Tatsache, daß sogar mehrere **Bestellungen aus überseeischen Ländern** infolgedessen bei uns eingingen. Wir nehmen daher keinen Anstand, die „**Allgemeine Rundschau**“ als **wirksamstes Insertionsorgan bestens zu empfehlen,** und werden uns derselben in Bedarfsfällen stets gern bedienen.“

Die außerordentlich starke Verbreitung der „Allgem. Rundschau“ im Inland wie im Ausland ließe sich noch durch zahllose Zeugnisse erweisen, wäre nicht der Versuch des Beklagten, dadurch die Sache auf einen anderen Boden zu verschieben, zu durchsichtig. Deshalb begnügte sich der Herausgeber damit, den ehrenrührigen Vorwurf der Heuchelei und Profitsucht kurz dadurch zu widerlegen, daß er bekundete, er sei wiederholt von auswärtigen Abonnenten ersucht worden, der Schilderung der unerquicklichen Münchener Verhältnisse nicht einen so breiten Raum zu gewähren. Aber Pflicht und Gewissen stünden ihm höher als der geschäftliche Nutzen.

Rechtsanwalt **Rumpf** brachte den Angeklagten in Verlegenheit durch die unbequeme Frage, warum er denn sein eigenes Blatt nicht, wie sonst so oft, als Sprachrohr benützt habe, wenn er glaubte, Dr. Kausen wegen des Prozesses angreifen zu sollen (Bauernfreund hatte nämlich die Schöffengerichtsverhandlung in seinem Blatte mit keiner Silbe erwähnt). Weil die Sache noch rechtshängig gewesen sei, meinte der Angeklagte; mußte sich aber sofort darauf festnageln lassen, daß ihn in dem Falle Schüler die Rechtshängigkeit nicht davon abgehalten habe, eine hämische Notiz zu veröffentlichen. Als Bauernfreund sodann eine Nummer seines Blattes vom 17. Juni 1907 mit einem Artikel über den Jahresbericht des Münchener Männervereins zu Gerichtshanden überreichte, worin erwähnt wird, daß der Verein gegen die Prostitution, gegen die Aufführung unsittlicher Stücke in verschiedenen Theatern usw. vorgegangen sei, quittiert Rechtsanwalt Rumpf dankend über diese Vorlage, da damit der Beweis erbracht werde, daß der Beklagte bereits 1907 über die Zweckbestimmung und Arbeit des Männervereins ganz genau informiert war und mithin selbst die Unterlage für die Annahme liefert, daß er die falschen Beschuldigungen wider besseres Wissens erhoben hat.

Daran schloß sich die **Zeugenvernehmung**. Auf den Vorhalt des Vorsitzenden, daß Dr. Kausen in dem Pamphlet den Vorwurf erblicke, er betreibe seine Bestrebungen nicht mit sittlichem Ernst, sondern aus geschäftlichen Motiven, also aus Heuchelei, erklärte **Professor Böhmländer**, daß Dr. Kausen etwa aus Heuchelei so handele, daran sei auch nicht einen Augenblick zu denken, ebensowenig aus Geschäftssinn. Wenn er nicht so aufträte, würde er ein ganz bedeutend besseres Geschäft machen. Der Umstand, daß der dem Dr. Kausen im übrigen völlig fernstehende, durchaus liberal gesinnte Dr. Kemmer ihn mit diesem zusammengeführt habe, sei ihm eine Bürgschaft dafür, daß Dr. Kausen sich von den gleichen lauteren Beweggründen leiten lasse wie Dr. Kemmer. Nur aus den reinsten Motiven erwächst eine solche Beredsamkeit, wie sie Dr. Kausen in diesen Fragen eigen ist. Nie hat er sich vorgedrängt; nie hat sein Auftreten unangenehm berührt. Zeuge bestätigt vollinhaltlich die bereits oben erwähnten Ausführungen Dr. Kausens über die angeblichen „Tatsachen“ der Schmähschrift; er war selbst in der Sitzung des Männervereins zugegen, in der Dr. Kausen energisch gegen sittliche Entgleisungen der Hofbühne und der anderen Theater auftrat. Gegen jede sittlich beanstandbare Vorstellung, gleichviel in welchem Theater, nimmt die „Allgemeine Rundschau“ Stellung; sie hat es bedauert, daß auch die Hofbühnenleitung leider oft solche Stücke bringt. Auf die Initiative Dr. Kausens wurde Stellung genommen gegen einzelne derartige Stücke, wie „Mandragola“, „Herkulespillen“, „Frühlings Erwachen“. Der Theaterreferent Oberländer hat mir gegenüber selbst erklärt, daß er von Dr. Kausen beauftragt sei, scharf gegen alles sittlich Anstößige zu schreiben. Prof. Böhmländer liest seit drei Jahren die „Allgemeine Rundschau“ regelmäßig und bestätigt, daß fortgesetzt zahlreiche Artikel gegen sittliche Mißstände verschiedenster Art erschienen sind. Er hat sich auch überzeugt, daß die früher von Dr. Kausen herausgegebene „Wahrheit“ genau in demselben Sinne gehalten war und die schärfsten Artikel über Pornokunst und Pornodramatik brachte. Dr. Kausen gab den Anstoß zu den Vorstellungen des Vereins gegen die unsittlichen Darstellungen der Nackttänzerin Allan. Baron Freyberg hat dem Zeugen mitgeteilt, daß er das Material für seine Landtagsrede von Dr. Kausen erhielt. Dr. Kausen war es, der unentwegt den Kampf gegen die Prostitution, gegen die Schundliteratur und gegen alle sittlichen Mißstände auf jedem Gebiet geführt hat. Dabei war er nie einseitig, bemühte sich vielmehr unablässig, Männer aller Parteien und aller Konfessionen, auch der israelitischen, heranzuziehen. Er ist aber auch nie engherzig oder prüde gewesen, sondern war stets bestrebt, die Interessen der wirklichen Kunst zu schützen. Ein Vereinsmitglied ist sogar aus dem Vereine ausgetreten, weil Dr. Kausen ihm wegen übertriebener Prüderie entgegentrat. Wie wenig Dr. Kausen auf seinen geschäftlichen Vorteil ausgehe, beweist dem Zeugen auch die Tatsache, daß er in seiner „Rundschau“ ohne jede Rücksicht nach allen Seiten die Wahrheit sage, auch wenn sie bitter sei. Dem Zeugen war in dieser Hinsicht besonders die an katholischen Studentenkorporationen geübte Kritik charakteristisch. Der Männerverein sei nichts weniger als einseitig katholisch oder politisch zentrumsmäßig gefärbt. Es wird vielmehr gerade das größte Gewicht darauf gelegt, Leute aus allen Lagern, politisch wie konfessionell, zu sammeln. Noch bei der jüngsten Neuwahl zum Ausschuß hat Dr. Kausen darauf hingewirkt, daß mehrere Protestanten, Anhänger der liberalen und der freisinnigen Partei, hineingewählt wurden, darunter auch ein liberales Mitglied des Gemeindekollegiums. Auf seine Veranlassung wurden wiederholt liberale Abgeordnete eingeladen, an den Sitzungen des Vereins teilzunehmen. Der liberale Reichstagsabgeordnete Wölzl nahm auf eine solche Einladung hin an einer größeren Ausschußsitzung teil.

Der Zeuge Buchdruckereibesitzer **Böck**, wegen Verdachts der Mittäterschaft unbeeidigt vernommen, deponierte, daß etwa 4800 Exemplare der Broschüre verbreitet wurden als Beilage zum Programm im Intimen Theater, im Kabarett und in den Familienabenden im Hotel Wagner, außerdem aber auch durch Versand an alle, wie der Zeuge sich ausdrückte, „**gebildeten Vereine**“, namentlich an alle **Studentenkorporationen** (!) mit **Ausnahme der katholischen** (!) Er habe von seinem Standpunkt nichts persönlich Kränkendes in der Broschüre gefunden.

Zeuge Geschäftsführer August **Hammelmann** bekundet, daß Dr. Kausen durch sein Vorgehen gegen die Unsittlichkeit keinerlei geschäftliche Vorteile für sein Blatt erzielt. Im Gegenteil! Gerade durch die ausgesprochene Tendenz des Blattes entgehen ihm eine große Anzahl bestimmter und besonders lohnender Inserate. Der Zeuge berührt einzelne Erfahrungen auf diesem Gebiete. Im Interesse der Sittlichkeitsbewegung bringe Dr. Kausen große pekuniäre Opfer ohne Aussicht auf irgend welchen Nutzen. Das Affichieren sei bereits seit November v. Js. eingeführt. Die Sektfirmen haben gelegentlich wie andere Inserentengruppen auch Insertionseinladungen erhalten; lediglich Schemabriefe, jedenfalls ohne Hinweis auf die Zentrumspartei. Uebrigens gehe diese Propaganda nicht von Dr. Kausen persönlich aus. Zeuge steht der Inseratenpropaganda selbständig vor. Jede Nummer enthält 6—7 Seiten bezahlte Inserate im Durchschnitt, für eine Wochenschrift sehr viel. Zeuge bestätigt die Echtheit der verlesenen Zeugnisse über Inseraterfolge.

Der Vorsitzende weist den Versuch des Gegenanwalts, die Höhe der Abonnentenziffer herauszulocken, ab; der Vorsitzende bemerkt, diese Ziffer sei nicht allein maßgebend für die Güte eines Inseratenorgans, höchstens im Falle einer ganz kleinen Auflage. Dr. Kausen erklärt sich einverstanden, daß festgestellt werde, wie hoch die Auflage der „Allgemeinen Rundschau“ sei, wenn zugleich festgestellt werde, wie klein die Auflage des „Kleinen Journal“ sei.

Der Beklagte erhob **Widerklage** wegen der oben erwähnten Fußnote in dem Artikel der Nr. 7 der „Allgemeinen Rundschau“, wobei im einzelnen die Wendungen „Pamphlet, Verleumdungen, unsinniger Vorwurf unqualifizierbarer Anwürfe, Lügen strafen, schwer beleidigende unwahre Behauptungen“ und „sattsam bekannt“ hervorgehoben werden.

Rechtsanwalt **Rumpf** bestritt die Absicht einer Beleidigung hinsichtlich des Ausdrucks „sattsam bekannt“. Wer die Gerichte

und die Rubrik Gerichtssaal der Blätter so viel beschäftige wie der Angeklagte[1]), von dem dürfe man schon sagen, daß er sattsam bekannt sei. Eine despektierliche Färbung liege darin noch nicht. Wolle aber eine solche herausgelesen werden, so lasse sich auch dafür Beweis antreten. Bauernfreund sei bei einem Teil seiner Prozesse derart unter die Räder geraten, daß man wohl von einer moralischen Disqualifizierung reden könne. Die „Münch. Neuest. Nachr." schrieben in ihrer Nummer vom 20. Juni 1899 u. a.: „Wir wollen lediglich heute Protest dagegen einlegen, daß sich Leute wie Bauernfreund vor den Schranken des Gerichts geradezu als Vertreter der Münchener Presse aufspielen und in dieser Rolle allgemeine Behauptungen zum besten geben, die, gelinde gesagt, dreiste Unwahrheiten sind. Der Herausgeber eines Blattes, wie das „Kleine Journal", das fast unter Ausschluß der Oeffentlichkeit erscheint, hat nicht das Recht, sich auf Gepflogenheiten der Münchener Presse zu berufen, die lediglich die *seinen* sind." Die „Münchner Neuesten Nachrichten" sprachen weiter von „Sumpfpflanzen", „Revolverblättern" usw., ohne daß Bauernfreund das Blatt bis heute verklagt hätte.

Die Einwendung Bauernfreunds, daß zwei in dem Schels-Prozeß vorgebrachte, besonders gravierende Dinge (darunter sein angeblich durch eine Entschädigung verhinderter Konfessionswechsel und eine als Schweiggeld ausgelegte Provision von 5000 M.) in einem späteren Prozeß in ein günstigeres Licht gerückt wurden, erledigte Dr. Kausen mit der Erklärung, daß er aus der Lektüre des Prozeßberichtes der „Münchner Neuesten Nachrichten" vom 22. Oktober 1902 selbst diesen Eindruck gewonnen habe. Aber die scharfe Kritik der „Münchner Neuesten Nachrichten" bezog sich nicht bloß darauf, sondern vor allem auf die (siehe oben!) am 19. Mai 1899 von dem Sachverständigen Dr. Max Bernstein festgenagelte Behauptung Bauernfreunds, „*die gesamte Presse gehe so vor wie er, und kritisiere, wie die Freibilletts und Annoncen ausfallen*".

Damit war die Beweisaufnahme geschlossen und Rechtsanwalt August *Rumpf* begann sein *glänzendes Plädoyer*, aus dem nachstehender kurzer Auszug mitgeteilt sei. Das Urteil des Schöffengerichts München I vom 12. Januar ds. Js., das nicht nur die Freisprechung des Beklagten Dr. Kausen, sondern zugleich auch die moralische Verurteilung der Privatkläger aussprach, hat eine zweifache Wirkung gezeitigt: aus allen Gauen Deutschlands, von nah und fern, selbst aus dem Ausland und von jenseits des Ozeans erhielt der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" eine Menge begeisterter Zustimmungsschreiben, nicht wenige auch von Männern, die im politischen Kampfe oft genug die Waffen mit ihm gekreuzt hatten. Keine gesuchten oder erstrebten Huldigungen seiner Person, sondern spontane Beifallsäußerungen; Erklärungen, daß man sich eins fühle mit den Bestrebungen Dr. Kausens. Angesehene Männer, die auf dem Boden verschiedener Weltanschauungen standen und politisch wie konfessionell sich oft bekämpft hatten, fanden sich in ernster Sorge um die Gefährdung der geistigen Gesundung der Jugend, der Zukunft unseres Volkes, auf gemeinsamem Boden zusammen. Ein Professor Morin bezeichnete vor Gericht das Vorgehen Dr. Kausens als ein höchst verdienstvolles Werk zum besten der Nation. Ein Hermann Lembert, protestantischer Stadtpfarrer von St. Lukas, erklärte, daß Dr. Kausen ein höchstes Interesse unseres Volkes vertritt, wenn er gegen die Schmutzfluten, die über unser Volk hinweggehen, ankämpft. Der kath. Pfarrer Münsterer (Bondorf), Verleger des „Bayer. Vaterland" rechnet es sich zur Ehre an, Dr. Kausens Mitkämpfer zu sein. Die Reinlichkeitspartei ist nicht erst in der Bildung begriffen. Sie marschiert, und von allen Seiten strömen ihr Anhänger zu infolge des verdienstvollen Urteils vom 12. Januar.

Und die andere Wirkung? Dieses Papier, bedruckt mit dem geistigen Elaborat des Herrn Leopold Bauernfreund, des Redakteurs des „Kleinen Journal". Früher in den weitesten Kreisen unbekannt mit seinem Blatte, glaubte er jetzt die Verpflichtung zu haben, honoriert von Hunkele, Stellung zu nehmen gegen solche Bestrebungen, die von allen Seiten immer mehr und mehr geschätzt werden. Aber schon die Ueberschrift kennzeichnet die Tendenz. Es war eine ernste Sache am 12. Januar. Bauernfreund findet, das Ereignis könnte eine Ueberbrettlfaschingskomödie sein, wäre nicht der Ernst des Gerichts. Niemand erlaubt sich in solch frivoler, höhnischer, ja ungezogener Weise eine ernste Gerichtsverhandlung zum Gegenstand seiner Kritik zu machen.

Unter Klage gestellt sei lediglich der dem Dr. Kausen gemachte Vorwurf des Pharisäertums, der Heuchelei, und der Vorwurf, er beschäftige sich nur aus Spekulation mit der Bekämpfung der Unsittlichkeit, um damit ein Geschäft zu machen. Bauernfreund sei eine zu wenig bedeutende Persönlichkeit, als daß es jemand einfallen könnte, sich mit ihm über solche ernste Fragen wie die obigen auseinanderzusetzen. Etwas anderes sei es aber, ob man sich von einem Bauernfreund mit Kot bewerfen lassen müsse.

Der Nachweis ist erbracht, daß Dr. Kausen bereits seit vielen Jahren den Kampf gegen die öffentliche Unsittlichkeit auf allen Gebieten geführt hat. In seinem eigenen Blatte hat der Angeklagte alle Aufgaben und Arbeitsgebiete des Männervereins, dessen Seele Dr. Kausen ist, aufgezählt und dadurch selber den Beweis erbracht, daß er nicht fahrlässig, sondern wider besseres Wissens seine falschen Behauptungen erhoben hat. Er hat hämische Verdächtigungen geschleudert gegen einen Mann, dem ganz andere Männer höchste Anerkennung zollen. Für einen Münchener Journalisten ist es eine ganz unglaubliche Leistung, daß er das in München erscheinende Blatt nicht einmal richtig bezeichnen kann, das er bekämpfen will. Gerade Bauernfreund ist der letzte, der die Frage aufwerfen darf, ob der Verlag einer Zeitung sich um Abonnenten und Inserenten bewerben darf. Und doch hat er sich unterfangen zu behaupten, Dr. Kausen habe sich in ungehöriger Weise um Inserate bemüht und in journalistisch unanständiger Weise seinen Prozeß auszubeuten versucht. Gegen ihn möchte er das frühere „Bayerische Vaterland" unter weiland Dr. Sigl ins Feld führen — das Urteil des jetzigen „Vaterland" gilt Dr. Kausen mehr als die Einschätzung Bauernfreunds; die Vorwürfe sind gegen die Person Dr. Kausens gerichtet; wenn sie wahr wären, würde er ein toter Mann sein. Aber sie seien glänzend widerlegt. *Rechtsanwalt Rumpf glaubt im Sinne der gesamten Münchener Journalistik zu sprechen, wenn er einem Bauernfreund das Recht bestreitet, sich zum Sachwalter der Münchener Presse aufzuwerfen.* Die Presse wird sich dafür bedanken. Unter den vorliegenden Umständen erscheine ihm eine Gefängnisstrafe allein angemessen. Hinsichtlich der Widerklage müsse aber Dr. Kausen der Schutz des § 193 StGB. zugebilligt werden.

Der Verteidiger des Angeklagten, Dr. *Goldschmidt*, unterzog sich der undankbaren Aufgabe, eine Mohrenwäsche mit seinem Klienten vorzunehmen. Er unternahm den fruchtlosen Versuch abzuleugnen, daß die Person des Privatklägers gemeint sei, und mühte sich ab, Bauernfreund als einen langjährigen Kämpfer für das Aufblühen Münchens als Großstadt hinzustellen, der sogar früher Sekretär des Fremdenverkehrsvereins gewesen sei. Schließlich suchte er noch mit Ludwig Thomas Stück „Moral" zu operieren und die berüchtigten Gesten der Mary Irber als harmlosen Cakewalk hinzustellen.

Rechtsanwalt *Rumpf* bemerkte ironisch, es sei ungewöhnlich, den Cakewalk auf dem Divan liegend zu tanzen, und verwahrte sich gegen die Hereinziehung eines Stückes wie Thomas „Moral", von dem auch waschechte Liberale gesagt hätten, daß es mit stumpfen oder vergifteten Pfeilen kämpfe. Da Dr. Kausen in der „Allgemeinen Rundschau" für jeden Artikel mit seiner Verantwortung einsteht, ist es absurd, anonyme Artikel in der „Rundschau" mit der Anonymität der Schmähschrift in Vergleich zu stellen. Die „Allgemeine Rundschau" sei in der Tat ein erstklassiges Insertionsorgan. Eine vornehme Revue, die über alle Kulturländer verbreitet ist, hat das Recht, sich so zu bezeichnen. Bauernfreund ist nicht kompetent, dies zu beurteilen, daß die „Allgemeine Rundschau" prosperiert, sei im Interesse der Sache nur zu begrüßen.

Für die Kampfesweise eines Bauernfreund sei nichts charakteristischer als die *unglaublichen Widersprüche*, in die der Mann sich fortgesetzt verwickelt. Derselbe Bauernfreund, der Dr. Kausen und dem Männerverein unwahrerweise vorwirft, daß sie sich nur um die Kabaretts kümmerten, statt die seiner Ansicht nach viel schlimmeren Unsittlichkeiten an den großen Bühnen zu bekämpfen und der Prostitution und den Animierkneipen zu Leibe zu gehen, behauptet anderseits, Dr. Kausen und der Männerverein schädigten durch ihre ganze Sittlichkeitsbewegung den Ruf der Großstadt München. Also: „*Ihr tut zu wenig*" und „*Ihr tut zu viel*" im gleichen Atemzuge!

Die Versuche der Gegenpartei, die vorliegende Sache auf *dem prinzipiellen Boden des Kampfes gegen und für die Sittlichkeitsbewegung* auszutragen, führten zu einer äußerst wirkungsvollen Replik des Rechtsanwalts *Rumpf*. Rechtsanwalt Dr. Jakob Goldschmidt lüftete sein Visier noch etwas mehr als sein Klient Bauernfreund, der neuerdings nicht nur als offizieller Sachwalter des Intimen Theaters auftritt, sondern, wie aus einer jüngsten Verhandlung vor dem Landgericht hervorging, auch dem Aktphotographienunfug als Rechtsbeistand dient.

Die Art und Weise, wie Goldschmidt die Karten aufdeckte, wurde von August Rumpf mit Recht als eine unerhörte Beleidigung der großen Mehrheit der Bevölkerung gekennzeichnet. Diese Offenherzigkeiten Goldschmidts verdienen in extenso an die Oeffentlichkeit gestellt zu werden: Die Sittlichkeitsbewegung[2]) sei einer

---

[1]) In den Prozessen Schels contra Bauernfreund wurde letzterer einmal zu 150 M Geldstrafe verurteilt; ein anderesmal, nachdem er in der 1. Instanz zu 14 Tagen Gefängnis verurteilt worden war, kam er in der Berufungsinstanz mit 210 M Geldstrafe davon; endlich erhielt er in einer weiteren Sache 60 M Geldstrafe. Eine Gefängnisstrafe von 1 Woche wurde durch Vergleich aus der Welt geschafft. Dagegen wurde er in zwei verschiedenen Fällen wegen Beleidigung des Rechtsanwalts Dr. Bernheim zweimal zu je 14 Tagen Gefängnis verurteilt.

[2]) Zu der Mehrheit oder, wie Dr. Jakob Goldschmidt sich nachher verbesserte, zu dem *großen Teile der Münchener Bevölkerung*, welche die *ganze Sittlichkeitsbewegung ablehne*, kann der *liberale Reichstagsabgeordnete für München I* jedenfalls nicht gerechnet werden. Abg. *Wölzl* hat zwei Tage nach der Schöffengerichtsverhandlung, am 24. April, bei der Beratung der Strafgesetznovelle im Reichstage wieder eine Rede *ganz im Sinne der Sittlichkeitsbewegung* gehalten. Die liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 193) berichten darüber:

freien Entwicklung der Großstadt Münchens entgegen. Wer das Leben kennt, wessen Erziehung nicht falsche Bahnen eingeschlagen hat, wer die Augen offen hat, der billige die Sittlichkeitsschnüffelei nicht. Der Bewegung fehlen Takt und Wahrhaftigkeit. Man hat die Schnüffelei gewissermaßen zum Sport gemacht. Wir wollen uns frei machen von jeder Bevormundung und unsere Freiheit nicht einschränken lassen. Man will die Storchen- und Backfischmoral nicht. „Ihre Bewegung ist uns unsympathisch." München will sich zur Großstadt entwickeln; blamieren Sie unser schönes München nicht vor Gott und der Welt.

Rechtsanwalt Rumpf zog bei der Zurückweisung dieser und ähnlicher Anklagen scharfe Register auf. Sein Gegner habe mit einer staunenswerten Oberflächlichkeit gesprochen. Er selbst stehe in dieser Bewegung und müsse die so leichtfertig angegriffenen Männer, welche ein Lebensinteresse der Nation vertreten, gegen solche Unterstellungen auf das entschiedenste verwahren. Es sei unerhört, solchen Männern zu sagen, daß ihre Erziehung falsche Bahnen eingeschlagen habe, und daß sie das Leben nicht kennen. München werde durch eine Bewegung nicht blamiert, der sich neuerdings immer mehr Leute selbst aus liberalen und freisinnigen Kreisen anschließen. (Redner hatte schon vorher an das jüngste Zusammengehen der früheren Antipoden Roeren und Müller-Meiningen im Reichstage als ein günstiges Omen erinnert.) München würde blamiert, wenn es die Bahnen einschlagen würde von Leuten der Schwabinger Literatur- und Künstler-Bohème.

Die Verhandlung dauerte (mit einer halbstündigen Pause) von nachmittags 4 bis abends 9 Uhr. Der Vorsitzende, Oberlandesgerichtsrat Mayer, verkündigte um 9 Uhr das nachstehende **Urteil:**

1. Dr. Kausen wird von der Widerklage wegen Beleidigung freigesprochen;
2. der Angeklagte Bauernfreund ist schuldig eines Vergehens der Beleidigung und wird hierwegen zu einer Geldstrafe von 150 M, eventuell 15 Tagen Gefängnis, sowie zur Tragung sämtlicher Kosten einschließlich der Auslagen des Privatklägers verurteilt;
3. dem Privatkläger wird die Befugnis zugesprochen, das Urteil in der „Allgemeinen Rundschau", in den „Münchner Neuesten Nachrichten", im „Bayerischen Kurier" und in der „Münchener Zeitung" auf Kosten des Angeklagten zu veröffentlichen. (Auf die Veröffentlichung in dem Wochenblättchen des Angeklagten war ausdrücklich verzichtet worden.)

Die **Urteilsbegründung** führt im wesentlichen aus: Der Gerichtshof ist zur Ueberzeugung gelangt, daß der Beklagte neben dem Zwecke, das Intime Theater zu schützen, weiter noch den Zweck verfolgte, den Privatkläger zu treffen und herabzusetzen. Darum war es ihm zu tun und dessen war er sich bewußt. Daß Dr. Kausen in seinem Kampfe unehrlich und aus Gewinnsucht gehandelt habe, dafür konnte kein Beweis erbracht werden. Wohl aber wurde erwiesen, daß Dr. Kausen bereits seit langer Zeit in voller Ueberzeugung und Ehrlichkeit den Kampf führt, und daß er den Prozeß in keiner Weise zugunsten seines Blattes ausgenützt hat. Bei der journalistischen Routine des Beklagten Bauernfreund mußte angenommen werden, daß er den Privatkläger beleidigen wollte. Dagegen wurde nicht angenommen, daß er wider besseres Wissen gehandelt hat. Zu seinen Gunsten sprach, daß er glaubte, für Direktor Hunkele eintreten zu müssen, zu seinen Ungunsten die vollkommene Grundlosigkeit der erhobenen Vorwürfe und ihre Schwere, sowie die starke Verbreitung der Broschüre. Hinsichtlich der Widerklage ist zu berücksichtigen, daß Dr. Kausen zunächst kein anderes Mittel zur Widerlegung hatte, als sein eigenes Blatt. Erst später, als er den Namen des Beleidigers erfuhr, suchte er sein Recht auf dem Wege der Privatklage. Allerdings enthält die durch die Widerklage inkriminierte Fußnote auch eine Reihe Beleidigungen; dem Privatkläger Dr. Kausen kommt aber der Rechtsschutz des § 193 StGB. (Wahrung berechtigter Interessen) zugute. Seine Worte lassen nicht die Absicht der Beleidigung erkennen. Bezüglich des „sattsam bekannt" habe das Gericht sich der leichteren Auffassung angeschlossen. Dr. Kausen habe sich gesagt: Gegen mich werden so schwere Vorwürfe erhoben von einem Manne, gegen den von anderer Seite, ohne durch gerichtliches Urteil widerlegt zu werden, schon so schwere Vorwürfe erhoben wurden.

„Zu den Materien, welche in der Vorlage keine Berücksichtigung gefunden haben, deren Reformbedürftigkeit in strafrechtlichem Sinne in weiten Kreisen des Volkes unausgesetzt mit wachsendem Nachdruck hervorgehoben wird, gehört der **Kampf gegen die Unsittlichkeit** und gegen die Prostitution, somit die Umgestaltung des § 180 des Strafgesetzbuches. In Bayern wie in Preußen haben sich in der Volksvertretung gewichtige Stimmen in diesem Sinne erhoben; im preußischen Abgeordnetenhause hat speziell der frühere Abg. Münsterberg die Angelegenheit gründlich besprochen und das Beschreiten des Wegs der Spezialgesetzgebung dringend empfohlen. Ich stehe auf demselben Standpunkte und kann die verbündeten Regierungen nur ersuchen, alsbald in Erwägung darüber einzutreten, ob diesem Verlangen nicht stattgegeben werden kann."

Frühlingsode.

Goldnes Ahnen erfaßt mich. In lichten Tagen
Kam vom Himmel der Frühling. In blauen Lüften
Atmend harrt er der Stunde, zu frohen Menschen
Niederzusteigen.

Sieh, wie über die kahle, vergess'ne Erde
Widerschein aus den leuchtenden Höhen flutet.
Nimmer sehnt' ich so sehr mich nach Glanz und Farbe,
Nimmer nach Freude.

Hoffen will ich und Freude die Menschen lehren.
Kommst du, Frühling, so wandle mit mir, ich führe
Dich die Wege, die täglich viel Tausend gehen
Sinnend und sorgend.

Willst du Wälder und Auen allein beglücken?
Armen Menschen nur Blumen und Blüten schenken?
Such' die Herzen und heile von tausend Wunden
Kinder des Elends.

Ruht auf bleichen Gesichtern dein sanftes Leuchten,
Frühling — schöner ward nimmer dein Licht verschwendet.
Schenk' den Armen die Freude — und nimmer schufft du
Edlere Saaten.

Frühling, wenn du die Straßen mit mir durchwandelst,
Sag' den Menschen, du seist nur des Lebens Ahnen.
Jubelt, Brüder, für euch ist der Herr vom Grabe
Leuchtend erstanden.

Dr. Franz Rothenfelder.

Soziales und Ethisches vom Büchertische.

Von

E. M. Hamann, Scheinfeld i. Mittelfranken.

Dem ungemein rührigen Volksvereins-Verlag zu M.-Gladbach verdanken wir, außer einer zweiten, vermehrten Auflage des unlängst hier angezeigten prächtigen L. Beckerschen Büchleins Die Erziehungskunst der Mutter (6. bis 20. Tausend) und einer abermaligen Neuen Ausgabe des ebenfalls an dieser Stelle warm empfohlenen Haushaltungsunterrichts-Leitfadens Wegweiser zum häuslichen Glück (221.—270. Tausend), wiederum eine Reihe vortrefflicher Schriften: 1. Soziale Vorträge. Viertes Heft. Als Manuskript gedruckt. Gr. 8° 244 S. M 1.—. Zweck des Buches ist, in erster Linie Stoff zu bieten für Reden in den Versammlungen des Volksvereins, in zweiter für Reden in Versammlungen der Zentrumspartei, der Windthorstbunde, der katholischen sozialen Standesvereine. Der erste Abschnitt des vorliegenden Bandes beschäftigt sich mit den Zielen und Aufgaben der sozialen Volksvereinsarbeit, der zweite mit der Sozialpolitik des Zentrums, der dritte mit Liberalismus und Sozialdemokratie, der vierte mit den sozialen Aufgaben der Frauen und Mädchen. Ein genaues Register vervollständigt die verdienstvolle Arbeit, die in Stoff, Literatur und Statistik ein klar gegliedertes, reichhaltiges Material stellt und zugleich dem jeweiligen Benutzer Gelegenheit für eigene Einschiebung und selbständige Arbeit offen hält; ferner unter den „sozialen Tagesfragen" 2. Bildungsfragen für das weibliche Geschlecht von Elisabeth Stoffels. Gr. 8° 56 S. M 0.60. Die Autorin faßt vor allem die Mädchen der sogen. Volksklassen ins Auge. Der erste Teil ihrer zielsicheren, ansprechenden Ausführungen weist die Notwendigkeit der Fortbildung für die schulentlassene weibliche Jugend nach, der zweite beleuchtet die bereits bestehenden einschlägigen Bildungsanstalten, der dritte die Arbeit in den betreffenden weiblichen Standes- und Jugendvereinigungen. Der Anhang bringt illustrierende Lehrpläne; 3. Dienstbotenfrage und Dienstbotenvereine von Dr. Aug. Pieper. Gr. 8° 78 S. M —.60. Wir dürfen getrost sagen: bisher wohl die beste Arbeit ihrer Art. Theorie und Praxis, Forschung und Erfahrung geben auf dem Boden gesunder, katholischer Anschauung ein volles ausgeglichenes Bild dieser hochwichtigen Frage, ihrer tatsächlichen und anzustrebenden Auswirkung. Einige der Kapitel eignen sich gut als Vorträge in Mädchenvereinen; 4. Gewerblicher Kinderschutz von Amalie Lauer. 8° 72 S. M —.80. Der In-

halt orientiert klipp und klar mit Hilfe eines gewissenhaft zusammengestellten statistischen und sonstigen erfahrungsgemäßen Materials über die gewerbliche Kinderarbeit: ihre geschichtliche Entwicklung, scheinbaren Vorteile, wirklichen Nachteile, über die Geschichte und Mängel der betr. gesetzlichen Regelung über die Schwierigkeiten bei Ausführung des Gesetzes und die Möglichkeiten zur Beseitigung dieser Schwierigkeiten. Der Anhang I—V enthält den Wortlaut des Kinderschutzgesetzes 1903 und tabellarische Uebersichten der in Betracht kommenden gesetzlichen Bestimmungen; 5. Soldatenfürsorge und Jugendvereine von Divisionspfarrer P. Biesebach und Präses R. Dicke. Gr. 8° 40 S. 60 Pf. Eine recht bemerkenswerte Arbeit. Das erste Kapitel lautet: Was kann die Soldatenfürsorge in der Garnison leisten?; das zweite: Soldatenfürsorge durch die Jugendvereine; das dritte, von Oberleutnant a. D. H. Meller gestellte: Soldatenfürsorge durch Kriegervereine. Sehr zu begrüßen ist die übermittelte Uebersicht der deutschen Heeresorganisation, der Militär-Portovergünstigungen und der Satzungen der Militärkasse. — Hier geschehe auch des bei Auer-Donauwörth erschienenen Joseph Weberschen Büchleins Erwähnung: Grundzüge der Waisenfürsorge vom sozialpädagogischen Standpunkte aus. Erwägungen für Waisenräte, Waisenpfleger, Vormünder, Vormundschaftsrichter, Armenpfleger, Waisenhausvorstände, Verwaltungsbeamte, Volkserzieher und Caritasvereine (12° 60 S. 60 Pf.). Inhaltlich gliedert es sich in zwei Hauptteile: gesetzliche und amtliche Waisenfürsorge, außergesetzliche und außeramtliche Waisenfürsorge. Offener Blick, wohlwollender Sinn spricht aus dem Ganzen.

Offener Blick spricht zum Teil auch aus dem mit Recht vielberedeten Buche Aus dem Sprechzimmer einer Aerztin. Aufzeichnungen aus der Praxis einer deutschen Aerztin. Bearbeitet von D. Th. Stein (Bruno Volger-Leipzig-Oeltzsch, gr. 8° 206 S. Geb. 3 M). Die anonyme Verfasserin ist Feindin des Christentums, Freundin der freien Ehe usw., in ihren doch aufs Erziehliche gerichteten Auslassungen den Patientinnen gegenüber bisweilen stark unpädagogisch. Aber mitunter trifft sie den Nagel mitten auf den Kopf, und der wirklich Gereifte, den sein für soziale Zwecke eingeschlagener Weg diese Richtung führt, kann auch in der vorliegenden ungleichwertigen Veröffentlichung Wahrheiten gesunder, allerdings weit mehr noch krasser Art finden.

Da gibt sich Marie Luise Enckendorffs Psychologie doch bedeutend anziehender in ihrem bereits oft genannten: Vom Sein und Haben der Seele. Aus einem Tagebuch. (Leipzig, Duncker u. Humblot. 8° 131 S. M 3.—) Auch diese kluge, zuweilen bestrickende, nicht selten aber dunkle und in einigen Teilen logisch geradezu schwächliche Schrift hat bei ihrem religiös-philosophischen Charakter einen alles andere als christlichen Tenor. Im letzten Grunde versteigt sie sich zur Proklamation eines geschöpflichen Gottes in dessen Verhältnis zur Menschenseele. Wahrheit und Klarheit mangelt den Ausführungen, aber nicht Wahrheiten und Klarheiten. Wir finden zarteste Intuition darin und dann wieder gröbliches Verkennen; Steigerungen, die tatsächlich aufs Unendliche gehen, und solche, die schwankend im Vergänglichen wurzeln. Die Autorin experimentiert mittels einer mischmaschigen Quintessenzverschmelzung verschiedener bestehender Philosophien an dem Christentum, an der Kirche herum, ohne beide in ihren ewigen Gründen, Tiefen und Einheitlichkeiten zu verstehen. Merkwürdig, wie „wissend" gewisse Leute das hersagen, was sie eben nicht wissen oder, schlimmer als das, halb wissen.

Um so wohltuender berührt uns die auf Gemüts- und Erkenntnistiefe beruhende Konzentration, Klarheit und Zielsicherheit in der neuen Schrift des Verfassers der hier früher empfohlenen, bereits in zweiter, vermehrter Auflage erschienenen „Gänge durch die katholische Moral": Das Ideal der katholischen Sittlichkeit. Eine apologetische Moralstudie von Dr. Bernhard Strehler (Breslau, C. B. Aderholz' Buchhandlung. Gr. 8°. 82 S. M 1.20). Der erste Hauptabschnitt behandelt das Thema: Die katholische Sittlichkeit ist theonom; der zweite das Thema: Die katholische Sittlichkeit ist theozentrisch. Als Leitmotive lassen sich bezeichnen: Die Sittlichkeit ist von höchster, lebenbedingender Notwendigkeit. Individual- und Sozial-Ethik sind zwei Seiten der einen Sittlichkeit, die, in sich absolut wertvoll, ewige Geltung hat. Diese katholische Sittlichkeit aber ist Leben aus Glaube, Hoffnung und Liebe. — Das Ganze wird getragen und überwölbt von den Harmonien folgender Wahrheiten: Die Selbstverleugnung, das „Kreuztragen" gehört an den Anfang und an das Ende aller sittlichen Bemühung. Nur durch Leiden kann der Christ — nach dem Vorbilde seines Meisters — in die Herrlichkeit eingehen. Wahrheit und Vollkommenheit, die wertvollsten Güter auf der Welt, müssen mit heißer Inbrunst erstrebt und mit Starkmut von jeder Seele gleichsam erobert werden. Die Liebe aber ist die Grundbedingung zur Teilhaftigwerdung der Seligkeit.

Ein Beiramfest in Delvino, Albanien.

Skizze von Marie Amelie Freiin von Godin.

Der letzte Tag des Ramazan! Nur noch heute mußten wir uns beeilen, von unserem gewohnten Nachmittagsspaziergange doch ja um 6 Uhr zurückgekehrt zu sein, damit nicht irgend ein strenggläubiger Moslim aus unserer Unpünktlichkeit auf die Tatsache schließen könnte, daß wir den Tag über nicht gefastet hatten, woran er sicherlich Aergernis genommen hätte.

Was war das im übrigen auch immer für eine Schwierigkeit gewesen, die Bierflaschen, welche für mich, die Nicht-Rechtgläubige, aus Triest eintrafen, vom Posthaus ins Herrenhaus zu Häupten der Stadt zu bringen, und wie lachten wir und waren wir dem braven albanischen Bedienten dankbar, als er auf die gute Idee kam, sie zu zwei und zwei in seiner albanischen Bluse heraufzuschmuggeln.

Es war fast schade, daß das alles heute sein Ende finden sollte.

Als wir wie an jedem Tag um 4 Uhr das Haus zum Spaziergang verließen, drang aus einer der elenden Hütten hundert Schritte von uns ein seltsames herzerschütterndes Weheklagen.

„Was ist das?" fragte ich erschreckt. Hussein Avny bey Delvino, der neben mir ging, entgegnete ernst: „Da ist vor sechs Monaten der Hausherr gestorben, nun klagen Verwandte und Freunde um ihn, das ist Sitte in Albanien am Vorabend und in den Festestagen des Beiram."

Unwillkürlich lächelte ich: „Ihr seid seltsame Leute, Ihr Albanesen, so auf Kommando zu weinen." Mein Begleiter sah eine Weile auf die Hütten. „In diesem Augenblicke klagen sie", entgegnete er, „daß der Tote so gütig und tapfer war, und dennoch Weib und Kinder verlassen mußte, und sie klagen in Versform, das quillt ihnen so aus der Seele. Es mag Ihnen sonderbar erscheinen, aber die Leute klagen nicht eigentlich programmmäßig. Bedenken Sie, Sie müßten ein großes Fest zum ersten Male ohne einen Ihrer liebsten Angehörigen feiern, erwachte Ihnen da nicht der Schmerz von selbst? Diese Leute sind freilich einfache Seelen, und sie drücken daher ihr Leid auch in etwas primitiver Form aus, die unserem Empfinden nicht mehr ganz entspricht."

„Klagt so nur das niedere Volk?"

„Nein, auch die anderen. Wir freilich sind zu lange aus der Heimat im Reiche draußen gewesen, verstehen das auch nicht mehr. Aber nun kommen Sie."

Eine und eine halbe Stunde später waren wir heimgekehrt und saßen wie jeden Abend den ganzen Ramazan in Liegstühlen auf der Rasenfläche vor dem Herrenhause und blickten auf die Stadt. In keiner anderen Stunde träumt es sich so gut in Delvino, in keiner anderen empfindet man so stark den wunderbaren Zauber des wilden Albaniens — in keiner anderen greift die Schönheit dieser seltsamen, in die Bergschlucht eingebauten Stadt mehr an die Seele.

Von der Stelle, an der wir saßen, wendet man dem Hochgebirge den Rücken, auf dem hinter dem Hause Mehmet Ali Paschas Delvino die Straße nach Argirokastro und Janina aufsteigt. Vor uns dehnte sich das Tal oder besser die Schlucht, in deren Tiefen von wilden Feigen und Granatbäumen beschattet der Gebirgsstrom rauscht, der den Felsen, die er durchbrach, so eigentümlich phantastische Formen gegeben hat, und dann doch wieder in toller Laune in mancher Spalte Erdreich schonend zurückließ, so daß sich dort die Cyclame wie ein rosenroter Teppich ausbreiten kann und nun mit ihrem Duft die Abendluft leise durchzittert.

Rechts und links schieben sich die Vorberge in die Ebene, welche die Bistritza mit ihren Zuflüssen dem Meere zu durchströmt — Vorberge, die in die merkwürdig rot-violetten Abendschatten jener gesegneten Gegenden getaucht sind; nur die Gipfel heben sich rot-schwarz vom Gluthimmel ab, denn dort, dort über den Uferhöhen des Meeres jenseits der Ebene taucht die Sonne in den Wogen unter von all dem Gold und Purpur umflutet, mit dem sie ihren Abschied von der Erde nur im Süden feiert, als habe sie in den unvergleichlich klaren Tagen am tiefblauen Himmel doch nicht all das Herrliche spenden können, das sie ihren Lieblingsgefilden verschwenderisch gewähren wollte. Nun im Scheiden schenkt sie es ihnen überreich.

Glutrot wie Blut der Himmel im Westen! Ja und davor an den letzten Spitzen der Vorberge links der Turm und die



trotzigen Ueberreste der Stammburg der Delvino, die einst, ehe sie der Türke brach, dies Tal und seine Stadt als Herrscherin zu ihren Füßen schützte, — und rechts hell und weiß das schloßartige Haus, in dem heute eine jüngere Linie der Delvino das entsagende Leben entthronter Fürsten lebt.

Welcher tiefe, tiefe Friede liegt über den Felsen und Bergen — über der Stadt — als gieße ihn die scheidende Sonne darüber aus zugleich mit weicher Abschiedstrauer. Wie die Stadt sich in die Spalten der Berge einschmiegt — wie ihre hellen Häuser an den Felsen bis hoch oben angenistet sind — und dort die höchsten, die fangen noch etwas auf vom Wiederschein der Glanzglut draußen in der Ebene!

Aber nichts regt sich, die Schafherden selbst sind fürs Fest zu Tal getrieben, kein Laut im Bereiche der Bergstadt.

„Ganz Delvino wartet", sagt der Pascha, richtet seine hohe Gestalt etwas auf und blickt über Stadt und Land, die seiner Väter Eigen waren.

„Wie schön, aber einsam", fügt seine lebhafte, geistreiche Frau bei, die sich nach dem lachenden, bunten Konstantinopel zurücksehnt, oder nach dem modernen Smyrna, wo sie so lange Jahre verbrachte, und hüllt sich fröstelnd fester in ihre seidenen Schleier.

„Es ist die Heimat", fügt ihr Sohn bei, und man sieht ihm an, daß er mit jeder Faser seines Herzens an ihr hängt.

Seine hübsche junge Frau blinzelt lässig in die Glut.

Mir aber ringt sich die Begeisterung aus der Seele. „O herrlich, herrlich ist es hier, wo auf der ganzen Welt kann es noch so heilige ernste Ruhe geben und solch großartige, erhabene Einsamkeit."

Da, in die Ruhe hinein ein Aufblitzen oben auf der Burg — gleich darauf das dumpfe Dröhnen des Kanonenschusses, das von den Bergen wieder und wieder zurückgeworfen wird.

Wir alle stehen auf, keines spricht, und gehen ein wenig feierlich dem Hause zu, der Pascha voran.

Der Ramazan ist zu Ende.

Erst in der Halle unten wendet sich der Pascha zu uns, die ihm folgen, und wünscht uns ein gutes, gottgesegnetes Fest — und wir alle wünschen es uns gegenseitig, auch ich, als wäre ich eine Tochter des Propheten, denn gottgesegnet wollen wir doch alle sein.

Als es am nächsten Morgen kaum graute, hörte ich in der oberen Halle, auf die mein Zimmer wie alle übrigen rings im Kreise mündet, behutsame Schritte. Es war der Pascha und sein Sohn, die in die Moschee gingen, dort vor Allah das Fest im Gebete zu beginnen. Zwei Stunden später gegen acht Uhr stand ich auf, die beiden waren noch nicht heimgekehrt.

Auch ich putzte mich für das Fest, und als wir drei Frauen, die Frau des Pascha, ihre Schwiegertochter und ich, uns zum Frühstück trafen und zum Fest umarmten, lächelten wir, als wir uns besahen, alle drei in seidenen Kleidern, wie wir waren, mit Lackschuhen — hier in der herrlichen, friedlichen Wildnis der albanischen Berge.

„Noch immer ist der Pascha nicht zurück", sagte seine Frau, „und sie kommen schon."

„Wer sie?" fragte ich.

„O es ist Sitte hier", gab sie zur Antwort, „daß alle von Stadt und Umgebung nach der Moschee dem Pascha, wenn er hier ist, das Fest wünschen", und sie zog mich neben sich ans Fenster des großen Salons, von dem aus man die Straße zur Stadt überblickt, hob den Vorhang ein wenig und sah mit mir hinaus. Ihre Schwiegertochter aber ging ihr kleines Töchterchen auf den Arm zu nehmen, das an diesem Morgen so fröhlich kreischte wie an jedem anderen, und heute durfte doch aus dem Frauenhause kein Laut in den Selamlik dringen, wo sich die Männer der Stadt bereits zum Glückwunsch versammelten.

Das war im Herrenhause von Delvino freilich schwierig durchzuführen, da den fortgeschrittenen Ideen seiner Bewohner entsprechend der Selamlik, d. h. das Haus der Männer nur aus Salons zu ebener Erde bestand, in denen der Pascha und sein Sohn ihre Herrenbesuche empfingen.

„Sehen Sie hinaus, so viel Sie wollen, liebes Kind", sagte die Frau des Pascha, und hob den Vorhang höher, um mir den Ausblick zu erleichtern.

Da sah ich denn wirklich den reinen Pilgerzug von der Stadt zum Hause der Feudalherren von ehedem — Männer jedes Standes kamen da, um dem Pascha und den Seinen, den Delvino, ihre Anhänglichkeit und Ehrfurcht zu bezeugen, alle oder fast alle in den prächtigen Gewändern Albaniens, mit dem ernsten, dunkeln Faltenmantel darüber, der so in dies Land mit seiner die Herrlichkeit verschleiernden Trauer paßt.

Durch den Salon wird auf schwer silbernen Platten Kaffee getragen und Limonade und die köstlichen eingemachten Früchte des Orients in ungezählten silbernen Schalen von schönster Arbeit.

Die Dienerinnen gleiten lautlos über die kostbaren Teppiche bis an die Treppe, wo die Diener warten, um diese Köstlichkeiten aufzunehmen und den Gästen zu bieten. Ich aber nehme zuerst von allem. „Sie sind doch vor allen anderen unser Gast", sagt die Frau des Pascha, wenn sie mich zum Naschen drängt, ein Verfahren, das sie freilich nie lange fortsetzen muß, um meinen Widerstand zu brechen, dann fügt sie bei, und sieht seufzend durchs Fenster: „und der Pascha und mein Sohn, die immer noch nicht aus der Moschee kommen; es wird den Pascha ermüden", und dann noch leiser — „es wird ihm doch nichts geschehen sein."

Eben will ich mich lächelnd zu ihr wenden, um sie zu trösten, denn diese Aengstlichkeit erinnert mich so an meine eigene Mutter, als ich auf der Landstraße die hohe königliche Gestalt des Pascha entdecke. Alle jene, die ihn umgeben, überragt er weit, und in jeder seiner Bewegungen zeigt er die Vornehmheit, die gütige Milde und Ueberlegenheit des Fürsten, der er ist. Sein Sohn geht neben ihm im Fez wohl — im übrigen aber wie der Vater im Gehrock und in Pariser Lackschuhen, auch er, so jung er ist, mit der gleichen Würde und feierlichen Gemessenheit.

Als sie ans Haus herankommen, werden sie von einer Schar Besucher begrüßt. Ehrfurchtsvoll, wie es ihnen zukommt, aber ohne jede demütige Kriecherei, die dem stolzen und unabhängigen Albanesen so gänzlich fern liegt.

Und über all den bunten Gestalten um die Delvinos strahlt, lacht, gleißt die Sonne. Lacht, als wolle sie die Erinnerung an ihren melancholischen Untergang verwischen, die kahlen ernsten Berge mit ihren weichen Höhenlinien, der Burg kantige Umrisse übergießt sie mit leiser farbenprächtiger Glorie. Von jedem der weißen Häuser wird ihre Glorie aufgefangen, dort von dem mächtigen Hause auf der Höhe, von dem armseligen drüben am Abhang wie von den vielen, vielen tiefer in der Schlucht, so daß der weiße Verputz leuchtet, als habe ihn ein Zauberstab berührt. Dazwischen die schwarzen Zypressen, wie wenn die Sonne, die eitle, sie nur des Kontrastes halber mit ihrer eigenen lichten Schönheit so mächtig hätte emporwachsen lassen. Trotz des bunten Bildes aber die gleiche Ruhe wie am Abend vorher.

Das Bergtal Albaniens ist, so scheint es, außer der Welt. Die Männer vor dem Hause sprechen leise, wie Albanesen immer sprechen, und nun treten sie in die untere Halle.

Da plötzlich etwas ganz Eigenartiges: fünf berittene Albanesen in prächtig reicher Tracht. Vor dem Weg zum Herrenhause steigen sie von ihren herrlichen Pferden, führen sie am Zaum bis vor das Tor. So kommt der reichste Mann der Stadt, der „Aga" (ein reicher Mann in Albanien), dem das große Haus auf einer der Höhen gehört, mit seinen Söhnen an diesen Festestagen zu den Delvino. Die Diener eilen ihm entgegen, übernehmen die Pferde, führen ihn mit den Seinen zum „Herrn", dabei streift mich, da ich mich zu weit vorgebeugt, ein erstaunter Blick aus dunkeln Augen.

Ich gehe vom Fenster — „und wir", frage ich, „haben wir heute gar nichts?"

„Seien Sie still, liebes Kind," entgegnet die Frau des Pascha und legt mir die Hand auf die Lippen, — „damit man uns unten nicht hört". „Das wäre ein Unglück", denke ich mir, und es überkommt mich etwas von dem kränkenden Gefühl des Zurück- und Herabgesetztwerdens, das manche dieser Eingeschlossenen von der Wiege bis zum Tode martert.

Aber da kommt der Pascha, grüßt die Seinen und mich, und, nachdem er gegangen, sein Sohn, und der bleibt bei uns sitzen.

Halb ärgerlich, halb lachend sehe ich ihn an. „Für Sie hätte ich mich nicht so schön zu machen brauchen."

„Sie werden Besuche genug zu sehen bekommen", tröstete er, und in der Tat gleich darauf kommt der Bruder des Pascha, dann ein Vetter und noch einer, dann ein Sohn des Bruders des Pascha, dann ein Sohn seiner Schwester usw.

Alle werden von der Frau des Hauses mit Küssen empfangen, alle setzen sich in den feierlichen großen Salon, alle nehmen Kaffee und Süßigkeiten, alle sind sehr freundlich mit mir, und alle versinken dann in die uns Okzidentalen so befremdende Konversationsart, in der minutenlange Pausen niemand seltsam



zu berühren scheinen. Wäre die Frau des Hauses nicht gewesen und ihr Sohn, die beide sehr lebhaft sind oder sein können, ich glaube, die Konversation wäre völlig verstummt.

Um 11 Uhr mußte die Frau des Hauses zu einer Totenklage. Ein Enkel der Schwester des Pascha ist im Laufe des Jahres gestorben. Während ihrer Abwesenheit speisten zwei Vettern mit uns. Alles benahm sich ein wenig feierlicher als sonst, aber von einem Festmahl nach unseren Begriffen keine Spur. In Albanien scheint die Tiefe der Festesstimmung mit der Zahl der Speisengänge in keiner Wechselwirkung zu stehen.

Bald nach Tisch kam die Frau des Pascha wieder heim und erzählte von ihrem Klagebesuch. Ihr, die vor 35 Jahren als Kind das letzte Beiramfest in Albanien verbrachte, dünkten diese heimischen Gebräuche fast ebenso überraschend wie mir.

„Ich wurde" erzählte sie „im Haremlik in ein großes Gemach geführt, in dem gewiß 20 Frauen auf dem Boden saßen und um den Verstorbenen weinten und klagten. Zum Glück hatte ich mein Taschentuch zur Hand, in das ich mein Gesicht vergraben konnte, denn zunächst hatte ich Lust zu lachen, so sonderbar kam mir das alles vor, besonders als die Türe aufging, ein kleines Mädchen von etwa 10 Jahren erschien und sich genau hinkauerte und wimmerte wie eine Alte. Dann aber, als ich das gramvolle Gesicht der armen Mutter sah, der sie vor wenigen Monaten den Sohn begraben hatten, habe auch ich herzlich geweint."

Am zweiten Beiramtage erwiderten der Pascha und sein Sohn die Besuche, die ihnen am Vortage gemacht worden waren, und wir empfingen unterdessen die Damen der Stadt.

Mit ihren Dienerinnen kamen sie angeritten, diese Albanerinnen, dicht verschleiert, die Vornehmsten in europäischer Kleidung, nachdem sie die Hüllen des türkischen Uebergewandes, des Tschartschaf, abgelegt hatten, andere in der entzückenden Tracht des Landes, deren feine Gewebe und Schleier so köstlich zu den zarten, zumeist hellen Gesichtern stehen. Auch Frauen aus den untersten Schichten in schlichtem Gewand kamen zur Gemahlin des Pascha. Schier endlos war die Zahl der Besucherinnen. Unter ihnen habe ich gar manche wunderschöne Frau gesehen, mit madonnenhaftem Oval des Gesichtes, geradezu klassisch reinen Zügen, von einer Lieblichkeit und Anmut ohne gleichen, und dennoch glaube ich nicht, daß einen wirklich gebildeten Okzidentalen eines dieser Gesichter auf die Länge fesseln könnte, ja ihm nur erträglich bliebe; denn wenn es feine Gesichter sind, so sind es doch Gesichter ohne jede Verfeinerung. Ich kann sagen, daß in Ausdruck und Art eine dieser Frauen der andern verblüffend ähnlich ist, ohne jedes Gepräge von Seelenleben, fast stets ohne jede Individualität: hübsche, niedere, unmodellierte Stirnen — ohne Gedanken, sanfte oder lebhafte Augen — ohne Träume oder doch ohne Verheißungstiefe, ohne bewußte Ueberlegung, rote, weiche Lippen — ohne Kampf und Leiden! Kein geistreiches, kein wirklich, nicht nur scheinbar, seelenvolles Gesicht, außer der Herrin des Hauses. Individualitätslosigkeit und Leere wird freilich leider so oft mit Unberührtheit und Reinheit verwechselt. Von all diesen Albanesinnen sind mir nur drei erinnerlich, die nach meiner Ueberzeugung wirklich Persönlichkeit hatten, zwei Greisinnen, deren Gesicht von seltsam abgeklärter Milde und Güte sprach, — und dann die Gattin eines der jüngeren Delvino. Häßlich war sie, und in ihren Augen lauerte hinter der Liebenswürdigkeit eine harte, falsche Bosheit — unwiderstehlich stieg mir die Abneigung gegen sie auf —, aber nach all der Gleichgültigkeit war diese Abneigung wirklich eine Erholung; Nullen kann man mit dem besten Willen nicht einmal hassen.

Auch am nächsten und übernächsten Tage kamen Besuche, von Tag zu Tag weniger. So ebbte das bunte, fesselnde, wenn auch lautlose Leben dieser Festestage ganz langsam und allmählich wieder zur Alltäglichkeit zurück — jener Alltäglichkeit, die in den herrlichen Bergtälern Albaniens so voll ruhiger, bezwingender Größe ist. —

Joseph Gieben als Kritiker und Dichter.

Der „Allgemeinen Rundschau" ging nachstehende Entgegnung zu: „Zu dem Aufsatze „M. Herbert als lyrische Dichterin" in der „Allgemeinen Rundschau" Nr. 17 vom 24. April habe ich folgendes zu bemerken: 1. Daß ich mit „schmerzhafter Mutter" die Person M. Herberts nicht meinen kann, ist selbstverständlich. 2. „Empfindungslebend" ist natürlich ein Druckfehler für „empfindungsbebend. [!] 3. Der Kritiker stellt die Sache so dar [Wann und wo?], als ob ich ein Gesamtbild der katholischen Dichtung entwerfen wolle. In meinem Aufsatze wird diese Absicht ausgesprochenermaßen mit Begründung abgelehnt. 4. Daß meine Kritik dem landläufigen Urteil zu Leibe geht, liegt im Zwecke meiner „Spaziergänge". 5. Ich konstatiere, daß ich M. Herberts Kunst im allgemeinen hochstelle und nur bemängele, daß man sich „oft" eines gewissen Eindrucks nicht erwehren kann. 6. Bei Völlmann war eine Einschränkung deshalb nicht nötig, weil die Kritik, mit der meine „Spaziergänge" sich ganz eigentlich befassen, hier weniger gesündigt hat. 7. Von meinen Urteilen kann ich weder nach den gereizten Darlegungen meines Kritikers noch infolge der Mitteilung von anderen Urteilen (vgl. Punkt 4 meiner Entgegnung) etwas zurücknehmen. 8. Da sowohl mein Herr Korrektor als auch die „hochgeschätzte Seite" der Fußnote viel Interesse fürs Persönliche zeigen, berichtige ich, daß ich nicht 1881, sondern 1878 geboren bin, daß ich weder ein „verkannter" noch ein bekannter Dichter bin — ob überhaupt ein Dichter, darüber darf jeder Berufene urteilen — und ich frage natürlich nach der „Animosität" des Artikels mit Recht nach dem Namen des anonymen Angreifers. Joseph Gieben.

Immer die alte Geschichte: Wenn man einem grausamen Kritiker „zu Leibe geht," dann wird er empfindlich. Die in den letzten Zeilen enthaltene Frage soll sofort ihre Antwort finden. Als Verteidiger M. Herberts gegen die Maßlosigkeiten des Kritikers Joseph Gieben meldet der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" in eigener Person sich zur Stelle. Wie aus zahlreichen zustimmenden Briefen hervorgeht, haben andere, welche mit den Gepflogenheiten der „Allgemeinen Rundschau" vertraut sind, den Autor ohne weiteres erkannt. Die ausdrückliche Zeichnung des Namens unterblieb lediglich aus — Schonung, ein Gefühl, das Jos. Gieben allerdings nicht zu kennen scheint, denn sonst hätte er es beispielsweise unterlassen, im 5. Heft von „Ueber den Wassern" Verse Hans Eschelbachs an die tote Geliebte in einer Weise zu verulken, wie man schließlich jeden poetischen Erguß ins Lächerliche zu ziehen vermag.

Joseph Gieben schreibt von sich selbst: „Ob ich überhaupt ein Dichter bin, darüber darf jeder Berufene urteilen." Ein solches Urteil ist natürlich unmöglich ohne Kenntnis der Gedichte. Nachstehend einige Proben. Die Vorfrage, wer zu einem Urteil über diese Gedichte „berufen" sei, dürfte allerdings namentlich für solche, die sich zu den „Alten" zählen, nicht geringe Schwierigkeiten bieten, zumal laut Ziffer 7 für Joseph Gieben sein eigenes Urteil allein maßgebend ist.

Durch meine Träume.

Du wankst durch meine Träume
So matt und siech und sacht.
Ich horche auf — es öffnet sich
Die samtne Wand der Nacht.

Du schaust mich an mit Augen,
Die fragen groß und weit,
Warum die Liebe angetan
Dir also großes Leid . . .

Ob all dein stummes Fragen
Hab viel ich bang gewacht,
Wenn längst schon mir dein Bild verdeckt
Die samtne Wand der Nacht.

Jos. Gieben.

In der Kapelle.

Der Kapelle Dämmerwände
Zucken müd vom Ew'gen Licht
In die stumpfen Knabenhände
Berg ich träumend mein Gesicht.

Finstrer Mönche dumpfes Beten
Trifft verwirrend meinen Sinn —
Leuchtende Gestalten treten
Winkend vor die Seele hin.

Doch es bannen Dämmerwände,
Dumpfes Beten, müdes Licht —
Heiß in meine Knabenhände
Berg ich weinend mein Gesicht.

Jos. Gieben.

Was soll das Jagen . . .

Mit seinen heulend wüsten, wirren Horden,
Die nüsterblähend meine Stirn umschnobt,
Hat müd der wilde Sturm sich ausgetobt,
Und große Stille ist in mir geworden.

Nun schreit' ich durch die Welt mit leisem Lächeln,
Mit wehmutvollem, still vergrämtem Blick —
Was soll das Jagen auch nach einem Glück,
Das einzig Götterstirnen darf umfächeln?

Jos. Gieben.

Am andern Morgen.

Wenn am Himmel verzittert das fiebernde Abendglühen,
Bebt durch unsere Brust ein schwebendes Lusterblühen,
Und es wallen und wogen die Fluten
Hin und wieder,
Sündige Wellen zu uns in Gluten
Auf und nieder.
Und sie schmeicheln lüstern hinauf an die sehnende Seele,
Und dann sinkt entspannt das zuckende Fleisch in die Fehle —
Und wann uns der Tag am andern Morgen schaut,
Dann tief der Seele vor ihrer Nacktheit graut;
Und wann die helle Sonne am Mittag scheint,
Dann steht die Reue da — und weint.

Jos Gieben.



Das ist also der Dichter Gieben, der an die Werke eines Lorenz Krapp, eines Hans Eschelbach, ja selbst einer von wirklich „Berufenen" als überragend anerkannten M. Herbert die strengsten, unerbittlichsten Maßstäbe anlegt und auch vor ätzendstem Spott nicht zurückschreckt.

Damit soll den Fähigkeiten des Herrn Jos. Gieben im allgemeinen und seinem oft bewiesenen edlen Eifer für die gemeinsame Sache in gar keiner Weise zu nahe getreten werden. Aber wie man in den Wald hineinruft, so schallt es wieder heraus. Die Jungen und Jüngsten unter unseren Kritikern sollten, bevor sie mit Keulen dreinschlagen oder allzu scharf gespitzte Pfeile versenden, vor allem nicht vergessen, daß durch ungerechte oder maßlos übertriebene Kritik nicht nur die literarische Produktion geschädigt, sondern auch die materielle Existenz eines Verfolgten untergraben werden kann. Für unsere Großen, wie eine M. Herbert, braucht man zwar solche Befürchtungen nicht zu hegen, aber nicht jeder steht in der allgemeinen Wertschätzung so hoch und so fest, und doch hat jeder das gleiche Recht zu literarischer wie zu materieller Existenz. Ne quid nimis!

Sexualpädagogik für Eltern.

Der Tätigkeitsbericht von Prof. Dr. Blaschko der „Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten" (Berlin 1908) verlangt Einführung einer Sexualpädagogik für Eltern. Kann man schon den Ausdruck formell beanstanden, so gilt dies noch viel mehr von der Sache selbst.

Kindererziehung ist Elternwerk und Elternpflicht. Nur diese, in erster Linie berufenen Erzieher können also in einem so delikaten Punkte, wie die sexuelle Belehrung es ist, das erste und ausschließlich maßgebende Wort sprechen. Sie wären tatsächlich keine Eltern, wenn sie dies nicht von sich aus vermöchten. Die Erinnerung an das eigene Empfinden, an die Art, wie sie selbst belehrt worden sind, und an ihre Verantwortung wird ihnen genügend Richtschnur und Beispiel sein müssen. Sollen sie sich von irgend einem pädagogischen großen oder kleinen Propheten erst darüber instruieren lassen? Sollen sie sich Anschauungen anbequemen, die nicht die ihrigen sind, Gedankengängen folgen, die sie nicht selbst ausgedacht, Wendungen gebrauchen, die ihnen nicht eignen? Die Frage, wie gestellt, ist zu verneinen. Und dabei ist erst das subjektive Moment in Betracht gezogen. Das mindestens ebenso schwer wiegende objektive, die Individualität des und gerade dieses Kindes, braucht nur genannt zu werden, um erkennen zu lassen, daß es einer Sexualpädagogik für Eltern nicht nur nicht bedarf, sondern daß eine solche geradezu schädlich wirken würde. Sie wäre nichts weiter als einer der vielen Schritte von heutzutage zur bewußten oder unbewußten „Verstaatlichung" des Familienlebens im sozialistischen Sinne, der moralischen Folgen nicht zu gedenken.

Jörg Hellpart.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Kundgebung für die Reichsfinanzreform.

Vor den Kanzler neulich traten
Herrn aus allen Bundesstaaten.
Die Begeist'rung war enorm.
Thema: Reichsfinanzreform.

Der von Sachsen sprach: „Nu äben!
Was uns Steuer bringt, soll läben!
Nähmen Se alles, bloß, herrjeh,
Gaffe nich un Bliemchentee".

Baden sprach: „Bin ganz fürs G'schäftle,
Wie beim Kilometerheftle.
Aber g'schenkt sei euch der Spaß:
Teure Fahrt und vierte Klass'".

Selbst der Münchner Bürger stimmt:
„Daß jetzt Geld in d' Kass'n kimmt!
Aber heunt scho sog i oans:
Für mei Bier do zohl i koans".

Und der Schwab', der Württemberger,
Tat begeistert immer ärger:
„Bis sie eins sind an der Spree,
Lebt jo doch koi Schwäble meh".

Ridens.

Zur Nachlaßsteuer
(frei nach Schiller):

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Besteur' es, um es zu besitzen".

Kellhaus.

Die unierten Bulgaren und ihre Bischöfe.

Als Ergebnis des Aufrufes in der „Allgemeinen Rundschau" (vgl. Nr. 50, 1908, S. 859 und Nr. 3, 1909, S. 44 f.) konnte ich Seiner Eminenz dem Herrn Erzbischof Michel Mirow der unierten Bulgaren in Konstantinopel 800 Frs. übermitteln. Seine Eminenz beauftragt mich, an alle gütigen Spender den Ausdruck seiner innigsten Dankbarkeit und die Versicherung seines fürbittenden Gebetes zu übermitteln.

München. Marie Amelie Freiin von Godin.

Es fiel ein Regen.

Es fiel ein Regen ins Frühlingsland;
Das war wie ein Wunder voll Schöpferkraft.
Es hat eine ungesehene Hand
Nur Leben geträufelt und schwellenden Saft.

Da stand die Welt zu neuem Glanz
Verjüngt und verwandelt, mit Blüten im Haar;
Als ging es zum fröhlichen Hochzeitstanz,
So jubelt und jauchzet die Amselschar.

Mein Herz, es jauchzet und jubelt mit:
Ihm brachte der Regen viel Hoffen ins Land,
Und Sonne, voll Tiefglanz mit jedem Schritt,
Viel Sonne, die mich noch im Dunkeln fand.

Hans Gesold.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Als vierte Novität des Spieljahres kam Walter Braunfels' heitere Oper: „Prinzessin Brambilla" unter Mottls großzügiger Leitung zur Aufführung. Das Werk des jugendlichen Komponisten fand eine herzliche, wenn auch nicht gerade enthusiastische Aufnahme. Braunfels hat sich sein Libretto nach einer Novelle E. Th. A. Hoffmanns selbst gezimmert. Der phantastische, geniale Romantiker übt einen großen Einfluß aus auf ästhetische Richtungen unserer Tage; ob jedoch das Fließende, Nebelhafte seiner Phantasie sich für die derb materialisierende Welt der Bretter eignet, erscheint zweifelhaft, trotz Jacques Offenbachs sehr bühnenwirksamen „Hoffmanns Erzählungen". Brambilla ist eine Fiktion, um derentwillen der phantastische Schauspieler Claudio sein anmutiges Bräutchen verläßt, das ihm später als Prinzessin verkleidet entgegentritt und so den Geliebten zurückerobert. Die Sehnsucht einer Künstlernatur nach einem über dem Alltag stehenden höheren poetischen Dasein ist in der Novelle ausgedrückt, auf der Bühne wird diese Idee nicht recht klar. Der Phantast wird in der Realität der Bretter leicht zum Toren und verliert somit unser Mitempfinden. Die Ergiebigkeit des Stoffes ist für fünf Bilder gering und so tritt bei Braunfels der römische Karneval, der bei Hoffmann lediglich eine dekorative Umrahmung des Ganzen bildet, allzu herrschend in den Vordergrund. Als Musiker richten sich Braunfels Neigung und Begabung besonders auf Chorwirkungen. Hierdurch wird noch die führende Rolle der Volksmengen besonders stark betont und Claudios Liebesroman versinkt zwischen den wuchtigen Chormassen. In der Tat bietet der Komponist hier ein hochbeachtenswertes Können. Da von den fünf Bildern die Mehrzahl der karnevalistischen Massenbetätigung gewidmet, so wird der Eindruck allmählich doch abgestumpft, so lebendig, wirksam und technisch interessant diese (nebenbei gesagt ungemein schwierigen) Chöre auch sind. Im Lyrischen bietet die Oper einiges sehr Schönes, ihr Hauptziel liegt jedoch in der symphonischen Untermalung der Vorgänge. Die Gesangpartien sind darum wohl schwer, aber nicht im eigentlichen Sinne dankbar. Als ganzes charakterisiert sich „Prinzessin Brambilla" als das Werk eines vornehmen Künstlers, von dessen weiterer Entwicklung wir Gutes erwarten dürfen. Die Stellen jedoch, in welchen Braunfels zu unserem Herzen spricht, sind noch wenige; einstweilen überwiegt der geistreiche Techniker. Neben Mottls bereits erwähnter Orchesterleitung ist vor allem der Chor lobend zu nennen, der zu seiner so trefflichen Bewältigung der Aufgaben sicherlich eine stattliche Summe von Fleiß und Zeit brauchte. Den Claudio sang ein äußerlich nicht gerade für die Rolle des Träumers prädestinierter Gast, Kurt Boltenhagen, der besonders in den ersten Bildern sehr achtungswerte Mittel zeigte. Vorzügliches boten Bender als in mancherlei Verkleidung auftauchender Fürst, und Brodersen als Pantalone. Sehr anmutig gab Frl. Ulbrig die Pseudo-Brambilla. Unter Professor Fuchs' Regie entfaltete der römische Karneval Bilder voll Leben und farbiger Schönheit. Die dekorative und kostümliche Ausstattung verdanken wir Klein und Buschbeck, das



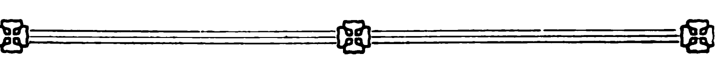
temperamentvolle Tanzarrangement Frau Jungmann. Fischers neue Dekoration des Palasthofes und der Piazza Navona sind sehr zu rühmen. Mit den Sängern konnte Braunfels mehrmals vor die Rampe treten. Wenn sich schließlich in den Beifall einiger Widerspruch mengte, so verschulden diesen lediglich die Freunde des Komponisten, die des Applaudierens nicht müde wurden.

Schauspielhaus. „Flachsmann als Erzieher" bewährt sich auf der Hofbühne heute noch als Repertoirestück, dank Otto Ernsts klugem Verständnis für populäre Wirkungen. In seinem satirischen Schwank „Tartüff, der Patriot", den das Schauspielhaus als Novität bot, malt er jedoch mit allzu grellen Farben, so daß auch das breitere Publikum, das sich in den ersten zwei Akten sichtlich amüsierte, doch gegen Ende die Billigkeit der künstlerischen Mittel zu erkennen schien. So waren es am Ende nicht eitel Beifall und Anerkennung, die dem dankenden Verfasser entgegenschallten. Graf Zeppelin, der in kaum verhüllter Gestalt in dem Stücke mitspielt und sich für die ihm angedichtete Familie schönstens bedanken wird, hält am Schlusse eine Rede gegen die Philister und hofft, daß die Seelen einen Aufflug zum Idealen nehmen möchten; so löbliche Gesinnungen trägt Otto Ernst gerne vor und bleibt doch mit seinen Späßchen in den Niederungen des Philisters. Der Industrielle und Gutsbesitzer Schneidemühl ist ein Streber und Ordensjäger. Er bekundet seinen Patriotismus durch hohle Phrasen und Denunziationen an den Staatsanwalt; im geheimen wäre er nicht abgeneigt, sein Gut bei großem Gewinn an einen Polen zu veräußern. Für die Luftschiffexperimente seines Halbbruders hat er kein Geld, wohl aber, um für den Landesherrn protzenhafte Triumphpforten zu errichten; er brüstet sich mit seinen Heldentaten im Schlachtengetümmel und ist doch im Siebziger Kriege an einer Stelle verwundet worden, die bekundet, daß er der Gefahr den Rücken zugewendet. Was soll die Typisierung dieses traurigen Helden bedeuten? Ist es etwa ein deutscher Typus, der im Felde Reißaus genommen hat? Im übrigen bietet das Stück, das gut gespielt wurde, noch manche recht amüsante Szene; zum Beispiel, wie die Kommerzienrätin in ihrer kindischen Sucht nach Dichterbekanntschaften des Auslandes sich blamiert u. a. m. Von den Darstellern ist besonders Waldau zu nennen, der in den unmöglichen, aber ulkigen Verwandlungsszenen treffliche Masken und viel Humor aufbot.

Aus den Konzertsälen. Das zweitletzte Volkssymphoniekonzert litt unter der Programmzusammenstellung. Von dem hehren Pathos des Parsifal zu Rokokogetändel führt keine Brücke. Man mußte die ersten Eindrücke verwischen, um dem Solisten Leo Sachs gerecht werden zu können, der in Tschaikowskys Variationen über ein Rokokothema für Violoncello mit Orchester sehr ansehnliches, beifällig aufgenommenes Können bekundete. Der Karfreitagszauber kam unter Prills Leitung zu guter Wirkung; weniger eindrucksvoll dirigierte der geschätzte Künstler das Vorspiel des Bühnenweihespieles und gab in der fünften Symphonie Tschaikowskys das Beste des Abends. — In der Hauptrestauration des Ausstellungsparkes eröffnete das Tonkünstlerorchester bereits die Reihe seiner für den Sommer vorgesehenen Symphonieabende (natürlich als Sesselkonzert!). Haydns Oxfordsymphonie und Raffs Waldsymphonie kamen, von Lassalle dirigiert, beifällig aufgenommen zur Wiedergabe. Die akustischen Verhältnisse erscheinen nicht durchaus günstig; sie bessern sich jedoch vielleicht bei stärkerem Besuche. Elsa Flith sang Lieder von Pfitzner, Wolf und Strauß mit gutem Geschmack zu günstiger Wirkung. — Anton van Rooy fand auf seinem letzten Liederabend dank seiner schönen Mittel und meisterhaften Technik, von Mottl begleitet, wieder stärksten Beifall. Neben Schumannschen und Schubertschen Gesängen fesselten sechs altholländische Volkslieder besonders; dagegen bieten die Lieder eines Modernen, R. Ganz, nur guten Durchschnitt. — Novitäten brachte der Kammermusikabend, den Mina Rode (Violine), E. v. Binzer (Klavier) und Paul Grummer (Violoncello) mit schönem Gelingen veranstalteten. In seiner Es-Moll-Sonate zeigt Robert Fuchs, ein bei uns weniger bekannter Professor des Wiener Konservatoriums, sich als vornehmer Künstler von solidem Können. Fesselnder ist Noren, dessen Kaleidoskopvariationen wir heuer schon kennen lernten. Sein D-Moll-Trio hat Farbe und eine zwar nicht allzu tief gehende Empfindung. Neues boten auch die bestakkreditierten Gg. und E. Stoeber unter Mitwirkung des Geigers Rob. Reitz. Der Prager Komponist Novak geht in seinem Trio in D-Moll über die Formen der Kammermusik hinaus und bietet manch fesselnde Einzelheit, die sich freilich nicht völlig zu einem geschlossenen Gesamteindruck zusammenschließen. Dohnányi, der treffliche Pianist, zeigt auch als Tondichter in der B-Dur-Sonate temperamentvolle Empfindung. Die glücklichsten Eindrücke hinterließen die Konzertgeber mit Smetanas reizvollem G-Moll-Trio.

Verschiedenes aus aller Welt. Der Besuch der Vorstellungen des „Königs", einer Satire Pariser Autoren, wurde im Mannheimer Hof- und Nationaltheater der Garnison verboten, da der Schauspieler der Titelrolle starke Aehnlichkeiten mit dem Deutschen Kaiser aufwies. Die Erklärung des Intendanten über diesen Vorfall, der an einer Bühne von solch großer Vergangenheit unmöglich sein sollte, lautet nicht recht befriedigend. — Die Hoftheater in Sondershausen, Rudolstadt und Arnstadt werden unter die gemeinsame Leitung einer Hofstelle kommen. Das neu zu engagierende Ensemble wird abwechselnd mehrere Monate in jeder der drei Städte spielen und somit das ganze Jahr über beschäftigt sein. — Hans von Gumppenbergs jüngst in Weimar uraufgeführtes, historisches Salonspiel „König Konrad I. weist nach Berichten ansehnliche dichterische Schönheiten auf, ohne auf der Bühne völlig Leben und Blut zu gewinnen. — Das Flämische Theater in Antwerpen, das auf Kosten der Stadt erbaut worden ist, hat sich finanziell schlecht rentiert. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, wurde ein deutsches Ensemble engagiert, welches hervorragende Stücke der klassischen und modernen Literatur Deutschlands aufführen wird.

München. L. G. Oberlaender.



Finanz- und Handels-Rundschau.

Nach der andauernden Börsendepression und der noch vor kurzem bestandenen akuten Krisis der hochpolitischen Zeitläufte hat die Entwicklung und Erholung der Börsen wohl keinen Beobachter überrascht. Störend wirkte die plötzliche Gegenrevolution in der Türkei, woselbst zur Abwechslung die jungtürkische Partei das Regiment an sich gerissen hat. Man sieht der Zukunft der Türkei allgemein mit grosser Besorgnis entgegen, besonders, solange die Thronfrage nicht geklärt ist und die Unruhen in Syrien und anderen Provinzen neues Blutvergiessen verursachen. Die Grossmächte werden sicherlich in tunlichster Bälde derartige Greuel zu vermeiden suchen. Die Krise im Orient und die Unklarheit der Lage am Balkan bildeten für unsere Börsen eine neue Belastungsprobe, die jedoch in jeder Beziehung glänzend überstanden ist. — Der Verlauf des Berichtabschnittes zeigte durchweg ein derartig lebhaftes Geschäft und eine solch starke Widerstandskraft, dass seit Monaten ähnliche Umsätze nicht mehr zu verzeichnen waren. Die Spekulation entrierte neue und grosse Engagements. Auch das Kapitalisten- und Anlagepublikum fasste trotz der immerhin prekären politischen Lage neuen Mut und gewann vermehrtes Vertrauen in der börsentechnischen Gestaltung der Märkte. — Auf der Tagesordnung stand die kräftige und impulsive Steigerung der Montanmärkte, und diese ist auf verschiedene günstige Momente zurückzuführen. Neben den optimistischen Mitteilungen einzelner Leiter von deutschen Montangesellschaften hinsichtlich der Beurteilung der Marktlage bei uns, sind es speziell die amerikanischen Berichte über die Situation am Eisenmarkt und über die amerikanisch-industrielle Entwicklung im allgemeinen. Die Preisgestaltung für eine Anzahl von Eisengattungen weist eine wiederholte Steigerung auf. Der Bericht über die Geschäftslage des Stahlwerkverbandes meldet aus Düsseldorf von einer langsam platzgreifenden Besserung. Speziell wird eine Belebung der heimischen Eisenindustrie und des englischen Roheisenmarktes als nahe bevorstehend signalisiert. Namhafte Meinungskäufe in allen Hüttenaktien bei scharfen Kurssteigerungen waren die Folge dieses vielleicht zu raschen Umschwunges der bisherigen Tendenzbeurteilung. Die Geschäftstätigkeit im Kohlensyndikat wird dagegen als unverändert still bezeichnet. Trotz einer erhöhten Einschränkung in der Produktion sind die Verhältnisse teilweise schlechter geworden. Von Amerika werden dagegen schön gefärbte Berichte über die industrielle Situation gekabelt. Es besteht offenkundig die Absicht, dem kontinentalen Publikum und speziell (wie früher) den deutschen Kapitalisten grosse Posten amerikanischer Werte aufzuhalsen. Die scharfe Kurssteigerung der ganzen Börsenlinie hat den grossen Vorteil, dass verschiedene Kapitalisten mit konserviertem Effektenbesitz endlich wieder zu ihrem Gelde, und zwar schadlos kommen können. Besonders der Goldminenmarkt zeigt eine scharfe Erholung. Auch hier ist ersichtlich, dass, wie seit Jahren, jedwede Gelegenheit von London aus benutzt wird, dem deutschen Kapitalistenpublikum wertlosen Besitz aufzudrängen. Die bitteren Lehren der letzten Jahre auf dem Börsengebiete werden sicherlich manchen zu leichtgläubigen Kapitalisten zu vermehrter Vorsicht geführt haben. Die jetzigen, stark geschraubten Kurse sind geeignet, gewinnbringende Realisationen möglichst bald vorzunehmen. Rückschläge sind bei den verworrenen politischen Zeiten täglich zu erwarten. — Die Geldverhältnisse bei uns sind noch immer gleich günstige zu nennen, wenn auch nicht zu verkennen ist, dass der Monatultimo und die Vorbereitungen zu den neuen Anleihen bereits die Mobilisierung von gewaltigen Summen beanspruchen. Auch am internationalen Geldmarkt sind wesentliche Verschiebungen nicht eingetreten. Die Emission von 150 Millionen 3½ proz. Eisenbahnobligationen in Italien hat auch die Unterbringung der neuen deutschen Anleihen forciert. Letztere Anleihen kommen bereits anfangs Mai zur Subskription an den Markt. Von der schon früher bekanntgegebenen Ziffer von 800 Millionen Mark entfallen auf das Reich 320 Millionen Mark und auf Preussen der grössere Teil mit 480 Millionen Mark. Die Anleihen, zur Hälfte 4 proz., die andere Hälfte 3½ proz., gelangen zu 102.70 bzw. 95.60 zur Emission. Ein voller Erfolg der Subskription ist bestimmt zu erhoffen! M. Weber.

Die neuen Anleihen des Reiches und Preussens.

Seit geraumer Zeit ist keine der alljährlich mit Bestimmtheit wiederkehrenden deutschen Anleihen mit so grosser Spannung erwartet worden, wie dies bei den neuen Emissionen der Fall war. Die Höhe des Gesamtbetrages von 800 Millionen Mark, wovon auf Preussen mehr als die Hälfte, nämlich 480 Millionen treffen, hat, obwohl längst bekannt, zu verschiedenen Kommentaren Anlass gegeben. Zumeist gibt man der bestimmten Erwartung Ausdruck, dass mit der praktischen Durchführung der geplanten Reichsfinanzreform die grosse Verschuldung des Reiches und der Bundesstaaten sowie die schweren Anleihelasten sich erheblich verringern werden. Diese Aussichten werden für das Resultat der Emissionen förderlich sein. Der wichtigste Stimulus für einen vollen Erfolg der Subskription ist nach wie vor die herrschende Geldflüssigkeit. Die obenbezeichnete Summe des Anleihebedarfs wird laut den Bedingungen des in dieser Nummer veröffentlichten Prospektes zur Hälfte mit 4% und zur Hälfte mit 3½% verzinslich ausgegeben. Dieser Modus ist erst nach längerer Beratung mit dem bekannten Bankenkonsortium, welchem auch die Kgl. Bayerische Bank angehört, genehmigt worden, doch wird derselbe für das Resultat der Emissionszeichnung nur förderlich sein. Die Anleihe ist bis 1918 unkündbar. Die 4%igen Stücke gelangen zu **102,70**, die 3½%igen Titres zu **95,60** zur Subskription. Für Stücke mit einer Sperrverpflichtung bis 15. März 1910, welche zu diesem Behufe in das Reichs- bzw. Preussische Staats-Schuldbuch eingetragen werden, ist der Zeichnungspreis um 25 Pfennig ermässigt. — Der vor kurzem erzielte grossartige Erfolg der russischen Eisenbahn-Obligationen, wo sogar auf Sperrstücke nur minimale Quoten entfallen sind, lässt mit Bestimmtheit erwarten, dass das Spar- und Kapitalisten-Publikum sich auch an den neuen heimischen Anleihen mit grossen und seriösen Zeichnungen interessieren wird. Der günstige Ausweis der Reichsbank und die erwartete Ermässigung des offiziellen Banksatzes werden gleichfalls nicht verfehlen, der Subskription der neuen Anleihen zu einem vollen Erfolg zu verhelfen.

M. Weber.

Aus Kurorten und Bädern.

K. Bad Kissingen. 24. April. Bei schönstem Frühjahrswetter ist die Kur schon im vollsten Gange. Die heute ausgegebene Kurliste weist 279 Kurfremde in 190 Parteien auf, darunter S. Kgl. Hoh. Grossherzog Friedrich August von Oldenburg, welcher zu einem Besuch Ihrer Kgl. Hoh. des Prinzen und der Prinzessin Eitel Friedrich hier eingetroffen ist.

König Otto-Bad, Wiesau, Stahl- und Moorbad am bayer. Fichtelgebirge (Reg.-Bez. Oberpfalz), 520 m ü. d. M., Eisenbahnknotenpunkt Wiesau der Linie München—Hof und München—Eger. — 4 Quellen, ausgedehntes Eisenschwefelmoorlager. — 3 „Eisensäuerlinge“ mit hohem Gehalt an doppelkohlensauerem Lithium und doppelkohlensauerem Manganoxydul. „Ottoquelle“ 0,1 doppelkohlensaueres Eisenoxydul, „Sprudel“ 0,13 doppelkohlensaueres Eisenoxydul in 1000 T. „Ottoquelle“ enthält Arseniksäure. — Trinkkuren, Stahl- und Moorbäder, Kohlensäure-, Fichtennadel-, Sole-, Schwefelbäder; Elektro-Hydrotherapie, Gymnastik, Massage usw. — Eigene Milchwirtschaft — Hauskirche. — Elektr. Licht, Wasserleitung, Abfuhr.

Niederlassung der Franziskanerbrüder Bad Kreuznach. St. Marienwörth, auf einer Insel der Nahe, inmitten der Stadt Kreuznach gelegen, umgeben von einem 5½ Morgen grossen Park mit hohen schattigen Bäumen, nimmt männliche Kranke zur Behandlung und Rekonvaleszenten zur Kur sowie Knaben und alleinstehende Herren in Pension auf. Die Anstalt (mit eigener Kapelle) ist ein der Neuzeit entsprechend eingerichtetes Haus mit Dampfheizung, elektr. Licht, Lift usw., und ist ausgestattet: 1. mit aseptischem und septischem Operationszimmer; 2. mit medico-mechanischer Abteilung (aktive und passive Apparate für Extremitäten und Rumpf); 3. mit Röntgenkabinett zur Aufnahme, Durchleuchtung (Feststellung der Herzgrenzen usw.) und Bestrahlung (Hautkrankheiten); 4. mit Süss-, Sole-, Kohlensäure-, Moor- und Dampfbädern; Kalt- und Warmwasserduschen, elektr. Voll- und Teillichtbädern, Vierzellenbad, hydro-elektr. Bad und Heissluftbädern: a) Heissluftkasten nach Bier für sämtliche Extremitäten, Gelenke und Rumpf. b) Heissluftduschen nach Bier für Neuralgien, Rheumatismus usw.; 5. mit Apparaten zur Hyperämie-Behandlung nach Bier; 6. für manuelle und Vibrationsmassage. — Die Preise für Bäder und Pension sind äusserst mässig. Die Anstalt ist das ganze Jahr geöffnet.

Ausstellung von Projekten für einen Kirchenneubau. Im Studiengebäude des Kgl. Nationalmuseums, hier (Prinzregentenstraße 3) sind bis 9. Mai von 9 Uhr früh bis 4 Uhr nachmittags die Projekte für den Neubau einer katholischen Kirche in Uerdingen am Niederrhein ausgestellt. Unter den 127 eingelaufenen Entwürfen befinden sich, wie bei einer solch umfangreichen Konkurrenz nicht anders zu erwarten ist, Arbeiten von hervorragender künstlerischer Bedeutung, welche nicht nur die volle Beachtung der Fachwelt, sondern auch das Interesse weiter Kreise verdienen. Es kann somit der Besuch der Ausstellung jedermann empfohlen werden.

Der Zeitungskatalog der **Annoncen-Expedition Rudolf Mosse** für das Jahr 1909, ein stattlicher Band in Lexikonformat, enthält in übersichtlichster Anordnung alle für den Inserenten wichtigen Angaben. Sein besonderer Vorzug besteht in der Beigabe von Rudolf Mosses Normal-Zeilenmesser, der die einzig sichere und bequeme Handhabe für eine korrekte Zeilenberechnung bietet. Neben dem Zeitungs-Katalog widmet die Firma Rudolf Mosse ihren Geschäftsfreunden wiederum eine elegante Schreibmappe mit einem Notizkalender für jeden Tag des Jahres, die außerdem manches Nützliche und Wissenswerte enthält. In sehr instruktiver Weise wird beispielsweise die für jeden Inserenten so überaus wichtige Frage der Abfassung und Ausstattung von Annoncen behandelt. Außerdem enthält die Mappe die neuesten für Handel, Industrie und Gewerbe wichtigen Gesetze, wie: die abgeänderte Wechselordnung, das neue deutsche Scheckgesetz und die Postscheck-Ordnung.

Den nach Millionen zählenden Verehrern des Reiseschriftstellers Karl May bietet unsere heutige Nummer eine angenehme Ueberraschung. Karl Mays Reiseerzählungen erscheinen jetzt illustriert und werden von der Buchhandlung **Karl Block in Breslau** gegen bequeme Monatszahlungen geliefert. Wir machen unsere Leser auf beifolgenden Prospekt aufmerksam.

Die „Allgemeine Rundschau“ ist außer im Abonnement ständig auch einzeln sofort nach Ausgabe regelmäßig erhältlich in der Herderschen Buchhandlung, Berlin W., Französischestraße 33a, Teleph. Ia 8239.

Beim Besuch von Restaurants, Hotels, Cafés und auf Bahnhöfen verlange man die „Allgemeine Rundschau“.

——— Steter Tropfen höhlt den Stein! ———

400 Millionen Mark vierprozentige Deutsche Reichs- und Preußische consolidierte Staatsanleihe.

— Unkündbar bis 1. April 1918. —

400 Millionen Mark dreieinhalbprozentige Deutsche Reichs- und Preußische consolidierte Staatsanleihe.

Von vorstehenden, auf Grund gesetzlicher Ermächtigung jetzt seitens der Finanzverwaltungen des Reichs und Preußens auszugebenden **vier- und dreieinhalbprozentigen** Anleihen haben übernommen:

1. Die **Reichsbank,** die **Königliche Seehandlung (Preußische Staatsbank),** die Bank für Handel und Industrie, die Berliner Handels-Gesellschaft, S. Bleichröder, die Commerz- und Disconto-Bank, Delbrück Leo & Co., die Deutsche Bank, die Direction der Disconto-Gesellschaft, die Dresdner Bank, F. W. Krause & Co. Bankgeschäft, Mendelssohn & Co., die Mitteldeutsche Creditbank, die Nationalbank für Deutschland, der A. Schaaffhausen'sche Bankverein, sämtlich zu Berlin, sowie Sal. Oppenheim jr. & Co. zu Köln, Lazard Speyer-Ellissen und Jacob S. H. Stern zu Frankfurt a. M., L. Behrens & Söhne, die Norddeutsche Bank in Hamburg, die Vereinsbank in Hamburg und M. M. Warburg & Co. zu Hamburg, die Allgemeine Deutsche Creditanstalt zu Leipzig, die Rheinische Creditbank zu Mannheim, die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank und die Bayerische Vereinsbank zu München, die Königliche Hauptbank zu Nürnberg, die Ostbank für Handel und Gewerbe zu Posen und die Württembergische Vereinsbank zu Stuttgart den Nennbetrag von

Hundertsechzig Millionen Mark vierprozentige Reichsanleihe,
Hundertsechzig Millionen Mark dreieinhalbprozentige Reichsanleihe.

2. die **Königliche Seehandlung (Preußische Staatsbank)** und ebendieselben Firmen den Nennbetrag von

Zweihundertvierzig Millionen Mark vierprozentige Preussische Staatsanleihe, Zweihundertvierzig Millionen Mark dreieinhalbproz. Preussische Staatsanleihe

und legen diese Anleihen gemeinschaftlich unter den nachstehenden Bedingungen hiermit zur öffentlichen Zeichnung auf. Die Zinsen beider Anleihen werden am 2. Januar und 1. Juli bezahlt, der erste Zinsschein am 2. Januar 1910.

Berlin, im April 1909.

Reichsbank-Direktorium. Havenstein. v. Grimm.

Königliche Seehandlung (Preußische Staatsbank). Krech. Lottner.

Bedingungen.

1. Die **Zeichnungen** können nach Wahl der Zeichner auf 4% und auf 3½% Anleihen gerichtet werden.
2. Die **Zeichnung** findet

am Montag, den 3. Mai d. J. von 9 Uhr vormittags bis 1 Uhr mittags

statt bei: dem **Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere**, der **Seehandlungs-Hauptkasse** und der **Preußischen Central-Genossenschaftskasse**, bei **allen Reichsbank-Hauptstellen, Reichsbankstellen** und den **Reichsbank-Nebenstellen mit Kasseneinrichtung**, bei der **Königlichen Hauptbank** in **Nürnberg** und ihren **sämtlichen Zweiganstalten**, sowie ferner bei:

der **Bank für Handel und Industrie**, der **Berliner Handels-Gesellschaft**, **S. Bleichröder**, der **Commerz- und Disconto-Bank**, **Delbrück Leo & Co.**, der **Deutschen Bank**, der **Direction der Disconto-Gesellschaft**, der **Dresdner Bank**, **F. W. Krause & Co. Bankgeschäft**, **Mendelssohn & Co.**, der **Mitteldeutschen Creditbank**, der **Nationalbank für Deutschland** und dem **A. Schaaffhausen'schen Bankverein**, sämtlich zu **Berlin**, **Sal. Oppenheim jr. & Co.** zu **Cöln**, **Lazard Speyer-Ellissen** und **Jacob S. H. Stern** zu **Frankfurt a. M.**, **L. Behrens & Söhne**, der **Norddeutschen Bank in Hamburg**, der **Vereinsbank in Hamburg** und **M. M. Warburg & Co.** zu **Hamburg**, der **Allgemeinen Deutschen Creditanstalt** zu **Leipzig**, der **Rheinischen Creditbank** zu **Mannheim**, der **Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank** und der **Bayerischen Vereinsbank** zu **München**, der **Ostbank für Handel und Gewerbe** zu **Posen** und der **Württembergischen Vereinsbank** zu **Stuttgart** und bei den in **Deutschland belegenen Haupt- bezw. Zweigniederlassungen dieser Firmen.**

3. Die aufgelegten Anleihebeträge werden ausgefertigt für die Reichsanleihe in Schuldverschreibungen zu 10 000, 5000, 1000, 500, 200 **Mark**, für die Preußische Staatsanleihe in Schuldverschreibungen zu 10 000, 5000, 2000, 1000, 500, 200, 100 Mark, beide mit Zinsscheinen über vom **1. Juli d. J.** laufende Zinsen.
4. Der **Zeichnungspreis** beträgt:
   für 4% Reichsanleihe oder Preußische consolidierte Staatsanleihe **102,70 Mark** für je 100 Mark Nennwert,
   für 3½% Reichsanleihe oder Preußische consolidierte Staatsanleihe **95,60 Mark** für je 100 Mark Nennwert.
   Für diejenigen Stücke, die unter Sperrung bis 15. März 1910 in das Reichs- oder Staatsschuldbuch einzutragen sind, ermäßigt sich der Zeichnungspreis um 0,25%, beträgt also:
   für die 4% Anleihen **102,45 Mark** für je 100 Mark Nennwert,
   für die 3½% Anleihen **95,35 Mark** für je 100 Mark Nennwert.
   Die Eintragung in die Schuldbücher erfolgt gebührenfrei. Der amtliche Schriftwechsel in Schuldbuchangelegenheiten erfolgt als portopflichtige Dienstsache.
   Stückzinsen werden in üblicher Weise verrechnet.
5. Bei der Zeichnung hat jeder Zeichner eine Sicherheit von 5% des gezeichneten Nennbetrages in bar oder solchen nach dem Tageskurse zu veranschlagenden Wertpapieren zu hinterlegen, welche die betreffende Zeichnungsstelle als zulässig erachtet. Die vom Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere ausgegebenen Depotscheine sowie die Depotscheine der Königlichen Seehandlung (Preußische Staatsbank) vertreten die Stelle der Effekten.
   Den Zeichnern steht im Fall der Reduktion die freie Verfügung über den überschießenden Teil der geleisteten Sicherheit zu.
   Zeichnungsscheine sind bei allen Zeichnungsstellen unentgeltlich zu haben.
   Es können aber die Zeichnungen auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen erfolgen, und zwar brieflich mit folgendem Wortlaut:
   „Auf Grund der öffentlich bekanntgemachten Bedingungen zeichne ich von den jetzt aufgelegten Reichs- bzw. Preußischen Staatsanleihen

   nom. M. .... **4% Deutsche Reichsanleihe**
   nom. M. .... **4% Preuß. Staatsanleihe**
   nom. M. .... **3½% Deutsche Reichsanleihe**
   nom. M. .... **3½% Preuß. Staatsanleihe**

   und verpflichte mich zu deren Abnahme oder Abnahme desjenigen geringeren Betrages, welcher mir auf Grund gegenwärtiger Anmeldung zugeteilt wird.

   Soweit meine Zeichnung bei der Zuteilung nicht berücksichtigt wird, bin ich einverstanden, daß statt Reichsanleihe auch Preuß. Staatsanleihe oder statt Preuß. Staatsanleihe auch Reichsanleihe zugeteilt wird*).
   Ich bitte um Zuteilung*)
   von Stücken, die unter Sperrung bis 15. März 1910 für mich in das Reichs- oder Staatsschuldbuch einzutragen sind, zum Preise von **102,45 bezw. 95,35%.**
   Ich bitte um Zuteilung*)
   von Stücken, die bis 15. November 1909 der Sperre unterliegen, zum Preise von **102,70 bezw. 95,60%.**
   Ich bitte um Zuteilung*)
   von freien, d. h. keiner Sperre unterliegenden Stücken, zum Preise von **102,70 bezw. 95,60%.**

   *) Das Nichtzutreffende ist fortzulassen.

   Als Sicherheit hinterlege ich ...."

   Solche Zeichnungsbriefe können nach Belieben an **jede** der obigen Zeichnungsstellen gerichtet werden.
6. Die Zuteilung erfolgt tunlichst bald nach der Zeichnung dergestalt, daß zunächst die Schuldbuch-Zeichnungen, sodann diejenigen Zeichnungen vorzugsweise berücksichtigt werden, für welche der Zeichner sich, ohne Eintragung ins Schuldbuch, einer Sperre bis zum 15. November 1909 unterworfen hat; im übrigen entscheidet das Ermessen der Zeichnungsstelle.
   Anmeldungen auf bestimmte Stücke können nur insoweit berücksichtigt werden, als dies mit den Interessen der anderen Zeichner verträglich erscheint.
7. Die Zeichner können die ihnen zugeteilten Anleihebeträge vom 13. Mai d. J. ab jederzeit voll bezahlen, sie sind jedoch verpflichtet:
   30% des zugeteilten Betrages spätestens bis zum 13. Mai d. J.
   30% „ „ „ „ „ 22. Juni d. J.
   15% „ „ „ „ „ 22. Juli d. J.
   10% „ „ „ „ „ 21. August d. J.
   15% „ „ „ „ „ 22. September d. J.
   zu bezahlen. Zeichnungsbeträge bis 1000 Mark einschließlich sind am 13. Mai d. J. ungeteilt zu berichtigen. Die Abnahme muß an derselben Stelle erfolgen, welche die Zeichnung angenommen hat.
8. Wird die Zahlung im Fälligkeitstermine versäumt, so kann dieselbe noch innerhalb eines Monats unter Berechnung einer Vertragsstrafe von 5% des fälligen Betrages erfolgen. Wird auch diese Frist versäumt, so verfällt die hinterlegte Sicherheit.
9. Soweit nicht sogleich Schuldverschreibungen verabfolgt werden können, erhalten die Zeichner vom Reichsbank-Direktorium bezw. von der Königlichen Seehandlung (Preußische Staatsbank) ausgestellte Interimsscheine, über deren Umtausch in Schuldverschreibungen das Erforderliche öffentlich bekanntgemacht werden wird. Soweit eine Sperrverpflichtung eingegangen ist, werden die Schuldverschreibungen wie auch die Interimsscheine den Erwerbern erst vom 15. November 1909 ab ausgehändigt.



Dem hochw. Klerus

empfehle ich mich bei Anschaffung von **Paramenten, Fahnen usw.** unter Zusicherung billigster u reellster Bedienung. Bei Barzahlung angemessener Rabatt, im übrigen Zahlungserleichterung nach Möglichkeit.

Max Altschäffl, München
Paramentenanstalt u. Fahnenstickerei
Karlstrasse 52/II.

Filiale der Dresdner Bank in München

München, Promenadeplatz 6.
Hauptsitze: Dresden-Berlin.

Aktienkapital 180 Millionen Mark.
Reserven ca. 52 Millionen Mark.

Verwaltung offener Depots.

Wir nehmen Wertpapiere **zur sicheren Aufbewahrung und Verwaltung** entgegen und besorgen alle hiermit zusammenhängenden Arbeiten, wie den Einzug der Zinsscheine, die Ueberwachung von Auslosungen, Kündigungen und Konvertierungen, die Erhebung neuer Zinsscheinbogen, Ausübung von Bezugsrechten u s. w.

Die Gebühr für Aufbewahrung und Verwaltung beträgt **30 Pfg. für je M. 1000.–**, — **mindestens M. 3.– pro Jahr.** —

In Verbindung mit den Depots werden laufende Rechnungen geführt, auf denen die fälligen Zinsscheine, Bareinzahlungen und Auszahlungen, Effektenumsätze, Scheckentnahmen und dergl. verbucht werden. Guthaben auf solchen Rechnungen verzinsen wir z. Z. mit 1½ %.

Vermietung stählerner Schrankfächer.

In unserem **feuer- und einbruchsicheren Tresor** vermieten wir Schrankfächer verschiedener Grösse, welche unter **eigenem Verschluss des Mieters** und Mitverschluss der Bank stehen, zur Aufbewahrung von Wertgegenständen. Der Mindestpreis beträgt **M. 12.- pro Jahr** bezw. **M. 2.– pro Monat.**

Entgegennahme von Bareinlagen

zur Verzinsung auf **Scheck-Conto** od. gegen **Kassaschein.**

Verzinsung erfolgt zur Zeit	bei **täglicher Kündigung** mit	1½ %
	„ **1 monatl.** „ „	2 %
	„ **3** „ „ „	2½ %
	„ **6** „ „ „	3 %
	auf längere Termine nach besond. Vereinbarung.	

Wir besorgen alle sonstigen in das Bankfach einschlagenden Geschäfte und erteilen auf Wunsch nähere Aufschlüsse.
Die Bestimmungen für alle Zweige des Geschäftsverkehrs sind an unseren Schaltern erhältlich oder werden auf Verlangen portofrei zugesandt.



Kein Schlafzimmer

ohne **Jaekel's** moderne

Bidets und Klosett-Stühle

in allen Preislagen.

Verlangen Sie umgehend gratis und franko soeben neuerschienene illustr. Spezial-Preisliste.

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik, **München,** Sonnenstrasse 28b, am Karlsplatz.

‚Moyen-âge'

ist die letzte aparteste Neuheit der Mode. Wir haben dieses Façon, welches den Chik einer Dame mit vornehm graziösen Mitteln zum Ausdruck bringt, in vielfältigen Variationen aufgenommen und sind gerne bereit, diese Kostüme frdl. Interessenten in unseren Verkaufsräumen vorzuzeigen.

Auf den Rennen am 11. und 12. April zu Wien und Auteuil (Paris) wurde die **„Moyen-âge-Mode"** von den Kreisen der eleganten Welt als geschmackvollste Neuheit bewundert und anerkannt.

Damen-Confectionshaus
Mayer Sundheimer
MÜNCHEN, Theatinerstr. 9 u. 10.
neues Geschäftshaus mit modernsten Verkaufsräumen.

In unserm Verlage erschien **soeben:**

Haben wir Priester noch Vorurteile

gegen die

häufige und tägliche Kommunion der Gläubigen?

Von
Emil Springer S. J,
Prof. der Theol. am erzbischöfl. Seminar zu Sarajevo.

Mit kirchl. Approbation.

60 Seiten 8°. Preis brosch. 60 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bonifacius-Druckerei, Paderborn.

Verlag der Buchhandlung L. Auer in Donauwörth.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Die Maiandacht

als Mittel, verirrte Christen auf den rechten Weg zum Himmel zurückzubringen und gute Christen auf demselben zu erhalten. 31 Betrachtungen. Von **Balthasar Grimm,** Pfarrer. Umgearbeitet und mit einer Meßandacht herausgegeben von Dr. Joh. Nepomuk Ahle, Domkapitular. 12. Auflage. Preis in Leinwand mit Rotschnitt 75 Pfg. = 90 h; frei ins Haus gesandt 85 Pfg. = K 1.05.

Es wäre zu wünschen, daß jeder Christ dieses herzige, goldene Büchlein nicht nur im Maimonate, sondern auch unter dem Jahre recht oft zur Hand nähme und immer wieder die Betrachtungen mit Aufmerksamkeit durchläse. Dieselben — durch ihre kräftige, kernige Sprache unwillkürlich an den berühmten P. Martin von Cochem erinnernd — sind so leicht verständlich, einfach und doch so eindringlich, daß sie geeignet sind, jeden zur ernsten Sorge für sein Seelenheil anzutreiben. Der ganze Geist des Büchleins schon sagt uns, daß der Seeleneifer eines alten erfahrenen Priesters nach dem Herzen Gottes diese Betrachtungen diktiert hat, und darum dieselben auch um so sicherer zum Herzen dringen werden.

P. Constantin, Ord. Cap. („Theol.-prakt. Quartalschrift").

Sanitätsrat Dr. Kober'sche **Poröse Unterkleidung**

gestricktes, poröses Baumwollgewebe, erhält die Haut trocken, schützt vor Erkältung, vermindert daher Husten und Rheumatismus und ist zu jeder Jahreszeit höchst angenehm zu tragen. Grosse Haltbarkeit. Guter und billiger Ersatz aller wollenen Hemden. Preis nur 2.50 Mk., in dichterer Strickart nur 3.— Mk. Unterbeinkleider 2.40 Mk. Unterjacken 1.80 Mk. Bei Bestellungen: Halsweite bei Männerhemden, gewünschte Länge bei Frauenhemden, Leibumfang und Länge bei Hosen. Atteste und Muster gratis.
Mathilde Scholz, Regensburg B. 41½.

Glasmalerei und Kunstverglasung
:: **Gerhard Küsters, Paderborn i. W.** ::

Was ist Reise-Cheviot?

Herrenstoffe u. Damentuche von 2—12 Mk.

Ein eleganter Anzugstoff in modernen echten Farben, reine Schafwolle, unzerreißbar, **140** cm breit, **3** Meter kosten **12** Mark franko Direkter Versand nur guter **Stoff-Neuheiten** zu Anzügen, Paletots, Hosen bei billigen Preisen. Jeder genaue Vergleich überrascht. Aus über **2000** Postorten liegen Nachbestellungen vor. Verlangen Sie Muster ohne Kaufzwang portofrei. **Wilhelm Boelzkes in Düren 81 bei Aachen.**

Neuheiten für Frühjahr und Sommer.

Herzliche Bitte!

Junger mittlerer Staatsbeamter (kath.), der sich weiterbilden will, bittet edeldenkenden Menschen um ein

Darlehen

von **2–3000** Mk. Adr. wolle man gefl. bei der „Allgemeinen Rundschau", München, erfragen unt. Nr. **8335.**

Das Bild U. L. Frau v. d. immerw. Hilfe

Getr. Abbildung des Gnadenbildes in jeder Ausführung Auch für Kapellen und Altäre, mit Rahmen. Vermitteln a. Weihe und besorgen Ablaßbriefe.

A. Laumann'sche Buchhandlung, Dülmen,
Verl. des hl Apost Stuhles.

Die Leser

werden freundlichst gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen, die sie auf Grund von Anzeigen in der **„Allgem. Rundschau"** machen, sich stets auf die Wochenschrift zu beziehen.

Orgel.

Eine ärmere Landkirche (500 Sitzplätze im Schiff) würde bei günstigen Bedingungen eine schon gebrauchte, gut erhaltene Orgel kaufen. Offerten sind zu richten an Pfarrer **Christ. Caminada, Obersaxen,** Graubd., Schweiz.

Rauchfleisch von jungen Schweinen:

fett, 9 Pfd. nur	8.50 M,
durchwachsen. 9 Pfd. nur	9.50 M,
ganz mager, 9 Pfd. nur	10 — M,

versendet franko gegen Nachnahme
Ignaz Meissner Rauchfleisch- :: versand ::
Regensburg IX.

Hotel Union, München

Barerstr. 7. — Besitzer: Kathol. Kasino A. V. — Tel. 9300.

Komfortabelst eingerichtetes Hotel, Bier- und Weinrestaurant.

Gesellschaftssäle und elegante Klubräume zur Abhaltung von Diners, Soupers, Familienfesten usw. Anerkannt vorzügliche Küche. — Verkauf garantiert naturreiner Weine. — Für Diners, Supers usw. werden Weine, Champagner usw. in jeder Auswahl zur Verfügung gestellt, und nicht angebrochene unversehrte Flaschen retour genommen. — Auf Verlangen Menu-Vorschläge in jeder Preislage.



Krumbad

Am 1. Mai wird das **seit 500 Jahren** im besten Rufe stehende Krumbad wieder eröffnet. In den letzten Jahren hat es einen neuen Aufschwung genommen und erfreut sich eines so zahlreichen Besuches, dass Erweiterungsbauten notwendig werden. Die besten Erfolge weist es auf in der **Rekonvaleszenz** nach schwerer Krankheit: bei Gicht und rheumatischen Leber- und Drüsenleiden, Gelbsucht und Gallenleiden, bei **Schwächezuständen** der verschiedensten Art. Das Bad liegt in lieblichster Hügellandschaft mitten in prächtigen Wäldern, 350 m über dem Meeresspiegel. Es ist ein **Körper und Geist erquickendes Ruheplätzlein,** besitzt eigene Post- und Telephonverbindung; nächste Bahnstation ist Krumbach. Die Preise sind billigst. Die Bedienung besorgen Ordensschwestern der St. Josephskongregation. **Prospekte** werden gratis übersandt. Alle Anfragen wollen gerichtet werden an die **Badeverwaltung Krumbad bei Krumbach.**

Todtmoos

Höhenluftkurort (840 m ü. M.) im südl. bad. Schwarzwald mit Postverbindung von Bahnstation Wehr (Linie Basel - Schopfheim - Säckingen). Herrl. Gegend mit ausgeprägt Schwarzwaldcharakter. Beliebter Wallfahrtsort

Gasthof und Pension zur Sonne

gut bürgerl. Haus in erhöhter, freier Lage mit neuem, geräumigem Speisesaal, neu eingerichteten Zimmern. Zentralheizung und elektr. Licht. Bis 1. Juli und nach 1 September ermässigte Preise. Näheres durch den Eigentümer **Rudolf Jordan.**

Idealer Frühjahrs-Aufenthalt.

Feldafing

— die Perle des Starnbergersees —

Hotel „Kaiserin Elisabeth"

Vornehmes Familienhotel I. Rgs. n. Schweizer Stil. Idyllisch schön und windgeschützt gelegen inmitten Parks u. Wälder. — **40 Min. Bahnfahrt von München.** — In der Vorsaison billige Pensionspreise.

Dr. Hanika's Heilanstalt (Sanatorium und Ambulatorium)

für Herzkranke und Nervöse mit Herz- und Verdauungsstörungen, Blutarme und Erholungsbedürftige.

Aerztlicher Leiter und Besitzer **Dr. Ernst Bach,** Spezialarzt für Herz-, Lungen- und Stoffwechselkranke, Sprechzeit 9—12 und 6—7 Uhr. **Behandlung chron. Lungenkranker außerhalb der Anstalt** nach der bewährten Methode von **Dr. N. Hanika, München-Nymphenburg, Ludwig Ferdinandstraße 1. Tel. 9791.**

Dr. Wigger's Kurheim Partenkirchen.

Das ganze Jahr geöffnete Kuranstalt für **Nervenleidende,** innerlich Kranke und Erholungsbedürftige aller Art. (Tuberkulose ausgeschlossen.) Aller Komfort. Lift. Mit den modernsten Apparaten für Diagnostik und Therapie eingerichtet. Näheres durch die Direktion oder durch den Besitzer und leitenden Arzt Dr. **Wigger.** Aerzte Dr. Wigger, Dr. Klien.

Kuranstalt Bad Thalkirchen-München

(Neuzeitliches, durch großen Neubau erweitertes Sanatorium f. Erholungsbedürftige, **Nerven-** u. innere Kranke (spez. Stoffwechselkrankh., Gicht u. Rheumatism., Herz- u. Kreislaufstörungen usw.) Zentralheizung, Wintergarten u. Wandelbahn. Streng diätet. Regime. Erstklassige Verpfleg. Gratisbroschüren d. die dirig. Aerzte **Dr. K. Uibeleisen** und **Dr. K. Benedikt. Teleph. 9040.**

Wildbad Wemding

Haltestelle der Lokalbahn Wemding—Nördlingen.

Das ganze Jahr geöffnet.

Sichere Hilfe gegen Gicht- und Rheumatismus, Nieren- und Blasenleiden usw.

Ebenso bewährt gegen Hämorrhoidalleiden, Flechten, Hautausschläge und Frauenkrankheiten aller Art.

Gute Verpflegung, heizbare Zimmer.

Besitzer **Hans Seebauer.**

Dr. Bergmanns Wasserheilanstalt

Luftkurort Cleve System Kneipp. — Prospekte gratis. — Dr. Bergmann, fr. Badearzt in Wörishofen.

Bayerisches Reisebureau Schenker & Co.

München, Promenadeplatz 16.

Erholungsheim für Geistliche.

Lugano :: Villa :: S. Raffaele

Pension Edelweiss

4 Min. v. d. Bahn. Ruhige staubfreie Lage. Elektr. Licht. Bad. Deutsche Küche. Prosp. kostenfrei.

Bad Salzschlirf

St. Bonifatiushaus

Beste Verpflegung, freundl. Zimmer. Kapelle im Hause. Näheres durch die Oberin.

Hotel Dewes

Losheim b. Merzig

(Bez. Trier)

Altrenommiertes erstes Haus, den Herren Reisenden, Touristen und Sommerfrischlern bestens empfohl.

Erholungsbedürftige, sowie Damen, die ein bleibend. gemütliches Heim suchen, finden liebevolle Aufn. u. Pflege b. d. **Schwestern der hl. Elisabeth in Kirchrath, Limburg-Holland.** Verb. m. d. elektr. Bahn von Aachen-Herzogenrath. Ruh. gef. Lage, eig. Tannenwald a. Hause, sow. schön. Anl. u. Gärten.

V. Cathrein S. J.:

Die Frauenfrage

3. Auflage. M 2.40

Kurze und klare Orientierung vom katholischen Standpunkt. Für jeden Gebildeten.

Verlag von Herder zu Freiburg i. Br.

Die Bonifacius-Druckerei zu Paderborn

erbietet sich zur pünktlichen Lieferung der Literatur des In- und Auslandes, besonders der katholischen. Sie besorgt auch jedes, wo immer angezeigte Werk.

Junfermannsche Buchhandlung Paderborn.

Albert Pape. Editore Pontificio.

Die **Verlagsbuchhandlung** erbittet Angebote geeigneter Manuskripte für eigenen und Kommissionsverlag und sichert gute Honorierung, entsprechende Ausstattung und energischen Vertrieb zu

Die **Sortimentsbuchhandlung** empfiehlt sich zur prompten Lieferung der gesamten Literatur des In- und Auslandes.

Die **Buchdruckerei,** modern eingerichtet, empfiehlt sich zur Herstellung von Werken, Zeitschriften, sowie von Drucksachen privater und geschäftlicher Natur. Kostenanschläge bereitwilligst

Bitte nicht lesen ohne sich dauernd zu merken, dass wir alle **Bücher (auch Lexika, Klassiker, Weltgeschichte usw.) ohne Anzahlung und ohne Preiserhöhung auf laufendes Konto gegen monatliche Raten von 3- 5 M. liefern. Referenzen: 20000 Geistliche,** Offiziere, Aerzte, Juristen, Lehrer, Lehrerinnen, Beamte, fürstliche und adelige Herrschaften usw. **Fried. Kratz & Cie, Versandbuchhandlung, Köln a. Rh., Stolkgasse 49, Verlag der Jugend- und Volksbibliothek des Kath. Lehrerverbandes des Deutschen Reiches, Pr. Rhld**

Dr. Mayerhausen's Kur- u. Wasserheilanstalt „Bavaria-Bad" in HALS b. Passau.

Geöffnet vom 1. Mai bis Ende November.

Hydro- und Elektrotherapie : Vierzellenbad : Elektrische Lichttherapie : Vibrationsmassage. : Diätetische Behandlung etc.

Herrliche Lage. : Billige Preise. : Prospekt gratis und franko.

König Otto-Bad b. WIESAU (bayr. Fichtelgeb.) 520 m ü. d. M.

Alteingeführtes, heilkräftigstes Stahl- u. Moorbad. — Elektro-Hydrotherapie, Gymnastik, Massage usw. — Hervorragende Erfolge bei Blutarmut, Herz- u. Nervenkrankheiten Frauenleiden, Ischias, Gicht, Rheumatismus usw. — Saison ab 15. Mai. — Prospekt kostenlos. **Dr. med. Becker.**

Bad Steben bei Hof

Kgl. Bayer. Stahl- und Moorbad

Grosse Erfolge bei Blutleere Bleichsucht, Frauenkrankheiten, Nervenleiden, Herzkrankheiten, Rheumatismus, Gicht u. dergl.

Prospekte gratis durch die Königl. Badeverwaltung.

„Rakoczy"

Bad Kissinger natürliches Mineralwasser

weltberühmt für **Stoffwechsel-Krankheiten etc.**

Brunnenschrift gratis durch die

Verwaltung der kgl. Mineralbäder Kissingen u. Bocklet.

Bad Kreuznach.

Die Franziskanerbrüder auf **St. Marienwörth** empfehlen ihr der Neuzeit entsprechend eingerichtetes

Kur- und Krankenhaus

(mit Dampfheizung, elektr. Licht, Lift usw.) zur Aufnahme von Herren und Knaben. Gesunde Lage mit grossem Park. Vorzügl. Küche. Sämtliche Bäder im Hause, auch **Radiumbäder.** Tägl. hl. Messe. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte gratis durch den Vorstand.

Mineralbad Ditzenbach

(Württemberg).

Station der Nebenbahn Geislingen—Wiesensteig, Luftkurort, 509 m ü. d. Meere, in prächtigster Lage mit altberühmter Heilquelle; seit Jahrhunderten erprobt bei Nerven-, Magen-, Darm- und Nierenleiden. Kur- und Badehäuser aufs modernste eingerichtet. Das ganze Jahr geöffnet. Park und Wald beim Haus. Lohnendste Ausflüge in hochromantischer Gegend. Verpflegung durch barmherzige Schwestern. Billigste Preise. Man verlange Prospekt.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

6. Jahrgang
Nr. 19

8. Mai.
1909



Inhaltangabe:

Quartalspreis
Mk. 2,40
Einzelnummer
20 Pfg

Bayerische Handelsbank
in München.

Zweigniederlassungen in Ansbach, Aschaffenburg, Bamberg, Bayreuth, Gunzenhausen, Hof, Immenstadt, Kempten, Kronach, Kulmbach, Lichtenfels, Marktredwitz, Memmingen, Mindelheim, Münchberg, Neuburg a D., Nördlingen, Regensburg, Rosenheim, Schweinfurt und Würzburg.

Aktienkapital	M. 35'600,000.—
Reserven	„ 11'000,000.—
Pfandbriefumlauf	„ 275'900,000.—
Hypothekenbestand	„ 280'100,000.—
Komm.-Oblig.-Umlauf	„ 4'696,000.—
Komm.-Darlehen	„ 5'078,000.—

Stand vom 31. Dezember 1908.

Für die Aufbewahrung von Wertpapieren und Wertgegenständen bieten die Tresore in unserem neuen, im Sommer 1904 dem Betrieb übergebenen Bankgebäude

Maffeistr. 5 in München

die denkbar grösste Sicherheit, wie jede irgend wünschenswerte Bequemlichkeit.

Offene Depots: Mit der **Verwahrung** — wobei die Wertpapiere jedes Hinterlegers ein **selbständiges Depot** bilden, das von allen übrigen Depots abgesondert und selbstverständlich im **Sondereigentum** des Hinterlegers bleibt — wird die Besorgung aller Geschäfte verbunden, welche zu einer **sorgfältigen Verwaltung** gehören: so insbesondere die Abtrennung und Einziehung der Coupons, die Kontrolle der Verlosungen, die Geltendmachung von Bezugsrechten, die Leistung von Einzahlungen auf Interimsscheine, die Erhebung neuer Couponsbögen, der An- und Verkauf sowie der Umtausch von Wertpapieren und dergleichen mehr.

Jedem Deponenten eröffnen wir ein **provisionsfreies Scheckkonto,** auf welchem die jeweils fälligen Couponsbeträge gleich sonstigen Bareinlagen gutgebracht und verzinst werden. Barerhebungen können mittels Schecks erfolgen, auch werden jederzeit **Barvorschüsse** gewährt. Ueber jedes Depot kann während der üblichen Geschäftsstunden sofort und **ohne vorherige Anmeldung** verfügt werden.

Für die Erfüllung aller Verpflichtungen gegen die Deponenten haftet die Bank mit ihrem gesamten Vermögen.

Verschlossene Depots: Die Wertpapiere oder Wertgegenstände werden vom Hinterleger selbst verschlossen und versiegelt; für die von ihm angegebene Wertsumme haftet die Bank

Eiserne Schrankfächer (Safes) werden in der neuen Stahlkammer **unter Selbstverschluss des Hinterlegers** mietweise abgegeben. Jahresmiete je nach der Grösse des Faches.

Im Vorsaale der Stahlkammern stehen zu ungestörter Beschäftigung mit dem Inhalt der Schrankfächer oder auch sonstiger Depots verschliessbare Kabinette zur Verfügung.

Zur Besichtigung der Stahlkammern und aller ihrer Einrichtungen wird ergebenst eingeladen.

Nähere Aufschlüsse werden an den Schaltern unserer Depositenabteilung bereitwilligst erteilt. **Auch stehen daselbst die gedruckten Bestimmungen dieser Abteilung zur Verfügung, die auf Wunsch auch nach aussen unentgeltlich zugesandt werden.**

Auch bei unseren **Zweigniederlassungen** können **offene** und **verschlossene Depots** hinterlegt und **Schrankfächer** gemietet werden.

Leipziger Lebensversicherungs-Gesellschaft auf Gegenseitigkeit
(Alte Leipziger)

vormals Lebensversicherungs-Gesellschaft zu Leipzig, errichtet 1830.

Versicherungsbestand über 850 Millionen Mark

Vermögen über 300 Millionen Mark

Neuabschlüsse 1908: Mark 64'700,000

Neues, vorteilhaftestes Prämien- u. Dividendensytem

Unanfechtbarkeit. Unverfallbarkeit. Weltpolice.

Vertreter in München:

Carl Bocks, Generalagent, Adamstrasse 4.



:: Brettspiel ::

für Jung und Alt.

Absolut neuartig.

= Unerschöpflich =

an Anregungen Zu haben direkt bei

A. HUBER, Hof-lithographie

München, Neuturmstr. 2a.

— Preise je nach Ausstattung: —

klein . . . . . M 2.40; 3.20; 4.80,

gross . . . . . M 3.—; 4.—; 5.60.

Deutsche Lebensversicherungs-Bank Aktien-Gesellschaft in Berlin.
Bilanz vom 31. Dezember 1908.

Aktiva.	ℳ	₰
Wechsel der Aktionäre	2 250 000	—
Grundbesitz	1 462 151	41
Hypotheken	28 579 300	—
Wertpapiere	694 210	—
Vorauszahlungen und Darlehen auf Policen	515 409	05
Guthaben bei Bankhäusern und anderen Versicherungsunternehmungen	207 807	81
Gestundete Prämien	825 068	97
Rückständige Zinsen	301 993	42
Ausstände bei Generalagenten bzw. Agenten	409 269	25
Barer Kassenbestand	49 173	72
Inventar	26 797	—
	35 321 180	63

Passiva.	ℳ	₰
Aktien-Kapital	3 000 000	—
Reservefonds (§ 37 Pr. V. G., § 262 H. G.-B.)	79 706	70
Prämien-Reserven	28 988 434	09
Prämien-Ueberträge	1 665 572	55
Reserven für schwebende Versicherungsfälle	21 985	97
Gewinnreserven der Versicherten	848 862	31
Sonstige Reserven (Kriegsversicherungsreserven)	63 287	49
Guthaben anderer Versicherungsunternehmungen	15 956	27
Vorausbezahlte Zinsen	10 877	31
Gewinn	626 497	94
	35 321 180	63

Religiöse Kunstgegenstände

als **Statuen, Kruzifixe, Leuchter, Ampeln, Lourdesgrotten, Heiligenbilder** in allen Grössen und Ausführungen mit und ohne Rahmen. Ferner **Geschenkliteratur, Gebet- und Erbauungsbücher. Billigste Bezugsquelle aller Devotionalien, Rosenkränze, Sterbekreuze, Skapuliere, Weihwasserbehälter, Buchschliessen, Medaillen, Gebetbuchmerker, Broschen usw.** — **Lourdeswasser** in Original-Literflasch. m Verpackung ℳ 1.40.

Preisverzeichnisse gratis und franko

Joseph Pfeiffers

religiöse Kunst- und Verlagshandlung, Kunstanstalt für Statuen usw. (D. Hafner)

München, Herzogspitalstr. 5 u. 6.

Adolf Schustermann

Zeitungsnachrichten-Bureau

Berlin SO. 16

Spreepalast

Grösstes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes d. meisten Revuen, Wochenschriften-, Fach-, illustrierte usw. Blätter.

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet. .·. Prospekte gratis.

V. Cathrein S. J.:

Die Frauenfrage

3. Auflage. ℳ 2.40

Kurze und klare Orientierung vom katholischen Standpunkt. Für jeden Gebildeten.

Verlag von Herder zu Freiburg i. Br.

Kölner Bürgergesellschaft
in Köln

Röhrergasse 21 u. Appellhofplatz 20 A—26

Katholisches Gesellschaftshaus.

Weingrosshandlung

Naturreine, gutgepflegte Mosel-, Saar-, Rhein-, Bordeaux- und sonstige Weine. — Zum Verkauf von Messwein (vinum de vite) ist der Direktor vereidigt.

Preislisten werden auf Wunsch zugesandt.

Schönes öffentliches Restaurant

Eingang Appellhofplatz

Regie-Weine, Münchener, Pilsener u. Dortmunder Biere.

Mittagtisch zu Mk. 1.20 und höher.

Speisen nach der Karte zu jed. Tageszeit.

Für gemeinschaftliche Essen stehen Säle jeder Grösse nach vorheriger Anmeldung zur Verfügung.

Alle Leser und Leserinnen der Rundschau sollten

soweit sie noch nicht zu unseren Kunden gehören, sich überzeugen durch einen Probeauftrag, dass wir tatsächlich in

Schlesischen Reinleinen und Hausleinen nur das **Beste**

zu Leib-, Bett-, Kirchen- und Ausstattungswäsche anfertigen.

Verlangen Sie portofrei Muster und Preisbuch

über **Leinen, Hand-u. Taschentücher, Tischwäsche, Bettbezugstoffe, Pique, Barchent, Flanelle, Schürzen u. Hauskleiderstoffe** uam. von der als höchst reell bekannten christlichen Firma

Brodkorb & Drescher, Leinenhandweberei zu **Landeshut** i. Schlesien No. 43

Schlesisches Prima Hemdentuch, 82 cm breit, p. St. (20 m lang) Mark **10.—, 10.80, 11.80, 13.—** p. **Nachnahme. Zurücknahme** nichtgefallender Waren auf **unsere Kosten.** Wir bitten durch Ihre werten Bestellungen die armen Handweber in hiesiger, Gegend zu unterstützen. **Landeshut i. Schlesien ist berühmt** :: :: durch die guten Leinengewebe. :: ::

Alle bisher erschienenen Nummern werden nachgeliefert.

Bezugspreis: vierteljährlich ℳ 2.40 (2 Mon. ℳ 1.60, 1 Mon. ℳ 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 19. München, 8. Mai 1909. VI. Jahrgang.

Die „Logik“ des Liberalismus und Modernismus eine Gefahr!

Nochmals Aphorismen zu der Enzyklika „Pascendi dominici gregis“.

Von Univ.-Professor Dr. Karl Braig, Freiburg i. B.

In den Nummern 13 und 14 der „Allgemeinen Rundschau“ vorigen Jahrganges (28. März und 4. April 1908) gab der Verfasser dieser Zeilen eine Auseinandersetzung über das Thema: „Der Papst und der Wahrheitssinn im Modernismus.“ Hauptziel war die Verwahrung gegen Adolf Harnacks Unterstellung „ehrenrührigster Art“:

„Die Enzyklika (Pasc. dom. gr.) wirft nicht nur der ganzen modernen Wissenschaft den Fehdehandschuh hin, sondern sie ist sittlich minderwertig, weil sie tödliche Streiche gegen den Wahrheitssinn zu führen sucht, wie er sich immer sicherer entwickelt hat. Er aber, und nicht diese oder jene wissenschaftliche Erkenntnis oder auch ihr ganzer Komplex, ist unser höchstes Gut. Die Enzyklika steht nicht nur auf der Weltanschauung des 13. Jahrhunderts — das wäre etwas verhältnismäßig Geringes —, sondern sie ist vielmehr der Ausfluß eines Geistes, der sich gegen das intellektuelle und sittliche Gewissen, welches wir erworben haben, verhärtet hat. Dadurch steht sie tief unter Thomas, von Augustin nicht zu reden. Diesen minderwertigen, feindlichen Geist mit allen loyalen Mitteln zu bekämpfen, ist nicht nur unser Recht, sondern auch unsere heilige Pflicht, und niemand soll unsere Geduld so verstehen, als wollten wir uns auch in bezug auf diesen Kampf gedulden.“

Der Vorwurf Harnacks war in dem Schlußwort enthalten, das der Gelehrte in der „Internationalen Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik“ (29. Februar 1908) der päpstlichen Verurteilung des Modernismus gewidmet hatte. Wir haben zu den Klagen und Anklagen bemerkt, sie seien mit verhaltener Bitterkeit, mit mühsam verhaltenem Grolle vorgebracht, weil Harnack, ein „Gevatter“ des Modernismus, sich durch die Worte des Papstes selber in der Seele getroffen fühlen mußte. Nun greife der Verurteilte, meinten wir, weil er die Richtigkeit des Urteils erfolgreich anzufechten unvermögend ist, zu der „überaus gewöhnlichen Wendung“, die Sittlichkeit des Richters zu schmähen. Angefügt war noch, daß es eine gänzlich ungerechtfertigte Selbstüberhebung des Berliner Professors verrate, wenn er den Wahrheitssinn des Papstes, des Katholiken überhaupt, als „sittlich minderwertig“ zu verdächtigen versuche, mit Berufung auf das Modell seines eigenen Wahrheitssinnes. Denn — so sagten wir und sagen wir jetzt wieder mit allem Nachdruck — Harnack weiß, mit der gesamten modernistischen Wissenschaft, in keiner Form anzugeben, was eigentlich sein Wahrheitssinn ist — ein leeres „Wunschgebilde“ seines Inhabers, das „völlig subjektive Wert- und Geschmacksurteil“ eines „autonomen Menschenatoms“, dessen inhaltslose „Gefühlssache“, dessen normlose „Empfindungsweise“![1])

Wie sehr wir recht hatten und recht haben mit unserer Aeußerung, daß Harnack nicht weiß, was er tut — wohl vermeint er es zu „empfinden“ —, wenn er an den „Wahrheitssinn“ appelliert, „wie er sich immer sicherer entwickelt“ habe, den Beweis dafür liefert Harnack selbst auf eine höchst bemerkenswerte Art.

Das neueste Heft „Hochland“ (1. Febr. 1909) bringt den Verlauf und Abschluß einer Kontroverse, die in den „Preußischen Jahrbüchern“ (Dezember 1908) begonnen worden war zwischen „Jemand, der katholisch, aber nicht Theologieprofessor ist“, und Adolf Harnack. Die Ueberschrift des lehrreichen Aufsatzes lautet: „Wie denkt Professor Harnack über die Enzyklika Pascendi?“

Mit ebenso scharfer Logik als Vornehmheit zeigt Herr Jemand, daß Harnack sein lobendes Urteil über die päpstliche Enzyklika, insbesondere darob, daß Pius X. nicht die Frage der Papstmacht, sondern die Weltanschauungsfrage, die Frage nach dem „rechten Glauben“ in den Mittelpunkt gestellt und dafür die Gewissen aufgerüttelt habe, mit aller Deutlichkeit nachher widerlegt, und daß der gleiche Mann sein tadelndes Urteil — wenn auf die Worte des Kritikers etwas zu geben ist[2]) — zum voraus entkräftet hat. Der Angelpunkt, um den sich der Streit dreht, ist das Problem, der Begriff des „Wahrheitssinnes“.

Der Katholik *** , den „kein anderer Grund als persönliche Bescheidenheit“ zur Verschweigung seines Namens bestimmt, merkt an:

„Konsequentes Denken, was ist das? Wahrheitssinn! Konsequentes Denken ist die unablässige Betätigung des strengsten, absolut unbeugsamen Wahrheitssinnes in dem ganzen Umfang des Geisteslebens; deshalb ist es Erweis höchster sittlicher Kraft“ . . . „Der Wille (des Selbstdenkers) zu äußerster, umfassendster geistiger Anspannung um des Findens und unvermischten Festhaltens der Wahrheit willen, ist Wahrheitssinn in höchster Potenz; Wahrheitssinn ist sein strenges Sich-selbst-versagen jeglichen Paktierens, auch im eigenen Innern, jeglichen Kompromisses, sei es nach innen, sei es nach außen.“

Wir hatten in unserem Aufsatz der „Allgemeinen Rundschau“ kurz angedeutet: Der Wahrheitssinn ist die Gesinnung eines Forschers, d. h. seine unerbitliche Gewissenhaftigkeit bei der Anwendung aller Mittel und Werkzeuge der wissenschaftlichen Methode. Das wird ungefähr dasselbe besagen wie das Gebot, das einem Forscher gegeben ist und das der echte Forscher sich aus innerster Seele heraus selbst vorhält, unbeirrt durch irgendwelchen Einfluß die Wissensvorlagen allseitig zu prüfen und den Befund folgerichtig aus- und durchzudenken bis an jedes Ende. Herr *** wird unwiderlegbar Recht behalten, wenn er in dem eindeutig bestimmten Wahrheitssinn, der, die bewußte Erfüllung der Pflicht „konsequenten Denkens“, ein Erweis höchster sittlicher Kraft und die rücksichtslose Forderung eines unverfälschten Gewissens ist, den Wahrheitssinn des Papstes und der päptlichen Enzyklika gegen den Modernismus sieht. Darum wird es auch unanfechtbar bleiben, wenn das päpstliche Schreiben aus dem strengen und unbedingten Hochhalten des Wahrheitssinnes die sehr wichtige Folgerung zieht, daß alle diejenigen unnachsichtig abzulehnen sind, die nur aus „Gemütsanhänglichkeit und Opportunitätserwägungen an der Kirche festhalten“. „In solchem Festhalten liegt nicht genug innere Wahrhaftigkeit.“ „Nicht das Sichvortäuschen einer Ueberzeugung unter dem Einfluß

[1]) Wenn H. seinen „Wahrheitssinn“ vergleichen wollte mit „Farbensinn“, „Natursinn“, „Kunstsinn“, „Sinn für Mathematik“, „Sinn für Geschichte“, so käme dabei wohl etwas, doch lange noch keine „runde Größe“ heraus.

[2]) Vgl. die Bemerkung im „Hochland“ a. a. O. 526: Die Bischöfe Deutschlands „scheinen nicht zu fürchten, daß bei den deutschen katholischen Theologen jene Definition Anklang finden könnte, die seinerzeit in einer sehr wohlwollenden Rezension theologischer Werke — es waren protestantisch-theologische — im „Kunstwart“ zu lesen war: Theologie sei die Kunst, zwischen den Zeilen zu schreiben!“

noch so stark wirkender Umstände genügt; es genügt nur wirkliche Ueberzeugung," innere, wahrhaftige Zustimmung zu den Glaubensvorlagen, eine Zustimmung und Ueberzeugung, die freilich nicht aus dem „primären, religionsschöpferisch (?) sich betätigenden Gefühl," sondern zuletzt aus der „Glaubensgnade" hervorgeht. Dieses übernatürliche Element bewirkt es, betont der katholische Nichttheologe treffend, daß der Katholik und der Nichtkatholik „in zwei seelisch ganz verschiedenen Welten leben," jener in der Anerkennung der durch Gottes Autorität geoffenbarten übernatürlichen Wahrheit, dieser in der Behauptung einer durch natürliches Menschenringen sich entwickelnden, gemachten Wahrheit. Man muß zugeben, daß eine Kluft zwischen beiden Welten liegt. Die Kluft nicht sehen oder zuschütten wollen, wäre nichts anderes denn Unwahrhaftigkeit. „Aber uns freundlich die Hände herüber und hinüber reichen" wollen — das können und sollen wir, die Gelehrten in der Wissenschaft wie alle anderen im Leben.

In den vorstehenden Gedanken des „virtuosen Verfassers" und in ihrem Zubehör sieht Adolf Harnack „ein Probestück jener scholastischen Dialektik, die psychologische, feine und wandelbare Größen als runde, ein für allemal geprägte Rechenpfennige nimmt und Syllogistik mit ihnen treibt".[3]) Harnacks Erwiderung in den „Preuß. Jahrbüchern" will einem Typus von Katholiken den „modernen Wahrheitssinn" zugestehen. Gemeint sind jene Katholiken, die von dem Existenzrecht der Kirche mit ihrer monarchischen Spitze überzeugt sind und die stillschweigend, mit Abstinenz und Geduld, ja mit kindlicher Zuversicht warten, ob all das „rückständige und längst widerlegte Zeug", womit die in ihrer Entwicklung oft veränderte [??] Kirche sich schleppt, endlich einmal abgestoßen werden möchte. Dagegen vermag sich der Berliner Gelehrte keine Vorstellung davon zu machen, wie katholische Kirchenhistoriker [welche?], die „all dieses Zeug" „in Bausch und Bogen" verteidigen, „objektiven und subjektiven Wahrheitssinn" besitzen können. Vom Papste, der im Syllabus und in der Enzyklika „wahre innere Zustimmung" [zu „all dem Zeug"?] verlangt, der „nichts Relatives" in der Kirche gelten läßt, sondern in allem „die absolute Dignität" aufrecht erhalten will, wird gesagt, daß er weder weiß, was „Wissenschaft" ist — er denkt „noch immer an das scholastische Gebilde" — noch weiß der Papst, was „Gewissen" ist — er sieht darin „ein Ding, das man beliebig kommandieren kann". Deshalb, wiederholt Harnack seine verschärfte Anklage, führt der Papst „tödliche Streiche gegen den Wahrheitssinn, wie er sich immer sicherer entwickelt hat".

Doch Harnack verbessert sich, indem er erklärt: der Papst hat nicht keinen Wahrheitssinn, aber er folgt einem ganz anderen Wahrheitssinn, als die haben, welche er bekämpft. Des Papstes Wahrheitssinn, der alles tut, „um den Modernismus als haltlos, widerspruchsvoll, unkatholisch, aufgeblasen und töricht erscheinen zu lassen" [mit vollem Recht], „non nostri saeculi est: er ist nicht mehr der unsrige, und wird es nie wieder werden".

Man merkt diesen Sätzen eine hochgradige Erregung an; man merkt sie an der Emphase, womit Harnack unter die Propheten geht und ähnlich wie David Strauß im Namen der ganzen Zukunft weissagt, was „wir" nie wieder tun oder denken werden. Das Weissagen ist immer eine mißliche Sache, zumal für Professoren. Wir würden bloß die Prophezeiung wagen: Nach uns sind andere Leute!

Herr *** hat auf Harnacks Nachschrift eine Duplik folgen lassen, die glücklich und sicher nachweist, daß die Frage aufwerfen „Zweierlei Wahrheitssinn?" sie auch schon verneinen heißt. Zwei Arten von Wahrheitssinn — nicht unterschiedliche Grade von Ausbildung des einen Wahrheitssinnes — behaupten, heißt, trotz Harnacks Berufung auf „Erfahrung" und „Erkenntnistheorie", die dem „modernen Wahrheitssinn" im Gegensatze zu dem mittelalterlich-päpstlichen zum Dasein verholfen haben sollen, eine nichtdurchdachte Behauptung aufstellen.

Ein Arges ist es auch, zu meinen, der Papst sehe das Gewissen als „ein Ding an, das sich beliebig kommandieren lasse". Wie in aller Welt, frägt Herr *** entgegen, soll der Papst dies fertigbringen? wie soll er die innere Gesinnung zwingen?

Allerdings muß der Papst darauf bestehen, daß, wer Katholik sein will, den (dogmatischen) Glaubensvorlagen — um diese handelt es sich, nicht um Schulmeinungen und „rückständiges Zeug" — wahre und innere Zustimmung zu geben hat. Jedes „Halbheitssystem", jedes System des Vorbehaltes ist auf katholischem Boden unmöglich. Wer etwa sich innerlich nicht oder noch nicht zum Ganzen durchgearbeitet hat, dessen Ringen muß — wenn die Sache nicht Theatermimik oder Schlimmeres ist — die innigste Teilnahme jeder ernsten Seele wecken. Aber der sehnlichste Wunsch jedes Katholiken, ein ringender Mitbruder möge zum vollen inneren Frieden mit seiner Kirche gelangen, kann dem katholischen, logischen Wahrheitssinn niemals zumuten dürfen, daß er einen Halben für einen Ganzen, gleichwertig den Ganzen nehme. Das Ganze ist immer größer als die Hälfte. Ist ein Halbes besser als ein Ganzes?

* * *

Was nun ist der Zweck unserer Ausführungen über einen literarischen Zwischenfall, der verdient, den allerweitesten Kreisen bekannt zu werden? Was die Ueberschrift des Aufsatzes andeutet, soll ins Licht gerückt werden. Die „Logik", die Adolf Harnack im Namen des Liberalismus und Modernismus entwickelt hat, ist nicht bloß — das hat Herr *** in sieghafter Weise dargetan — keine Logik. Die Kunst — sie gemahnt an die Virtuosität der alten Sophisten: τὸν ἥττω λόγον κρείττω ποιεῖν — ist eine Gefahr in dreifacher Hinsicht.

1. Die „Preuß. Jahrbücher" haben die vernichtende Duplik des Herrn *** auf Harnacks Versuch, seine Widersprüche zu rechtfertigen, nicht mehr aufgenommen. Was heißt dies? Es heißt, den Gegnern des Liberalismus und Modernismus, wenn ihren Beweisen nicht anders beizukommen ist, die wissenschaftliche Oeffentlichkeit verweigern wollen! Man sucht die unbequemen Einsprüche dadurch aus der Welt zu schaffen, daß man für die eigenen Waren eine Art Monopol erstrebt und über die Muster, die die Minderwertigkeit der Waren offenbar werden lassen, den Boykott verhängt. Wird das gut tun? Oder will man vielleicht, wenn der Versuch wirkungslos bleibt, julianischen Neigungen folgend, „Enteignungsgesetze" planen gegen jene, deren Logik den Betrieb der Sophistik stören könnte? Wird das wohl besser sein, förderlich für die Parität der Geister, dienlich dem Siege des Besten in der Geisteswelt? — Und von dieser Seite wagt man es, sich wider die „fürchterlichen" Maßregeln zu ereifern, die der Papst gegen die Glaubensfälschungen der Modernisten angeordnet hat!

2. Harnack redet von „all dem rückständigen und geschichtlich längst widerlegten Zeug" in der katholischen Kirche, und er beruft sich für seine Wissenschaft und seinen Wahrheitssinn auf die „Erfahrung" sowie auf die „Erkenntnistheorie". Wir hätten es lieber gesehen, wenn ein Mann wie Adolf Harnack derlei substanzlose Sprüche, derlei Behauptungen in „Bausch und Bogen" den subalternen Schreibern, den „Kanzleidienern" der Wissenschaft überlassen hätte. Es ist ganz unwissenschaftlich, von „all dem Zeug" zu reden, wenn man nicht angibt, bestimmt und im einzelnen, was gemeint ist. Wenn man wider „all das Zeug" angeht, ist Gefahr, daß man in die Kampfweise des Ritters von der Mancha verfällt, der in allen Windmühlen feindliche Festungen sah. Und wenn Harnack von der „Erkenntnistheorie" in confuso redet, sollte er doch andeuten, an welche „Erkenntnistheorie" er glaubt. Denn es ist ausgemacht, daß Harnack selbst in seinen Schriften keine Normativwissenschaft vom Ursprung und Wesen, von der Tragfähigkeit und den Grenzen des menschlichen Erkennens gibt, und daß solch eine Musterwissenschaft bis auf die Stunde nirgends existiert. Die Berufung aber auf „ideale" Größen, die „psychologisch, fein und wandelbar", die „nichtrunde" [vieleckige?] X X sind, bringt, wenn die Berufung allgemeine Sitte wird, die Gefahr mit sich, daß die Gelehrten sich untereinander nicht mehr verständigen können. Es ist doch nicht immer möglich, seinen Nachbar einfach „empfinden" zu lassen, was man meint, wenn man selber eigentlich nicht weiß, was man will und soll.[4])

[3]) Bei Leibniz findet H. irgendwo die Bemerkung, er, der Philosoph, habe sich mit einem Briefschreiber über wissenschaftliche Fragen nicht verständigen können. Da seien beide übereingekommen, Reden und Gegenreden in die Form des Syllogismus zu bringen. Und die Verständigung, die Besiegung des Irrtums sei gelungen.

[4]) Wir müssen hervorheben, daß Harnack, trotz seines „geraden, klaren, sympathiebegabten Blickes für fremdes Geistes- und Seelenleben", wie Herr *** a. a. O. 522 rühmt, dem christlichen, dem katholischen Dogma im Grunde völlig verständnislos gegenübersteht. Wie könnte er sonst vom Papste verlangen, auch solche Männer als echte Katholiken in der Kirche zu behalten, die dem Dogma innere, wahre Zustimmung nicht mehr geben wollen? Soll etwa auch innerhalb der katholischen Kirche ein „amtlicher Wahrheitssinn", vermöge dessen ein Mann vor der Gemeinde tut, als ob er an das Dogma glaube, und ein „persönlicher Wahrheitssinn" unterschieden werden, vermöge dessen derselbe Mann das Dogma

3. Die schwerste Gefahr der liberalen, modernistischen „Logik" liegt aber nicht darin, daß sie die Möglichkeit der Verständigung unter den Menschen bedroht. Die schwerste Gefahr liegt darin, daß diese „Logik" die Möglichkeit des Vertrauens zerstört.[5] Harnack will sich nicht scheuen vor der Behauptung, daß „auch der Wahrheitssinn sich nach den Fortschritten der Erfahrung und Erkenntnistheorie gewandelt hat". Freilich legt er die „wandelbare", „nichtrunde" Größe **seines** Wahrheitssinnes dem doch wohl unwandelbar sein sollenden Urteil zugrunde: der Wahrheitssinn und das Gewissen des Papstes, des Katholiken, ist „sittlich minderwertig". Doch lassen wir diesen Fehlschluß bei zahllosen anderen liegen! Wenn Harnacks, wenn des „modernen" Protestanten Wahrheitssinn eine in der Entwicklung begriffene, unstete Größe ist, wie soll da, wie kann der Katholik dem Protestanten trauen, wo dieser sein Wort verpfändet, einen Vertrag unterschreibt, einen Eid schwört? Ist denn nicht die beständige Gefahr vorhanden, der Mann mit der modernen und modernistischen Logik könnte, wenn es sich um Einlösung von etwas Verbürgtem handelt, sich auf einen seitdem „entwickelteren" Wahrheitssinn, auf ein seitdem „entwickelteres" Gewissen berufen und die Erfüllung seiner Verpflichtungen kraft besserer Einsicht und aus „Gewissensgründen" verweigern? Und wenn auch der Katholik anfinge, der gepriesenen Entwicklungstheorie für sich zu huldigen, wie sollten Katholiken und Protestanten sich dann noch die Hände reichen können über die Kluft hinüber, die sie trennt? Müßte nicht das Mißtrauen auf den zwei Seiten der Kluft wachsen und wachsen, bis es zuletzt tödliche Feindschaft zwischen beiden Teilen aus sich hervortriebe? Wäre Todfeindschaft aber zwischen denen, die, Bürger **einer Heimat, Brüder sein müssen**, nicht die schlimmste der Gefahren?

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die innere Krisis.

Gerade zum 60. Geburtstag des Fürsten Bülow ist die Finanzpolitik dieses vielgepriesenen Blockkanzlers auf den sogenannten toten Punkt gelangt. Die Lage ist, wie die Offiziösen sagen, „bitter ernst" geworden. Die Folgen sind „unberechenbar".

Die kritische Zuspitzung ist nicht durch einen Plenarbeschluß, sondern durch die Abstimmungen in der Finanzkommission des Reichstags am 1. Mai herbeigeführt worden. Es hatten sich in der Kommission zwei Parteigruppen gebildet, von denen jede über die Hälfte der 28 Stimmen verfügte. Die 4 Vertreter der konservativen Partei hielten fest an der Ablehnung der erweiterten Erbschaftssteuer und Ersetzung derselben durch eine Reichssteuer auf den Wertzuwachs bei immobilem und mobilem Besitz. Das Zentrum schloß sich ihnen mit 8 Stimmen an, weil es die Wertzuwachssteuer für eine viel bessere Form der Heranziehung des Besitzes hält, als die Besteuerung des Kinder- und Gattenerbes im Augenblick des Verlustes des Familienoberhauptes. Derselben Ansicht war die mit 2 Stimmen vertretene polnische Fraktion, deren Wortführer das „Nachlaufen des Steuererhebers hinter dem Leichenwagen" als die widerwärtigste Steuerart bezeichnete. Die andere Gruppe stellte sich auf den Standpunkt, daß gerade die Ausdehnung der Erbschaftssteuer auf das Kinder- und Gattenerbe unbedingt durchgeführt werden solle, und daß eine Wertzuwachssteuer höchstens als Ersatz für scheiternde **indirekte** Steuern in Betracht kommen könne. Dieser neue Erbschaftssteuerblock setzte sich zusammen: 1. aus den Nationalliberalen, die früher in ihrer Mehrzahl Gegner der sog. Witwen- und Waisensteuer gewesen, aber aus taktischen Rücksichten umgefallen waren; 2. aus den freisinnigen Fraktionsgemeinschaften, die aus antiagrarischen Instinkten von Anfang an für die Erweiterung der Erbschaftssteuer geschwärmt hatten; 3. aus den Sozialdemokraten, die überhaupt nur Steuern von Besitz und höherem Einkommen wollen; 4. aus der Reichspartei, den sog. Freikonservativen, die der Regierung dienstwillig sind; 5. aus der „Wirtschaftlichen Vereinigung", die sich von den Einflüssen, welche neulich auf dem sog. Mittelstandstage zu Berlin zum Ausdruck kamen, für die erweiterte Erbschaftssteuer hat einfangen lassen. Diese fünf Parteien verfügten auch über 14 Stimmen. Bei Stimmengleichheit gilt bekanntlich der Antrag als abgelehnt. Infolgedessen fielen im Ausschuß mit Stimmengleichheit sowohl die Erweiterung der Erbschaftssteuer (diese schon zum zweiten Male), als auch der Antrag der Konservativen, an Stelle der Erbschaftssteuer die Wertzuwachssteuer zu setzen. Natürlich erlangten auch die Anträge von links auf Reichsvermögenssteuer keine Mehrheit. Dagegen erklärte sich die Kommission einstimmig für die Ausarbeitung eines Entwurfs zur Besteuerung des Wertzuwachses bei **Immobilien**, und mit Stimmenmehrheit wurde auch gegen den kapitalistischen Linksliberalismus beschlossen, die Regierung solle „erwägen", wie der Wertzuwachs bei dem beweglichen Besitz zu fassen sei. Diese positiven Beschlüsse wurden nur dadurch möglich, daß die Zweckbestimmung „zum Ersatz für die abzulehnende Erbanfallsteuer" in Fortfall kam.

Das Ergebnis der langen Beratung und verzweifelten Abstimmungen ist also das: der Regierung ist es mit Hilfe der Wirtschaftlichen Vereinigung und der Reichspartei gelungen, den Schachzug der Konservativen insofern zu vereiteln, als die Wertzuwachssteuer nicht als Ersatz der neuen Erbschaftssteuer anerkannt worden ist. Dagegen ist es der Regierung bisher bei allem Hochdruck nicht gelungen, eine Mehrheit für die Erweiterung der Erbschaftssteuer zu finden. Eine solche Mehrheit aber braucht sie, da sowohl der Reichskanzler selbst als auch seine Vertreter in der Kommission sich rückhaltlos und unbedingt festgelegt haben auf das Programm: keine Finanzreform ohne Ausdehnung der Erbschaftssteuer auf Deszendenten und kinderlose Ehegatten!

Ebenso rückhaltlos und unbedingt hat sich die konservative Partei in ihrer offiziellen Vertretung festgelegt auf die **Unannehmbarkeit** der erweiterten Erbschaftssteuer. Der dahin zielende Beschluß der Reichstagsfraktion ist bekräftigt worden zunächst vom engeren Vorstande (dem sog. 11er Ausschuß), dann vom weiteren Vorstande der Partei (dem 50er Ausschuß). Der letztere hat einen förmlichen Aufruf an die Parteigenossen erlassen, der die Gründe gegen die anstößige Steuer nochmals aufzählt, die „verhetzende Agitation" zurückweist und dringend bittet, Festigkeit und Vertrauen zu bewahren und nicht „fahnenflüchtig" zu werden gegenüber kritischer Entscheidung. In dem 50er Ausschuß sollen nur fünf sächsische und ein oder zwei preußische Vertreter im Sinne der Regierung gestimmt haben.

Von anderer Seite erlassen die Freisinnigen bereits einen Aufruf, der die Organisation für einen Wahlkampf bereit machen will.

Was soll nun werden? fragt alle Welt. Von der Auflösung des Reichstags und Neuwahlen unter der Parole: „Hier erweiterte Erbschaftssteuer — hier Wertzuwachssteuer!" läßt sich auf dem geduldigen Papier leicht reden; aber Fürst Bülow muß doch erst nachrechnen, was bei einer solchen Steuerkonfliktswahl für ihn und seinen Block herauskommen würde. Das Bedenkliche dieser erneuten Kraftprobe haben wir schon in dem vorigen Hefte dargelegt. Vorläufig hat die Auflösung den Charakter eines Schreckgespenstes für die konservative Kinderstube. Man hofft die konservative Partei zur Nachgiebigkeit zu bringen, wenn man ihr die schweren Gefahren eines Wahlkampfes gegen die vereinigte Macht der Regierung und des Liberalismus recht drastisch zu Gemüte führt. Diese Taktik wird von der blockliberalen Presse dadurch zu fördern gesucht, daß man die konservative Partei als „Bundesgenossin" des **Zentrums**, als Bahnbrecherin einer neuen „Zentrumsherrschaft" hinstellt, d. h. der furor protestanticus soll gegen die oppositionellen Gegner mobil gemacht werden. In dieser Beziehung traf es sich glücklich, daß unlängst der Evangelische Bund sich als Gönner der gouvernementalen Finanzpolitik aufspielte und Fürst Bülow durch ein auffallend freundliches Danktelegramm sich diesen Bundesgenossen warmhalten konnte. Auf konservativer Seite fürchtet man auch schon die konfessionelle Hetze und verwahrt sich deshalb mit besonderem Eifer gegen das „Bündnis mit dem Zentrum". Tatsächlich existiert ja auch ein solches Bündnis nicht; aber die Richtigstellung wird den Konservativen nicht viel nützen. Wer die Steuerfreiheit des Gatten- und Kindererbes und zugleich die Ehre der konservativen

für sich als „Zeug" behandeln darf? Eine ähnliche Unterscheidung ist für die protestantischen Kirchen nicht mißraten worden. Vgl. **Adolf Harnack** „Das Apostolische Glaubensbekenntnis" (in „Reden und Aufsätzen", 219 ff.).

[5]) **Kann**, beispielsweise, noch irgend jemand Vertrauen hegen zu der gesamten „wissenschaftlichen" Arbeit von **Ernst Haeckel** und Konsortium, der offen bekennt, daß er durch (5% bis 8%) Fälschungen die Lücken in seinem (tierischen) Stammbaum des Menschen „ergänzt" habe — „wahrheitssinnig"? —, und der im einzelnen selber nicht mehr weiß, welche seiner Zeichnungen gefälscht sind und welche nicht?

Fraktion ernstlich verteidigen will, der muß auf den Ansturm der protestantischen Bündler und Hetzpastoren gefaßt sein. Sonst ist es besser, er kriecht gleich zu Kreuze.

Einige Regierungsfreunde glauben das Heil noch finden zu können in dem Umstande, daß die „konservativ-klerikale“ Hälfte der Finanzkommission nicht ganz die absolute Mehrheit des Plenums hinter sich habe. Sie meinen also, die Regierung solle das erzwingen, was die Kommission bisher verweigert hat: nämlich die sofortige Befragung des Plenums wegen der Kernfrage der erweiterten Erbschaftssteuer. Der Bundesrat könnte freilich unter Zurückziehung der Nachlaßsteuer eine neue Vorlage über die Erbanfallsteuer dem Reichstage zugehen lassen. Ob dann eine knappe Mehrheit für die neue Vorlage sich bilden könnte, würde von der Gnade der Sozialdemokratie abhängen. Die rote Presse aber erklärt neuerdings, daß die Sozialdemokratie trotz ihrer Neigung für die Erbschaftssteuer der Regierung die Kastanien nicht aus dem Feuer holen werde. Es wäre überhaupt schon sehr sonderbar, wenn die Regierung sich der sozialdemokratischen Hilfe anvertrauen wollte. In der neuen Aera aber ist ein solcher Gedanke überhaupt ein Verrat an dem Blockdogma. Die Regierung hat sich ja auf den Standpunkt gestellt, daß die Finanzreform nur mit den Blockparteien gemacht werden dürfe. Oder soll die Ausschaltung nur gegen das Zentrum aufrecht erhalten, dagegen die revolutionäre Umsturzpartei wieder blocksalonfähig gemacht werden?

Wenn die Offiziösen die Lage als „bitter ernst“ bezeichnen, so ist das zutreffend in dem Sinne, daß der Ausgang entweder für die konservative Partei oder für den Reichskanzler und dessen Freunde verhängnisvoll werden muß. Die konservative Presse sagt, es gebe nur drei Lösungsmöglichkeiten: Verzicht der Regierung auf die anstößige Steuer oder Rücktritt des Fürsten Bülow oder Auflösung des Reichstags. Wir vermuten, daß Fürst Bülow noch mit einer vierten Möglichkeit rechnet, die allerdings auf der Voraussetzung einer gewissen Charakterschwäche beruht. Nachgeben in der kritischen Frage kann er nicht; aus dem Amte scheiden will er nicht; die Wähler zu befragen, wird er erst in der äußersten Verzweiflung wagen. Aber die Konservativen mit Peitsche und Zuckerbrot zur Nachgiebigkeit zu bringen, das muß sein Ausweg sein und bleiben. Nachdem man die Konservativen in gehörige Furcht versetzt hat, bietet man ihnen alle möglichen Erleichterungen für die ländlichen Erbschaften und große Vorteile bei der Branntweinsteuer als Belohnung für die Zustimmung zur „Witwen- und Waisensteuer“. Der Umfall wird dann als „nationaler Heroismus“ drapiert, und wer die Schande der offenen Selbstdesavouierung scheut, wird zur Absenz oder zur Stimmenenthaltung veranlaßt. Das wäre undenkbar, wenn an der Stelle der konservativen Partei das charakterfeste Zentrum stünde. Auch den konservativen Fraktionen im preußischen Abgeordnetenhause würden wir andauernde Widerstandsfähigkeit gegen alle Erziehungskünste von oben zutrauen. Die Reichstagsfraktion aber, die schon zwei Jahre lang die Blockschule genossen hat, muß sich den Glauben an ihre Unbeugsamkeit erst noch verdienen. Vorläufig wird es gut sein, die Virtuosität des Fürsten Bülow trotz allem nicht zu gering einzuschätzen.

Das jungtürkische Gericht.

Die Sieger von Konstantinopel sind in der Tat als strenge Richter aufgetreten. Den alten Sultan Abdul Hamid hat man abgesetzt und nach einem Schloß bei Saloniki, also bei der jungtürkischen Hauptstadt, transportieren lassen. In Konstantinopel hat man fünf angebliche Rädelsführer der Gegenrevolution nach altem Landesbrauch auf offener Straße hängen und die Leichen zum abschreckenden Exempel eine Zeitlang im Winde baumeln lassen. Wieviele Gefangene in den Kasernen füsiliert worden sind, weiß die Welt noch nicht genau. Der neue Sultan Mohammed V. hat sich durch eine Proklamation eingeführt, die ihn als gelehrigen Schüler der Jungtürken erkennen läßt.

Die ottomanischen Kulturträger tun sich darauf etwas zugute, daß sie bei der Absetzung Abdul Hamids alle Rechtsformen gewahrt und dem entthronten Mann das Leben geschenkt hätten. Das verschnörkelte „Fetwa“ des gefügigen Scheich ul Islam und der „einstimmige“ Beschluß der ebenso gefügigen Nationalversammlung können niemandem imponieren. Ob Abdul Hamid nicht doch noch vor ein Gericht gestellt und zum Tode verurteilt wird, bleibt abzuwarten. Der Beweis, daß Abdul Hamid den letzten führer- und kopflosen Putsch angestiftet habe, ist noch nicht erbracht, und darauf kommt schließlich alles an, da die Jungtürken ihm seine früheren Missetaten schon verziehen hatten, indem sie nach der Revolution ihn als Padischah behielten und ihm neu huldigten. Ihr Oberkommandierender hatte bekanntlich sogar vor dem Einmarsch in Konstantinopel noch feierlich erklärt, daß die Armee nicht zur Absetzung des Sultans gekommen sei. Das Verfahren ist und bleibt häßlich, und es ist bedauerlich, daß die europäischen Regierungen aus politischen Zweckmäßigkeitsgründen zu der Vergewaltigung eines berechtigten Herrschers eine freundliche Miene machen müssen.

Von einer Reaktion gegen die neue Schreckensherrschaft hat man bisher nichts gemerkt; aber dort geht die Entwicklung nicht so schnell, wie wir das in unserem konzentrierten Staatswesen gewohnt sind.

Glücklicherweise ist die Anerkennung von Bulgarien in seiner neuen Ausdehnung und Würde inzwischen völlig perfekt geworden. Auch die Dreibundmächte haben einhellig in Sofia gratuliert, ohne wegen der Wahrung der Interessen der Orientbahnen erst noch weitere Umstände zu machen. Man nimmt an, daß in dem Vertrage mit der Türkei genügende Garantie gegeben sei. Möge die Hoffnung auf die Loyalität der Bulgaren sich bewähren.

Maiennacht.

Horch, sang da nicht die Nachtigall?...
Die Bäume rauschen sacht,
Es grüßt von fern ein süßer Schall
Das Herz der Maiennacht.

Und wieder kommt's wie Traumesflor
Vom Himmel hergeweht,
Als pochte an sein gold'nes Tor
Der Erde Nachtgebet.

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Stimmungsbilder vom VIII. Sillonnistenkongreß zu Paris. 18.—25. April 1909.

Von Maximilian Bosch.

I.

Man muß die Wahrheit suchen mit seiner ganzen Seele“, das ist die heilige Losung, die alle Sillonnisten mit apostolischem Eifer und Bekennermut erfüllt. Ihr Streben ist nicht zusammenzufassen in die nüchternen Worte eines wirtschaftlichen Programmes, sondern gleicht den lodernden Flammen des brennenden Feuers, das rastlos um sich greift und sich ausbreitet. „L'âme sillonniste“, die Mannesseele voll Eifer für das Wohl der Unterdrückten, der vom Schicksal Enterbten, die Seele, erfüllt von Gerechtigkeitssinn und den strengen Mannestugenden des Evangeliums, das ist das leuchtende Ideal dieser „Jungen Garde“ Frankreichs, mit dem sie die Herzen aller Bürger erfüllen und zu tatkräftiger sozialer Arbeit begeistern will. Aus dem Streben nach moralischer Vervollkommnung heraus will der „Sillon“ die guten, idealen Kräfte, vor allem die Nächstenliebe, in den Dienst der sozialen Arbeit stellen.

So ist's ein eigener Zauber gewesen, der die Veranstaltungen beim diesjährigen Nationalkongreß in Paris umfing. Eine eigene Zeltstadt war erstanden, eine „Cité sillonniste“, draußen an der Kreuzung vom Boulevard Grenelle und der Rue Nelaton, in der die Sillonnisten während vierzehn Tagen ein gemeinsames Leben führen wollten, um im innigen kameradschaftlichen Verkehr sich gegenseitig zu ermuntern und zu fördern. Die erste Woche war der „Ecole sillonniste de Vacances“ gewidmet. Aus allen Gegenden der Republik waren sie zusammengekommen, meist Jünglinge von vierzehn bis zwanzig Jahren, Söhne der Bretagne und des baskischen Landes, Kinder aus der Touraine und von Toulouse, feurige Südfranzosen und kältere Söhne des Nordens. Mit unermüdlichem Eifer folgten sie den Vorträgen ihrer Lehrer, Kameraden, kaum einige Jahre älter als sie selbst, um sich fähig zu machen, einst gute Bürger und Führer ihres Volkes zu sein. Hier erfahren sie vom Zusammenhang des Einst und Jetzt, von der „gebieterischen Aufgabe, die unserer Generation erwachsen ist“ nach dem großen Zusammenbruch. Von den Gründern erzählt, zieht die Geschichte des „Sillon“ an ihnen vorbei, in greifbarer Deutlichkeit, eine Geschichte voll Sturm und Drang, von Träumen begeisterter Jünglingsseelen und unentwegter aufopfernder Arbeit. Und froher leuchten ihre Augen,

wenn die älteren Freunde ihnen sagen, daß ihre Seelen die Zukunft Frankreichs sind, daß sie die Retter des leidenden Vaterlandes werden sollen!

Marc Sangnier spricht zu ihnen von Tradition und Fortschritt: „Die Seele des Menschen hat einen unendlichen Wert; und die Pflege unserer Seelen ist unsere erste Arbeit. Aber unser Leben hat keinen Preis, wenn wir es nicht zu schenken wissen. Der Mensch kann nicht allein leben, noch darf er's. Das Vaterland ist eine Bedingung des Seins und der Entwicklung eines jeden von uns. Um für unser Vaterland zu arbeiten, müssen wir die nationalen Traditionen verstehen und achten. Unsere Anstrengungen setzen jene von gestern fort und bereiten die von morgen vor. Der Fortschritt, das ist die Tradition auf dem Wege. Die Arbeit der „école sillonniste“ wird also ganz darin bestehen zu zeigen, wie das demokratische Leben des heutigen Frankreich das nationale Leben fortsetzt, und welches genau die Aufgabe des „Sillon“ ist zur Erreichung des republikanischen Ideals.“ Und um lebendige Beziehungen herzustellen zwischen Vergangenheit und Gegenwart, fliegt nach Beendigung des Unterrichtes die ganze Schülerschar aus, um Paris unter der Führung älterer Freunde zu durchstreifen. Denn die Geschichte von Paris ist im kleinen die Geschichte von Frankreich! So fließen rasch die Tage um und die „Jungen“ kehren nach einer Woche reicher fruchtbarer Arbeit begeisterungsfreudig in die Heimat zurück; für sie aber ziehen die „Alten“ ein in die „Cité sillonniste“, um vor Frankreich Rechenschaft zu geben über ihre Arbeit und Erfolge!

II.

Zweitausend Sillonnisten sind es, welche die große Kongreßwoche vom 18.—25. April mitgemacht haben, keine zufälligen und neugierigen Gäste, sondern überzeugte Anhänger ihrer Sache! Eine künstlerische Matinee leitet Sonntag, den 18. April den Kongreß ein. Geschichte und Sage zieht auf des Liedes Klängen, in den Versen der Ballade und Romanze am Geiste vorbei. Da singen die Bretonen ihre zarten Weisen, traurig und langsam; wir hören die Heldengedichte voll schwingenden Rhythmus der Basken und die sonoren Gesänge des Südens: alle bringen aus ihrem Heimatgau die Fülle ihres besonderen Lebens, um dem einen großen Vaterland zu huldigen! Hier wird wieder Werden und Wandel von Vergangenheit und Gegenwart offenbar in den Freuden und Leiden, dem täglichen Leben vergangener Jahrhunderte, die im Liede erklingen, und lassen in unserem Herzen das Leben entschwundener Generationen einziehen, das sich fortsetzt in unserem Leben!

Eine Fülle von interessanten Erlebnissen bringen die nächsten drei Tage, das „Enseignement social du Sillon“, die soziale Weiterbildung der „Alten“. Die Redner, die hier das Wort führen, sind alle angesehene Soziologen, Nationalökonomen, Juristen und Philosophen, zum größten Teile Universitätsprofessoren und große Freunde dieser jungen Bewegung des „Sillon“, einige sogar Sillonnisten selbst, wie Amédée Guiard und Paul Gemahling. Sie bekennen sich zu den verschiedensten religiösen Richtungen, aber alle teilen sie das gleiche soziale Ideal und finden sich geeint zu einem ökonomischen, sozialen und politischen Arbeiten, voll Achtung für jede moralische und religiöse Ueberzeugung. Sehr eindrucksvoll war ein Besuch der beiden Museen. Im einen fand man eine Uebersicht über die bisher erschienenen Publikationen des „Sillon“, das andere war den Leiden der Konfektionsarbeiterinnen geweiht. Hier fand man die Resultate einer sorgfältigen Untersuchung der Lage dieser Heimarbeiterinnen, die in Deutschland wie in Frankreich so schwer ausgebeutet werden. Man hatte hier Gegenstände aufgenommen aus der Konfektionsbranche, die zu wahren Hungerlöhnen geliefert werden müssen. Auf jedem stand der bezahlte Lohn und die aufgewandte Arbeitszeit und es war ein außerordentlich betrübendes Gefühl, daß der wohlfeile Preis all dieser Gegenstände erkauft ist durch das Elend armer, ausgebeuteter Frauen. Daneben fand man zum Vergleich die nämlichen Gegenstände, Röcke, Hosen, Blusen, Wäsche, die im Konsumgeschäft des „Sillon“ hergestellt waren unter Bezahlung eines entsprechenden Lohnes. Tausende sind vorbeigepilgert vor diesen stummen Zeugen menschlichen Elends und so sind dem „Sillon“ viele neue Anhänger geworden.

In den letzten, eigentlichen Kongreßtagen wurden in den verschiedenen Sitzungen die Schaffung und Einrichtung einer neuen Zeitung, die Stellung zur Agrarfrage besprochen, die Schaffung von Konsumvereinen und Arbeiterorganisationen auf christlichem Boden eifrigst empfohlen und festgestellt, daß die katholischen Sillonnisten verpflichtet sind, ihre Priester und Bischöfe im religiösen Arbeiten aufs tatkräftigste zu unterstützen. Zugleich wurde als notwendig erkannt, in der Kammer sich Gehör zu verschaffen durch Wahl mindestens eines sillonnistischen Deputierten. Einzelne Gruppen der „Sillons régionaux“ konnten bewundernswerte Ergebnisse ihrer Arbeit verkünden.

Vor allem fällt hierbei der „Sillon“ von Epernay durch seine Erfolge auf, die er mit dem Bau von Arbeiterhäusern und der Errichtung einer Arbeitersparkasse erzielt hat. Ueberall erkennt man das eifrige Bestreben, nicht im unfruchtbaren Streiten über Doktrinen und Theorien die besten Kräfte aufzureiben, sondern in zielbewußten Organisationen und Einrichtungen nützliche praktische Arbeit zu leisten!

III.

Am letzten Tage fielen alle Scheidewände in der Zeltstadt und aus dem Ganzen wurde ein großer Raum von über dreitausend Quadratmetern; zehntausend Menschen zum mindesten drängten sich hier, um der Abschiedsfeier beizuwohnen. Und den ganzen gewaltigen Raum vermochte Marc Sangnier mit seiner Stimme zu durchdringen: Er sprach vom Idealismus republikanischer Ideen und zeigte, wie der soziale Fortschritt Männer voll Idealismus verlangt, die fähig sind, sich umzubilden und dann in der Gesellschaft vieles zum Besseren zu führen. Er zeigte, wie die Republik von jedem vor allem die große moralische Anstrengung erheischt und darum die moralischen und religiösen Kräfte achten muß, aus denen jeder Bürger genug Selbstlosigkeit und Mut schöpft, damit er sich dem allgemeinen Interesse und dem Gerechten weihen kann.

Die Aufmerksamkeit und Hingebung der großen Massen ist nicht zu schildern. Ein jeder fühlte, daß ein Großer sprach, und unendlicher Jubel brauste ihm entgegen, als er geendet und das letzte begeisternde Wort gesprochen, indem er alle einlud, „im Namen Gottes, im Namen Christi mitzuwirken an einem Werke der Gerechtigkeit und der Liebe um eine Stadt der Brüderlichkeit zu erbauen unter den Menschen“.

Gar manches mutet den kühleren Deutschen fremd an in solcher überschäumenden Begeisterung, und nicht alles kann unsere völlige Zustimmung finden. Aber bewundernd müssen wir stehen vor solchem apostolischen Opfermut, mit dem die Besten der Nation sich aufreiben der Sache des Herrn die „Furche“ zu sein!

Botticelli.

Er, der ein Träumer ward am Lebensend,
Gefangen in des Frate goldnen Ring,
Gefangen in dem Netz der Ewigkeit
Und fern im Paradiso Dantes ging.

Ihm blieb die holde Jugend im Gemüt,
Wo still das Bild der Limonetta schlief.
Und als er Beatrices Antlitz schuf,
Stieg sie empor mit Augen ernst und tief.

Stieg sie empor wie einst im Blumenkleid,
Da er als Primavera sie gemalt.
Und fuhr im Siegeswagen auf zu Gott,
Von Sonnen und von Sternen überstrahlt.

M. Herbert.

Die katholische Universität Löwen.

Von Peter Wirtz-Brüssel.

Die Universität Löwen, welche auf eine 75 jährige Vergangenheit zurückblickt und sich anschickt, am 9. Mai ihr Jubiläum festlich zu begehen, hat einen ureigenen Charakter. „Sie ist“, schreibt einer ihrer Lehrer, „die lebende und selbstbewußte Demonstration der Einigung zwischen Glauben und Wissenschaft. ... Sie ist nicht nur eine wissenschaftliche Anstalt; ihr Zweck besteht nicht einzig darin, Gelehrte, Aerzte, Rechtsanwälte auszubilden ... sie will charakterfeste, christliche, fürs öffentliche Leben gestählte Männer schulen ...“ Löwen erreicht diesen Zweck mit eigenen Kräften. Die Universität ist, voll und ganz, ein Werk der Privatinitiative, das die Opferwilligkeit des katholischen Belgiens gegründet, gefördert und unterhalten hat. Nie wurde ihr aus der Staatskasse irgend ein Zuschuß gewährt.

Als die am 7. Februar 1831 promulgierte belgische Staatsverfassung durch Artikel 17 die allgemeine Unterrichtsfreiheit gewährleistet hatte, beschlossen die sechs Bischöfe Belgiens, die 1830 eingegangene, im Mittelalter so berühmte Universität Löwen als freie höhere katholische Lehranstalt wieder aufleben zu lassen. Ein päpstliches Breve vom 13. Dezember 1833 errichtete kanonisch das neue Institut; eine constitutio apostolica specialis vom 8. April 1834 regulierte die Verleihung theologischer Promotionen. Das Gründungsdekret erschien am 10. Juni und das organische Statut am 14. Juni desselben Jahres.

An der Spitze der Löwener Hochschule steht der vom Episkopate ernannte und den Rang eines Generalvikars innehabende geistliche Rector magnificus, der meist lebenslänglich im Amte bleibt. Ihm steht der Vizerektor zur Seite. Die Lehrer werden ebenfalls von den Bischöfen ernannt. Jede Fakultät wählt alle Jahre einen Dekan. Die Dekane bilden mit dem Vizerektor den Rektoratsrat. In außerordentlichen Umständen ruft der Rektor alle Lehrer zusammen und bildet so den akademischen Senat. Die Universität hat außer den gewöhnlichen Fakultäten auch ein Polytechnikum und andere Spezialkurse eingerichtet. Obwohl freie Schule, hat sich die Universität stets streng an die Gesetze über akademische Vorlesungen gehalten und ihren Lehrplan dem offiziellen Unterrichtsprogramm angepaßt. Vielfach hat sie auch durch eigene Initiative die Staatsuniversitäten überholt.

Seit 1834 zählte man sechs Rektoren, nämlich Msgr. de Ram (1834—1865), Laforêt (1865—1872), Namèche (1872—1881), Pieraerts (1881—1887), Abbeloos (1887—1898), und Hebbelynck (1898), der jetzige Rektor Magnifikus.

Das Rektorat Msgr. de Rams sah die Einrichtung der Laboratorien für Physik, Mineralogie, Zoologie, Chemie und des Amphitheaters für Anatomie. Unter ihm wurde auch die allgemeine Studentenverbindung gegründet. Laforêt rief die Spezialschule für Zivilingenieure ins Dasein; ferner das Institut Justus-Lipsius (1867) unter Leitung des berühmten Orientalisten de Harlez und die Ingenieur-Union (1872). Unter ihm dozierte Alberding Thym. Bei dem Tode des zweiten Rektors zählte die Hochschule bereits 1045 Studierende gegen 89 im Jahre 1834. Mit Msgr. Namèche entstanden die höhere Ackerbauschule (1878), das Institut Vésale für Anatomie, die Pharmazeutenschule, eine neue Studentenverbindung sowie eine Reihe neuer Lehrfächer. Unter Msgr. Pieraerts feierte die belgische Alma mater mit großem Prunke das goldene Jubelfest ihrer Gründung. Zellularbiologie wurde neu eingeführt und von dem Gelehrten Carnoy durch das mikroskopische Institut vervollständigt. Eine Anstalt für praktische Physik, ein Laboratorium für Bakteriologie, Kurse für praktisches Notarwesen und Sozialwissenschaft waren ebensoviele neue Errungenschaften. Msgr. Abbeloos verdankt man die Einrichtung der höheren Brauereischule, einer vlämischen Gerichtsprozedurschule, eines bakteriologischen Instituts, einer Schule für Handels- und Konsularwissenschaften. Er organisierte den Unterricht über Politik und Volkswirtschaft, errichtete ein Laboratorium für Neurologie usw. Der erste Akt des heutigen Rektors war die Eröffnung eines einzig in seiner Art dastehenden elektro-mechanischen Instituts. Außer anderen Neuerungen hat er, zu Beginn des letzten Wintersemesters, einen Lehrstuhl für Kolonialwissenschaften geschaffen.

Die wichtigsten übrigen Einrichtungen der Universität sind: Seminarien für praktische Anwendung der philosophischen Fächer, Konferenzen für Geschichte, Nationalökonomie, griechische und lateinische Geschichte, Laboratorien für Zoologie, Anatomie, Anthropologie, Mineralogie, Hygiene, Physiologie, Histologie, Chemie, Physik, Pharmazie, Mikroskopie, Zystologie, Elektrizität, Mikrobiologie, Embryologie, Bakteriologie, Zymotechnik usw. Museen für Zoologie, Paläontologie, Botanik, Ackerbaukunde, Forstwesen und Bergfach.

Die Bibliothek zählt 150,000 Bände, reichhaltige Manuskripte und bibliographische Seltenheiten. Ueberdies haben die verschiedenen Institute und Kollegien eigene Bibliotheken. An Studentenverbindungen fehlt es in Löwen nicht. Wir haben da zunächst Vereine, die nur dem Studium gewidmet sind, dann verschiedene Burschenschaften im Sinne der deutschen Verbindungen, endlich Vereine mit sozialem und religiösem Zweck, wie Vinzenzvereine, Fortbildungsschulen für ärmere Kinder. An 3000 Mitglieder zählt der Verband Alter Herren.

In der philosophischen Fakultät verdient das von Leo XIII. im Jahre 1883 gestiftete und von dem heutigen Kardinal-Erzbischof Mercier, dessen philosophische Werke auch in Deutschland bekannt sind, eingerichtete Institut vom hl. Thomas für thomistische Philosophie eine besondere Erwähnung. Ihm ist für geistliche Alumnen das Seminar Leo XIII. beigegeben, dessen Ziel der Papst selbst folgendermaßen kennzeichnete:

Honori Thomae Sancti Aquinatis
Quem Magistrum et Patronum Leo XIII
Pont. Max juventuti in spem Ecclesiae et Civitatis
Adolescenti Providentissime Attribuit Studia Majora
Philosophiae Instituta an. MDCCCLXXXIII.
Auspicibus Belgii Episcopis Aedes
Disciplinis Philosophicis tradendis
Cum Diaetis omnique Instrumento
Rei Physicae excolendae Conditae sunt
Anno MDCCCLXXXIII Curante
Desiderio Mercier Antistite Urbano
Studiorum Praeside. (Leo PP. XIII.)

Die theologische Fakultät besitzt das Jus promovendi für alle Promotionen. Die Zahl der Alumnen, die in dem ursprünglichen Universitätsgebäude, dem Seminar des hl. Geistes wohnen, ist gering, da nur die besten Zöglinge der sechs belgischen Priesterseminare aufgenommen werden, nachdem sie eine höhere Weihe erhalten haben. Seit 1895 besteht auch ein elementarer Kursus für Theologie für die Zöglinge des 1857 gegründeten Collegium Americanum, welches Weltpriester für die Vereinigten Staaten ausbildet. Die eigentliche höhere Fakultät legt besonderes Gewicht auf orientalische Sprachen. An dieser Fakultät dozierte von 1871 bis 1893 der westfälische Professor Dr. Jungmann Kirchenrecht.

Die Universität Löwen zählt über 2000 Studierende. 125 Lehrer halten Vorlesungen über 368 verschiedene Lehrgegenstände. Sie steht den beiden Staatsuniversitäten Gent und Lüttich, wie auch besonders der freimaurerisch-liberalen freien Hochschule Brüssel, was rein wissenschaftliche Leistungen anbetrifft, ebenbürtig zur Seite. Von 1882 bis 1889 wurden, nach öffentlichem Wettbewerb aller belgischen Hochschulen, 54 sogenannte Bourses de voyage vergeben. Löwen allein erhielt 25, d. i. mit weniger als 1400 Studenten beinahe so viel als die drei anderen Hochschulen, mit 3000 Studierenden, zusammen. Für die Periode von 1890 bis 1908 ergaben die Wettbewerbe folgende Resultate:

Universität	Studierende	Erstandene Prämien
Löwen	2000	131
Gent und Lüttich	3000	182
Brüssel	1000	41

Dieses Beispiel beweist, daß Löwen obenansteht. Mit Stolz darf die Hochschule auf die 75 Jahre ihres Bestehens zurückschauen und beredtes Zeugnis dafür ablegen, daß der freien Forschung der Offenbarungsglaube niemals im Wege steht.

Aus dem Lande der „Mynheers".

Zur Geburt der holländischen Thronerbin.

Von Bernhard Steenken.

An einem hellen, sonnigen Septembermorgen fuhr ich über Bentheim, dem deutschen Zollort mit seinem bekannten, dem Fürsten von Bentheim-Steinfurt gehörigen alten Schloß, seinem herrlichen Kurpark und seinen ausgedehnten Waldungen zunächst nach Oldenzaal, dem holländischen Grenz- und Zollort. Eine kurze, gemütliche Zollrevision . . . . . — und weiter ging's über Hengelo, Zütphen nach der Gartenstadt Arnheim. Zahlreiche, schöne Villen und geradezu herrliche Garten- und Parkanlagen bieten sich hier dem Auge des Vorüberfahrenden. Selbst wenn man dieses holländische Garteneden nur vom Zuge aus sieht, fühlt man: dort muß sich's angenehm wohnen lassen.

Die Strecke Zütphen—Arnheim hat nicht so sehr lebhaften Verkehr, jetzt aber, ab Arnheim, kommt's uns zum Bewußtsein, daß wir einen Hauptverkehrsweg befahren. Mehrere Male rast so ein moderner Kilometerfresser: Hoek van Holland—Köln, Berlin—Rotterdam u. a. an uns vorüber, die wir in phlegmatischer Ruhe im Personenzug dahingondeln.

Während sich hinter Arnheim rechts und links ein größeres Heideland mit Tannenbestand ausdehnt, sehen wir, je mehr wir uns der Universitäts- und Bischofsstadt Utrecht nähern, nur noch Wiesen und Weiden.

Dann vorbei an diesem nicht unbedeutenden Eisenbahnknotenpunkt, vorbei an kleineren Städtchen, Fabrik- und Vororten **Rotterdams**, und donnernd fährt unser Zug in die geräumige Bahnhofshalle des Maasbahnhofs ein.

* * *

Wir sind an dem bedeutendsten Platze Hollands für Schiffahrt und Handel angelangt. Es ist nachmittags, schon geht's auf den Abend: überall herrscht geschäftiges Leben in den Straßen; Großstadtbetrieb wie bei uns in Deutschland. Was



wohl einem jeden aufmerksamen Deutschen beim Betreten der Hauptgeschäftsstraßen sogleich in die Augen fällt, ist die Tatsache, daß er hier so viele Namen großer und größter deutscher Firmen liest, die ihm von Berlin, Dresden, Hamburg, Köln und anderen Großstädten Deutschlands bekannt sind. Insbesondere in Konfektion usw. spielen deutsche Geschäfte eine nicht unbedeutende Rolle. Nachdem wir einige Hauptstraßen durchwandert und kleinere durchquert haben, führt uns unser Weg ins behagliche Heim meines gastlichen deutschen Freundes. Da auch die Herrin des Hauses eine Deutsche ist, ja selbst die Bedienung deutsch spricht, so gut es halt gehen will, ist's für mich doppelt angenehm, wenngleich das Holländische jenen, die des Plattdeutschen mächtig sind, nicht allzugroße Schwierigkeiten verursacht, vorausgesetzt, daß langsam gesprochen wird.

Etwas fremd berührt uns zunächst die holländische Einteilung der Mahlzeiten mit dem Diner um 5 oder 6 Uhr nachmittags. Doch daran gewöhnt man sich leicht; ebenfalls an die Abkürzung von Namen, Vornamen usw. im gewöhnlichen Sprechverkehr, wie z. B. Pa statt: Papa, Ma statt: Mama.

Weniger will uns die „holländische" Zeit behagen; anheimelnd aber wirkt sofort die „Gemütlichkeit" im Verkehr, das freundliche und zuvorkommende, gefällige Benehmen der Holländer.

* * *

Am anderen Morgen wache ich, nach deutscher Zeit natürlich, denn an Holland denke ich im Moment des Erwachens gar nicht mehr, um 8 Uhr auf. Nun aber auf und fix in die Kleider! So spät schon! — — — Doch im Hause ist nur die Küchenfee und das Mädchen wach: es ist in Holland ja erst reichlich 7 Uhr, und da schläft noch alles friedlich und still, was nicht gerade zur bestimmten Zeit früher das weiche Bett verlassen muß.

Der heutige Tag ist einem Rundgang bzw. einer Rundfahrt durch Stadt und Hafen gewidmet. Für einen Fremden, insbesondere für einen Deutschen, bietet dieses Handelszentrum Hollands manches Interessante.

Am ungewöhnlichsten sind uns zunächst wohl die unendlich vielen Gemüse- und Früchtehändler und Verkäufer anderer Nahrungsmittel, die mit Hand- oder Hundewagen laut schreiend und singend ihre Waren vor jedem Hause zum Verkauf anbieten: jeder hat und kennt seinen Reim und rasselt ihn mit einer Geschwindigkeit herunter, daß wir wohl ein Schreien oder Schnarren hören, weiter aber kein Wort verstehen.

Zuerst besteigen wir die „Elektrische", und im Nu geht's durch die belebtesten und größten Straßen Rotterdams.

Doch das gefällt mir nicht; ich muß Muße haben zum Sehen und Beobachten, und darum heraus aus diesem modernen Verkehrsvehikel. — Es ist noch in den Vormittagsstunden, und doch herrscht schon in verschiedenen Straßen ein bedeutendes Leben. Fast ist's, als passierten wir die Leipziger- oder Friedrichstraße unserer deutschen Metropole. Man merkt auf den ersten Blick: in Rotterdam pulsiert äußerst frisches, bewegtes Geschäftsleben, flotter, stark aufstrebender Handel. Insbesondere aber hat Rotterdam eine blühende Schiffahrt. Hiervon können wir uns am besten überzeugen, wenn wir die großen, zum Teil mit technischer Künstlerschaft angelegten Hafenanlagen auf kleinem Dampfer durchfahren. Ein gewaltiger Wald von Masten, eine Unzahl großer, elektrisch betriebener Ladekräne liefern den sichtbarsten Beweis für die bedeutende seeschiffahrtliche und handelspolitische Bedeutung Rotterdams.

Groß mögen die Kosten gewesen sein, die derartige Anlagen verschlungen haben; groß, unendlich groß ist aber auch der Nutzen, die diese jährlich nicht nur für die Stadt selbst, sondern für ganz Holland aufbringen. Ja, was wäre denn Holland ohne einen Welthandelsplatz wie Rotterdam!

Dann marschieren wir wieder in die Stadt hinein, am geräumigen Fischmarkt und an altmodischen, einförmigen Häusern vorbei. Parallel mit den Straßen laufen vielfach Kanäle mit braunem, schlammigem Wasser, auf denen wir abermals die vielverzweigte Handelstätigkeit Rotterdams erkennen. Diesmal ist's die Kleinschiffahrt, die wir hier in ausgedehntestem Maße erblicken.

Unsere besondere Aufmerksamkeit zieht im Weitergehen das „Witte Huis" auf sich, das 45 Meter hoch sein soll. Wir treten ein, und in wenigen Augenblicken befördert uns der elektrische Fahrstuhl (Lift) 13 Stockwerke hoch. Im obersten Stockwerk gibt's eine vorzügliche Tasse Mokka mit Sahne, etwas für Liebhaber dieses braunen Getränks. Dann steigen wir noch eine Treppe höher und treten auf einen geräumigen Balkon, von dem aus man einen herrlichen Ausblick auf die Stadt genießt. Es gewährt einen eigentümlichen Reiz, so aus der Höhe auf ein modernes Häuserbabel herniederzuschauen.

Weiter besuchen wir die katholische St. Ignatiuskirche, die eine besonders große Orgel hat. Dann durchwandern wir den Zoologischen Garten, der einen reichen und guten Bestand an Tieren aufweist. Besonders kräftige Löwen- und prachtvoll geringelte Tigerexemplare sahen wir hier; ebenfalls bemerkten wir unter den größeren Raubvögeln äußerst große und starke Tiere.

Müde vom Wandern, treten mein Begleiter und ich in ein größeres Restaurant, um die trockenen Kehlen mit einem kühlen Trunke zu netzen. Den unvermeidlichen Billardtisch sieht man in Holland natürlich gleich in mehreren Exemplaren. Wahr ist jedoch auch, daß die Holländer im Billardspiel Meister sind.

Bevor wir den Heimweg antreten, besuchen wir noch die „Passage", einen Durchgang von einer Straße zur anderen mit Glasdach. Zu beiden Seiten nichts als Läden und Verkaufsstände. Insbesondere werden Gold, Silber, Galanterie- und ähnliche Waren in tausendfältiger Auswahl angeboten.

Jetzt aber nach „Muttern", meint mein Freund auf gut Deutsch, als ich noch einen Rundgang, oder richtiger ein „Treppe auf, Treppe ab", durch ein größeres Warenhaus vorschlage. Also kehren wir ins behagliche Heim zurück, wo uns die liebenswürdige Herrin und zwei liebliche Kindergesichtchen erwarten.

* * *

Am nächsten Morgen fahren wir hinaus zum Devenport-Bahnhof; dieses Mal aber mit Familie, d. h. Frau und Kinder des Freundes sind dabei. Unser Ziel ist: Haag-Scheveningen.

Hell und warm scheint die Septembersonne: ein schöner Herbsttag heute. Im Haag verlassen wir den Zug und durchwandern in Ruhe diese anmutige, äußerst saubere und schmucke Residenz „Wilhelminchens", der jungen Königin und nun glücklichen Mutter, der in diesen ersten Maitagen die Herzen eines anhänglichen Volkes in stürmischer Begeisterung zujubeln. Wirklich, dieses propere Städtchen mit etwa 80,000 Einwohnern, breiten Straßen, schönen Anlagen und wohlgepflegten Gärten hat auf mich einen sehr günstigen Eindruck gemacht. Es ist freilich kein Millionen- und Sündenbabel, wie London, Paris und Berlin es leider sind, doch dafür ist's hier auch entschieden gemütlicher und angenehmer.

Bekannt ist das alte Königsschloß, und bedeutend sind die Pferdemärkte, die alljährlich im Haag abgehalten werden. Nachdem wir die Stadt durchquert, noch verschiedene Sehenswürdigkeiten in Augenschein genommen und uns an der peinlichen Sauberkeit in den Straßen und auf öffentlichen Plätzen erfreut haben, besteigen wir einen sog. Sommerwagen, die in Menge ständig zwischen Haag und Scheveningen verkehren, und nun geht's in langsamem „Trapp! Trapp!" durch einen herrlichen Laubwald, der sich vom Haag bis Scheveningen erstreckt.

Es führen vom Haag natürlich mehrere Wege nach dem Seebade Scheveningen: elektrische Straßenbahn, Stoomtrain u. m. a.; ich möchte jedoch jedem raten, einmal wenigstens mit Wagen durch dieses prachtvolle Laubholz zu fahren, oder noch besser: zu Fuß den Weg zurückzulegen; gereuen wird's gewiß niemanden. Wir sind am Ziel. Da liegt er vor uns, dieser Tummelplatz der reichen „Mynheers" mit seinem kolossalen, prachtvollen Kurhaus, seinen großen Strandhotels und ungezählten Logierhäusern und Heimen u.s.w. Schon bald gewinnt man die Ueberzeugung: hier verkehrt die holländische, aber nicht nur diese, sondern die internationale Welt der oberen Zehntausende. Scheveningen ist ein Weltbad. Wir Deutsche sind gewiß nicht arm an Seebädern; auch an modernen nicht. Norderney in erster Linie darf sich wirklich wohl sehen lassen; Scheveningen aber ist unserem „Kanzlerbad" in manchem, ja in vielem über. Holland hat durchaus kein Geld gespart.

Herrlich ist auch der weite Strand.

Die Hochflut der Badegäste ist längst wieder fort, trotzdem aber wimmelt's heute noch von Menschen. Einige liegen im weichen Sande und sonnen sich, andere patschen mit bloßen Füßen durchs Wasser; hier sitzen sie in Strandkörben oder Zelten, lesend, schreibend oder sonst die Zeit totschlagend, dort gräbt eine ganze Reihe kleiner und großer Menschen im Dünensande, als gelte es den Lebensunterhalt zu verdienen.

Doch bald vergessen wir die mächtigen Bauten und Hotels und die trägen und geschäftigen Menschen um uns: der großartige Anblick, den die See heute bei frischem Winde gewährt, nimmt uns ganz gefangen. Welle auf Welle rollt mit silbernem

Kamm zum Strande, und in der Ferne dröhnt's und wogt's: ein herrlich erhabenes Schauspiel!

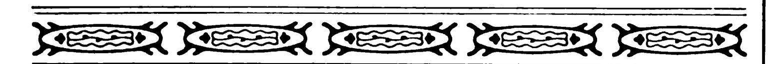
Dann besuchen wir die auf einem langen und hohen Pier ins Meer hinaus erbaute Glaspavillon-Rotunde, hören einige Konzertnummern an, die von einer stark besetzten Badekapelle musterhaft vorgetragen werden, treten seitwärts an den bekannten Spieltisch und beobachten, wie hier verschiedene Herren und Damen — letztere sind sogar Deutsche! — ihre überflüssigen Märkel verlieren. Gerade hier am Spieltisch bemerkte ich so manchen aus dem Vaterlande! Sonderbar! Wenn der deutsche Michel draußen ist, muß er gleich an allem „Bösen" nippen!

Dann machte ich noch eine Beobachtung: die musterhafte Ordnung beim Besteigen der „Elektrischen", die abends die Menge der Tagesbesucher wieder zum Haag befördert. Alles, was mitfahren will, stellt sich in langer Reihe zu zweien auf und jeder wartet ruhig, bis er in einen der immer wieder von neuem vorfahrenden Wagen einsteigen kann. Wirklich, diese Maßnahme verdiente überall dort, wo starker Andrang beim Besteigen der elektrischen Straßenbahnen herrscht, intensivste Nachahmung.

* * *

Wie eine glühende Feuerkugel steht der Sonnenball über dem Wasserspiegel, als wir nochmals zur Promenade zurückkehren. Nur noch wenige Minuten, dann taucht er unter in die wilde, wogende Salzflut. Blitzartig leuchten die Strahlen der Scheidenden am fernen Horizonte auf, bis sie sich allmählich in dem sich am ganzen westlichen Abendhimmel ausbreitenden, wunderbar schönen Abendrot verlieren. Für uns steht der „Stoomtrain" zur Abfahrt bereit. Drum ade, du herrliche goldene Abendsonne!

Ade, du rauschendes, gewaltiges, unendliches Meer!



Ein Strafgericht über die Pornodramatik der Brettlbühnen.

Die „Allgemeine Rundschau" rechtskräftig freigesprochen.

Bericht von Joseph Will.

Vorbemerkung.

Der Herausgeber ist einem großen Teile seines Leserkreises, der für alle Einzelheiten der zweiten Auflage dieses „Brettlprozesses" vielleicht weniger Interesse hat, eine Erklärung schuldig. Durch die überraschende Zurückziehung der Berufung unmittelbar nach der Vernehmung der klägerischen Schutzzeugen entstand für die „Allgemeine Rundschau" und ihren Herausgeber eine gewisse Zwangslage. Es galt, den Trick des Gegners, das Intime Theater als rehabilitiert hinzustellen, so wirksam als nur möglich zu durchkreuzen. Das konnte nur durch eine Veröffentlichung der gegen sich selbst sprechenden Zeugenaussagen, und zwar in stenographischer Ausführlichkeit, geschehen. Zugleich mußte aber denjenigen Sachverständigen, welchen durch den vorzeitigen Schluß der Verhandlung das Wort abgeschnitten war, Gelegenheit verschafft werden, ihre aus der zweitinstanzlichen Verhandlung gewonnenen Eindrücke an die Oeffentlichkeit zu bringen und den vollen Erfolg des Prozesses sicherzustellen. Daß der Bericht an manchen Stellen keine Kinderlektüre ist, braucht nicht betont zu werden. Es handelt sich hier um Dinge von solch eminenter Wichtigkeit, daß derartige Rücksichten in den Hintergrund treten müssen.

Um den Bericht ohne Beeinträchtigung des übrigen Stoffes unterzubringen, wurde der Umfang des vorliegenden Heftes um einen Bogen vermehrt.

Die eklatante Niederlage, die der Direktor des „Intimen Theaters" in München, Joseph Hunkele, genannt Vallé, am 12. Januar dieses Jahres in der Verhandlung vor dem Schöffengericht des Amtsgerichtes München I erlitten, sollte am 28. April in der Berufungsverhandlung vor der 4. Strafkammer des Landgerichtes München I möglichst repariert werden, hauptsächlich wohl in Anbetracht der Konzessionsentziehung, die dieser denkwürdige Prozeß für das „Intime Theater" zur Folge hatte und deren letztinstanzliche Entscheidung vor dem Verwaltungsgerichtshof bevorsteht. Ein kurzer Rückblick auf die Geschichte des Prozesses: Die „Allgemeine Rundschau" hatte in Nr. 29 vom 18. Juli 1908 und in Nr. 34 vom 22. August 1908 zwei Artikel unter dem Pseudonym P. Reither veröffentlicht: „Wie amüsiert sich die „moderne" akademische Jugend?" und „Sittliche Niedertracht in „Theatern", in denen in energischer Weise Front gemacht wurde gegen die schmutzige Erotik — „Pornodramatik" nannte sie vor der Strafkammer der als Sachverständiger vernommene Obermedizinalrat Prof. v. Gruber —, die sich in allen Darbietungen gewisser „Theater" oder „Ueberbrettl" breitmache. In Nr. 37 der „Allgemeinen Rundschau" veröffentlichte der cand. iur. Hans Besold die Schilderung eines Abends im „Intimen Theater" des Herrn Hunkele, alias Vallé, unter dem Titel: „Großstadtmilieu und Geschmacksverwilderung", in der mit unerschrockenem, kräftigem Griff der ganze sittliche Schmutz solcher Darbietungen einmal dem breiteren Publikum zum Urteil unterbreitet wurde. Daß dabei scharfe, recht scharfe Hiebe fielen, wird jeder begreifen, der es ernst meint mit dem Kampfe gegen die Schmutzflut, die allmählich alles zu überschwemmen droht.

Durch diese Artikel fühlten sich die Herren Hunkele, alias Vallé, Direktor des „Intimen Theaters", und Hermann Wagner, Direktor des „Kleinen Theaters", in ihrer Ehre gekränkt und strengten gegen den verantwortlichen Redakteur der „Allgemeinen Rundschau", Dr. Armin Kausen, und gegen den Verfasser des Artikels in Nr. 37, cand. iur. Hans Besold, eine Beleidigungsklage an, mit dem den Lesern der „Allgemeinen Rundschau" wohlbekannten Ausgange, daß die beiden Beklagten freigesprochen und die Kosten den Klägern überbürdet wurden. Das Schöffengericht erachtete den Wahrheitsbeweis als erbracht.

Gegen dieses Urteil legten beide Privatkläger Berufung ein. Jedoch zog der Direktor des „Kleinen Theaters" dieselbe nachträglich zurück, so daß die Berufungsinstanz sich lediglich mit der Berufung des Direktors Hunkele, alias Vallé zu befassen hatte.

Den Vorsitz in der Berufungsverhandlung führt Landgerichtsdirektor Lindner. Der Kläger ist persönlich erschienen, verbeistandet durch Rechtsanwalt Dr. Jakob Goldschmidt III, persönlich erschienen sind auch die beiden Beklagten, Dr. Armin Kausen und cand. iur. Hans Besold, beide mit Rechtsanwalt August Rumpf als Verteidiger. Da seitens des Klägers eine Menge Entlastungszeugen und Sachverständige neu geladen sind, hat auch Rechtsanwalt Rumpf eine Reihe von Sachverständigen geladen, die zum größten Teil bereits bei der ersten Verhandlung als solche fungierten; als neue Sachverständige waren von ihm Obermedizinalrat und Universitätsprofessor Dr. Max v. Gruber, Kgl. wirkl. Rat Heinrich Leher, Herausgeber des „Bayerland" und Eugen Kalkschmidt, Mitarbeiter der „Frankfurter Zeitung" und des „Kunstwart", geladen.

Zu Beginn der Verhandlung erklärt R.-A. Rumpf, daß er die von der gegnerischen Seite als Sachverständige geladenen Herren Manz und Bauernfreund mit aller Entschiedenheit ablehnen müsse. Manz sei Regisseur im Intimen Theater, sei selbst polizeilich beanstandet worden, käme also gewissermaßen eher als Mittäter in Betracht. Von Bauernfreund dürfte gerichtskundig sein, daß Dr. Kausen veranlaßt war, gegen diesen Privatklage zu erheben, weil er im Solde des Hunkele ein von Beleidigungen strotzendes Pamphlet gegen Dr. Kausen geschrieben habe, Bauernfreund sei deshalb letzte Woche zu einer Geldstrafe von 150 ℳ verurteilt worden; das Urteil sei noch nicht einmal rechtskräftig, und es würde dem Ernst und der Würde der Verhandlung nicht entsprechen, einen derartigen Herrn, der es nicht gewagt habe, gegen die „Münchner Neuesten Nachrichten" vorzugehen, als sie sein Blatt ein „Revolverblatt" und eine „Sumpfpflanze" nannten, als Zeugen und Sachverständigen hier figurieren zu sehen.

R.-A. Dr. Goldschmidt will diesen Einwand nicht anerkennen, worauf R.-A. Rumpf erklärt, hier sei einzig ausschlaggebend, ob das Gericht diesem Sachverständigen die Unbefangenheit zuerkenne.

Nunmehr beginnt die Verlesung der inkriminierten Artikel, des Protokolls und des Urteils der ersten Instanz. Aus dem Urteil des Schöffengerichts des K. Amtsgerichts München I, gez. „Der K. Oberlandesgerichtsrat Mayer", sei die für die Berufungsinstanz entscheidendste Stelle hier wortgetreu wiedergegeben:

„Was das „Intime Theater" betrifft, so wurde durch die Beweiserhebung festgestellt, daß dort tatsächlich mit der größten Anzahl der Darbietungen darauf spekuliert wurde, nicht besonders anständige Instinkte wachzurufen, wie der Sachverständige Dr. Kreuzbauer sich ausdrückte, also auf den Sinnenkitzel auszugehen. Ferner wurde festgestellt, daß dort verfängliche Pointen durch die Darstellung nicht gemildert, sondern, wie zeugschaftlich gesagt wurde unterstrichen, das heißt, durch Mimik und Gesten besonders hervorgehoben wurden. Das heute verlesene Stück „Das starke Stück", dessen Inhalt oben geschildert ist, stellt sich als eine sehr geschickte



und raffiniert gemachte Schilderung der obszönen Verführung eines noch beinahe im Kindesalter stehenden Mädchens heraus und ist — zumal in der von den Zeugen betonten verschärfenden Darstellung — als gröblich sittenverletzend zu erachten. Es wurde auch von den Zeugen Weigl und Roth ferner bekundet, daß eine bekannte Sängerin des „Intimen Theaters" bei gewissen Liedern direkt die Bewegungen des Beischlafs ausführte. Bei allem Charme und aller Pikanterie, deren eine solche Darstellerin fähig sein mag, zeigt eine solche öffentliche Darbietung denn doch eine so wider alle natürliche Scham und jedes sittliche Empfinden verstoßende Entartung, daß man es dem strengen Gegner des ganzen auf jener Bühne vertretenen Genres nicht wohl verübeln kann, wenn er davon in den allerschärfsten Ausdrücken spricht."

Nach Eröffnung der Berufungsverhandlung erklärt der Beklagte Dr. Armin Kausen: Ich will vorausschicken, daß ich niemals ein Brettl besucht habe, und möchte betonen, daß in der ersten Instanz eine ganze Reihe von Sachverständigen die gleiche Erklärung abgegeben haben. Auch mein Verteidiger hat damals erklärt, niemals ein Brettl besucht zu haben. Ich stehe also der Sache objektiv gegenüber. In meinem Organ und in meiner Eigenschaft als stellvertretender Vorsitzender des Interkonfessionellen Männervereins bekämpfe ich seit Jahren energisch alle öffentlichen Auswüchse auf sittlichem Gebiete. Was die Sache selbst betrifft, so waren mir schon seit langer Zeit Klagen zugegangen speziell über die Zustände im „Intimen Theater" und im „Kleinen Theater". Aehnliche Beschwerden waren auch dem Männerverein zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit zur Kenntnis gekommen. Wir haben zwei Herren beauftragt, diese Theater zu besuchen. Es war beabsichtigt, daß einer der Herren einen Artikel über diese Mißstände schreiben sollte. Nun traf es sich ganz zufällig, daß unerwartet ein Artikel des cand. iur. Hans Besold über das „Intime Theater" einlief. Ich habe sofort dem betreffenden Herrn telephoniert, er möge von einem Artikel Abstand nehmen. Das Urteil eines von uns ganz Unbeeinflußten, zumal eines Studenten, verdiene den Vorzug. Ich habe, nachdem der Artikel gesetzt war, den erwähnten Herren vorsichtshalber von dem Inhalt Kenntnis gegeben. Die Herren haben einige Wendungen beanstandet und diese wurden abgeändert.

Ich habe nicht die Absicht gehabt, die Person des Herrn Hunkele, die mir völlig unbekannt und gleichgültig war, zu treffen. Es hat sich nur darum gehandelt, die Zustände zu treffen, die am „Intimen Theater" herrschten. Daß in dem Besoldschen Artikel starke Ausdrücke gebraucht sind, gebe ich zu; es hat sich aber gezeigt, daß ein leiser Tadel, ein gelindes Zufassen absolut keinen Eindruck macht. Der Hauptzweck war von meiner Seite jedenfalls, das Augenmerk der breitesten Oeffentlichkeit auf die Gefahr zu richten, die der Jugend, vor allem der akademischen Jugend, durch Aufführungen dieser Art droht. Die Mitteilungen aller Zeitungen stimmten ja darin überein, daß Studenten ein Hauptkontingent der Besucher dieser Theater bilden. Es ist auch festgestellt, daß Hunkele die Schmähbroschüre gegen mich speziell an die Studentenkorporationen mit Ausnahme der katholischen versenden ließ.

Daß ich den Kampf aus innerster Ueberzeugung führe, brauche ich nicht besonders zu betonen. Wer in diesem Kampfe vorndaran steht, der hat soviel Hohn und Spott und Verfolgung auf sich zu nehmen, daß es wahrhaftig kein Vergnügen ist. Es ist mir von vielen Zeugen bestätigt worden, daß ich den Kampf nur sachlich führe, und daß es insbesondere mein Bestreben gewesen ist, die weitesten Kreise der Bevölkerung zu diesem Kampfe heranzuziehen. Der Vorwurf, daß der Kampf eine „schwarze Mache", eine „Zentrumsmache" sei, ist absolut hinfällig. Ich darf wohl sagen, daß ich der eigentliche Gründer des hiesigen Männervereins war. Vom ersten Tage an war es mein Bestreben, Männer aller Konfessionen und Parteien heranzuziehen. Israeliten und selbst einige Monisten haben sich auf den Boden unserer Bestrebungen gestellt. Die jüngste Vorstellung an die Polizeidirektion, welche aus Anlaß dieses Prozesses ein verschärftes Vorgehen gegen die Brettlbühnen und ähnliche Unternehmungen verlangt — die übrigens ohne mein Zutun zustande kam — trägt vorwiegend Unterschriften von Leuten, die weder meiner Konfession noch meiner Partei angehören. Protestantische Gruppen und Korporationen sind in großer Zahl vertreten, auch der israelitische Frauenverein hat sich, wie schon bei früherer Gelegenheit, unseren Bestrebungen angeschlossen. Gegenüber Insinuationen der Gegenseite betone ich ausdrücklich, daß z. B. auch der liberale Reichstagsabgeordnete für München I, Rechtsrat Wölzl, die gemeinsame Vorstellung gegen den Brettlunfug unterzeichnet hat.

Es ist mir in erster Instanz vorgeworfen worden, wir treten gegen die Kunst auf. Da bemerke ich zunächst: Wer so lange in dieser Bewegung steht, gewöhnt sich alle Prüderie ab. Es gibt auch so unendlich viele Dinge schlimmster Art zu bekämpfen, daß man froh ist, wenn der gröbste Unrat ausgeräumt ist. Von Mitgliedern des Ausschusses kann mir bestätigt werden, daß gerade ich es war, der, wenn es sich um Erzeugnisse wirklicher Kunst handelte, stets gesagt habe: Hände weg! Ich könnte mich darauf berufen, daß nach einer Generalversammlung, in welcher ich einer prüden Beanstandung bestimmt entgegengetreten war, das betreffende Mitglied seinen Austritt erklärt hat.

Nach dem freisprechenden Urteil der ersten Instanz ist mir eine große Menge von zustimmenden und beglückwünschenden Kundgebungen zugegangen. Es wurde die Zahl 200 erreicht. Vielleicht mit Ausnahme von 6 bis 7 waren die betreffenden Personen mir vollständig unbekannt. Viele betonten ausdrücklich, daß sie meine konfessionellen und politischen Gegner, daß sie liberal oder protestantisch seien. Auch von Münchener Liberalen habe ich bemerkenswerte Zuschriften erhalten.

Unter diesen Kungebungen befanden sich im ganzen sechs von mir damals völlig unbekannten Personen aus Berlin, Kiel, Ravensburg, Bövinghausen bei Dortmund, Mainz, Würzburg, welche erklärten, daß sie das Intime Theater aus eigener Anschauung kännten. Drei Herren stellten sich ausdrücklich als Zeugen für die zweite Instanz zur Verfügung. Wir hatten die kommissarische Vernehmung dieser Zeugen beantragt. Das Landgericht hat aber diese Vernehmung, als durch die Prozeßlage nicht geboten, abgelehnt. Der Gerichtshof scheint an den Zeugen der ersten Instanz genug gehabt zu haben. Schon wegen der weiten Entfernung war es uns nicht möglich, diese Zeugen heute hier zur Stelle zu bringen. Da aber die klägerische Partei Zeugen aus Stuttgart und Frankfurt mitgebracht hat, lege ich das allergrößte Gewicht darauf, aus den Briefen der betreffenden Herren die Hauptstellen hier verlesen zu dürfen.

Die Aussagen dieser Herren liegen bei den Akten des Verwaltungsgerichtshofes, deren Adhibierung deshalb von unserer Seite beantragt war. Da dem Antrag in letzter Stunde aus formellen Gründen nicht stattgegeben wurde, ist es zu meiner Verteidigung um so notwendiger, daß ich diese Briefstellen verlese.

Herr Dr. jur. Ludwig Zimmerle,

Landgerichtsrat in Ravensburg, Hauptmann der L.-Inf. I. A., schrieb mir unmittelbar nach der ersten Instanz: „Zu Ihrer Freisprechung beglückwünsche ich Sie bestens. Ich selbst bin anfangs Dezember 1908 aus Versehen in das Intime Theater — das ich für ein Variété hielt — gekommen und habe den Eindruck mit nach Hause genommen, daß es sich um eine witzlose Schweinerei handelt. Ich bin gerne bereit, Ihnen dies für die Berufungsinstanz zu bezeugen."[1])

Herr Dr. med. Weisner,

Arzt für Augen-, Ohren- und Nasenleiden in Kiel, der sich als Leser der Berliner „Deutschen Zeitung" einführt, also jedenfalls weder politisch noch konfessionell mein Parteigänger sein kann, schrieb an mich: „Sehr geehrter Herr! „Aus der „Deutschen Zeitung" vom 14. I. ersehe ich Ihren Kampf und Rechtsstreit gegen das Intime Theater. Zugleich im Namen meiner Frau spreche ich Ihnen unsere vollständige Uebereinstimmung und unseren Dank für Ihr Auftreten gegen diese Giftpflanze aus. In den ersten Tagen des September 1907 kamen wir durch München und gingen auch einen Abend ins Intime Theater, ohne zu wissen, was uns bevorstand. Ich hatte unter diesem Namen eine Art freie Bühne vermutet, in der ich Aufführungen von Werken jüngerer Künstler, die vielleicht noch nicht ganz reif für die großen Bühnen sind, oder dergleichen zu sehen erwartete.

---

[1]) Herr Dr. Zimmerle, der von Rechtsanwalt Rumpf direkt geladen worden war, aber wegen dienstlicher Unabkömmlichkeit entbunden zu sein wünschte, schrieb an Rechtsanwalt Rumpf über seine persönlichen Eindrücke noch weiter: „Zur Sache selbst kann ich nur bestätigen, was ich schon der Kgl. Polizeidirektion München auf deren Anfrage mitgeteilt habe, daß ich von der Vorstellung im Intimen Theater, die ich am 23. oder 24. November 1908 in Begleitung eines Schwagers besucht habe, den Eindruck eines auf die niederen sinnlichen Instinkte der Besucher abzielenden Unternehmens gehabt habe. Diese Tendenz ist durchweg, hauptsächlich in der Art der Darstellung und der Mimik, zutage getreten. Ich erinnere mich speziell noch an ein mit Pantomimen verbundenes Couplet, in welchem ein Darsteller einer Darstellerin ein Strumpfband anprobierte und bei jedem Vers mit dem Band weiter aufwärts gegen den oberen Teil des Oberschenkels rückte. Es war dies in der Art des Vortrages und der begleitenden Mimik eine direkt geile Darbietung. Ich darf noch bemerken, daß weder ich noch mein Schwager, ein akademischer Landwirt, zu den prüden Menschen zählen. Wir ertragen eine gute Portion starken Tabaks recht gern, vorausgesetzt, daß etwas Witz dahintersteckt, und haben jahrelang in Großstädten — Leipzig und Stuttgart — gelebt. Ich selbst kenne noch einen größeren Teil des Auslandes. Darbietungen, wie die vorliegenden, sind mir aber noch nie in Etablissements begegnet, welche Anspruch auf anständige Darstellungen erheben."

Schon die ersten Darbietungen belehrten uns eines anderen. Nichts als Zoten — ohne jeden künstlerischen und literarischen Wert; stets und überall nur Betonung des Geschlechtlichen... Meine Frau war durchaus erschüttert und tief verletzt und empört. Wenn man das Publikum sieht: zum großen Teile Jünglinge, auch halbe Knaben, die auf diese Weise beigebracht bekommen, daß das Geschlechtliche Trumpf ist. Ich habe seinerzeit auch in München studiert, weiß mich von jeder Prüderie frei und kann sehr gut auch einen derben Witz vertragen, aber diese Vorführungen, die nichts bezwecken als die Geilheit zu reizen, gab es damals noch nicht, und die sind nur gemein und ekelhaft. Meine Frau sagte nur immer: Wenn man denkt, daß unsere Jungens dereinst auch so etwas sehen und hören, daß ihnen in dieser raffinierten Weise jede Scham ertötet wird, entsetzlich! Sie wollen aus obigem also ersehen, daß nicht jeder, der dorthin geht, weiß, was er hören soll; daß ich Ihnen und Ihren Herren Mitkämpfern aufrichtig dankbar bin, daß Sie diesen guten Kampf aufgenommen haben, und daß ich Ihnen guten Fortgang und Erfolg wünsche. Eigentlich hatten wir selbst (meine Frau und ich) das Gefühl, daß es Pflicht wäre, dagegen einzuschreiten, aber die tägliche Arbeit und die weite Entfernung ließen es nicht dazu kommen. Sollten Sie zufällig irgendwelches Gewicht darauf legen, so bin ich jederzeit gerne bereit, mit meinem Namen das oben Gesagte zu vertreten."

Rechtsanwalt Dr. Goldschmidt widersetzt sich der Fortsetzung dieser Verlesungen.

Dr. Kausen betont, daß ihm durch Ablehnung der kommissarischen Vernehmung dieser Zeugen ein wichtiges Beweismittel abgeschnitten worden sei, erklärt sich aber auf Wunsch des Vorsitzenden bereit, etwaige weitere Verlesungen dem Plädoyer zu überlassen.

Dr. Kausen fährt fort, er habe seinen Zweck bereits erreicht, und erwähnt nur noch eine Stelle aus dem Briefe des Herrn Theodor Benning, Mitinhaber der Firma L. Schöppner & Co. (Baugeschäft) in Bövinghausen, Post- und Bahnstation Merklinde, Kreis Dortmund.

Herr Theodor Benning,

der zurzeit des Oktoberfestes die Ausstellung München 1908 besuchte, schreibt an Dr. Kausen u. a.: „Das an jenem Abend gegebene Stück war natürlich eine Ehebruchszene, die in der allerfrivolsten Weise gegeben wurde. Entkleidungen bis aufs Nachtgewand, Eindeutigkeiten und das Allerschlimmste: eine von diesen „Künstlerinnen" (Liebhaberin des Kassiers) hat sich hinter einen Vorhang (eines Aktenschrankes oder dgl.) versteckt, der Direktor kommt und sucht, auf den Knien rutschend, greift hierbei von unten her unter den Vorhang bis über Kniehöhe und sagt, die Hand wie elektrisiert zurückziehend: „Ich habe an etwas gefaßt." Dazu die entsprechenden Gebärden.[2])

Dr. Kausen fährt fort: Ich könnte mich auch noch auf die unlängst veröffentlichte Entscheidung zweiter Instanz im Konzessionsentziehungsverfahren berufen, außerdem auf die Urteile zahlreicher Zeitungen, die nicht auf meinem politischen Standpunkte stehen. Um aber die Vernehmung des Sachverständigen Obermedizinalrat Prof. von Gruber, der nur bis 11 Uhr abkömmlich ist, noch zu ermöglichen, verzichte ich auf weitere Ausführungen.

Der zweite Beklagte, cand. iur. Hans Besold, erklärt, er sei aus zwei Gesichtspunkten dazu gekommen, so scharf vorzugehen, erstens weil er die sich in letzter Zeit geltend machende Richtung, eine „freiere" Auffassung von Anstand und Dezenz auf die Bühne zu bringen, für eine große Gefahr halte, und zweitens weil derartige Kunstprodukte vom ethischen und ästhetischen Standpunkt aus vollständig abzuweisen seien. Irgendwelche Beleidigungsabsicht habe er nicht gehabt; er habe nicht den Unternehmer, sondern das Unternehmen kritisiert.

Gutachten des Obermedizinalrates und Universitätsprofessors Dr. Max von Gruber:

Der Vorsitzende ersucht Rechtsanwalt Rumpf um Angabe der Punkte, über die Professor Dr. von Gruber sein Gutachten abgeben solle.

R.-A. Rumpf erklärt, daß es ihm hauptsächlich darum zu tun sei, von dem Herrn Sachverständigen ein kompetentes Urteil darüber zu hören, ob derartige Darbietungen, wie sie sich aus dem Protokoll der ersten Verhandlung und den inkriminierten Artikeln ergeben, namentlich für die studierende Jugend eine große sittliche Gefahr sind.

Auf die diesbezügliche Frage des Vorsitzenden erklärt Prof. Dr. von Gruber:[3]) Wenn die Verhältnisse so liegen, wie sie in dem Artikel und in dem Urteile der ersten Instanz dargestellt sind, so muß ich sagen, daß diese Vorstellungen zu der ganzen großen Reihe von Bestrebungen in der neueren Zeit gehören, die geradezu verhängnisvoll sind. Soll diese systematische Korrumpierung der öffentlichen Sittlichkeit so weiter gehen, so halte ich dies geradezu für Verderben drohend für unsere Jugend und für die Nation. Und so sehr ich in anderen Punkten mit Herrn Dr. Kausen nicht einverstanden bin — ich erinnere mich zum Beispiel an einen Artikel in der „Allgemeinen Rundschau" über Universitätsverhältnisse, bezüglich dessen ich einen völlig entgegengesetzten Standpunkt vertrete — in diesem Falle muß ich gestehen, daß ich ihm sehr dankbar bin für sein Eintreten. Was ich in dieser Beziehung von ihm gelesen habe, unterschreibe ich ganz und gar, und ich glaube, daß er sich da wirklich ein großes Verdienst erworben hat. Ich halte es unbedingt für notwendig, die Aufmerksamkeit der Nation auf diese Mißstände zu lenken.

R.-A. Rumpf: Haben Sie nicht selbst einmal einen flammenden Protest verfaßt, der nachstehenden Wortlaut hatte: „Sperre ins Tollhaus jene Aestheten, die unter dem Titel der Schönheit alles zum ziellosen Spiel machen, ihren Mitmenschen jeden Maßstab für Nutzen und Notwendigkeit der Dinge, jedes Verständnis für Kausalität — ins Moralische übersetzte Pflicht — zu rauben drohen! Die falschen Propheten aber, die das rücksichtslose „Sichausleben" als Ideal verkündigen, erschlage! Diese Schurken, die, um selbst zügellos leben zu können, jede Zügelung der Triebe für unmöglich und jede Mahnung dazu für Heuchelei zu erklären wagen!"

Prof. von Gruber: Diese Worte habe ich gesprochen in einem Vortrage in Berlin im Verein für Volkshygiene, der auch als Broschüre erschienen ist.

R.-A. Goldschmidt: Sie waren noch nie im Intimen Theater. Wissen Sie, daß dieses Theater solche anstößige Stücke aufführt?

Prof. von Gruber: Das habe ich immer gehört, daß das Intime und das Kleine Theater Stätten dieser Pornodramatik seien.

Dr. Kausen: In dem Pamphlet, das Redakteur Bauernfreund im Auftrage des Herrn Hunkele gegen mich schrieb, und wegen dessen er am 22. April vom Schöffengericht verurteilt wurde, ist u. a. auch behauptet, daß die großstädtische Entwicklung Münchens derartige Theater brauche, und es ist gewissermaßen ein Verdienst daraus gemacht worden, daß durch die Unterstützung solcher Theater die Entwicklung Münchens zur Großstadt gefördert werde. Ich möchte fragen, wie der Herr Obermedizinalrat darüber denkt.

Sachverständiger: Diese Frage beantwortet sich wohl von selbst. Es ist ja sicher, daß die Großstadt solche Gelegenheiten und Verführungen in großem Maßstabe darbietet, und daß für viele

---

[2]) Zur Vervollständigung seien aus einem Briefe des Herrn Benning auch noch folgende Stellen zitiert, die vor Gericht nicht verlesen wurden: „Diese Vorstellungen wirkten derartig auf mich ein, daß ich nicht das Ende der Vorstellung abwarten konnte ... Daß zu einer solchen Vorstellung auch Leute sich einfinden, die zum Teil anscheinend besseren Gesellschaftsklassen angehörten, ja, daß sogar eine größere Zahl Damen sich an diesen Verhöhnungen alles Guten und Edlen anscheinend ergötzten, habe ich doch nicht verstehen können. Und da kann man in einer Stadt mit Kunstsinn — und das ist München, wenigstens auf dem Gebiete des Kunstgewerbes — noch darüber diskutieren, ob im Intimen Theater Kunst verzapft werde. Ich möchte annehmen, die Herren, die diese Meinung hegen, haben noch keiner Vorstellung beigewohnt. Die Polizeiverwaltung tut aber jedenfalls nicht mehr als ihre Pflicht, wenn sie einem solchen Theaterunternehmer die Konzession nimmt. Hoffentlich bleibt's dabei!"

[3]) Das Stenogramm wurde von dem Sachverständigen vor der Drucklegung persönlich durchgesehen und in der vorliegenden Form gutgeheißen.



darin ihr Reiz liegt. Aber das kommt dann auch in der Gesundheitsstatistik zum Ausdruck! Wenn man sich das Ziel setzt, Geld zu machen, gleichviel wie, dann mag es ja richtig sein, aus München das Wanderziel der Genußsucht der ganzen Welt zu machen und rücksichtslos auf alles, was gemein ist im Menschen, zu spekulieren. Wenn man aber vor Augen hat, daß München eines der wichtigsten Zentren der geistigen Kultur unseres Vaterlandes ist und sein soll, und daß hier eine Fülle vom Besten unserer Jugend zusammenströmt, und daß dieses Beste und ihre Nachkommenschaft durch solche Dinge in den Kern hinein verdorben und ruiniert wird, dann kann man eine großstädtische Entwicklung in dieser Richtung nur verurteilen.

R.-A. Rumpf: Sind Aufführungen dieser Art für junge Leute, Universitätsstudenten, die ja einen Großteil der Besucher dieser Theater bilden, nicht für ihr ganzes geschlechtliches Gehaben im höchsten Grade verderblich, und ist nicht gerade für diese Kreise die höchste Verführungsgefahr darin gelegen

Sachverständiger: Ja gewiß, ich halte dies für furchtbar gefährlich. Der Geschlechtstrieb, der ja in jedem, speziell in der Jugend, stark genug ist, muß ganz enorm gesteigert werden durch solche geschlechtliche Eindrücke. Diese bringen bei jedem Menschen eine Stimulierung hervor, die den Widerstand außerordentlich schwer macht. Und nun muß man sich einen jungen Menschen vorstellen, der aus der strengen Zucht des Gymnasiums, aus dem Elternhause heraus in solche Darbietungen kommt. Die Gefahr ist eine ungeheuere! Ich will keineswegs die Münchener Studenten als besonders schlimm hinstellen. Es ist aber leider Tatsache, daß überall gerade in akademischen Kreisen die Geschlechtskrankheiten in enormem Maße verbreitet sind. Man muß alles tun, um der Jugend einzuprägen, daß sie sich Zügel anlegen muß. Das Predigen des Sichauslebens in dem Sinne, daß jeder Regung des Geschlechtstriebes nachgegeben werden solle, das ist ja wirklich Wahnsinn, und ich kann nicht begreifen, daß Männer, die national sind, in solcher Verkehrtheit alle Fesseln der Sittlichkeit zu sprengen suchen. Das kann nur von einer einseitigen und falschen Auffassung des Begriffs der Freiheit herkommen.

R.-A. Rumpf: In der Sache Dr. Kausen contra Bauernfreund wurde von dem gegnerischen Anwalt eine Stelle aus Dr. Ludwig Thomas „Moral" zitiert, wo eine Frau zu ihrem Manne, der Präsident eines Sittlichkeitsvereins ist, spricht: „Blamier' uns nicht!", und mit Bezug darauf wurde gesagt: „Blamieren Sie unser schönes, liebes München nicht mit derartigen Dingen!" Was würden Sie zu einer solchen Mahnung sagen?

Prof. Dr. von Gruber: Darauf kann ich eine sehr interessante Antwort geben. Bald nachdem ich hierher nach München berufen war, habe ich in Gesellschaft einen norddeutschen Studenten gesprochen und ihn gefragt, warum soviele norddeutsche Studenten hierher nach München kommen. Der antwortete mir darauf: „Viele unserer Leute sagen: Man müsse sich eben auch einmal mit den Schweinen im Kot wälzen." Ich habe diesem Herrn natürlich sofort den Rücken gekehrt wegen seiner Unart, aber dieser Ausspruch ist doch charakteristisch für den Ruf, in welchem München steht. Vor einem halben Jahr habe ich mit der Frau eines Kollegen aus einer kleinen mitteldeutschen Universitätsstadt gesprochen, von der zwei Söhne die Universität beziehen sollten. Ich fragte sie, ob sie keinen derselben seine Studien auf der Münchener Universität machen lassen werde. Und was hat sie mir geantwortet? Sie könne sich nicht entschließen, einen ihrer Söhne nach München zu senden angesichts dessen, was sie über die freie Liebe, die unter der Münchener Studentenschaft grassiere, gehört habe. Also auch vom pekunären Standpunkte aus sind diese Bestrebungen vielleicht nicht so ganz einwandfrei.

R.-A. Rumpf: Sie halten also den Kampf, den energischen unerbittlichen Kampf gegen diese Mißstände auf sittlichem Gebiete nicht nur für erlaubt, sondern auch für dringend geboten und im vaterländischen Interesse gelegen?

Sachverständiger: Gewiß! Ich stehe ja selbst mitten in diesem Kampfe, und ich habe dabei schon weit stärkere Ausdrücke gebraucht als Dr. Kausen in der „Allgemeinen Rundschau".

Als erster „Entlastungszeuge" des Klägers Hunkele wurde sein Privatsekretär Karl Schabet vernommen.

Zeuge Karl Schabet ist Sekretär im Intimen Theater und Privatsekretär des Direktors Hunkele.

Vorsitzender: Sie sind als Zeuge benannt dafür, daß die Vorstellungen im Intimen Theater in keiner Weise das Scham- und Sittlichkeitsgefühl verletzen können, und zwar sollen Sie sich darüber verbreiten, was aufgeführt wird, und von welchen Tendenzen sich der Direktor leiten läßt.

Zeuge: Das Programm soll zur Unterhaltung des Publikums beitragen (Lachen), aber nicht auf die Sinne reizend einwirken.

Vorsitzender: Woher entnehmen Sie das? Können Sie Tatsachen anführen, aus denen Sie diesen Schluß ziehen? Ist dies bloß Ihre Ueberzeugung, oder können Sie dem Gericht spezielle Tatsachen an die Hand geben?

Zeuge (zögernd): Aus den einzelnen Vorträgen.

Vorsitzender: Bitte, sich darüber zu verbreiten.

Zeuge schweigt, schweigt auch auf nochmalige Fragen des Vorsitzenden.

R.-A. Dr. Goldschmidt III bittet, an den Zeugen die nötigen Fragen richten zu dürfen. Wissen Sie, daß Polizeirat Dr. Bittinger in verschiedenen Vorstellungen gewesen ist? Ist da anders gespielt worden als in anderen Vorstellungen?

Zeuge: Nein, durchaus nicht.[4]

R.-A. Rumpf: Wir werden darüber noch den als Zeugen geladenen Kriminalwachtmeister hören.

R.-A. Dr. Goldschmidt: Wissen Sie, daß Vallé in München viel gestrichen hat, was in anderen Städten unbeanstandet aufgeführt wurde?

Zeuge: Ja; in verschiedenen Szenen sind Ausdrücke und Passus gestrichen worden, die anderswo unbeanstandet aufgeführt werden.

Vorsitzender: Können Sie sich einer derartigen Tatsache erinnern?

Zeuge (nach einigem Nachdenken): In der „Grünen Redoute" ist Verschiedenes hier gestrichen worden, was auswärts genehmigt worden ist.

Vorsitzender: Warum? Hat Herr Vallé etwas gesagt, weswegen die betreffenden Stellen gestrichen worden sind? Ist es vielleicht aus dem Grunde geschehen, damit die Zensur nicht Gelegenheit hatte, einzuschreiten?

Zeuge (nach einigem Zögern): Ja, weil wir wußten, daß es die Polizei beanstanden würde, wurde manches gestrichen.

Direktor Hunkele: Wir gaben diese Stücke, fast 300, in ganz(?) Deutschland ungestrichen(?); in München richten wir sie aber gleich durch Streichungen hierfür ein. Mein Sekretär soll den Beweis erbringen, daß alle Stück hier viel dezenter gespielt wurden als in anderen Städten.

Vorsitzender: Welche Stücke?

Hunkele: „Badewanne", „Starkes Stück", die sind hier viel weniger „papriziert" aufgeführt worden als anderswo.

R.-A. Rumpf: Sie sind Sekretär des Herrn Hunkele. Zunächst: Sind Sie in jeder Vorstellung anwesend? Können Sie immer auf die Bühne sehen?

Zeuge: Das nicht, aber ich sehe Teile der Vorstellung.

R.-A. Rumpf: Also werden Sie kaum in der Lage sein, hier auszusagen, daß die Stücke immer in der gleichen Weise aufgeführt wurden.

Zeuge: Wenn etwas 10—12 mal gespielt wird, wie das „Starke Stück", und ich sehe es 6 mal, so kann ich doch daraus den Schluß ziehen, daß es immer gleich gespielt wurde.

R.-A. Rumpf: Geben Sie die Möglichkeit zu, daß einmal die Vorstellung ausgelassener ist, daß einer zu einer zweideutigen Bemerkung z. B. eine eindeutige Geste macht?

Zeuge: Die Möglichkeit ist gegeben.

R.-A. Rumpf: Sie kennen das „Starke Stück"; in der ersten Instanz wurde von Zeugen ausgesagt, daß in dieser Szene Baron Duval, der die erst 16 jährige Henriette verführt, sie auf den Knien hat und freche Griffe an die Knie und unter den Rock macht?

Zeuge: Unter den Rock zu langen, halte ich wegen der Stellung unmöglich, er kann ihr höchstens an die Knie langen.

R.-A. Rumpf: Wissen Sie auch, daß von der Polizei ganz besonders beanstandet worden ist, daß Herr Hunkele sein Theater nicht genügend beaufsichtigt, weil er eben trotz wiederholter polizeilicher Verwarnung immer wieder von hier abwesend ist?

Zeuge: Ja, aber da hat er doch seinen Vertreter.

---

[4] Herr Regierungsassessor Dr. Bittinger hat sich über diesen Punkt wiederholt sehr deutlich in ganz anderem Sinne ausgesprochen.



R.-A. Rumpf: Sind nicht auch diese Vertreter wiederholt durch die Polizei verwarnt worden? Ist nicht bereits im vorigen Jahre 1908 die Konzessionsentziehung angedroht worden?

Zeuge: Das allerdings; es wurde dann eine Verhandlung geführt, in der Herr Hunkele und sein Vertreter freigesprochen (?) wurden.[5])

R.-A. Rumpf: Auch darüber werden wir den als Zeugen erschienenen Kriminalwachtmeister hören. — Herr Hunkele beruft sich darauf, daß in anderen Städten seine Stücke ungestrichen durchschlüpfen können. Wir sind zufällig auch über die Vorgänge in Köln informiert. Wir haben den Beweis erboten durch Vernehmung des betreffenden Regierungsrates, daß das dort auftretende sog. „Münchener und Frankfurter Intime Theater" 21 Stücke einreichte, von denen 12 gestrichen wurden; ein zweites Mal von 9 nicht weniger als 6.

Zeuge: Davon weiß ich nichts.

R.-A. Rumpf: Und daß das Auftreten der Mary Irber in Köln polizeilich verboten wurde, ist Ihnen nicht bekannt?

Zeuge: Nein.

Direktor Hunkele: Das Kölner Gastspiel war gar nicht unter meiner Direktion, sondern der Direktor des Kölner Theaters hat mich ersucht, verschiedene Stücke zu schicken und die nötigen Spielkräfte. Allerdings ist dort der größte Teil der Stücke gestrichen worden, aber nicht die Stücke, die hier zur Rede stehen. Und dann war man schon darauf gefaßt, daß man in der Stadt der Sittlichkeit Köln diese Stücke scharf betrachten werde.

R.-A. Rumpf (zum Zeugen): Ist Ihnen bekannt, daß viele Stücke auch hier in München zurückgewiesen worden sind?

Zeuge: Gewiß.

R.-A. Rumpf: Ist Ihnen bekannt, daß von seiten der Brettldirektionen die Sache häufig so gemacht wird — ich weiß dies aus polizeilichem Munde selbst —: Man reicht ein Stück ein, von dem man weiß, daß es vielleicht beanstandet wird. Man reicht dann gleichzeitig ein oder zwei weitere Stücke ein, die noch schamloser sind. Dann hat man den Zensor durch diese begleitenden Stücke bereits so abgestumpft, daß er sich schließlich sagt, da sei das andere verhältnismäßig noch anständig, und es passieren läßt.

Zeuge (zögernd): Wir haben ja immer verschiedene Stücke miteinander eingereicht.

R.-A. Rumpf: Bezeichnen Sie die im Intimen Theater gegebenen Stücke: Das „Starke Stück" und die „Badewanne" als harmlose Nummern, die gar keinem Bedenken unterliegen?

Zeuge (zögernd): Das kommt auf die Auffassung, auf das Empfinden an. (Heiterkeit.)

R.-A. Dr. Goldschmidt: Haben Sie öfters Klagen gehört, daß es unsittlich hergehe im Intimen Theater?

Zeuge: Das kann ich nicht sagen.

R.-A. Dr. Goldschmidt: Wissen Sie nicht, ob die Stücke, die bei der Polizei eingereicht wurden, schon anderswo aufgeführt oder neu waren?

Zeuge: Sie waren teils schon aufgeführt, teils neu.

Direktor Hunkele: Die Stücke sind meist aus Wien; es würde sich wohl kaum rentieren, für München allein neue Stücke zu schreiben.

Als zweiter Zeuge und zugleich als Sachverständiger wird vernommen Emil Meßthaler, München, Theaterdirektor, zurzeit ohne Theater, kurze Zeit Direktor des Deutschen Theaters in München, mehrere Jahre Direktor des „Intimen Theaters" in Nürnberg.

Vorsitzender: Sie sollen zuerst darüber vernommen werden, ob Sie selber als Gast im Intimen Theater Beobachtungen gemacht haben, ob durch die Art und Weise der Aufführungen die öffentliche Sittlichkeit irgendwie verletzt worden ist, und ob die Tendenz des Theaters eine solche ist, daß die scharfen Worte des Artikels (der Vorsitzende verliest dieselben) gerechtfertigt sind.

Zeuge: Ich war in den Vorstellungen des Münchener Intimen Theaters in den letzten Monaten 4—5 mal. Das in dem Programm zu finden, was in dem Artikel steht, halte ich für krankhaft.

Vorsitzender: Es sollen beim Vortrag bestimmter Lieder eigentümliche Bewegungen gemacht worden sein. Von mehreren Zeugen ist das betont worden.[6])

Zeuge: Ist mir nicht aufgefallen.

R.-A.: Rumpf: Ich weise darauf hin, daß ein Zeuge erklärt hat, Mary Irber habe ein Lied gesungen des Inhalts, daß ihr früherer Liebhaber ein Schwarzer gewesen sei, und daß sie beim Verkehr mit ihrem jetzigen Mann stets an jenen denken müsse. Und bei diesem Vortrage hat sie diese Bewegungen gemacht.

Zeuge: Das ist dann das Lied „Der kleine Schwarze". Die Bewegungen dazu sind ein Tanz, der cake-walk. Koitusartige Bewegungen habe ich nicht darin erblicken können; da müßte ja der Walzer auch eine koitusartige Bewegung sein. Eine verdorbene Phantasie kann sich auch an einer „Maria Stuart" oder „Jungfrau von Orleans" aufregen, wenn die Darstellerin von schönem Körperbau ist. Das kann auch auf der Straße vorkommen. Da sieht einer eine Dame mit schöner Figur, erregt sich sinnlich und kauft sich hinterher für 5 M eine Kokotte.

Zeuge (fortfahrend): Daß natürlich die Tanzbewegungen bei der graziösen Mary Irber mit ihren schlanken Fesseln (Ausdruck aus der Sprache des Pferdesports für Gelenke), mit ihrem Schick anders wirken müssen, als wenn eine andere Tänzerin mit dicken Hüften und Gelenken sie tanzen würde, das ist klar. Auch in dem anderen Lied, wo sie auf dem Sofa liegt, (Besold: „Rasse") — ja, „Rasse" heißt das Stück — ist ihre Bewegung lediglich graziös und pikant; sie singt das Lied: „Ich bin ja so schrecklich verliebt" und strampelt dazu vor Lust mit den Beinen. Darin sehe ich keine Schweinerei. Ich habe Mary Irber 10—20 mal gesehen, und derartige Sachen sind mir nicht aufgefallen. Ich persönlich mache einen Unterschied zwischen Zote und Pikanterie; die Zote ist mir widerlich; wenn aber Pikanterie bei einem geschlechtlichen Witz ist, dann halte ich es nicht für schlecht.

Vorsitzender: Aber wo ist denn da die Grenze? Sagen Sie uns das einmal.

Zeuge: Das kommt auf den einzelnen Fall an.

R.-A. Rumpf: Können Sie mir die Grenzen angeben zwischen Zote und Pikanterie? Fassen Sie z. B. das „Starke Stück" mit der Schlußpointe: Die schon halb verführte Henriette wird von ihrer nichtsahnenden Mutter in die Kammer geschickt, in der schon ihr Verführer, Baron Duval, sich befindet, und die Mutter sagt auf die Frage Henriettes, wie lange sie darin bleiben müsse: bis der „Akt" vorüber ist; halten Sie diese Wendung für eine Pikanterie oder eine Zote?

Zeuge: Ich weiß nicht, ob ich das Stück gesehen habe. Wenn ich es aber gesehen habe, so ist es mir nicht als Zote erschienen.

R.-A. Rumpf: Halten Sie die Darbietungen Mary Irbers für pikant oder zotenhaft?

Zeuge: Der Vortrag der Mary Irber ist außerordentlich pikant und individuell. Die Irber ist keine Gesangskünstlerin, sondern eine Individualität, und als solche ist sie auf dem Theater berechtigt.

R.-A. Dr. Goldschmidt: Glauben Sie, daß in bezug auf die Stücke im Schauspielhaus die Kritik mehr am Platze wäre als hier?

Zeuge: Von diesen französischen Schwänken, wie sie hier im Schauspielhaus gegeben werden, werden allerdings die einigermaßen starken gestrichen, aber ich glaube, daß die Zensur den hiesigen Kabaretten keine so frivolen Stücke erlaubt.

Hunkele: Sind diese Stücke, die wir geben, stärker als die im Schauspielhaus gegebenen, wie Herkulespillen, Mandragola usw.?

Zeuge: Diese sind viel stärker.

Dr. Kausen: Ich möchte hier konstatieren, daß ich in der „Allgemeinen Rundschau" in der gleichen Weise gegen Stücke wie „Herkulespillen", „Mandragola" und „Frühlings Erwachen" vorgegangen bin. Der Männerverein hat auch gegen diese Stücke Protestvorstellungen an die Polizei und an die Regierung gerichtet, aber ohne Erfolg.

R.-A. Rumpf: Sie haben selbst in Nürnberg das Intime Theater geführt, 8 Jahre; ist das auch ein Brettl?

Zeuge: Nein, es ist ein Theater mehr im Sinne des hiesigen Schauspielhauses.[7])

Dr. Goldschmidt: Ist Ihnen je vorgekommen, daß Sie gedacht haben, diese Aufführungen können die Sinne reizen?

Zeuge: Sie können Unsittlichkeit erzeugen bei einer schmutzigen Phantasie.

R.-A. Rumpf: Wann haben Sie eigentlich das hiesige Intime Theater besucht? Es handelt sich vor allem beim gegebenen Fall um eine Vorstellung anfangs November vorigen Jahres. Es wurde nämlich vom Zeugen bestätigt, daß jetzt viel zahmer gespielt werde als früher.

---

[5]) Diese Darstellung ist eine vollständig irrtümliche. Die Entziehung war schon ausgesprochen, wurde aber auf dringende Bitten und Versprechen hin wieder zurückgenommen.

[6]) Die einschlägigen Stellen aus dem „Protokoll, geführt in der öffentlichen Sitzung des Schöffengerichts des K. Amtsgerichts München I" lauten:

Zeuge Franz Weigl: „Im Intimen Theater hat die Mary Irber ein Lied gesungen von einem ihrer früheren Liebhaber, einem Schwarzen, und wie sie nun bei dem Verkehr mit ihrem Mann beständig an den Schwarzen denken muß. Dazu macht sie tanz- und sprungartige Bewegungen, in denen sie direkt die Bewegungen des Koitus nachahmt...... In dem anderen Stück liegt sie auf einem Kanapee und singt dazu in ähnlicher Weise ein Lied. Auch hier habe ich den Eindruck und die feste Ueberzeugung, daß sie direkt die Geilheit mimte!"

Zeuge und Sachverständiger Hermann Roth: „Ich habe einmal die Mary Irber ein Lied singen hören, bei dem sie zu den Melodien und dem Text direkt die Bewegungen des Koitus ausgeführt hat."

[7]) Andere Leute sind darüber anderer Ansicht. Wenigstens früher war das Intime Theater in Nürnberg ein Brettl, und die Zensur in Nürnberg ist notorisch die denkbar laxeste.

Zeuge: Das ist richtig; **es wird jetzt so zahm gespielt, daß ich nicht mehr hineingehen mag.**

Dr. Goldschmidt: Haben Sie etwas von einer Tendenz gemerkt, das Sinnliche hervorzuheben.

Zeuge: Niemals, die Darbietungen waren lediglich pikant.

Hunkele: Ist München nicht eine der wenigen Städte, die die schlimmste in der Zensur ist?

Zeuge: Ich möchte da die Verhältnisse russische Zustände nennen.

R.-A. Rumpf: Der Männerverein hat auch Vorstellung erhoben gegen Miß Allan, die Nackttänzerin. Ich möchte den Zeugen fragen: Erblicken Sie in dem Auftreten einer Nackttänzerin eine Pikanterie oder eine Zoterei?

Zeuge: Wenn sie schön tanzt, erblicke ich darin Kunst.

R.-A. Rumpf: Das genügt, um unseren gegenseitigen Standpunkt zu kennzeichnen.

Als weiterer Zeuge und Sachverständiger wird vernommen **Theo Schäfer**, Musikreferent des „Generalanzeigers" in Frankfurt a. M. Derselbe kennt das Intime Theater von seinen Vorstellungen in Frankfurt a. M., wo das Intime Theater seit 16. Sept. vorigen Jahres eine ständige Filiale hat.

Vorsitzender: Was haben Sie dort für Stücke gesehen?

Zeuge: Ich habe verschiedene Einakter gesehen, Einzeldarbietungen, Couplets usw., von den Einaktern: „Starkes Stück", „Zimmer 69", „In der Badewanne".

Vorsitzender: Ist Ihnen der Eindruck geworden, daß das Geschlechtliche unterstrichen war?

Zeuge: Das war mitunter der Fall, aber ich habe es nicht als anstößig empfunden; es hat mich durchaus angeregt, aber durchaus nicht direkt aufgeregt.

Vorsitzender: Welche sexuelle Probleme soll z. B. das „Starke Stück" behandeln?

Zeuge: Es soll meiner Ansicht nach eine Satire auf unsere falsche Mädchenerziehung sein.

Vorsitzender: Kann man nicht auch anderer Auffassung sein?

Zeuge: Ja, das kann man sein. Aber (mit Emphase) **wer mit der Kunst seiner Zeit geht,** wer Stücke von Wedekind gesehen hat, in denen erotische Motive in durchaus künstlerischer Weise dargestellt werden, wird daran keinen Anstoß nehmen.

Vorsitzender: Halten Sie dafür, daß die Tendenz des Intimen Theaters eine solche ist, die das zulässige Maß bei Wahrung der öffentlichen Sitten überschreitet, oder hält es sich in den richtigen Grenzen?

Zeuge: Meinem Empfinden nach hielt es sich in durchaus künstlerischen Grenzen.

Vorsitzender: Künstlerische Grenzen meine ich nicht. Ich frage direkt: Haben sich die Aufführungen in den Grenzen gehalten, wie man sie für Zucht und Sitte nach normalen Begriffen stellen muß?

Zeuge: Ja, ich bin der Ansicht.

R.-A. Rumpf: Ist Ihnen bekannt, daß in der Frankfurter Presse auch eine ganz andere Ansicht zutage trat, daß z. B. der Mitarbeiter des „Kunstwart" und der „Frankf. Zeitung", Eugen Kalkschmidt, gewiß ein anerkannt erster Kritiker, im Feuilleton der „Frankfurter Zeitung" vom 26. Januar („Münchner Luft") folgendermaßen geurteilt hat:

„Ueber den Freispruch des Schöffengerichts für die Redaktion der „Allgemeinen Rundschau" ist hier berichtet worden; wie der Herausgeber des Blattes meint: auch in der „Frankfurter Zeitung" tendenziös gefärbt, da die kompromittierenden Zeugenaussagen zart umschrieben oder völlig verschwiegen seien. Ich meinerseits entnahm aus dem bemängelten Berichte gerade Anlaß genug, um das Intime Theater aufzusuchen. Das Programm, wie es war, bot immerhin noch erotisches Material genug, um zu dem Urteil zu gelangen: **diese fade Ueberbrettelei hat in der Tat mit Kunst das allerwenigste zu tun.** Ich begreife durchaus, wenn man angesichts der gefesselten studentischen Jugend im Parterre zu der Forderung kommt: **fort damit.**"

Zeuge Theo Schäfer: Ja, dieser Artikel ist mir bekannt. Ich bin aber gegenteiliger Auffassung. **Die Ueberbrettelei und das Theater haben sich einander genähert.**

R.-A. Dr. Goldschmidt: Haben Sie „Rasse" gesehen, und haben Sie etwas Sinnliches darin bemerkt?

Zeuge: Gewiß, das wohl, das kann ich nicht bestreiten.

Direktor Hunkele: Hat das mit dem geschlechtlichen Verkehr etwas zu tun?

Zeuge: Nein. Ich habe auch im „Starken Stück" nichts gesehen, was bei mir Anstoß erregte.

R.-A. Rumpf schildert das „Starke Stück" und besonders die Schlußpointe vom „Akt".

Zeuge: Das ist ein Wortspiel; ich habe darüber gelacht.

Zeuge und Sachverständiger **Hermann Gustav Bayer,** Redakteur am „Neuen Tagblatt" in Stuttgart, kennt das Intime Theater in München seit 1904, wo er bis 1907 zuerst als Redakteur bei der „Freistatt", dann bei der jetzigen „Bayer. Zeitung" war. Sein Spezialfach bei seiner Zeitung ist württembergische Politik, aber auch Kultur. Ferner kennt er das Theater von seinen Gastspielen in Stuttgart.

Vorsitzender: Sind Sie häufig ins Theater gekommen?

Zeuge: Hier in München ja, in Stuttgart zweimal.

Vorsitzender: Sie wissen, welche Stücke dort gegeben werden?

Zeuge: Gewiß, es ist mir aber ein Unterschied aufgefallen gegen früher. Früher wurden die kleinen Einakter nicht in dem Umfang gegeben wie heute.

Vorsitzender: Wir sind bei der neuesten Zeit. Inwiefern ist Ihnen dieser Unterschied aufgefallen?

Zeuge: Mir ist rein persönlich angenehm aufgefallen, daß etwas Abwechslung geschaffen worden ist, weil es mehr Genuß bietet, besonders wenn man nicht musikalisch ist, daß man auch kleinere Stücke zu sehen bekommt.

Vorsitzender: Es wird nun dem „Intimen Theater" der Vorwurf gemacht, daß es das sexuelle Moment in einer Weise hervorgehoben habe, die die Tendenz verrät, daß es über die Grenzen der öffentlichen Zucht und Sitte hinausgeht. Was sagen Sie dazu? Es soll an den Abenden das erotische Moment die Vorherrschaft gespielt haben.

Zeuge: Da muß ich unterscheiden. Bezüglich meiner Münchener Zeit möchte ich dies fast durchaus bestreiten; denn da überwog sehr häufig die politische Satire, und ich habe in dieser Zeit das Theater regelmäßig mit meiner Frau besucht und habe nie daran Anstoß genommen, meine Frau mitzunehmen. Jetzt habe ich zwei Aufführungen angesehen in Stuttgart. In der ersten war meine Frau dabei und hat keinen Anstoß daran genommen. Gegeben wurde damals die „Brautnacht" und „Zimmer Nr. 69". Das „Starke Stück" habe ich allein angesehen. Bei dem ersten Stück habe ich keineswegs irgendwie die Vorstellung gehabt, daß dieses eine unästethische Hervorkehrung sexueller Momente sein könnte. „Die Brautnacht" schien mir damals eine Art Gesellschaftssatire zu sein. Das Stück „Zimmer Nr. 69" ist eine sehr pikante Sache, aber ich hatte vom Spiel den Eindruck, daß außerordentlich fein gespielt wurde. Jedenfalls ich persönlich habe keinen Anstoß daran genommen. Der Beifall war sehr groß; auch der Vorstand des Kgl. Wilhelma-Theaters, in dem das Intime Theater gastierte, Geheimer Hofrat (der Name ist unverständlich) hat keinen Anstoß genommen. Es haben sich auch bei der Redaktion keinerlei Widersprüche eingestellt. An das „Starke Stück" erinnere ich mich deswegen, weil es zum Schluß gegeben wurde. Der stärkste Eindruck war bei mir der, daß es eine Satire auf unsere Gesellschaft sein sollte. Bei dem Schluß kann man sich alles mögliche vorstellen. Aber aus dem Spiel, wie das ganze gegeben wurde, konnte nicht eigentlich ein Gefühl entstehen, daß man sich abgestoßen fühlte. Man hat ein starkes Unlustempfinden, nicht über die Form, die Darstellung, sondern über die Zustände, die hier vorgeführt sind. Ich habe auch an dem Abend nicht wahrgenommen, daß das Publikum sich abgestoßen fühlte. Es war ein Herr am Klavier (Herr Staller?), der viel stärkere Lieder sang als das „Starke Stück" selbst war; es hätte bei diesen Liedern bei mir sich kein Gefühl des Mangels eingestellt, wenn ich sie nicht gehört hätte. Das Stück „Die Badewanne" habe ich nicht gesehen.

Vorsitzender: Sie sind also der Auffassung, daß das Intime Theater sich in letzter Zeit nach der erotischen Seite entwickelt hat, daß aber die Grenzen nicht überschritten wurden. Das möchte ich fragen: Wird dabei die sexuelle Seite gewissermaßen unterstrichen?

Zeuge: Ich halte Sachen wie Entkleidungsszenen für sexuell, aber dieses Bedenken haben sie in mir nicht erregt.

Direktor Hunkele: Haben Sie auch „Rasse" von Irber gesehen?

Zeuge: Ja.

Hunkele: Haben Sie jemals den Eindruck gehabt, daß dies unanständig wirkt?

Zeuge: Durchaus nicht.

Direktor Hunkele: **Erinnern Sie sich daran, daß Mary Irber vor den König geladen war?**

Zeuge: Gewiß, das weiß ich. Der König hatte das Gastspiel im Wilhelma-Theater sich angesehen, und dann wurde Mary Irber zu einer Vorstellung bei Hof geladen. (Auf eine Zwischenfrage): Wie Seine Majestät über diese Vorführungen urteilt, kann ich nicht wissen, und ich nehme mir nicht heraus, darüber eine Vermutung auszusprechen. Aus der Hofgesellschaft hörte man aber viel Beifall.

R.-A. Rumpf: Das alles würde für unseren Fall gar nichts beweisen. Es kommt übrigens auch auf die Art der hiesigen Aufführungen an.

R.-A. Rumpf: Ist Ihnen bekannt, daß ein Auftreten von Mitgliedern des Intimen Theaters oder des Kleinen Theaters am württembergischen Hofe in letzter Zeit wieder geplant war, daß aber daraus nichts wurde im Hinblick auf die Feststellungen dieses Prozesses?

Zeuge: Ich weiß davon nichts. Ich glaube auch, daß am württembergischen Hofe ein Gastspiel eines Kabaretts, ähnlich wie

das in Donaueschingen, undenkbar wäre. Vielleicht liegt eine Verwechslung vor. Vielleicht hat ein Theater sich bemüht, am Wilhelma-Theater ein Gastspiel zu geben, und ist abgelehnt worden. Von einer Abbestellung weiß ich nichts.

R.-A. Rumpf: Die Sache ist durch die Presse gegangen. Die Einladung sollte bei Gelegenheit des Besuches des Kronprinzen von Sachsen ergangen sein.[8])

Zeuge: In der Stuttgarter Presse war nichts davon zu lesen.

R.-A. Dr. Goldschmidt: Hat sich in Stuttgart jemand aus der vornehmen Gesellschaft über die Darbietungen des Intimen Theaters aufgehalten?

Zeuge: Das weiß ich nicht; die Vorstellungen waren immer von den besten Kreisen Stuttgarts besucht.

Inzwischen war es 1 Uhr geworden, und der Vorsitzende regte an, die Verhandlung bis auf Nachmittag abzubrechen. Da erhebt sich plötzlich Herr R.-A. Goldschmidt zu folgender **Erklärung**: An der guten Absicht des Herrn Dr. Kausen zu zweifeln hat mein Mandant nie Anlaß gehabt. Er hat ebenso wie andere das Streben des Dr. Kausen nur als zu weitgehend betrachtet, als eine intellektuelle Verirrung, insofern er sich an Dinge heranwagte, die er nicht kennt, nicht selbst gesehen hat. Das ungünstige Urteil der ersten Instanz beruht auf Sachverständigenurteilen, die sich gründen auf Zeugenaussagen, die vielleicht beeinflußt waren durch nicht ganz reine Phantasie. (!) Mein Mandant hat nun heute die Genugtuung, daß hier konstatiert wurde, daß in besten Gesellschaftskreisen das, was er vorgeführt hat, keinen Anstoß erregt hat, und ich erkläre deshalb in seinem Namen, daß er **die Berufung zurückzieht.** (Allgemeines Staunen, Lachen.)

Sofort erhebt sich Rechtsanwalt Rumpf zu nachstehender **Gegenerklärung:**

Diese Wendung der Sache kommt mir gar nicht unerwartet. Ich habe von vornherein angenommen, daß die heutige Verhandlung nur dazu dienen sollte, der Sache eine andere Aufmachung zu geben, speziell mit Rücksicht auf das Konzessionsentziehungsverfahren, das von der Polizeidirektion eingeleitet und durchgeführt worden ist. In diesem Verfahren ist dem Herrn Hunkele sowohl von der Polizeidirektion München wie auch von der K. Regierung von Oberbayern die Konzession zum Weiterbetrieb seines Theaters entzogen worden, und zwar: 1. Mit Rücksicht auf den Inhalt der Polizeiakten selbst, in welchen festgestellt ist, daß Herr Hunkele „fortgesetzt Stücke einreicht, die sittlich zu beanstanden sind, die in ihrer Mehrzahl grob-sinnlichen Inhalt haben, und in denen immer wieder die Absicht hervortritt, in einer gegen die heutigen Sitten verstoßenden Art sexuell zu reizen." 2. Mit Rücksicht auf die Feststellungen in der 1. Instanz dieses Prozesses. Nun sollte Herrn Hunkele die Möglichkeit verschafft werden, gegen diese Feststellungen doch noch einiges Material zu seinen Gunsten zu gewinnen. Deswegen ist Hunkele nicht dem Direktor Wagner gefolgt, der sich aus seiner gefährlichen Nähe entfernen wollte und die Berufung zurückgezogen hat, sondern er hat es zur heutigen Verhandlung kommen lassen. Ich kann ja schließlich nichts dagegen haben, wenn die Berufung zurückgezogen wird. Aber gestatten Sie mir ein paar Bemerkungen zu den Ausführungen von der Gegenseite. Der Herr Gegner meint konstatieren zu können, daß sein Mandant hier eine **Rehabilitierung** erfahren habe. **Ich muß mich gegen diese Konstatierung mit allem Nachdruck verwahren.** Es ist gesagt worden, es sei der Beweis erbracht worden, daß diese Dinge nicht so schlimm lagen, daß Dr. Kausen, wenn auch in der besten Absicht, über Dinge geurteilt habe, die er nicht genügend kannte, weil eben seine Zeugen eine falsche Auffassung gehabt hätten. Das ist vollständig unrichtig. Es war von vornherein klar, daß auf diesem Gebiete die extremsten Anschauungen bestehen. Ich zweifle nicht eine Sekunde, daß es möglich ist, soundso viele Zeugen und „Sachverständige" vorzuführen, die sagen: wir haben nichts dahinter gefunden. Es wird gesagt, das Publikum habe sich nicht dagegen gesträubt. Ich will da weitere Untersuchungen nicht anstellen, wie die Frankfurter und Stuttgarter Aufführungen gewesen sind; wir haben es hier mit den Münchener Aufführungen zu tun, und darüber ist von Zeugen bekundet worden, daß sie anstößig waren. Und wer sind nun die heutigen Zeugen? Direktor Meßthaler, welcher ungefähr vom selben Berufe ist wie Herr Hunkele. Ja, daß Herr Meßthaler sich nicht ins eigene Fleisch schneiden kann, ist weiter nicht verwunderlich. Ich glaube, es wird noch sehr viele Ueberbrettldirektoren geben, die eine ähnliche Auffassung haben. Und die „beste Gesellschaft" in Frankfurt und Stuttgart hat auch nichts gegen die Vorstellungen einzuwenden gehabt! Ja das liebe verbildete Publikum! Ich erinnere Sie da an das wahre Wort, das der Sachverständige Baron Mensi von Klarbach in der Vorinstanz gesprochen: „Gerade das ist ja das Bedauerliche dieser Ueberbrettlaufführungen mit ihrer fast ausschließlichen Betonung des sexuellen Elementes, daß auch die guten ernsten Bühnen im Interesse ihres finanziellen Bestandes auf den Abweg gedrängt werden, dazu geführt werden, ihrem Publikum solche Dinge zu bieten, damit sich nicht ihre Häuser entleeren." Die „Münchner Neuesten Nachrichten" haben nach dem Prozesse geschrieben: „Wir haben bereits im Morgenblatt über den Ausgang des Prozesses berichtet, der mit einer Rechtfertigung und Freisprechung der Beklagten endete. Die im Auszuge mitgeteilten Gutachten und **gewiß allgemein zu billigende Begründung des Urteils** erübrigen eine weitere Aussprache über dieses Thema. Es bleibt nur zu wünschen, daß die Nutzanwendung dieses Prozesses richtig gezogen wird: — daß vor allem das Publikum, und nicht Polizei und Gerichte als Hüter und Verteidiger der Sitte und des guten Geschmackes auftreten müssen, daß wir nur solche Vorstellungen besuchen, in denen wirkliche Kunst und würdige Unterhaltung geboten wird." Diese Mahnung an das Publikum ist sehr schön, aber sie verfängt ganz und gar nicht beim Publikum; denn ein großer Teil des Publikums will ja solche Darstellungen. Das ist Ihnen von sachverständiger Seite bekundet worden.

Der Gegenseite ist es nun aber doch nicht gelungen, das zu vollführen, was sie mit der heutigen Verhandlung bezwecken wollte; es ist ihr etwas dazwischen gekommen, und das war die Notwendigkeit, schon früher die Vernehmung des Obermedizinalrates Professors Dr. von Gruber erfolgen zu lassen. Was dieser Herr gesagt hat hier im Sitzungssaale, er, der auf hoher wissenschaftlicher und sittlicher Warte steht, der Lehrer und Mahner der akademischen Jugend, einer der Männer, die sich an die akademische Jugend gewandt haben, um sie zur Sittenreinheit zu mahnen, er hat hier, als Sachverständiger vernommen, in dem gleichen Sinne gesprochen wie die Sachverständigen in der ersten Instanz; er hat scharfe Worte in den Mund nehmen müssen, und er hat erklärt, daß Dr. Kausen nicht nur berechtigt war, in der schärfsten und nachdrücklichsten Weise gegen diese sittlichen Mißstände, diese Pestbeulen am Nationalkörper, vorzugehen im Interesse unserer Jugend und unserer Wehrkraft, sondern er hat auch gesagt, daß Dr. Kausen Dank und besondere Anerkennung gebühre, und daß er sich dadurch besondere Verdienste erworben habe. Von einer Rehabilitierung des Intimen Theaters in München kann deshalb nun und nimmer die Rede sein. Die Bewertung, die es gefunden hat seitens Sachverständiger, die auf voller sittlicher, literarischer und künstlerischer Höhe stehen, ist dadurch in keiner Weise unterminiert, daß ein Brettldirektor und zwei Redakteure anderer Ansicht sind. So leichten Kaufes kommt Herr Hunkele vor dem sittlichen und dem Rechts-Empfinden des gesamten Volkes nicht davon.

Rechtsanwalt Dr. Goldschmidt: Der Herr Obermedizinalrat Gruber hat ein Gutachten abgegeben, das richtig wäre, wenn die Voraussetzungen richtig sind. Die Feststellungen der ersten Instanz sind heute widerlegt worden, klipp und klar widerlegt worden, und Professor Gruber wäre wohl, wenn er die heutigen Feststellungen gehört hätte, zu einem anderen Resultate gekommen. Der Herr Gegner hat von „Pestbeulen am Nationalkörper" ge-

[8]) Die Tatsache läßt sich nicht bestreiten. Mitte Februar war in mehreren Münchener Blättern eine Reklamenotiz des „Kleinen Theaters" zu lesen, wonach an dessen Direktion „der Auftrag ergangen sei, aus seinem Ensemble eine Vortragskünstlerin zur Verfügung zu stellen, die am 20. Februar bei einer vor Sr. Majestät dem Könige in Gegenwart des jugendlichen Kronprinzen von Sachsen zu veranstaltenden Soiree aufzutreten habe." Und am 16. Februar las man in den „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 76) folgende Notiz: „Intimes Theater. Joseph Schäfer wird am 20. Februar in einer Soiree vor dem König von Württenberg und dem Kronprinzen von Sachsen in Stuttgart als Jeremias Jammermeyer auftreten." Das Auftreten der angeblich geladenen Personen ist dann unterblieben. Dem Stuttgarter Hofe war die Sache augenscheinlich höchst peinlich. In Nr. 9 vom 27. Februar (S. 144 f.) konnte die „Allgemeine Rundschau" die von absolut zuverlässiger Seite verbürgte Tatsache mitteilen, der Kgl. Kabinettschef in Stuttgart habe die Erklärung abgegeben, die Notiz der „Münchner Neuesten Nachrichten" sei „unrichtig", es sei nicht wahr, daß der Schauspieler Joseph Schäfer vor Sr. Majestät spiele. Noch peinlicher berührt war man über diese Reklamemache am königlichen Hofe in Dresden, denn der jugendliche Kronprinz ist in den strengen Anschauungen seines Vaters erzogen. Direktor Hunkele scheint aber von dem einmaligen Erfolge am württembergischen Hofe derart hypnotisiert zu sein, daß er diesen schon in der Schmähbroschüre gegen Dr. Kausen ausgeschlachteten Vorgang auch noch vor Gericht verwertet und den Zusammenhang der von seinem Stuttgarter Schutzzeugen selbst angezweifelten Reklamenotiz im Dunkeln läßt. Diese Berufung auf ein königliches Theater, wo angeblich „manche saftige Stelle passieren durfte, die für München mit Rücksicht auf die Zensur ausgemerzt wurde", wird von der sozialdemokratischen „Münchener Post" (Nr. 97, S. 5) weidlich ausgeschlachtet.

sprochen; diese Redensart ändert nichts an der Tatsache, daß hier sexuelle Dinge behandelt werden in einer Weise, die nicht anstößig wirkt. Man sollte doch die Welt nicht immer durch die schwarz gefärbte Brille ansehen. Sie haben die Ehre meines Mandanten angegriffen; doch haben die heutigen Feststellungen die Grundlosigkeit dieses Angriffes ergeben, und deshalb zieht er seine Berufung zurück.

Rechtsanwalt **Rumpf**: Der Gegenseite fehlt jede Berechtigung, uns Vorhalt zu machen, was wir uns in dieser Beziehung merken sollen. Wenn die Feststellungen dem Herrn Hunkele an die Ehre gehen, so sind daran nicht die Herren Dr. Kausen und Besold schuld, sondern daran sind die sittlich minderwertigen Aufführungen seines Theaters, also Herr Hunkele selbst, schuld. Es ist gesagt worden, der Herr Universitätsprofessor Dr. von Gruber habe ja nur bedingt sein Urteil abgegeben. Der Herr Professor von Gruber hat die eidlichen Feststellungen aus den verlesenen Zeugenaussagen gehört, er hat Ihnen aber auch angegeben, daß ihm schon oft gesagt worden ist, wie es in diesem Theater zugehe. Und nun meint der Herr Gegner, der Herr Professor werde seine Meinung ändern, weil zwei Redakteure und ein Theaterdirektor eine andere persönliche Auffassung bekunden! Ich lade den Herrn Gegner hiermit öffentlich ein, die Verhandlung zu Ende zu führen und die weiteren Sachverständigen vernehmen zu lassen, und ich lade ihn ein, die von mir benannten auswärtigen Zeugen laden zu lassen, die alle sittlich gravierende Dinge ärgster Art bei der Aufführung im „Intimen Theater" gesehen haben, und dann wollen wir erst die Frage beantworten: Hat Herr Hunkele eine Rehabilitierung hier erfahren? So aber muß ich sagen: **Herr Hunkele kneift.**

Rechtsanwalt Dr. **Goldschmidt**: Wir sind mit den Ergebnissen der heutigen Verhandlung zufrieden (Lachen) und haben keinen Grund, die Verhandlung weiter zu führen.

Auf eine Frage des Vorsitzenden erklärt R.-A. Rumpf, sein Klient Dr. Kausen wolle sich der Zurücknahme der Berufung nicht widersetzen. Uebrigens lag es gar nicht in der Macht der Beklagten, die Fortsetzung der Verhandlung zu erzwingen, denn der Kläger hätte an Stelle der Berufung eben nur die Privatklage selbst zurückzunehmen brauchen, dann wäre jedes weitere Wort abgeschnitten gewesen. Nun ist **das freisprechende Urteil des Schöffengerichts samt seiner Begründung rechtskräftig geworden.**

Nachspiel zum Brettl-Prozeß.

Die durchsichtigen Versuche der Partei des Intimen Theaters, die Aussagen ihrer vier Schutzzeugen als eine Rehabilitierung des Intimen Theaters und als eine Widerlegung der Zeugen und Sachverständigen der ersten Instanz auszuschlachten, haben inzwischen zu einem

Nachspiel

geführt, das Herr Hunkele und sein Verteidiger wohl kaum erwartet hatten. Sachverständige, bezüglich deren Rechtsanwalt Dr. Goldschmidt III die bestimmte Vermutung aussprach, daß sie nach Anhörung der heutigen Zeugen das frühere Gutachten nicht aufrecht erhalten würden, haben sich entschlossen, die ihnen durch den vorzeitigen Abschluß der Verhandlung abgeschnittenen **Erklärungen und Gutachten** nunmehr außergerichtlich festzulegen. Auch die zwei Hauptzeugen der ersten Instanz halten ihre Aussagen aufrecht. Wir veröffentlichen diese Zuschriften in buchstabengetreuer Wiedergabe. Die Originalniederschriften können jederzeit eingesehen werden.

Obermedizinalrat Prof. von Gruber hält sein Gutachten aufrecht.

Prof. Dr. von Gruber richtete an den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" nachstehenden Brief:

München, 30. April 1909.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Sie schreiben mir, daß Herr Rechtsanwalt Dr. Goldschmidt III in seinen Schlußworten die Ueberzeugung ausgesprochen habe, daß ich mein bedingt ausgesprochenes Gutachten über das Intime Theater nicht aufrecht erhalten hätte, wenn ich der Zeugenvernehmung hätte beiwohnen können. Sie legen mir das Originalstenogramm dieser Zeugenaussagen vor und fragen mich, ob sie mich wirklich umstimmen. Ich wüßte nicht, was mich dazu veranlassen sollte. Dem Hygieniker ist gut bekannt, daß jemand, der in einer unreinen Luft zu leben gezwungen ist, sehr bald das Wahrnehmungsvermögen für ihren Gestank verliert. Und auch das ist jedem, der das Leben mit klaren Augen ansieht, bekannt, daß es von ganz unten bis in die höchsten Kreise hinauf Leute gibt, die ihre Geilheit gerne kitzeln lassen; — wer wäre übrigens dieser Versuchung völlig unzugänglich?! — und es ganz gerne hören, wenn man dies „Freude an Kunstgenuß" nennt. Auch das ist mir längst bekannt, daß es Leute gibt, die kurzsichtig genug sind, solche Art von Kunstgenuß als „das Letzte" von Geistesfreiheit zu preisen. Diese und der gute deutsche Michel, der sich nicht genug beeilen zu können glaubt, um jeder Art von Geistesfreiheit teilhaftig zu werden, scheinen nicht zu ahnen, wer hinter allen diesen Veranstaltungen steht: der Beherrscher, der Gott unserer Zeit, das profithungerige Geldkapital! „Non olet!" schallt es jubelnd durch Republiken und Monarchien!

Hochachtungsvoll Ihr ergebener

M. Gruber.

Alfred Freiherr Mensi von Klarbach, Redakteur der „Allgemeinen Zeitung", schreibt:

„Sehr verehrter Herr Doktor! Ihrem werten Schreiben vom 29. cr. zufolge wünschen Sie nachträglich eine schriftliche Aeußerung von mir über die Eindrücke, die ich in meinem Gutachten ausgesprochen haben würde, wenn die gestrige Verhandlung nicht durch die unerwartete Zurückziehung der Berufung abgebrochen worden wäre. Daß unser neuerliches Gutachten dadurch überflüssig geworden, kann niemand weniger bedauern als ich, denn 1. kennen Sie meine skeptische Anschauung über den Wert der Sachverständigen-Gutachten überhaupt, wie ich sie in meinem auch von Ihrer Zeitschrift nachgedruckten Artikel „Sachverständige für Unsittlichkeit" in der „Allg. Zeitung" (Nr. 6 vom 2. Februar cr.) zu begründen versucht habe, und 2. hätte ich mich durch die Zeugenaussagen des Vormittags kaum veranlaßt gesehen, mein vor der ersten Instanz abgegebenes Gutachten irgendwie abzuändern. Dazu kommt, daß der einzige Sachverständige, der, ohne auch Zeuge zu sein, gestern zu Wort gekommen ist: Herr Obermedizinalrat Professor von Gruber meiner eigenen Anschauung in so eindringlicher und erschöpfender Weise Ausdruck gegeben hat, daß es meiner Ansicht nach nur Zeitverlust gewesen wäre, wenn wir andere sachverständige Leidensgenossen noch zu Worte gekommen wären. Seine schlichten und gerade deshalb um so eindrucksvolleren Ausführungen haben wohl am meisten dazu beigetragen, daß Ihr Gegner sich veranlaßt gefühlt hat, seine Berufung im letzten Augenblicke zurückzuziehen. Ich habe die Ehre zu zeichnen als Ihr hochachtungsvoll ergebener

Alfred Frhr. v. Mensi."

Heinrich Leher, K. Wirklicher Rat, Herausgeber des „Bayerland", schreibt:

„Hunkeles Niederlage ist durch Prof. von Grubers Gutachten besiegelt, und sein Zweck, Rehabilitierung vor dem Verwaltungsgerichtshof, gründlich vernichtet. Was ich sagen wollte, ist schwer zu Papier zu bringen, da ich in meinen Reden stets der Inspiration des Augenblicks folge, von der ich weiß, daß sie mich nicht im Stiche läßt. Ich würde mich vollständig den Anschauungen meiner Vorredner angeschlossen haben sowohl im Urteile über diese kleinen Theater als über die Dekadenze unserer Bühnenliteratur. Außerdem würde ich für Sie energisch das Recht reklamiert haben, hiergegen Einspruch zu erheben. Ich hätte auf das Beispiel des englischen Geistlichen Jeremy Collier (1650—1726) hingewiesen, der durch seine 1698 erschienene Schrift „Kurze Betrachtung der Unmoralität und Unheiligkeit des englischen Theaters" dem entsetzlichen Verfalle der englischen Bühnenliteratur Einhalt gebot. Die Produkte eines Wycherley, Farquhar, Congreve, einer Aphra Behn verschwanden, denn die englische Nation schämte sich solcher Roheit und Sittenlosigkeit. Colliers Name wird heute noch mit Dankbarkeit genannt.

H. Leher, Kgl. Wirkl. Rat."

Eugen Kalkschmidt, Mitarbeiter des „Kunstwart" und der „Frankfurter Zeitung", schreibt:

„Der Verlauf der abgebrochenen Verhandlung hat meinen Eindruck bestätigt, daß die Sache des verwichenen „Intimen



Theaters", soweit seine Münchener Tätigkeit in Frage kommt, ästhetisch nicht zu retten ist. Ich betone den ästhetischen Gesichtspunkt, weil er für mich der maßgebende ist und auch dann noch der entscheidende sein kann, wenn das sehr vielfältig bedingte und bestimmbare moralische Kriterium anfechtbar erscheint. Eine derartige Häufung grober erotischer Sensationen, wie sie im Intimen Theater zeitweise üblich waren, wirkt unter allen Umständen geschmacklos und widerlich, und wenn die Wiedergabe, wie auch ich wahrnehmen konnte, nicht über einen besseren Dilettantismus hinauskommt, der sein Heil in der pfiffigen Unterstreichung der ohnehin gröblichen Zweideutigkeiten sucht, so ist der ästhetische Bankrott vollkommen. Was hat denn diese Anlockung und erotische Aufreizung eines überwiegend jugendlichen Publikums mit „Kunst" zu tun? Die Kunst, auch die amüsante Kleinkunst des Kabaretts, die ein volles Lebensrecht neben der hohen Kunst hat — wird sich ihr Recht auf erotische Stoffe gewiß nicht rauben lassen, solange die Beziehungen der Geschlechter das Leben in allen Regenbogenfarben der Gefühle bewegen. Aber Zoten in Dialog- oder Versform sind doch noch keine Kunst. Allenfalls ein minderwertiges Kunsthandwerk, das, wo es gar zu selbstherrlich auftritt, mit Fug und Recht aus der Oeffentlichkeit ausgeschieden und in seine Schlupfwinkel zurückgedrängt werden kann, wo es freilich unangreifbar bleibt, aber auch nur geringeren Schaden stiftet.

Das „Intime Theater" kann sich freilich darauf berufen, daß es im Grunde nicht viel schlimmer ist als viele andere Unternehmungen seiner Art. Ich persönlich hätte gar nichts dagegen, daß die Polizei diese Auswüchse unseres öffentlichen Vergnügungslebens etwas schärfer beschnitte als bisher. Das entscheidende Merkmal dafür, ob wirklich ein solches öffentliches Gebrest vorhanden ist oder nicht, dürfte in weitaus den meisten Fällen die Absicht sein, durch Auswahl und Vortrag der Stücke geschlechtlich zu erregen. Eine solche programmatische Absicht wird sich, wie der Verlauf dieses Prozesses gezeigt hat, wenn auch natürlich nicht mit Einmütigkeit, aber doch mit annähernder Sicherheit feststellen lassen. Die Wirkung der beabsichtigten Erotika zum Vergehen zu machen, wie die herrschende juristische Auffassung will, muß immer zu zwiespältigen Ergebnissen führen. Was mich völlig kalt läßt, und höchstens langweilt durch seine ästhetische Minderwertigkeit, kann jemand anderen in völligen Aufruhr versetzen. Die Absicht aber, den Aufruf der Geilheit werden beide Teile bekunden können. Und das sollte genügen. Die Behörden werden jederzeit in der Lage sein, ihren eigenen Eindruck durch denjenigen von Sachverständigen zu ergänzen, zu berichtigen und so die Lauterkeit oder Unlauterkeit öffentlich zweifelhafter „Kunst"-Versuche festzustellen.

Eugen Kalkschmidt."

Karl Muth, Herausgeber des „Hochland", schreibt:

„Es kann gar kein Zweifel sein, daß die Sachverständigenurteile bei dieser Berufungsverhandlung noch schärfer ausgefallen wären als das erstemal. Denn gerade die Aussagen der von Direktor Hunkele (Vallé) bei gebrachten Zeugen wirkten durch den ungewollten Zynismus und durch die Ungeniertheit, mit der sie sich zu sexuellen Pikanterien offen bekannten, derart belastend, daß die Zurückziehung der Berufung tatsächlich die einzige Möglichkeit war, um nicht unter der Wucht der drohenden Sachverständigenurteile erdrückt zu werden. Aber auch so ist ja schließlich durch das Gutachten des Obermedizinalrates Prof. Dr. von Gruber alles zum Ausdruck gekommen, was den von Ihnen geladenen Herren Sachverständigen auf der Zunge brannte, denn, soviel ich wahrgenommen, herrschte nur eine Meinung: daß man gegen diese systematische Volksvergiftung mit ihrer Spekulation auf die Wollust und den rohen Sinnenkitzel nicht scharf genug vorgehen kann. Der Versuch des klägerischen Anwalts, die Sachverständigengutachten und die Urteilsbegründung der ersten Instanz zu entkräften, kann daher nur als gänzlich verunglückt angesehen werden.

Karl Muth."

Heinrich Morin, Kgl. Gymnasialprofessor. Der Sachverständige, der gleich Baron Mensi und Karl Muth der ganzen Verhandlung in der ersten und zweiten Instanz beiwohnte, spricht sich über seine Eindrücke in einem besonderen Artikel aus:

„Es kommt nur auf die Auffassung an." Diese Worte waren außer verschiedenen „Ich weiß nicht" so ziemlich das einzige, was im letzten Prozeß des Direktors des Intimen Theaters die Fragen des Herrn Dr. Rumpf aus dem Sekretär des ersteren herausquetschen konnte, als er Auskunft darüber geben sollte, ob die sattsam besprochenen Stücke unsittlicher Natur gewesen seien. Aber diese sichtlicher Verlegenheit entschlüpfte Aussage hat vollkommen genügt, um die ganze Sachlage zu kennzeichnen. Der Untergebene hat seinem Prinzipal damit einen schlimmen Dienst erwiesen, ohne es zu wollen. Freilich kommt es nur auf den Standpunkt an, ob man noch so viel auf Anstand und Sitte hält, daß man sich gegen das Ueberhandnehmen öffentlicher Erotik wehrt, ob man aus sittlichem Ernst und weil man für die Zukunft der Nation bangt, alle Auswüchse dieser Art bekämpft, oder ob entnervte Lebemänner und hypermoderne Schöngeister, denen jeder Maßstab für gesundes Empfinden abhanden gekommen ist, Schamlosigkeiten ganz in der Ordnung finden, die vor fünfzehn Jahren noch einen Sturm der Entrüstung erregt haben würden, wenn sie sich an die Oeffentlichkeit gewagt hätten. Es kam auch nur auf die Auffassung an, wenn der Sachverständige der Klägerpartei, Herr Direktor Meßthaler, erklärte, in all den beregten Dingen nichts Unzulässiges gefunden zu haben, weil sie nur Pikanterien, keine Zoten gewesen seien. Nun meine ich allerdings unmaßgeblichst, daß alles, was man in guter, aus den beiden Geschlechtern zusammengesetzter Gesellschaft auch bei sehr freiem Ton nicht mehr erzählen darf, auch nicht auf eine öffentliche Bühne gehört. Aber Herr Meßthaler ist eben „anderer Auffassung". Und doch ist auch ihm ein Wort entschlüpft, das mich freute. Als von „Monna Vanna" zugleich mit dem „Starken Stück" und anderen Stücken die Rede war, meinte er: „ja, das ist etwas anderes, das ist ein wirkliches Kunstwerk!" Damit hat dieser Berufsgenosse des Herrn Direktors Hunkele, der sich also gewiß auf die Unterscheidung der Stücke versteht, indirekt zugegeben, daß eben diese Stücke nichts weniger als Kunstwerke, daß sie also einfach „Schund" in literarischer Beziehung sind. Einer Zensur, die mit solchem Schund aufräumt, der noch dazu vom verderblichsten Einfluß auf weite Kreise ist, kann also von keiner Seite ein Vorwurf gemacht werden.

Es ist gleichfalls nur „Auffassung", wenn der Anwalt des Direktors Hunkele, Herr Dr. Goldschmidt, die Tatsache, daß die erwähnten Stücke anderswo vor dem feinsten Publikum ohne Streichung gespielt werden konnten, als eine Art Rehabilitierung erklärt; denn das beweist ganz allein, daß der gute Geschmack besserer Kreise anderswo noch mehr degeneriert ist als in München, und daß glücklicherweise in München noch so viel gesunder Sinn vorhanden ist, um gegen die krankhaft widerliche Erotik und den Terrorismus einer verhältnismäßig kleinen Gruppe energisch zu protestieren. Denn es ist unerträglicher Terrorismus, wenn beständig Männer, die schwere, ernste Lebensarbeit hinter sich haben, deren bürgerliche Existenz unantastbar ist, und deren Gesinnung sie bei den verschiedensten politischen und religiösen Ansichten doch einig sein läßt in dem Kampf gegen das Nationalunglück der sinkenden Moral, sich bei jeder Gelegenheit und manchmal von solchen, deren Reife noch sehr in Zweifel gezogen werden kann, den Vorwurf niederer Motive und unlauterer Sinnesart, unreiner Phantasie machen lassen sollen, wie es die beliebte Kampfesart der stark in die Enge getriebenen Prediger und Ausbeuter der Erotik ist. Freilich werden sich die Verleumdeten nicht irre machen lassen; ich glaube sicher, daß mit diesem glänzenden Erfolg der von der „Allgemeinen Rundschau" angebahnten Bewegung der Untergang der die Jugend zerstörenden Animierbühnen beginnt, daß man dieses Gewächs allmählich hinausfegt aus deutschen Landen zum Wohle unseres Volkes. Nicht um die Alten und deren etwaige Besserung geht der Kampf. Mögen doch die, welche an derartigem Zeug ihre geistige Nahrung und

Anregung finden, sich ruhig weiterwälzen in ihrem Schmutz. Von der Jugend aber, der Zukunft und Hoffnung der Nation, lasse man die Hand. Wer in Geschmack und sittlichem Gefühl selbst tief gesunken ist, findet freilich nichts daran, wenn die moderne Irrlehre von der erotischen Freiheit, dem „Ausleben des Individuums" auch in diese Kreise getragen wird; die anderen aber, die denn doch noch die Mehrzahl bilden, empfinden das als ein Verbrechen und müssen solche Bestrebungen wie Professor von Gruber als frivolen Wahnsinn bezeichnen: „Es kommt nur auf die Auffassung an."

H. Morin, Kgl. Gymnasialprofessor.

Schriftsteller Hermann Roth, vor dem Schöffengericht als Zeuge und Sachverständiger vernommen, schreibt:

„Auf Ihre Anfrage teile ich Ihnen mit, daß meine Vernehmung in zweiter Instanz an dem, was ich bei der ersten Verhandlung aussagte, nichts geändert haben würde. Ich stellte damals fest, daß die Vorstellungen des Intimen Theaters in ihren Programmen sehr wechselnd seien, und daß man dorten neben manchem Seriösen und Gediegenen natürlich auch viel leichte Kost geboten bekomme. In dieser Beziehung hielt ich mich durch meinen Eid auch zu der Konstatierung verpflichtet, daß Fräulein Irber bei einem Couplet, dessen Text mir heute nicht mehr erinnerlich ist, stark erotische Bewegungen machte, die nicht zweideutig, sondern eindeutig waren. Der begleitende Text ließ über das, was gemeint war, keinen Zweifel aufkommen, und man konnte ihn auch bei reiner Phantasie nicht mißverstehen. Das ist sicher, daß solche Aufführungen feineres Empfinden verletzen müssen, und aus dieser Erwägung heraus habe ich in der ersten Verhandlung mich auf den Standpunkt gestellt, daß ich eine scharfe Bekämpfung solcher Darbietungen nach der Weltanschauung, die Dr. Kausen vertritt, vollauf gerechtfertigt finde. Ich fügte damals hinzu, daß, wer die Gefühle anderer nicht schone, auch nicht empfindlich sein dürfe, wenn er selbst mit rauhen Händen angefaßt werde. Ich hielt mich im übrigen nach Empfang der zweiten Vorladung für verpflichtet, abermals eine Vorstellung des Intimen Theaters zu besuchen, und möchte, auch hier der Wahrheit die Ehre gebend, feststellen, daß das gegenwärtige Programm dezenter als frühere, zu keinerlei Einwendungen Anlaß gab.

Hermann Roth.

Franz Weigl, Herausgeber der „Pädagogischen Zeitfragen", ersucht um Abdruck nachstehender Erklärung:

„Ich habe meine Aussage in der ersten Instanz des sogen. „Brettl"-Prozesses auf Grund völlig ruhiger Beobachtungen und nüchterner Erwägungen gemacht und weise deshalb für meine Person die Anspielungen des Herrn R.-A. Goldschmidt auf die „nicht ganz reine Phantasie" der Zeugen entschieden zurück. Die Eindeutigkeit in den von mir gesehenen Vorstellungen war derart, daß dem Spiel der Phantasie nichts zu tun übrig blieb.

Ich erinnere zudem daran, daß eine zweite Zeugenaussage, die des Herrn Hermann Roth, in einem wichtigen Punkte wörtlich mit meiner Darstellung übereinstimmte, obwohl ich mit diesem Zeugen kein Wort über die Darbietungen gewechselt und obwohl derselbe meine Aussage nicht gehört hatte.

F. Weigl, Lehrer,
Herausgeber der „Pädagog. Zeitfragen".

Ueber das Intime Theater in Mainz und einiges andere schreibt ein Mainzer Leser der „Allgemeinen Rundschau", dessen Urteil sich auch in weiteren Kreisen besonderer Wertschätzung und Beachtung erfreut, unter dem 15. April:

„Schon anläßlich Ihres ersten Brettlprozesses wollte ich Ihnen einmal von der hiesigen Filiale des Münchener „Intimen" schreiben, kam damals aber nicht dazu. Nun will ich's aber tun, da Sie in der Karsamstag-Nummer der „Allgemeinen Rundschau" einen Aufsatz abgedruckt haben, in dem auch Mainz unter den Städten aufgeführt wird, die dem Treiben dieser Bühnen allzu nachgiebig gegenüberstehen. Ein „Intimes Theater" besitzt unsere Stadt seit dem 1. Januar dieses Jahres. Um die interessierten Kreise aufmerksam zu machen, waren in den ersten Wochen des Bestehens Stücke wie Titel der Stücke außerordentlich gepfeffert. So kam es vor, daß auffallend rote Plakate angeschlagen wurden, die die Aufführung eines Stückes bekanntgaben: „Bei ihm im Bett." Das war in Lettern gedruckt von 8—10 cm Höhe und 1½—2 cm Breite. Ich war empört über eine solche Frivolität und gespannt, ob die Polizei dieses unerhörte Aergernis dulden würde. Erst nach etwa drei Tagen wurde der Titel überklebt, und es hieß dann: „Bei ihm." Allein jetzt kommt ein Aber! Auf den ebenfalls an den Plakatsäulen angeschlagenen detaillierten Programmen blieb der erwähnte längere Titel unverändert bestehen . . . —!

Nach Ihrem Prozeß, über den auch die hiesige Presse berichtete, gab's ein wenig Ruhe, d. h. die Titel waren einigermaßen dezent. Mitte März wurde das 100jährige Bestehen des hier garnisonierten Nassauischen Infanterie-Regimentes Nr. 87 gefeiert, wozu nahezu 12 000 frühere Regimentsangehörige auf mehrere Tage anwesend waren. Da wollte das Mainzer Intime Theater natürlich auch profitieren. Plakat mit Riesenlettern: Das Bett. 10 Dialoge. Aller Dialog-Titel (die aufgeführt waren) kann ich mich nicht mehr entsinnen, aber ich weiß noch: „Wir können auch auf dem Boden liegen." — „Tu's mir zuliebe." — An Ostern kommen viele Fremde in unsere Stadt. Plakat mit Riesenlettern: „Osterprogramm! Endlich allein, oder Mundi Rosenkranz (!) auf der Hochzeitsreise." — Man darf gespannt sein, welche Programme das Mainzer Intime während der nun bald beginnenden Reisezeit, wo außerordentlich viel Fremde von hier aus rheinab fahren, um die Herrlichkeiten unseres Stromes zu bewundern, plakatieren wird.

In arge Schwulität kam nach Eröffnung des Intimen scheinbar auch der Direktor des Stadt-Theaters. Der fürchtete für seine Kasse. Anders läßt sich die Aufführung von Otto Borngräbers „Ersten Menschen" nicht erklären. Von dem „Mainzer Journal" wurde dem Theaterdirektor damals zugesetzt. Jedoch war nach meiner Meinung die Sprache zu zahm, wie von seiten dieses einzigen katholischen Mainzer Blattes überhaupt viel mehr zur Bekämpfung hier sich breitmachender Zweideutigkeiten getan werden könnte. Ich habe mich mit dem Borngräberschen „Erotischen Mysterium" bekannt gemacht und drei hiesigen Blättern einen Protest zum Abdruck zugehen lassen (vor der Aufführung). Bei dem liberalen „Tagblatt" kam er zu spät, das „Mainzer Journal" nahm den Artikel nicht an, und nur der „Mainzer Anzeiger" entschloß sich, obwohl selbst hartnäckig gegenteilige Ansicht vertretend, zum Abdruck. — —

Um meine Schilderung der Mainzer Verhältnisse abzurunden, will ich noch erwähnen, daß es eine ganze Reihe von „Buchhandlungen" hier gibt, in deren stets von einer großen Menge umlagerten Auslagen die gemeinsten Erzeugnisse der Hintertreppen-Literatur aufgelegt sind. Und getan wird so gut wie nichts. Kürzlich hat die Stadtverordneten-Versammlung die Bürgermeisterei angewiesen, Kindern unter 14 Jahren den Besuch der Kinematographen zu untersagen. Und die von 14—20??"

Großmutter.

Leuchtend ziehen goldne Schimmer
Weicher Abendsonne ein,
Füllen ganz ihr kleines Zimmer
Mit geheimnisvollem Schein.

Da läßt sie die fleißigen Hände
Sinken in den Schoß zur Rast,
Freut sich still der goldnen Spende
Doppelt nach des Tages Last.

Und ein tiefgeheimer Frieden
Liegt auf ihrem Angesicht,
Wie er Seelen nur beschieden,
Die bald geh'n zum ewigen Licht.

Fritz Flinterhoff.

„Schöne Seelen."

Wer kennt nicht Meyenbergs geistsprühendes, lebensvolles neuestes Werk? Wer hat seine Wartburgfahrten noch nicht gelesen? Dieses Werk eines gottbegnadeten Künstlers und tiefsinnigen Philosophen zugleich, der allen großen Problemen der Zeit nachgeht und mildes, sanftes Licht in die dunklen Fragen menschlichen Lebens und Strebens verbreitet. „Schöne Seelen" betitelt sich ein Abschnitt des schmucken Bandes. Den Werdegang der schönen Seele läßt der Verfasser an der Hand eines christlichen Asketen, des hl. Ignatius von Loyola, vor unserem geistigen Auge erstehen. Es ist die planvolle Erziehung der christlichen Seele, wie sie in den ignatianischen Exerzitien dargeboten wird.

„Ignatius, heißt es, will die Erziehung der schönen Seele in einen großen Plan zusammenfassen. Er ladet die Seele ein, sich auf einige Tage oder Wochen in die Einsamkeit zurückzuziehen. Hier wird das volle Licht und die ganze ungebrochene Kraft des Christentums in einer heiligen Pädagogik auf sie einwirken. In einem höheren Sinne erfüllt sich nun das bereits angeführte

Goethesche Iphigenienwort: Und seine Seel' ist stille — sie bewahrt der Ruhe heil'ges unerschöpftes Gut. Es soll aber in diesen stillen Stunden nicht etwa ein mächtiges Bengalfeuer angezündet werden, das aufflammt und verraucht, nicht ein aszetisches Glanzfeuerwerk abgebrannt werden, das die Seele überrascht, betäubt oder zu einem ungesunden Enthusiasmus begeistert. Nein, es handelt sich um wirkliche Lebensbesinnung und Lebenserziehung. Eine planvolle Innenarbeit soll vollbracht werden. Was die Seele in stiller Einsamkeit gewann, soll ein Keim- und Saatfeld für das volle Leben werden — echter christlicher Lebensglaube — wahre Lebenskunst. Darum spricht Ignatius von Exerzitien, von geistlichen Uebungen."

Den Wert solcher Uebungen erkennt man heutzutage mehr und mehr. Auch die gebildete Laienwelt hat erkannt, daß in den Exerzitien Lebenskräfte und Lebensmächte enthalten sind, wie sie unserer Zeit besonders nötig erscheinen. Der Schleier, der bis dahin das Werk den Augen vieler verhüllt, ist nun gelüftet; alljährlich ziehen Tausende in die Räume heiliger Einsamkeit dort zu suchen und zu finden, neues Licht für den Verstand, neue Kraft und neuen Mut für den Willen und für das Herz des Friedens heiliges Gut. Solche Tage geistiger Hebung, Klärung und Stärkung bietet aufs neue **der gebildeten Welt das bekannte Exerzitienhaus zu Feldkirch** (Vorarlberg), **in dem vom Abend des 16. bis zum Morgen des 20. Mai, vom Abend des 26. bis zum Morgen des 30. Juni und vom Abend des 10. bis zum Morgen des 14. August Exerzitien für Herren aus gebildeten Ständen abgehalten werden.** Mögen recht viele sich an diesem pädagogischen Kurse christlicher Seelenerziehung und christlicher Charakterbildung beteiligen.

Paul v. Siders.

In eigener Sache.

Die verschiedenen Prozeßerfolge, welche der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" nicht für seine Person, sondern als exponiertester Vertreter einer von Angehörigen der verschiedensten Richtungen und Konfessionen unterstützten Bewegung erzielte, haben in gewissen Kreisen eine Stimmung erzeugt, die von begreiflicher Gereiztheit allmählich in unbezähmbare Leidenschaft übergegangen zu sein scheint. Nur so läßt es sich erklären, wenn die „**Münchner Neuesten Nachrichten**" nicht nur einer entweder tendenziös gefärbten oder mehr als dürftigen Berichterstattung über jene Prozesse sich befleißigten, sondern auch seit kurzer Zeit schon zum vierten oder fünften Male den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau", einen Anlaß vom Zaune brechend, in gehässigster Form persönlich attackieren.[1])

Durch nunmehr rechtskräftiges Urteil des Schöffengerichts vom 22. April gegen Leopold Bauernfreund ist als „erwiesen" festgestellt, „daß Dr. Kausen bereits seit langer Zeit in voller Ueberzeugung und Ehrlichkeit den Kampf führt, und daß er den (Brettl-) Prozeß in keiner Weise zugunsten seines Blattes ausgenützt hat".

Dieser Urteilsspruch hat die „Münchner Neuesten Nachrichten" nicht gehindert, den vom Schöffengericht als „vollkommen grundlos" zurückgewiesenen Vorwurf in durchsichtiger Form zu wiederholen und sich so auf das Niveau eines Leopold Bauernfreund zu begeben. Jedes weitere Wort über diese persönlich gehässige Kampfesweise sei solange suspendiert, bis die Vorstandschaft des Münchener Journalisten- und Schriftstellervereins, an welche der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" eine geharnischte Beschwerde gerichtet hat — obwohl er sich bewußt war, daß die „M. N. N." durch vier Herren ihres engeren und weiteren Verbandes in dem Vereinsausschusse vertreten sind —, in irgend einer Form zu der Angelegenheit Stellung genommen hat.

Wie unsachlich der Angriff bei den Haaren herbeigezerrt ist, ergibt der nachstehend kurz skizzierte Sachverhalt.[2]) In Nr. 17 der „Allgem. Rundschau" vom 24. April findet sich folgender Vermerk:

„Das vorliegende Heft enthält den **Gasthaus-Anzeiger**. Wir bitten unsere Freunde, Lokale, in denen die „Allgemeine Rundschau" regelmäßig aufliegt, besonders zu berücksichtigen, anderseits aber solche Lokale, in welchen unser Blatt **nicht anzutreffen** ist, obgleich sie im Gasthaus-Anzeiger aufgeführt sind, **ungesäumt der Geschäftsstelle bekanntzugeben.**"

Der in den letzten Zeilen ausgesprochenen Bitte wurde von zahlreichen Freunden der „Allgemeinen Rundschau" entsprochen. Infolgedessen erging seitens der **Geschäftsführung** aus deren **eigenster Initiative** ein nicht einmal persönlich unterschriebenes, sondern lediglich mit dem Zeitungstitel und der Verlagsfirma unterstempeltes Rundschreiben, durch welches Lokalen der bezeichneten Art die Alternative gestellt wurde, künftig entweder das ganz minimale Hotel-Abonnement (M 1.— statt M 2.40) zu entrichten oder auf die Fortführung ihres Namens in dem sogen. Gasthaus-Anzeiger der „Allgemeinen Rundschau" zu verzichten. Die „fashionable Münchener Pension", welche sich die von einem Gaste angeregte Gratislieferung jahrelang gefallen ließ, um nach Einstellung derselben das erwähnte Schreiben einem feindlichen Blatte auszuliefern, war Herrn Dr. Kausen nicht einmal dem Namen nach bekannt.

Den Umstand, daß die Geschäftsführung in diesem Schreiben mit Worten, welche längst veröffentlichten **Preßstimmen** entnommen sind, auf „**unser so hochangesehenes und vielbeachtetes Blatt**" hinweist, nahmen die „Neuesten Nachrichten" zum Ausgangspunkte, um dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" zu insinuieren, daß ihm — — — die Bekämpfung der Unsittlichkeit, von der in jenem Geschäftsbriefe nicht auf tausend Meilen die Rede war, nicht „Herzenssache" — also demnach Geschäftssache — sei. Der „Bayerische Kurier", der in Nr. 122 vom 2./3. Mai den Angriff auf die „Allgemeine Rundschau" gebührend zurückwies, erinnert beiläufig daran, daß der Chefredakteur der „Münchner Neuesten Nachrichten" sich unlängst selbst in einem selbstgeschriebenen redaktionellen Artikel als „**angesehensten Vertreter**" der Münchener Journalisten bezeichnet habe. — — —

Darüber, daß der Abdruck von Geschäftsbriefen, zumal wenn sie auch noch von dritter Seite ausgeliefert wurden, zu den **unfairen Kampfesmitteln** gehört, kann es eine Meinungsverschiedenheit nicht geben. Hier sei übrigens eingeschaltet, daß nachweislich eine nicht geringe Zahl von Hotels, Restaurants, Cafés auf jene Aufforderung hin ihr Abonnement angemeldet haben.

Hinter Verwaltungsmaßnahmen der gedachten Art eine geschäftliche Ausbeutung der redaktionell vertretenen — — Sittlichkeitsbewegung zu suchen, kann nur einer durch blindes Vorurteil mißleiteten Parteileidenschaft beifallen. Der Gedanke an sich ist schon unsäglich lächerlich. Daß die geschäftliche Propaganda der „Münchner Neuesten Nachrichten" selbst von jeher mit kräftigen Mitteln gearbeitet hat, ist hinlänglich bekannt.

Das führende liberale Organ in München hat sich auch dadurch an die Seite eines Leopold Bauernfreund gestellt, daß es die Bezeichnung der „Allgemeinen Rundschau" als eines „**vornehmen, erstklassigen Insertionsorgans**" auf den regelmäßigen wöchentlichen Plakatanzeigen (Inhaltangabe des neuesten Heftes) in ähnlicher Weise verdächtigt. Um diesen durchsichtigen Treibereien ein für allemal den Boden zu entziehen, hat der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" sich ausdrücklich und in aller Form erboten, einem Vertrauensmanne des Münchener Journalisten- und Schriftstellervereins Einblick sowohl in die Auflageverhältnisse als auch in das gesamte Inseratgeschäft der „Allgem. Rundschau" zu gewähren, auch das ganze Material von Zeitungs- und Leserstimmen und die Zeugnisse von Inserenten vorzulegen. Gleichzeitig wurde der Vorstandschaft eine **gutachtliche Erklärung** des als Zeitungsfachmann und als unparteiischer Sachverständiger bestens bekannten **Direktors der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz**, Akt.-Ges., überreicht, das folgenden Wortlaut hat:

„In Anbetracht der in letzter Zeit gegen Ihre „Allgemeine Rundschau" gerichteten Angriffe komme ich Ihrem Wunsche, Ihnen meine Ansicht über Ihre Zeitschrift auch mal schriftlich bekannt zu geben, gerne nach.

„Ich habe die Entwicklung dieses Blattes von Anfang an genau und mit großem Interesse verfolgt und muß gestehen, daß wohl selten ein ernstes, nicht für die großen Massen des Publikums bestimmtes Blatt sich vom Tage der Gründung an so ständig auf ansteigender Linie bewegt hat wie das Ihrige.

„Dabei habe ich nicht nur die wachsende Auflageziffer im Auge, sondern neben dieser auch das sich ununterbrochen steigernde Ansehen, sowohl bei der Presse als dem in Betracht kommenden Lesepublikum.

„Aber auch als Insertionsorgan hat es sich infolge der vorstehend bezeichneten Vorgänge in seltener Weise entwickelt, ja ich muß gestehen, daß ich darüber durch die mir im Original vorliegenden Nachweise geradezu in Erstaunen gesetzt worden bin.

„Diese Erfolge können meines Erachtens nach nicht allein durch eine geschickte geschäftliche Propaganda erzielt werden, sondern die Wirksamkeit des Anzeigenteils muß in erster Linie dabei mitgeholfen haben. Ich bin daher der Ansicht, daß Sie die oben erwähnten Angriffe gar nicht tangieren können."

[1]) Mehrere **liberale** Journalisten drückten dem Herausgeber der ‚Allg. Rundsch.' spontan ihre **Entrüstung** über den unqualifizierbaren Angriff aus.

[2]) Eine durch Herrn R.-A. Rumpf an die Redaktion geleitete preßgesetzliche Berichtigung wurde nur in böswillig verstümmelter Form abgedruckt.

Blütezeit.

Ein Kling und Klang und Gloria
Ertönt jetzt allerwegen.
„Du, Menschenkind, der Mai ist da!"
So jauchzt es uns entgegen.

Wohin man schaut, die weite Welt
Ist lauter Lust und Gnade;
Ein Duft, ein Glast, ein Blütenfeld
Sind alle ihre Pfade.

Mir ist, als wär ich selbst ein Baum
In diesem reichen Segen
Und blühte einem schönen Traum
Und Lenzesglück entgegen.

Gust. A. W. Flaig.



Aus ungedruckten Witzblättern.

Moderne Politik.

Auf dem Sessel, wo einst mächtig
Bismarck saß, der schön bedächtig
Deutschlands Schicksal solang führte,
Bis man ihm dann Amt und Würde
Eines schönen Tages raubte,
Weil er gar zu stark oft schnaubte,
Sitzt jetzt meist mit Unbehagen
Bülow mit verstimmtem Magen.
Wasser soll er gar kein's trinken,
Sonst tut's Lebensschifflein sinken.
Ißt man nämlich gut und häufig,
Wird man meistens dick und bäuchig;
Und für einen großen Bauch
Ist, wie für den Wein ja auch,
Wasser halt die schlimmste Sauce
Weil's ihm gibt den Todesstoß.
Warum nun bei Reichstagsend'
Kanzler und vom Parlament
Manche Herrn sind gar so dick,
Bringt mit sich die Politik.
Kriegt einmal der Reichstagsblock
Ueber Nacht 'nen Nervenchok,
Kommt der Kanzler arg in Nöten,
Er muß ja den Sprung nun löten.
Er befiehlt den Herrn, mit Frack,
Weißen Handschuh'n, chapeau claque
Oder auch mit 'nem Zylinder
Und mit weißem Selberbinder,
Sich bei ihm zu finden ein,
Recht vergnügt und froh zu sein
Und mit ihm nun zu soupieren
Oder gar auch zu dinieren. —
Bei Fasan und Gänseklein,
Etwas Fleisch vom Schinkenbein
Und nicht ohne harte Eier,
Dazu perlenden Tokayer
Und noch viele gute Bissen,
Die die Herrn zu schätzen wissen,
Und bei gutem Hofbräubock
Flickt man nun das Loch im Block.
Mancher freilich beim Diner
Kriegt ein starkes Bauchwehweh.
Doch zuletzt, zum guten Schluß,
Ist nun, wie aus einem Guß,
Der schon totgeglaubte Block.
Jetzt klopft man voll Freud Tarok
Oder, wenn dies Spiel zu fad,
Kaisertertl oder Skat.
Denn jetzt ist (wenn's wirklich g'wiß is)
Ganz vorbei die Kanzlerkrisis. —
Solche Sitzungen natürlich
Machen bald sich sehr verspürlich.
Von den Herrn wird mehr als schicklich
Einer nach dem andern dicklich.
Monsieur Bernhard ist zwar mäßig,
Zeigt sich durchaus nicht gefräßig;
Aber gibt er noch so acht,
Er doch keine Ausnahm' macht. —
Solche Opfer muß man bringen,
Will man fest „Hurra!“ dann singen
Und auch rufen überall
Mit Geschrei und großem Schwall:
„Wir halt doch mit unsere Bäuch'
Retteten das Deutsche Reich!“

Oskar Feichteles.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Kennt die Forschung auch die Historie „König Johann“ nicht als Originalschöpfung Shakespeares an, so hat seine Bearbeitung des Stückes eines Unbekannten dem Drama doch in der Charakterschilderung und scharfen Motivierung den Stempel der Meisterschaft aufgedrückt. Es behauptet somit mit vollem Rechte seinen Platz unter den Werken des großen Dramatikers. In München ist das Schauspiel vierzig Jahre nicht gegeben worden, und es ist nicht unerklärlich, daß man nicht früher auf das Werk zurückgriff. Shakespeares Historien aus der britischen Geschichte sind ja nicht lediglich aus dramatisch-ästhetischem Gesichtswinkel zu beurteilen, sie sind auch ein vaterländischer Anschauungsunterricht in Geschichtsbildern. Obwohl ein Genie sie entworfen, vermögen sie bei uns Deutschen nur intensiver zu wirken, wenn das Gewaltige eines Charakters uns packt oder aus dem Gewand einer fernen Kultur das allgemein Menschliche hervorleuchtet. König Johann, der seinen Thron mit Blutvergießen erkämpft und nur mit Blutvergießen behaupten kann, entbehrt der Genialität eines Richard III., sein Schicksal erfüllt uns nicht mit stärkerem Mitempfinden. Von den Szenen großer Staatsaktionen machen diejenigen mit dem päpstlichen Legaten den größten Eindruck. Liebenswürdig ist die rührende Gestalt des jugendlichen Herzogs, dem Johann sein Thronrecht vorbehält. Die Szene, in welcher Hubert de Burgh ihn auf Königs Befehl blenden will, durch das Flehen des Knaben jedoch gerührt von seinem grausigen Vorhaben abläßt, ist die erschütterndste des Stückes. Sie ist für die Nerven einer härteren Kultur geschrieben wie die unserige, aber ihre dichterische Größe und Schönheit gesellen sie doch den wenigen festhaftenden Bühneneindrücken zu. Hinter dieser Szene wurde, lediglich aus Gründen der Erholung, eine Pause eingeschaltet, sonst wurde das Drama ohne Zwischenakte gespielt. Die „Shakespearebühne“ ermöglicht diese Unmittelbarkeit der Szenenfolge. Daß durch diese rasche Abwicklung der Handlung das Interesse weniger erlahmt wie bei zahlreichem Fallen des Vorhanges, ist sicher. Für diesen Vorteil müssen wir das Nüchterne, welches dem sich immer gleich bleibenden Architekturrahmen der Vorderbühne eben doch anhaftet, mit in Kauf nehmen. Er engt auch den Blick auf die an sich brillanten Landschaftsbilder zu sehr ein. Der antikisierende Rahmen im „Coriolan“ vermochte sich zumeist organisch mit der Hinterbühne zu verbinden. Für das England des zwölften Jahrhunderts fand sich nichts Gleichcharakteristisches. Die Aufführung ließ überall Kilians geschmackvolle, sorgfältige Regie fühlen. Sie bot in den Hauptgestalten gute, ja vorzügliche Leistungen, den zahlreichen kleineren Chargen gelang es, sich gut in das Gesamtbild einzupassen. In letzterer Hinsicht ist die Wiedergabe des „Königs Johann“ eine der glücklichsten der Spielzeit. Die Titelrolle gab Steinrück mit schlichten Mitteln zu charakteristischer Wirkung; den jugendlichen Herzog spielte Frl. Reubke mit rührender Innigkeit; in dem Bastarden Faulconbridge entwickelte Graumann frisch zugreifendes Temperament. Sehr Gutes bot auch Jakoby (Hubert); die Damen Berndl und Schwarz gaben an Leidenschaft das ihrer Natur Möglichste zu guter Wirkung. Von den kleineren Rollen seien noch Birron, Gura, Wohlmuth und Frl. Wimmer genannt. Die Aufnahme der verdienstlichen Neueinstudierung war warm und anerkennend.

Kgl. Residenztheater. Zum ersten Male wurde „Das Fräulein in Schwarz“, eine Komödie von Rudolf Lothar, gegeben. Der Beifall war nach jedem Akte sehr freundlich, am Ende hörte man auch etwas Widerspruch. Das leichte Stück, welches Zirkuswelt und Bürgertum in Konflikt bringt, ist ein gutgebautes Schauspiel französischer Technik; die Farben sind etwas ungemischt (die liebreizende, tugendsame, aufopfernde Parterreakrobatin und der spießbürgerlich-beschränkte Provinzstaatsanwalt), allein die Rollen sind dankbar und sichern einen amüsanten Abend. Irgendwo in einem französischen Landstädtchen hat sich eine Familie niedergelassen, die durch ihr gefälliges Auftreten und ihren Wohlstand die Sympathie ihrer neuen Mitbürger in hohem Maße gewonnen hat. Den Winter über begeben sich die Leute auf Reisen. Durch die Liebe des Staatsanwaltes zu ihrer wohlerzogenen Tochter wird das Geheimnis dieser angeblichen Vergnügungsfahrten enthüllt. Sie sind Zirkusleute, die noch einige Saisons ihr Vermögen zu mehren suchen. Die bürgerlichen Vorurteile erweisen sich als unübersteiglich. Ein Widerspruch findet sich in dem Charakter von Claires Eltern. Das Feingefühl, welches sie doch in ihrem Kinde weckten, widerspricht den Zumutungen, die sie an die Widerstrebende stellen, als ein Agent, ein von dem Dichter mit köstlicher Ironie behandelter Fürsprecher der „Nacktkultur“, ihnen goldene Berge verspricht. Die ziemlich heikle, wenn auch mit möglichster Dezenz gespielte Szene der Zirkusprobe paßt nicht so ganz zu dem ernsteren Grundton der Handlung, wiewohl sie durch ihre Kontrastwirkung die Kluft zu biedermännischer Bürgerlichkeit gut veranschaulicht. Man hat auch das Gefühl, daß der Dichter hier dem Zeitgeschmack entgegenkommt, eine Konzession, welche durch die gewaltsame Hereinzerrung der Nacktkultur in unerfreulicher Weise unterstrichen wird. Die Pikanterie des Trikots dürfte sich als Hauptanziehungskraft des Stückes bewähren. Die Wiedergabe ließ keine Wünsche offen, sowohl Frl. Reubke als Claire, wie Graumann (Staatsanwalt) gaben ihren Gestalten durchaus jene Naturwahrheit, die auch den Nebenpersonen nicht ermangelte.

Neue Theaterpläne? Neben der projektierten Volksoper am Sendlingertorplatz — über deren heutige Situation nichts Bestimmtes verlautet — wird von einer Umwandlung des Lustspielhauses, das sich zurzeit als Operettenbühne achtbar behauptet, zu einer volkstümlichen Oper gesprochen. Ferner ist die Rede von einer neuen Bühne für Pariser Schwänke, deren Gründer angeblich nur Zensurschwierigkeiten befürchten. Zu letzterem Plan wäre zu bemerken, daß das Schauspielhaus uns schon mit jener leichtfertigen französischen Ware, über deren heutigen ethischen und ästhetischen Tiefstand selbst in Paris ernsthafte Stimmen laut werden, allzureichlich versorgt. Was die Opernprojekte betrifft, muß jeder, der im Münchener Kunstleben Bescheid weiß, sagen, daß eine Volksoper, der harte Anfangsjahre nicht erspart bleiben werden, sich bei guten Leistungen wird behaupten können. Nicht aber mehrere....

Aus den Konzertsälen. Selten sind in unserer Zeit der Ueberproduktion die Veranstaltungen, bei denen Angebot und Nachfrage sich decken. Bei den Volkssymphoniekonzerten ist dies in erfreulichem Maße der Fall. Wie früher bei Kaim, so füllte jetzt unter dem neuen Regime ein treues Stammpublikum allwöchentlich das Haus. Mit dem 25. Abend hat der heurige Zyklus sein Ende erreicht. An den Verdiensten, die sich Löwe um das künstlerische Wachstum des neuen Orchesters erwarb, gebührt auch dem Leiter der Volksabende ehrenvoller Anteil. Paul Prill bot im letzten Konzert Schuberts siebente Symphonie und die Freischützouvertüre in sorgfältiger, frischer Wiedergabe. In Liszts Totentanz erwies W. Ruoff bedeutendes pianistisches Können. Große Eindrücke hinterließ der Klavierabend von Heinrich Schwartz. Webers D-Dur-Rondo und Schumanns Vogel als Prophet, welche in gleich glanzvoller Weise zum Vortrag kamen, illustrieren am besten die das Markig-Kraftvolle, wie das Feinsinnig-Zarte mit gleichem Glück meisternde Kunst des vortrefflichen Musikers. In Liszts Concert pathétique für zwei Klaviere erwies sich Auguste Edel als eine sehr begabte und technisch reife Schülerin des Konzertgebers. Auch der Klavierabend von Pauline Frieß und Gg. Stoeber brachte angenehme Eindrücke, insbesondere letzterer zeigte Reife der Technik und Feinsinnigkeit der Empfindung. Mozarts D-Dur-Sonate war wohl der künstlerische Höhepunkt des Abends. Sehr freundliche Aufnahme fand die Sängerin Mary Rau, die einen schönen, gutgebildeten Sopran und eine anmutige Vortragsweise besitzt. Sie bot Lieder

von Schubert, Brahms, Wolf und Strauß. Ein interessantes Programm hatte Marie Berg für ihren Abend zusammengestellt, der neben alten geistlichen Liedern volkstümliche Weisen aller (auch exotischer) Nationen brachte. Sind die Mittel der Sängerin nicht mehr umfangreich, so entschädigt sie durch eine geradezu brillierende technische Schulung und geistvoll-liebenswürdigen Vortrag.

Verschiedenes aus aller Welt. Mit einem teilweise mit Münchener Künstlern besetzten Wagnerzyklus schloß das Nürnberger Stadttheater seine Winterspielzeit mit schönstem Gelingen. — In Bremen erlebte Dvoraks Märchenoper „Die Teufelskäthe" ihre deutsche Uraufführung. Die Musik interessierte nur in Chören und Tanzweisen, die zur belanglosen Handlung in keinem engeren Zusammenhang stehen. — Sämtliche Opernhäuser Italiens schlossen ihre Wintersaison mit erheblichem Defizit ab. — Die Komponisten Puccini (Mailand) und Sinding (Christiania) wurden zu Mitgliedern der Akademie der Künste in Berlin erwählt. — Joseph Rueders „Wolkenkuckucksheim", welches wir bei seiner Münchener Uraufführung im Künstlertheater scharf ablehnen mußten, fand in Berlin eine noch weit ungünstigere Beurteilung. Die führenden Kritiker sprechen von einem trostlosen Abend und vom Dichter als einer von der Münchener Camaraderie emporgelobten Lokalgröße. — In Meran starb der bekannte Neuyorker Theaterdirektor Conried, besonders bekannt durch die Riesengagen, mit denen er die europäischen Gesangsgrößen anlockte und durch die unerlaubte Aufführung von Wagners Parsifal. Er war ein Kunstkaufmann großen Stils.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die politische Säuberung in der Türkei und vor allem die strenge Disziplin der Jungtürken machte an den Börsen den besten Eindruck. Man gibt sich wieder mehr als seit langer Zeit der bestimmten Erwartung hin, dass das Osmanische Reich westeuropäischen Einflüssen sich nicht mehr verschliessen wird, wodurch mancher Industriesparte neue Absatzgebiete geschaffen werden dürften. Ob dieses Kalkül nicht zu optimistisch ist, bleibt abzuwarten. Der Optimismus treibt überhaupt derzeit wieder ein unbegrenztes Spiel. Wiederholt zeigt sich, dass der Börsianer wie auch das Kapitalistenpublikum in den schweren und opferreichen Tagen der letzten Monate und Jahre nur wenig gelernt haben. Das Spekulationsfieber hat neuerdings in einem kolossalen Umfang überhand genommen. Die Kurse zeigen bereits ein derartig hohes Niveau, dass die meisten Grossbanken Winke zu einer Abrüstung der enorm angewachsenen Spekulationskonti geben. Deutliche Exempel der wild angefachten und planlosen Beteiligung des Publikums an den Börsen sind die vielen Emissionen von Aktien industrieller Unternehmungen. Millionen Mark betrug jeweils die Nachfrage nach solchen neu zur Börsennotiz gelangenden Industrieaktien, von denen jedoch nur verhältnismässig geringe Beträge den Interessenten zur Verfügung standen. Kursavancen von mehr als 30% bei ganz enormen Umsätzen waren wiederholt zu registrieren. Dass nach solch ungesunden, jeder Konsequenz baren Ausschreitungen an den Börsen Rückschläge unausbleiblich sind, versteht sich von selbst. — Es ist freilich nicht zu verkennen, dass verschiedene günstige Momente die Tendenz beherrschen. Alles profitiert von der Geldabundanz, und billiges Geld fasziniert die gesamte internationale Finanzwelt. Die Privatdiskontsätze in Berlin, Paris und London notieren zum Teil erheblich unter 2%. Die offiziellen Raten der Notenbanken, insbesondere unserer Reichsbank, werden sehr wahrscheinlich in kürzester Zeit ermässigt werden. Die Wochenausweise der Diskontbanken zeigen einen erfreulich flüssigen Status und gewaltigen Bestand an Bar- und Metallgold. Die Ultimoliquidation an den Börsen bewies ebenfalls, trotz der vergrösserten Effektenengagements, flüssiges Geld in allen Kassen. Diese fortschreitende Abundanz unserer Geldquellen, welche bei den bestimmt zu erwartenden Diskontermässigungen weitere Fortschritte machen wird, ist naturgemäss in innigem Zusammenhang mit einem glänzenden Erfolg der Emissionen der neuen deutschen Anleihen zu bringen. Bereits aus den grossen Voranmeldungen und besonders aus den erheblichen Sperrstück- sowie Zeichnungen für die Schuldbucheintragung ist der seriöse Erfolg der gewaltigen Summe von 800 Millionen Mark Anleihe garantiert. Das Ausland, vor allem die englische Presse, hat offensichtlich und deutlich eine Beteiligung an dieser Subskription aus naheliegenden Gründen zwar nicht empfohlen. Dass die heimischen Anleihen dadurch zumeist innerhalb der deutschen Grenzen verbleiben, ist für die ruhige Entwicklung des Renten- und Fondsmarktes nur von grösstem Vorteil. — Neben den günstigen Geldverhältnissen haben verschiedene besser lautende Meldungen aus der Industrie die Börsen zu gewaltigem Eifer entfacht. Die Berichte vom amerikanischen Eisen- und Stahlmarkt, die grösseren Nettoverdienste des Stahltrusts und belangreiche Bestellungen in Roheisen und anderen Eisensorten bei erhöhten Preisen beeinflussten die Stimmung am Montanmarkt. Auch die gebesserten Essener Kohlenberichte, die Steigerung der Kupferpreise und das Bekanntwerden von umfangreichen Ordereingängen bei den verschiedenen Gesellschaften waren sachliche Gründe zur günstigeren Beurteilung der allgemeinen Tendenzentwicklung. Dass darüber des Guten zu viel getan wurde, zeigen auch die gewaltigen Kursavancen aller übrigen Industriewerte. In schwunghaftem Tempo avancierten ferner die Werte der Elektrizitätsbranche lediglich auf alle möglichen vagen Gerüchte hin. Für Schiffahrtsaktien und Kolonialwerte zeigte sich ebenfalls grosses Interesse. Das Vertrauen der Spekulationskreise auf eine Fortsetzung der festen Tendenz scheint noch anzuhalten, allein das Eiltempo der Aufwärtsbewegung an den Börsen muss als ungesund und unsachlich bezeichnet werden. Es ist notorisch nachweisbar, dass über kurz oder lang ein Rückschlag, und zwar schon aus börsentechnischen Gründen kommen muss. — Dazu wirken auch noch die überall vorhandenen Konfliktstoffe in der hohen Politik. In Persien und in der Türkei gärt es fort. Hier liegt also genügend Material zu Reibereien zwischen den einzelnen Grossmächten. In der innerpolitischen Situation bei uns spielen die Schwierigkeiten der Durchbringung der Reichsfinanzreform nach wie vor eine hochbedeutsame Rolle. — Neue Steuern und eine eventuell zu erwartende allgemeine Verteuerung einzelner Lebensmittel bilden gleichfalls Gründe zu einer mehr nüchternen Auffassung der derzeitigen Finanz- und Handelsfragen in Deutschland.

M. Weber.

Die Klage der **Terraingesellschaft Gräfelfing, Aktiengesellschaft** in Gräfelfing, auf Nichtigkeit des mit der **Heilmannschen Immobiliengesellschaft** (A. G.) in München am 27. Dezember 1901 notariell abgeschlossenen Kaufvertrages wurde vom Kgl. Landgericht München I als **unbegründet kostenpflichtig abgewiesen.**

Deutsche Lebensversicherungs-Bank Aktien-Gesellschaft in Berlin. Trotz der ungünstigen wirtschaftlichen Lage sind die Ergebnisse des verflossenen Geschäftsjahres in jeder Beziehung zufriedenstellend. Mit einem Reinzugange von ℳ 7·707.290 blieb die Gesellschaft hinter keinem der Vorjahre zurück; der Bestand an Kapitalversicherungen stieg infolgedessen auf 63,803 Policen über ℳ 107·919.488 Versicherungssumme. Von dem Jahresüberschuss im Betrage von ℳ 626.497.94, der den des Vorjahres um nahezu 50% übersteigt, wurden der Gewinnreserve der Versicherten ℳ 355,057.71 überwiesen, welche dadurch auf ℳ 1·203,920.02 stieg. Auf die Lebensversicherten entfällt in 1909 eine Dividende von 12% (1908 10%), die Aktionäre erhalten ℳ 37.50 Dividende pro Aktie gegen ℳ 35.— im Vorjahre. Die im abgelaufenen Jahre neu eingeführte Zusatzversicherung auf Invaliditätsgefahr (Prämienbefreiung im Invaliditätsfalle und eventuelle Zusatzrente von 5 oder 10% der Versicherungssumme) erreichte bis Ende des Jahres bereits einen Bestand von 148 Versicherungen über ℳ 30,956 jährliche Rente.

Moselsektkellerei
Otto Treis
MERL a. d. Mosel

„Moselgold“
„Moselgold-Cabinet“

Abgelagert, elegant, süffig, **wenig Alkohol**, daher unbedingt **best** bekömmlich und das

:: Ideal aller ::
Schaumweine

Ausschliesslich Flaschengärung nach französisch. Methode, **nur aus reinen** Saar- und Moselweinen hergestellt.

Offerten gerne zu Diensten.

Wo nicht vertreten, Vertreter gesucht.

Bedeutende Preisermässigung für frühere Jahrgänge der „Allgemeinen Rundschau“

I. Jahrgang 1904 (39 Nummern) gebd. ℳ 5.— (statt 9.50), broschiert ℳ 3.— (statt 7.20).
II., III. und IV. Jahrgang (52 Nummern) gebunden je ℳ 6.— (statt 11.90), broschiert ℳ 4.— (statt 9.60).

Expedition der „Allgemeinen Rundschau“
München, Galeriestrasse 35 a Gh.

Stoffe zu
Kirchenparamenten und Fahnen
sowie
fertige Gewänder und seidene Fahnen
einfach und kostbar, gemalt und gestickt,
liefert
F. J. Casaretto .. Krefeld.
Gegründet 1851.

Für meine Nichte (Halbwaise), musikalisch, mit höherer Schulbildung, wird Stellung als

Gesellschafterin

bei vollem Familienanschluss gesucht. Oberrhein, Mittel- oder Süddeutschland bevorzugt. Offerten unter „M. M. 1138“ an Haasenstein & Vogler, A.-G., München erbeten.

Kath. Bürger-Verein
in **Trier a. Mosel**
gegründet 1864
langjähriger Lieferant vieler Offizierkasinos
empfiehlt seine reingehaltenen
Saar- u. Moselweine
in den verschiedensten Preislagen.

Bad Bertrich.
St. Vincenzhaus.
Von Schwestern geleitetes Kurhaus. Gegenüber den Kuranlagen. Grosse Veranda. Kurgemässe Küche. Reine Weine. Man verlange Prospekt.
Die Oberin.



Zeugnis.

Bei Gelegenheit einer Glockenweihe hat Unterzeichneter zwei Glocken für die Filialkirche in Frauenhaselbach, Pfarrei Treitelkofen, geprüft. Dieselben wurden in der Kunstglockengiesserei **Ulrich Kortler** in **München** gegossen und haben die Töne gis¹ und h¹. Abgesehen nun davon, dass beide Glocken ganz genau ihre Schlagtöne nach der Normalstimmung (a¹ = 435 Schw.) bekommen haben, weisen sie auch alle Nebentöne auf, die man von einer richtig konstruierten Glocke erwarten kann. Mittels des Apun'schen Stimmgabelapparates wurden den beiden Glocken die kleine Terz des Schlagtones, die Quinte, die Oktave und die Unteroktave entlockt, die nach dem Ansetzen der betr. Stimmgabel so schnell und rein und deutlich erklangen wie auf einem Klavier. Durch diese vollkommen gelungene Harmonie des Schlagtones mit den Nebentönen ist ersterer bei beiden Glocken voll und doch weich und weittragend. Verzierungen und Inschriften sind sehr sauber gearbeitet.

Obengenanntes Geschäft, welches ein solches Resultat des Gusses aufweisen kann, verdient den Namen „Kunstglockengiesserei“ und empfiehlt sich selbst aufs beste.

Regensburg, 30. April 1909.

Engelhart, Domkapellmeister.

Sanitätsrat Dr. Kober'sche **Poröse Unterkleidung**

gestricktes, poröses Baumwollgewebe, erhält die Haut trocken, schützt vor Erkältung, vermindert daher Husten und Rheumatismus und ist zu jeder Jahreszeit höchst angenehm zu tragen. Grosse Haltbarkeit. Guter und billiger Ersatz aller wollenen Hemden. Preis nur 2.50 Mk., in dichterer Strickart nur 3.— Mk. Unterbeinkleider 2.40 Mk. Unterjacken 1.80 Mk. Bei Bestellungen: Halsweite bei Männerhemden, gewünschte Länge bei Frauenhemden, Leibumfang und Länge bei Hosen. Atteste und Muster gratis.
Mathilde Scholz, Regensburg B. 41½.

Glasmalerei und Kunstverglasung
:: **Gerhard Küsters, Paderborn i. W.** ::





Neuenahr

Einzige alkalische Thermen Deutschlands,

wirken säuretilgend, verflüssigend, mildlösend und den Organismus stärkend.

Reisewege: Von KÖLN oder KOBLENZ nach Remagen am Rhein, und von Remagen am Rhein mit der Ahrtalbahn in 25 Minuten nach Neuenahr.

Heilanzeigen: Magen- u. Darmleiden, Leberanschwellungen, Gallensteine, Zuckerkrankheit, Nieren- und Blasenleiden, Gicht, Rheumatismus, Erkrankungen der Atmungsorgane.

Kurmittel: Bade- u. Trinkkuren, Bäder jeder Art, Römisch-irische, elektrische Licht- und Vierzellenbäder, Kohlensaure Thermal-Sprudelbäder, Fango-Behandlung, Inhalationen und Massagen. Röntgen-Laboratorium. Neuerbautes grossartiges Badehaus mit mustergültigen Einrichtungen.

Hauskuren: Versand des Neuenahrer Sprudels in Flaschen; vorrätig in allen Apotheken und Mineralwassergrosshandlungen.

Wohnung: **Kurhotel**, einziges Hotel in unmittelbarer Verbindung mit dem Thermal-Badehause; ausserdem viele gute Hotels und Privatpensionen.

Neues Kurhaus: Sehenswürdigkeit I. Ranges, Mittelpunkt des gesamten Kurlebens.

Kurfrequenz: Im Jahre 1908 zirka **12000 Personen**, ohne die Passanten.

Ausführliche Broschüren gratis und franko durch die

Kurdirektion in Bad Neuenahr
(Rheinland).

Rhöndorf (Rhein)
Dr. Euteneuer's Kuranstalt
Krankenaufnahme jederzeit
Dr. Kemper
Spezialarzt für innere Krankheiten.

Dr. Wiggers
Kurheim (Sanatorium)
Partenkirchen
(Oberbayern)
für Innere-Nervenkranke und Erholungsbedürftige. Geschützte Südlage, modernste Einrichtung, jeglich. Komfort. Lift. Grosser Park. Zimmerkühlung. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte.
3 Aerzte.

Dr. H. FRICK
Badearzt
Bad Nauheim
:: Luisenstrasse 4. ::

Aufnahme einer beschränkten Anzahl von Patienten in das eigene, nächst d. Bädern gelegene Haus. Zentralheizung, elektr. Licht. Behandlung ausser mit Nauheimer Bädern mit Hochfrequenzströmen, Vibrationsmassage, Gymnastik, Massage usw. :: **Röntgenkabinett.** :: Anmeldung vorher erbeten.

Dr. Mayerhausen's Kur- u. Wasserheilanstalt „Bavaria-Bad“ in HALS b. Passau.
Geöffnet vom 1. Mai bis Ende November.
Hydro- und Elektrotherapie : Vierzellenbad : Elektrische Lichttherapie : Vibrationsmassage. : Diätetische Behandlung etc.
Herrliche Lage. : Billige Preise. : Prospekt gratis und franko.

Kurhaus NEUSATZECK
im Schwarzwald
Station Ottersweier bei Bühl.
Bäder, Telephon, Post. Ruhige, gesunde Lage; ausgedehnte Tannenwälder; lohnende Ausflüge; katholische Kirche Aufmerksame Bedienung durch Schwestern. Pension inklusive Zimmer 4–6 Mark. Auskunft durch die Oberin.

Bayerisches Reisebureau Schenker & Co.
München, Promenadeplatz 16.

Erholungsbedürftige, sowie Damen, die ein bleibend. gemütliches Heim suchen, finden liebevolle Aufn. u. Pflege b. d. **Schwestern der hl. Elisabeth in Kirchrath, Limburg-Holland.** Verb. m. d. elektr. Bahn von Aachen-Herzogenrath. Ruh. ges. Lage, eig. Tannenwald a. Hause, sow. schön. Anl. u. Gärten.

Loden-
Mäntel, -Anzüge, -Stoffe
Herrenschneiderei
Julius Dollhopf
München, Karlsplatz 17.

Orgel.
Eine ärmere Landkirche würde bei günstigen Bedingungen eine schon **gebrauchte, gut erhaltene Orgel** (ungefähr 16 Register) **kaufen.** Offerten sind zu richten an Pfarrer **Christ. Caminada, Obersaxen,** Graubd., Schweiz.

Rauchfleisch von jungen Schweinen:
fett, 9 Pfd. nur 8.50 M.,
durchwachsen. 9 Pfd. nur 9.50 M.,
ganz mager, 9 Pfd. nur 10 M.,
versendet franko gegen Nachnahme
Ignaz Meissner Rauchfleisch- :: versand ::
Regensburg IX.

Die Leser
werden freundlichst gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen, die sie auf Grund von Anzeigen in der **„Allgem. Rundschau“** machen, sich stets auf die Wochenschrift zu beziehen.

Die Bonifacius-Druckerei zu Paderborn
erbietet sich zur pünktlichen Lieferung der Literatur des In- und Auslandes, besonders der katholischen. Sie besorgt auch jedes, wo immer angezeigte Werk.

Bitte nicht lesen ohne sich dauernd zu merken, dass wir alle **Bücher** (auch Lexika, Klassiker, Weltgeschichte usw.) **ohne Anzahlung und ohne Preiserhöhung auf laufendes Konto gegen monatliche Raten von 3–5 M.** liefern. **Referenzen: 20000** Geistliche, Offiziere, Aerzte, Juristen, Lehrer, Lehrerinnen, Beamte, fürstliche und adelige Herrschaften usw. **Fried. Kratz & Cie.,** Versandbuchhandlung, **Köln a. Rh.**, Stolkgasse 49, Verlag der Jugend- und Volksbibliothek des Kath. Lehrerverbandes des Deutschen Reiches, Pr. Rhld.

Kurhaus Wittelsbach
Kein Nordzimmer. Kein Trinkzwang. Spezialität: Salin-, Moor- und Solbäder, Kaltwasserkuren, Liegekuren, Mast- u. Entfettungskuren, Luft- und Sonnenbäder. Für Erholungsbedürftige und Passanten keine Kurverpflichtung. Prospekt frei. Tel. 41.
Bes.: Frau Kommissionsrat H. Knobloch verw. gew. Kapitänl. Muchall-Viebroock

Kurhotel und Pension. Modernes Haus I. Kl. Mässige Preise. — Alpen-Panorama. Geschützte Lage. — 14000 qm grosser eigener Park. Die besten Heilerfolge bei Gicht, Rheumatismus, Ischias, Lähmungen, Frauenleiden. ■ Vom Kurhotel gedeckter Gang zum modern eingericht. Badehaus. Wiener u. Nordd. Küche. Auf Wunsch kurgem. Verpflegung. Vor-u. Nachsaison Vorzugspreise

Bad Aibling
(Oberbayern).

Kuranstalt Bad Thalkirchen-München
(Neuzeitliches, durch großen Neubau erweitertes Sanatorium f. Erholungsbedürftige, **Nerven-** u. innere Kranke (spez. Stoffwechselkrankh., Gicht u. Rheumatism., Herz- u. Kreislaufstörungen usw.) Zentralheizung, Wintergarten u. Wandelbahn. Streng diätet. Regime. Erstklassige Verpfleg. Gratisbroschüren d. die dirig. Aerzte **Dr. K. Uibeleisen** und **Dr. K. Benedikt.** **Teleph. 9040.**

Dr. von Ehrenwall'sche Kuranstalt
in AHRWEILER (Rheinprovinz)
Station der linksrheinischen Bahn.
In prachtvoller landschaftl. Umgebung d. Ahrtales gelegene und mit allen Hilfsmitteln der modernen Nervenheilkunde ausgestattete
Heilanstalt für Nerven- und Gemütsleidende
verbunden mit Institut für physikal. Heilmethoden.
Schwimmbad, Wellenbäder, Turn- und Arbeitssäle für Beschäftigungstherapie — alle Arten Bäder und Einrichtungen für elektr. Heilverfahren. — Arealgrösse zirka 430 Morgen. — 5 Aerzte.
Illustrierte Prospekte auf Verlangen.
Sanitätsrat Dr. von Ehrenwall, dirigierender Arzt.

König Otto-Bad b. WIESAU (bayr. Fichtelgeb.) 520 m ü. d. M.
Alteingeführtes, heilkräftigstes Stahl- u. Moorbad. — Elektro-Hydrotherapie, Gymnastik, Massage usw. — Hervorragende Erfolge bei Blutarmut, Herz- u. Nervenkrankheiten Frauenleiden, Ischias, Gicht, Rheumatismus usw. — Saison ab 15. Mai. — Prospekt kostenlos. **Dr. med. Becker.**

Bad Wildungen — Liboriushaus
Pensionshaus für Kurgäste (kein Krankenhaus) — geleitet von Franziskanerinnen. — Prospekte durch die Oberin.

Mineralbad Ditzenbach
(Württemberg).
Station der Nebenbahn Geislingen—Wiesensteig. Luftkurort, 509 m ü. d. Meere, in prächtigster Lage mit altberühmter Heilquelle; seit Jahrhunderten erprobt bei Nerven-, Magen-, Darm- und Nierenleiden. Kur- und Badehäuser aufs modernste eingerichtet. Das ganze Jahr geöffnet. Park und Wald beim Haus. Lohnendste Ausflüge in hochromantischer Gegend. Verpflegung durch barmherzige Schwestern. Billigste Preise. Man verlange Prospekt.

Todtmoos
Höhenluftkurort (840 m ü. M.) im südl. bad. Schwarzwald mit Postverbindung von Bahnstation Wehr (Linie Basel-Schopfheim-Säckingen). Herrl. Gegend mit ausgeprägt. Schwarzwaldcharakter. Beliebter Wallfahrtsort.
Gasthof und Pension zur Sonne
gut bürgerl. Haus in erhöhter, freier Lage mit neuem, geräumigem Speisesaal, neu eingerichteten Zimmern. Zentralheizung und elektr. Licht. Bis 1. Juli und nach 1. September ermässigte Preise. Näheres durch den Eigentümer **Rudolf Jordan.**

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

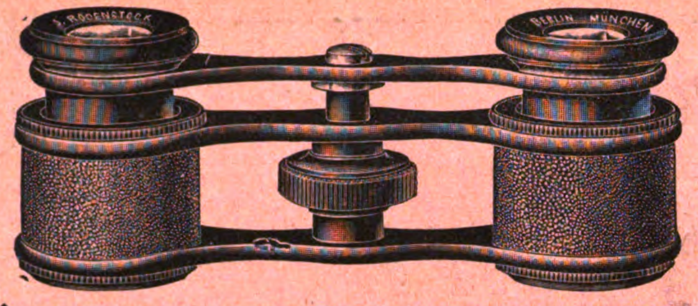
Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

6. Jahrgang Nr. 20

15. Mai. 1909

Inhaltangabe:

Quartalspreis Mk. 2,40
Einzelnummer 20 Pfg



Ideal-Taschen-Perspektiv.

Nr. 360. Mit feinem schwarzem Lederüberzug, zirka 100 g wiegend, inkl. Etui Mk. **10.50**

Dieses Westentaschen-Glas ist besonders da zu empfehlen, wo auf ein ganz geringes Volumen Wert gelegt und wo doch noch eine entsprechend gute optische Wirkung verlangt wird. In hervorragender Weise sind diese Eigenschaften hier vereinigt, und ist dieses wirklich empfehlenswerte Instrument besonders für Theaterbesuch, für Galerien etc., aber auch, um auf weite Entfernung zu sehen, zu gebrauchen.

Gratis u. franko auf Wunsch unsere illustr. Preisliste, sowie Anleitung u. Fragebogen zur schriftlichen Bestellung passender **Augengläser.**

Optisch-oculist. Anstalt **Josef Rodenstock** **MÜNCHEN, Bayerstrasse 3**

Wissenschaftliches Spezial-Institut für Augengläser.

Stoffe
zu
Kirchenparamenten und Fahnen
sowie
fertige Gewänder und seidene Fahnen
einfach und kostbar, gemalt und gestickt,
liefert
F. J. Casaretto · Krefeld.
Gegründet 1851.

Schloßkaplan,

deutsch und französisch redend, sucht für jetzt oder später Stelle mit Seelſ., schriftl. Arbeit (Privatrentamt) und eigenem Haushalt mit Mutter u. Schwester. Gefl. Offerten unter **C. K. 8400** an die Geschäftsstelle d. „Allgemeinen Rundschau“, München.

Haltbaren feinen

Aufschnitt Netto 8 Pfd. in 8 Sorten

Cervelat, Salami, Göttinger, ff. Leberwurst, Mettwurst, Extrawurst. Jagdwurst und Rotwurst. Alles zusammen nur ℳ 10.— franko Nachn unter Garantie.

Ignaz Meißner, Regensburg IX

Kath. Bürger-Verein
in Trier a. Mosel
gegründet 1864
langjähriger Lieferant vieler Offizierkasinos
empfiehlt seine reingehaltenen
Saar- u. Moselweine
in den verschiedensten
Preislagen.

Gicht.

Hunderte v. Dankschreiben Gicht- u. Rheumatismusleidender bestätigen die gute Wirkung von Remmel's Gicht- u. Rheumatismusöl, das nur aus Pflanzenstoffen besteht u. innerl. eingenommen wird. Alle Einreib. sind bekanntlich nutzlos. Preis Mk. 5.— pro Flasche. **Carl Remmel, Landshut 25 i. B.**

English.

Professor receives student wishing to learn English.

Write: Mr. Thill, Barton Cres. Plymouth.

PAX

Verein von kath. Priestern Deutschlands
eingetragener Verein.

Zentrale
Köln a. Rh., Komödienstr. 8.

Rat und Auskunft in allen Versicherungsangelegenheiten **bereitwilligst** und **kostenlos.**

Vermittlung von

Lebens-, Feuer-, Unfall-, Kranken-, Einbruchdiebstahl-, Glas-, Haftpflicht- und Wasserleitungsschäden-Versicherungen

zu den **günstigsten Vorzugsbedingungen.**

Die Buch- und Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, München, Hofstatt 5 u. 6

übernimmt die Herstellung von Werken jed. Art, Dissertationen, Festschriften, Diplomen usw. und hält sich zur Uebernahme sämtlicher Buchdruckaufträge auf das beste empfohlen.

Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank

10 Promenadestr. 10 **MÜNCHEN** 11 Theatinerstr. 11

Wechselstuben am Schlacht- und Viehhof, im Tal (Sparkassenstrasse 2) und in Pasing.

Filiale in Landshut.

Gegründet im Jahr 1835.

Bar einbezahltes Aktienkapital M 54'285,714.30
Reservefonds „ 46'052,000.—

A. Hypotheken-Abteilung:

Gewährung von **Darlehen gegen hypothekarische Sicherheit** nach Massgabe eines besonderen Reglements

Die von der Bank auf Grund von Hypothekdarlehen emittierten **Pfandbriefe** sind mit der Unterschrift eines Kgl. Kommissärs versehen, von der Reichsbank belehnbar und als **Kapitalsanlage** für Pupillengelder zugelassen.

B. Kaufmännische Abteilung:

Annahme von **Bareinlagen** zur Verzinsung in laufender Rechnung oder gegen Bankschein;
Gewährung von **Konto-Korrent-Krediten;**
An- und Verkauf von Wertpapieren, fremden **Banknoten** und **Geldsorten;**
Einlösung von Coupons, Dividendenscheinen u. verlosten Effekten;
Barvorschüsse auf Wertpapiere;
Diskontierung und Einzug von Wechseln, Schecks usw.;
Ausstellung von Kreditbriefen und Schecks auf alle Länder der Welt;
Ausführung von Börsenaufträgen;
Entgegennahme von offenen Depots zur Aufbewahrung und Verwaltung;
Aufbewahrung von geschlossenen Depots;
Vermietung von eisernen Geldschränke (Safes).

Reglements stehen kostenfrei zur Verfügung.

Schreibmaschinen



gebrauchte und neue amerikanische und deutsche Systeme offeriert unter weitgehendster Garantie bei Monatsraten von **20 Mark.** **Verleihung** von Schreibmaschinen für jede Zeitdauer. Bei Ankauf wird die bezahlte Miete vom Kaufpreis in Abrechnung gebracht. Verlangen Sie Offerte!

ALFRED BRUCK, MUENCHEN II, Bayerstrasse 5.

A. Bachmair, Glockengiesserei, **ERDING,**

fertigt Kirchenglocken in jeder Grösse und Tonart. Garantiert volle, weittragende Töne, reine Stimmung, reine, beste Metallmischung und leichte Läutbarkeit auch bei schweren Glocken. — Langjährige Garantie. Billigste Preise. — Kostenvoranschläge gratis und franko.

Sanitätsrat Dr. Kober'sche **Poröse Unterkleidung**

gestricktes, poröses Baumwollgewebe, erhält die Haut trocken, schützt vor Erkältung, vermindert daher Husten und Rheumatismus und ist zu jeder Jahreszeit höchst angenehm zu tragen. Grosse Haltbarkeit. Guter und billiger Ersatz aller wollenen Hemden. Preis nur 2.50 Mk., in dichterer Strickart nur 3.— Mk. Unterbeinkleider 2.40 Mk. Unterjacken 1.80 Mk. Bei Bestellungen: Halsweite bei Männerhemden, gewünschte Länge bei Frauenhemden, Leibumfang und Länge bei Hosen. Atteste und Muster gratis.

Mathilde Scholz, Regensburg B. 41½.

Bedeutende Preisermässigung für frühere Jahrgänge der „Allgemeinen Rundschau“

I. Jahrgang 1904 (39 Nummern) gebd. ℳ 5.— (statt 9.50), broschiert ℳ 3.— (statt 7.20).
II., III. und IV. Jahrgang (52 Nummern) gebunden je ℳ 6.— (statt 11.90), broschiert ℳ 4.— (statt 9.60).

Expedition der „Allgemeinen Rundschau“
München, Galeriestrasse 35a Gh.

Alle bisher erschienenen Nummern werden nachgeliefert.

Bezugspreis: vierteljährlich ℳ 2.40 (2 Mon. ℳ 1.60. 1 Mon. ℳ 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 k 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 23 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer. Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile. b. Wiederholung. Rabatt Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 20. München, 15. Mai 1909. VI. Jahrgang.

Erzbischof Dr. von Stein †.

Von Dr. Mich. Eberhard, München.

Der am 4. Mai an den Folgen eines Schlaganfalles im Alter von 77 Jahren aus dem Leben geschiedene, am 7. Mai in der Münchener Domgruft beigesetzte **Erzbischof von München und Freising** muß beurteilt werden nach den tatsächlichen und persönlichen Verhältnissen, aus denen er herausgewachsen ist.

Man verschließe sich nicht der Tatsache, daß sich die katholische Religion in Bayern großer staatlicher Privilegien erfreut. Die Vorteile einer privilegierten Religion überwiegen ja die Nachteile; aber das merkwürdige Ineinander von Kirchlich und Weltlich bringt es mit sich, daß der Bischof, besonders der Primas, ebenso staatsmännische wie bischöfliche Qualitäten besitzen muß.

Die Krone Bayern will ein Hort des Katholizismus sein. Persönlich gibt Prinzregent Luitpold geradezu rührende Beweise einer religiösen Gesinnung. Eine Karwoche am Münchener Hof ist eine wahre Erbauungswoche. Der Katholizismus des Münchener Hofes ist nicht bloß Hauspolitik, sondern innere Ueberzeugung. Kirchenpolitisch steht der Prinzregent auf dem Standpunkte des Handschreibens Sr. Majestät Ludwigs II. an den Ministerpräsidenten von Lutz während der Landtagssession 1881/82: „Was insbesondere das Verhältnis der Kirche zum Staat betrifft, so habe ich der Kirche stets und aus innerster Ueberzeugung meinen vollen Schutz gewährt und werde nie aufhören, den religiösen Sinn meines Volkes, in welchem ich die Grundlage der Ordnung erkenne, zu schirmen. Es ist mein Wille, daß den religiösen Bedürfnissen des Landes die sorgsamste Pflege und Beachtung zuteil werde. Ich will aber ebensosehr, daß meine Regierung jetzt und in Zukunft allen Bestrebungen entgegentritt, welche darauf abzielen, die unzweifelhaften und notwendigen Rechte des Staates zurückzudrängen, und welche Staat und Kirche in eine unheilvolle, feindselige Stellung bringen würden.“

Unter den „unzweifelhaften und notwendigen Rechten des Staates“ ist auch die zweite Verfassungsbeilage verstanden, die, wie die bayerischen Bischöfe wiederholt ausgesprochen haben, in unleugbarem Widerspruche zum Konkordate steht.[1]) Sie ist die unheimliche Seeschlange der bayerischen Kirchenpolitik, für kulturkampffreudige Minister eine ausgesucht günstige Operationsbasis, für konservativ gerichtete Minister mit der Heiligkeit und Unverletzlichkeit ihres Diensteides umgeben. Der Staat hat durch die zweite Verfassungsbeilage die Kirche stets in der Zwickmühle; steift sie sich auf die Kanones, so läßt er sie in den praktischen Fragen der Verwaltung im Stiche; will sie in Wirklichkeit etwas durchsetzen, so darf sie nicht an grundsätzliche Fragen rühren. Die Verhandlungen über die Kirchengemeindeordnung, die in Schwebe sind, liefern hierfür ein eklatantes Beispiel. Wohl könnte durch eine Initiative der Krone Wandel geschaffen werden, allein der Prinzregent ist ein zu ehrenhafter und gewissenhafter Paladin der Kronrechte, als daß er während der Regentschaft auch nur eines schmälern ließe. Auch er erwartet sich vom Minister „treue Bedachtnahme auf die Rechte der Krone“.

Ein weiterer Faktor, mit dem der Erzbischof zu rechnen hat, ist die Kammer der Reichsräte. Es kommt viel darauf an, daß diese hohen Herren bei guter Laune erhalten werden. Der Mehrzahl nach huldigen sie einer liberal gemäßigten Weltanschauung; sie sehen es als selbstverständlich an, daß die geistlichen Pairs die religiösen Interessen vertreten, und leihen ihnen gerne hierzu ihre Unterstützung; aber sowie ein bischöflicher Reichsrat „ultramontane“ Forderungen stellte, würde in der hohen Kammer ein ziemlich allgemeines Löcken wider den Stachel einsetzen.

Auch ist zu erwägen, daß der Erzbischof nicht einziger Landesbischof ist wie in Württemberg und Baden, und daß infolgedessen die einheitliche Regelung sogar innerkirchlicher Angelegenheiten in Bayern, dessen verschiedene Stammesgebiete zudem eine durchaus verschiedene Entwicklung hinter sich haben, keine so einfache Sache ist.

Einen anderen Umstand haben die Blätter mehrfach hervorgehoben, wenigstens seiner materiellen Seite nach. Das engere Territorium der erzbischöflichen Jurisdiktion ist eine wachsende Großstadt und ein internationaler Mittelpunkt von Intelligenz. Da werden, gerade weil nach der katholischen Verfassung sich alles auf den Hirten konzentriert, enorme Anforderungen gestellt nicht bloß durch das zahlenmäßige, äußere Anwachsen der Herde und das hierdurch sich einstellende Bedürfnis nach neuen Pfarreien und Katechetenstellen, sondern auch, was immer noch zu wenig gewürdigt wird, durch die potenzierte geistige Bewegung und die hierdurch bedingte Pflicht, dem katholischen Gedanken in den Kreisen der Gesellschaft, des Wissens, der Kunst, der Presse, der sozialen Bewegung eine achtunggebietende und einflußreiche Stellung zu verschaffen.[2])

[1]) Zu den von der Kirche niemals anerkannten Errungenschaften der II. Verfassungsbeilage (Religionsedikt) gehört bekanntlich das sogenannte placetum regium, das wiederholt, zuletzt in der Landtagssession 1889/90, zu den schärfsten Auseinandersetzungen zwischen der Kammermehrheit und der Regierung führte. Die „Augsburger Postzeitung“ spricht (Nr. 100 vom 5. Mai) sich in ihrem Nekrolog freimütig über die Art und Weise aus, wie der nun verblichene Erzbischof sich mit dem Plazet abzufinden suchte: „In den Aufgaben, die von Staat und Krone sich ergaben, hat Erzbischof Dr. von Stein stets das Beste für die Kirche in lauterster Absicht erstrebt. Allein hier darf man wohl sagen, daß er in seiner Zurückhaltung gegenüber den staatlichen Faktoren nicht den Einfluß in kirchlich-staatlichen Dingen sich gesichert hat, der dem ersten Metropoliten von Bayern zufällt, wenn er ihn erstrebt. Daß Erzbischof Dr. von Stein von jeher die Plazetierung päpstlicher Kundgebungen eingeholt hat, ist voriges Jahr bekannt geworden. Der Hl. Stuhl hat darauf ein von dem Einzelfall absehendes Schreiben an den bayerischen Episkopat erlassen, das mit den Worten „recentiora facta“ beginnt und das Verbot der Plazet-Erholung ausspricht. Die Plazetierung war ein Fehler, der sachlich nicht entschuldigt werden kann, der aber bei dem Wesen des Erzbischofs begreiflich ist, der peinlich darauf sah, die gegebenen Schwierigkeiten des Amtes durch einen ihm geeignet erscheinenden Verkehr mit der Staatsgewalt frei zu halten von neuen Belastungen, im Interesse der Kirche. Die reinste Absicht beseelte den Oberhirten auch in diesem seinem Verhältnis.“

[2]) Auch über diese Frage sei ohne weiteren Kommentar der einschlägige Passus aus dem bereits erwähnten Nekrologe der „Augsburger Postzeitung“ zitiert: „Die Wirksamkeit des Erzbischofs Dr. von Stein hat zuletzt Angriffe erfahren wegen des Rückgangs der kirchlichen Verhältnisse in München. Eine gerechte Würdigung der Lage in München wird zugeben müssen, daß es sich hier um Zustände handelt, die auf Jahrzehnte zurückgehen und im wesentlichen darin wurzeln, daß das große Wachstum der Hauptstadt nicht vorausgesehen wurde, und daß damit versäumt wurde, die Seelsorgsbezirke in entsprechendem Umfang zu halten. So, wie die Dinge heute liegen, ist eine eindringliche Seelsorge unmöglich geworden. Allein dafür ist am allerwenigsten der jetzige Erzbischof verantwortlich zu machen. Das Uebel ist von ihm so gut wie von seinen Vorgängern erkannt worden. Allein nur langsam und nicht dem Fortschreiten der Bevölkerungsmehrung entsprechend wurde bei der Beschränktheit der Mittel eine Zerschlagung großer Pfarreien möglich. Was geschah, ist völlig ungenügend, wurde auch aufgehalten durch die Schaffung von kirchlichen Kunstbauten, die große Mittel verschlangen, welche besser zu Notkirchen hätten verwendet werden können. Auch auf dem Gebiete des Religionsunterrichtes herrscht ein großer Notstand. Die Regierung wartet auf Vorschläge und Anregungen des Episkopates und ist bereit, zur Lösung dieser Frage nach Möglichkeit staatlich beizutragen.“

Was Wunder, wenn die Kräfte eines Menschen hinter einer solchen Riesenaufgabe zurückbleiben. Niemand wird dem verstorbenen Erzbischof bestreiten, daß er die besten Absichten gehabt hat und ein, wenn auch stiller, so doch unermüdlicher Arbeiter gewesen ist. Er arbeitete eben, wie jeder Mensch, mit den Eigenschaften, die ihm gegeben waren.

Seinen persönlichen Eigenschaften nach war Erzbischof von Stein der gerade Antipode des Freiherrn von Ketteler, womit kein Tadel ausgesprochen werden soll. Beide waren tieffromme, gläubige, der Kirche treu ergebene, für das Heil ihrer Schäflein besorgte, ihrer Verantwortlichkeit wohlbewußte, arbeitsfreudige, pflichttreue, vornehm gesinnte Prälaten, aber Ketteler initiativ, gebend, handelnd, sich durchsetzend, bis zum Jähzorn und zur Schroffheit; Stein abwartend, empfänglich, erwägend, nachgebend, soweit es nur gehen konnte, ohne Aufgabe des Grundsatzes; Ketteler herzhaft das Ruder tauchend in Zeit und Verhältnisse, suchend sie zu bemeistern, Stein mit der Strömung lavierend, ohne den Kurs zu verlieren; Ketteler jeder Zoll ein Hierarch und auch im politischen und sozialen Wirken durch und durch inspiriert vom kirchlichen Geiste, Stein jeder Zoll ein frommer Bischof, aber bei aller Kirchlichkeit dem Gewichte der gegnerischen Gründe und Verhältnisse nicht unzugänglich.

Erzbischof von Stein wußte, daß der Boden, auf dem er ging, glattes Parkett sei; er tat darum seine Schritte mit äußerster Vorsicht und Behutsamkeit. Die geistige Energie schien bei ihm nicht in das Wollen und Handeln, sondern in die kluge Berechnung gelegt. Das Drauflosgehen fürchtete er, natürlich auch die Draufgänger; ja, er mied bis zu einem gewissen Grade auch die besonnenen Männer der Aktion. In politische Affären wie bei der letzten Reichstagswahl hineingezogen zu werden, war ihm das Peinlichste, was ihm begegnen konnte.

Dazu gesellte sich sein Hang zum Ideal des inneren Menschen. Er wollte nicht liberal sein, er wollte rein religiös sein, um allen alles sein zu können. Infolgedessen blieb er denen unverstanden, die in der Religion ein mehr lebenbefruchtendes und lebenerfüllendes Ideal sehen und auch der Allegorie des Hirtenstabes eine entschiedenere Deutung geben. Sie wurden von dieser Art der bischöflichen Amtsführung um so weniger angezogen, als der politische wie der religiöse Liberalismus, sicher nicht mit Wollen des Erzbischofs, davon reichliches Wasser auf seine Mühle leitete. Der etwas zu scharfe und zu persönlich zugespitzte Rundschau-Artikel des Dr. Franz Xaver Hartmann im vorigen Herbste (Nr. 39) war wohl nichts weiter als ein Ventil dieser Stimmung und wurde vielleicht am richtigsten, sicher am vornehmsten vom angegriffenen Erzbischof selbst aufgefaßt.

Die „Allgemeine Rundschau“ steht ehrfurchtsvoll vor der sterblichen Hülle des Erzbischofs, dessen Schultern eine schwere und schwerempfundene Last abgenommen worden ist, und legt bewegten Herzens einen Kranz von Immortellen der Frömmigkeit und Milde, der Arbeitsamkeit und Hirtensorge, der Versöhnlichkeit und Staatsloyalität an der eben geschlossenen Gruft nieder.

Die Reichsfinanzreform in der Kommission.

Von Regierungsrat Speck, Mitglied des Reichstags.

X.

Weitere vierzehn Tage sind ins Land gegangen, ohne daß sie die erhoffte und wünschenswerte Klärung der innerpolitischen Lage gebracht haben. Die Hoffnung, die Reichsfinanzreform noch in diesem Tagungsabschnitt unter Dach zu bringen, ist nunmehr auch in der Blockpresse endgültig aufgegeben. Im Vordergrunde der Erörterung steht jetzt die Frage, welche Konsequenzen aus dieser Tatsache wohl an den maßgebenden Stellen gezogen werden. Der Gedanke an eine Auflösung des Reichstags, der in liberalen Blättern mit so großem Nachdruck verfolgt wurde, ist wieder in den Hintergrund getreten, zumal da der Reichskanzler selbst die Parole „ne bis in idem“ ausgegeben hat. Desto eifriger wird aber die Möglichkeit eines Kanzlerwechsels erörtert. Man wird, mag man im übrigen die Politik des Fürsten Bülow billigen oder nicht, zugeben müssen, daß ein Staatsmann, der eine so vollständige Niederlage in einer von ihm selbst als hochwichtig bezeichneten Frage hat erleiden müssen, nicht mehr die Autorität besitzt, über die der oberste Beamte des Reichs im Innern, aber auch dem Auslande gegenüber verfügen muß. Wenn der Kanzler trotzdem auf seinem Posten ausharren zu müssen und keinen Anlaß zu haben glaubt, aus diesem Mißerfolge für seine Person Konsequenzen zu ziehen, so ist dies ein neuer Beweis für den geringen Eindruck, den die Haltung der Reichstagsmehrheit bei den maßgebenden Stellen hervorruft. Und diese Einflußlosigkeit des Reichstags wiederum ist erklärlich aus dem vom Fürsten Bülow selbst proklamierten Satze heraus, daß die Parteien, also doch wohl auch das Parlament, „keine Verantwortung“ haben. Wer keine Verantwortung trägt, kann sich über Mangel an Einfluß nicht mit Grund beschweren.

Man sollte nunmehr aber doch annehmen dürfen, daß wenigstens von den maßgebenden Stellen in dieser geradezu verzweifelten Situation alles aufgeboten würde, das schwierige Reformwerk nach Möglichkeit zu fördern. Damit, daß man bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit den bösen Reichstag und namentlich die vielgeplagten Mitglieder der Steuerkommission als diejenigen bezeichnet, durch deren Schuld die Steuersehnsucht des Volkes so lange ungestillt bleiben muß, oder daß man gelegentlich auch den Interessenten den Text liest, die sich ihrer Haut wehren, was man ihnen doch schließlich nicht so sehr übelnehmen sollte, ist der Forderung des Tages nicht Genüge geleistet. Vor wenigen Wochen schon hatte der Reichskanzler unter Hinweis auf die damalige Zusammenkunft mehrerer deutscher Finanzminister in Berlin für die „allernächsten Tage“ Ersatzvorschläge des Bundesrates in Aussicht gestellt, welche den durch die erfolgte Ablehnung einiger Steuervorschläge der Regierung entstandenen Ausfall zu decken bestimmt wären. Bis heute hat man von solchen Vorschlägen nichts gehört. Ueber allen Wipfeln ist Ruh! Die Herren Finanzminister sollen damals nach Berlin gekommen sein in der bestimmten Hoffnung, über Vorschläge des Reichsschatzamts beraten zu können. Der Reichsschatzsekretär aber soll damals nur beabsichtigt haben, ihre Vorschläge entgegenzunehmen, um diese dann prüfen und ausarbeiten zu lassen. Die reinste Komödie der Irrungen! Eine Einigung ist jedenfalls nicht zustande gekommen. Im Reichsschatzamt wartet man jetzt auf die Anregungen aus dem Reichstag heraus, und der Reichstag wiederum wartet vergeblich auf die Vorschläge der verbündeten Regierungen. Und über diesem gegenseitigen Warten vergeht ungenützt die schöne Zeit, das Pfingstfest naht und noch ist kein Ausweg zu erkennen.

„Der Reichstag wird nicht auseinandergehen, bevor er endgültig zur Reichsfinanzreform Stellung genommen hat“, und „durchzuführen ist das Werk noch in dieser Tagung“. Diese entschiedenen Worte hat der Reichskanzler beim Empfang der Abordnungen am 20. April gesprochen. „Die Lage ist bitterernst,“ schreibt die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, das offiziöse Organ, angesichts der neuerlichen Niederlage, die der Kanzler bezüglich des Projektes der Erbschaftsbesteuerung auf Kinder und Ehegatten durch den hartnäckigen Widerstand der Konservativen erlitten hat. Und doch sollte ohne eine solche Besteuerung die Finanzreform nach Sydows bestimmter Erklärung nicht gemacht werden und nicht gemacht werden können. Mit solchen Erklärungen allein, mögen sie auch noch so entschieden lauten, ist aber der Sache nicht gedient, ebensowenig wie mit dem Schlagworte von der „nationalen Ehrensache“. Wenn der Kanzler sich jetzt die Frage vorlegt, ob denn auch er in der Zwischenzeit das Seinige getan hat, diese „nationale Aufgabe“ ihrer alsbaldigen Lösung zuzuführen, wird er sie nicht mit „Ja“ beantworten können. Und weil es auf seiner Seite an entschiedenem Eingreifen gefehlt hat, ist die ganze Reform längst in das Stadium der „Versumpfung“ eingetreten, bekanntlich ein für jede Vorlage höchst bedenklicher Zustand. Reichstag und Kommission sind bereits ermüdet und abgearbeitet, und es erscheint fast ausgeschlossen, daß sie noch die Kräfte finden nach dem Pfingstfeste mit einiger Aussicht auf Erfolg weiter zu arbeiten. Aus dieser Sachlage ergibt sich die Notwendigkeit der Verschiebung der weiteren Beratung auf den Herbst, so sehr auch eine solche Maßnahme zu bedauern wäre, denn sie wäre gleichbedeutend mit dem Verluste eines ganzen Jahres für die Sanierung unserer Finanzen. Und was dies bedeutet, möge durch den finanziellen Abschluß des Rechnungsjahres 1908 illustriert werden, der gegenüber dem Etatssoll um beinahe 300 Millionen ungünstiger abschließt, sowie durch die Tatsache, daß der letzte Reichsbankausweis einen Bestand an Reichsschatzanweisungen von über 400 Millionen konstatierte. Videant consules!



Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Noch keine Klärung.

Von den wenigen Wochen, die noch für einen beschlußfähigen Reichstag übrig bleiben, ist wiederum eine verflossen, ohne daß etwas Sichtliches zur Lösung der inneren Krisis getan worden ist. Fürst Bülow hat außer einigen gleichgültigen Danktelegrammen nichts von sich gegeben; sogar in der offiziösen Presse ist Ebbe. Die Bemerkung, der Kanzler warte die Rückkehr des Kaisers von Korfu und Wien ab, gibt keine genügende Erklärung. Vermutlich wartet Fürst Bülow auch die Entwicklung in der konservativen Partei ab, und die soll nach den gegenwärtigen Nachrichten für ihn nicht günstig sein. Die „Kreuzztg." sagt, von der konservativen Reichstagsfraktion seien 58 Mitglieder endgültig entschlossen, die Ausdehnung der Erbschaftssteuer auf das Kinder- und Gattenerbe unbedingt abzulehnen; nur die drei sächsischen Mitglieder würden unter gewissen Bedingungen für die Erbanfallsteuer stimmen. Das konservative Blatt fügt hinzu: „Keine Rücksicht auf Personen oder auf nachteilige politische Folgen, auch nicht auf eine Reichstagsauflösung, wird daran noch etwas ändern."

Das lautet recht selbstbewußt. Doch die konservative Presse bemüht sich zugleich, dem Fürsten Bülow persönlich eine versöhnliche Hand entgegenzustrecken. Es wird immer wieder der „Beweis" versucht, daß der Reichskanzler selbst sich nicht unbedingt auf die „Witwen- und Waisensteuer" festgelegt und auch nicht erklärt habe, er wolle die Finanzreform nur mit dem Block machen. Ganz richtig ist das freilich nicht. Nicht bloß der Reichsschatzsekretär, sondern auch Fürst Bülow hat sich dahin ausgesprochen, daß es ohne die Nachlaß- oder Erbanfallsteuer mit Einschluß der Kinder und Ehegatten nicht gehe. Dieser Punkt ist aber schließlich nicht entscheidend; wenn die Regierung angesichts der Undurchführbarkeit dieser Steuer sich entschließt, nach einer anderen Besitzsteuer zu greifen, so setzt sie sich „nur" dem Vorwurf aus, daß sie aus taktischen Gründen den Mund etwas zu voll genommen habe. So eine kleine Selbstberichtigung würde der geschmeidige Reichskanzler wohl noch zu den übrigen nehmen; höchstens würde man den Schatzsekretär als Sündenbock für die Uebereilung in die Pensionswüste schicken. Aber etwas anders steht es doch mit der Frage, ob die Reichsfinanzreform mit der Blockmehrheit gemacht werden soll und muß. Was sollen da die Silbenstechereien? Seit zwei Jahren ist es das System des Fürsten Bülow, die Geschäfte im Reichstage durch die Blockmehrheit führen zu lassen unter Ausschaltung des Zentrums. Als im Dezember 1907 die Blockmehrheit erschüttert schien, berief bekanntlich Fürst Bülow die Führer der Blockparteien zu sich und eröffnete ihnen, daß er seine Entlassung nehmen werde, wenn sie ihm nicht die gehörige Unterstützung sicherten. Darauf kam die effektvolle Rütli-Szene zustande. Eine Ergänzung zu diesem Vorfall gab es unlängst, als der Antrag Herold Aussicht hatte, in der Finanzkommission angenommen zu werden. Vom Reichskanzleramt aus wurde dahin gearbeitet, daß die Blockparteien an Stelle des Antrages, der die verfemte Firma des Zentrums trug, ein anderes, eingestandenermaßen schlechteres „Besitzsteuerkompromiß" von reiner Blockherkunft annehmen. Wenn es nun trotz aller Taktik unmöglich wird, die Finanzreform mit der reinen Blockmehrheit durchzuführen, so ist das ein Fiasko der seit zwei Jahren betriebenen „Paarungspolitik", und namentlich kommt Fürst Bülow persönlich in eine unangenehme Lage, falls er sich auf die Unterstützung desselben Zentrums angewiesen sieht, dessen Ausschaltung der Kernpunkt seiner vielgepriesenen Wirksamkeit in der neuen Aera war.

Sonderbar, daß man diese altbekannten, trivialen Wahrheiten neuerdings wieder erörtern muß. Das kommt aber von der begonnenen „Umwertung aller Blockwerte". Die Gegensätze im Block haben sich so sehr zugespitzt und sind so drastisch hervorgetreten, daß nicht bloß bei den herausgeforderten Konservativen, sondern auch bei der ungeduldigen Linken die ernstesten Zweifel an der Durchführbarkeit des glorreichen Blockgedankens sich geltend machen. Nun sucht man sich zu helfen, indem man nachträglich seinen eigenen Blockgedanken alle möglichen Beschränkungen nach Zeit und Umfang usw. anschustert. Alles vergebene Vertuschungsmühe! Es sollte ohne das Zentrum gehen, das war der Sinn und Zweck der ganzen Uebung seit zwei Jahren. Wenn es nun ohne das Zentrum doch nicht geht, so ist die Blockpolitik gescheitert und ihr Urheber blamiert. Das muß klar gehalten sein.

Wie verworren die Anschauungen sind, erhellt aus den Wünschen der „Kreuzzeitung", das Zentrum möge doch im Reichstage von Fraktions wegen die Versicherung wiederholen, die in der Presse abgegeben werde: daß nämlich die Partei die Entlassung des Fürsten Bülow nicht zur Bedingung ihrer Mitarbeit an der Finanzreform mache. Wie kann man überhaupt dem Zentrum eine solche Kurzsichtigkeit und Verbissenheit zutrauen? Und das heute noch, nachdem unsere Partei seit einem halben Jahre im Reichstag tatsächlich an der Finanzreform mitarbeitet, ohne sich darum zu kümmern, ob der Reichskanzler Meyer oder Schultze heißt? Wenn das Zentrum noch zu Zeiten des gegenwärtigen Kanzlers wieder in die Lage der entscheidenden Mitarbeit kommen sollte, so würde aus den Erfahrungen der letzten Jahre kein Rachedurst übrig bleiben, sondern nur ein etwas gesteigertes Maß von Vorsicht. Das „persönliche Moment" braucht auf unserer Seite gar keine Rolle zu spielen; vielleicht wäre es aber auf der anderen Seite nicht auszuschalten. Es würde sich fragen, ob Fürst Bülow nach dem Fiasko seiner Blockpolitik noch die volle Qualifikation zur Führung der Geschäfte besäße. Die Antwort darauf hätten wir nicht zu geben, sondern er selbst und in letzter Instanz der Kaiser.

Werden die Konservativen fest bleiben?

Augenblicklich macht die Fraktion mit der größten Energie mobil; ob jedoch die ganze Schar der 58, welche die „Kreuzzeitung" aufzählt, allen kommenden Drohungen und Lockungen standhalten werden, bleibt natürlich abzuwarten. Die Freisinnigen freuen sich, daß sich trotzalledem ein preußischer Konservativer für die Erbanfallsteuer erklärt hat, nämlich der Abgeordnete Pauli, Vertreter von Potsdam. Nach seiner Erklärung zu urteilen, ist dieser Herr vor lauter Zentrumsscheu etwas verwirrt geworden. Er gehört zu jener Abart des Konservatismus, der auch in anderen Berliner Vororten sich zeigt und nur ein Prinzip hat: das Zentrum muß ausgeschaltet bleiben! Wer gegen diesen Stachel löckt, hat vor der Feindschaft des Evangelischen Bundes zu zittern.

Wenn nun hier und dort ein konservativer Abgeordneter umfällt, so kommen doch die Freisinnigen und die Regierung noch nicht auf ihre Rechnung. Nur 1 bis 2 Dutzend brauchen fest zu bleiben, dann versagt die Blockmehrheit im Punkte der Erbanfallsteuer. Die Regierung muß also darauf hinarbeiten, die ganze Fraktion herumzukriegen.

Bisher hat die gouvernementale Erziehungsmethode versagt. Statt nachgiebiger sind die Konservativen widerstandslustiger geworden. Namentlich hat die laute Agitation, welche die Regierung mit Hilfe ihrer Professoren veranstaltet hatte, dazu beigetragen, die Konservativen auf den ganzen Ernst der Lage aufmerksam zu machen. Die Weitsichtigeren haben erkannt, daß es sich um etwas mehr handelt als um etliche Millionen Erbschaftssteuer, nämlich um die liberale Herrschaft in dem Block und mittels des Blocks.

Neulich wurde darüber geklagt, daß die Regierung bei ihrer Steuerpolitik auf die Liberalen mehr Rücksicht nehme als auf die Konservativen. Für die indirekten Steuern, die erstere ablehnten, wurde sofort anderweit Ersatz gesucht; aber für die Erbschaftssteuer, welche die Konservativen ablehnten, wollte man weder Ersatz suchen, noch annehmen. Das sah wie eine nebensächliche Rangstreitigkeit aus; aber es kam darin die Empfindlichkeit und das beginnende Mißtrauen der Blockrechten zum Ausdruck.

Es würde einen Uebergang zum parlamentarischen System bedeuten, wenn der Reichskanzler sein Gehen oder Bleiben abhängig machen wollte von einer bestimmten Mehrheitsgruppe im Reichstag! So lehren uns neuerdings die konservativen Blätter — nachdem ihre Partei ohne Skrupel seit zwei Jahren die Blockpolitik mitgemacht, die auf die ausschließliche Herrschaft einer gewissen Mehrheitsgruppe gerichtet war. Wie erklärt sich der Widerspruch zwischen den neueren Worten und den älteren Taten? Die Konservativen haben mitgemacht, solange sie darauf rechneten, selbst das Zünglein an der Wage zu bilden. Da sie nunmehr gemerkt haben, daß dem liberalen Blockteil Vorschub geleistet werden soll, revidieren sie ihre Ansicht und Taktik.

Recht bezeichnend ist folgende Aeußerung der „Kreuzzeitung": „Durch das Anschneiden der preußischen Wahlrechtsfrage ist bei den Liberalen die Begehrlichkeit, bei den Konservativen die Sorge und das Mißtrauen erweckt worden; auch behaupten die Nationalliberalen bekanntlich, es seien ihnen Hoffnungen auf

Annahme ihrer Anträge zur Vorbereitung einer parlamentarischen Regierungsform gemacht worden, während die Konservativen ganz anders informiert worden sind." Daraus spricht ein tiefes Mißtrauen sowohl gegen den Blockbruder als gegen den Blockvater. Was in der Wahlrechtsfrage bisher den Liberalen vor der Oeffentlichkeit geboten worden ist — allgemeine Vertröstungen auf langatmige Vorarbeiten —, sah nicht sehr beunruhigend für die Konservativen aus. Es muß wohl hinter den Kulissen noch etwas vorgegangen sein, was die Konservativen in die Besorgnis gestürzt hat, es sei nun wirklich auf das preußische Wahlrecht und also auf ihre Machtstellung in Preußen abgesehen. Wenn man diesen Gesichtspunkt berücksichtigt, so wird es auch verständlich, daß den Kern der gegenwärtigen konservativen Opposition die Altpreußen bilden, während z. B. die sächsischen Konservativen sich schon eher gut zureden lassen. Uebrigens spielt in dieser Angelegenheit auch noch die Novemberkrisis hinein; seitdem Fürst Bülow in jene schwierige Lage geraten, ist sein persönliches Gewicht auf der konservativen Wagschale geringer geworden.

Als Fürst Bülow nach den Wahlen von 1907 sich und seine Politik von der Gunst der bis dahin regierenden Freisinnigen abhängig machte, mußte er natürlich bei diesen neuen Staatsstützen Hoffnungen wecken. Es galt nun einen Seiltanz zu vollführen auf der sogenannten mittleren Line. Die Linke mußte bei guter Laune und zugleich die Rechte bei gutem Vertrauen erhalten werden. Dieses Kunststück war bisher dem Reichskanzler ganz nett gelungen, namentlich beim Vereins- und beim Börsengesetz. Aber jetzt, bei der Finanzreform, scheint er das rechte Gleichgewicht nicht gewahrt zu haben. Indem er sich zu Ehren der Freisinnigen auf die erweiterte Erbschaftssteuer festlegte, machte er die Konservativen mißtrauisch, und zwar gründlich mißtrauisch.

So ist eine Kraftprobe in Gang gekommen, deren Bedeutung weit über die Tragweite der umstrittenen Frage hinausgeht. Werden die Konservativen durch Gewalt oder List bezwungen, so steuern wir einer liberalen Aera entgegen. Behaupten die charakterfesten Konservativen das Feld, so geht der Block in Trümmer, weil die enttäuschte Linke die unlohnende Mitarbeit versagen wird. Diese Anschauung ist für die Taktik des Zentrums von dem größten praktischen Wert. Was uns auch von den Konservativen trennen mag, so sind sie doch im Vergleich mit den Liberalen das „kleinere Uebel", und wir haben gewiß nicht die mindeste Veranlassung, eine liberale Wirtschaft zu unterstützen.

Zur auswärtigen Lage.

Geheimrat v. Holstein, der 30 Jahre lang unter vier Kanzlern in der politischen Abteilung des Auswärtigen Amtes tätig gewesen, ist am 8. Mai gestorben, nachdem er seinen unerwünschten Ruhestand nur drei Jahre genossen. Die französische Presse bezeichnet den Verstorbenen als den grimmigsten Gegner ihres Landes und schiebt ihm namentlich die Tangerfahrt und die aktive Marokkopolitik zu. Wenn auch einige deutsche Blätter diese Politik tadeln, so möchten wir doch bemerken, daß das Gewitter von Tanger luftreinigend gewirkt hat. Ohne die vorhergegangene Kraftprobe hätten wir nicht mit Frankreich zu der gegenwärtigen befriedigenden Verständigung gelangen können. Wir wollen die amtliche Tätigkeit des Verstorbenen nicht auf die Goldwage legen, aber bedauerlich wäre es, wenn er im Aerger über seine Entlassung, die er angeblich dem Fürsten Eulenburg zugeschrieben, den skandalösen Enthüllungsfeldzug des Herrn Harden in Gang gebracht hätte. Der hat uns tausendmal mehr Schaden als Nutzen gebracht.

Die Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich ist eine erfreuliche Begleiterscheinung; die Hauptsache aber ist und bleibt die Solidarität Oesterreichs und Deutschlands, die bei dem Besuche unseres Kaisers in Wien in besonderer Weise gefeiert werden soll. Die Wiener und Berliner Offiziösen bemühen sich, auch den Dreibund im ganzen, d. h. die Teilnahme Italiens an der mitteleuropäischen Gemeinschaft, als unerschüttert und makellos hinzustellen. Das macht einen guten Eindruck; nur dürfen die verantwortlichen Politiker sich auf die Tragfähigkeit des dritten Balkens nicht zu sehr verlassen.

In Konstantinopel haben die Jungtürken ihren früheren Großwesir Hilmi wieder auf den Schild erhoben. Es soll aber bereits zwischen dem neuen Sultan und dem regierenden Komitee zur Mißstimmung gekommen sein. Von Albanien und Anatolien aus werden Unruhen befürchtet.

Die bayerischen Pilger beim Heiligen Vater.

Ueber den Empfang des bayerischen Pilgerzuges durch den Heiligen Vater entnehmen wir einem Berichte der „Kölnischen Volkszeitung":

Diesen Morgen (6. Mai) fanden sich die Bayern in der Kirche von S. Maria dell Anima ein, wo sie aus den Händen des kürzlich konsekrierten Missionsbischofs Msgr. Linneborn unter Assistenz des Rektors des deutschen Nationalmuseums die hl. Kommunion empfingen. Um halb 11 Uhr trafen die Pilger im deutschen Kamposanto zusammen, von wo aus sie, unter Leitung ihrer Führer, zum Vatikan, zur Audienz beim Heiligen Vater geführt wurden. Im Konsistorialsaale hatten sich bereits die Prälaten Msgr. Lohninger, de Waal, Pick und die übrigen Herren des römischen Lokalkomitees, sowie die päpstlichen Kämmerer Baron Schuster de Fallour, Hassemer, Strack u. a. zum Empfang der Pilger eingefunden. Auch der General der Pallotiner, P. Max Kugelmann, und der Sekretär des Generals der Franziskaner, P. Amandus mit verschiedenen seiner bayerischen Brüder waren anwesend. Um halb 12 Uhr erschien in Begleitung seines Hofstaates der Heilige Vater, der auf dem vergoldeten Thron Platz nahm. Msgr. Thalmaier, der Spiritual des bayerischen Pilgerzuges, überreichte den Peterspfennig und verlas folgende Adresse:

„Weil in dem Stuhle des hl. Petrus geziemend Petrus selbst geliebt und von allen Liebenden keine Gelegenheit, ihre Liebe zu zeigen, unterlassen wird, darum sind wir Bürger des Königreichs Bayern zu dir, Heiliger Vater, gekommen, sowohl um uns an dem Anblick des Vaters selig zu erfreuen, als auch um zu dem Priester- und Bischofsjubiläum ergebenen Sinnes Glück zu wünschen. So ist es uns nämlich von unseren Vorfahren überliefert worden, daß wir an Gehorsam und Verehrung gegen den Apostolischen Stuhl und gegen dich, Heiliger Vater, keinen Gläubigen nachstehen. Dir aber, Heiliger Vater, gilt aus vielen Gründen die ganz besondere Liebe und Verehrung aller, seitdem du nämlich zu dem erhabensten Apostolischen Stuhle erhoben wurdest; um „alles in Christo zu erneuern", wie du es dir vorgenommen, hast du keine Arbeit und Mühe gescheut; denn außer der täglichen Sorge für alle Kirche verwirfst und verdammst du bald die der Welt schmeichelnden Irrtümer, bald heißt du nach dem Beispiel der Heiligen alle Kräfte zur Verteidigung der Stadt Gottes anspannen, bald ermahnst du den Klerus zu einem seinem heiligen Berufe würdigen Wandel, bald stärkst und kräftigst du einen leidenden und verfolgten Teil der Kirche mit wunderbarer Weisheit und Starkmut: so daß alle in den gegenwärtigen Zeitumständen den tatsächlichen Beweis sehen, daß die über den Erdkreis verbreitete Kirche nicht bestehen könnte, wenn der Herr sie nicht auf dem Stuhl des hl. Petrus fest und wahr gegründet hätte. Darum freuen auch wir und unsere Mitbürger uns, daß wir unter deiner Leitung und Hut von dem rechten Wege nicht abirren können, und danken dir aus ganzem Herzen für deine Fürsorge und Wachsamkeit. So wie wir deshalb deiner Mahnung gemäß den Herrn und das hl. Herz Jesu bitten, daß er dich wohl und unversehrt der Kirche erhalte, so bitten wir auch dich, Heiliger Vater, du mögest auf uns und unsere Familien, auf das ganze Königliche Bayerische Haus und auf alle Bürger die göttliche Barmherzigkeit herabflehen und den Apostolischen Segen spenden."

Alsdann erhob sich Pius X. und hielt mit laut vernehmbarer Stimme eine Anrede an die Pilger, worin er ihnen zunächst für ihr Erscheinen und für ihre Glückwünsche zu seinem Doppeljubiläum, dem priesterlichen und bischöflichen, seinen Dank ausspricht. Es sei ihm wohl bewußt, welche Anhänglichkeit an den Stuhl des hl. Petrus und welche Ehrerbietung für den Statthalter Christi in Bayern herrsche; es tue seinem Herzen wohl, zu wissen, daß es im Bayernlande so gesinnungstreue Katholiken gäbe. Das gereiche ihm zum wahren Troste. Weiterhin sprach Pius seinen Dank aus für die von den Gläubigen in der Heimat veranstalteten kirchlichen Festlichkeiten zu Ehren seines Jubiläums; alles dies gebe ihm neuen, schaffensfreudigen Mut. Wenn die Pilger zurückkehrten, möchten sie den Ihrigen mitteilen, daß der Heilige Vater sie und ihre Angehörigen aufs liebevollste gesegnet habe, wie er auch des Himmels Segen auf das bayerische Königshaus, auf den Prinzregenten, auf die Bischöfe und den ganzen Klerus herabflehe. Mit tiefer Trauer gedenke er des großen Verlustes, den der bayerische Episkopat in den letzten Tagen zu beklagen gehabt habe; mit liebevollen Worten gedachte der Heilige Vater des segensreichen Wirkens des verstorbenen Erzbischofs von München und Freising.

Auf Wunsch des Papstes verdeutschte Prälat Dr. Lohninger die italienische Rede Sr. Heiligkeit. Nach Erteilung des apostolischen Segens wurden alle Pilger zum Handkuß zugelassen. Bei dieser Gelegenheit überreichte auch Herr Heinr. Weigel aus Köln einen Peterspfennig im Auftrage des Verbandes der katholischen Kaufleute Deutschlands. Eine prächtig gestickte Fahne des Burschenvereins von Siegenburg wurde vom Papste besonders gesegnet. Diesen Abend findet im Pilgersaale der Anima eine Festversammlung statt. Samstag nachmittag verlassen die Bayern die ewige Stadt.

Vorüber.

In weiter Rund einsame Mühlen gehn,
An stillem Wasser stumpfe Weiden stehn
Und grüner Froschlaich ob der Tiefe schwimmt,
Den ersten Frühlingslaut die Grille stimmt.
Zum zarten Blau der Himmelskuppel steigt
Der Lerche schmetternd Lied; und lauschend schweigt
Der Pappeln und der Erlen scheues Flüstern;
Trompeterflechte hebt vom Moos sich lüstern,
Und gelber Hahnenfuß läuft an den Hängen,
Durchtönt von wilder Amsel Frühlingssängen.
So glockenrein, voll Gold die junge Kehle —
Und mir so dunkel, ahnungsschwer die Seele;
Ihr Vogelflug so sicher, sternenweit,
Und mir so rätselvoll die Lenzeszeit.
Geheimnisvolles Leben allerwegen,
Gewürzte Luft voll hellem Gottessegen;
Ein Auferstehn aus dunkler Winterzeit,
Ein stolzes Abtun von dem Erdenleid.
Und wildes Zittern macht die Seele beben,
Zu stolzem Fluge möcht sie sich erheben:
Doch starr gelähmt sind ihre müden Schwingen
Wie in vereinsamt schwerem Todesringen.
Was soll der Lenz mir und sein Auferstehn? —
Kein Glück — ein Nicken nur — und Still-Vorübergehn.

Cleve. Anna Nütten.

Einheitliches Privatbeamtenrecht.

Von

Dr. Emil van den Boom.

Auf der am 5. und 6. März zu Frankfurt a. M. abgehaltenen 4. Generalversammlung der Gesellschaft für Soziale Reform, in welcher sich Korporationen wie einzelne Personen aller Parteien mit Ausnahme der Sozialdemokratie zusammengefunden haben, und an deren Spitze der um die unentwegte Verfechtung des sozial-reformerischen Gedankens hochverdiente ehemalige preußische Minister für Handel- und Gewerbe Frhr. v. Berlepsch steht, bildete den einzigen Gegenstand der Beratung die Privatbeamtenfrage. Bisher hatte die Gesellschaft für Soziale Reform im wesentlichen den Interessen der industriellen Lohnarbeiter ihre Aufmerksamkeit und ihre praktische Tätigkeit zugewandt. Und wenn diese im Laufe der Zeit eine fortgesetzte Förderung erfahren haben, wenn manches Vorurteil speziell bezüglich der Arbeiterbewegung geschwunden ist, so verdanken die Arbeiter das wenigstens für das letzte Jahrzehnt nicht zum geringsten dieser Gesellschaft für Soziale Reform, die mit einer dahingehenden unausgesetzten Aufklärungsarbeit auf ihren Versammlungen, durch ihre Schriften, vor allem auch durch ihr unter der Leitung Prof. Dr. Francke stehendes Organ, die „Soziale Praxis", eine erfolgreiche Schärfung des sozialen Gewissens der Allgemeinheit zu verbinden verstand. Und wenn nun ferner die Gesellschaft für Soziale Reform jetzt dazu übergegangen ist, „grundsätzlich die sozialen Fragen des sogenannten neuen Mittelstandes, der Privatangestellten, neben den eigentlichen Arbeiterfragen in ihr Arbeitsprogramm aufzunehmen," so eröffnet die bisherige Vergangenheit der Gesellschaft und das Ansehen, was sie sich in der Oeffentlichkeit errungen, der Förderung der Privatbeamteninteressen die besten Aussichten.

Als die gegenwärtig „brennendste" soziale Frage bezeichnete die Gesellschaft in der Ankündigung der Aufnahme der Vertretung der Privatbeamteninteressen in ihr Arbeitsprogramm die „einheitlichere Gestaltung und Verbesserung des deutschen Privatbeamtenrechts", und zwar zunächst hier die Berücksichtigung der Bedürfnisse aller Angestellten bei der bevorstehenden, vom Staatssekretär des Reichsamts des Innern, Dr. von Bethmann-Hollweg, soeben auch angekündigten Neuordnung der vorhandenen sozialen Versicherungsgesetzgebung gegen Krankheit, Unfall, Alter und Invalidität, ferner bei der Ausarbeitung neuer sozialer Versicherungsgesetze. Daneben bedarf aber, so hieß es in der Ankündigung weiter, auch das Recht des Dienstverhältnisses, d. h. die gesetzliche und vertragliche Regelung der Arbeitsbedingungen, einer einheitlichen Gestaltung und Verbesserung. Um für diese beiden Zielpunkte und eine ersprießliche Behandlung derselben auf der Generalversammlung das nötige Tatsachenmaterial herbeizuschaffen, unternahm es die Gesellschaft für Soziale Reform in ihren Schriften (Nr. 25—27. Jena, G. Fischer) eine Reihe von Gutachten über die Rechtsstellung der verschiedenen Angestelltengruppen und deren Wünsche von sachverständiger Seite zu veröffentlichen, die durch ein aus ihnen von dem eifrigen Vorkämpfer in der Privatbeamtenfrage Abg. Dr. Potthoff gezogenes Resümee: „Einheitliches Privatbeamtenrecht" ihren Abschluß erfuhren. Auf den Inhalt der einzelnen Gutachten hier einzugehen — drei behandeln den Punkt: Die Privatbeamten und die Versicherungsgesetzgebung, und nicht weniger als sieben den Dienstvertrag der Privatbeamten — verbietet, obwohl manches es sehr wohl verdiente, der Raum. Zusammenfassend sei aber gern konstatiert, daß hier das bezügliche Material in einer solchen Geschlossenheit, mit einer solchen Vorzüglichkeit zusammengetragen worden ist, wie es bisher nicht existierte, wofür den Verfassern und der Gesellschaft allein schon besonderer Dank gebührt.

Dafür sei es vielleicht gestattet, mit einigen Zeilen das Programm eines einheitlichen Privatbeamtenrechts, wie es Dr. Potthoff in seiner Schlußarbeit in Nr. 27 der Schriften (142 S. 0.75 M) entwirft, anzudeuten. Der tiefste Grund für die heutigen unbefriedigenden rechtlichen Verhältnisse der Privatangestellten liegt in der Zersplitterung des geltenden Rechts. Diese beruht einmal darauf, daß drei Gruppen von Gesetzen, Bürgerliches Gesetzbuch, Sondergesetze des Reiches und Landesgesetze die Rechtsverhältnisse regeln, anderseits daß in dieser Vielheit von Gesetzen für Gruppen mit im allgemeinen gleichen Interessen ungleiche Grundsätze zur Durchführung gelangen. Diese Ungleichheit gilt es durch Schaffung eines einheitlichen Privatbeamtenrechts zu beseitigen, und zwar durch Ausdehnung der günstigsten Spezialgesetze auf alle Gruppen, nicht etwa durch Zurückschraubung der Bevorzugten auf ein niedrigeres Niveau. Zugleich ist aber auch zu fordern: Einheitliche Fortentwicklung dieses Rechtes nach sozialen Grundsätzen, d. h. eine immer stärkere Betonung der Persönlichkeitsinteressen gegenüber den Vermögensinteressen und damit zugleich der öffentlichen Interessen (auf Gesundheit, Nachwuchs, Wehrfähigkeit, Konkurrenzfähigkeit) gegenüber den Privatinteressen. Gerade dieser Teil der Arbeit, der das soziale Element herausentwickelt, ist besonders warm und nicht weniger überzeugend geschrieben. Da diese sozialen Grundsätze für alle Arbeitnehmer die gleichen sind, wären zunächst in einem mehr allgemeinen Arbeitsgesetz die Mindestbestimmungen festzusetzen, soweit sie für alle Arbeitnehmer möglich und notwendig sind. Zu diesem Zwecke hätte an Stelle des Titels des Bürgerlichen Gesetzbuches über den Dienstvertrag mit seinen 20 Paragraphen, die so ziemlich alle durch vertragsmäßige Vereinbarungen außer Kraft gesetzt werden können, ein umfassendes Gesetz über den Dienstvertrag zu treten, dessen wünschenswerter Inhalt dann im einzelnen dargelegt wird. Dieses Gesetz wäre dann durch ein besonders den Dienstvertrag der Privatbeamten regelndes Kapitel zu ergänzen. So viel über den Dienstvertrag. Bezüglich der sozialen Versicherung wird verlangt: Ausdehnung der drei Versicherungsarten auf alle Angestellten und Ausbau der Versicherungsleistungen. Speziell wären alle neu zu schaffenden Erweiterungen der Fürsorge in den großen gemeinsamen Rahmen einzufügen, damit bezüglich des Kreises der Versicherten, der Verwaltung und Rechtsprechung keine Widersprüche entstehen könnten. Endlich wären noch die öffentlich-rechtlichen Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern in dem Sinne zu regeln, daß diese bezüglichen Gesetze von einheitlichen sozialen Grundsätzen ausgehen, die Verhältnisse für die Gesamtheit der Arbeitnehmer gleichzeitig regeln, und auch die Behandlung besonderer Verhältnisse einzelner Gruppen stets in einheitlichem Rahmen erfolgt. Dadurch würde erreicht, daß eine Durchbrechung des einheitlichen Rechts vermieden würde. In diesen Bereich der öffentlich-rechtlichen Beziehungen gehören die Sicherung des Koalitionsrechtes, die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine, die Schaffung von Arbeitskammern mit besonderen Abteilungen für Privatbeamte, Ausdehnung der Gewerbeaufsicht auf alle Schutzgesetze und Arbeitsverhältnisse, die Einführung des allgemeinen Fortbildungsschulzwanges. Wie bisher der Hauptausschuß für die Pensionsversicherung der Privatbeamten erfolgreich für die Ver-

sicherungsfrage gewirkt habe, so müsse auch eine Zentralstelle die Ausarbeitung und Vertretung eines sozialen Programmes übernehmen, dessen wichtigste Forderung lauten müsse: Einheitliches Privatbeamtenrecht!

Auf Grund dieser breiteren Darlegung behandelte dann auf der Frankfurter Generalversammlung der Gesellschaft für Soziale Reform Dr. Potthoff das Recht der Privatbeamten in seinen hauptsächlichsten Gesichtspunkten, wobei er zum Schluß ausführlicher auf die Frage des freien Koalitionsrechts sowie dessen Stellung in Gegenwart und Zukunft zu sprechen kam. Die Diskussion bewegte sich weniger um den Kernpunkt des Referates, sondern konzentrierte sich im wesentlichen auf drei Einzelheiten: das Koalitionsrecht, die Konkurrenzklausel sowie den Erfinderschutz der technischen Angestellten. Diese Diskussion ließ erkennen, daß man in Privatbeamtenkreisen selbst, als deren Vertreter im wesentlichen sich die Vorstände bzw. Geschäftsführer der Organisationen äußerten, sich für seine Standesfragen weniger von neuen Gesetzen Erfolge verspricht, sondern von einer sozialeren Anwendung der bestehenden, einer kraftvollen Betätigung der Selbsthilfe und vor allem auch einer intensiveren Erfüllung der Bevölkerung mit sozialem Geist überhaupt. Was nun die Frage der Versicherung anbelangt, so beschränkte sich der Referent unter Außerachtlassung der Kranken- und Unfallversicherung auf die Pensionsversicherung der Privatangestellten, bezüglich derer er seine Meinung in einer Reihe von Leitsätzen niederlegte, die sich in ihrer Gesamttendenz im wesentlichen der von der Regierung veröffentlichten sogenannten zweiten Denkschrift über die Pensionsversicherung der Privatangestellten anschließen. Während in den Kreisen der Beteiligten über die besondere Form einer zu schaffenden Versicherung die Meinungen bisher — zum Teil scharf — auseinander gingen, darf man als Ergebnis der Frankfurter Verhandlungen wohl den Umstand begrüßen, daß im Streit der Meinungen eine Annäherung im Sinne der Regierungsvorschläge zu erwarten sein wird. Dafür dürfte die vielbemerkte Rede des ehemaligen Staatssekretärs des Reichsamts des Innern, des Grafen Posadowsky, mitbestimmend sein, der auf Grund seiner langen praktischen Erfahrungen und des Einblicks in die unter Ausschluß der Oeffentlichkeit sich bemerkbar machenden innerpolitischen und sozialen Strömungen der Konzentrierung der Wünsche im Sinne des praktisch Erreichbaren mit vielem Geschick das Wort redete.

In Frankfurt wurden die hier behandelten beiden Fragen: der Dienstvertrag sowie die Pensionsversicherung der Privatbeamten, dem für letztere bestehenden besonderen Ausschuß überwiesen. Ihre Dringlichkeit wird vor allem klar, wenn man erwägt, daß sie einen Stand betreffen, der nach den Ergebnissen der neuesten Berufszählung etwa 1 1/2 Millionen Mitglieder und mit Angehörigen vielleicht den zehnten Teil unserer Gesamtbevölkerung umfaßt!

Die Reinlichkeitspartei marschiert.

Von Dr. Otto von Erlbach.

Allmählich, wenn auch nur sehr langsam und mühsam, gewinnt der Kampf gegen die öffentliche Schamlosigkeit an Boden. Jeder Fuß breit des Terrains muß Schritt für Schritt erobert werden. Leider ist aber die Zahl der Kämpfer immer noch zu gering, und man kann es erleben, daß selbst in solchen Städten, wo gerne über die Sittenlosigkeit und Zügellosigkeit der anderen geklagt wird, der vor der eigenen Schwelle liegende Schmutz vorsichtig totgeschwiegen oder nachsichtig ignoriert wird. Der Münchener Brettlprozeß hat auch in dieser Hinsicht verblüffende Dinge zutage gefördert. Namentlich in Nord- und Mitteldeutschland hat man sich mehr und mehr daran gewöhnt, München als das Sodom der Zuchtlosigkeit zu betrachten. Derweil zeigt es sich immer deutlicher, daß man in mitteldeutschen und norddeutschen Städten in der Pornodramatik noch weit Stärkeres und Frecheres riskieren darf, ohne daß eine löbliche Polizei einschreitet, und ohne daß von Seiten, die zum Schutze der lokalen Volkssittlichkeit in erster Linie berufen wären, mit der nötigen Energie und Schneidigkeit vorgegangen würde. Die Städte, um die es sich handelt, hätten wahrlich alle Veranlassung, die Einwendung des Direktors des Münchener Intimen Theaters, daß die in München trotz Streichungen beanstandeten Stücke in ganz Deutschland ungestrichen gegeben würden, auf ihre Unterlage zu prüfen. Es ist ja ein wahrer Jammer, daß die Reichshauptstadt Berlin auf diesem Gebiete wahrhaft verheerend auf die sogenannte „Provinz" einwirkt. Die Berliner Polizei macht in ihrer Zensur einen Unterschied zwischen ernsteren Bühnen und solchen, die von „Lebemännern" besucht zu werden pflegen. Ob man zu diesen „Lebemännern" wohl auch die eben erst flügge gewordenen Studenten und sonstigen Jünger aller möglichen Künste, Wissenschaften und Lebensbetätigungen rechnet, welche ein großes Kontingent zu diesen „Lebemänner"-Theatern stellen? Tatsache ist, daß diesen Bühnen von der Berliner Polizeizensur die ärgsten Cochonnerien erlaubt werden. Wenn dann ein Theater- oder Brettlunternehmer ein mit dem Zensurstempel des Berliner Polizeipräsidiums versehenes Machwerk der Polizeibehörde einer Provinzstadt vorlegt, dann tut der Respekt vor dem „führenden" Berlin fast immer seine Schuldigkeit. Ist denn der preußische Minister des Innern gegen diesen Skandal machtlos? Der hier angedeutete Krebsschaden bedarf einer energischen und rücksichtslosen Aufdeckung. Eher wird der Augiasstall mancher minderen Provinzbühnen nicht völlig ausgemistet werden können. Aber wo kein Kläger, da ist auch kein Richter; und wenn die anständige Welt gewisser Städte es sich schweigend gefallen läßt, daß allabendlich in öffentlichen Vergnügungslokalen unter den Augen und vor den Ohren der Polizei Sitte und Anstand mit Füßen getreten werden, und daß zu diesen Cochonnerien auch noch durch die schreiendsten Straßenplakate mit den eindeutigsten Titeln öffentlich eingeladen wird, dann können die Unternehmer sich allerdings mit Recht darauf berufen, daß in dieser oder jener Stadt „die besten Gesellschaftskreise" keinen Anstoß nehmen. Den bayerischen Minister des Innern laden wir ein, ganz besonders einmal in Nürnberg nach dem Rechten zu sehen. Dort herrschen auf diesem Gebiete ganz unerhörte Zustände. Eine Polizeizensur scheint es in Nürnberg überhaupt nicht zu geben. — — —

Im übrigen sind aus der letzten Zeit manche bemerkenswerte Fortschritte der Reinlichkeitsbewegung zu verzeichnen. Zwar hat kürzlich der berüchtigte „Sekt" vor dem Münchener Schwurgericht im „subjektiven" Verfahren wieder einen Freispruch erzielt, so daß der Unternehmer mit einem gewissen Triumphgefühl sein flottes Geschäft fortführen und seine bisher schon auf 36,000 gestiegene Auflage noch weiter erhöhen kann. Diese Freisprechung verdankt der „Sekt" einzig dem Herausgeber der in mancher Hinsicht und bezüglich der künstlerischen Formensprache vielleicht höher stehenden, aber in bezug auf den Geist der sittlichen Zügellosigkeit und des Sinnenkultus blutsverwandten „Jugend". Der „Sachverständige" Dr. Georg Hirth verdient in diesem Falle, der auch in sehr liberalen Kreisen als ein direkter Skandal empfunden wird, eine besondere Würdigung, die in einem der nächsten Hefte erfolgen soll. Um so erfreulicher war der Ausgang einer jüngsten Verhandlung im objektiven Verfahren vor dem Landgericht München I gegen einen unverbesserlichen Aktphotographienhändler. Die Strafkammer hat einen großen Teil der polizeilich beanstandeten Bilder eingezogen, darunter auch solche, die in früheren Verfahren auf Grund irrtümlicher Voraussetzungen freigegeben worden waren. Dieser Erfolg ist wohl hauptsächlich einem als Sachverständigen vernommenen Künstler zu verdanken, der wieder einmal bestätigte, daß die Künstler solche Photographien nicht brauchen, zugleich aber auch den Anstoß gab, daß an eine als Zeugin anwesende Ladnerin die Frage gerichtet wurde, an welche Berufskreise die Prospekte und Musterbilder versandt zu werden pflegen. Hier ergab sich dann, daß Kaufleute, Techniker, Studenten und allemöglichen Berufsstände, aber keine Künstler zu den „Kunden" dieses zweideutigen Handels gehören. Als Nachspiel zu dieser Strafkammerentscheidung fand bald darauf eine polizeiliche Razzia nach ähnlichen Aktphotographien statt, die eine starke Ausbeute ergeben haben soll. Welch ungeheuerer sittlicher Schaden durch frühere irrige Entscheidungen desselben Landgerichtes und auch mancher anderer Gerichte (namentlich in Berlin, Leipzig, Stuttgart) angerichtet worden ist und noch wird, läßt sich gar nicht ausdenken. Denn die Händler mit photographierten Menschenleibern berufen sich in ihren öffentlichen Reklamen immer noch auf die gerichtliche Freigabe „infolge glänzender Künstlergutachten". Die jüngste Münchener Entscheidung wirkt also zunächst nicht viel mehr als ein Tropfen auf einen



heißen Stein; aber als ein erster Anfang einer Wendung zum Besseren ist sie zu begrüßen. Ein sehr bemerkenswertes Urteil der III. Ferienstrafkammer des Landgerichts Köln vom 15. Juli 1908 wird in der soeben erschienenen Nr. 5 (Maiheft) des „Volkswart" mitgeteilt. Dieses Urteil charakterisiert die in Frage stehenden Aktphotographien, auch die in der Zeitschrift „Deutsch-Hellas" reproduzierten, sämtlich als unzüchtig und spricht sich ganz ungeschminkt über „die bekannte Laxheit mancher Polizeibehörden", namentlich der Berliner Polizei aus.

Mit amtlichen Maßnahmen zur Bekämpfung der Schund- und Schmutzliteratur vom Standpunkte des Jugendschutzes ist bekanntlich der bayerische Kultusminister vorangegangen, indem er allen Lehrkörpern der Volks- und Mittelschulen die Ueberwachung der in der Nähe von Schulen gelegenen Schaufenster zur Pflicht machte und für äußerste Fälle sogar das Verbot, daß die Schüler solche Läden ferner betreten dürften — also den Boykott — empfahl. Das preußische Kultusministerium hat es vorläufig mit weniger durchgreifenden Mitteln versucht, indem es in einem Erlaß an die Regierungspräsidenten das Vorgehen des Gemeindevorstandes und der Jugendschriftenkommission des Lehrervereins in Pankow, welche wirksame Flugblätter gegen die Schund- und Schmutzliteratur herausgaben, zur Nachahmung empfahl. Indem das Ministerium den Regierungen Proben dieser Flugblätter übersendet, spricht es die Erwartung aus, daß anderswo die Ortsbehörden und die Bürgerschaft in ähnlicher Weise vorgehen.

Einen sehr bemerkenswerten Schritt hat auf Anregung der Ortsgruppe München des Katholischen Preßvereins in Bayern der Stadtmagistrat München getan. In einer Eingabe an den Magistrat hatte die letzte Generalversammlung des Münchener Katholischen Preßvereins darauf hingewiesen, daß trotz des Beschlusses der Ortsgruppe des Verbandes deutscher Papier- und Schreibmaterialienhändler, künftig keine Schundliteratur mehr auszustellen und zu führen, gerade solche Läden und Kioske, welche von der Stadt verpachtet sind, derartigen Schund nach wie vor weiterführen. An den Magistrat erging daher die Bitte,

„er möge künftighin — besonders bei Neuverpachtungen — ähnlich wie die Magistrate von Berlin und Leipzig — dafür sorgen, daß in den ihm gehörigen Läden und Zeitungskiosken keine die Schundliteratur fördernden Bücher verkauft werden".

Kurz darauf faßte die Lokalschulkommission München auf Vorschlag des Stadtschulrates Dr. Kerschensteiner (der sich auch in der obenerwähnten Schwurgerichtsverhandlung gegen den „Sekt" durch ein — leider in der Hauptsache erfolgloses — Gutachten über den unzüchtigen Charakter dieses Schandblättchens verdient machte) einen ähnlichen Beschluß. Der Katholische Preßverein München erhielt inzwischen vom Magistrat, gezeichnet Oberbürgermeister Dr. v. Borscht, eine durchaus befriedigende Antwort. An die Mieter sämtlicher gemeindlicher Läden, welche bezüglich ihrer Geschäftsart hier in Frage kommen, sei folgendes Schreiben zur gefl. Kenntnisnahme und mit dem Beifügen gerichtet worden, daß bei neuen Mietsabschlüssen diesbezügliche Bestimmungen in den Vertrag aufgenommen werden:

„In den weitesten Kreisen macht sich das Bestreben bemerkbar, im Interesse unserer Jugend alles aufzubieten, um der immer mehr und mehr um sich greifenden Verbreitung der Schundliteratur erfolgreich zu begegnen, und in anerkennenswerter Weise haben nicht nur in auswärtigen Städten, sondern auch in München sowohl Behörden als Privatvereinigungen gegen den Verschleiß derartiger für die Jugend schädlicher Literaturerzeugnisse Stellung genommen.

„Auch der Magistrat München als Vermieter mehrerer Läden im Stadtgebiet, welche in diese Branche fallen, wurde ersucht, seine Mieter zu veranlassen, Schriften, Bücher, Ansichtskarten, Bildwerke usw., welche nach der eingangs bezeichneten Richtung hin nicht einwandfrei erscheinen, vom Verkauf auszuschließen und aus den Schaufenstern zu entfernen.

„Wir können diese Anregung nur begrüßen und machen es daher künftig den Mietern gemeindlicher Läden zur Pflicht und Bedingung, Schundliteratur und anstößige Druckerzeugnisse jeglicher Art weder zu verkaufen noch in den Auslagen auszustellen. Hierbei haben wir insbesondere die sogenannten Indianerbücher, die Detektivromane, Aktphotographien, zweideutige Juxansichtskarten und andere, wenn auch nicht positiv unzüchtige Druckschriften und Bildwerke im Auge.

„Wir ersuchen Sie daher, gegebenenfalls solche Artikel einzuziehen und uns damit in dem Bestreben zu unterstützen, die Jugend soweit als möglich vor dem verderblichen Einfluß der sogenannten Schundliteratur zu bewahren."

Derartige behördliche Maßnahmen werden naturgemäß auch auf die von den Behörden nicht abhängigen Ladenbesitzer und Händler erzieherisch wirken, selbst wenn es eine wider Neigung und Profitgier gehende Zwangserziehung sein sollte.

So sind auf fast allen Linien, vorläufig mit einziger Ausnahme des immer mehr um sich greifenden Unwesens der sogenannten „Privatdrucke" — der privilegierten Pornographie für „Vornehme" und Zahlungsfähige —, kleine Fortschritte und Besserungen oder wenigstens Ansätze zu solchen zu verspüren. Das Erfreulichste an der neuerlichen Entwicklung der Bewegung ist jedenfalls die Tatsache, daß trotz aller Gegentreibereien gewisser Organe und Kreise die Schranken der Parteien und Konfessionen in dieser Lebensfrage der deutschen Nation immer mehr fallen. Die künstlich erzeugte Stimmung, welche sich durch das rote Tuch der sog. „Lex Heinze-Männer" abschrecken ließ, verflüchtigt sich immer mehr, und heute sieht man überzeugte Liberale und selbst Freidenker mit Männern von gut christlicher und konservativer Gesinnung auf diesem Gebiete zusammenarbeiten. Auch im Reichstage sind frühere Schranken mehr und mehr zurückgetreten. Die, wenn auch mit einigen Konzessionen hüben und drüben erkaufte, Einmütigkeit in der Frage des internationalen Kongresses zur Sicherung des gegenseitigen Schutzes gegen den Import pornographischer Erzeugnisse war ein gutes Omen. Dem Vernehmen nach sind die obersten Polizeibehörden im ganzen Reiche bereits mit der Vorbereitung des einschlägigen Materials befaßt.

Jüngst hat die Petitionskommission des Reichstags einen einstimmigen Beschluß gefaßt, der die schon früher in diesen Blättern kurz erwähnte Eingabe des Volksbundes zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild betrifft. Der Volksbund hatte am 31. Dezember 1908 eine mit 10,000 Originalunterschriften von Männern und Frauen der verschiedensten Kreise versehene Petition an den Reichstag gerichtet, welche lautete:

„Die Gefährdung unserer Jugend und damit des ganzen deutschen Volkes durch den Schmutz in Wort und Bild wird nach den Ereignissen der letzten Zeit auch von denen anerkannt, die der Gefahr früher gespottet haben. Manches ist zwar erreicht. Mit dankenswerter Unterstützung der Behörden und der Presse ist es gelungen, gewisse Witzblätter von den schmutzigsten Anzeigen zu säubern. Aber viel mehr bleibt noch zu tun. Im Interesse der deutschen Jugend fordern wir, daß die Regierungen gegen die öffentliche Auslegung von Bildern und Schriften einschreiten, welche, weit entfernt, der Kunst oder Wissenschaft zu dienen, lediglich darauf berechnet sind, in schamloser Weise die Sinnlichkeit zu reizen, sowie gegen Kinematographen und Mutoskope, die denselben Zwecken dienen."

Die Petitionskommission hat am 24. März über diese Eingabe verhandelt. Sie war, wie wir dem vom Abgeordneten Fürsten Löwenstein (Zentrum) erstatteten Bericht entnehmen, der Ansicht, daß die Eingabe in keiner Weise dazu nötige, zu umstrittenen Fragen Stellung zu nehmen. Denn wer auch manche Bestrebungen im Kampfe gegen öffentliche Unsittlichkeit als zu engherzig verwerfe, wer befürchte, daß durch einseitigen Puritanismus berechtigte Kundgebungen wahrer Kunst unterdrückt werden könnten, müsse einer Eingabe zustimmen, die sich ausdrücklich auf solche öffentliche Darstellungen beschränkt, „die, weit entfernt, der Kunst oder der Wissenschaft zu dienen, lediglich darauf berechnet sind, in schamloser Weise die Sinnlichkeit zu reizen". Wiederholte Debatten im Reichstage hätten bei aller Verschiedenheit der geäußerten Ansichten ergeben, daß der Reichstag auf diesem engbegrenzten Boden sich einmütig zusammen finde. Die Petitionskommission beschloß daher einstimmig, zu beantragen: Der Reichstag wolle beschließen: Die Petition des Volksbundes zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild in Berlin, betreffend unsittliche Bilder und Schriften, dem Reichskanzler zur Berücksichtigung zu überweisen. — Hoffentlich kommt die vom Reichskanzler schon vor Jahr und Tag in einer Antwort auf eine Vorstellung des Deutschen Adelstages in Aussicht gestellte Aktion zur Rettung der deutschen Sitte und des deutschen Ansehens im Auslande endlich einmal energisch in Fluß. „Die bekannte Laxheit" der Berliner Polizei hat ja das Ansehen des deutschen Namens im Auslande ohnehin schon genugsam kompromittiert. Man braucht nur an den öffentlichen Skandal der sogen. „Schönheitsabende" zu erinnern, deren Entrepreneurs nach einer kurzen Ruhepause die Laxheit der Berliner Polizei auf eine neue Probe stellen zu wollen scheinen.

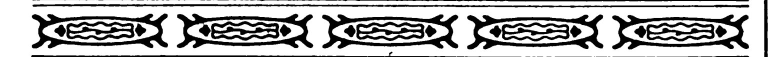
In der Fremde.

In schweren Wellen fluten heiße Düfte
Von bunten Nelkenbeeten um mich her —
Es ist so schwül — kaum atmen noch die Lüfte —
Von banger Sehnsucht ist das Herz mir schwer.

Jetzt grünt auch in der Heimat alles wieder:
Der Schlehdorn schimmert weiß im Blütenschnee,
Tiefblaue Dolden wiegen sich am Flieder,
Und bunte Falter schweben überm Klee.

Der alte Traum! — Ihn hat ein seltsam Wehen
Als Gruß des fernen Frühlings hergebracht —
Ich möchte wieder nach der Heimat gehen —
Ich bin so müde all der schwülen Pracht.

Franz Faßbinder.



Die Pflicht, gesund zu sein.

Auch eine Sittenpredigt.

Glossen zu dem Vortrage des Obermedizinalrates Professor von Gruber.

„Freiland", der Bund abstinenter Studenten an den Münchener Hochschulen, hat sich das dankenswerte Verdienst erworben, seinen Kommilitonen aus berufenem Munde begrüßenswerte Aufklärung über die Pflicht, gesund zu sein, geben zu lassen. Der starke Besuch, der den großen chemischen Hörsaal der Technischen Hochschule gedrängt füllte, darf den Einberufern wohl den besten Dank bezeugen. Auch mehrere Professoren wie Gäste waren erschienen.

Stürmisch begrüßt, begann Herr Obermedizinalrat Professor Dr. Max v. Gruber seinen Vortrag mit einem patriotischen Bilde, entnommen den Ereignissen der letzten Monate. Deutschland, ruhig an ernster Friedensarbeit, sieht plötzlich seinen Freund von schwerer Kriegsgefahr bedroht. In treuer Waffenbrüderschaft bereitet es sein Schwert, und das Blitzen des Schwertes beruhigt die Gefahr. Man kennt all die Kraft und den Mut und die große Schar seiner begeisterten kriegerischen Männer und fürchtet sich. Man weiß, wie die Führer des Volkes, wie alle, nicht zuletzt seine gebildeten Söhne, voll Liebe zum Vaterland, sich für dasselbe zu opfern bereit sind. Ihr fester Charakter, den sie sich erworben in hartem Ringen, gibt Bürgschaft hierfür. Doch wird es auch ferner so bleiben? „Der schwersten Sorgen für unsere Zukunft kann sich nicht entschlagen, wer den Ernst der Lage prüft." Und Redner bringt den zahlenmäßigen Beleg, wie die Schulkinder unserer Städte an allen möglichen Krankheiten bereits leiden, wie die Sterblichkeit unter jungen Männern und Frauen Lücken reißt. „Und schlimmer noch als all dies die Abnahme der Fruchtbarkeit und das Aussterben der Familien," besonders in den gebildeten Kreisen, nicht selten die Folgen wirklichen physischen Unvermögens. Wurden früher diese Erscheinungen wettgemacht durch kraftvollen Nachwuchs auf dem Lande, so wohnt heute bereits mehr als $^6/_{10}$ der Bevölkerung in der Stadt, und jene starke Quelle der Volksgesundheit beginnt allmählich zu versiegen. „Die Kultur verzehrt die Menschen," mit diesem Naturgesetz müsse man sich abfinden. Doch Referent weist die Begründung dieses Einwandes und damit die These selbst ab: Geistige Ueberanstrengung fördere übermäßige Entwicklung des Gehirns auf Kosten der körperlichen Entwicklung. Etwas Wahres ist ja dem Satze eigen. Indessen auch der Kriegsadel ist ausgestorben, obwohl ihm nicht allzu intensive geistige Beschäftigung kann nachgerühmt werden. Anderseits erhielt sich ein Volk, das meist in Städten gewohnt und gewiß geistig sich betätigt, bis heute: die Juden. Die sitzende Lebensweise in geschlossenen Räumen mit Mangel an Bewegung im Freien läßt sich ja durch Sport und Spiel und vor allem durch vernünftige Regelung des Unterrichts an unseren Mittelschulen mit klassenfreien Spielnachmittagen verbessern. Unvergleichlich mehr schaden Alkohol und Geschlechtskrankheit. Tiefbetrübend sind die Beweise, welche Redner mit statistischem Material erhärtet, für den Alkohol als Krankheitserreger und Ursache eines erheblichen Teiles aller Unfälle und Verbrechen. Und für den weiteren Feind bringt er nur eine Tatsache, die viele aufwiegt: die preußische Regierung forderte von den Aerzten eine Statistik ein, wieviele Geschlechtskranke an einem Tag, dem 30. April 1900, in ihrer Behandlung stünden. Und es ergab sich für Berlin $1^4/_{10}$% sämtlicher erwachsener Männer. Schrecklich aber sind die Folgen dieser Krankheit für die Gesundheit des Volkes, für das einzelne Individuum wie die Nachkommenschaft. 10% der geschlossenen Ehen leiden infolge vorhergegangener sexueller Erkrankung an Sterilität. Und „ein anderer Krebsschaden" unserer Zeit ist die gewollte Unfruchtbarkeit, das Aussterben unserer Familien, gerade auch der führenden Klassen, das zum Teil ein Erzeugnis des freien Willens. Und doch ist die „gewollte Unfruchtbarkeit entweder Verbrechen oder Entartung".

Scharf, aber gerecht geht dann Redner über zur Beleuchtung der psychischen Gifte, der „drei modernen Irrlehren unserer Zeit": der Lehre vom Recht und der Pflicht zu genießen und sich auszuleben, der künstlerischen Bildung als Grundlage der Erziehung und der Lehre von der freien Liebe. Der erste Grundsatz vermag nicht einmal zu gelten, wenn der Mensch allein für sich, ohne Rücksicht auf seine Mitmenschen leben könnte. Er bewiese ja dadurch, daß er alle Regungen in unserem Innern als gleich gut bezeichnete, daß er nichts wüßte von Charakterstärke und sozialen Tugenden. Vermag sich doch keine Persönlichkeit zu entfalten, die nicht in der Kraft des Wollens, in der Beherrschung der Lüste sich bewährte. Ein großer Teil der Nervenschwäche unserer Zeit ist durch den Mangel an Selbstbeherrschung begründet. Das ganze Verderben, das dem Sichausleben folgte, zeigt sich erst, wenn wir den Menschen als Produkt der menschlichen Schaffensgemeinschaft betrachten.

Künstlerische Erziehung als einzige Grundlage ist unbrauchbar. Voll offenen Freimuts legt Redner dar, wie alle Werturteile sittlicher Natur leicht verblassen und leicht eine gänzliche sittliche Verwirrung einträte, würde man dem zweiten Grundsatze huldigen. Diese künstlerische Erziehung vermag keine willenskräftige, tatvolle Männer zu zeitigen, höchstens willenlose, impotente Drohnen. Die große Masse des Volkes, die Banausen aber, sehen auf den Inhalt. Finden sie Fleisch, dann regt sich Appetit zum Essen. Dies gilt mehr als je, wo die Kunst durch die Fortschritte der Technik und Reproduktion tatsächlich zum Gemeingut des Volkes geworden. „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben." Die Kunst muß sich an die Gesetze der Sittlichkeit halten und bliebe auch manches ihrer Werke ungeboren. „Weder Kunst noch Literatur ist für ein Volk von Notwendigkeit, von Notwendigkeit aber eine gesunde Jugend. Und die ganze Kunst zusammengenommen ist nicht so viel wert für ein Volk als ein gesunder Nachwuchs." Redner führt als Zeugen die Worte des anerkannten Meisters der Kunst an, Hans v. Thoma (im Badischen Landtag): „Die Kunst muß sittlich sein, und wenn sie es nicht ist, verliert sie von selbst das Recht zu bestehen." Machen wir nur einmal ernst mit dem Worte: „l'art pour l'art" und überlassen wir diese „Kunst" sich selbst und sie wird ihren rechten Platz finden: beim Makler und Händler oder im Sanatorium.

Noch ein Wahn: Freie Liebe! Dies Lied klingt bestrickend. Gänzlich auf sich selbst bestimmtes, auch wirtschaftlich voneinander unabhängiges, nur durch reinste Herzensneigung begründetes Zusammenleben. Auch in dieser hohen und reinen Fassung ein trügerischer und verderblicher Traum, der das Stigma der Unfruchtbarkeit an sich trägt. Denn die Pflicht der Aufzucht bedingt ein Zusammenstehen, auch wenn der erste Rausch dahin. Freie Liebe allein vermag dem nicht mehr standzuhalten. Der Mensch hat eben die Pflicht, den tierischen Trieb von der Vernunft regeln zu lassen, ihn in den Dienst seiner sozialen Verpflichtung zu stellen. Ist er doch nur Verwalter des Pfundes, das einem höheren Herrn gehört. Hütet euch darum vor dem „Verhältnis", der Anfang reizvoll, das Ende häßlich! Ueberhaupt gibt es kein höheres soziales Gut als die Keuschheit der Frau, die auch dem Mann die eheliche Treue gewährleistet. Freilich die Pflicht, die hieraus dem jungen Manne erwächst, ist die schwerste von allen. Winkt doch Gift, aber Gift, süß wie Honig. Nicht Lebensverneinung soll daraus folgen, wohl aber Empfänglichkeit für alles Schöne, Große und Gute. Wollen wir, daß unser Körper auch noch in einem Alter von 40 und 50 Jahren gesund und stark sei, ohne alle Arten von Bäder aufsuchen zu müssen, dann gehen wir haushälterisch um, sparsam und weise, besonders mit der Götterkraft des Sexuellen. Körperliche Abhärtung durch Sport und Spiel und Meidung von Alkohol, das Programm von „Freiland", mag unsere Jugendkraft erhalten.

Reicher Beifall lohnte die trefflichen Ausführungen, die als ernste Streiflichter auf tief betrübende Erscheinungen unserer Zeit einen tiefen Eindruck machten. In der anschließenden Diskussion wurde von mehreren Rednern betont, daß Patriotismus allein kein stets kräftiges Motiv zur sexuellen Keuschheit biete, vielmehr die Religion allein nur wahre Kraft dazu verleihe. Prof. von Gruber erklärt, daß er absichtlich von Religion nicht gesprochen, um niemandens Gefühle zu nahe zu treten; doch beglückwünsche er jeden, der Religion hat. Der habe ja ein festes Fundament und brauche alle die vorgelegten Gründe nicht.

Mögen auch hier noch einige Gedanken hierüber gestattet sein. Die Ausführungen des Herrn Prof. von Gruber erfüllten wohl jeden wahren Freund der Jugend, jeden aufrichtigen Patrioten mit tiefer Freude. Goldene Worte waren es, von sachkundiger Seite, voll edlen Mannesmutes. Gerade darin lag nach unserem Empfinden ihr ganzer Wert. Die akademische Jugend ward ja gleichsam gebannt durch die Autorität des Redners, der von seinem

Standpunkt aus, aus dem Schatze seiner Erfahrungen, als Mediziner zu ihr sprach. Mit vollem Rechte ließ er von diesem Gesichtspunkte aus die religiösen Motive außer acht. Es war auch nicht notwendig darauf einzugehen. Für jeden denkenden Hörer mußte sich ja die Ueberzeugung ergeben, daß, was er in seiner Jugend als Lehre der Religion hierüber vernommen hat, vollauf begründet ist. Diese Ueberzeugung allein wäre bereits eine vollkommen erfreuliche Frucht des Vortrages.

Doch wie die Diskussion ergab, zeitigte der Vortrag noch von selbst eine weitere Frucht, die Einsicht, daß die vorgelegten Motive allein nicht imstande sind, die sexuelle Keuschheit zu wahren. Patriotismus kann einem augenblicklich stark auftretenden sexuellen Reize nicht Widerstand leisten. Hier müssen stärkere Motive einsetzen. Erfahrung und Geschichte beweisen dies zur Genüge. Oder wollte man den Römern zur Zeit, als diese Uebel bei ihnen sich breit machten, als sie die Gefahr bereits schauten, wollte man einem Tacitus Vaterlandsliebe absprechen? Auch er erhob aus diesem Grunde seine warnende Stimme, ungehört ist sie verhallt. Und das heutige Frankreich und seine Führer, die das Volk wieder gesunden lassen wollen, ist nicht dies Motiv stets auch in ihrem Munde? Und doch, wie wenig Hoffnung auf Besserung! Diese stärkste aller menschlichen Regungen erfordert gleich starke Gegenmotive. Die Geschichte der Menschheit beweist, daß Sittlichkeit ohne Religion ein Unding ist. Andere Gründe allein vermögen keinen Ersatz zu bieten. Mehr oder minder ergab sich dies auch aus den Ausführungen der Verteidiger der gegenteiligen Anschauung. Nur halbes Widerstehen gegenüber den Lockungen, nicht aber gänzliches Entsagen vermögen die übrigen Gründe zu erreichen. Jedem Einsichtigen werden sie als fördernde Mittel stets willkommen sein, doch Heil allein von ihnen zu erwarten vermag er nicht.

In diesem Sinne ist auch das Wort des Redners zu beurteilen: „Nicht jenseits der Sterne ist das Moralgesetz geschrieben, die Sittlichkeit ist das Naturgesetz der Menschheit." Wohl ist sie ein Naturgesetz der Menschheit, begründet in ihrem Wesen. Mit ihm steht und fällt die Menschheit, mit ihm blüht oder vergeht ihre Kultur. Doch nicht die Menschheit selbst hat dies Gesetz sich gegeben, ein Gesetz, das so vielfach ihrem stärksten Trieb widerstrebt. Nur ein Höherer kann dies Gesetz in sie gelegt haben, jener, der eben ihre Natur geschaffen, der ihr den Verstand als Funken seines Geistes verliehen, daß er herrsche auch über die eigenen Triebe. Und mag der Verstand des Individuums sich empören gegen dies Gesetz, und mag eine ganze Nation sich emanzipieren von diesem Gesetz, der einzelne wie die Nation wird zerschellen am Felsengrund dieser Forderung, das Gesetz aber wird bleiben unerschüttert, ebenso wie der es gegeben, der Herr des Alls. Er, von dem sein Geschöpf in allem abhängt, kann ihm auch ein Gesetz geben, dessen Uebertretung sich, schon allein naturgemäß betrachtet, bitter rächt. Doch nicht ein unerfüllbares Gesetz wollte er ihm aufbürden, durch die Religion gab er ihm Motive wie Mittel, sich festzuhalten, auch wenn die Sinne noch so sehr locken.

Dies Ergebnis der Diskussion war wie der Vortrag selbst für jeden ruhigen Beobachter unserer Zeit und ihrer Meinungen, vor allem für jeden Freund der akademischen Jugend, von großem Werte. Hocherfreulich ist es gewiß, wenn solche Vorträge gehalten, noch mehr, wenn sie so stark besucht werden: ein Zeichen für das Verständnis des Ernstes der Lage, ein Zeichen guten Willens, eine junge Blüte zarter Hoffnungen auf Besserung. Die offene Bekenntnisfreudigkeit wie die Ablehnung der religiösen Motive, die durch die wenig günstigen eröffneten Aussichten von selbst deren Berechtigung und einzige Kraft erweist, zeigen, wie stark immer noch in unserer akademischen Jugend das religiöse Bewußtsein und das religiöse Bedürfnis. Möge diese zarteste Pflanze, die im Menschenherzen wurzelt, immer von den Berufenen gehegt und gepflegt werden.

Aufrichtiger Dank gebührt den Einberufern, wie besonders dem Referenten. Möge er, wie er wohl andeutete, noch mehrere Vorträge über Alkohol und sexuelle Frage vom medizinischen Standpunkt aus halten und gerade auch die Frage über gänzliche Enthaltsamkeit mit diesem Lichte beleuchten zur eingehenden Widerlegung des erhobenen Vorwurfes von ihren verderblichen Folgen für den Körper. Die „religionswissenschaftliche Vereinigung" an unserer Hochschule aber möge gleichzeitig in ebenso öffentlicher imposanter Versammlung, von ebenso berufener Seite diese Fragen vom religiösen Gesichtspunkte aus behandeln lassen. Von solch gedeihlichem Zusammenwirken, von solch mehr freundschaftlichem Gedankenaustausch zwischen Lehrer und Schüler, ließe sich manch edle Frucht erhoffen.[1]

J. B. Aufhauser, Dr. theol.

[1] Der Vortrag verdiente als Flugblatt in die Hände aller unserer Akademiker und besonders auch unserer jungen Abiturienten gelegt zu werden als vorzüglicher Beitrag zur sexuellen Aufklärung. Ueber die religiöse Seite der Frage vgl. W. Schneider, „Göttliche Weltordnung und religionslose Sittlichkeit". Paderborn, Schöningh, 1900.

Stille.

Purpurdunkle Tannen stehen
An vergess'nem Wiesenhang.
Ueber himmelnahe Gipfel
Tönt der Winde Harfenklang.

Blasse Anemonen träumen,
Oeffnen ihre Kelche weit,
Feuchte Gräser zittern leise
In der Bergwelteinsamkeit.

Wie ein totes schwarzes Auge
Blickt vom Tale her der See —
Und aus weglos weiter Ferne
Grüßt des Lebens: Evoe!

J. Haller.

Literarische Lese.

Von

E. M. Hamann, Scheinfeld i. Mittelfr.

I.

Die Prosaepik, zumal der Romane, treibt heutzutage ungezählte Blüten. Zuweilen denkt man, daß man sich bald überhaupt nicht mehr wird orientieren können. Da mag eine systematisch dargereichte Handhabe doppelt willkommen erscheinen. Eine solche bietet Carl Schmitt in seiner handlichen, trefflich ausgestatteten Arbeit: Der moderne Roman. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte. Mit 63 Textillustrationen. Osnabrück 1908. G. Pillmeyer (Julius Jonscher). 8°. 276 S. Geh. M 4.20, geb. M 5.—. Das Buch hätte übrigens „Die moderne Prosaepik" heißen müssen, da es dankenswerterweise auch die Novelle und Erzählung behandelt. Schmitts Definierung dieser drei Erzählgattungen (S. 40/41) dürfte übrigens auf Widerspruch stoßen. — Der außerordentlich belesene Autor, ein katholischer Priester, hat ersichtlich in erster Linie nach Objektivität gestrebt. Nach meiner Ansicht hat ihn dies „prononcierte" Streben, wie das wohl so geht, des öfteren zu weit geführt. Auch er verfällt, bei allem guten Willen, in den Irrtum, Nichtkatholiken auf Kosten der Katholiken abzuschätzen. Und wohin kommen wir, wenn wir Namen wie Domanig und Otto von Schaching vergessen? — Mitunter dünkt es einen, als ob der Verfasser den Leser das Urteil feststellen lassen wolle; er selber tritt zu weit hinter den Urteilszitaten zurück. Das Zitat spielt überhaupt nach meinem Geschmack eine zu große Rolle bei ihm. Die Konturen verschwimmen dadurch zu sehr, auch — und das ist besonders zu beanstanden — die der ethischen Charakterisierung der Werke. Das Buch gibt denn doch zu viel nach der ethischen Seite, als daß man nicht wenigstens für die Hauptwerke eine feste ethische Bewertung hätte erwarten sollen. — Der Inhalt gliedert sich in die Einleitung (Entwicklung der neuesten Literatur) und in 6 Hauptabschnitte: Begriff und Natur des Romans, Stoff und Motive, Konflikte und Probleme, die Weltanschauung im Roman, der Aufbau, Charakterisierung, weitere Kunstmittel. Gründliche Einzelherausarbeitungen seitens der Kritik finden nicht statt; die Kapitelüberschriften werden durch Streiflichter auf einschlägige Werke beleuchtet. Das hat seinen Reiz, aber auch seinen Nachteil: man erhält ein bunt bewegtes, aber kein wirklich einheitliches Bild. Eben deshalb hätte eine Charakteristik der Autoren ans Ende gestellt werden sollen, wie ein Versuch dazu betreffs der Autorinnen in dem jetzt nicht recht verständlichen „Anhang" vorliegt. — Mußte ich diese Ausstellungen machen, so kann ich um so gewissensruhiger die überaus fleißige, im ganzen verdienstvolle und interessante Leistung zur unterscheidenden fleißigen Benutzung empfehlen. — Jetzt, allerdings des Raummangels halber nur streifend, zu neueren Erscheinungen der Prosaepik. An die Spitze reihe ich zwei historische vaterländische Volkserzählungen katholischer Autoren.

1. Bayerntreue von Otto von Schaching. Zweite umgearbeitete Auflage. Mit drei Kunstbeilagen und vielen Textbildern. Regensburg 1909. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, 8°. 462 S. Brosch. M 3.60, geb. M 4.—. Die hervorragend reich und gut ausgestattete Neuauflage bedeutet fast ein neues Werk, das den Aufstand des bayerischen Volkes gegen die österreichische Administration (zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges) mit seiner inneren und äußeren Entwicklung, seinem dramatischen Zenith: der Sendlinger Schlacht, und seinem tragischen Ausgange darstellt. Schachings Volkskunst zeigt sich dem mächtigen Vorwurfe in hohem Grade gewachsen. Dieser Mann ist intuitiver und erfahrener Volkskenner durch und durch; er ist nicht weniger Historiker und last not least Epiker. So entrollt er vor uns, ohne künstliche Glorifizierung irgendwelcher Art, ein Gemälde von zündendem Reiz, von erschütternder Lebenstreue, das mitreißend

vorbildlich wirkt, weil es in echt christlichem Sinne die rein menschlichen wie die nationalen Idealgüter unseres d. i. nicht nur des bayerischen, sondern des **gesamten** deutschen Volkes zur Nachahmung hochhebt. „Bayerntreue" sucht seine Leser in allen Schichten, in allen Altern bis herab zur vorgeschritteneren Jugend. Es gehört massenweise ins engere Volk, es gehört aber auch in die Bibliothek der Gebildeten, zumal deren Familien.

2. **Die Gamswirtin** von **M. Buol.** Graz 1909, C. J. Oehninger. 8°. 308 S. Brosch. *M.* 3.—, geb. *M* 4.—. Während in Schachings Buch das Volk selbst der eigentliche Held ist, steht hier eine edle Frau aus dem Volke Tirols inmitten der zum größeren Teil idyllischen, erst gegen das Ende stark bewegten Handlung, in die dann die Brandfackel des Krieges, des Tiroler Freiheitskampfes, hereinleuchtet. An epischer Gestaltungskraft wie an wissenschaftlicher Ausrüstung tritt Marie von Buol hinter Dr. Otto Denk (O. von Schaching) zurück. Aber das Volk kennt und liebt auch sie, und auch sie genießt das Vorrecht echten, katholisch-christlichen Künstlertums. Sehr zu begrüßen ist die billige Volksausgabe des Werkes (K 2.—), das hoffentlich im Jubeljahre tirolischen Heldentums regen Absatz findet.

In die Geschichte Italiens, auf Neapels blutig-dramatischen Boden zur Zeit der berüchtigten Johanna von Anjou (1343—1382) führt uns **Georg von der Gabelentz** in dem Roman **Um eine Krone.** Berlin 1908, Egon Fleischel & Co. Geh. *M.* 3.50, geb. *M* 4.50. — Das Buch hat seine Reize, aber keine bedeutenden Verdienste. Der Vortrag ist wohl künstlerisch geprägt, erhebt sich aber nirgends zu wahrhaft künstlerischer Feinheit, geschweige Größe. Der historische Stoff ist weder in Handlung noch in Charakteristik genügend plastisch ausgelöst. Hie und da verliert sich die Darstellung in quasi grobe Exzesse. Des bekannten schmutzigen Mönches mit der Intrigantenrolle mochte auch dieser Autor nicht entbehren, der in der Zeichnung Karl von Durazzos die beste Leistung des von gewisser Seite vielgerühmten, sicher nicht uninteressanten Werkes schuf.

Mehr kultur- als weltgeschichtlichen Hintergrund hat **Jakob Wassermanns** psychologischer Roman **Caspar Hauser** oder **Die Trägheit des Herzens.** Stuttgart 1908, Deutsche Verlagsanstalt. Gr. 8°. 558 S. Geh. *M* 5.—, geb. *M* 6.— Der Verfasser soll, nach Ernst von Wolzogens im Berliner Literarischen Echo auf Grund eigener einschlägiger Studien gegebenen Versicherung, „die wirkliche Geschichte Caspar Hausers dokumentarisch getreu nacherzählt und aus seiner eigenen Phantasie lediglich" das von dem **unbeobachteten** Helden Gedachte, Empfundene, Gesprochene und Gehandelte, dagegen „keine einzige Figur der Umgebung aus eigener Empfindung hinzugefügt" haben. Ob auch keine Erdichtung in der Charakter-, sogar in der Lebenszeichnung der letzteren Personen? Diese Frage wird sich schwerlich ganz verneinen lassen. Man denke nur an den Unterschied zwischen dem Lord Stanhope der jüngeren Geschichtsforschung und dem verbrecherisch-schauspielerischen, nur bisweilen an sich selbst glaubenden der Wassermannschen Erzählung! Am vorzüglichsten gelungen erscheint mir der bekannte Präsident Anselm von Feuerbach. Die größte, zugleich von warmer Gemütsanteilnahme zeugende Sorgfalt hat der Verfasser ersichtlich auf die Charakteristik des Helden verwendet. Sie macht aber nach meinem Empfinden zu sehr den Eindruck des peinlich Mosaikartigen und auch, im letzten Grunde, des Hypothesenhaften. Gegen Daumers wenig anziehende Zeichnung läßt sich, in Anbetracht des gegebenen Zeitpunktes in seiner eigenartigen Entwicklung, nichts Wesentliches einwenden. Im ganzen überrascht die ästhetische Mäßigung, die subjektive Zurückhaltung. Der Roman liest sich reinlich, und auch die beliebten Angriffe auf positives, zumal katholisches Christentum fallen fast weg; das geschmacklose Motto enttäuscht also in angenehmer Weise. Meisterhaft ist die kulturelle Beleuchtung der Handlung und ihres Schauplatzes. — Dem fleißig, aber nicht durchaus benützten Tatsachenmaterial über Caspar Hauser setzt sich nichts Neues an. Wassermann übernimmt einfach Feuerbachs Anschauung von dem ins Dunkel gestoßenen badischen Thronfolger, und das Rätsel des Nürnberger Findlings bleibt somit ungelöst.

Die Romantik mit der Gegenwart verbindet **Feodor von Zobeltitz** in **Tröst-Einsamkeit.** Berlin 1908. Egon Fleischel & Co. Gr. 8°. 456 S. Brosch. *M* 6.—. An Liebenswürdigkeit und allgemeiner Erquicklichkeit übertrifft dieser Roman „eines Jahres" weit den vorgenannten, aber nicht an künstlerischem und speziell an psychologischem Reichtum, obwohl er augenscheinlich auf seelische Vertiefung nach verschiedenen individuellen und sozialen Richtungen zielt. Es ist ein rechtes high life-Buch, jedoch ohne den verstimmenden Beigeschmack (des hier allerdings nur erwähnten „verliebten" Jesuiten, von nebenbei gesagt großer Unwahrscheinlichkeit, will freilich auch ein Zobeltitz nicht entraten). Die Phantasie macht kühne Sprünge, aber die Darstellungsweise leiht ihr im ganzen den Stempel der Glaubwürdigkeit. Eichendorffs berühmte Tröst-Einsamkeit ragt reizvoll herein; gewisse Aehnlichkeiten zwischen den Menschen am Beginne des 18. und des 19. Jahrhunderts treten der Einbildungs- und Aufnahmekraft des Lesers poetisch nahe. Der Humor, zumal der sonnige, bekommt sein Recht, und man schließt das in der Handlung einfach gefügte Werk mit dem Gedanken, die jenem gewidmete Zeit nicht gerade zu bedeutendem Gewinn, aber in freundlich-fruchtbarer Muße verbracht zu haben.

Der Zauber knospenhaft jugendlicher Herzensromantik durchdringt des Lyrikers **Franz Karl Ginzkeys** Erstlingsroman **Jakobus und die Frauen.** Eine Jugend. Leipzig 1908. L. Staackmann. 8°. 256 S. Brosch. *M.* 3.50, geb. *M* 4.50. Nicht als ob keine lauten, ja brutalen und unreinen Töne aus der aktuellen Umwelt in diese Harmonie innerer, wenn auch kaum zu wirklichem Entwicklungsprozeß sich ausgestaltender Erlebnisse hereinwehten. Im Gegenteil. Der Held schenkt ihnen sogar Gehör und läßt sie sich zu einer derzeit für ihn verhängnisvollen Wirklichkeit verdichten. Dennoch wiegt die Lauterkeit, das zarte In-sich-Verschließen des Gemütes vor, und die Kunst der dichterisch verwertenden Seelenkunde und Schönheitsaufnahme fesselt uns bis ans Ende.

Mitten ins gegenwärtige, brennende Leben springt abermals **Rudolf Hans Bartsch,** Verfasser der vielgenannten „Zwölf aus der Steiermark", in seinem zweiten Roman **Die Haindlkinder.** Leipzig 1908. L. Staackmann, gr. 8°, 334 S., Brosch. *M.* 4.—, geb. *M.* 5. — Das komplizierte Gärungsmoment der sozialen Entwicklung Oesterreichs wird hier durch drei an sich nicht sehr tatkräftige Brüder verkörpert, auf die der Autor sich selbst verteilt haben mag: durch den Lebehaindl, den Geisthaindl und den Kampfhaindl. Bartsch ist ein Vollblutrationalist „katholischer" Prägung. Das heißt: er ordnet sich und seinen Helden der „vielleicht makelvollen" katholischen Lehre unter als „bewußter Freigeist", der sich zum Zweck der Selbstzucht „in die beschränkteste aller Züchte fügt". Das ist einer von den vielen klaffenden, auch wohl verblüffenden und verwirrenden Widersprüchen, die das hochinteressante, aber „makelvolle", zumal alles andere als durchweg „reinliche" Buch aufweist. Prachtvoll wirken die in letzteres eingewobenen Naturschilderungen. Die Personenzeichnung läßt nach Seite der Frauen sehr zu wünschen übrig; die der Männer ist so mannigfaltig reich wie lebensvoll.

Eine gewisse angenehme Ueberraschung hat mir **Clara Viebig** nach Absolvo te bereitet mit dem Eifelroman **Das Kreuz im Venn.** Berlin 1908. Egon Fleischel & Co., 8°. 491 S., brosch. *M* 6.—. Zwar gönnt sie sich selbst noch die Genugtuung, das tatsächlich von ihr Betonte und Entwickelte: die wahre Freiheit wirklicher Frömmigkeit, den echten Trost kindlichen Glaubens, nachträglich durch allerlei Phrasenwerk anzuzweifeln und zu entkräften. Aber sie gibt uns doch den Beweis, daß sie der religiösen Erkenntnis, die wir dieser außerordentlich begabten, aber oft himmelschreiend irrenden Autorin seit langem wünschen, um einen Schritt näher gekommen ist. Ob nicht bald soundso viele Rückschritte folgen werden, ist eine andere Frage. Der Roman selbst weist schon solche auf, zumal in der gröblichen Verkennung der Echternacher Springprozession, die er in nicht selten grotesker Farbenglut auf viel zu vielen Seiten schildert. Die Komposition fährt überhaupt nicht gut in dem Buche. Die Charakteristik jedoch hat wieder einen merklichen Schritt vorwärts getan; die herrlichen Hochmoorbilder zeugen ebenfalls von wachsender Kraft. Das sensuell Erotische spielt nach wie vor eine aufdringliche Rolle.

Die Eifel ist auch die Bühne des letzten **Nanny Lambrecht**schen Bandes: **Allsünderdorf.** Neue Novellen und Skizzen. Essen-Ruhr 1908. Fredebeul & Koenen, 8°. 477 S. Geb. *M* 6.— Mich stört der Titel (nach der Anfangsnovelle genannt), da er mich unwillkürlich an den des Clara Viebigschen „Weiberdorfes" erinnert. Und mit Clara Viebig will und soll Nanny Lambrecht nicht zusammengestellt werden. Sonst aber glaube ich, daß die nicht durchweg gleichwertige Sammlung uneingeschränkteres Lob finden wird als sowohl die „Statuendame" wie das „Land der Nacht". Das Kernige, Rassige der Lambrechtschen Erzählweise kommt zur Geltung, ohne auf allzuviel Gegengewicht im Absonderlichen zu stoßen. Hie und da tritt beim Leser, unter dem Zwange des bisweilen reichlich widerborstigen Ungewohnten zumal im Sprachlichen, Ermüdung ein, aber doch nicht oft, und während der Lektüre lernt man bald freundlicher auf die Bedeutung auch der seltsamsten Klangwirkung achten, sie wohl gar begreifen. Wohltuendes steht ja nicht viel in dem lebhaft anregenden Buche, doch immerhin einiges, und manchmal fühlt man den Herzpuls unmittelbarer Anteilnahme seitens der Autorin, was just bei ihr angenehm berührt: man fürchtet nicht mehr, ihre Darstellung möge in lauter Objektivität versinken. — Das Beobachtungs- und Schilderungstalent Nanny Lambrechts zwingt zur Bewunderung und ruft immer wieder von neuem den Wunsch hervor, daß es, ohne den Weg urwüchsiger Originalität zu verlassen, mehr und mehr im milden Sonnenlichte künstlerischer Mäßigung ausreifen möge.

In einer Sturmnacht.

Von Franz Zach.

Es ist schon spät und im Zimmer still und dunkel — die beredte Dämmerstille, in der unsere Seele Zwiesprache hält mit der Vergangenheit, das hellseherische Dunkel, in dem die Geister kommen und uns mit großen, fragenden Augen ansehen ... Draußen heult der Sturm um das Haus, wimmernd klagt er am Fenster und seltsame Schauer rieseln durch meine Seele.

Da schaut der Mond durch das fliegende Sturmgewölk zum Fenster herein. In den Winkeln kauert die Finsternis. Zwielicht schleicht über die Dielen. Die Fahne auf dem Dache dreht sich wie rasend. Nun schlägt die Turmuhr. Gewaltig tönt ihre Stimme durch die Nacht ...

Verwehte Jahre zieh'n herauf und tote Tage machen ihre Runde. Ich höre Stimmen, seltsam und verworren. Verblühter Flieder duftet wieder. Vernarbte Wunden brechen auf und zucken. Draußen weint der Wind, die Uhren ticken, eine nach der anderen ... Die Schatten der Freunde geh'n vorüber — Freunde, die mein Herz in Händen trugen und mich hinterrücks mit Ruten schlugen ... Und dann, ein langer Zug — Hunderte, mit denen mich das Leben zusammengeführt ...

Kalt steht der Mond jetzt mitten im Fenster. Er gießt seine dünnen Strahlen durch das Zimmer. Er wirft sie wie Silberfäden nach meinem Bette aus und spinnt lustig Garn um meine Hand, die sich hager von der weißen Leinwand hebt. Sieh — um ein junges, von dunklen Locken umrahmtes Antlitz flattert jetzt sein irrend Geisterlicht ...

„Wer bist du?" flüstere ich leise. Und mein Herz pocht laut ... Ein trauriges Bild zieht durch meine Seele ...

Es war eine Nacht wie diese. Stockfinster. Am Himmel jagte wildes Nachtgewölk. Der Sturm peitschte die Wogen des Gardasees an die Mauern des Hotels und sang dazu sein grausig Lied. Ich lag müd im Bette und horchte hinaus. Es kam mir vor, als wär' ein Ruf an mein Ohr gedrungen. Aber es war nichts. Nur der Sturm fuhr gewaltig um das feste Haus. Er schien es mit Riesenarmen zusammenpressen zu wollen. Er bäumte sich an dem Mauerwerk empor und warf sich wuchtig gegen die Fenster.

Horch! War das nicht der Notschrei eines Menschen, der mit Sturm und Wogen rang? ... Eine Täuschung, ein Trugspiel des Nachtwindes, der das Blut und die Sinne aufstörte! ... Der Sturm sang in tiefen Tönen ... Meine Augen fielen langsam zu, ich schlief ein. Der Traumgott umgaukelte meine Sinne ...

Ich war auf hoher See, allein in einem Kahne. Da kam plötzlich die Windsbraut mit ihrem Gefolge über das Wasser gelaufen. Johlend, brüllend und rasend fuhr sie durch die Nacht — peitschte die Wellen und trieb meinen Nachen wie welkes Laub über die Wogenberge ...

Mit kräftigem Arm stemmte ich mein Ruder gegen ihre wogende Brust. Grollend wich sie zurück — dann warf sie jauchzend die Flut über die Ränder des Fahrzeugs ... Ein Schaudern kriecht durch mein Blut ...

Ich kämpfe mutig vorwärts, aber ich fühle, es ist ein Todeskampf. Als sei das höllische Heer losgelassen, umschreit mich der Orkan — ich ringe mit seiner Wut um jeden Ruderschlag. Ich konnte nicht mehr Himmel, Wasser und Ufer unterscheiden. Meiner bebenden Hand entsank das Ruder, hilflos trieb ich dahin. Da wußte ich, daß ich bereits in den Armen des Todes lag. Ich fiel im Kahn in die Knie ....

Dann noch ein gellender Hilferuf. Das Wasser schlug über mich zusammen ....

Da erwachte ich — schweißgebadet. Das Herz schlug an die Brust, daß ich es hörte. Stockfinster um mich her. Ich griff in die Luft .... Das Wasser rauschte und der Sturm heulte ... Ich litt Todesangst. Alles drehte sich um mich. Vergeblich suchten meine Hände einen festen Halt ....

Da stießen meine ringenden Arme an die Wand — langsam kehrte die Besinnung wieder, und ich wußte: ich hatte geträumt ... Matt sank ich in die Kissen. Draußen warf der Sturm die Wogen an die Mauer und dazwischen rollte der Donner. Ein Blitz zuckte durch das Fenster, und ich sah hinaus in die wilde Sturmesnacht ...

Als ich am Morgen in die Veranda trat, die in den See hineinragte, da sah ich überall erregte Gesichter. Ich setzte mich in die Ecke und horchte ...

„Am Abend fuhr er mit der Gondel hinaus auf den See. Ich warnte, — es sei ein Gewitter im Anzug ... Heute morgen fand ich ihn mit klaffendem Schädel dort über der Stiege .... Der Sturm hatte ihn hinausgeworfen und an die Säule geschleudert ...." erzählte der Kellner in fliegender Hast.

Ein Grausen ging durch meine Seele — mein Traum war also doch Wirklichkeit gewesen, ich hatte den Notschrei gehört ....

Erschüttert schaute ich hinaus auf den See. Ruhig lag er da, lächelnd wie ein unschuldiges Kind. Niemand sah es ihm an, daß er in der Nacht gewütet wie ein rasendes Weib ....

Ich ging in mein Zimmer und holte meinen Mantel. Ich wollte hinaus auf das Wasser. Am Gange sah ich eine junge Dame ohnmächtig in den Armen eines Kellners.

„Die Dame ist soeben angekommen und fragte nach Herrn Paar. Ahnungslos gab ich zur Antwort: Der Sturm hat ihn heute nacht ans Ufer geschleudert — er ist tot. Da sank sie mit einem Schrei zusammen ..." berichtete er.

Man trug die Ohnmächtige in ein Zimmer, und ich fuhr über den See zum Ponale-Fall.

Dunkelblau war der Himmel und das Wasser. Die Sonne glitzerte auf den Wellen. Es war ein stilles, friedliches Bild. Aber meine Gedanken waren beim dunklen Schicksal des Toten, beim ohnmächtigen Mädchen im Hotel ....

Sinnend blickte ich hinaus auf die glänzende Wasserfläche, die schweigend bedeckte, was sie verschlungen seit Menschengedenken .... Als ich nachmittags zurückkam ins Hotel, erfuhr ich: die Ohnmächtige vom Morgen sei die Schwester des Toten gewesen... Draußen heult noch immer der Sturm um das Haus. Die Turmuhr schlägt Mitternacht. Kalt wie Todeshauch schauert es durch das Gemach ...

Der Mond ist aus dem Fenster getreten. Nun ist alles finster, nur das Mädchen von Riva steht noch vor mir und schaut mich traurig an. Mit müden Schritten geht die Nacht .....

Aus ungedruckten Witzblättern.

Aufrichtige Teilnahme.

Noch ist die Leiche nicht ganz kalt,
Erscheint des Fiskus Allgewalt
Und spricht: „Ihr schmerzgeprüften Erben,
Was brachte ein euch dieses Sterben?"
Nimmt dann, wie immer, sehr behend
Sich seine 2, 4, 8 Prozent ....
Also bekundet — wer verkennt's —
Herr Fiskus seine Kondolenz.

Peter Spahns Zylinder.

Wie manchen Sommer, manchen Winter
Les' ich von Peter Spahns Zylinder,
Weiß doch nicht recht, was steckt dahinter —
Der Hut stört mich, bald mehr, bald minder.

Ist's diesen wie ein Heiligenschein,
Zeigt's jenen einen Sünder,
Ein Popanz ist's für groß und klein,
Ein Schreckmittel für Kinder.

Ja, trüg' er einen schlappen Hut
Mit riesenhaftem Rande,
Ja dann, dann wäre alles gut,
Doch so — — es ist 'ne Schande.

Ja, so ist es wie frecher Hohn;
Wie beim Geschoß der Zünder
Herbeiführt Knall und Explosion:
So Peter Spahns Zylinder,

Wo er ihn trägt, ob öffentlich,
Bei Bülow, ob verstohlen,
Der Hut, der wirkt ganz fürchterlich
— Ihn soll der Teufel holen! — — —

Doch still, nun steht mir der Verstand
(Hört's, ihr politischen Kinder):
Herr Peter Spahn, so schwer verkannt,
Trägt gar keinen Zylinder! ....

Georg Heydkamp.



Aus dem Münchener Kunstverein.

Machten es die infolge der bedeutenden Darbietungen des März gesteigerten Ansprüche, oder war es die Ruhe, die dem Sturm der großen sommerlichen Ausstellungszeit voranging, jedenfalls war, was der Kunstverein im Laufe des April veranstaltete, nicht sonderlich von Bedeutung. Nur einzelne Gruppen traten aus der Menge des Mittelgutes stärker hervor. Im allgemeinen überwog wie immer die Landschaft, die dem modernen Maler als Ausdruck aller Gemüts-, Farben- und Formenstimmung, als Objekt seines geistigen und technischen Wirkens dient. So fielen die aus der Fränkischen Schweiz, der Rauhen Alb, dem Hochgebirge geholten Landschaften von Edmund Steppes auf, fahl-graugelb im Ton, von gewisser Härte nicht frei, aber Beweise einer Auffassung, die von Poesie und von Verständnis für die Größe des Schöpfungsgedankens zeugt. Weniger befreunden konnte man sich mit zwei Akten, deren übermäßiger Haarwuchs als Empfehlung für Kopfwasserfabriken brauchbar wäre. Eine in der Art der neuesten Dachauer Kunst erfaßte Märzstimmung bot H. Klatt; gute, namentlich koloristisch tüchtige Landschaften waren von Lilli Gödl-Brandhuber, M. von Heinemann, R. Edenhofer. Zartsinnig weiß Rudolf Sieck die vaterländische Natur zu erfassen und zu schildern. Ins einzelne gehend verliert er doch nirgends den Blick fürs große Allgemeine. Formen und Farben sind fein und liebenswürdig, dabei doch innerlich voll Bedeutsamkeit. Technisch sind die Bilder verschiedenartig ausgeführt, Tempera herrscht vor, doch ist Sieck auch als Radierer beachtenswert. E. Staudinger wirkt mit seiner Neigung zum Grünfärben nicht immer natürlich genug. Eine schöne Landschaft hat H. Urban dadurch verdorben, daß er in die Lüfte hinein das Zeppelinsche Luftschiff gemalt hat. Die ohne Zusammenhang mit den Landschaftslinien und in Widerspruch mit ihr stehende gerade Linie des Fahrzeuges hebt die künstlerische Wirkung auf. Die Begeisterung für Zeppelin wird durch solche Bilder nicht erhöht, die nichts sind als Illustrationen. Dafür sollte doch die Photographie gut genug bleiben. Ganz hervorragend war dafür die Auswahl von Gemälden von Karl Heßmert. Seiner norddeutschen Herkunft entsprechend wählt er Motive aus der dortigen Tiefebene und von der Wasserkante; von den Jahreszeiten bevorzugt er den Vorfrühling und den Herbst. In einer impressionistischen, dabei nirgends ins gesucht Kraftmeierische verfallenden Art setzt er seine Bilder mit kühnem Strich auf die Fläche und erzielt Wirkungen, die ganz besonders auch dem Kolorit zuzuschreiben sind. Ein geheimnisvolles Violettblau hat er für die Dämmerungen, wunderbar goldige Töne für den Abendhimmel, der sich in den Gewässern spiegelt, alles Zeugnisse einer überraschenden Stilisierungskraft, dabei doch stets überzeugend und echt. Dankenswert war es, daß der Kunstverein diesmal auch ein außerdeutsches Werk brachte, eine große Waldlandschaft aus der Franche Comté von Courbet. In dem 1865 entstandenen Werke herrschen tiefe und schwere grüne Töne vor, zu denen jener einiger halbverdorrten Bäume im Vordergrunde einen bedeutenden Kontrast gibt. Das Stück erinnert an heroische Leistungen anderer Meister älterer Zeit mehr als an Courbet selbst, dessen kleinere Werke erheblich persönlicher und feiner sind. Anerkennen mußte man auch, daß uns die Werke einer Anzahl deutscher, in neuerer Zeit verstorbener Künstler geboten wurden. Unter ihnen waren Arbeiten von Alexander Marx, sauber mit Bleistift gezeichnete Städte- und Architekturbilder; feine Landschaften, Seestücke und Interieurs von E. Schaltegger; intim belauschte Motive aus Rothenburg und Maulbronn, auch Blumenstilleben und anderes von J. V. Carstens. — Neben den Werken der Malerei und Graphik gab es eine Anzahl guter Skulpturen, von denen an dieser Stelle der in schönen, ruhigen Linien gehaltenen, mit gemäßigtem Realismus aufgefaßten Kreuztragungsreliefs von Balthasar Schmitt gedacht werden mag. — Auch Architektur fehlte nicht. Dr. O. Doering-Dachau.

Christliche Kunst.

Wettbewerb für eine katholische Kirche in Uerdingen. Die Ergebnisse des von der Münchener Gesellschaft für christliche Kunst erlassenen Wettbewerbes sind zurzeit im Studiengebäude des Kgl. Nationalmuseums ausgestellt. Im ganzen sind 127 Projekte eingegangen. Ein paar sind darunter, bei deren Anblick man nichts weiter sagen kann, als „schauderhaft“! Mehrere andere mußten vorweg von besserer Beurteilung ausgenommen werden, weil ihre Autoren für angemessen gehalten hatten, reinweg antiquarisch und uninteressant aufzutreten, während wieder andere hypermodern erschienen. Sogar Olbrichs Darmstädter „Hochzeitsturm“ ist nachgeahmt worden. Aber die weitaus größte Mehrzahl der Entwürfe zeigt, daß der Wettbewerb im ganzen einen vorzüglichen Erfolg gehabt hat. Den Preisrichtern mag die Arbeit schwer genug geworden sein. Daß die Aufgabe viele Architekten reizen mußte, war vorauszusehen. Zumal war sie verlockend, weil sie Gelegenheit bot, Talente im Entwerfen eines malerischen Stadtbildes zu beweisen. Galt es doch nicht allein, eine Kirche zu projektieren, sondern diese mit einem neuen Pfarrhause in Verbindung zu bringen, beides am Markte des Städtchens gelegen, also miteinander zu besonders wichtiger architektonischer Wirkung bestimmt. Den ersten Preis (700 M) erhielt der Entwurf „HS“ (Otto Orlando Kurz-Herbert und Kurz-München). Die Lösung ist modern, beruht aber auf den Ideen älterer Kunst. Bemerkenswert ist äußerlich die interessante Silhouette der Chorpartie, die mit einem Pavillondach versehen ist und sich gegen Osten in etwas über Halbkreisform schließt. Bemerkenswert ist der Turm, der, mit achteckigem Grundriß südlich neben der Westfront emporsteigt und freilich einen etwas schwerfälligen Eindruck macht, da er in keiner Weise nach oben verjüngt ist, sondern nur durch einige Ornamentstreifen quer unterbrochen und in Zweidrittelhöhe durch einen an den Ecken aufgestellten Kranz von Engeln belebt wird. Das Innere der Kirche ist in der Anordnung durchaus praktisch und macht mit seiner geschweiften, zum Teil kassettierten Holzdecke einen vornehmen Eindruck. — Der 2. Preis (Motto Chorgruppe) fiel an Hans Rummel in Frankfurt a. M. Die Strenge der Linien ist größer als beim vorigen Entwurf, das Ganze wirkt wuchtig und geschlossen. Daß das Langhaus gegen Ost und West abgewalmt ist, wirkt freilich nur bei der Chorpartie günstig, deren Dach sehr hübsch in das des Langhauses greift; der seitliche Anblick erinnert an einen zu sehr ins Breite gezogenen Giebel. Angenehm ist die Gliederung des Turmes in drei deutlich abgesetzte Geschoße. — Des 3. Preises wurde der Entwurf „Rotes Kreuz“ (von Verheyen und Stobbe in Düsseldorf) würdig befunden. Nach meinem Gefühl wirkt er etwas hart, die große Zahl der Fenster fällt auf, die Entwicklung der achtseitigen Turmpyramide aus einem mit zwei Staffelgiebeln versehenen Satteldach erscheint etwas sehr gesucht. — Außer diesen Preisen sind noch fünf vierte zuerkannt worden. Einen hat Professor Berndl in München für ein Projekt mit Zwillingstürmen erhalten. Derselbe Gedanke ist von verschiedenen Autoren gefaßt worden, ohne durchweg zu befriedigen. Auch beim Berndlschen Entwurf erscheint das Ganze gegenüber der anspruchsvollen Turmanlage nicht bedeutend genug. — Einen anderen vierten Preis erhielt Adolf Noecker in Köln, einen weiteren Riedl in Murnau, letzterer für einen volkskunstmäßigen Entwurf, der seine Entstehung aus den Ideen der Münchener Schule nicht verleugnet. Der ebenfalls prämiierte Entwurf von D. Böhm in Offenbach zeigt eine barock stilisierte schöne Gruppierung mit tüchtiger Turmlösung. Am meisten sagt mir von den mit vierten Preisen bedachten Arbeiten die von C. Colombo und E. Müller in Köln zu wegen der schlichten, kräftigen Erscheinung, die in allen Teilen festgehalten ist. In der Ausführung müßte dieses Werk überaus sympathische Wirkung tun. — So weit die preisgekrönten Entwürfe. Hätte ich mitzuraten gehabt, so hätte ich noch einige für eine Auszeichnung in Vorschlag gebracht. So die Projekte „Ave Maria“, „Sancta Maria“, „Am Niederrhein“ — romanisierend mit breitem, von einem Zeltdach überdecktem Mittelteil, „Marktkirche“ — woran nur die seitliche Ansicht der oberen Turmpartie in der Zeichnung nicht sehr glücklich erscheint, was sich in Wirklichkeit bekanntlich oft ändert; auch wegen der erfreulichen Anwendung eines kleinen Quantums des zu Unrecht heute so vernachlässigten Fachwerks. Bei ihnen allen ist auch speziell die Betonung der rheinischen Eigenart hervorzuheben.

Dr. O. Doering-Dachau.



Bühnen- und Musikrundschau.

Schauspielhaus. Der „lustigen Witwe“ wurde jüngst auf einigen Bühnen des Balkans ein übler Empfang bereitet, weil das Publikum in der Operette Léhars eine Verspottung seiner Zaunkönigreiche erblickte. Man kann dies übertrieben finden, immerhin berührt dies rege Nationalgefühl sympathischer, wie eine gewisse Vorurteilslosigkeit, welche die Premièrenbesucher des Schauspielhauses in der Uraufführung von B. Rehses „Vaterland“ bewiesen. Man hat es nicht nur zugelassen, daß man „Deutschland, Deutschland über alles“ geradezu zur Verhöhnung des Vaterlandes anstimmte, sondern man jubelte den Herrn Verfasser aus München-Schwabing fünf- oder sechsmal vor die Rampe. Gewiß, eine Minderheit quittierte über das Aergernis mit Pfeifen und Zischen; aber ich bin überzeugt, eine solche Provokation des nationalen Gedankens würde man einem französischen oder englischen Publikum nicht zu bieten wagen. Wohl auch einem deutschen nur dann, wenn man der Unterstützung der Schwabinger Bohème (im weitesten Sinne genommen) sicher ist. Es berührte neulich schon ärgerlich, wenn in „Tartuff, der Patriot“ ein Gesinnungslump als ein deutscher Typus geschildert wurde. Immerhin hat O. Ernst ihm in der ästhetisch sehr geringwertigen Kopie des Grafen Zeppelin eine ausgleichende Kontrastfigur gegeben. In Rehses Komödie, die „ein Menschenalter nach dem siebziger Kriege, in einer großen Industriestadt Deutschlands“ spielt, herrschen nur Korruption, schmutzige Gesinnung, im besten Falle Dummheit. Was ist mir Vaterland, was Idealismus; ich habe das Vaterland nur in der Person des Gerichtsvollziehers kennen gelernt, sagt der Führer der Fabrikarbeiter, die in Ausstand treten. Das Publikum applaudierte die verbrauchtesten sozialdemokratischen Phrasen, die auf den Bräukellern in Versammlungen kaum mehr zünden. Am Ende, da der Fabrikherr sein Stadtverordnetenmandat mit dem Konkurs bezahlen muß, sagt auch er sich los von dem Vaterland der durch idiotische Vertreter repräsentierten Ordnungsparteien; was aber „sein Vaterland“ nun ist, weiß ich nicht recht. Er ist sich wohl selbst nicht klar darüber. Ein ehrsamer Tischlermeister, der es durch Fleiß und Glück zum reichen Fabrikanten brachte, wird bewogen, hauptsächlich durch die Eitelkeit seiner Frau, eine Stadtverordnetenkandidatur anzunehmen. Die Parteihäupter lassen sich ihren politischen Einfluß bezahlen. Der salbadernde Gymnasialprofessor als Vertreter des Idealismus und der nationalliberalen Partei fordert einen hohen Kollektenbeitrag für ein Kriegsschiff, der orthodoxe Protestant schröpft den Kandidaten für einen Kirchenbau und der Fortschrittsmann fordert ein Gefälligkeitsakzept. Der Fabrikant ist so vernünftig, letzteres zu versagen. Da scheint die Wahl in die Brüche zu gehen. Doch die Gattin des Herrn Michael Klarenbach (des dummen Michels!) fälscht die Akzepte. Nun geht die Wahl anstandslos durch. Nicht lange jedoch freut sich der Herr Stadtverordnete seines Glückes. Man präsentiert die Wechsel. Um seine Frau zu retten, erkennt er die Unterschrift an und erklärt seinen Bankrott. Nimmt man das Gerüst der Fabel ohne den politischen Verputz, so hat man eine schale Philisterkomödie; „Schuster, bleib' bei deinem Leisten“, „Hochmut kommt zu Fall“ und dergleichen. Das ist im Grunde das dichterische Vermögen solch stolzer Satiriker, die die ideellen Güter der Nation dem Lachen preisgeben. Der Verhandlungsverlauf ist kindisch, ich bin überzeugt, der Verfasser kennt das soziale, politische und geschäftliche Milieu nicht aus eigener Anschauung. Es geht ihm in dieser Hinsicht ähnlich wie den Schauspielern, die ihre verzweifelten Blicke auf eine Stelle des Wechsels bohrten, wo das gefälschte Akzept nicht stehen konnte.



Höchst widerwärtig berührt auch das Getändel eines episodisch verwendeten jungen Mannes mit seiner Schwiegermutter zum Zwecke des Anpumpens. Nach seinem ästhetischen Werte wären drei Zeilen für das Machwerk übergenug. Leider mußte ich mich mit ihm eingehender befassen, denn dieses Attentat auf die nationale Gesinnung erforderte unzweideutige, allerschärfste Zurückweisung. Der Erfolg des Stückes hat die Reife des Publikums, welches nach Meinung eines bekannten „Weltblattes“ ein untrüglicher Richter ist, wieder eigenartig illustriert . . . .

Gärtnerplatztheater. „Der Liebeswalzer“, eine Operette von Bodanzky und Grünbaum, Musik von C. M. Ziehrer, wurde bei seiner Première freundlich aufgenommen; es ist ein leidlich amüsantes, ziemlich harmloses Stück mit jener temperamentvollen, feschen Musik, die man im Grunde genommen schon oftmals gehört hat, die aber geschickte Mache verrät. Die Idee des zu mancherlei Gelegenheiten verwendeten Walzers kennt man aus „Nanon“, die aus einer Zeit stammt, da die Operetten noch mit mehr Aufwand künstlerischen Fleißes geschaffen wurden. Kein Schlager also, aber immerhin ein Stück, das bei der günstigen Wiedergabe sich ein paar Wochen lang mit Glück auf dem Spielplan behaupten kann.

Verschiedenes aus aller Welt. „Kaiser Otto III.“, eine Tragödie von Paul Schmidt hatte in Leipzig einen Achtungserfolg. Ohne wirklich belebende Handlung bietet das Werk szenische Bilder in schöner Verssprache. — Massenets Oper „Bacchus“, welche eine Art Fortsetzung seiner „Ariadne“ darstellt, erlebte in Paris eine glanzvolle, aber nicht tief wirkende Erstaufführung. Der Komponist und sein Librettist Catulle Mendès haben nach Berichten nicht die gleiche Schaffenskraft bewiesen. — Eine Gastspielreise des Münchener Tonkünstlerorchesters nach Paris ist sehr ehrenvoll verlaufen. Die Berichte lauten günstig und anerkennend. — Die Komödie „Der unverstandene Mann“ von Ernst von Wolzogen hatte in Berlin einen Possenerfolg. Die Satire auf den verstiegenen Dünkel eines Dichterlings verspricht im ersten Akte mehr, als die brutalen Derbheiten der weiteren Aufzüge bieten. — In Breslau fand das dramatische Erstlingswerk des Lyrikers Hugo Salus „Römische Komödie“ lebhaften Beifall. Der feine Humor des Lustspiels wird gerühmt. — „Robins Ende“, ein Einakter in zwei Bildern von Maximilian Moris, Musik von Ed. Künnecke, gefiel in Mannheim. Die Musik verrät starke Begabung, besonders in einem reizvollen Intermezzo und einem Lachchor. Der Text wird als zu weitschweifig geschildert.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Nach den Tagen der schrankenlosen, durchaus unbegründeten Hausse-Herrschaft an den Börsen kann es nicht überraschen, dass der auch an dieser Stelle vorhergesagte Rückschlag in der Kursentwicklung in vollem Umfange eingetreten ist. An Stelle der intensiven Kurssteigerung, besonders der offensichtlichen Ausschreitungen, die das Spekulationsfieber der Berliner Börse am Markte der Industriepapiere gezeitigt hatte, sind nüchterne Auffassung und das unbedingt notwendige Mass der ruhigen Kalkulation getreten. Nachdem die Depositenkassen und die Schalter der Berliner Banken die ersten und stürmischsten Käuferschichten in hellen Haufen befriedigt hatten, kamen Verwarnungen seitens der Berliner Grossbanken. Man wies mit Recht darauf hin, dass die eingeheimsten Kursbesserungen nicht im Einklang stünden mit der nur langsamen Besserung der allgemeinen Wirtschaftslage. — Auf das Börsengeschäft drücken jedoch genügend andere Momente. Vor allem ist es die stete Ungewissheit über die schwierigen innerpolitischen Verhältnisse, die anscheinend zur Entscheidung drängen. Unsicherheit und bemerkenswerte Zurückhaltung wechselten ab mit dem bisherigen oft stürmischen Aufwärtsdrängen der Kursbewegung an den Börsen. Das ziffermässige Ergebnis der Zeichnungen auf die Anleihen des Reichs und Preussens — das eine etwa zweimalige Ueberzeichnung der aufgelegten 800 Millionen Mark ergab — hat wohl allenthalben etwas enttäuscht. Man führt dieses Resultat zum Teil auf die ungewissen Zustände der innerpolitischen Lage zurück und weist darauf hin, dass, wie es wiederholt der Fall war, diese grossen Anleihen verspätet emittiert worden sind. Der grosse Teilbetrag von 500 Millionen Mark der Anleihe-Subskriptionen, die sich einer Sperrpflicht unterzogen haben, bürgt jedoch anderseits, dass der Zeichnungserfolg, wenn auch nicht äusserlich glänzend, so doch ein qualitativ günstiger ist. Die älteren Anleihegattungen weisen gleichfalls nur ganz geringfügige Kursschwankungen auf, welches Moment allerdings auch mit den günstigen Verhältnissen am Geldmarkt in innigem Zusammenhang steht. Leider kommen zu dem schwierigen Stadium der Reichsfinanzreform und den sonstigen kritischen innerpolitischen Verhältnissen noch andere Momente, die auf die Börse und die übrigen Faktoren der Wirtschaftslage störend wirken. Die neuerliche Krisis in Ungarn, die Meldungen aus der Türkei, ferner die Kündigung des deutsch-amerikanischen Handelsabkommens bildeten genügend Hemmnisse. Man wird daher wohl mit grosser Skepsis der weiteren Entwicklung an den Börsen entgegensehen. Anderseits bilden die neuerliche kräftige Entfaltung der amerikanischen Eisen- und Stahlindustrie, die vorgenommene Preiserhöhung des amerikanischen Stahltrusts und vor allem die besser klingenden Berichte der Metallmärkte, namentlich die Befestigung des Kupfermarktes, stimulierende Gründe, welche einem grösseren Pessimismus widersprechen. Die feste Haltung und die grossen Gewinne am Goldminenmarkt lassen auch einem erheblichen Teil des Publikums einige Bedenken vergessen. Solange die Entwicklung der Märkte sich in ruhigen Bahnen bewegt, ist ein Rückschlag nicht gut denkbar. Der Kern unserer Wirtschaftsmärkte ist ein guter, und auch die börsentechnischen Voraussetzungen bewegen sich nach oben hin. Die Meldungen vom Deutschen Stahlwerksverband sowie einzelne ungünstige Abschlüsse in der Elektrizitätsbranche und ferner das Scheitern verschiedener Syndikate gaben für den heimischen Industriemarkt zu Bedenken Anlass. Die Verhältnisse am Geldmarkt sind, trotz des leichten Anziehens der Privat-Diskontsätze, die denkbar besten. Die Reichsbank wird durch die finanziellen Anforderungen seitens des Reichs und Preussens eine kräftige Erleichterung erfahren. Der Ausweis der Bank wird alsdann die flüssige Bilanz aufweisen können, die die zu erwartende Ermässigung der offiziellen Diskontrate durch das Reichsbank-Direktorium befürworten lässt. M. Weber.

Aus Kurorten und Bädern.

Vom K. Bayer. Stahl- und Moor-Bad Steben ist der neue Prospekt erschienen und gelangt durch die Kgl. Badeverwaltung zur Versendung. Der Inhalt umfasst in neun Abschnitten kurze, vollkommen sachliche Abhandlungen. Schöne Wiedergaben photographischer Aufnahmen aus dem Bade und seiner Umgebung, eine übersichtliche Ortskarte und als Beilage ein Verzeichnis der Privat-Gasthäuser und verfügbaren Privatwohnungen ergänzen die Broschüre.

Das Kurhotel Wittelsbach in Bad Aibling (Oberbayern) befindet sich inmitten einer sechs Morgen grossen Garten- und Parkanlage, etwas abseits vom Orte, und erfreut sich grosser Ruhe und einer reinen staub- und rauchfreien Luft. Das Haus, vollkommen zeitgemäss erneuert und erweitert und mit allen Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten eines musterhaften, modernen Hotels versehen, enthält 40 hohe, luftige, elegante Zimmer, sowie eine grössere Anzahl von Balkonen, besonders auf der gesundheitlich so wirksamen Südseite. Ein bewaldeter Höhenzug schützt, wie überhaupt den ganzen Badeort Aibling, so besonders das Kurhotel Wittelsbach, das dicht an dessen Fuss erbaut ist, vor den so gefürchteten rauhen Ostwinden und bewirkt in Verbindung mit der weichen Moosluft das auffallend milde Klima. Auch landschaftlich ist das Aiblinger Gebiet eine voralpine Perle; denn nur wenige Orte weisen eine so seltsam malerische Mischung hervorragender landschaftlicher Schaustücke auf. Besteigen wir das Belvedere des Kurhotels Wittelsbach, so umfasst unser staunender Blick die gesamte Gipfelwelt von der Hohenstaufenwand bis zu den Gestaden des Tegernsees und der Zugspitze; der „Wilde Kaiser“ und der vielbesungene „Wendelstein“ sind die Glanzpunkte dieses grossartigen Panoramas. Eine Reihe beliebter Spaziergänge Aiblings liegt gleichsam vor der Türe des Hotels. Unter den grösseren Ausflügen steht an Abwechslung, Reichtum schöner Eindrücke und Bequemlichkeit des Anstieges der auf den Wendelstein an erster Stelle. Nicht minder bequem und rasch werden die liebreizenden Punkte am und im Chiemsee besucht. Die eigentliche Spezialität Aiblings als Kurort sind die gegen Gicht, Rheumatismus und Frauenleiden, sowie verwandte Krankheiten überaus wirksamen Moorbäder; sie werden im Kurhotel Wittelsbach in bester Qualität und unter Berücksichtigung alles hygienisch Wünschenswerten verabreicht; ausser diesen sind auch Sol-, Mutterlaugen- und Fichtennadel- sowie elektrische Lichtbäder zu haben. Neu eingeführt sind: Luft- und Sonnenbäder, Wasseranwendungen aller Art, einfache und Vibrationsmassage, schwed. Heilgymnastik, Mast- und Entfettungskuren. Den Kurgästen nach besten Kräften den Aufenthalt im Kurhotel Wittelsbach angenehm zu gestalten, ist das ständige Bemühen und der Stolz der Geschäftsleitung.

Die „Allgemeine Rundschau“ ist außer im Abonnement ständig auch einzeln sofort nach Ausgabe regelmäßig erhältlich in der Herderschen Buchhandlung, Berlin W., Französischestraße 33a, Teleph. Ia 8239.



Hotel Union, Kath. Kasino München A. V.

Barerstrasse 7 — Telephon 9300

Wein-Regie

Messweine

Garantiert reine Naturweine. Preisliste auf Wunsch.

Für das hl. Pfingstfest.

Beissel, Der Pfingstfestkreis. Betrachtungspunkte. 2. Aufl.
1. Teil. ℳ 1.80; geb. ℳ 2.60
2. Teil. ℳ 2.40; geb. ℳ 3.20

Hansjakob, Der Heilige Geist. Kanzelvorträge. 2. Aufl. ℳ 2.70.; geb. ℳ 3.50.

Meschler, Die Gabe des heiligen Pfingstfestes. Betrachtungen über den hl. Geist. 6. Aufl. ℳ 4.40; geb. ℳ 6.—

Scheeben, Die Herrlichkeiten der göttlichen Gnade. 8. Aufl. ℳ 3.20; geb. ℳ 4.—

Verlag von Herder zu Freiburg i. Br.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bekanntmachung.

In der Privatklagesache

Dr. Armin Kausen, Chefredakteur und Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau", hier,

gegen

Leopold Bauernfreund, Redakteur und Verleger des „Kleinen Journal", hier,

wegen Beleidigung

hat das Schöffengericht des kgl. Amtsgerichts München I in seiner öffentlichen Sitzung vom 22. April 1909 nach gepflogener Hauptverhandlung zu Recht erkannt, wie folgt:

I. **Dr. Armin Kausen,** geboren am 10. Januar 1855 in Neuß, Regierungsbezirks Düsseldorf, in München beheimatet, katholisch, verheiratet, Chefredakteur und Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau", hier, wird von der Anschuldigung eines Vergehens der Beleidigung **freigesprochen.**

II. **Bauernfreund Leopold,** geboren am 6. März 1850 in Ellingen, Bezirksamts Weißenburg, in München beheimatet, israelitisch, verheiratet, Redakteur und Verleger des „Kleinen Journals", hier, ist schuldig eines Vergehens der Beleidigung und wird hiewegen zu einer Geldstrafe von einhundertfünfzig Mark, umgewandelt für den Fall der Uneinbringlichkeit in eine Gefängnisstrafe von fünfzehn Tagen, sowie zur Tragung der Kosten des Verfahrens über die Privatklage und Widerklage einschließlich der notwendigen Auslagen des Privatklägers und Widerbeklagten und in die Kosten der Strafvollstreckung verurteilt.

III. Dem Privatkläger wird die Befugnis zugesprochen, binnen einem Monat nach Rechtskraft dieses Urteils dessen erkennenden Teil in der für amtliche Bekanntmachungen üblichen Form auf Kosten des Verurteilten je einmal zu veröffentlichen in der „Allgemeinen Rundschau", dem „Bayerischen Kurier", den „Münchener Neuesten Nachrichten" und der „Münchener Zeitung".

Vorstehendes gebe ich hiemit als Vertreter des Privatklägers öffentlich bekannt.

Rumpf, Rechtsanwalt.

Bad Orb

Reiseweg: Frankfurt-Bebraer Eisenbahn; von Wächtersbach mit „Bad Orber-Eisenbahn" in 15 Minuten nach Orb.

I. Haus am Platze: Kurhaus mit komfortabelster Einrichtung.

Die Krankheiten des Herzens und der Gefässe,

deren Ursachen, deren Komplikationen.

Die moderne Bäderbehandlung stellt bezüglich der Krankheiten des Herzens und der Gefässe drei **Kardinalforderungen**: 1. Den Gebrauch von an **Kohlensäure** reichen Soolbädern; 2. eine für Herzkranke günstige Höhenlage, d. i. **mittlere Gebirgslage**, welche sich auch für Terrainkuren eignet; 3. eine geeignete **Trinkkur**, um die mannigfaltigen Ursachen u. Folgen der Herz- u. Ader-Erkrankungen: Gicht, Fettsucht, Diabetes, Blutstauungen in Lungen und Unterleibsorganen, Störungen der Gallensekretion, Verdauungsstörungen zu bekämpfen.

Diese Forderungen erfüllt Bad Orb. Seine an Kohlensäure überreichen radioaktiven Soolsprudel, seine Lage in den Ausläufern der Spessartberge, in einem von wald- und wiesengeschmückten Tale, seine Martinustrinkquelle machen Bad Orb, das Kleinod des Spessarts, zu einer Wallfahrtsstätte für **Herz- und Gefässkranke**, zu einem Heilbade ersten Ranges für die vielfachen Ursachen und Komplikationen der Herzleiden.

Versand der Martinusquelle in Flaschen: 30 Flaschen ℳ 18.—. Prospekte durch die **Kurdirektion.**

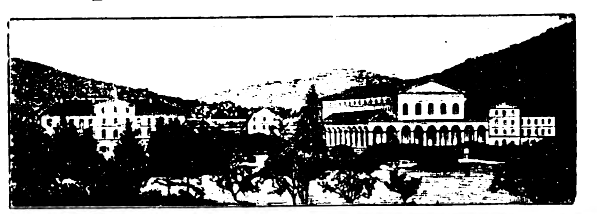
Bad Brückenau : Königl. Bayerisches Mineralbad. : Königl. Kurhaus

Spezialbad für Harnleidende.

Eisenbahnlinie Elm—Gemünden

:: Stahl- und Moorbad ::

seit Jahrhunderten medizinisch bekannt. Wernarzer-, Sinnberger- u. Stahl-Quelle, erstere hervorragend heilkräftig bei harnsaurer Diathese, Gicht, Nieren-, Stein-, Gries- und Blasenleiden, letztere bei Blutarmut, Frauen- und Nervenkrankheiten.



: Neues modernes Hotel :

äusserst komfortabel eingerichtet, mitten im Kurparke gelegen mit 8 Dependenzen. Elektrische Beleuchtung. Vorzügliche Verpflegung. Sehr solide Preise. Auf Wunsch Pension. Auskunft und Prospekte kostenfrei durch: **Verwaltung des K. Bayer. Mineralbades Brückenau.**

Erholungsbedürftige, sowie Damen, die ein bleibend. gemütliches Heim suchen, finden liebevolle Aufn. u. Pflege b. d. **Schwestern der hl. Elisabeth in Kirchrath, Limburg-Holland.** Verb. m. d. elektr. Bahn von Aachen-Herzogenrath. Ruh. gel. Lage, eig. Tannenwald a. Hause, sow. schön. Anl. u. Gärten.

Die Leser werden freundlichst gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen, die sie auf Grund von Anzeigen in der **„Allgem. Rundschau"** machen, sich stets auf die Wochenschrift zu beziehen.

Hausen : (Eifel)

Strecke: Düren—Heimbach

in unmittelbarer Nähe der Station, anschliessend an schöne Tannenwaldungen, reine staubfreie Luft, ist ein

vorzüglicher Landaufenthalt

für alle, welche Ruhe und Erfrischung suchen. Pension Mark 4.—. Hotel „Zur Burg" (27 Zimmer).

J. M. Ley.

Dr. Bergmanns Wasserheilanstalt

Luftkurort Cleve System Kneipp. Prospekte gratis. Dr. Bergmann, fr. Badearzt in Wörishofen.

Wildbad Wemding

Haltestelle der Lokalbahn Wemding—Nördlingen.

Das ganze Jahr geöffnet.

Sichere Hilfe gegen Gicht- und Rheumatismus, Nieren- und Blasenleiden usw.

Ebenso bewährt gegen Hämorrhoidalleiden, Flechten, **Hautausschläge und Frauenkrankheiten** aller Art.

Gute Verpflegung, heizbare Zimmer.

Besitzer **Hans Seebauer.**

Bayerisches Reisebureau Schenker & Co.
München, Promenadeplatz 16.

Cigarren

Deutsche Cigarren

aller Art, von M 3.— bis M 50.— pro 100 Stück.

Indische Imperten, hochfein und mild, à M 10.—, 12.50, 20.— und 30.— pro 100 Stück, bei 300 Stück franko; Muster gegen M 1.—.

Jeder Raucher versorge sich noch vor der hohen Zukunftssteuer.

Richard Haggenmiller, Kempten, Algäu

Cigarrengrosshandlung.

Bad Salzschlirf

St. Bonifatiushaus

Beste Verpflegung, freundl. Zimmer. Kapelle im Hause. Näheres durch die Oberin.

Hotel Dewes

Losheim b. Merzig

(Bez. Trier)

Altrenommiertes erstes Haus, den Herren Reisenden, Touristen und Sommerfrischlern bestens empfohl.

Erholungsheim für Geistliche.

Lugano :: Villa S. Raffaele ::

Pension Edelweiss

4 Min. v. d. Bahn. Ruhige staubfreie Lage. Elektr. Licht. Bad. Deutsche Küche. Prosp. kostenfrei.

Lodon-

Mäntel, -Anzüge, -Stoffe

Herrenschneiderei

Julius Dellhepf

München, Karlsplatz 17.

Echter China-Tee

rein und ungemischt. Eigener direkter Bezug nach mehrjährig. Aufenthalt in China von ℳ 1.— bis 6.80 à ½ Pfund. Kein Laden.

Franz Klein, Tee-Import München, Frühlingstr. 13/I.

NB. Schriftliche Bestellungen werden prompt ausgeführt.

Studienseminar Würzburg.

Eröffnet 1908. Absolut gesunde Lage, allen Anforderungen der Neuzeit, insbes. der Hygiene entsprechende Einrichtungen. Ausgedehnte Erholungsplätze. Haushalt u. vorkommende Krankenpflege besorgt durch Ordensschwestern. Aufnahme finden Schüler des **Gymnasiums, Realgymnasiums,** der **Real-** bzw. **Oberrealschule.** Gewissenhafte Beaufsichtigung, Pflege und Erziehung durch die (geistlichen) Seminarvorstände. Eigener Lehrer für französ. und engl. Konversation. Pensionspreis 600 Mk. **Prospekte** kostenlos durch das Direktorat des bischöfl. Studienseminars (Würzburg, Seuffertstraße 2).



Wer nicht weiß, wohin er sich wenden soll, um ein gutes **Fahrrad, Nähmaschine, Reifen, Laternen, Glocken, Sättel, Nähmaschinen-Nadeln** und alle einschlägigen Artikel zu erstehen, schreibe an die renommierte Firma

Deutsche Fahrradwerke Sturmvogel
Gebr. Grüttner, Berlin-Halensee 120.

Der Prachtkatalog ist versandbereit. Zahlreiche Anerkennungsschreiben bestätigen, daß wir stets zur vollsten Zufriedenheit liefern. Wir bieten nicht nur in den streng reellen Preisen, sondern auch in der Lieferung besondere Vorteile, die wohl zu beachten sind. Vertreter überall gesucht.



MÜNCHEN
Theatinerstr. 16

Flügel und Pianinos

in allen Preislagen und in jeder Holzart, nach Entwürfen erster Künstler.

Zahlungserleichterungen.

Vermietungen
Stimmungen ::

Über 15000 Instrumente im Gebrauch.

Hotel Union, München

Barerstr. 7. — Besitzer: Kathol. Kasino A. V. — Tel. 9300.

Komfortabelst eingerichtetes Hotel, Bier- und Weinrestaurant.

Gesellschaftssäle und elegante Klubräume zur Abhaltung von Diners, Soupers, Familienfesten usw. Anerkannt vorzügliche Küche. — Verkauf garantiert naturreiner Weine. — Für Diners, Supers usw. werden Weine, Champagner usw. in jeder Auswahl zur Verfügung gestellt, und nicht angebrochene unversehrte Flaschen retour genommen. — Auf Verlangen Menu-Vorschläge in jeder Preislage.



Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges.. sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

6. Jahrgang
Nr. 21

22. Mai.
1909



Inhaltangabe:

Quartalspreis
Mk. 2,40
Einzelnummer
20 Pfg



:: Brettspiel ::

für Jung und Alt.
Absolut neuartig.
= Unerschöpflich =
an Anregungen Zu haben direkt bei

A. HUBER, Hof-lithographie
München, Neuturmstr. 2a.

— Preise je nach Ausstattung: —
klein . . . . . M 2.40; 3.20; 4.80,
gross . . . . . M 3.—; 4.—; 5.60.

Concordia Cölnische Lebens-Versicherungs-Gesellschaft.

Gewinn- und Verlustrechnung für das Geschäftsjahr 1908.

Einnahme.	ℳ	Ausgabe.	ℳ
Prämienreserven und Ueberträge aus dem Vorjahre	98 332 146.86	Schäden	7 910 583.63
Schadenreserve aus dem Vorjahre	156 901.76	Rückkäufe	949 287.73
Gewinnreserven der Versicherten aus dem Vorjahre	6 790 485.38	Gezahlte Dividenden an die Versicherten	1 486 689.68
Besondere Reserven aus dem Vorjahre	4 785 201.28	Rückversicherungsprämien	203 056.17
Prämieneinnahme	13 069 933.87	Steuern, Verwaltungskosten und Provisionen	1 866 324.38
Einnahme an Zinsen, Mieten und dergleichen mehr	5 217 521.53	Prämienreserven und Ueberträge	102 250 914.29
		Gewinnreserven der Versicherten	5 483 449.56
		Besondere Reserven	4 847 976.39
		Sonstige Ausgaben	242 101.—
		Gewinn	3 111 807.85
	128 352 190.68		128 352 190.68

Bilanz für das Geschäftsjahr 1908.

Aktiva.	ℳ	Passiva.	ℳ
Wechsel der Aktionäre	24 000 000.—	Aktienkapital	30 000 000.—
Grundbesitz	2 222 450.—	Prämienreserven und Ueberträge	102 250 914.29
Hypotheken und Darlehen an Stadtgemeinden	100 686 001.72	Schadenreserve	37 052.35
Mündelsichere Wertpapiere	5 974 563.75	Gewinnreserven der Versicherten	5 483 449.56
Darlehen auf Policen	9 312 879.—	Besondere Reserven	4 847 976.39
Guthaben bei Bankhäusern, Versicherungsgesellschaften, Generalagenten und Agenten	2 323 243.77	Guthaben der Sparkasse der Gesellschaft	1 534 069.57
Gestundete Prämienraten	2 610 930.12	Sonstige Passiva	897 475.28
Rückständige Zinsen	959 308.69	Gewinn	3 111 807.85
Barer Kassenbestand	57 548.31		
Sonstige Aktiva	15 819.93		
	148 162 745.29		148 162 745.29

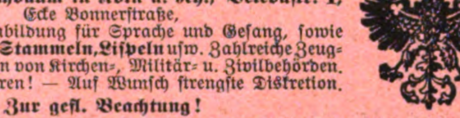
Versicherungsgesellschaft Thuringia in Erfurt.

Summarische Bilanz am 31. Dezember 1908.

Aktiva.	ℳ	Passiva.	ℳ
1. Sola-Wechsel der Aktionäre	7,200,000.—	1. Grundkapital	9,000,000.—
2. Hypothekenfreier Grundbesitz	2,523,442.—	2. Kapitalreservefonds	900,000.—
3. Hypothekendarlehne und Wertpapiere	56,400,988.37	3. Spezial-Reserven	5,607,130.—
4. Darlehne auf Lebensverf.-Policen	4,455,790.09	4. Schaden-Reserve	1,718,356.19
5. Wechsel, Bankguthaben und bare Kasse	909,114.19	5. Prämien-Ueberträge, Prämien-Reserven und sonstige Reserven	55,741,310.25
6. Diverse Ausstände	4,393,162.89	6. Diverse Kreditoren	1,116,191.69
		7. Ueberschuß des Jahres 1908	1,799,509.41
	75,882,497.54		75,882,497.54



Für Sprachleidende!



Bernhard Kirschbaum in Köln a. Rh., Veledastr. 1, Ecke Bonnerstraße,
Lehrer in Stimmbildung für Sprache und Gesang, sowie gegen **Stottern, Stammeln, Lispeln** usw. Zahlreiche Zeugnisse u. Referenzen von Kirchen-, Militär- u. Zivilbehörden. **Eigenes** Verfahren! — Auf Wunsch strengste Diskretion.

Zur gefl. Beachtung!

Lt. Verfügung der **Kgl. Preuß. Regierung** vom 13. 1. 1902 an mich erhalten **schulpflichtige Sprachleidende Schulurlaub** und zwar für die Dauer des Heilverfahrens.

Sprachleidende Militärpersonen erhalten laut Verfügung des **Kgl. Generalkommandos** vom 19. 5. 1906 an mich und **sämtl. Truppenteile des 7. Armeekorps** für die Dauer des Unterrichts **Diensturlaub.**

Durch den Herrn **Landeshauptmann der Provinz Westfalen** werden mir sämtl. sprachleidende Landarmen, Fürsorgezöglinge und Waisenkinder zur Behandlung überwiesen.

Durch gewissenhafte und sachgemäße Behandlung der mir anvertrauten Schüler und Schülerinnen erwarb ich mir die Gönnerschaft der hochwürdigen **Geistlichkeit** und **Lehrer-Vereinigungen.**

Von **Spezialärzten für Hals-, Nasen- und Ohrenleiden** werden mir die an Stimmband-Lähmung usw. usw. behandelten Patienten zur Nachkur anvertraut.

Mehrere **Aerztevereine** haben mein Institut wiederholt empfohlen.

Vom jetzigen Kultusminister **Exzellenz Dr. Holle** sind mir in zahlreichen Fällen Sprachleidende zur Kur anvertraut worden!

Eine hohe Auszeichnung wurde meinem Institut dadurch zuteil, daß **Se. Majestät Kaiser Wilhelm II.** sich s. Z. durch sein Geh. Zivilkabinett nach den durch mich erreichten außerordentlichen **Heilerfolgen** hat erkundigen lassen.

Mache besonders auf die von zahlreichen Theologen, Juristen, Philologen, Damen usw. besuchten **Spezialkurse in Stimmbildung für Sprache und Gesang** (Phonetik) aufmerksam.

Bayerische Handelsbank in München.

Zweigniederlassungen in Ansbach, Aschaffenburg, Bamberg, Bayreuth, Gunzenhausen, Hof, Immenstadt, Kempten, Kronach, Kulmbach, Lichtenfels, Marktredwitz, Memmingen, Mindelheim, Münchberg, Neuburg a. D., Nördlingen, Regensburg, Rosenheim, Schweinfurt und Würzburg.

Aktienkapital	M.	35'600,000.—
Reserven	„	11'000,000.—
Pfandbriefumlauf	„	275·900,000.—
Hypothekenbestand	„	280·100,000.—
Komm.-Oblig.-Umlf.	„	4·696,000.—
Komm. Darlehen	„	5'078,000.—

Stand vom 31. Dezember 1908.

1. **Die Pfandbriefe der Bayerischen Handelsbank sind zur Anlegung von Mündelgeld zugelassen.**
2. **In Pfandbriefen der Bayerischen Handelsbank dürfen Gelder der Gemeinden und örtlichen Stiftungen, auch der Kultusstiftungen und Kirchengemeinden angelegt werden.**
3. **Die Kommunal-Schuldverschreibungen der Bayerischen Handelsbank sind zugelassen: zur Anlegung von Kapitalien der Gemeinden und Stiftungen, auch der Kirchen- und Pfründestiftungen sowie der sonstigen nicht unter gemeindlicher Verwaltung stehenden Stiftungen.**
4. Jede Umschreibung auf den Namen (**Vinkulierung**), auch auf den Namen von Privaten, erfolgt **kostenlos.**
5. Alle auf den Namen umgeschriebenen Stücke, auch solche im Privateigentum, werden von der Bayerischen Handelsbank, ohne dass es eines Antrages bedarf, in bezug auf Verlosungen und Kündigungen **kostenfrei kontrolliert.** Von jeder Verlosung oder Kündigung wird den eingetragenen Besitzern schriftlich Nachricht gegeben.
Auf Antrag übernimmt die Bank die nämliche Kontrolle gleichfalls kostenfrei auch für andere Stücke.
6. **Bei der Bayerischen Handelsbank dürfen Gelder der Gemeinden und örtlichen Stiftungen, auch Gelder der Kultusstiftungen und Kirchengemeinden, im Giro-Scheck-Verkehr** oder **in laufender Rechnung — Kontokorrent** — desgleichen auch gegen Ausstellung eines **Schuldscheines auf Namen** angelegt werden.
7. Bei der Bayerischen Handelsbank dürfen **offene Depots von Gemeinden** und örtlichen **Stiftungen,** auch von **Kultusstiftungen** und **Kirchengemeinden** errichtet werden.
8. Durch **Bürgscheine** wie durch **Pfandbriefe** der Bayerischen Handelsbank können bei der **Königl. Staatseisenbahn-Verwaltung Sicherheiten** jeder Art geleistet, auch **Generalpfänder** bestellt werden (so z. B. für die **Uebernahme von Arbeiten** und **Lieferungen,** für **Frachtenstundung,** für **Dienstvertragsverhältnisse** u. s. m.).

Rheumatismus, Gicht, Ischias, Hexenschuss, Gelenkschmerzen, Verrenkung, Zahnschmerzen,

Leiden Sie an diesen Schmerzen? So gebrauchen Sie

Verstauchung, Muskel- und Unterleibschmerzen, Magenbeschwerden, Nervenleiden, Kopfschmerzen.

AMOL

à Flasche **60** ₰, **1** ℳ und **3** ℳ
Amol befreit Sie von Ihren Schmerzen!
Amol hilft über Nacht!

Amol-Watte Paket . . . . . 60 ₰ und 1 ℳ
Amol-Einreibeapparat . . . . . 50 ₰
Amol-Gesundheitseinlegesohlen gegen kalte Füsse 75 ₰
Amol-Tascheninhalatoren gegen Schnupfen . . . . ℳ 1.50
Amol-Lungenschützer . . . . . ℳ 3.—
Amol-Kopfbinde, praktisch für Kopfschmerzen . . ℳ 1.50
Amol-Kniegelenkwärmer für Rheumatiker . . . . ℳ 2.50
Amol-Armgelenkwärmer für Rheumatiker . . . . ℳ 2.—
Amol-Pulswärmer für Rheumatiker . . . . . ℳ 1.—
Amol-Zahnplomben b. heftigen chron. Zahnschmerzen 50 ₰

AMOL-Versand, Regensburg, Kramgasse 10/II.
Hoflieferant Sr. Heiligkeit d. Papstes u. d. heil. apostol. Paläste.

Jllustr Preisliste franko umsonst.
Die so beliebten Koch'schen
Blitz-Strümpfe
derbe Strapaziersorten u. auch allerfeinste Neuheiten in Baumwolle, Fil d'Ecosse, Wolle u. Seide, Sportstrümpfe, Blitz-Ersatzfüsse, Blitz-Strickgarn, Häkelgarn, Estremadura, Blitz-Trikotwäsche u. Sporthemden kauft man am vorteilhaftesten direkt aus der Fabrik:
Georg Koch, Hofl., **Erfurt C. 140.**

Alte Taler
gibt billig ab
E. Otto, Danzig, Pfefferstadt 19.

Orgel.
Eine ärmere Landkirche würde bei günstigen Bedingungen eine schon **gebrauchte, gut erhaltene Orgel** (ungefähr 16 Register) **kaufen.** Offerten sind zu richten an Pfarrer **Christ. Caminada, Obersaxen,** Graubd., Schweiz.

Dem hochw. Klerus empfehle ich mich bei Anschaffung von **Paramenten, Fahnen usw.** unter Zusicherung billigster u. reellster Bedienung. Bei Barzahlung angemessener Rabatt, im übrigen Zahlungserleichterung nach Möglichkeit.

Max Altschäffl, München
Paramentenanstalt u. Fahnenstickerei
Karlstrasse 52/II.

Alle bisher erschienenen Nummern werden nachgeliefert.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 21. München, 22. Mai 1909. VI. Jahrgang.

Die toleranten Engländer und Amerikaner.

Von J. B. Cowley

I.

Das Wörtchen „tolerant" soll nicht etwa in Anführungszeichen gesetzt werden, als ob die Völker englischer Zunge sich einer Duldsamkeit rühmten, die sie in Wirklichkeit nicht üben. Im Gegenteil! Wenn irgendwo auf der Welt die Achtung vor fremder religiöser Ueberzeugung theoretisch und praktisch gehandhabt wird, so ist es in England und Nordamerika der Fall. Schon das englische Catholic Direktory von 1909 spricht in dieser Hinsicht eine beredte Sprache. Danach wirkten am Anfang des laufenden Jahres in England und Schottland zusammen 4166 Welt- und Ordensgeistliche, was gegen letztes Jahr einen Zuwachs von 91 Priestern bedeutet. Während aber von den 4166 Geistlichen nur 1465 dem Ordensstande angehören, kommen von dem Zuwachs 46 Mann auf den Ordens- und nur 45 auf den Weltklerus. Diese unverhältnismäßig stärkere Zunahme der Ordensgeistlichen dürfte ausschließlich der noch immer andauernden Einwanderung von aus Frankreich ausgewiesenen Ordensleuten zuzuschreiben sein. Man hat ferner oft Gelegenheit mit Missionären aus allen Weltteilen zusammenzutreffen, nie aber wird man eine Klage hören, als ob ihren Arbeiten von seiten der englischen Regierung Hindernisse in den Weg gelegt würden; höchstens werden über mangelhafte Unterstützung Beschwerden laut. Bezeichnend dafür, wie hoch die Katholiken die ihnen gewährte Freiheit einzuschätzen wissen, ist endlich eine Rede, welche der Erzbischof Bruchesi von Montreal am Anfang dieses Jahres auf einem ihm zu Ehren veranstalteten Mahle in Paris gehalten hat. Msgr. Bruchesi ist so wenig ein Gegner Frankreichs, daß er die Liebe und Anhänglichkeit der katholischen Kanadier zu ihrem alten Heimatlande Frankreich in den lichtesten Farben malt. Um so schmerzlicher müsse für einen, der Frankreich so liebe, wie er es tue, die Wahrnehmung sein, daß man in Kanada die Freiheit dadurch in Ehren halte, daß man sie allen in gleichem Maße gewähre, während in Frankreich das Wort „Freiheit" auf jeder Mauer und an jeder Wand geschrieben stehe und gleichzeitig im Namen der Freiheit all das zugrunde gerichtet werde, was einst das große Herz Frankreichs in Ehren gehalten habe.

Wenn nun trotzdem die kirchlichen Zustände in England und Nordamerika nicht in allemeg ideale sind, so besitzt doch die Kirche das erste und notwendigste Element zu einem segensreichen Wirken und Gedeihen — die Freiheit.

Indes Rückständigkeiten oder richtiger Ueberbleibsel einer geradezu entsetzlichen religiösen Intoleranz sind auch dort noch vorhanden, die aus naheliegenden Gründen nicht aus dem Auge zu verlieren sind.

Großbritannien ist bekanntlich noch das einzige Land der Erde, welches von seinem König von Gesetzes wegen verlangen muß, daß er vor Uebernahme der Regierung die katholische Religion desavouiere und ihre heiligsten Dogmen schmähe. Ein wüstes Erbstück aus wüster Zeit, das man möglichst bald ohne Sang und Klang recht tief in der Erde verscharren sollte! Zu verteidigen wagt es ohnehin niemand mehr. Es ist aber auch zu horrend, daß der König die Millionen seiner katholischen Untertanen in ihren heiligsten Gefühlen gerade in jenem feierlichen Augenblicke zu verwunden genötigt ist, da er ihr König werden will und somit ihre Liebe, Treue und Anhänglichkeit in Anspruch nimmt. In der Tat scheint nach der Antwort, die dem katholischen Lord Braye auf seine diesbezügliche Interpellation von dem Vertreter der Regierung im Oberhause wurde, zu schließen, jetzt Aussicht zu sein, daß man endlich mit dieser Schmach aufräumen will. Augenblicklich soll es sich nur noch darum handeln, eine Formel zu finden, die einerseits die Katholiken nicht verletze und anderseits der Nation das „unschätzbare Gut einer protestantischen Erbfolge" sichere. Die Sache ist so einfach nicht, wie man sie sich wohl denkt. Denn zu verlangen, daß der König seine Anhänglichkeit an den protestantischen Glauben beschwöre, geht schon deswegen nicht an, weil gerade die Hochkirchler vielfach nicht Protestanten sein wollen. Wie wäre es aber, wenn man den König auf bestimmte, von allen angenommene christliche Lehren sein Bekenntnis ablegen ließe? Allein, wo sind die von allen angenommenen christlichen Glaubenswahrheiten in einem von Sekten so sehr zerrissenen Lande wie Großbritannien? Gewiß wird sich die heutige, von den zahlreichen und mächtigen Dissidenten getragene Regierung nicht zu der Formel verstehen, der König müsse sich zu der vom Gesetze vorgeschriebenen Religion bekennen — „as by law established". Wenn man aber absolut an irgend einer Deklaration, an irgend einem Glaubensbekenntnisse für den König festhalten will, wüßte ich höchstens ein negatives vorzuschlagen, etwa: Ich schwöre, daß ich weder römisch-katholisch, noch Jude, noch Mohammedaner, noch Buddhist, noch Hottentot usw. sein oder werden will.

Es ist indes nicht unsere Sache, für die englischen Staatsmänner die gewünschte Formel auffindig zu machen. Die Tatsache muß aber konstatiert werden, daß der Beherrscher des englischen Weltreiches auch künftighin nicht Katholik sein darf; auch künftighin soll der König eines in religiöser Hinsicht sonst so freien Landes der einzige Mann seines Reiches sein, der kein Recht auf Gewissensfreiheit hat; auch künftighin soll der König in dieser Hinsicht schlechter gestellt sein als der letzte Elementarlehrer, den man, so will es eine starke Partei, bei seiner Anstellung selbst in einer christlichen Schule nicht mehr nach seiner religiösen Ueberzeugung fragen darf. Ist das aber nicht die zum Gesetze erhobene Vergewaltigung des Gewissens?

Dermalen gibt es übrigens noch andere, die Katholiken in ihren bürgerlichen Rechten schädigende Gesetze. Da sind jene gesetzlichen Bestimmungen, welche sie von einzelnen (freilich wenigen) Staatsämtern ausschließen. Ein Katholik ist z. B. unfähig, den Posten eines Vizekönigs von Irland zu bekleiden. Da sind sodann andere Gesetze, die bestimmte Stände der katholischen Kirche benachteiligen und ihnen eine Ausnahmestellung in der menschlichen Gesellschaft anweisen. Der Führer der irischen Partei im englischen Parlament, Wm. Redmond, hat erst neulich, noch kurz vor den Weihnachtsferien, einen vollständig ausgearbeiteten Gesetzentwurf im Unterhaus eingebracht, wodurch nicht nur die für den Katholiken so anstößigen Ausdrücke aus der Krönungsdeklaration entfernt, sondern auch alle die Katholiken beeinträchtigenden Bestimmungen für immer beseitigt werden sollen. Zweck des Gesetzes sei, sagte der Redner, eine vollständige gesetzliche Gleichberechtigung der Katholiken mit den Anhängern aller anderen religiösen Bekenntnisse herbeizuführen. Was das katholische Volk verlange, sei nicht eine Gunst, nicht ein Privileg, nicht eine Bevorzugung, sondern nicht mehr, aber auch nicht weniger als vollkommene Gleichheit vor dem Gesetz, also vollkommene Parität, und Parität werde ihnen kein billig denkender Mann verweigern wollen noch können. Für viele werde sein Antrag

eine Ueberraschung gewesen sein, da in den weitesten Kreisen die Ansicht herrsche, als ob die Katholiken seit der Emanzipationsakte von 1829 mit den übrigen Staatsbürgern dieselben Rechte und Freiheiten genössen. Dem sei aber, wie seine Bill beweise, leider nicht so. Denn in der Emanzipationsakte von 1829 fänden sich ganze Abschnitte, welche die Katholiken nur als eine Schmach und Beleidigung empfinden könnten. Sect. 26—38 sähen es ja offensichtlich auf die Unterdrückung der religiösen Genossenschaften der katholischen Kirche ab. Unter den schwersten Strafen sei es dem katholischen Priester verboten, anderswo als in Gotteshäusern oder Privatwohnungen die Riten seiner Religion vorzunehmen oder ein geistliches Gewand zu tragen; und Sect. 38 besage: „Da Jesuiten und Mitglieder anderer religiöser Orden, Kommunitäten, Gesellschaften mit mönchischen und anderen Gelübden der Kirche von Rom sich in diesem Reiche niedergelassen haben, ist es ersprießlich, für deren allmählige Unterdrückung und schließliche gänzliche Ausrottung Vorsorge zu treffen."

In letzterer Hinsicht ist bekanntlich die Praxis weit humaner gewesen als das Gesetz. Denn in Wirklichkeit erfreuen sich die religiösen Orden, einschließlich der Jesuiten, in England, und zwar in voller Oeffentlichkeit, eines Vollmaßes von Freiheit, wie vielleicht sonst nirgends auf der Welt. Im Parlament wurde der Gesetzesvorschlag des irischen Führers sogar mit einem gewissen Wohlwollen aufgenommen, und wenn nicht alles täuscht, dürfte für diese letzten traurigen Ueberreste einer barbarischen Unduldsamkeit nun auch das letzte Stündlein geschlagen haben. Aber selbst wenn diese letzten Reste gesetzlicher, man könnte sagen, offizieller Intoleranz gefallen sind, wird doch noch lange nicht die praktische Unduldsamkeit völlig aufhören. Denn Hetzer gibt es überall, Hetzer gibt es auch in England, und nicht immer haben die Behörden Kraft und Mut genug, die Katholiken in ihren Rechten zu schützen. Es ist ja noch in aller Erinnerung, wie es während des Eucharistischen Kongresses in London die Kensiten getrieben haben. Sie waren es ja, welche die theophorische Prozession durch die Straßen von Westminster zu verhindern vermochten. Von einem anderen frappanten Fall religiöser Intoleranz, dessen Schauplatz freilich das ferne Südafrika ist, berichtet die „Cape Times" vom 11. Dez. 1908 in einem Artikel, den sie bezeichnenderweise „Mediaevalism — Geist des Mittelalters" — überschrieben hat. Da war an einer konfessionslosen höheren Knabenschule in Wellington, Cape Colony, unter anderen auch ein Katholik Namens G. Clark, M. A., also ein akademisch gebildeter Mann, als Lehrer angestellt. Religion hat er nicht vorgetragen, Proselytenmacherei hat man ihm nicht zum Vorwurf gemacht und auch in Erfüllung seiner Lehrpflichten muß er untadelhaft gewesen sein. Aber er war Katholik und das genügte, die Gemüter zu beunruhigen. Unter der Drohung, ihre Kinder aus der Schule zurückziehen zu müssen, falls man ihrer Bitte nicht willfahre, forderten 25 Väter in einer Eingabe an die Schulbehörde die Entfernung des betreffenden Lehrers, und die Behörde gab, freilich unter dem Proteste einzelner Mitglieder, im wesentlichen nach, das heißt, man stellte an den Lehrer das Ansinnen, er möge freiwillig auf seine Stellung verzichten, um weitere unliebsame Schritte ihrerseits unnötig zu machen.

„Auf diesen Tatbestand, schließt das genannte Blatt, möchten wir die öffentliche Aufmerksamkeit mit aller Entschiedenheit hinlenken, nicht als ob eine derartige mittelalterliche Unduldsamkeit in unserer Kolonie noch weit verbreitet wäre, sondern weil die wirksamste Art, dem Umsichgreifen dieses Geistes Einhalt zu tun, die ist, einfach die Tatsachen der Oeffentlichkeit zu unterbreiten." Dies sei aber um so notwendiger, als erst in jüngster Zeit in Venderstad eine ganz eminente Lehrkraft nur aus dem Grunde aus einer Schule entlassen worden sei, weil der betreffende Herr jüdischer Konfession gewesen.

Derartige sporadisch auftretende Ausbrüche eines kleinlichen religiösen Fanatismus werden in dem weiten Ländergebiete, welches der britischen Krone untertan ist, wohl noch manchmal zu verzeichnen sein; aber von einer systematischen Bedrückung Andersgläubiger, von einer systematischen Zurücksetzung und Uebervorteilung der Katholiken um des Glaubens willen, wie das wohl anderswo der Fall ist[1], will die englische Nation, will namentlich der tonangebende Teil dieser Nation nichts mehr wissen, und Pius X. wußte, was er tat, als er bei Gelegenheit des letzten Eucharistischen Kongresses gleichsam vor aller Welt den edlen Sinn für religiöse Freiheit und Duldung beim englischen Volke in so beredten Worten pries.

[1]) Vgl. „Köln. Volksztg." 1909, Nr. 81.

Die parlamentarische Vertretung Roms.

Von

Dr. Paul Maria Baumgarten.

Der Umschwung, den die letzten allgemeinen Wahlen in der Vertretung der Stadt Rom gebracht haben, ist solcher Art, daß er eine kleine Betrachtung verdient. Das Ergebnis desselben ist folgendes: Ein Monarchist, der alte Exminister Guido Bacelli — il divo, wie man ihn scherzweise nennt —, ist ohne einen Gegenkandidaten zu haben, gewählt worden. Daß dem so ist, hat er nur seinem ehrwürdigen Alter zu verdanken. Weiterhin ist mit größter und nachhaltigster Unterstützung der Beamten des Kgl. Hauses in dem Wahlkreise des Quirinals der einzige Sozialist, Bissolati, gewählt worden, der es bisher gewagt hat, in der Kammer abbasso il re! Nieder mit dem König! zu rufen. Als dritter ist der Republikaner Pilade Mazza, ein Pfaffenfresser mit einem gewaltigen Mundstück, gewählt worden, von dem es bekannt ist, daß er sorgfältig vorbereitete Reden als Improvisationen, als Eingebungen des Augenblicks, bezeichnet. Seine Eitelkeit wird nur noch von seinem mangelnden politischen Takt übertroffen. An vierter Stelle ist der Republikaner Barzilai gewählt worden, der aus Triest herstammt und die auswärtige Politik als Spezialität betreibt. Als Vorsitzender des großen Preßvereins verfügt er über einen weitreichenden Einfluß und in antiklerikalen Parteifragen hat er gelegentlich, wenn auch selten, lucida intervalla.

Der fünfte Kammersitz wurde umworben vom Advokaten Gabrielli, dem Ingenieur Zuccari und Don Leone Caetani, Prinz von Teano. Der erste war der Vertrauensmann der Konservativen (moderati) und der Katholiken, der zweite gehört zur republikanischen Partei und bewirbt sich seit Urzeiten um diesen Wahlkreis, doch stets mit negativem Erfolg; der dritte wurde von den Liberalen aller Schattierungen unterstützt.

In der ersten Wahl wurde Zuccari ausgeschaltet und Stichwahl zwischen den beiden anderen Bewerbern verkündet. Soweit wäre nun alles in Ordnung. Aber die politische Odyssee des Don Leone Caetani bedarf einer kleinen Schilderung.

In Berlin war Don Leone auf dem internationalen Historikerkongreß im August vergangenen Jahres eingeladen worden, in einer öffentlichen allgemeinen Sitzung einen Vortrag zu halten, dessen Thema lautete: Das geschichtliche Studium des Islam. Nirgendwo hat man sich mehr über diese Auszeichnung gewundert als in Rom selbst. Seine mit reichen Mitteln nach Arabien und in andere Gegenden des osmanischen Reiches unternommenen Fahrten haben der Wissenschaft so viel genutzt, wie es bei einem Dilettanten höherer Ordnung möglich ist. In Ansehung seines erlauchten Namens und des betätigten guten Willens erkannte eine der römischen Akademien ihm einen Preis zu. Der Berliner Erfolg des Sprossen aus dem Hause, dem ein Bonifaz VIII. Glanz und Ruhm verliehen hat, war so, wie er den Umständen nach nicht anders ausfallen könnte, hat aber doch das Selbstgefühl des jungen römischen Patriziers nicht wenig gesteigert.

Als nun Herzog Torlonia erklärt hatte, daß er in seinem römischen Wahlkreise nicht wieder kandidieren werde, begann Don Leone seine Arbeit, um das Erbe anzutreten. Sein erster Schritt war, sich mit der katholischen Wahlorganisation, der Unione Romana, in Verbindung zu setzen, um sich deren Eintreten für seine Wahl zu sichern. Nach langen Verhandlungen kam man zu keinem Ergebnis, weil der Prinz von Teano nicht die ausdrücklichen Erklärungen schriftlich abgeben wollte, die die Unione beanspruchen mußte. Dann ging Don Leone zu den Liberalen, wo er besser hin paßte. Hat doch ein Caetani Viktor Emanuel am 20. Sept. 1870 die Schlüssel der Stadt Rom unter dem Ausdrucke innigsten Dankes für seine Befreiertätigkeit überreicht! Ist doch unter einem Caetani, als Bürgermeister von Rom, das Denkmal zu Ehren des homosexuellen Apostaten Giordano Bruno errichtet und enthüllt worden!

Alle Liberalen, die ministeriellen, wie die oppositionellen, stellten sich Don Leone zur Verfügung, so daß man das köstliche Schauspiel erleben konnte, daß die „Tribuna", das „Giornale d'Italia" und der „Messagero" denselben Kandidaten unterstützten. Die Republikaner, Sozialisten und Anarchisten bekämpften ihn in der allerschärfsten Weise und hoben namentlich hervor, daß die Behandlung der Caetanischen Pächter in den Pontinischen Sümpfen durch Don Leone einfach himmelschreiend sei. Der angeblich extrem demokratische Aristokrat verstehe von den Leiden des Volkes nichts.

Don Leone ließ sich nicht abschrecken, versorgte sein Wahlkomitee mit den reichsten Mitteln, die ziemlich skrupellos verwendet werden, ließ seines politischen Gegners Familienverhältnisse sogar in die Oeffentlichkeit zerren, was ein anständiger Mann verabscheut, kurz er tut alles, um Stimmen zu ka—pern. Wie groß die Summe ist, die auf diese Weise ausgegeben worden ist, kann man nur ahnen.

Das Ergebnis war: Stichwahl zwischen Gabrielli und Caetani.

Jetzt begann erst der eigentliche Kampf. Wenn die Republikaner, Sozialisten und Anarchisten ihren Grundsätzen treu bleiben wollten, mußten sie Stimmenthaltung anbefehlen, und dann war die Wahl von Gabrielli gesichert. Don Leone mußte also diese Parteien für sich gewinnen. Seiner völligen politischen Grundsatzlosigkeit fiel es gar nicht schwer, die nötigen scharfen antiklerikalen Zusicherungen zu geben, die diese Parteien von ihm verlangten, und so erklärten denn auf einmal diese „Volks"parteien den römischen Principe zu ihrem Kandidaten. Don Leone war also der Erkorene der liberalen Monarchisten, der extremen Linken und der Umsturzparteien aller Grade und Schattierungen. Und dabei fühlte sich dieser Mann wohl.

Die Wahlmache, der Wahlhandel, die Verächtlichmachung des Gegners, das Einfangen der Stimmen, die Beschimpfungen der Katholiken und der Kirche gingen von dem großen Wahlkomitee Don Leones aus, das auch keine Einschüchterungen, ja selbst keine Drohungen scheute. Der vornehme römische Patrizier ging in der demütigendsten Weise bei den sozialistischen Proletariern betteln; jedem schickte er sein Bild ins Haus und in breitspurigen öffentlichen Anschlägen drohte er Dutzenden von Menschen, die nicht seiner Ansicht waren, gerichtliche Klage an.

Der Tag der Stichwahl kam. Vergewaltigung der konservativen Wähler ging Hand in Hand mit Mißhandlung der Geistlichen und roher Verweigerung der Ausübung des Wahlrechts. Als am Abend die Stimmen gezählt wurden, nahmen die Caetanischen Wahlvorsitzenden ungescheut die niederträchtigsten Wahlfälschungen vor, so daß Don Leone wohl manches Hundert Stimmen zugerechnet erhielt, die auf Gabrielli lauteten.

Das Ergebnis konnte demnach nicht zweifelhaft sein. Don Leone Caetani wurde als gewählt verkündet. Eine gröhlende Menschenmenge mit allerlei Fahnen sozialistischer, anarchistischer, antiklerikaler Vereine hatte unter Führung einiger Freimaurer sich bald zu einem „Fest"zuge zusammengefunden. Das erste Ziel war — die französische Botschaft am Quirinal, um dort die Freudenbotschaft der antiklerikalen Wahl zu verkündigen.

Hierzu ist eine historische Erklärung nötig.

Papst Bonifaz VIII., der große Ahnherr des Hauses Caetani, dem dieses seinen Ruhm, seinen Glanz und die Verpflanzung des Hauses von Anagni nach Rom verdankt, wurde am 7. September 1303 in seiner Vaterstadt Anagni von den Franzosen gefangen genommen und mißhandelt. „Lo schiaffo di Anagni", wie die Italiener diese Untat an dem greisen Papste nennen, sollte dem neugewählten Don Leone Caetani deutlich in Erinnerung gebracht werden, als seine Wähler, allen voran die Freimaurer und die Antiklerikalen, an erster Stelle zum Palazzo Farnese zogen, um den Vertreter des antiklerikalen Frankreich zu begrüßen. Und Don Leone Caetani dankte „bewegten Herzens" diesen selben Wählern, als sie sich später vor seinem Palaste einfanden. Aber damit nicht genug. Donna Vittoria Colonna, die junge Frau Don Leones, stand oben am Fenster, als unten die Hefe der Wahlcamorra vor dem Palaste sich aufführte; und sie, aus ebenso erlauchtem Geschlechte, die doch jedenfalls eine feine Erziehung genossen hat, sie, sie winkte dieser Bande von Menschen mit herzgewinnendem Lächeln zu und schwenkte in ihrer Begeisterung ihr Taschentuch. Kann man mehr Dankbarkeit verlangen?

Der Zug ging dann weiter und brachte seine Huldigungen dem Giornale d'Italia, der Tribuna, der Vita, dem Messagero, dem Avanti und — dem Asino dar, dem allergemeinsten und ekelhaftesten Schandblatte, das in irgend einem Lande gedruckt wird. Und Don Leone Caetani hat sich die Wahlunterstützung dieses pornographischen Blattes gerne gefallen lassen.

Jetzt, nachdem Don Leone gewählt worden ist, wird er seinen demokratischen Firnis sofort wieder abkratzen und den Principe herauskehren. Seine begeisterten Wähler werden dann sehen, daß sie nur gut dazu waren, seinen Ehrgeiz zu befriedigen, und er sich an seine „Versprechungen" ganz und gar nicht kehren wird.

In der Geschichte des modernen Rom nimmt diese Wahl eine bedeutsame Stelle ein.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Wieder eine Woche der unfruchtbaren Taktik.

Ein Präsidialkrach in der Finanzkommission des Reichstags schien endlich etwas Abwechslung in die monotonen Steuerverhandlungen bringen zu wollen. Ungeduldige Leute hofften sogar, daß der Reichskanzler jetzt endlich aus seiner Zurückhaltung heraustreten werde, nachdem seine getreuesten Nationalliberalen ihre Nervosität öffentlich bekundet. Aber die anscheinend so kritische Woche hat uns keine Erlösung gebracht; das Ergebnis ist vielmehr Fortwurstelung im alten Gleise unter weiterer Bearbeitung der Konservativen.

In der vorigen Nummer sagten wir, es handle sich um etwas mehr, als einige Millionen Erbschaftssteuer, nämlich um die liberale Herrschaft in dem Block und mittels des Blocks. Die Liberalen selbst haben sich beeilt, diese Wahrheit zu unterstreichen. Eine an sich recht gleichgültige Streitfrage der Geschäftsordnung wurde von dem nationalliberalen Präsidenten der Finanzkommission, Dr. Paasche, und seinen liberalen Freunden benutzt, um einen Eklat hervorzurufen wegen des angeblichen Zusammengehens der Konservativen mit dem Zentrum, und um eine engere Gemeinschaft der liberalen Parteien zu begründen. Der „Zwischenfall" war vorsätzlich und mit Ueberlegung arrangiert; in der Finanzkommission gaben die Mitglieder von der Rechten sich die herzlichste Mühe, den demissionierenden Präsidenten ihres Vertrauens zu versichern, und das Zentrum erklärte sich sogar bereit, auf den strittigen Beschluß zur Geschäftsordnung zu verzichten — aber Dr. Paasche blieb doch unversöhnlich und lehnte nicht nur für seine Person, sondern auch für seine Partei die Weiterführung der Kommissionsleitung ab. Man wollte die Konservativen zwingen, entweder selbst die Geschäftsführung zu übernehmen oder einen Zentrumsmann zum Präsidenten zu wählen. Alsbald traten die Vorstände der nationalliberalen Partei und der freisinnigen Fraktionsgemeinschaft zusammen, um einen engeren liberalen Block zu begründen. Natürlich auf der Basis der Erbanfallsteuer, d. h. unter Kriegserklärung gegen die grundsatztreuen Konservativen. Da sich nun aus dem alten konservativ-liberalen Block zwei neue Blöcke bilden sollten, einer zur rechten und einer zur linken, — so galt es auf die zwischenstehenden Zwitterparteien ein Wettrennen zu veranstalten. Der liberale Block und die ihn begünstigende Regierung verstanden es, die sog. Reichspartei (Freikonservativen) für sich einzufangen. Das amtlich gebilligte Programm dieser neuen freisinnig-nationalliberal-freikonservativen Gruppe geht dahin, unter gewissen Zugeständnissen der Linken auf dem Gebiete der Verbrauchssteuern die Konservativen zur Unterwerfung unter die Erbanfallsteuer (d. h. die Besteuerung des Gatten- und Kindererbes) zu bewegen. Daraus sieht man, daß Fürst Bülow durch den bisherigen Widerstand der Konservativen sich nicht hat bewegen lassen, auf das kaudinische Joch der Ausdehnung der Erbschaftssteuer zu verzichten, sondern daß er mit den Liberalen auf die Bekämpfung der Konservativen hinausgeht.

Der bezeichnete neue Regierungsblock von Gamp bis Payer hat nicht die absolute Mehrheit. Der Beitritt der Reichspartei ist aber doch von großem Werte für die politische Taktik Bülows. Am 17. Mai hielt Fürst Bülow dem heimgekehrten Kaiser Vortrag über die Lage. Dabei macht es natürlich einen großen Unterschied, ob Fürst Bülow sich für seine Steuerpolitik nur auf die beiden liberalen Parteien oder auch noch auf die freikonservative Partei berufen kann. Es gewinnt dann den Anschein, als ob nur der äußerste Flügel der Rechten in absonderlicher Verbissenheit dem „nationalen" Steuerprogramm Opposition mache. Allem Anschein nach rechnet Fürst Bülow trotz aller bisherigen Kundgebungen der Konservativen noch immer mit dem Umfall dieser Partei.

Dadurch allein erklärt sich auch die neueste Taktik des Reichskanzlers, die arme Finanzkommission noch fünf Wochen lang weiterwursteln und zappeln und dann gegen Ende Juni das Plenum des Reichstags zu der „entscheidenden" Stellungnahme wieder zusammentreten zu lassen. Die Finanzkommission weiß schon heute nicht mehr, wo aus noch ein. Der geleerte Präsidentenstuhl läßt sich ja allenfalls wieder füllen; aber wie sollen die Beratungen im einzelnen einen fruchtbaren Lauf nehmen, wenn die Kommission nicht weiß, ob und welche Ersatzsteuern für die unbrauchbar gewordenen Vorschläge die Regierung einzubringen gedenkt. Jeder Tag der Verzögerung kostet

das Reich $1^1/_2$ Millionen Mark, so hat uns Fürst Bülow selbst verkünden lassen. Und nun verschleppt die Regierung nicht nur um einzelne Tage, sondern um ganze Wochen das Steuerwerk, indem sie keine Ersatzsteuern einbringt und überhaupt nichts zur Entwirrung und Klärung tut. Dabei verschanzt sich die Regierung hinter der rein formalen Ausrede, es lägen bis jetzt nur Kommissionsbeschlüsse vor, und man müsse die Willenskundgebung des Plenums abwarten, um danach neue Regierungsmaßnahmen zu beschließen. Eine heillose Wirtschaft! Wenn früher schon bei der Geschäftsführung des Reichs mit so viel Formelkram und Hinterhaltigkeit gearbeitet worden wäre, so hätten wir heute noch keinen Zolltarif, kein Bürgerliches Gesetzbuch, kein Flottenprogramm!

Zum Ueberfluß läßt der Taktiker Bülow neuerdings durch seine Offiziösen versichern, er wolle die Finanzreform nicht gegen die Liberalen machen. In der Tat, er geht hartnäckig darauf aus, sie gegen die Konservativen zu machen. Es zeigt sich jetzt, was wir von Anfang an als den Kern der Blockpolitik bezeichnet haben: das Uebergewicht des Liberalismus bei diesem angeblichen Paarungsgeschäft. Man kann ja Mitleid haben mit den Reichstagsabgeordneten, die in diesem Sommer in die Tretmühle gezwungen werden zu Ehren der unseligen Blocktaktik; aber es hat doch sein Gutes, daß das Experiment so gründlich zum Austrage kommt, ohne daß uns das geringste von der Prozedur geschenkt wird. Wenn die Konservativen von ihrem Faible für die Blockpolitik auf diese Weise nicht kuriert werden, dann ist ihnen überhaupt nicht zu helfen.

Das Fest des mitteleuropäischen Bundes.

Kürzer wäre es, vom Dreibund zu sprechen; aber nicht so genau. Denn die Festfeier bezog sich materiell auf den österreichisch-deutschen Zweibund, wenn auch in der höflichsten Form dem dritten Mann Rechnung getragen wurde.

Die Frühjahrsreise des Deutschen Kaiserpaares nach Korfu bot die schönste Gelegenheit, in Wien eine Art Dank- und Freudenfest für die gemeinsamen hochpolitischen Erfolge zu begehen. Die Oesterreicher lechzten förmlich danach, dem Kaiser Wilhelm nach der großartigen Bewährung der Bundestreue zuzujubeln. Die unvergleichliche Intimität dieses Zweibundes sollte da in einer urkräftigen, volkstümlichen Form zur Bekundung gelangen. Das helle Bild würde einen kleinen Schatten erhalten haben, wenn die Zweibundsfeier für das befreundete Italien irgend etwas Herabsetzendes oder auch nur Zurücksetzendes gehabt hätte. Man fand sich da unter einem ähnlichen Problem, wie bei der Aufwartung der deutschen Fürsten bei dem Jubiläum des Kaisers Franz Josef. Ein gemeinsames Telegramm der beiden Kaiser an den König von Italien bildete damals das Auskunftsmittel. Auch jetzt wurde ein solcher Depeschenwechsel eingelegt; daneben tat aber Kaiser Wilhelm noch ein übriges, indem er auf der Rückfahrt nach Wien erst in Brindisi mit dem König von Italien eine Begegnung hatte. So geschah der Höflichkeit vollauf Genüge und zugleich der Klugheit, die da rät, daß man den glimmenden Draht in Reserve halten soll. König Viktor Emanuel hat sich auch dieses Mal durchaus korrekt benommen; es soll durchaus kein Vorwurf sein, sondern vielmehr eine Anerkennung seines geraden Sinnes, wenn wir unseren Eindruck dahin formulieren, daß er bei der Erwiderung auf die warme Begrüßungsdepesche sich vor aller Ueberschwenglichkeit im Ausdruck hütet. Namentlich vermeidet er alle Hyperbeln in bezug auf die Gefühls- und Interessensolidarität der Völker. Er will durchaus nicht den Anschein erwecken, daß Italien zu Oesterreich oder auch zu Deutschland in demselben herzlichen und rückhaltlosen Verhältnis stehe wie diese zwei Kaisermächte untereinander.

Nicht sehr zart, aber zutreffend ist die Beleuchtung des Bundesverhältnisses seitens des Pariser „Temps". Das der französischen Regierung nahestehende Blatt meint, der glänzende Erfolg, den die Orientkrise der deutsch-österreichischen Politik eingetragen habe, sei geeignet, den bisweilen etwas stockenden Eifer des dritten Alliierten anzufachen. Das ist richtig; der Bündniseifer in Italien ist nicht immer gleichmäßig, und es gehört zu den alten Ueberlieferungen der italienischen Staatskunst, es allemal mit der stärkeren, siegreichen Seite zu halten. Wäre in der vorliegenden Krisis die deutsch-österreichische Gesamtmacht für zu leicht erfunden und infolgedessen eine blutige Kraftprobe versucht worden, so würde die Stellungnahme Italiens nicht so einfach und selbstverständlich gewesen sein, wie es nach den bestehenden Paragraphen und den nachklingenden Depeschen scheinen könnte. Italien würde seinem Vorteil nachgegangen sein. Durch die überwältigende Macht des mitteleuropäischen Kaiserbundes wurde dem italienischen Volke von den obersten bis in die breitesten Schichten hinein alsbald klar gemacht, daß die Teilnahme an diesem ausschlaggebenden Bunde doch ihre großen realpolitischen Vorteile hat. Infolgedessen ist die Zugehörigkeit Italiens zum Dreibunde jetzt in viel höherem Maße sichergestellt als zu jener Zeit, wo König Eduard als Weltschiedsrichter über Krieg und Frieden angestaunt und verehrt wurde. Der Dreibund ist wirklich neu befestigt worden, nicht bloß in der Vorstellung der Völker, sondern in der realen Verbindung der Staaten.

Die bessere Adhäsion Italiens nehmen wir gern mit in den Kauf. Die Hauptsache ist und bleibt aber der tatsächliche Nachweis, daß die beiden Kaisermächte allein imstande sind, der ganzen übrigen Welt Schach zu bieten und den Frieden aufzuzwingen. Sollte künftig wieder einmal von unseren feindlichen oder neidischen Nachbarn das Schreckbild des Abfalls Italiens vom Dreibunde und seines Uebergangs auf die englische Ententeseite an die Wand gemalt werden, so würden wir das noch viel weniger tragisch nehmen. Wir würden im schlimmsten Falle sagen: „Na, dann nicht. Es geht auch so." Der erwähnte „Temps" macht ferner die richtige Bemerkung, der Erfolg der deutsch-österreichischen Politik müsse für alle die Lehre bilden, daß es kein dauerhaftes und fruchtbares Bündnis ohne gegenseitige Dienste und ohne militärische Grundlage gebe. Freilich, wenn England in der Lage gewesen wäre, eine halbe Million erstklassiger Landtruppen in Deutschland auszuschiffen, wenn Rußland eine Million kampffähiger Soldaten nach Ostpreußen und Galizien hätte marschieren lassen können — dann würde die französische Regierung in ihrer Friedensliebe vielleicht etwas zurückhaltender gewesen sein. In gewissem Sinne war der vorausgegangene ostasiatische Feldzug ein Glück für das friedensbedürftige Europa. Rußland und England werden fortfahren, die Lücken der Rüstung nach Kräften auszufüllen, und Frankreich wird in seiner militärischen Kraftentfaltung nicht nachlassen, auch unter dem sozialistisch-radikalen Regiment nicht. Daraus folgt, daß Deutschland und Oesterreich ihre Wehrkraft in keinem Augenblick und in keiner Weise vernachlässigen dürfen, wenn sie jenen Respekt sich erhalten wollen, der den Friedenszwang ermöglicht. Also der Triumph der Friedenspolitik ist keineswegs ein Triumph des Abrüstungsgedankens. Es ist vielmehr gerade der bewaffnete Friede, der diesem Jahre seine Signatur gibt. In der Zukunft mag wohl der Abrüstungsgedanke zur Freude der Völker sich verwirklichen lassen; die Gegenwart steht noch unter dem Zwange des alten Mahnwortes: Si vis pacem, para bellum. Ein Trost ist es aber, wenn die Kriegsbereitschaft den Erfolg hat, daß sie den Frieden wahrt, ohne daß es zu einer blutigen Kraftprobe mit ihren schrecklichen Schäden kommt. Dann lohnt sich doch wenigstens die schwere Last der Rüstung. In der Tat, Deutschland und Oesterreich dürfen zurzeit sich sagen, daß ihre Rüstungen sich reichlich gelohnt haben und bei Fortdauer der Solidarität nach menschlichem Ermessen auch weiter lohnen werden. Die Ausdauer und Pflichttreue wird belohnt.

Morgen im Mai.

Weit überm Tal, dem nebelfeuchten,
Blitzt schon der Sonne goldner Schein.
Die weißen Apfelblüten leuchten
Im jungen Morgenlicht des Mai'n.
Am fernen Waldsaum flieht erschrocken
Ein Reh, das aus dem Bache trank;
Und jubelnd hallen Sonntagsglocken
Durch Morgenlüfte froh und frank.

O wunderbare Friedensstunde,
So durch das kühle Gras zu geh'n
Und überm blauen Hügelrunde
Der weißen Wolken Gang zu seh'n, —
Und seiner Seele Flug zu weiten
Hinauf zu gold'nen Lichtes Glüh'n,
Zum Traumland unsrer Seligkeiten,
Zu unsers Friedens Inseln hin!

Lorenz Krapp.

Die Zusammenkunft in Brindisi.

Aus diplomatischen Kreisen erfährt die „Allgemeine Rundschau": Als unser Kaiser das letztemal in Venedig war, kam der König von Italien allein, obschon auch die Kaiserin anwesend war. Die Königin von Italien hätte also nach dem „Protokoll" auch mitkommen müssen. Der Kaiser war über diesen Mangel an Aufmerksamkeit, von dem behauptet wird, daß er vorbedacht war, recht wenig erbaut, um einen milden Ausdruck zu gebrauchen. Daß er den König Viktor Emanuel bei dessen Abreise aus Venedig nicht auf den Bahnhof begleitete, durfte man als Ausdruck der Stimmung des „deutschen Sire" — wie die Italiener den Kaiser oft nennen — ansehen.

Die politischen und auch die wirtschaftlichen Ereignisse, die zwischen heute und dem damaligen Zwischenfall liegen, haben dem König und seinen Beratern gezeigt, daß es das Interesse Italiens nicht unumgänglich erfordert, unseren Kaiser vor den Kopf zu stoßen. Italien möchte gerne mit dem Dreibund und mit einer Rückversicherung durch England und Frankreich arbeiten. Die Ereignisse der letzten Wochen haben die große Schwierigkeit dieses Unternehmens, das der König mit aller Macht gefördert hat, klar gezeigt. König Eduard von England hat seine diplomatischen Rundreisen, soweit sie Deutschland vollständig vereinsamen sollten, ganz umsonst gemacht. Diese Partie hat er verloren. Anderseits baut Oesterreich jetzt mehrere mächtige Linienschiffe, die sowohl den Italienern wie den Engländern viel zu denken geben. Die wirtschaftliche Behandlung Italiens durch Deutschland wird jenseits der Alpen schwer empfunden, ohne daß die Italiener etwas dagegen machen könnten. Die vorgeschlagene Heeresvermehrung in Italien wird wohl kaum in dem geplanten Umfange durchgehen, das Land also als minderwertiger Kriegskamerad weiterhin angesehen werden müssen. Mit der italienischen Flotte steht es um kein Haar besser, wie man an der schier unbeschreiblichen Kopflosigkeit der Marineverwaltung bei dem Erdbebenunglück am 26. Dezember 1908 in der ganzen Welt hat feststellen müssen.

Die parlamentarische Untersuchung der gesamten Heeresverhältnisse hat den Mitgliedern der Kommission gezeigt, daß Italien überhaupt nicht in der Lage ist, einen Krieg zu führen. Die Verhältnisse liegen womöglich noch konfuser als im Jahre 1866. Infolgedessen hört man seit einiger Zeit auch nichts mehr von den Irredentisten, weil ihnen ein deutlicher Wink gegeben worden ist.

Wenn irgend ein Land Grund hat zu fürchten, daß die französische Beamtenrevolution, die in einem zweiten Post- und Telegraphenstreik ihren deutlichen Ausdruck gefunden hat, ansteckend wirken könne, so ist es Italien. Die Sorgen der Machthaber sind darum in diesen Tagen keine kleinen. An allen Ecken und Enden ist also so viel zu arbeiten und zu tun, daß das geeinte Königreich alle Veranlassung hat, sich recht fest an den Dreibund anzuklammern, der sich gerade in den letzten Wochen als der festeste Punkt aller diplomatischen Kombinationen erwiesen hat. Aus diesen Erwägungen heraus haben die leitenden Männer den König von Italien bestimmt, den Versuch zu machen, die unangenehmen Venezianer Eindrücke, von denen ich oben gesprochen habe, zu verwischen. Als Vorpostengefecht kann man nur bezeichnen, wenn angesehene Blätter der Halbinsel das Märchen verbreiten, Fürst Bülow habe in Venedig durchaus auf eine Zusammenkunft der beiden Monarchen hingearbeitet, dieselbe sei aber von Italien erst nach der Zusammenkunft von Bajä bewilligt worden.

Daran ist natürlich kein Wort wahr. Deutschland dachte gar nicht daran, eine Unterredung herbeizuführen.

Wahr ist vielmehr, daß der Kaiser auf Korfu den dringenden italienischen Vorschlag erhielt, mit dem Könige von Italien irgendwo im Süden zusammenzutreffen. Es waren große Feste und Besichtigungen aller möglichen Schönheiten und Denkmäler dabei geplant, um die Einladung tunlichst verlockend auszugestalten. Naturgemäß war mit Nachdruck hervorgehoben worden, daß selbstverständlich die Königin mitkommen werde.

Unser Kaiser lehnte diese Einladung „wegen Mangel an Zeit", da er über seine Erholungstage schon seit lange fest verfügt habe, ruhig, aber fest ab. Als jedoch die Einladung immer dringlicher erneuert wurde, mußte er schließlich nachgeben und bewilligte einen vierstündigen Aufenthalt in Brindisi.

Wenn also diese Zusammenkunft einen politischen Sinn haben soll, kann es nur der sein, daß Italien das dringendste Bedürfnis gefühlt hat — trotz Bajä —, seine aufrichtige Anhänglichkeit an den Dreibund unzweideutig klarzustellen.

Die Reichsfinanzreform in der Kommission.

Von

Regierungsrat Speck, Mitglied des Reichstags.

XI.

Die nationalliberale Partei Münchens hat in ihrer kürzlich abgehaltenen Hauptversammlung einstimmig eine Resolution gutgeheißen, an deren Schluß sie mit Bezug auf die Finanzreform ihrer Entrüstung Ausdruck gibt über die „vaterlands- und volksfeindliche, von egoistischen Wünschen einiger Großagrarier getragene" Haltung der konservativen Reichstagsfraktion sowie über die „zweideutige Haltung" der Zentrumspartei. In der gegenwärtigen Situation wäre doch wohl noch mancher anderer Anlaß zur Entrüstung für die Münchener Nationalliberalen gegeben gewesen, und zwar nicht zuletzt in der Haltung gerade der nationalliberalen Fraktion des Reichstags selbst. Die Herren, die sich hier über die „zweideutige Haltung" der Zentrumspartei entrüsten, scheinen über die Tätigkeit der liberalen „Führer" in der Finanzkommission des Reichstags sehr wenig informiert zu sein, oder sie glauben mit einem solchen Entrüstungsrummel am leichtesten über die unangenehme Situation hinwegtäuschen zu können. Wer hat denn die Verhandlungen dieser Kommission stärker verzögert als die Liberalen? In ihrem Bestreben, unter allen Umständen auch bei Fertigstellung dieses „nationalen" Werkes dem Blockgedanken unter Ausschaltung des Zentrums zum Siege zu verhelfen, haben sie diese Verhandlungen künstlich hingehalten. Viele wertvolle Tage und Wochen sind vergangen über dem heißen Bemühen, ein Blockkompromiß in der Besitzsteuerfrage zusammenzubringen. Dagegen wurde die rasche Erledigung der Sanierung unserer Reichsfinanzen durch das Zentrum ganz gewiß nicht aufgehalten. Auch sein schlimmster Feind kann ihm nicht nachsagen, daß seine Vertreter in der Kommission auch nur ein einzigesmal den Boden sachlicher Diskussion verlassen oder gar die Beratung künstlich erschwert oder verzögert hätten. Und dies wäre doch, die Absicht dazu vorausgesetzt, bei dem Umfang und der Art der zu behandelnden Materien ein leichtes gewesen. Auch haben seine Vertreter von Anfang an über ihre Absichten und Ziele nicht den geringsten Zweifel gelassen; sie haben auch versucht, positiv an der Ausgestaltung der Reform durch Anträge mitzuarbeiten, mußten aber leider die Erfahrung machen, daß vielfach diese Anträge bei anderen Parteien, vorab aber bei den Nationalliberalen, keine objektive, sachliche Würdigung fanden, sondern von vornherein abgelehnt wurden, weil sie eben vom Zentrum kamen.

Es soll anerkannt werden, daß der bisherige Vorsitzende der Kommission, Dr. Paasche, man mag im übrigen über seine Geschäftsführung denken, wie man will, den redlichen Willen hatte, möglichst rasch vorwärts zu kommen; es muß aber konstatiert werden, daß er in diesem seinem Bestreben bei seinen engeren Freunden nur sehr wenig Unterstützung fand, die vielfach gegen die auf Beschleunigung der Geschäfte abzielenden Vorschläge Paasches stimmten und sie dadurch zu Falle brachten. Das mag wohl mit dazu beigetragen haben, ihm die Weiterführung des Vorsitzes zu verleiden. Dem Wechsel im Vorsitz wurde vielfach eine allzu große Bedeutung beigemessen; immerhin mag er aber als ein Symptom gelten für die Spannung, die seit Wochen während der Arbeiten der Kommission sich angesammelt hatte. Vielleicht wird er auch nicht ohne Rückwirkung bleiben auf die Mitarbeit der liberalen Parteien an dem ganzen Reformwerk. Rein persönlich betrachtet, ist diese Niederlegung des Vorsitzes durch Paasche schon aus der ganzen Arbeitsweise der Kommission leicht erklärlich. Tag für Tag und Woche für Woche monatelang angestrengt zu arbeiten an Vorlagen, die wegen der Sprödigkeit des Stoffes die größte Aufmerksamkeit bei den Verhandlungen nicht nur, sondern auch eingehende Vorstudien erfordern, mit der wenig ermunternden Aussicht, schließlich pro nihilo sich angestrengt zu haben, das muß auf die Dauer auch die stärksten Nerven angreifen. Und so zeigt sich dann nicht nur beim Vorsitzenden, sondern auch bei vielen anderen Kommissionsmitgliedern eine merkliche Abspannung und Nervosität als Folge der Ueberanstrengung. Ob unter diesen Verhältnissen die ganze Kommissionsarbeit, auch wenn eine andere Mehrheit an Stelle der jetzt auseinandergefallenen sich bilden sollte, bis Mitte oder auch Ende Juni beendigt werden kann, erscheint doch sehr zweifelhaft. Nicht weniger fraglich ist es,



ob im Monat Juli ein beschlußfähiger Reichstag diese wichtigen Vorlagen wird verabschieden können. Für ein Stückwerk in der Form, daß etwa nur die indirekten Steuern jetzt erledigt, die Besitzsteuern aber bis zum Herbst verschoben würden, wird sich im Reichstag keine Mehrheit finden.

Wenn die Münchener Versammlung von den „egoistischen Wünschen" der bösen Agrarier spricht, so hat sie wohl ganz übersehen, welches denn das Leitmotiv bei Schaffung des Blocks namentlich für den Liberalismus gewesen ist. Der Wille zur Macht war es. Liberale Blätter aller Schattierungen haben dies mehr oder weniger deutlich ausgesprochen. Und die Gegner, die dem Zentrum so gerne vorwerfen, daß es die Partei über das Vaterland stelle, mögen doch zuvor einmal den Beweis liefern, daß es wirklich nur reine und lautere Vaterlandsliebe und patriotischer Opfermut war, von denen ihre Führer bei den Kommissionsverhandlungen sich leiten ließen. Auf konservativer Seite scheint man von der uneigennützigen Absicht der Liberalen nicht so ganz überzeugt zu sein. Hier fürchtet man, wohl nicht ohne Grund, daß die von einigen liberalen Heißspornen in ebenso entschiedener wie unvorsichtiger Weise verlangten „Kompensationen", die ja auch Schatzsekretär Sydow öffentlich schon längst für die opferbereiten Parteien in Aussicht gestellt hatte, schließlich auf dem Gebiete der preußischen inneren Politik auf Kosten des konservativen Gedankens gewährt würden. Diese Befürchtung mag wohl nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung der Dinge im Reiche in letzter Zeit geblieben sein, die durch den plötzlich eingetretenen Wechsel im Vorsitz der Kommission einen auch der Allgemeinheit erkennbaren Ausdruck gefunden hat.

Welche Begriffsverwirrung die Trostlosigkeit der Lage jetzt schon in manchen Köpfen hervorgerufen hat, beweisen verschiedene Vorschläge die gemacht sind, um den gordischen Knoten zu durchhauen. Allen Ernstes regt die „Tägliche Rundschau" an, der Kaiser solle „aus seiner Reserve heraustreten" und durch eine Botschaft an den Reichstag diesen zu tatkräftiger Arbeit veranlassen. Auffallend ist, daß ein solcher Vorschlag gerade in den Blättern auftaucht, die sich in den schwülen Tagen des hinter uns liegenden November nicht genug tun konnten in der Verurteilung des persönlichen Regiments. Die solches dem Kaiser ernstlich raten, mögen vorerst einmal den Abschnitt der Reichsverfassung sich besehen, der von den Rechten des Kaisers handelt. Sie mögen aber auch bedenken, wie schwer das Ansehen des Kaisers im In- und Auslande geschädigt werden könnte, wenn der Reichstag ungeachtet einer solchen kaiserlichen Kundgebung an seinem Widerstande gegen einzelne der von den verbündeten Regierungen mit so großem Nachdruck geforderten Steuern festhalten würde. Solche Vorschläge mögen also gut gemeint sein; zu einem gedeihlichen Ende könnte es aber nicht führen, wenn die Person des Kaisers in diesen Streit der Meinungen hereingezogen würde. Von anderer Seite wird mit dem gleichen Ernste vorgeschlagen, der Reichskanzler und die einzelstaatlichen Finanzminister mögen dem Reichstag „ihre Portefeuilles vor die Füße werfen". Was sollte der Reichstag damit anfangen? Hat er etwa darüber zu verfügen? Wo bleiben bei einem solchen Vorschlage die verfassungsmäßigen Rechte des Kaisers und der übrigen Bundesfürsten? Immer mehr zeigt es sich, wie berechtigt die Mahnung war, die vor einiger Zeit aus hohem Munde ausgesprochen wurde: „Meine Herren, studieren Sie die Reichsverfassung!"

Welcher Ausweg bleibt nun aus dieser schwierigen Situation? Der Gedanke einer Reichstagsauflösung scheint vorerst aufgegeben zu sein. Die Versuche des Kanzlers, eine Mehrheit für den Gedanken einer Erbanfallsteuer zusammenzubringen, sind nicht nur gescheitert, sie haben sogar den Widerstand der Konservativen gegen denselben noch verstärkt. Auch die Gerüchte von einer bevorstehenden Demission des Reichskanzlers sind wieder verstummt. Von allen Nachrichten über neue Mehrheitsbildungen im Reichstag ist das eine sicher, daß eine merkliche Erkaltung des Verhältnisses zwischen Konservativen und Liberalen eingetreten ist, deren Folgeerscheinungen bei den Arbeiten der Kommission sich bereits gezeigt haben und im weiteren Verlaufe der Verhandlungen wohl noch stärker sich geltend machen werden. Und wenn aus dieser Entwicklung heraus schließlich eine Mehrheit sich zusammenfinden würde, die bereit wäre, die Interessen des Vaterlandes tatsächlich über die der Partei zu stellen und in opferwilliger, selbstloser Mitarbeit das schwierige Reformwerk unter Dach zu bringen, so wäre dies wirklich eine „nationale Tat". Dies zu leisten hat der vielgepriesene „Block" sich als unfähig erwiesen! Dies zu erreichen wird aber auch einer anderen Mehrheit nur dann möglich sein, wenn auf allen Seiten, auch bei den verbündeten Regierungen, den Verhältnissen Rechnung getragen und auf Vorschläge verzichtet wird, die nun einmal nicht durchzusetzen sind.

Kulturarbeit eines deutschen Heiligen der Neuzeit.

Von P. R. Krause.

Ein Mann, der im Stillen gewirkt und unbemerkt von der großen Menge einen gewaltigen Einfluß ausgeübt hat auf weite Kreise der Mit- und Nachwelt, wird durch die Heiligsprechung am 20. Mai dem katholischen Erdkreis von der höchsten Autorität der Christenheit hingestellt als ein Geistesheros, ein Pionier edelster Kultur, deren Höhepunkt in sittlicher Charaktervollendung gipfelt. Viele, deren Namen Rang und Ansehen haben in den Büchern der Weltgeschichte, viele, die durch Würden und Ehrenstellen glänzen, müssen vor ihm zurücktreten, der zu Lebzeiten weder staatliche noch kirchliche Aemter bekleidete. Eine eigenartige, markige Gestalt, dieser deutsche Heilige! Als Weltmann eine fromme, gottinnige Seele, als Handwerker ein Beter, als Studierender ein durchgebildeter Charakter, als Ordensmann weitherzig und allseitig, mehr in der Welt und für die Welt lebend, um sie zu heiligen, und dabei selbst ein Muster innerer Sammlung und wahrer Geistesgröße. Er ist deutsch seinem Charakter und Wesen nach, nichts Sonderbares, Auffälliges, Uebertriebenes, kein Wunderleben, nichts, was wohl angestaunt, aber nicht nachgeahmt werden könnte, so ganz verschieden in Auftreten und Wirkungsweise von manchen Heiligengestalten der romanischen Völker! Die deutsche Nation ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses muß in ihm einen ihrer edelsten Söhne verehren, und das Verzeichnis berühmter katholischer, deutscher Männer ist durch ihn um einen klangvollen Namen reicher geworden. Kein Geringerer als Zacharias von Werner, der berühmte Konvertit, dem Fürstprimas Dalberg für seine literarischen Verdienste eine goldene Feder als Anerkennung verehrte, hat in Freundeskreisen wiederholt den Ausspruch getan: „Ich kenne unter den Lebenden nur drei Kraftnaturen, den Napoleon, den Goethe und den P. Hofbauer!" Klemens Maria Hofbauer ist ja der Name dieses Mannes, des ersten deutschen Redemptoristen, den der bekannte Sebastian Brunner für seine Miniaturen zur Kirchengeschichte von 1780—1820 als Mittelpunkt wählt, als den geistigen Brennpunkt der religiösen Bewegung und Erneuerung jener Zeit, die analog den Freiheitskämpfen der europäischen Völker endlich siegreich zum Durchbruch kam. Warum sich Persönlichkeiten und Zustände hier gerade um P. Hofbauer gruppieren, so motiviert Brunner den Titel seines Werkes, der in Wien eigentlich gar keine Stellung einnahm, ist dem Umstande zuzuschreiben, daß sich die Geschichte mehr um den nachhaltigen Einfluß kümmert, den ein Mensch auf Zeit und Zeitgenossen geübt hat, während oft Leute, die eine bedeutende Stellung einnahmen, ruhig lebten, starben und auch in Ruhe verbleiben können.

Von geringen Eltern zu Taßwitz in Mähren am 26. Dez. 1751 geboren, strebt er in kindlicher Frömmigkeit höheren Idealen nach, ringt und kämpft um seinen Beruf zum Priesterstand bis zum 30. Lebensjahre. Die Armut der Seinigen, der frühe Tod des Vaters und die Not der jüngeren Geschwister zwangen ihn, vorläufig ein Handwerk zu ergreifen; er erlernte und übte die Bäckerei, aber die erste sich darbietende Gelegenheit benutzte er, um die vorbereitenden Studien für den geistlichen Beruf zu beginnen und fortzusetzen, anfangs in der Prämonstratenserabtei Bruck, später zu Wien und Rom. Eine ihm angebotene vorteilhafte eheliche Verbindung mit der Tochter seines Meisters schlug er aus; alle freie Zeit, teilweise sogar die Nächte, widmete er mit eiserner Energie dem Studium. „Um nicht vom Schlafe überwältigt zu werden und Zeit zu gewinnen," so erzählt er selbst, „nahm ich nachts das Buch in die eine und das Licht in die andere Hand und ging so studierend im Zimmer auf und ab." Es charakterisiert die Glaubensfestigkeit und den Glaubensmut des Studenten der Wiener Universität in den Zeiten des Josephinismus und der Aufklärung ein stolzes Wort, das er im Hörsaale öffentlich einem Philosophieprofessor entgegenhielt, der unkirchliche Lehren

vortrug: „Herr Professor, was Sie gelehrt haben, ist nicht katholisch“, und damit verließ er zum Zeichen der Verwahrung den Hörsaal.

In Rom trat er 1785 in den Orden des Allerheiligsten Erlösers ein und wurde bald zum Priester geweiht. Jedoch blieb er nicht lange in Italien, wie sehr er auch Rom ehrte und liebte. Es zog ihn zurück in seine nordische Heimat, und da in Deutschland und Oesterreich damals kein geeigneter Boden war für Klostergründungen, ging er nach Warschau, um in Polens Hauptstadt für seine deutschen Landsleute zu sorgen. An der Kirche St. Benno wirkte er gewaltig viel zur Belebung des religiösen Geistes und zur Hebung der Sittlichkeit unter den Deutschen und Polen, gründete unter anderem auch ein großes Waisenhaus und eine Studienanstalt, bis er und seine Ordensgenossen im Jahre 1808 vertrieben wurden. Alles, was er mit Mühe und Erfolg bis dahin gewirkt, war in Trümmer gelegt und zerstört, allein und hilflos stand er da, ohne Aussicht, etwas beginnen zu können in jenen stürmischen Kriegszeiten, denn auch einzelne in der Schweiz und Deutschland (Jestetten und Triberg in Baden) gegründete Ordensniederlassungen waren der Ungunst der Zeitverhältnisse bald erlegen.

Ein anderer hätte jetzt den Mut verloren, nicht aber die Kraftnatur des Heiligen Klemens Hofbauer. Er zog nach Wien als armer Verbannter und wurde dort von der Polizei in Empfang genommen und zum Polizeidirektor Kleinschmidt geführt. Nach dreitägigem Verhör entließ man ihn, weil kein begründeter Verdacht gegen ihn vorlag. Doch für fünf Jahre untersagte man ihm das Predigen und sogar das Beichthören. So begann seine Tätigkeit in Wien; als er aber 12 Jahre später am 15. März 1820 starb, da wurden in den Kirchen Wiens Trauerreden gehalten von den berühmtesten Kanzelrednern der Kaiserstadt, und Franz I. selbst tat den Ausspruch: „Ich fühle doppelten Schmerz, für mich und mein Volk und für die katholische Kirche, denn der Verstorbene ist fürwahr eine Säule der Kirche gewesen.“ Ganz Wien, Adel und Volk, strömte zu seiner Bahre, alle Straßen in der Gegend des Sterbehauses bis zum Stephansdom waren angefüllt: Beamte, Ordensleute und Priester in großer Zahl, Studenten und Professoren der Universität, die Zöglinge des fürsterzbischöflichen Seminars, viele Gelehrte, der Adel in seinen Galawagen; zwölf Universitätsstudenten trugen den Sarg, unter den Klängen der Trauermusik ging es zum Stephansdom. Auf dem Domplatz stand eine vieltausendköpfige Menge, alle mit brennenden Kerzen in den Händen. Durch das Riesentor des Domes zog man in das hehre Gotteshaus ein, und dort hielt der berühmte Dichter und Konvertit Zacharias v. Werner die Leichenfeier für seinen Lehrer und Berater.

Wie war der Heilige zu solcher Bedeutung gelangt, wie hatte er sich diese allgemeine Achtung erworben? Offiziell war er nur Beichtvater für die Ursulinen in Wien und Rektor an ihrer Kirche, aber am Altare, auf der Kanzel, im Beichtstuhl, im Verkehr mit alt und jung, hoch und niedrig war er der Erneuerer des sittlichen und religiösen Lebens der Kaiserstadt. Ritter von Josch sagte von ihm im Seligsprechungsprozesse aus: „Ich halte das ganze Leben des Pater Hofbauer für ein Wunder; denn ohne ein Wunder anzunehmen, läßt sich nicht begreifen, wie ein so einfacher und schlichter Mann Tausende von Bekehrungen bewirken konnte, oder vielmehr wie durch ihn sozusagen die Welt, in der er lebte, bezüglich der Religion sich zum Besseren wendete.“

Berühmte Männer, wie Hofrat Adam v. Müller, Friedrich v. Schlegel, Zacharias v. Werner, v. Klinkowström, erwiesen ihm dieselbe Verehrung wie das gewöhnliche Volk. Seinen Beichtstuhl umdrängten Männer und Frauen aus den höchsten Ständen, angesehene Gelehrte, Staatsbeamte, Adelige, Fürsten, Grafen, Bischöfe und Kardinäle, Leute von großem Reichtum und feinster Bildung. Durch sie wirkte er mächtig ein auf das religiöse Denken und Fühlen seiner Zeitgenossen, regte die Gründung echt katholischer Unterrichtsanstalten für die gute Erziehung namentlich der Söhne vornehmer Familien an, sorgte für das Aufblühen der katholischen Presse in Oesterreich (bei der Gründung der „Oelzweige“ und des „Oesterreichischen Beobachters“ hatte er die Hand im Spiele) und ward wegen seiner Verdienste bis in die höchsten Kreise hinein geachtet und geschätzt, so daß Kaiser Franz I. sich für ihn persönlich interessierte. Er sammelte um sich einen Kreis von Studenten der Universität, die er auch materiell unterstützte und dabei für höhere Ideale gewann; zahlreiche vornehme und adelige Protestanten fanden durch ihn den Weg zur wahren Kirche, Gelehrte und Fürsten suchten seinen Rat nach und selbst hochgebildete Andersgläubige bekundeten die größte Achtung vor ihm.

Nicht übersehen werden darf die Tätigkeit des Heiligen zur Zeit des Wiener Kongresses. Damals machten sich starke Bestrebungen geltend, eine deutsche Nationalkirche zu gründen. Mehrere frühere geistliche Kurfürsten, wie v. Dalberg und v. Spiegel, waren dafür, Wessenberg, Bischof von Konstanz, trat dafür ein in seiner Denkschrift über die deutsche Kirchenreform vom 27. November 1814. Ein deutscher Primas sollte Oberhaupt sein, und durch ein Gesetz des neuen deutschen Bundesstaates, das in dessen Verfassung aufzunehmen sei, sollte die weitere Einrichtung der deutschen Nationalkirche bestimmt werden. Der preußische, der hannoverische und der bayerische Gesandte unterstützten diesen Plan.

Kardinal Consalvi, der Vertreter des Papstes, trat natürlich dagegen auf; aber hauptsächlich dem stillen, einflußreichen Wirken des Heiligen Klemens ist es zu verdanken, daß die schismatischen Pläne zu schanden wurden. P. Hofbauer wurde täglich von den Vertretern der katholischen Sache besucht, die Denkschriften wurden mit ihm genau besprochen, seine Schüler Friedrich v. Schlegel, Rat Schlosser, Zacharias v. Werner, Herr v. Pilat und andere katholische Gelehrte waren in seinem Sinne tätig.

Kardinal Reisach nennt P. Hofbauer den Mittelpunkt, um den zur Zeit des Wiener Kongresses die katholischen Gelehrten sich sammelten, um die von Rom getrennte Nationalkirche zu verhindern. Der Kronprinz und spätere König Ludwig I. von Bayern, dessen Gewissensführer und Ratgeber unser Heiliger war, besuchte ihn mehrmals und einmal blieb er fast die ganze Nacht bei ihm. Auf diese Weise hielt sich auch dessen Vater Max I. von den hypernationalen Bestrebungen fern. Später noch wandte sich Ludwig I. brieflich an P. Hofbauer, um tüchtige, treu katholische Bischöfe für sein Land zu erlangen.

An wahrem Patriotismus hat es dem Heiligen Klemens nie gefehlt, seinem Vaterlande und dem angestammten Kaiserhause war er treu ergeben. Daher auch die persönliche Gunst des Kaisers für ihn. Als Franz I. erfuhr, daß Regierungsmänner einer bestimmten politischen Richtung versucht hatten, den frommen Priester aus Oesterreich auszuweisen, sagte er: „Man hat dem guten P. Hofbauer weh getan; dies tut mir leid; wenn ich nur wüßte, wie ich seinen Kummer wieder gutmachen könnte!“ Kein Geringerer als Papst Pius VII. hatte vor dem Kaiser selbst bei dessen Besuch in Rom zugunsten der Vaterlandsliebe des Heiligen das Zeugnis ausgestellt: P. Hofbauer beklage sich über die Römer, daß sie die Deutschen nicht zu behandeln wüßten; er meine nämlich, daß man bei den Deutschen viel mehr Gutes wirken könne, wenn man sie recht zu behandeln verstehe. Franz I. zeigte auch durch die Tat, daß es ihm ernst war mit seinem Wohlwollen für den Apostel Wiens; man teilte ihm mit, daß dieser eine Ordensstiftung in Oesterreich wünsche, und sofort gab der Kaiser seine Zustimmung und schenkte ihm Kirche und Kloster bei Maria am Gestade zu Wien. Leider sollte Hofbauer selbst dort nicht mehr einziehen, er starb am 15. März 1820; aber der feste Ausgangspunkt für die weitere Verbreitung seines vom hl. Alfons von Liguori gestifteten Ordens war damit gewonnen und so der Grund gelegt für dessen ausgebreitete, segensreiche Kulturarbeit in allen Gebieten diesseits der Alpen.

Die Verehrung des hl. Klemens wird in deutschen Landen bei Klerus und Laien eine immer größere werden, je mehr sein anziehendes, erbauliches und erhebendes Lebensbild in allen Kreisen bekannt wird. Möchten wir nicht bloß als Katholiken, sondern auch als Deutsche, und mit uns alle vorurteilsfreien Andersgläubigen, diesen großen Geistesmann als einen der Unsrigen mit berechtigtem Stolze hochachten und die Ziele und Bestrebungen unterstützen, denen er sein arbeitsreiches Leben geweiht hat!

Abendgang.

Die letzten Lieder locken
Vom grünen Waldeshang,
Und bunte Blütenglocken
Umträumen meinen Gang.

Schon schläft des Tages Fraue
Mit Wangen, holdverschämt,
Das Lockenhaupt, das blaue,
Auf Kissen, golddverbrämt.

Von fern singt eine Laute,
So sehnsuchtsweich und fromm,
Das Mutterlied, das traute:
Komm schlafen, Kindlein, komm!

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Eduard Korrodis „Enrica von Handel-Mazzetti".

Von Franz Zach.

Es ist ein erfreuliches Zeichen kraftvollen Lebens im katholischen Literaturlager, daß so rasch nacheinander unsere zwei bedeutendsten Dichter Paul Keller und Handel-Mazzetti Monographien erhalten haben. Handel-Mazzetti hat mit ihren Schöpfungen „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr" und „Jesse und Maria" sich einen Platz unter den ersten Erzählern der Gegenwart errungen. Sie gab uns die große Epik — im Epischen liegt das Gottesgnadentum ihrer Kunst. Oesterreichs Altmeisterin, Maria von Ebner-Eschenbach, begrüßte ihre jüngere Schwester als die genialste unter den Jungösterreichern auf dem Parnaß. Der feinsinnige Literarhistoriker R. M. Meyer hat als Erster der Volksepikerin Handel-Mazzetti das Pförtchen der Literaturgeschichte eröffnet, ihm hat darum Korrodi sein Buch über die Dichterin in Verehrung gewidmet. Es ist der erste Versuch einer Gesamtwürdigung der Kunst Handel-Mazzettis, es will deren seltsam verschlungene poetische Handschrift deuten und umschreiben. Und es ist ihm ausgezeichnet gelungen, mit Grazie und Feinheit das Porträt der Dichterin zu zeichnen und eine großzügige Charakteristik ihrer Werke zu geben. Seine Sprache hat etwas vom Kolorit der Handel-Mazzettischen Sprache.

Sorgsam sammelt Korrodi alle Sonnenstrahlen, die Mazzettis Kunst zur Reife brachten. Er zeigt uns die Dichterin, wie sie über alten Folianten sitzt und mühsam Geschichtswerke durchpflügt, ihr Ohr ans Herz der Vergangenheit legt; wie sie die Stätten sorgsam abwandelt, die sie beschreibt; wie sie in die Schachte ihres Herzens hinabsteigt, wie die Gestalten auftauchen vor ihrem Geiste und Fleisch und Bein bekommen, wie sie mondelang geistigerweise bei ihren Menschen lebt; wie jeden Wink, den die Geschichte bietet, ihre historische Phantasie umkleidet — bis endlich das Werk vor uns liegt. Diese Enstehungsgeschichte ihrer Werke, die Korrodi mit dramatischer Lebendigkeit schildert, gehört zum Interessantesten des Buches.

Mit großem Geschick verteidigt er die Dichterin gegen die Anschuldigungen des Femgerichtes der Kritik. Es ist ja bekannt, wie gerade katholische Kritiker seinerzeit an „Jesse und Maria" herumnörgelten. Wie schon damals Dr. Ranftl (Graz) und Karl Muth mit überlegener Kraft diese literarischen Ketzerrichter widerlegten, so verteidigt Korrodi hier mit Geist die Dichterin gegen jene Krücken-Aesthetik. Zum Schlusse führt er uns in Handel-Mazzettis Dichterwerkstätte. Und wir lernen begreifen, wie auch der Dichter nur in langem Kampf seine Werke dem Genius abtrotzt.

Korrodi schließt sein herrliches Buch mit den Worten: „Im deutschen Schrifttum wird Mazzetti keiner verdrängen; sie hat in der Gegenwart auf dem Gebiete des historischen Romanes ihresgleichen nicht. Nennt sie eine echte, deutsche Künstlerin! Ich nenne sie mehr: Eine tapfere, edle, deutsche Frau!"

Ja, eine edle, deutsche Frau und eine echte Künstlerin ist Handel-Mazzetti. Ihr Breviarium ist Thomas von Kempis und in allen ihren Werken zündet ein schlichter Osterglaube Weihekerzen an. Ihr ganzes Dichterwerk ist eine große Künstlerandacht, deren Urthema die Ergriffenheit von den religiösen Mächten im menschlichen Dasein ist. Handel-Mazzetti hat eine harmonische Weltanschauung, die katholische, und die tiefsten und besten Kräfte ihres katholischen Bekenntnisses wirken in ihren Dichterwerken. Sie ist die Dichterin der christlichen Liebe, immer bildet dieselbe heilige Lebenskraft den tieferen Lebensgrund für ihre Dichtung. Ihre Werke führen uns daher auf die Paßhöhe edler, weiter Menschen- und Lebensbetrachtung, sie sind wahrhaft Weltanschauungswerke.

Die Jahrhundertfeier der Münchener Akademie der bildenden Künste.

Von Dr. O. Doering-Dachau.

München hat soeben eine Feier erlebt, die für seine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gleich bedeutungsvoll war. Wenn man im gewöhnlichen Leben bei der Jahreswende, bei Namens- und Geburtstagen, sonderlich bei den Abschlüssen großer Zeitabschnitte des Daseins Festlichkeiten veranstaltet, so richtet man ganz von selbst den Blick auf das, was uns das Schicksal bisher gebracht, was es uns noch vorbehalten hat. Wieviel mehr führt zu entsprechenden Gedanken das Säkularfest einer Anstalt, die seit dem ersten Tage ihres Bestehens aufs engste mit dem Dasein der wichtigsten deutschen Kunststadt verknüpft ist, mit dem einer der maßgeblichsten Kunststätten der Welt überhaupt. Es war das Fest einer Pflanzstätte der Künstler, die ja in erster Linie mit dazu berufen sind, die Würde der Menschheit zu bewahren. Es kann nicht Zweck dieser Zeilen sein, die Bedeutung der Künste im allgemeinen auseinandersetzen zu wollen, zu deren Schutz und Förderung unsere Münchener Akademie einstmals begründet worden ist. Die Auffassungen wechseln und mit ihnen die Erscheinungen, die sie erzeugen. Was unecht, was für den Augenblick geboren ist, steigt lautlos zum Orkus, und den Nachkommen scheint oft wunderlich, warum man zu anderer Zeit über dieses und jenes sich gestritten und aufgeregt hat, wie das eine, das längst in den Hintergrund getreten ist, überschätzt, das andere Edlere zu gering angeschlagen wurde. Unsere Münchener Kunst hat, das darf man mit Stolz sagen, aus allen Zeiten einen reichen und herrlichen Schatz des Bleibenden und Wertvollen für uns hinterlassen. Unsere Sache und die der Männer, die die Leitung im Reiche der Künste haben, wird es sein, dafür zu sorgen, daß die Nachwelt von uns dasselbe sagen darf.

Die Anfänge der Münchener Akademie, die seit 1770 (also schon zu Zeiten des Kurfürsten Max III.) dem Namen nach vorhanden war, waren nicht eben bedeutend. Eine Stellung erlangte sie erst nach der Umgestaltung durch Max Joseph IV., dem der Philosoph Schelling in dieser, dem Kurfürsten stark am Herzen liegenden Angelegenheit mit Rat und Tat zur Seite stand. Schelling hat für die Akademie die Konstitutionsurkunde verfaßt, die am 13. Mai 1808 erlassen worden ist. Durch sie hat die Akademie und die Kunst im staatlichen und öffentlichen Leben ihre offizielle Anerkennung erlangt. Natürlich kann man nicht verlangen, daß ein eben gepflanzter Baum sofort Früchte bringt. Wir haben hinterher leicht kritisieren, daß die ersten Leiter ihrer Aufgabe noch nicht völlig gewachsen waren. So Johann Peter Langer, bei dem schon das etwas über Gebühr ausgeprägte Selbstbewußtsein die rechte Würdigung anderer Individualitäten hinderte. Er war gleichwohl ein tüchtiger Mann, der die Akademie nach besten Kräften geleitet und aufrecht erhalten hat. Nun, und daß ihm das Malheur passieren mußte, gerade den jungen Cornelius für einen unfähigen Menschen zu erklären, das ist ähnlich auch anderen so gegangen, und leider gerade Cornelius selbst.

Der eigentliche Aufschwung in der Münchener Akademie aber stammt von Cornelius und von dem unsterblichen Gönner münchnerischer und deutscher Kunst, König Ludwig I. Noch Schiller hatte darum geklagt, daß der deutschen Kunst kein augustisches, kein mediceïsches Zeitalter beschieden gewesen sei. Es brach an, seit jene beiden Männer 1818 in Rom Freundschaft geschlossen hatten. Jetzt kam die Zeit, da man die größten Aufgaben gestellt, mit verschwenderischer Freigebigkeit gefördert sah, und wo unter Cornelius' Leitung die großen Künstler herangebildet wurden, um zu erreichen, was Münchens Namen in aller Welt berühmt gemacht hat. Freilich waltete über dem Ganzen das abstrakte Wesen cornelianischen Denkens, die einseitige Strenge seiner Form. Mit dem romantischen Klassizismus dieser Schule geht die Skulptur Ludwig Schwanthalers zusammen, gleich der des gemütstiefen, stark religiösen Konrad Eberhard, und der Baukunst Friedrich Gärtners. Seit Cornelius 1841 zurückgetreten war, und Gärtner die Direktion übernommen hatte, begann die Akademie sich erst recht zu entfalten. Noch kurz vor seinem Tode (1847) bewirkte Gärtner die Umarbeitung der veralteten Konstitution, wodurch besonders der Malkunst weiterer Spielraum geschaffen und dem Individualismus Freiheit der Entwicklung gegeben wurde. Die Zeit des in spanische Stiefel geschnürten Eklektizismus war vorüber.

Auch Wilhelm von Kaulbach, der, nach zweijähriger Verwaltung der Akademie durch Heinrich von Heß, 1849 Direktor wurde, hütete sich, die alten Zustände erneuern zu wollen. Gerade ihm ist die Förderung der Münchener Malerei zu verdanken, ihm die Heranziehung Pilotys, der sein Nachfolger wurde (1874—1886). Dessen gewaltig erfolgreicher Tätigkeit verdankt die Malerei der Gegenwart, nun schon in der zweiten Generation seit ihm, Leben und Kraft. Das ist Pilotys eigentliche Bedeutung, über dessen eigene schaffende Maltätigkeit so oft, keineswegs durchweg mit Recht, geringschätzig geurteilt wird. Was die Pilotyschule zu leiten vermocht, das hat schon die verhältnismäßig kleine Auswahl von Werken seiner Schule neulich in der Heinemanngalerie



wieder gezeigt. Es ist an dieser Stelle davon die Rede gewesen. Ein Lehrer, der solche Schüler zu erziehen, solche Talente zu entwickeln wußte, wie Diez, Lindenschmit, Defregger und die vielen anderen, die heute weltberühmt sind, bedeutet für die von ihm geleitete Akademie mehr, als wenn er selbst als einsamer Meister viel Größeres geschaffen hätte. Pilotys Nachfolger waren Friedrich August von Kaulbach, Ludwig von Löfftz; jetzt ist es Exzellenz Ferdinand von Miller.

So hat unter der Leitung hervorragender Direktoren, berühmt durch eine Schar ausgezeichneter Lehrkräfte die Akademie der bildenden Künste zu München das erste Jahrhundert ihres Bestehens glänzend abgeschlossen, gefördert vor allem durch die Huld und das tiefe Kunstverständnis des **Wittelsbachischen Herrscherhauses**. Einen neuen Beweis von beidem hat bei der jetzigen Feier S. Kgl. Hoheit der **Prinzregent** geliefert, indem er der Akademie die Eigenschaft einer **Hochschule** verliehen hat. Er selbst sprach bei der herrlichen Feier, die am Vormittag des 13. Mai im Odeon stattfand: „Unsere Akademie kann stolz sein auf die Stellung, welche sie sich im Reiche der Kunst erworben hat, auf die vielen Talente, die sie im Laufe der Jahre so schön und so reich entwickelt hat. Gottes Segen walte auch ferner auf unserer lieben Akademie!" Und bei dem Festmahl am selben Tage im Künstlerhause hielt **Prinz Ludwig** eine längere Ansprache, die von eigener tiefer Erfassung der Aufgaben der Kunst zeugte, vor Auswüchsen der Technik in der Richtung einseitiger Ueberschätzung der Farbe warnte und endlich auf die schönen Aussichten hinwies, die den Künsten in Bayern durch das lebhafte Interesse des Prinzen Rupprecht winken. Bei der gleichen Gelegenheit ward seitens des Oberbürgermeisters Dr. von Borscht die städtische Stiftung eines Kapitals von 70 000 ℳ für Stipendienzwecke verkündet.

Gehörte diese Feier somit mehr zum offiziellen Teil, so hatte, abweichend von sonstigen akademischen Gebräuchen, der Fidelität schon der Abend vorher gegolten. Sie entlud sich in dem famosen Fest im Bürgerbräukeller. Ein Scherz jagte den anderen, prächtige witzige Aufführungen zeigten, daß die sprudelnde Laune der Münchener Künstlerschaft auch in heutigen ernsten Zeiten nicht verfiegt ist. Brillant war in Aufstellung und Farbenwirkung der lebenden Bilder die kunstgeschichtliche Revue, die von den Zeiten der alten Assyrer bis zu unseren Tagen ging und mit trefflichen humorvollen Erläuterungen begleitet war. Nach anderen hübschen und lustigen Veranstaltungen beendete ein Festzug die Reihe der Darbietungen. Wäre es ohne gelegentliche Entgleisung abgegangen (ein Zwischenfall mit einem mindestens überflüssigen Männerakt wirkte geschmacklos und störend), so hätte man von nichts als von lauter ganz Gelungenem zu berichten.

Viel Ernstes und Heiteres ist bei den festlichen Veranstaltungen gesprochen worden. Wollte man es in wenige Worte zusammenfassen, die zugleich den eigenen Wunsch in sich enthalten, so würde es lauten: Möge unsere Münchener Kunstakademie noch lange weiter bestehen und blühen, um jene drei Dinge in der Kunst zu fördern, die ihr Größtes sind: nämlich Bedeutung, Schönheit und Würde!

Von neuer pädagogischer Literatur.

Von Franz Weigl.

In der bedeutenden Sammlung „Monumenta Germaniae Paedagogica" der „Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte" ist ein zweibändiges Werk erschienen: „Mittelschulgeschichtliche Dokumente Altbayerns, einschließlich Regensburgs", gesammelt und mit einem geschichtlichen Ueberblick versehen von Dr. Gg. Lurz (Berlin, A. Hofmann & Co., Bd. I 9 ℳ, Bd. II 16 ℳ). Das Werk stellt eine äußerst wertvolle Bereicherung der schulgeschichtlichen Literatur dar, indem es bis in die ältesten Zeiten zurück die Schulverhältnisse verfolgt und bis zum 19. Jahrhundert zur Darstellung bringt. Speziell in den Anfängen der Schulorganisation kommt nicht nur der Mittelschullehrer, sondern jeder Erzieher mit seinen Interessen in dem Buche auf seine Rechnung. Ist es doch für jeden Erzieher von Wert, Einblick in die Einrichtung der ersten Bildungsstätten zu erhalten. Auf 136 Seiten gibt Lurz einen zusammenfassenden Ueberblick über die Entwicklung der Schulverhältnisse; der übrige Teil des ersten Bandes und der ganze zweite Band bringen die „Dokumente" in möglichst genauer und getreuer Wiedergabe der Quellen: vom ältesten Schulgesetz Bayerns, durch verschiedene Anordnungen von Regenten, Bischöfen, Synoden, Städten bis zum Lehrplan und Normativ von 1804 und 1808.

Pädagogische Programmschriften liegen neuerdings zwei von katholischer Seite vor. Ludwig **Auer** hat seiner „Erziehungslehre" vom Vorjahre eine zusammenfassende Darstellung seiner Gedanken folgen lassen: „Neue Erziehungspläne. Praktisch-pädagogische Denkübungen" (Donauwörth, Auer, 60 Pf.), und Privatdozent Dr. Jos. **Göttler** veröffentlicht als Heft 26/27 der „Pädag. Zeitfragen" eine Studie: „Unser Erziehungsziel. Pädagogisch-teleologische Erwägungen zur Aufklärung, Verständigung und Sammlung." (München, Höfling, 1 ℳ.) Erstere Schrift hat als ersten Zweck die Einseitigkeit der „herrschenden, verderblich-pädagogischen, einseitig-theoretischen Richtung" klar zu machen, als zweites Ziel „Wegzeichen aufzustellen für ein spezifisch-christliches und zugleich vollständig zeitgemäßes Erziehungsprogramm". Ich begrüße diese Schrift besonders deshalb, weil ich glaube, daß sie den Auerschen Gedanken mehr Freunde werben wird, als dies die manchmal allzubreit und wenig übersichtlich angelegte „Erziehungslehre" tun konnte. Wer dann die ernsten pädagogischen Gedanken erfaßt hat, die Auer bewegen, der wird schon von selbst zur „Erziehungslehre" greifen.

Anklänge „an den tiefblickenden Praktiker der Volkserziehung, Ludwig Auer" zeigt die zweite genannte Schrift von Dr. **Göttler**, allerdings in völlig eigenartiger Komposition. „**Unser Erziehungsziel**" umschreibt die **katholischen** Prinzipien, zeigt ihre mannigfachen Zusammenhänge mit modernen Gedanken, weist aber auf dieser Basis auch ab, was für das Wachsen und Werden des Kindes schädlich ist. Mit klaren Darlegungen geht der Verfasser den „Hauptkrankheiten" unserer Pädagogik, Intellektualismus und Verschulung nach, und ohne Aufdringlichkeit beweist er aufs neue, daß das katholische Erziehungsziel nicht so weltflüchtig, jenseitig, deshalb auch nicht so unpraktisch, nicht so kulturfeindlich, auch nicht so antisozial und antinational ist, wie man es hier und dort hören und lesen kann.

Von Reins „**Enzyklopädischem Handbuch der Pädagogik**" (Langensalza, Hermann Beyer & Söhne) liegt der 8. Band fertig vor. Er bringt u. a. eine Studie von Dr. Thalhofer über die Schulbücher, eine Abhandlung von Dr. F. W. Förster über Sexualethik und eine vorzügliche Darstellung der sokratischen Methode von Hofrat Dr. Otto Willmann.

Für die praktische Erzieherarbeit liegt ein wertvolles Buch vor zu der heute vielumstrittenen Frage der Sexualerziehung. Dr. Konstantion **Holl**, Rektor des erzbischöflichen Gymnasialkonvikts zu Rastatt, hat bei Herder erscheinen lassen: „**Sturm und Steuer**. Ein ernstes Wort über einen heiklen Punkt an die studierende Jugend" (Freiburg i. B., Herder, 1.80 ℳ), ein Buch, das erfreulicherweise schon nach einem Jahre die zweite Auflage nötig machte. Wer sich der Gefahren erinnert, die an unsere heutige Jugend nach der Seite der Reinheit herankommen, jene Gefahren, denen die „Allgemeine Rundschau" konsequent ihre Aufmerksamkeit widmet, der wird eine solche Schrift **sehr** begrüßen, um so mehr, wenn sie, wie in diesem Falle, aus reicher Praxis kommt. Zunächst belehrt der Verfasser in vorsichtiger Weise mit edler Sprache über die Tugend der Keuschheit und das entgegengesetzte Laster. Daß er dabei ernste Dichter, die Klassiker, die den jungen Mann in seinen Studien begleiten, die Praxis des Lebens direkt zu dem Leser sprechen läßt, ist ein großer Vorzug der Darstellung. Nicht als Predigt und ausschließlich religiöse Mahnung wirkt hierdurch die Lektüre, vielmehr als wohlmeinender Rat eines älteren Freundes, der stützen und, wenn der Leser gefallen sein sollte, wieder aufrichten will. Deshalb werden auch gewiß die im 3. Abschnitt angegebenen „Mittel zur Bewahrung oder Wiedererlangung der Keuschheit" gerne angewendet werden. Die Fragen der „Aufklärung" spielen heute eine sehr große Rolle. Manche Eltern sehen ein, daß sie besonders dem das Haus verlassenden jungen Mann, der nun in der Stadt das Gymnasium oder eine andere Bildungsstätte besuchen muß, Belehrungen nach allen Seiten der sexuellen Gefahren mit auf den Weg geben sollen; aber sie bringen es nicht fertig, die Mahnung zu geben. Da mögen sie zu dem angegebenen Buch von Holl greifen und es dem Studenten in die Hand geben. Die Wirkung wird wirklich eine vorzügliche sein!

„**Hurra, entlassen! Ein Freundeswort an unsere Jungen zur Schulentlassung**" von Rektor Heßdoerffer ist im Verlag von Butzon & Bercker, Kevelaer (8°. 40 S., 10 Pfg.) erschienen. In geschickter Weise sind darin die Fragen, die beim Uebertritt ins Leben brennend werden, mit dem angehenden Jüngling besprochen.

Auf dem Gebiete der pädagogischen Zeitschriftenliteratur ist eine Neuerscheinung zu erwähnen: „**Die Sonde**", herausgegeben von Felix Heuler, Paul Lang und Raimund Heuler (Herford i. W., Kortkamp). Die Herausgeber wollen jede pädagogische Richtung zu Wort kommen lassen und durch **kritische** Arbeit auf solch breiter Basis dem Fortschritt dienen. Zweifellos hat eine solche Arbeitsgemeinschaft heute ihre Berechtigung neben den Lehrervereins- und anderen pädagogischen Organen. Inwieweit es den Herausgebern gelingen wird, objektiv den verschiedensten Stimmen Geltung zu verschaffen, muß eine größere Zahl von Heften beweisen; heute ist darüber noch kein Urteil zu fällen. Immerhin ist es interessant, daß die Schriftleitung in Nr. 1 und 2 gleich zwei so grundverschiedenen Geistern wie Gurlitt und Morin, dem himmelstürmenden Berliner Ex-Professor, und dem den Lesern der „Rundschau" schon bekannten maßvollen Münchener Gymnasialprofessor, das Wort gab.



Literarische Lese.

Von

E. M. Hamann, Scheinfeld i. Mittelfr.

II.

Die nordische Literatur hat durch den neulichen Tod Gustav af Geijerstams einen schweren Verlust erlitten. Eines seiner hervorragendsten Werke, wenn nicht das hervorragendste, hatte er kürzlich zu seinem 50. Geburtstag als umgestaltetes „Gedenkbuch" nicht zuletzt an das Jahr 1895, in dem er es schrieb, herausgegeben: Das Haupt der Medusa. Eine Geistererscheinung aus dem Leben. Roman. Neue Ausgabe. (Berlin 1908, S. Fischer. 8°. 280 S. Geh. ℳ 3,50, geb. ℳ 4,50.) Dieses Buch liest man nicht, man leidet es. Aber wenn es in die Hände des rechten, d. i. tiefgründenden, willensstarken und vor allem auch nervenkräftigen Lesers geraten ist, so leidet dieser es zum Gewinn, vielleicht zu dauerndem Segen, trotz des resultatlosen und darum an sich enttäuschenden Schlusses. Man muß eben da, wie überhaupt, unabhängig zu urteilen, zu unterscheiden verstehen. Kann man das, so wird einen der in dem Werke steckende schier unglaubliche psychologische Reichtum wie eine große geistige Ernte überschauern, auf die man besonders wegen der unzähligen Feinheiten dichterisch betätigter Seelenkunde des öfteren zurückgreifen wird.

Fester im äußeren, vortrefflich wiedergegebenen Leben wurzelt desselben Autors Roman Die Brüder Mörk (Ebda. 1908, 8°. 285 S. Geh. ℳ 3,50, geb. ℳ 4,50). Er behandelt in etwa das gleiche Thema: das sich Auseinanderleben zweier einst innig verbundener Menschen, nur daß es sich dort um zwei Freunde, hier um zwei Brüder handelt. In beiden Fällen vollzieht sich gegen das Ende der Entwicklung eine Art Zurückfindens seitens des einen, des besseren Teils der ehemaligen Dioskuren. Auch das letztgenannte Buch bietet dem Psychologen eine Fundgrube, die sich leichter, d. i. ohne fast zu schmerzliche Erschütterungen, ausschöpfen läßt als das zuerst angeführte.

Tief in reiner, seelischer Verinnerlichung wurzelt die Tagebuch-Erzählung Die Friedensucherin. (Köln a. Rh. 1908, J. P. Bachem, 8°. 233 S. Geh. ℳ 3, geb. ℳ 4) von Isabelle Kaiser, der bereits als gestorben Betrauerten, nun dem Leben neu Zurückgegebenen. Zu diesem dichterisch geprägten, zum größten Teil zweifellos auf Selbsterlebtem beruhenden Buche muß man nicht nur Stimmung, sondern auch kongeniales Verständnis bringen, um es nach Verdienst würdigen, voll genießen zu können. Vielen wird der auch in der Handlung inferiore Held nicht behagen. Aber die durchaus im Vordergrunde stehende Heldin muß einem das Herz für immer gewinnen, wenn man sie in ihrem Urwesen begreift, und dazu gehört unbedingt ein Zugeschnittensein auf just ihre auffallend unmittelbare Veranlagung nach der ideal praktischen Seite des Menschen in seinem Verhältnis zur Natur, zur Kunst, zu dem Nächsten (nicht zuletzt zu den Frauen), zu Gott hin. Daß das Werk eine Kranken- und Konversionsgeschichte ist, tut seinem Werte keinen Abbruch, denn alle Tendenz in ihm ist frisch und frei zu echter Lebensenergie ausgelöst. In der Schweiz soll ein berühmter Kanzelredner „Die Friedensucherin" zum Gegenstande seiner Predigt gemacht haben. Ich begreife das gut, obwohl in dem gesamten Buche kein einziger „Predigtton" vorkommt.

In buntes, wechselvolles Leben taucht Frances Maitland mit dem „Erzählung" benannten Roman In der alten Heimat. Berechtigte Uebertragung von A. Brandt. (Graz 1909. C. J. Oehninger, 8°. 472 S. Geb. ℳ 5.) Diese auch in der fließenden Verdeutschung flott wirkende, gehaltvolle Geschichte von einer aus großer Armut zu plötzlichem Reichtum gehobenen jungen Erbin führt uns, dem Inhalte entsprechend, in die verschiedensten englischen Gesellschaftsklassen, die von der klugen, welterfahrenen Autorin in plastisch gezeichneten Typen verkörpert werden. Das Buch steht auf katholischem Boden und bedeutet für unsere bessere Unterhaltungsliteratur eine entschiedene „Akquisition".

Auf still Verinnerlichtes und Verinnerlichendes — wie das schon die Ueberschrift andeutet —, wenngleich hie und da mit den Mitteln seelischer Aufrüttelung und Erschütterung, dann mit denen sonnigen, auch hell lachenden Humors arbeitend, zielt R. Fabri de Fabris' Novelletten-, Skizzen- und Märchenband Von stillen Leuten. (Ravensburg 1908, Friedr. Alber, 8°. 163 S. Geb. ℳ 3.) Das Buch ist sparsam, mitunter zu sparsam an Handlung, aber reich an Motiven und gemütvoller Anregung, welch letztere bisweilen der künstlerischen Einschränkung bedürfte. Die Charakteristik ist liebevoll durchgeführt; man fühlt, wie nachdrücklich und doch wie besonnen diese edle Frau auf seiten der Entbehrenden, Gedrückten, Leidenden, der „Enterbten" steht, wie sie aber nicht nur den „Schattenpflanzen", sondern auch den Sonnenkindern unter den Menschen ihr feinsinniges, warmherziges Mitgefühl zuwendet. Die Darstellung gewinnt sehr durch hochpoetische Naturschilderungen, besonders aus dem Hochmoor und den Bergen der Eifel, die samt ihren Bewohnern auch eine R. Fabri de Fabris gut kennt. Ich meine, deren „stilles" Erzähltalent findet noch nicht genügende Beachtung und Anerkennung. Man lese Stücke wie „Heimatlos", „Miserere mei", „Dora Gerlach", und man wird mir recht geben müssen.

Eine im allgemeinen fester, realistischer zugreifende Hand beim prosaepischen Ausgestalten zeigt L. Rafael (H. Kiesekamp), deren letzte Veröffentlichung unter dem Titel: Der Spökenkieker und andere westfälische Geschichten, vorliegt. (Essen-Ruhr 1909, Fredebeul Koenen. 8°. 238 S. Geh. ℳ 2,50, geb. ℳ 3,50.) L. Rafael gehört zu den objektivsten Talenten der Neuzeit. Die Autorin verschwindet ganz hinter ihrem Werk, aber dieses ist, trotz des gedrängten, wuchtig der Entwicklung, bzw. der Katastrophe zustrebenden Vortrags randvoll von Empfindungsgewalt bis zur Leidenschaft. Das westfälische Land und Volk — ihr eigenes — kennt L. Rafael wie sich selbst. Welche Saite sie anschlägt, welche Gegend und Orte, Interieurs und Staffagen, welche Menschentypen und -gattungen sie vor uns hinstellt: immer ist sie aufs Tipfelchen und bis in den Kern orientiert, gerade als hätte sie allzeit just dort gelebt, mit just diesen interessanten, öfters knorrigen, nicht selten wilden Persönlichkeiten verkehrt und divinatorisch in sie hineingeschaut. Das vorliegende Buch ist ein glänzender Beweis dafür. Wer aber ruhiges Behagen in der Lektüre liebt, der halte seine Hand davon. Erquickliches, Erhebendes — von der rein künstlerischen Wirkung abgesehen — steht nicht viel in dem Bande. Eine Geschichte freilich ist ein kleiner Juwel nach der Richtung: „Die Geschwister." Und „Schultisch Ebbinghausen und ihr Einziger" sowie „Um des Kindes willen" zeigen neben Schroffem und Düsterem auch Lichtes und Liebes, desgleichen eine freundliche Schicksalswendung für verschiedene Hauptgestalten. Der „Spökenkieker" aber mit seinem herzbewegenden, traurigen Ausgange hat ganz weiche, vor allem jene geheimnisvoll mystischen Züge, die eine wunderlich-wundervolle Traumstimmung im Leser auszulösen vermögen. Unter allen Motiven ziehen die der dunklen Mächte in Mensch und Menschheit, in Natur und Mythe L. Rafael ersichtlich am meisten an. Sie ist auch sehr für Ausnahmefälle zu haben und geht mitunter in diesem Geschmack und seiner Verwertung zu weit. Unnatürliche Mutterliebe und rasende Liebesleidenschaft zählen zu ihren Hauptthemen, aber hier respektiert sie die ästhetischen Grenzen, und wenn man genau zusieht, so erkennt man, daß das Gute und Edle, das ewig Bestehende der Gegenstand ihrer Muse ist.

Lauschig anheimelnde, fromm-sinnige Wege geht gewöhnlich M. v. Greiffensteins Erzählweise. Bunte Astern heißt ihr letztes Buch (Münster i. W. 1909. Alphonsus-Buchhandlung, 8°. 278 S. Geb. ℳ 3,60), und sie kennzeichnet es als „Skizzen und Erzählungen für die Jugend und das Volk". Darin tritt die Bescheidenheit der Verfasserin zutage, die aber diesmal etwas fehlgreift. Zunächst sieht man nicht ab, warum dies ethisch reiche Werk seinen Leserkreis nicht ebenso gut unter den sog. höheren Ständen suchen sollte. Und dann passen mehrere der Erzählungen entschieden nicht für die Jugend schlechthin. Vor allem nicht der Glanzpunkt: „Die Sünde des Lanzenstoßes." Diese eine Geschichte von dem schweren inneren Kampfe und endlichem Siege eines geistvollen Mannes, der sich für „prädestiniert" d. i. für verloren hält, wiegt eine ganze Reihe von Büchern auf. Ich habe selten etwas so intensiv Packendes gelesen. Hier erkannte ich am klarsten, welche weitreichenden Möglichkeiten auch in der Prosaepikerin M. v. Greiffenstein liegen; hoffentlich wird sie sie uns noch alle verwirklichen. Auch das interessante „Geheimnis der letzten Stunde" mit seinem schwer ernsten Thema vom wissenschaftlichen Atheismus sowie „Heckenröslein an der Krippe" mit seinem Streifmotiv aus dem modernen Eheleben eignen sich nur für die bereits vorgeschrittene Jugend. Eine von goldenem Humor durchwehte und zugleich ergreifende, köstliche kleine Geschichte aus dem Krankenpflegerinnenleben ist „Blockkalender", während „Versöhnt" in seiner schlichten Knappheit die hohe Bedeutung des opferreichen Seelsorgerberufs nachhaltig wirkungsvoll vorstellt. — Wahrscheinlich wird man diese Sammlung vielfach mit dem Urteil „tendenziös" abtun. Wenn ja, dann ungerechterweise. Unsere Autorin erzählt, was sie weiß. Was sie aber weiß, ist getragen von der einen großen, herrlichen Tendenz: Barmherzigkeit Gottes.

Viel tiefen religiösen Ernst und psychologischen Feinsinn umschließt M. Herberts jüngster Novellen- und Skizzenband Lebensausschnitte. (Graz 1909. Verlagsbuchhandlung Styria. 8°. 178 S. Geb. ℳ 3.) Ich habe neulich mal den Wunsch aussprechen hören, unsere katholischen „Romanciers" möchten doch mehr auf das Lichte, Vorbildliche im Leben schauen als auf das Entgegengesetzte. Dieser Wunsch, den ich teile, hat gewiß seine große Berechtigung. Doch muß man wiederum gelten lassen, daß eine so tief auf Menschenliebe veranlagte Natur wie z. B. M. Herbert nicht leicht an den Dunkelheiten des Daseins wird vorübergehen können, ohne einen bleibenden Eindruck zu erhalten. Solche Eindrücke aber verdichten sich im Künstler zu Lebensäußerungen, die er, nach seinem Gefühl, der Umwelt einfach nicht vorenthalten darf. So kommt es, daß just eine M. Herbert uns so viel von den Schmerzen und Entbehrungen, auch den Schwächen und Leidenschaften der Brüder zu erzählen weiß. Aber sie schenkt uns auch helle, strahlende Bilder, und selbst der düstersten Wolke leiht sie meist einen verklärenden Lichtsaum: den Hinweis auf das



Göttliche im Menschen und auf die unausdenkbare Gnade unseres Erlösers und Herrn. Diese Eigenart bekundet sich auch in der vorliegenden Sammlung, unter deren 20 Erzählungen etwa vier allerdings als pessimistisch bzw. unerbittlich in ihren Konsequenzziehungen erscheinen. Dagegen erglühen andere in weittragender Leuchtkraft. Alle die bekannten hervorragenden Züge der Herbertschen Muse kommen in dem Buche zur Geltung, nicht zuletzt der, in einem kleinen Ausschnitt quasi ein volles Leben zu übermitteln. Wenn man den Band schließt, hat man den Eindruck, daß unser und anderer Leben des Guten, Schönen, Ewigen viel in sich birgt, daß es aber um diesen Kerninhalt noch weit besser stehen müßte, zumal um unsere in echte Caritas sich umzusetzende Gottes- und Nächstenliebe. Die für die Masse sorgenden großen Organisationen tun es wahrlich nicht allein. Das gemütsinnige Verständnis, die Fähigkeit des echten Verstehens für den einzelnen, ob sozial uns auch noch so fern Gerückten müßte noch ganz anders geweckt, ausgebildet, wenn man will: kultiviert sein.

Einen großen Abstand von der ausgereiften Darstellungsart einer M. Herbert bezeichnet diejenige Sebastian Wiesers in dessen Lindenblüten. (Ravensburg 1908. Friedr. Alber, 394 S. Geb. ℳ 3,50.) Warum der Verfasser seinen 32 „Geschichten" diesen Decknamen gegeben hat, ist mir nicht klar, schon aus dem Grunde nicht, weil allerlei Finsteres, Phantastisches, Visionäres hereinspielt; für das ebenfalls eingewobene Traum- und Märchenhafte ließe sich der Titel eher denken. Wiesers zahlreiche Freunde werden die Zeichen seines unverkennbaren Talents auch in dieser Veröffentlichung begrüßen. Letztere hätte aber nach meinem Dafürhalten so nicht geschehen dürfen. Wenn irgendwo, tat hier rücksichtslose Sichtung, gründliche Durcharbeitung und Feilung not:

Bedeutend höher stehen des gleichen Autors „ausgewählte Gedichte" In Lied und Leid. (Ebda. 1908. 8°. 140 S. Geb. ℳ 2,80.) Auch hier dürfte das „ausgewählt" (s. vor allem das geschmacklose Schlußgedicht!) viel kräftiger betätigt, auch hier manch sprachliches Ungefüge und unabgeklärtes Gärungsmoment, manche poetische Anlehnung und untiefe Gefühlsüberschwänglichkeit beseitigt sein. Im ganzen jedoch finden wir ein überraschendes Aufgebot von echt dichterischer Stimmung und reiner, auch originell schöner Klangwirkung. Gott, Christus, Maria, Natur, Menschenliebe und Menschenleid sind die Themen; ein paar gut konzipierte Balladen schließen sich gegen das Ende an. Die Form beherrscht Wieser scheinbar spielend, den Liedton trifft er bisweilen geradezu meisterhaft. Aber ein wirklicher Meister ist er auch als Lyriker nicht; doch hat er das Zeug, bei strenger Selbstzucht einer zu werden.

Der Sichtung und Feilung bedarf ebenfalls noch die Lyrik Anna Nüttens, von der die Sammlung Brennende Kerzen vorliegt (Essen-Ruhr 1909. Fredebeul & Koenen. Kl. 4°. 189 S. Geb. ℳ 4,50.) Daß wir es hier mit einer bereits abgeklärten Persönlichkeit sowie mit einer urwüchsigen Begabung zu tun haben, sehen wir bald. Aber der Charakter dichterischer Kundgebung, der jetzt zum erstenmal geschlossen hervortritt, wäre noch zu modifizieren und auch zu entwickeln. Das ganze Buch ist auf Gott gestimmt. Ein sieghaft ringender Gottsucher bringt seine flammenden Kräfte, Bestrebungen, Erkenntnis- und Erfahrungsresultate als Opferkerzen dar. Diese schwelen nicht: sie strahlen reines Licht, wenn auch die äußere Gestaltung, trotz des entschieden vorhandenen starken Formtalents, vollkommener ausgebildet sein könnte. Hie und da täte auch inhaltlich eine straffere Konzentrierung not. Aber der Band, wie er ist, wird Freunde werben und Interesse wecken für Künftiges aus gleicher Hand.

Man sagt, das schönste Gedicht sei ein sich unter Freude und Schmerz läuterndes Menschenleben. Einen ähnlichen Eindruck erhält man bei Lesung der bereits öfters genannten und gerühmten Biographie Frau Pauline Brater, Lebensbild einer deutschen Frau. Von Agnes Sapper. Mit zwei Bildnissen, (München 1908, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 8°. 312 S. Geb. ℳ 4.) Die Heldin (1827—1907) war die Tochter des Erlanger Mathematikprofessors Pfaff und die Frau des bekannten bayerischen Abgeordneten und Redakteurs der „Süddeutschen Zeitung" Karl Brater, der bereits 1869 starb. Beide (evangelische) Gatten waren „Deutschgesinnte"; doch scheidet das in seiner einfachen Darstellung packend, weil rein menschlich interessante Buch das aufdringliche „politische Lied" aus. Dasselbe läßt sich von der Kundgebung religiöser Anschauung sagen, welch letztere sich übrigens bei Frau Brater von gänzlich schwankendem Rationalismus zu positivem Gottesglauben vollzog. Dem urteilsklaren Leser können wir das auch kulturhistorisch anregende Werk zu genußreicher Lektüre empfehlen.

Zu einem bekannten Kapitel.

In einer Stadt des rheinisch-westfälischen Industriebezirks wurde kürzlich ein Unterrichtskursus zur Vorbereitung auf die Assistentenprüfung abgehalten, der in der größeren Mehrheit von Bureaugehilfen und nur von wenigen Beamten besucht wird. Ueber die Gewerbeordnung nun ist dort in einer Weise „unterrichtet" worden, die man nicht mehr billigen kann. Als der unterrichtende Polizeikommissar einmal den Ausdruck „leichtes Mädchen" gebrauchte, meinte einer der Schüler in sehr vorlauter und ungezogener Weise, „ihm sei ein schweres lieber". Anstatt diese höchst unpassende Bemerkung mit einer Rüge zu bedenken oder wenigstens mit Verachtung und Schweigen zu übergehen, ging der Herr Kommissar tatsächlich auf die Bemerkung ein, und zwar in einer keineswegs abweisenden Art. Als ein anderesmal von Nacktvorstellungen die Rede war, meinte derselbe Kommissar: „Sie würden ja auch dorthin gehen." Er sprach auch von „Roerenschen Begriffen" in abfälliger Weise. Einmal führte der betreffende Kommissar aus, es müsse auch Gewerbe geben, die nicht frei wären, „z. B. das der Hebammen". Als über diese Entgleisung — wir wollen es einmal so nennen — unter den Schülern ein entsprechendes Gelächter entstand, errötete der Herr Kommissar ersichtlich, ein Beweis, daß er selbst sein „Beispiel" für recht unpassend finden mußte. — Unter einem anderen Lehrer, der ebenfalls Polizeikommissar ist, kam das Kapitel der gewerbsmäßigen Unzucht zur Sprache. Eigentlich, meinte der Herr, könne ja nur bei Weibern davon Rede sein, und fügte dann unter einem recht unfeinen Lächeln hinzu, nach der Eulenburgerei könne man freilich auch anderer Meinung sein. Daß diesen und ähnlichen Ausführungen wiederholtes, lautes und die andersdenkenden Schüler geradezu verletzendes Lachen folgte, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden.

Die angezogenen Ausdrücke beruhen durchaus auf Tatsachen. Aus praktischen Gründen wollen wir einstweilen mit näheren Namen nicht dienen. Im übrigen kann der Beweis jederzeit angetreten werden. Was sollen, so fragen wir, derartige Dinge in einer solchen Schule? Mögen die Sachen als solche immerhin zur Sprache kommen, das ist ein gutes Recht der betreffenden Schule und wird kein vernünftiger Mensch verwehren wollen. Aber dann mögen die genannten Herren, die zudem als Polizeikommissare erst recht dazu verpflichtet wären, auch selbst für solche immerhin heikle Themata die rechte Form wählen und für Vermeidung von Ungezogenheiten seitens der Schüler energisch Sorge tragen. Das ist zum mindesten auch ein gutes Recht derjenigen Schüler, die sich ihre gediegenen moralischen Anschauungen gewahrt haben, und würde dem mit Recht geachteten Stande der Polizeikommissare besser dienen. Wir halten es für unsere Pflicht, auf derartige Vorkommnisse öffentlich hinzuweisen. Mit tatenlosem Schweigen kommen wir nicht weiter.

Höntrop i. W. Clemens, Kaplan.

„Harmlose" Freuden auf der Darmstädter Messe. Unter dieser Ueberschrift veröffentlicht die im „Staatsverlag" erscheinende liberale „Darmstädter Zeitung" (Nr. 112 vom 14. Mai 1909), eine mit Namen (Schlosser) gezeichnete Zuschrift, die auch für andere Städte eine ernste Gewissenserforschung bedeutet: „Sind wir gewillt, immer wieder, so oft die Messe wiederkehrt, einen solchen Strom von Schmutz und Unrat über unsere heranwachsende Jugend — die Kinder merken ja zum Glück wenig davon — sich ergießen zu lassen, wie ihn zwischen und hinter all dem harmlosen Flitter die letzte Messe wieder gebracht hat? Auf Anregung eines berufenen Kreises von Jugendpflegern haben wir uns der ekeln Mühe unterzogen, einiges davon uns näher anzusehen; einiges nur: wir hatten von den Proben genug und übergenug. Es sei uns gestattet, von dem Gesehenen offen zu berichten. In einer Zeit, die nur allzusehr an zynische Offenheit gewöhnt ist, müssen wenigstens auch zu ernstem Zweck die Dinge aufgezeigt werden dürfen, wie sie sind. — Das ist zunächst der unvermeidliche Kinematograph. Am Tag natürlich „höchst dezentes Familienprogramm"..... „Haben Sie die gestrige intime Abendvorstellung gesehen? Wenn nicht, dann kommen Sie heute abend um 9 Uhr. Neuestes Wiener Programm." Warum dulden wir eine solche Ankündigung? Warum dulden wir dicht daneben jenen offenen kleinen Stand, der Halbwüchsigen in Massen seine grellbunten Hefte „Das Menschensystem. Sehr interessant. Für Braut- und Eheleute" verkaufen darf? Was sollen vor den Augen unserer Jugend Buden wie ein „Schönheitssalon", „Wunder über Wunder. Nur für Erwachsene", „Moderne Ehe"? Sie sind eine der anderen wert, alle „nur für Erwachsene", mit Ausdehnung der Grenze dieses Begriffes möglichst weit nach unten. Ein kleiner Blick in die erste der edlen Dreiheit sei gestattet. „Das Weib und seine Schönheit" verkündet die Eintrittskarte. Drinnen eine Reihe von Stereoskopen, ausnahmslos Photographien von nackten Dirnen in den gewagtesten Stellungen zeigend. Die gemeinen Zoten aus den Reihen der Besucher bekunden leider deutlich genug, daß man nur zeigt, was dem Publikum wert ist. Da sollen junge Leute nicht verdorben werden?! Zum Ueberfluß wird nun für weitere 20 Pf. „gemütlichen Herren, die Spaß verstehen", noch eine Extrafreude bereitet: „Was Sie da sehen ist lebend." Mag sein, daß

der lüsterne Besucher des Nebenkabinetts — wir verzichten dankend — nicht ganz auf seine Rechnung kam; die Ankündigung ist allein schon unerhört. — Genug der Proben! Aber noch einmal fragen wir: Warum dulden wir unter uns solche Gemeinheiten? Warum darf das Gift und der Schmutz vor unseren Augen ungehindert seine Wirkung an unserer Jugend ausüben? Brunnen mit schlechtem Wasser beseitigen wir. Ansteckenden Krankheiten sperren wir mit aller Sorgfalt den Zugang. Warum versagen wir hier so kläglich, wo mehr als Gesundheit auf dem Spiele steht? Schlosser."

Größenwahn.

Ein außerhalb Münchens in den weitesten Kreisen unbekannter Dichterjüngling hat in einer Berliner Wochenschrift („Die Schaubühne") einen putzigen Artikel geschrieben, in dem er Ganghofer mit der Marlitt auf gleiche Stufe stellt, Ludwig Thoma, Gumppenberg und Ostini als „Mittelmäßigkeiten" charakterisiert und dann auch noch den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" seiner kritischen Beachtung würdigt. Natürlich handelt es sich bei Kausen um die Brettl. Gewiß, Herr Dr. Lion Feuchtwanger ist trotz der Konfessionsgemeinschaft kein Bauernfreund,[1]) der für die künstlerische Mission des Herrn Hunkele seine Lanzen bricht; dazu ist er zu ästhetisch. Er rühmt im geraden Gegenteil Herrn Hunkele nach, daß sein „entwickelter Geschäftssinn im umgekehrten Verhältnis zu seiner Kunstbegeisterung steht". Allein er sucht die Erfolge Dr. Kausens im Sinne der über allen Parteien stehenden Reinlichkeitspartei in ein schiefes Licht zu rücken. Nach seiner Meinung verdient der Umstand ein gewisses symptomatisches Interesse, daß in München Obrigkeit und Bürgerschaft den Windmühlenkampf des Arminius Kausen gegen den Varus Hunkele ernst nehmen. Dieses und andere von Herrn Feuchtwanger triefend von Geist geschilderten Vorgänge beweisen ihm die unglaubliche Kritiklosigkeit der Münchener, der „Isarböotier". Der Herr ist ja noch sehr jung, aber es kann ihm dennoch nicht unbekannt sein, um was es sich in dem Brettlprozeß handelte; er stellt sich nur so. Sein Zweck ist lediglich, zu verkleinern. „Ein von etlichen ultramontanen Herren gelesenes, sanft rotbraunes Blättchen" nennt er die „Allgemeine Rundschau" und denkt dabei im innersten Dichterherzen: hätte ich doch für meine ach so kurzlebige Wochenschrift, Organ für Selbstbe,spiegel'ung, die dem Papierfabrikanten alle Ehre machte, „etliche" Leser in Palästina gefunden. Sie fanden sich lediglich innerhalb der allerdings weitverzweigten Familie Feuchtwanger, und da es doch schade gewesen, wenn, was die Väter durch Margarine erworben, ausgegeben würde, um Makulatur zu werden, so ward der Brüder Feuchtwanger journalistische Schöpfung mit einem Berliner Blättchen fusioniert. So kann man Lions geistreiche Urteile über die „schöne, träge Stadt München, ein in seinem Dünkel zwiefach lächerliches Schilda", nun in der „Schaubühne" des Herrn Siegfried Jacobsohn lesen. Jung-Siegfried aus Berlin ist nicht viel älter als der junge „Löwe" aus „Isarböotien". Er ist bekannt durch sein phänomenales Gedächtnis, durch welches ihm eine längere Kritik wortwörtlich in die Feder floß, die schon einige Jahre von einem anderen Autor gedruckt vorlag. Wie ein Unglück selten allein kommt, so entstand ihm in einem Maximilian Harden ein Verteidiger. Also in dem Blatte Siegfrieds, des jetzt so unblutigen Oskar Blumenthal kleinen Neffen, schreibt Lion. Er berichtet auch über eine, wie er richtig sagt, gänzlich mißlungene Vorstellung des „Phoebus" und über den Untergang dieses Vereins durch ein mißlungenes Ballfest. Nirgends erfährt der Leser, daß dieser Literatenverein, von dessen „sicherer und geachteter Position" Rühmenswertes erzählt wird, seinerzeit lediglich zum Ruhme des Dichters Lion und seines jüngeren, ausschließlich in Kritik machenden Brüderchens Martin gegründet wurde. Wie sich Lion die Helden des alten Bundes und Heinescher Balladen dachte, durfte eine christliche Kritik und ein andersgläubiges Publikum im Volkstheater genießen. Besonders an den tragischen Höhepunkten war die Sache von erheiterndster Wirkung. Im Fasching dieses Jahres ergriff den „Phoebus" gesellschaftlicher Ehrgeiz. Wenn man sieht, wie da und dort der Königliche Hof erscheint, tut es einem eben weh, wenn man sich mit zwei königlichen Hofschauspielerinnen a. D. begnügen muß. „Phoebus" verband sich mit einer Dekorationsfirma, welche vertraglich verpflichtet wurde, die Erlersche Dekoration des Neuen Vereins durch ägyptische Grabkammern zu übertrumpfen. Riesenzirkusplakate wurden angeschlagen, in denen Theatervorstellungen von achtstündiger Länge und das Auftreten ausgerechnet der Mary Irber versprochen wurde. Da München Kunststadt ist, so wurde der schönsten Maske, wenn ich nicht irre, eine stilisierte Badewanne oder ein Rauchsalon als Prämie gestiftet. Allein die Münchener Gesellschaft, die teutonische, kam nicht herbeigeeilt, um für 20 M. Eintrittskarten zu lösen. Am Balltage herrschte an der Münchener Börse, dem sonst so beschaulichen Verschleiß mündelsicherer Pfandbriefe, ein wildes Toben, wie in Berlin oder Frankfurt. Man suchte nämlich Phöbuskarten zu jedem Preise loszuschlagen. Allein am Abend blieb der Löwenbräukeller doch leer. Vorher hatten Arbeiter gedroht, mangels Zahlung die Dekoration wieder einzureißen; doch kühn war das Komitee hinter Schutzleuten in den Saal gedrungen und hatte die Ordnung wiederhergestellt. Weder das Bacchanale aus Tannhäuser, noch die Krüglreden des Herrn Thannhauser, auch nicht die Aufforderungen eines sich für vierzehn Tage heiser schreienden Schauspielers, die Brettl zu besuchen, noch das Mineralwasser, welches das Komitee trank, konnten dem Ball Stimmung bringen. Am anderen Tag Wiederholung des Programms und der Leere. Das Resultat ein kolossales Defizit und diverse Prozesse. Es soll, so viel man hört, noch längerer Zeit bedürfen, bis juristischer Scharfsinn zwischen den Schulden der Tapeziererfirma und der Literaturfirma Klarheit geschaffen. Eine Transferierung der ägyptischen Grabkammern, der Dichter Feuchtwanger und eines Weißwurstmetzgers zu einer „Münchener" Künstlerredoute (die Künstlerschaft protestierte gegen diesen Namen!) nach Frankfurt a. M. konnte nicht den festgefahrenen Sonnenwagen des „Phoebus" wieder flott machen. Der Verein, der nach Feuchtwangers bescheidener Selbsteinschätzung „im Literatur- und Theaterleben der bayerischen Residenz ein wesentlicher Faktor gewesen", beschloß seine Auflösung. Nicht weil das Protzenfest „Geist und Stil" bot, mißglückte es, sondern an dem „spekulativen, reklamewütigen Größenwahn", den Dichter Lion bei — anderen findet. Die „unglaubliche Kritiklosigkeit der Münchener" hat einmal versagt; wenn der jugendliche Dichter von „etlichen" gelesen werden will, so muß er dies lediglich mit seinen Leistungen erzielen. Die Reklametrommel des „Begüterten" hat ein Loch bekommen. Sie tönt nicht mehr, „Phoebus" ist tot. Und wenn Lächerlichkeit allein schon töten könnte, so wäre damals an der sengenden Ironie der ausnahmsweise einigen Münchener Presse — die Palme errang sich unbestritten der Spottvogel in der sozialdemokratischen „Münchener Post" — das ganze Margarinehaus Feuchtwanger zugrunde gegangen.

W. Thamerus.

[1]) Anmerkung des Herausgebers: Bauernfreund, dessen Verurteilung zu 150 M Geldstrafe, eventuell 15 Tagen Gefängnis, wegen Beleidigung des Herausgebers der „Allgemeinen Rundschau" inzwischen rechtskräftig und in vier Münchener Blättern von Rechts wegen veröffentlicht ist, fährt nichtsdestoweniger fort, den Herausgeber mit unwahren Verdächtigungen öffentlich in seinem Blättchen zu beleidigen. Es scheint ihn demnach nach einer Neuauflage des von Rechtsanwalt Dr. Bernstein gegen ihn geführten Doppelprozesses zu gelüsten. Damals wurde Bauernfreund, als er nach der ersten Verurteilung zu 14 Tagen Gefängnis seine Ehrenkränkungen gegen Dr. Bernheim fortsetzte, abermals in zwei Instanzen zu 14 Tagen Gefängnis verurteilt. Bei dieser Gelegenheit sei in Anknüpfung an den Artikel „In eigener Sache" (Nr. 19 vom 8. Mai, S. 332) kurz mitgeteilt, daß die zwischen dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" und der Redaktion der „Münchner Neuesten Nachrichten" schwebenden persönlichen Differenzen durch gegenseitige Erklärungen in zufriedenstellender Weise erledigt wurden.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Lange hat man gezögert, uns mit Puccini bekannt zu machen. Schon vor Jahr und Tag hatte seine „Bohème" hier bei einem Ensemblegastspiel der Stuttgarter Hofbühne starken Eindruck gemacht, bevor die Oper im hiesigen Spielplan erschien und sich — was bei neuzeitlichen Produkten so selten ist — in demselben behauptete. Mit gleich günstigem Erfolge haben „Manon", „Madame Butterfly" und „Tosca" den Weg über die Alpen gefunden und an vielen deutschen Bühnen die dankbarste Aufnahme erfahren. Unsere Hofbühne hat sich erst vor kürzerer Zeit entschlossen, „Tosca" in ihren Premièrenplan aufzunehmen. Dieses Versprechen wurde in erfreulicher Eile eingelöst. „Madame Butterfly" soll im nächsten Winter nachfolgen. Die Einstudierung der „Tosca" lohnte im vollsten Maße alle aufgewendete künstlerische Mühe. Sie hatte einen durchschlagenden Erfolg, der nicht durch ästhetische Reflektion oder Suggestion des bekannten Namens, sondern durch die unmittelbaren, starken Eindrücke des Werkes erzielt wurde. Zweifellos ist das Textbuch, welches Illica und Giacosa nach einem Stück Victorien Sardous sehr geschickt verfaßt haben, dem Komponisten ein starker Mithelfer geworden. Gewiß viele, ja die meisten dieser Wirkungen sind Effekte einer Dramatik mehr volkstümlicher Art, aber in der Hand eines Könners werden sie ihres Eindruckes doch stets sicher sein. Puccini macht sich ihre Wirkungen zunutze, aber er weiß sie durch wohltuende Kontraste zu mildern. Es fließt in „Tosca" so viel vergossenes Blut wie in „Elektra". Auch Puccini verschönt und mildert nicht, sondern wählt auch veristische Mittel, allein er malt weniger die äußeren, wie die seelischen Schmerzen; so drückt die Musik in der grauenvollen Folterszene mehr Toscas Empfinden über die Tortur des Geliebten aus als die Qualen des Gefolterten selbst. Von großem

Reiz und Unmittelbarkeit des Gefühls sind die Liebesszenen. Der deutsche Bildungsphilister ist hier freilich gleich bei der Hand von zu großer Süßlichkeit der Kantilene zu reden, obwohl ein Italiener doch besser so singt, wie es **seinem** Kunstempfinden entspricht, als wie er es bei Richard Wagner gelernt hat. Der Maler Cavaradossi hat einem Staatsgefangenen zur Flucht verholfen; der Polizeichef will ihn durch die Folter zwingen, das Versteck zu verraten. Der Künstler bleibt standhaft, allein **Tosca**, seine Geliebte, welche gezwungen wird, der qualvollen Tortur in der Nähe beizuwohnen, gibt das Geheimnis Preis. Um **ihre** Liebe will ihn der blutige Richter freilassen; unter dieser Bedingung soll Cavaradossis Erschießung nur zum Schein mit blinden Schüssen erfolgen. Tosca willigt in ihrer Verzweiflung ein; der Polizeidirektor Scarpia gibt die Befehle, die, wie Tosca glaubt, Cavaradossi das Leben retten. Als aber der Wüstling ihr naht, sticht sie ihn mit einem Messer nieder und flieht ungesehen. Die Frühmorgenstimmung auf dem Kastell, auf welchem die Hinrichtung vollzogen werden soll, bringt einen glücklichen Kontrast zu der vorausgegangenen Mordszene. Tosca erscheint; in einem musikalisch glanzvollen Zwiegesang weiht sie den Maler in den Verlauf der Dinge ein. Hoffnungsvoll steht Cavaradossi den Flintenläufen gegenüber. Es ist nur zum Schein, in kurzer Frist kann er mit Tosca entfliehen. Die Schüsse krachen. Cavaradossi stürzt, jedoch nicht wie ein **großer Schauspieler**, wie Tosca glaubt. Er ist **tot**. Scarpia hat Tosca betrogen. Verzweifelt steht sie an des Geliebten Leiche. Da nahen schon die Häscher, die den ermordeten Scarpia aufgefunden. Sie wollen Tosca ergreifen, da springt sie von der Plattform in die Tiefe. Gleich dem Komponisten haben Darstellung und Regie sich von billigen Kraßheiten ferngehalten, so z. B. bei der Folterszene, die durchaus überzeugend in einem Nebenraume vor sich geht; in der Mailänder Scala wird, wie ich höre, der Zuschauer in erhöhtem Grade Augenzeuge. Mag die Musik an Erfindung hinter der „Bohème" zuweilen zurückstehen, so ist ihre farbige und oft auch sehr kraftvolle Zeichnung doch sehr reich an Schönheiten. Sardou hat das Stück einst für Sarah **Bernhardt** geschrieben; auch als Oper erfordert die Partie der Tosca hervorragende Darstellungskunst. Sanglich wird man manche gute Vertreterin der Titelrolle finden, was aber Zdenka **Faßbender** darstellerisch als Tosca bot, das wird schwer anderswo erreicht werden. Diese Leistung ist besonders in den gewaltigen Anforderungen des Mittelaktes erschütternd. **Buysson** sang den Maler mit vollendetem Klangreiz. Für romanische Musik ist er der glanzvollste Sänger, den wir haben. Den Scarpia gab **Feinhals** stimmlich wie darstellerisch ausgezeichnet. Er wußte diesem Theaterbösewicht durch weltmännische Formen den Reiz von Eigenart zu geben. Den Flüchtling charakterisierte **Schreiner** sehr eindringlich; **Gillmann**, **Lohfing**, **Winkelmann** und Frl. **Koch** brachten kleinere Chargen zu guter Geltung. Hofkapellmeister **Röhr** leitete das Orchester mit Umsicht und Temperament. Bisweilen bedürfen die Instrumentaleffekte zugunsten der Singstimmen noch einiger Abtönung. Von **Fischers** Dekorationen sind besonders Kirche und die Plattform mit Ausblick auf Rom von starkem Eindruck. Der Beifall steigerte sich mit jedem Aktschlusse. Es wird sich lohnen, daß für eine Doppelbesetzung der Hauptpartien bereits Sorge getragen ist.

Für die Festspiele im Münchener Künstlertheater, die unter Leitung Max Reinhardts am 18. Juni eröffnet werden, ist das Repertoire der ersten zehn Vorstellungen in folgender Weise festgelegt: am 18. Juni ist die Erstaufführung von Shakespeares „Hamlet", 19. Juni: „Ein Sommernachtstraum", 20.: „Hamlet", 21.: „Sommernachtstraum"; 22.: „Hamlet", 23.: „Faust", 24.: „Sommernachtstraum", 25.: „Was ihr wollt", 26.: „Hamlet" und 27. Juni: „Faust". Am 29. Juni gehen Schillers „Räuber" zum ersten Male in Szene, am 2. Juli findet die Première der „Lysistrata" des Aristophanes statt und am 5. Juli wird der „Kaufmann von Venedig" erstmalig aufgeführt. Das Reisebureau Schenker & Co., Promenadeplatz 16, nimmt bereits jetzt Billettbestellungen entgegen und erteilt kostenfrei Auskunft.

Verschiedenes aus aller Welt. In der Generalversammlung des **Deutschen Bühnenvereins** stellte Direktor Martersteig (Köln) den Antrag, der zuständigen Kommission eine Resolution zu überweisen, in der sich die Mitglieder des Bühnenvereins verpflichten, nach Ablauf der dreißigjährigen Schutzfrist im Jahre 1913 das Bühnenweihe-Festspiel: „**Parsifal**" **nicht** auf ihren Bühnen aufzuführen, solange das Festspielhaus in **Bayreuth** den nächsten Erben Richard **Wagners** untersteht. Ferner sollen sich die Mitglieder des Bühnenvereins verpflichten, ihre Sänger und Sängerinnen zu Parsifalaufführungen außerhalb Bayreuths nicht zu beurlauben. Dieser Antrag fand einstimmige Annahme. Der bayerische Prinzregent hat, wie Possart berichtete, schon vor längerer Zeit angeordnet, daß auf den Münchener Hofbühnen Parsifal nicht gegeben wird. — Max Klingers Denkmal von Johannes **Brahms** wurde am 76. Geburtstag des großen Meisters in der **Hamburger** Musikhalle enthüllt. Am Abend fand ein Freikonzert statt, welches ausschließlich Brahmsche Kompositionen aufwies und einen großen Verlauf nahm. — In Zerbst fand das 17. Anhaltische Musikfest statt, bei dem die „Graner Festmesse" von Franz Liszt aufgeführt wurde und großen Beifall fand. Professor Henri Marteau, der Nachfolger Joseph Joachims, spielte das „Violinkonzert op. 61" von Beethoven und erntete jubelnden Beifall. Er benutzte dabei eine Geige von Joseph Guarnerius aus dem Jahre 1743. Das Hoftheater hatte mehrere Solisten gestellt.

München. L. G. **Oberlaender**.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Der rückhaltlose **Dämpfer**, den die **Berliner Grossbankwelt** ziemlich post festum dem ungestümen Spekulationstreiben an den Börsen aufsetzt, wirkt anhaltend reinigend. Neue Käuferschichten, sowie anregende Meldungen sind nicht mehr in dem Umfange eingetroffen, dass das gross angelegte Kursgebäude an den Börsen den gewaltigen Realisationen und Gewinnsicherungen erfolgreich standhalten könnte. Die Spekulation und auch das Privatpublikum hatten sich an den Börsen in der positiven Voraussetzung engagiert, dass sich auf Grund eines grösseren Aufschwunges der industriellen Konjunktur in unserem heimischen Wirtschaftskreise weitere und recht ansehnliche Kursgewinne einstellen würden. Diese Hoffnungen scheinen sich jedoch nicht so schnell zu erfüllen. Zu der abwartenden Haltung der Märkte gesellte sich eine **finanzielle Uebersättigung** an Effektenengagements — ein Stadium, das jedem, der aufmerksam den Werdegang der Börsen verfolgt, nicht unerwartet gekommen sein wird. — Wenn zu dem bisher geübten Optimismus nicht der geringste Anlass vorliegt, so darf die Position der deutschen Börsen und die Entwicklung unserer heimischen Wirtschaftskonjunktur doch keineswegs zu schwarz prognostiziert werden. Die anerkannte Energie und die **Schaffenskraft unserer Handels- und Industriekreise** hat auch in den schwierigsten Fällen bisher noch nie versagt. In den derzeitigen Kursen ist zwar ein grosser Teil der bisherigen nur geringen Besserung von einzelnen Sparten der Industrie mehr als genügend eskomptiert. Die **Grundtendenz** bleibt trotz der Abschwächung eine feste, schon deswegen, weil neuerdings grosse Transaktionen innerhalb der deutschen Industrie bekannt werden. Namentlich die deutsche **Elektrizitätsbranche** scheint berufen zu sein, lukrative Geschäfte zu entrieren. Günstige Momente, wie die Verlängerung des die ganze Branche umfassenden Starkstrom-Kabelkartells, lenkten neuerdings die Aufmerksamkeit auf diese Branche. Meldungen über **geplante Millionengeschäfte**, wie die Elektrisierung der Petersburger Strassenbahn und das neue Berliner städtische Untergrundbahn-Projekt, stimulierten. Wenn diese Momente, sowie die **günstigen Berichte aus der amerikanischen Eisen- und Stahlbranche und die feste Tendenz der Neuyorker Börse** nicht anhaltend einwirkten, so war dies der Menge von ungünstigen Meldungen zuzuschreiben, die die Tendenz überwiegend beherrschten. **Vom heimischen Montanmarkt** werden die widersprechendsten Berichte über die Situation des rheinisch-westfälischen Eisenmarktes laut. Aus Oberschlesien wird eine Erhöhung der Förderungseinschränkung der Kohlenkonvention gemeldet. Der Jahresbericht des Deutschen Stahlwerksverbandes signalisiert keineswegs günstige Aussichten für das laufende Geschäftsjahr. Das **Ausland** berichtet von hohen Kupferpreisen, und der Goldminenmarkt scheint die **feste Tendenz** vorerst noch beizubehalten. — Die Situation am **internationalen Geldmarkt** hat sich wenig geändert. Was die **deutsche Diskont- und Geldmarktentwicklung** betrifft, so ist im Hinblick auf die erfolgten Einzahlungen auf die neuen Anleihen des Reiches eine geringe Versteifung des Privatdiskontsatzes eingetreten, die aber nur vorübergehend sein dürfte. Durch die voraussichtlich stärkeren Rückzahlungen des Reiches an die Deutsche Reichsbank wird unsere Zentralnotenbank hoffentlich so stark entlastet werden können, dass alsdann eine kräftige Erleichterung der gesamten Position der Reichsbank und die dann ermöglichte Diskontreduktion eintreten wird. Anderseits darf nicht übersehen werden, dass der Kulminationspunkt der Geldflüssigkeit wohl in Bälde erreicht werden dürfte, da bekanntlich im zweiten Jahressemester der Herbst mit seinen üblichen starken Geldansprüchen sich bemerkbar machen wird. — Von besonderer Einwirkung auf die Börsen und die Gestaltung der übrigen finanzwirtschaftlichen Faktoren bleiben die politischen Fragen, insbesondere die Aufregungen wegen der **Steuerprojekte**. Es will mehr und mehr den Anschein gewinnen, dass **neuerdings Börse und Hautefinance** als Kompromissobjekte der politischen Parteien ausersehen sind. Eine Besteuerung des Kapitals aller Aktiengesellschaften, ferner des Umsatzes der Banken, und neue verstärkte Börsengebühren werden als Aequivalent der viel umstrittenen Erbschaftssteuer genannt. Das Kapital und die finanzkräftige Handelswelt werden neue Steuern — wenn auch widerwillig — ertragen, wenn dieselben in mässigen Grenzen gehalten sind. Allzu grosse Anforderungen an diese Faktoren bewirken jedoch das Gegenteil, wie die seinerzeit wiederholt erhöhten Stempelgebühren das beste Exempel von verminderten Einnahmen gaben.

M. Weber.



Aus Kurorten und Bädern.

H. **Mineralbad Ditzenbach.** Das „Erbe der Helfensteiner“, so betitelt sich eine neue, zurzeit im „Stuttgarter Katholischen Sonntagsblatt“ erscheinende Erzählung der beliebten Schriftstellerin Katharina Hofmann. Diese Erzählung wirkt ebenso packend durch die in ihr geschilderten historischen Ereignisse und Szenen aus dem täglichen Leben aus jener bewegten Zeit, wie durch die prächtigen Naturschilderungen. Mit letzteren schöpft die genannte Erzählerin aus dem Vollen, denn der Schauplatz ihrer Erzählung ist ein durch landschaftliche Reize hoch ausgezeichnetes Tal — das sogenannte Täle — auch Gaisental genannt —, das sich von der Stadt Geislingen a. d. Steige bis zur alten Stiftsstadt Wiesensteig und der oberen Fils entlang erstreckt. Mitten darin in diesem hochromantischen Schauplatz, direkt unter den Ruinen der alten Helfensteinerburg — Hiltenburg — liegt das mit Recht als Perle des Tales gerühmte Mineralbad Ditzenbach. In reicher Fülle hat hier die Natur ihre Reize über Tal und Höhen ausgestreut. Und auch der Mensch ist nicht müssig geblieben. Die Kongregation der barmherzigen Schwestern hat hier an der altberühmten Heilquelle ein Sanatorium geschaffen für Erholungs- und Ruhebedürftige — eigentliche Kranke werden nicht aufgenommen — ein Erholungshaus, das mit allem Komfort doch den Charakter eines trauten Heims verbindet. Das ist nach allgemeinem Eingeständnis der Eindruck eines jeden das Haus besuchenden Gastes und deren waren es seit den 9 Jahren des Bestehens schon Tausende. Und wie jedes, so hat auch das letzte Jahr wieder Neuerungen und Verbesserungen gebracht. Nur die treue Sorge der hier rastlos wirkenden barmherzigen Schwestern ist die alte geblieben. Mögen zu den, was das weitgerühmte Kurhaus an Neuem und Altem für das Jahr 1909 bietet, die zahlreichen alten und viele neue Gönner und Gäste kommen!

Indische Importen. Wächst auch in Indien Tabak? Das ist die Frage jeden Rauchers, der zum erstenmal von indischen Import-Zigarren hört? Vor ungefähr 300 Jahren brachten die Portugiesen die Tabakpflanze nach Vorderindien. In dem Bergland südwestlich von Madras fand man die günstigsten klimatischen Bedingungen, und bald entstand dort eine neue Industrie, die den Tabakbau sich zunutze machte. Die kleinen Fabriken der Eingeborenen wurden im Laufe der Zeit von den von Europäern geleiteten Unternehmen weit überflügelt. Vor allen gilt dies von der Faktorei und Fabrik der bedeutenden Madras-Firma Spencer & Co. Ltd., die in Dindigul, dem Zentrum des Tabakdistriktes, mustergültige Anlagen geschaffen hat. Mit ihrem ganz hervorragend geschulten Arbeiterstamm, welcher nach havanneser Methode unter europäischer Fachleitung imstande ist, in Indien bisher unerreichte Qualitäten herzustellen, gelang es der Firma Spencer bald, ihr Unternehmen an die Spitze der indischen Zigarrenfabriken zu stellen. Vor mehreren Jahren haben Spencers begonnen, die Elite ihrer Fabrikate nach Europa zu exportieren. Auch in Deutschland fand das indische Fabrikat eine unglaublich bereitwillige Aufnahme; scheint es doch, als ob der liebliche Duft indischer Blumenfülle in diese Importen eingezogen sei. Ein zartes erotisches Aroma zeichnet sie aus; milde und hochfein ist ihr Geschmack, sie sind leicht zu vertragen und brennen tadellos und unbedingt zuverlässig. Kein Raucher sollte sich diesen seltenen Genuß versagen, um so weniger, als diese Importen sich kaum teurer stellen als hiesige Fabrikate. Spencers indische Importen wurden infolge ihrer hervorragenden Eigenschaften sehr bald von vielen der ersten Firmen Deutschlands aufgenommen. Wir können auch unseren Lesern nur empfehlen, bei Bedarf einen Versuch mit den preiswerten Indischen Importen zu machen. Man wende sich an die bekannte, leistungsfähige Zigarrengroßhandlung **Richard Haggenmiller in Kempten** (Allgäu).

Der große Zeitungskatalog der **Haasenstein & Vogler Aktiengesellschaft** ist auch heuer wieder prompt anfangs des Jahres zur Ausgabe gelangt und wird auch diesmal bei den zahlreichen Geschäftsfreunden dieser ältesten Annoncenexpedition sicher beste Aufnahme gefunden haben. Der Katalog ist für jeden bedeutenderen Inserenten ein unentbehrlicher Ratgeber. Er enthält alle Zeitungen und Zeitschriften der Welt und bildet mit seinem übrigen reichhaltigen, mit weiteren praktischen Neuerungen versehenen Inhalt ein Nachschlagewerk ersten Ranges. Dem Jahres- und besonders praktisch gestalteten Notizkalender für Eintragungen folgen wissenswerte Bestimmungen über den Post- und Telegraphenverkehr, Reichsbankwesen usw., ein Verzeichnis sämtlicher Agenturen der Haasenstein & Vogler A.-G. und ein Ortsregister, welches das sofortige Auffinden der an den betreffenden Plätzen erscheinenden politischen Zeitungen ermöglicht. Die nach Branchen aufgeführten Fachzeitschriften, ferner die Kurs- und Reisebücher usw., sowie eine große Anzahl empfehlender Anzeigen von Zeitungen und Zeitschriften bilden den Schluß des Katalogs.

Concordia, Cölnische Lebensversicherungsgesellschaft. Trotz des wirtschaftlichen Niederganges ist das finanzielle Ergebnis des Geschäftsjahres 1908 zufriedenstellend. Es wurden im Jahre 1908 eingereicht 5770 Anträge über ℳ 28'117,875 Kapital und ℳ 75,250.07 Jahresrente. Abgeschlossen und in Kraft getreten sind 4965 Versicherungen mit ℳ 23'859,575 Kapital und ℳ 69,709.07 Jahresrente. Der Reinzuwachs stellt sich insgesamt auf 1821 Personen mit ℳ 8'593,803 Kapital und ℳ 27,673.19 Jahresrente. Der gesamte Bestand der Lebensversicherungen am Schlusse des Jahres beträgt 68,986 Versicherungen für 61,401 Personen mit ℳ 328,044,231 Kapital und ℳ 809,724.18 Jahresrente. An Prämien wurden vereinnahmt ℳ 13,069,933.87, an Zinsen und Mieten ℳ 4'917,196.76. Zur Deckung des Prämienreservefonds sind an gesetzlich geeigneten Werten ℳ 115'973,444 vorhanden, das sind ℳ 13'586,215 mehr, als dazu erforderlich sind. Das Gesamtvermögen ist um 4'827,358 auf ℳ 148'162,745 gewachsen. Bruttogewinn von ℳ 3'374,920.61. Nettogewinn von ℳ 3'111,807.85. Es wird eine Dividende von 8 Prozent verteilt. Als Gesamtgewinnreserve ergibt sich der in der Kapitalversicherung auf den Todesfall mit fester Versicherungssumme und mit Gewinnanteil Versicherten der Betrag von ℳ 7'878,155.22, welche ausschließlich zur Verteilung als Dividende an diese Versicherten bestimmt sind und zu anderen Zwecken, z. B. für Kriegsschäden, nicht verwendet werden können. Nach dieser Verteilung beträgt das zur Deckung außergewöhnlicher Verluste vorhandene eigene Vermögen der Gesellschaft, welchem bestimmte Verpflichtungen gegen andere Personen nicht gegenüberstehen, ℳ 34'092,844.24 und die gesamten Sicherheitsfonds der Gesellschaft ℳ 137,084,772.79.

Auf den der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt der Firma **Carl Möller, Hamburg,** betr. 10. Freiburger Geld-Lotterie machen wir hiermit aufmerksam.



Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

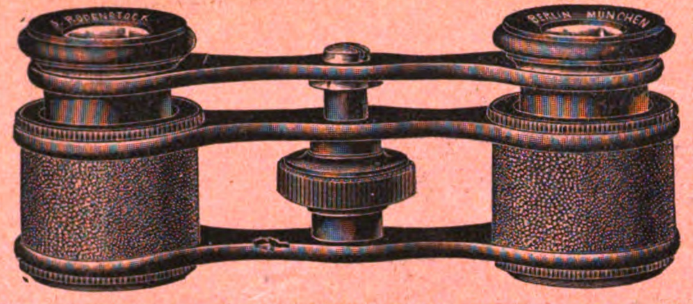
6. Jahrgang
Nr. 22

29. Mai.
1909



Inhaltangabe:

Quartalspreis
Mk. 2,40
Einzelnummer
20 Pfg



Ideal-Taschen-Perspektiv.

Nr. 360. Mit feinem schwarzem Lederüberzug, zirka 100 g wiegend, inkl. Etui Mk. **10.50**

Dieses Westentaschen-Glas ist besonders da zu empfehlen, wo auf ein ganz geringes Volumen Wert gelegt und wo doch noch eine entsprechend gute optische Wirkung verlangt wird. In hervorragender Weise sind diese Eigenschaften hier vereinigt, und ist dieses wirklich empfehlenswerte Instrument besonders für Theaterbesuch, für Galerien etc., aber auch, um auf weite Entfernung zu sehen, zu gebrauchen.

Gratis u. franko auf Wunsch unsere illustr. Preisliste, sowie Anleitung u. Fragebogen zur schriftlichen Bestellung passender **Augengläser.**

Optisch-oculist. Anstalt **Josef Rodenstock** **MÜNCHEN, Bayerstrasse 3**

Wissenschaftliches Spezial-Institut für Augengläser.

Ein neues Buch der Frau Elisabeth Gnauck-Kühne.

Das soziale Gemeinschaftsleben im Deutschen Reich.

Leitfaden der Volkswirtschaftslehre und Bürgerkunde in sozialgeschichtlichem Aufbau für höhere Schulen und zum Selbstunterricht.
134 Seiten. 8°. Preis gebunden ℳ 1.—.

Inhalt: Einleitung. Erste Stufe: Die geschlossene Eigenwirtschaft. Zweite Stufe: Die Stadtwirtschaft. Dritte Stufe: Die Volkswirtschaft (1. Landwirtschaft. 2. Industrie: a) Fabrik. b) Handwerk. c) Hausindustrie. 3. Handel und Verkehr. Die geschichtlichen Entwicklungsstufen der Volkswirtschaft.) Die Entstehung der Arbeiterfrage. Die Organisation der Arbeiterklasse. Die Sozialreform. Die Wohlfahrtspflege. Die Versicherungsgesetzgebung. Die Frauenfrage. Sozial-christliche Bildung. Tabelle zur sozialen Geschichte Deutschlands. Literatur. Register.

Der vorliegende Leitfaden — der erste seiner Art auf dem Büchermarkt — ist zunächst für soziale Frauenschulen und für die Bildungsanstalten bestimmt, die von der Reform der höheren Mädchenschule zu erwarten sind. Er wird sich aber auch für den Sozialunterricht an höheren Bildungsanstalten für das männliche Geschlecht brauchbar erweisen. Von besonderem Wert ist er für den Selbstunterricht, wo es sich um die erste knappe übersichtliche und leichtverständliche Orientierung über die sozialen Fragen handelt.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Volksvereins-Verlag, G. m. b. H., M.-Gladbach.

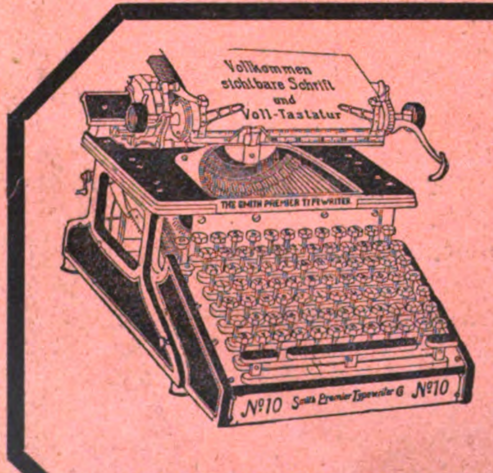


::Brettspiel::

für Jung und Alt.
Absolut neuartig.
= Unerschöpflich =
an Anregungen Zu haben direkt bei

A. HUBER, Hof-lithographie
München, Neuturmstr. 2a.

— Preise je nach Ausstattung: —
klein . . . . . M 2.40; 3.20; 4.80,
gross . . . . . M 3.—; 4.—; 5.60.



„SMITH PREMIER"

Modell 10

Einzige Schreibmaschine mit vollkommen sichtbarer Schrift

::: Volltastatur :::
und robuster Konstruktion

Prospekte gratis und franko von:

SMITH PREMIER TYPEWRITER Co., Berlin W., Friedrichstrasse 62.

Hotel Union, Kath. Kasino München A. V.

Barerstrasse 7 — Telephon 9300

Wein-Regie

Messweine

Garantiert reine Naturweine. Preisliste auf Wunsch.

Kölner Bürgergesellschaft in Köln

Röhrergasse 21 u. Appellhofplatz 20 A—26
Katholisches Gesellschaftshaus.

Weingrosshandlung

Naturreine, gutgepflegte Mosel-, Saar-, Rhein-, Bordeaux- und sonstige Weine. — Zum Verkauf von Messwein (vinum de vite) ist der Direktor vereidigt.
Preislisten werden auf Wunsch zugesandt.

Schönes öffentliches Restaurant

Eingang Appellhofplatz

Regie-Weine, Münchener, Pilsener u. Dortmunder Biere.
Mittagtisch zu Mk. 1.20 und höher.
Speisen nach der Karte zu jed. Tageszeit.
Für gemeinschaftliche Essen stehen Säle jeder Grösse nach vorheriger Anmeldung zur Verfügung.

A. Bachmair, Glockengiesserei, **ERDING,**

fertigt Kirchenglocken in jeder Grösse und Tonart. Garantiert volle, weittragende Töne, reine Stimmung, reine, beste Metallmischung und leichte Läutbarkeit auch bei schweren Glocken. — Langjährige Garantie. Billigste Preise. — Kostenvoranschläge gratis und franko.

Die Buch- und Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, München, Hofstatt 5 u. 6

übernimmt die Herstellung von Werken jed. Art, Dissertationen, Festschriften, Diplomen usw. und hält sich zur Uebernahme sämtlicher Buchdruckaufträge auf das beste empfohlen. ::::



Alte Taler
gibt billig ab
E. Otto, Danzig, Pfefferstadt 19.

Leiden Sie an Verstopfung, dann gebrauchen Sie vertrauensvoll mein tausendfach bewährt. Rhabarberpräparat. Gegen Einsend. v. 60 Pfg. franko Zusend. einer Schachtel. **Apotheker E. Löw, Frankfurt a. M.,** Gr. Gellusstr. 11/13.



Alle bisher erschienenen Nummern werden nachgeliefert.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 22. München, 29. Mai 1909. VI. Jahrgang.

Pfingstgeist.

Von Dr. Mich. Eberhard.

Das Sprachenwunder am ersten Pfingstfest ist der gerade Gegensatz zur Sprachenverwirrung von Babel. Der hl. Augustin erklärt die Symbolik der beiden Tatsachen also: „Der Stolz hat die Sprachen verwirrt, und Christi Demut hat dieselben wieder vereinigt. Aus einer Sprache wurden viele; wundere dich nicht, die Hoffart tat es. Aus vielen Sprachen wurde eine; wundere dich nicht, die Liebe tat es.“ Die Menschheit hat zu einem großen Teile die Lehre von Babel und Pfingsten wieder vergessen: die Gottheit ist ihr nicht mehr das einheitliche Prinzip der sittlichen wie der intellektuellen und der physischen Welt; sie baut einen Turm der Selbst- und Weltbetrachtung ohne einen Schöpfer und Herrn und schafft sich einen irdischen Mittel- und Vereinigungspunkt. Darum hat uns auch wieder die Strafe von Babel getroffen: unsere Sprache ist verwirrt; wir verstehen uns nicht mehr; wir lallen dieselben Laute, aber die Begriffe sind total verschieden.

Alle feiern wir Pfingsten; aber das Fest ist nicht eines. Pfingsten ist das Fest des Geistes und der Liebe, oder einfacher: das Fest der Liebe; denn so wie jemandes Liebe ist, ist schließlich sein Geist; die Liebe ist ja die tiefste Kraft des Geistes. Aber so vielfältig das ist, was wir unter Geist und Liebe verstehen, so vielfältig ist unser Pfingstfest. Die Pfingstrosen glühen uns allen in ihrer vollen roten Pracht; aber ihre Flammenzungen sagen dem sinnigen Beschauer nicht ein und dasselbe.

Vielen ist Pfingsten nicht mehr ein Fest dessen, was man bisher Geist, sondern ein Fest dessen, was man bisher Natur genannt hat; mehr oder minder blindem Walten brünstiger Liebe gilt ihr Feiern. Sie wollen denselben religiösen Ernst, den die Christen der Seligkeit ihrer Seele weihen, an die geistige und körperliche Vervollkommnung für die Geschlechtsaufgabe wenden. Sie wollen den Göttern der Zeugung wieder die Altäre aufbauen; die Fruchtbarkeit und Zeugungskraft in all ihren Formen ist ihnen das Göttliche im Menschen; ihr „heiliger“ Geist ist ihnen die erotische Sinnlichkeit; sie ist der Nährboden der Heiligkeit und Gottesgemeinschaft im Sinne des modernen „Lebensglaubens“. Gewiß ist auch da die Rede von „Vergeistigung“, von Veredlung des Triebes, ja von Erhebung über den unfreien Trieb; aber es läuft doch schließlich wieder auf die Apotheose des Triebes hinaus; es ist nur eine methodische, keine innere Verfeinerung; es ist eine dichterische oder künstlerische „Erhebung“ und „Vergeistigung“ des Genusses; es sind manchmal himmlische Gewänder; feinste psychologische Beobachtung, anmutigste künstlerische Darstellung; aber das Nackte, das mit diesen wunderbaren Kleidern behangen wird, ist — das Tier. Der Pfingstgeist dieser Lebensanschauung ist der Sinnenrausch. Einer anderen Gruppe von Gebildeten ist Pfingsten das Fest des Geistes, weniger der Liebe. Der Grundgedanke ihrer religiös-sittlichen Anschauungen ist entweder die Achtung des Willens vor dem Gesetze oder der Drang des Willens zum Schaffen. Der Wille hat nun gewiß Beziehungen zum Verstande und Beziehungen zum Handeln; aber diese Beziehungen sind an seine Grundkraft, die Liebe, geknüpft. Die Liebe muß im Festkalender des Menschen mit einem Hochfest bedacht sein. Andere halten ihren Lebensreigen im Bunde mit der Trias Glaube, Liebe, Arbeit; aber diese Trias ist nicht inspiriert vom heiligen Geiste der Christenheit, von jenem Geiste, „den die Welt nicht empfangen kann, weil sie ihn nicht sieht und nicht kennt“. Sie nennen ihren Geist Geist der Wissenschaft oder Geist des Fortschrittes oder Geist der Kultur; dieser ihr Geist hat sie begeistert für das Ideal der Entwicklung oder des Aesthetizismus oder des Idealismus oder der Produktivität des Handelns, nur nicht für das christliche Ideal. Die Geistestaufe, die bei ihnen das neue Leben inauguriert, ist eine von der christlichen Taufe total verschiedene. Das Christentum fließt häufig als Nebenströmung mit; aber der eigentliche Quell dieser Geistesströmung liegt auf christentumsfeindlichem Gebiete.

Wir Katholiken ersehnen von ganzem Herzen den heiligen Geist. Wir erbitten von ihm vor allem den Glauben. Ohne Glauben ist unsere religiöse Erkenntnis ein düsteres gotisches Kathedralfenster; erst der Glaube auf eine göttliche Autorität hin gießt in die Farben Helligkeit und Glut. Wir sagen nicht, daß der Menschengeist der Wahrheit nicht mächtig sei, aber wir sagen, daß der die rechte Methode des Suchens verfehlt, der nicht mit der Autorität beginnt. Auch die denkstarken Gottsuchenden müssen mit der Hingabe an den Glauben beginnen. Der Glaube ist eine Vorschule der Einsicht; in ihr empfängt der Geist zunächst die Samenkörner der Wahrheit und die Heilmittel gegen seine Schwäche. Wir täuschen uns so leicht im Urteil über unsere geistige Selbständigkeit. Wir Gebildeten schaden durch unser schlechtes Beispiel dem Volke und rauben uns durch diese Lieblosigkeit und Rücksichtslosigkeit das göttliche Licht, das auch uns in den höchsten Fragen notwendig ist. Wenn wir nicht einsehen, daß der Glaube vernünftig ist, dann ist in unseren erkenntnistheoretischen Ansichten etwas nicht in Ordnung. Für unser sittliches Leben ist der Glaube von höchster Bedeutung. Er hält dem ins Irdische versunkenen, innerlich unsicheren Gemüte das sittliche und selige Endziel des Lebens vor; er öffnet uns die Augen über den wahren Sinn mancher Gebote, den auch eine geschärfte Selbst- und Weltbetrachtung nur wie durch den Schleier erkennt; er steigert die Gewissenhaftigkeit und den Ernst des sittlichen Ringens, weil er das stete Bewußtsein der Gegenwart Gottes mit sich bringt; er vermittelt allein auch dem Starkgeiste die helfende und erlösende Macht, die ihn in das erkannte wahre Vaterland des Geistes führt.

Auch der Gebildete muß sich bewußt bleiben, daß er Mensch ist und daß er darum wie die ganze Menschheit geistig schwach und krank ist. Als der Aesthetiker und Pädagog J. G. Sulzer vor Friedrich dem Großen Rousseaus Satz von der natürlichen Güte des Menschen vertrat, soll ihm Friedrich geantwortet haben: „Mein lieber Sulzer, Sie kennen die verwünschte Rasse nicht genug, zu der wir gehören.“ Und anderswo, in einem Briefe an Voltaire, spricht er von der eingewurzelten Schlechtigkeit (méchanceté foncière) der Menschen. Nicht bloß dieser scharfblickende Fürst, auch ein nachdenklicher Philosoph wie Immanuel Kant spricht von einem „radikalen Bösen“ in der menschlichen Natur. Er versteht darunter die allen Menschen angeborene Neigung, das sittliche Gebot nur insoweit zu befolgen, als es ihren natürlichen Neigungen und Interessen gemäß sei. Darin sieht er eine grundsätzliche Verkehrung des Willens, der, anstatt sich dem Gesetz des Guten rückhaltlos zu unterwerfen, vielmehr sein eigenes Glück zur obersten Richtschnur seines Handelns mache. Und er ist überzeugt, daß diese Verkehrung durch keine Erziehung und keinen Vorsatz auszutilgen sei, sondern nur durch eine unbegreifliche moralische Revolution aufgehoben werden könne. Nun wohl, die Gnade des Geistes ist diese

Revolution; sie entthront die Selbstsucht und setzt die Gottesliebe auf den Thron. Pfingsten ist der Gedenktag dieser Revolution. Die Menschheit ist geistig schwach und krank geworden durch ihre sündhafte Liebe zum Zeitlichen. Die Heilung, deren sie bedarf, ist nach Gottes weisem Ratschluß entsprechend der Krankheit dadurch geschehen, daß das Göttliche in die Zeitlichkeit eintrat, in menschlichen Heilstaten und sichtbaren Heilsmitteln sich zu unserer Schwäche herabließ. Dieses geschichtliche Heilswerk kann uns nur der Glaube, keine menschliche Spekulation vermitteln.

Das also ist christlicher Pfingstgeist: Gnade und Liebe ist ausgegossen über alles Fleisch durch den Geist, der uns gegeben ist. Göttliche Einflüsse von Orkanesgewalt reißen die träge, zur Beharrung auf dem Selbst geneigte Masse des Fleisches empor zu geistigen und göttlichen Höhen. Die unruhig hin und her flackernde, ungewisse, irrelichtelierende Gotteserkenntnis der Menschheit verwandelt sich in Feuerzungen unwiderstehlicher Zeugenkraft und hinreißender Beredsamkeit. Myriaden von Keimen neuen Lebens fliegen in die Geister und Herzen und konsolidieren den Drang zum Schaffen zu wirklichem Schaffen, die Achtung vor dem Gesetze zur Liebe zum Gesetze und zur Erfüllung des Gesetzes, die Produktivität des Handelns zu einem Stapelmarkt von Produkten, das traumhafte, wohl erkannte und ersehnte, aber nicht erreichte Ideal zu Tat und Wirklichkeit; sogar das Sinnliche und Geschlechtliche wird zu innerst erfaßt, geweiht, ins Göttliche getaucht und so der Gesundung und gedeihlichen Entwicklung entgegengeführt. Wer sollte da nicht von Herzen seufzen: Veni, Sancte Spiritus!

Die toleranten Engländer[1] und Amerikaner.

Von J. B. Cowley.

II.

Nordamerika hat kein antikatholisches Gesetz. Die große transatlantische Republik steht auf dem ideell zwar nicht vollkommensten, aber unter den gegebenen Verhältnissen praktisch einzig möglichen Standpunkte, daß der Staat sich um das religiöse Bekenntnis seiner Bürger nicht zu kümmern habe. Er hat nur die Rechte und Freiheiten aller gleichmäßig zu schützen. Es gibt also kein Gesetz, das einen Juden, einen Unitarier, einen Katholiken davon ausschlösse, Präsident der Vereinigten Staaten zu werden. Wie kommt es trotzdem, daß in der langen Reihe amerikanischer Präsidenten kein einziger Katholik zu finden ist? Diese gewiß sehr auffallende Tatsache dürfte in der praktischen Intoleranz ihre Erklärung finden, in der Volksstimmung der großen Masse nichtkatholischer Wähler, die es nicht über sich bringen, einem Katholiken ihre Stimme zu geben. Dermalen ist es noch, als ob über dem Weißen Hause in Washington die Inschrift stände: „Katholische Bewerber sind ausgeschlossen. No Catholic need apply." So ist nun einmal die Volksstimmung, wie sie sich fortwährend, wie sie sich noch in allerjüngster Zeit geoffenbart hat: Ein Katholik kann tatsächlich noch nicht Präsident der Vereinigten Staaten werden.

[1]) England scheint, wie die Debatten der letzten Tage im Unterhause zeigen, seine antikatholische Gesetzgebung nur schwer los werden zu können. Man erinnert sich, wieviel böses Blut es letzten Herbst absetzte, als die englische Regierung auf Grund veralteter Gesetze die theophorische Prozession während des Eucharistischen Kongresses untersagte. Diesen Anlaß benutzte der Führer der Irländer, Wm. Redmond, die Regierung aufzufordern, die ganze rückständige, den Katholiken feindliche Gesetzgebung zu revidieren bzw. abzuschaffen. Sein Gesetzesantrag, den er im Februar einbrachte und der in erster Lesung eine große Mehrheit im Unterhause fand, forderte ein dreifaches: 1. Auch die Posten eines Lordkanzlers von England und eines Vizekönigs von Irland sollen den Katholiken offen stehen: 2. die katholischen Orden sollen eine legale Existenz erhalten, und 3. der König soll nicht mehr gezwungen sein, bei der Krönung die Katholiken zu beleidigen, indem er die Transsubstantiation und den Kult der Heiligen „blasphemisch" und „abgöttisch" nennt. Die Annahme des Antrags in erster Lesung ist nur ein Akt politischer Höflichkeit und besagt im Grunde nicht mehr, als daß derselbe gedruckt und verteilt werden solle. In der zweiten Maiwoche stand nun die ungleich wichtigere zweite Lesung des Antrags auf der Tagesordnung. Die Bill, für welche Premierminister Asquith für seine Person mit Wärme eintrat, wurde mit 133 gegen 123 Stimmen angenommen. Die Majorität ist klein und, was für das schließliche Schicksal derselben noch verhängnisvoller werden kann, ist der Umstand, daß man für die in Aussicht genommene Kommissionsberatung während dieser Sitzung möglicherweise keine Zeit mehr findet. Dann müßte das Spiel von neuem beginnen. Anderseits sollte man meinen, die liberale Regierung, die es durch ihre unglücklichen Angriffe auf die konfessionelle Schule bei den Katholiken so gründlich verdorben hat, daß sie bei Nachwahlen mehrere hochbedeutende Mandate verlor, werde es in ihrem Interesse finden, an dieselben eine kleine Abschlagszahlung zu entrichten. Nous verrons!

Als Mr. Blaine sich als Kandidaten für die Präsidentschaft aufstellen ließ, wurde ihm im heißen Wahlkampf besonders der Umstand verhängnisvoll, daß es in seiner Familie Katholiken gab. Auch Mr. Richard Brand hatte die Wahlschlacht in dem Augenblick bereits verloren, als es bekannt wurde, daß er die Unvorsichtigkeit begangen habe, eine Katholikin zur Frau zu nehmen. Und wie hat man es beim letzten Wahlgange dem neugewählten Präsidenten Mr. Taft gemacht? Das Schlimmste, was man ihm nachsagte, war: er sei Unitarier, also Leugner der Dreipersönlichkeit Gottes, und ferner, seine Frau und sein Bruder seien katholisch. Dem ersten Teil der Anklage legte man offenbar wenig Bedeutung bei, während man die zweite „Sünde" für so kompromittierend hielt, daß mehrere Wähler sich sogar um Aufschluß und Rat an den Präsidenten Roosevelt wandten. Dieser antwortete in einem nun der Oeffentlichkeit übergebenen Schreiben auf eine Art, die ihm alle Ehre macht. Es sei einfach unwahr, daß die Frau und der Bruder Tafts katholisch seien, weder die Frau noch der Bruder sei katholisch. Dann aber fährt das Schreiben wörtlich fort: „Sie sagen, daß die ‚Masse nichtkatholischer Wähler für die Wahl eines Katholiken für ein Staatsamt nicht, am wenigsten aber für die Präsidentschaft der Vereinigten Staaten zu haben sei'. Durch eine derartige Behauptung tun Sie aber nach meinem Dafürhalten Ihren Landsleuten arg unrecht. Eine solche Erwägung sollte nie für die Wahl oder Nichtwahl eines Kandidaten für ein öffentliches Amt maßgebend sein. Wissen Sie auch, daß es jetzt in der Union mehrere Staaten gibt, in denen die Katholiken die Majorität der Bevölkerung ausmachen? Ich würde es auf das schärfste tadeln, wenn die Katholiken jener oder anderer Staaten deshalb sich weigerten, ihre Stimme für den Tüchtigsten in die Urne zu werfen, weil dieser zufällig Protestant ist, und ebenso scharf würde ich es verurteilen, wenn umgekehrt Protestanten ihn nicht wählen wollten, weil er zufällig Katholik ist. Mit Freuden konstatiere ich, daß ich in meinem öffentlichen Leben Männer kennen gelernt habe, die gewählt und immer wieder gewählt wurden von einer Wählerschaft, die ihrer Mehrzahl nach einer anderen Konfession angehört haben als der Gewählte. Ich kenne Katholiken, die jahrelang vorherrschend protestantische Wahlkreise vertraten, und Protestanten, welche jahrelang vorherrschend katholische Staaten repräsentierten, und unter den Mitgliedern des Kongresses, die mir besonders nahestanden, war ein Jude, der einen Bezirk vertrat, in dem es kaum Juden gibt. All diese Männer widerlegen gerade durch ihre Bekleidung eines öffentlichen Amtes die Verleumdung, welche Sie gegen Ihre amerikanischen Mitbürger ausgestoßen haben. Meiner Ueberzeugung nach wird diese Republik noch Jahrhunderte fortbestehen. Wenn so, dann wird es unter ihren Präsidenten Protestanten und Katholiken und früher oder später wahrscheinlich auch Juden geben. Was mich betrifft, so habe ich während meiner Präsidentschaft den Mitbürgern katholischen Glaubens gegenüber stets so zu handeln mich bestrebt, wie ich wünsche, daß einmal ein katholischer Präsident gegen die Mitbürger protestantischen Bekenntnisses handeln möge. Hätte ich ein anderes Programm befolgt, würde ich mich für unwürdig halten, das amerikanische Volk zu vertreten."

Die hier ausgesprochenen Gesinnungen sind des Repräsentanten eines großen, freien Volkes würdig. Möchten sie doch endlich im 20. Jahrhundert zum Gemeingut der Menschheit werden! „Behandle jeden so, wie du wünschest in ähnlicher Lage behandelt zu werden."

Mit der Befolgung dieses Toleranzprinzips käme man auf dem Wege religiöser Duldung schon weit, sehr weit. Anstatt dessen aber substituiert man gern ein anderes Prinzip, nämlich: Behandle Andersdenkende so, wie sie dich behandelt haben oder wie du denkst, sie würden dich behandeln, wenn du in ihrer Lage wärest. Wie oft hört man nämlich sagen: „Die Katholiken würden, wenn sie die Macht hätten, gerade so handeln"; oder: „Die Kirche anathematisiert häretische Lehren und ‚verfolgt' die Häretiker, wo und wann immer sie kann." Also, schließt man dann, ist es nur billig und recht, daß die Nichtkatholiken, so oft sie das Ruder in der Hand haben, auch ihrerseits die Kirche ‚verfolgen'.

Man lasse einmal für den Augenblick die ‚Verfolgung' durch die Kirche auf sich beruhen; man sehe auch ab von ihrem Charakter als einer von Gott eingesetzten Anstalt zur Reinerhaltung der Offenbarungswahrheit: man stelle sich nur auf den allgemein menschlichen Standpunkt. Lautet die Beweisführung, womit man oft harte und ungerechte Maßregeln gegen die Katholiken zu erklären, zu beschönigen, zu rechtfertigen sucht, im Grunde nicht folgender-



maßen: Man hat uns (oder anderen) unrecht getan; also dürfen und wollen wir auch unrecht tun? Oder, was noch schlimmer wäre: Man würde uns unrecht tun, wenn man nämlich könnte; also wollen wir in Wirklichkeit unrecht tun? Ist das aber nicht die reinste Wiedervergeltungstheorie für wirkliche oder allenfalls mögliche, aber doch nur eingebildete Unbilden? Ist das nicht die alte Auge um Auge-, die Zahn um Zahn-Moral? Die Auge um Auge-, die Zahn um Zahn-Moral ist aber nicht christlich, sondern jüdisch. — Und wiederum! Man kann nicht Rühmens genug davon machen, wie hoch die sittlichen Anschauungen des Protestantismus über jenen des Katholizismus ständen; man will im ausschließlichen Besitze der ungetrübten Reinheit des Evangeliums sein, des Evangeliums der Liebe und Duldung. Wenn dem aber so ist, fürchtet man denn nicht, uns Außenstehende durch Verfolgungsmaßregeln zu skandalisieren? Von wem sollen wir denn die Reinheit des Evangeliums der Liebe und Duldung annehmen, wenn nicht von denen, die sie zu besitzen vorgeben? Oder mit anderen Worten: Wie sollen wir lernen, von der Verfolgung Andersdenkender abzustehen, solange man uns als Häretiker verfolgt? Die Apostel pflegen doch sonst nicht die Unsitten und üblen Gewohnheiten der erst zu Bekehrenden anzunehmen. Kein Missionär wird sich im Interesse des Evangeliums dazu verstehen, die armen Heiden zu verzehren, etwa auf den Grund hin: sie haben meine Vorgänger verzehrt und würden, wenn sie könnten, auch mich verzehren. Er sagt sich vielmehr: Ich darf mich nicht auf die niedere Kulturstufe der Heiden herablassen, sonst kann ich niemals hoffen, sie zur Höhe christlicher Gesittung emporzuheben. Nun mache man es uns gegenüber auch so. Um uns christlich zu erziehen und zu veredeln, zeige man uns das Evangelium der Liebe und Duldung nicht mit Worten, sondern in der Tat und Wahrheit, nicht durch Bedrückung und Uebervorteilungen mannigfacher Art, sondern durch tatsächliche Gewährung der vollen Parität, der vollen Gewissensfreiheit für alle.

Vielleicht ist man aber der Ansicht, daß „Verfolgung“ Andersdenkender nicht etwas an sich und in sich Böses sei, daß sie vielmehr unter bestimmten Voraussetzungen erlaubt, ja geboten wäre, nämlich dann, wenn es sich darum handelt, ein höheres Gut als die individuelle Freiheit sicherzustellen. So „verfolgt“ man den Frevel an der Unschuld der Kinder, den Frevel am Privateigentum, den Frevel an der physischen und moralischen Gesundheit der Nation, den Frevel an dem Bestand des Staates und der Gesellschaft; man „verfolgt“ den Uebeltäter mit Anwendung von Gewalt, mit Geld- und Freiheitsstrafen, an Freiheit und Leben. Alle Welt findet die Bestrafung der Uebeltäter ganz in der Ordnung. Es handelt sich somit nur darum, im Einzelfalle nachzuweisen, daß ein Gut höherer Ordnung gewahrt werden müsse. Weiß man aber auch, daß man sich damit im Prinzip auf den Standpunkt der mittelalterlichen Inquisitoren stellt? Auch sie „verfolgten“ nicht um zu verfolgen; auch sie wollten die höchsten Güter der Menschheit, die öffentliche Sittlichkeit, die Einheit des Glaubens, das Wohl der christlichen Gesellschaft schützen. Kurzum, dadurch, daß sie nur die höchsten Güter der Menschheit wider Frevlerhand verteidigen wollten, dachten sie im Grunde gerade so wie der moderne Mensch.

Wir leben aber nicht mehr im Mittelalter. Man kann es bedauern, man kann sich darüber freuen, gerade wie es jedem zusagt. Tatsächlich haben sich alle Verhältnisse, namentlich die religiösen, total geändert. Von einer Einheit des Glaubens kann in der modernen Gesellschaft und namentlich in den modernen Kulturstaaten nicht mehr die Rede sein. Infolgedessen steht der einzelne der Gesamtheit gegenüber in bezug auf die Religion jetzt ganz anders da als früher. Er fühlt sich frei. Allerdings darf er nichts tun oder unternehmen, was den öffentlichen Frieden, die öffentliche Ordnung, die öffentliche Sittlichkeit gefährdete. Die Religionsfreiheit aber rechnet der moderne Mensch unter die heiligsten Rechte der Persönlichkeit. Als Glied eines staatlichen Verbandes leistet er alle Pflichten des Staatsbürgers, hat dafür aber auch einen Rechtsanspruch auf den Genuß aller Freiheiten und Rechte des Bürgers. Wie er verlangen kann, daß er im Genusse der persönlichen und bürgerlichen Rechte weder von der Gesamtheit noch von den einzelnen verkürzt werde, so darf auch er seinerseits nicht in die Rechte anderer übergreifen. Auf dieser von den allermeisten modernen Staatengebilden verfassungsmäßig gewährleisteten Grundlage beruht die heutige religiöse Duldung, die Gewissensfreiheit, die Parität vor dem Gesetze. Sie wäre ein Unding gewesen im Mittelalter, sie ist ein Postulat des 20. Jahrhunderts.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Aus dem Irrgarten der Reichsfinanzreform.

Ein liberales Blatt tischt die zeitgemäße Erinnerung auf, daß am 21. Mai gerade drei Jahre verflossen waren seit Erlaß des kaiserlichen Glückwunsches zur damaligen Reichsfinanzreform, die nach dem Urteile des Kaisers „für die Stellung des Reichs nach außen wie für seine innere Festigkeit und Entwicklung gleich bedeutsam“ war. Was damals der Reichstag geleistet hat, war kein vollkommenes Werk, aber es war doch eine Großtat, die einfach und schnell geleistet wurde, weil man damals noch sachliche Politik trieb. Jetzt sind wir in die Aera der blockpolitischen „Taktik“ getreten, und die Folge davon ist, daß die gegenwärtige Finanzreform ein Bild der heillosesten Zerfahrenheit bietet.

„Hilf, Bülow, hilf!“ haben die Liberalen seit Wochen in allen Tonarten gerufen. Aber Fürst Bülow treibt immer noch die Taktik des Fabius Cunctator. Auch nach seiner Audienz beim zurückgekehrten Kaiser in Wiesbaden hat er sich nicht zum Eingreifen entschlossen. Seine Getreuen meldeten, zwischen Kaiser und Kanzler sei vollkommene Uebereinstimmung festgestellt und der Kaiser habe dem Fürsten Bülow in Sachen der Finanzreform „freie Hand“ gelassen. Das letztere wird wohl zutreffen; Fürst Bülow hat aller Wahrscheinlichkeit nach dem Kaiser seine „Taktik“ entwickelt, die darauf hinausläuft, nicht in die Kommissionsverhandlungen einzugreifen, sondern erst die Beschlüsse des Plenums abzuwarten. Der Kaiser hat sich nicht veranlaßt gesehen, diese Taktik jetzt schon zu unterbrechen, sondern wartet die Probe auf das Exempel ab, die für die zweite Hälfte des Juni in Aussicht gestellt ist. Das Plenum des Reichstags wird am 15. Juni wieder zusammentreten; dann soll die Regierung die längst verheißenen „Ersatzsteuern“ einbringen, und zugleich will die Finanzkommission mit ihrer Vorberatung der bisherigen Entwürfe fertig sein. Ob es dann alsbald zu Beschlüssen des Reichstags kommt, oder ob man nach der allgemeinen Diskussion über die neuen Vorlagen erneute Kommissionsberatung eintreten läßt, ist freilich noch nicht abzusehen. Vorläufig hat die Regierung nur wieder Zeit gewonnen, natürlich auf Kosten des Reiches, das nach der eigenen Angabe der Regierung jeden Tag der Verzögerung mit $1\frac{1}{2}$ Millionen büßen muß.

Die Finanzkommission hatte sich an der dilatorischen Taktik nicht beteiligt, sondern ihre Arbeiten trotz der Vertagung des Plenums fleißig fortgesetzt und zwar unter dem Vorsitze des konservativen Abg. v. Richthofen, der den Sitz des grollenden Paasche in aller Gemütsruhe eingenommen hat. Das Ergebnis der Kommissionsarbeit der letzten Woche ist die Verschärfung des Gegensatzes zwischen der Rechten und der Linken sowie die weitere Annäherung der Konservativen an das Zentrum. Das letztere trat besonders in die Erscheinung bei der Beratung der neuen konservativen Anträge zur Besitzbesteuerung. Diese wollen den immobilen Besitz heranziehen durch eine Wertzuwachs- und Umsatzsteuer, den mobilen Besitz durch eine Kotierungssteuer. Der Vorschlag, die Börsensteuer weiter auszubauen, ist natürlich den Liberalen ein Greuel. Die Mehrheit der Kommission hat sich aber nicht irre machen lassen. Nach der grundsätzlichen Genehmigung der konservativen Anträge in der Kommission hat der Schatzsekretär eine Konferenz von Interessenten einberufen, wobei die Direktoren der Großbanken die Hauptrolle spielten. Die Beschlüsse sind noch in den Schleier der Vertraulichkeit gehüllt; aber ein Blatt will bereits gehört haben, daß die Sachverständigen angesichts der ernsten Gefahr sich entschlossen hätten, positive Gegenvorschläge zu machen, die in Richtung einer Dividendensteuer gingen. In der Tat entspricht es der Klugheitsregel vom „kleineren Uebel“, wenn die Bank- und Börsenherren sich zur Mitarbeit entschließen bei der Suche nach der besten Form, um das mobile Kapital gebührend mitheranzuziehen. Sehr bezeichnend in dieser Hinsicht ist die Tatsache, daß in der Finanzkommission auch die Reichspartei, die sonst mehr zu dem liberalen Kulturblock neigt, die konservativen Anträge unterstützt hat. Das läßt eine Mehrheit auch im Plenum erwarten.

Allerdings halten die Reichspartei und die sogenannte Wirtschaftliche Vereinigung immer noch grundsätzlich an der Erweiterung der Erbschaftssteuer fest, und die verbündeten Regierungen wollen ja auch noch eine neue Vorlage zu diesem Zweck,

die sogenannte Erbanfallsteuer, einbringen. Dafür wäre aber eine Mehrheit im Plenum höchstens mit Hilfe der Sozialdemokraten zu gewinnen. Je stärker gemäß den konservativen Anregungen die übrigen Formen der Besitzbesteuerung ausgebaut werden, desto weniger haltbar ist die Behauptung der Regierung und des Liberalismus, daß gerade die Witwen- und Waisensteuer unbedingt notwendig sei zur Deckung des Reichsbedarfs. Fürst Bülow gibt jedoch seine Taktik zugunsten der Erbanfallsteuer noch nicht auf; nach seinen Offiziösen geht sein Plan jetzt dahin, erst die Liberalen zur Annahme von 400 Millionen Verbrauchssteuern zu bewegen unter der „Formel", daß sie gleichzeitig mit der erweiterten Erbschaftssteuer in Kraft träten, und dann die Konservativen vor die engere Wahl zu stellen, entweder das Ganze mit der verhaßten Erbschaftssteuer zu schlucken oder den Vorwurf auf sich zu ziehen, aus Eigensinn und Eigennutz das große Werk vereitelt zu haben. Die Konservativen haben sich bisher durch diese taktische Drohung noch nicht bange machen lassen. Man gewinnt immer mehr den Eindruck, daß die Regierung den rechten Augenblick für die Versetzung der Rechten in eine Zwangslage bereits verpaßt hat. Doch reicht erfahrungsgemäß in der Blockära die gewöhnliche Wahrscheinlichkeitsrechnung nicht aus; man muß immer auf Ueberraschungen gefaßt sein.

Im preußischen **Landtag** ist man inzwischen über die schwierigsten Finanzfragen schlüssig geworden — weil es dort keinen Block und keine Blocktaktik gibt.

Der Schiedsspruch in der Casablanca-Angelegenheit.

Von einem richterlichen Urteil darf man eigentlich nicht reden; das Schiedsgericht ist halb juristisch und halb diplomatisch vorgegangen. Es hat jedem Teil etwas recht und etwas unrecht gegeben und schließlich durch einen kühnen Gedankensprung dafür gesorgt, daß Frankreich kein empfindliches Opfer mehr zu bringen braucht. Dem deutschen Konsulatssekretär ist mit Recht zum Vergehen angerechnet worden, daß er auch Deserteure nichtdeutscher Nationalität in seinen Schutz genommen hat. In der Beschützung von Deserteuren deutscher Nationalität fand das Gericht nur einen verzeihlichen Rechtsirrtum. Der französischen Militärbehörde wurde es als Unrecht zur Last gelegt, daß sie die deutschen Deserteure mit Gewalt den Konsularbeamten entrissen habe, statt sich auf die Verhinderung der Einschiffung derselben zu beschränken und die Auslieferung auf friedlichem Wege zu fordern; besonders getadelt wird die Bedrohung mit dem Revolver und die fortgesetzte Prügelei. Soweit ist der Spruch von ernstem Streben nach ausgleichender Gerechtigkeit beseelt. Aber nun wäre die Konsequenz zu ziehen gewesen, daß die zu Unrecht entrissenen Deserteure dem Konsulat wieder zurückgegeben werden müßten. Diesem Antrage von deutscher Seite hat das Gericht nicht stattgegeben, anscheinend deshalb, weil dieser formelle Akt keine Bedeutung für das endgültige Schicksal der Deserteure haben würde, da sie nach der Rechtsauffassung des Schiedsgerichts doch wieder vom Konsulat an die zuständigen Militärbehörden auszuliefern sein würden. Das mag wohl sein; doch ist es ein bedenklicher Mangel an dem Ausgleichswerke, daß für die Mißachtung und Mißhandlung des deutschen Konsulats durchaus keine sichtbare Sühne geleistet wird. Der Austausch des gegenseitigen Bedauerns der beiden Regierungen ist nicht genügend, um das Ansehen des deutschen Konsulats in Marokko und die Sicherheit deutscher Reichsangehöriger gegenüber französischen Okkupationstruppen im Auslande überhaupt wieder herzustellen. In diesem Kernpunkte hat das Schiedsgericht der französischen Empfindlichkeit besser Rechnung getragen als den deutschen Gefühlen und Interessen. Daran läßt sich nun nichts mehr ändern, und wir müssen uns mit der Erwägung trösten, daß der Zwang zur vorläufigen Zurückgabe der Deserteure in Frankreich eine große Erregung und Verstimmung hervorgerufen haben würde, die für unsere Gesamtpolitik nachteilig gewesen wäre, namentlich unter den gegenwärtigen Verhältnissen.

Wir müssen ja anerkennen, daß Frankreich sich seit der Verständigung über die marokkanischen Interessen sehr freundlich gegen Deutschland und sehr friedlich in der jüngsten europäischen Krisis benommen hat. Diese Annäherung an Deutschland und an die Friedenssache ist schon ein gewisses Opfer wert. Um so mehr, als die Stimmung in **England** immer bedenklicher wird trotz aller Freundschaftsbesuche und Friedensreden. Die Deutschenangst und der Deutschenhaß sind in England neuerdings auf eine **krankhafte** Höhe getrieben worden, und das wird auch kein Ende haben, so lange noch die konservative Wahlagitation der Aufstachelung der chauvinistischen Leidenschaften bedarf.

Mainacht.

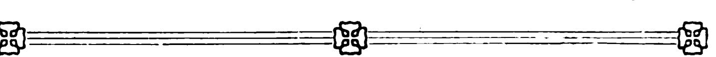
Das war ein Tag voll Glanz und Pracht,
Erfüllt vom Dufte der Syringen,
Nun bringt die laue Frühlingsnacht
Mir noch ein Lied auf weichen Schwingen.

Aus einem Garten, ferneher,
Im Mondlicht schimmern seine Steige,
Klingt seltsam süß und sehnsuchtsschwer
Das sanfte Singen einer Geige.

Der Nachtwind wandelt durch den Park
Und küßt die Stirn an der Fontäne,
In Träumen ruht die Blütenmark,
Und lautlos rudern heim die Schwäne.

Und meine Seele lauscht und sinnt
Den Klängen nach, den sehnsuchtsvollen,
Und träumt von einem Königskind,
Das tief im Märchenwald verschollen.

Josephine Moos.



Die Reichsfinanzreform in der Kommission.

Von

Regierungsrat Speck, Mitglied des Reichstags.

XII.

Mit der Beratung einer Denkschrift über die Neugestaltung der **Fahrkartensteuer** hat die Finanzkommission die **erste Lesung** der Steuervorlagen **abgeschlossen**. Die Fahrkartensteuer sollte nach § 4 des Finanzgesetzes aufgehoben werden, dafür fand sich aber in der Kommission keine Mehrheit, und das mit Recht. Diese Steuer erfreut sich ja keiner besonderen Beliebtheit, aber damit teilt sie das Schicksal wohl sämtlicher Steuern. Ihr Erträgnis bleibt auch weit hinter der erwarteten Summe von 45 Millionen zurück, sie brachte durchschnittlich nur 20 Millionen; aber bei den großen finanziellen Schwierigkeiten jetzt auf diese Summe zu verzichten, wurde von der Kommission mit Recht abgelehnt; dagegen wurde der Wunsch nach einer Reform der Steuer ausgesprochen. Es ist nun nicht ohne politisches Interesse, in welcher Form das Reichsschatzamt diesem Wunsche nachkam. Anstatt seine Denkschrift mit dem beigefügten Gesetzesvorschlag, wie es der Verfassung bzw. der Geschäftsordnung des Reichstags und auch dem Wunsche der Kommission entsprochen hätte, dem **Bundesrat** zur vorherigen Genehmigung vorzulegen, brachte es dieselbe sogleich an die Kommission in der Erwartung, daß ein Mitglied der letzteren den Entwurf sich zu eigen machen und in Form eines Antrags zur Abstimmung bringen würde. Eine solche Ausschaltung des Bundesrats muß vom Standpunkt der gesetzgeberischen Kompetenzen desselben als sehr gefährlich bezeichnet werden. Es unterliegt ja gewiß keinem Bedenken, wenn irgend ein Reichsamt während der Beratung eines Gesetzentwurfs in diesem oder jenem minder wichtigen Punkte sich der Mittelsperson eines Abgeordneten bedient, um einen während der Beratungen sich ergebenden neuen Gedanken gesetzgeberisch zu verwerten. In solchen Fällen wird niemand verlangen, daß der doch etwas schwerfällige Apparat des Bundesrats in Tätigkeit gesetzt wird. Wenn es sich aber darum handelt, ein bestehendes Reichsgesetz durch eine ganz neue **Gesetzesvorlage** in seinen wesentlichen Punkten zu ändern, so muß der vom Reichsschatzamt eingeschlagene Weg als nicht unbedenklich erachtet werden. Darauf ist denn auch in der Kommission hingewiesen worden, und zwar mit dem Erfolge, daß sich die Kommission lediglich in unverbindlicher Weise über die Denkschrift und deren Beilage unterhielt, es aber vermieden hat, durch einen Beschluß sachlich Stellung zu derselben zu nehmen. Und damit wird die Frage der Fahrkartensteuer wohl für absehbare Zeit als erledigt zu betrachten sein.

Wenn aus dem Ergebnis der ersten Lesung auf die Aussichten der ganzen Finanzreform ein Schluß gezogen werden dürfte, dann könnten diese nur als sehr ungünstige bezeichnet werden. Zum Glück ist dies aber nicht der Fall. Der Vortrag des Fürsten Bülow beim Kaiser in Wiesbaden hat ja allerdings die von Optimisten erhofften Klärung der Situation nicht ge-

bracht, aber nach den Zeitungsberichten die Folge gehabt, daß die Politik des Kanzlers die volle Zustimmung des Kaisers gefunden hat. Um welche Politik es sich dabei handelte, darüber geben die Blätter keinen Aufschluß. Der Staatssekretär des Reichsschatzamts hat vor wenigen Tagen erst für die Zeit nach Pfingsten eine Vorlage in Aussicht gestellt wegen Besteuerung der Erbanfälle an Deszendenten und Ehegatten. Trotz der wiederholten ablehnenden Beschlüsse der Kommission halten also der Kanzler und die verbündeten Regierungen auch heute noch an diesem Gedanken fest. Betrachten sie die Zustimmung zu einen solchen Gesetzentwurf als die conditio sine qua non für das Zustandekommen der Finanzreform und findet diese Politik die Zustimmung des Kaisers, dann wäre es vielleicht besser, die Beratung der Finanzreform im Reichstag überhaupt aufzugeben. Dann mag vor allem die Kommission ihre Arbeit einstellen. Denn die Mehrheit gegen diese Erbanfallsteuer wird von Woche zu Woche größer. Die Politik ist aber doch die „Kunst des Erreichbaren"; es verriete also nicht viel politischen Blick, wollten die maßgebenden Stellen durch das zähe Festhalten an ihrer Forderung der Deszendentenbesteuerung das ganze Reformwerk gefährden. Denn das Scheitern desselben müßte als die mögliche Folge einer solchen Politik betrachtet werden. Ob damit aber gerade für die Einzelstaaten und deren Finanzen etwas gewonnen wäre, erscheint doch recht zweifelhaft.

Die Heranziehung der Deszendenten und Ehegatten zur Erbschaftenbesteuerung sollte doch innerhalb des Rahmens der ganzen Reform den Zweck erfüllen, durch Besteuerung des Besitzes einen gewissen Ausgleich zu schaffen für die nicht zu umgehende erhebliche steuerliche Belastung der Massenkonsumartikel. Die Regierungen glauben, diesen Zweck durch ihren Vorschlag der sogen. Erbanfallsteuer am besten und sichersten zu erreichen. Die Mehrheit des Reichstags ist anderer Meinung, wie schon die bisherigen Abstimmungen in der Kommission bewiesen. Dagegen hat die Kommission den Antrag von Richthofen zum Beschluß erhoben, der die Einführung eines Kotierungsstempels für Wertpapiere sowie einer Umsatz- und Wertzuwachssteuer für Immobiliarbesitz bezweckt. Beide Vorschläge unterliegen ja gewiß auch manchen Bedenken, namentlich bezüglich der Höhe der Sätze. Es ist aber feststehend, daß für diese Vorschläge, gewisse Abänderungen vorausgesetzt, im Reichstag eine große geschlossene Mehrheit vorhanden ist. Allerdings gehört zu derselben auch das „ausgeschaltete" Zentrum, und da man die Finanzreform aus den Händen des Zentrums nicht annehmen will, erscheint das Schicksal dieses Beschlusses noch recht zweifelhaft. Dieser Antrag hatte übrigens zur Folge, daß er in der Kommission direkte Feindschaft schuf zwischen Konservativen und Liberalen. Letztere zogen sich in den Schmollwinkel zurück und streikten. Das hatte aber nur zur Folge, daß die Erledigung des Antrags um so rascher von statten ging. Ueberhaupt macht sich in der Kommission jetzt das ernste Bestreben geltend, die Arbeit tunlichst zu fördern, was nicht zuletzt der Annäherung zwischen Konservativen und Zentrum zu danken ist. Die Vorlage betreff das Erbrecht des Staates ist, wie vorauszusehen war, sang- und klanglos mit großer Mehrheit abgelehnt, das gleiche Schicksal erfuhr der als „Antrag Gamp" unrühmlich bekannte Gesetzentwurf betreff die Einführung einer „Besitzsteuer".

Die Kommission ist jetzt auf dem besten Wege, die Gesetzentwürfe, soweit sie die indirekten Steuern betreffen, in absehbarer Zeit zu erledigen, so daß beim Wiederzusammentritt des Reichstags am 15. Juni das ganze vorhandene Material formell aufgearbeitet sein würde. Dann wird aber der Streit um die Erbanfallsteuer mit erneuter Heftigkeit beginnen, und von dem Ausgang desselben wird dann wohl nicht nur das Schicksal der Finanzreform, sondern auch die Gestaltung der gesamten inneren Politik des Reiches für die nächste und vielleicht auch die weitere Zukunft abhängen. Jedem Beobachter der Vorgänge der letzten Wochen muß sich die Ueberzeugung aufdrängen, daß dann die Entscheidung fallen muß darüber, ob im Reiche künftig nach konservativen oder nach liberalen Grundsätzen regiert wird. Vor dem Letzteren möge uns aber der Himmel behüten!

Zum 700jährigen Jubiläum des Franziskanerordens.

Von Paul Delbrück.

Im Frühjahr 1209 zogen 12 arme Männer in rauhem Gewande von Umbrien nach Rom, um vom großen Innozenz III. die Bestätigung ihrer Lebensweise zu erbitten. Aller äußeren Güter waren sie bar. Um so mächtiger aber loderte in ihrem Inneren das Feuer der Gottes- und Nächstenliebe; denn der seraphische Franz von Assisi hatte sie mit seinem Geiste durchglüht. Von dieser kleinen Schar einfältiger Kinder, die betend und arbeitend und Almosen erbittend über Umbriens gesegnete Fluren wanderten, führt die Geschichte hinab über unzählige große Seelen, Ungelehrte mit Taubeneinfalt und Gelehrte jeder Art, auf die Söhne des großen Armen von Assisi, die unter uns Verehrer und Hüter seines Geistes, Ausspender seiner Liebe zu sein sich bestrebten.

Vorsichtig, aber wohlwollend nahm Innozenz III. die merkwürdige Vereinigung frommer Brüder auf. Seinem scharfen Blick von hoher Warte waren die vielfachen Mängel und Gebrechen im Gottesreiche der Kirche nicht entgangen. Er verkannte nicht, daß diese heilige Gesellschaft, der Franz „das Mark des Evangeliums" als Regel gegeben hatte, wie ein Sauerteig zu heilsamer Erneuerung die ganze Kirche durchdringen könnte. Aber es waren schon Reformversuche vorausgegangen, die bei gutem Anfange aus falschem Uebereifer vom Gegensatz zu den Mängeln in der Kirche zum Gegensatz zu dieser Kirche selbst weitergeschritten waren. Indem Innozenz trotz dieser üblen Erfahrungen noch einmal einer Laiengesellschaft seine Bestätigung erteilte — Franz und seine ersten Genossen waren keine Priester —, hat er sich aber nicht getäuscht. Für den Armen von Assisi war der Gehorsam gegen die römische Kirche der Grundstein seiner Genossenschaft, und diesem Gehorsam wußte er mit Kindeseinfalt seine liebsten Wünsche zu opfern.

Franz betonte vor allem die größte Armut und Einfachheit, die gänzliche Verachtung des Vergänglichen. Als er mit seinen beiden ersten Genossen nach inbrünstigem Gebet dreimal das Evangelienbuch aufschlug, fand er zunächst die Worte: „Wenn du vollkommen sein willst, so gehe hin, verkaufe alles, was du hast und gib es den Armen; du wirst dann einen Schatz im Himmel haben." Beim zweiten Male: „Nehmet nichts mit auf den Weg, weder Stab noch Tasche, noch Brot, noch Geld; auch sollt ihr nicht zwei Röcke haben." Beim dritten Male: „Wer mir nachfolgen will, verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach." Und der Heilige sprach: „Brüder, das ist unser Leben und unsere Regel". Ihr Name war „Mindere Brüder".

Franz hatte ein wunderbares Feuer in den Herzen der Menschen entzündet. Mit beispielloser Schnelligkeit verbreitete sich sein Orden und damit sein Geist über viele Länder. Schon zu Lebzeiten des Stifters wurden 12 Provinzen errichtet, um 1260 bestanden deren über 30. Als im 14. Jahrhundert der „schwarze Tod" Europa heimsuchte, sollen in den verschiedenen Ländern über 100,000 Brüder, viele im Dienste der Kranken, der furchtbaren Seuche erlegen sein. Kaum 10 Jahre nach der Gründung des Ordens zogen die ersten Brüder auch nach Bayern und den Rhein hinab, von da nach Norden und nach Osten sich verbreitend. Manche Städte, in denen heute noch die Söhne des Armen von Assisi wirken, sahen Genossen des heiligen Franz selber in ihren Mauern und bewahren Andenken an jene erste Zeit heiliger Begeisterung und Erneuerung.

Der Stifter hatte seinem Orden die Armut als sein teuerstes Vermächtnis hinterlassen, ihm dieselbe als Siegel aufgedrückt. Demgemäß hat der Orden Armut und höchste Einfachheit stets als sein ruhmreiches Spezifikum betrachtet. Indes bei der Strenge dieser Armut, der Eigenart der Franziskusregel und der weiten Ausbreitung des Ordens waren Abweichungen vom hohen Ideal und Milderungen kaum zu vermeiden. Aber immer wieder hat der Geist des großen Stifters im Schoße seiner Stiftung selbst neue Kräfte geweckt, die den alten Eifer erneuerten, die ursprüngliche Strenge der Armut wieder belebten. Das erste Jahrhundert nach der Gründung war die Zeit jugendfrischer Blüte, in welcher der Orden einen tiefgehenden Einfluß ausübte auf die Besserung des kirchlichen Lebens und den Himmel mit zahlreichen funkelnden

Sternen heiliger Seelen verschönte. Die allmähliche Erschlaffung, die im Laufe der Zeit eingerissen war, hatte bei den sogenannten Spiritualen von jeher entschiedenen, zuweilen übereifrigen Widerstand gefunden. Schon im 14. Jahrhundert entwickelte sich aus diesem Gegensatze zwischen den Spiritualen und den übrigen Brüdern eine Reform, die dann im 15. Jahrhundert durch Bernhardin von Siena, Johann Kapristan und Jakob von der Mark weithin sich Bahn brach, zum Segen für den Orden und die Kirche. So fand die Reformation in Deutschland den Orden in neuer Blüte und rief eine Anzahl hervorragender Männer auf den Plan, wie Schatzgeyer, Alfeld, Herborn. Leo X. vollzog 1517 die völlige Trennung der „Observanten" von den „Konventualen" und gab ihnen einen eigenen Generalminister. 1525 zweigten sich dann noch die Kapuziner als eigener Orden ab, der gleichfalls einen eigenen Generalminister erhielt. Etwas später entstanden wieder unter den Observanten selbst verschiedene Familien, die allerdings unter einem gemeinsamen Generalminister standen, aber nach eigenen Statuten lebten. Diese Familien: Observanten (im engeren Sinne), Reformaten (dazu gehörten die bayerischen Klöster), Alkantariner und Rekollekten (dazu gehörten die übrigen deutschen Klöster) wurden aber 1897 durch Leo XIII. wieder vereinigt.

Die Bekehrung der Heiden hat der Orden von seiner ersten Zeit an sich angelegen sein lassen. Schon Franziskus selbst zog gen Osten, um den Sarazenen zu predigen. Er sah auch noch die ersten Blutzeugen des Ordens, die in Marokko den Martertod erlitten. Das Heilige Land ist bis auf den heutigen Tag seinen Söhnen anvertraut. Zahlreiche Glieder aller drei Zweige der großen Franziskusfamilie haben mit ihrem Blute den Boden aller Weltteile gerötet, andere sind an ihre Stelle getreten und wirken noch heute unter den Heiden.

Der heute schlechthin „Franziskaner", auch „Minderbrüder" genannte größere Zweig zählt jetzt fast 17000 Mitglieder. In Deutschland besteht zunächst die große rheinisch-westfälische Provinz, der auch das Vikariat Nord-Schantung in China anvertraut ist; dann die thüringische Provinz, aus welcher der jetzige Ordensgeneral hervorgegangen ist; ferner die bayerische Provinz und in Schlesien eine Kustodie (kleine Provinz). Außerdem wirken zahlreiche deutsche Franziskaner in Nordamerika und in zwei kürzlich von der rheinisch-westfälischen abgetrennten Provinzen in Brasilien. Ebenso wirken unter uns Kapuziner und Konventualen.

Der wunderbare Heilige von Assisi mit dem reinen Kindergemüte zieht noch immer und heute mehr als je die Herzen der Menschen an. Ist es aber etwas Großes, in dieser Weise ganze Generationen und ganze Jahrhunderte zur Bewunderung fortzureißen, so ist gewiß noch größer das andere Werk, in dem Franz von Assisi seine wunderbare Menschenliebe nicht nur in die Erinnerung ruft, sondern sie verkörpern und vererben wollte. Wie alle Zweige der großen Franziskusfamilie. so haben auch alle, unter denen seine Söhne leben und wirken, allen Grund, beim Jubiläum des Ordens mit Dank und Bewunderung auf den Armen von Assisi zu blicken, nicht in unbestimmter Schwärmerei, sondern in vollbewußter Erkenntnis und mutiger Anwendung der lebendigen und Leben spendenden evangelischen Wahrheiten, die er selbst seinem Leben und Wirken zugrunde gelegt hat.

Hat die allgemeine Verehrung des Heiligen ihre Wurzeln vielleicht zum Teil auch in der Empfindung, daß wir bei dem verschwenderischen Luxus auf der einen und der wachsenden Unzufriedenheit auf der anderen Seite eines Franziskus, des Franziskusgeistes bedürften? Sicher sind die Gegensätze zu tief, als daß auch die beste soziale Gesetzgebung allein sie auszufüllen vermöchte.

„Sachverständige" in Fragen der Sittlichkeit.

Von
Dr. Otto von Erlbach.

Die scharfen Artikel der „Allgemeinen Rundschau" gegen das sittliche Aergernis der sogenannten Brettlbühnen und die sich daran anknüpfenden Brettlprozesse haben zunächst für München ihren Zweck durchaus erreicht. Die Wachsamkeit der Zensur ist in einer Weise geschärft worden, daß ein Zeuge und „Sachverständiger" der zweiten Instanz unter allgemeiner Heiterkeit den Ausspruch tun konnte, die Vorstellungen seien jetzt für ihn, den früheren Habitué, der sich nur für pikante und paprizierte geistige Kost interessiert, so „langweilig" geworden, daß er nicht mehr hingehe. Es ist aber auch ein warnendes Exempel statuiert, indem dem ärgsten Sünder auf diesem Gebiete, dem sogenannten „Intimen Theater", in München nunmehr definitiv die Bude geschlossen worden ist. Direktor Hunkele hat, nachdem er in zwei Instanzen seinen Prozeß gegen die „Allgemeine Rundschau" verloren, auch in dem gegen ihn schwebenden verwaltungsrechtlichen Verfahren den Kampf aufgegeben und die Beschwerde an den Verwaltungsgerichtshof als dritte und letzte Instanz zurückgezogen. Die durch Beschluß der Polizeidirektion vom 27. Januar verhängte Konzessionsentziehung ist damit rechtskräftig geworden. Es ist bezeichnend, daß eine gewisse liberale Presse, welche von Anfang an bald offen, bald versteckt für das Intime Theater Partei genommen hatte, ihrem Lesepublikum nicht einmal die nackte Tatsache zur Kenntnis bringt, wie sie auch die nachträglich veröffentlichten Gutachten der durch den vorzeitigen Abbruch der landgerichtlichen Verhandlung nicht mehr zur Vernehmung gelangten Sachverständigen, trotzdem sie in ihrer Mehrzahl der liberalen Richtung angehören, geflissentlich totgeschwiegen hat. Was aber nicht hindert, daß man in einem anderen Falle, wenn's gerade in den Kram paßt, mit Emphase den „Grundsatz" verkündigt, es sei eine Pflicht des Anstandes, auch die Gegenseite zu Wort kommen zu lassen. Für München gehört also das Intime Theater der Vergangenheit an; es steht auch fest, daß einem Unternehmen mit gleicher Tendenz die gewerbepolizeiliche Konzession nicht mehr erteilt werden würde. Direktor Hunkele hat seine Firma im Münchener Handelsregister löschen lassen und sein Domizil nach Frankfurt am Main verlegt, wo man, ebenso wie in Mainz und anderswo, nach seiner Meinung und Erfahrung in bezug auf unanständige und sittenverletzende öffentliche Vorstellungen viel „duldsamer" ist. Wie lange die „Partei der anständigen Leute", die es doch, wie überall, so auch in Frankfurt, Mainz — Nürnberg nicht zu vergessen — geben muß, den notorischen Skandal ertragen wird, ohne nach dem Beispiel Münchens ihr auf die Dauer unwiderstehliches Schwergewicht geltend zu machen, bleibt abzuwarten.

In der nunmehr rechtskräftig gewordenen Entscheidung des zweiten verwaltungsrechtlichen Senats der Kgl. Regierung von Oberbayern (Vgl. Nr. 11 der „Allgemeinen Rundschau", S. 176) ist über Sachverständigen-Gutachten in Fragen der Sittlichkeit ein Grundsatz ausgesprochen, der unbedingte Geltung haben sollte: „Es kann sich bei den in Rede stehenden Darbietungen um die Frage künstlerischen Wertes überhaupt nicht handeln, und **über die Frage des Verstoßes gegen Gesetz und gute Sitten ist eine Aeußerung Sachverständiger nicht erforderlich**". Hätten die Gerichte diesen Grundsatz stets und überall hochgehalten, so wären dem Rechtsbewußtsein und dem sittlichen Empfinden des Volkes schwere Aergernisse, der Volkswohlfahrt, zu der in erster Linie die körperliche und seelische Reinerhaltung der Jugend gehört, gewaltige Schädigungen erspart geblieben. Daß manche Gerichte dazu mitgewirkt haben, daß unter dem falschen Deckmantel der „Kunst" die flagrantesten Verstöße gegen Scham und Sittlichkeit einen mit dem Siegel der höchsten weltlichen Autorität geschützten Freipaß erlangen konnten, hat eine Verwirrung und Verwilderung der Begriffe zur Folge gehabt, vor der auch solche, die entweder aus Unkenntnis über die Größe des Uebels oder aus Scheu vor einem Eingriff in die „Freiheit" bisher schweigend und untätig bei Seite standen, jetzt ratlos die Hände ringen. Mit der so oft vorgeschützten „Freiheit" ist es überhaupt eine eigene Sache. Es grenzt fast ans Pathologische, wenn man für die „Freiheit" der euphemistisch sogenannten erotischen, in Wirklichkeit pornographischen „Literatur" und „Kunst" die kräftigsten Lanzen bricht in einer Zeit, die namentlich auf dem Gebiete der Gewerbepolizei



ein System von Beschränkungen der persönlichen Freiheit ersonnen hat, die sich oft von Schikanen gegen Publikum und Unternehmer nur schwer unterscheiden lassen. Aber der unsauberen Pornographenzunft muß die „Freiheit", das Volk und die Jugend zu vergiften, um jeden Preis erhalten bleiben!

Was die verfolgte Unschuld der Pornographen und Pornodramatiker auf dem Gebiete der „Sachverständigen"-Gutachten den Gerichten zu bieten wagt, geht schon ins Aschgraue. Lediglich als Kuriosum sei hier ein in unterrichteten Kreisen vielbelachter Zwischenfall aus dem jüngsten Brettlprozeß gestreift. Der Rechtsbeistand des Intimen Theaters hatte eine Reihe von ständigen Besuchern dieses Brettls als Zeugen und zugleich als „Sachverständige" dafür vorgeschlagen, daß diese keinen sittlichen Anstoß genommen hätten. Unter diesen Sachverständigen befand sich auch ein bekannter Münchener Kommerzienrat und Verleger. In dem betreffenden Schriftsatz hatte der von seiner Partei irregeleitete Rechtsanwalt dem Titel und Namen des sachverständigen Kommerzienrates mit besonderer Wichtigkeit hinzugefügt: „und (im Original unterstrichen!) dessen Gattin". Ganz München hätte sich vor Lachen geschüttelt, wenn die Gegenpartei („Allgemeine Rundschau") zur Kennzeichnung dieser Entgleisung mit den aktenmäßigen Namensangaben an die Oeffentlichkeit getreten wäre. Die Gattin des betreffenden Kommerzienrates ruht schon seit reichlich zehn Jahren unter dem kühlen Rasen. Und die von dem Rechtsbeistand des Intimen Theaters als „Sachverständige" vorgeschlagene „Gattin" war die stadtbekannte Mätresse des Kommerzienrates, deren gerichtliche Vernehmung übrigens an dem Umstande gescheitert wäre, daß sie unmittelbar vor dem letzten Karneval gestorben war. Die Wahl dieses Zeitpunktes war jedenfalls die letzte Aufmerksamkeit gegen ihren Galan, der im Münchener Karneval ein wichtiges Amt bekleidet.

„Sachverständige" in Fragen der Sittlichkeit! Abgesehen davon, daß jeder deutsche Richter und auch jeder Schöffe und Geschworene sich in diesen Fragen auf seinen eigenen Sachverstand müßte verlassen können, ist von einem derartigen Sachverständigen doch in erster Linie zu verlangen, daß er für seine Person und nach seiner inneren Ueberzeugung auf dem grundsätzlichen Boden der durch die geltenden Gesetze und durch die immer noch vorherrschenden Volksanschauungen anerkannten Zucht und Sittlichkeit stehe.

Wäre es überhaupt denkbar, daß in einem Prozeß wegen Eigentumsvergehens ein Mann, der draußen im Leben durch Wort oder Tat den Grundsatz propagiert, daß **Eigentum Diebstahl** sei, als Sachverständiger vor Gericht ernst genommen würde? **Wer den Eigentumsbegriff leugnet, kann nicht Sachverständiger in Fragen des Eigentumsschutzes sein.** Das ist eine Binsenweisheit, über die man nur im Irrenhause anderer Ansicht sein kann. Aber warum läßt man dieselbe selbstverständliche Logik nicht auch für Sachverständigen-Gutachten auf dem Gebiete der Sittlichkeit gelten? Ein bekannter Münchener Schriftsteller, der an der Wiege der sogenannten Moderne stand und mit der Zähigkeit und Beharrlichkeit des Aufrechten, des Steifnackigen, als den wir ihn im Gegensatz zu manchen Windfahnen, Schulterträgern und Tagesmachern stets eingeschätzt haben, den Kampf für die Emanzipation des Fleisches führte, bekannte vor beiläufig 20 Jahren ganz offen, daß er für die völlige Abschaffung des § 184 sei. Diesem Standpunkt entsprach es auch, daß er in einem seiner Tendenzromane einen Künstler beispielsweise die Forderung vertreten läßt, es müsse soweit kommen, daß die Darstellung eines Weibes auf dem ärztlichen Untersuchungsstuhle (mit ausgebreiteten Schenkeln) in einer öffentlichen Ausstellung zugelassen werde. Dieser persönliche Standpunkt ist notorisch. Das hat aber nicht gehindert, daß der betreffende Schriftsteller wiederholt als gerichtlicher Sachverständiger in Prozessen auftrat, in welchen Fragen der Sittlichkeit und des öffentlichen Anstandes zu entscheiden waren, auch in Verfahren wegen direkten Vergehens gegen denjenigen § 184, als dessen grundsätzlichen Gegner der Sachverständige sich bekannt hat. Man erlebt selbst in sonst nichts weniger als radikal gesinnten Kreisen auf diesem Gebiete die seltsamsten Inkonsequenzen. Die Sachverständigen-Gutachten, welche zur gerichtlichen Freigabe des russischen Romans „Ssanin" geführt haben, sind dadurch gewiß nicht überzeugender geworden, daß ein Dr. Michael Georg Konrad (er ist es, den wir oben im Auge hatten) ausgerechnet in der „Allgemeinen Zeitung" vom 27. März (S. 289) in einem Artikel „Konfiszierte Bücher — konfiszierte Gehirne"[1]) an ihre Seite trat. Wer mit dem § 184 prinzipiell nicht einverstanden ist, sollte als Sachverständiger über die Anwendung dieses Paragraphen unmöglich sein. Das gleiche gilt von jedem, der die Begriffe des Unsittlichen, des Unzüchtigen, des Ehebruchs, wie sie der heutigen Gesetzgebung nun einmal zugrunde liegen, grundsätzlich nicht anerkennt. Als Reformer, als Prophet künftiger neuer Begriffe mag er sich in seiner engeren „Gemeinde" einen Namen machen, aber als Autorität für die Auslegung und Anwendung derjenigen Gesetze, die er selbst als veraltet bekämpft, kann er nie und nimmer zugelassen werden.

Man pocht so gerne auf den heutigen Rechtsstaat. Aber in diesem Rechtsstaate sind solche Begriffswidrigkeiten gang und gäbe geworden und werden von den berufenen Organen der staatlichen Rechtspflege überhaupt nicht oder wenigstens nicht mit dem gebührenden Nachdruck zurückgewiesen. Als vor etlichen Jahren in dem sog. „Simplicissimus"-Prozeß der bekannte Herausgeber der „Jugend", Dr. Georg Hirth, mit der ganzen Autorität des Ansehens, das er sich in gewissen Künstlerkreisen und in seiner Eigenschaft als erster Vorsitzender des Münchener Journalisten- und Schriftstellervereins (übrigens nur ein dekoratives Amt ohne aktive persönliche Betätigung) zu sichern gewußt hat, über das nach § 184 gesetzlich Strafbare sein sachverständiges Gutachten abgab, hielt der damalige öffentliche Ankläger, Staatsanwalt Aull, es für seine Pflicht, die Geschworenen darauf aufmerksam zu machen, daß der Sachverständige für seine Person in Fragen der geschlechtlichen Sittlichkeit und der Ehe sehr freien Anschauungen huldige. Und was geschah? Dr. Georg Hirth beschwerte sich an höherer Stelle, und der tapfere Staatsanwalt erhielt eine amtliche Nase. Man muß sich diesen peinlichen Zwischenfall ins Gedächtnis rufen, wenn man die merkwürdige Zurückhaltung, welche die Herren Staatsanwälte gewissen „Sachverständigen" gegenüber beobachten, richtig einschätzen will. Es ist aber eine Forderung der elementarsten Gerechtigkeit und des im Interesse der Staatserhaltung gelegenen Rechtsschutzes, daß die höchste Justizbehörde den ihr direkt unterstellten Beamten die Arme frei läßt, wenn sie im Namen des gesunden Menschenverstandes gegen Begriffsverwirrungen opponieren, welche Fehlsprüche der Geschworenen und falsche Urteile und Entscheidungen der Gerichte zur notwendigen Folge haben müssen. Heute beginnt die Rechtsprechung mehr und mehr, irrtümliche Voraussetzungen zu korrigieren, die auf Grund sogenannter Sachverständigen-Gutachten jahrelang das größte Unheil angerichtet haben und noch anrichten. Man denke nur an den Aktphotographien-Unfug, der ungezählte Seelen vergiften konnte, weil die Rechtsprechung sich durch sogenannte Sachverständige über die Zweckbestimmung dieser schamlosen Massenproduktion in ganz unerhörter Weise irreführen ließ, bis dann allmählich, namentlich unter dem Einfluß des „Aufklärungs"-Rummels, das Feingefühl für die Grenzen der öffentlichen Scham immer mehr sich abstumpfte.

Ein förmliches Schulbeispiel eines Sachverständigen-Gutachtens, das dem Geiste des Gesetzes schnurstracks zuwiderläuft, hat man unlängst wieder im Münchener Schwurgerichtssaale erlebt. Dort stand der Redakteur des so übel beleumundeten Witzblattes „Sekt", vor dem in mehreren Städten, neuerdings sogar durch ein amtliches Schriftstück des Magistrats München, öffentlich gewarnt werden mußte, wegen Vergehens wider die Sittlichkeit vor den Geschworenen. Der I. Staatsanwalt Rohrer vertrat in eigener Person die Anklage und charakterisierte den Inhalt des „Sekt" als nackte Spekulation auf die niedrigsten Instinkte von Menschen geringerer Bildung, auf den Sinnenkitzel junger, unreifer Menschen, denen bei dem billigen Preis der Zeitschrift diese leicht zugänglich sei. Als Sachverständige waren Stadtschulrat Dr. Kerschensteiner und der Herausgeber der „Jugend", Dr. Georg Hirth, geladen. Beide gehören der liberalen Parteirichtung an, beide bekennen sich zur liberalen Weltanschauung. Aber dennoch, welch klaffender Unterschied in der Beurteilung dessen, was in Bild und Schrift öffentlich zulässig ist, was von Rechts wegen als unzüchtig unterdrückt werden muß. Dr. Kerschensteiner bezeichnete den „Sekt" als ein ohne jede

[1]) Der übrigens in der Nummer vom 10. April derselben „Allgemeinen Zeitung" (S. 339) aus der Feder von Exzellenz B. von Borries in Altenburg eine schneidige Entgegnung fand.



Frage unzüchtiges Blatt. Nach dem Berichte der „Münchner Neuesten Nachrichten" führte er u. a. aus:

„Er spekuliert in Wort und Bild ausschließlich entweder auf Personen, die an der reinen Zote ihre einzige Freude haben, oder auf unerfahrene und unerzogene junge Leute, die der Reiz des Verbotenen zur Lektüre führt.... Ich muß daher dieses Blatt als ein Aergernis für anständige Erwachsene und als ein direktes Gift für die Jugend bezeichnen. Der Umstand, daß es in allen Zeitungsfilialen und in vielen Schreibmaterialiengeschäften für billiges Geld zu haben ist, macht es direkt zu einer groben sittlichen Gefahr für die Jugend... Ich glaube, es ist Pflicht aller Menschen, Mittel und Wege zu suchen, unsere Jugend vor derartigem Schund, wie der „Sekt" ist, der weder auf künstlerischen noch literarischen Wert den allergeringsten Anspruch machen kann, sondern als ein pornographisches Blatt bezeichnet werden muß, zu bewahren, und ich bitte daher, dieses Blatt als gemeinschädlich zu verurteilen."

Und nun vergleiche man damit, was Dr. Georg Hirth als „Sachverständiger" über die Anwendung des § 184 vorzutragen hatte. Wir folgen auch hier dem Berichte der in seinem Mitverlage erscheinenden, also jedenfalls authentischen „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 195). Sein Urteil gipfelte in dem pyramidalen Satze: „Geradezu ‚unzüchtig' und ‚pornographisch' dürfe man im Gerichtssaal den ‚Sekt' mit Rücksicht auf die strafrechtlichen Folgen nicht nennen."

Zur weiteren Kennzeichnung des Hirthschen Gutachtens genügen einige markante Sätze. Im Gegensatz zu Dr. Kerschensteiner, der die schwere Gefahr für die Jugend betont hatte, vertrat Dr. Hirth in geradezu zynischen Wendungen das „Recht der Erwachsenen" auf eine laszive Lektüre.

„Anderseits sei das Recht der Erwachsenen, namentlich der durch ihre wirtschaftlichen Verhältnisse von der Ehe Ausgeschlossenen, auf eine ihrem Bildungsgrad angemessene Befriedigung ihrer erotischen Phantasie anzuerkennen; prinzipiell müsse daher **das Recht auf erotische Literatur** anerkannt werden. Da aber hier das „Unzüchtige" strafgesetzlich verboten sei, so ergebe sich die Notwendigkeit, den Begriff desselben einzuschränken, weil sonst jede gedruckte erotische Anspielung strafbar sein würde... In allen inkriminierten Nummern finde sich nichts, was als eigentliche Cochonnerie zu bezeichnen wäre, ebenso sei der heutzutage mit Recht bekämpften Perversität kein Raum gegönnt. Die absichtliche Hervorhebung weiblicher Rundlinien sei nur ein Abglanz dessen, was man auf Bällen und Straßen sehen könne; daran gewöhne man sich, ohne Schaden zu leiden. Der „Sekt" sei eine relativ harmlose Lektüre für harmlose Leute, nicht etwa für reiche Lebemänner, sondern für die Gemeinde der armen Teufel und enterbten Junggesellen, die hier in mäßig witzigen Bildern und Scherzen Ersatz für wirkliche Schwerenöterei suchen, wozu sie ja doch als Steuerzahler ein gewisses Recht haben."

Kann man eine ernste, an das Lebensmark der Nation greifende Frage im Gerichtssaale frivoler behandeln? Selbst in sehr liberalen Kreisen herrscht eine hochgradige Erbitterung über dieses kompromittierende Gutachten. Zudem sprach Dr. Hirth direkt als Partei pro domo, weil die oft mehr als eindeutigen „erotischen Anspielungen" eine Spezialität auch der von ihm herausgegebenen „Jugend" sind. Aus den Berichten ergibt sich, daß der Staatsanwalt mit dem „Sachverständigen" eine längere Auseinandersetzung hatte, und zwar über dessen „goldenen" Mahnworte zur sexuellen Zurückhaltung an die Abiturienten in Altenburg, Mahnungen, die mit der Gesamttendenz der Hirthschen „Jugend" ebenso unvereinbar sind, wie die Aufforderung zu einer Hungerkur an jemanden, dem man fort und fort durch Servierung raffiniert ausgewählter Speisen die Augen, die Nase und den Gaumen reizt. Dagegen hat man nichts davon gehört, daß der Staatsanwalt den Herren Geschworenen zur Kennzeichnung des vom Angeklagten als Autorität angerufenen Dr. Hirth dessen grundstürzenden, mit den geltenden gesetzlichen — um von anderen zu schweigen — Grundsätzen unvereinbaren Sexualideen vorgehalten habe. Die Geschworenen hätten der Wahrheit gemäß erfahren müssen, daß dieser „Sachverständige" in einer Broschüre und in Nummer 15 der „Zukunft" Sätze aufgestellt hat, wie: „Die Starken unter uns haben mit fünfundzwanzig Jahren schon zehn verschiedene Weiber gehabt". Auch sein grundsätzliches Bekenntnis zum „idealen Recht" der „Polyandrie", der Mehrmännerei wie der Mehrweiberei, mit beiderseitiger „vornehmer" Duldung der unter gemeinsamem „Refugium" friedlich zusammenhausenden „Ehegatten", wäre auf manchen Geschworenen vielleicht nicht ohne Eindruck geblieben. Solange allerdings ein Staatsanwalt gewärtigen muß, daß er von einem höheren Vorgesetzten gerüffelt wird, wenn er einen Sachverständigen von dem öffentlichen Einfluß des Dr. Hirth nicht mit den zartesten Glacéhandschuhen anfaßt oder gar ihm noch Komplimente sagt, kommen wir aus dem circulus vitiosus des Sachverständigen-Unfuges nicht heraus. Selbst der endlich einmal beschrittene Weg der Vorladung von Gegensachverständigen von Ruf und Ansehen hilft solange nichts, als dem Gericht nicht eine klare Einsicht in den ursächlichen Zusammenhang der oft so unglaublichen Gutachten vermittelt wird. Gestützt auf die Autorität Dr. Hirths haben die Geschworenen den Redakteur des „Sekt" natürlich für „nichtschuldig" erklärt, worauf dann ebenso natürlich der Gerichtshof trotz des selbstredenden Freispruches einen Teil der Bilder und Texte als objektiv unzüchtig einzog.

Ein ähnliches Ergebnis hatte eine Münchener Strafkammerverhandlung im objektiven Verfahren gegen eine von der Radfahrer-Wanderkneipe herausgegebene „Kneipzeitung". Trotzdem die „Kneipzeitung" an sittlichem Unflat das Denkbarste leistete, war das Strafverfahren gegen die Urheber eingestellt worden. Das Gericht zog auch einen Teil des Inhaltes als objektiv unzüchtig ein. Die beiden vernommenen „Sachverständigen" waren anderer Ansicht als das Gericht. Redakteur Richard Braunbeck fand — nach dem Berichte des „Neuen Münchner Tagblatt" — nichts Anstößiges in der „Kneipzeitung", die für einen bestimmten Kreis erwachsener Männer bestimmt sei; in früheren „Kneipzeitungen" seien viel stärkere Sachen produziert worden. Kunstmaler Fritz Bergen hielt dafür, daß die „Kneipzeitung" wohl in manchen Dingen das ästhetisch Zulässige überschreite, jedoch als unzüchtig nicht zu erachten sei. Bei dieser Gelegenheit sei eine allgemeine Bemerkung angeknüpft. Man fragt so oft, wie es komme, daß die Geschworenen in Prozessen gegen unzüchtige Schriften und Abbildungen fast immer versagen, und findet mit Recht einen nicht zu unterschätzenden Grund in der Zusammensetzung der Geschworenenliste, über welche in erster Linie der liberale Magistrat entscheidet. Ein weiterer Grund liegt aber zweifellos in dem erschreckenden Sinken der Begriffe von Sittlichkeit und Schicklichkeit, an dem fast alle Stände mehr oder minder beteiligt sind. Dieser Tiefstand der Anstandsbegriffe äußert sich am Kneiptisch und in Fabriken, in Bureaux und Arbeitsräumen. Das geschlechtliche Thema ist bei nur zu vielen der beliebteste Gegenstand des „Witzes" und steht im Vordergrunde des täglichen Unterhaltungsstoffes. Die Folgen lassen sich leicht ausdenken; sie äußern sich auch in einer laxeren sittlichen Auffassung von Geschworenen und zum Teil sogar von Richtern. Zuzugeben ist allerdings, daß von den Schöffengerichten in der Regel ein schärferer Maßstab sittlichen Ernstes angelegt wird. Ein gewichtiges Argument gegen die ungemischten Laiengerichte ohne Mitwirkung von Berufsrichtern bei der Rechtsfindung!

Medizinische Randglossen zu dem Metzer Prozeß und dem angeblichen „Lourdesschwindel".

Von Dr. med. Nauva.

Man kann Wundern im allgemeinen und den Lourdeswundern im besonderen sehr skeptisch gegenüberstehen und wird sich doch verwundert fragen müssen, wie man in gewissen „liberalen" Preßerzeugnissen dazu kommt, die Freisprechung des Dr. Müller mit solchem Freudenbeifall zu begrüßen. Daß Dr. Müller gegen Lourdes auftrat und der von ihm beleidigte Dr. Ernst für diesen Wallfahrtsort, daß das Prozeßergebnis Gelegenheit gibt, auch auf Lourdes selbst loszuschlagen, das sollte denn doch bei anständigen und vernünftigen Menschen nicht genügen! Tatsächlich hat ja der Prozeß nicht erwiesen, daß ein angeblich zu Lourdes geschehenes Wunder auf natürliche Weise erklärt werden müsse oder auch nur könne, oder daß gar — wie sich Herr Dr. Roder unter dem Pseudonym A De Nora in der Münchener „Jugend" in gewohnter, liebenswürdiger und geschmackvoller Weise ausdrückt — das angebliche Wunder auf „Schwindel" beruht hätte. Wir wollen kurz den Sachverhalt wiedergeben: Eine Frau Rouchel-Metz leidet seit Jahren an einer oder zwei schweren

Hautkrankheiten des Gesichtes. Sie wird von den Aerzten nicht geheilt oder auch nur wesentlich gebessert, vielleicht weil sie die Medikamente derselben nicht genommen hat. Nun wallfahrt sie nach Lourdes. Und hier ereignet sich nach ihren Angaben, nach denjenigen der Krankenschwestern und des beobachtenden Kontrollarztes von Lourdes das Folgende: Während sie noch auf der Fahrt von Paris nach Lourdes — eine Tagesreise — ihren Fahrtgenossinnen durch den Gestank der Wunden unerträglich war, während sie noch am Morgen des folgenden Tages mit Geschwüren im Gesicht bedeckt war und Perforationsstellen im Gaumen (?) und in der Wange aufwies, war sie am Nachmittag desselben Tages fast geheilt; d. h. es waren die Geschwüre geschlossen, überhäutet, die Fisteln verschwunden. Um diese Sache zu erklären, hat der Metzer Aerzteverein, hat Dr. Müller-Metz (nebenbeigesagt ebenso wie viele der Metzer Aerzte Israelit), hat Professor Wolf-Straßburg erklärt, daß neben dem Lupus, an welchem die Frau noch heute leidet und welcher nach ihrer, ihres Hausarztes und des Lourdes-Arztes Meinung in Lourdes plötzlich gebessert oder fast geheilt worden sei, noch eine alte Syphilis bestanden habe. Diese Annahme ist nach dem Krankheitsbilde allerdings sehr wahrscheinlich. Aber die Herren Aerzte haben den Kernpunkt der Sache übersehen. Und dieser wird doch zweifellos durch die Angaben der Frau Rouchel und ihrer Zeugen von der plötzlich oder innerhalb weniger Stunden eingetretenen Heilung gegeben. Jeder Versuch, eine so rapide Heilung auf natürliche Weise erklären zu wollen, ist absolut aussichtslos. Es gibt keine Krankheit, welche so schwere Symptome wie die geschilderten erzeugt und dann in wenigen Stunden oder gar sofort abheilt. **Auch die Syphilis tut das nie, kann das nicht tun.** Durch die Konstatierung der Syphilis neben dem Lupus bei Frau Rouchel ist demnach nur das Zeugnis des Metzer Arztes Ernst entwertet, welcher die Krankheit lediglich für Lupus erklärt hat und sie ein paar Wochen nicht mehr gesehen hatte, als sie ihm so erstaunlich gebessert, „fast geheilt" wieder entgegentrat. In 14 Tagen kann allerdings eine Syphilis äußerlich abheilen, in 14 Tagen kann also auch abgeheilt gewesen sein, was an dem Hautleiden der Frau Rouchel syphilitisch war. Aber, um es zu wiederholen: in ein paar Stunden heilt eine Syphilis so wenig wie ein Lupus.

Auch mit der Konstatierung, daß die Frau nur von der Syphilis, nicht vom Lupus geheilt wurde, ist das angebliche Wunder von Lourdes noch nicht aus der Welt geschafft. Die Frau wäre dann nach ihrer Angabe dort plötzlich von dem einen und, wie es scheint, für sie unerträglicheren Leiden befreit worden. Das wäre Wunders genug. Wer Wunder leugnen will, muß die Vorstellung vom Wunder doch so lassen, wie der Gläubige sie hat. Dieser aber wird es als selbstverständlich gelten lassen, daß die Gnade Gottes in Gottes Ratschluß ihre Grenzen hat, und daß Gott entscheidet, ob er einem Menschen eine Bitte — sagen wir um Heilung — ganz oder teilweise gewähren will. Es ist daher geradezu sinnlos, wenn diese „ungenügende" Heilung als Gegenbeweis gegen das Wunder angesehen worden ist.

Nein! Die Frage liegt so: Entweder hat Frau Rouchel richtig erzählt, dann ist ihre Heilung oder Besserung medizinisch nicht zu erklären, ob sie nun von einem Lupus oder von einer Syphilis geheilt worden ist — oder Frau Rouchel hat nicht richtig berichtet. Wer mit dieser gewiß nicht weit liegenden Möglichkeit rechnet, der muß aber dann eben die Angaben der Frau Rouchel bezweifeln und widerlegen, nicht bloß diejenigen eines vielleicht nicht genauen Arztes.

Ohne also irgendwie zu der Frage, ob sich das Wunder der plötzlichen Heilung der Frau Rouchel zugetragen oder nicht zugetragen hat, Stellung zu nehmen, kann man als Ergebnis des Prozesses nur feststellen, daß dieser Arzt, Herr Dr. Ernst, es vielleicht an der nötigen Gründlichkeit, Vorsicht und Gewissenhaftigkeit bei Ausstellung seines Zeugnisses und Aufstellung seiner Diagnose hat fehlen lassen. Das ist aber auch alles, und ist zweifellos ein höchst dürftiges, mageres Prozeßergebnis, mit welchem gar nichts anzufangen ist. Da nun die Lourdes feindlichen Kreise so tun, als ob die von Frau Rouchel behauptete plötzliche wunderbare Heilung durch die Prozeßverhandlung als ganz natürlicher Vorgang erklärt worden sei, so ist der Leidtragende des Prozesses nicht der Wundergläubige, sondern der in seiner bodenlosen Oberflächlichkeit, Kritiklosigkeit und wissenschaftlichen Selbstgenügsamkeit sich zeigende Gegner.

Ob Dr. Ernst wirklich blamiert ist, oder ob ein neuer Prozeß ihm vielleicht Recht geben würde, das hat mit der Kardinalfrage gar nichts zu tun. Diese harrt sowohl für den Wundergläubigen wie für einen objektiven und kritischen Gegner noch der Erklärung. Man kann daher billig vorderhand auf eine Untersuchung verzichten, ob Dr. Müller nicht voreilig freigesprochen worden ist. Für Entscheidung dieser Frage müßten erst einwandfreie Prozeßberichte vorliegen. Sollte es richtig sein, daß Dr. Ernst zur Zeit der Abfassung seines Zeugnisses die Mitanwesenheit von Syphilis nicht mehr ernstlich in Erwägung gezogen hat, dann wird man ihm recht geben müssen, daß zu den hochtönenden Worten der Gegner keine Veranlassung gegeben ist. Dasselbe, was er da getan, hätte Dr. Müller sicher schon viele dutzende Male getan. Denn wo käme man als Arzt hin, wenn man jede Krankheit, die man einmal in Betracht gezogen hat, jede leise Ueberlegung, ob nicht vielleicht noch ein zweites Leiden eventuell dabei sein könnte, in den Zeugnissen breittreten wollte! Wenn die Zeitungen recht berichten, dann scheint uns das Metzer Aerztekollegium geradezu sinnlose Forderungen aufgestellt und das Metzer Richterkollegium einen unbegreiflichen Spruch gefällt zu haben. Denn daß der Sinn und Ton der Worte des Dr. Müller ein beleidigender war, ist ganz zweifellos, wenn auch der Wortlaut dem Gesetze vielleicht keine Handhabe gibt.

Nachschrift: Diese Zeilen waren geschrieben und im Satz, als die Blätter die Nachricht brachten, daß ein neuer Gerichtsbeschluß die nachträglichen Protokolleinträge des Herrn Dr. Müller, die sich mit dem in der Versammlung des ärztlichen Vereins tatsächlich Gesprochenen nicht gedeckt haben, nun doch beanstandet und ihre Streichung angeordnet hat.

Kommunalpolitischer Kursus in München.

Von Dr. N. Brem.

Die Gemeinde ist älter als der Staat. In der Stadtgemeinde entwickelte sich die Blüte des Mittelalters. Vor allem bestimmend für diese Entwicklung waren stets die wirtschaftlichen Verhältnisse. Im 12. und 13. Jahrhundert führten die handeltreibenden Geschlechter, die, reich geworden, sich vom Recht des Fronhofs unabhängig gemacht hatten, das Regiment. Das Stadtrecht war Patrizierrecht. Nachdem aber am Handel das Handwerk groß geworden war, begannen die langen Kämpfe um die Stadtverfassung, die um 1350 mit dem Siege der Handwerker auf der ganzen Linie endigten. Das Stadtrecht war nun Zunftrecht. Bürger war nur, wer sich in einer Zunft fand. Als Ideal galt der mittelalterlichen Stadtgemeinde die gleichmäßige Teilnahme aller Bürger an den Rechten und Freiheiten der Stadt.

Die gemeindliche Selbstverwaltung ging unter in dem Konzentrationsprozeß, als dessen Resultat zu Beginn der Neuzeit der absolutistische Staat erscheint, der Polizeistaat. Der Typus desselben ist in Deutschland der Staat Friedrich Wilhelm I. und Friedrich des Großen. Als er bei Jena unter den Streichen Napoleons zusammengebrochen war, erkannten Stein und Hardenberg das Mittel zu seiner Aufrichtung in der Belebung der Gemeinde. Die Interesselosigkeit des Bürgers dem Staat gegenüber, so sagen sie, ist unser Jena. Der Polizeistaat vermochte aus dem Volke kein lebendiges Interesse zu wecken für die staatliche Gemeinschaft. Darum muß zunächst wieder in den Gemeinden der bürgerliche Sinn erwachen. Die selbständige Regelung des öffentlichen Lebens in den Gemeinden muß die Kraft des Bürgertums für den Staat erwecken. Die Stein-Hardenbergische Gesetzgebung durchlief im 19. Jahrhundert das gesamte Deutschland.

Aber wie haben wir uns seit 40 Jahren gestreckt und gedehnt! Die letzte Berufszählung brachte eine Mehrung des bayerischen Volkes von 14,2 Prozent gegenüber der vorletzten. Die Vermehrung vollzieht sich aber nicht homogen über das ganze Land hin, sie gruppiert sich vielmehr um bestimmte Punkte, vor allem um die Großstädte. In ihnen sitzt der unternehmende kapitalistische Geist, der nach ungemessener Bereicherung strebt. Er zieht diejenigen, die bloß Arbeitskräfte sind, in Massen heran. Das Nomadentum der Großstadt beginnt. Um zirka 800,000 Köpfe vermehren wir uns jährlich in Deutschland. Man kann sie doch unmöglich wegdenken, denn sie sind da und stellen uns hartnäckig Probleme. Wie ist in diese Nomadenbevölkerung einheitliches Interesse zu bringen? Wie kann die Zirkulation wieder hergestellt werden im gestörten Gemeindeorganismus? Wie kann

den rapid wachsenden Bedürfnissen religiöser, kultureller, materieller Natur nachgekommen werden? **Wie kann das Bestehende konserviert, das Neuherandrängende organisiert werden?** Wie kann der religiösen Gleichgültigkeit, dem sittlichen Leichtsinn, der physischen Degeneration der Großstadt entgegengewirkt werden?

Das Gemeindeproblem ist aber nicht ein einseitig städtisches. Man kann z. B. mit gutem Sinne die **Landflucht** auch ein Großstadtproblem nennen. Nach dem Gesetze der Masse zieht die Großstadt an und versendet wieder ihre Einflüsse über das ganze Land hin. Gleich den Schienensträngen der Eisenbahn gehen von diesen Knotenpunkten die geistigen Richtungen aus, wie umgekehrt die schnellverbrauchende Großstadt physisch und geistig auf die Zufuhr vom Lande angewiesen ist. Eine gesunde Agrarpolitik, das ganze System landwirtschaftlicher Wohlfahrtspflege, alle Arbeit für Heimat und Scholle gehört in den Zusammenhang der Bestrebungen, welche die großstädtische Entwicklung aufgerufen hat. Und wie hält nur das Problem der **Armenfürsorge**, das seit den zwei Jahrtausenden, welche nach christlicher Zeitrechnung eingeschätzt werden, den Menschen ein Anliegen geworden ist, heute Stadt und Land gleichmäßig in Atem!

Daß wir Katholiken den Riesenproblemen der gemeindlichen Entwicklung ein ernstes Verständnis entgegenbringen, beweist die freudige Aufnahme des **kommunalpolitischen Kurses**[1]), den der Volksverein für das katholische Deutschland in der Pfingstwoche in München veranstaltet. Möge er viel einheitliches Interesse und reiche Schulung vermitteln, möge beides reifen zu köstlicher, christlicher Tat!

[1]) Die zehn Vorträge, die vom 1. bis 4. Juni gehalten werden, behandeln die Entwicklung, Verfassung und Verwaltung, das Finanzwesen, Wohnungswesen, Armenwesen, Vormundschaftswesen, Gesundheitswesen der Gemeinde, gemeindliche Handwerkerpolitik, Arbeiterpolitik und Wohlfahrtspflege. Der Kurs ist unentgeltlich. Prospekte samt Teilnehmerkarten sind erhältlich beim Landessekretariat des Volksvereins, München, Erhardtstr. 32.

Die blaue Stunde.

Vom Himmel schwebt zur Abendsabbatfeier
Die blaue Hora, die geliebte Stunde,
Und lächelnd durch die goldnen Sonnenschleier
Legt sie die Hände auf des Tages Wunde:
Denn all ihr Tun ist Heilen und Versöhnen.
In ihrem Sold sind süße Melodien,
Der laute Haß, des Schmerzes wildes Stöhnen
Besänftigt liegen sie vor ihr auf Knien.
Mit priesterlicher, schweigender Gebärde
Gibt sie ihr gottgeborenes Erbarmen
Der von des Mittags Brand versengten Erde
Und ihren Kindern, arbeitsmüden, armen.
Es kommt, als ob ein sel'ges Träumen nahte
Und ein Gewähren aller Menschenbitten,
In milden Farben überm Stromgestade
Die sanfte Göttin still herangeschritten.
So lautlos, tief versonnen ist ihr Gleiten!
Doch segnend sinkt von ihren Flügeln nieder
Das Licht der Schönheit. Und des Ufers Weiden
Sie schimmern und im Garten glänzt der Flieder.
In Purpurmänteln stehn der Bäume Riesen,
Erzvätern gleich. Aufglühend wie Smaragden
Vertiefen sich zu grünem See die Wiesen,
Und alles geht in fremden Wundertrachten.
Die stumme Landschaft wird emporgehoben
Zum Gottespsalm, zu stolzen Heldensängen.
Die Farben lodern, jubeln, denken, leben,
Und Liebesgluten sprühn von Wolkenhängen.
Der Strom erweitert sich zum breiten Pfade
Durchsicht'gen Golds. Ins Meer der Ewigkeiten
Durchs große Tor der heil'gen Gottesgnade
Kann aus der Enge frei die Seele schreiten.

M. Herbert.

Pfingsten in Japan.

Eine Reiseerinnerung von Willy Löw.

Als wir uns an Bord des Norddeutschen Lloyd-Dampfers auf der Ausreise nach dem fernen Osten befanden, gesellte sich unserer Reisegesellschaft in Neapel ein junger Japaner zu. Den ersten Abend, als sich unser Schiff wieder in See befand, machte ich seine nähere Bekanntschaft. Er war von seiner Regierung nach Deutschland geschickt worden, um das höhere Schulwesen kennen zu lernen und aus all seinen Aufzeichnungen und Gesprächen war klar zu erkennen, daß er es mit seiner Aufgabe ernst genommen hatte. Wir waren noch beinahe 5 Wochen zusammen an Bord, und er wurde mein Freund. Viel Wissenswertes verdanke ich ihm, was ich bei meinem nachfolgenden Aufenthalt im Lande der aufgehenden Sonne gut verwerten konnte. In Hongkong trennten wir uns. Der „junge Mikado", wie wir den Japaner scherzweise nannten, fuhr von hier mit der Zweiglinie direkt nach seinem Vaterlande, wir weiter nach Shanghai. Vor dem Vonbordgehen gab mir mein Reisegefährte seine Adresse und lud mich ein, ihn in Tokio zu besuchen. Ich dachte freilich damals nicht daran, daß ich seine Einladung je anzunehmen in die Lage kommen würde.

Doch „der Mensch denkt, Gott lenkt".

Es war am Pfingstsamstag morgens gegen 4 Uhr, als unser Schiff sich dem Hafen von Yokohama näherte. Eine herrliche Tropennacht war es gewesen. Leise durchfurchte der Kiel des Schiffes die japanische Binnensee. Ich lag schon früh wach in der Hängematte, aufgeweckt durch das fortwährende Heulen der Sirene, welche die zahlreichen Fischerboote warnte. Mich trieb es auf die Back[1]) und mir bot sich ein herrlicher Anblick. Tausende von Lichtchen schienen auf den Fluten zu tanzen, so daß man meinen konnte, man befände sich bei uns in der lieben Heimat in einem großen Rangierbahnhof. Jedes Licht gehörte einem Fischerboot, dessen Inhaber hier in der Nacht seinem in dieser Gegend reichlich lohnenden Gewerbe nachging. Es war zu verwundern, daß keines der zahlreichen Sampans[2]) vor den Bug unseres Schiffes geriet. Freilich hörte man aus den zu uns heraufschallenden, lauten Rufen, daß unser scharfer Kiel manches Netz zerrissen hatte.

Allmählich schwindet die Nacht. Ein kurzes Flimmern am Horizont, und majestätisch steigt die Sonne empor. Wir aber werfen hinter dem Wellenbrecher Yokohamas Anker.

Pfingstsonntag! Bei uns zu Hause mochten jetzt die hellen Kirchenglocken jung und alt in das Haus des Herrn zur Andacht laden. Das gab es hier draußen nicht. Nur ein kurzer vom Kommandanten des Schiffes abgehaltener Gottesdienst. Aber auch da ist der Allmächtige bei uns, der bisher unsere Fahrt schützend geleitet hatte und der einst durch seinen Sohn uns sagte: „Wo zwei in meinem Namen versammelt sind, will ich unter ihnen sein."

Gegen 11 Uhr brachte mich ein Sampan ans Land. Yokohama liegt an einer herrlichen Bucht und hat als Anlegehafen sämtlicher großen Dampferlinien gute Hafenanlagen.

In der Main-Street liegen hauptsächlich europäische Geschäfte. Ich machte einer deutschen Firma meinen Besuch. Im Laufe des Gespräches kamen wir auf meine japanische Bekanntschaft von Bord des Postdampfers zu sprechen und mir wurde der Rat gegeben, doch einfach telephonisch anzufragen, ob mein Besuch willkommen sei? Gesagt, getan. Japan besitzt eine wohlorganisierte Telegrapheneinrichtung und in knapp 1 Stunde hatte ich die Antwort: „Kommen Sie sofort." Die Zugverbindung ist von Yokohama nach Tokio gut. Ein Yinrikschaw[3]) brachte mich für 10 Sen (etwa 23 Pfennige) nach dem Bahnhof. Die Bahnsteige liegen bequem und höher als die Gleise, so daß man ohne Mühe in die Wagen tritt. Die Bahn führt 3 Klassen. Ich wählte die zweite Klasse. Ein luftiger Aufenthalt. An jeder Seite ein Ausgang; die Bänke mit Ledersitzen ziehen sich an den Längsseiten hin. In der Mitte steht ein kleiner Tisch und zierliche Spucknäpfe, welche auch die Zigarettenüberreste aufnehmen. Der Zug verläßt bald die Halle und eilt durch eine herrliche Gegend. Meine Reisegesellschaft besteht aus drei japanischen Herren und zwei Damen. Einer der Herren ist Offizier und bald mit mir in lebhafter Unterhaltung. Er spricht gutes Deutsch, das, nebenbei bemerkt, auf allen höheren Ja-

[1]) Erhöhtes Vorderteil des Schiffes.
[2]) Japanisches Boot.
[3]) Kleiner, von einem Japaner gezogener Handwagen.



panischen Schulen gelehrt wird, und macht mich auf viel Interessantes während der Fahrt aufmerksam. So fahre ich an dem herrlichen Pfingstmorgen durchs fremde Land. Die Zeit vergeht wie im Fluge. Auf dem Bahnhof in Tokio empfängt mich mein alter Bekannter. Er ist in japanischer Tracht. Durch die große Halle gelangen wir ins Freie. Im Bahnhof machen die Schuhe der Japaner durch die untergenagelten Holzstückchen ein Geräusch, als wenn bei uns die Dreschflegel auf die Scheunendiele klappern. Ich sah unter kundiger Führung meines Freundes viel in der Hauptstadt des Mikado. Die Stadt bedeckt ein Areal von beinahe 30 englischen Meilen und liegt ganz wunderbar. Man hat sich dem Eindringen unserer abendländischen Sitten nicht entgegengesetzt und durch alle größeren Straßen führen gute Trambahnen. Im Westen der Stadt erhebt sich auf einem Hügel das Schloß, von breiten Wällen umgeben. Durch eine große Feuersbrunst im Jahre 1872 sind viele Teile der Befestigungen zerstört, doch hat sich der Kaiser Ende der 80er Jahre seine Residenz hier erbaut. In das Schloß kommt so leicht kein Europäer; jedoch hatte mein Freund sich Erlaubnis zu dem herrlichen Parke verschafft, den wir besichtigten. Er enthält so viel des Schönen, daß das Auge des Europäers gar nicht aufhört, immer Neues zu sehen. Ein nie vergeßlicher Anblick waren für mich die blühenden Kirschbäume, welche dort in zartem Rosa blühten. Ueber zahlreiche Brücken gelangt man an kleinere Gebäude, welche der kaiserlichen Hofhaltung zur Unterkunft dienen. Von hier ging es in den Uyeno-Park, ein neuer öffentlicher Garten, in welchem der berühmte Tempel gleichen Namens steht. Hier besehen wir auch das große Museum „Haku-Cutsu-kwan", dessen Schätze unermeßlich sind.

In einem an einem kleinen See liegenden Teehause nahmen wir einen Imbiß ein, während dessen mir mein Cicerone vielerlei erzählt: „Tokio hat über 2 Millionen Einwohner, darunter etwa 3000 Europäer. Beinahe 1500 Schulen sorgen für trefflichen Unterricht, die Universität ist stark besucht. Ueber 100 Zeitungen erscheinen, darunter verschiedene täglich. Zahlreiche Buchhandlungen sorgen für Literatur. Viele Missionsanstalten haben sich in der Stadt angesiedelt, meist amerikanische und englische. — Die katholische Religion ist durch die römisch-katholische Mission vertreten, an deren Spitze der Bischof von Arsinoë steht, welcher den Titel apostolischer Vikar von Nordjapan führt."

Es war mittlerweile Abend geworden. Die Temperatur hatte etwas abgekühlt und lud so recht zum Verweilen im Freien ein. Mein Freund und ich fuhren durch die Hauptverkehrsstraßen. Neben der elektrischen Straßenbeleuchtung brennen an vielen Häusern große Lampions, die der Straße das Bild einer Illumination geben. Vor den Theatern staut sich das kunstliebende Publikum. Wir verzichten auf den Genuß, denn mein Freund hat mich für den Abend in sein Haus geladen, wo ich ein Bild des feineren japanischen Familienlebens kennen lernen sollte.

Kaum hatten wir das schmucke Häuschen betreten, als uns die Hausfrau mit vielen Knixen empfing. Ich mußte die Schuhe abziehen und wurde ins Zimmer geführt, das reich mit japanischen Kuriositäten geschmückt war. Nur eins fehlte: nämlich unsere europäischen Möbel. Kein Sofa, kein Stuhl lud zum Sitzen ein, dafür aber war der Fußboden mit solch feinen Bastmatten bedeckt, daß es ein Hochgenuß war, sich darauf zu legen. Ein kleiner, kaum 1/4 m hoher Tisch, wurde vor mich gestellt und bald standen allerhand Leckerbissen vor uns, von denen ich vor allem einem vorzüglichen Fisch und Tomatensalat meine Anerkennung nicht versagen konnte. Das Zimmer ging durch eine verschiebbare Wand nach dem Garten, indem mir zu Ehren zahlreiche Lampions in den verschiedensten Gestalten strahlten. Doch noch ein besonderer Kunstgenuß sollte mir werden. Mein Gastfreund hatte einige Tänzerinnen und Sängerinnen bestellt, die plötzlich in ihren reizenden Gewändern, schillernd in allen Farben, vor uns standen. Man glaubt Kinder vor sich zu sehen, so niedlich sahen die kleinen Puppen aus, doch sind es 16jährige Dämchen, wie ich belehrt wurde. Die begleitende Musik wurde von 4 anderen Mädchen ausgeführt, welche mit Gitarren und einer kleinen Trommel ausgerüstet waren. Den Text der Gesänge verstand ich nicht, doch erklärte mir der Hausherr, daß es nur Lieder dezenter Art seien und ich diese Mädchen nicht mit den in öffentlichen Konzertlokalen auftretenden „sing song girls" verwechseln dürfe. Nach dem Gesang, der für europäische Ohren mehr einem Krähen ähnelte, tanzten die kleinen Damen. Dieser Teil des Programms gefiel mir besser. Der Fächer spielte dabei eine große Rolle, die Bewegungen aber waren wirklich recht graziös. Einen Hauptaugenmerk schienen die Tänzerinnen darauf zu richten, daß die kleinen Füßchen unter den in allen Farben schillernden Kimonos[4]) stets verborgen blieben. Unauffällig, wie sie gekommen, verschwinden die Künstlerinnen.

Wir aber saßen noch lange auf der kleinen Veranda und genossen in vollen Zügen die herrliche Tropennacht. Ein Sternhimmel, wie ich ihn selten schöner gesehen, wölbte sich über der Stadt. Große Nachtfalter umschwärmten die Lampions, und laut sangen die Zikaden ihr Abendliedchen.

Ein treffliches Glas Bier aus der unter deutscher Leitung stehenden Brauerei in Yokohama wurde von der anmutigen Hausfrau kredenzt und aufs Wohl der Lieben in der Heimat geleert.

Dann ging es zur Ruhe. Betten hat der Japaner nicht. Ein Teppich wird über die Bastmatte gelegt. Als Kopfkissen dient ein kleiner, ausgehöhlter Holzblock, aber ich schlief in dem Bewußtsein ein, einen nie vergeßlichen Pfingsttag verlebt zu haben.

[4]) Japanischer Mantel.

Die Reinlichkeitspartei marschiert.

Von Redakteur A. Bopp, Radolfzell.

Dem Artikel von Dr. v. Erlbach in Nr. 20 der „Allgemeinen Rundschau" können erfreulicherweise einige Beispiele aus Baden angefügt werden, die dartun, daß auch dort die Behörden der Bekämpfung der Schundliteratur ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden beginnen. Aehnlich wie jüngst von Schöneberg und dann auch von München und Leipzig berichtet wurde, haben die Direktionen der höheren Schulen und das Rektorat der Volksschule in Freiburg i. Br. den Stadtrat ersucht, auf die Freiburger Geschäftsleute dahin einzuwirken, daß sie Schriften und Bildwerke sittengefährdender Art nicht mehr auslegen und feilbieten. Der Stadtrat geht mit den Bestrebungen der Schulvorstände in der Verurteilung der Schund- und Schmutzliteratur Hand in Hand und beschloß, wenn ihm Fälle genannter Art nachgewiesen werden, die etwaigen geschäftlichen Beziehungen der Stadtverwaltung zu solchen Unternehmern abzubrechen. Nur einwandfreie, gediegene Buchhandlungen sollen bei der Lieferung von Schulbüchern berücksichtigt werden.

Dem Freiburger Vorgehen hat sich der Stadtrat von Lahr vollinhaltlich und einstimmig angeschlossen. Es ist zu erwarten, daß andere Stadtverwaltungen diesen Beispielen nachfolgen und so eines der wirksamsten Mittel im Kampf gegen die Ausbreitung der Schundliteratur allgemein angewandt wird. Das badische Regierungsorgan, die „Karlsruher Zeitung", hat in halbamtlicher Form vor wenigen Tagen folgende Warnung hinausgegeben:

„Der oft beklagte Handel mit Schundschriften hat sich in den letzten Jahren bedauerlicherweise noch weiter gesteigert. Es gehören hierher vor allem die Detektiv-, Räuber- und andere Abenteuergeschichten, ferner die sogenannten Sittenromane, somit vornehmlich Schriften, deren Abfassung fast ausschließlich auf die Kauflust der heranwachsenden Jugend, insbesondere der Schuljugend, berechnet ist.

Auf die Gefahr, welche in der Verbreitung solcher Schundschriften liegt, ist von den verschiedensten Seiten bereits wiederholt hingewiesen worden. Der in diesen Schriften gebotene Lesestoff ist geeignet, in den kindlichen, unerfahrenen und ungefestigten Lesern falsche und schädliche Vorstellungen von den Wirklichkeiten des Lebens zu erwecken und das gesunde Unterscheidungsvermögen der Jugend für Recht und Unrecht, für Sittlichkeit und Unsittlichkeit zu verwirren und durch seinen, das gesamte Gemütsleben erregenden Inhalt die Gesundheit der Leser oft auf Jahre hinaus erheblich zu schädigen. Nicht selten sind in letzter Zeit die Fälle in denen sogar Straftaten jugendlicher Täter auf den verderblichen Einfluß zurückzuführen sind, den das Lesen von Schundschriften auf die jugendlichen Gemüter ausübt.

Es können daher die Eltern und Vormünder nicht oft und nachdrücklich genug gewarnt werden, den Lesestoff der ihrer Obhut anvertrauten Kinder sorgfältig zu überwachen und sich vor allem darüber zu vergewissern, daß die den Kindern überlassenen Geldmittel nicht zum Ankauf von Schundschriften verwendet werden."

Wünschenswert wäre vielleicht gewesen, daß auch vor den unsittlichen Bildwerken der mannigfachsten Arten die warnende Stimme erhoben worden wäre. Zu hoffen ist, daß diese Warnung der Vorläufer weiterer amtlicher Maßnahmen sein wird.

Der Zentrumspresse in Baden muß das Zeugnis ausgestellt werden, daß sie im Vordertreffen des Kampfes wider Schundliteratur und überhaupt gegen die gesamten Unsittlichkeitsbestrebungen steht. Die liberale Presse sieht sich in diesem Kampfe im Zwiespalt; an einer gemeinsamen Losung: „Auf für die Sittlichkeit" fehlt es ihr. Deshalb konnte auch der liberale „Schwäb. Merkur" anläßlich des Vorgehens des Freiburger Stadtrats der eigenen Parteipresse ins Stammbuch schreiben:

„Die liberale Presse in Baden dürfte den Kampf gegen den Schmutz etwas kräftiger aufnehmen, als sie, aus einem falsch verstandenen Freiheitsbegriff heraus, bisher getan hat!"

Dieser Rüffel ist berechtigt, trifft übrigens nicht bloß für Baden (und leider auch — mit wenigen rühmlichen Ausnahmen — für Bayern) zu. Die angeführten Beispiele zeigen jedoch, daß trotzdem die Reinlichkeitspartei marschiert. Zum Schlusse sei dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" bestätigt, daß sein Name auch in Baden einen guten Klang hat, wie die Zeitschrift selber. Wir kennen viele Kreise, die, nicht auf unserem Boden stehend, die Reinlichkeitsbestrebungen der „Allgemeinen Rundschau" mit Anerkennung und Zustimmung verfolgen, und haben wiederholt die Anschauung vernommen, daß Dr. Kausens Vorgehen der Versöhnung der Konfessionen den Boden bereitet. Das gilt, wie man aus verschiedenen protestantischen Organen noch in der allerjüngsten Zeit ersehen konnte, auch für Norddeutschland. Schrieb doch der Berliner „Reichsbote" am 9. Mai, daß der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" seinen Feldzug planmäßig, unter Ausschaltung verdächtiger, parteipolitischer Motive organisiert, so daß ihm, dem Zentrumspublizisten, wertvolle Unterstützung auch aus protestantisch-konservativen Kreisen zuteil wurde." Ja selbst die „Christliche Welt", das Organ des freisinnigen Protestantismus, wies in ihrer Nummer vom 9. Mai die zugleich als Broschüre erschienenen konfessionellen Angriffe des Frankfurter „Freien Wort" gegen den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" mit dem denkwürdigen Satze zurück: „Am allerwenigsten ist diese Kampfesweise gegenüber einem Mann wie Kausen angezeigt, der eben erst wieder im Münchener „Brettlprozeß" eine so tapfere Schlacht für die sittlichen Lebensinteressen unseres Volkes geschlagen hat."

Schulaufsicht und Schulleitung.

Seitdem die bayerischen Bischöfe in ihrer Freisinger Osterkonferenz eine den Anspruch der Kirche auf die geistliche Schulaufsicht grundsätzlich und unbedingt wahrende Stellung genommen haben, ohne jedoch die Erfüllung zeitgemäßer schultechnischer Wünsche von der Hand zu weisen, ist eine von dem den Lesern der „Allgemeinen Rundschau" schon seit Jahren bestens bekannten Lehrer Franz Weigl herausgegebene Broschüre [1]) zum Zankapfel geworden, der, wie aus einigen weit über das Ziel hinaus schießenden Preßangriffen hervorgeht, manche Gemüter über Gebühr erregt. Man sucht den Herausgeber der „Pädagogischen Zeitfragen" förmlich zu verketzern, ihn als einen Abtrünnigen hinzustellen, der den Boden der katholischen Grundsätze verlassen habe. Wer Franz Weigl und seine felsenfeste kirchliche Grundsatztreue kennt, muß solche Anfechtungen lebhaft bedauern. Es ist auch noch keineswegs ausgemacht, ob nicht die eine oder andere der von Weigl vertretenen Forderungen, wenn auch in modifizierter Form, vielleicht schon nach einem Jahrzehnt unter Zulassung und Mitwirkung der kirchlichen Instanzen sich in die Praxis eingelebt haben wird.

Kein geringerer als der bayerische Kammerpräsident Dr. Georg von Orterer hat der Broschüre Franz Weigls in Nummer 5 der „Literarischen Rundschau (Mai 1905) nachstehende Besprechung gewidmet, die in ihrer ruhigen Sachlichkeit und vornehmen Leidenschaftslosigkeit zum mindesten beweist, daß man kein Ketzer zu sein braucht, wenn man Anschauungen wie die Franz Weigls aus innerster Ueberzeugung öffentlich vertritt.

„In dem großen Schulkampfe, welcher jetzt alle Lande durchwogt und selbst jenseits des großen Wassers mächtig brandet, spielt die Frage der Schulaufsicht und Schulleitung naturgemäß eine Hauptrolle. Parlamente, Tages- und Fachpresse und Versammlungen beschäftigen sich auch in Bayern jahraus jahrein mit diesem Problem im lebhaftesten Widerstreit der Meinungen. Wie sind die bezüglichen Einrichtungen jetzt tatsächlich, wie sind sie historisch entstanden, und wie stellt man sich deren Umbau, oder, wie andere lieber gesagt wissen wollen, deren Ausbau praktisch vor? Diese konkreten Fragen möchte man zunächst zur vollen Klarlegung der Stellung, die man nehmen will und soll, beantwortet wissen. Der Münchener Lehrer F. Weigl, wohlbekannt als erfahrener, konservativer Schriftsteller auf pädagogischem und schulgeschichtlichem Gebiete, der kürzlich auch in den „Pädagogischen Zeitfragen" das sehr aktuelle Thema „Erzieher und moderne Nacktkultur" richtig und gründlich beleuchtet hat, macht in seiner neuesten Arbeit den Versuch, diese Frage für die bayerischen Verhältnisse zu beantworten. Die Schrift will als Privatarbeit, nicht etwa als Programmschrift des Katholischen Lehrervereins in Bayern gelten; Lob und Tadel, welch letzterer jetzt schon recht ausgiebig zu Worte kommt, müssen daher an diese Privatadresse gerichtet bleiben. Das Büchlein orientiert uns im ersten Hauptabschnitte im ganzen wohl richtig über die Geschichte und die gegenwärtige Rechtslage der Schulaufsicht in Bayern. Ueber das Verhältnis der Verfassungsbestimmungen für die protestantische Landeskirche zur katholischen im Punkte der Schulaufsicht wäre ja wohl eine nähere Ausführung am Platze. Dann folgt der Abschnitt, der jetzt eben in der Oeffentlichkeit manche scharfe, vielleicht zu scharfe Kritik erfahren hat, über die heutige Praxis in der Handhabung der Schulaufsicht in Bayern und die Gründe, warum auch die katholischen Lehrervereine nach dem Vorgange der Breslauer Thesen erhöhte Mitwirkung der Lehrerschaft an der Schulleitung wünschen; es wird auf die richtige Auslegung des Wortes erhöhte Mitwirkung so ziemlich alles ankommen, wenn man nach links und rechts das Rechte treffen will; Weigl glaubt mit seinem Schlußteile „Einzelvorschläge für die Neugestaltung der Schulaufsicht in Bayern" einen gangbaren Weg für die Praxis der Zukunft angedeutet zu haben für alle Instanzen von der Lokalschulinspektion aufwärts. Nun ist die Bahn zum Meinungsaustausch freigemacht. Möge er in allweg von Sachlichkeit und von dem Gedanken getragen sein, daß wir alle, die wir hierzu das Wort ergreifen, das Beste unserer Schule und unserer Lehrer wollen, daß wir unangetastet lassen wollen das Recht der Eltern und vor allem auch das unserer, ja der christlichen Kirchen überhaupt. Zwei Dinge müssen allen klar vor Augen schweben: Wir brauchen wahrhaft christlich erzogene, wahrhaft christlich lehrende und wirkende Lehrer und Schulleiter für unsere Kinder; darauf muß alle Sorge der Staatsleiter gerichtet sein, und wir benötigen die Einigkeit und das Maßhalten in den Bestrebungen nach Neuerungen auch auf diesem Gebiete und dürfen hierbei auch zwei Dinge nicht vergessen: auf der einen Seite, daß es gilt, berechtigten Wünschen auch in konservativen Lehrerkreisen entgegenzukommen und gerade dadurch radikalen Bestrebungen das Wasser abzugraben, auf der anderen Seite aber auch, daß gerade dieser immer weiter um sich greifende Radikalismus, wie er in Versammlungen und Aeußerungen der Fachpresse immer unverhohlener zum Ausdruck kommt, gar manchem, der es ernstlich gut mit unseren Lehrern meint, die besorgnisvolle Frage aufdrängt, ob und wieweit bei diesen Zeitläufen und bei dieser anschwellenden radikalen Strömung die Lehrerschaft als reif und geeigenschaftet zur Teilnahme an der technischen Schulleitung gelten kann. Wir haben uns an anderer Stelle vor weitester Oeffentlichkeit ausgesprochen und schließen unsere kurzen Bemerkungen mit der Hoffnung, daß es dem Zusammenwirken mit unserem Episkopat, der nunmehr die Sache nach ihrer prinzipiellen Seite in die Hand genommen hat, gelingen möge, eine Lösung herbeizuführen, die den Lehrern gibt, was den Lehrern zu gönnen ist, aber auch der Kirche laßt, was ihr von Gottes und Rechts wegen unabbrüchlich gebührt.

München. G. v. Orterer."

[1]) Weigl Franz, Ausbau der Schulaufsicht in Bayern nach Grundsätzen einer gerechten Schul-, Kirchen- und Kulturpolitik. München. B. Höfling. 8°. 82 S. ℳ 1.20.

Meine Träume gehen wandern.

Meine Träume gehen wandern
In mein Heimattal hinein,
Weite Wiesen, blaue Berge
Liegen dort im Frühlingsschein.

Und vom Berge steigt hernieder
Lächelnd die Erinnerung,
Singt die alten lieben Lieder
Leise durch die Dämmerung.

Windet mit den weißen Händen
Einen Schlüsselblumenstrauß,
Und dann führt sie mich die Stege
In mein stilles Vaterhaus.

Und in längst versunkne Tiefen
Steig ich, öffne weit das Tor,
Und die Märchen, die dort schliefen,
Drängen sich zum Licht empor.

Und die alten Brunnen rauschen,
Und des Frühlings Geige singt,
Und vom Klosterberg zu Tale
Leis die Ave-Glocke klingt —

Und ich lausche, lausche bebend,
Was so weich die Winde weh'n,
Während durch die blaue Ferne
Meine Träume wandern geh'n. — —

Eugenie Taufkirch.



Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Herr Birron verläßt uns. Die Suche nach einem jugendlichen Helden beginnt von neuem. Es ist ein Fach, das heutzutage wenig Vertreter hat. Eine Berliner Bühne hat sich vor einiger Zeit aus diesem Grunde sogar einen Schauspieler aus dem Auslande geholt. Der Magyare soll nun zwar das bei den Deutschen meist vermißte feuerige Temperament besitzen, allein die Muttersprache läßt sich nicht so leicht ersetzen. Unser Bewerber kommt aus Magdeburg. Herr Hoffmann sah als Don Carlos gut aus, er verfügt über eine leidliche Sprachtechnik, allein man hat lediglich den Eindruck äußerlicher Schulung. Herr Birron hat hier viel gelernt, allein er geht. Wollen wir wieder einen jungen Künstler heranbilden und die Früchte genießt wieder ein anderes Theater? Ich glaube nicht, daß dies die Aufgabe einer ersten Bühne ist. Die Erzielung eines konstanteren Ensembles ist eine sehr erstrebenswerte Aufgabe. Im Herbst verlassen uns Lina Lossen und Monnard. Unsere Tragödin Josephine Rottmann gastiert, mit Urlaub reichlich versehen, auswärts in einem plumpen Sensationsstück, während wir sie hier für künstlerische Aufgaben brauchen könnten. Schon ist der Name einer Nachfolgerin laut geworden. Herr Kalkum gab Hoffnung, ein tüchtiges, sehr brauchbares Mitglied unserer Bühne zu werden; nun sucht er in Köln eine Wirkungsstätte. Kritik und Publikum sind sich über die liebenswürdige Kunst Maja Reubkes einig. Daß sie im Vorjahre trotz großen Erfolges nicht in Frankfurt engagiert wurde, verdanken wir lediglich einem Zufall. (Man hatte schon mit einer früher erschienenen Bewerberin abgeschlossen.) Soviel man hört, ist jedoch die Frage ihres Hierbleibens noch nicht definitiv geregelt. Kein Mensch wird mit diesen Dingen einseitig die Bühnenleitung belasten; allein hin und wieder wäre es doch vielleicht möglich, den einen oder den anderen stärker an unser Hofschauspiel zu fesseln, wie dies ja auch bei unserer Oper mit gutem Glücke der Fall ist. — In neuer Einstudierung und in sehr wirkungskräftiger stilisierter Ausstattung wurde Glucks „Orpheus" gegeben. Die von Mottl ausdrucksvoll und feinfühlig dirigierte Vorstellung nahm einen sehr harmonischen Verlauf. In der Titelrolle bot Frau Preuse sanglich wie darstellerisch Vortreffliches. Auch die Damen Bosetti, Fay und Tordek, sowie die klangschönen Chöre verdienen alles Lob.

Kgl. Residenztheater. Prosper Mérimées Lustspiel „Die Mißvergnügten", das, von A. Bettelheim verdeutscht, in diesen Tagen hier zur „Uraufführung" gelangte, ist neunundsiebzig Jahre alt. An Geist und an Grazie der Technik kann es sehr wohl neben dem meisten bestehen, was heute wirkliche „Novität" ist, und dennoch vermochte der Einakter nicht recht zu zünden. Der Grund hiervon liegt nicht im spezifisch Aesthetischen. Es mag uns bisweilen sympathischer erscheinen, wenn wir noch in einer Postkutsche statt in einem Automobil fahren könnten, müssen wir uns aber einmal in solch behaglichem Tempo fortbewegen, so erfaßt uns bald die Ungeduld. Mit solch dramatischen Werken geht es uns ähnlich; die behaglich ausmalende humoristische Schilderung erfreut uns eine Weile, aber dann hasten wir ans Ziel, das wir erraten, bevor der Autor dort anlangt. Die Fabel ist hübsch. Ein Häuflein Anhänger des ancien regime konspiriert unter Anführung einer durch Romanlektüre überspannten Gräfin gegen den korsischen Emporkömmling. Eine Ordonanz Napoleons läßt die Tapferen erzittern; allein sie bringt dem Gatten der Heldin, welche mit dem Tode spielt und sich von einer Spinne fürchtet, die Ernennung zum Kammerherrn. Die Revolution, deren verschwiegener Grund verletzte Eitelkeit war, ist hiermit zu Ende. Gespielt wurde sehr hübsch, insbesondere von Frau von Hagen als elegante Heldin der Konspiration. Birron und Graumann entsprachen recht gut. Basil gab den einzigen seriösen Verschwörer in überzeugendem Ton. Gura, Schröder, Trautsch und Leßmann spielten ihre vertrottelten Typen diskret und doch wirkungsvoll. — Dem Einakter folgte „Advokat Patelin", Schwank in drei Akten nach einer Farce des fünfzehnten Jahrhunderts von Brueys und Palaprat. Für die deutsche Bühne bearbeitet von W. Wolters. Was auch manche Theoretiker sagen mögen, der Zuschauer verlangt Illusion. Wenn er wegen der Primitivität der Handlung keinen Augenblick vergißt im Theater zu sitzen, geht er unbefriedigt nach Hause. Er mag über einige gute Scherze noch so herzlich gelacht haben. Dieser „Advokat Patelin", der einen reichen Kaufmann geprellt und seinerseits von einem dumm scheinenden Schäfer übers Ohr gehauen wird, ist eine komische Figur; die im Grunde ihre Verwandtschaft mit dem Hanswursten weder verleugnen kann, noch will. Durch Wohlmuths Spiel erlangte sie kräftigste Wirkung. Von den anderen traten noch Stettner und Schwanneke hervor. Das Publikum war mit seinem Beifall ziemlich zurückhaltend. Kilians Inszene, sowie die Gesamtwiedergabe der beiden Stückchen hätte immerhin mehr aufmunternden Dank verdient. — Bei weitem bedeutungsvoller war die Neueinstudierung von „John Gabriel Borkman". Wir haben dieses Drama Ibsens zwölf Jahre lang hier nicht gesehen und es hat in dieser Zeit nichts an Eindrucksfähigkeit verloren. Borkman, der in der ersten Schlacht zum Krüppel geschossene „Napoleon" der Börse, und die beiden Frauen, welche um seine Liebe stritten, stehen in imposanter Plastik, Menschen und Symbole zugleich, vor unseren Augen. Ibsens Kunst, jede Faser des Herzens bloßzulegen, ist hier in ihre letzten Konsequenzen verfolgt. Freilich es herrscht Eiseskälte in dem Drama, wie in der schneeigen Bergeinsamkeit, in der Borkman stirbt, aber man wird in diesem Pessimismus einen Zug von Größe nicht verkennen können. Steinrück gab die Titelrolle mit dem überzeugenden Ausdruck eines todwunden Genies. Frl. Dandler fand für die starre Größe der Gattin, Frl. Swoboda für Ella Rentheims Sehnsucht erschütternde Töne. Wohlmuth, Frau v. Hagen und Birron ergänzten mit Glück die großen Eindrücke der begeistert aufgenommenen Vorstellung.

Im Münchener Künstlertheater folgt auf die Eröffnungsvorstellung des „Hamlet", der, wie bereits gemeldet, am 18. Juni mit Alexander Moissi in der Titelrolle in Szene geht, als zweite Premiere am 19. Juni Shakespeares „Sommernachtstraum". Das dekorative Bild und die Figurinnen für den „Sommernachtstraum" sind von Karl Walser vollkommen neu entworfen worden. Nach Walsers Angaben und unter seiner persönlichen Leitung wird die Ausführung und Einrichtung für das Münchener Künstlertheater vorbereitet. Die Regie führt Max Reinhardt. Der „Sommernachtstraum" wird mit der vollständigen Musik Mendelssohns gespielt, deren Ausführung das für die Festspiele engagierte Tonkünstler-Orchester übernommen hat. Als Dirigent für die ersten Sommernachtstraum-Aufführungen ist Hans Pfitzner verpflichtet worden, der anfangs Juni bereits in München eintrifft, um die musikalische Leitung der letzten Proben zu übernehmen. Den Puck spielt Gertrud Eysoldt, den Zettel Hans Waßmann. Die übrigen Hauptrollen sind folgendermaßen verteilt: Theseus — Wilhelm Diegelmann, Egeus — Friedrich Kühne, Lysander — Oskar Beregi, Demetrius — Eduard von Winterstein, Philostrat — August Momber, Squenz — Paul Conradi, Schnock — Ludwig Hartau, Flaut — Viktor Arnold, Schnauz — Richard Großmann, Schlucker — Wilhelm Bendow, Hyppolita — Adele Sandrock, Hermia — Else Kupfer, Helena — Else Heims, Oberon — Alexander Moissi, Titania — Camilla Eibenschütz, Elfe — Sidonie Lorm. Das Reisebureau Schenker & Co. in München, Promenadeplatz 12, nimmt bereits jetzt Billettbestellungen entgegen und erteilt kostenfrei Auskunft.

Das Schauspielhaus hatte einen glücklichen Abend, der wieder einmal zeigte, daß es künstlerisch bedeutende Aufgaben auch heute noch mit sehr gutem Gelingen meistern kann, wenn es nur will. Max Halbes Drama: „Haus Rosenhagen", dessen Première vor acht Jahren im Kgl. Residenztheater stattgefunden, ist nunmehr dem Schauspielhaus überlassen worden. Das technisch glänzend gebaute, wirkungskräftige Stück übte daselbst fast den Reiz einer Novität aus. Wenn uns Städtern auch die Empfindungswelt der um einen Fetzen Land auf Leben und Tod kämpfenden Landleute ferner liegt, so fesselt doch die plastische Schilderung ungebrochener, markiger Charaktere. Der Autor wurde mehrmals mit den sehr verdienstvollen Darstellern gerufen.

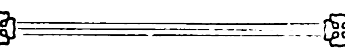
Gärtnerplatztheater. „Ein Herbstmanöver", Operette von K. v. Bakony, Musik von E. Kálmán, hatte eine sehr günstige Aufnahme. Sie strebt mit Erfolg über die übliche Schablone hinaus und bietet insbesondere in melancholisch gefärbten Liedern, welche von Frl. Linda und Herrn Gruber sehr gut gesungen wurden, Reizvolles. Für die Heiterkeit sorgt das bunte Tuch; insbesondere ein semitischer Offiziersaspirant der Reserve. Er ist eine amüsante, ganz harmlose „Fliegende Blätter"-Figur, so daß man es unverständlich findet, wie diese Gestalt jüngst in Brünn wüste Lärmszenen beim Publikum hervorrufen konnte.

„Das goldene Kreuz", die bekannte Oper J. Brülls, wurde im Unionsaal zu wohltätigen Zwecken gegeben. Man hat es nicht nötig gefunden, uns einzuladen. Hin und wieder glauben einige Herrschaften auf die Presse verzichten zu können. Die Frage ist nur, wer mehr dabei verliert, der Veranstalter oder der Kritiker. Die Aufführung konnte, wie man hört, nur bescheidenen Ansprüchen genügen.

Verschiedenes aus aller Welt. Zwei Oratorien des bekannten Münchener Tondichters Dr. P. Hartmann von An der Lan-Hochbrunn wurden im Ausland mit großem Erfolge aufgeführt. „Die sieben letzten Worte Christi am Kreuze" fanden in Neuyork begeisterte Aufnahme und „Das Abendmahl des Herrn" hinterließ in Neapel tiefgreifende Wirkung. — Die Wiesbadener Kaisertage brachten eine sehr prunkvolle und künstlerisch wohlgelungene Neueinstudierung von Goldmarks „Königin von Saba". In „Mr. Hopkinson", einem Schwank von Garton, debütierte das englische Ensemble, welches die deutsche Schauspielerin Meta Illing zusammengebracht hat, um mit ihm „von Stadt zu Stadt, durch das große Deutsche Reich zu wandern", wie die Künstlerin in einem Schreiben an die Presse ausführt. Das Ensemble ist nach Berichten vorzüglich eingespielt, ohne hervorragende Qualitäten zu besitzen. Ob dieses englische Theater, wenn auch „in bescheidener Weise, dazu beitragen wird, „das Band der Freundschaft zwischen den stamm- und sprachverwandten Nationen fester zu verknüpfen", darüber wird erst später ein Urteil zu fällen sein. Von den sonstigen Wiesbadener Bühnenabenden ist noch das Auftreten des noch heute bewunderungswürdigen d'Andrade zu erwähnen. Ein Galakonzert

im Kurhaus brachte neben günstigen Darbietungen eines einheimischen Chores, solche der „Société Nationale des Orphéonistes Crick-Sicks". Die französischen Sänger verfügen über ein prächtiges Stimmaterial und ein virtuoses Training, also das Gegenteil von dem, was der Kaiser bei uns fördern will, das Volkslied. — Der dritte Wettstreit deutscher Männergesangvereine wurde in Anwesenheit des Kaiserpaares vom 19.—22. Mai in Frankfurt a. M. abgehalten. Die von Friedrich von Thiersch (München) erbaute gewaltige Festhalle macht einen imposanten Eindruck. Sie ist nicht lediglich als Konzertsaal, sondern hauptsächlich als Ausstellungsgebäude gedacht; dieser Doppelzweck ist bei der Prüfung ihrer Akustik zu berücksichtigen. Breite und getragene Chöre klangen vorzüglich, dagegen machen sich bei raschen Rhythmen und einem allzu komplizierten Gewebe kontrapunktlicher Polyphonik einige Verschwommenheit und störendes Nachhallen bemerkbar. Es besteht jedoch nach Berichten begründete Hoffnung, eine Besserung der Akustik herbeizuführen. Der Kaiserpreis fiel dem Kölner Männergesangverein zu, welchem er vor sechs Jahren von dem Berliner Lehrergesangverein entrissen worden war. Außerdem gelangten zwölf Ehrenpreise zur Verteilung. — Im Kgl. Opernhaus in Berlin erzielte Goldmarks Oper „Ein Wintermärchen", einen freundlichen Erfolg. Die Partitur läßt, wie berichtet wird, den gewandten Tonsetzer erkennen, der jedoch früher reichere Erfindung entfaltete. — „Else Klapperzehen", eine musikalische Komödie von H. von Waltershausen, einem Schüler Thuilles, wurde an der Dresdener Hofoper sehr beifällig begrüßt. Die Kritik vermißt in der Partitur des jungen Komponisten, die etwas trocken anmutet, den freien Fluß. Das Libretto, welches mit den „Meistersingern" und „Feuersnot" einige Verwandtschaft aufweist, rührt von dem Tonsetzer selbst her. Ueber den Wert der Dichtung gehen die Urteile sehr auseinander. — Schnitzlers „Liebelei" wurde in London erstmalig in englischer Sprache geboten. Obwohl die Darstellung nicht völlig den Intentionen des Wiener Dichters entsprach, war die Aufnahme dennoch eine sehr herzliche.— Einen starken äußeren Erfolg erzielte im Darmstädter Hoftheater die Uraufführung von Max Treutlers Schauspiel „Tatjana" dank sehr effektvoller Szenen. Die Fabel erscheint etwas romanhaft. — Am 25. Mai jährte es sich zum vierzigsten Male, daß das Hofoperntheater in Wien eröffnet wurde. — In Moskau wurde aus Anlaß von Gogols hundertstem Geburtstag ein Denkmal des Dichters enthüllt. — In Dresden hatte „Der Gast des Mocenigo", eine Tragödie von Karl Federn, geringen Erfolg. Der Held des Stückes ist Giordano Bruno. Der Ehebruch, welchen er mit der Frau seines Beschützers begeht, paßt schlecht zu den Reden, in welchen der pantheistische Philosoph seine Weltanschauung verkündet.

München. L. G. Oberlaender.



Aus Kurorten und Bädern.

Bad Orb. Unter den Bädern, welche in den letzten Jahren eine rasch steigende Besuchsziffer aufweisen, ist besonders Bad Orb zu nennen. Dieses Spessartbad, welches im letzten Jahrzehnt einen grossen Aufschwung genommen hat, ist durch seine hervorragenden Heilfaktoren sowohl in Aerztekreisen, als auch in Kreisen des heilungsuchenden Publikums zu grosser Wertschätzung gekommen. Diese Spessartidylle zieht besonders eine grosse Zahl von Herz- und Gefässkranken an. Die kohlensäurereichen Soolbader, welche für die Behandlung der Herzkrankheiten so ausserordentlich geschätzt werden, sind hier aus zwei grossen mächtigen Sprudeln dargeboten. In milchweissem Strahle schäumen die Quellen aus der Erde hervor und ihr Anblick mag manchem Leidenden Hoffnung und Heilung gewähren. Für die Entstehung der Herzkrankheiten sind gewisse Krankheiten als prädisponierend zu bezeichnen, so namentlich Rheumatismus, Gicht, Zuckerkrankheit; bei diesen ursächlichen Leiden ist die Anwendung der Bäder von grossem Vorteile, namentlich ist aber die Trinkkur mit Martinusquelle, einer lithionreichen, reiche Kohlensäure enthaltenden Quelle, von günstiger Wirkung. Die Quelle hat sich einen wohlgegründeten Ruf bei der Behandlung von Leber- und Gallenleiden erworben. Blutstockungen in den Organen des Leibes, Magen- und Darmleiden, träge Verdauung bilden ein dankbares Feld ihrer Anwendung. Was dem Bade eine grosse Anziehungskraft verleiht, ist ferner seine bevorzugte klimatische Lage in den Ausläufern des Spessarts. Ein prächtiges Landschaftsbild: in saftigem Grün schwellende Wiesen ziehen sich bis zu den waldgekrönten Bergkuppen; ein reicher Blütensegen stark entwickelter Obstbaumkultur ziert die Bergeshänge. Nahe dem Kurparke beginnen die meilenweiten Waldungen, Erzeugnisse sorgsamster Forstkultur, welche den grössten Teil des Spessartgebietes bedecken. Hier ist kein Rauch, kein Lärm der Städte, hier ist ein Quisisana: hier wird man gesund.

Bad Neuhaus an der Saale, am Fusse der alten Kaiserpfalz Salzburg und 10 Minuten von Neustadt an der Saale gelegen, erfreut sich einer von Jahr zu Jahr steigenden Frequenz. Nachdem im verflossenen Jahre mit grossem Kostenaufwand ein mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgestattetes Badehaus errichtet wurde, hat man jetzt, dem Aufschwunge des Bades Rechnung tragend, eine 300 Quadratmeter grosse, mit Zentralheizung versehene Wandelhalle geschaffen, wie auch die Wasserabgabe nunmehr in gedeckten Räumen nach neuestem System, bei welchem ein Verlust an Kohlensäure ausgeschlossen ist, erfolgt. Neuhaus bietet ausser seinem prächtigen alten Kurpark ausgedehnte Waldspaziergänge. Hervorzuheben ist die Heilkraft seiner Quellen (Hermann, Elisabeth und Bonifazius), die namentlich bei Magen- und Darmkatarrh, ferner bei Gicht, Rheumatismus und Nervenschwäche grosse Erfolge erzielen, wie die zahlreichen in den Händen der Badeverwaltung befindlichen Atteste beweisen.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Nicht jedes, wenn auch noch so heftige Gewitter pflegt die Luftreinigung und aufatmende Kühlung zu bringen, die oft nach der Schwüle so angenehm empfunden werden. Die finanzwirtschaftlichen Faktoren, als feinstes Glied derselben die Effektenbörsen, sind nach dem Stillstand und der gewaltsamen Eindämmung nicht zu der Grenze der Mässigung zu bringen, die im allgemeinen Interesse gelegen wäre. Der innige Zusammenhang zwischen Börse und Wirtschaftsleben bringt es eigentlich mit sich, dass erstere sich dem up and down des weit und mannigfaltig verzweigten Organismus des letzteren anpassen sollte. Den überall gehörten lauten Warnungsstimmen der Grossbanken ist es besonders zuzuschreiben, dass der Verkehr an den Börsen seinen stürmischen Charakter verloren und einer gesetzten Tendenz Platz gemacht hat. Zeitweise zeigte sich allerdings ein Mangel an Unternehmungslust, und vorübergehend, aber nur ganz sporadisch, jene Geschäftsstille, die zu den Pfingstferien in früheren Jahren usanciell gewesen wäre. Es ist und bleibt immerhin ein erfreuliches Zeichen der inneren Kraft und der gefestigten Position der Börsen, dass trotz der grossen Effektenverkäufe und forcierten Abgaben die Kurse kaum nennenswert gelitten haben. Auch die ganze Tendenzgestaltung ist nach wie vor eine feste zu nennen. Diese Wahrnehmung kann nur hoch eingeschätzt werden, wenn man die vielen ungünstigen Momente in Betracht zieht, welche derzeit mit Erfolg die einzelnen Börsentage beherrscht haben. Vor allem hat sich das Gespenst der neuerlichen, jedenfalls nicht geringen Besteuerungspläne des mobilen Kapitals durch die Finanzkommission bzw. einzelnen politischen Parteien sehr unliebsam bemerkbar gemacht. Der konservative Vorschlag würde den grossen deutschen Aktiengesellschaften eine so starke Belastung und unerschwingliche Bürde bringen, dass man dessen Durchführung nicht ernst nimmt. Immerhin wird man wohl oder übel sich gefasst machen müssen, dass dem Kapitalismus neue Steuerlasten „liebevoll" zugedacht werden. Dieser Gedanke allein verursacht allgemeine Reserve und eine gründliche Depression, vornehmlich am Banken- und Montanmarkt, also den Gebieten, die das grösste deutsche Kapital repräsentieren. Das zweite Moment, das eine Stagnation des gewaltigen Haussegebäudes herbeiführte, war eine nüchterne Gestaltung des Geldmarktes, insbesondere das schärfere Anziehen der Privatdiskontsätze an den Börsen. Grosse Beträge zur Vollzahlung der neuen deutschen Anleihen wurden dem Markt entzogen. Der Wochenstatus unserer Reichsbank zeigt zwar ein erfreuliches Bild von stark gesammelten Aktiven, aber auch hier verstimmt die Schuld des Reiches an die Bank, die inzwischen zwar zum Teil getilgt ist, ausgleichend. Immerhin ist auf dem Gebiete der Geldmarkt- und Diskontgestaltung eine baldige Wendung zum Bessern wahrscheinlich. Der Verkehr an den Effektenmärkten litt auch sehr unter dem ungünstigen Einfluss seiner Fakultät, der Produktenbörsen. Das scharfe Anziehen der Getreidepreise verstimmte ebenso wie die Hausse auf dem Baumwollmarkt, weil hier zum Teil Wertgegensätze zu der wirklichen Situation geschaffen sind, und weil vor allem auf beiden Gebieten grosse Zahlungseinstellungen gemeldet wurden. — Die Berichte aus den heimischen Industriebezirken lauten nach wie vor widersprechend nnd leider überwiegend nicht zufriedenstellend. Der deutsche Montanmarkt scheint weiterhin ein Hindernis zu bilden. Einzelne Werke klagen offiziell über schlechten Absatz und über voraussichtlich sehr ungünstige Bilanzziffern per 30. Juni a. c. Die Lage des Koksmarktes ergibt die Registrierung eines vermehrten Vorrats, der ein totes Kapital von 25 Millionen Mark repräsentieren soll. Dazu kommen noch immer schlechtere Absatzmöglichkeiten. — Der rocher de bronce aller dieser Tendenzbewegungen bleibt das Ausland, das bessere Konjunkturentwicklungen aufweisen kann. Amerika sendet günstige Eisen- und Stahlberichte und kabelt unentwegt von festen Neuyorker Effektenmärkten. London hat immer noch seinen Boom und seine günstige Meinung für Goldminen. Die Spekulation hat also noch viel Gelegenheit und ein reiches Feld für seine Tätigkeit, bis es — besonders für die deutschen Opfer — wieder einmal zu spät sein wird.

M. Weber.



Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges.. sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Attiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

6. Jahrgang
Nr. 23

5. Juni.
1909



Inhaltangabe:

Quartalspreis
Mk. 2,40
Einzelnummer
20 Pfg

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 23. München, 5. Juni 1909. VI. Jahrgang.

Die Bücherzensur in der Diözese und die literarische Tätigkeit der Geistlichen vor und nach der Enzyklika Pascendi.

Von

Dr. Heiner, Auditor der Römischen Rota.

Vor einiger Zeit wurde mir eine Zeitschrift, deren Namen ich aber besser verschweige, von unbekannter Seite zugeschickt, in welcher in einem offenbar von einem Laien geschriebenen Artikel die Vorschrift der Einsetzung offizieller Bücherzensoren in den einzelnen Diözesen durch die Enzyklika Pascendi Pius' X. vom 8. September 1907 beklagt und getadelt und als eine Verschärfung der bisherigen Praxis hingestellt wird. Selbstverständlich fanden auch die sich an das Bücherzensorenamt anschließenden Bestimmungen über die literarische Tätigkeit der Geistlichen ebenso wenig Gnade. Sagen wir es gleich: entweder hat der Kritiker die betreffenden Ausführungen der Enzyklika gar nicht verstanden oder er ist verrannt in modernistischen Anschauungen, die ihm die Feder geführt und dem Schreiben des Papstes Dinge unterlegt und aus ihm Folgerungen gezogen, die gänzlich unberechtigt sind. Denn welches ist der tatsächliche Inhalt der Enzyklika bezüglich der beanstandeten Punkte? Liegt in ihr speziell bezüglich der Bücherzensur wirklich eine Neuerung und Verschärfung der bisherigen Vorschriften vor? Sehen wir zu.

Zunächst wird in der genannten Enzyklika als ein Mittel zur Bekämpfung der modernistischen Literatur die Einsetzung von offiziellen Zensoren in den einzelnen Diözesen vorgeschrieben. Diese sollen mit der Prüfung aller hier zur Veröffentlichung bestimmten Werke betraut werden.

Natürlich wurde, wie alle anderen, so speziell diese Maßregel zur Bekämpfung des Modernismus, besonders beim Erscheinen des päpstlichen Erlasses, von der gegnerischen Presse bekritelt und getadelt und selbstverständlich als eine Neuerung zur Beschränkung und Knebelung katholischer Wissenschaft hingestellt. Liest man indes die betreffenden Bestimmungen objektiv und vorurteilsfrei, so dürfte mit ihnen in der Tat eher eine Milderung oder ein Fortschritt gegenüber der bisherigen Praxis der bischöflichen Kurien bezüglich der Handhabung der Bücherzensur, als eine Verschärfung derselben gegeben sein.

Auch bisher war es nach dem gemeinen Recht Pflicht jedes Autors eines theologischen oder religiösen Werkes, dieses der Zensur des Bischofs, in dessen Diözese es erschien, zu unterstellen und von ihm die kirchliche Approbation zu erbitten. Es stand dem Bischofe frei, das Buch irgend einem Zensor zur Beurteilung zu übergeben; der Name desselben blieb meist unbekannt. In einigen Diözesen war auch wohl nur ein einziger Geistliche für sämtliche in der Diözese erscheinenden Schriften amtlich bestellt. Daß bei dieser Praxis Mißgriffe und Mißstände vorkommen konnten und tatsächlich vorkamen, ist begreiflich. Diesen dürfte durch die neue Reform Pius' X. vorgebeugt werden.

Was zunächst die Notwendigkeit und Nützlichkeit der kirchlichen Approbation für religiöse Werke selbst betrifft, so ist hierüber für einen gläubigen Katholiken kein Wort zu verlieren. Besitzt die Kirche das Amt, die christliche Lehre rein zu erhalten, so obliegt ihr damit auch die nämliche Pflicht, über dieselbe zu wachen, speziell die religiösen Preßerzeugnisse wegen der Gefahr der Irrtümer und Mißverständnisse auf diesem Gebiete ihrer Kontrolle zu unterwerfen. Es sei aber ausdrücklich bemerkt, daß dieses ihr Urteil sich nur darauf erstreckt, ob etwas in dem betreffenden Buche enthalten, das gegen den Glauben oder die Sitten verstoßt oder in dieser Beziehung irreführend, anstößig oder ärgerniserregend ist. Ist dies nicht der Fall, dann muß an sich die Druckerlaubnis oder das „Imprimatur“ gegeben werden. Es unterstehen deshalb auch nur jene Schriften der kirchlichen Zensur, welche irgend eine Materie zum Inhalt haben, die irgendwie auf dem religiösen Gebiete liegen; alle rein profanen Wissenschaften sind als solche davon vollständig ausgeschlossen.

Zur Prüfung derartiger Werke soll es nun in Zukunft an allen bischöflichen Kurien offizielle Zensoren geben, deren Namen demgemäß öffentlich bekannt werden. Diese Zensoren sollen keine irgendwelche Geistliche sein, sondern nur solche dürfen dazu ausgewählt werden, „die durch ihr Alter, ihr Wissen, ihre Klugheit empfohlen sind“, und die weder lax noch rigoros ihres Amtes walten, sondern „die in der Billigung oder Verwerfung einer Lehre die rechte Mitte innehalten“. „Der Zensor soll außerdem sein Urteil schriftlich abgeben“, was den Zweck hat, daß er vorsichtig vorgehe und sein negatives Votum begründe, damit sich der Bischof selbst leichter orientieren könne. Sein Gesamturteil gibt er mit „Nihil obstat“ ab und zwar mit Unterzeichnung seines Namens. „Nur in ganz seltenen Ausnahmefällen“ kann die Nennung des Zensors unterbleiben. Daß es solche Ausnahmefälle geben könne, ist begreiflich, wo z. B. dem Zensor Unannehmlichkeiten aus seinem Amte erwachsen könnten. Uebrigens ist in Deutschland inbezug auf die Form des „Imprimatur“ nichts geändert worden. Will der Bischof einen Zensor aus dem Ordensstande nehmen, so soll vorher der Provinzial um seine Meinung gefragt werden; „diese sollen auf ihr Gewissen hin Charakter, Wissen, Korrektheit der Lehre des Kandidaten bescheinigen“. Kann ein Autor noch eine relativ größere Garantie haben für eine objektive und gewissenhafte Beurteilung seines Werkes, als sie ihm durch diese Anordnungen geboten wird? Es handelt sich doch für den Zensor um eine schwere Gewissenssache nicht bloß gegenüber der Kirche, sondern auch gegenüber dem Verfasser des zu approbierenden Buches. Ist in diesem nichts enthalten, was dem katholischen Glauben oder den guten Sitten zuwiderläuft, so steht kirchlicherseits dem Druck nichts im Wege, und nicht bloß der Zensor muß sein „Nihil obstat“ geben, sondern auch der Bischof sein „Imprimatur“.

Hieraus folgt aber auch weiter, daß „diese Druckerlaubnis oder Approbation weder ein Beweis oder eine Bestätigung ist, daß gar kein Fehler oder Irrtum in dem Buche enthalten sei, noch ein Zeugnis oder eine Bürgschaft für die Wissenschaftlichkeit desselben, noch überhaupt ein Urteil über den wissenschaftlichen Wert des Werkes, noch weniger aber eine positive Anerkennung oder direkte Empfehlung, wenn auch vielfach das „Imprimatur“ als bischöfliche Empfehlung betrachtet wird“. (Ph. Schneider, „Die neuen Büchergesetze der Kirche“, Mainz 1900, S. 139 ff.)

Es ist also in der Tat nicht einzusehen, wie man selbst in katholischen Kreisen über obige Verordnung des Hl. Vaters noch heute sich ereifern kann, als habe er die Bücherzensur in den Diözesen weit mehr als bisher erschwert und verschärft. Im Gegenteil dürfte die Enzyklika die alte Praxis vervollkommnen und den theologischen Schriftstellern nur eine größere Garantie als bisher bieten für eine geregeltere und gesichertere Beurteilung

ihrer Werke. Nur Männer „von Alter, Wissen, Klugheit und Milde“ sollen das Zensoramt versehen, was bisher vielleicht nicht überall der Fall war. Gerade die theologischen Autoren in Deutschland sollten deshalb diesen Fortschritt dankbar anerkennen und sich nicht durch die Klagen einer gewissen Presse über Reaktion usw. beirren lassen.

Auch der zweite Teil dieses Abschnittes der Enzyklika über die Führung oder Leitung (Redaktion) von Zeitschriften oder Zeitungen und die Anteilnahme an literarischen Erscheinungen ist weiter nichts als eine neue Bestätigung und Einschärfung der diesbezüglichen Bestimmungen Leos XIII. in seiner genannten Konstitution Officiorum ac munerum. Hier wird nämlich Tit. II, K. 3, Nr. 42 verboten, „daß Weltgeistliche ohne vorgängige Erlaubnis ihrer Ordinarien die Leitung von Zeitungen und periodischen Blättern (Zeitschriften) übernehmen“. Diese Erlaubnis ist zwar für sog. Berichterstatter oder Mitarbeiter von Zeitungen oder Zeitschriften nicht nötig, aber der Bischof soll auch sie überwachen, und wenn sie im modernistischen Sinne ihren öffentlichen Einfluß in der Presse geltend machen, so soll er sie vermahnen und schließlich ihnen die Mitarbeiterschaft untersagen. Eine ähnliche Wachsamkeit oder Aufsicht soll der Bischof durch einen Zensor ausüben über die in seiner Diözese erscheinenden Zeitschriften und Zeitungen selbst, um eventuell eine Korrektur zu veranlassen, wenn ein Artikel modernistische Lehren enthält.

Nicht bloß die Gegner der Kirche, sondern selbst sonst gut gesinnte Katholiken betrachten vielfach auch alle diese Bestimmungen der Enzyklika als zu weitgehend, als beengend, belästigend und lähmend für die Freiheit der katholischen Presse und schriftstellerischen Tätigkeit besonders seitens der Geistlichen. Man befürchtet daraus einen Rückschlag und Rückgang der katholischen Presse speziell in Deutschland; manche Geistliche, so behauptet man, würden sich überhaupt von derselben zurückziehen; auch das Ansehen der katholischen Tagesliteratur in den Augen der Akatholiken würde infolge ihrer Abhängigkeit von der kirchlichen Autorität leiden.

Dementgegen sei zunächst bemerkt, daß diese Wachsamkeit des Bischofs über die Tagespresse sich selbstverständlich nur auf das religiöse Gebiet bezieht, wie Pius X. in seinem bekannten Schreiben vom 30. Oktober 1906 anläßlich des Essener Katholikentages an den Kardinal Fischer von Köln ausdrücklich erklärte. Die katholische Presse bleibt in politischen wie überhaupt in profanen oder weltlichen Dingen vollständig frei und unabhängig. Kommt aber Glaube oder Sitte in Frage, dann weiß jeder Katholik, daß er hierin der kompetenten kirchlichen Autorität untersteht und daher der Bischof das Recht bzw. die Pflicht besitzt, über die Reinerhaltung der kirchlichen Lehre zu wachen; es ist deshalb ganz natürlich, daß in dieser Beziehung weder Zeitungen noch Zeitschriften seiner Aufsicht entzogen sind. Der Papst erinnert die Bischöfe in seiner Enzyklika nur an diese selbstverständliche Pflicht und ermahnt, event. dort einzuschreiten, wo sie dies im Interesse des Glaubens und der Sitten für nötig erachten. Bei unserer in Deutschland korrekten und der Kirche treu ergebenen Presse wird ja kaum ein solcher Fall eintreten, aber die Enzyklika ist nicht bloß für deutsche Verhältnisse erlassen; indes bleibt auch hier wenigstens die Möglichkeit bestehen, Fehlgriffe zu begehen, ja derartige religiöse Verirrungen und modernistische Richtungen haben sich tatsächlich schon verschiedenemals und verschiedenenorts geltend gemacht, so daß auch die deutschen Bischöfe wohl Grund haben dürften, zu wachen, daß die modernistischen Tendenzen nicht weiter Propaganda machen. Die alte Regel principiis obsta dürfte auch hier angesichts so mancher neueren Erscheinungen ihre Berechtigung haben.

Wenn die Enzyklika sodann zur Uebernahme von Redaktionen von Zeitungen und Zeitschriften seitens der Geistlichen die Erlaubnis des Ordinarius verlangt, sowie auch den Bischöfen Wachsamkeit über letztere bezüglich deren Mitarbeiterschaft an solchen Preßerscheinungen einschärft, so sind derartige Vorschriften ebenfalls nicht neu; sie sind gegeben im Interesse der kirchlichen Disziplin und zur Fernhaltung von Schäden und Aergernissen in der Kirche und im Klerus. Es wird den Geistlichen die Leitung von Zeitungen oder periodischen Blättern durchaus nicht untersagt, sondern diese nur von der vorherigen Erlaubnis des Bischofs abhängig gemacht.

Nein, der Hl. Vater intendiert durchaus nicht, den Klerus von derartigen Unternehmungen und Tätigkeiten fernzuhalten! Es kann der Kirche ja nicht gleichgültig sein, wie und in welchem Geiste Zeitungen und Zeitschriften, die tägliche geistige Nahrung für so viele Katholiken, redigiert werden, und wo deshalb auch der Klerus eingreifen und mitwirken muß, um die Sache Gottes und der Kirche zu fördern und zu verteidigen. Bekannt ist in dieser Beziehung das Wort des großen Bischofs von Mainz, Wilhelm Emanuel von Ketteler, daß wohl auch ein Apostel Paulus, wenn er in unseren Tagen gelebt hätte, Artikel in die Zeitungen würde geschrieben haben.

Aber nicht jeder Geistliche eignet sich hierfür, sondern nur derjenige, welcher dazu Beruf und Talent besitzt. Wie leicht können unkluge und ungeschickte oder unkirchlich und modernistisch gesinnte Eiferer hier der Kirche Schaden und Verlegenheiten und dem katholischen Volke Aergernisse und Nachteile sowohl auf religiösen, als auch selbst politischen und sozialen Gebieten bereiten! Beispiele weist in neuester Zeit in dieser Beziehung Bayern auf. Gerade in dieser Bestimmung, daß nur solche nach dem Urteile des Bischofs für diese Art von Tätigkeit taugliche und geeignete Geistliche an die Spitze von literarischen Unternehmungen treten sollen, offenbart sich die große Weisheit und Mäßigung des Papstes.

Also nicht um dem Klerus für die Uebernahme der Redaktion von Zeitungen oder Zeitschriften Schwierigkeiten zu bereiten oder ihn von diesem Gebiete überhaupt auszuschalten, ist der Zweck obiger Bestimmung, sondern nur ungeeignete und untaugliche Persönlichkeiten im Interesse der Sache selbst fernzuhalten, ganz abgesehen davon, daß schon das dienstliche Verhältnis, in welchem jeder Geistliche zu seinem Bischofe steht, eine derartige Erlaubnis als eine selbstverständliche Bedingung voraussetzt. Für die bloße Mitarbeiterschaft an Zeitungen und periodischen Blättern durch Beiträge oder Korrespondenzen bedarf es, wie schon erwähnt, keiner speziellen Erlaubnis des Bischofs. Daß die Geistlichen aber nicht diese ihre Freiheit zum Schaden des Glaubens oder der Sitten oder zum Nachteil der katholischen Sache mißbrauchen dürfen und deshalb sich die Bischöfe in dieser Beziehung event. einzuschreiten veranlaßt sehen können, versteht sich so von selbst, daß darüber für einen vernünftigen Katholiken auch nicht das geringste Bedenken besteht.

Ebenso bedarf es doch wohl kaum eines Wortes der Rechtfertigung, wenn Pius X. nach der Vorschrift Leos XIII. in seiner Konstitution Officiorum ac munerum (Art. 22) verbietet, daß ein Gläubiger und noch weniger ein Kleriker in einer unkirchlichen oder ungläubigen Zeitung ohne gerechte und vernünftige Ursache Arbeiten veröffentliche. Jeder Katholik sieht denn doch sofort ein, daß eine derartige Mitarbeiterschaft eine direkte Cooperatio zur Verbreitung und Hebung solcher Blätter, eine indirekte Gutheißung ihrer Tendenz oder Richtung und eine Zurücksetzung und Schädigung der katholischen Presse bedeuten würde. Nur eine gerechte und vernünftige Ursache kann eine solche notwendig machen, z. B. Berichtigung einer Verleumdung oder Abwehr eines Angriffs.

Leider haben wir besonders in letzter Zeit vielfach erleben müssen, daß nicht bloß Laien mit ausgesprochen katholischem Namen durch Beiträge in solchen liberalen und kirchenfeindlichen Blättern figurierten, sondern selbst Geistliche anonym und pseudonym die Ergüsse ihrer Unzufriedenheit und Verbitterung in ihnen ablagerten. Welches Licht auf den Charakter solcher „höheren Geistlichen“ oder „katholischen Theologen“ fällt, die unter der Maske der Anonymität dem kirchenfeindlichen Publikum pikantes oder willkommenes Lesefutter bieten und nach dem Vorgange einer gewissen Art von Vögeln ihr eigenes Nest beschmutzen, braucht nicht gesagt zu werden. Derartige „theologische Berichterstatter“ oder „geistliche Mitarbeiter“ der liberalen Presse bringen der katholischen Sache ungeheuren Schaden, laden eine schwere Verantwortung auf sich und erweitern nur immer mehr die Kluft, die zwischen ihrem Herzen und ihrer Kirche besteht. Nur wo die Liebe zu dieser geschwunden und bereits Kälte, wenn nicht gar Abneigung oder Erbitterung gegen sie das Innere erfüllt, ist es möglich, gegen die eigene Mutter die Feder zu führen. Sie haben nicht den Mut, öffentlich mit ihrem Namen aufzutreten, sondern verraten in ihrer Feigheit gleich einem Judas ihre Kirche, reizen die ihr ergebenen Kinder gegen sie auf und schüren noch mehr die Abneigung und den Haß gegen alles, was katholisch heißt. Unsere Enzyklika hat recht, wenn sie schreibt: „Feinde der Kirche sind sie gewiß, und wenn man sagt, diese habe keine schlimmeren, so entfernt man sich nicht von der Wahrheit. Nicht von außen, nein von innen heraus arbeiten sie auf deren Vernichtung hin.“



Zeugt es vielleicht von Härte oder Schärfe, wenn der Papst den Bischöfen ans Herz legt, über diese Art von „Mitarbeitern" zu wachen, sie zu warnen und schließlich ihnen die Schriftstellerei zu verbieten? Deshalb können auch nur diejenigen „entrüstet" sein über das Abwehrmittel der Einsetzung offizieller Zensoren, welche entweder sich selbst durch diese Maßregel getroffen fühlen oder in Unkenntnis leben über die Gefahren, welche der katholischen Sache durch die modernistische und gegnerische Literatur drohen, zumal wenn solche von Katholiken selbst oder gar Geistlichen ausgeht oder von ihnen unterstützt und gefördert wird.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die streikende Blocklinke, die fleißige Kommission und der abwartende Reichskanzler.

Wer sich für das politische Schachspiel interessiert, wird dieses Jahr preisen. So verzwickt und so reich an überraschenden Wendungen ist selten ein Spiel gewesen wie die lange Partie, die den Namen Finanzreform führt. Der Präsidialstreik, den die Nationalliberalen in der Finanzkommission inszenierten, hatte nicht den erwünschten Erfolg. Der neue konservative Leiter nahm die Sache mit Eifer und Geschick in seine rüstige Hand, und die nicht-liberalen Parteien wollten nun erst recht zeigen, daß es auch so gehe. Als das Plenum in die langen Pfingstferien ging, die man mit Recht Verlegenheitsferien genannt hat, blieb die Finanzkommission an der Arbeit, um die Vorlagen und Anträge womöglich noch vor Pfingsten, jedenfalls vor dem 15. Juni, in beiden Lesungen fertigzustellen. Dieser Arbeitseifer der Rechten und des Zentrums paßte den Liberalen nicht, die Gewerkschaft der Blocklinken, unterstützt von der Sozialdemokratie, greift zu den Waffen der allgemeinen Arbeitseinstellung ohne vorherige Kündigung. Unter Vorwänden der „verletzten Geschäftsordnung", die keinerlei ernsthafte Widerlegung verdienen, verließen die nationalliberalen, freisinnigen und sozialdemokratischen Vertreter das Kommissionslokal; die von langer Hand her bereits berufenen Berichterstatter legten ihr Amt nieder. Die Reichspartei, die sonst der Blocklinken sehr nahe steht, beteiligte sich an dem Streik nicht. Von da ab nannte die liberale Presse den Ausschuß „Rumpfkommission".

Aber die Kommission lieferte den tatsächlichen Beweis, daß das, was sie verloren hatte, nicht der Kopf gewesen war. Sie arbeitete weiter mit einem Fleiß und einer Fixigkeit, die Staunen erregen mußte, und am Vorabend des Pfingsttages war in später Stunde das Riesenwerk fertig geworden. Was unter der Aegide des Blocks in einem halben Jahr nicht gelingen wollte, war jetzt in wenig Tagen nachgeholt. Die neue Mehrheit aus der Rechten und dem Zentrum nebst der polnischen Fraktion legt als Frucht der Kommissionsberatungen ein System von Steuern vor, das den Bedarf von 500 Millionen reichlich deckt und durch die Heranziehung des Besitzes (sogar über das allseitig gewünschte Maß von 100 Millionen hinaus) auch dem sozialen Gesichtspunkt gerecht wird. Eine Leistung, die man auch bei gewissen Bedenken gegen Einzelheiten bewundern muß.

Die liberale Presse übergießt das Werk mit Schimpf und Spott: alles, was die Zentrumspresse in der zweijährigen Ausschaltungsperiode an kritischen Randglossen geleistet hat, ist matte Limonade gegenüber den Zornesausbrüchen des Liberalismus über seine einmalige und vorläufige „Ausschaltung". In Selbstüberhebung und Grobheit sind die Herren unübertrefflich.

Und die Regierung? Ihre „Taktik" ist nicht so einfach. Der Reichsschatzsekretär und seine Leute machten natürlich den Streik nicht mit. Die Liberalen hatten ihnen zum schweren Vorwurf gemacht, daß sie den Konservativen „Material" zur Anfertigung ihrer Anträge zur Verfügung gestellt hatten, obschon das von alters her ein selbstverständliches Entgegenkommen gegen Antragsteller aller Parteien ist. Die Kommission bestand nach der Arbeitseinstellung der unzufriedenen Liberalen in aller Form Rechtens weiter; die Vertreter der Regierung mußten also auch weiter mitarbeiten. Das Urteil des Reichsschatzamtes über das gesamte Werk der neuen Mehrheit wird in dem „Rückblick" der „Nordd. Allg. Ztg." dahin zusammengefaßt, daß die von der Kommission beschlossenen indirekten Steuern „eine brauchbare Grundlage für die Durchsetzung der Finanzreform" bedeuten, daß aber auf dem Gebiete der Besitzsteuern ein solches Ergebnis nicht zu verzeichnen sei, da gegen die Kotierungssteuer sowie gegen die Umsatzsteuer von Grundstücken und die Wertzuwachssteuer zu starke Bedenken bestünden und der allgemeine Besitz durch diese Steuern nicht genügend getroffen würde, weshalb die Erweiterung der Erbschaftssteuer die geeignetste Besitzabgabe bleibe.

Der Reichskanzler selbst erließ an der Spitze seiner „Nordd. Allg. Ztg." noch ein besonderes Pronunziamento, das recht kurz ist, aber trotzdem bei genauerem Zusehen „tief blicken läßt". Zwei Sätze: 1. „Die Regierung wird die Erbanfallsteuer einbringen und nach wie vor mit allem Nachdruck für ihre Annahme wirken." 2. „Die verbündeten Regierungen und der Reichskanzler werden sich keine Steuer aufdrängen lassen, die eine Schädigung von Handel und Industrie nach sich ziehen würden." Das sieht auf den ersten Blick aus, als ob der Reichskanzler nach wie vor den Konservativen die unversöhnliche starke Hand zeigen und mit den Liberalen sich solidarisch machen wolle. Aber der Ton macht die Musik. Die Ablehnung der angeblich handels- und industriefeindlichen Steuern (worunter in erster Linie die Kotierungssteuer begriffen ist) klingt recht scharf und apodiktisch; dagegen ist die Ankündigung der Erbanfallsteuer viel unbestimmter und zarter gehalten, als es bisher Mode war. Man gewinnt den Eindruck, daß Fürst Bülow noch darauf hofft, die Rechte und die Blocklinke wieder zusammenzubringen auf einer sogenannten mittleren Linie, indem den Konservativen gewisse Zugeständnisse gemacht werden in Sachen der Deszedentensteuer, während den liberalen Gönnern der Bank- und Börsenwelt als Lohn für die sonstige Gefügigkeit die Erlösung von der drohenden Erweiterung der Börsensteuer und der sonstigen Belastung des flüssigen Kapitals in Aussicht gestellt wird.

Der Reichskanzler, so berichten die Offiziösen, habe in den letzten Wochen sich fortgesetzt mit Verhandlungen über die Reichsfinanzreform beschäftigt und nichts unversucht gelassen, um eine Einigung zwischen der Rechten und der Linken herbeizuführen. Die Vorgänge in der Kommission, die er auf das lebhafteste bedauere, könnten ihn zu einer Aenderung seiner ganzen bisherigen Haltung keineswegs bewegen; er werde die nächste Gelegenheit im Reichstage benutzen, um seine Stellung vor dem Lande darzulegen. Zu dieser Taktik, in der Kommission die Dinge gehen zu lassen und den entscheidenden Eingriff auf die Plenarverhandlungen zu verschieben, paßt auch die dilatorische Behandlung der sog. Ersatzsteuern. Schon im April hatte der Reichskanzler öffentlich versprochen, daß weitere Vorlagen, namentlich wegen des Ersatzes der Nachlaßsteuer durch die Erbanfallsteuer, baldigst erfolgen sollten. Das Versprechen ist immer noch nicht eingelöst worden. Auch zu der zweiten Lesung in der Kommission war noch nichts eingetroffen. Erst zum Wiederbeginn der Plenarberatungen um Mitte Juni sollten die neuen Vorlagen kommen. Durch diese Verschiebung gewann der Reichskanzler den Vorteil, daß er erst den Gärungsprozeß in der Kommission abwarten und nach den taktischen Bedürfnissen, die sich dort herausstellten, seine neue Vorlagen einrichten konnte. Durch den scharfen Widerstand der Konservativen und die Unterstützung, welche die Rechte beim Zentrum gefunden, wird der oberste Taktiker wohl gezwungen sein, in den Wein der Deszendentensteuer etwas Wasser zu gießen. Anderseits hat er durch die Beschlüsse der Kommission die Möglichkeit erlangt, die Liberalen zu größerer Opferwilligkeit zu bestimmen. Er kann ihnen sagen: Es ist eine neue Mehrheit da, die der Regierung 500 Millionen angeboten hat; in der großen Reichsnot muß ich trotz aller persönlichen Schwierigkeiten zugreifen, wenn nicht meine Blocklinke mir hilft, das Angebot der neuen Mehrheit auszustechen. Also bewilligt zunächst schleunigst 400 Millionen Verbrauchssteuern und dann laßt wegen der Erbanfallsteuer soweit mit euch reden, daß ich die Konservativen zum Anschluß bewegen kann! Beeilt euch, denn das ist der einzige Weg, um die Börse und die Banken zu retten!

Wenn man so die Sachlage betrachtet, so kann man trotz der Kommissionsbeschlüsse das Fell des Blockbären noch nicht verteilen. Fürst Bülow ist als Taktiker erfindungsreich, geschmeidig und zäh. Als das vorjährige Börsengesetz auf des Messers Schneide stand, schien es beinahe undenkbar, daß die Linke und die Rechte bei ihren grundverschiedenen Anschauungen und Interessen auf diesem Gebiete zu einem gemeinsamen Beschluß kämen. Aber den Blockkünstlern gelang es doch, Wasser und

Feuer zu „versöhnen“ und die Rechte von dem Anschluß an das Zentrum, mit dem sie ein viel besseres Börsengesetz schon halb fertig hatte, in letzter Stunde wieder abzubringen. Der Reichskanzler und seine getreuen Blockgehilfen werden auch diesmal in letzter Stunde alle Künste und Kräfte spielen lassen, um die Blockpolitik, mit der die Person des Fürsten Bülow solidarisch ist, trotz alledem zu retten. Es wird noch Zwischenfälle und Ueberraschungen genug geben. Von der Taktik der Zurückhaltung bis zur elften Stunde können wir insofern eine Moral für uns ziehen, daß wir nicht den Tag vor dem Abend loben, und die letzte Patrone nicht in vorzeitiger Hurrastimmung verschießen, ehe das Ringen wirklich zu Ende ist.

Baron Burians Ende.[1]

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Die Frage der Bankgemeinsamkeit hat die Koalitionsparteien in Ungarn gegen einander aufgebracht, in ihnen Zwistigkeiten hervorgerufen, die Koalition gesprengt und dadurch das Koalitionsministerium Wekerle-Kossuth zur Demission gezwungen: die Magyaren sind nach langer Zeit einmal einer österreichischen Regierung unterlegen. Das Kabinett Bienerth, gestützt von der aus den Christlichsozialen, den Deutschfreiheitlichen und den Polen bestehenden Arbeitsmehrheit des österreichischen Abgeordnetenhauses und von allen drei Gruppen des Herrenhauses, blieb fest in der Bankfrage, die Krone stellte sich gegen alle Bestrebungen nach einer selbständigen ungarischen Bank mit unnachgiebiger Entschiedenheit auf den österreichischen Standpunkt der Bankgemeinsamkeit — das Kabinett Wekerle mußte demissionieren.

Diese Niederlage der Koalition hat deren Führer stark in Mißkredit gebracht. Da diese aber mit allen Fasern an der Regierungsmacht hängen und darum auch einem neuen Kabinett Wekerle angehören möchten, so sahen sie sich nach einem Mittel um, durch welches sie ihr verblaßtes Ansehen in ihren Parteikreisen auffrischen könnten: sie mußten um jeden Preis einen Sieg über „Wien“ erfechten, und da das auf ehrliche Weise dermalen nicht zu erreichen ist, mußten sie es auf einem anderen Wege versuchen. Die Verwaltung der Okkupationsländer Bosnien-Herzegowina ist Sache der gemeinsamen Regierung, bestehend aus dem Minister des Aeußern, dem Reichskriegsminister und dem gemeinsamen Finanzminister. Es hatte sich aber im Laufe der Zeit das gemeinsame Finanzministerium, dessen Leiter stets ein Magyare war, der gesamten Verwaltung bemächtigt, und wenn Herr v. Kallay, dem Bosnien-Herzegowina zum großen Teil sein kulturelles und wirtschaftliches Aufblühen verdankt, sich bei aller Bevorzugung Ungarns in der Verwaltung der Okkupationsländer doch der Gemeinsamkeit seines Amtes bewußt blieb, so setzte Baron Burian alle Rücksichten auf Oesterreich beiseite und suchte die Länder ganz in die Botmäßigkeit Ungarns zu bringen. Eines seiner Mittel zu diesem Zwecke sollte die bekannte Lanczy-Agrarbank sein, deren saubere Kmeten-Auswucherungsaufgabe die Wiener „Reichspost“ noch rechtzeitig aufdeckte, so daß am 11. März der österreichische Reichsrat in einer Resolution die Regierung auffordern konnte, sofort Schritte zu unternehmen, um die Schaffung der ungarischen Agrarbank zu verhindern.

Das Kabinett Bienerth, hauptsächlich sein Finanzminister Dr. v. Bilinski, ist dieser Aufforderung um so entschiedener nachgekommen, als es schon, wie man jetzt erfuhr, im Dezember 1908 gegen das Buriansche Bankprojekt Stellung genommen hatte. Es setzte die Abänderung des Bankstatutes dahin durch, daß die Agrarbank die Kmetenablösung sofort einzustellen hat, wenn der bosnische Landtag diese Ablösung aus Landesmitteln beschließt, und erreichte, daß die gemeinsame Regierung sich verpflichtete, auf administrativem Wege die Kmetenablösung der Bank solange zu sistieren, bis die erste Session des bosnischen Landtags geschlossen sei. Zugleich erkannte die gemeinsame Regierung an, was Baron Burian bis dahin bestritten hatte, daß der österreichischen Regierung auf Grund der Gesetze vom Jahre 1880 ein Einspruchsrecht in die Verwaltung der Annexionsländer zustehe. Auf Grund dieser Verhandlungen erwirkte Baron Burian die Sanktion der Krone für die Konzessionierung der ungarisch-bosnischen Agrarbank.

Im bosnischen Ausschusse des österreichischen Abgeordnetenhauses kam diese Sanktion am 1. Mai und den folgenden Tagen zur Sprache. Eine tiefgehende Erbitterung gegen die Hinterhältigkeit, mit welcher Baron Burian die Bankangelegenheit durchgeführt, trat in den Reden aller Parteiführer zutage. Man war besonders darüber empört, daß Baron Burian die Haftpflicht für die Hypothekar-Pfandbriefe der ungarischen Wucherbank den Annexionsländern im Verwaltungswege aufhalsen wollte, in demselben Augenblicke, in dem man daran ging, diesen Ländern eine eigene konstitutionelle Verwaltung zu geben; es wären also wie bei allen gemeinsamen Angelegenheiten 66 Prozent der Haftpflicht auf Oesterreich entfallen. Und trotzdem wagte Baron Burian zu behaupten, daß Oesterreich ein Einspruchsrecht nicht zustehe! Er, der gemeinsame Finanzminister, wollte Oesterreich um ein diesem auf Grund der Gesetze vom Jahre 1880 zustehendes Verfassungsrecht betrügen! Zu seiner Charakterisierung mag noch hinzugefügt werden, daß der Führer der christlichsozialen slowenischen Volkspartei Abg. Dr. Susteric (Schusterschitz) mit seinem Begehren um das ihm versprochene Exemplar der Bankstatuten von dem gemeinsamen Finanzminister mit der Begründung abgewiesen wurde, es gebe in Wien nur ein Exemplar dieser Statuten und das besitze er, der Herr Baron Burian. (Ein zweites besaß die „Reichspost“, die eben auf Grund dieses Statuts den Kampf gegen Burian eröffnen konnte.) Diese Hinterhältigkeit Baron Burians veranlaßte auch wohl die österreichische Regierung, von der gemeinsamen Regierung zu verlangen, daß die vom Finanzminister Dr. v. Bilinski erzielten Abänderungen von Baron Burian im Namen der ganzen gemeinsamen Regierung schriftlich zugestanden wurden. Ministerpräsident Freiherr v. Bienerth lehnte im Laufe der Debatte im bosnischen Ausschusse jede Verantwortung für das Vorgehen des gemeinsamen Finanzministeriums ab, und der Minister des Aeußern, Freiherr v. Aehrenthal, ließ erklären, daß die Verwaltung der Annexionsländer Sache der gemeinsamen Regierung, nicht etwa nur des gemeinsamen Finanzministers und künftig die Verwaltung mit Rücksicht auf beide Teile der Monarchie zu leisten sei.

Daß der gemeinsame Finanzminister sich als Vollzugsorgan der ungarischen Regierung betrachtet, zeigt ein Erlaß des Handelsministers Kossuth an die Direktion der ungarischen Staatsbahnen. Da diese dem Minister mitgeteilt hatte, daß der Bosnisch-Broder Stationschef der bosnisch-herzegowinischen Staatsbahnen ein in magyarischer Sprache aufgegebenes Telegramm der Direktion der ungarischen Staatsbahnen als Geschäftsführerin der ungarischen Eisenbahndirektoren-Konferenz zur Beförderung nicht angenommen, sondern die Uebersetzung derselben ins Deutsche verlangt hatte, forderte Kossuth den gemeinsamen Finanzminister auf, geeignete Verfügungen zu treffen, und dieser beeilte sich, dem Befehle Kossuths nachzukommen, so daß dieser in seinem erwähnten Erlasse anbefehlen konnte: „Da ich die rechtmäßige Anwendung der ungarischen Staatssprache auf der ganzen Linie sichern will, weise ich die Direktion an, unverzüglich zu verfügen, daß künftighin sowohl die Direktion als auch die Betriebsleitungen an die bosnisch-herzegowinischen Staatsbahnen amtliche Zuschriften und Depeschen ausschließlich in ungarischer Sprache richten sollen.“ Damit greift Kossuth in der so wichtigen Sprachenfrage der endgültigen Regelung des staatsrechtlichen Verhältnisses der Reichslande zur Gesamtmonarchie ungesetzlich und widerrechtlich vor, und der gemeinsame Finanzminister hilft dazu, ohne auf die österreichische Reichshälfte im geringsten Rücksicht zu nehmen.

Damit ist die von Baron Burian her drohende Gefahr für Oesterreich aber noch nicht beseitigt, denn er wird, solange er an der Spitze der Verwaltung der Reichslande steht, auch die Zusammensetzung des neuen bosnischen Landtages im magyarischen Sinne beeinflussen können. Unter den 72 Mitgliedern dieses Landtages befinden sich 18 Virilisten, 18 Höchstbesteuerte, unter denen die Agas, die Grundherren, der entscheidende Faktor sind, und 18 Vertreter der Städte, die an der Kmetenablösung nicht interessiert sind. Dieser Zweidrittel-Mehrheit sind die Kmeten ausgeliefert, denn ihr steht die Entscheidung darüber zu, ob das Land selbst die Ablösung in die Hand nehmen soll, oder ob der ungarischen Wucherbank dieses Geschäft überlassen werden soll. Baron Burian würde natürlich alles daran setzen, daß der Landtag eine Mehrheit erhielte, die sich für seine Bank entschiede. Darum traf der christlichsoziale Abgeordnete Prinz Alois Liechtenstein den Nagel auf den Kopf, indem er verlangte, daß die gesamte österreichische Delegation Baron Burian ihr Mißtrauen aussprechen und somit diesen Mann zum Rücktritt zwinge.

[1] Vergl. die Aufsätze „Bosnien, Oesterreich und Ungarn“ in Nr. 13, 5, 16 der „Allgemeinen Rundschau“.



Die Debatte im bosnischen Ausschusse des österreichischen Abgeordnetenhauses endete mit der Annahme zweier Anträge, in deren einem der österreichische Finanzminister aufgefordert wird, den Pfandbriefen der ungarisch-bosnischen Agrarbank die Kotierung an der Wiener Börse zu verweigern. Damit wäre der Bank das österreichische Kapital entzogen, ohne welches die Magyaren aber keine Geldgeschäfte machen können. Der zweite Antrag sprach dem gemeinsamen Finanzminister die schärfste Mißbilligung aus.

Baron Burian hat aber nicht nur das Vertrauen der österreichischen Volksvertretung, mit welcher in diesem Falle das Herrenhaus eines Sinnes ist, verloren, sondern auch das der Krone. Es ist bekannt geworden, daß Baron Burian in einer Audienz den Kaiser dahin informiert hatte, daß es in Bosnien gar keine großserbische Bewegung gebe. Da der Kaiser durch seine Generäle anderslautende Berichte erhalten hatte, hieß er Baron Burian das Land bereisen und sich erst selbst informieren, und jetzt erst mußte Burian das Bestehen hochverräterischer Bestrebungen zugeben. Daß der „bosnische Vizekönig" so schlecht über die Vorgänge in „seinem" Lande unterrichtet gewesen sein sollte, glaubt nicht leicht jemand; hätte sich der Kaiser auf ihn allein verlassen, so hätten die Serben und Montenegriner ruhig den Einfall in Bosnien und Herzegowina wagen können; genügend Militär, um sie heimzuschicken, hätten sie in den Reichslanden nicht gefunden.

Die Buriankrise ist aber auch nicht ohne Einfluß auf die innerpolitische Lage Oesterreichs gewesen; man hat sogar die Veröffentlichung der Sanktion der Statuten der ungarisch-bosnischen Agrarbank einen Parterpfeil genannt, welchen das demissionierte Kabinett Wekerle aus Rache auf die österreichische Regierung abgeschossen, weil diese in der Frage der Bankgemeinsamkeit Sieger geblieben ist. Sozialdemokraten und Tschechen sind dem Ministerium Bienerth spinnefeind. Unter Baron Beck hatten sie so schöne Sondergeschäfte mit der Regierung machen können, und Freiherr von Bienerth hat der offenen und der geheimen Korruption den Krieg erklärt. Daß die jetzige Regierung eine Arbeitsmehrheit gefunden, ist jenen Politikern nicht recht, welche mit der Obstruktion für ihre Partei und für sich selbst Geschäfte zu machen verstanden. Sie müssen also Baron Bienerth stürzen. Darum wenden sie sich in der bosnischen Agrarbankfrage nicht gegen Baron Burian, sondern gegen die österreichische Regierung, welcher sie zum Vorwurf machen, daß sie den am 11. März gefaßten Beschluß des österreichischen Abgeordnetenhauses nicht durchgeführt und durch dieses Unterlassen die christlichen Kmeten den Pester Wucherbankjuden ausgeliefert habe. Daß die österreichische Regierung nicht nur sich alle Mühe gegeben hat, diesen Beschluß auszuführen, sondern daß sie bereits im Dezember 1908 den Kampf gegen Baron Burian aufgenommen und ihm mit der Nichtkotierung der Pfandbriefe gedroht hat, ist in den Sitzungen des bosnischen Ausschusses zur Genüge dargelegt worden. Die Koalitionsmagyaren freuen sich, daß es ihnen gelungen ist, österreichische Parteien in dem Augenblicke gegen die österreichische Regierung mobil zu machen, wo Oesterreich durch eine vom gesamten Reichsrate gestützte Regierung bei dem völligen Zusammenbruche des Kossuthismus sich den Sieg auch in der Frage der Bankgemeinsamkeit und der militärischen Zugeständnisse an die Magyaren sichern könnte. Stürzen werden die Herren Adler, Kramar, Daszynski das Kabinett Bienerth mit Hilfe Baron Burians nicht, aber Schwierigkeiten können sie ihm genug bereiten.

Eine antiklerikale Niederlage in der italienischen Abgeordnetenkammer.

Von

Dr. Jos. Massarette, Rom.

Als kürzlich die Parteien der äußersten Linken, Radikale, Republikaner und Sozialisten, gestärkt in die neue Abgeordnetenkammer einzogen, da ging die antiklerikale Hetze um so heftiger los. Jene traurigen Helden, die im Namen der Freiheit für sich die Unfreiheit der anderen verlangen, nahmen jede passende und unpassende Gelegenheit wahr, um ihrer Gesinnungstüchtigkeit Luft zu machen. Ihre Presse kündigte an, daß sie bald zum vernichtenden Schlage ausholen würden. Sie haben sich indes nur eine gehörige Niederlage geholt.

Zunächst sollte gegen die Ordensgenossenschaften Sturm gelaufen werden. Bei der Beratung des Justizetats brachte der republikanische Abgeordnete und Spielzeugfabrikant Eugenio Chiesa namens seiner antiklerikalen Kollegen eine Tagesordnung ein, wonach „die Kammer den Justizminister ersucht, über die Anwendung der Gesetze betreffs Abschaffung der Ordensgenossenschaften, welche dank der Tendenzen der Regierungspolitik in dreister Weise verletzt werden, zu wachen". — Es verlohnt sich nicht der Mühe, auf Chiesas Ausführungen, einem abgeschmackten Gemengsel von Unwahrheiten und Uebertreibungen, näher einzugehen. Der Erguß fanatischer Intoleranz rief bei der großen Mehrheit nur Kopfschütteln hervor. Betont sei lediglich, daß Chiesas Interpellation auf der falschen Voraussetzung der ungenügenden Ausführung des Gesetzes betr. Abschaffung der religiösen Orden beruhte. Tatsächlich ist dieses tyrannische und ungerechte Gesetz vollständig ausgeführt worden. Bekanntlich haben die meisten Staatsverwaltungen in ehemaligen römischen Klöstern ihren Sitz, und infolge der Beraubung der Ordensleute sind viele Millionen in die Staatskassen geflossen.

Chiesa und Genossen malen immer wieder die Klostergefahr in den schwärzesten Farben aus, um zu einer völligen Entrechtung aller Italiener und Ausländer, die sich auf italienischem Boden dem Klosterleben gewidmet haben, zu gelangen. Das ist ihr ausgesprochener Zweck. Nach dem Wunsch dieser Kulturkämpfer müßte das schändlichste Ausnahmegesetz zustande kommen.

Diesen Bestrebungen gegenüber verhielt sich der Justiz- und Kultusminister Orlando in seiner Antwort auf die Interpellation durchaus ablehnend. Er hob hervor, daß nach dem bestehenden Recht die Ordensgenossenschaften als solche die Rechtspersönlichkeit nicht erlangen, jedoch als tatsächliche Vereinigungen, entsprechend dem gemeinen Recht, bestehen können. Infolgedessen gebe es in Italien, obwohl hier nicht als Rechtspersonen geltend, doch mehr Kongregationen als beispielsweise in Oesterreich, wo dieselben als solche rechtlich anerkannt seien, ein Beweis für die große Freiheit, die in Italien herrsche und die der italienische Staat stets geachtet habe. Dieses für alle geltende Assoziationsrecht dürfe nicht bezüglich der Kongregationen allein aufgehoben werden, und wenn ein solcher Rechtszustand Gefahren mit sich bringe, so sei diesen eventuell durch gesetzliche Bestimmungen vorzubeugen, ohne daß indes speziell gegen die Kongregationen gewütet würde. Sein Standpunkt wie jener der ganzen Regierung sei: Weder Schwäche noch Gewalttätigkeit! — Viele Abgeordnete beglückwünschten den Minister. Im Laufe dieser Debatte nahm auch der sattsam bekannte Romolo Murri zum erstenmal das Wort als Deputierter. Seine Rede ließ Freund und Feind kalt; jedoch bewies er selbst, wie sehr er die schwere kirchliche Strafe, die ihn getroffen, verdient hat.

Vor der Abstimmung über die namens der Antiklerikalen eingebrachte Tagesordnung Alessio sprach nochmals Minister Orlando; er gab seiner Ueberzeugung von der Erhabenheit der Religion, für die jedes Volk hohe Achtung hegen müsse, Ausdruck. Die Tatsache, daß die stärksten Völker auch die religiösesten sind, beweise, daß man auf Religion nicht verzichten dürfe. Man müsse auf die Volksmassen Rücksicht nehmen, und diese seien, in Italien wie im Ausland, gläubig.

Der Führer der konstitutionellen Opposition und ehemalige Ministerpräsident Sonnino, der manchmal mit den Kulturkämpfern geliebäugelt hatte, legte Gewicht darauf zu erklären, daß er, ohne die Kirchenpolitik der Regierung zu billigen, gegen die von der Regierung abgelehnte Tagesordnung Alessio stimmen werde, da eine Politik antiklerikaler Intoleranz und Verfolgung durchaus unangebracht sei, und das Land ganz anderes verlange als einen Kulturkampf.

Bei der Abstimmung über die gegen die Ordensgenossenschaften gerichtete Tagesordnung Alessio sprachen sich 169 Abgeordnete dagegen, 53 dafür aus bei 4 Enthaltungen, worunter zum großen Aerger der äußersten Linken, in deren Mitte der rebellische Priester Platz genommen, auch jene Murris.

Dieses Ergebnis war unschwer vorauszusehen. Die Kammer hat mit erdrückender Mehrheit sich gegen einen nur unter brutaler Verletzung der Freiheit und des Gemeinrechts möglichen Klostersturm ausgesprochen, in der richtigen Erkenntnis, daß das Land davon nichts wissen will und ein Religionskrieg schwere Verwüstungen anrichten müßte. Um eine bittere Enttäuschung reicher sind nur die Fanatiker, die beständig von französischen Zuständen träumen. Bedauerlich ist allerdings, daß kein Abgeordneter die Ziele der antiklerikalen Tyrannen gebührend gebrandmarkt hat.

Ein Wittelsbacher über die Kunst.

Von Heinrich Osel, Landtagsabgeordneter, München.

Tolstoi sprach einst das harte Urteil aus: „Für die bildende moderne Kunst gilt, wie für die Musik und das Schrifttum, das einseitige Bestreben, um jeden Preis das Bedürfnis nach Sensation zu befriedigen." Man darf sagen, daß heute ein Schritt zum Besseren geschehen ist; allein ganz ohne Berechtigung ist Tolstois Satz deswegen nicht. Und so konnte Defregger 1905 noch sagen: „Die moderne Neurasthenie verschuldet großenteils die Schäden auf dem künstlerischen Gebiet." Der Künstler, der in Sensation macht, findet nur zu leicht den „Kritiker", der — um selbst „entdeckt" zu werden — das absurdeste Zeug in den Himmel lobt. Die Purzelbäume der „Begeisterung", welche gewisse deutsche Kritiker über Jean Torop, die Schotten und gewisse Franzosen schlugen, werden zwar im allgemeinen heute vergessen sein. Zu ihrer Zeit galten sie als Evangelium und tout le monde schwor darauf. Was in den letzten Dezennien alle Einsichtigen für eine oft entgleisende Entwicklung hielten, an deren Ende wohl ein Fortschritt stehen kann, diese „Kritiker" priesen es als „die" Kunst und alles andere war überlebt, „Schmarren".[1]) War! Denn heute graben dieselben Leute Schwind, Kaulbach, Piloty wieder aus, und die Zeit ist wohl nicht mehr fern, wo nicht mehr der nächstbeste Maljüngling über Cornelius, Kupelwieser oder Führich die Nase rümpfen darf — was ansonsten zum guten Ton gehörte. Vielleicht geht die Entwicklung zum Guten noch rascher, da Prinz Ludwig bei der Zentenarfeier unsere Akademie der Künste dem öffentlich Ausdruck verlieh, was Millionen denken. Schmucklos, wie es seine Art ist, aber echt deutsch und aus abgeklärter Anschauung heraus sprach er:

„Die Kunst soll für alle sein, das ist ihre Aufgabe, wie es in der guten alten Zeit der Kunst war, wo das Volk alle künstlerischen Bestrebungen verstanden hat. Möge es später wieder so werden! (Bravorufe.) Mögen die Jungen auch das Gute annehmen, was die Aelteren gelehrt haben. Sie mögen so geistreich sein und so schön zeichnen wie Cornelius, sie mögen auch in der Beziehung Kaulbach ähneln und auch Piloty und seinen Schülern."

Wie der Wissenschaft, so wird der Kunst das Beiwort „international" gegeben. Nur scheint mir die verschiedene Bedeutung dieses Wortes — oft geflissentlich — keineswegs erfaßt zu werden. Insoweit Kunst und Wissenschaft Gemeingut der Völker sind und werden sollen, sind sie international. Ebenso deshalb, weil alle Völker Bausteine zu ihren Tempeln beitragen. Und doch — hier liegt schon der Unterschied. Was die Gelehrten der einzelnen Völker als feststehende Ergebnisse der Allgemeinheit liefern, muß die gleiche Wahrheit sein, wes Namens auch der Finder sei. Die Erzeugnisse der Kunst dagegen tragen eine nicht nur persönliche Note, nein, als die Kunst eines Volkes sind sie ein Niederschlag des ihm eigenen Denkens und Fühlens. Die Zeit ist heute wieder gekommen, wo alle Ernsthaften von der Kunst verlangen, daß sie bodenständig sei, weil am letzten Ende zwar das Gute der Technik da und dort entstanden sein kann, der Geist des Werkes aber dem Volksgeist nahe stehen muß, soll die Kunst Gemeingut des Volkes werden. Dabei gibt es noch viel des „was" und „wie", was allen Kulturvölkern im Heiligtum der Kunst gemeinsam ist, so daß die Künstler keineswegs zu fürchten brauchen, an „Internationalität" zu verlieren, wenn sie dem Empfinden des vaterländischen Geistes Rechnung tragen. — Ein Wittelsbacher hat es verstanden, das, was internationale Kunst ist, in seinem Lande heimisch zu machen, ohne die vaterländische Kunst dabei zu vergessen — unser Ludwig I.

Die Epigonen der Präraffaeliten lehnen sich nicht nur gegen die „Schablone" der Akademie auf, sie erklären mit Hegel, die Farbe allein mache die Kunst — was auch schon da war, nur glaubte man damals, daß der Maler auch das Zeichnen können müsse. Heute gibt es Kunstschriftsteller und Maler, die behaupten, wer der Farbe folge, könne der Form gar nicht folgen. Die Form wird in Luft und Licht aufgelöst. Denen sagt Prinz Ludwig: „Sogenannte Kunstwerke sind oft nichts weiter als Farbenklexse... Ich sage Farbe und Zeichnung vereint, das ist das Richtige." Ist der erste Satz wirklich zu hart, der zweite nicht richtig? Ich hörte die Meinung. Ueberhaupt ging die Rede manchen auf die Nerven. Sie sei nicht am richtigen Ort gehalten. Sie müsse verletzen. Ein Laie dürfe so nicht urteilen usw. Oeffentlich kritisiert man die Rede ja nicht! Begreiflich ist diese Meinung bei manchen; richtig wird sie dadurch nicht. Der Wittelsbacher, der da sprach, hat eine Tradition für sich und den Großteil des Volkes hinter sich. So richtig im Kunstwerk die Farbe nicht bloß die Dienerin der Zeichnung ist, so wenig steht ein Bild ohne Zeichnung auf der Höhe der Kunst. Es war ein Fortschritt, da die Künstler der Natur es ablauschten, wie Luft und Licht die Farben tönen und brechen, die Formen weich in den Raum stellen. Freilich kamen da auch jene noch „Fortgeschritteneren", die über alle tatsächlichen Erscheinungen hinaus das Licht und die Farbe mit den Apparaten des Physikers zerlegten, mit chromatischer Brille sahen und dabei vergaßen, daß sie damit etwas tun, was das Auge nicht kann und soll, wenn es — gesund ist. Und ein gesundes Auge sieht eben nicht bloß die Farbe, sondern auch die Form. Ruskin sagte einmal irgendwo: „Ein Bild, das mehr und edlere Gedanken enthält, und wären sie noch so unbeholfen, ist ein größeres und besseres Bild als eines, das weniger und minder edle Gedanken enthält, und wären sie auch noch so schön dargestellt." Heute belächeln wir den Satz. Schließlich aber hat Ruskin „den Gedanken" nicht mehr überschätzt, als heute noch manche die Zeichnung unterschätzen. Diese letzteren sind aber schließlich, falls sie wirklich malen, was sie sehen, Menschen mit ungesunden Augen, die alle anderen mit gesundem Blick für urteilslos halten, wie Leute mancher kropfgesegneten Gegenden schließlich den dicken Hals für den normalen, den kropflosen für den unschönen halten sollen. De gustibus usw. Damit könnte man die Sache abtun, hätte die Kunst nicht eine so edle Aufgabe für das Volk. Prinz Ludwig deutet sie mit den Worten an: „Ich habe anfangs schon hingewiesen auf das, was meiner Ansicht nach Aufgabe der Künstler sein soll: nicht die losgelöste Kunst, sondern die praktische ins Leben greifende Kunst zu pflegen."

Die Kunst, die ins Leben greift! Der Gedanke ist von Münchener Künstlern heute erfaßt, mögen auch die Wege noch verschieden sein, die nach diesem Ziele streben. Die Kunst für das Leben muß auch ihre Wurzeln im Leben haben. Eine Binsenwahrheit, die doch immer wieder gesagt werden muß. Kunst, die dem Volke dient, darf auch nicht vergessen, was Prinz Ludwig in die Worte kleidete: „... nicht alles, was auf der Welt da ist, ist wert, daß es ewig bleibe, sondern nur das wirklich Schöne und Gute." Man kann sich über diese aus dem echten Volksempfinden geflossenen Worte nicht mit der Redensart hinwegsetzen, „schön" sei relativ. So mannigfaltig die Definitionen für „schön" sind: wer den Begriff nicht für sich persönlich konstruiert, sondern ihn objektiv zu geben sucht, muß dem, was schön und gut in den Augen der überwiegenden Mehrheit des Volkes ist, Rechnung tragen. Für die Kunst ist gottlob die Zeit der Umwertung der Begriffe im Volk noch nicht gekommen. Es spricht die Vergangenheit noch zu laut, und unsere Galerien sind die Wegweiser.

Prinz Ludwig zog auch die Konsequenzen aus seiner Forderung an die Kunst. Er verlangt, daß die wahre Kunst auch dem Volk vermittelt werde: „... daß alle diejenigen, die keine Künstler sind, dahin streben möchten, daß die Kunst das ganze Leben durchdringe und veredle!" Mögen die es hören, die es in erster Linie angeht. Hier hat auch die Schule ihre Aufgabe vorgezeichnet. Und sie ist von berufener Seite gerade in den letzten Jahren laut genug betont worden. Was helfen die tausend Zeugen der kunstgeschichtlichen Vergangenheit, wenn sie dem heranwachsenden Geschlecht nicht nahe gebracht werden? Wie ist es doch beschämend, wenn die Gebildeten zwar mit einem Gefühl der Freude an den Schöpfungen unserer Fürsten und kunstbegeisterten Städte vorübergehen, aber ohne inneres Verstehen und Erleben. In Bayern sollen die Worte Prinz Ludwigs nicht vergessen werden! Der bayerische Kultusminister muß sorgen, daß der studierenden Jugend durch tüchtig vorgebildete Lehrer das Verständnis für die Kunst vermittelt werde. Nicht Großziehen eines sich so leicht selbstgenügenden Dilettantismus im Zeichenunterricht sei die Aufgabe der Schule; „... nur diejenigen, die berufen sind, Künstler zu werden", sollen „an der eigentlichen Kunst mitwirken" — so hierzu Prinz Ludwig. Aber Kunstkenntnis, Verständnis und Kunstliebe kann auch bei dem geweckt werden, dem die Kunst der Darstellung versagt ist. Damit aber sind die Richtlinien für die Verwirklichung der Ideen des Prinzen durch ihn selbst klar vorgezeichnet. An dieser Rede unseres Prinzen Ludwig braucht man gewiß nicht erst lange zu deuteln.

[1]) Wer die „Münch. Neuesten Nachr." — die nur-modernen — einerseits und die Münch. „Allg. Zeitung" andererseits seit Jahren verfolgte, wird die „Kritiker" und die Einsichtigen kennen gelernt haben. Heute haben auch die „Münch. N. N." ihre Stellung revidiert, was zu verfolgen sehr amüsant, nichts destoweniger begrüßenswert ist.



Frühmorgens.

Wenn die Purpurrosen glühen
Hoch im Ost am Himmelstor,
Tritt im goldnen Flammensprühen
Bald der junge Tag hervor.

Lachend schüttelt er die Locken:
„Schwarze Nacht, die Welt ist mein,
Sä' ich meine Sonnenflocken
In dein Dunkel nur hinein!"

Wenn die goldnen Flocken sprühen
Leuchtend durch die Morgenluft,
Flieht die Nacht vor ihrem Glühen
Schnell in ihre dunkle Kluft.

Wo der Wald im tiefen Schweigen,
Eilt der Tag im kecken Lauf;
All die Vögel auf den Zweigen
Weckt sein Siegesjubel auf. —

Und nun tritt er in mein Zimmer,
Streut mir eitel Gold geschwind,
Daß ich mich in Glanz und Schimmer
Staunend beim Erwachen find.

Draußen schon die Vögel singen:
Frisch heraus! 's ist Frühlingszeit;
Und im Dufte der Syringen
Liegt die Welt so weit, so weit!

Fritz Flinterhoff.

Zu Martin Greifs siebzigstem Geburtstage.

Von Johannes Eckardt, Wien.

Es ist unmöglich, in dem engen Rahmen des Festartikels einer Wochenschrift die Bedeutung eines Genies, wie es Martin Greif ist, darzulegen. Ich hatte anfangs nur vor, den Empfindungen Worte zu geben, die mich seit jungen Jahren an den Dichter binden; er war mir in den verschiedensten Stunden, deren Seele Freude oder Trauer war, ein lieber Freund; ich muß sagen, daß mir dieser persönliche Genuß immer bewußter wurde als der naiv künstlerische. Um in mir dieses Verhältnis zu den Werken Martin Greifs nicht zu ändern, mied ich es, die Literatur über ihn, welche sehr beträchtlich ist, zu studieren: reines Aesthetentum? Vielleicht; gewiß aber ist es ein Teil der großen Liebe, die der Mensch empfinden kann; etwas von jener Kindlichkeit, die man sich so gerne in alle Lebensalter bewahren möchte. Und Martin Greifs Naturliebe und Naturfreude lassen den Menschen in dieser Kindlichkeit froh werden. Es waren persönliche Gründe, die mich zur Lesung der Monographie des Freiburger Universitätsprofessors Wilhelm Kosch „Martin Greif in seinen Werken" (Leipzig C. F. Amelangs Verlag 1907. 174 Seiten; eine Neuauflage ist in Vorbereitung) veranlaßten. Diesmal hatte ich mich in meiner Angst, durch eine literarische Arbeit meinen Genuß an Martin Greifs Werken getrübt zu sehen, getäuscht. Wilhelm Kosch verstand es vielmehr, durch die intuitive Art der Wertung Martin Greifs meinen künstlerischen Genuß vertiefend mit dem naiv persönlichen zu vereinen. Keine abschreckende Philologennatur hat dies Buch geschrieben, sondern jene Liebe führte die Feder des kundigen Gelehrten, die ihre Größe im Verstehen und Nachempfinden beweist. Wenn ich daher in meinem Festartikel auf die Arbeit von Wilhelm Kosch mich berufe und sie jedem Leser herzlich empfehle, so glaube ich dadurch jene Mängel meines Essays wettgemacht zu haben, die in der eilenden Kürze eines Gedenkwortes begründet sind.

Bevor ich mit Wilhelm Kosch der Kunst des Gefeierten einige Zeilen widme, möchte ich Martin Greif als Genie auch allen jenen ansagen, die seinem literarischen Schaffen, der Dichtkunst überhaupt, fernestehen, — wer wollte ihre Existenz leugnen? —, um sie wenigstens für seine Persönlichkeit zu interessieren. Wer Martin Greifs Werke nach der Zeit ihres Werdens betrachtet, muß erkennen, wie ein unbegrenztes Talent langsam, in harter Selbstzucht und steter Reife seiner Persönlichkeit die Höhe erreichte, dadurch also jenen Ehrennamen des Genies errang, mit dem ich Martin Greif einleitend begrüßte. Und dadurch gewinnt er eine allgemein menschliche Bedeutung.

Aus seiner Lebensgeschichte einzelnes zu erzählen, erlasse ich mir um so mehr, als die Tagesblätter zu Martin Greifs Ehrentage am 18. Juni gewiß Ausführliches berichten werden und mir sein künstlerisches Schaffen wenig durch bedeutungsvolle äußere Ereignisse bedingt erscheint.

Ist die Lyrik Martin Greifs anfänglich noch sehr deutlich von der sentimentalen Weltauffassung Schillers, der Wortbildungskunst Rückerts, der farbigen Manier Freiligraths beeinflußt, so vertieft sie sich bald durch die völkischen, nationalen Sänger Körner, Uhland und Rückert. Aus den 1868 bei Cotta erschienenen „Gedichten" leuchten aber bereits die Züge der Persönlichkeit Martin Greifs. Eine aus dem Borne der Volkskunst geschöpfte Poesie singt ihre Weisen, die mit elementarer Kraft die Fesseln doktrinärer Versschmiede sprengt, die aus dem unbewußt Göttlichen quillt und auch in der abstrakten Reflexion zu dem Leben, zu der Natur Beziehungen findet, deren Anschaulichkeit die denkbar stärkste persönliche Wirkung bedingt, deren subjektive Seele im All der Menschheit sich verliert:

„Still ist's, wo die Gräber sind,
Meiner Liebe,
Nur bisweilen rauscht der Wind
Lang und trübe.
Seh' die Schattenwelt auf Erden
Rings vergehen,
Fühle alles spurlos werden
Und verwehen." —

Diese Anschauungslyrik ist am herrlichsten in dem objektiven Naturbilde Martin Greifs, dessen Meister in der deutschen Literatur er heute ist, ausgeprägt. Es ist ein wundervoller Genuß, sich diesen Stimmungsbildern, die mit charakteristischen Zügen und Farben herrlich gemalt sind, hinzugeben und jene Empfindungen, aus denen sie entstanden, in sich selbst wachzurufen. Ein Beispiel soll weitere Worte ersetzen:

Ich sah im Herbst einen Buchenbaum
Im leeren Felde steh'n;
Im fahlen Laube sah ich kaum
Ein grünes Blättlein weh'n.
Lang stund ich da in tiefem Traum,
Ihn anzuseh'n.

Der Sommer und die Lieb' sind heiß,
Ihr weiß ich keinen Dank,
Sie sengte mich auf alle Weis',
Das grüne Laub entsank —
Zuletzt entschwand sie still und leis
Und ließ mich krank. —

Ich habe schon angedeutet, wie die völkische Kraft der Muse Martin Greifs mit der Ursprünglichkeit des Großen schafft und muß mich begnügen, darin die volle Berechtigung ihrer freien Formen in Rhythmus, Silbenmaß und Reim festzustellen.

Martin Greif hat auch als Dramatiker vieles geschaffen und auf diesem Gebiete denselben Zug des Genies gezeigt, von dem ich oben sprach. Wilhelm Kosch gruppierte Martin Greifs dramatische Dichtungen richtig, wenn er schreibt: Die erste Gruppe umfaßt „Korfiz Uhlfeldt" — von Heinrich Laube im Jahre 1875 auf dem Wiener Stadttheater aufgeführt — und „Nero"; sie kommt trotz der inneren Verwandtschaft mit Shakespeare dem Typus des antikisierenden Dramas der deutschen Klassiker in mancher Hinsicht nahe. Vom romanisch-romantischen Kunstideal beeinflußt erscheinen „Marino Falieri", „Francesca da Rimini" und besonders das Degen- und Mantelstück „Liebe über alles". Das archaisierende Moment der Romantik nimmt er im „Prinz Eugen" und im „Hans Sachs" wieder auf. Ihren deutschnationalen Wesensgehalt erschöpft er in den drei Hohenstaufenstücken, in „Heinrich dem Löwen", „Die Pfalz im Rhein" und „Konradin", um am Ende zum rein volkstümlichen vaterländischen Schauspiel zu gelangen. In diese letzte Periode fallen sein „Ludwig der Bayer", „General York" und die, beide noch überragend, „Agnes Bernauer, der Engel von Augsburg".

Martin Greif sieht mit Shakespeare in der inneren Entwicklung, nicht mit Schiller in der äußeren Handlung, die Hauptsache, er schafft jenes kollektivistische Ideendrama, von dem Hegel spricht; sein „Nero" ist nicht der Schwächling Gutzkows, nicht der philosophierende Uebermensch Robert Hamerlings, sondern das Produkt seiner Zeit — wie bei Grillparzer der Böhmenkönig in „König Ottokars Glück und Ende" —, aus seiner Abstammung zum pathologischen Charakter geworden, aber doch als ganzer Mensch ein tragischer Held. Ein gleicher kollektivistischer Gedanke eint Martin Greifs Hohenstaufenstücke zu einer ideellen Trilogie: Des Römischen Reiches Auf- und Niedergang.

Mit seinem „Ludwig den Bayer" erlangte Martin Greif die größten Erfolge; er wurde am 5. Juni 1892 zum ersten Male zu Kraiburg in Oberbayern durch Leute aus dem Volke aufgeführt und herzlich aufgenommen. Auch heuer wird das Kraiburger Theater im August und September die Dichtung vorführen; es schließt sich in der Technik an Josza Savits' Shakespeare-Bühne an, was der Aufführung des szenenreichen Stückes sehr zugute kommt. Auch „Ludwig der Bayer" wächst in seiner Idee über einen partikularistischen Patriotismus zum allgemeinen deutschen Reichsgedanken und ist lebensvoller als die gleichnamige Dichtung Uhlands.



Ich muß davon absehen, auf die dramatische Kunst Martin Greifs, die ja an Shakespeare nicht heranreicht, aber zum Guten unseres Besten gehört, näher einzugehen, von den beachtenswerten Gelegenheits-Festdichtungen zu sprechen und Martin Greifs Prosaarbeiten, die wenig an Zahl sind, zu betrachten. Ich kann nur mit dem innigen Wunsche schließen, daß Martin Greifs Genie immer fester in die Herzen des Volkes wachse, damit dadurch das Schöne und Wahre seines Wesens die reichsten Wirkungen erziele.

Schwäbische Aeronautik am Ende des 18. Jahrhunderts.

Von

Dr. H. Franz-Karlsruhe.

Daß die Luftschiffahrtserfolge der Franzosen im 18. Jahrhundert in den reichen Ordensstiften in Schwaben bald Nachahmer fanden, scheint wenig bekannt zu sein. Bekannter ist ja, daß in St. Blasien, Salem, Zwiefalten die Wissenschaften große Förderung erhielten. St. Blasien besaß in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts seinen größten Fürstabt, Martin Gerbert, dessen wissenschaftliche Bedeutung auch im protestantischen Deutschland zu seinen Lebzeiten Anerkennung fand. Neben ihm waren andere St. Blasische Benediktiner nicht untätig. „Es war der Ehrgeiz der St. Blasianer, es dem großen französischen Vorbild, der Kongregation von St. Maur, nachzutun. Gelehrte wie Herrgott, Neugart und vor allem den Fürstabt Gerbert selber hatte das katholische Deutschland seit langem nicht gesehen" (E. Gothein). In St. Blasien war besonders an Stelle der Scholastik das fruchtbare Feld historischer Kritik und Quellenedition getreten. Die alten, besonders die orientalischen Sprachen waren in Salem, Zwiefalten und auch in St. Blasien bevorzugter Lehr- und Lerngegenstand. Aus diesen Benediktinerstiften holte sich Oesterreich seine Professoren der alten Sprachen nicht nur auf die vorderösterreichische Universität zu Freiburg im Breisgau, selbst nach Wien und Salzburg. Der St. Blasianer Marquard Herrgott wurde Maria Theresias Hofhistoriograph in Wien. Man hat die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts in dieser Hinsicht „die Blüte des Benediktinerordens in Deutschland" genannt.

Auch die Aeronautik fand in den südwestdeutschen Stiften eine Stätte. Am Schwäbischen Meere sind solche Versuche, einer kurzen Notiz in einer Reisebeschreibung des 18. Jahrhunderts zufolge, in der Deutschordenskommende Mainau im Bodensee gemacht worden. P. Nepomuk Hauntinger, der Bibliothekar von St. Gallen, machte im Jahre 1784 eine Reise von St. Gallen nach München—Augsburg—Donauwörth—Neresheim—Ulm. Sein Interesse galt hauptsächlich den Klöstern seines und anderer Orden. Sein Reisetagebuch bringt vieles über Einrichtung, Leben und Studien in den von ihm berührten südwestdeutschen Klöstern.[1]) Beim Besuch der Deutschordenskommende Mainau verzeichnet das Tagebuch: „Man zeigte uns auch in dem großen Saale den Luftballon, welcher in einigen Tagen darauf zum zweiten Male eine Reise von einigen Stunden machte." Leider erfahren wir nichts Näheres. Kurz ist auch die Notiz des Tagebuches beim Besuch der Benediktiner in Ottobeuren und über deren Luftschiffahrtsversuche. Aber wir können aus einem älteren umfangreichen Werk, den „Jahrbüchern von Ottobeuren", wertvolle Notizen über jene eigenartigen aeronautischen Arbeiten eines Benediktinermönches beiziehen.

Das Tagebuch erzählt aus Ottobeuren: „Der Herr Pater Ulrich, Professor der Philosophie und zugleich Großkellner (zwei wunderliche Gegenstände in einem Subjekt vereinigt), hat sich mit dem glücklichen Versuch aerostatischer Maschinen (die ersten, die den schwäbischen Luftkreis betraten) einigen Namen gemacht." Der Pater war P. Ulrich Schiegg, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München, geboren 1752 zu Gosbach in Württemberg. Er beteiligte sich nach Aufhebung seines Klosters an der bayerischen Landesvermessung und starb 1810 in München.

M. Feyerabend, des ehemaligen Reichsstiftes Ottenbeuren in Schwaben sämtliche Jahrbücher, diplomatisch, kritisch und chronologisch bearbeitet (4 Bde. 1815) erzählt im vierten Band S. 177 ff. zum Jahre 1784:

[1]) G. Meier, Süddeutsche Klöster vor 100 Jahren. Reisetagebuch des P. N. Hauntinger von St. Gallen. Köln 1889.

„In unserm Schwaben, man dürfte sagen in Deutschland, machte der damalige Stiftsökonom P. Ulrich Schiegg, ein Mann, welcher sich schon damals in seinem 31. Jahre einen großen Reichtum an Kenntnissen und Einsichten in allen Gegenständen der theoretischen und angewandten Mathematik erschafft hatte, nicht so fast einen französischen Schüler und Nachahmer[2]) als einen wahren Erfinder der Luftballone. Schiegg ließ nach Versuchen mit kleineren Ballons am 22. Jänner 1784 bei heftigem Winde zum allgemeinen Vergnügen einen größeren Luftballon steigen, der mit immer wachsender Geschwindigkeit seinen Weg nach Westen nahm, nach $3^1/_2$ Minuten sich auch dem schärfsten Auge unsichtbar machte und zuletzt nach einer Reise von 45 Minuten sich hier sanft wieder zur Erde niederließ.

„Die größte und schönste aller Luftmaschinen aber war jene vom 16. Mai (1784), mit der Inschrift:

Discipula Galliae
Praesul Sueviae
Ottenburae liberta
Ingeniosa aeris hospita
Perditis extinctisque viribus
Hic ex itinere lassa quiesco.

„Nach einer in kurzer Zeit zurückgelegten Reise von $3^1/_2$ Meilen stieg dieselbe im Gebiete des Reichsgrafen von Truchseß (von Waldburg) nieder und ruhte ganz entkräftet von ihren Reisebeschwerden. Der Herr Graf schickte alsbald den aus der Luft angekommenen Fremdling samt einem Glückwunsche und dem gnädigen Anerbieten, eine Gnade zu begehren, die dem P. Schiegg zu begehren beliebte, an denselben zurück, und dieser bat um das Bürgerrecht in dem (waldburgischen) Städtchen Wurzach, das er nachmals mit Genehmigung des Herrn Reichsgrafen an einen armen Wurzacher Einwohner, den Bruder eines Ottenbeurener Paters, verschenkte."

Der Eifer des Paters fand Nachahmung, findige Schwaben wußten die allgemeine Bewunderung, die man den „Luftmaschinen" entgegenbrachte, geschickt auszunutzen. Hören wir Feyerabend weiter:

„Das Büchgen, welches P. Schiegg über die bei seinen aerostatischen Versuchen genommenen Maßregeln und Handgriffen in öffentlichen Druck beförderte[3]), bildete bald glückliche Nachahmer an den Gebrüdern Fuchs zu Schwabmünchen. Von Ottobeuren aus reiseten auch die zwei Brüder Bader, hiesige Buchbinder, nach Augsburg, wo dieselben den 19. Hornung eine hier gefertigte Luftmaschine zur allgemeinen Augenweide und Vergnügen — wie sich das öffentliche Reichsstädtische Zeugnis ausdrückt (signatum Augspurg den 28. Februar 1784 Karl von Mühlbach, Amtsbürgermeister) — auf dem sogenannten Frohnhof steigen ließen und dafür eine ehrenvolle Anweisung auf ein Geschenk aus der Stadtkasse von dem Senat erhielten."

Die Ballonversuche wurden auch später in Ottenbeuren fortgesetzt und bildeten wohl eine Sehenswürdigkeit des auch an Kunstschätzen reichen Stiftes. Feyerabends Jahrbücher erzählen zum Jahre 1785 (IV. Band, S. 187 f.):

„Am Mondtage der ersten Fastenwoche beehrte Se. Durchlaucht der Herr Karl Eugen Herzog von Württemberg samt der Frau Gräfin von Hohenheim das hiesige Stift mit einem Besuch. Se. Durchlaucht bewunderte den schönen Bau des Tempels, die schöne Arbeit des Chor-(gestühl)-Basreliefs, die große Orgel[4]); besahen die Amikonischen[5]) Malereien, den Büchersaal und andere Merkwürdigkeiten .... Sahen dann dem Aufsteigen eines mit dem höchsten Namen, dem württembergischen Wappen, gezierten Luftballon zu."

[2]) Hier ist wohl an die Luftschiffahrtsversuche der Brüder Mongolfier gedacht von 1783 und die ihrer Nachfolger, Charles und Blanchard. Letzterer machte den Luftballon durch Auffahrten in vielen Städten erst volkstümlich. Berühmt ist seine Fahrt von Dover nach Calais am 7. Januar 1785.

[3]) Die Druckschrift führte die Aufschrift: „Nachricht über einen aerostatischen Versuch, welcher in dem Reichsstifte Ottenbeuren vorgenommen worden den 22. Jänner 1784. Ottenbeuren, gedruckt bei Karl Joseph Wankenmiller. 8⁰ 1784."

[4]) Ottobeuren heißt nicht umsonst „Der schwäbische Eskorial": Rokokokirche mit reichem plastischem Schmuck, besonders Chorgestühl; 1738—1766 erbaut.

[5]) Jacopo Amiconi, italienischer Maler 1675—1752, lange am Bayerischen Hof tätig. Von ihm stammen heute noch gerühmte farbenkräftige Fresken in München, Schleißheim und Ottenbeuren.



Berufung.

Ein artig Knäblein wohlgeborgen
Ruht in dem Bette blütenrein,
Indes der helle Maienmorgen
Zum Fenster lächelt froh herein.

Die Mutter steht am Lagerende,
Sie wartet, bis das Kind erwacht,
Sie faltet fromm die treuen Hände,
Sie danket Gott für gute Nacht.

Da naht sich leis' ein Strahl der Sonne,
Er klettert schnell zum Bettlein hin;
Dort macht er Halt, umspielt in Wonne
Des holden Knäbleins Mund und Kinn.

Nun wacht es auf, es schaut im Kreise —
Da ist die Mutter schon zur Seit'
Und küßt nach liebgeword'ner Weise,
Die Aeuglein ihres Kindes beid'.

Sie hebt heraus es aus den Kissen,
Sie lehnt es glücklich an die Brust,
Indes, im unverständ'gen Wissen,
Das Kind genießt des Maien Lust.

Jetzt sieht es weithin etwas blitzen,
Dort hängt es, an der schmalen Wand,
Und schon auch möcht' es dies besitzen,
Schon streckt es aus die kleine Hand.

Das Silberkreuz, das will es haben
Und schnell die Mutter nimmt's herab;
„So magst du dich an diesem laben,
O bleib ihm treu bis an dein Grab!"

Die zarten Händchen fassen's feste,
Sie pressen stark es an das Herz,
Und laut besagt die kleine Geste:
„Ich bleib dir treu in Freud' und Schmerz!"

Da plötzlich zieht ein leises Ahnen
Durch Mutters Herz, durch Mutters Sinn,
Sie hört des Gottes ernstes Mahnen:
„Gib deinen Sohn einst ganz mir hin!"

Und heiße Tränen fließen nieder,
Die Mutter bringt ihr Opfer dar.
Sie drückt das Kind und küßt es wieder,
Sie wird es schützen manches Jahr.

* * *

Und wieder lacht ein Maienmorgen,
Da bringt „das Opfer" jetzt der Sohn.
Die Mutter fühlt sich wohlgeborgen,
Sie kniet mit ihm vor Gottes Thron.

Hubertus-Kraft Graf Strachwitz.

Zum Kampfe gegen die Unsittlichkeit.

Von einem jungen badischen Beamten.

Eine heillose Begriffsverwechslung ist das größte Uebel, an dem unsere heutige Zeit krankt. Durch zahllose sogenannte „Aufklärungsschriften", durch Schmutzschriften und Witzblätter wurde langsam aber sicher „Recht in Unrecht arg verkehrt", bis man von einem „Recht der Erwachsenen auf erotische Literatur" sprechen durfte. Und natürlich — wessen das Herz voll ist, davon läuft der Mund über. Im Gespräche leiht man seinen Gefühlen Ausdruck. Es ist eine traurige Tatsache, daß man kaum eine Gesellschaft junger Leute trifft, in der nicht die größten Schweinereien der einzige Unterhaltungsstoff sind. Wie übel ist man daran, wenn man gezwungen ist, in solcher Gesellschaft zu verkehren! Wenn man z. B. in einem kleinen Städtchen nur den einen Privatkosttisch zur Verfügung hat! Was ich da als junger mittlerer Beamter, der oft versetzt wird, schon alles erleben mußte, davon macht man sich gar keinen Begriff. Tritt man dagegen auf, so sind sie entweder ein paar Tage ruhig oder sie treiben's gerade noch ärger. Und woher haben sie ihre Weisheit? Aus dem „neuesten Simplicissimus" und der „neuesten Jugend"! Möge doch die „Allgemeine Rundschau" in ihrem großen Kampfe nicht nachlassen, und ihre Leser wollen den Guerilla-Krieg gegen die Unsittlichkeit in der Gesellschaft beginnen, damit die anständigen Elemente wieder die Oberhand bekommen.

Wider und — für die Schundlektüre.

Von F. Weigl.

Noch entschiedener als im Vorjahre hat sich der Börsenverein der deutschen Buchhändler in seiner diesjährigen Hauptversammlung zu Leipzig (9. Mai) von der Schmutz- und Schundliteratur losgesagt. „Der Buchhandel ist mit verantwortlich dafür, daß unserem Volke nicht Gift statt gesunder geistiger Nahrung gereicht wird; dessen wollen wir auch eingedenk bleiben und danach handeln", sagte der Vorsitzende in seinem Geschäftsbericht. Eine eingehende Diskussion bestärkte die von ihm vertretene Anschauung. Während ein Redner gestehen mußte: „Der Buchhandel ist bisher, ich möchte sagen, Gewehr bei Fuß dagestanden", fand der Aufruf allgemein Anklang, die Buchhändler müßten dafür sorgen, „daß ihr Schild rein bleibt und daß allfällige Flecken entfernt werden". Folgender Veröffentlichung wurde in diesem Sinne von der Versammlung zugestimmt.

„Die Hauptversammlung des Börsenvereins der deutschen Buchhändler spricht ihr tiefes Bedauern aus über das unheimliche Anwachsen einer traurigen Schundliteratur, die durch keine Rücksichten auf das Volkswohl, durch kein Verantwortlichkeitsgefühl für die geistige und körperliche Gesundheit der Jugend gezügelt, die niedrigsten Triebe der menschlichen Natur entfesselt und die sittlichen Grundlagen unserer Kultur ernstlich gefährdet. Die heute in Leipzig versammelten Vertreter des Buchhandels Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz lehnen jede Gemeinschaft mit den Erzeugern und Verbreitern solcher volksvergiftenden Literatur ab und erklären es als die selbstverständliche Pflicht eines rechten Buchhändlers, sich durch intensivste Vertretung guter, durch Bekämpfung schlechter Literatur mit allen Kräften an der Ausrottung des unser Volk bedrohenden Uebels zu beteiligen."

Weiter wurde in der Diskussion hervorgehoben, diese Resolution möge die Wirkung haben, daß sich kein Buchhändler weiter durch die Verlockungen hoher Rabatte zum Vertrieb des Schundes gewinnen lasse, und daß nicht nur aus den Schaufenstern, sondern aus den Läden überhaupt diese Sorte von „Literatur" verschwinde. „Noch ist unser deutscher Volkskörper nicht krank, aber er kränkelt schon", meinte ein Diskussionsredner, und er hat recht. Möge die ungemein wichtige und wirksame Bundesgenossenschaft der organisierten Buchhändler dem Uebel ein Ende bereiten helfen.

Von großem Interesse waren die Mitteilungen, die bei dieser Gelegenheit über das Vorgehen der Hamburger Behörden gemacht wurden, und die wir auch anderwärts betätigt finden. Zu Anfang dieses Jahres hat die dortige Polizei den Straßenzeitungshändlern den Vertrieb von Zeitschriften, wie „Simplicissimus", „Sekt", „Kleine Witzblatt", sowie der sog. Schundlektüre verboten. Sogar die sozialdemokratische Presse stimmte diesem Verbot zu, und bald darauf erging auch ein von den angesehensten Männern aller Parteien unterzeichneter Aufruf, um „die gleichen Uebelstände in den Läden, Zeitschriftenlesezirkeln, Restaurants und Gastwirtschaften, Barbierstuben usw. zu bekämpfen und zu beseitigen".

Daß der Kampf zähe zu führen ist, zeigt der Umstand, daß die Interessenten an der Schundliteratur, die Verleger der fraglichen Hefte, auch ihrerseits eine starke Gegenpropaganda entfalten. Nachdem der „Verein der Papier- und Schreibwarenhändler" eines Berliner Vororts gegen einen scharfen Schulerlaß zur Bekämpfung des Schundes protestiert hat, verbreiten nunmehr einige Verleger „Ein Wort zur Abwehr", weil „Meere von Gift und Galle verspritzt werden, um den Freunden spannender Unterhaltungslektüre(!) ihre Lieblinge(!) zu verekeln". Man könnte glauben, gegen welch erhabene, herrliche Kunstwerke sich der Kampf aller Gutgesinnten richtet! Wir möchten besonders in Erinnerung bringen, daß Anhänger aller Parteien und der verschiedensten Konfessionen sich gegen diese „Literatur" wenden, und daß daher der Hinweis auf gewisse Kreise, „die in der Buchdruckerkunst heute noch eine schwarze, eine Teufelskunst sehen", mindestens sehr deplaciert ist. Alle unsere geistig hochstehenden leitenden Schulmänner und Staatsvertreter, die konservativen und die liberalen Lehrer, die einsichtigen Bürger jeglicher Richtung stehen weit erhaben über den Vorwurf der Bildungsfeindlichkeit und der Feindseligkeit gegen die Preßerzeugnisse, auch gegen den Vorwurf sie wären alle „Urteilslose und Nachschwätzer".

Mit der Bezeichnung der Schundlektüre als „Brotartikel" für die Inhaber kleinerer Läden hat der Aufruf der Verleger

verraten, warum diese Lektüre von ihnen so verteidigt wird. Der Umstand, daß es sich für viele kleine Geschäftsleute um einen „Brotartikel" handelt, wird auch die Bekämpfung zähe und schwer gestalten.

In einem Punkt stimmen wir dem Aufruf zu: die anständige Tagespresse, die erfreulicherweise mit in den Kampf gegen die Schundlektüre getreten ist, sollte nicht im selben Augenblicke, wo sie gegen die Verrohung durch die bekannten Hefte vorgeht, Berichte über Gerichtsverhandlungen von Raub- und Lustmördern, Sittlichkeitsverbrechern und Zuhältern bringen, „gegen deren bis ins kleinste ausgemalte Details der Inhalt der bunten Serien beinahe wie Backfischlektüre anmutet".

Ueber das Intime Theater in Mainz und einiges andere.

Unter diesen Stichworten hat der Herausgeber in Nr. 19 der „Allgem. Rundschau" einen von mir an ihn gerichteten Privatbrief als Schlußabsatz des „Nachspiels zum Brettl-Prozeß" abgedruckt. Mit einigen Worten ist darin auch das Verhalten des katholischen „Mainzer Journal" gegenüber den Auswüchsen der großstädtischen Unterhaltungs- und Genußsucht berührt. Das Blatt knüpft daran in Nr. 109 vom 11. Mai einige Erörterungen, die mich veranlassen, näher auf seine Erwiderung einzugehen. Das soll ganz ohne Erregung geschehen.

Das „Mainzer Journal" schreibt in bezug auf die Bekämpfung von Zweideutigkeiten, wie sie auch in Mainz sich immer frecher einnisten: „Wir kennen unsere Pflicht, und Jahrzehnte des Kampfes haben uns gelehrt, welche Taktik die wirksamste ist. Leider gibt es immer noch Leute, die da glauben, es sei viel gewonnen, wenn nur kräftige Worte laut werden, oder wenn auf groben Klotz ein grober Keil gesetzt wird."

Ich denke, das alte Sprichwort vom groben Klotz und groben Keil hat auch heute noch seine Gültigkeit. Gewiß, nur „kräftige Worte" tun's nicht. Aber der Erfolg der „Allgemeinen Rundschau" beweist ja am besten, daß kräftige Worte, wenn sie von einer herzausfüllenden Begeisterung getragen sind und recht, recht oft laut werden, doch von Wirkung sind. Mit aristokratischer Vornehmheit bezweckt man bei Instituten vom Range des Intimen Theaters nichts. Daß das Mainzer Intime Theater neuerdings mit einem „streng" dezenten Familienprogramm arbeitet (laut Plakat), ist wohl nur dem Prozeßerfolg der „Allgemeinen Rundschau" zuzuschreiben. Steter Tropfen höhlt den Stein.

Rundweg gebe ich zu, daß das „Mainzer Journal" bisweilen „Aufsätze aus der Feder bewährter und zuständiger Autoren über den Kampf gegen den Schmutz" bringt. Was damit aber speziell für Mainz erreicht wurde, ist gleich Null, eben weil diese Aufsätze nicht Bezug nehmen auf lokale Verhältnisse. Erst kürzlich hat das „Mainzer Journal" einen Artikel aus Bingerbrück gebracht, betitelt „Selbstschutz gegen den Schmutz". Darin war nachgewiesen, wie kräftig und mit wie gutem Erfolg die Behörden des dortigen Kreises gegen unsittliche Ausstellungen in Schaubuden und Kinematographen, wie sie jetzt nicht nur auf größere Messen, sondern auch schon auf ländliche Kirchweihen kommen, einschreiten.

Wir brauchen nicht nach Bingerbrück zu gehen —: während jeder der beiden jährlichen Mainzer Messen wuchern mehr oder weniger unanständige Buden auch auf dem Mainzer Meßplatz. So ist u. a. fast regelmäßig ein Stand da, in dem ein Weib im Trikotkostüm mit Männern ringt. Es waren auf der Mainzer Messe auch schon Wanderkinematographen, in denen die unanständigsten Bilder vorgeführt wurden. Ich konstatiere außerdem, daß auch von dem ständigen Weberschen Kinematographen, gegenüber der Stadthalle, schon ein „pikanter Herrenabend", zu dem nur „Herren über 18 Jahren" Zutritt hatten, veranstaltet wurde. Und zwar an einem Abend, an dem wegen einer karnevalistischen Herrensitzung in der Stadthalle eine besonders rege Frequenz zu erwarten war.

Das sind greifbare Tatsachen — man könnte noch ein erschreckendes Quantum anderer aufzählen — gegen die man Front machen sollte, statt ganz allgemein über den Kampf gegen Schmutz zu schreiben.

Daß mein Vorhalt, das „Mainzer Journal" könne mehr zur Bekämpfung speziell in Mainz sich breitmachender Zweideutigkeiten tun, nicht ganz so ungerechtfertigt ist, wie das Mainzer Journal glauben machen möchte, erhellt auch daraus, daß der Reichstagsabgeordnete Geheimrat Roeren beklagt hat: In Mainz sei der Männerverein zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit eingeschlafen.

Bei rühriger Agitation, besonders auch seitens des „Journals", hätte das nicht geschehen können. Gerade weil die liberale Presse im Kampf gegen den Schmutz fast gänzlich versagt, erwächst für die katholische Presse in erhöhtem Maße die Pflicht, alles Aufwendbare zu tun, um allen Zweideutigkeiten, wo sie auch auftreten, beizeiten den Boden zu entziehen.

So muß ich auch bei meiner Ansicht verharren, das „Mainzer Journal" sollte energisch den Kampf aufnehmen gegen die hiesigen Buchhandlungen, die sich vorzugsweise den Vertrieb der Hintertreppen- und Sexualliteratur angelegen sein lassen. Ist es nicht skandalös, daß eine solche Buchhandlung an einem der verkehrsreichsten Punkte unserer Stadt, gegenüber der Einmündung der Schillerstraße in die Große Bleiche, besteht? Es gibt noch mehrere, ebenfalls an sehr belebten Stellen. Schon morgens früh vor 6 Uhr habe ich junge Arbeiter und Handwerkerlehrlinge vor den Auslagen derartiger Buchhandlungen in eifriger Betrachtung und Lektüre stehen sehen. Auch ist es mir schon vorgekommen, daß Lehrlinge auf den Bureaus, auf denen ich arbeitete, die widerlichsten, aus Pornobuchhandlungen bezogenen Aufklärungsbücher über das menschliche Sexualleben in ihren Schubladen liegen hatten, um während unbeachteter Minuten darin zu lesen.

In Anbetracht dessen erkennt man das Wertvolle an dem Beschluß des Hamburger Senates, der städtischen Behörden in Leipzig, München usw., den Porno- und Hintertreppenliteraturbuchhandlungen die Existenz zu entziehen. Daß diese Maßregel getroffen wurde, ist doch gewiß zu einem guten Teil auch der kräftigen Mitarbeit der Presse zu verdanken.

Am Schlusse seiner Entgegnung knüpft das „Mainzer Journal" einige Bemerkungen an die Aufführung der „Ersten Menschen" von Otto Borngräber am hiesigen Stadttheater. Was ich darauf mit einigen weiteren Ausblicken zu sagen mich veranlaßt fühle, möchte ich in einem besonderen Artikel tun, weil ich mit dem unerquicklichen Thema dieser Zeilen jenes nicht vermengen möchte.

Richard Knies (Mainz).

Vom Büchertisch.

Oesterreich, Frankreich und Spanien und das Ausschließungsrecht im Konklave. Von Giobbo, Adolfo, Msgr., Professor der Geschichte, Diplomatie und des öffentlichen Kirchenrechtes. Uebersetzt von Louis Graf Blume (12°, 71 S.) Paderborn, Junfermannsche Buchhandlung 1904 (Preis ℳ 1.—). Der Verfasser der vorliegenden, ursprünglich in französischer Sprache geschriebenen Broschüre ist Professor an der Accademia dei Nobili in Rom. Nach einigen einleitenden Worten über das Wesen der Exklusive gibt er einen geschichtlichen Ueberblick über den Ursprung und die allmähliche Entwicklung dieses Rechtes. Erst im 16. Jahrhundert haben die katholischen Mächte angefangen, sich in die Papstwahl einzumischen. Anfangs suchten sie durch Bezeichnung der ihnen genehmen Kardinäle oder durch Bildung einer ihnen ergebenen Partei im Kardinalskollegium die Wahl zu beeinflussen und so mißliebige Kandidaten auszuschließen (materielle Exklusive). Erst im Konklave von 1691 kam es zu einer direkten und formellen Exklusive, d. h. zu einer dem genannten hl. Kollegium mitgeteilten Erklärung einer Regierung, daß sie diesen oder jenen Kandidaten ausschließe, mit dem Erfolge, daß diese Erklärung für die Kardinäle maßgebend war. Sodann beschäftigt sich Giobbo mit der Frage nach dem juristischen Ursprung der Exklusive. Die Theorien, wonach die Herrscher Frankreichs, Spaniens und Oesterreichs als Nachfolger Karls d. Gr. dieses Recht beanspruchen können, oder daß wenigstens der Kaiser als advocatus Ecclesiae Romanae die Exklusive auszuüben hätte, sind unhaltbar; ebenso wohnt die Exklusive als ein Recht nicht jedweder politischer Souveränität als solcher inne, weil etwa ein feindlich gesinnter Papst einer weltlichen Regierung die schwersten Verlegenheiten bereiten könnte. Eine andere, von katholischen Gelehrten vertretene Ansicht will, daß das Exklusionsveto, wenn auch kein eigentliches und wirkliches Recht, so doch vernunftgemäß eingeführte Praxis sei, welche mit Recht ausgeübt werde (S. 32). Diese Theorie bekämpft Giobbo ganz ausführlich (S. 40—71), indem er im einzelnen nachweist, daß die Exklusive weder ein durch gesetzmäßige Gewohnheit erworbenes Recht, noch ein Privileg sein kann, noch auf einer stillschweigenden Vereinbarung zwischen der Kirche und den drei katholischen Mächten beruhe. Die Kirche hatte die Ausübung der Exklusive bisher geduldet, weil sie in Anbetracht der Verhältnisse eine ausdrückliche Verurteilung nicht für zeitgemäß erachtete. Giobbo schließt dann: Da die Regierungen der drei großen Mächte durch die jetzige Gesetzgebung vom Katholizismus abgefallen sind, indem sie den Atheismus und Indifferentismus des Staates proklamiert haben, ergibt sich notwendigerweise, daß die Gründe, welche den Hl. Stuhl zur Duldung des Exklusionsvetos in früheren Zeiten veranlaßten, heutzutage keine Geltung mehr haben, und daß die Regierungen keinen triftigen Grund zur Klage haben, wenn man ihre unberechtigten Ausschließungen gar nicht in Betracht zieht. (S. 71.) Das Schriftchen sei allen empfohlen, die sich rasch über die durch Pius X. nun klar und deutlich entschiedene Frage der Exklusive orientieren wollen.

P. P.



Nachtigallensang.

Die Nachtigall singt still verträumt
Im Dämmern wundersame Weisen
Von Heimat, Jugendlust und Mai
In Flötentönen, sanften, leisen . .
Was war's, daß mir die Träne rinnt
Bei diesem stillverträumten Kosen?
Sie sang, wohl unbewußt, im Busch
Das Wanderlied des Heimatlosen . . Hans Besold

Allgemeine Kunstrundschau.

Von Dr. O. Doering-Dachau.

München. Am 10. Mai starb der Historienmaler Prof. Ludwig Thiersch. Er war am 12. April 1825 geboren, wurde zuerst Bildhauer unter Schwanthalers Leitung, lernte dann unter von Schnorr und anderen Malern. Er bevorzugte besonders die religiöse Kunst. — Am 23. Mai erfolgte die feierliche Enthüllung des Denkmals Max von Pettenkofers in den Anlagen des Maximiliansplatzes. Das vorzüglich charakteristische Werk ist entworfen vom † Prof. von Rühmann, vollendet vom Bildhauer Alois Mayer. — Beim Abbruche des alten Kreittmayrschen Hauses in der Burgstraße wurden an der Front Reste interessanter Renaissancemalerei entdeckt. — Bei Heinemann wurde eine Ausstellung von Werken des Jean François Millet eröffnet, die für die Kenntnis des Meisters, der seinerzeit bei der Barbizonausstellung vermißt wurde, wertvolle Beiträge liefert. — Im Augustinerstock veranstaltet zurzeit die Ortsgruppe München des Süddeutschen Maler- und Tünchermeisterverbandes eine Ausstellung bemalter Wohnräume, die vom Stande dieser Handwerkskunst treffliches Zeugnis ablegt. Die Räume sind für verschiedene Zwecke gedacht, als Herrschaftswohnung, bürgerliche und bäuerliche Behausungen, als Stätten großer Repräsentation wie schlichter Bestimmung und entsprechen durchweg den Anforderungen des praktischen Lebens wie auch hochgespannten ästhetischen Erwartungen. — Der Münchener Kunstverein brachte im Laufe des Monats Mai wieder eine Fülle verschiedenartiger Erscheinungen. Hervorgehoben sei davon die Kollektion von Fritz Rabending, einem feinsinnigen, poetischen, dabei in seiner Sprache höchst eindrucksvollen Landschafter, der seine Motive wesentlich aus dem Hochgebirge holt. Alice Trübner brachte eine Reihe von Stilleben, sowie landschaftliche Studien in der ihr eigentümlichen trockenen Art, über welche die mancherlei interessanten Eigenschaften ihrer Technik nicht vollständig hinweghelfen. Eine Sammlung von Hochlandsbildern des O. von Kleiner interessiert durch Anklänge an Segantinische Weise. Sehr produktiv, wenn auch nicht mit besonders packender Kraft, zeigte sich die Landschaftskunst von R. F. Curry. Interessanter war die über mehrere Wochen verteilte Ausstellung von Landschaften des sehr tüchtigen Paul Ehrenberg. Auch mit seinen Tierstudien zeigte er sich als scharfer Beobachter und Darsteller der Natur. Der Holländer Henri Heyliger brachte eine umfangreiche Sonderausstellung, die ihn als tüchtigen Beherrscher intimster Landschaftsschilderung erwies. Erfreulich wie immer waren die Tiroler Studien von Matthias Schmid. Nicht vergessen seien endlich die schönen Kunstblätter von Leibl, Raders, Meyer-Basel, C. Graf-Pfaff u. a. Der Kunstverein bietet mit diesen Stücken seinen Mitgliedern diesmal eine besonders feine Jahresgabe. — Schließlich gedenke ich der schönen Ausstellung des Münchener Paramentenvereins. Sie zeigte eine Menge ausgezeichnet gearbeiteter Meßgewänder, Alben, mehrere schön gestickte Traghimmel, Altartücher und dergleichen mehr. Von wesentlichem Interesse waren verschiedene Arbeiten der für die Reform der Paramentenkunst so eifrig tätigen Frau Stummel-Kevelaer, die, wie man sich erinnert, und worüber an dieser Stelle s. Z. berichtet wurde, auch hier in München persönlich für ihre Ideen eingetreten ist.

Augsburg. Nachdem das Gebäude des Maximilianmuseums nach Plänen Gabriels von Seidl verändert worden ist, werden die dort vereinigten Sammlungen der Stadt und des Schwaben-Neuburgischen Geschichtsvereins im Herbst von neuem eröffnet werden. — Berlin. Die große Kunstausstellung 1909 verdient das Lob besserer Auswahl, größerer Uebersichtlichkeit und des allmählichen Zurücktretens des bisher nur zu oft bemerkten rückständigen Wesens. Ob sie berufen sein kann, die bei der Eröffnungsfeier geäußerten Wünsche zu erfüllen, die dahin gingen, einesteils das Ausstellungswesen mehr eingeschränkt zu sehen, anderseits die Versöhnung zwischen den Gegensätzen der Künstlerschaft anzubahnen, muß der Zukunft überlassen bleiben und darf vorläufig wohl mit einem großen Fragezeichen versehen werden. Das Gebotene ist zum Teil recht wertvoll. So findet man ausgezeichnete Porträtleistungen des In- und Auslandes, sehr gute Gruppen aus Karlsruhe, Düsseldorf, München, von wo sich außer der Künstlergenossenschaft noch die Luitpoldgruppe und der Bund Bayern beteiligt haben. Die Berliner spielen natürlich hier die Hauptrolle, auch in der im a gemeinen nicht sonderlich bedeutenden Plastik. Die Sonderausstellungen der Bildhauer F. Lepcke und M. Klein seien dabei besonders hervorgehoben, ferner die große Gruppe „Quelle der Kraft" von dem Dresdener A. Lange. — Darmstadt. Der Hessische Denkmalsrat hat angeordnet, daß fortan die Entfernung von Skulpturen aus Kirchen von der Genehmigung des Staates abhängig ist. — Dresden. Die graphische Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes ist reich beschickt und wenigstens zum Teil interessant durch die Beteiligung von Slevogt, M. Liebermann, Corinth, Klinger, der wichtigsten Münchener u. a. Meister der graphischen Künste. — Düsseldorf. Die große Ausstellung christlicher Kunst wurde am 15. Mai eröffnet. Näherer Bericht folgt. — Zugleich findet im Kunstgewerbemuseum eine interessante Silhouettenausstellung statt, die vom 18. Jahrhundert an bis zur Neuzeit reicht. Neu begründet wurde das Hetjens-Museum, eine reichhaltige Sammlung von rheinischem Steinzeug. — Innsbruck. Ein von dem Wiener E. Klotz angefertigtes Denkmal des tiroler Dichters Adolf Pichler wurde enthüllt. — Königsberg i. Pr. Die sehr reichhaltige Kunstausstellung bietet von außerhalb nicht eben viel Neues, wodurch die tüchtigen, gegen früher erheblich fortgeschrittenen Leistungen der Königsberger Gruppe um so mehr hervorgehoben werden. Die vorzüglichen Charakterfiguren von O. Heichert und die Landschaften Dettmanns verdienen besondere Anerkennung. — Leipzig besitzt seit dem 15. Mai ein von Prof. K. Lamprecht begründetes, mit Büchern, Flugschriften und sehr vielen Kunstblättern aufs reichste versehenes Institut für Kultur- und Universalgeschichte. — Magdeburg. Zur Vorfeier des 70. Geburtstages von Hans Thoma (2. Oktober) wurde eine Ausstellung seiner Werke aus Privatbesitz veranstaltet. — Stuttgart. Großes Interesse bietet die Ausstellung deutscher Renaissancemedaillen im Kgl. Münzkabinett. — Trier. Der diesjährige Denkmalpflege- und Heimatsschutztag findet vom 26. September an hier statt.

Kirchliche Baukunst.

Im Ausstellungssaale der Gesellschaft für christliche Kunst in München befindet sich zurzeit eine interessante Kollektion von Architekturentwürfen des bekannten Münchener Kirchenbaumeisters Hans Schurr. Er zeigt uns ältere und jüngere Erzeugnisse seiner Kunst. Wir finden Photographien und Zeichnungen der Kirchen von Bayrisch Eisenstein, Immenstadt, Ismaning, Plattling, Burheim und aus vielen anderen Orten. Durchweg darf man ihnen gute Anpassung an die Oertlichkeit, an den Charakter der daselbst heimischen Kunst, starke Empfindung für den ihr eigenen historischen Stil nachrühmen. Dabei geht Schurr keineswegs darauf aus, die älteren Architekturen äußerlich nachzuahmen, sondern bedient sich ihrer in der Auffassung, daß ihre Formensprache den ihn jeweils beherrschenden Empfindungen am besten entspricht. Ein Künstler, der nach solchen Ideen verfährt, muß natürlich nicht allein über eine vollständige Beherrschung der alten Stilformen verfügen, sondern auch zu beweisen verstehen, daß er den ihnen innewohnenden Geist durchaus erfaßt hat. Beides kann man Hans Schurr zugestehen. Trotzdem wäre dies noch kein besonderes Lob, wenn man nicht zugleich anerkennen könnte, daß in seinen Werken sich ein gesunder moderner Geist geltend macht. Als interessante Beweise nenne ich die Kirche zu St. Sebastian in Augsburg, die Kirche von Pasing, die schon erwähnte in Eisenstein, vor allem aber die in einer größeren Sammlung von Entwürfen zur Schau gestellte Münchener Kirche St. Wolfgang. Die für sie angefertigten Zeichnungen und Modelle bilden den Hauptanziehungsgegenstand dieser Ausstellung. Der Grundriß zeigt das Gebäude als ein dreigliederiges Werk mit schmälerer Ost- und Westpartie und breiterer Mitte. Die Formen sind die des Barockstils. Die Front ist sehr hübsch herausgearbeitet und durch einen flachrunden Säulenvorbau mit Altane besonders wirkungsvoll. Nicht minder schön sind die Seitenfronten. Der Turm steigt nordöstlich auf und bestimmt wesentlich den monumentalen Charakter der Gruppe. Diese wird vervollständigt durch den malerischen Bau des angrenzenden Pfarrhauses. Das Innere der Kirche zeigt schöne Pflasterarchitekturen, prächtig gemalte Gewölbe usw. Dr. O. Doering-Dachau.



Bühnen- und Musikrundschau.

„Martin Greif-Feier." Eine sehr zahlreiche Hörerschaft hatte sich zu dem Festabend eingefunden, den die Katholische Deutsche Studentenverbindung Aenania aus Anlaß des nahenden siebzigsten Geburtstages ihres Ehrenmitgliedes Martin Greif, des großen, vaterländischen Dichters, veranstaltete. Vom Kgl. Hofe waren Frau Prinzessin Ludwig Ferdinand mit ihrer Tochter Prinzessin Maria del Pilar und Prinz Alfons erschienen. Auch der Hochw. Nuntius Msg. Frühwirth und Abt Gregor Danner wohnten neben vielen anderen hervorragenden Persönlichkeiten, von denen nur noch Kammerpräsident Dr. von Orterer genannt sei, dem Feste bei. Die Festrede hielt Archivrat Dr. Weiß-Aenaniae. In anschaulicher, von starkem Empfinden getragener Schilderung gab er ein Bild von Greif als Menschen und Dichter und trat mit besonderem Nachdruck für den von den Bühnen viel zu wenig beachteten Dramatiker ein. Auch für die Lyrik Greifs fand der Redner manch feines Wort, so wenn er ihre für den oberflächlichen Blick oft herb scheinende Form mit Bildern von Hans Thoma verglich. Die Innigkeit und reine Schönheit Greifscher Lyrik zeigten uns die von G. Rüdinger (Aenaniae) feinsinnig vertonten Greifschen Verse. „Vergänglichkeit" und „Des Halbgenesenen Wanderung", welche O. Ursprung (Aenaniae) zu lebhaftem Beifall sang. Eine glücklich getroffene Auswahl von M. Greifs „Neuen Liedern und Mären" las die Hofschauspielerin Maja Reubke mit schlichter Herzlichkeit. Hofschauspieler Lützenkirchen bot mehrere prächtige Dichtungen Greifs, von denen u. a. „Muttersegen" und das „Mahl ohne Brot" schon sehr große Verbreitung gefunden haben. Der Künstler meisterte die sprachliche Schönheiten, wie die aus den Versen sprechende Gefühlstiefe mit restlosem Gelingen. R. Engeßer (Normanniae-Karlsruhe) bewährte seine uns von einem früheren Festabend der Verbindung bekannten sanglichen Mittel in „Grabschrift", „Mittagsstille" und „Juninächte"; Perlen Greifscher Lyrik, die A. Berrsche (Aenaniae) mit feinem Gefühl für ihre rhythmischen Schönheiten in Musik gesetzt hat. Es folgte der Monolog der „Agnes Bernauer" aus dem 5. Akt des Dramas. Die Hofschauspielerin Berndl brachte die Glaubensinnigkeit und gefaßte Entsagung, für welche der Dichter hier so beredte Worte gefunden, zu eindrucksvoller Geltung. Frl. Berndl hat, wie Greifs Drama vor ungefähr zehn Jahren auf unserer Hofbühne in Szene ging, die Titelrolle gespielt und ich hatte schon damals den Eindruck, daß die rührende Gestalt des Greifschen Dramas ihrer künstlerischen Individualität besonders gemäß sei. Den Schluß bildete die Ballade: „Das klagende Lied". Frl. Reubke sprach es mit ergreifender Wirkung. Rechtspraktikant Berrsche illustrierte die Höhepunkte der Dichtung melodramatisch am Flügel, wie überhaupt der Klavierpart des Abends bei dem Genannten in glücklichen Händen ruhte. Dem Festredner, wie allen Mitwirkenden des harmonisch verlaufenen Abends wurde lebhafter Beifall zu teil. Der Saal war mit Blattpflanzen und der Büste des Dichters, vor der ein Lorbeerkranz mit den Farben der Verbindung ruhte, sinnig geschmückt. Der Unfall, welcher den greisen Poeten vor einer Woche während eines Spazierganges bedauerlicherweise betroffen, hat es wohl Martin Greif unmöglich gemacht, seinem Ehrenabende beizuwohnen.

Im Münchener Künstler-Theater geht nach den Neuinszenierungen von „Hamlet" und „Sommernachtstraum" als dritte Premiere des „Deutschen Theaters" Goethes „Faust" in Szene. Professor Fritz Erler hat auf Grund der Erfahrungen der verflossenen Spielzeit und nach Beratungen mit Max Reinhardt gewisse Modifikationen in dekorativer Hinsicht vorgenommen, ohne dadurch das Grundprinzip seiner Inszenierung irgendwie zu ändern. Der „Faust" wird mit der Musik von Prof. Max Schillings gegeben, die vom Tonkünstlerorchester ausgeführt wird, das bei diesen Aufführungen unter Leitung von Joseph Lassalle steht. Die Regie führt Max Reinhardt. Die Rollen sind in folgender Weise verteilt: Den Faust werden abwechselnd Alexander Moissi und Oskar Beregi, den Mephistopheles Rudolf Schildkraut und Paul Wegener, das Gretchen Else Heims und Camilla Eibenschütz spielen. Die weiteren Hauptrollen liegen in den Händen von Hedwig Wangel, die die Frau Marthe darstellen wird, Gertrud Eysoldt und Else Kupfer, den Herren Viktor Arnold, Wilhelm Diegelmann, Eduard von Winterstein, Hans Waßmann, Ludwig Hartau, Harry Liedtke und Richard Großmann. Die erste Faustaufführung findet am 23. Juni statt. Die erste Wiederholung von Hamlet fällt auf den 20. Juni, die erste Wiederholung des „Sommernachtstraums" auf den 21. Juni. Das Reisebureau Schenker & Co. in München, Promenadeplatz 16, nimmt bereits jetzt Billettbestellungen entgegen und erteilt kostenfrei Auskunft.

Gesangsschule Henneberg. Der Abend, an welchem Fräulein Hofopernsängerin Henneberg, wie alljährlich im Mai, eine Heerschau über ihre Schülerinnen und Schüler abhielt, brachte dem Münchener Publikum auch zwei ihm noch nicht bekannte Opernwerke. Weder Offenbachs „Daphnis und Cloë", noch Ferd. Hummels „Mara" sind bis jetzt hier gehört worden. Letztere behandelt das Thema der tscherkessischen Blutrache unter dem Einfluß des Verismus Mascagnis und Leoncavallos in effektvoller Weise. Nachdem heute die schrankenlose Bewunderung der beiden Italiener einer objektiveren Würdigung Platz gemacht hat, findet natürlich auch der deutsche Niederschlag dieser Richtung nicht mehr jenen Widerhall wie vor anderthalb Jahrzehnten. Die mit großem technischen Raffinement ausgestattete Musik stellt an die Sänger und das Orchester starke Ansprüche. Die nicht leichten Aufgaben wurden mit ansehnlichem Gelingen gelöst. V. Schwarz dirigierte das Tonkünstlerorchester hier, wie bei den vielgestaltigen anderen Gaben des Abends, mit Geschick und Umsicht. Die Veranstalterin hatte die Inszene auf der kleinen Bühne des Hotels Union mit Geschmack betätigt. Außer den genannten kamen Opernakte noch aus „Bajazzo" und „Traviata" zur Aufführung, sowie in Konzertform Fragmente aus „Figaros Hochzeit", „Nachtlager", „Mignon", „Zauberflöte" und „Jüdin". Mehrere Eleven haben schon die praktische Bühnentätigkeit aufgenommen. Paula Hasse (vom Theater in Bielitz) hat sanglich weitere Fortschritte gemacht, besonders in der Darstellung war ihre „Mara" eine eindrucksvolle Leistung. Dann wäre Ina Mezzenas „Traviata" als erfreulich zu verzeichnen. Bei Irene Eden ist besonders die Pagenarie aus den „Hugenotten", bei Ina Helo (vom Baseler Theater) die „Nedda", bei Maria Baader die „Mignon" zu erwähnen. Schon früher bemerkte man bei Gertrud Dressel die Leichtigkeit ihrer Triller. Im Briefduett aus „Figaro" fanden Maria Berten und Anna Schorr Beifall. Von den Herren sind neben einem sympathischen Gaste, Maly-Motta (vom Stadttheater in Metz), lobenswert ein sehr ansprechender Bassist Karl Bach, Karl Sturm (von der Osnabrücker Bühne), der schon öfters an dieser Stelle mit Beifall aufgenommen wurde, K. Griebe, der besonders als „Lothario" gut abschnitt, Hans Richard und R. Hieber (vom Heidelberger Stadttheater). Letzterer verdankt die Ausbildung seiner angenehmen Mittel dem Kammersänger Schuegraf, die dramatische Schulung Fräulein Henneberg. Der Veranstalterin wurde für ihre mühevolle und sorgfältige Einstudierung der abwechslungsreichen Darbietungen herzlicher Applaus zuteil.

Verschiedenes aus aller Welt. Der vom 25. bis 29. Mai in Wien tagende 3. musikwissenschaftliche Kongreß der internationalen Musikgesellschaft ist mit der Feier zu Haydns 100. Todestages vereinigt. Ueber 150 Vorträge und Referate sind angekündigt. Auch die Konzertdarbietungen sind überreich: die Mariazeller-Messe, die Nelson-Messe, die Jahreszeiten, symphonische und Kammermusik. Die Hofoper bietet „Der Apotheker" und „Die wüste Insel". Zum Grabmal Haydns nach Eisenstein in Ungarn, dem Sitze der Fürsten Esterházy, wurde eine Huldigungsfahrt unternommen. — In Mainz fand unter Mitwirkung erstrangiger Oratoriensänger ein künstlerisch erfolgreich verlaufenes Musikfest statt. Die von dem dortigen Gesangverein begründete „Kaiserin Friedrichsstiftung" bezweckt Händelsche Werke in der Chrysanderschen Bearbeitung musterhaft aufzuführen; es sind jedoch auch Werke anderer hervorragender Tonkünstler nicht ausgeschlossen; so kamen heuer neben Händels „Samson" die dramatische Symphonie „Romeo und Julia" von Hektor Berlioz und das „Magnifikat" von Joh. Seb. Bach zur Wiedergabe. Dem Dirigenten Otto Naumann wird eine nicht gewöhnliche, hohe Begabung nachgerühmt. — Die Uraufführung von „Vorfrühling", Drama von M. Karoline Woerner, welche im Karlsruher Hoftheater stattfand, blieb trotz reicher sprachlicher Schönheiten und Gedanken ohne durchschlagendem Erfolg. Dem Stücke, welches zur Zeit der napoleonischen Unterdrückung in Deutschland spielt, mangelt nach Berichten eine lebhaft fortschreitende Handlung. — Das Frankfurter Schauspielhaus veranstaltet zur Feier der dreißigjährigen Bühnentätigkeit des Intendanten Claar einen Zyklus mustergültiger Aufführungen; u. a. ist in Aussicht genommen die beiden Teile von Goethes Faust, Wallenstein, sowie Dramen von Shakespeare, Hebbel und Grillparzer, als Gäste sind berufen Irene Triesch (Berlin) und Josephine Rottmann (München).

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die abgelaufene Berichtswoche brachte einen scharfen Gegensatz in der Tendenzentwicklung der deutschen Börsen im Vergleich zu den Westbörsen (Paris, London, Neuyork). Es fällt nicht schwer, die Gründe und Ursachen dieser Verschiedenartigkeit der Effektenmärkte zu analysieren; sie sind zum Greifen nahe. Während im Ausland eine freiere Gesetzgebung den Handels- und Industriekreisen eine ruhige und mächtige Entfaltung gestattet, versucht man in Deutschland diesen für jeden Kulturstaat unentbehrlichen beiden Korporationen möglichst viele und schwere Lasten aufzubürden. Dieser Grund ist auch dafür massgebend, dass die immer noch schleichende wirtschaftliche Krisis bei uns weiter fühlbar ist, während das Ausland bereits neue Konjunkturbewegungen der günstigsten Art wiederholt zu registrieren hatte. Die extremen konservativen Steuerprojekte haben das bisschen Stimmung an den deutschen Börsen zum Stillstand gebracht. Durch die Konferenzen des Reichsschatzsekretärs mit den Vertretern der Banken und der

Industrie werden die Regierungskreise sicherlich die richtige Meinung über die wahre Tragweite der allzu straff gespannten Steuerpläne hinsichtlich des mobilen Kapitals gewonnen haben. Demnächst soll auch in Interessentenverhandlungen und -beratungen der Handelskammern sowie anderer Korporationen zu den wichtigen Steuerfragen Stellung genommen werden. Man sollte in politischen Kreisen doch niemals übersehen, dass eine Finanzreform ihren Zweck verfehlt, wenn durch zu harte Lasten und forcierte Steuern das Kapital und die Börseninteressenten mit Gewalt in das Ausland gedrängt werden zum Schaden der Finanzkraft im Inland. Dieses Moment ist schon seit den letzten Stempelsteuererhöhungen eingetreten, und findet in der derzeitig florierenden Hausse in London, insbesondere im Goldminenmarkt, reichliche Nahrung und vielseitige Beschäftigung. Auch die Aufnahmefähigkeit der deutschen Börsen, besonders in bezug auf die gesunde Entwicklung des Anleihemarktes, nimmt durch eine Knebelung der Börsen seriösen Schaden. Wenn wirklich Börse und Kapital bei den Finanzplänen mit 40 Millionen Mark Steuern bluten müssen, so sollte doch ein goldener Mittelweg gefunden werden, um nicht beiden Teilen, ohne zu nützen, nur Schaden bringen zu müssen. Bei einigermassen geklärten innerpolitischen Verhältnissen wäre sicherlich auch an den deutschen Banken eine regelrechte Haussetendenz vorhanden. Alle Anzeichen hierzu sind in reichlichem Masse gegeben. Der Grundton in der Tendenz der Börsen ist ein sehr fester, und selbst unter dem Eindruck der Steuergerüchte konnte dieses Stadium der Festigkeit niemals verschwinden. Bei aller Reserve und Zurückhaltung sind nur wenig Kurseinbussen zu melden. Die Gestaltung der Märkte hat sich sogar trotz der üblichen Feiertagseinschränkung schliesslich in eine feste, ausgesprochene Aufwärtsbewegung verwandelt. Vor allem gab die Entwicklung des Geldmarktes, besonders die erneute Besserung des Wochenausweises der Reichsbank, Grund zu dieser Tendenz. Das Reich hat seine Schuld bei dieser Bank bedeutend vermindert. Wenn auch der Wunsch einer Diskontermässigung vorerst nicht, vielleicht in diesem Jahre überhaupt nicht mehr erfüllt werden dürfte, so bildet dieses Faktum doch keine Ursache zu einer Beunruhigung. Die Verhältnisse am internationalen Geldmarkte sind unverändert günstig, wenn auch der Herbst mit seinem regulären grossen Geldbedarf, vermehrt durch die Börsenengagements im Ausland, bald die Kehrseiten bringen wird. Dagegen sind durch den Witterungsumschlag in allen Ländern die Hausse in Getreide und im Vereine damit die exorbitanten Preise an den Produktenbörsen durch bessere Saatenstandsberichte zum Stillstand gekommen. Am charakteristischsten ist der Gegensatz der Auslandskonjunktur mit der heimischen Entwicklung in der Montanindustrie zu beobachten. In Deutschland werden unliebsame Kapitalsvermehrungen der grossen Werke, wie neuerdings der Harpener Gesellschaft, bekannt. Dabei sind die Berichte vom Stahlwerksverband wie vom Kohlenmarkt nicht die besten! Das Ausland dagegen hat ausser dem Boom in Goldminen vorzügliche Meldungen aus der Industrie gebracht. Aus Amerika wird neuerdings ein grosser Aufschwung der Eisen- und Stahlbranche gekabelt. Grosse Lokomotivbestellungen der amerikanischen Bahnen wie auch angeblich die Milliarden Franks-Bewilligung zum französischen Marineausbau geben dem Ausland neue Lichtblicke. In Deutschland harrt alles der endlichen Erledigung und Klärung der Finanzprojekte. Bei einem günstigen Ausgang dieser schleppend vorwärtsgehenden Reformen wird auch bei uns eine Wendung zum Besseren nicht mehr fernbleiben. M. Weber.

Zweimonatsbilanzen der Münchener Banken. Nunmehr haben auch die gesamten Münchener Aktienbanken sich entschlossen, nach dem Vorbilde der Berliner, Mannheimer und Stuttgarter Banken Zweimonatsbilanzübersichten, und zwar erstmals per 30. Juni 1909 zu publizieren. M. W.

„Schulaufsicht und Schulleitung". In dem Artikel unter dieser Ueberschrift in Nr. 22, S. 380, ist ein Druckfehler zu korrigieren. Nr. 5 der „Literarischen Rundschau", aus welcher die Besprechung Dr. von Orterers entnommen war, datiert vom Mai 1909 (nicht 1905).

Aus Kurorten und Bädern.

Das Wild- und Schwefelbad Wemding (Besitzer Hans Seebauer), schon im Mittelalter weit bekannt, liegt im Ries, einer fast kreisrunden Ebene, welche sich nördlich der Donau als nordwestlicher Teil des bayerischen Kreises Schwaben und Neuburg zwischen Mittelfranken und Württemberg ausdehnt. Das Wildbad besteht aus einem grossen dreistöckigen Gebäude, das mit seiner Hauptfront gegen Süden gerichtet ist. Das Hauptgebäude enthält zu ebener Erde Wirtschaftslokalitäten, Speise- und Musiksaal, alles in völlig neuer Einrichtung. In den Etagen schliessen sich 8 Badekabinette in verschieden reicher Ausstattung an. Im ersten, zweiten und dritten Stockwerke stehen 40 verschieden grosse, helle, freundliche und wohnlich eingerichtete Zimmer mit sehr guten Betten zur Verfügung. Durch die Rührigkeit seines jetzigen Besitzers Seebauer ist das Wildbad, das in früheren Jahrhunderten durch Zeitumstände und Vernachlässigung zeitweise in den Hintergrund gedrängt, wiederum zu der Ehre gelangt, die ihm unstreitig gebührt. Seine drei ergiebigen Schwefelquellen werden bei Gicht, Rheumatismen, chronischen Hautkrankheiten, besonders Flechten, Lähmungen, Kontrakturen, Steifigkeiten der Glieder und Gelenke samt den Folgen von Schlaganfällen, äusserlichen Verletzungen übelgeheilten Wunden und Beinbrüchen, dann bei Hämorrhoidalbeschwerden aller Art, Harnbeschwerden, Gries und Sand, Skrofeln, bei Menstruationsunregelmässigkeiten und an Krankheiten des Uterinsystems und auch bei Bleichsucht mit Erfolg gebraucht. Die freundliche Lage des Wemdinger Bades, die wohlgeordnete innere Einrichtung daselbst und der heitere Geist der Gemütlichkeit, welcher unter den dortigen Kurgästen seit Jahren heimisch geworden ist, machen es zu einem recht angenehmen Aufenthaltsort. Es ist ein Bad für den Mittelstand, welcher ohne grossen Kostenaufwand eine erschütterte Gesundheit wiederum kräftigen will. Rühmende Anerkennung verdient die Billigkeit, Akkuratesse und Artigkeit, mit welcher man im Wemdinger Bad bedient wird, sowie die Zuvorkommenheit, womit Herr Seebauer und seine wackere Familie in allem, was zur Erheiterung ihrer Kurgäste dienen kann, die Hand bieten, weshalb auch die Besucher jederzeit gern wieder dahin zurückkehren. Das Wemdinger Wildbad ist eine Heilquelle, welche sich ebensosehr durch ihre Erfolge als durch die oben berührten anderweitigen Verhältnisse von selbst empfiehlt







Neuenahr

Einzige alkalische Thermen Deutschlands,

wirken säuretilgend, verflüssigend, mildlösend und den Organismus stärkend.

Reisewege: Von KÖLN oder KOBLENZ nach Remagen am Rhein, und von Remagen am Rhein mit der Ahrtalbahn in 25 Minuten nach Neuenahr.

Heilanzeigen: Magen- u. Darmleiden, Leberanschwellungen, Gallensteine, Zuckerkrankheit, Nieren- und Blasenleiden, Gicht, Rheumatismus, Erkrankungen der Atmungsorgane.

Kurmittel: Bade- u. Trinkkuren, Bäder jeder Art, Römisch-irische, elektrische Licht- und Vierzellenbäder, Kohlensaure Thermal-Sprudelbäder, Fango-Behandlung, Inhalationen und Massagen. Röntgen-Laboratorium. Neuerbautes grossartiges Badehaus mit mustergültigen Einrichtungen.

Hauskuren: Versand des Neuenahrer Sprudels in Flaschen; vorrätig in allen Apotheken und Mineralwassergrosshandlungen.

Wohnung: **Kurhotel**, einziges Hotel in unmittelbarer Verbindung mit dem Thermal-Badehause; ausserdem viele gute Hotels und Privatpensionen.

Neues Kurhaus: Sehenswürdigkeit I. Ranges, Mittelpunkt des gesamten Kurlebens.

Kurfrequenz: Im Jahre 1908 zirka **12000 Personen**, ohne die Passanten.

Ausführliche Broschüren gratis und franko durch die

Kurdirektion in Bad Neuenahr
(Rheinland).

Die Bonifacius-Druckerei zu Paderborn

erbietet sich zur pünktlichen Lieferung der Literatur des In- und Auslandes, besonders der katholischen. Sie besorgt auch jedes, wo immer angezeigte Werk.


Das Antiquariat der Bonifacius-Druckerei zu Paderborn gibt regelmässig Kataloge aus, die auf Verlangen jedem Interessenten gratis u. franko zugesandt werden. Zugleich kauft dasselbe grosse Bibliotheken zu guten Preisen. Auf Wunsch wird persönliche Besichtigung zugesichert.

Bitte nicht lesen ohne sich dauernd zu merken, dass wir alle Bücher (auch Lexika, Klassiker, Weltgeschichte usw.) **ohne Anzahlung und ohne Preiserhöhung auf laufendes Konto gegen monatliche Raten von 3–5 M.** liefern. **Referenzen: 20000 Geistliche**, Offiziere, Aerzte, Juristen, Lehrer, Lehrerinnen, Beamte, fürstliche und adelige Herrschaften usw. **Fried. Kratz & Cie., Versandbuchhandlung, Köln a. Rh.**, Stolkgasse 49, Verlag der Jugend- und Volksbibliothek des Kath. Lehrerverbandes des Deutschen Reiches. Pr. Rhld.

Dr. Wiggers
Kurheim (Sanatorium)
Partenkirchen
(Oberbayern)
für Innere-Nervenkranke und Erholungsbedürftige. Geschützte Südlage, modernste Einrichtung, jeglich. Komfort. Lift. Grosser Park. Zimmerkühlung. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte.
3 Aerzte.

Kurhaus Wittelsbach

Kein Nordzimmer. Kein Trinkzwang. Spezialität: Salin-, Moor- und Solbäder, Kaltwasserkuren, Liegekuren, Mast- u. Entfettungskuren, Luft- und Sonnenbäder. Für Erholungsbedürftige und Passanten keine Kurverpflichtung. Prospekt frei. Tel. 41.
Bes.: Frau Kommissionsrat H. Knobloch verw. gew. Kapitänl. Muchall-Viebroock.

Kurhotel und **Pension.** Modernes Haus I. Kl. Mässige Preise. — Alpen-Panorama. Geschützte Lage. — 14000 qm grosser eigener Park. Die besten Heilerfolge bei Gicht, Rheumatismus, Ischias, Lähmungen, Frauenleiden. ■ Vom Kurhotel gedeckter Gang zum modern eingericht. Badehaus. Wiener u. Nordd. Küche. Auf Wunsch kurgem. Verpflegung. Vor-u. Nachsaison Vorzugspreise

Bad Aibling
(Oberbayern).

Hotel Dewes
Losheim b. Merzig
(Bez. Trier).
Altrenommiertes erstes Haus, den Herren Reisenden, Touristen und Sommerfrischlern bestens empfohl.

Reit i. Winkel.
Bayer. Hochgebirge.
Villa Gasteiger.
Sehr schöne Sommerwohnungen in geschützter Lage. Herrl. Bergpartien. Schwimmbad. Billige Preise. Angenehmster Aufenthalt im Juni und Juli.
Besitser: Seb Gasteiger.

Kurhaus NEUSATZECK
im Schwarzwald
Station Ottersweier bei Bühl.
Bäder, Telephon, Post. Ruhige, gesunde Lage; ausgedehnte Tannenwälder; lohnende Ausflüge; katholische Kirche. Aufmerksame Bedienung durch Schwestern. Pension inklusive Zimmer 4–6 Mark. Auskunft durch die Oberin.

Dr. Mayerhausen's Kur- u. Wasserheilanstalt „Bavaria-Bad“ in HALS b. Passau.
Geöffnet vom 1. Mai bis Ende November.
Hydro- und Elektrotherapie : Vierzellenbad : Elektrische Lichttherapie : Vibrationsmassage. : Diätetische Behandlung etc.
Herrliche Lage. : Billige Preise. : Prospekt gratis und franko.



(Rhein)
Dr. Euteneuer's Kuranstalt
Krankenaufnahme jederzeit
Dr. Kemper
Spezialarzt für innere Krankheiten.

Kuranstalt Bad Thalkirchen-München
(Neuzeitliches, durch großen Neubau erweitertes Sanatorium f. Erholungsbedürftige, Nerven- u. innere Kranke (spez. Stoffwechselkrankh., Gicht u. Rheumatism., Herz- u. Kreislaufstörungen usw.) Zentralheizung, Wintergarten u. Wandelbahn. Streng diätet. Regime. Erstklassige Verpfleg. Gratisbroschüren d. die dirig. Aerzte Dr. K. Uibeleisen und Dr. K. Benedikt. Teleph. 9040.

König Otto-Bad b. WIESAU (bayr. Fichtelgeb.) 520 m ü. d. M.
Alteingeführtes, heilkräftigstes Stahl- u. Moorbad. — Elektro-Hydrotherapie, Gymnastik, Massage usw. — Hervorragende Erfolge bei Blutarmut, Herz- u. Nervenkrankheiten Frauenleiden, Ischias, Gicht, Rheumatismus usw. — Saison ab 15. Mai. — Prospekt kostenlos. **Dr. med. Becker.**

Bad Steben bei Hof
Kgl. Bayer. Stahl- und Moorbad
Grosse Erfolge bei Blutleere, Bleichsucht, Frauenkrankheiten, Nervenleiden, Herzkrankheiten, Rheumatismus, Gicht u. dergl.
Prospekte gratis durch die Königl. Badeverwaltung.

Todtmoos
Höhenluftkurort (840 m ü. M.) im südl. bad. Schwarzwald mit Postverbindung von Bahnstation Wehr (Linie Basel-Schopfheim-Säckingen). Herrl. Gegend mit ausgeprägt. Schwarzwaldcharakter. Beliebter Wallfahrtsort.
Gasthof und Pension zur Sonne
gut bürgerl. Haus in erhöhter, freier Lage mit neuem, geräumigem Speisesaal, neu eingerichteten Zimmern. Zentralheizung und elektr. Licht. Bis 1. Juli und nach 1. September ermässigte Preise. Näheres durch den Eigentümer **Rudolf Jordan.**

Mineralbad Ditzenbach
(Württemberg).
Station der Nebenbahn Geislingen—Wiesensteig. Luftkurort, 509 m ü. d. Meere, in prächtigster Lage mit altberühmter Heilquelle; seit Jahrhunderten erprobt bei Nerven-, Magen-, Darm- und Nierenleiden. Kur- und Badehäuser aufs modernste eingerichtet. Das ganze Jahr geöffnet. Park und Wald beim Haus. Lohnendste Ausflüge in hochromantischer Gegend. Verpflegung durch barmherzige Schwestern. Billigste Preise. Man verlange Prospekt.

Bad Kissinger natürliche Mineralwässer

Rakoczy weltbekannt bei Stoffwechsel-Krankheiten, Magen-, Darm- und Leber-Erkrankungen, Herz- und Gefäss-Erkrankungen etc.

Maxbrunnen Heil- und Tafel-Wasser bei Katarrhen, Nieren-, Blasen-, Gallenstein- und bei Gichtleiden.

Kissinger Bitterwasser · Badesalz · Bockleter Stahlbrunnen
Aerzte erhalten Vorzugsbedingungen, sowie Proben kostenfrei.
— **Ueberall erhältlich** oder direkt durch die **Mineralbäder-Verwaltung.** —
Man verlange Brunnenschriften gratis.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

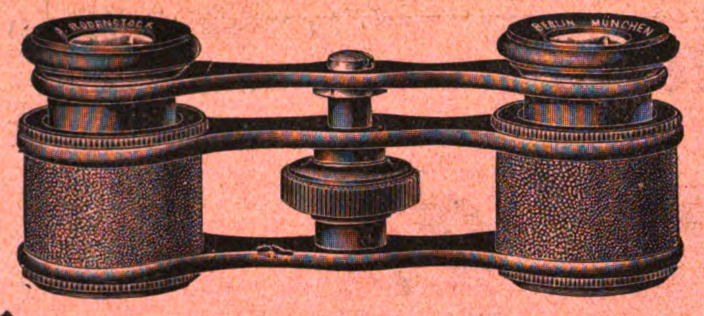
6. Jahrgang
Nr. 24

12. Juni.
1909



Inhaltangabe:

Quartalspreis
Mk. 2,40
Einzelnummer
20 Pfg



Ideal-Taschen-Perspektiv.

Nr. 360. Mit feinem schwarzem Lederüberzug, zirka 100 g wiegend, inkl. Etui Mk. **10.50**

Dieses Westentaschen-Glas ist besonders da zu empfehlen, wo auf ein ganz geringes Volumen Wert gelegt und wo doch noch eine entsprechend gute optische Wirkung verlangt wird. In hervorragender Weise sind diese Eigenschaften hier vereinigt, und ist dieses wirklich empfehlenswerte Instrument besonders für Theaterbesuch, für Galerien etc., aber auch, um auf weite Entfernung zu sehen, zu gebrauchen.

Gratis u. franko auf Wunsch unsere illustr. Preisliste, sowie Anleitung u. Fragebogen zur schriftlichen Bestellung passender **Augengläser.**

Optisch-oculist. Anstalt **Josef Rodenstock** MÜNCHEN, Bayerstrasse 3

Wissenschaftliches Spezial-Institut für Augengläser.

DEUTSCHE BANK.

Hauptsitz in BERLIN, Niederlassungen in

München, Augsburg, Nürnberg,

Bremen, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Leipzig, London, Meissen, Wiesbaden.

Aktienkapital: 200 Millionen Mark. — Reserven: 101,8 Millionen Mark.

Im letzten Jahrzehnt (1898—1907) verteilte Dividenden: 10½, 11, 11, 11, 11, 11, 12, 12, 12, 12%.

Die

Deutsche Bank Filiale München

Lenbachplatz 2 und Depositenkasse: Karlstr. 21

Deutsche Bank Depositenkasse Augsburg

Philippine Welserstrasse D 29

eröffnet auf Antrag **provisionsfreie**

Scheck-Rechnungen

und übernimmt

Bargeld zur Verzinsung

auf tägliche oder längere Kündigung zu günstigen Sätzen.

Vermittlung aller bankgeschäftlichen Transaktionen.

Alle Bedingungen für den Geschäftsverkehr mit der Bank werden auf Wunsch zugesandt.

Deutsche Bank Filiale München.

2]

Die Buch- und Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, München, Hofstatt 5 u. 6

übernimmt die Herstellung von Werken jed. Art, Dissertationen, Festschriften, Diplomen usw. und hält sich zur Uebernahme sämtlicher Buchdruckaufträge auf das beste empfohlen. ::::



Alte Taler

gibt billig ab

E. Otto, Danzig, Pfefferstadt 19.

Tausend

Belobigungen über unsere:

60 St. Toilette-Seife

(beim Preisen leicht beschädigt: Lanolin, Veilchen, Vaseline usw.) für nur

Fünf Mark

franko gegen Nachnahme.

Dr. Wünsche & Co., Dresden-N. 107.

(Bei Nichtgefallen Rücknahme.)

Filiale der

Dresdner Bank in München

München, Promenadeplatz 6.

Hauptsitze: Dresden-Berlin.

Aktienkapital 180 Millionen Mark.
Reserven ca. 52 Millionen Mark.

Verwaltung offener Depots.

Wir nehmen Wertpapiere **zur sicheren Aufbewahrung und Verwaltung** entgegen und besorgen alle hiermit zusammenhängenden Arbeiten, wie den Einzug der Zinsscheine, die Ueberwachung von Auslosungen, Kündigungen und Konvertierungen, die Erhebung neuer Zinsscheinbogen, Ausübung von Bezugsrechten u. s. w.

Die Gebühr für Aufbewahrung und Verwaltung beträgt **30 Pfg. für je M. 1000.—, —— mindestens M. 3.— pro Jahr. ——**

In Verbindung mit den Depots werden laufende Rechnungen geführt, auf denen die fälligen Zinsscheine, Bareinzahlungen und Auszahlungen, Effektenumsätze, Scheckentnahmen und dergl. verbucht werden. Guthaben auf solchen Rechnungen verzinsen wir z. Z. mit **1½%**.

Die Bank beobachtet strengste Verschwiegenheit in allen Vermögensangelegenheiten gegenüber jedermann, insbesondere auch gegenüber **Behörden.**

Vermietung stählerner Schrankfächer.

In unserem **feuer- und einbruchsicheren Tresor** vermieten wir Schrankfächer verschiedener Grösse, welche unter **eigenem Verschluss des Mieters** und Mitverschluss der Bank stehen, zur Aufbewahrung von Wertgegenständen. Der Mindestpreis beträgt **M. 12.— pro Jahr** bzw. **M. 2.— pro Monat.**

Entgegennahme von Bareinlagen

zur Verzinsung auf **Scheck-Conto** od. gegen **Kassaschein.**

Verzinsung erfolgt zur Zeit	bei **täglicher Kündigung mit 1½%**
	„ **1 monatl.** „ „ **2%**
	„ **3** „ „ „ **2½%**
	„ **6** „ „ „ **3%**
	auf längere Termine nach besond. Vereinbarung.

Wir besorgen alle sonstigen in das Bankfach einschlagenden Geschäfte und erteilen auf Wunsch nähere Aufschlüsse.

Die Bestimmungen für alle Zweige des Geschäftsverkehrs sind an unseren Schaltern erhältlich oder werden auf Verlangen portofrei zugesandt.

Die Bayerische Landwirtschaftsbank

E. G. m. b. H.

Prinz Ludwigstr. 3 **München** Prinz Ludwigstr. 3

gewährt unkündbare, tilgbare Hypothekdarlehen auf land- und forstwirtschaftl. Grundbesitz, sowie unkündbare, tilgbare Darlehen ohne Hypothekbestellung an ländliche Gemeinden mit 3¾ Proz. oder 4¼ Proz. Zins und mindestens ½ Proz. Tilgung.

Die Darlehensgesuche können **durch die Vertrauensmänner der Bank, ferner durch Darlehenskassen-Vereine oder direkt bei der Bank provisionsfrei** eingereicht werden.

Die Pfandbriefe der Bank, sowie deren Schuldbriefe für Gemeindedarlehen (Kommunal-Obligationen) sind als zur Anlage von Gemeinde- und Stiftungskapitalien, sowie von Mündelgeldern geeignet erklärt.

Die Geschäfte der Bank werden durch einen königlichen Kommissär überwacht.

Bayerische Versicherungsbank, Aktiengesellschaft, vormals Versicherungsanstalten der Bayerischen Hypotheken- u. Wechselbank, München. 1835—1905.

Garantiemittel ult. 1908:

Aktienkapital	ℳ 10'000,000.—
Gewinnreserve der Lebensversicherten	„ 5'180,822.—
Prämienreserven	„ 91'201,527.—
Sonstige Reserven	„ 6'039,082.—
Gesamtreserven	„ 102'421,431.—

Die Bank betreibt die

Feuerversicherung mit Einschluss des Blitz- und Explosionsrisikos;

Einbruchdiebstahlversicherung sowie **Versicherung gegen Beraubung;**

Lebensversicherungen mit neuem Prämien- u. Dividenden-System, mit garantierter Prämienermässigung nach 3 jährig. Bestande, Versicherung mit ermässigter Anfangsprämie, Versicherung auf festen Termin, gemischte Todesfallversicherung mit Prämienbefreiung, event. auch Rentengewährung im Invaliditätsfalle;

Leibrentenversicherung (sofort beginnende oder aufgeschobene);

Unfall- und Haftpflichtversicherungen aller Art (auch Seereiseunfallversicherung, Automobilhaftpflichtversicherung.)

Nähere Auskünfte bei der **Direktion in München,** Residenzstrasse 27, sowie bei allen Generalagenturen und Agenturen.

Alle bisher erschienenen Nummern werden nachgeliefert.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 24. München, 12. Juni 1909. VI. Jahrgang.

Zur Charakteristik der Moderne.

Von Pfarrer H. Doergens, Traar bei Crefeld.

Wer will leugnen, daß unsere Zeit sich allzu sehr beherrschen läßt von den luftigen Phantasiegebilden einiger Schlagwörter? Persönlichkeitsschätzung, Voraussetzungslosigkeit, Wirklichkeitssinn, moderne Forschung — wer etwas auf sich selbst hält, muß mit diesem bengalischen Schaufeuer zu operieren verstehen! Allein, es ist nicht alles Gold, was glänzt. Und so nimmt denn die „Christliche Welt", das Organ des freisinnigen Protestantismus, eine dieser Gestalten — das Wort „modern" — etwas intensiver unter die Lupe. (Nr. 13 vom 25. März 1909.)

Modern ist, was die Herzen deines Geschlechtes höher schlagen läßt, und was auch dein Herz bewegen sollte, die Aufgabe, die dieser unserer Zeit wie keiner anderen gesteckt ist, und an der du mitarbeiten sollst aus allen Kräften! Und modern ist der ganze Hexensabbat von Narrheiten einer Zeit, da das Individuum losgelassen ist und sich jeder Subjektivität hingibt. Modern ist die ungebundenste, jeder Scham bare, vor Erregung zitternde Sinnlichkeit, verrücktes Verkennen des ewigen Unterschiedes, den die Natur selbst zwischen Mann und Weib gesetzt hat, tolles Verwerfen jeder Form, ohne die es doch kein Kunstwerk geben kann, Losziehen gegen jede vernünftige Ordnung, Hinwegstürzen über jede gegebene Schranke, schließlich Feindschaft gegen die Logik selbst — das alles ist modern! Und modern ist auch der gewaltige und schon längst unübersehbare Schatz von Wissen und Können, den unsere Forschung aufgehäuft hat, die bewunderungswürdigen Erfolge der Technik, eindringendes Versenken in die Zeiten der Vergangenheit mit großer Kraft gegenständlichen Anschauens und lebendigen Mitempfindens, heißes Bemühen um gerechte Ordnungen in Staat und Gesellschaft — auch das ist modern.

Modern ist die Pflege des Persönlichen, Intimen, was du hast und bist und werden sollst, und du allein, wobei alle Quellen in der Tiefe zu rauschen beginnen, und modern ist das rücksichtslose Niedertreten der Person, wo sie dem brutalen Egoismus des Herrenmenschen und dem noch schlimmeren der Klasse und Clique in den Weg tritt. Modern ist die rastlose, selbstvergessene Arbeit auf allen Gebieten und die zügelloseste Genußsucht. Modern ist dies aberwitzige Hasten und Treiben und ihre Folgen, die Ueberreizung, die Nervosität und Perversität; aber modern ist auch eine wunderbare Feinfühligkeit, die Farben sieht und Töne hört, die dem einfachen, natürlichen, gesunden Menschen verschlossen sind.

Es folgt daraus, daß sehr Verschiedenes modern ist, und daß das Schlagwort „modern" kein Leitwort sein kann. Wer vernünftig urteilt, fragt überhaupt nicht, ob eine Sache modern sei; er unterwirft sich nicht jeder Torheit, weil sie diesen glänzenden Namen trägt. Er bedenkt, wie das Moderne steht zur Vergangenheit und zur Zukunft... Ja, kennt unsere moderne Obrigkeit, kennt Seine Majestät das Publikum schon das Alte? Und doch ist das Alte, das von den Modernen verachtet wird, nicht immer so ganz wertlos... Auch die größten Errungenschaften dieser Stunde würden nicht sein, wenn nicht die Vergangenheit den Unterbau geliefert hätte... Und nun das Moderne und die Zukunft. Das Moderne vergeht so rasch wie die Mode. Heute funkelnd in glitzerndem Licht, morgen Grau in Grau; heute geistreich, morgen langweilig — unglaublich, daß dergleichen je da war.

Nichts bezeichnender für die Kraft der Schlagworte, als daß es sogar theologische Schulen gibt, die sich „modern" nennen, nicht etwa von Gegnern zum Spott so bezeichnet werden. Spotten ihrer selbst und wissen nicht wie! „Moderne Schule", d. h. eine Schule, die heute blühet und morgen in den Ofen geworfen wird. Denn auch in der Wissenschaft gibt es Moden. Es kommt vor, daß ganze Geschlechter wie durch einen Zauber gebannt sind, die einfache Wahrheit nicht zu sehen, den selbstverständlichen Schluß nicht zu ziehen, den gegebenen Weg nicht einzuschlagen. Und der Humor der Weltgeschichte will, daß jedes Geschlecht auf solche Irrtümer besonders stolz ist. Dergleichen nennt der ehrwürdige Herr Philister mit Vorliebe „Ergebnisse der neuesten Wissenschaft" und noch schlimmer „Stand der Forschung". — —

Fürwahr, blitzartig wird hier gezeigt, wie die Moderne bei all ihren glänzenden Vorzügen an einem inneren Widerspruch krankt! Und das von einem Blatte, in dem selbst die „modernste" Entwicklung des Protestantismus ständig zum Vortrage gelangt! Wenn doch die Kreise, die der „Christlichen Welt" nahe stehen, aus dieser Kennzeichnung ihrer „Schule" etwas lernen wollten! Wie stehen sie zur Vergangenheit? Ist ihre Theologie eine organische Weiterentwicklung des Unterbaues, den unsere Altvorderen durchgeführt haben, oder etwas Neues und Unerhörtes voll selbstherrlicher Kraft und Eigenart? Wäre wohl die Theologie des Urchristentums oder die der Reformatoren jemals auf die Idee gekommen, die Person des Herrn auf ihren Geisteszustand zu prüfen oder von ihm zu behaupten, daß er zu einem guten Teil seines Lebens in den Sphären jenseits des taghellen Bewußtseins lebte? Ist die Auffassung der Gottessohnschaft Jesu Christi durch Harnack, Ritschl oder Wendt eine tiefere Erfassung, eine vollere Durchleuchtung dieses Begriffes an der Hand apostolischer Tradition, stufenweiser durch die Jahrhunderte fortschreitender homogener Ueberlieferung? Oder tritt hier das unbedingte Recht der Persönlichkeitsentfaltung in die Schranken mit dem Anspruch: „w i r erklären es uns so", „w i r legen es uns so zurecht". „Es wachse und schreite fort", schreibt das Vatikanische Konzil, „und zwar reichlich und kräftig das Verständnis, das Wissen und die Weisheit sowohl der Individuen wie der Gesamtheit, sowohl des einzelnen wie der ganzen Kirche, entsprechend den Zeitaltern und dem Laufe der Jahrhunderte, aber dieser Fortschritt bewege sich lediglich in seiner Art, nämlich in derselben Lehre, in demselben Sinne und in demselben Verständnis". Und wenn wir dann hören, daß vor 1500 Jahren ein Vinzenz von Lerin dieselben gesunden Grundsätze proklamiert, ein Tertullian um 200 n. Chr. vor den „Neuerungssüchtigen" warnt, die mit der „Wissenschaft" prahlen, wenn wir erfahren, daß ein Rechtsphilosoph von der Bedeutung Rudolf von Iherings oder ein moderner Jurist wie Prof. Joseph Kohler (Berlin, „Moderne Rechtsprobleme") der vielgeschmähten Scholastik einen bleibenden Wahrheitsbestand zuerkennen, so wird dieses Moment erst recht den Kampf verstehen lehren, den die Kirche unserer Tage gegen einen Modernismus mit grundstürzenden Evolutionen führen muß. Wo gibt es überhaupt eine geschlossenere, einheitlichere Weltanschauung als in der katholischen Kirche, die ihren Anfang sieht auf der ersten Seite der Bibel durch die messianischen Weissagungen des Alten Testamentes hindurch mit deren Erfüllung und Vollendung im Neuen Testament mit ihrer historischen Präponderanz, ihrer größerer Folgerichtigkeit allen anderen Religionsgesellschaften gegenüber! Immer modern ist die Kirche und alt; in ihr bilden diese Begriffe kein feindlich Brüderpaar, sie ergänzen und harmonisieren sich vielmehr. Und

warum das? Weil sie die richtige Stellung zum Alten wie zum Neuen hat. Zum Alten: indem sie festhält am Dasein unabänderlicher Wahrheiten, an im Schoße der Schrift und Tradition niedergelegten geoffenbarten Wahrheitskeimen übernatürlicher Art, indem sie vertraut auf die Verstandeskraft und Wahrheitsliebe verschwundener Generationen. Zum Neuen: indem sie einem Fortschritte huldigt, der auf den gegebenen Tatsachen der Vergangenheit aufbaut, unveränderliche Fundamente, die hier gelegt worden sind, anerkennt und über ihnen nach Art unserer gotischen Dome Fiale um Fiale herausarbeitet. Moderne Schule, die heute blüht und morgen in den Ofen geworfen wird! An wie mancher Hypothese ist dies Wort zur Wahrheit geworden! Denken wir nur an die Evangelienkritik des letzten halben Jahrhunderts, an den Gottesbegriff der Modernen, an all die philosophischen Systeme oder an das Heer von schöpfungsgeschichtlichen Theorien. Kein Stein wird manchmal auf dem anderen gelassen! Hunc tu Romane caveto: vor dieser Moderne hüte dich! Zwar mag in ihrem Strome das ein oder andere Körnlein oder Korn echter Wahrheit mitschwimmen, so z. B. die Forderung nach tieferer innerer Erfassung des religiösen Lebens im Gegensatz zu dessen reiner Veräußerlichung. Aber ebenso wahr ist: wo alles fließt, wo der Moderne gehuldigt wird, weil sie die Moderne ist, wo das liebe Ich auf den Thron der Gottheit erhoben wird, wo es keine Fundamentalwahrheiten gibt, die aus der Ewigkeit stammen, wo der Nihilismus die Grundlage aller Wissenschaft bilden soll, was Wunder, wenn dieser stolze Bau am Felsen der Zukunft scheitern wird? Moderne Schule, moderne Kunst, die heute blüht und morgen in den Ofen geworfen wird! Stat crux, dum volvitur orbis!

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Besuch des Deutschen Kaisers beim Zaren.

Zar Nikolaus will diesen Sommer eine große Besuchsfahrt machen nach Frankreich und nach England. Ueber diese geplanten Höflichkeitsakte hat sich in Deutschland kein Mensch erregt, obschon sie als eine Bekräftigung der Tripleentente gedeutet werden können. Der Zar hat nun aber beschlossen, Deutschland und seinen Kaiser nicht zu schneiden, sondern vielmehr unseren Kaiser zu einer Begegnung einzuladen. Da die letzte Begegnung der beiden Monarchen in Deutschland stattgefunden hat, muß die bevorstehende in Rußland stattfinden in Form eines Gegenbesuches des Deutschen Kaisers beim Zaren. Ueber diese einfache Angelegenheit ist nun ein großes Rauschen im Blätterwalde entstanden. Unseren intimen Freunden in England wollte es nicht in den Sinn, daß Rußland nach der Niederlage seiner Orient- und Kongreßpolitik noch gegen Deutschland höflich sein könne. Da von London aus die ganze Welt, soweit das Englische Verkehrs- oder Hilfssprache ist, mit Neuigkeiten und Stimmungsbildern versorgt wird, so war im Handumdrehen der Erdkreis mit der Nachricht überzogen, die Anregung zu der Entrevue sei nicht von Petersburg, sondern von Berlin ausgegangen, d. h. das arme Rußland sei in diesem Punkte wieder einmal von dem übermütigen Deutschland vergewaltigt worden. Die Behauptung, die auch von dem der englischen Regierung nahestehenden Bureau Reuter verbreitet wurde, war zweifellos wider besseres Wissen aufgestellt; denn in Berlin war sofort halbamtlich erklärt worden, daß die Anregung vom Zaren ausgegangen sei, und der in Aussicht genommene Termin (die Tage nach Mitte Juni) war dort für eine Fahrt des Kaisers nach Hamburg angesetzt gewesen. Im Anschlusse an die Falschmeldung aus London ist nun über die Gründe und Zwecke der Kaiserbegegnung eine Unmasse von Betrachtungen zutage gekommen, so daß der einfache Höflichkeitsakt zu einem hochpolitischen Ereignis ersten Ranges hinaufgebauscht wird.

Die eingeschworenen Gegner Deutschlands in England, Frankreich und in den panslawistischen Kreisen Rußlands hatten darauf spekuliert, daß die russische Politik im Aerger über den Erfolg der mitteleuropäischen Kaiserreiche den „Draht nach Berlin" abreißen und rückhaltlos sich der sogen. Tripleentente ausliefern werde. Das erwartete man umso bestimmter, da Iswolsky, den der Echec im Südosten persönlich betroffen hatte, vorläufig noch im Amte blieb, und mit ihm auch Stolypin, der als Ministerpräsident ebenfalls die Verantwortlichkeit für das Geschehene auf seinen Schultern spürte. Aber nun zeigt sich mit einem Male, daß der Zar und seine Berater doch noch den Wert einer freundlichen Nachbarschaft zu würdigen wissen und neben ihren westlichen „Bündnissen" auch das Eisen der guten Beziehungen zu Deutschland im Feuer halten wollen. Sie stellen ihre Politik nicht unter das Zeichen der „gekränkten Leberwurst", sondern kalkulieren so: die mitteleuropäischen Kaiserreiche haben sich stärker erwiesen als die westmächtlichen Gegner; England und Frankreich waren nicht imstande, der russischen Politik im Südosten zum Siege zu verhelfen; warum sollten wir uns auf Gnade und Ungnade denen ausliefern, die uns in der kritischen Stunde im Stiche ließen?

Gegen diese realpolitische Logik ist wirklich nichts einzuwenden. Rußland ist in der vorteilhaften Lage, Anlehnung nach zwei Seiten hin sich sichern zu können; es müßte töricht sein, wenn es sich ausschließlich auf die eine Seite, und gar noch auf die erweislich schwächere Seite, werfen wollte. Das wäre keine russische Politik mehr, sondern die Selbstaufopferung im Dienste der englischen Ränkeschmiede und der französischen Chauvinisten à la Delcassé!

Der Grundzug der neueren englischen Politik ist ja ohne Brille zu erkennen: es gilt, die Kontinentalmächte in zwei eifersüchtige Gruppen zu spalten und aufeinander zu hetzen, damit sie sich gegenseitig schwächen und so dem britischen Weltreich seine Machtstellung erleichtern. Der Erisapfel der Marokkopolitik wurde mit vieler Mühe ohne Erschütterung des kontinentalen Friedens beiseite geschafft. Die Ereignisse im Südosten schienen eine neue, ernstere Rivalität unter den Kontinentalmächten in Gang zu bringen. Iswolsky reiste geraume Zeit zwischen London und Paris hin und her, um ein kunstvolles Programm zu fabrizieren für eine Konferenz, auf der die alte Mehrheit von Algeciras über Oesterreich zu Gericht sitzen sollte. Die ganze mühselige Einfädelung scheiterte schließlich daran, daß Deutschland seine unbedingte Solidarität mit Oesterreich proklamierte, und so die Frage vom Boden des Ränkespiels auf den Boden der einfachen Machtprobe gestellt wurde. „Können wir den Angriff wagen auf die vereinigten Heere von Deutschland und Oesterreich?" In Paris und Petersburg sagte man nein, und so war England um die Gelegenheit gekommen, im trüben zu fischen. Die bitterernste Machtprobe war zu ungunsten der Tripleentente und der ganzen Einkreisungspolitik ausgefallen. Die Tatsache rückte den hochpolitischen Schwerpunkt von Europa, den König Eduard nach Westen gezerrt hatte, wieder in den mitteleuropäischen Kern zurück.

Deutschland lud durch den großen Erfolg natürlich großen Groll auf sich; aber der Groll loderte bezeichnenderweise mehr an der Themse als an der Newa auf. In England ist aus dem Haß und der Furcht gegenüber Deutschland ein wahres Fieber entstanden, das durch die rhetorischen Wassergüsse bei dem fortwährenden Austausch von Besuchsdeputationen nicht zu kurieren ist. In Rußland, wenigstens in den leitenden Kreisen, erkennt man, daß Deutschlands Eintreten für Oesterreich keine berechnete Bosheit, sondern eine Selbstverständlichkeit war, und daß der Echec der Schwachheit der großsprecherischen Bundesgenossen zu verdanken sei. Wenn nun gewisse Blätter sagen, die Tripleentente sei gesprengt, Rußland komme in das Schlepptau Deutschlands und Deutschland sei der Gebieter von Europa, — so sind das tendenziöse Uebertreibungen größten Kalibers. Wir freuen uns, wenn Rußland die freundliche Fühlung mit uns aufrecht erhält, aber wir verlassen uns nicht auf seine Freundschaft und glauben nicht an den Abbruch der Beziehungen zu den Westmächten. Auch dann noch nicht, wenn auf den Besuch unseres Kaisers in den finnischen Schären diesen Sommer noch ein Gegenbesuch des Zaren in Kiel folgen sollte. Die Zeiten einer „Rückversicherung" in Rußland, wie sie Fürst Bismarck seinerzeit im zunehmenden Alter abgeschlossen hatte, sind vorüber. Unsere Solidarität mit Oesterreich ist jetzt der durchaus maßgebende Leitstern der deutschen Politik geworden. Die Reibungen der Interessen, die augenblicklich in Persien sich geltend machten, wo das benachbarte Rußland mit Landtruppen in die inneren Wirren eingreift und England übertrumpft, können wohl zur Abkühlung beitragen, aber noch nicht zur Auflösung der Ententepolitik führen.

Immer noch Blockkünste.

Wie in der letzten Nummer geahnt wurde, gibt Fürst Bülow seine liberalisierenden Finanzpläne und die sonstige Blockherrlichkeit noch nicht verloren. Er will die erweiterte Erbschaftssteuer doch einbringen und weist die Besitzsteuern der Kommissionsmehrheit wegen angeblicher Schädigung von Handel und Industrie ab. In der laufenden Woche sollen die einzelstaatlichen Minister zu der gegenwärtigen Lage Stellung nehmen.

Um sie zugunsten der Bülowschen Pläne zu stimmen, wird alles aufgeboten — von den höchsten Herren bis zu den Börsenleuten und Industriellen. Der Widerspruch der landwirtschaftlichen Kreise gegen die Deszendenzsteuer wird als schnöder Egoismus rücksichtslos mißachtet; aber wenn das mobile Kapital gegen eine Abgabe, die hinter der französischen Belastung noch zurückbleibt, Protest erhebt, so halten die Herren Minister den Börsenhelden die Steigbügel. Auf die sonstigen Einwendungen gegen einzelne Beschlüsse der Finanzkommission braucht man nicht näher einzugehen, so lange die ganze gouvernementale Agitation unter dem Zeichen der Parteitaktik steht. Der Block soll die Finanzreform machen, der Liberalismus soll die vom Reichskanzler versprochenen Zugeständnisse erhalten — das allein ist entscheidend, nicht die Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit der Steuerentwürfe selbst. Neuerdings wird nun das persönliche Moment noch in die Wagschale geworfen. Man sagt, die konservative Opposition würde den Fürsten Bülow stürzen, und Fürst Bülow sei doch ein unentbehrlicher Mann, namentlich für die auswärtige Politik; sein Fall werde von England und Frankreich erstrebt usw. Also unsere innere Politik sollen wir nicht nach unseren eigenen Grundsätzen und Interessen machen, sondern uns von England oder Frankreich vorschreiben lassen in der Weise, daß wir uns dem Eigensinn eines Ministers unterordnen, der angeblich von dort bekämpft wird! Bis jetzt haben wir übrigens nicht bemerkt, daß die Person des Fürsten Bülow im Auslande schon das Gewicht des Fürsten Bismarck erreicht hätte, und schließlich war doch sogar Fürst Bismarck nicht so unentbehrlich, daß gegen seine innerpolitischen Maßnahmen die Opposition verboten gewesen wäre. — Man sieht, daß Fürst Bülow und sein verbündeter Liberalismus das Aeußerste aufbieten, ehe sie nachgeben.

Ist der hl. Franz von Assisi ein Vorläufer des modernen religiösen Subjektivismus?

Von Jos. Strake, Bochum.

So einmütig man den hl. Franz von Assisi, dessen 1. Orden in diesem Jahr sein siebentes Zentenarium begeht, als einen großen Menschen anerkennt und als Heiligen verehrt, so verschieden sind die Ansichten über seine Stellung zur Religion im allgemeinen und zur katholischen Kirche und dem römischen Stuhle im besonderen. H. St. Chamberlain macht aus ihm „einen rassenechten, im schroffen Gegensatze zu Rom stehenden Indogermanen"; für den protestantischen Theologen und als begeisterten Franziskusforscher bekannten Franzosen Paul Sabatier ist Franz der Vorläufer des modernen religiösen Subjektivismus, dem die Religion nur eine Aeußerung religiöser, schwärmerischer Gefühle und Stimmungen ist. Offenbarung, Dogma, kirchliche Autorität gilt da als überflüssig, wenn nicht als schädlich und verwerflich. Daher tritt Franz denn auch als ein „wahrer Prophet", der wie der Apostel Paulus nicht einer priesterlichen Sendung gehorcht, „im freudigen Drange des hl. Geistes der Autorität als Zeuge der Wahrheit entgegen".

Das ist auch der Standpunkt, von dem aus Henry Thode den hl. Franziskus beurteilt. Er schreibt in seinem Buche „Franz von Assisi und die Anfänge der Renaissance in Italien":

„Franz übertrug die Anschauungen einer volkstümlichen Religion, einer allem Dogmatischen fremden, rein in subjektivem Gefühle wurzelnden Liebe zu Gott, einer dem hierarchischen Prinzip zuwiderlaufenden persönlichen Nachfolge Christi in die römische Kirche selbst. ... Seine Bedeutung läßt sich in wenigen Worten kennzeichnen: er hat das bis dahin unter geistiger Bevormundung gehaltene individuelle Gefühl befreit und ihm für alle Zeiten die selbständige Berechtigung erworben. ... Seine Religion war Gefühl. ...."

Daß der hl. Franziskus ein großes, fühlendes Herz besaß, wird niemand leugnen können und es auch nicht wollen. Es zeigt sich sowohl in seinem Mitleid mit den Armen und Kranken, in seiner schonenden Liebe zu seinen Mitbrüdern und überhaupt in seinem Verhalten zu seinen Nebenmenschen, als auch besonders in seiner Stellung zur leblosen und belebten Natur. Allein in beiden Fällen ist dieses Gefühl etwas ganz anderes „als eine schwärmerische Glaubensseligkeit oder als sentimentale Verflachung dogmatischer Grundlehren".

Für seine Stellung zu seinen Mitbrüdern ergibt sich dieses klar aus der Schilderung seines Charakters bei den drei Gefährten. Er zeigte seinen Brüdern Liebe und Teilnahme, aber er wies auch alle Fehlenden nach Gebühr zurecht, und überall rief er die Widerspenstigen und Ungehorsamen durch entsprechende Strafe zur Ordnung. Selbst Thode erkennt an, der Gehorsam werde in der strengsten Form geboten.

Nichts ist im Bilde des „Poverello" so charakteristisch wie die Tugend der Armut; durch sie hat er am meisten auf die Verhältnisse seiner Zeit eingewirkt. So fest er sie auf Aussprüche der Heiligen Schrift, also auf dogmatischen Glauben gegründet hat, so strenge fordert er ihre Ausführung: Keiner der Brüder, wo immer er sei und wohin immer er komme, soll auf irgend welche Weise Geld annehmen oder annehmen lassen. ... Wenn es aber, was Gott verhüten wolle, vorkommen sollte ..., dann sollen ihn alle Brüder für einen falschen Bruder halten.

Diese begeisterte Liebe zur Armut wird erzeugt und getragen von der glühenden, seraphischen Hingabe an den Gekreuzigten. Sie stützt sich auf das Wort des Herrn: „Wenn du vollkommen sein willst, so gehe hin, verkaufe alles, was du hast, und gib es den Armen." (Siehe die erste Regel.) Erst durch Christus ist die bis dahin von der Welt verstoßene Tugend der Armut erhöht worden, sie hat an der Krippe des göttlichen Kindes gestanden und mit ihr den Opferaltar des Kreuzes bestiegen; die freiwillige Armut hat ihm zur Seite gestanden während des ganzen Lebens, sie hat ihn im Tode nicht verlassen. Darum erwählt auch Franz sie als Herrin, weil er in dem realen Christus und seiner Nachfolge sein höchstes Ideal sieht. Und dieser seiner auserkorenen Braut ergibt er sich in echt ritterlicher Treue.

Wenn so der innere Grund für die große, opferfreudige Liebe unseres Heiligen zur Armut das ihm stets als Ideal vorschwebende Beispiel Christi ist, dann liegt die äußere Veranlassung für das starke Hervortreten der Armutsidee in den Zeitverhältnissen begründet. Der Reichtum und die äußere Macht der Kirche hatten in jener Zeit unter dem großen Papste Innozenz III. den Höhepunkt erreicht. Damit war die Gefahr der Verweltlichung von selbst gegeben. Die eingetretenen Uebelstände ließen eine Reaktion nicht ausbleiben, die dem übergroßen kirchlichen Reichtum das Ideal der vollkommenen Armut entgegenstellte. Hierin nun gingen viele zu weit, indem sie jeden Besitz der Kirche als solchen schon als Abfall von dem wahren Christentume bezeichneten und sogar die ganze äußere Kirche mit ihren Sakramenten verwarfen. Der hl. Franz aber hielt sich immer innerhalb der nötigen Schranken. Er unterwarf sich immer der kirchlichen Autorität. Selbst in Sachen, bei denen er sich auf Privatoffenbarungen berufen konnte, beugte er sich in demütigem Gehorsam. Gleich bei seinem ersten Erscheinen vor Innozenz III. fügte er sich dem Ausspruch des Papstes, obschon er seine heißesten Wünsche nicht erfüllt sah. Von der oft behaupteten Polemik gegen die kirchliche Obrigkeit wissen die ältesten Quellen nichts. Sowohl die beiden Lebensbeschreibungen des Thomas von Celano als auch die Legende des hl. Bonaventura „verschweigen gleichmäßig, was Sabatier für den wahren Willen des Heiligen nimmt. In diesen planmäßigen Betrug sind Gregor IX. als Anstifter, sein „Werkzeug" Elias und große Kreise des Ordens mit verwickelt.... Selbst wenn man bei der Diplomatie und dem hierarchischen Egoismus der römischen Kurie recht viel für möglich hält — hier läge ein unglaublicher Fall geschichtlicher Fälschung und raffinierten Zusammenhaltens einer Partei vor. Nicht nur die historische Kritik, auch der gesunde Menschenverstand müssen sich gegen die Annahme so gehäufter menschlicher Schlechtigkeit wehren." (Götz, Quellen, S. 63.) Dagegen meldet uns die erste Regel im Anfange, wie Franziskus dem römischen Stuhle Gehorsam gelobt, für sich und seine Brüder. Im Testamente beteuert er: „Selbst dann, wenn die Priester der römischen Kirche mich verfolgten, würde ich mich doch stets an sie halten, und ich werde sie ehren und hochachten als meine Herren, und ich will in ihnen keine Sünde sehen, denn ich sehe in ihren Personen nur den Sohn Gottes." Und wie wenig entsprachen doch manche Priester in ihren glänzenden Prachtgewändern seinem hohen Armutsideale!

So strenge also der Heilige die Durchführung seiner Armutsidee verlangte, so sehr hütete er sich davor, mit der kirchlichen Autorität in Konflikt zu geraten. Er baute eben nicht auf die Eingebungen eines unbestimmten Gefühles, das oft genug zu unüberlegten Handlungen fortreißt. Das feste Fundament für sein himmelanstrebendes Gebäude war der Felsen

Petri, der Glaube der katholischen Kirche, das solide Baumaterial waren die Lehren des Dogmas und die Vorschriften und Räte der christlichen Sittlichkeit.

Noch mehr als die Liebe und Freundlichkeit des hl. Franziskus zu seinen Mitmenschen benutzt man sein Verhältnis zur Natur für die Konstatierung seines Gefühlslebens im modernen religiösen Sinne. Hören wir wiederum Thode: „Den geheimen und noch verborgenen Drang der Zeit zur Natur hat er der Menschheit zum Bewußtsein gebracht, ihm den reichsten Ausdruck in Worten und Werken verliehen und so mit der sicheren Hand des Genius die Führerschaft übernommen.... Er hat die Religion mit der Natur versöhnt, die Einheit zwischen beiden hergestellt. Die Liebe füllte den Abgrund aus, der unübersteigbar zwischen Gott und der Welt zu gähnen schien.“ (S. 96 u. 106.)

Es ist wahr, Franziskus liebte die Natur, die ihren Schönheitszauber so verschwenderisch über seine Heimat ausgeschüttet hat. Wer wollte ihm das verargen? Aber er liebte sie nicht um ihrer selbst willen; auch nicht ein „göttliches, geheimnisvolles Etwas, das die Blumen des Feldes anbeten, die Vögel unter dem Himmel loben, die Symphonie der Gestirne preist“ (Sabatier S. 171), nicht ein solches unbestimmtes Etwas war es, für das sein Herz so warm schlug. Nur aus dem Grunde liebte er die Natur, weil sie ihn an Gott, und zwar an den persönlichen Gott des kirchlichen Dogmas erinnerte. Er sah, ebenso wie die Kirche, in all der Pracht und Schönheit der Natur nur den Abglanz der göttlichen Größe und Erhabenheit. Alle geschöpflichen Wesen verdanken Gottes Allmacht und Güte Dasein und Leben, daher sind sie gleichsam alle Kinder Gottes. So betrachtete er denn nicht nur die Menschen, sondern auch die Tiere, selbst die kleinsten, so betrachtete er alle Geschöpfe, das Feuer und das Wasser, die Sonne und den Mond als seine Geschwister und redete sie an mit Bruder und Schwester.

Nur vom Standpunkte des gläubigen kirchlichen Christentums läßt sich die ganze Persönlichkeit des heiligen Franziskus erfassen und beurteilen, nur in der katholischen Kirche erstrahlt sie in vollem Glanze.



Das deutsche Strafrecht und die Pornographie.

Zugleich ein ernstes Wort über sog. „Privatdrucke“.

Von Dr. Otto von Erlbach.

Herr Dr. Georg Hirth hat als Sachverständiger in dem Münchener Schwurgerichtsprozeß gegen den berüchtigten „Sekt“ ein neues „Recht“ entdeckt: „das Recht auf erotische Literatur“ und — was bei Dr. Hirth als selbstverständlich hinzugefügt werden muß — auf erotische Kunst. Und alldieweil Herr Dr. Georg Hirth nicht nur als Herausgeber der „Jugend“, sondern auch als oft beschäftigter Sachverständiger vor Gericht ein sehr einflußreicher, ja mächtiger Mann ist, so führt er mit dem ihm eigenen Zielbewußtsein für das von ihm erkannte „Recht“ einen Kampf, der bisher schon recht bemerkenswerte Erfolge aufzuweisen hatte. Sein neuester Erfolg, die Freisprechung des „Sekt“, über dessen unzuchtfördernde Grundtendenz alle normal empfindenden Leute mit dem zweiten Sachverständigen, dem liberalen Stadtschulrat Dr. Kerschensteiner, einig sind, wurde in Nr. 22 der „Allgemeinen Rundschau“ (S. 374 ff.) eingehender gewürdigt. Zahlreiche Zuschriften an die „Allgemeine Rundschau“, auch aus Juristenkreisen, äußern sich mit zum Teil sehr lebhafter Zustimmung über die in dem erwähnten Artikel niedergelegten Anschauungen.

Wenn unsere Rechtsprechung und unsere ganze Kultur und Lebensauffassung nicht immer mehr in das Schlepptau einer verhältnismäßig kleinen Gruppe geraten soll, welche speziell auf dem Gebiete der Geschlechtsbeziehungen die Umwertung aller Werte, die völlige Umkehrung aller Begriffe anstrebt, müssen diese Vorgänge mit der schärfsten Wachsamkeit verfolgt werden.

Der Herausgeber der Münchener „Jugend“ hat endlich einmal vor Gericht offen ausgesprochen, was das eigentliche Ziel und der Zweck gewisser Sachverständigen-Gutachten ist, die im Namen von Kunst und Literatur zur Deckung einer bestimmten Kategorie von Angeklagten abgegeben werden. Dr. Georg Hirth konstruiert ein förmliches „Recht der Erwachsenen“ — „namentlich der durch ihre wirtschaftlichen Verhältnisse von der Ehe Ausgeschlossenen“ — „auf eine ihrem Bildungsgrade angemessene Befriedigung ihrer erotischen Phantasie“. Er sprach diesen Grundsatz in einem Prozesse gegen ein Zehnpfennig-Schmutzblatt aus, das notorisch wegen seines billigen Preises gerade von der Jugend massenhaft gekauft wird. Nach Dr. Hirth muß also auch in Ansehung des „Sekt“ das „Recht der Erwachsenen auf eine angemessene Befriedigung ihrer erotischen Phantasie“ geschützt werden. Für den Schutz der Jugend vor einer die Sinnlichkeit erregenden Literatur haben nach Dr. Hirth „Polizei und städtische Behörden“ zu sorgen. Wie sie das mit Erfolg anstellen sollen, wenn die Gerichte, durch Sachverständige à la Dr. Hirth beeinflußt, die Polizei und die Schulbehörden im Stich lassen und angeklagte Pornographen auch noch mit dem Heiligenscheine des Martyriums umgeben, bleibt ein Rätsel. Der Sachverständige Dr. Hirth ist notabene derselbe, der in seiner „Jugend“ den Nacktanz als die höchste Blüte der modernen Kultur [1]) gepriesen hat, der seine Leser seit Jahren dazu erzieht, den außerehelichen Geschlechtsverkehr als etwas Naturgemäßes und als das Gegenteil einer Sünde zu werten, der auch in der Ehe Polygamie und Polyandrie als erlaubt verteidigt.

Dr. Hirth ist sich natürlich völlig klar darüber, daß der immer noch geltende § 184 die Herstellung, Verbreitung usw. „unzüchtiger“ Schriften und Abbildungen verbietet und mit Strafe bedroht. Er weiß auch, daß nach der geltenden Rechtsprechung (wozu die jeder sachlichen und juridischen Begründung entbehrenden Sprüche der Geschworenen nicht zu rechnen sind) die Begriffe „erotisch“ und „unzüchtig“ sich in den meisten Fällen decken. Der Gerichtshof erklärte denn auch im Falle des freigesprochenen „Sekt“ — im Gegensatz zum Sachverständigen Dr. Hirth — einen großen Teil der inkriminierten Bilder und Texte als objektiv unzüchtig und erkannte auf Einziehung derselben. Dr. Hirth verlangt deshalb ganz zielbewußt, daß „der Begriff des Unzüchtigen eingeschränkt“ werde, damit Erotika, die bisher als unzüchtig galten, durch die Maschen der Rechtsprechung durchschlüpfen.

Man muß sich über diese Bestrebungen völlig klar werden. Es liegt ein geradezu unheimliches System darin! Schon seit Jahren schreitet diese Bewegung langsam fort, mit kleinen und kleinsten Schritten immer mehr Boden gewinnend. Ein hoher Staatsbeamter drückte sich unlängst dahin aus, daß die Ansprüche jeden Tag um eine Linie weiter vorrücken. Wenn die Behörde heute das eine toleriert, wird morgen ein unscheinbares kleines Mehr verlangt, und so fort ohne Grenze und ohne Unterlaß. Bei dieser Taktik hatten wir es auf dem Gebiete der öffentlichen Schaustellungen schon bis zum völligen Nacktanz gebracht. Auf dem Gebiete der Literatur und Kunst aber hat das Recht auf die sogenannte „keusche Aufklärung“ über „natürliche Geschlechtsvorgänge“ und das Recht auf die Darstellung der sogenannten „keuschen Nacktheit“ sich allmählich — Strich um Strich — zum „Recht“ auf „Befriedigung der erotischen Phantasie“, auf gut Deutsch: zum Recht auf das Unzüchtige durchgemausert. Die früher so beliebte Falschmünzerei mit dem blöden Wort, daß „dem Reinen alles rein“ sei, ist heute gründlich entlarvt, nachdem für die Unreinen „das Recht auf Unreinheit“ proklamiert ist.

Also die Kunstsachverständigen vom Schlage Dr. Hirths (er hat ja manchen gleichgesinnten Genossen, wie man sich in Prozessen wiederholt überzeugen konnte) erblicken das Heil der „Erotiker“ (lies: Pornographen) in der „Einschränkung“ des Begriffes des „Unzüchtigen“. Weshalb so zaghaft? Anderswo hat man's doch schon längst anders gelesen! Die konsequente Umwertung der Begriffe hat die Züchtigkeit und Enthaltsamkeit zur krankhaften Naturwidrigkeit, das, was bisher als unzüchtig galt, zur erlaubten, ja preiswürdigen Erfüllung eines Naturgebotes gestempelt. Was bleibt da von den einschlägigen Begriffen unserer Sittengebote und des geltenden Rechtes noch übrig? Diese Begriffe sind „antiquiert“.

So lange aber der lästige § 184 noch im Strafgesetz steht, helfen die Sachverständigen à la Dr. Hirth sich durch zweckdienliche Interpretation. Die von Dr. Hirth versuchte

---

[1]) Als ein direkter Faustschlag ins Gesicht der Kunst wirkte es, wenn man in einem Privattelegramm der „Münchner Neuesten Nachrichten“ (Nr. 251) unter der Ueberschrift „Die Zensur in Wien“ las, die Polizei habe das Auftreten der Münchener Tänzerin Piloty von Kaulbach wegen Sittlichkeitsbedenken verboten. — Eine Nackttänzerin, die ihre „Kunst“ durch den Namen jener berühmten Altmeister „adelt“! Es ist weit gekommen.



Beweisführung verblüfft durch ihre Kühnheit, aber auch durch ihre Offenherzigkeit. Er deduziert nach dem Berichte der „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 105 vom 27. April) ungefähr folgendermaßen: Die sexuelle Aufklärung hat heute selbst für die Jugend den Schleier von vielem genommen, was früher der Oeffentlichkeit entzogen war. Die Presse bespricht mit großer Ungeniertheit Dinge, die man früher nicht laut nennen durfte. Eine Presse à la „Jugend", „Simplicissimus" bis zu „Sekt" und „Kleines Witzblatt" gewöhnt ihr Publikum an bildliche Darstellungen und an Ausdrücke, die sonst in jeder anständigen Gesellschaft streng verpönt sind. Folglich — darf man auch auf dem Gebiete der geschlechtlichen Lüsternheit, des Obszönen, des tierisch Erotischen ungestraft sich öffentlich gehen lassen.

Bei dieser Schlußfolgerung wird nur eines, und zwar das Ausschlaggebendste, übersehen. Als man uns die neue Heilslehre von der geschlechtlichen Aufklärung pries, da geschah es stets im Namen der sittlichen Reinheit. Man sagte uns, die Geheimtuerei, die künstliche Verhüllung sei der Nährboden für eine ungesunde Reizung der Sinne, fördere die unkeusche Phantasie. Niemals ist das Wort „keusch" von Leuten, die nichts damit zu tun haben, freventlicher mißbraucht worden, um Kurzsichtige zu täuschen. Nun aber, da die frevelhaft mißbrauchte „Aufklärung" die Menschen nicht reiner, sondern nur unreiner gemacht hat, will man aus der „Aufklärung" das öffentliche „Recht" zu noch größerer Unreinheit herleiten. Trugschlüsse über Trugschlüsse!

Bliebe es einstweilen bei der Theorie, so wären die Dinge noch nicht so tragisch zu nehmen. Aber aus der blassen Theorie ist bereits längst rauhe, nüchterne Wirklichkeit geworden. Der jüngste Prozeß gegen das unzüchtige illustrierte Schmutzblättchen für die Besitzlosen, denen es laut Dr. Hirth in der Phantasie den wirklichen „Sekt" ersetzen soll, war nur ein Symptom, das die breitere Oeffentlichkeit alarmierte. Der entsetzliche Unfug der sog. „Privatdrucke" hatte die Hirthsche Theorie für die „Vornehmen", für die besitzenden Klassen längst in die Praxis übersetzt. Nur die allerwenigsten haben eine Ahnung von dem Umfange einer Schweineliteratur und Schweinekunst, die den Verfassern und Zeichnern, wie den Vervielfältigern, Buchdruckern, Buchbindern und Händlern schweren klingenden Lohn einträgt, weil sie von vornehmen Liebhabern alles Schweinernen mit Gold aufgewogen wird.

Man wendet gern ein, daß diese Sorte von „Literatur" und „Kunst" weniger Schaden anrichten könne, weil die Verbreitung eine naturgemäß beschränkte sei. Heute ist das schon deshalb nicht mehr richtig, weil die Produktion auf diesem Gebiete nachgerade unheimliche Dimensionen angenommen hat. Fast Woche für Woche werden — in der Regel aus Wien oder München — „Erotika" eindeutigster Art in den Handel gebracht. Die Prospekte werden entweder über Leipzig oder direkt an mutmaßliche Interessenten versandt. Der Artikel bringt Geld, viel Geld ein, und deshalb bedient sich das Angebot der raffiniertesten Mittel der Reklame, um den Absatz zu steigern. Es ist hier nicht der Ort, auf Einzelheiten dieses schmachvollen Vertriebes einzugehen. Der wirklich anständige Buchhandel lehnt die Befassung mit dieser „vornehmen" Pornographie prinzipiell ab. Auch die Leipziger Kommissionäre wollen mit wenigen Ausnahmen nichts damit gemein haben. Das Organ des deutschen Buchhandels hat wiederholt offen Stellung gegen diese unsaubere Ware genommen. Aber es finden sich leider immer noch Sortimentsbuchhändler und Antiquare genug, die sich den goldenen Gewinn nicht entgehen lassen wollen und die unsagbarste Unzucht und Perversität in Wort und Bild skrupellos vertreiben.

Die „Allgemeine Rundschau" hat an dem zu Weihnachten in angeblich 5000 Exemplaren an die Kundschaft versandten Katalog einer Münchener Hofbuchhandlung ein Exempel statuiert. Der Katalog enthielt in seinem als Spezialität der Firma besonders auffällig herausgehobenen ersten Teile eine große Zahl von bereits beschlagnahmten und als unzüchtig eingezogenen Werken. Die Gesamtheit der beanstandeten Werke füllt eine förmliche Liste. Sollte der Beleidigungsprozeß der betreffenden Hofbuchhandlung gegen die „Allgemeine Rundschau" überhaupt zur Verhandlung kommen — das Hauptverfahren ist noch gar nicht eröffnet, da der Untersuchungsrichter mit dem von der Staatsanwaltschaft vorgelegten Belastungsmaterial befaßt ist —, so wird die Oeffentlichkeit erfahren, welche Stirn dazu gehört hat, bei der vorliegenden Sachlage auch noch die gekränkte Unschuld zu spielen und unter wegwerfenden Ausfällen auf die „Allgemeine Rundschau" an die öffentliche Meinung zu appellieren. Sollte auch hier wieder mit Sachverständigen operiert werden, welche im Namen der sakrosankten Kunst und Literatur das Unzüchtigste beschönigen oder mit Dr. Hirth das „Recht auf Erotik" verteidigen, so wird endlich einmal Gelegenheit gegeben sein, vor einem anderen Forum als den Geschworenen das Urteil von Gegensachverständigen aus den Kreisen der Kunst und Literatur wie aus der immer noch überwiegenden „Partei der anständigen Leute" zu vernehmen.

Es ist die höchste Zeit, daß der heutige Unfug der sog. „Privatdrucke" an der Wurzel gepackt wird. Die Frage einer etwa notwendig werdenden Abgrenzung der Zuständigkeit der Schwurgerichte für Preßvergehen (durch Ausschaltung von Sittlichkeitsdelikten, an welche der Gesetzgeber, der die politische Freiheit der Presse schützen wollte, gar nicht gedacht hat) kann hier unerörtert bleiben. Wir haben es mit dem geltenden Recht zu tun. Und hier zeigt es sich, daß auch rechtskundige Richter der Suggestion gewisser sogenannter Sachverständigen unterliegen. Es ist ganz unglaublich, welcherlei Literatur und Kunst von dieser oder jener Strafkammer im sog. objektiven Verfahren unter Aufhebung der Beschlagnahme schon freigegeben worden ist. Zu den krassesten Fällen aus neuester Zeit gehört die Freigabe der „Japanischen Erotik" durch das Landgericht München I. Dieses Mappenwerk enthält 36 Tafeln nach japanischen Originalen. Sämtliche 36 Tafeln stellen mit einer geradezu brutalen Unzüchtigkeit nichts anderes dar als den Geschlechtsverkehr. Trotzdem wurde das Werk auch im objektiven Verfahren freigegeben. Mit anderen Worten: Das Gericht entschied, die Darstellungen seien auch objektiv — rein gegenständlich — nicht unzüchtig. Verschiedene sehr urteilsfähige gereifte Männer, Künstler und Nichtkünstler, welche die Tafeln gesehen haben, erklärten, ihnen stehe angesichts dieser Entscheidung der Verstand still. Inzwischen hat man erfahren, wer auch in diesem Falle als maßgebender Sachverständiger fungiert hat: Dr. Georg Hirth war es, der die Bilder als nicht unzüchtig erklärte. Alles weitere siehe oben! Der Rest ist Schweigen.

Man wird uns entgegenhalten, der hohe Ladenpreis des Werkes (achtzig Mark) mache es nur beschränkten Kreisen zugänglich; auch sei die Auflage größtenteils bereits vergriffen. Die bis zu einem gewissen Grade beschränkte Verbreitung mag zutreffen. Aber das Strafgesetz macht in § 184 keinen Unterschied zwischen einer größeren oder geringeren Verbreitung. Und an der Unzüchtigkeit des Inhaltes für jeden normal empfindenden Menschen ändert das alles gar nichts. Dazu kommt, daß es sich nicht allein um die Verbreitung, sondern auch um die gewerbsmäßige Herstellung handelt. Dieses Moment trifft für alle sogenannten Privatdrucke zu. Wäre die „Japanische Erotik" ein in Japan hergestelltes, aus Japan importiertes Werk, so käme für den Bereich des deutschen Strafgesetzes wenigstens das entsetzliche Aergernis in Wegfall, das schon durch die technische Herstellung in großen, leistungsfähigen Kunstanstalten und Druckereien entstehen muß. Die „Japanische Erotik" ist aber nicht in Japan, sondern in München bei Piper & Co. gedruckt. Wenn man den Betrieb in Reproduktionsanstalten, Druckereien, Buchbindereien auch nur einigermaßen kennt, so weiß man von vornherein, daß Arbeiten, welche die Neugier in besonderem Maße erregen, vom ganzen Personal bis zum jüngsten Lehrling gelegentlich beaugenscheinigt und glossiert werden. Genau ebenso ist es in den Buchhandlungen, welche sich zum Vertriebe derartiger Pornographien herabwürdigen. Gehilfen und Lehrlinge vertiefen sich mit einer wahren Gier in anrüchige Werke, sobald sie deren habhaft werden können, wozu vielfache Gelegenheit geboten ist. Die Justiz scheint dieses Moment der Aergerniserregung bisher nicht oder nicht genügend gewürdigt zu haben. Die wohlfeilen Redensarten, mit denen Sachverständige à la Dr. Hirth solchen Bedenken begegnen werden, kann man im voraus ausmalen. Ihnen ist es ja um nichts anderes zu tun als um einen möglichst ausgedehnten Freipaß für die Erotik, d. h. Pornographie.

Der hier eingehender behandelte Fall der „Japanischen Erotik" hat seine Bedeutung als Schulbeispiel für die Methode, für das System, nach welchem ein vom Gericht nicht beanstandeter, ja zweifellos als „Autorität" eingeschätzter Kunstsachverständiger arbeitet, um „den Begriff des Unzüchtigen einzuschränken". Die Münchener Hofbuchhandlung, welche u. a. auch die oben gekennzeichnete „Japanische Erotik" öffentlich in einem in angeblich 5000 Exemplaren her-

gestellten, vor Weihnachten versandten Katalog dem großen Publikum zum Kauf anbot, ging, wie figura zeigt, nicht von der Voraussetzung aus, daß das Album unter Ausschluß der Oeffentlichkeit erschienen oder bereits vergriffen sei. Bezüglich der „Japanischen Erotik" kann diese Hofbuchhandlung sich ja auch hinter die freigebende Entscheidung des Landgerichts verschanzen, wie denn überhaupt manche schier unfaßbaren gerichtlichen Entscheidungen skrupellosen Händlern auch für andere Fälle von vornherein „mildernde Umstände" sichern.

Aber jener in München verbreitete Katalog enthielt auch *zahlreiche Werke*, die von den Landgerichten München, Würzburg, Berlin, Leipzig, Düsseldorf usw. *als unzüchtig eingezogen* waren.

Hier sei ein außerordentlich charakteristisches Detail eingeschoben. In dem Katalog der bekannten Hofbuchhandlung sind unter anderen „Privatdrucken" auch Werke des Engländers *Aubrey Beardsley* angepriesen, der sich unter dem Druck einer schweren Lungenkrankheit nicht lange vor seinem Tode zum Katholizismus bekehrte und als Sechsundzwanzigjähriger am 16. März 1898, mit den Sterbsakramenten versehen, reumütig gestorben ist. Die „Frankfurter Zeitung" veröffentlichte am 12. Mai 1909 (Morgenblatt) ein längeres Feuilleton über Beardsley. Am Schlusse ist der *letzte Brief* mitgeteilt, den der Unglückliche neun Tage vor seinem Tode an einen Freund gerichtet hat. Hier beschwört Aubrey Beardsley flehentlich („in meiner Todesagonie") den Freund, alle Exemplare der „Lysistrata" und alle unsittlichen, obszönen Zeichnungen zu vernichten. Daß er nicht bloß die Zeichnungen, sondern auch die unzüchtigen Texte meinte, versteht sich von selbst. Das hat aber nicht gehindert, daß in Spezialprospekten von pornographischen Privatdrucken die namentlich aufgeführte „Lysistrata" noch heute angepriesen wird. Und die oft erwähnte Hofbuchhandlung führt noch in ihrem Katalog 1909 gleich auf der ersten Seite vier Privatdrucke von Beardsley, darunter in deutscher Sprache „Venus und Tannhäuser" (Verlag von Hans von Weber in München). Das Buch hat uns vorgelegen.[2]) Es ist der *Gipfel perversester Unzucht bis zur Bestialität*. So wird man dem letzten Willen eines Unglücklichen gerecht, der im Angesichte der Majestät des Todes seine eigenen Werke widerrief und verfluchte!

Um das entsetzliche Aergernis, das schon bei der *Herstellung* solcher Schweinedrucke entstehen muß, auch hier ad oculos zu demonstrieren, sei erwähnt, daß „Venus und Tannhäuser" in der Offizin von Poeschel & Trepte in Leipzig gedruckt und in der Buchbinderei von Karl Sonntag jun. in Leipzig mit der Hand gebunden wurde.

Man schützt immer wieder vor, daß diese sogen. „Privatdrucke" nur einem beschränkten Kreis von „Subskribenten" (in Wien wird das durchsichtige Manöver mit der angeblichen „*Gesellschaft der Bibliophilen*" weiter getrieben) zugänglich seien. Jeder unterrichtete Buchhändler wird bestätigen, daß gerade in neuester Zeit die Pornographenzunft dieser „Privatdrucke" einen geradezu fieberhaften Eifer entwickelt, um durch massenhafte Versendung von Einzelprospekten und Gesamtverzeichnissen den Absatz zu steigern und auch an direkte Privatadressen heranzukommen. Der „Allgemeinen Rundschau" gehen fortgesetzt von entrüsteten Adressaten derartige Sendungen zu. Ueberhaupt steht unwiderleglich fest, daß der neuerdings beliebte Ausdruck: „*Nicht im Handel erschienen*" ein nichtswürdiger Schwindel ist. Wenn auch mehr oder minder im Dunkel oder Halbdunkel der Heimlichkeit, wird mit diesen Pornodrucken *ein sehr lukrativer Handel* betrieben. Der *Handel* dokumentiert sich schon durch die Anwendung der *gewöhnlichen Formen des Leipziger Buchhändlerverkehrs* (Barfakturen usw.). Auch werden die Werke keineswegs an einen fest abgegrenzten Privatkreis verkauft. Mit den raffiniertesten Mitteln der Reklame und Propaganda werden neue Kunden und Liebhaber gesucht und angelockt. Und was das Ausschlaggebende ist: *die Werke werden an jeden abgegeben, der sie verlangt und den Preis dafür erlegt.* Daß die Händler dabei gewisse Vorsichtsmaßregeln anwenden, kann die Tatsache selbst nicht erschüttern. *Es ist deshalb völlig unfaßbar, wie einzelne Gerichte sich durch den aufgelegten Schwindel, daß diese Pornodrucke „nicht im Handel" seien, täuschen lassen konnten.* § 184 setzt das *Merkmal der Oeffentlichkeit* überhaupt nicht unbedingt voraus. Auch die kleinen und kleinsten Händler mit Schmutzbildern und Schmutzschriften betreiben ihr Geschäft möglichst heimlich. Weshalb sollen die großen und sog. „vornehmen" Händler durch die vorgeschützte beschränkte Oeffentlichkeit sich dem Gesetz entziehen können? Gleiches Recht für alle! Uebrigens steht fest, daß teuere „Privatdrucke" allerfeinster Ausstattung von kleineren Schmutzbetrieben (z. B. Barcelona) auf gewöhnlichstem Papier bereits *nachgedruckt* und in Katalogen billig angepriesen werden.

Der Raum der „Allgemeinen Rundschau" reicht nicht aus, um das von maßgebenden Stellen leider noch viel zu wenig beachtete Kapitel der Privatdrucke auch nur einigermaßen erschöpfend zu behandeln. Auch ist das Gegenständliche von so peinlicher und oft geradezu ekelhafter Natur, daß man sich selbst in einem ausschließlich für ernste und gereifte Leser bestimmten Organ die größte Zurückhaltung auferlegen muß. Wer auch nur einen flüchtigen Einblick in das angesammelte Material genommen hat, ist entsetzt über eine vorwiegend die sog. „vornehme" Gesellschaft bedrohende Schmutzflut, die ohne die schwersten Fehler einer laxen Justiz niemals zu diesem Umfange hätte anschwellen können. Und wie viele im großen Publikum haben gar keine Ahnung davon, welche Brücken und Beziehungen aus der *breitesten Oeffentlichkeit zu der beschränkten Oeffentlichkeit und zu den geheimen Schlupfwinkeln der schmutzigsten Pornographie* führen. Dieser und jener, der sich heute damit brüstet, daß z. B. der „Simplicissimus" in seinem Salon aufliege und als Familienlektüre geduldet sei, würde vielleicht große Augen machen, wenn er wüßte, daß Zeichnungen und Texte, die nur zu oft auf der alleräußersten Grenze des von einer laxen Justiz noch öffentlich Geduldeten balanzieren, von Leuten herrühren, deren Phantasie sich gleichzeitig in der eindeutigsten Pornokunst austobt. Welcher anständige Mensch wäre nicht aufs tiefste empört über das Titelbild in Nr. 9 des „Simplicissimus" (vom 31. Mai), welches die „Konservativ-klerikale Vergewaltigung" der Germania, notabene die mit brutalem Zynismus dargestellte geschlechtliche Vergewaltigung, darstellt! Das Bild ist von Th. Th. Heine gezeichnet. Daß der bekannte Zeichner des „Simplicissimus" gleichzeitig ein „sehr beliebter" *Pornograph*, Zeichner von exzessiv obszönen Szenen ist, dürfte nicht allgemein bekannt sein, aber manche arge Entgleisungen des „Simplicissimus" ins rechte Licht stellen. Wie sagte doch Obermedizinalrat Professor Dr. von Gruber als Sachverständiger im Brettlprozeß? „Wer sich viel in übelriechender Luft aufhält, verliert die Empfindung für den Gestank." Erst in der jüngsten Zeit wurde von einer neugegründeten Münchener „Verlagsgesellschaft" ein Prospekt verschickt, der „Euer Hochwohlgeboren" den Bezug von 12 Kunstblättern „*erotischen Charakters*" empfiehlt. Jedes dieser Blätter koste 15 *M.* Unter den zwölf Künstlern, welche für klingenden Lohn zum Zwecke der Vervielfältigung die eindeutigsten Pornographien produzieren, sind nicht weniger als sieben mit dem Wohnort „*München*" gekennzeichnet. An erster Stelle steht Th. Th. Heine; ihm folgen Karl Arnold, Otto Klopp, Albert Weisgerber, Willi Geiger, G. Jagerspacher, Hubert Wilm, sämtlich in München, Heinrich Kley in Karlsruhe, Lino Vesco in Salzburg. Wenn man alle diese Dinge und noch einige andere kennt, dann weiß man ungefähr, was von den Phrasen von der „*keuschen Nacktheit*" und der „*keuschen Kunst*" zu halten ist, mit denen gewisse Pioniere moderner „Kultur" das über die neuen Offenbarungen anfänglich verblüffte „Publikum" zu hypnotisieren und selbst die Behörden und die Justiz nicht selten zu täuschen wissen. Man muß die ganze Stufenleiter dieser Afterkunst und Afterliteratur kennen, um schon die minder revolutionierenden unteren Stufen richtig einschätzen zu können. Niemand hätte aber ein größeres Interesse an der gründlichen und vollständigen Ausräumung dieses Augiasstalles, *der die Kunst prostituiert*, als die *erdrückende Mehrzahl der Künstler*, die trotz aller sonstigen Meinungs- und Richtungsverschiedenheiten jede Gemeinschaft mit dieser *Dirnenkunst* scharf und unbedingt ablehnt.

[2]) Das Schandbuch ist bezeichnenderweise einem „Prinzen Giulio Poldo Pezzoli, Kardinal der heiligen römischen Kirche" usw. usw., gewidmet, der, wie auf Grund sorgfältiger Quellenstudien festgestellt wurde, *niemals existiert hat*. Vor etwa 100 Jahren besaß ein Cavaliere ähnlichen Namens (Poldi Pezoldi) in Parma einen Palazzo. Aber aus dieser Familie ist nie ein kirchlicher Würdenträger hervorgegangen. Es liegt also eine freche Fälschung vor, deren Tendenz sehr durchsichtig ist. Die schwer beleidigte Kirche hat durch die Bekehrung Beardsleys die beste Sühne erhalten. Aber die, welche aus den vom Autor selbst verdammten Werken immer noch Geld machen, lassen auch die gefälschte Widmung zur Verhöhnung der Kirche ruhig fortbestehen.



Sonntag auf der Heide.

Heide, weite uferlose Heide,
Ganz weltverloren, menschenleer. —
Gleich Kähnen schaukeln Ginsterblütensträucher
Auf sanft bewegtem Heideblütenmeer.
Die Grille jauchzt verträumt erwachend auf,
Und Lerchen jubeln helle Sonntagslieder.
In tausend Heideglöcklein klingt der Wind; —
Dann heil'ge ahnungsvolle Stille wieder ....
Ist's nicht, als hielt die Welt den Atem an?
Erwartungsvolle Wonne spannt die Seele:
Ich fühl ein hohes, überird'sches Nah'n —
Ein süßes Himmelslicht durchzieht die Heide ...
Ein stilles, heißes demutsvoll Gebet
Durchduftet diese weltenferne Heide —
Ich fühl's, der große Schöpfer geht daher
Im blendend weißen Sonnenkleide.
Ein leiser Seufzer drängt sich aus der Brust:
Herr Gott, ich lobe dich in sel'ger Lust!
Die Grille jauchzt verträumt erwachend auf,
Und Lerchen jubeln helle Sonntagslieder
In tausend Heideglöcklein klingt der Wind ....
Dann heil'ge demutsvolle Stille wieder. —

Otto Dirking.

Mehr Sonne!

Von E. M. Hamann-Scheinfeld i. Mittelfranken.

Der obige Titel stand, von meiner Hand geschrieben, schon seit ein paar Tagen auf meinem Manuskriptblock, als mir der Bernhard Achtermannsche Artikel in Nr. 8 der „Bücherwelt" unter die Augen kam: „Mehr Sonne — mehr Freude!" Nachdem ich denselben gelesen hatte, mußte ich lächeln: „Nun hat er mir nicht nur die Ueberschrift, sondern auch einige meiner Hauptideen vorweggenommen!" Eine Zeitlang suchte ich dann den Gedanken an die Inangriffnahme meiner geplanten Arbeit fernzuhalten. Umsonst. Er stand mir immer wieder von neuem auf und — me voilà!

Erst will ich erzählen, wie ich zu der Wahl des Themas gekommen war. In Nr. 21 der „Allgemeinen Rundschau" 1909 hatte ich von dem mir unlängst geäußerten Wunsche gesprochen, unsere katholischen „Romanciers" möchten doch mehr auf das Lichte, Vorbildliche im Leben schauen als auf das Entgegengesetzte. Darauf lief prompt ein Protest ein: den Rat könne der echte Künstler nicht befolgen. Er würde das Leben schildern, der Leser aber sein Fazit ziehen müssen, sein abschreckendes, sein ermunterndes. Wann hätte Shakespeare etwas Vorbildliches geschrieben? Und doch welche Fülle von Lebensweisungen, von Lebenswerten! — Je mehr es den Künstlern gelänge, des Lebens habhaft zu werden, um so tüchtigere Lebenslehrer würden sie sein.

Da sah ich nun zunächst, daß ich mißverstanden worden war. Denn was ich gesagt hatte, war nicht, daß unsere Erzähler, ich erweitere hier: unsere Dichter, Vorbildliches schreiben, sondern daß sie mehr auf das Vorbildliche, Lichte im Leben schauen möchten als auf das Entgegengesetzte. Als ich nun jedoch weiter sann, gelangte ich zu einer Konzession: ich hätte anstatt des „mehr" ein „eben so sehr" setzen sollen. Und wie sorgsam ich diese Schlußfolgerung nach allen Seiten hin erwog: ich kam nicht über sie hinaus.

Jetzt aber lese ich in dem Achtermannschen Aufsatze das Zitat aus Bischof v. Kepplers jüngstem Buche: „Genau besehen und gerecht beurteilt, ist in Wahrheit das Leben ebenso reich, wenn nicht reicher, an Freude als an Leid. Es ist nur die Pupille unseres Auges oft für das Dunkle empfindlicher als für das Helle." Just das habe ich häufig im Leben gedacht, erfahren und ausgesprochen. Und just das hatte ich jetzt unter dem bewußten Titel sagen wollen: Herrschaften, ich bitt euch, mehr Optimismus als Pessimismus, mehr vorbildlichen, weil zur Nachfolge anspornenden Idealrealismus als traurig machenden Einseitigkeitsrealismus! Mehr helle, milde Sonne als trübe Nebelstimmung, dunstige Dämmerung und tiefschwarze Finsternis!

Ist denn das Licht und die Wärme weniger wirklich, d. i. tatsächlich, als die Dunkelheit und die Kälte? Der Tag weniger wirklich als die Nacht? Das Morgenrot weniger wirklich als der Abendschatten? Der lachende Sonnenschein, der blinkende Sternenschimmer, des Mondes Silberglanz weniger wirklich als das graue Düster? Der erquickende Tau und Regen weniger wirklich als die Dürre? Das fruchtbare Land, die Oase weniger wirklich als Moor, Sumpf, Steppe und Wüste? Der Lerche Triller, der Nachtigallen Schlag weniger wirklich als der Frösche Quaken, der Unken Schrei? Die Rose, das Veilchen weniger wirklich als die Distel und Brennessel? Ist denn „sicher" die Wonne weniger wirklich als der Gram? Die Heiterkeit weniger wirklich als die Wehmut? Der Frohsinn weniger wirklich als die quälende Sorge? Und vor allem: Ist die Unschuld weniger wirklich als die Schuld? Die Tugend weniger wirklich als das Laster? Das Leben weniger wirklich als der Tod? Und so fort, schier in infinitum.

Da hätte ich's also doch hinausgerufen an dieser Stelle, das: Mehr Sonne! Mehr Licht! Mehr Wärme! Oder wie Bischof Keppler es hat: „Mehr Freude!" Und ich habe es gesagt, habe es gerichtet an eine dreifache Adresse: an die lieben Dichter, an das liebe Publikum und an die — nun ja: an die ebenfalls „lieben" Kritiker, zu denen ich ja, wie zu der zweitgenannten Kategorie, selbst gehöre.

1. An die lieben Dichter. Mehr Sonne in der Lebensdarstellung! lautet für sie meine Bitte. Was ich schon neulich, in etwas anderen Worten, hier bemerkte, gilt auch jetzt: Ein empfänglich weiches, zartes Gemüt, ein menschenfreundlicher Charakter kann und darf unmöglich an dem Schweren des Daseins, zumal an den Leiden und Entbehrungen, an den Sünden und Schmerzen der Brüder gleichgültig vorübergehen. Dem derartig veranlagten Dichter aber formen sich solche Eindrücke zu Bildern und poetischen Ausströmungen, zu künstlerischen Lebensäußerungen, die er seinem Empfinden, auch seiner Ueberzeugung nach einfach weitergeben muß. Doch wie sagte Bischof Keppler? „Es ist nur die Pupille unseres Auges oft für das Dunkle empfindlicher als für das Helle." Ja, und hinzufügen darf man: Es ist nur unser Herz oft viel mehr gestimmt auf Leid denn auf Lust, auf Mittrauer denn auf Mitfreude.

Wundernehmen kann dies ja nicht. Die Erde ist reich an Jammer. Und wenn man erst einmal sich von dieser Erkenntnis hat durchdringen lassen, dann hält es meist furchtbar schwer, jener anderen, zum mindesten aber ebenso wahren, die gleiche Tragkraft einzuräumen: Die Erde ist nicht weniger reich an Freude. Das Auge, das länger ins Dunkle gestarrt hat, muß sich erst wieder ans Licht gewöhnen. Zudem wirkt das Leid nicht selten wie ein Magnet: man „kann den Blick nicht von ihm wenden". Und endlich zwingt der Zauber den Blick, den ganzen Menschen, bis er unterliegt. Es gibt Menschen, die bergen dann das Angesicht in den Staub des Weges und klagen: Wo ist die Sonne? Die Welt hat keine Sonne mehr! Und wenn man sie aufrichtet, dann ertragen sie selbst einen zarten Lichtstrahl nicht, sondern schließen geblendet die Lider. — Es gibt auch Dichter unter diesen Menschen.

Aber gottlob: ein solcher Zustand ist nicht unheilbar. Die Sonne ist uns allen ja doch im tiefsten Grunde unentbehrlich; im tiefsten Grunde suchen wir sie alle, wie die Blume das Licht. Das einzig wahre Glück: der innere Friede, ist überall in der Möglichkeit für uns da. Wir brauchen letztere nur zu erkennen, zu ergreifen; wir brauchen nur den Blick ebenso oft und klar auf die Sonnenseite des Lebens zu richten wie auf dessen Schattenseite. Der Künstler schule sein Auge dazu; dann wird er Wunder schauen und erfahren, und wir mit ihm: Sonnenwunder auf Erden, hinweisend auf die der Ewigkeit. — Ja: Mehr Sonne! Diesen Wunsch gebe ich weiter

2. An das liebe Publikum betreffs dessen Verhältnisses zu unseren Dichtern, betreffs dessen Verständnisses für diese. Der Mangel an Verständnis ist der große Schatten, der stets von neuem auf den Weg des Künstlers zu fallen pflegt. Dieser, wenn er seine Mission ernst nimmt, schafft bewußt zum Wohle seiner Mitmenschen — der l'art pour l'art-Rummel ebbt bekanntlich immer merklicher ab. Aber das liebe Publikum denkt vorwiegend nur an sich, fragt nach seinem Genuß, nach seinem Recht, anstatt auch nach den Absichten und Rechten des Autors. Dieser mag ihm sein Herz öffnen, mag alle seine Kräfte für es einsetzen: oft ahnt es nicht einmal, was ihm da geboten wird — oder zu spät, wenn jenes Herz aufgehört hat zu schlagen. Gerade die Edelsten hat es nicht selten verkannt: jene, die nach

M. Herberts schönem Wort[1]) „Versteher und Versöhner sein wollten, Ueberbrücker der schroffen Gegensätze, die . . die Menschenklassen entzweien und erbittern, Versteher der Arbeitenden und Ringenden," Apostel des Evangeliums von der Brüderlichkeit und Gleichheit aller guten Menschen, Lehrer der heiligen Pflicht eines jeden unter uns, dem Nächsten im Verständnisse möglichst nahe zu kommen auf Grund der wahren Caritas. Daß da nicht immer leuchtende Farben aufgesetzt, strahlende Bilder entrollt werden können, daß der oft schwere Ernst des Lebens auch eine schwere Sprache des Mahnens und Forderns heischt, begreift sich leicht. Aber das Publikum will zumeist nur sich selbst begreifen — und tut es nicht, denn sonst würde es sich sagen: Mehr Wärme, mehr Licht muß hinein in meine Auffassung des jeweiligen Kunstwerkes, des jeweiligen Künstlers, daß ich ihm nicht länger nörgelnd und zweifelnd nachspüre in törichten oder übertriebenen Ansprüchen und kleinlicher Splitterrichterei, daß ich ihm vielmehr entgegenkomme in seinem eigensten Besten, damit wir zusammentreffen in „mehr Sonne", im Lichte und in der Wärme uns zu verbindender höherer Interessen. — Mehr Sonne! Dieser Wunsch ergehe endlich noch

3. An die lieben Kritiker. Und zwar wende ich mich an die tatsächlich „lieben" unter ihnen, d. i. an jene, die guten Willens sind, die ihre Aufgabe tief fassen, ihr Ziel hoch stecken möchten — vielleicht zu hoch. Denn auch unter ihnen gibt es solche, die vergessen, daß der Kritiker nicht die erste, sondern quasi die letzte Rolle zu spielen hat, indem des Autors Werk und dessen Publikum ihm an Wichtigkeit voranstehen. — Haben sie diese Tatsache wirklich begriffen: hundert gegen eins, dann dringt immer mehr Sonne, mehr Licht und Wärme in ihre Beurteilungsweise, in ihre Auswertung und Begrenzung der eigenen Zuständigkeit, der eigenen rechtlichen Machtbetätigung. Ein schroffes, also ein ob auch nur zum Teil ungerechtes Vernichtungsurteil, schlimmer noch: ein persönliches Angreifen, eine Verdächtigung des Charakters im Autor ohne „handgreifliche" Beweise wird dann ganz unmöglich sein: unmöglich in der Sonne christlicher Gerechtigkeit, die nie, aber auch nie die christliche Liebe ausschließt.

Nicht wahr? Mehr Sonne!

Ein Burschenschaftler zur sozial-studentischen Bewegung.

Von

Dr. Carl Sonnenschein, M.-Gladbach.

Ein Burschenschaftler hat das Wort, Dr. Paul Dienstag, in einer dem Gründer der Reformburschenschaften, Geheimrat Küster-Berlin, gewidmeten Broschüre: „Soziale Tendenzen im deutschen Studentenleben."[2]) Die Broschüre ist ein Symptom und daher beachtenswert. Sie zeigt besser als tausend ideelle Gründe, wie recht diejenigen haben, die von einer Umbildung der Ideale unseres Studententums ins Soziale sprechen und die an die innere Triebkraft und innere Notwendigkeit der sozial-studentischen Bewegung glauben.

Der Verfasser beginnt mit einem Rückblick auf die studentischen Anfänge des 19. Jahrhunderts. Nach den Befreiungskriegen habe die Volksbegeisterung auch die ersten edlen und tieferen Regungen im deutschen Studentenleben erweckt. „Die Ideale, die Körners und Lützows Scharen beseelt hatten, hallten nach in jenen Jünglingen, die am 12. Juni 1815 im Gasthaus „Zur Tanne" in Ramsdorf bei Jena zusammentraten und dort einen vaterländischen Burschenbund gründeten. Dieser neue Burschenbund, der den Namen Burschenschaft führte mit dem Wahlspruche: Freiheit, Ehre, Vaterland und den Farben: Schwarz-Rot-Gold, trat in bewußten Gegensatz zu den alten Landsmannschaften, wie sie aus dem Mittelalter überkommen waren und deren oberstes Lebensprinzip im Trinken und Mensurenschlagen bestand." Und zwar lag nach der Ansicht des Verfassers ein wesentlicher Unterschied zwischen den alten und neuen studentischen Organisationen darin, daß die Burschenschaft soziale Tendenzen aufweist. „Diese Tendenzen sind direkt damals noch nicht wahrzunehmen, und ist dies auch leicht erklärlich. Denn der Burschenschaft standen viel schwerere und größere Aufgaben bevor; sie mußte zunächst ihr eigenstes Gebiet, das soziale Leben an den Universitäten, reformieren."

[1]) S. Feuilleton der „Kölnischen Volkszeitung" Nr. 430, 22. Mai 1909.

[2]) Soziale Tendenzen im deutschen Studentenleben. Ihre Bildung und ihre Fortentwicklung von Dr. Paul Dienstag (Bavaria-Verlag 1909, München). 0.75 M.

Dienstag zitiert einen Passus aus dem bedeutendsten Chronisten der Burschenschaft, Keil, der diese innerorganisatorische Aufgabe der neuen Verbindungen hervorhebt. Aber auch schon bei der Betonung dieser Aufgabe fehlt nicht der frische Hinweis auf die „lebendige Beziehung der Studentenerziehung zu den Interessen des Vaterlandes" und auf eine allseitige Ausbildung der Jugendkraft zum Heil unseres Volkes. Daraus, meint der Verfasser, gehe indirekt hervor, daß „die alte Burschenschaft sich eine möglichst umfassende Aufgabe stellte, umfassend vor allem in dem Sinne, daß sie die bisherige Exklusivität, die Studententum und Bürgertum völlig voneinander getrennt und eine künstliche Schranke zwischen diesen errichtet hatte, aufgeben wollte. Allseitige Ausbildung der Jugendkraft, das hieß auf allen Gebieten des politischen und wirtschaftlichen Lebens Umschau zu halten, um den Anforderungen des künftigen Berufes zu entsprechen; diese Umschau mußte den jungen Burschenschaftler vor allem zu dem unerschöpflichen Borne alles nationalen Lebens führen: zum Volke; das Volk in seinen Tiefen zu verstehen und seine Freuden und seine Leiden kennen zu lernen, das ist unzweifelhaft auch eine der Aufgaben der alten Burschenschaft gewesen, wie ja das schon aus ihrem allerersten Wahlspruch hervorgeht, der ganz einfach sagt: ‚Dem Biederen Ehre und Achtung', ohne dieses Wort ‚Bieder' näher zu definieren. So sagt ferner der Philosoph Fries 1817 in der Rechtfertigung und Erläuterung seiner Rede auf dem Wartburgfeste: ‚Im Jünglingsalter entscheidet der Mensch seinen Charakter. Einem ganzen Volke wird durch diese Entscheidung seine Zukunft bestimmt; so erhält der Geist des Burschenlebens, wenn er ein gesunder ist, für das ganze Volk eine große Bedeutung, nicht um ihm jetzt gleich seine Verfassung zu bestimmen oder umzuändern, sondern damit es im Geist eins und einig werde.' Ich begnüge mich damit, diese Aeußerungen hervorragender alter Burschenschaftler hier anzuführen. Sie zeigen uns, daß, so unklar auch dies noch in den programmatischen Aeußerungen zum Ausdruck kommen mag, das Sehnen und Trachten der alten Burschenschaft schon dahin ging, mehr Fühlung mit dem Volke zu gewinnen; es ist schon ein Anklang an soziale Tendenzen und Strömungen wahrzunehmen."

Leider ist diese soziale Unterströmung in der Burschenschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts nicht zu voller, wallender Kraft erstarkt. Am 18. Oktober 1817 brachte das Wartburgfest die Konstituierung. Am 23. März 1819 ermordete der Jenenser Burschenschaftler Karl Ludwig Sand in Mannheim den bekannten Kotzebue. Am 20. September 1819 erging auf Grund der Karlsbader Beschlüsse in Frankfurt das Verbot der neuen studentischen Organisation. Damit, so sagt der Verfasser, „war die Bewegung, von der eine kräftige und nachhaltige Wirkung auf das soziale Leben hätte erwartet werden dürfen, in ihren Lebensadern unterbunden; wenn auch dieses Verbot, wie jedes andere Verbot, nicht die Wirkung hatte, daß nun jedwede Organisation zerstört wurde, vielmehr heimlich auch jetzt die burschenschaftliche Bewegung weiter gedieh, so hatte es doch die Wirkung, daß damit dem ganzen bisherigen Streben der Burschenschaft eine andere Richtung gegeben wurde; politische Tendenzen, die nach Ansicht der Regierungen den Grund zur Auflösung gegeben hatten, gewannen jetzt in ihr wirklich die Oberhand. Zweierlei Umstände trugen dazu besonders bei: einmal die fortwährenden Verfolgungen und harten Strafen, denen die Burschenschaftler ausgesetzt waren; man braucht in dieser Hinsicht nur an Fritz Reuter und seine klassischen Schilderungen: „Ut mine Festungstid" zu denken; diese behördlichen Maßnahmen erzeugten einen tiefen Haß, der sich darin äußerte, daß sehr viele Studenten agitatorisch gegen die damaligen Regierungen wirkten; man denke nur an ihre Beteiligung an der Bewegung des Jahres 1848; anderseits aber machte sich die Burschenschaft jetzt zum Sprachrohre des allgemeinen Volksempfindens jener Zeit. Dieses Empfinden ging nach einem einigen Deutschen Reiche; man sehnte sich danach — wenigstens in Norddeutschland —, aus dem öden Partikularismus herauszukommen; man wollte kein Preuße, kein Hesse, Mecklenburger sein, sondern vor allem ein Deutscher. Und diese Bestrebungen unterstützte aufs kräftigste die Burschenschaft; sie ist der Träger des Einheitsgedankens dieser Zeit. Für sie gelten in vollem Maße die Worte, die Kinkel sang:

„Und zuletzt nun, auf von euren Sitzen!
Höchsten Eid dem Vaterland gezollt!
Füllt das Männerherz mit Wetterblitzen,
Denn hier wallt die Fahne schwarz-rot-gold.
Schwört mit heil'gem Mut;
Nie im Kampf geruht,
Bis sie über Deutschland sich entrollt!"

Die Ideale dieser alten Burschenschaft, der Verfassungsstaat und Reichseinheit, sind in Erfüllung gegangen. Wenn auch nicht wesentlich durch sie und nach den von ihr aufgestellten Programmen, so doch tatsächlich. Damit waren alte Ideale erfüllt und die Wege offen zu neuen.

Der Verfasser entzieht sich nicht der schmerzlichen Beobachtung, daß diese neuen Wege lange Zeit nicht gegangen wurden. „Der Zweck der alten Burschenschaft schien erfüllt zu sein und in Konsequenz dieser Anschauung wäre es richtig gewesen, sich aufzulösen oder aber ein neues Ideal an Stelle des alten zu setzen, das

diesem gleichartig war. Das ist nicht geschehen. Die Burschenschaft, die nach 1870 emporblühte, verstand nicht die Richtungen ihrer Zeit, wie es einst die alte Burschenschaft so trefflich verstanden hatte." Welche Zielpunkte hätte sich die Studentenschaft nach 1870 als die Elite der gebildeten Nation setzen müssen? „Waren es vorher meist politische Interessen gewesen — die äußere Einigung Deutschlands —, die im Vordergrunde des Volksempfindens und Sehnens gestanden hatten, so nahmen jetzt soziale Interessen — die innere Einigung Deutschlands — die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch; nach 1870 machte Deutschland auch einen tiefgehenden wirtschaftlichen Umformungsprozeß durch, der es in die Reihe der führenden Nationen auf dem Weltmarkt stellte. Dieser wirtschaftliche Umformungsprozeß riß aber auch zugleich, wie schon eingangs geschildert wurde, tiefe Wunden im Volkskörper auf; er vermehrte die Zahl der Lohnarbeiter um das vielfache und ließ infolge der Zusammendrängung der Industrie in den Großstädten neue ungeahnte Probleme entstehen, zu denen die dadurch bedingte Anhäufung der Fabrikarbeiterschaft führte; die sozialen Klassengegensätze verschärften sich und nahmen unter dem Einflusse politischer Parteien immer unerquicklichere Formen an." Hier wäre, so fährt Dienstag fort, „ein Feld für die neue Burschenschaft — d. i. die Burschenschaft nach dem Jahre 1870 — gewesen, das zu beackern wohl der Mühe wert gewesen wäre; aber dem Beobachter und Erforscher des akademischen Lebens dieser Zeit bietet sich ein unsäglich trauriges Bild dar; die Korps, die sich 1850 zu einem festen Verbande zusammengeschlossen hatten, waren tonangebend. Ihre Prinzipien waren die alten landsmannschaftlichen: möglichste Exklusivität, viel Trinken und Mensuren schlagen. Und die Verfolgung dieser Prinzipien sah nun auch die Burschenschaft als ihr Lebensziel an; sie bemühte sich, möglichst korpsmäßig aufzutreten. Es erfüllt denjenigen, der erkannt hat, wie bedeutsam einst die Burschenschaft für das politische Leben unseres Volkes war und welche Fülle von Kraft und Energie sich in ihr entwickelt hatte, mit unendlicher Wehmut, wenn er sieht, wie hier die edelsten und höchsten Ziele verkannt wurden."

Die Korps haben seither an ihrem alten Standpunkt festgehalten, „sie sind bis heute in ihren Prinzipien unverändert geblieben und bilden ein Stück Mittelalter im modernen Staate. Denn noch immer sind sie die Träger einer möglichst weitgetriebenen Exklusivität, immer noch bilden Bier und Fechten ihr hauptsächlichstes Lebenselement". Anders die Burschenschaften. Vom 31. Januar 1883 datiert die Tivolirede des Geheimrats Küster, eines alten Bonner Frankonen. Mit der Tivolirede setzt die Reform der Burschenschaft nach der negativen und dann später nach der positiven Seite ein. Infolge der Küsterschen Anregung löste sich zunächst ein neuer Verband vom Stamme der alten Burschenschaften, der A.-D.-B.-Verband, im Gegensatz zu den D.-B.-Burschenschaften. Zu diesen letzteren gehören heute ungefähr 65 Verbindungen, zu den ersteren 25. In beiden konstatiert der Verfasser mit Freuden eine zunehmende Beschäftigung mit sozialen Fragen.

Jedoch damit tut sich Dienstag nicht genug. Er glaubt an eine ganz besondere soziale Mission der einst auf politischem Gebiete für unser Vaterland so bedeutsamen Burschenschaften. Er will zwar die soziale Arbeit anderer Studentengruppen, die des „Vereins Deutscher Studenten", der aus der Agitation Stöckers hervorwuchs, die der „Freistudentenschaft" und auch die der katholischen Studentengruppen[1]) in ihrer Bedeutung nicht unterschätzen. Die volle Begeisterung erfaßt ihn aber erst, wenn er von den beiden großen Couleur tragenden burschenschaftlichen Verbänden spricht, die „infolge ihrer historischen Tradition ganz besonders dazu berufen seien, als Führer in diesen Fragen der übrigen Studentenschaft voranzugehen und die hoffentlich dieser Führerrolle sich auch bald bewußt werden".

Diese Wendung verdient Beachtung. Denn sie steht nicht vereinzelt da. In burschenschaftlichen Kreisen scheint die Rückerinnerung auf ihre im Sinne des Verfassers sozialen Anfänge mehrfach lebendig zu werden. So schließt auch ein Artikel von Buscher in der Aprilnummer der „A.-D.-B. Zeitschrift": „Die soziale Aufgabe und Tätigkeit des deutschen Studenten", mit dem bezeichnenden Satze: „Um die Erkenntnis der sozialen Aufgaben des deutschen Studenten haben sich verdient gemacht nur die Wildenschaft und die katholischen Verbände. Diese letzteren sind sehr rührig an der Arbeit. Die Wildenschaft findet auch vereinzelt Unterstützung durch Korporationsstudenten, worunter der V.-D.-St., die D.-B. und der A.-D.-B. vertreten sind. Doch hat die Hauptarbeitslast bisher die Wildenschaft getragen. Hier muß eine entschiedene Aenderung eintreten. Der A.-D.-B. muß der erste sein unter den Verbänden, getreu seinem Wahlspruch: Freiheit, Ehre und Vaterland."

Ich will nicht darüber streiten, ob nicht andere Studentengruppen mehr Recht haben, auf soziale Gedankenwerte in ihrer Verfassung und ihren Grundideen sich zu berufen und zu besinnen. Ich freue mich jeder neuen Gruppe, die jugendstark in den Wettbewerb fruchtbarer sozialstudentischer Regsamkeit eintritt. Hier heben die Wege an, die in lichte Höhenluft einer neuen Zeit führen.

1) Auf die Schiefheiten, die dem offenbar nicht genügend informierten Verfasser in der Beurteilung der sozialstudentischen Regsamkeit der katholischen Studenten, vor allem in der Beurteilung der Bestrebungen des Sekretariats Sozialer Studentenarbeit, unterlaufen, will ich an dieser Stelle nicht eingehen. Vor allem scheint er nur schwer sich in das Verständnis für die Notwendigkeit einer religiös inspirierten sozialen Mitarbeit der Gebildeten neben der bloßen sozialen Informierung und Orientierung hineindenken zu können. Die sozialstudentische Regsamkeit hat sich im katholischen Lager gleichmäßig die Förderung aller Formen zum Ziel gesetzt, in denen das soziale Interesse überhaupt im lebendigen Vereine der gesamten Studentenschaft geweckt wird, wie auch derjenigen Formen, in denen der organische Anschluß des katholischen Studenten an die sozialen Standesvereine seines Volksteiles gefördert wird. Seien wir doch um himmelswillen keine trostlosen Schematiker, die um des Wortes „neutral" willen die kostbarsten Arbeitsgelegenheiten und die wundervollsten Zusammenhänge mit denjenigen Teilen unseres Volkes übersehen, denen die soziale Arbeit mehr ist als bloßes Magenbedürfnis und bloße Klassenorganisation. Vergleiche im übrigen Nr. 2 der „Sozialen Studentenblätter" (8mal jährlich, 1.— M, M.-Gladbach) Artikel: „Konfessionelle Abschließung?"

Die Ehe in altheidnischer und in neuheidnischer Auffassung.

Im alten Römerreiche galt die Ehe als die völlige und ungeteilte Gemeinschaft der gesamten Lebensverhältnisse von Mann und Frau, die gleichmäßig Teilnehmer am göttlichen wie menschlichen Rechte sein sollten. So bezeichnet insbesondere einer der hervorragendsten Rechtsgelehrten der vorchristlichen Kaiserzeit das matrimonium als die conjunctio maris et feminae, als „consortium omnis vitae", als individuam vitae consuetudinem continens", als „divini et humani juris communicatio" (Dig. XXIII, 2 § 1. Inst. I, 9 § 1). Wie turmhoch erhaben standen doch die heidnischen Römer mit dieser nahezu christlichen Geist bezeugenden Auffassung von der Ehe über jener so mancher unserer modernen männlichen und namentlich weiblicher Ehereformer, denen die Ehe weiter nichts ist als eine zeitweilige — jedenfalls nicht mehr grundsätzlich und von Anfang an auf die Dauer berechnete — Verbindung eines Mannes und Weibes. Umfang und Dauer der Verbindung sollen ja nach den Anschauungen dieser Art von Modernisten vom jeweiligen Belieben eines jeden der Genossen abhängig, das sexuelle Moment soll überdies das ausschlaggebende sein. Die sogenannte freie — nach Beginn und Ende formlose — Ehe ist bekanntlich das diesen Reformern vorschwebende Ideal von Ehe, auf dessen Verwirklichung sie freilich in den Kulturstaaten noch recht lange vergeblich warten dürften. Denn selbst in dem zurzeit so radikal regierten Frankreich wird ihre Ideensaat noch lange nicht aufgehen. — Zwar brachten in jüngster Zeit verschiedene Zeitungen liberaler Richtung die immerhin auffallende Nachricht, die „freie" Ehe habe in Frankreich rechtliche Anerkennung gefunden. Als Beweis wurde angeführt, der Kriegsminister habe angeordnet, daß auch den „Genossinnen" (consortes) der zu Waffenübungen eingezogenen Wehrmänner die verordnungsmäßigen Entschädigungsgelder ausgezahlt werden sollten wie den Ehefrauen. Angenommen, der Minister habe wirklich eine solche Verfügung erlassen, so gehört doch eine sehr große Naivität des Denkens dazu, aus einer solchen Tatsache die amtliche Anerkennung des Konkubinats als einer rechtmäßigen Ehe zu folgern Man braucht wahrlich kein Kenner des französischen Rechtes, ja man braucht nicht einmal Jurist zu sein, um sofort das Unsinnige einer solchen Annahme zu erkennen. Kann denn ein Minister durch eine einfache Verwaltungsmaßregel das Gesetz ändern? Die Vorschriften über die Erfordernisse einer gültigen Ehe sind im Bürgerlichen Gesetzbuch (Code civil) niedergelegt. Dessen Bestimmungen werden dadurch selbstverständlich nicht aufgehoben oder geändert, daß ein Kriegsminister aus — wirklichen oder vermeintlichen Zweckmäßigkeitsrücksichten etwa verfügt, es soll jede Person, die den Haushalt des einberufenen Wehrmannes führt — sei dies die Ehefrau, die Schwester, die Mutter oder eine „Freundin" — die verordnungsmäßige Vergünstigung genießen. Die Wahrheit würde der „Genossin" der „freien" Ehe sofort sehr deutlich zum Verständnis gebracht werden, wenn es ihr einfallen sollte, für sich oder die aus dem tatsächlichen Zusammenleben etwa hervorgegangenen Kinder andere Rechte oder Ansprüche geltend zu machen, die nur aus einer wirklichen, d. h. gesetzmäßigen Ehe abzuleiten sind. Ihre etwaige Berufung auf die „Anerkennung" ihrer Verbindung als „freier Ehe" seitens eines Ministers würde auch bei den Richtern in Frankreich nur ein mitleidiges Lächeln erregen können.

Justus.

Halb Lenz, halb Sommer . . .

Jetzt sind die Tage, da der Flieder blüht,
In stillen Gärten schwanken seine Dolden.
Jetzt ist die Zeit, da träumend das Gemüt
An früh're Lenze denkt, die süß und golden.

Jetzt ist die Zeit, da mild im Abendglüh'n
Erinnerung uns grüßt mit weichen Klängen,
Da über blauen Wäldern Stimmen zieh'n,
Als ob der alten Bäume Seelen sängen.

Halb Lenz, halb Sommer ist's auf Fluren heiß.
Ernst mahnt der Sommer, daß die Tat nicht fehle,
Und doch zum Träumen lockt der Lenz noch leis . . .
Halb Lenz, halb Sommer ist es in der Seele.

Lorenz Krapp.

Venezianische Kunstausstellung.

Venedig fängt an sein Gleichgewicht wieder zu erlangen. Denn das war ihm offenbar verloren gegangen, seit 1902 der Campanile einstürzte, und seine ausgleichende große senkrechte Linie gegen die langgestreckten Formen der Ufer und des Häusergewimmels verloren ging. Noch im Fallen hatte er so viel Einsicht, daß er auf seine Umgebung Rücksicht nahm und nicht durch Zertrümmerung der Prokurazien oder gar der Markuskirche unheilbaren Schaden schuf. Jetzt wächst er langsam aber sicher wieder in die Höhe und beginnt mit den bereits erreichten 45 Metern schon seine frühere Herrschermacht von neuem geltend zu machen. Ja, wir Alten, so denkt er, lassen uns noch lange nicht unterkriegen. Und so ersteht er genau, wie er ehemals ausgesehen hat, zum Aerger der Uebermodernen, die gern ein modernes, vom ehemaligen gänzlich unabhängiges Gebilde hier gesehen hätten. Daß man mit solcher Aenderung mehr begangen hätte als eine Abweichung vom Baustil, daß man gewissermaßen ein Stück venezianischer Seele ausgerottet hätte, bedenken sie dabei nicht. Denn gerade in der Festhaltung der äußeren Form liegt in diesem Falle auch die der Tradition. Alle Erinnerungen an alte Macht und Herrlichkeit knüpfen sich eng gerade an diese Erscheinung, alle Zuversicht, daß Venedig auch fernerhin Bedeutung in der Welt haben wird, sind von der Tradition wesentlich abhängig. Im Staatsgebilde herrscht ja Venedig nicht mehr unumschränkt. Das Geschick der alten Beherrscherin der Meere ist mit dem Italiens verknüpft, dessen Zukunft ebenso wie die anderer Staaten auf dem Wasser liegt. Hat doch auch in der jetzigen Ausstellung Carlo Lorenzetti diese Tatsache — La patria è sulla nave — in einem eindrucksvollen, mächtigen Relief zum Ausdruck gebracht. Man begreift sie, wenn man an der Riva hinbummelt und auf dem weitgedehnten Gewässer der Lagunen die Kriegs- und Handelsschiffe vor Anker liegen sieht. Aber auf einem anderen Gebiet ist Venedig noch gerade so mächtig und unabhängig wie in alter Zeit: auf dem der Kunst. Mit tausend Wundern lockt es den Fremdling, aus aller Welt kommen die Scharen unablässig herbeigeströmt, die Venedig zu einer internationalen Sammelstätte machen, während es doch in seinem Aussehen, im Charakter seiner Bevölkerung, mit all seinem Treiben, seiner Schönheit, seiner Verwitterung, seinem Schmutz und Dunst eine so echt italienische Stadt ist. Die Tradition, die solche Anziehungskraft übt, schafft, daß auch die moderne Kunst hier ihre Stätte gefunden hat, und daß zugleich der nördlichste Kunstmarkt des Landes entstanden ist, der bei der Masse des zahlungsfähigen Besuches trefflichste Aussichten bietet. Dieser bunte Markt ist nicht in engen Straßen aufgeschlagen — ich wüßte auch nicht, wie man das in Venedig machen sollte —, sondern der Zusammenhang mit der Natur, den der moderne Mensch gefunden hat, lockt ins Freie. Draußen, in den köstlichen Giardini Pubblici, an deren Eingang des alten Garibaldi ehernes Denkmal die Wache hält, dort tummelt sich auch die freie Kunst der Gegenwart. Nicht ohne dabei freilich mit verbreiteten Ideen unserer Zeit in Widerspruch zu geraten. Denn statt sich brüderlich zu vereinigen, suchen so und so viele die Vereinzelung. Aber schließlich ist es nicht böse gemeint und dient dazu, die Uebersichtlichkeit der großen Kunstschau zu erleichtern, die heuer zum achten Male dort stattfindet. Zur Würdigung der Leistungen, zum ergiebigen Vergleich kommt man so viel bequemer als im Wirrsal, das Werke aus verschiedensten Gegenden kunterbunt zusammenbringt. Man hat diesen, auf so großen Ausstellungen sonst selten zu beobachtenden Fehler in mehreren Sälen begangen. Die heterogenen Eindrücke beeinträchtigen sich gegenseitig, verwirren den Beschauer und erschweren ihm, über die Großzügigkeit klar zu werden, die gerade für diese Ausstellung charakteristisch ist.

Denn sie gibt Bedeutendes, Kennzeichnendes bei keineswegs sehr großem Umfange. Die Ausstellungen im Münchener Glaspalaste sind quantitativ viel umfassender. In Venedig hat man dieses Mal mit Recht Wert darauf gelegt, statt des bunten Gewimmels vieler Hunderte von Malern, Bildhauern, Graphikern und Vertretern der angewandten Künste nur einer eingeschränkten Anzahl Zutritt zu gewähren, dafür aber einige der wichtigsten ausführlich zu Wort kommen zu lassen. Für Deutschland hätten wir dies Prinzip gern etwas weiter angewandt gesehen; aber schließlich soll doch gleiches Recht für alle herrschen, und mehreren anderen Kulturnationen ist auch nur je eine Sondergruppe eines ihrer Größten und Bekanntesten zugebilligt worden.

Daß die italienische Kunst etwas besser weggekommen ist und solcher Sondergruppen nicht weniger als dreizehn bekommen hat, wird man dem Umstande zugute halten, daß man gern ein wenig imponieren will. Was hilft es, das eigene Licht unter den Scheffel zu stellen? Warum nicht zeigen, daß auch die italienische Kunst Meisterin ist, nach ihrer Art in allen Gebieten des künstlerischen Schaffens zu walten versteht? Daß sie vom Schlichtesten bis zum Größten, vom Kleinsten bis zur riesigen Monumentalschöpfung hervorbringt, was nicht allein wirkungsvoll, sondern auch innerlich echt und dauernder Bedeutung sicher ist? Insofern strebt Italiens neues Geschlecht den alten nach. In der Wahl der Stoffe nur wenig. Namentlich fehlt es, man kann sagen ganz, an Kunstwerken der religiösen Richtung. Wo sie vereinzelt vorkommen, dienen sie nicht der kirchlichen Bestimmung. Das ist freilich eine Erscheinung, die auch in anderen Ländern heute allgemein verbreitet ist, selbst in solchen, die, wie Ungarn oder — freilich nicht auf dieser Ausstellung — Deutschland, auf diesem Gebiete etwas produktiver sind. Uebrigens mag in diesem Jahre Düsseldorf wohl zu stark eingewirkt und alles Nennenswerte in Anspruch genommen haben. Um auf Italien zurückzukommen, so ist aus den alten gegenständlichen Kreisen wesentlich nur noch das Porträt geblieben, dessen man sich mit solcher innerlichen Vertiefung und solcher technischen mannigfachen Erfassung zu bemächtigen sucht, wie es der modernen Zeit eben möglich ist. Durchaus im Sinne der letzteren aber liegt die starke Hinneigung zur Landschaft, ihrer symbolisierend individuellen Wiedergabe und Interpretation. Rückständigkeiten im Sinne der bloßen Vedutenmalerei sind bereits selten geworden. Somit darf man auf einem der wichtigsten Kunstgebiete einen wesentlichen Fortschritt verzeichnen. Ueberhaupt hat man in verhältnismäßig kurzer Zeit hierzulande zugelernt. Die Durchmusterung der ausgestellten italienischen Werke ergibt eine bedeutende Steigerung des guten Geschmacks. Der grobe Naturalismus, die plumpe Betonung der Gegenständlichkeit ist nur noch in spärlichen Resten zu finden, wie etwa bei wenigen neapolitanischen Malern. Dafür hat man durch bereitwilliges Studium ausländischer Vorbilder, bei dem man doch die nationalpersönliche Art nicht geopfert hat, die Notwendigkeit anerkannt und zieht die praktischen Folgen daraus, dem unverkünstelten Gedanken so weit als möglich auf den Grund zu gehen, ihn zur sinnlichen Erscheinung zu bringen mit vornehmer Vortragsweise, nach vertieften Ausdrucksmitteln suchend, seine Eigenschaften ausnutzend zur Lösung neuer zeichnerischer und koloristischer Probleme. Die persönliche Eigenart des Künstlers wirkt dabei durchaus maßgeblich. Man sehe die tiefsinnigen Kunstallegorien des G. Chini in der Kuppel des Eingangssaales, oder die von schier unversiegbarer Phantasie eingegebenen Malerdichtungen des A. Sartorio, worin er den Rätseln des Lebens nachsinnt oder die Geschichte seines Volkes besingt. Und man wird gewahr, wie ungeheuren Aufschwunges diese neu-italienische Kunst bereits fähig gewesen ist, der nur selten die Möglichkeit gegeben wird, sich im höchsten Sinne zu betätigen. Daneben die feinen Volksstudien eines Ettore Tito, eines Ettore de Maria Bergler, die köstlichen Schilderungen der Landschaftsseele vom verstorbenen G. Pellizza da Volpedo, von G. Cairati, Marius de Maria, G. Ciardi. Oder man prüfe die Skulpturen des Francesco Jerace und sehe, wie dieser Künstler des Ausdrucks größter Monumentalität wie subtilster Detailergründung fähig ist. Und man wird schon in diesen wenigen Beispielen die Gewähr gegenwärtiger großer und künftig größerer Bedeutung gegeben finden. Herrscht dabei dennoch über dem Ganzen der Eindruck einer gewissen Durchschnittsmäßigkeit, so kommt dies daher, daß trotz der internationalen Bestimmung der Ausstellung das italienische Element überwiegend viel zu breit herangezogen worden ist.

Davon haben die anderen Nationen ihren Vorteil. Die Franzosen mit ihren nur wenigen, aber exquisiten Malern und der bewunderungswürdigen Sonderausstellung von Werken des P. A. Besnard. Die Belgier in ihrem feinen kleinen Pavillon, der mit nur ganz vortrefflichen Stücken erfüllt ist. Die Skandinavier, die mit ihren Gruppen des Anders Zorn und des Peter Kroyer einfach sensationell sind. Die Ungarn in ihrem von Farben und Gold gleißenden Palast, worin die Neu-Magyaren zeigen, daß man in der Pußta noch mehr versteht als Viehhüten und Geigespielen. Sogar die wenig vorsichtigen Engländer, die von der Menge, die sie brachten, getrost einen Teil hätten daheim lassen können. Mancherlei andere Nationen sind noch da, meist recht gut, aber zu spärlich, um ein angemessenes Urteil im allgemeinen zu ermöglichen.

Deutschland ist hauptsächlich durch die Münchener Sezession vertreten und durch die Sonderausstellung von Werken des Franz von Stuck. Einzelne andere Erscheinungen dienen eigentlich nur dazu, um daran zu erinnern, daß auch sie existieren. Zur annähernden Charakterisierung der betreffenden Meister reichen sie fast durchweg nicht aus. Noch dazu gehören die Werke ziemlich einseitig den graphischen Künsten an. So die freilich wunderschöne Kreuzigung von Hans Thoma, die badenden Knaben und eine Dorfstraße von Max Liebermann, Radierungen von Klinger und von Käthe Kollwitz. Mit einander und im Verein mit den graphischen Kunstwerken der münchnerischen Abteilung lassen sie die interessante Beobachtung zu, wie gerade die vervielfältigenden Techniken neuerdings wieder, wie einst in alten Zeiten, eine geistig führende Stelle einzunehmen suchen. In diesen Blättern entfaltet sich ein weitaus größerer Tiefsinn, manchmal, wie zugegeben werden muß, bis zur Grenze der Verständlichkeit gehend, als in den Werken der Tafelmalerei. An einer etwaigen größeren Leichtigkeit der technischen Herstellung liegt dies selbstverständlich nicht, da gerade in dieser Richtung bei vielen Stücken das Gegenteil der Fall ist. Auch nicht die Aussicht macht es, etwa diese meist recht teueren Blätter im Volke verbreitet zu sehen. Sondern es muß an den zur Abstraktion leitenden Eigenschaften der Farblosigkeit liegen oder mindestens an der Schwierigkeit, auf dem Gebiete dieser Techniken der Lösung farbiger Probleme den Vorrang vor dem Gegenstande der Darstellung einzuräumen. Weil der Künstler diesen Lockungen entsagt, wirft er sich um so intensiver auf die Ergründung des geistigen Elementes, geht bis zur Grübelei, tüftelt in Symbolen und Allegorisierungen. Gewöhnt sich, mit wenigen Worten viel zu sagen, uns, diese einfache Sprache zu verstehen. Für die Beurteilung eines Künstlers bleibt sein Verhältnis zur zeichnerischen, farbenfremden Tätigkeit jederzeit von größter Bedeutung. Aehnlich ist es auch bei der Skulptur. Was die Malereien der münchnerischen Abteilung betrifft, so zeigen sie auch hier — denn man will doch dem Auslande einen möglichst umfassenden, möglichst vorteilhaften Begriff geben — alle ihre charakteristischen Eigenschaften, entfalten alle Reize des Inhaltes und der Form, woran wir von den heimischen Ausstellungen her gewöhnt sind. Sie erweisen an alten und neuen Beispielen den Rang der so verschiedenartigen Talente. Sie zeigen die Stellung des Gegenstandes wie zumeist am zweiten, die der Farbe am ersten Platze, selten beides auf gleicher Stufe. Nur einer ist, der davon eine Ausnahme macht, Franz von Stuck. Aber auch bei ihm ist wenigstens das Zeichnerische bewunderungswürdig und fühlbar das Wichtigste. Ihm ist auch das Bestreben, seine Koloristik und den Gedankeninhalt seiner Werke einander gleichwertig zu machen, fast durchweg gelungen. Aber nur wenige dieser Schöpfungen halten vor der vorurteilslosen Prüfung der Frage stand, ob ihr Inhalt und ihre Farbe echte bleibende Werte enthalten, oder ob sie schillerndes Wesen, Sensationen sind, absichtlich seltsame, raffiniert gebildete Gefäße, in denen ein prickelnder, nicht stets vollwertiger Trank kredenzt wird. Natürlich, auf die breite Menge wirkt dergleichen stark und schnell berauschend. Daher der Erfolg auch hier in Venedig. Insofern bildet diese Stuck-Ausstellung vielleicht den merkwürdigsten Teil von allem, was auf dieser Ausstellung geboten wird, in der ein jeder der aus allen Weltgegenden zusammenströmenden Besucher Züge findet, die seiner eigenen Art entsprechen.

Dr. O. Doering-Dachau.

Genesung.

Dein qualvoll Sehnen und Grämen,
Dein Lieben und all dein Leid,
Versenk's, o versenk's in die Tiefe
Von Gottes Unendlichkeit.

Die kranke Perle gesundet
Im Wogenspiele der Flut,
Wenn wieder die wellengeborne
Am Herzen des Meeres ruht.

Und du, dem Willen der Gottheit,
Der Hand des Höchsten entstammt,
Von seinem Geiste getragen,
Von seinem Hauche durchflammt:

Wo wolltest du anders genesen
Von irdischer Liebe und Lust,
Vom Todesodem des Lebens —
Als einzig an Gottes Brust?

A. Jüngst.

Katholiken Deutschlands!

Die 55. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Düsseldorf hat allen Freunden der katholischen Sache aufs neue dringend empfohlen, sich in die Liste der **ständigen Mitglieder** der Generalversammlung aufnehmen zu lassen, und zugleich die bestimmte Erwartung ausgesprochen, daß überall im Reich, wo Katholiken wohnen, durch deren Organisationen sowie durch opferwillige und arbeitsfreudige Geistliche und Laien eine systematische Agitation für die Anmeldung zur Liste der ständigen Mitglieder betätigt und wachgehalten werde. Dieser Beschluß ist nicht, wie die gegnerischen Blätter schon des öfteren behaupteten, etwa der Furcht entsprungen, als sei es nicht möglich, die Generalversammlungen auf der großartigen Höhe zu erhalten, welche sie bis jetzt eingenommen haben; vielmehr hat sich gerade aus der unerwarteten und riesenhaften Entwicklung der Generalversammlungen die Notwendigkeit ergeben, Vorsorge zu treffen, um den einzelnen Lokalkomitees die Arbeit der Vorbereitungen zu erleichtern. Anderseits aber begründet die Schaffung der ständigen Mitgliedschaft eine sichere finanzielle Grundlage für die einzelnen Generalversammlungen, namentlich für den Fall, daß dieselben in mittleren und kleineren Städten stattfinden und daher eine geringere Anzahl von ortsansässigen Katholiken vorhanden ist, welche das erhebliche finanzielle Risiko der Veranstaltung zu tragen hat. Es soll dadurch ein **Garantiefonds** für diese Zwecke geschaffen werden.

Darum ergeht auch in diesem Jahre an die Katholiken, welche noch nicht ständige Mitglieder sind, die dringende Aufforderung, sich nach Möglichkeit in die ständige Liste eintragen zu lassen. Gewiß ist in erster Linie unser Wunsch, daß recht viele Katholiken persönlich zu den Katholikenversammlungen erscheinen, **besonders auch in diesem Jahre zu der in Breslau vom 29. August bis 2. September tagenden 56. Generalversammlung, wo es sich darum handelt, nach längerer Zeit wieder im Osten Deutschlands eine machtvolle Kundgebung katholischen Geistes zu veranstalten,** die einerseits die dortige Bevölkerung zu immer regerer Betätigung ihres Glaubens anspornen, anderseits das katholische Solidaritätsgefühl, das Ost und West, wie Nord und Süd verbindet, neu beleben wird. Aber auch diejenigen, welche nicht zur Katholikenversammlung kommen können, bitten wir recht herzlich, sich als ständige Mitglieder anzumelden und so die lebendige Verbindung mit dieser wichtigen Betätigung und Kundgebung katholischen Lebens und Wirkens herzustellen. Die ständigen Mitglieder erhalten jedes Jahr von dem Lokalkomitee ohne weiteres ihre Mitgliedskarte gegen Nachnahme von 7.50 M durch die Post zugestellt, später sämtliche Drucksachen (auch den stenographischen Bericht), und sie werden in der ständigen Liste des stenographischen Berichts jedes Jahr aufgeführt. Die *Verpflichtung*, alljährlich zur Generalversammlung persönlich zu erscheinen, folgt daraus nicht. Allein die Zahl der bisher erfolgten Anmeldungen reicht nicht aus, um die durch die Einrichtung der ständigen Mitgliedschaft verfolgten Zwecke zu erreichen und zu sichern. Es ist notwendig, daß immer weitere Kreise aus allen Gauen unseres deutschen Vaterlandes sich an dieser so höchst wertvollen Einrichtung beteiligen. Und so bitten wir alle Katholiken Deutschlands, denen es nur irgendwie möglich ist, **sich als ständige Mitglieder der Generalversammlung der Katholiken Deutschlands anzumelden.** Insbesondere richten wir die Bitte an die hochw. Geistlichkeit und die Vorstände der katholischen Vereine, nicht nur selbst die ständige Mitgliedschaft zu erwerben, sondern auch ihrerseits eifrig für Gewinnung neuer ständiger Mitglieder mitzuwirken.

Anmeldungen nehmen entgegen: 1. Für das Lokalkomitee Herr Justizrat **Heer**-Breslau, Tauentzienplatz 1a. 2. Der Generalsekretär Herr Kaplan **Donders**-Münster i. W., Krummestraße 46. (Es wird aber dringend gebeten, nicht durch Postanweisungen vorher den Betrag einzusenden, sondern den Versand der Mitgliedskarte gegen Nachnahme abzuwarten.)

Berlin, im März 1909.

Der Vorsitzende d. Zentralkomitees:
Graf Droste zu Vischering

Der Vorsitzende des Lokalkomitees zur Vorbereitung d. 56. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Breslau:
Justizrat Dr. Porsch.

Der neue Erzbischof von München und Freising.

Von **Franz Freund.**

Zum Nachfolger des jüngst verstorbenen Erzbischofs Dr. Franz Joseph von Stein ist von Sr. Kgl. Hoheit dem Prinz-Regenten der Domdechant in Speyer, H. H. Franz **Bettinger**, ernannt worden.

Derselbe ist geboren am 17. September 1850 zu Landstuhl in der bayerischen Rheinpfalz als Sohn eines ehrsamen Schmiedemeisters und studierte Philosophie und Theologie in Innsbruck und Würzburg. An ersterer Universität war er Mitglied der katholischen Studentenverbindung Austria, an letzterer wurde er Mitbegründer der katholischen Studentenverbindung Markomannia. Beiden Korporationen gehört er noch heute als Alter Herr an.

Nach seiner Priesterweihe am 17. August 1873 wirkte er zunächst als Kaplan in Zweibrücken, Kaiserslautern und Reichenbach. Von 1879—1888 war er Pfarrer zu Lambsheim und von 1888—1895 Pfarrer zu Roxheim. Als Distriktsschulinspektor erwarb er sich gleichzeitig eingehende Kenntnisse und reiche Erfahrungen auf dem Gebiete des Volksschulwesens.

Im Jahre 1895 zum Domkapitular in Speyer ernannt, erhielt er die Stadtpfarrei daselbst übertragen. In beiden Stellungen konnte und wußte er seine reichen Kräfte nach allen Richtungen zu entfalten: als vorzüglicher Katechet in der Schule, als ein um das geistige und leibliche Wohl seiner Pfarrkinder gleich unermüdlich besorgter Pfarrherr, als rasch auffassender, umsichtiger und geschäftsgewandter Referent des bischöflichen Ordinariates. In dem neuen St. Vinzentius-Krankenhaus zu Speyer hat er sich ein dauerndes Denkmal seiner pfarrlichen Wirksamkeit gesetzt.

Am 24. Januar ds. Js. wurde er von Sr. Kgl. Hoheit dem Prinz-Regenten zum Domdechanten in Speyer befördert und nach weiteren vier Monaten sieht er sich durch das Allerhöchste Vertrauen auf den ersten Bischofstuhl des Landes berufen.

Scharfer Verstand, Schaffensfreude, Energie und Ausdauer, umfassende Kenntnisse und reiche Erfahrungen auf allen Gebieten priesterlichen Wirkens, verbunden mit liebenswürdigem Wesen, berechtigen zu der freudigen Hoffnung, daß der rechte Mann an die rechte Stelle berufen worden ist. Ad multos annos!

Kommunal-Literatur.

Je mehr mit der steigenden Bevölkerung und deren Ansprüchen an die Leistungen der städtischen Gemeinwesen der Kreis ihrer Aufgaben auf den verschiedensten Gebieten zunimmt, um so schwieriger wird es nicht nur für die ehrenamtlich, sondern auch beruflich in der Gemeindeverwaltung tätigen Personen, sich schnell über diese oder jene Aufgabe oder Maßnahme der Gemeindeverwaltung zu orientieren und dabei den möglichst besten Weg zu finden. Hierbei mitzuhelfen erscheint recht geeignet das vor kurzem im Verlage von Gustav Fischer in Jena erschienene „Kommunale Jahrbuch". Erster Jahrgang 1908, herausgegeben von Dr. Hugo **Lindemann** und Dr. Albert **Südekum** (888 S. Preis brosch. 14 M, eleg. geb. 15 M), die beide schon seit längerer Zeit auf dem Gebiete der kommunalen Politik tätig sind. Das Werk zerfällt in zwei Teile; der erste berichtet über alle Vorgänge und Fortschritte des abgelaufenen Jahres 1907 auf allen Gebieten der kommunalen Tätigkeit. Im einzelnen werden behandelt folgende Gegenstände: Gesundheitskommissionen, Hygienische Kongresse, Städtereinigung, Fürsorge für die Ernährung, Badewesen, Bekämpfung der Krankheiten, Städtebau und Wohnungswesen, Volksschule, Mittelschulen und höhere Schulen, Fortbildungsschule, Schulgesundheitspflege, Volksbildung, Allgemeine Arbeiterpolitik, Spezielle Arbeiterpolitik, Kommunale Beamte, Armenwesen, Wirtschaftspflege, Finanz- und Steuerwesen, Polizeiwesen, Feuerlöschwesen, Statistische Aemter. Der zweite Teil gibt eine Uebersicht über die im Jahre 1907 bestehenden Einrichtungen in allen deutschen Gemeinden mit mehr als 5000 Einwohnern zugleich mit knappen statistischen Angaben und den Namen der Bürgermeister, Stadt- und Gemeinderäte, Stadtverordneten, leitenden Beamten usw. Die Darstellung ist in beiden Teilen durchweg rein sachlich, was sich ja auch schon daraus ergibt, daß sich dieselbe im wesentlichen auf amtliches Material stützt. Berücksichtigt man die Schwierigkeiten, die bei der Beschaffung einer solch gewaltigen Materialsammlung wie im vorliegenden Jahrbuch sich nicht umgehen lassen, sowie den Umstand, daß dieses den ersten Versuch der Jahresberichterstattung auf kommunalem Gebiete in dieser Art darstellt, so wird man zugeben müssen, daß der erste Wurf schon gut gelungen ist. — Das „Kommunale Jahrbuch" will aufgefaßt sein als eine gewisse Ergänzung zum „Statistischen Jahrbuch deutscher Städte", herausgegeben von Prof. Dr. M. **Neefe**, Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Breslau (Breslau. 1908. Verlag von Wilh. Gottl. Korn, 546 S. Preis M 17.50, geb. M 19.50), dessen neuester Jahrgang für 1908 zu gleicher Zeit mit dem Kommunalen Jahrbuch herausgekommen ist. Das Statistische Jahrbuch hat sich als statistisches Arsenal für Wissenschaft und Praxis im Laufe der Zeit eine solche Position erworben, daß jedes Wort etwa zu einer speziellen Empfehlung völlig überflüssig wäre. Der vorliegende Jahrgang weist wiederum eine dankenswerte Erweiterung des bisherigen Inhaltes auf, sofern zu den üblichen Kapiteln, über welche alljährlich oder doch in bestimmten Zeitabschnitten berichtet wurde, neue hinzugekommen sind und zwar über Unfallstationen, offene Armenkrankenpflege, Turnwesen, Spielplätze und Jugendspiele, sowie Standesämter; erweitert worden sind die Abschnitte über Kanalisation und Abfuhr, Schlachthöfe, Arbeitsnachweis und Arbeitslosigkeit, Reichs- und Staatssteuern. — Als eine mehr die „Ereignisse des Tages" behandelnde und in erster Linie für die Gemeindevertreter empfehlenswerte **Zeitschrift** sei genannt: „**Der Stadtverordnete**", Zentralorgan für die ehrenamtlichen Mitglieder der Gemeindekollegien. Herausgeber: Dr. **Lohmeier**, Beigeordneter der Stadt Oberhausen, Rhld. (Duisburg. C. Leistner. Jährlich 8 M). Ihren Programmsatz, die Leser über alle Verwaltungsangelegenheiten, die weiten und großen Aufgaben und Ziele der Selbstverwaltung, über alle Neuerungen auf den verschiedensten Gebieten derselben und des Gemeindewesens in populärer, dem Nicht-Juristen, dem Nicht-Techniker angepaßten Weise zu belehren und zu unterweisen, hat die nunmehr im 4. Jahrgang erscheinende Zeitschrift nach bestem Können zu erfüllen gesucht. Dr. **Emil van den Boom**, M.-Gladbach.

Bühnen- und Musikrundschau.

Prinzregententheater. Es war ein dankenswerter Versuch unserer Intendanz, „**Elektra**" einmal im Festspielhause zu geben, dessen versenktes Orchester ja für dieses Musikdrama besonders geeignet erscheinen mußte. Die Wiedergabe verlief unter **Mottls** Leitung glänzend. Von neuem erschien mir die Erkennungsszene zwischen Elektra und Orest als der musikalische Höhepunkt des Werkes, der alles andere an Bedeutung weit hinter sich läßt. Ich kann nun freilich nicht finden, daß durch die Dämpfung der instrumentalen Klangfarben der Eindruck, wie dies bei Richard Wagner der Fall ist, in allen Punkten erhöht gewesen ist und sehe mich hierdurch in meiner Anschauung bestärkt, daß vieles in „Elektra" seine Wirkung nur dem Nervenreiz verdankt. Frl. **Faßbenders** Elektra muß von neuem mit warmer Bewunderung genannt werden. Mit ihr fügten sich Frau **Preuse-Matzenauer** (Klytämnestra), Frl. **Fay** (Chrysothemis) und **Bender** (Orest) zu einem dem „Festspielhaus" würdigen Ensemble. Das sehr gut besetzte Haus bewies, daß eine öftere Benutzung des **Prinzregententheaters** heute wohl ohne Opfer ermöglicht werden kann; so darf man hoffen, auch außerhalb der Festspielzeit daselbst häufiger anregende Abende zu genießen.

Hoftheaterjubiläen. Die Hofschauspielerin Rosa **Lanzlott** feierte ihre sechzigjährige Zugehörigkeit zur Kgl. Hofbühne. 60 Jahre, in der Tat ein Jubiläum, das zu feiern, selten einem Künstler vergönnt ist. Als junge Anfängerin betrat Frl. **Lanzlott** die Münchener Bretter und erfreute sich als naive Liebhaberin bald der wärmsten Sympathien des Münchener Publikums. Besonders in Stücken von Raimund und Schleich, dem einst viel gespielten, volkstümlichen Dramatiker Münchens, genoß sie allgemeinste Anerkennung. Auch heute bietet sie noch in Chargenrollen Vortreffliches. Bot der Festtag nun eine interne Feier der Hofbühne, so wird dem Publikum noch Gelegenheit, die Jubilarin auf den Brettern zu ehren. — Herr **Höfer**, der seit anderthalb Jahren als Charakterdarsteller am Hoftheater wirkt, feierte sein 25 jähriges Bühnenjubiläum. Der Nachfolger Häussers hat gleich bei seinem hiesigen Debut als glänzender Charakteristiker und warm empfindender Künstler sich lebhafte Sympathien erworben, und es gelang ihm, die guten Eindrücke mit jedem Auftreten zu vertiefen. Das Engagement des hochbegabten, vielseitigen Künstlers gehört zu den glücklichsten der letzten Jahre.

Im Münchener Künstler-Theater folgt am 29. Juni als fünfte Première des Deutschen Theaters unter Leitung Max Reinhardts Schillers „Räuber". Dekorationen und Kostüme hat Emil **Orlik** entworfen, nach dessen genauen Angaben die Herstellung in den Münchener Werkstätten erfolgt. Professor Orlik trifft demnächst in München ein, um persönlich die Ausführung zu überwachen. Die Regie liegt in den Händen von Max **Reinhardt**. Die Hauptrollen sind wie folgt besetzt: Den Karl Moor spielt Beregi, Franz Moor und Spiegelberg werden abwechselnd durch Moissi und Wegener dargestellt, Amalie spielt Else Heims, den alten Moor — Schildkraut, Schweizer — Diegelmann, Grimm — Ebert, Razmann — Liedtke Schufterle — Großmann, Roller — Hartau, Cosinski —

Feldhammer, Schwarz — Bielschowsky, Hermann — E. v. Winterstein, Daniel — Kühne, ein Vater — Arnold, Pastor Moser — Momber. Die erste Wiederholung der „Räuber“ kann erst eine Woche später stattfinden. Die vorangehenden Premièren sind, wie bereits gemeldet, in folgender Weise angesetzt: „Hamlet“ 18. Juni, es folgen „Sommernachtstraum“ 19. Juni, „Faust“ 23. Juni, „Was ihr wollt“ 25. Juni. — Das Reisebureau Schenker & Co. in München, Promenadeplatz 16, nimmt bereits Billettbestellungen entgegen und erteilt kostenfrei Auskunft.

Verschiedenes aus aller Welt. Paul Lindau, der bekannte Dramatiker und Romancier, feierte in Berlin unter vielfachen Ehrungen den siebzigsten Geburtstag. — Die philosophische Fakultät der Universität Kiel ernannte den Dichter Detlev von Liliencron zum Ehrendoktor. — Die jüngst gemeldete Neapler Aufführung des Oratoriums „Das Abendmahl des Herrn“ vom Pater Hartmann von An der Lan-Hochbrunn mußte dreimal wiederholt werden und fand jedesmal glänzenden Erfolg. In einem zu Ehren des Komponisten veranstalteten Konzert dirigierte derselbe ein Fragment aus seinem „St. Petrus“ selbst unter größtem Beifall. — In München wird die Errichtung eines Richard Wagner-Denkmals unweit des Prinzregententheaters geplant. — „Don Quijotes Ritt“ aus der in München mit gutem Erfolge gegebenen musikalischen Tragödie „Don Quijote“ von Beer-Walbrunn hatte in Valencia auf dem spanischen Musikfest stürmischen Erfolg. — Sehr günstig lauten die Berichte über die Brixlegger Volksschauspiele. Die Mitwirkenden verstehen ihren Darstellungen mit Glück einen natürlichen, schlichten Charakter zu wahren. Der Leiter der Spiele, welche bis in den Herbst hinein wiederholt werden, ist der als Dichter unter dem Pseudonym Bruder Willram bekannte Professor Anton Müller. Zur Aufführung gelangen das nach einem alten, in Brixlegg aufgefundenen Manuskript eingerichtete Schauspiel „Andreas Hofer“ und die Stücke des Paters F. von Scala: „Peter Mayr, der Wirt an der Mahr“ und „Josef Speckbacher, der Held von Rinn“.

München. L. G. Oberlaender.

Musik und Theater in Köln und den Nachbarstädten. In den vereinigten Theatern der Stadt Köln schlich die Saison wie allenthalben sachte zu Ende. Das Opernhaus absolvierte einen Wagnerzyklus, während das Schauspielhaus sich sogar mit zwei Parallelzyklen klassischer Dramen, in denen auch „Die Rabensteinerin“ und „Florian Geyer“ mit untergeschlüpft waren, empfahl. Viel Seide ist in den letzten Monaten nicht gesponnen worden. Dessen konnte sich auch das Metropoltheater nicht rühmen. Während die Theater mählich abflauten, erhob Frau Musika von neuem stolz ihr Haupt: es gab der Musikfeste in Rheinland und Westfalen eine ganze Reihe. Den Anfang machte das goldene Mainz mit seinem traditionellen Händelfest. Dann folgte das Kammermusikfest zu Ehren Beethovens in Bonn. In dem Schlußkonzert am Morgen des Himmelfahrtstages trugen die Solobläser des Kölner städtischen Orchesters ein von dem Musikgelehrten Dr. Prieger entdecktes Quintett von Beethoven für Oboe, Fagott und 3 Hörner vor, das sehr interessant war. Nach Bonn fand am 23. und 24. Mai in Dortmund unter Leitung von Professor Janssen das 9. westfälische Musikfest statt. Nach Dortmund folgte Aachen, wo während der Pfingsttage das 85. niederrheinische Musikfest gefeiert wurde. Leiter waren Generalmusikdirektor Max Schillings (Stuttgart), der die Zuhörer mit Teilen aus seiner Oper „Moloch“ bekannt machte, ferner der städtische Musikdirektor Professor Eberhard Schwickerath, der am ersten Tage zur 100. Wiederkehr von Haydns Todestag mit seinem ausgezeichneten Chor, der kürzlich in Berlin und Frankfurt Aufsehen erregte, „Die Jahreszeiten“ aufführte. Im zweiten und dritten Festkonzert dirigierte Richard Strauß u. a. seine sinfonia domestica. Das bedeutsamste Ereignis für die alte Colonia Agrippina war die Zurückeroberung der Ehrenkette bei dem Frankfurter Gesangswettstreit durch den Kölner Männergesangverein. Jetzt trägt das Kleinod wieder der ehrwürdige Präsident Louis van Othegraven. Um das Unrecht auszugleichen, das darin liegt, daß der Präsident und nicht der Dirigent, der sie eigentlich erstritten, die Kette trägt, wurde Prof. Schwartz von seinen Mitbürgern ein güldenes, mit Brillanten besetztes Kettlein überreicht. Die kaiserliche Ehrenkette wird auf die Dauer zu einer drückenden Fessel, da sie als Wanderpreis immer von neuem erstritten werden muß. Wenn der Verein gut beraten ist, dann verzichtet er für die Folge auf dieses Danaergeschenk. Der berühmte Verein wird zunächst bei den nahenden Festspielen in der „Fidelio“-Aufführung die Gesangschöre singen; während der Kölner Liederkranz sich wieder bereit hat finden lassen, die Chöre in den „Meistersingern“ zu übernehmen.

Prof. Hermann Kipper.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Es ist keinem blinden Zufall zuzuschreiben, wenn der Kontrast in der Tendenzentwicklung unserer Börsen gegenüber den Westbörsen ein fortwährend grösserer wird. Der Verkehr an den heimischen Plätzen ist gewaltig eingedämmt durch die Unklarheit und Unsicherheit, welche bei der Finanzreform und besonders bei der lex Richthofen in den Kapitalisten- und Finanzkreisen bestehen. Die Protestversammlungen der Handelskammern und anderer Korporationen in dieser Angelegenheit haben gezeigt, dass mit einer Knebelung der Börsen und des mobilen Kapitals nicht nur diese Faktoren zu Schaden kommen — zugunsten des auswärtigen Handels —, sondern dass Deutschlands gesamter Handel und die mühsam grossgewordene Industrie, also weite Kreise davon auf das empfindlichste getroffen werden. Dazu kommt noch, dass durch die Möglichkeit einer schlechten Ernte eine weitere Verteuerung der allgemeinen Lebensmittel zu erwarten sein wird. Die Verhältnisse am internationalen Geldmarkt sind derzeit ebenfalls entfernt nicht mehr so günstig als vor kurzer Zeit. Die Reichsbank hat, allerdings unter dem Einflusse des Monatsbeginnes, des herannahenden Semesterschlusses und der bei diesem Anlass üblichen erhöhten Ansammlungen von flüssigen Mitteln, verschlechterte Ausweise veröffentlicht. Dieser Faktor wäre an sich weniger charakteristisch, wenn nicht gleichzeitig die scharfe und kontinuierliche Steigerung der Privatsätze an unseren Börsen als Barometer eine baldige Knappheit der flüssigen Gelder signalisieren würde. Die eingeführte Publikation von Zweimonatsbilanzen fast aller deutschen Aktienbanken wird auch nach dieser Richtung hin manches lehrreiche Studium, sowie interessante statistische Ziffern ergeben. — Die trübgefärbte Tendenz an den deutschen Börsen fand verstärkten Widerhall in den Berichten aus der heimischen Industrie. Der Montanmarkt ist nach wie vor geeignet, nach dieser Richtung hin zuerst erwähnt zu werden. Der kürzlich inszenierten sogenannten Depositenkassehausse am Industriemarkt ist ein intensiver Rückschlag gefolgt, speziell mit Hinblick auf die Aussichten der Bilanzergebnisse per 30. Juni. Diese werden sicherlich weit ungünstiger ausfallen als im Vorjahre, ja, von der Mehrzahl der Montanes werden ganz erhebliche Dividendenkürzungen erwartet. Aus diesem Grunde wurden bereits einige Aktiengattungen, wie Laurahütte, heftig im Kurse attackiert. Es ist leicht möglich, dass die flaue Haltung weitere Nahrung erhält, da offensichtlich ist, dass das momentane Kursniveau einer grossen Anzahl von Aktienwerten nicht im Einklang zur Rendite steht, was eine Menge von Beispielen beweisen könnte. Das ablaufende Semester hat nicht im entferntesten das gehalten, was alle Finanzkreise davon erwartet hatten. Preisrückgänge, verringerte Absatzgebiete, politisch höchst nervöse, unruhige Zeiten und dazu die Aussichten einer riesigen Steuerbelastung sind zu registrieren gewesen. In den deutschen Montanbranchen herrscht dazu noch eine grosse Syndikatsmüdigkeit, und dies alles in einer Zeit, die dem Auslande beispiellose Haussetendenzen und Rekordkurse gebracht haben. Neuyork hatte z. B. für die Aktien der Steel-Corporation eine derartige Stimmung gemacht, dass diese Werte den höchsten Kurs seit Bestehen mit 70 Proz. erreichen konnten. Auch die Bewegung am Goldminenmarkt ist eine unverändert feste geblieben. Grosse Kursgewinne sind von deutschen Kapitalisten an diesen rein spekulativen und vollkommen vom Ausland abhängigen Werten verdient worden. Es ist nur zu hoffen, dass die deutschen Interessenten es diesmal, im Gegensatze zu den früheren Gelegenheiten, verstehen, diese Gewinne sicherzustellen. Der schlechten Jahre waren sicherlich genügend viele, und die Aussichten für kommende Zeiten sind die denkbar unklarsten. Es ist gut, wenn das Kapitalistenpublikum gewisse Reserven an leicht disponiblen Mitteln schafft und diese im Inlande belässt. Unsere heimischen Renten und festverzinslichen Werte sind erstklassig, sowohl an Bonität wie an Verzinsung, haben allerdings keinen spekulativen Charakter, jedoch auch nicht das grosse Risiko, das die Spekulation mit in den Kauf nimmt. — Vielleicht wird sich schon in Bälde zeigen, welche Art von Effekten — ob spekulative oder festverzinsliche — den heftigeren Kursvariationen ausgesetzt sein wird.

M. Weber.



Kürzeste und interessanteste Route zwischen
Süddeutschland und England.
Direkte Fahrkarten auf allen Hauptstationen, sowie auch in den meisten Reisebureaus, woselbst Prospekte und Auskünfte unentgeltlich.

Hotel Union, Kath. Kasino München A. V.
Barerstrasse 7 — Telephon 9300
Wein-Regie
Messweine
Garantiert reine Naturweine. Preisliste auf Wunsch.



A. Bachmair, Glockengiesserei, **ERDING,**
fertigt Kirchenglocken in jeder Grösse und Tonart. Garantiert volle, weittragende Töne, reine Stimmung, reine, beste Metallmischung und leichte Läutbarkeit auch bei schweren Glocken. — Langjährige Garantie. Billigste Preise. — Kostenvoranschläge gratis und franko.

Leipziger Lebensversicherungs-Gesellschaft auf Gegenseitigkeit
(Alte Leipziger)
vormals Lebensversicherungs-Gesellschaft zu Leipzig, errichtet 1830.
Versicherungsbestand über 850 Millionen Mark
Vermögen über 300 Millionen Mark
Neuabschlüsse 1908: Mark 64'700,000
Neues, vorteilhaftestes Prämien- u. Dividendensytem
Unanfechtbarkeit. Unverfallbarkeit. Weltpolice.
Vertreter in München:
Carl Bocks, Generalagent, Adamstrasse 4.

Alois Dallmayr
kgl. bayer. und herzogl. bayer. Hoflieferant
München, Dienerstrasse 15,
Telephon 4747 u. 4748.

Zu Landaufenthalt, Touren etc. empfehle:
Fleischkonserven in Dosen, Frühstückspastetchen, Pains aller Art, Gänseleber- und Wildpasteten.
Feinste Sorten Hartwürste, wie Cervelat und Salami, ferner Westfäler Schinken, fst. Kochschinken in allen Grössen, kleine Delikatess-Schinken, Lachsschinken, Salzburger Zungen etc.
Frankfurter Bratwürste in Dosen.
Liebig Fleischextrakt, Maggis Suppenwürze, Bouillonkapseln, Suppentafeln und Suppenmehle.
Alle Sorten Früchte in Dosen und Gläsern, Frucht-Gelees-Marmeladen-Konfitüren, Fruchtmark zu Eis, Fruchtsäfte. Gemüsekonserven aller Art, Englische Pickles und Saucen.
Kondensierte Milch, Berner Alpenrahm.
fst. Tafel-Essige und Oele, franz. und engl. Senf und Senfmehle.
Kaffee und Tee in feinsten Mischungen.
fst. Schleuderhonig. Engl. etc. Biskuits, Dessert- und Eiswaffeln, Dresdener Stollen, Zwiebacke aller Art.
Kakao, Schokoladen in reichster Auswahl
v. Marquis, Masson, Lindt, Kohler, Cailler, Tobler, Peter, Suchard, Compagnie française, Sarotti etc.
Grosses Lager feiner Tisch- u. Tafelweine. Spirituosen aller Länder.
Versand von Wild und frischem Geflügel promptest mit den jeweils nächsten Zügen unter Garantie frischer Ankunft.
Telegr.-Adresse: Dallmayr, Dienerstr. Telephonruf 4747 u. 4748.



:: Brettspiel ::
für Jung und Alt.
Absolut neuartig.
= Unerschöpflich =
an Anregungen. Zu haben direkt bei
A. HUBER, Hof-lithographie
München, Neuturmstr. 2a.
— Preise je nach Ausstattung: —
klein . . . . . M 2.40; 3.20; 4.80,
gross . . . . . M 3.—; 4.—; 5.60.

Illustr. Preisliste franko umsonst.
Die so beliebten Koch'schen
Blitz-Strümpfe
derbe Strapaziersorten u. auch allerfeinste Neuheiten in Baumwolle, Fil d'Ecosse, Wolle u. Seide, Sportstrümpfe, Blitz-Ersatzfüsse, Blitz-Strickgarn, Häkelgarn, Estremadura, Blitz-Trikotwäsche u. Sporthemden kauft man am vorteilhaftesten direkt aus der Fabrik:
Georg Koch, Hofl., Erfurt C. 140.

K. Erziehungsinstitut für Studierende in Landshut.
Baulich mit dem Gymnasium verbunden. Schöne, ruhige und gesunde Lage am Fusse der bewaldeten Hänge des Hofgartens. Weitgedehntes, für alle Ballspiele geeignetes Gartengelände. Lebhafter Spielbetrieb. Bestbelichtete Studiersäle. Gasbeleuchtung nach dem Gutachten des Augenarztes Dr. Seggel. Musik- und Theatersaal. Luftige, hygienisch eingerichtete Schlafsäle, eiserne Bettstellen, Drahtmatratzen, Waschbecken aus glasiertem englischen Feuerton. Wannen- und Brausebäder. Kräftige und abwechselnde Kost. Erziehung auf religiös-sittlicher Grundlage. Nachdrückliche Ueberwachung und Förderung des Studiums. Gelegenheit zu gediegenem Nachhilfeunterricht in allen Fächern. Eifrige Pflege der Musik. Volle Pension ℳ 530 jährlich. Prospekte stehen zur Verfügung.
Jungwirth.

Adolf Schustermann
Zeitungsnachrichten-Bureau
Berlin SO. 16
Spreepalast
Grösstes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes d. meisten Revuen, Wochenschriften-, Fach-, illustrierte usw. Blätter.
Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet. .·. Prospekte gratis.

Im unterzeichneten Verlage erschien:
Verhandlungen der 55. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands
Düsseldorf 1908.
Herausgegeben vom Lokalkomitee.
42½ Bog. gr. 8° brosch. 4.—, in Leinwand geb. 5.— M.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie direkt vom Verlag
Düsseldorfer Tageblatt, G. m. b. H., Düsseldorf
Verlagsabteilung.

Das beste Nutzgeflügel, Bruteier, Zuchtgeräte, Hühnerhäuser. — Katalog gratis. Geflügelpark i. Auerbach 519 (Hess.)



Bad Orb

Reiseweg: Frankfurt-Bebraer Eisenbahn; von Wächtersbach mit „Bad Orber-Eisenbahn“ in 15 Minuten nach Orb.
I. Haus am Platze: Kurhaus mit komfortabelster Einrichtung.

Die Krankheiten des Herzens und der Gefässe, deren Ursachen, deren Komplikationen.

Die moderne Bäderbehandlung stellt bezüglich der Krankheiten des Herzens und der Gefässe drei Kardinalforderungen: 1. Den Gebrauch von an Kohlensäure reichen Soolbädern; 2. eine für Herzkranke günstige Höhenlage, d. i. mittlere Gebirgslage, welche sich auch für Terrainkuren eignet; 3. eine geeignete Trinkkur, um die mannigfaltigen Ursachen u. Folgen der Herz- u. Ader-Erkrankungen: Gicht, Fettsucht, Diabetes, Blutstauungen in Lungen und Unterleibsorganen, Störungen der Gallensekretion, Verdauungsstörungen zu bekämpfen. Diese Forderungen erfüllt Bad Orb. Seine an Kohlensäure überreichen radioaktiven Soolsprudel, seine Lage in den Ausläufern der Spessartberge, in einem von wald- und wiesengeschmückten Tale, seine Martinustrinkquelle machen Bad Orb, das Kleinod des Spessarts, zu einer Wallfahrtsstätte für Herz- und Gefässkranke, zu einem Heilbade ersten Ranges für die vielfachen Ursachen und Komplikationen der Herzleiden.

Versand der Martinusquelle in Flaschen: 30 Flaschen ℳ 18.—. Prospekte durch die **Kurdirektion.**

Nordseebad Amrum-Norddorf
Seepensionat Hüttmann.

Reinste Seeluft, schöner Strand, stark. Wellenschlag, hohe Dünen, weite Haidetäler. Volle Verpflegung mit Zimmer 4 Mk., Vor- und Nachsaison Ermässigung. Elektr. Licht. Keine Kurtaxe, keine Trinkgeld. Eig. Seebadeanstalt, eig. Jagd. Kath. Gottesdienst ab 1. Juni tägl. in eig. Kapelle. Hochsaison frühzeit. Anmeld. erford. — Ausführl. Prosp. mit langjähr. Empfehlungen aus weitesten Kreisen sofort.

Hausen : (Eifel)
Strecke: Düren—Heimbach

in unmittelbarer Nähe der Station, anschliessend an schöne Tannenwaldungen, reine staubfreie Luft, ist ein

vorzüglicher Landaufenthalt

für alle, welche Ruhe und Erfrischung suchen. Pension Mark 4.—. Hotel „Zur Burg“ (27 Zimmer).
J. M. Ley.

Dr. H. FRICK
Badearzt
Bad Nauheim
Luisenstrasse 4.

Aufnahme einer beschränkten Anzahl von Patienten in das eigene, nächst d. Bädern gelegene Haus. Zentralheizung, elektr. Licht. Behandlung ausser mit Nauheimer Bädern mit Hochfrequenzströmen, Vibrationsmassage, Gymnastik, Massage usw. :: Röntgenkabinett. :: Anmeldung vorher erbeten.

Stahlbad Imnau
(Hohenzollern).

Zweigbahn a. d. L. Stuttgart—Tübingen—Horb (Stat. Eyach-Imnau), 400 m ü. M. Ausläufer des württ. Schwarzwaldes, mildes Klima; grosser Park u. bewald. Berge direkt b. Bad; geleitet von barmh. Schwestern. Hauskapelle. Stahlquellen mit hohem Mangangehalt, hervorragende Kohlensäuerlinge; vorzügl. bewährt gegen Nieren-Blasenleiden, Blutkrankheiten (Frauenkrankheiten). Quellen mit hoher Radioaktivität: gegen Gicht, Rheumatismus, Neuralgien. Bäder aller Art. Billiger Aufenthalt (ℳ 3.30—6.50 mit voller Pension und Zimmer). Saison von Mai bis Oktober. Prospekte durch die Badeverwaltung.

Bayerisches Reisebureau Schenker & Co.
München, Promenadeplatz 16.

St. Josefshaus
Walderbach (Nassau)
Heilanstalt für Alkohol- und Nervenkranke.

Angenehme Sommerfrische für erholungsbedürftige Herren.

Dicht am Rande prächt. Tannen- u. Buchenwaldungen. Herrliche Lage in romantischer Gegend mit Gebirgssee in nächster Nähe. Gesunde, nervenstärk. Waldesluft. Sachverständige Behandlung und liebevolle Pflege. Gelegenheit zu zerstreuender Beschäftigung in Haus und Garten und zu Unterhaltungsspielen (auch Kahnfahren). Komfort. Badeeinrichtung. Tägl. Gottesdienst in eig. Hauskapelle. Geistl. und ärztl. Leitung. Nähere Auskunft erteilt die Direktion.
Enderich, Pfarrer.

Reit i. Winkel.
Bayer. Hochgebirge.
: Villa : Gasteiger.

Sehr schöne Sommerwohnungen in geschützter Lage. Herrl. Bergpartien. Schwimmbad. Billige Preise. Angenehmster Aufenthalt im Juni und Juli.
Besitzer: Seb. Gasteiger.

Leiden Sie an Verstopfung, dann gebrauchen Sie vertrauensvoll mein tausendfach bewährt. Rhabarberpräparat. Gegen Einsend. v. 60 Pfg. franko Zusend. einer Schachtel. **Apotheker E. Löw, Frankfurt a. M.,** Gr. Gellusstr. 11/13

Guterhaltene (Smith Premier) Schreibmaschine

Modell IV unter günstigen Bedingungen abzugeben.
Näheres zu erfragen unter **Nr. 8252** bei der Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau“, München.



Collegium Carolinum, Oberlahnstein.

Kath. Internat für Schüler des Gymnasiums und Realprogymnasiums. Energische Nachhilfe. Haushalt durch Ordensschwestern. Herrliche Lage am Rhein. Prospekte durch die Direktion.

Cigarren — Deutsche Cigarren

aller Art, von M 3.— bis M 50.— pro 100 Stück.

Indische Imperten, hochfein und mild, à M 10.—, 12.50, 20.— und 30.— pro 100 Stück, bei 300 Stück franko; Muster gegen M 1.—.

Jeder Raucher versorge sich noch vor der hohen Zukunftssteuer.

Richard Haggenmiller, Kempten, Algäu
Cigarrengrosshandlung.





Kgl. Bad Kissingen

Saison: Anfang April bis Ende Oktober.

Heilanzeigen

Erkrankungen des **Magen-Darmkanals**, der Leber, der Galle und der Nieren; des **Herzens und der Gefässe** (Verkalkung); b. Stoffwechselerkrankungen (Zuckerkrankheit), Fettsucht, Blutarmut, Scrophulose, Gicht und Rheumatismus. Ferner bei Erkrankungen der Luftwege, der Nerven, des Rückenmarks

Mineralwasserversand durch Bäderverwaltung.

Kurmittel:

Weltberühmte **Trinkquelle Rakoczy**, Pandur, Maxbrunnen, **Sole**, Bitterwässer, Stahlbrunnen, Molke. Kohlensäurereiche, freie und abstufbare **Solebäder**, Pandur-, Wellen-, Mineralmoorbäder, Fango, Wasserheilverfahren, Licht-, Luft-, Sonnen-, Dampf-, Heissluft- u. elektrische Bäder, Inhalationen, Gradierbauten, pneumat. Kammern, Massage, Heilgymnastik, Röntgen-Laboratorium

Auskunft durch Kurverein.

Die Bonifacius-Druckerei zu Paderborn

erbietet sich zur pünktlichen Lieferung der Literatur des In- und Auslandes, besonders der katholischen. Sie besorgt auch jedes, wo immer angezeigte Werk.



Das **Antiquariat der Bonifacius-Druckerei zu Paderborn** gibt regelmässig Kataloge aus, die auf Verlangen jedem Interessenten gratis u. franko zugesandt werden. Zugleich kauft dasselbe grosse Bibliotheken zu guten Preisen. Auf Wunsch wird persönliche Besichtigung zugesichert.

Junfermannsche Buchhandlung Paderborn.

Albert Pape. Editore Pontificio.

Die **Verlagsbuchhandlung** erbittet Angebote geeigneter Manuskripte für eigenen und Kommissionsverlag und sichert gute Honorierung, entsprechende Ausstattung und energischen Vertrieb zu.

Die **Sortimentsbuchhandlung** empfiehlt sich zur prompten Lieferung der gesamten Literatur des In- und Auslandes.

Die **Buchdruckerei**, modern eingerichtet, empfiehlt sich zur Herstellung von Werken, Zeitschriften, sowie von Drucksachen privater und geschäftlicher Natur. Kostenanschläge bereitwilligst.

Kainzenbad Partenkirchen.

Mineral-Moor-, Schwefel- und Eisenbad. Alle modern. Kurmittel. Grosser Park. Waldluft-, Sonnen- und Schwimmbäder. Neuerbautes Kurhaus in prachtvoller Hochgebirgslage. Vorzügliche diätetische Küche. Prospekte. — Arzt: Dr. BEHRENDT.

Erholungsheim für Geistliche.

Lugano :: Villa :: S. Raffaele

Pension Edelweiss

4 Min. v. d. Bahn. Ruhige staubfreie Lage. Elektr. Licht. Bad. Deutsche Küche. Prosp. kostenfrei.

Bitte nicht lesen

ohne sich dauernd zu merken, dass wir alle **Bücher** (auch Lexika, Klassiker, Weltgeschichte usw.) **ohne Auszahlung und ohne Preiserhöhung auf laufendes Konto gegen monatliche Raten von 3—5 M.** liefern. **Referenzen: 20000** Geistliche, Offiziere, Aerzte, Juristen, Lehrer, Lehrerinnen, Beamte, fürstliche und adelige Herrschaften usw. **Fried. Kratz & Cie.**, Versandbuchhandlung, **Köln a. Rh.**, Stolkgasse 49, Verlag der Jugend- und Volksbibliothek des Kath. Lehrerverbandes des Deutschen Reiches, Pr. Rhld.

Dr. Wiggers

Kurheim (Sanatorium)

Partenkirchen

(Oberbayern)

für Innere-Nervenkranke und Erholungsbedürftige. Geschützte Südlage, modernste Einrichtung, jeglich. Komfort. Lift. Grosser Park. Zimmerkühlung. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte.

3 Aerzte.

Erholungsbedürftige,

sowie Damen, die ein bleibend. gemütliches Heim suchen, finden liebevolle Aufn. u. Pflege b. d. **Schwestern der hl. Elisabeth in Kirchrath, Limburg-Holland.** Verb. m. d. elektr. Bahn von Aachen-Herzogenrath. Ruh. gef. Lage, eig. Tannenwald a. Hause, sow. schön. Anl. u. Gärten.

Dr. Mayerhausen's Kur- u. Wasserheilanstalt „Bavaria-Bad" in HALS b. Passau.

Geöffnet vom 1. Mai bis Ende November.

Hydro- und Elektrotherapie : Vierzellenbad : Elektrische Lichttherapie : Vibrationsmassage. : Diätetische Behandlung etc.

Herrliche Lage. : Billige Preise. : Prospekt gratis und franko.

Kuranstalt Bad Thalkirchen-München

(Neuzeitliches, durch großen Neubau erweitertes Sanatorium f. Erholungsbedürftige, Nerven- u. innere Kranke (spez. Stoffwechselkrankh., Gicht u. Rheumatism., Herz- u. Kreislaufstörungen usw.) Zentralheizung, Wintergarten u. Wandelbahn. Streng diätet. Regime. Erstklassige Verpfleg. Gratisbroschüren d. die dirig. Aerzte **Dr. K. Uibeleisen und Dr. K. Benedikt. Teleph. 9040.**

Bad Salzschlirf

St. Bonifatiushaus

Beste Verpflegung, freundl. Zimmer. Kapelle im Hause. Näheres durch die Oberin.

König Otto-Bad b. WIESAU

(bayr. Fichtelgeb.) 520 m ü. d. M.

Alteingeführtes, heilkräftigstes Stahl- u. Moorbad. — Elektro-Hydrotherapie, Gymnastik, Massage usw. — Hervorragende Erfolge bei Blutarmut, Herz- u. Nervenkrankheiten Frauenleiden, Ischias, Gicht, Rheumatismus usw. — Saison ab 15. Mai. — Prospekt kostenlos. **Dr. med. Becker.**

Dr. Bergmanns Wasserheilanstalt

Luftkurort Cleve System Kneipp. — Prospekte gratis. — Dr. Bergmann, fr. Badearzt in Wörishofen.

Idealer Frühjahrs-Aufenthalt.

Feldafing

— die Perle des Starnbergersees —

:: Hotel :: „Kaiserin Elisabeth"

Vornehmes Familienhotel I. Rgs. n. Schweizer Stil. Idyllisch schön und windgeschützt gelegen inmitten Parks u. Wälder. — **40 Min. Bahnfahrt von München.** — In der Vorsaison billige Pensionspreise.

Bad Kreuznach.

Die Franziskanerbrüder auf **St. Marienwörth** empfehlen ihr der Neuzeit entsprechend eingerichtetes

Kur- und Krankenhaus

(mit Dampfheizung, elektr. Licht, Lift usw.) zur Aufnahme von Herren und Knaben. Gesunde Lage mit grossem Park. Vorzügl. Küche. Sämtliche Bäder im Hause, auch **Radiumbäder**. Tägl. hl. Messe. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte gratis durch den Vorstand.

Neuenahr

Einzige alkalische Thermen Deutschlands,

wirken säuretilgend, verflüssigend. mildlösend und den Organismus stärkend.

Reisewege: Von KÖLN oder KOBLENZ nach Remagen am Rhein, und von Remagen am Rhein mit der Ahrtalbahn in 25 Minuten nach Neuenahr.

Heilanzeigen: Magen- u. Darmleiden, Leberanschwellungen, Gallensteine, Zuckerkrankheit, Nieren- und Blasenleiden, Gicht, Rheumatismus, Erkrankungen der Atmungsorgane.

Kurmittel: Bade- u. Trinkkuren, Bäder jeder Art, Römisch-irische, elektrische Licht- und Vierzellenbäder, Kohlensaure Thermal-Sprudelbäder, Fango-Behandlung, Inhalationen und Massagen. Röntgen-Laboratorium. Neuerbautes grossartiges Badehaus mit mustergültigen Einrichtungen.

Hauskuren: Versand des Neuenahrer Sprudels in Flaschen; vorrätig in allen Apotheken und Mineralwassergrosshandlungen.

Wohnung: **Kurhotel**, einziges Hotel in unmittelbarer Verbindung mit dem Thermal-Badehause; ausserdem viele gute Hotels und Privatpensionen.

Neues Kurhaus: Sehenswürdigkeit I. Ranges, Mittelpunkt des gesamten Kurlebens.

Kurfrequenz: Im Jahre 1908 zirka **12000 Personen**, ohne die Passanten.

Ausführliche Broschüren gratis und franko durch die

Kurdirektion in Bad Neuenahr

(Rheinland).

Mineralbad Ditzenbach

(Württemberg).

Station der Nebenbahn Geislingen—Wiesensteig. Luftkurort, 509 m ü. d. Meere, in prächtigster Lage mit altberühmter Heilquelle; seit Jahrhunderten erprobt bei Nerven-, Magen-, Darm- und Nierenleiden. Kur- und Badehäuser aufs modernste eingerichtet. Das ganze Jahr geöffnet. Park und Wald beim Haus. Lohnendste Ausflüge in hochromantischer Gegend. Verpflegung durch barmherzige Schwestern. Billigste Preise. Man verlange Prospekt.

Chefredakteur Dr. Armin Kausen; für die Redaktion verantwortlich in Vertretung: A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

6. Jahrgang
Nr. 25

19. Juni.
1909



Inhaltangabe:

Quartalspreis
Mk. 2,40
Einzelnummer
20 Pfg

Mädchen-Pensionat
der Englischen Fräulein in Meran.

Zweck der Anstalt: Harmonische Ausbildung von Körper u. Geist.

Meran — Kurort.]

Pensionat: herrliche, freie Lage, luftige, sonnige Säle, Garten und Spielplatz, tägliche Spaziergänge, weitere Ausflüge, Bäder, Tanzen und Turnen. Kost kräftig und gewählt.
Unterricht: 5klassige Volksschule, 3klassige Bürgerschule, 2klassige Handelsschule mit Vorbereitungsklasse, Sprachenkurse. Auf Wunsch Vorbereitung zur staatlichen Sprachenprüfung. Umgangssprache: französisch. Kunstzeichnen u. Malen, Musik, praktische Handarbeiten.
Pensionspreis: jährl. 600 K inkl. Unterricht, Wäsche, Beleuchtung.
Prospekte erhältlich durch die Institutsvorstehung, Sandplatz 6.

Mädchen-Erziehungsinstitut der Englischen Fräulein
Wasserburg am Inn

in freier, gesunder Lage, allen Anforderungen der Neuzeit entsprechend (elektrische Beleuchtung, Baderäume, schöner Garten mit Spielplatz und Wandelhalle) bietet heranwachsenden Mädchen gewissenhafte Erziehung und beste Verpflegung.

Pensionspreis für Verpflegung sowie für die sämtlichen obligaten Lehrfächer 375 Mk.

Prospekt und nähere Auskunft durch die

Vorsteherin des Instituts.



Chiemsee-Sanatorium
bei **Prien** — Tour — **München-Salzburg.**

Haus I. Rang. f. physik.-diät. Kuren, Nerv.-Frauen u. Stoffwechselkrkhtn. Spezialbehdlg. v. Krankh. d. **Atmungsorgane, Asthma** (auss Tuberkulose). **Auch f. Erolungsbed. u. z. Nachkur!** Herrl. Lage an Wald-See-u. Hochgebg. Aller Komfort u. Sport. Moderne Bade- u. elektr. Einrichtg. Luft-, Sonnen- u. Seebäder. Inhalatorien. **Lahmann Diät.** Dir. Arzt Dr. Dittrich. Prospekte frei.

Kurhaus NEUSATZECK
im Schwarzwald

Station Ottersweier bei Bühl.

Bäder, Telephon, Post. Ruhige, gesunde Lage; ausgedehnte Tannenwälder; lohnende Ausflüge; katholische Kirche. Aufmerksame Bedienung durch Schwestern. Pension inklusive Zimmer 4—6 Mark. Auskunft durch die Oberin.



Dr. Euteneuer's Kuranstalt
Krankenaufnahme jederzeit
Dr. Kemper
Spezialarzt für innere Krankheiten.



Das Neueste auf dem Gebiete der Zigarrenfabrikation! Das idealste u. preiswerteste Rauchmaterial der Gegenwart sind meine „Reform-Zigarren". — Patentamtlicher Schutz angemeldet. Reine Hamburger Handarbeit. — Per 100 Stück Mk. 4.—, Mk. 5.— u. Mk 6.—.

Muster **nur** gegen Voreinsendung des Betrages.

Richard Haggenmiller, Kempten, Algäu
Zigarrengrosshandlung.

A. Bachmair, Glockengiesserei, ERDING,
fertigt Kirchenglocken in jeder Grösse und Tonart. Garantiert volle, weittragende Töne, reine Stimmung, reine, beste Metallmischung und leichte Läutbarkeit auch bei schweren Glocken. — Langjährige Garantie. Billigste Preise. — Kostenvoranschläge gratis und franko.

Die Buch- und Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, München, Hofstatt 5 u. 6

übernimmt die Herstellung von Werken jed. Art, Dissertationen, Festschriften, Diplomen usw. und hält sich zur Uebernahme sämtlicher Buchdruckaufträge auf das beste empfohlen. ::::

Geistl. Professor,
Italiener, der in der französischen, sowie lateinischen Sprache und in seiner Muttersprache vollkommenen Unterricht erteilt u. etwas deutsch spricht, sucht Stelle für jetzt oder später. Offerten erbeten unter **F. V. Nr. 8491** an die Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau", München.

St. Josefshaus
Waldernbach (Nassau)

Heilanstalt für Alkohol- und Nervenkranke.

Angenehme Sommerfrische für erholungsbedürftige Herren.

Dicht am Rande prächt. Tannen- u. Buchenwaldungen. Herrliche Lage in romantischer Gegend mit Gebirgssee in nächster Nähe. Gesunde, nervenstärk. Waldesluft. Sachverständige Behandlung und liebevolle Pflege. Gelegenheit zu zerstreuender Beschäftigung in Haus und Garten und zu Unterhaltungsspielen (auch Kahnfahren). Komfort. Badeeinrichtung. Tägl. Gottesdienst in eig. Hauskapelle. Geistl. und ärztl. Leitung. Nähere Auskunft erteilt die Direktion.

Enderich, Pfarrer.

Alte Taler
gibt billig ab

E. Otto, Danzig, Pfefferstadt 19.



Theatinerstrasse 15
Fernsprecher Nr. 21683

Einband-decken
für den V. Jahrgang der „Allgemeinen Rundschau"

sind direkt von der Geschäftsstelle der „Allgem. Rundschau" — München, Galeriestrasse 35a, Gartenhaus — und auf dem Buchhandelswege zu beziehen.
:: Wirkungsvolle moderne Pergadecke m. feingetönter Titelpressung. — Sammelmappen haben die gleiche Decke. Die Sammelmappen (mit drei Klappen) dienen zur Aufnahme eines ganzen Jahrganges.

Preis der Einbanddecken Mk. **1.25**, der Sammelmappen Mk. **1.50** pro Exemplar.

Die Leser

werden freundlichst gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen, die sie auf Grund von Anzeigen in der **„Allgem. Rundschau"** machen, sich stets auf die Wochenschrift zu beziehen.

Bayerische Handelsbank
in München.

Zweigniederlassungen in Ansbach, Aschaffenburg, Bamberg, Bayreuth, Gunzenhausen, Hof, Immenstadt, Kempten, Kronach, Kulmbach, Lichtenfels, Marktredwitz, Memmingen, Mindelheim, Münchberg, Neuburg a. D., Nördlingen, Regensburg, Rosenheim, Schweinfurt und Würzburg.

Aktienkapital	M.	35'600,000.—
Reserven	„	11'000,000.—
Pfandbriefumlauf	„	275'900,000.—
Hypothekenbestand	„	280'100,000.—
Komm.-Oblig.-Umlauf	„	4'696,000.—
Komm.-Darlehen	„	5'078,000.—

Stand vom 31. Dezember 1908.

Für die Aufbewahrung von Wertpapieren und Wertgegenständen bieten die Tresore in unserem neuen, im Sommer 1904 dem Betrieb übergebenen Bankgebäude

Maffeistr. 5 in München
die denkbar grösste Sicherheit, wie jede irgend wünschenswerte Bequemlichkeit.

Offene Depots: Mit der **Verwahrung** — wobei die Wertpapiere jedes Hinterlegers ein **selbständiges Depot** bilden, das von allen übrigen Depots abgesondert und selbstverständlich im **Sondereigentum** des Hinterlegers bleibt — wird die Besorgung aller Geschäfte verbunden, welche zu einer **sorgfältigen Verwaltung** gehören: so insbesondere die Abtrennung und Einziehung der Coupons, die Kontrolle der Verlosungen, die Geltendmachung von Bezugsrechten, die Leistung von Einzahlungen auf Interimsscheine, die Erhebung neuer Couponsbögen, der An- und Verkauf sowie der Umtausch von Wertpapieren und dergleichen mehr.

Jedem Deponenten eröffnen wir ein **provisionsfreies Scheckkonto,** auf welchem die jeweils fälligen Couponsbeträge gleich sonstigen Bareinlagen gutgebracht und verzinst werden. Barerhebungen können mittels Schecks erfolgen, auch werden jederzeit **Barvorschüsse** gewährt. Ueber jedes Depot kann während der üblichen Geschäftsstunden sofort und **ohne vorherige Anmeldung** verfügt werden.

Für die Erfüllung aller Verpflichtungen gegen die Deponenten haftet die Bank mit ihrem gesamten Vermögen.

Verschlossene Depots: Die Wertpapiere oder Wertgegenstände werden vom Hinterleger selbst verschlossen und versiegelt; für die von ihm angegebene Wertsumme haftet die Bank.

Eiserne Schrankfächer (Safes) werden in der neuen Stahlkammer **unter Selbstverschluss des Hinterlegers** mietweise abgegeben. Jahresmiete je nach der Grösse des Faches.

Im Vorsaale der Stahlkammern stehen zu ungestörter Beschäftigung mit dem Inhalt der Schrankfächer oder auch sonstiger Depots verschliessbare Kabinette zur Verfügung.

Zur Besichtigung der Stahlkammern und aller ihrer Einrichtungen wird ergebenst eingeladen.

Nähere Aufschlüsse werden an den Schaltern unserer Depositenabteilung bereitwilligst erteilt. **Auch stehen daselbst die gedruckten Bestimmungen dieser Abteilung zur Verfügung, die auf Wunsch auch nach aussen unentgeltlich zugesandt werden.**

Auch bei unseren **Zweigniederlassungen** können **offene** und **verschlossene Depots** hinterlegt und **Schrankfächer** gemietet werden.

Dem hochwürdigen Klerus
empfehle mich zur Anfertigung von sämtlichen **Kleidungsstücken.**
Spezialität: Talare in beliebigen Formen, wie auch **Leo-Krägen.**
Reichhaltiges Lager in- und ausländischer Stoffe.

Anton Rödl, Schneidermeister, Ed. Walz Nachf. **München,** Löwengrube 3.
Lieferant des Georgianums.

Schreibmaschinen



gebrauchte und neue amerikanische und deutsche Systeme offeriert unter weitgehendster Garantie bei Monatsraten von

20 Mark

ALFRED BRUCK, MUENCHEN 11, Bayerstrasse 5.

Alle bisher erschienenen Nummern werden nachgeliefert.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 25. München, 19. Juni 1909. VI. Jahrgang.

Der neue Erzbischof von München und Freising.[1]

Von Domkapitular Dr. Zimmern, Speyer.

Wohl selten hat die Ernennung zu einem staatlichen oder kirchlichen Amte eine solche Ueberraschung hervorgerufen wie die Erhebung des Herrn Domdekans Franz Bettinger zu Speyer auf den erzbischöflichen Stuhl von München und Freising. Kaum in seine Amtswohnung als Domdekan eingezogen, worin er von seiner fünfunddreißigjährigen Arbeit in der Seelsorge ausruhen zu dürfen hoffte, wurde er am Tage vor Christi Himmelfahrt nach München berufen, um neue, noch schwierigere Lebensaufgaben angetragen zu bekommen.

Der neuernannte Erzbischof ist am 17. September 1850 zu Landstuhl in der Pfalz geboren. Seine Eltern waren gut katholische Schmiedemeisters-Eheleute. Die humanistischen Studien machte er auf dem Gymnasium in Speyer als Zögling des bischöflichen Konviktes; die Universitätsstudien begann er zu Innsbruck, wo er Mitglied der farbentragenden katholischen Studentenverbindung „Austria“ war, und vollendete dieselben zu Würzburg, wo damals Männer wie Hergenröther und Hettinger, Männer der Glaubenstreue, Wissenschaft und akademischen Würde, den Studenten zum Vorbild die Lehrstühle der theologischen Fakultät schmückten. Im Jahre 1873 zum Priester geweiht, begann er seine Laufbahn in der Seelsorge als Kaplan in Zweibrücken, kam als solcher 1877 nach Kaiserslautern, und nach kurzer Zwischentätigkeit zu Reichenbach wurde er 1879 zum Pfarrverweser nach Lambsheim bei Frankenthal versetzt, ohne sein Zutun noch im gleichen Jahre zum Pfarrer und Distriktsschulinspektor daselbst ernannt, und ebenso 1888 in gleicher Eigenschaft auf die nahegelegene Pfarrei Roxheim befördert. Nach Erledigung eines Kanonikates im Domkapitel zu Speyer berief der Regent ihn 1895 auf diese Stelle, in welcher Bettinger vom Hl. Vater bestätigt und vom Domkapitel zum Dompfarrer einstimmig erwählt wurde. Schon als Pfarrer von Roxheim war er 1890 mit dem Titel eines Kgl. Geistl. Rates und als Dompfarrer von Speyer zum Neujahr 1909 mit dem Michaelsorden 4. Kl. ausgezeichnet worden. Am 24. Januar dieses Jahres folgte dann die Ernennung zum Domdekan in Speyer und endlich auf so überraschende Weise die Erhebung zum Erzbischof.

Besonders beachtenswert ist bei dem Rückblick auf den Lebenslauf des neuen Erzbischofs, daß die vertrauten Kenner dieses Stufenganges bezeugen müssen, das Wort des Apostels: „Qui episcopatum desiderat“ sei auf das Streben Bettingers nicht anwendbar, obgleich dieses Streben nach dem gleichen Apostelurteile ein gutes Streben wäre, opus bonum! Alle Beförderungen sind dem neuen Erzbischofe ohne sein Zutun, gewissermaßen gegen sein Streben zuteil geworden. Und so dürfen wir glauben, daß in der ganzen Lebensführung desselben vom Kaplan bis zum Nachfolger der Apostel jener Geist die Leitung geübt habe, der nach der Hl. Schrift die Bischöfe setzt, die Kirche Gottes zu regieren. Und darum, so schwer die Katholiken von Speyer und der ganzen Pfalz,

[1] Dem kurzen Willkommgruß in Nr. 24 (S. 412) läßt die Redaktion diese weitere Würdigung des neuen Oberhirten um so lieber folgen, als der Verfasser die segensreiche Wirksamkeit des künftigen Erzbischofs aus nächster Nähe lange Jahre hindurch zu verfolgen Gelegenheit hatte.

Geistlichkeit und Volk, den Verlust dieses Mannes empfinden, so gerne, ja freudig sehen sie den neuen Erzbischof nach dem höheren und ausgebreiteteren Wirkungskreise fortziehen, wohin die göttliche Vorsehung ihn berufen hat. Sind doch alle überzeugt, die Geistlichen, seine Kollegen im Ordinariat, wo er die vielseitigen Amtsgeschäfte der Dompfarrei und seine Referate gründlich und gewandt erledigte, die Pfarrer, die er als Mitglied des Landrats vertrat, das katholische Volk, dessen Interessen er im Schulwesen, im Vereinsleben, in sozialer und caritativer Beziehung (Bau des Vinzentiushauses in Speyer) und kirchenpolitischer Hinsicht mit ebenso umsichtigem Rat wie unerschrockener Wirksamkeit besorgte — sind doch alle fest überzeugt, daß die katholische Pfalz an den Erfolgen seiner als Erzbischof der Landeshauptstadt und Reichsrat der Krone unter höheren Bedingungen fortgesetzten alten Wirksamkeit auch ihren Anteil haben werde. So wenig der neue Erzbischof seine pfälzische Heimat vergessen wird, so leicht und schnell wird er vermöge der in seiner Natur gelegenen und in der Seelsorge geübten Leutseligkeit auch den altbayerischen Volkscharakter gewinnen und sich befreunden und so als ein echter Volksbischof sich bewähren. Und es wird sich zeigen, daß seine Erhebung zu dieser Würde eine Tat war, die dem Vaterland und der Kirche zum Segen auszuschlagen geeignet ist.

Soziale Kultur.

Von Dr. W. Liese, Paderborn.

Ein Ereignis, das im letzten Jahre wie selten eins das deutsche Volk bis ins tiefste erregte, war die erfolgreiche Vorführung des lenkbaren Luftschiffes durch den Grafen Zeppelin. Selten ist ein Mann so gefeiert worden von hoch und niedrig — es war fast ein Paroxysmus der Begeisterung. Und als ein widriger Windstoß den schwarzen Tag von Echterdingen brachte, da strömten die Millionen zusammen aus Tausenden von Händen, um das Luftschiff neu aus der Asche entstehen zu lassen.

Man hat damals viel geschrieben vom Idealismus des deutschen Volkes, der wiederum so herrlich sich bewährt: gewiß, es steckte Idealismus in dieser Begeisterung, in dieser spotanen Hilfe, aber es war kein Höhenidealismus, es war in der Hauptsache nur der Ausdruck technischer, nicht aber sozialer Kultur. Weil wir da uns wieder einmal berauschen konnten an dem Gedanken, wie herrlich weit es wir gebracht, wie eine bis dahin als unbesiegbar geltende Naturkraft die erste Schlappe empfangen, daher diese Erregung. Woher sonst die Erscheinung, daß der Riesenkampf der christlichen Gewerkschaften um volle Anerkennung des Menschenwertes der Arbeiter so wenig wirkliche Teilnahme, soviel Mißtrauen, ja Abneigung empfängt, daß das heroische Ringen der Streiter für Männerkraft und Frauenehre gegenüber den dunklen Mächten der Unzucht, statt auf begeisterte Zustimmung, so oft auf Hohn und Spott zu rechnen hat, daß das Streben ernster Volksfreunde, die Frau immer mehr der Familie zurückzugeben, von den Vertretern des Besitzes im Parlamente immer wieder aufgehalten wird — woher anders, als weil wir zu viel technische, zu wenig soziale Kultur haben.

Die technische Kultur sieht es auf Mehrung des Besitzes und der Macht ab, die soziale auf Mehrung, d. i. Hebung des Menschen; jene ist unpersönlich und sachlich, diese streng persönlich, nicht als ob sie die Sachen verachtete, aber so, daß sie den Menschen an erster Stelle und alles andere nur um seinetwillen wertet. Es ist eigentlich merkwürdig, daß man heute noch den über alle äußeren Fortschritte hinausgehenden Wert des Menschen betonen muß. Redet denn nicht heute jeder Fortgeschrittene von Menschenvervollkommnung und Rassenverbesserung? Gewiß, aber worin besteht all dies oder soll es bestehen? In abstrakter Geistes- und konkreter, allzu konkreter Körperkultur. Gewiß ist erstere nicht zu unterschätzen, aber für sich allein macht sie den Menschen durchaus nicht vollkommener, sondern raffinierter. Gegen letztere muß aber heute von allen Wohlmeinenden so entschieden wie möglich protestiert werden. Wohin sie führt, haben wir in den Nackttänzen und „Schönheitsabenden", die fast schon der Behörde selbst das sittliche Urteil getrübt, mit Schrecken gesehen. Da muß mit aller Schärfe hervorgehoben werden — und das ist wichtiger, als daß man sich über den etwas größeren oder geringeren Grad von Nacktheit streitet —, daß nicht bloß für den Christenmenschen, sondern überhaupt für den gesund Urteilenden nicht von Körperkultus, sondern nur von angemessener Körperpflege die Rede sein kann, da der Körper lediglich Diener des Geistes ist. Wie kann man so wahre Menschengröße verkennen! Nein, echte und volle Menschen müssen wir haben, wenn wir auf soziale Kultur Anspruch machen wollen, Menschen, in denen wir zuerst die unsterbliche Seele sehen, die sie weit über alle äußere Schönheit, über Besitz und Bildung hinaushebt.

Lediglich technische Kultur ist es weiterhin, wenn man allen Fortschritt in möglichst weitgehende Paragraphen-Reglementierung steckt und Polizei-Überwachung.[1] Der Ruf nach der Polizei wird als charakteristisch für den Deutschen bezeichnet, und manch biederer Philister ist ordentlich stolz auf „unsere Polizei", die ihm fast alle Müh und Anstrengung abnimmt, ihn fast auf den Händen trägt. Das neue Vereinsgesetz, das sich immer mehr als ein verhängnisvolles Danaergeschenk des letzten Jahres herausstellt, zeigt uns diesen mißtrauischen Ueberwachungsgeist in Reinkultur. Da kennt man nur den berühmten Untertanen, dem Ruhe erste Pflicht ist; aber von Schätzung des freien Menschen ist wenig zu merken. Und blicken wir einmal in das so empfindliche Gebiet der Armen-, besonders der Wanderarmenfürsorge. Da möchte man fast wieder Ratzingersche Ideen bekommen und sich gegen alle öffentliche Armenpflege wenden. Man lese z. B., was der (dafür freilich disziplinierte) Bürgermeister Schücking von Husum über die „Reaktion in der Verwaltung" schrieb, oder wenn man dessen Buch für reine Uebertreibung halten sollte, was der Sekretär der hochangesehenen Straßburger Armenverwaltung, J. Weydmann, in seiner neulich erschienenen „Wanderarmenfürsorge" (Volksvereinsverlag) bemerkt: „Nicht so gut — wie die private — schneidet die öffentliche Armenpflege ab, denn sie hat einen nicht geringen Teil unseres Wanderelends mit verschuldet." Das kommt daher, daß man zuviel auf das Amt sieht, zu wenig auf die persönliche Tüchtigkeit; freilich heißt es bei uns offiziell immer anders. Aber man braucht nur Namen wie Posadowsky und Althoff zu nennen (von hervorragenden Katholiken, die in höheren Kommunal- und Staatsämtern — nicht sitzen, ganz zu schweigen), um unsere Behauptung gerechtfertigt zu sehen. Und woher die entsetzliche Schwierigkeit, wenn Leute, die ganz hervorragend für das Gemeinwohl tätig sind, wie z. B. Pastor von Bodelschwingh, öffentliche Unterstützung für ihre Arbeit nachsuchen, oder wenn andere, wie die katholischen Ordensleute, auch nur Erlaubnis für eine charitative Niederlassung wünschen; und wird etwas gewährt, an wie lästige, ja direkt demütigende Bedingungen wird es oft geknüpft! Wahrhaftig, wir haben alle Veranlassung, den Spruch des alten englischen Philantropen Chalmers tief zu beherzigen: not measures, but man, und den ergänzenden des bekannten Sozialethikers Förster, daß man erst Menschen schaffen muß, ehe man Handlungen haben kann. Ganz recht: haben wir in allen Aemtern, besonders in solchen mit viel sozialer Arbeit, nicht bloß Beamte — seien sie noch so routiniert, sondern echte Menschen voll persönlichster Anteilnahme an allem, dann werden die rechten Maßnahmen viel leichter, fast von selbst schon getroffen werden.

Fragen wir nun, woran wir einen Menschen von echter sozialer Kultur erkennen, so möchten als hervorstechendste Merkmale wohl bezeichnet werden: Stille und Tiefe. Ja, still muß er sein. Jedes aufdringliche Wesen, alles Reklamehafte verrät einen noch tief im Individualismus steckenden Menschen, ein Kulturburschentum, wenn ich so sagen soll, aber keine wahre soziale Kultur. Der hat wahrlich noch keinen Anspruch auf letztere zu machen, wer da meint, durch möglichst lautes Anpreisen seiner Mittel und Mittelchen alle schwierigen Fragen, an erster Stelle die soziale Frage, lösen zu können. Auf dem Markte da mag man rufen und schreien, mag man seine eigenen Sachen als Nonplusultra hinstellen, auf geistigem und kulturellem Gebiete höre ich lieber den stillen Mann, der wohl weiß, wie schwer es ist, zur Wahrheit sich durchzuringen, wie mühsam es ist, wirklich praktische Vorschläge zu machen zur Hebung irdischer Not. Es muß immer mit Mißtrauen erfüllen, wenn dieses oder jenes äußere Mittel als einziger Rettungsanker bezeichnet wird, wie das bei wirtschaftlichen Katastrophen so oft geschieht. Wer gern die Vorschläge anderer prüft, das Brauchbare aus ihnen aushebt, nicht sich für unwiderlegbar hält, der steht echter

[1] Anmerkung des Herausgebers: Nur gegenüber dem immer lauter gepredigten und öffentlich geübten Umsturz aller bisherigen Sittlichkeitsbegriffe versagt nur zu oft der Eifer der preußischen Polizei.



Kultur viel näher. Das ist ja gerade eine Hauptschwäche der Sozialdemokratie wie nicht minder des doktrinären Liberalismus, daß sie zu laut jede soziale Reform als töricht verwerfen, vielmehr der eine alles vom einzelnen, der andere von der neuen Gesellschaft erwartet.

Echte soziale Kultur geht tief; sie ist wesentlich innerlich veranlagt. Daher ist sie ein Feind alles reinen Repräsentierens. Sie hat kein Verständnis dafür, daß so viele Beamte gerade der oberen Stufen nur immer nach Gehaltserhöhungen rufen unter Hinweis auf ihre gesellschaftlichen Verpflichtungen; denn letztere haben sich offenbar nach dem Einkommen zu richten, nicht umgekehrt. Freilich werden manche auf den Zwang ihres gesellschaftlichen Milieus hinweisen; aber daß dieses Milieu noch so stark ist, zeigt eben, wie oberflächlich und äußerlich unsere Kultur noch ist. Jede Repräsentation hat etwas Individualistisches — ein Heraustretenwollen aus dem Ganzen — an sich und soll daher jenen überlassen werden, die eine wirkliche leitende Stellung einnehmen. Bei allen anderen wirkt sie antisozial. Wie wenig das heute noch allgemein gewürdigt wird, zeigen die ständigen Klagen unserer führenden Blätter über die Luxusausgaben unserer höheren Beamten und Offiziere, zeigt das Jagen nach reichen Frauen auch schon in bürgerlichen Kreisen, wodurch die Frau so oft zu einem Geschäftsartikel erniedrigt wird.

Was wollen diese Zeilen? Sie wollen nicht unnötig verallgemeinern, sondern nur die Tendenzen vorführen, welche uns in eine rein technische Kultur zu treiben drohen. Sie wollen auch nicht anklagend auftreten — wer selbst ohne jede Mitschuld ist, werfe den ersten Stein —, nein, vielmehr ein ernstes Menetekel darstellen, das uns wieder hinweist auf die Wege, die uns aufwärts führen zu wahrer, echter sozialer Kultur.

Die ungarische Krise.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Bei keiner Angelegenheit, welche Oesterreich und Ungarn oder Ungarn allein betrifft, darf man außer Auge lassen, daß die in Ungarn herrschende magyarische Minderheit bei allem, was sie unternimmt oder unterläßt, drei Ziele im Auge hat: die Errichtung eines einheitlich magyarischen Nationalstaates (mit Magyarisierung sämtlicher in Ungarn lebenden Nationalitäten), Sicherung der Herrschaft der jetzt allmächtigen Clique und Losreißung Ungarns von Oesterreich bei vorläufiger Einführung der Personalunion. Auch die jetzige Regierungskrise muß ausschließlich aus diesen Gesichtspunkten beurteilt werden.

Wenn die Unabhängigkeitspartei, die Achtundvierziger, welche ihre plötzlich angeschwollene Parlamentsmacht zum Teil dem Nimbus verdankt, der noch immer im magyarischen Volke mit dem Namen des alten Kossuth Lajos verwoben ist und durch gut honorierte Journalisten auf den jüngeren Kossuth Ferencz übertragen wurde, dem Programme des alten Kossuth treu geblieben wäre, so müßte sie die wirtschaftliche Trennung von Oesterreich aufs entschiedenste verwerfen. Ludwig Kossuth hat im Jahre 1842 im „Pesti Hirlap" eine Artikelserie erscheinen lassen, welche in Leipzig als Flugschrift in deutscher Sprache herausgegeben wurde und den Anschluß Ungarns an den deutschen Zollverein bekämpfte. Damals bestanden noch Zollschranken zwischen Oesterreich und Ungarn, und Kossuth trat nun mit aller Entschiedenheit dafür ein, daß diese Zollinien fallen sollten. Er schrieb: „. . . so müssen wir gestehen, daß, nachdem wir, frei von der Affenliebe für eigene Gedanken, das Gewicht der Gründe und der Gegengründe sorgsam geprüft, unsere Meinung dieselbe geblieben, nämlich die Ueberzeugung: daß, sowie die kleineren Staaten Deutschlands zu einem gemeinschaftlichen Zollvereine sich verbanden, ebenso auch das Interesse Ungarns nicht minder als der österreichischen Staaten ein Zusammentreten des von einem Regenten beherrschten großen Ganzen zu einem Zollverbande wünschenswert macht." Kossuth weist dann nach, daß eine solche wirtschaftliche Gemeinsamkeit die magyarische Nationalität stützen und entwickeln, einen lebenskräftigen Mittelstand begründen, die Kreditgesetze vervollständigen, die Industrie entwickeln und das Land zu einem von freien Menschen bewohnten machen werde. Er kommt zum Schlusse: „Die Zollinien zwischen uns und Oesterreich mögen fallen." Sein Sohn und dessen Partei wollen sie jetzt wieder errichten!

Kossuth Vater hat recht behalten: Ungarn ist erstarkt, hat sich gemästet von dem Kredite Oesterreichs. Als nach der Schlacht bei Königgrätz der unselige Dualismus errichtet wurde, nahm Ungarn einen großen Aufschwung. Straßen, Bahnen, Banken, Fabriken geben Zeugnis dafür. Selbst das geistige Leben schien aufblühen zu wollen: Eötvös, Hunfalvy, Jokai, Munkacsy sind helleuchtende Sterne. Aber — Eötvös heißt eigentlich Schlosser und stammt aus dem deutschen Ofen; Hunfalvy ist magyarisiert aus Hundsdörfer, er stammt aus dem deutschen Groß-Schlangendorf in der Zips; Jokai soll einer magyarisierten Familie Scherzer entstammen, und der geniale Maler Munkacsy hieß ursprünglich Lieb und hatte seine Ausbildung in Wien, München und Düsseldorf genossen. Das Deutschtum war der befruchtende Boden, auf dem die Bäume des magyarischen Geistes wuchsen. Mit der Bekämpfung und Magyarisierung der Nationalitäten stagniert das Geistesleben. Wo man noch hervorragende Männer sieht, findet man nichtmagyarische Abstammung: Kossuth und Justh sind wie der Nationaldichter Petöfy (Petrovics) kroatischen Stammes, Wekerle schwäbischen. — Wo sieht man im Geistesleben Ungarns einen hervorragenden Mann magyarischen Namens?

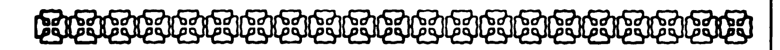
Auch der wirtschaftliche Aufschwung hat sich verflüchtigt, seitdem die Magyaren aus eigener Kraft den Staat groß und lebensfähig machen wollen. Rußland, Nordamerika, Argentinien machen mit ihrer Getreideausfuhr dem Agrarstaate Ungarn furchtbaren Wettbewerb; die mit künstlichen Mitteln eingeführte und am Leben erhaltene Industrie kann noch lange nicht die Einfuhr aus Oesterreich entbehrlich machen. Als man die Tulpenbewegung zur Boykottierung der österreichischen Industrie ins Leben rief, mußte man die emaillierten Tulpen aus Oesterreich beziehen. Mit seinem Bankkredit ist Ungarn fast ganz auf Oesterreich angewiesen, zumal seit jener Zeit, als die Franzosen erkannten, daß die Magyaren aus der habsburgischen Großmacht ausscheiden und mit ihrer nationalen Minderheit einen Mittelstaat gründen wollen. Der französische Rentner liebt eine sichere Anlage seiner Ersparnisse, und die kann ihm das unabhängige Ungarn nicht bieten.

Die vernünftigen Politiker der Magyaren verkennen auch keineswegs den großen, unersetzlichen Vorteil, den Ungarn aus der Gemeinsamkeit mit Oesterreich auf allen Gebieten gezogen hat, und so sehr sie auch alle der Unabhängigkeit zustreben, so wollen sie diese doch mit Kanälen versehen, durch welche ihnen nach wie vor vom Fette Oesterreichs ein Großteil zufließt. Nur jene Hitzköpfe, welche im verbohrten Hasse gegen Oesterreich, der in der Erkenntnis der eigenen Schwäche und Leistungsunfähigkeit seinen Urgrund hat, einen vollständigen Bruch mit „Wien" herbeiführen wollen, wagen den großen unberechenbaren Nutzen zu leugnen, den die Gemeinsamkeit hauptsächlich dem geistigen und wirtschaftlichen Leben der Magyaren zuführt. Sie wollen vor allem die Oesterreichisch-ungarische Bank in eine österreichische und eine ungarische Bank auseinanderreißen, ihr Geldwesen nationalisieren und damit der wirtschaftlichen Gemeinsamkeit den Todesstoß versetzen. Und diese Bankfrage ist der Vorwand zur jetzigen Regierungskrise. Ministerpräsident Dr. Wekerle und sein Minister des Innern Graf Andrassy sind für die Beibehaltung der Bankgemeinsamkeit, Kossuth und Graf Apponyi haben sich von den Bankstürmern Justh und Hollo gegen diese Gemeinsamkeit einfangen lassen, um — und das ist ihr eigentliches Ziel — die Koalition mit der Verfassungspartei und der (katholischen) Volkspartei zu sprengen und die Krone zu nötigen, die ganze Regierung aus Kossuthisten zusammenzusetzen. Dieses Verlangen begründen sie damit, daß die Unabhängigkeitspartei für sich allein die Mehrheit im Abgeordnetenhause des Reichstages habe und daher berechtigt sei, die gesamte Regierung zu übernehmen. Es ist richtig, daß die Achtundvierziger über die Mehrheit in der Volksvertretung verfügen; ob sie aber die Mehrheit des Volkes vertreten, ist eine unbedingt zu verneinende Frage. Eine Partei, zu welcher sich sämtliche Magyaren bekennen würden, hätte noch nicht die Mehrheit der Bevölkerung Ungarns hinter sich, da die Magyaren einschließlich aller Magyaronen höchstens 45 Prozent der Bevölkerung ausmachen. Aber ob die Unabhängigkeitspartei auch nur die Mehrheit der Magyaren vertritt, ist noch fraglich. Bei den Wahlen des Jahres 1906 standen die Achtundvierziger mit den Siebenundsechzigern und der Volkspartei in der Koalition, sie gingen in den Wahlkampf mit der gemeinsamen Platform des „Paktes mit der Krone". Die drei Koalitionsparteien halfen sich gegenseitig, so daß die Wahlen, welche den Achtundvierzigern die Mehrheit der Abgeordneten-

mandate brachten, nicht eine Mehrheit für Kossuths Unabhängigkeitspartei schufen, sondern für den Pakt mit der Krone. Will Kossuth wissen, ob die Mehrheit der Magyaren für ihn ist, so müssen Neuwahlen entscheiden, nachdem die Paktkoalition gesprengt ist. Dieses Urteil über die Mehrheit der Unabhängigkeitspartei kann natürlich der Krone auch nicht fernliegen, und es ist daher selbstverständlich, daß ihr Träger auf den Vorschlag, welchen ihm am 8. Juni Kossuth in einer fast zweistündigen Audienz gemacht hat, nicht eingehen will.

Das hat Kossuth inzwischen selbst bestätigt. Der Monarch hatte ihm in der Audienz vorgehalten, daß im Jahre 1906 der Führer der Unabhängigkeitspartei die Durchführung des Paktes der Krone garantiert habe, und nun verlange der Kaiser, daß Kossuth diese Verpflichtung erfülle und nicht die Wahlreform durch Hervorzerren einer anderen Frage (Bankfrage) verhindern lasse. Darum mußte Kossuth versuchen, seine gesamte Partei für den Standpunkt des Kaisers zu gewinnen. Dieser enthält: Ein Kabinett aus der Unabhängigkeitspartei allein ist ausgeschlossen; ebenso die Errichtung einer selbständigen Bank; die Wahlreform muß ehebaldigst im Sinne des Paktes von 1906 durchgeführt werden; wenn das Abgeordnetenhaus vor Beseitigung der Krise einberufen wird, wird die Regierung entlassen, der Reichstag vertagt, absolut regiert. In dreitägigen Beratungen des Vollzugsausschusses seiner Partei hatte Kossuth einen heftigen Kampf (eine der gewohnten für „Wien" berechneten Komödien) mit der Bankgruppe zu führen; er verlangte, als Führer der Partei anerkannt zu werden, sonst werde er die Konsequenzen ziehen, und daß die Krise bis zum Herbst vertagt werde. Die Führer der Bankgruppe, Graf Theodor Batthyany, Justh, Hello, führten zwar einen hitzigen Wortkampf, um den selbstverständlichen Sieg Kossuths recht glorios erscheinen zu lassen, gaben dann am dritten Tage plötzlich nach und schlossen ein Kompromiß, das den Anschein erweckt, es habe der Standpunkt des Königs gesiegt. Ministerpräsident Dr. Wekerle fährt nach Wien, um die Vertagung der Krise bis zum Herbst zu melden. Er hofft wohl, daß er mit der Weiterführung der Regierung bis zum Herbst betraut wird. Seine wichtigste Aufgabe wäre dann die Durchführung der Wahlreform, welche nach dem Entwurfe Andrassys unmöglich ist. Dieser müßte also wohl ausgeschifft werden.

Die Wahrheit über die Vertagung der Krise sagt unverhüllt der Herrn v. Justh sehr nahestehende „A nap": „Je später der König die Verhandlungen mit uns wieder aufnimmt, desto teurer muß er sie bezahlen. Im Herbst wird man uns brauchen; es ist klar, daß wir dann eine große Zahl von Gegenforderungen stellen werden. Die Erfüllung derselben wird dann für den König dringend sein, wir aber werden warten können." Das heißt: mit der Bank- und Krisenkomödie will man die alte Erpressertaktik für den Herbst vorbereiten. Hoffentlich bleibt der König unbeugsam!



Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die neuen Steuervorlagen und die alte „Taktik" der Regierung.

Nachdem die Finanzminister der Einzelstaaten am Fronleichnamstage an dem verfahrenen Karren der Finanzreform eine Beratung abgehalten, sind Regierung und Bundesrat sich schlüssig geworden, sofort dem wiederzusammentretenden Reichstag eine Reihe von Ersatzsteuern für aussichtslose Stücke des Regierungsprogramms vorzulegen. Ueber den dilatorischen Einwand, daß die Regierung ihre Vorlage erst nach Beschlußfassung im Plenum des Reichstags ankünden könne, ist man also vernünftigerweise zur Tagesordnung übergegangen. Ferner ist anzuerkennen, daß die Regierung der Forderung der sogenannten neuen Mehrheit, auch das mobile Kapital, namentlich die Bank- und Börsenwelt, zur Deckung des Reichsbedarfs mit heranzuziehen, in gewissem Maße Rechnung getragen hat. Nur ist das Maß noch zu gering gehalten. Auch die Ersatzsteuern beseitigen nicht den schweren Uebelstand, daß die sog. Besitzsteuern bedeutend stärker auf den immobilen als auf den mobilen Besitz fallen sollen. Darin bekundet sich die fortdauernde Abhängigkeit der Regierung von dem bank- und börsenfreundlichen Liberalismus — eine Abhängigkeit, die bekanntlich durch die vielgepriesene Blockpolitik verursacht worden. Dieser Liberalismus hat zum Ueberfluß soeben noch in einer großen Protestversammlung im Zirkus Schumann in Berlin sich als gouvernementale Prätorianertruppe zum Kampf gegen Konservative, Zentrum und alles „Agrariertum" aufgespielt und in einem „Hansabund für Gewerbe, Handel und Industrie", einem erklärten Gegenstück zu dem Bunde der Landwirte und den sonstigen agrarischen Verbindungen, sich organisiert. Aus der Gebundenheit der Regierung gegenüber dem begehrlichen Liberalismus erklärt es sich auch, daß der Bundesrat bei seinen Ersatzvorlagen an dem kritischen Punkt der Erbanfallsteuer, an der Besteuerung des Gatten- und Kindererbes, trotz aller zwischenzeitlichen Erfahrungen festhält.

Zu dem neuen Programm der Regierung, das dem Programm der Mehrheit der Finanzkommission entgegengesetzt werden soll, ist im einzelnen kurz folgendes zu bemerken:

I. An Besitzsteuern sollen nach übereinstimmender Ansicht wenigstens 100 Millionen aufgebracht werden. Die Kommission schlägt als sehr ergiebige Steuerformen eine Abgabe von Wertpapieren (Kotierungssteuer) und eine Abgabe vom Wertzuwachs bei Grundstücken vor. Beides lehnt die Regierung ohne weiteres ab und baut ihrerseits das nachstehende System der Besitzsteuern auf:

1. Erbanfallsteuer mit einem Mehrertrage von 55 Millionen;
2. Stempelabgabe von Feuerversicherungsprämien mit einem Ertrage von 35 Millionen;
3. Erhöhung des Effektenstempels mit einem Mehrertrage von 10 Millionen.

In die neue Vorlage über die Erbanfallsteuer sind einige nebensächliche Milderungen eingefügt: der Mobiliarbesitz (abgesehen von Wertpapieren und sonstigen Kapitalien) soll frei bleiben; für mehrfach verwitwete Ehegatten soll nur einmal die Steuer erhoben werden; wenn der Ernährer der Familie im Felde gefallen ist, soll die Steuer nicht erhoben werden; um das mobile Kapital sicherer zu fassen, darf ein Offenbarungseid von den Erben gefordert werden. Das kann aber nichts ändern an den grundsätzlichen Bedenken gegen die „Witwen- und Waisensteuer", und ebenso bleibt die Tatsache bestehen, daß die Deszendentensteuer den Grundbesitz und auch den zu vererbenden Gewerbebetrieb schwerer belasten wird als das bewegliche Kapital.

Die Versicherung gegen Feuersgefahr soll mit jährlich ¼ vom Tausend der Versicherungssumme belastet werden. An sich ist die Erhebung eines Stempels von den Versicherungsprämien nicht unbedingt zu verwerfen. Aber soll man ausschließlich eine Feuerversicherung herausgreifen? Diese bezieht sich der Natur der Sache nach in weitaus überwiegendem Maße auf Immobilien. Die weitere Mehrbelastung der Grundstücke müßte also wenigstens aufgehoben werden durch eine recht kräftige Steuer auf das flüssige Kapital.

Das erforderliche Gegengewicht ist aber in der geringfügigen Erhöhung des Effektenstempels nicht zu finden.

Das neue Regierungsprogramm schlägt zwar noch einige weitere Verkehrssteuern vor, die man in die Klasse der Besitzsteuern rechnen könnte. Aber die Regierung rechnet sie in die II. Abteilung (Verbrauchs- und Verkehrsabgaben, als Ersatz für die Inseraten- und Elektrizitätssteuer). Hinsichtlich des Gleichgewichts zwischen der Belastung des mobilen und des immobilen Besitzes fällt diese Rubrizierung nicht ins Gewicht, da die fraglichen Verkehrssteuern zu 20 Millionen auf den Grundbesitz und zu 20 Millionen auf den Geldverkehr fallen sollen.

II. Von den Verbrauchs- und Verkehrsabgaben nach den Kommissionsbeschlüssen verwirft die Regierung unbedingt die Mühlenumsatzsteuer und den Kohlenausfuhrzoll, und lehnt die Wertzuwachssteuer „wenigstens zurzeit" ab. Als Ersatzsteuern auf diesem Gebiete bringt sie ein:

1. Stempelabgabe bei Grundstücksübertragungen zu ⅓ vom Hundert des Wertes, mit einem Ertrage von 20 Millionen;
2. Erhöhung des Wechselstempels für langfristige Wechsel (von mehr als drei Monaten) und Einführung eines Fixstempels von 10 Pfg. für jeden Scheck; beides zusammen soll auch 20 Millionen bringen.

Diese Vorschläge sind gewiß diskutabel. Die langfristigen Wechsel dienen mehr finanziellen Transaktionen als dem gewerblichen Kreditbedürfnis. Die Belastung des jungaufblühenden Scheckverkehrs hat freilich manche Bedenken. Vielleicht könnte man kleinere Schecks (bis 100 ℳ etwa) freilassen, um die Niederlegung des häuslichen Kassenbestandes bei einer Bankstelle nicht zu hindern. Dafür könnten die größeren Schecks eher eine höhere Belastung vertragen (etwa 10 Pf. für jedes angefangene Tausend).



Wenn wir eine Regierung hätten, die wirklich über den Parteien stünde, so wäre es nicht schwer, mittels eines klugen Eklektizismus aus den neuen Vorlagen und den Beschlüssen der Kommission das relativ Beste auszusuchen und zu einem erträglichen Steuerprogramm für 500 Millionen zu vereinigen. Aber Vorbedingung ist die Preisgabe der Deszendentensteuer und die Abwendung von dem ausschaltenden Blocksystem. Die Regierung müßte also so viel Mut und Kraft haben, um den Grimm des Liberalismus über sich ergehen zu lassen. Und zwar den Grimm des Gesamtliberalismus, mit Einschluß der nationalliberalen Partei; denn die letztere hat sich infolge der gefährlichen Taktik des Fürsten Bülow von ihrer anfänglichen sachlichen Gegnerschaft gegen die Erbanfallsteuer zu der unbedingten Anhängerschaft und zur parteipolitischen Solidarität mit den Freisinnigen gemausert. Nebenbei haben die Avancen, die Fürst Bülow dem Liberalismus im Ringkampf mit der Rechten gemacht hat, die obenbezeichnete neue Organisation im „Hansabund" gezeitigt: einen Börsenblock, wie man ihn kurzweg genannt hat. Der Bund ist ein sonderbares Gebilde, da Schutzzöllner und Freihändler, Sozialreformer und fanatische Gegner aller Arbeiterrechte, Vertreter der divergierenden wirtschaftlichen Interessen des spekulierenden Kapitals und der produzierenden Industrie, sowie der Groß- und der Kleinbetriebe mit einander vermengt sind. Das einzige einigende Moment ist die liberale Parteipolitik. Der Hansabund wird an Leistungsfähigkeit und Lebensdauer seinem Vorbild, dem Bund der Landwirte, keineswegs gleichkommen können; aber in den parteipolitischen Kämpfen der nächsten Zukunft, namentlich bei Neuwahlen, kann er den Konservativen einstweilen unbequem werden. Und es gibt Leute, die mit einer Auflösung des Blockreichstags rechnen. In liberalen Organen gibt sich der Wunsch kund, daß „ihre" Regierung, falls die Konservativen nicht unter das kaudinische Joch gehen, die Finanzreform auf den Herbst verschieben möchte, um dann auf das Nein der Rechten sofort mit einem Appell an die Wähler zu antworten.

Um so eifriger müssen die Gegner des Liberalismus es sich angelegen sein lassen, den Verschleppungskünsten entgegenzuarbeiten und recht schnell, unter Zurückstellung von kleinen Differenzen und Zweifeln, eine ausreichende Finanzreform im Reichstag fertigzustellen, die nicht bloß sachlich gut fundiert, sondern auch taktisch so abgefaßt ist, daß die verbündeten Regierungen keinen haltbaren Grund zur Ablehnung finden können. Es kommt freilich auf die Festigkeit der Konservativen an.

Zur Lösung der elsaß-lothringischen Verfassungsfrage.

Von Joseph Brom, Mülhausen.

Von Straßburg wie von Berlin aus hat man in der letzten Zeit eifrig auf das Kommen einer kleinen Verfassungsreform vorbereitet. Staatssekretär Frhr. Zorn von Bulach hat im Landesausschuß, Statthalter Graf Wedel bei einem parlamentarischen Diner zu Ehren der Landesausschußabgeordneten angedeutet, daß man demnächst mit dem ersten Schritt zur Lösung der elsaß-lothringischen Verfassungsfrage hervortreten werde. Beide Staatsmänner verbanden mit ihren Ankündigungen eine energische Warnung vor dem „Alles oder Nichts"-Standpunkt. Es sei eine feststehende Tatsache, daß die elsaß-lothringische Verfassungsreform nur schrittweise vor sich gehen könne. Man müsse sich also mit einem ersten Zugeständnis, und sollte es auch noch so bescheiden sein, zufrieden geben. Sage der Landesausschuß: Entweder alles oder nichts!, dann würde die Antwort lauten: Dann nichts!

Damit war Elsaß-Lothringen darauf vorbereitet, daß es seine Erwartungen nicht allzu hoch schrauben dürfe. Die Stimmung wurde durch die Auskunft, die später der Staatssekretär von Bethmann-Hollweg im Reichstag auf eine Anfrage des Abgeordneten Dr. Vonderscheer im Reichstage gab, durchaus nicht verbessert. Denn die Berliner Regierung ließ durch seinen Mund zwar auch versichern, daß „die Arbeiten (zur Lösung der elsaß-lothringischen Verfassungsfrage) unter Zugrundelegung fester Ziele weiter gefördert worden seien," aber gleichzeitig wurde ein Lamento darüber angestimmt, daß man in Elsaß-Lothringen sich noch gar nicht über die Verfassungswünsche habe einigen können. In anderen Worten sollte damit doch nur gesagt werden, daß Elsaß-Lothringen nicht bloß unbesehen hinnehmen solle, was ihm Preußen an Verfassungsreform gnädigst gewähren wolle, sondern es solle das „Geschenk" auch noch mit Begeisterung in Empfang nehmen.

Man weiß nun ungefähr, mit was für Absichten sich die Reichsregierung trägt. Der Reichstag soll als gesetzgebender Faktor für Elsaß-Lothringen ausgeschaltet und der Landesausschuß für Elsaß-Lothringen zu einem vollberechtigten Landtag erhoben werden. Gleichzeitig soll unter irgend einer Form der elsaß-lothringischen Regierung eine Vertretung von drei Stimmen im Bundesrat zugestanden werden. Ueber den ersten Teil der Reform soll bereits Uebereinstimmung herrschen. Der Ausführung des zweiten Teiles (Bundesratsvertretung) sollen allerdings noch Schwierigkeiten entgegenstehen, die man aber zu beheben hoffe.

Ein Fortschritt gegenüber früheren Plänen ist also immerhin vorhanden. Seinerzeit sprach man nur von einer Ausschaltung des Reichstags. Jetzt winkt man außerdem noch mit dem bedeutungsvollen Zugeständnis einer Bundesratsvertretung. Wie sich die letztere durchführen lassen wird, ist allerdings zurzeit noch unerfindlich. Denn letzten Endes würde der Kaiser die drei elsaß-lothringischen Bundesratsstimmen führen. Und das widerspräche doch dem Charakter des Bundesrats, widerspräche der Reichsverfassung. Daß der Widerstand der süddeutschen Staaten gegen eine Vertretung Elsaß-Lothringens im Bundesrat nicht mehr so wirksam sei wie früher, wird auf folgende Weise plausibel gemacht. Die drei elsaß-lothringischen Stimmen würden, wenn überhaupt, nur im Anfang eine Verstärkung des preußischen Einflusses bedeuten. Mit dem Fortschreiten der Verselbständigung Elsaß-Lothringens würde dessen natürliche Interessengemeinschaft mit ganz Süddeutschland sich immer nachdrücklicher geltend machen. Und dann bedeuteten die drei elsaß-lothringischen Bundesratsstimmen eine Verstärkung des süddeutschen Elementes, also des Gegengewichtes gegen Preußen.

Bietet nun der bisher skizzierte erste Schritt der elsaß-lothringischen Verfassungsreform außer einer Aenderung auch eine Verbesserung des bisherigen Zustandes?

Vom staatsrechtlichen (vom formell-juristischen) Standpunkte aus betrachtet, würde die vorgeschlagene Verfassungsreform zweifellos einen großen Fortschritt bedeuten. Der Landesausschuß würde aus seiner Surrogatstellung zur Bedeutung eines vollberechtigten Landtags erhoben. Er wäre notwendiger Faktor in der elsaß-lothringischen Gesetzgebung geworden; die Regierung könnte nicht mehr über seinen Kopf hinweg mit Bundesrat und Reichstag elsaß-lothringische Landesgesetze uns zum Trotze schmieden. Der Landesausschuß wäre ein wirkliches Parlament geworden. Die Vertretung im Bundesrat würde uns ipso facto zum gleichberechtigten deutschen Bundesstaate erheben, formell-juristisch wenigstens. Daß unsere Landeshoheit nach wie vor noch vom Bundesrat getragen und die Instruktion unserer Bundesratsstimmen faktisch von außen erfolgen würde, änderte an der Erhöhung unseres staatsrechtlichen Zustandes nichts. Demnach wäre vom staatsrechtlichen Standpunkt aus die in Aussicht gestellte partielle Verfassungsreform nur zu begrüßen.

Anders sieht sich die Sache vom politischen Standpunkte aus an. Der Vorschlag würde uns zunächst einmal keine faktischen Verbesserungen bringen. Die Ausschaltung des Reichstags bedeutet nur die rechtliche Sanktion eines schon längst bestehenden tatsächlichen Zustandes. Der Reichstag wurde schon lange nicht mehr als gesetzgebender Faktor für Elsaß-Lothringen gebraucht, und bei seiner jetzigen Zusammensetzung, die auf jeden Fall in absehbarer Zeit noch nicht geändert werden wird (für uns kämen als Mehrheit in Betracht Zentrum, Lothringer, Freisinnige, Demokraten, Sozialdemokraten, Polen, Welfen, Dänen), würde er sich wohl nie von der Regierung gegen das elsaß-lothringische Volk gebrauchen lassen. Es ist sogar sehr fraglich, ob er gegen den elsaß-lothringischen Landesausschuß sich überhaupt noch ausspielen ließe, selbst wenn ihm die Beschlüsse des letzteren nicht genehm wären. Die Regierung erwartet sich selbst nichts mehr vom Reichstag. Denn sonst hätte sie mit dem Enteignungsgesetz und der Verstaatlichung der Bergwerke, die der Landesausschuß nicht angenommen hat, unbedingt vor den Reichstag gehen müssen.

Nun bleibt aber bei der vorgeschlagenen Verfassungsreform der Bundesrat sowohl als eigentlicher Träger der Exekutive in Elsaß-Lothringen wie auch als der eine unserer gesetzgebenden Faktoren bestehen. Wir blieben also vollständig

noch Objekt der Reichsregierung. Daß wir mit den drei Bundesratsstimmen rechtlich auch Subjekt derselben würden, änderte an unserer politischen Lage nichts. Denn das elsaß-lothringische Volk hätte kaum einen Einfluß auf diese Bundesratsvertretung. Wir würden sogar in noch schärferem Sinne Reichsland, als wir es bisher waren. Die „Oberelsässische Landeszeitung" hat das jüngst so ausgedrückt, daß sie sagte, wir würden aus einem Reichsland ein „Bundesfürstenland" werden. Aus unserer Reichslandseigenschaft wäre das demokratische Element ausgeschaltet. Unsere Reichsvormundschaft würde verschärft, weil ihr der mildernde Einfluß des Reichstags als der deutschen Volksvertretung entzogen würde. Elsaß-Lothringens Volk, das von einer Institution des ganzen Deutschen Reiches, nämlich dem Bundesrat, regiert wird, hätte seine eigene Stimme vor dem Forum des ganzen Reiches verloren. Seine Vertreter könnten nicht mehr elsaß-lothringische Angelegenheiten vor den Reichstag bringen wie bisher, da er seine Zuständigkeit für diese Angelegenheiten verloren hätte. Die einzige, für das elsaß-lothringische Volk zuständige Institution, die aus dem allgemeinen usw. Wahlrecht hervorgeht, wäre uns verschlossen. Zweifellos läßt sich mit dem Reichstag ein immerhin bedeutender Einfluß auf die Reichsregierung ausüben. Dafür sind der Beweise genug vorhanden. Dieser Einfluß kann auch für elsaß-lothringische Angelegenheiten wirksam gemacht werden. Er fällt aber mit der Ausschaltung des Reichstags aus der elsaß-lothringischen Gesetzgebungsmaschine fort, der Bundesrat kann freier, ungehinderter als bisher in Elsaß-Lothringen regieren.

Freilich wäre das demokratische Element, wenn auch in anderer, sogar noch besserer Form, wieder eingeschaltet, wenn man den zum vollberechtigten Landtag erhobenen Landesausschuß aus allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlen hervorgehen ließe. Dann brauchte auch das Volk den Reichstag nicht mehr. Es könnte sich seinen Landtag nach Gutdünken wählen, während bei dem jetzigen Landesausschußwahlrecht die Regierung einen zu großen, ausschlaggebenden Einfluß auf dessen Zusammensetzung besitzt.

Und erst recht würde die erste partielle Verfassungsreform eine wirkliche Verbesserung bedeuten, wenn auch der Bundesrat als gesetzgebender Faktor für Elsaß-Lothringen ausgeschaltet würde. Die Legislative wäre dann ganz in Elsaß-Lothringen. Die Exekutive würde dem Bundesrat noch verbleiben, Elsaß-Lothringen würde immer noch Reichsland sein.

Eine solche Verfassungsreform würde das Volk zweifellos begrüßen, wenn sie auch noch nicht die volle Autonomie brächte. Die Elsaß-Lothringer stehen eben nicht auf dem „Alles oder Nichts"-Standpunkte. Aber jede Aenderung, auch die erste, muß auch eine wirkliche Verbesserung bedeuten.

Katholiken, die Augen auf!

Von H. Külf.

Eine Verfügung, die viel zu wenig Beachtung gefunden, hat die Münsterische Regierung vor einiger Zeit erlassen. Am 19. Dezember 1907 wurde sie im Kirchlichen Amtsblatt der Diözese Münster veröffentlicht. Da es wohl keinem Zweifel unterliegt, daß die für den Regierungsbezirk Münster getroffenen Bestimmungen allmählich auch auf die übrigen preußischen Provinzen ausgedehnt werden, so verlohnt es sich der Mühe, das ganze Aktenstück der breiteren Oeffentlichkeit bekannt zu geben.

Kgl. Reg.-Abt. f. Kirchen- und Schulwesen Nr. 9904 II 15.

Nach Art. 134 des Einführungsgesetzes zum BG. sind die landesgesetzlichen Vorschriften über die religiöse Erziehung der Kinder unberührt geblieben. Für das Gebiet des Allg. L.-R. bleibt es deswegen bei den Vorschriften der §§ 78ff. II 2 und der Deklaration vom 21. November 1803. Nach diesen sind Kinder aus Ehen zwischen Personen verschiedenen Glaubensbekenntnisses der Regel nach in der Religion des Vaters zu erziehen.

Ausnahmen hiervon finden nur statt:

a) Solange die Eltern über den Religionsunterricht, der den Kindern erteilt werden soll, einig sind, und b) wenn der Vater die Kinder mindestens ein Jahr lang vor seinem Tode im Religionsunterricht der Mutter hat unterrichten lassen.

In Ausführung dieser gesetzlichen Bestimmungen verordnen wir folgendes:

1. Alle Lehrpersonen und Schulbehörden haben aufs genaueste darauf zu achten, daß kein Kind anderen Religionsunterricht erhält als in der Konfession, zu welcher sich der Vater bekennt; darauf, ob die Kinder katholisch oder evangelisch getauft sind, kommt es hierbei nicht an.

2. Soll ein Kind in einem anderen Bekenntnisse als in dem des Vaters unterrichtet werden, so darf es dem anderen Religionsunterricht nicht eher zugeführt werden, als bis eine endgültige Entscheidung des Vormundschaftsgerichts oder eine übereinstimmende Willenserklärung der Eltern über die religiöse Erziehung des Kindes vorgelegt wird.

3. Diese Willenserklärung ist nur dann als gültig anzusehen, wenn sie von den Eltern vor dem Landrat (in Stadtkreisen vor dem ersten Gemeindebeamten) oder vor einem Richter oder Notar persönlich abgegeben worden.

Sie darf sich nur auf solche Kinder erstrecken, die entweder bereits im schulpflichtigen Alter stehen oder binnen drei Monaten, vom Tage der Erklärung an gerechnet, schulpflichtig werden.

Die Landräte werden ermächtigt, bei weiten Entfernungen auf Antrag der Eltern den zuständigen Amtmann oder Bürgermeister mit der Entgegennahme der Erklärung zu beauftragen. Der Auftrag des Landrates ist der Erklärung beizufügen.

v. Gescher.

In den vom Regierungspräsidenten angezogenen Quellen wird bestimmt:

Niemand hat das Recht, den Eltern zu widersprechen, solange selbige über den ihren Kindern zu erteilenden Religionsunterricht einig sind. Allg. L.-R II 2 § 78.

§ 82. Hat der verstorbene Gatte das Kind das letzte Jahr vor seinem Tode in dem Glaubensbekenntnis des anderen Ehegatten unterrichten lassen, so muß dieser Unterricht fortgesetzt werden.

Die Deklaration vom 21. November 1803 hob die bisherige Praxis auf, daß die Söhne in der Religion des Vaters, die Töchter in der der Mutter unterrichtet würden, und bestimmte, daß alle ehelichen Kinder im Bekenntnis des Vaters erzogen werden sollten.

Am 17. August 1825 wurde diese Deklaration auch auf die westlichen Provinzen ausgedehnt. (Vgl. Vogt, Pol. Jos. Kirchen- und Eherecht der Katholiken und Evangelischen in den Königlich Preußischen Staaten. Breslau 1856. J. I. 81 ff.)

Sind schon diese Bestimmungen nach katholischer Anschauung zu beanstanden, so sind die nebenher laufenden Geheimerlasse noch weit bedenklicher.

So erließ König Friedrich Wilhelm III. am 5. April 1819 eine Kabinettsorder an den Freiherrn von Altenstein, von der es heißt: Es versteht sich von selbst und ist höheren Orts ausdrücklich festgestellt, daß die gedachte Kabinettsorder sich nicht zur öffentlichen Bekanntmachung eignet. (Begleitschreiben einer Bezirksregierung.)

Diese Order hat folgenden Wortlaut:

Es ist in den neueren Zeiten vielfach bei Mir Beschwerde geführt worden, daß die Geistlichen katholischer Konfession der kirchlichen Vollziehung der Ehe Katholischer mit Nichtkatholischen Schwierigkeiten in den Weg legen, welche früher nicht in Anregung gebracht worden sind. Es soll sogar versucht worden sein, die Gewissen der in solchen gemischten Ehen lebenden katholischen Glaubensgenossen zu beunruhigen, was nur dazu führen würde, den Frieden und die Einigkeit solcher Ehen auf eine unchristliche und nicht zu entschuldigende Weise zu stören. Die Herbeiführung solcher Beschwerden hat Mein ernstliches Mißfallen um so mehr erregen müssen, da sie in dieselbe Zeit fällt, wo von der Herstellung der gestörten Verhältnisse der katholischen Kirche in Meinen Staaten und von den Verbesserungen ihrer äußeren Lage so ernstlich die Rede ist, und alle hierzu erforderlichen Einleitungen getroffen werden. Es ist Mein fester Wille, daß dergleichen Anmaßungen der katholischen Geistlichen nicht geduldet werden sollen, die durch Veranlassung erneuter Beschwerden nur dahin führen könnten, daß die Ausführung jener für die katholische Kirche wohltätigen Pläne gestört und aufgehalten werden würden. Ich fordere Sie daher auf, alles zu beseitigen, wodurch Friede und Eintracht zwischen den verschiedenen Glaubensgenossen in Meinen Staaten gestört werden könnte; und insbesondere die katholische Geistlichkeit ernstlich anzuweisen, daß sie ihrerseits alles, was in ihren Kräften steht, zur Erhaltung dieses freundlichen Verhältnisses beitrage. Sollten indessen ungeachtet einzelne katholische Geistliche zu ähnlichen Beschwerden fernerhin begründete Veranlassung geben, so erwarte Ich von Ihnen unverzügliche Anzeige des Schuldigen, indem ich Mir besonders vorbehalte, solche des ihnen anvertrauten Amtes unwürdige Geistliche ohne weiteres augenblicklich fortzuschaffen; auch den geistlichen Oberen, zu dessen Diözese er gehört, nach dem Grade seiner Verschuldung Mein allerhöchstes Mißfallen auf das ernstlichste fühlen zu lassen und die empfindlichsten Maßregeln gegen ihn in Anwendung zu bringen.

Berlin, den 6. April 1819.

gez. Friedrich Wilhelm.

Wie der König das meinte, haben die Kölner Wirren in der unzweideutigsten Weise gezeigt. Doch das genügte ihm noch nicht; kurz vor seinem Tode (7. Juni 1840) erließ er eine Ver-



fügung, die nur als eine Aufforderung gedeutet werden konnte, die katholischen Geistlichen zu überwachen und alle diesen Verfügungen entgegenstehenden Maßnahmen derselben zu denunzieren. Daß dieser Erlaß nur gegen die katholischen Geistlichen gemünzt war, ergibt sich schon daraus, daß er wohl den evangelischen Geistlichen bekanntgegeben wurde, nicht aber den katholischen. Da man in letzter Zeit wieder mehr gehört hat von Ueberwachung der Geistlichen, so dürfte es nicht schaden, den Erlaß öffentlich bekannt zu machen.

Des Königs Majestät haben zu befehlen geruht, daß in den monatlichen Zeitungsberichten die Fälle der gemischten Ehen, das Betragen der katholischen Pfarrer und das der Brautleute bei der Forderung des Versprechens, jedesmal in ein helleres Licht gestellt werden sollen. Euer Wohlgeboren haben sich für die Folge hiernach zu richten. Einer Anführung aller einzelnen Fälle von gemischten Ehen bedarf es übrigens nicht, sondern nur derjenigen, bei welchen sich in Beziehung auf die angedeuteten Gesichtspunkte etwas besonders Bemerkenswertes ereignet hat.

Ich habe diese Reskripte veröffentlichen zu müssen geglaubt, um den neuesten Erlaß der Münsterschen Regierung recht bewerten zu können. Man mag sagen, was man will, die ganze Geschichte der katholischen Kirche in Preußen im verflossenen Jahrhundert beweist es, daß es das ständige Streben der preußischen Kirchen- und Schulpolitik gewesen ist und auch noch ist, die aus gemischten Ehen erzeugten Kinder soweit als möglich der katholischen Kirche zu entziehen. Daß ein katholischer Regierungspräsident diese Verfügung zuerst erlassen hat — ob der Not gehorchend oder dem eigenen Triebe, bleibe dahingestellt —, gibt zu denken. Es liest sich die Verfügung ganz gut, trifft sie ja doch Protestanten und Katholiken in gleicher Weise; somit ist die Parität gewahrt. Anscheinend ja, aber bei eingehenderer Betrachtung ändert sich das Bild gewaltig. Zunächst dürfen wir nicht vergessen, daß das Verhältnis der Katholiken zu den Andersgläubigen in Preußen sich ungefähr verhält wie 1 zu 3. Somit gibt es natürlich weit mehr evangelische Väter in Mischehen als katholische; dazu kommt, daß, wie die Erfahrung lehrt, vielfach die Beamten in eine Gegend versetzt werden, wo die Anhänger ihres eigenen Glaubensbekenntnisses nur einen verschwindenden Bruchteil bilden; daß man damit den gemischten Ehen Vorschub leisten will, kann man natürlich nicht beweisen, tatsächlich aber werden sie dadurch wesentlich gefördert. Da nun im „paritätischen" Staate Preußen die weitaus meisten Beamten, zumal die höheren, nicht katholischen Bekenntnisses sind, so ergibt sich von selbst, daß die Durchführung des Gescherschen Erlasses der katholischen Kirche weit größeren Schaden bringen wird als der evangelischen. Man denke sich den Fall: ein evangelischer Beamter hat in einer katholischen Stadt eine der angesehensten katholischen Damen geheiratet; sie hat sich erst zu diesem Schritt bereitfinden lassen, nachdem die katholische Trauung und Kindererziehung zugesagt war. Die Kinder werden nun tatsächlich auch katholisch getauft, vielleicht hat es manchen Kampf gekostet; schließlich hat der Mann nachgegeben. Die Kinder werden nun schulpflichtig; da beginnt der Kampf von neuem. Der Mann, vielleicht Beamter, soll nun zu seinem Landrat usw. gehen und ihm die formelle Erklärung abgeben, daß er seine Kinder entgegen dem Landesgesetze in der Religion seiner Frau erzogen wissen wollte. Man würde ihn im besten Falle mit kalter Höflichkeit behandeln, vielleicht auch mit bitterem Sarkasmus, oder gar ihn zu bearbeiten suchen, solch einen Schritt nicht zu tun. Die Konsequenz würde mit ziemlicher Sicherheit die sein, daß er später stets als minder tüchtig angesehen und bei allen Beförderungen übergangen würde. Ein Pfarrer, der gemischte Paare zu pastorieren hatte, sagte mir, es sei fürchterlich schwierig, die Männer dahin zu bringen, eine solche Erklärung abzugeben. Und wenn man sich recht den Fall überlegt, kann man das keinem Manne übelnehmen. Vor dem Gesetz, wenn auch nicht vor dem Gewissen, hat er das Recht, über die Religion des Kindes zu verfügen; nach schwerem Seelenkampf begibt er sich dieses Rechtes, nun soll er noch bei jedem einzelnen Kind seinen Landrat, der zumeist seinen (ev.) Glauben teilt, offiziell davon in Kenntnis setzen, daß er die Kinder lieber katholisch sehe. Das heißt Uebermenschliches verlangen. Der Zusatz: Ob die Kinder katholisch oder evangelisch getauft sind, darauf kommt es nicht an, ist anscheinend darauf abgesehen, die von gemischten Paaren vor der Hochzeit abgegebenen Versprechungen rechtlich wirkungslos zu machen. Weigert sich der Vater, die Erklärung abzugeben, dann werden katholisch getaufte Kinder in die evangelische Schule und umgekehrt geschickt werden müssen.

Zu welchen Härten die Durchführung dieser Gescherschen Bestimmung führen kann, liegt klar zutage. Da ist z. B. eine katholische Witwe, ihr evangelischer Mann ist gestorben; er hat sich nicht dazu entschließen können, die vorgeschriebene Erklärung abzugeben; die Kinder besuchen also die evangelische Schule. Nun heiratet die Mutter wieder, diesesmal aber einen Katholiken, da muß nun die Nachkommenschaft aus erster Ehe bis zum 14. Lebensjahre in der evangelischen Schule bleiben, die Eltern aber und die Kinder aus zweiter Ehe sind katholisch; das soll dann dem religiösen Frieden dienen! Ein solcher Fall kam in den 30er Jahren in der Provinz Westfalen vor.

Ist das nicht eine unerträgliche Gewissenstyrannei? Lange hat die Frau gelitten unter den Vorwürfen ihres Gewissens; jetzt, wo sich ihr Gelegenheit bietet, ihr Unrecht wieder gut zu machen, wird ihr durch staatliche Verfügung das unmöglich gemacht. Woher nimmt der Staat das Recht, über die Religion der aus Mischehen entsproßten Kinder einseitig zu bestimmen? Wenn etwas den Eltern gehört, dann sind es an erster Stelle ihre Kinder, und zwar nicht so sehr der Leib als die Seelen, für die sie zur Rechenschaft gezogen werden. In einer Zeit, wie der unserigen, wo so laut gepredigt wird von der persönlichen Freiheit des Menschen, namentlich was religiöse Fragen anlangt, nehmen sich Erlasse, wie die oben zitierten aus wie ein Rest aus dem „dunkelsten Mittelalter". Aus Fürsorge für die katholische Kirche sind obige Gesetze nicht gemacht worden. Daß aber der preußische Staat sich in solcher Weise als Schutzherr der protestantischen Interessen aufspielt, dürfen wir Katholiken uns nicht gefallen lassen. Man gebe sich keiner Täuschung hin; Windthorst wird Recht behalten: Der neue Kulturkampf wird um die Schule geführt werden müssen. Der Gechersche Erlaß wird nicht vereinzelt bleiben; es wird nicht lange dauern, dann sind auch die übrigen Provinzen mit ähnlichen Verfügungen „beglückt". Je ruhiger das westfälische Volk sich verhält, um so schneller wird die Sache gemacht; sind schon jetzt, wo der Staat bei den gewöhnlichen Staatsbürgern wenigstens seine Hand nicht fühlen ließ, die Verluste der katholischen Kirche bei den Mischehen so enorme, dann werden sie erst recht alles Maß übersteigen, wenn im ganzen Bereich der preußischen Monarchie derartige Bestimmungen getroffen sind. Man sieht daraus wiederum, wie unklug katholische Eltern und Kinder handeln, wenn sie allen Abmahnungen zum Trotz von Mischehen nicht ablassen wollen.

Bei dieser Gelegenheit sei noch hingewiesen auf einige Schulfälle der letzten Zeit. Sie stammen allerdings aus der Ostmark, wo man den wenig geschulten Katholiken Sachen zu bieten wagt, die im Westen der Monarchie wohl unmöglich sein würden.

Da ist in Hopfenkrug (Hinterpommern) eine Schule; sämtliche Kinder sind katholisch, aber der Herr Lehrer ist evangelisch. In dem Nachbarort Klonschen ward der einzige katholische Lehrer wegen Krankheit längere Zeit beurlaubt; obwohl nun ein katholischer Lehrer in der Nähe war und die Vertretung auch gerne übernommen hätte, beauftragt man den protestantischen Lehrer aus Hopfenkrug mit der Vertretung, obwohl er viel weiter entfernt wohnte; dazu kommt als erschwerender Umstand, daß die Schule in Klonschen nur von katholischen Kindern besucht wird. Soweit ist alles in Ordnung. Als aber der evangelische Lehrer in Rekow wegen Krankheit sich beurlauben ließ, schlug er dem Kreisschulinspektor vor, einen von den beiden katholischen Lehrern mit seiner Vertretung zu beauftragen; da kommt er aber schön an. „Aber wie denken Sie, ein kath. Lehrer soll an einer evangelischen Schule die Vertretung übernehmen?" So etwas ist überhaupt nicht denkbar im „paritätischen" Preußen; werden aber Hunderte von katholischen Kindern von evangelischen Lehrern unterrichtet, dann ist das ganz in Ordnung, es sind ja nur Katholiken und zudem noch solche aus der Ostmark, die man wie Bürger III. Klasse behandeln zu dürfen glaubt, während man die besser geschulten Katholiken des Westens und Südens in der Rolle der Bürger II. Klasse bis auf weiteres beläßt. (Vgl. „Germania" 1909 Nr. 81 II. Bl.)

Wenn man so etwas liest, dann spürt man das Knirschen des inneren Menschen. Augenblicklich behandelt man die Katholiken in einer Weise, die zu den ernstesten Besorgnissen Anlaß gibt. Man hat die politische Vertretung des katholischen Volkes vollständig im Reiche ausgeschaltet, obwohl auch sie Steuern zu zahlen und alle Untertanenpflichten erfüllen müssen. Was vor einigen Jahren der Minister den Polen zurief: Wir haben zu befehlen und Sie zu gehorchen; das ruft man jetzt

durch die Tat allen Katholiken zu, die treu zum Zentrum halten. Die Herren Liberalen sind die Herrenmenschen, denen der katholische Volksteil als Fußschemel für ihre Machtgelüste dienen soll. Die Katholiken, soweit sie treu zu ihrer Kirche stehen, betrachtet man als Herdenmenschen. Man sucht sie, so gut es geht, aus allen verantwortlichen Stellungen fern zu halten; bisher konnten wir wenigstens im Reichstag ein gewichtiges Wort mitsprechen; auch das ist vorläufig vorbei. Man sagte, „Zentrumsscheu" regiere die Stunde. Doch weit besser heißt es, Katholikenscheu regiert die Stunde. Möge das katholische Volk die Augen offen halten! Erlasse wie der gekennzeichnete sehen ziemlich harmlos aus, sind aber nur zu sehr geeignet, uns die schwersten Wunden zu schlagen. Einen offenen Kulturkampf wird man nach den trüben Erfahrungen der 70er Jahre nicht wagen; aber im stillen wird man sich weiter bemühen, der katholischen Kirche Abbruch zu tun, zumal auf dem Gebiete der Schule und der gemischten Ehen. Möge dieser Warnungsruf nicht ungehört verhallen! Wir wollen unseren Glauben bewahren und das hehre Gut, das wir von den Vätern ererbt, unseren Kindern hinterlassen! Was du ererbt von deinen Vätern hast, das halte fest mit deinem ganzen Herzen!

Junitage.

Die Amsel im Hollunderbaum
Fing nächtens an zu schlagen.
Sie spürt wohl selbst im tiefsten Traum
Den Glanz von diesen Tagen.

So leise geht der Bach die Bahn
Vorbei an Dorf und Brücken,
Als hielte er den Atem an
In schauerndem Entzücken.

O Junitage, glanzbestreut
In goldner Sonne Glühen!
Mein Herz, versunken ganz in Freud',
Will wieder neu erblühen.

Es jubelt wie ein junger Quell,
Es jauchzt nach kühnem Wagen.
Mich däucht, so sonnenfroh und hell
Hätt' nie es noch geschlagen.

Dr. Lorenz Krapp.

Immoralité en décadence.

Von Dr. Paul Maria Baumgarten, Rom.

Es ist stets wünschenswert, daß eine Beeinflussung zur Herabminderung einer gesellschaftlichen Plage aus sittlichen Beweggründen erfolgt, daß sich die Menschen aus Ueberzeugung von einer lange gepflegten Unsittlichkeit abwenden. Daß dieses verhältnismäßig nur selten und im allgemeinen nur auf Grund einer lange betriebenen und von tiefem Ernst erfüllten Agitation, sei es religiöser, sei es natürlich sittlicher Art, erfolgen kann, lehrt uns die Geschichte. Wenn aber einem solchen Kampfe Bundesgenossen rein äußerlicher Art zu Hilfe kommen, so kann man wohl wünschen, daß es anders sein möchte, wird aber diese Kämpfer trotzdem freudig begrüßen.

In dem Falle, den ich im Auge habe, sind es die Mode, die Automobile und die Eisenbahnen, die einem der größten Herde der Immoralität in Europa langsam so zusetzen, daß ein Herabsteigen von seiner früheren Höhe nur eine Frage von wenigen Jahrzehnten zu sein scheint.

Das uralte ligurisch-genuesische Geschlecht der Grimaldi rühmt sich seiner guelfischen Vergangenheit und seines ausdauernden stolzen Kampfes gegen die zu Zeiten oft allmächtigen D'Oria, die den mittelalterlichen bedeutsamen Seekriegen des Mittelmeerbeckens mehr denn einen berühmten Admiral gegeben haben. Wenn die Grimaldi schon im Jahre 980 als Herren von Monaco vorkommen, so ist das ein Zeichen, daß das Geschlecht fast bis an die Schwelle des christlichen Altertums heranreichen muß. Im Jahre 1642 erhielten sie das Marquisat Vaux und das Herzogtum Valentinois, das um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert einem Cesare Borgia vom König von Frankreich unter schier unerhörter Prachtentfaltung feierlich verliehen worden war. Das in den Fürstenrang erhobene Geschlecht erlosch im Jahre 1731 mit Antonio Grimaldi im Mannesstamme, und alle Titel, Würden und Besitzungen gingen auf den Schwiegersohn des letzten dieses wirklich erlauchten Stammes, den bretonischen Grafen Goyon de Matignon über, der sich Grimaldi-Goyon de Matignon nannte. Die großen Heerführer aus dem Hause der Grimaldi, wie ein Ranieri, ein Antonio, ein Domenico — der als Generalbevollmächtigter für die päpstlichen Galeeren bei Lepanto mitkämpfte, dann Priester, Bischof von Savona, Bischof von Cavaillon und 1585 Erzbischof und Vizelegat von Avignon wurde — hätten es sich nicht träumen lassen, daß des Grimaldischen Hauses „Glanz" in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf wildem Spielhöllentreiben und Kokottenluxus und -verschwendung sich aufbauen würde.

Als Fürst Karl III. im Jahre 1858 die Spielbank in seiner herzlich unbedeutenden Hauptstadt Monaco, die man als ein besseres Fischerdorf mit sommerlichen Bade- und einigen winterlichen Luftkurgästen ansprechen darf, gründete, begann trotzdem der wirtschaftliche Aufschwung des Ortes erst, als der König aller Spielpächter, der geriebene François Blanc, die Bank im Jahre 1863 pachtete. Er brachte ein Betriebskapital von fünfzehn Millionen zusammen, um: 1. ungezählten Dummköpfen das Geld am grünen Tisch aus der Tasche zu ziehen; 2. ungezählte Familien ins Unglück und an den Bettelstab zu bringen; 3. tausende und tausende von Menschen, denen die Spielverluste den Verstand verdunkelt hatten, in den Tod zu treiben, und 4. mit dem Sündengeld des Gewinnes die Stadt, das Fürstentum, den Fürsten „auszuhalten" und noch grauenhaft große Dividenden zu verteilen. Im Anfange beliefen sich die Jahresgewinne auf 5—10 Millionen, steigerten sich in den 70er Jahren auf 20 und betragen heute mindestens 35 Millionen Franks. Zehn Prozent des Bruttogewinnes erhält der Fürst, also 3½ Millionen. Aus dem Stammkapital von 15 sind heute 24 Millionen in Aktien und 19½ Millionen in Obligationen geworden, und die Erpresserbande der Aktionäre nennt sich höchst unschuldig: Société des bains de mer et du cercle des étrangers de Monaco. Die Spielbank ist in Montecarlo, das, neben Monaco und dem kleinen Orte La Condamine, ungefähr das ganze 1½ Quadratkilometer große Fürstentum ausmacht, in dem ungefähr 20000 Monegassen ständig wohnen.

Was wollen das bißchen Obstbau, die wenigen Parfümeriefabriken, die paar Hektoliter Likör und die kleine Töpferwarenindustrie des Fürstentums gegenüber der großen Industrie bedeuten, die die Aktionäre der Société des bains de mer betreiben? Rein gar nichts. Man darf ruhig sagen, daß Monaco ohne Herrn François Blanc einen Staatshaushalt von einigen tausend Franken haben würde, während es mit diesem Herrn ungefähr 1½ Millionen ordentliche Einnahmen und etwas über 1 Million ordentliche Ausgaben hat. Und dabei besorgt die Société die wichtigsten und teuersten Abteilungen der öffentlichen Ausgaben aus wohlverstandenem Interesse für eigene Rechnung; die Regierung braucht dafür also nicht aufzukommen.

Ja, die Regierung! Der Fürst kümmert sich nur sehr selten um sein Fürstentum. Wenn er nicht auf seiner Jacht weilt, wohnt er in Paris oder auf seinem Schlosse Marchais im Departement Aisne. An seiner Statt erledigen die Staatsgeschäfte der Generalgouverneur Olivier Ritt mit drei Sekretären, ein Staatsrat mit fünf Mitgliedern und ein Revisionsrat von richterlichen Beamten. Daß diese Stellen eine Fülle von Arbeit brächten, hat noch niemand behauptet. Die Maison du Prince steht unter dem Grafen de Lamotte d'Allogny, und der Fürst hält sich als Geheimräte die Herren Bernich, Meyer und Moch. Der erste derselben ist auch zugleich Generalinspektor der Finanzen.

Mit den 4 Millionen, die die Grimaldi 1861 von Frankreich für Mentone, Roccabruna und Nizza erhielten, und der Spielbankpension von 3½ Millionen jährlich hat Fürst Albert ein bequemes Auskommen, das er zum Teil für ozeanographische Studien ausgibt. Um das Bild zu vervollständigen, sei hinzugefügt, daß das Fürstentum ein Bistum bildet, das drei Pfarreien mit 9 Kirchen und Kapellen und ungefähr 50 Priestern zählt.

Zahlreiche Päpste haben in den Mauern des altrömischen Portus Herculis Monoeci, des mittelalterlichen Porto d'Ercole, des modernen Monaco geweilt. Ich erinnere an Urban V. und Gregor XI., die auf ihrer Reise von Avignon nach Rom kurz vor der abendländischen Kirchentrennung 1367 und 1376 dort anlegten. Der Gegenpapst Benedikt XIII. war um die Wende

des gleichen Jahrhunderts öfters in dem Orte, und späterhin kamen noch andere bei anderen Gelegenheiten. Heute würde wohl kein Papst dort Aufenthalt nehmen, wenn er in die Nähe käme; denn die Atmosphäre in dem kleinen Staate ist nicht derartig, daß das oberste Haupt der Christenheit dort weilen könnte.

Die Zeiten sind noch nicht lange her, daß Monaco und Montecarlo eine Saison von sechs Monaten hatten. Die Leute, die dort ihr Geld verlieren wollten, richteten sich auf einen längeren Aufenthalt ein. Die Halbwelt, die von Anfang an in allen nur denkbaren Abarten dort vertreten war, fand unter den zahllosen Lüstlingen, die das Fürstentum jeden Winter beherbergte, die eifrigsten Verehrer, und alle Industrien, die mit diesem Treiben in engstem Zusammenhange standen, vom Juwelier angefangen bis zur Spezialitätenapotheke herunter, kamen reichlich auf ihre Rechnung. Der herrliche Ausbau der an sich schon reizvollen landschaftlichen Lage brachte zudem auch Millionen von Fremden hin, die sich an dem wüsten Treiben zwar nicht beteiligten, aber doch von der Lebhaftigkeit, der Abwechslung und den außerordentlich geschickt ausgewählten öffentlichen Vergnügungen angezogen wurden.

Die Träume einer Halbjahrsaison sind schon seit mehr als zehn Jahren ausgeträumt. Aegypten und Algier und neuestens auch Marokko locken sehr viele Winterreisende von Monaco weg, und wenn sie aus Afrika zurückkommen, ist Monaco schon wieder bald leer. Die Automobile ermöglichen es Tausenden von Habitués von Montecarlo, in ruhigeren, einfacheren Orten der Riviera zu wohnen und doch nach Bedarf zum Kasino zu fahren, zu spielen und abends wieder zu Hause zu sein. Die internationale Schlafwagengesellschaft mit ihren stets lockender werdenden Angeboten von durchfahrenden Luxuszügen machen viele reiche Menschen die Spielbank vergessen, und sie suchen ihre Zerstreuung in Orten, wo sie bis dahin noch nicht gewesen waren.

Heute steht die Sache so, daß Montecarlo nur noch eine eigentliche Saison von drei Monaten hat, die alle Jahre ein wenig kürzer zu werden droht. Dem tut auch kein Einhalt, daß König Leopold von Belgien, als er sich jüngst mit dem Fürsten Albert und Herrn Fallières zusammen zu Tisch setzte, in einem Trinkspruch sagte: „Ich glaube, daß die Seealpen und das Fürstentum Monaco ein Teil des Paradieses sind." Sicher ist, daß das Fürstentum mit dem Sündengeld der Spielbank zu diesem „Paradies" ausgebaut worden ist.

Das „Journal de Génève" hat kürzlich eine eingehende Untersuchung veranstaltet und zu seiner großen Freude feststellen können, daß Monaco und Montecarlo reißend zurückgehen. Die großen Läden von früher verschwenderischer Pracht in La Condamine verschwinden entweder ganz oder werden wesentlich einfacher, wie es einem Gewinnrückgang von über 50 Prozent entspricht. Die Abenteurer ziehen sich langsam von dort zurück, die Kokotten rümpfen schon die Nase über Montecarlo, viele der prachtvollen Hotels arbeiten schon mit Verlust und die Saisonvergnügungen wollen nicht mehr recht ziehen.

Die Dividenden der Spielbank waren 1900: 42, 1901: 45, 1902: 45, 1903: 59 und 1904: 64 Prozent. Damit war der Höhepunkt erreicht. Es geht jetzt abwärts, und die feinfühligen Aktionäre sind schon in großer Besorgnis um die Zukunft. Sie bestürmen Seine Durchlaucht Don Alberto Grimaldi mit Bitten und Vorstellungen, die Regierung müsse etwas tun, um den drohenden Ruin des „Paradieses" des Königs der Belgier aufzuhalten. Aber alles das wird nicht viel nützen. Trotz Kasino, ozeanographischem Museum, internationalem Friedensinstitut, Kathedrale, fürstlichem Schloß und allen anderen Reizen hat die Mode das Fürstentum schon zu einem großen Teile ausgeschaltet und wird es immer mehr tun. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so werden sich die frohlockenden Worte des „Journal de Génève" bewahrheiten, daß die größte Unsittlichkeitshöhle Europas in nicht zu ferner Zeit vor dem Zusammenbruch stehen werde. Und dafür muß jeder anständige Mensch der Mode Dank wissen. Die himmelschreiende Wirtschaft auf diesem vom Schöpfer so reizvoll ausgestatteten Fleckchen Erde muß einmal ein Ende nehmen. Daß es nicht sittliche Einflüsse sind, die hier Wandel schaffen, sondern unbeeinflußbare Launen der Mode und die Aenderungen im Verkehrswesen, ist schade; aber dankbar muß man darum doch für das Ergebnis dieses Boykottes sein.

Sonett auf den hl. Aloisius.

Wie müßte engelsüß die Harfe klingen,
Dem Seraphim im wilden Erdentale,
Dem reinsten Ritter vom hochheil'gen Grale,
Gonzagas Heldengeist ein Lied zu singen!

Wie müßte zart durch unsre Sphäre dringen
Ein Blütenduft vom ew'gen Hochzeitsmahle,
Von Myrtenzier, gereicht in Weißbronnschale,
Ein Himmelstraum von siegendem Erringen . . .

Doch leben Heiden, welche freveltrunken
Des Gottesgeistes reine Tempel schänden;
Den Seelen weh, die in den Staub gesunken!

Es mögen Fackeln mit verbot'nen Bränden
Ins Weltall werfen glühe Sündenfunken:
Wir Christen tragen Lilien in den Händen.

A. de Crignis.

Allerlei Palastgeheimnisse in Peking.

Von

Dr. Joseph Kösters, Tsingtau.

Bekanntlich ist in Peking nichts so streng verboten, als unbefugterweise — und wie wenige sind befugt! — in die „verbotene Stadt" oder gar in das Innerste der kaiserlichen Paläste einzudringen. Die orientalische Unnahbarkeit der Majestät ist bis auf unsere Tage im „Reiche der Mitte" noch ganz und gar aufrechterhalten. Trotzdem dringt manches Geheimnis durch die schlecht verschlossenen chinesischen Türen der kaiserlichen Behausungen. Die zahlreiche Dienerschaft ist ja von der Außenwelt nicht völlig abgeschlossen. Auch fehlt es ihr in der Regel nicht an Empfänglichkeit für klingende Bezahlung geeigneter Mitteilungen. Sind letztere dann auch nicht immer mit zartester Gewissenhaftigkeit geprüft und aufgenommen, so ist doch gewöhnlich wenigstens „etwas dahinter". Denn immer können das solche redselige oder bezahlte Erzähler nicht „aus der Luft greifen", ohne ihr Gesicht und alles andere bald zu verlieren. In diesem Sinne sind wohl folgende Erzählungen zu verstehen, die in Peking kursieren. Daß mit der Frage, wer Nachfolger des unglücklichen Kwang-hsu werden solle, sich im Bereiche des kaiserlichen Palastes allerlei Kämpfe und Intrigen verknüpfen würden und verknüpften, war den Chinesen und den europäischen Kennern der Verhältnisse selbstverständlich. Aber welche? Manches ist bereits bekannt, anderes kommt erst allmählich ans Tageslicht. Die verstorbene Kaiserin-Witwe entschloß sich nicht ohne inneres Widerstreben zur Ernennung des Pu-yi. Sie hatte vor 1900 den Ta-ha-ko, Sohn des Prinzen Tuan, als Thronfolger bestimmt, und sowohl sie als auch die kinderlose Kaiserin Jehonala hatten diesem jungen Prinzen die ganze Zärtlichkeit mütterlicher Liebe geschenkt. Da kam das Boxerjahr, der Prinz Tuan trat — wohl im Sinne der Kaiserin-Witwe — mit völliger Offenheit für die Boxer auf und mußte nach Unterwerfung des Aufstandes auf Verlangen der Vertreter der Mächte in die Verbannung wandern. Gleichzeitig wurde gefordert, daß der Sohn des Prinzen Tuan als Thronfolger durch einen anderen ersetzt würde. Das war für die Kaiserin-Witwe vielleicht die härteste unter allen Friedensbedingungen. Sie soll darob in lautes Weinen verfallen sein und Monate hindurch ihren Schmerz geäußert haben. Augenblicklich weilt dieser Ta-ha-ko nahe bei den „Si-ling", den westlichen Kaisergräbern, wo die chinesische Politik schon so manche im Dunkel der Verborgenheit begrub, neuerdings auch den Prinzen Tsching, den aktivsten aller Prinzen, durch Ernennung zum Aufseher dieser Gräber „abtun" will.

Als einige Wochen vor dem Tode der beiden Majestäten der kleine Pu-yi in den Palast genommen wurde, soll bei der alten Witwe die Erinnerung an den Ta-ha-ko und die mit seiner Entfernung verknüpften Ereignisse wieder so lebhaft geworden sein, daß sie wieder anfing zu weinen und den jungen Prinzen gar nicht sehen wollte. Auch der jetzige Regent, Prinz Tsch'un, mußte die heftigen Explosionen dieses kaiserlichen Schmerzes fühlen.



Die leidenschaftslosere Jehonala soll sich aber schneller und gründlicher mit dem kindischen Pu-yi abgefunden haben. Schon bald, nachdem sie verwitwet war, sprach man von ihrer großen Herzlichkeit zu dem ernannten Adoptivsohn ihres verstorbenen kaiserlichen Gemahls.

Uebrigens hatte Tse-hsi nicht bloß mit inneren Herzensschwierigkeiten, sondern auch mit sehr realen Persönlichkeiten zu kämpfen, als sie den einzigen Sohn des Prinzen Tsch'un zum Thronfolger ernannte. Prinz Tsching und der gewichtige Staatsrat Yüen-schi-kai waren entschiedene Gegner dieses Planes. Sie verweigerten lange die Unterschrift unter das ausgefertigte Ernennungsdekret. In den Staatsratssitzungen, zu welchen auch bereits der Prinz Tsch'un hinzugezogen war, machten sie geltend, daß alte chinesische Gewohnheit verbiete, einen Thronfolger zu ernennen, der keine Brüder habe. Tschang-tsche-tung, der gewaltige Kenner chinesischer Klassiker und Gewohnheiten, wußte demgegenüber Präzedenzfälle aus der grauen Vergangenheit mit unwiderleglicher Sicherheit anzuführen. Dann betonten die beiden gegen Tsch'un verschworenen Staatsräte, daß ja der Puyi, falls er keinen Bruder bekomme, drei Väter erhielte, nämlich Prinz Tsch'un als natürlichen Vater, Kaiser Kwang-hsu als Adoptivvater und Kaiser Tung-tsche, der ohne Adoptivsohn geblieben war, weil ein dafür zu bestimmender Sohn des Kaisers Kwang-hsu ausgeblieben sei. Dagegen half die Ausrede, daß der 3jährige Pu-yi ja noch sehr wohl einen Bruder bekommen könne. Bei diesem Einwand der feindlichen Großsekretäre soll indes dem zornmütigen Prinzen Tsch'un die Ader geschwollen sein. Er nahm die übliche Teetasse und zielte auf das graue Haupt des Prinzen Tsching, traf allerdings nur die Wand, an der sie zerschellte. Die anderen Staatsräte legten sich ins Mittel und dämpften den Zorn des verhältnismäßig jugendlichen Prinzen Tsch'un. — Derartige „handgreifliche Beweise", verbunden mit der theoretischen Weisheit des alten Tschang-tsche-tung drangen schließlich durch. Mit der Regentschaft Tsch'uns war natürlich das Schicksal seiner beiden Gegner entschieden, dessen Vollzug nur chinesischer Anstand verzögerte.

Seine Majestät Kaiser Suen-tung tut unterdessen in der hohen Politik in seiner Weise mit. Er soll nämlich mehr als gewöhnlich kindisch sein und dadurch innerpolitische Spannungen im Kaiserpalast hervorrufen. Zunächst wollte er nichts wissen von dem Ober-Eunuchen Li-lien-yen, der die kindliche Majestät auf seinen Armen empfangen wollte. Als intimster Vertrauter der Kaiserin-Witwe hatte er ja das Recht dazu. Aber siehe da, der junge Herrscher fühlte sich in den Armen des Ober-Eunuchen so wenig heimisch, daß er erbärmlich zu weinen begann und seinen Gönner heftig am chinesischen Graubart riß. Ein anderer Eunuche namens Wang, der in der Nähe stand, gewann indes das Vertrauen des jugendlichen Kaisers derartig, daß er beschloß, in dessen Arme überzusiedeln. Seitdem ist Wang der erkorene Liebling Seiner Majestät. Spaziergänge oder Ausflüge in die kaiserlichen Gärten werden nur an seiner Hand oder auf seinen Armen ausgeführt. Er ist buchstäblich der „Mundschenk" des Kaisers und behütet alle seine Schritte. Die Folge war, daß sein Gehalt erhöht wurde und der hohe Ober-Eunuche Li sich durch die kaiserliche Parteilichkeit tief gekränkt fühlte. Li kam beim Regenten um seine Entlassung ein, wurde aber sehr energisch abschlägig beschieden. Einen Ober-Eunuchen, der 40 Jahre im Palast war, entlassen — das wäre ja die kostbarste Fundgrube für alle, die hinter die Kulissen der kaiserlichen Bühne schauen möchten. Es soll ihm sogar schwer gedroht worden sein, wenn er auf seinem Entlassungsgesuch beharrte.

Die kleine Majestät lebt unterdessen glücklich mit dem freundlichen Wang. Die süßesten Sachen sind ja sein, und den ganzen Tag hindurch dauert die kaiserliche Mahlzeit. Zwar soll der Prinzregent in väterlicher Sorge gewisse Einschränkungen und Unterscheidungen in dieser anstrengenden kaiserlichen Tätigkeit befohlen haben, aber was vermag die Umgebung gegen die Wünsche des Himmlischen? Die mit seinem Bildnisse neugeprägten Münzen interessierten ihn allerdings weniger. Als sie ihm gezeigt wurden, warf er sie mit heftigen Gebärden auf den Boden, und der Protokollführer konnte nur konstatieren, daß Seine Majestät für derartige Dinge keine Neigung zeige.

So — oder ähnlich spielen sich nach tausendjähriger Gewohnheit die Dinge und Ereignisse ab an einem Kaiserhofe, wo sich Ueberfülle von politischer Macht mit ebenso viel Mangel an einsichtiger, der ungeheuren Aufgabe entsprechenden Herrscherkraft verbindet.

Blühende Heide.

Blühende Heide, du meine Lust,
Füllest mit Jubel und Freude die Brust!
Blühende Heide im Sonnenschein,
Kann nicht fassen den Zauber dein. —
O du weites leuchtendes Meer
Roter Blüten um mich her!
Jubelnde Lerche in blauender Höh',
Wandernde Wolke, flockig wie Schnee.
Summende Bienen, flimmerndes Licht —
Still! — die Stimme der Heide spricht! —
Duftige Ferne, schleierverhüllt,
Schlummernde Sehnsucht, nimmer erfüllt.
Einsame Birke, zitternd im Licht,
Goldene Krone dein Haupt umflicht.
Schimmernde Kronen von fließendem Gold
Webet die Sonne, gütig und hold. —
Leuchtende Heide im Purpurgewand,
O du wonniges Wunderland,
Blühende Heide im Sonnenschein,
Kann nicht fassen den Zauber dein!

Th. Korte.

Des Hüterbuben erste Liebe.

Skizze von Franz Zach.

Friedl war der Schafhirt des Großbauern, tief drin im Hochtal, wo die hellgrauen Bergnebel brüten.

Wenn der Bub oben auf der Alm zwischen seinen Schafen stand und hinabschaute in das Nebelmeer, das mit der steigenden Sonne immer dünner und dünner wurde, bis die einzelnen Schwaden bergauf zogen und in den Himmel hineinsegelten, dann wurde es auch in seiner schwerfälligen Seele licht und lichter. Dann jauchzte er wohl zuweilen auch hinein in die reine, blühende Morgenlandschaft. Sonst aber hörte man von dem stillen Hirten keinen Laut den ganzen Tag. Freudlos, dumpf, gleichgültig war sein Leben.

Friedl war im Bauernhause unten an der Berglehne aufgewachsen, unterm geflickten Schindeldache war sein Heim. Seine Mutter war Magd bei dem Bauern gewesen. Seinen Vater kannte niemand. Friedl hatte keine Jugend gehabt. Nie hatte einer Mutter weiche Hand ihm die wirren Haare aus der Stirne gestrichen; nie hatte er in einer Mutter Auge das Hohelied gelesen von Frauenliebe, denn seine Mutter hatte bei seiner Geburt ihr Leben lassen müssen. Die Bäuerin hatte ihn behalten, da sie selbst kein Kind hatte. Das einzige, an das er sich erinnern konnte, waren die Püffe und Schläge, die er täglich bekam wie das harte Brot, das er bei seinen Schafen verzehrte. Als Bettelbub war er überall im Wege gewesen — und die vielen rohen Schimpfworte hatten ihn zu einem verschlossenen, verschüchterten Menschen gemacht.

Wenn der Tag graute, zog er mit seiner Herde auf die Weide, die sich hinter dem Gehöfte den Berg hinandehnt, und wenn die Sonne hinter die Berge ging, trieb er sie wieder heim. So war es gewesen, seit er denken konnte. Und wenn er dann am Abend auf der Ofenbank saß, war er die Zielscheibe des Spottes der Knechte und Mägde. Sein meist zerrissenes Wams, sein spitzer, durchlöcherter Hut, sein scheues Wesen — das waren Haken genug, um schlechte Witze daranzuhängen. Wohl fühlte er sich nur oben auf der Alm bei seinen Schafen.

Nun war er 17 Jahre alt. Sein ganzes bisheriges Leben war wie ein trüber Nebeltag gewesen . . . . .

Da kam eine neue, junge Dirn ins Haus, und mit ihr kam der erste Sonnenstrahl in sein Leben.

* * *

Friedl saß auf einem alten, zerfallenen Baumstrunk und starrte in die Sommertagsglut und in unsichtbare Fernen — —

Warmer Duft stieg aus den wilden Blumen, bunte Falter suchten den stillen Sonnenschein, Glockenklänge kamen durch das



Tal herauf — wunderlicher Glanz kam aus seinen Augen, denn sie schauten in eine neue Welt — — —

Vor einer Stunde war Rosl, die neue Dirn, vorübergegangen, heiter wie immer, ein neckisches, liebes Wort auf der Zunge.

Er sah sie noch immer, wie sie mit ihrem kurzen Rock über die Wiese schritt, die nußbraunen Zöpfe unten zusammengebunden, das helle Tuch gegen die Sonnenhitze um den Kopf geschlungen, ihre nackten, starken Arme kraftvoll schlenkernd. Er hörte noch immer ihre schmeichelnde Stimme und ihr frisches Lachen zu ihm herauf klingen — — —

Er hatte sein Lebtag kein so wunderbares Geschöpf gesehen. Dieses Mädchen war gefüllt bis oben mit Sonnenschein und Lachen. Und seit dieses lieblustige Wesen auf dem Hofe war, wußte der arme Hüterbub keine schönere Beschäftigung, als den ganzen Tag und immerfort an sie zu denken — — —

Dem bisher überall schroff beiseite geschobenen, sich mühsam im unverstandenen Leben umhertastenden Waisenbuben war auf einmal eine neue, unbekannte Welt aufgegangen. Er wußte keinen Namen für dieselbe, aber er war glücklich wie noch nie. Die Sonne schien ihm nun doppelt hell und warm, die Blumen redeten zu ihm in einer neuen Sprache, und er verstand mit einem Male ihr heiteres Blühen.

Mit frohem Herzen saß er auf der Wiese, neben sich den zottigen Schäferhund, vor sich die grasenden Schafe — und träumte von Rosl und starrte in die Sommertagsglut und in unsichtbare Fernen.

Seine Seele, die noch nie im Lichte ging, sonnte sich behaglich in der Frühlingssonne der ersten Liebe.

Er merkte nicht, wie der Abendschein die Berge in die Fluten des scheidenden Lichtes tauchte, und der Laubwald drüben wie verglosendes Höhenfeuer stand. Er sah auch nicht, wie die Schatten über die Alm krochen und unten die Nacht durchs Tal schlich.

Die Schafe standen blöckend um ihn herum und schauten den träumenden Buben neugierig an.

Da erwachte er wie aus einem süßen Traum. Erschreckt fuhr er empor, und eilig trieb er seine Herde durch die sinkende Nacht den Berg hinunter.

Beim Brunnen sah er Rosl, wie sie lächelnd müde die heiße Stirn wischte, ehe sie die gefüllten Eimer aufnahm. Da sprang Friedl herbei.

„Ich kann sie dir ja tragen," sagte er, packte die Eimer und trottete davon in die Richtung des Hauses.

Rosl schlug vor Staunen über den ritterlichen Schäferbuben die Hände zusammen und lachte laut. Der Oberknecht erschien in der Stalltüre und lachte noch verletzender.

Friedl sah, wie sich die beiden vertraulich zulächelten — blitzschnell schoß ihm eine wehe Erkenntnis durch die Seele. Eine Welle heißen Blutes drang ihm zum Kopf, er ließ beide Eimer dröhnend zu Boden fallen und lief hinter die Scheune.

Ein Zittern ging durch den plötzlich zum Leben erwachten Jungen, er sah sich mit einem Male von aller Welt verlassen. —

Zäh und stark war die Liebe zu Rosl in seinem Herzen erwacht — und die liebte den Oberknecht.

Er preßte seine glühende Stirn an die Wand und weinte bitterlich.

Vom Büchertisch.

Klug Dr. Ignaz: „Lebensfragen"; „Gottes Wort und Gottes Sohn". (Apologetische Abhandlungen für Studierende und für gebildete Laien. Paderborn. Schöningh 1908, 1909. Preis ℳ 2.60 und ℳ 3.—.) „Was haben Sie mir doch für ein hübsches Büchlein gegeben! Ich wünschte, daß es sich in der Hand eines jeden Gebildeten befinden möchte." So sprach zu mir ein Seminaroberlehrer, als er Klugs „Lebensfragen" gelesen hatte. Die Anerkennung und der Wunsch dieses Herrn sind vollauf berechtigt; denn es existiert zurzeit kein Buch, das in so kurzer, leichtfaßlicher und anschaulicher Weise so eingehend, so allumfassend und klar die Hauptinteressen des Menschen hinsichtlich seiner Herkunft, seines Seins und seiner Zukunft behandelt, wie dies in Klugs „Lebensfragen" geschieht. Gottes Dasein und sein Wirken im Weltall, seine Erkennbarkeit aus der Natur, sowie der Menschenseele Wesen, Betätigung, Unvernichtbarkeit und ewige Fortdauer sind mit gründlichen und allseitig stichhaltigen Beweisen belegt. Was die Gegner vom nackten Materialismus bis zum verfeinertsten Pantheismus, vom verzweifelten Pessimismus bis zum siegesstolzen Monismus in allen Wirrsalen der durch „Stoff und Kraft" sich hindurch windenden Entwicklungs- und Abstammungslehre vorbringen, wird dem Leser in klar faßbarer Weise dargelegt, das Berechtigte herausgehoben und anerkannt, das Unrichtige aber auch ebenso scharf gebrandmarkt und zurückgewiesen. Das Büchlein ist eine Blütenlese, gepflückt aus den besten Werken der modernen Naturphilosophie und Seelenforschung. — Die gleichen Vorzüge trägt das zweite Büchlein „Gottes Wort und Gottes Sohn" an sich. Die Hl. Schrift als übernatürliche göttliche Offenbarung, die Gottheit Jesu und seine Wunder sind die hier behandelten Themata, die, getragen von ihrer geschichtlichen Wirklichkeit und beseelt von ihrem übernatürlichen Ursprunge, in lebensvoller Frische an uns vorüberziehen. Mehr noch als im ersten Büchlein war hier mit den Gegnern abzurechnen. Ewig alt und ewig neu ist ja der Kampf um Gottes Wort und Gottes Sohn. Auch hierbei wurden von Klug das Berechtigte der Kritik und die richtigen Ergebnisse der Forschung in Archäologie und Exegese klar von der Spreu der absichtlichen oder unabsichtlichen Phantasterei und Täuschung geschieden. Der Rationalismus, umkleidet vom Philosophenmäntelchen des Reimarus wie gestützt von den morschen Fundamenten der von Delitzsch in Babylon ausgegrabenen Ziegelsteine, wird in seiner Anmaßung und inneren Haltlosigkeit gezeigt. Den Jesusromanschriftstellern und Wunderleugnern wird ihr eigenes Phatasiegemälde als vor der Wahrheit erblassend vor Augen geführt: von Strauß bis Renan und Rasmussen, von den gefälschten tibetanischen Urkunden des Notowitsch bis zu Roseggers I. N. R. I. und Frenssens Hilligenlei. Was von wahrhaft guten psychologischen, exegetischen und archäologischen einschlägigen Werken existiert, ist mit größtem Fleiße und feinstem Geschicke in ein wirklich populär-wissenschaftliches Büchlein zusammengetragen. Ein überaus wohltuender Vorzug der beiden Werkchen ist auch die Eleganz der Sprache und der warme herzgewinnende Ton, aus welchem eine tiefgründige Treue zu Christentum und Kirche in unaufdringlicher, aber offener und freudiger Begeisterung zu uns spricht. Die beiden Büchlein, die auch nach Preis und Ausstattung recht empfehlenswert sind, sollten sich in der Hand aller befinden, welche ein Gymnasium, ein Lehrerseminar oder eine höhere Töchterschule verlassen, und auch der einfache Handwerker und Arbeiter wird aus ihnen, zumal aus den sehr leicht verständlich gehaltenen „Lebensfragen", vieles mit lebhaftestem Interesse und großem Nutzen lesen.

Aschaffenburg. Dr. Theodor Scherg.

Kirchliche Kunst.

In der Münchener St. Anna-Kirche sind durch Prof. Becker-Gundahl unlängst zwei Wandmalereien vollendet worden. Die Bilder befinden sich zu beiden Seiten des Hochaltars an den Wänden des Querschiffes gegenüber den Seitenschiffen und sind ziemlich hoch angebracht, so daß ihre Betrachtung bei dem notgedrungen nur kurzen Abstande nicht eben bequem ist. Das Gemälde links zeigt die Hochzeit zu Kana, das rechts die Einsetzung des heiligen Abendmahles. Aeußerlich genommen scheinbar stilistisch stark übereinstimmend, besitzen sie doch innerlich gewisse Unterschiede. Auf beiden Bildern geht die Handlung in einer Halle vor sich, die durch vier dünne Säulchen eine Art von Abschluß gegen den Beschauer erhält. Bei der Hochzeit von Kana zerlegt sich das Bild dadurch in eine breitere Mitte und zwei schmälere Seitenteile, während die Einteilung beim heiligen Abendmahl nach dieser Richtung keinen Einfluß hat. Das Motiv erinnert an italienisch-gotische Anregungen, die auch auf deutschem Boden wirksam geworden sind. Man vergleiche z. B. die Wandmalereien in Terlan. Die an sich nicht unbedingt nötigen Vertikalstreifen wirken bei Kana infolge ihrer dunkeln Färbung geradezu störend. Die Farbenstimmung im ganzen ist überaus hell und bietet gegen den um einige Nuancen dunkleren, hellgrauen Steinton der Wände eben keinen angenehmen Gegensatz. Der Beleuchtungsverhältnisse halber ist auch die beabsichtigte Zusammenstimmung der weißen Figuren in den Gemälden mit denen der Apostel in der Altarnische nicht wohl gelungen. — Beim heiligen Abendmahl nimmt natürlich der Heiland die Mitte des Bildes ein. Er steht vor der Tafel aufrecht, die ganz unbesetzt ist, und hinter der der von ihm verlassene Thronsitz mit Baldachin, ganz in Grün mit damasziertem Muster, aufragt. Gleichfalls grün sind zwei gemalte Vorhänge, die rechts und links in den vorderen Ecken herunterhängen. Die Wände der Halle haben unten braunroten Behang, oben hellere Füllungen. Braunrot ist auch der Mantel des Heilandes, weiß sein Untergewand. Weiß alle Gewänder der Apostel, die Heiligenscheine sämtlicher Personen vergoldet. In dem so geschaffenen Farbenakkorde dominiert das Weiß, und der ziemlich unvermittelt darin stehende Mantel Christi fällt fühlbar heraus. Die Haltung der Hauptperson ist äußerst ruhig und streng, die Hände fassen Hostie und Kelch, das lockige Haupt hält sich aufrecht, der Blick der großen Augen geht gerade aus, der Mund scheint die Einsetzungsworte zu sprechen. Zu beiden Seiten kniend und stehend

in bewegter und doch ruhiger Haltung, die Köpfe wie der des Heilandes sehr individuell erfaßt, die Jünger, zu des Heilands rechter Hand fünf, zur linken sechs — Judas fehlt bereits. Das widerspricht befremdlich aller bisherigen Auffassung, die doch im ausdrücklichen Wortlaute der Schriftstellen ihre Begründung hat. Es kommt dazu, daß die Worte, die in der Beischrift des Bildes gegeben sind, aus jener einzigen Stelle stammen, mit der das Johannesevangelium das hl. Abendmahl erwähnt — dort aber ist ausdrücklich gesagt, daß jene Worte nicht bei dem letzten Zusammensein vor dem Verrat, sondern früher in der Synagoge zu Kapernaum gesprochen worden sind. Es liegt also eine Vermischung verschiedener Momente vor. Dafür dient als Entschädigung die künstlerische Hoheit, die edle Herbigkeit, die das Bild auszeichnet, seine große Monumentalität, der einer tiefen religiösen Auffassung entstammende Verzicht auf alles entbehrliche Beiwerk, das klare Verständnis für die Ansprüche der großen dekorativen Malerei, die auf perspektivische Vertiefung der Szene verzichtet, diese fast reliefartig macht. Hingegen hat die Ausschaltung des Judas außer dem zuvor erwähnten Bedenken noch mehrere andere gegen sich. Erstens wird das Gleichgewicht der sonst so strengen Komposition gestört. Zweitens wird sie eintönig dadurch, daß das große künstlerische Mittel zur Belebung, der Kontrast, fehlt. Endlich wird dadurch die einzige Möglichkeit versäumt, mit dem anderen Bilde, der Hochzeit zu Kana, eine Art von Harmonie herzustellen. Von vornherein war dies schon schwer, weil die beiden Szenen so wenig zusammengehören. Wohl hätte es der Fall sein können — etwa, wenn in St. Annen ein Bilderzyklus der hl. Sakramente beabsichtigt gewesen wäre, wozu sich Kana dann recht wohl geeignet hätte. Hat doch auch E. v. Gebhardt die Szene in diesem Sinne benutzt. Aber dann hätte nicht die Wasserverwandlung zur Hauptsache gemacht werden dürfen, wobei denn zwischen den zwei Bildern nur noch mittels der Hauptfigur eine äußerliche Verbindung besteht. Der Zusammenhang des Sinnes aber fehlt ebenso sehr wie der der Komposition. Nur der Farbeneindruck mit dem vorherrschenden Weiß, aus dem einige schwere Partien (das schwarze Unterkleid der Gottesmutter, das bunte Gewand des Weinschenken) herausfallen, ist annähernd derselbe. Die Komposition besteht aus zwei Teilen, zwischen denen die Verbindung nur durch die ausgestreckten Hände Marias angedeutet wird. Die Schilderung ist perspektivisch vertieft, also das gerade Gegenteil von der beim Abendmahl; im Hintergrunde in kleineren Figuren sieht man das Brautpaar. Genrehafte Züge sind in Menge angebracht. Eine weibliche Figur (vom Beschauer links) blickt abgewandt in die Ferne und hat mit dem Ganzen nichts zu tun — ein arger Kompositionsfehler, der mit ähnlichen Versehen sehr großer Meister nicht entschuldigt werden kann. Zu diesen Genrehaftigkeiten hätte durch Beibehaltung des Judas im Abendmahl einigermaßen das Gegenstück geliefert werden können. So, wie die Bilder jetzt sind, stehen sie sich innerlich so fern wie etwa Giotto und Uhde. Und das dürfte weniger zum Lobe der Vielseitigkeit des Künstlers gereichen, die darzulegen die Gelegenheit nicht richtig gewählt war, sondern auf einen bisher vorliegenden Mangel an Klarheit und Einheitlichkeit deuten. Daß die rechte Erfassung dekorativer Aufgaben solchen Ranges aber durch Lösungen von der Großzügigkeit der Becker-Gundahlschen gefördert werden muß, darf man bereitwillig zugeben. Dr. O. Doering-Dachau.

Ob du das weißt? —

Ob du's noch weißt, wie jener Sommertag
Zu Ende ging? — Es hing ein süßer Duft
Von jungen Rosen ob dem Flurgehege,
Wir gingen einsam und auf stillem Wege;
Leuchtkäfer blitzten auf in dunkler Luft,
Die, traumhaft weich, rings auf den Weiten lag.

Ob du's noch weißt, wie dann am Hügelrand
Wir saßen und dein Mund so zärtlich sprach:
„Du meine Königin, mein süßes Eigen".
Wie in dem Laubgewirr von grünen Zweigen
Des Mondes breiter Silberstrom sich brach
Und zitternd rührte uns des Glückes Hand?

Nun bist du weit. — Die Rosen sind verblüht
Und Goldlaub raschelt unter meinem Schritt.
Verblutend tropft des Weinlaubs junges Leben
Und alles, alles, was du mir gegeben,
Das kurze Sommerglück, du nahmst es mit,
Und deine Königin ward arm und müd'. —
Ob du das weißt? — Pia Carmena.

Ein modernes Studienseminar.

Im Jahre 1908 eröffnete der Bischof von Würzburg ein Studienseminar, welches bestimmt ist, Schüler des humanistischen Gymnasiums, des Realgymnasiums, der Realschule und der Oberrealschule aufzunehmen, deren künftige Berufswahl vollständig freistellend. Man muß sagen, daß diese Institutsgründung die Ausführung eines höchst modernen und zeitgemäßen Gedankens war. Auf dem 1. schweizerischen Katholikentag in Luzern (1903) sprach Georg Baumberger ein goldenes Wort: „Ich appelliere an die Geistlichkeit. Machen Sie der heranwachsenden Jugend die Bedeutung der Technik immer und immer wieder klar; lehren Sie diese Jugend dieselbe achten und lieben, sagen Sie ihr, daß nicht bloß Cicero ein braver Mann war, sondern auch James Watt, der Erfinder der Dampfmaschine; daß nicht bloß Alexander ein Welteroberer war, sondern auch Stephenson, der Erfinder der Eisenbahn, nicht bloß Napoleon, sondern auch Werner Siemens in Berlin, der Erfinder der praktischen Anwendung der Elektrizität; und sagen Sie ihr, daß der tüchtige Ingenieur im Dienste der Maschinenkultur so hoch steht wie der Jurist, der talentvolle Maschinenbauer so hoch wie der Philologe, der geschickte Elektrotechniker so hoch wie der Mediziner." Ohne Frage wird nun unsere Bildung den Bruch mit dem klassischen Altertum und seinem unvergänglichen Bildungswerte nie gänzlich vollziehen dürfen — aber wenn in einer Zeit, in der die Realanstalten einen entschiedenen Kampf um die Parität mit den Gymnasien kämpfen, eine bischöfliche Erziehungsanstalt ihre Räume den Schülern humanistischer und Realanstalten öffnet, so wird man dem Gründer dieser Anstalt den Ruhm nicht versagen dürfen, daß er, die Bedeutung des Laienelementes in der Kirche und speziell der kommenden Generation mit klarem Weitblick erkennend, eine wirklich moderne Tat getan und ein modernes Seminar errichtet habe.

Modern übrigens noch in einem anderen Sinne! Wer den prächtigen, klar und harmonisch gegliederten Neubau des Seminars mit seinen weiten Gartenanlagen und Spielplätzen, mit seinen hohen, lichten, luftigen Räumen und seiner vornehm einfachen Inneneinrichtung sieht, dem mag wohl das Herz aufgehen bei solchem Anblick. Und wer die Zöglinge des Seminars bei ihrer frischen Frömmigkeit, bei ernster und wohlüberwachter Arbeit oder auch bei fröhlichem Tummeln und Spielen belauschen könnte, der dürfte wohl auch jenes Wort sprechen, das in diesem Seminar schon mancher Vater zu seinem Kinde sprach, das er nun in guter Hut wußte: „Mein Junge, wie gut hast du es doch — wie ganz anders als wir in der alten Zeit!" Joh. Stirner.

Bühnen- und Musikrundschau.

Martin Greif. Zu einer gemeinschaftlichen Feier von Greifs 70. Geburtstag hatten sich Calderongesellschaft, Kath. Kasino und Kath. Preßverein verbunden. Der große Saal des Hotel Union war bis auf den letzten Platz besetzt. Der hochwürdigste Nuntius, Msgr. Frühwirth, und viele andere illustre Persönlichkeiten beehrten das sehr harmonisch verlaufene Fest mit ihrer Anwesenheit. Chöre des Sängerbundes des Kath. Zentralgesellenvereins leiteten den Abend wirkungsvoll ein und gaben ihm einen weihevollen Ausklang: „Marienlied" aus Greifs „Agnes Bernauer" und Mendelssohns Männerchor „An die Künstler" fanden unter Chormeister Hörschels sorgfältiger Leitung eine schwungvolle Wiedergabe. Greifsche Lieder in Vertonungen von Weingartner, Hausegger, Naubert, Papst, Pembaur und Rosenfeld sangen Frau Hofopernsängerin Kuhn-Brunner und Herr Engeßer von der K. Akademie der Tonkunst zu verdient starkem Beifall. Kapellmeister Müller-Barneck begleitete sie mit bestem Geschmack am Flügel. Die Hofschauspielerinnen Berndl und Reubke boten mit hervorragendem Gelingen Greifsche Dichtungen, mit denen sie bereits jüngst in anderem Kreise große Eindrücke erzielt hatten. Gedichte Martin Greifs sprachen Savits, unser früherer Hoftheaterregisseur, und sein Nachfolger Dr. Kilian. Letzteren hatte man meines Wissens in München noch keine Gelegenheit gehabt, als Rezitator zu hören. Er verfügt über ein wohlgeschultes Organ und ein sehr kultiviertes Sprachgefühl. Nicht minder beifällig aufgenommen wurde Savits, der mit Wärme und innigem Anteil ernste und heitere Verse des Dichters las. Den Mittelpunkt des anregenden Abends bildete die Festrede des Archivrats Dr. Weiß, der sich bereits jüngst als feinsinniger Kenner und warmherziger Vorkämpfer der Greifschen Muse bewährt hatte. Leider hindert uns der Raum, ausführlich auf diese gedankenreichen Darlegungen einzugehen. Er bemerkte u. a. auch, die Feier entstamme und diene keineswegs konfessioneller Absonderung, die veranstaltenden Vereine hätten sogar gerne auf den Festabend verzichtet und sich mit allen übrigen Verehrern des Dichters an einer großen allgemeinen Greif-Feier beteiligt, wenn hierzu eine Einladung an sie ergangen wäre! — Ich will den milden Worten des Herrn Dr. Weiß keine scharfen Zusätze meinerseits beifügen, sondern lediglich daran erinnern, daß gerade die „nicht ein



geladene" Calderongesellschaft es war, die Martin Greif durch die Aufführung eines Dramas ehrte, als die übliche Jubiläumsstimmung den Dichter noch nicht wieder „aktuell" gemacht hatte. — Das von einem Komitee veranstaltete zweite Fest (ein drittes wird der „Neue Verein" geben) bot eine Sonntagsmatinee, in welcher Universitätsprofessor Muncker die Festrede übernommen hatte. Gleich Dr. Weiß steht derselbe in einem herzlichen, inneren Verhältnis zu Greifs Lyrik, das ihn fein charakterisierende Worte finden läßt, die Begeisterung wecken, welche hoch über dem billigen Strohfeuer der Festtagsstimmung steht; dagegen klingt sein Urteil über Greif als Dramatiker bei aller Wertschätzung doch zurückhaltender. Nun, die Hofbühne bietet in den nächsten Tagen des Dichters Drama „Prinz Eugen". Es wird somit demnächst noch einiges über Greifs dramatische Sendung zu sagen sein. Bender und die Damen Preuse und Ulbrig von der Hofoper sangen mit glanzvollster Wirkung Kompositionen Greifscher Lieder. Hofschauspielerin Reubke und Herr Sturtz bewährten sich wieder glücklich als Interpreten Greifscher Lyrik. Mit Wehmut vernahm man, daß Martin Greif durch Krankheit verhindert ist, an den ihm zugedachten Ehrungen persönlich teilzunehmen.

Schauspielhaus. „Hinterm Zaun", ein Stilleben in drei Bildern von Karl Roeßler. Dieses Schauspielerstück, von einem ehemaligen Schauspieler geschrieben, hat bei seiner Berliner Uraufführung scharfe Proteste bei angesehenen Vertretern der Bühnenwelt hervorgerufen. Nun ist ja in den letzten Jahrzehnten kein Stand davor bewahrt geblieben, in möglichst unedlen Persönlichkeiten auf den Brettern repräsentiert zu werden, aber die soziale Entwicklung des Schauspielertums macht eine größere Empfindlichkeit sehr verständlich. Diese blieb bei unseren hiesigen Darstellern übrigens in der Tiefe des Herzens verborgen, sie spielten mit einer Verve, die ihnen mehrmals starken Beifall auf offener Szene eintrug. In der Figur des vom Schicksal verprügelten Malers spricht uns Rößler, der ihn selbst spielte, mit schneidender Schärfe seine Lebensanschauung aus: sie ist verbitterster Pessimismus. So frivol die Führung der Handlung, so verletzend manche Szenen sind, man wird doch den Schmerz des enttäuschten Idealisten heraushören, der sich ein Märchenreich der Kunst erträumte und in der Nähe nur Schminke und bemalte Pappe gefunden hat. Das große Publikum hält sich freilich an die pikante, besonders im letzten Akte höchst unerfreulich deutliche Außenseite, und dies sicherte wohl auch den „unbestrittenen", starken Erfolg. In zahlreichen Pariser Schwänken des Schauspielhauses mag das Unsittliche als Selbstzweck noch stärker vertreten sein. Ich muß aber leiden sagen, daß es bei Rößler von schärferem Eindruck ist; denn was bei den Parisern meist Drahtpuppen, sind bei diesem Autor, trotz starker Hervorhebung der komischen Seiten, Menschen von großer Natürlichkeit. Die Charakteristik und die geistreich-witzige, in guten Momenten sogar humorvolle Sprache sind Rößlers Vorzüge, weniger die Handlung. Das erste Bild führt uns zu einer elenden Schmiere, in der arme Teufel sich ihre Hoffnungslosigkeit und ihren Hunger fortscherzen. Der Autor will uns sagen, daß diese „Künstler" im Vergleich zu den großen Kollegen vom Hoftheater noch die besseren seien. Letztere repräsentieren ein Heldenehepaar von bedeutendem künstlerischen Ruf und eine skrupellose Gelegenheitsmacherin. Von den beiden auf den Brettern vom Publikum verherrlichten Großen ist sie eine raffinierte Dirne und er, der die Verhältnisse seiner Gattin „vornehm duldet" (wie es heutzutage heißt) und Gewinn aus ihnen zieht, ist ein leerer, eitler Laffe, dessen Hauptsorge es ist, seine Glatze vor der „Welt" zu verbergen. So ist nach Herrn Rößlers Bericht das Theater. Er, der in Verbindung mit Heller den Brettern eine Anzahl viel gespielter Schwänke geschenkt hat, ist vor einigen Jahren mit einem Drama großen Stils hervorgetreten, das künstlerischen Erfolg hatte. Sein Talent sollte ihn verpflichten, sich nicht mit pikanten Kulissenbosheiten zu begnügen.

Verschiedenes aus aller Welt. In Stuttgart wurde das 45. Tonkünstlerfest des Allgemeinen Deutschen Musikvereins abgehalten und erfreute sich gastlicher Aufmerksamkeiten durch den Kgl. Hof und die Stadtverwaltung. Als erster Vorsitzender wurde an Stelle des aus Gesundheitsrücksichten zurücktretenden Richard Strauß Schillings gewählt. Zwei Kammermusikkonzerte und ein Orchesterkonzert wurden abgehalten; besonders gefielen Werke von Boehe, Siegel, Scheinpflug und Vollbach; im ganzen erscheint nach Berichten die künstlerische Ausbeute gering. In der Hofoper wurden Vogls „Maja", Pierre Maurice „Misé Brun" und Braunfels' „Brambilla" geboten. — Der Weimarer Goethetag erfreute sich heuer starken Besuches; erstmalig war die englische Goethegesellschaft offiziell vertreten. Den Festvortrag hielt Professor Treu über: „Hellenische Stimmungen in der Bildnerei von einst und jetzt", ausgehend von dem Streit, den Goethe, als Hüter der „klassizistischen" Doktrin, mit Schadow, dem „Realisten", ausfocht. Der Tag brachte auch die Enthüllung des von Professor Donndorf geschaffenen Grabdenkmals für Frau v. Stein. —

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Nach einer längeren Pause des Stillstandes und der Lethargie hat sich mit kurzen Unterbrechungen an den deutschen Börsen eine hoffnungsvollere Tendenz zu entfalten versucht. Es waren sachliche und börsentechnische Gründe, welche diesen nicht unerwartet gekommenen Umschwung an den heimischen Börsen veranlasst haben. Vor allem ist der Umstand ausschlaggebend gewesen, dass bei der Reichsfinanzreform, speziell hinsichtlich der Belastung der Börsen und des mobilen Kapitals, konziliantere Beschlüsse aus den Beratungen der Finanzminister der Bundesstaaten bekannt wurden. Der lex Richthofen ist der schwerste Stachel für Handel, Börse und Kapital, die Kotierungssteuer, genommen. Es ist jedoch im Hinblick auf die in Aussicht genommene 60 Millionenbesteuerung der Börsen — Erhöhung der Stempelgebühren — noch zu erwarten, dass die Reichstagsmajorität diesen Faktoren harte Lasten auferlegen wird. Das Missbehagen, das bisher durch die innerpolitische Ungewissheit und Unklarheit auf den deutschen Börsen ruhte, ist daher keineswegs beseitigt, sondern nur vertagt. In Bälde wird sich vielleicht schon zeigen, dass die vielen Beklemmungen, welche alle Faktoren von Handel und Industrie durch die verschiedensten Steuerprobleme und -vorschläge in letzter Zeit durchgekostet haben, nicht so ganz ohne Grund und Ursache waren. Es wird also keine allzu optimistische Hoffnung auf eine dauernde Besserung der Börsenentwicklung an den deutschen Plätzen zu hegen sein. Auch die Balkan- und Kretafrage scheint neuerdings zu ernsten Befürchtungen Anlass zu geben. Angesichts der festen Haussetendenz der Spekulationsbörsen des Westens (London und Neuyork) konnte per Saldo auch die Haltung der deutschen Börsen eine zuversichtlichere und vertrauensvollere werden. Die besseren Berichte vom Eisen- und Stahlmarkte Amerikas, die kräftige Steigerung der Goldminen-, amerikanischen Eisenbahn- und der übrigen Spekulationswerte an diesen Auslandsbörsen liessen ungünstige Gerüchte oder Hinweise auf andere Sparten des Bank- und Finanzgeschäftes bald verstummen. Die Aufwärtsbewegung des Londoner Metallmarktes machte gleichfalls weitere kräftige Fortschritte. Die Verhältnisse des heimischen Industriemarktes sind zwar trotzdem nicht zum Besten gelagert, es ist jedoch technisch undenkbar, dass angesichts all dieser nun schon lange andauernden Haussemomente nicht auch Lichtblicke im Inland für Handel und Industrie kommen müssen. Die monetären Verhältnisse in der letzten Zeit haben sich wiederum zum Besseren gestaltet. Der letzte Ausweis der Reichsbank zeigt eine grössere Entlastung und vor allem eine merkbare Verringerung der Verschuldung des Reiches an dieses Institut. Der Status hat eine Verbesserung von 95 Millionen Mark gegen 46 Millionen Mark der Parallelwoche des Vorjahres zu verzeichnen. Trotz dieser erfreulichen Erleichterung und erhöhten Liquidität des Zentral-Noteninstitutes ist eine besondere Nachwirkung oder ein günstiger Einfluss dieser Tatsache nicht zu verzeichnen. Der Markt der inländischen Renten und Staatsanleihen im speziellen zeigt sogar eine gewisse Schwäche. Das bekannte Konsortium soll durch grosse und namhafte Interventionen den Markt hierin stützen, da bedeutende Posten Anleihen, auch der neuesten Emission, zurückfliessen. Wie leicht erklärlich, bilden diese namhaften Verkäufe und Realisationen von Fonds die erste Konsequenz der Finanzpläne hinsichtlich der besonderen Belastung von Börse und Kapital. Die Berichte aus London melden zur Illustration dieses Hinweises, dass der Londoner Platz in den letzten Wochen sich einer solchen Beliebtheit des deutschen Publikums und des deutschen Kapitals zu erfreuen hatte, wie kaum zuvor. Dieser Kontrast spricht für die Konstellation und die Verschiebung am Kapitalmarkt mehr als alle nationalpolitischen Abhandlungen hierüber. Trotzdem sind die Aussichten für den inländischen Industriemarkt nicht viel verändert, es sei denn, dass eine minimale Wendung zur Besserung registriert werden kann. Der lang erwartete und viel kommentierte Quartalsabschluss der Laurahütte hat nicht enttäuscht. Man erhofft aus den Mitteilungen über den Beschäftigungsgrad und die Sicherung eines grossen Bankkredites dieser Gesellschaft sogar bessere Chancen für die Bilanzergebnisse per 30. Juni unserer grossen Montangesellschaften. Die Zeitläufte im ablaufenden Semester waren höchst ungünstige und unrentierliche.

M. Weber.

Bad Orb

Prospekte durch den leitenden Arzt **Dr. Scherf** und die **Schwester Oberin.**

Die Krankheiten des Herzens und der Gefässe,

deren Ursachen, deren Komplikationen.

Die an Kohlensäure überreichen radioaktiven Solsprudel von Orb, seine Lage in den Ausläufern des Spessarts in einem wald- und wiesengeschmückten Tale mit abwechselungsreichen Steigungen für Terrainkuren, seine an Kohlensäure und Lithion reiche Trinkquelle, die **Martinusquelle**, als Kampfmittel gegen Ursachen und Folgen der Herzfehler und der Aderverkalkung: Gicht, Fettsucht, Diabetes, Blutstockungen in Lunge und Unterleibsorganen, Stockung des Gallenflusses, Verdauungsstörungen machen „das Kleinod des Spessarts" zu einer Wallfahrtsstätte für Herz- und Gefässkranke, zu einem Heilbade für die vielfachen Ursachen und Komplikationen der Herzleiden. Ein ruhiges Heim findet dort jeder in der von Barmherzigen Schwestern geleiteten **Kurpension St. Elisabeth.**

Hotel Union, München

Barerstr. 7. — Besitzer: Kathol. Kasino A. V. — Tel. 9300.

Komfortabelst eingerichtetes Hotel, Bier- und Weinrestaurant.

Gesellschaftssäle und elegante Klubräume zur Abhaltung von Diners, Soupers, Familienfesten usw. Anerkannt vorzügliche Küche. — Verkauf garantiert naturreiner Weine. — Für Diners, Supers usw. werden Weine, Champagner usw. in jeder Auswahl zur Verfügung gestellt, und nicht angebrochene unversehrte Flaschen retour genommen. — Auf Verlangen Menu-Vorschläge in jeder Preislage.

Todtmoos

Höhenluftkurort (840 m ü. M.) im südl. bad. Schwarzwald mit Postverbindung von Bahnstation Wehr (Linie Basel - Schopfheim - Säckingen). Herrl. Gegend mit ausgeprägt. Schwarzwaldcharakter. Beliebter Wallfahrtsort.

Gasthof und Pension zur Sonne

gut bürgerl. Haus in erhöhter, freier Lage mit neuem, geräumigem Speisesaal, neu eingerichteten Zimmern. Zentralheizung und elektr. Licht. Bis 1. Juli und nach 1. September ermässigte Preise. Näheres durch den Eigentümer **Rudolf Jordan.**

„Dreizehnlinden", Schloss Corvey, Höxter, Wesergebirge, Sommerfrische, Tour.-Hotel. Fernspr. 77. Prosp. gratis. Pension 4—4.50 Mk.

Sanatorium „Carolinum"

in der alten Deutschordensstadt Mergentheim, „dem deutschen Karlsbad", im herrlichen Taubertal, an der Linie Lauda-Würzburg, modern eingericht. Neubau m. schönen Gartenanlagen, Hauskapelle, Konvers.-Raum, Liegehalle. Angenehmer Aufenthalt für Kurgäste und Erholungsbedürftige. Diätkuren. Arzt täglich im Hause. Verpflegung durch barmh. Schwestern. Preise einschl. Zimmer I. Kl. von 5 Mk. an, II. Kl. von 4 Mk. an für den Tag. Prospekte und nähere Auskunft durch die Verwaltung des Carolinum in **Bad Mergentheim.**

Bad Wildungen — Liboriushaus

Pensionshaus für Kurgäste (kein Krankenhaus) — geleitet von Franziskanerinnen. — Prospekte durch die Oberin.

Hausen : (Eifel)

Strecke: Düren—Heimbach

in unmittelbarer Nähe der Station, anschliessend an schöne Tannenwaldungen, reine staubfreie Luft, ist ein

≡ vorzüglicher Landaufenthalt ≡

für alle, welche Ruhe und Erfrischung suchen. **Pension Mark 4.—. Hotel „Zur Burg"** (27 Zimmer).

J. M. Ley.

Nordseebad Amrum - Norddorf

Seepensionat Hüttmann.

Reinste Seeluft, schöner Strand, stark. Wellenschlag, hohe Dünen, weite Haidetäler. Volle Verpflegung mit Zimmer 4 Mk., Vor- und Nachsaison Ermässigung. Elektr. Licht. Keine Kurtaxe, keine Trinkgeld. Eig. Seebadeanstalt, eig. Jagd. Kath. Gottesdienst ab 1. Juni tägl. in eig. Kapelle. Hochsaison frühzeit. Anmeld. erford. — Ausführl. Prosp. mit langjähr. Empfehlungen aus weitesten Kreisen sofort.

Wildbad Wemding

Haltstelle der Lokalbahn Wemding—Nördlingen.

Das ganze Jahr geöffnet.

Sichere Hilfe gegen Gicht- und Rheumatismus, Nieren- und Blasenleiden usw.

Ebenso bewährt gegen Hämorrhoidalleiden, Flechten, Hautausschläge und Frauenkrankheiten aller Art.

Gute Verpflegung, heizbare Zimmer.

Besitzer **Hans Seebauer.**

Bayerisches Reisebureau Schenker & Co.
München, Promenadeplatz 16.

Erholungsbedürftige, sowie Damen, die ein bleibend. gemütliches Heim suchen, finden liebevolle Aufn. u. Pflege b. d. **Schwestern der hl. Elisabeth in Kirchrath, Limburg-Holland.** Verb. m. d. elektr. Bahn von Aachen-Herzogenrath. Ruh. gef. Lage, eig. Tannenwald a. Hause, sow. schön. Anl. u. Gärten.

Zu verkaufen:

Villa Melzi

in S. Vittore, Kanton Graubünden, Schweiz. Die Villa Melzi besteht aus einem dreistöckigen Haus mit 18 Zimmern, Wasser in allen Stockwerken und angebautem Wasch- und Badehaus; ferner aus einem zweiten größeren Gebäude mit Schlafsaal und anderen größeren Räumlichkeiten. Dazu Obst- und Gemüsegarten und Weinberg. Das Ganze bildet ein schönes für sich abgeschlossenes, mit Mauer und Zaun umgebenes Gut.

Das Gut liegt in sehr schöner, ruhiger Lage an der Talstraße und in der Nähe der Station der elektrischen Bahn Bellinzona—Mesocco. Es eignet sich vorzüglich für ein Institut, Ferienheim, Landhaus, Erholungsstation u. dgl. Preis Mk. 40 000.

Für weitere Auskunft wende man sich an **Dr. H. Loretz, Domkapitular, Chur** (Schweiz).

Institut für höhere Bildung bei St. Stephan

in Augsburg.

Söhne katholischer Eltern, welche das humanistische Gymnasium, Realgymnasium oder die Kreisoberrealschule besuchen, finden Aufnahme. Gewissenhafte Beaufsichtigung — Nachhilfe — Gelegenheit zu französischer Konversation mit einem geborenen Franzosen. Geräumiges Haus mit großem, schattigem Garten. Pensionsbetrag 700 Mk.

Prospekte durch den Direktor, Augsburg, Stephanplatz E 139. Telephon 941.

Wiener's

Vorbereitungs-Institut zum Einjährig-freiwill.-Exam. Dresden, Bürgerwiese 18. Wiederholt bestanden sämtliche Schüler des Instituts die Prüfungen. Prosp. frei.

Kalksburg b. Wien, N.-Oest.

Lehr- u. Erziehungsanstalt d. Gesellsch. Jesu

Vorbereitungsklasse und vollständiges Gymnasium mit Oeffentlichkeitsrecht.

Pensionspreis: I. Konvikt für Knaben aus den höheren Ständen 920 K. II. Konvikt für Knaben aus den mittleren Ständen 600 K.

Unterricht in der französ., engl., italienischen, ungarischen, böhmischen und polnischen Sprache, sowie in Musik, Stenographie, Zeichnen, Turnen, Reiten, Fechten und Schwimmen.

Collegium Carolinum, Oberlahnstein.

Kath. Internat für Schüler des Gymnasiums und Realprogymnasiums. Energische Nachhilfe. Haushalt durch Ordensschwestern. Herrliche Lage am Rhein. Prospekte durch die Direktion.

Katholisches Knabenpensionat

::: Dieburg (Hessen) :::

bei der berechtigten höheren Bürgerschule (7 klass. Progymn. u. Realschule).

Aufnahme kathol. Knaben vom vollendeten 9. Lebensjahre an, an Ostern und im Herbst. Gesundes Haus, herrliche Luft, gute Verpflegung, familiäre Behandlung; Pension exklusive Schulgeld ℳ 500. Nähere Auskunft durch den geistlichen Konviktsrektor **Prof. Engelhardt.**

Bestellzettel

für das III. Quartal 1909 der

„Allgemeinen Rundschau"

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber und Verleger:

Dr. Armin Kausen in München.

Ausschneiden! Ausschneiden! Ausschneiden!



Bestellzettel.

Für das III. Quartal 1909 bestellt:

(Name ....

Exemplar	Titel	Bezugszeit	Betrag	Zustellgeb.
	Allgemeine Rundschau Wochenschrift für Politik und Kultur in München. (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15) — (Reichspostverz. an alphabet. Stelle.) — (Oesterr.-ungar. Zeitungspreisverzeichnis Nr. 101 a.)	für das III. Quartal 1909	M. 2.40	M. 0.12

Quittung. Obige ...... M. ...... ₰ wurden heute richtig bezahlt.

.... 1909.

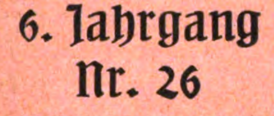
Chefredakteur Dr. Armin Kausen; für die Redaktion verantwortlich in Vertretung: A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber

Dr. Armin Kausen
in München

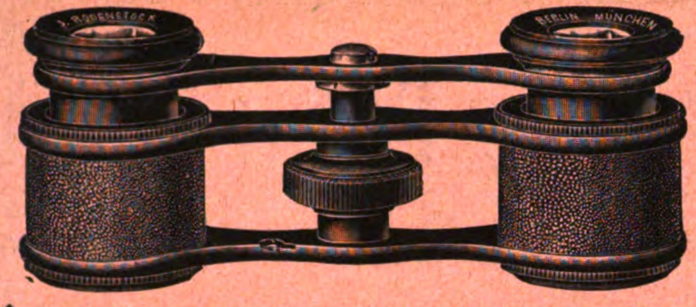

6. Jahrgang
Nr. 26

26. Juni
1909



Inhaltangabe:

Quartalspreis
Mk. 2,40
Einzelnummer
20 Pfg



Ideal-Taschen-Perspektiv.

Nr. 360. Mit feinem schwarzem Lederüberzug, zirka 100 g wiegend, inkl. Etui Mk. **10.50**

Dieses Westentaschen-Glas ist besonders da zu empfehlen, wo auf ein ganz geringes Volumen Wert gelegt und wo doch noch eine entsprechend gute optische Wirkung verlangt wird. In hervorragender Weise sind diese Eigenschaften hier vereinigt, und ist dieses wirklich empfehlenswerte Instrument besonders für Theaterbesuch, für Galerien etc., aber auch, um auf weite Entfernung zu sehen, zu gebrauchen.

Gratis u. franko auf Wunsch unsere illustr. Preisliste, sowie Anleitung u. Fragebogen zur schriftlichen Bestellung passender **Augengläser.**

Optisch-oculist. Anstalt **Josef Rodenstock** **MÜNCHEN, Bayerstrasse 3**

Wissenschaftliches Spezial-Institut für Augengläser.

Hervorragend apologetische Schriften von Dr. J. Klug.

Gottes Wort und Gottes Sohn.

Apologetische Abhandlungen für Studierende u. für gebildete Laien. Mit kirchl. Druckerlaubnis. 375 S. Taschenformat. Brosch. ℳ 2,40, geb. ℳ 3,—. Der Inhalt dieser geistvoll und in klassischer Sprache geschriebenen Abhandlungen bildet die **Apologie der hl. Schrift und der Gottheit Christi;** das Werkchen bildet eine Fortsetzung der

Lebensfragen. Apologetische Abhandlungen für Studierende und für gebildete Laien von Dr. J. Klug. Zweite Auflage. Mit kirchlicher Druckerlaubnis. 323 S. Taschenformat. Brosch. ℳ 2,—, geb. ℳ 2,60.

Die erste starke Auflage war binnen wenigen Monaten vergriffen.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn.



:: Brettspiel ::

für Jung und Alt.

Absolut neuartig.

= Unerschöpflich =

an Anregungen Zu haben direkt bei

A. HUBER, Hof-lithographie

München, Neuturmstr. 2a.

— Preise je nach Ausstattung: —

klein . . . . . M 2.40; 3.20; 4.80,

gross . . . . . M 3.—; 4.—; 5.60.

Wer verreisen will,

nehme

Reise-Unfall-Versicherung

zur Prämie von 20 Pf. pro 1000 M. auf 15 Tage usw.

Eisenbahn- u. Dampfschiff-Unfall- :: Versicherung auf Lebenszeit ::

Einmalige Prämie M. 50 für M. 15000.

Einbruchs-Diebstahl-Versicherung.

Kupon-Policen mit sofortigem Beginn der Versicherung. Formulare für Selbstausfertigung der Reise-Unfall- und Einbruchsdiebstahl-Kupon-Policen sowie Prospekte versendet kostenlos die

„RHENANIA“,

Versicherungs-Aktien-Gesellschaft in Köln a. Rh.

Großbuchbinderei Grimm & Bleicher

Dachauerstraße 13/15 :: Telephon 8216, 12766 :: **München** Filiale: Lothstraße 1 :: Telephon 9131. ::

Massen-Anfertigung von Einbänden, Decken in einfacher und Pracht-Ausführung.

Broschüren, Kataloge, Reklame-Artikel.

A. Bachmair, Glockengiesserei, ERDING,

fertigt Kirchenglocken in jeder Grösse und Tonart. Garantiert volle, weittragende Töne, reine Stimmung, reine, beste Metallmischung und leichte Läutbarkeit auch bei schweren Glocken. — Langjährige Garantie. Billigste Preise. — Kostenvoranschläge gratis und franko.

Trierischer Winzerverein, A.-G.

·Gesetzlich geschützt.



Vereinigung v. Winzer-Genossenschaften und Winzern zum Vertrieb garantiert

naturreiner Weine

von der Mosel u. von der Saar.

Fass- und Flaschenweine von 70 Pfg. an.

Ausführliche Preislisten zu Diensten.

Lieferant vieler Offizier- u. Zivil-Kasinos.

Filialen:

Berlin SW. 68, Zimmerstr. 29 und **Leipzig,** Löhrsplatz 2

Schönes, herrschaftliches Gut.

Beabsichtige mein ca. 12 Minuten vom Bahnhof und 2 Stationen von 2 schönen Städten mit allen höh. Schulen, evangel. u. kath. Kirche, nahe der Ostsee und sehr idyllisch an ein. 550 Morg. groß. fischreich. See, vollständig arrondiert, bel. Gut, mit vorzügl. eigener Jagd, in der Größe von 330 Morgen Weizenboden, inkl. prima Wiesen und Viehweiden, schöne massive Gebäude, Herrenhaus an großen parkart. Garten, Gebäudeversich. ca. 50000 ℳ, schön. leb. u. tot. Inv. u. gut. bevorsteh. Ernte, insgesamt **für den sehr billigen Preis von 185000 ℳ,** bei einer Anzahlung von ca. 30—50000 ℳ

= zu verkaufen. =

Nähere Auskunft ert. gerne Herr **H. Ahlbrecht, Wandsbek,** Bergstr.

Die Buch- und Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, München, Hofstatt 5 u. 6

übernimmt die Herstellung von Werken jed. Art, Dissertationen, Festschriften, Diplomen usw. und hält sich zur Uebernahme sämtlicher Buchdruckaufträge auf das beste empfohlen. ::::

Die Leser

werden freundlichst gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen, die sie auf Grund von Anzeigen in der

„Allgemeinen Rundschau“

machen, sich stets auf die Wochenschrift zu beziehen.

Zum Küssen

schön ist ein zartes reines Gesicht mit rosigem jugendfrischen Aussehen, weißer sammetweicher Haut und blendend schönem Teint sowie ohne Sommersprossen und Hautunreinigkeiten, daher gebrauche man

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul. à Stück 50 Pfg. überall zu haben.

Illustr. Preisliste franko umsonst.

Die so beliebten Koch'schen

Blitz-Strümpfe

derbe Strapaziersorten u. auch allerfeinste Neuheiten in Baumwolle, Fil d'Ecosse, Wolle u. Seide, Sportstrümpfe, Blitz-Ersatzfüsse, Blitz-Strickgarn, Häkelgarn, Estremadura, Blitz-Trikotwäsche u. Sporthemden kauft man am vorteilhaftesten direkt aus der Fabrik:

Georg Koch, Hofl., Erfurt C. 140.



E. Otto, Danzig, Pfefferstadt 19.

Alle bisher erschienenen Nummern werden nachgeliefert.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 23 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 26. München, 26. Juni 1909. VI. Jahrgang.

Klugheit und Mäßigung.

Von Dr. Mich. Eberhard, München.

Auch der Teufel wird zum Tugendprediger; der Zweck verteufelt die Mittel. Der Schafspelz, in dem Meister Isegrim sich unter den gebildeten Katholiken die meisten Schäflein holt, ist die erbauliche Predigt von Klugheit und Mäßigung.

Die Tugend hat ihr goldenes Mittelmaß; ein wenig über oder unter diesem Mittelmaß ist sie nicht mehr golden. Hält sie sich im Mittelmaß, so ist sie so schön, daß sie niemand tadeln darf; ein weniger oder mehr als das Mittelmaß raubt ihr die Unanfechtbarkeit; sie wird fehlerhaft, und allsogleich ist das Ungeziefer da und summt und brummt herum, und die Tugend ist verfemt. Die Klugheit lehrt und die Mäßigkeit übt dieses Mittelmaß.

Es ist dringend zu wünschen, daß vor allem die Religion das Mittelmaß einhalte. Das Mittelmaß allein garantiert ihre Reinheit, ihren Bestand und die Möglichkeit einer vollen Auswirkung. Es ist aber ein landläufiger Vorwurf, daß die Kirche übertreibe; namentlich Rom sei allzu exklusiv, berücksichtige viel zu wenig Zeitumstände und nationale Eigentümlichkeiten und schieße in Verfügungen weit über das Ziel hinaus. Es soll nicht geleugnet werden, daß hier und da Entscheidungen gefallen sind, die nicht von der wünschenswerten Klugheit und Mäßigung eingegeben waren. Allein diese Einzelfälle beweisen nichts gegen die Tatsache, daß Rom eine habituelle Tendenz zur Klugheit und Mäßigung hat. Noch immer gilt das Wort Antonios vom hohen Sinn des Papstes:

> Er sieht das Kleine klein, das Große groß.
> Damit er einer Welt gebiete, gibt
> Er seinen Nachbarn gern und freundlich nach.

Rom hat von jeher eine großartige Akkommodationspolitik getrieben und nie in draufgängerischer Weise die Völker vergewaltigt. Zweiflern empfehlen wir als lehrreiche Lektüre die Briefe der Päpste oder das Studium der Konkordate. Der Apostolische Stuhl müßte alle Traditionen verleugnen, wenn er sich heute nicht mehr den Bedürfnissen der Zeit und der Gesellschaft anzupassen verstände.

Wenn er nichtsdestoweniger bei vielen gebildeten Katholiken im Geruche des Zelotismus und der Intransigenz steht, so kann dieser Geruch auch von einem in den Kleidern dieser Herren und Damen versteckten Fläschchen herrühren. Es wäre nämlich möglich, daß unsere gebildeten Katholiken etwas als Mittelmaß ansehen, was tatsächlich unter dem Mittelmaß steht, oder es wäre möglich, daß sie derart degeneriert sind, daß ihre Kraft und Energie dem verlangten Mittelmaß nicht mehr gewachsen ist.

Prüfen wir vorerst die zweite der genannten Möglichkeiten! Die Predigt der Mäßigung gefällt vielen, weil das Wort Mäßigung die Forderung eines Mindestchristentums zulässig erscheinen macht und kraft innerer Wahlverwandtschaft die Sympathie jener christlichen Charaktere erweckt, die selbst minder geworden sind. Es gibt viele, die die Bedeutung und die innere Durchschlagskraft des katholischen Gedankens gar nicht einsehen; es ist ihnen vollständig verborgen, daß der Katholizismus nicht bloß Glaube, sondern auch Gedankengebilde ist und in natürlichem Konnex oder Gegensatz zu anderen Gedankenbildungen steht. Es gibt aber noch eine größere Anzahl von solchen, die eine geheime Furcht vor den inneren und äußeren Anforderungen des katholischen Gedankens empfinden, weil sie nicht den Mut haben, diesen Forderungen zu entsprechen. Es fehlt an Bekennermut. Während der gegnerische Gedanke mit voller Stoßkraft auftritt, entfalten die gebildeten Katholiken keine Kraft und Energie. Im Gegenteile, der Moloch des Zeitgeistes braucht nur zu brüllen, so tragen sie angsterfüllt ihr Heiligstes, ihre Glaubensüberzeugung und ihre Kirchentreue, herbei und werfen sie als Opfer in den Schlund des Götzen; sie sind zu nervös, als daß sie das Brüllen ertragen könnten. Sie geben zwar vor, die Ueberzeugung aus Ueberzeugung zu opfern; allein diese Vermummung ist sehr fadenscheinig. Wenn diese Herren von Ueberzeugung reden, ist es mir, wie wenn ich einen Entnervten von Keuschheit reden hörte. Sie meinen ja, tiefe Ueberzeugungen zu haben, und schlagen dröhnend auf die große Trommel der öffentlichen Meinung. Aber diese Trommel imponiert mir nicht; sie ist häufig genug aus Eselsfell gefertigt. Und was diese gebildeten Herren als Ueberzeugung ausgeben, ist häufig genug nichts selbständig Errungenes, sondern Abklatsch fremder Ueberzeugung; irgend ein modernes Schlagwort, das man hinwirft, zieht wie ein Schlüssel diese Seelengrammophone auf, und es tönt mechanisch der Ideengang heraus, den ihr Leibblatt oder ihr Lieblingsautor hineingetönt haben. Woher sollten diese Herren und Damen auch katholische Ueberzeugung schöpfen? Sie wissen ja überhaupt nicht mehr, wovon sie überzeugt sein sollen; in Predigten gehen sie kaum, wenigstens nicht regelmäßig, weil sie ihnen zu rustikal sind; höchstens daß sie einmal Konferenzvorträge für Gebildete beehren, bei denen gewöhnlich der Frack auf den Leib paßt.

Es gibt noch einen anderen Grund der Mäßigung; es ist nützlich, kluge Mäßigung zu beobachten. Da ist z. B. ein Stand, der Forderungen erhebt, für die er bei einer Partei Gegenliebe und Unterstützung erhofft, die der römischen Kirche spinnefeind ist. Was bleibt da vom Nützlichkeitsstandpunkt aus anderes übrig, als kluge Mäßigung zu beobachten, indirekt, durch die der Partei gegebene Stimme, die römische Kirche zwar fanatisch zu bekämpfen, aber dabei im Brustton ehrlichster Ueberzeugung immer und immer wieder zu betonen, daß man als guter Katholik leben und sterben wolle? Oder man erhebt seine Blicke dorthin, allwo die Sonne der Gunst scheint, allwo der große Posamentierladen für farbige Knopflochbänder sich befindet, allwo der Farbentiegel bereit steht, der schwarze Talare in leuchtendere Farben verwandeln kann, allwo der große Staatslift höher und höher hebt, allwo man Gebete lispelt vor der Frau mit dem großen Mantel: Unter deinen Schutz und Schirm fliehen wir, Durchlauchtigste Frau Protektion. Wenn dort die Luft der Mäßigung weht, bleibt wieder nichts anderes übrig, als sich zu assimilieren. Gewiß rührt sich das katholische Gewissen, aber auch der Herr Beschwichtigungshofrat, der Nutzen, und sein Zwillingsbruder, der Schaden; sie lassen vor dem geängstigten Geiste die Gespenster des Familienvaters, der Beförderung, des Religionsediktes, des Herumgezogenwerdens in der Presse usw. aufsteigen und hängen der häßlichen Gestalt der Servilität einen anständigen Ueberwurf um. Leider steckt zu viele Wahrheit in den beißenden Worten F. W. Webers:

> Wenn jeder müßte vor Land und Leuten
> In seinem wahren Gewande schreiten,
> Von all den wandelnden Kleiderstöcken
> Die Mehrzahl ging in Bedientenröcken.

So ist es. Die Mäßigung ist häufig eine Tochter der Servilität.

Das ist die kluge Mäßigung, subjektiv besehen; objektiv genommen ist sie nichts weniger als das goldene Mittelmaß der Katholizität. Sie ist ein dünner Absud von Katholizismus, Fusionskatholizismus, Kompromißkatholizismus. Ein guter

Kenner der modernen Psyche schildert die kluge Mäßigung also: „Man parlamentiert nicht bloß, man kapituliert; man läßt den Glauben zu, aber nur, wenn die Vernunft beistimmt; man nimmt die Geheimnisse an, nur dürfen sie nicht anstößig sein; auch Wunder läßt man sich gefallen, aber nur dürfen sie nicht übertrieben sein; auch die Autorität der Kirche läßt man noch gelten, aber sie muß mit Maß und Ziel geübt werden; das christliche Leben will man auch nicht verachten, nur darf es nicht zu viel über die Unterhaltungen räsonieren; auch an die Hölle will man glauben, aber nur ohne Feuer; das Paradies und die ewige Seligkeit ist ganz willkommen, wenn man nur den zeitlichen Freuden der Erde nicht entsagen muß." Gut getroffen; der moderne Katholik will der Kirche angehören, aber auch sehr „freien" Gesellschaften, vielleicht gar der Loge, angehören dürfen; er hat in der Hand das Gebetbuch, in der Tasche die Zeitung, die vom hl. Sakrament als Oblate spricht und über die unbefleckte Empfängnis spottet; er verehrt den Hl. Vater und verwirft seinen Syllabus; er wünscht die Segnungen der Kirche, meldet sich aber zum Feuerbestattungsverein, den die Kirche nicht wünscht. Er kennt nur Wahrheiten, die zur Hälfte wahr sind; er unterwirft sich nur Vorschriften, von denen er sich selbst Dispens geben kann; er orientiert sich nur an Marksteinen, die er selbst nach Belieben verrücken kann.

Dem Teufel kann's recht sein. „So geht es", überschreibt F. W. Weber ein Gedicht:

„Erst kommt die Lauheit, dann der Zweifel,
Dann Widerspruch, dann Haß und Spott,
Das halbe Denken führt zum Teufel,
Das ganze Denken führt zu Gott."

Auf jeder Halbheit ruht der Fluch. Das, was so viele gebildete Katholiken goldenes Mittelmaß nennen, ist nichts anderes als Halbheit.

„Kritische Bemerkungen zur sozialstudentischen Bewegung."

Von Dr. H. Franz, Karlsruhe.

In den „Akademischen Monatsblättern" vom Mai 1909 betritt Landgerichtsdirektor Dr. Laarmann (Essen) das Gebiet der Kritik über eine Sache, die auch in der „Allgemeinen Rundschau" schon öfters berührt wurde. Es ist die von Feuereifer getragene neue Bewegung zugunsten sozialer Betätigung der Studentenschaft, besonders der katholischen. Die Kritik läßt sich dahin zusammenfassen:

„An der sozialen Bewegung ist nicht zu verkennen, daß sie einen mächtigen Impuls gegeben hat in dem Streben nach vermehrter geistiger Betätigung ...., indes auch eine rein sachliche Würdigung führt zu Bedenken selbst bei Studentenfreunden, die lebhaft wünschen, daß der soziale Geist in unserer Studentenschaft erstarken möge.

1. Es ist irrig, wenn die soziale Bewegung als die zurzeit wichtigste für unsere Studentenschaft und als diejenige angesprochen wird, die allein unsere akademische Jugend begeistern kann

2. Es ist zu weitgehend, wenn die soziale Interessierung als pflichtgemäß von allen Studenten gefordert wird.

3. Die für diese Interessierung empfohlenen Mittel sind nicht sämtlich empfehlenswert.

4. Die aus Anlaß der Bewegung hier und da zutage getretene unfreundliche Stellungnahme der katholischen Freistudentenschaft gegenüber den katholischen Korporationen ist, weil unbegründet und schädlich, nicht zu rechtfertigen."

Wir referieren in Kürze über die Begründung dieser kritischen Bedenken: ad 1. Dr. Sonnenschein, der Träger jener idealistischen Bewegung, hat sich selbst von vornherein verwahrt gegen den (damals noch von ihm allein gemachten) Einwurf, daß „im Studententum Weltanschauungskämpfe weit stärker hervorträten". Noch heute aber steht die Weltanschauung im Mittelpunkt des studentischen Idealismus. Das zeigen dem Kritiker in den „Akademischen Monatsblättern" die Teilnahme der Studenten an der Schell-Bewegung, die Aufsätze und Diskussionen über Weltanschauungsfragen in allen studentischen Organen, vor allem der vom katholischen Studententum nun seit mehr als zehn Semestern gefochtene Kampf um die „akademische Freiheit". Auch auf diesem Gebiet ist der Student „schöpferisch", wenn er sich hier den Standpunkt, den Charakter schafft, der sein Leben lang maßgebend bleiben soll. Auf F. W. Försters Wort weist der Kritiker hin, von der „Isolierung vom Sozialen", die nötig ist, „wenn der Mensch persönlich werden und für die Gesellschaft etwas wert sein soll", und auf ein Wort Albert Ehrhards über den Vorzug der Philosophie gegenüber jeder anderen Wissenschaft, und schließt mit dem Satz:

„Nach alledem meine ich: zunächst Befestigung der Grundlagen der christlichen Weltanschauung und festere Fundierung des Glaubens, und darauf oder daneben die soziale Interessierung, deren Wichtigkeit gewiß nicht zu verkennen ist."

ad 2. Wo blieben alle anderen Seiten des Kulturlebens, wenn der Student und jeder Student nur soziale Interessen pflegen würde, wohin kämen Philosophie, Kunst, Literatur, Geschichte, Naturwissenschaft bei denen, die diese Fächer nicht als Fachstudium haben, wohin käme die akademische Freiheit, wenn soziale Interessierung zur sittlichen Notwendigkeit wird?

„Die sozialstudentische Bewegung ist aus dem Bedürfnis geboren, die Zahl der sozialinteressierten gebildeten Laien zu mehren.... Die soziale Interessierung möge eine freigewählte Spezialidee für viele Studenten sein, sie als pflichtmäßige Generalidee vorschreiben zu wollen, schießt weit über das Ziel hinaus."

ad 3. Unter den Mitteln, die die neue Bewegung verwendet, stehen obenan die Besichtigungen. Mit Recht fordert Dr. L. aber, daß bei diesen Besichtigungen allgemeine kulturelle Interessen, nicht allein soziale maßgebend sein sollen. Die ersteren werden die anderen einschließen, kaum umgekehrt: man kann auch sozial interessieren, ohne es aufdringlich zu machen.

Auch die Vorträge könnten oft allgemeiner gehalten sein, oder es könnte zwischen sozialen, philosophischen und apologetischen Themen gewechselt werden. Aber sie sollten nicht von den Lernenden selbst gehalten werden; selten wird man unter den Studierenden geeignete Elemente finden. Der Schreiber dieser Zeilen erinnert sich da an die meist mageren Versuche, die vor Jahren schon im „Sozialcaritativen Kränzchen" einer südwestdeutschen Universität gemacht wurden. Begeisterung und Eifer wuchsen, als Fachleute sich der Aufgabe mehr und mehr unterzogen. Weit wertvoller jedoch als Besichtigungen und Vorträge erscheint dem Kritiker der „Akademischen Monatsblätter" mit Dr. Sonnenschein die Teilnahme an den Vorlesungen und Seminarien der nationalökonomischen Fakultät.

Mit Freude begrüßt Dr. L. die von der neuen Bewegung dringend geforderte Teilnahme an den Vinzenzvereinen, paßt doch „die ritterliche Romantik unseres Studententums so recht zu diesem Liebesdienst, wie die Romantik der Wartburg zur heiligen Elisabeth." Der Straßburger Akademische Vinzenzverein, der als der erste dieser Art fast drei Jahrzehnte hindurch auch als einziger wirkte, hat schon in Bonn, Marburg, Göttingen, Berlin Nachfolger erhalten. Dr. L. erinnert an die Tätigkeit von Studenten in den allgemeinen Vinzenzvereinen, so in der Berliner St. Hedwigskonferenz vor 30 und mehr Jahren, wo Parlamentarier, hohe Beamte, Kaufleute, Handwerker und Studenten unter des alten Fürsten Radziwill Leitung tagten. Der Beispiele gäbe es noch mehr. (So zählen die Karlsruher Vinzenzkonferenzen seit Jahren stets einzelne Studenten zu ihren tätigen Mitgliedern.) Nicht gehören jedoch soziale und caritative Tätigkeit zusammen, denn der Handwerker, Arbeiter läßt sich gerne sozial, gerecht, aber nicht mit Barmherzigkeit behandeln. Ein jedes gehört an seinen eigenen Platz; lassen wir daher den einen sozial, den andern caritativ nach Wahl und Geschmack tätig sein.

ad 4. Die Angriffe, die direkt oder versteckt aus der neuen sozialen Bewegung gegen die katholischen Studentenkorporationen gerichtet werden, beruhen auf einer Verkennung der Entstehung der katholischen Korporationen, die lange vor dem Kulturkampf schon blühten und deshalb mit dem Aufhören des Kulturkampfes keineswegs abgedankt werden können; die Angriffe beruhen aber auch bedauerlicherweise auf einer Verkennung der Lebensaufgabe der katholischen Korporationen! Wir fügen nur noch das Zugeständnis von Dr. Sonnenschein selbst an: daß zwei Drittel aller Anhänger der sozialstudentischen Bewegung trotz alledem Korporationsstudenten sind.

Die „kritischen Bemerkungen" von Dr. Laarmann haben wir als ein befreiendes Wort aufgenommen. Welcher von uns Jüngeren hat sich nicht, wenn er in den Broschüren und Flugschriften der neuen Bewegung als einziges Evangelium des Studenten neben seinem Fachstudium immer nur die soziale Betätigung, den sozialen Geisteskampf fand, ernstlich gefragt: Waren wir denn ohne Ideale? Auch fernerhin wird es neben den nicht zu verachtenden sozialen und caritativen Aufgaben für die akademische Jugend noch hohe Ziele auf anderen Gebieten geben.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Vier Tage Wortwechsel und keine Klärung!

Vom Mittwoch bis zum Wochenschluß wurde im Reichstag geredet und geredet über die Finanzreform und die ganze innere Politik, und als schließlich der schwäbische Demokrat Payer seinem geliebten Block die Grabrede hielt, mußte er gestehen, er sei in seinem Urteil über die Lage jetzt noch verwirrter als vorher. Keine Klärung — das ist die allgemeine Klage.

In der vorigen Nummer wurde hier gesagt: Wenn die Regierung eine fruchtbare Verständigung erzielen wollte, so wären die Vorbedingungen sachlich der Verzicht auf die Deszendentensteuer und faktisch die Abwendung von dem ausschaltenden Blocksystem. In beiden Punkten beharrt die Regierung auf dem Gegenteil.

Die Erbanfallsteuer mit der Ausdehnung auf das Gatten- und Kindeserbe wird vom Reichskanzler und allen sekundierenden Ministern immer noch als der unentbehrliche und unersetzliche Kern der ganzen Finanzreform hingestellt. Man schlägt bereitwilligst Ersatzsteuern vor für alles andere, was bei den Liberalen Anstoß erregt, und wenn der Ersatzbedarf bis an 100 Millionen herangeht. Aber für die 50 Millionen Erbanfallsteuer soll um keinen Preis ein Ersatz gefunden werden! Wenn die Konservativen zur Vermeidung dieser anstößigen „Witwen- und Waisensteuer" die Wertzuwachssteuer vorschlagen, so erhebt die Regierung dilatorischen Einspruch wegen der angeblich so schwierigen Vorbereitungen, und wenn die Konservativen die Kotierungssteuer vorschlagen, die sich in Frankreich bewährt hat, so können die Minister sich nicht genug tun in der Verteidigung des Börsenkapitals gegen diese angeblich ruinöse Belastung; ja, sie lassen sogar das Schreckgespenst der Geldkrise im Kriegsfall aufmarschieren, um dem gläubigen Volk klar zu machen, daß das Vaterland wehrlos wird, wenn man eine mäßige Zulassungsabgabe auch von ausländischen Börsenwerten erhebt. Der Reichskanzler und die anderen wortführenden Minister haben sich in diesen beiden Punkten so rückhaltlos festgelegt, daß die liberale Presse zum Bangemachen in die Welt hinausrufen kann: Es werde eine allgemeine, bis auf Preußen und andere Bundesstaaten übergreifende Ministerkrisis geben, wenn eine Reichstagsmehrheit sich erlaube, die Erbanfallsteuer abzulehnen oder die Kotierungssteuer anzunehmen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird aber der Reichstag das erstere tun und das andere nicht lassen. Warum? Die sachlichen Gründe, welche die Zentrumspartei und mit ihr die „neue Mehrheit" bestimmen, sind am trefflichsten und klarsten in der Rede des Abg. Spahn entwickelt. Namentlich sollte man seine Kritik der Erbanfallsteuer überall dort, wo man noch die offiziellen Loblieder auf diese „allgemeine Besitzsteuer" im Ohr hat, recht sorgfältig lesen und erwägen.

Wie steht es nun mit der zweiten Vorbedingung: der Abwendung von dem ausschaltenden Blocksystem? Die große Rede, mit der Fürst Bülow die Erörterung einleitete, hat doch sofort in ihrem Anfange die Erklärung gebracht, daß er die Ausschaltung des Zentrums nicht beabsichtigt habe und nicht beabsichtige. Eine Erklärung, die ein Blockblatt zu dem Seufzer veranlaßte: „So, nun wissen wir's: die ganze glänzende Blockära ist nur ein kleiner Irrtum gewesen!" Wir fragen erstaunt: Wie kann die Taktik Bülows es riskieren, die offensichtliche Grundlage seiner Wahlpolitik und seiner gesetzgeberischen Tätigkeit seit $2^1/_2$ Jahren so zu verleugnen? Des Rätsels Lösung ist wohl in einer wenig imposanten Silbenstecherei zu finden. Was heißt „Ausschaltung"? Das Zentrum kann ja nach der Geschäftsordnung des Reichstags sowohl im Plenum als in den Kommissionen nach wie vor Anträge stellen und mitstimmen. An dieser „positiven Mitarbeit" hindert die Regierung es nicht, schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil sie es nicht kann. Das Zentrum wird auch gelegentlich über Vorlagen der Regierung einige Tage vor deren Veröffentlichung „informiert" gleich den anderen Parteien, weil eine solche Mitteilung keine Konsequenzen hat. „Mein Liebchen, was willst du noch mehr?" Wenn es nun nach den Vorverhandlungen zu den entscheidenden Abmachungen über die Gestaltung eines Gesetzgebungswerkes kommt — ja, dann beruft der Reichskanzler nur die Vertreter der Blockmehrheit zusammen; dann werden die Vertreter des Zentrums nicht weiter belästigt, das Blockkompromiß geht über ihre Anträge und Wünsche zur Tagesordnung über. Man braucht sich nur an das Börsengesetz zu erinnern; die Konservativen wurden veranlaßt, zu Ehren der börsenfreundlichen Blocklinken auf die bessere Fassung, die sie mit dem Zentrum vorbereitet hatten, zu verzichten. Manchmal dauerte die Beiseiteschiebung nicht einmal bis zur dritten Lesung. Als der Antrag Herold in der Finanzkommission (Erhebung der Besitzsteuern durch die Einzelstaaten) Aussicht auf eine Mehrheit hatte, wurde im Reichskanzlerpalais Alarm geläutet. Und Fürst Bülow brachte es mit seiner Autorität und Taktik fertig, daß die Blockpartei sich auf das sog. Besitzsteuerkompromiß einigte, das tief in die Finanzhoheit der Einzelstaaten eingriff, weil sonst die Zustimmung der Liberalen überhaupt nicht zu erreichen war, und über dessen Unhaltbarkeit sich alle Beteiligten schon klar waren. Der Zweck der Uebung war ausschließlich, den Zentrumsantrag auszuschalten mit Hilfe eines anerkannt schlechten und unhaltbaren Blockantrags. Alles das soll aber keine Ausschaltung sein. Wie sich der Kanzler die nach seiner Ansicht genügende „Mitarbeit" des Zentrums denkt, zeigt seine Bemerkung, daß er ebenso von den Sozialdemokraten „sachliche Unterstützung" annehmen würde, wenn die aus ihrer reinen Negation heraustraten. Also wir haben ebenso wie die Sozialdemokraten das Recht, dasjenige, was der Kanzler mit seinen allein maßgebenden Blockleuten abgemacht hat, durch Jasagen unterstützen zu dürfen.

Und für die Rolle des fünften Rades am Blockwagen soll das Zentrum auch noch dankbar sein. Der Kanzler beschwert sich, daß die Zentrumsleute den gesellschaftlichen Verkehr in seinem Palais nicht mehr so pflegen wie früher. Der Abg. Spahn gab die durchschlagende Antwort, daß der Vorwurf der „antinationalen Arroganz", den der Reichskanzler vor einer ausländischen Preßassoziation gegen das Zentrum gerichtet, den geselligen Verkehr zerstört habe. Es war das die gröbste, aber nicht die einzige Taktlosigkeit, die sich das Zentrum von dem Staatsmanne gefallen lassen mußte, den es viele Jahre hindurch treu und mit anerkanntem Erfolg unterstützt hatte. Wer Takt lehren will, muß Takt üben. Der rote Faden in der Rede des Reichskanzlers war sein Bestreben, sich und seine Regierung als über den Parteien stehend erscheinen zu lassen. Daher die schulväterlichen Zensuren und Ermahnungen, die er der Reihe nach den Parteien zuteil werden ließ, auch den Liberalen wegen ihrer Liebesgaben, Sprödigkeit und ihrer Abstinenzpolitik, aber den Konservativen in noch ernsterem Tone unter Bedrohung ihrer weiteren Zukunft. Den Eindruck der Ueberparteilichkeit verwischt jedoch der Reichskanzler selbst wieder durch die bestimmte Erklärung: „Ich werde mich nicht bewegen lassen, die Geschäfte so zu führen, daß die Liberalen von der Mitwirkung ausgeschlossen werden." Also nichts ohne die Liberalen, geschweige denn gegen die Liberalen! Das ist wirklich die ernste Herzens- und Willensmeinung des Fürsten Bülow. Die Handlungen seit $2^1/_2$ Jahren entsprechen diesem Programm. Nicht bloß die Börsengesetzgebung von 1908, sondern auch die Finanzreform von 1909. Den „liberalen Geist" will er nicht ausgeschaltet wissen, weil er selbst in ihm eingeschaltet ist. Der liberale Geist, der übrigens die größte Zahl unserer einzelstaatlichen Minister auch beseelt, verhindert die Herren, die grundsätzlichen Bedenken und ethischen Gesichtspunkte zu würdigen, die gegen die Witwen- und Waisensteuer sprechen. Der liberale Geist diktiert ferner die Erklärung des Reichskanzlers, daß er für die Beschlüsse der Finanzkommission nicht zu haben sei, weil sie „den Handel und Verkehr schwer schädigen, die Industrie unerträglich belasten, unsere gesamtwirtschaftliche Stellung verschlechtern". Das ist eine Ueberschätzung der Einwände und Wünsche der liberalen Gönner des Bank- und Börsenlebens. Bei dem Ringen zwischen dem mobilen und immobilen Kapital um Wahrung seiner Interessen gegenüber den Steuerplänen stellt sich die Regierung leider entschieden auf die Seite der Plutokratie, die im Liberalismus ihre politische Organisation findet. Seit der Blockära ist die Regierung innerlich mehr und mehr liberalisiert worden. Welche äußerlichen Abmachungen zwischen der Blocklinken und dem Reichskanzler bei Begründung der neuen Aera stattgefunden haben, weiß man vorläufig nicht. Im übrigen ist tatsächlich nicht richtig, daß Fürst Bülow erst den liberalen Geist zur Mitarbeit an der Gesetzgebung herangezogen hat. Was Gutes war in den liberalen Ideen und Berechtigtes in den liberalen Forderungen, kam früher schon gebührend zur Geltung, indem die Nationalliberalen zur Mitarbeit im Preußischen Abgeordnetenhause und im Deutschen Reichstage herangezogen wurden. Das Zentrum hat öfter bei großen Aufgaben mit den Nationalliberalen zusammengearbeitet. Das Zentrum war überhaupt seiner Natur und Geschichte nach die beste Vermittlerin

zwischen dem konservativen und dem liberalen Gedanken- und Interessenkreis. Darum war auch die Ausschaltung des Zentrums ein schwerer Fehler, auf den im Grunde die jetzt herrschende höllische Verwirrung zurückzuführen ist. Nebenbei widerlegte Fürst Bülow in der obigen Erklärung selbst seine einleitende Behauptung von der „Nichtausschaltung des Zentrums". Er gestattet dem Zentrum nur, für die Regierungsvorlagen zu stimmen; den Liberalen aber gibt er das Versprechen, daß nichts ohne sie gemacht werden solle. Da ist von Gleichberechtigung der Parteien und vom freien Wettbewerb der Kräfte doch keine Rede mehr.

Die Erlösung aus der Verwirrung ist nur zu finden, wenn der Reichskanzler oder der eigentlich maßgebende Bundesrat sich aus der Abhängigkeit vom Liberalismus befreit. Sobald dieser Bann gebrochen ist, kann man über die Schonung des Kindeserbes und über die gebührende Heranziehung des flüssigen Kapitals sich verständigen.

Die entschiedenen Liberalen wollen in dem Uebermut, der durch die Haltung des Blockkanzlers veranlaßt ist, von einem Ausgleich nichts wissen, sondern arbeiten auf einen inneren Konflikt, Auflösung und Neuwahlen hinaus. Nun ist es handgreiflich, daß bei Wahlen unter der Steuerparole die Sozialdemokratie wieder mächtig anwachsen muß. Das Zentrum würde in alter Stärke wiederkehren, die Konservativen würden geschwächt werden, die Liberalen hätten aber keinen Reingewinn in derselben Höhe, sondern müßten den größten Teil an die Sozialdemokratie abgeben. Es wäre dann der Block von 1907 in die Minderheit geraten, das Zentrum hätte insofern wieder eine ausschlaggebende Stellung, als ohne seinen Beitritt keine positive Mehrheit möglich wäre. Trotzdem wird das Zentrum nicht auf Neuwahlen spekulieren, weil die Verschiebung des Schwerpunktes nach links ihm die positive Arbeit erschweren würde und die Schwächung der konservativen Seite überhaupt für das Land schädlich wäre. Vorteilhaft wäre das verwegene Experiment der Reichstagsauflösung nur für diejenigen, welche den badischen Großblock, das Bündnis zwischen Liberalismus und Sozialdemokratie, auf das Reich übertragen möchten. Eine solche blau-rote „Taktik" können doch die verbündeten Regierungen unmöglich mitmachen. Um die Zuspitzung der Dinge nach dieser Richtung zu verhüten, sollten sie rechtzeitig den Stein des Anstoßes, die Deszendentensteuer, aus dem Wege räumen. Die Liberalen spekulieren nämlich darauf, daß sich vielleicht eine Mehrheit von ein paar Stimmen für die Erbanfallsteuer erzielen ließe und daß dann die überstimmten Konservativen nebst dem Zentrum die weitere Mitarbeit an der verunstalteten Finanzreform aufgeben würden und somit die Regierung sich gezwungen sähe, von dem „unfähigen" Reichstag an das Volk zu appellieren.

Nun hat am Samstag im Reichstag eine Abstimmung stattgefunden, die allerdings nur eine von der liberalen Sezession vorgeschobene Geschäftsordnungsfrage betraf, aber doch auch ein gewisses Licht auf die sachliche Gruppierung warf. Die vereinigten Liberalen und Sozialdemokraten unterlagen da mit 116 gegen 186 Stimmen. Bei der Abstimmung über die Erbanfallsteuer werden gewiß die Bänke der Linken stärker besetzt sein, und es werden auch noch Absplitterungen von den 186 Stimmen stattfinden; aber das starke Plus von 70 Stimmen wird doch schwerlich in ein Minus verwandelt werden. Es bestärkt sich also die Hoffnung, daß die Erbanfallsteuer fällt, die stärkere Börsenbesteuerung durchgeht und die neue Mehrheit der Regierung 500 Millionen Steuern präsentiert. Dann wird die Regierung vor der Wahl stehen, entweder die angebotene Heilung der Reichsfinanznot zu Ehren des Liberalismus abzulehnen oder — sich zu beugen. Ob damit Personalveränderungen verknüpft sein können, ist ganz nebensächlich; das Wohl des Reiches muß suprema lex sein, auch für die beredtesten Minister.

Vom Auslande.

Die auswärtige Politik tritt etwas zurück bei der Hochflut des innerpolitischen Stoffes. Es muß aber kurz der Begegnung unseres Kaisers mit dem Zaren gedacht werden, die sich am 17. Juni bei Björki in den Finnischen Schären in der schönsten Weise vollzogen hat. Die Trinksprüche, welche die Herrscher wechselten, haben nichts Ueberraschendes gebracht; aber gerade das ist erfreulich, da sie die Hoffnung bestärken, daß die Entwicklung der deutsch-russischen Beziehungen im normalen Gleise bleiben wird, ohne Ueberschwang nach der einen oder anderen Richtung. Die Stabilität der bestehenden Beziehungen unter den Mächten, auch nach den Erschütterungen durch die Balkankrisis, erscheint im Interesse des Weltfriedens von großer Wichtigkeit.

Dem Siebzigjährigen.

Sonett an Hofrat Dr. Martin Greif.

„Denn siebzig Jahre währt des Menschen Leben." —
„ Du aber hast sie siegreich überschritten,
Dich selten freuend hast du mehr gelitten,
Enttäuschung war dir mehr als Ruhm gegeben.

So mochtest du in männiglichem Streben
Natur und Herz und Vaterland verkitten
Zu einem Lied! Du aber strahlst inmitten
Der Großen, die im Reich der Gottheit schweben.

Den Lorbeer schmähend hast du ihn errungen,
Die Menschen fliehend Freunde dir geschaffen —
Ein Vater diesen hast du sie besungen. —

So war dein Leben heilig wie dein Schaffen;
Du lebst mit ihm, hast längst du ausgerungen —
Die Nachwelt wird — was edel — an sich raffen.

J. H. Reim.

Die Reichsfinanzreform in der Kommission.

Von Regierungsrat Speck, Mitglied des Reichstags.

XIII.

Die Finanzkommission des Reichstags ist mit dem ersten Teil ihrer Aufgabe nach dem demonstrativen Auszug der liberal-sozialdemokratischen Minderheit überraschend schnell zu Ende gekommen. Es liegt auf der Hand, daß bei der Schnelligkeit, mit der diese Arbeit geleistet werden mußte, insbesondere auch bei dem vollständigen Mangel an tatkräftiger Unterstützung durch die berufenen Vertreter der zuständigen Reichsämter, die in passiver Resistenz jener Minderheit sekundierten, die Kritik gar manche Angriffspunkte an den Kommissionsbeschlüssen fand. Wenn aber die Kritiker in ihrer Abneigung gegen eine kräftige Heranziehung der Börse zu den Lasten des Reichs sich zu persönlichen Angriffen gegen die Kommissionsmitglieder hinreißen lassen, so geht dies doch entschieden zu weit. Es war nicht die Schuld dieser Mitglieder, daß schließlich die Verhandlungen in einem beschleunigten Tempo geführt werden mußten. Die Hauptschuld trifft in diesem Falle den Bundesrat, der es versäumt hat, rechtzeitig mit Ersatzsteuervorschlägen an den Reichstag heranzutreten. Vor vielen Wochen schon hat der Reichskanzler in Aussicht gestellt, daß „demnächst" die Ersatzsteuervorlagen im Bundesrat zur Verabschiedung gelangen würden, vergeblich hat aber die Kommission auf solche Vorlagen des Bundesrats gewartet.

Man mag ja verschiedener Ansicht sein darüber, ob es opportun war, daß die Kommission in Ermangelung solcher Vorlagen selbst die Initiative ergriffen und sich nicht darauf beschränkt hat, die damaligen Vorlagen formell zu erledigen und alles Weitere der Weisheit des Bundesrats zu überlassen. Vom parteipolitischen Standpunkt aus betrachtet, wäre das letztere Verhalten für die Kommissionsmehrheit jedenfalls einfacher und weniger odios gewesen; ob es aber der wichtigen Frage der Reichsfinanzreform dienlicher und förderlicher gewesen wäre, muß doch bezweifelt werden. Man wird aber deshalb dem guten Willen und der opferfreudigen Tätigkeit der Kommission auch auf gegnerischer Seite die Anerkennung nicht versagen dürfen bei aller sachlichen Kritik. Auch einer solchen Kritik vermögen übrigens die Kommissionsbeschlüsse sehr wohl standzuhalten; denn daß die Grundgedanken dieser Beschlüsse gesund und vom volkswirtschaftlichen und steuerpolitischen Gesichtspunkte aus sehr wohl zu rechtfertigen sind, wird jeder zugeben müssen, der die Dinge ohne persönliche Voreingenommenheit beurteilt. Daß insbesondere die Börse sehr wohl in der Lage ist, in weit höherem Maße als bisher in den finanziellen Nöten des Reichs Opfer zu bringen, beweist nicht nur der Vergleich mit den Verhältnissen anderer Länder, sondern ist auch die feste Ueberzeugung der weitesten Kreise des deutschen Volkes. An dieser Tatsache vermögen auch die größten Interessentenversammlungen und ihre schärfsten Proteste nichts zu ändern. Und wenn nach Ansicht der Liberalen gerade der Kotierungsstempel so ganz verderblich und schädlich ist, daß er unbedingt zur „Erschütterung



der Weltmachtstellung des Reichs" führen muß, dann hätte man doch an seiner Stelle andere Vorschläge bezüglich der Heranziehung der Börse von dieser Seite machen müssen, wenn man den Anschein aufrechterhalten wollte, als betrachte man wirklich die Finanzreform als eine große „nationale" Frage, an deren Lösung mitzuarbeiten doch in erster Linie die als „national" offiziell gestempelten Parteien berufen waren.

Ganz besonders bedauerlich ist es, daß auch bei dieser Gelegenheit wieder eine neue tiefe Kluft geschaffen wurde in unserem Wirtschaftsleben. Nicht genug damit, daß man die konfessionellen Leidenschaften im letzten Wahlkampf in der unerhörtesten Weise aufgereizt und mißbraucht hat, versucht man jetzt auch noch, große Erwerbsstände zum dauernden Kampfe gegeneinander mobil zu machen. Angesichts solcher Vorgänge möchte man beinahe an der Zukunft des deutschen Volkes verzweifeln. Mit Freude und Genugtuung wird das Ausland, auf dessen Urteil man ja gerade jetzt bei uns so großen Wert legt, diesen Prozeß der Selbstzerfleischung beobachten; denn diese schweren inneren Kämpfe berechtigen es leider zu der Erwartung, daß dieselben nicht ohne ungünstige Rückwirkung auf die ganze Entwicklung der deutschen Nation bleiben werden. Mögen deshalb die offenen und stillen Befürworter und Förderer der neuen Bewegung nicht übersehen, welche schwere Verantwortung sie dem deutschen Volke gegenüber auf sich zu laden im Begriffe sind. Gewiß soll niemandem das Recht der freien Meinungsäußerung verschränkt werden, und ebenso wie die Interessenten der übrigen Berufsstände sollen auch die Vertreter der Börse zu Worte kommen. Aber ein gewisses Maß muß doch immer eingehalten werden.

„Leichtfertige Gesetzesmacherei" wirft man der Kommission vor, als ob alle Gesetze, die in kürzerer Zeit zustande kommen, deshalb allein schon von Grund aus schlecht und verdammenswert sein müßten. Man wird aber doch wohl nicht behaupten wollen, daß etwa die neuen Ersatzsteuervorschläge der Regierung, zu deren Ausarbeitung man sich doch gewiß genügend Zeit gelassen hat, allen Ansprüchen genügen. Man will da z. B. die Feuerversicherungsverträge mit einer Reichssteuer belasten und hofft damit eine „Besitzsteuer" zu schaffen. Dabei übersieht man aber vollständig, daß der Versicherungsnehmer zwar in allen Fällen der Inhaber der versicherten Sache sein wird, aber nicht immer der Besitzer derselben zu sein braucht. Dann läßt man aber auch außer acht, daß der Besitz einer gegen Feuersgefahr versicherten Sache nicht immer ein sicheres Merkmal besonderer steuerlicher Leistungsfähigkeit bildet. Ein verschuldeter Hausbesitzer, der — dem Zwang gehorchend, nicht dem eigenen Triebe — sein Haus gegen Feuerschäden versichert, wird doch nicht ein ebenso taugliches Steuersubjekt darstellen wie ein Kapitalist, der seine Wertpapiere den Safes einer Bank anvertraut. Den Scheck will man mit einem Fixstempel von zehn Pfennigen pro Stück belasten ohne Rücksicht auf die Höhe der angewiesenen Summe; man will also gerade dem Mittelstande die Geldbeschaffung und -überweisung verhältnismäßig stark belasten. Noch vor kurzem sprach man vom Scheck als von dem idealen Zahlungsmittel, das berufen sei, auch im Deutschen Reiche ebenso wie in England den Geldmarkt zu erleichtern, und jetzt will man, noch ehe der Scheck überhaupt Eingang in den weiteren Volkskreisen gefunden hat, die Benützung dieses Zahlungsmittels dem Volke durch eine Steuer verekeln. Noch vor wenigen Tagen wurde von maßgebenden Stellen aus jede Steuer abgelehnt, die eine „Erschwerung des Verkehrs" mit sich bringe. Man dachte dabei wohl nur an den Börsenverkehr, andernfalls hätte man sich ja durch die Vorlage eines Schecksteuergesetzes mit dieser Erklärung in den denkbar schärfsten Widerspruch gesetzt. Im Kampfe gegen den Kotierungsstempel weist man auf den Schaden hin, der dem Mittelstand angeblich erwachse durch jede höhere Belastung der Börse; gleichzeitig macht man aber Vorschläge, die gerade den Mittelstand unverhältnismäßig schwer belasten müssen. Es ist wirklich schwer, unter diesen Verhältnissen keine Satire zu schreiben!

Ueber das Schicksal der Finanzreform wird in den nächsten Tagen entschieden werden. Längst schon wäre das schwierige Werk unter Dach, wenn demselben nicht von maßgebenden Stellen aus der Stempel der Parteipolitik aufgedrückt worden wäre. Und wenn nach der letzten Monate schweren Kämpfen und Mühen ein ruhigeres, abgeklärteres Bild der ganzen Verhandlungen zu gewinnen möglich sein wird, dann wird mit immer größerer Deutlichkeit sich ergeben, daß die große Aufgabe nicht nur bei den Blockparteien, sondern auch an anderen Stellen nur ein kleines Geschlecht gefunden hat.

Das Reichsgericht und die Pornographie.

Von einem Juristen.

Im Anschluß an den schneidigen Artikel „Das deutsche Strafrecht und die Pornographie" in Nr. 24 der „Allgemeinen Rundschau" (12. Juni 1909), mit dessen rechtlicher und moralischer Abfertigung von „Kunst"-Sachverständigen à la Dr. Hirth ich durchaus einverstanden bin, sei mir ein kurzer Hinweis auf die einschlägige Judikatur des obersten deutschen Gerichtshofes, des Reichsgerichtes in Leipzig, gestattet. Das Reichsgericht nimmt in der Interpretation des § 184 des Reichsstrafgesetzbuches einen wesentlich anderen und gesünderen Standpunkt ein als manche anderen deutschen Gerichtshöfe. Mögen daher alle Gutgesinnten von ihrem strafprozessualen Rechte, von dem schlecht unterrichteten „Untergericht" an das besser unterrichtete „Obergericht" zu appellieren, nach Möglichkeit Gebrauch machen! Die in den reichsgerichtlichen Entscheidungen ausgesprochenen Grundsätze entnehme ich dem Buche: Dr. Paul Daude, Das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich, (Berlin 1907, Seite 180 ff).

Unzüchtige Schriften sind solche, deren gedanklicher Inhalt das normale (sic!), im Volke herrschende (sic!) Scham- und Sittlichkeitsgefühl in geschlechtlicher Beziehung verletzt. Urt. 24/11. 99, E. 32, 418; Urt. 23/2. 06, wobei namentlich auch das Lesepublikum, auf welches die Schrift berechnet ist, in Betracht gezogen werden muß. Urt. 16/10. 96. E. 29, 133. Auch an sich nicht unzüchtige, wissenschaftlichen Zwecken dienende Schriften können aber durch die Form einer gewissen Schaustellung (Aufdrängen in schamloser Form) zu unzüchtigen Schriften werden. Urt. 17/1. 95, E. 26, 370.

Unzüchtige Abbildungen oder Darstellungen sind solche, durch welche das in den gesitteten Kreisen des Volkes (sic!) normal geltende (sic!) Gefühl für Scham und Sittlichkeit in geschlechtlicher Beziehung verletzt wird. Urt. 23/2, 06; D. R. 10, 389; Urt. 20/9, 98; E. 31, 260. Die Abbildungen usw. müssen objektiv unzüchtig sein; es genügt nicht, daß sie in unzüchtigem Sinne geschaffen, verbreitet oder aufgefaßt sind. Urt. 6/11. 93; E. 24, 365 ;Urt. 17/1. 95; E. 26, 370. Im übrigen ist aber der objektive Inhalt unzüchtiger Abbildungen usw. nicht nur in dem zu finden, was sie zur unmittelbaren Anschauung bringen, sondern auch in dem gemeinten Sinn (sic!), sofern er erkennbaren Ausdruck gefunden hat. Urt. 21/2. 02; E. 35, 133; Urt. 20/3. 02. Auch zunächst nur zu künstlerischen Zwecken dienende, an sich nicht unzüchtige Abbildungen und Darstellungen (Kopien von nicht als unzüchtig geltenden Kunstwerken) können durch die Form der Schaustellung oder durch sonstige Begleitumstände zu unzüchtigen Abbildungen usw. werden. Urt. 20/9. 98; E. 31, 260; Urt. 20/3. 02. Das Entscheidende für den Begriff des Unzüchtigen ist stets (!) die Wirkung der Darstellung auf das sittliche Gefühl (sic!). Urt. 10/12. 97; E. 30, 378; Urt. 7/18. Dez. 99; E. 33, 17. — —

Eine Frage an alle vernünftigen Menschen: Braucht man bei solch klaren Entscheidungen noch „Sachverständige"??

Bezüglich des Verbreitens und Verteilens von unzüchtigen Schriften usw. urteilt das Reichsgericht:

Für die Begriffe des Verbreitens oder Verteilens genügt die Hingabe der Schrift usw. an eine einzelne Person nicht; es sei denn, daß durch diese eine weitere Verbreitung erfolgen sollte. Anderseits erfordern beide Begriffe (Verteilen als eine Art der Verbreitung) auch nicht das Merkmal, daß an das Publikum verteilt werde, sondern es ist nur die Zugänglichkeit der Schrift an einen größeren, wenn auch nach Zahl und Individualität bestimmten Personenkreis (sic!) notwendig. Urt. 6/11, 84; R. 6, 703; Urt. 22/10, 83; E. 9, 292. — — Noch einmal: Braucht man da noch „Sachverständige"?

Für Mitteilung von Adressen, an welche mit einiger Aussicht auf Erfolg Gratis-Probenummern und Prospekte versandt werden können, ist der Herausgeber stets dankbar.

Eine frühzeitige Erneuerung des Quartal-Abonnements liegt wegen des ununterbrochenen Fortbezuges im eigensten Interesse der Abonnenten. Der Postbestellzettel war dem Inseratenteile des vorigen Heftes eingefügt.

Der große Tod des zwanzigsten Jahrhunderts.

Von Dr. Franz van Heerenbergh.

Deutschland steht vor einer Krisis. Raubgierige Feinde erwarten mit Ungeduld das Signal, um sich auf den deutschen Aar zu stürzen und ihn zu zerfleischen. Emsig sind Diplomatie, Marine und Heer an der Arbeit, jeder Gefahr vorzubeugen. Und doch, während man von hoher Warte ängstlich nach jedem äußeren Feind ausspäht, übersieht man ganz einen unheimlichen Gegner, der bereits im Innern die Fundamente der deutschen Feste zu untergraben beginnt, der auf die Dauer eine größere Gefahr für unsere Nation bedeutet als alle Völker Europas zusammen.

Noch ist das mannhafte, an die Damenwelt Nordamerikas gerichtete Wort Roosevelts vom „Rassenselbstmord" nicht verklungen, da überraschen uns die Statistiker Deutschlands mit der alarmierenden Nachricht, daß auch bei uns der Prozentsatz der Geburten in rapider Abnahme begriffen ist. So hatte, um nur einige Angaben zu machen, auf 1000 Einwohner

München im Jahre	1905	an Geburten	34,6,
„ „	1906	„ „	30
„ „	1907	„ „	28,2,
Solingen „ „	1900	„ „	40,0,
„ „	1908	„ „	26,5

aufzuweisen, oder in anderen Zahlen kamen in Solingen 1906 auf 40 000 Einwohner 1597 Geburten, 1903 1400, 1908 auf 50 000 Einwohner nur 1329. Das macht in einer einzigen mittleren Stadt trotz des Zuwachses von 10 000 Einwohnern ein Minus an Geburten von 268!

Aehnliche Verhältnisse ergaben sich in vielen anderen Städten. Das sind erschreckende Zahlen! Worauf ist es aber zurückzuführen, daß trotz Verbesserung der gesundheitlichen Verhältnisse, trotz besserer Arbeitsbedingungen, trotz der alten produktiven Kraft unserer Nation, kurzum trotz der erhöhten günstigen Lebensverhältnisse das Leben relativ nicht zu-, sondern abnimmt? Legen wir den Finger auf die Wunde und sprechen wir es frei aus: die bewußte Verhinderung des Ehezwecks, die künstliche Sterilität, der betrügerische Geschlechtsverkehr sind die Hauptursachen. Der große Totengräber anderer Nationen beginnt nun auch von unserem Land Besitz zu nehmen und, wie die Statistiken zeigen, wütet er um so gefährlicher, je geheimer und ungestrafter er sein Spiel treibt. Wohl kann sich Deutschland ja jetzt noch eines bedeutenden Zuwachses rühmen; aber dieses Plus wird bald schwinden, wie es in anderen Ländern schwand, wenn hier nicht „Halt, nicht weiter" kommandiert wird. Die lebenzerstörenden Wirkungen dieses Dämons finden ihr Analogon nur in den völkerverheerenden Seuchen früherer Zeiten, und wenn die Pest als der „große Tod" des Mittelalters verbucht wurde, könnte man diesen Lebenszerstörer füglich den „großen Tod des zwanzigsten Jahrhunderts" nennen. Wir stehen erst am Anfang des Uebels, und doch sehen wir, wie sich in einzelnen Städten die Geburtsziffer um Tausende verringert, und wenn einzelne Städte bereits Tausende dem Moloch opfern, welche Hekatomben legt dann nicht heute schon das gesamte Vaterland auf den Altar dieses Götzen! Und es wird immer schlimmer! Wohl haben schon längere Zeit Apostel des Neo-Malthusianismus eifrig für die künstliche Sterilität Propaganda gemacht, aber ihre Stimmen hatten nur vereinzelte Erfolge zu verzeichnen. Heute jedoch hat eine Massenaktion eingesetzt. Man sehe sich die Annoncen so mancher Tagesblätter an, die nichts mehr, scheint es, anzupreisen haben als „hygienische Bedarfsartikel, „Gummiartikel", „nützliche Gegenstände", „Hilfe in geheimen Anliegen", „Beseitigung von Störungen des Blutlaufs"; man überfliege die Inhaltsangabe so manchen „Ratgebers für junge Frauen", man beachte die „Ratschläge für Frauen" sich „gesund zu erhalten", man werfe einen Blick in die Prospekte gewisser Fabriken, man lausche auf die Reden so mancher emanzipierten Frauenrechtlerin, man beobachte, wie die moderne Lebensweisheit selbst auf dem Land von Mund zu Mund wie ein Lauffeuer sich fortpflanzt, wie Philosophie, Nationalökonomie, Sozialdemokratie und last not least die Hygiene sich in den Dienst dieser Bestrebungen stellen, und man wird sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß hier ein Vernichtungskrieg gegen die ganze Rasse begonnen hat, der mörderischer wirkt denn die Granaten europäischer Heere. Was der Amerikaner James J. C. Ferald in seinem „The New Womanhood" (Neuyork 1894 p. 330) sagt, läßt sich bald schon auf Deutschland anwenden:

„Eine Erziehung zur Zerstörung zeigt sich weit und breit in unserem sozialen Leben .... Schöne Häuser, luxuriöse Einrichtungen, prächtige Kleider werden erhandelt um das Geschlächter Unschuldiger, und dazu ist dieses Faktum nicht ein Gegenstand der Scham, sondern des Rühmens. Die fortschrittliche Amerikanerin schreitet stolz wie ein Modokhäuptling einher in Feder- und Kriegsschmuck, aber die Skalpe an ihrem Gürtel sind die ihrer eigenen ungeborenen Nachkommen."

Treffend fügt er hinzu:

„Wenn ganze Gesellschaften aber eine kinderreiche Familie als Gegenstand des Tadels ... ansehen, und wenn die Kleinhaltung der Familie der große Ehrgeiz wird, dann, es muß gesagt werden, ist das ... das sicherste Zeichen des Niedergangs der Rasse und Nation."

Die Beobachtung gibt ihm nur zu sehr recht. Das viel besprochene Wort vom Rassenselbstmord enthebt mich der Notwendigkeit, von den amerikanischen Verhältnissen zu reden. Treffende Zahlen liefert auch Belgien, wo die Zahl der Geburten von 31 pro Mille im Jahre 1880 auf 25 im Jahre 1906 sank, wo sich im Bezirk Charleroi eine Abnahme der Bevölkerung um 1070 in 6 Jahren zeigte, ja wo man in der Provinz Lüttich jährlich 1000 Heiraten mehr und 10 000 legitime Geburten weniger konstatierte als im westlichen Flandern.

Das abschreckendste Beispiel jedoch für die künstliche Sterilität bietet uns Frankreich. Während die Geburtsstärke in diesem von der Natur so bevorzugten Lande im Jahre 1780 noch 380 pro Mille betrug, ist sie 1889 auf 240 angelangt, und während 1800 jede französische Familie noch 4,24, 1860 noch 3,16 Kinder aufweisen konnte, kann sie sich im Jahre 1905 nur noch eines Bestandes von 2,07 rühmen. So ist es aber auch gekommen, daß Frankreich von dem ersten Platz, den es noch 1850 unter den europäischen Mächten einnahm, an den sechsten zurücktreten, und daß es im vergangenen Jahre zur Rekrutierung seiner Armee bereits 90 Proz. aller Gestellungspflichtigen einreihen mußte. Das ist der Fluch der bösen Tat. Die früher so große Nation ist auf den Aussterbeetat gesetzt. Von wem? „L'infécondité voulue" lautet die Antwort, die Dr. Henri Desplats, Professor der Medizin an der Universität Lille, einer Anzahl in Brüssel am 24. April 1908 versammelter Aerzte und Gelehrten gab. Die Ehe, die berufene Lebensspenderin, ist zur Lebensmörderin geworden. Verstehen kann man es aber, wenn bei diesen Zuständen sich dem Herzen aller für das Wohl des Vaterlandes Besorgten ein Notschrei entringt. Der Wurm nagt auch bereits an der deutschen Eiche; sollen wir zusehen, wie er mehr und mehr die Volkskraft aufsaugt und den Stamm zum Falle bringt?

Mit dem physischen Verderben geht das moralische und religiöse Hand in Hand. Manche wundern sich über die bei unseren westlichen Nachbarn zutage tretende Sitten- und Religionslosigkeit. Eingeweihte wundern sich gar nicht. Gewiß mögen viele Faktoren mitgewirkt haben, der Kirche Frankreichs das Grab zu schaufeln; einer der grimmigsten Totengräber war der bewußte, den Gesetzen Gottes trotzende Mißbrauch der ehelichen Institution und seine naturgemäße Folge: Scheu vor entehrenden Geständnissen, Entweihung und Vernachlässigung der Sakramente. Die bei jedem den Sündenweg beharrlich wandelnden Individuum sich zeigenden Erscheinungen treten in Frankreich als nationales Merkmal auf. Man übertritt Gottes heilige Gesetze, man naht sich noch dem von Gott beorderten Seelenrichter, ohne Vorsatz jedoch, seinem sündigen Wandel zu entsagen, man vernimmt ernste Worte, man bleibt fern, rächt sich für die gekränkte Eigenliebe durch die Verdächtigung gottgewollter Einrichtungen, das Gewissen regt sich, man bringt es zum Schweigen, der innere Abfall ist vollzogen.

„Wir gehen in Deutschland französischen Zuständen entgegen." Dieser Ruf ist schon von mehr als einem Seelsorger erhoben. In der Tat nimmt ja auch bei uns in manchen Kreisen der Besuch des sonntäglichen Gottesdienstes und der Empfang der österlichen Kommunion in erschreckender Weise ab. Was ist es aber, das so manche zu dieser Kälte führt? Es mag auf verschiedene Gründe zurückzuführen sein; einen Lichtblitz in das Dunkel wirft indes eine Antwort, die eine gebildete Dame vor kurzem dem Schreiber dieses gab: „Wenn Sie das Verbot (der antikonzeptionellen Mittel usw.) aufrecht halten, stoßen Sie alle Gebildeten von der Kirche ab". Das Wort spricht Bände. Also das Fernbleiben der Gebildeten ist im Grunde nicht immer in „unzeitgemäßen Predigen", „rückständigen Kultusformen" und wie die Rechtstitel des Indifferentismus alle heißen, zu suchen, sondern

in trotziger Auflehnung gegen Gottes heilige Gesetze. Wollen wir also nicht eine andere Auflage der Schicksale Frankreichs erleben, muß eine Aenderung eintreten. Was sollen wir aber ändern? Das Sittengesetz? Es bleibt unveränderlich. Darum ändern wir die Sitten!

Und gegen Gottes Gesetze ist und bleibt jene Machination gegen das junge Leben. Nur zu wahr ist das mannhafte Wort, das in der obenerwähnten Sitzung der genannte Professor der Medizin den versammelten Gelehrten zuzurufen sich nicht scheute: „Wenn es keinen Gott gäbe, dessen Gesetze wir zu beachten hätten, wenn es keine Seele gäbe, die sie erkennen könnte, und wenn es kein anderes Leben als Sanktion des Diesseitigen gäbe, dann könnten wir jenem Neuheidentum nichts entgegensetzen — aber glücklicherweise wird das Non licet, das jeder in der stillen Zelle seines Gewissens vernimmt, noch immer in ganzem Umfang von der Kirche aufrechterhalten und von den Christen beachtet."

Ja, das Non licet ertönt noch im Innern des Menschen. Nicht ungestraft läßt sich die Natur vergewaltigen, und lebenspendende Kräfte in lebenzerstörende umwandeln, das heißt das Oberste zu unterst kehren. Treffend sagt Bischof Stang in seinem vorzüglichen Werk: „Socialism and Christianity" (Neuyork 1905 p. 187):

„Diejenigen, welche der göttlichen Vorsehung durch Verhütung der Nachkommenschaft Grenzen setzen wollen, vergewaltigen das Gesetz, betrügen die Ehe um ihren Zweck, brutalisieren die heiligen Beziehungen zwischen Mann und Frau und tragen verbrecherischerweise ihren Tribut bei zum physischen, geistigen und moralischen Niedergang der Nation."

Daß verständige Laien nicht gelinder urteilen, erhellt aus den hierher gehörenden Worten des Professors der Medizin Dr. Georg Striker. Er schreibt (Gesundheit und Erziehung. Gießen 1903 p. 257):

„Man hat Gründe der Vernunft und der Pflicht für die willkürliche Verhütung oder Beschränkung des Kindersegens gelten gemacht. Bekanntlich fehlt es da, wo Sünden wider die Natur beschönigt werden sollen, nie an solchen Gründen." ... p. 168: „Daß aber ein Volk das geheimste Recht der Natur, ihre Fruchtbarkeit, betrüge, daß es in frevelhafter Selbstsucht ..... ihre Folgen vereitelt, dazu muß es erst die Schamlosigkeit mit berauschenden und betäubenden Mitteln gewinnen. Wo in und außer der Ehe Vorkehrungen und Mittel angewendet werden, um .... unfruchtbar zu machen, da hat zuerst ein Gift wie der Weingeist eine Niedrigkeit und Stumpfheit bewirkt, an welcher die stärksten Vorwürfe der Natur abprallen; und die Männer, welche das nüchterne Weib zum Genuß der berauschenden Getränke verführen, wissen nur zu gut, daß sie darin das einzige Mittel haben, die keusche Mutterliebe, welche Fruchtbarkeit begehrt und vor der künstlichen Verhütung der Empfängnis im tiefsten Herzen zurückschaudert, zu zerstören. Dirnentum des Weibes ohne gewohnheitsmäßigen Genuß berauschender Getränke oder ohne erbliche Belastung gibt es nicht!"

Was wird manche unserer gebildeten Damen, die für das Wort des Priesters nur ein überlegenes Achselzucken hat, zu diesen Auslassungen sagen, die jene „Niedrigkeit und Stumpfheit der Gesinnung" nur durch ein Uebermaß des Weingeistes erklären zu können glaubt?

Wohl hat man nach Feigenblättern gesucht, sein lichtscheues Gebaren zu verdecken. Man glaubte zunächst der Nationalökonomie triftige Gründe zur Verteidigung jenes Naturbetruges entlehnen zu können; aber schon oft wurde das Malthus'sche Bevölkerungsprinzip seiner Unwahrheit überführt, und noch jüngst konnte der bekannte Soziologe P. H. Pesch, S. J. („Laacher Stimmen" 1908, Heft 8, S. 281) darauf hinweisen, wie diesem Argument völlig der Boden entzogen ist.

Man suchte sich dann mit medizinischen Gründen zu rechtfertigen, und diese Gründe waren wohl für viele ausschlaggebend. Das Verdienst des bereits obenerwähnten Dr. Henri Desplats ist es aber, auf der Versammlung vom 28. April 1908 vom medizinischen Standpunkt aus Stellung zur Frage genommen und im Namen der Medizin energisch Protest gegen die Erlaubtheit der künstlichen Sterilität erhoben zu haben. Die in den „Annales de la Société Scientifique de Bruxelles" (Louvain 1908, Thirion) veröffentlichte Rede verdient die Beachtung der weitesten Kreise. D. betont zunächst, wie auf seiten seiner Kollegen die größte Verantwortlichkeit für jene Vergehen ruhe, wie sie es gewesen, die ohne Gewissensbisse diese Ideen verbreitet und sanktioniert haben. Er macht aber auch auf die Leichtfertigkeit aufmerksam, mit der manche Aerzte jeden Scheingrund herbeiziehen, ihre Ratschläge zu legitimieren. Die medizinische Wissenschaft ist nicht unfehlbar, oft genug mußte sie später etwas als heilsam anerkennen, was sie früher als gesundheitsschädlich verwarf. Pajot in Paris hielt in gewissen Lagen die Vernichtung der Frucht für unbedingt notwendig; sein Schüler und Nachfolger Pinard bezeichnet dieselbe heute von demselben Katheder aus als Verbrechen. (S. 8.) Früher wurde die schnelle Aufeinanderfolge der „gesegneten Zustände" als gesundheitsfeindlich bezeichnet; heute weiß man, daß sie nicht lebenshemmend, sondern lebensfördernd auf das Weib wirken. Diese These beweist D. nun eingehend. (S. 9 ff.) Wohl sind mit dem Sprossen des jungen Lebens Unannehmlichkeiten verbunden, aber gleichzeitig erfährt die Mutter durch ihren Sprößling eine Bereicherung. Die Mutterschaft ist die Blüte des Weibes, sie entfaltet niegekannte moralische und physische Kräfte, sie schlingt das Band zwischen Mann und Frau immer fester. Nicht in den kinderreichen Familien findet man Ehescheidung, Ehetrennung, sondern in den kinderlosen (S. 11): „Den Frauen, die keine Kinder .... oder nach dem ersten oder zweiten keines mehr haben, ohne auf den Geschlechtsverkehr zu verzichten, fehlt etwas an der Gesundheit, dem Charakter und dem ganzen moralischen Leben. Die Erfahrung lehrt, daß sie die zahlreichsten Klienten für die Aerzte abgeben, weil sie aller Uebel voll sind, seien es wirkliche oder eingebildete. Unter ihnen findet man die Frauen, denen das Heim ein Gefängnis und die Ehe eine schwer lastende Kette bedeutet, unter ihnen gerade befinden sich die Empörerinnen und die Opfer." (S. 11.)

Weiter geht dann D. auf die physischen Schäden eines ungeordneten, auf die gesundheitsfördernden Eigenschaften des geordneten Eheverkehrs ein:

„Schwer würde es werden, alle ehelichen Uebel ... auf eine Ursache zurückführen zu wollen ... aber das darf ich sagen, daß die meisten Nervenkrankheiten — sofern sie nicht auf organische Mängel zurückzuführen sind, ..., unter dem Einfluß eines „gesegneten Zustandes" plötzlich schwinden. Ich gehe nicht zu weit, wenn ich behaupte, ... daß diese unfruchtbar gemachten sexuellen Erregungen für zahllose Fälle der Neurasthenie verantwortlich gemacht werden müssen; aber sicherer noch geben sie den Grund ab für zahllose Erkrankungen des Beckens, die man durch Bäder, Duschen, Elektrizität, Wasserkuren usw. zu heilen sucht, denen Frauen aus dem Volk ... durch ihre häufigeren gesegneten Zustände entgehen. Man glaubt oft durch einen organischen Unterschied die geringere Ausdauer der Dame der großen Welt gegenüber der Bäuerin oder Arbeiterin erklären zu sollen, aber der Arzt weiß, daß dem nicht so ist. Die Damen der Welt wären ebenso widerstandsfähig wie die Frauen aus dem Volke, wenn sie nur wollten, und wenn es wieder Brauch wäre, es zu wollen. Sehen wir denn nicht, wie, seitdem der Sport in Mode gekommen, unsere jungen Mädchen und jungen Frauen gerade unermüdlich und beherzt geworden sind, da, wo es sich um Tennis, Radfahren, Reiten, Jagd, Automobil- und Alpenfahrten handelt? Und diese Frauen, die solche Ermüdungen ertragen und zu diesen während der Wintersaison noch Bälle, Diners, Besuche von Ausstellungen und Magazinen ohne Ende hinzufügen, sollten weniger wie ihre schlechter gestellten Schwestern, denen es oft an der nötigen Nahrung und Ruhe gebricht, wiederholte Geburten bestehen können? Nein, nein, wir wissen, daß es anders ist, zahlreiche Beispiele lehren es uns. ... Man kann darum sagen, daß die gesegneten Zustände nicht nur nicht verderbend wirken, sondern daß oft ein solcher Zustand das beste Mittel ist, gewisse lokale Affektionen zu heilen, die bisher als legitimer Grund betrachtet wurden, die Fruchtbarkeit zu untersagen."

Nicht unberührt läßt D. die Fälle, in denen eine wiederholte Niederkunft nun doch Gefahren für die Gesundheit einschließen kann, und beantwortet die sich da aufdrängenden Fragen, was in solchen Fällen zu tun sei, von echt christlichem Standpunkt. (S. 14.) Allen unchristlichen Ideen seiner medizinischen Kollegen stellt D. aber das Non licet des natürlichen und positiven Gesetzes entgegen und warnt vor der leider oft von Aerzten gemachten Voraussetzung, als sei die Gesundheit die höchste Norm, nach der alles sich zu richten habe und um derentwillen alles erlaubt sei. Nein, es gibt ein höheres Leben, und der Arzt, der Christ sein will, muß sich nach dem Worte Christi richten: „Was nützt es dem Menschen, wenn er auch die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an seiner Seele?"

D. schließt seine herrlichen Ausführungen mit Bezugnahme auf einen Appell, den M. Brifant in derselben Sitzung an alle Aerzte zum gemeinsamen Vorgehen gegen den erwähnten Volksfeind erließ, indem er bemerkt:

„Dieser Appell entspricht nur zu sehr den Gefahren der gegenwärtigen Stunde und der den Medizinern zukommenden Rolle, als daß er überhört werden könnte. Aber meiner Ansicht nach muß hier eine viel umfassendere Aktion einsetzen; die Gefahr ist zu groß und zu mächtig, als daß ihre Abwehr in die Hand einer kleinen Gruppe gelegt werden könne; selbst die erhaltend wirkenden Volkswirtschaftslehrer genügen nicht, nein, alle, die Wort oder



Feder zu handhaben wissen, die noch Sinn haben für das Vaterland und die alten segensreichen christlichen Traditionen, sie alle können und müssen an diesem Kreuzzug sich beteiligen. Ueberlassen wir den Zerstörern der heiligsten Dinge nicht das Monopol der Artikel, der Tagesblätter und Revüen, der Konferenzen und nationalökonomischen Studien, der Thesenromane und Theater — nein —, treten wir ihnen kühn entgegen, nehmen wir die von ihnen okkupierten Plätze in Besitz, breiten wir die wahren Ideen überall aus und lassen wir uns nicht beirren durch leere Ausreden und Sarkasmen, vertrauen wir auf die Macht der Wahrheit und auf die Hilfe von oben; wenn Gott für uns ist, wer kann gegen uns bestehen?" (S. 28.)

Das sind goldene Worte, die um so schwerer wiegen, als sie aus dem Munde eines solchen Mannes kommen. Möchten sie auch in Deutschland lauten Widerhall finden! Möchte auch in Deutschland eine Liga gegen die drohende Gefahr ins Leben treten! Möchten zunächst unsere Aerzte sich ihrer schweren Verantwortlichkeit bewußt werden. Wie mancher Seelsorger sieht alles, was er in Jahren mühsam aufgebaut, in Wochen durch einen einzigen Arzt zerstört! Schreitet dieses Verderben weiter voran, so bleibt den Seelsorgern nur noch das eine Mittel, dem sozialen Uebel durch soziale Mittel entgegenzutreten, sich zusammenzuschließen und die ihnen anvertrauten Seelen vor jenen gewissenlosen Vertretern des medizinischen Faches zu warnen, ja der Boykott wäre die beste Waffe gegen solche Gefahren.

Es ist aber vor allem wichtig, daß jener überaus verderblichen diesbezüglichen Aufklärungsarbeit in weiten Kreisen ein Ende bereitet, daß die Kolportage diesbezüglicher Schriften untersagt und daß das allgemeine Gewissen wieder geschärft wird. Nur zu wahr ist das obenerwähnte Wort Feralds: „Und dazu ist diese Tat nicht Gegenstand der Scham, sondern des Rühmens." Man glaubt, er habe den Unterhaltungen der Damenwelt bei ihren Cercles gelauscht. Denn wie redet man in unseren Damenkreisen über Dinge, die nach Spieker von großer Stumpfheit und Niedrigkeit der Gesinnung zeugen? Und wie denkt die Männerwelt darüber? Glaubte doch noch vor einiger Zeit ein höherer Offizier in den strengen Ehegesetzen der katholischen Kirche, speziell was diesen Punkt anbelangt, die größte Schmach des Jahrhunderts erblicken zu müssen. Der Arme! Hätte er patriotischer gedacht, hätte er nicht so geredet. Wahre Vaterlandsliebe besteht nicht in glänzenden Kaisergeburtstagsessen, nein, sie zeigt sich im Bestreben, dem Vaterland physisch und sittlich gesunde Untertanen zu schaffen, wie die Kirche es bezweckt. Wer aber der künstlichen Unfruchtbarkeit das Wort redet, der begeht Verrat am Vaterland!

Unsere Gesellschaft muß sich wieder einer scharfen Selbstprüfung unterziehen.

Auch dem Katholischen Frauenbund dürfte sich hier ein sehr segensreiches Arbeitsfeld erschließen. Gewiß löblich ist es, geschlagene Wunden zu heilen, Gefallene zu heben, aber ebenso notwendig, einer mörderischen Massaker vorzubeugen. Die Axt ist an die Wurzel der deutschen Eiche gelegt, sie wird fallen, wenn nicht Remedur geschaffen wird. Heute läßt sich dem Strom noch ein Damm entgegensetzen — heute noch lassen sich die Totengräber der Nation unschädlich machen — geschieht es jetzt nicht, und zwar mit aller Energie, dann mag man auch bald unserem Volk das Grab schaufeln, wie man es allen Völkern geschaufelt, die so die Gesetze der Natur mit Füßen traten. Auf den Grabstein der deutschen Nation setze man dann aber die etwas variierten Worte des großen Zentrumsführers: „Von politischen Feinden nicht bezwungen, seinen Lastern erlegen."

Rebenblüte.

Unscheinbar wirst du befunden
In des Sommers Königreich,
Doch an Güte,
Rebenblüte,
Kommt kein Duft dem deinen gleich.

Wenn zerflattert mit dem Winde
Längst der Rose Purpurglut,
Blinkt die Traube
Tief im Laube,
Von der Kelter rinnt die Flut.

Schäumend will der Most sich klären,
Ruhelos im engen Schrein,
Wilder Gärung
Folgt die Klärung,
Lieblich blühst du fort im Wein!

Blühst empor aus feuchtem Grunde,
Ein befreiter Genius,
Blühst im Becher
Froher Zecher,
Wonnesam wie Göttergruß.

Josefine Moos.

Hauptversammlung des Vereins deutscher Zeitungsverleger.

Die deutsche Presse hat bisher an der Gepflogenheit festgehalten, mit ihren eigenen Angelegenheiten die breite Oeffentlichkeit nicht zu befassen, indem sie sich von der Erwägung leiten ließ, daß sie kein rein privates und kapitalistisches Unternehmen sein soll, sondern die Aufgabe zu erfüllen hat, die öffentliche Meinung in eine konkrete Form zu bringen.

Wenn heute in diesen Spalten eine Ausnahme von der Regel gemacht wird durch kurze Berichterstattung über die Arbeiten der am 15. Juni 1909 in München abgehaltenen Hauptversammlung des Vereins deutscher Zeitungsverleger, so hat dies seinen Grund darin, weil diese Arbeiten eine Reihe von Momenten gezeitigt haben, die für die Oeffentlichkeit von einschneidender Bedeutung sind. Es sind hauptsächlich acht Punkte, welche über den Rahmen des Gewerbetechnischen hinausgehen und daher die Oeffentlichkeit interessieren.

1. Der Verein deutscher Zeitungsverleger zählt bekanntlich zu seinen Mitgliedern fast die gesamte namhaftere deutsche Presse mit nur wenigen Ausnahmen und ohne Unterschied der politischen, sozialen und ethischen Richtung. In dem gastlich vornehmen und an Kunstschätzen reichen Hause des Mitverlegers der „Münchner Neuesten Nachrichten", Herrn Thomas Knorr, hatten sich die Vorstandsmitglieder des Vereins sowie die Verleger, Direktoren und Chefredakteure der Münchener Blätter am Vorabend der offiziellen Veranstaltungen zu einem gemeinsamen Abendessen eingefunden. Hier wie auch an dem offiziellen Begrüßungsabend und bei den übrigen Festlichkeiten fanden sich die Verleger von Blättern von oftmals schroffer Gegensätzlichkeit in kollegialer Geselligkeit zusammen. Diese Tatsache sowie der Umstand, daß auf der Hauptversammlung selbst die Debatten niemals einen gereizten Ton oder persönliche Spitzen aufwiesen, muß zur direkten Folge haben, daß auch die Zeitungen bestrebt sein werden, persönliche Momente nach Möglichkeit auszuschalten und nur der Sache zu dienen. Dies um so mehr, als diesmal die Münchener Chefredakteure und einige Korrespondenten auswärtiger Blätter zu den geselligen Veranstaltungen eingeladen waren; eine Neuerung gegenüber den bisherigen Hauptversammlungen des Vereins.

2. In München steht anerkanntermaßen die Presse in engerer Fühlung mit dem Publikum, als dies anderswo der Fall ist. Dies zu beobachten, hatten die auswärtigen Gäste reichlich Gelegenheit; nicht zuletzt an der freudigen Hingebung, mit der Künstler und Dilettanten ihr Bestes boten, um am Begrüßungsabend die Gäste würdig zu empfangen.[1] Sollten diese Erfahrungen in München dazu beitragen, die Verhältnisse auch anderorts zu bessern, so wäre dies ein weiterer Erfolg der Tagung.

3. Von fast noch größerer Bedeutung ist ein reger Kontakt zwischen Presse und Regierung. Daß ein solcher in München längst bestand, ist bekannt, hat aber nunmehr eine Bestätigung aus dem offiziellen Munde des Vertreters des Ministerpräsidenten Freiherrn von Podewils, des Ministerialrates Wilhelm Meinel, erfahren. Da diese Kundgebungen von eminenter Wichtigkeit und geradezu ein Schulbeispiel für Beziehungen sind, wie sie anderorts auch sein sollten, so sei die Ansprache auch in dieser Zeitschrift verewigt.

Der Redner führte aus:

Im Namen der Bayerischen Staatsregierung Ihrer illustren Versammlung hiermit herzliche Willkommgrüße entbieten zu dürfen, gereicht mir zur besonderen Ehre. Ministerpräsident Freiherr von Podewils ist Ihrer freundlichen Einladung, sich heute hier vertreten zu lassen, mit Freude gefolgt. Nicht nur, weil die aktuellen Themata Ihrer Beratungen von hohem Interesse für die Staatsregierung sind, nicht nur, weil es verlockend sein mußte, bei Ihrer Tagung in das deutsche Zeitungswesen, dieses imponierende und vielgestaltige Gebilde, dessen Kunde immer mehr eine wahre Wissenschaft wird, einen tieferen Einblick zu gewinnen, sondern vor allem deshalb, weil ihm diese Einladung die willkommene Gelegenheit bietet, der Macht, als deren Träger Sie hier versammelt sind, seine hohe Achtung bezeugen und bekunden zu lassen, wie sehr auch die Bayerische Regierung von der Bedeutung der Presse für unser ganzes Kulturleben durchdrungen ist. So unmöglich es heute ist, sich die Presse mit ihrem weittragenden Einfluß aus unserem öffentlichen Leben wegzudenken, so wenig könnte eine moderne Regierung in unserer raschlebigen Zeit, in welcher Gesetze und Anordnungen stets Gefahr laufen, zu toten Buchstaben und modernden Papieren zu werden, ihre Aufgabe in vollem Maße erfüllen, wenn sie der Mitwirkung der Presse entbehren müßte. Wie sollte sie den wechselnden Anforderungen der Gegenwart gerecht werden, wenn sie verzichten müßte auf die Augenblicksbilder, die ihr die Zeitungen von den Ereignissen des Tages und von den Wünschen und Anschauungen der Oeffentlichkeit liefern, Bilder, die zwar von verschiedenen Standpunkten aufgenommen sind, aber gerade deshalb in ihrem Zusammen-

[1] Die Darbietungen wurden eröffnet durch ein szenisches Festspiel, verfaßt von Herrn Schriftsteller Georg Schaumberg, das hauptsächlich durch seine herzliche Sprache und die Kürze gleich eine angenehme Stimmung erzeugte. Herr Schriftsteller Hermann Roth, die Damen Tschaffon, Harrar und Steinhäuser, sowie mehrere Paare in bayerischen Volkstrachten brachten das Ganze flott zur Darstellung. Neben dem fein ausgearbeiteten, über reiche Stimmittel verfügenden Vortrag des Soloquartetts des Lehrergesangvereins und den lustigen Liedern der Frau Gisela Fischer war es hauptsächlich der unergründliche Baß des Herrn Hofopernsängers Sieglitz, der die Gäste in Bewunderung versetzte.



halt eine getreue Darstellung der Wirklichkeit liefern. Wie könnte sie verzichten auf die Mitwirkung der Zeitungswelt bei der Verbreitung und Popularisierung ihrer Ideen und Maßnahmen, verzichten auf die vielfachen Anregungen, die sie aus den Stimmen und aus der sachlichen Kritik der Presse zu schöpfen sich gewöhnt. Die Bayerische Staatsregierung ist sich wohl bewußt, was sie in dieser Richtung der Presse verdankt und fühlt eben deshalb auch das lebhafte Bedürfnis, in enger Fühlung und guten Beziehungen mit ihr zu bleiben. Als die Basis für solche vertrauensvolle Beziehungen erscheinen der Regierung gegenseitige Unabhängigkeit und Achtung und die Gewißheit, daß für die Presse, wie für die Regierung bei aller Verschiedenheit des Weges doch das Ziel ein gemeinsames sein soll, nämlich die salus publica, die Förderung des gemeinen Wohles.

Daß die deutsche Presse es als ihre Pflicht erachtet, dieses Ziel stets vo. Augen zu haben, dafür wird der Beweis erbracht durch den hohen Ernst, mit dem unsere Zeitungswelt die ihr gesetzten Aufgaben zu lösen bemüht ist, und durch den Idealismus, mit dem die Verleger aller unvermeidlichen wirtschaftlichen Mühsale und vieler materieller Opfer ungeachtet die Güter zielbewußter politischer Ueberzeugung und ehrlicher nationaler Gesinnung hochhalten.

Das soll heute um so mehr rühmend anerkannt werden, als Ihr Verband, der für die ideale Auffassung Ihres Berufes stets mit Wärme eingetreten ist, sich ein gut Teil des Verdienstes hieran zuschreiben darf und als die Stellung des Zeitungsverlegers in unserem öffentlichen Leben noch vielfach nicht dem genügenden Verständnis begegnet. Der äußere ziffermäßige Erfolg, wie er in der Zahl der Abonnenten und Inseratenseiten sich darstellt, bietet oberflächlicher Beurteilung vielleicht den ausschlaggebenden Maßstab für die Tätigkeit eines Zeitungsverlegers, ungewürdigt bleibt der stille stete Kampf, den das Pflichtbewußtsein des Verlegers mit den Lockungen des Tageserfolges führt, und nicht genügend anerkannt wird oft das ehrliche Streben der Verlegerwelt, ihre Blätter auf dem allgemeinen Gebiet der Publizistik zur höchsten Leistung emporzuführen und sie dabei auf dem Gebiet der Politik der aufrichtigen Ueberzeugung und vornehmer Gesinnung, auf dem des Wirtschaftslebens der redlichen Verlässigkeit der Berichterstattung, auf jenem der Belletristik dem Kulte alles Edlen und Schönen zu erhalten.

Möge Ihre heutige Tagung dazu beitragen, nicht nur die ideale Auffassung Ihres Berufes immer mehr zum Allgemeingut Ihrer Berufsgenossen zu machen, sondern nicht minder dazu, im deutschen Volke volles Verständnis für die hohen, verantwortungsvollen Aufgaben des Zeitungsverlegers und damit das Gefühl anerkennender Würdigung für die großen Verdienste wachzurufen, die Sie, Ihre Väter und Vorgänger sich um das deutsche Vaterland erworben haben. In diesem Sinne übermittelt Ihnen Baron Podewils die aufrichtigsten Wünsche für einen glücklichen Erfolg Ihrer Beratungen und für das Blühen und Gedeihen des durch Sie so bedeutsam vertretenen Zeitungswesens Deutschlands."

4. Die Hoffnung, welcher Dr. Georg Hirth in seiner Begrüßungsansprache Ausdruck gab, daß nämlich die deutsche Presse im Gegensatz zur englischen und französischen auch in Zukunft trachten möge, nicht durch parteiische Vertretung einzelner Interessen reich zu werden, sondern immer nur nach bestem Wissen und Gewissen in Wahrung ihrer Unabhängigkeit und Unbestechlichkeit zu handeln, hat alle Aussicht auf Erfüllung, wenn die Zeitungsverleger der Hauptforderung, welche der Vorsitzende, Reichstagsabgeordneter Dr. Jänecke (Hannoverscher Courier), im Anschluß an die Worte Dr. Hirths aufstellte, gerecht werden: nämlich dafür Sorge tragen, daß die Presse nicht entpersönlicht wird. Ohne eine Redaktion mit ausgesprochener Persönlichkeit verliert ein Blatt jeden ideellen Wert und sinkt zum rein kapitalistischen Unternehmen herunter. Der Ausdruck, den Dr. Hirth gebrauchte, daß die Preßorgane die Exekutoren der öffentlichen Meinung seien, könnte hier leicht dem eben aufgestellten Grundsatz die scharfe Umgrenzung nehmen. Der Exekutor ist das willenlose Organ fremden Willens. Die Persönlichkeit aber ist das Organ eigenen Willens. Dr. Jänecke drückte sich dahin aus: die Presse sei das Meer der öffentlichen Meinung, auf dem sie den Wind und die Bewegungen macht.

5. Die Gefahr einer Kapitalisierung liegt sehr nahe bei gewissen Formen der Abonnentengewinnung. Das beliebteste Mittel ist zurzeit das der Abonnentenversicherung. Es liegt auf der Hand, daß der Leser eine Zeitung nicht mehr abonniert, weil ihm die geistige Kost zusagt, sondern weil er dort höher versichert ist als bei einer anderen Zeitung. Mit der Bekämpfung dieser Gefahr erwirbt sich der Verein ein großes Verdienst. Auch die Blätter mit Abonnentenversicherung haben der allgemeinen Abschaffung solcher Versicherungen zugestimmt. Denn es ist häufig der Fall eingetreten, daß sich ein durchaus ideelles Unternehmen durch die Konkurrenz genötigt sah, ebenfalls die Versichernng einzuführen.

6. Es gibt aber noch weitere geschäftliche Auswüchse des Zeitungswesens, die der Verein zu bekämpfen sich zum Ziel gemacht hat: Säuberung des Inseratenteils von Kurpfuscherinseraten („Blutstockungen" usw.) und den Anpreisungen unlauterer Serienlosgesellschaften. Der Verein bekämpft das Erscheinen solcher Reklamen in den Blättern seiner Mitglieder mit allen verfügbaren Mitteln. Es ist freudig zu begrüßen, daß die Hauptversammlung ihren Standpunkt in dieser Frage beibehalten hat.

7. Wertvoll und anregend war der auf umfassendes Material gestützte Vortrag des Redakteurs Giesen von der „Frankfurter Zeitung" über die Strafgesetznovelle und die anschließende Diskussion. Vollauf zustimmen kann man den Forderungen nach Abschaffung des fliegenden Gerichtsstandes auch für Privatklagen und nach reichsgesetzlicher Regelung des Strafvollzugs, die eine rücksichtsvollere Behandlung der wegen nicht ehrloser Vergehen Verurteilten bringt. Richtig ist auch, daß für eine so außerordentliche Erhöhung der Strafen für Preßbeleidigungen, wie sie die Novelle vorsieht, angesichts des zurzeit schon zur Verfügung stehenden Strafrahmens ein Grund nicht vorliegt. Zugegeben sei auch, daß die Beschränkung des Wahrheitsbeweises gefährlich ist. Der Wahrheitsbeweis ist das einzige Verteidigungsmittel der Presse. Auch würde durch eine solche Beschränkung die Skandalpresse kaum geschädigt. Der Redakteur eines solchen Blättchens würde im Falle einer Verurteilung nur mit dem Glorienschein des unschuldig Verurteilten dastehen; denn er durfte ja den Wahrheitsbeweis nicht antreten. Hier könnte viel besser Abhilfe geschaffen werden durch häufigere Anwendung des Ausschlusses der Oeffentlichkeit. Daß § 193 StGB. dahin formuliert werde, daß ein Redakteur in Vertretung öffentlicher Interessen auch berechtigte Interessen wahrnimmt, muß ein unbedingtes Postulat der Presse wie der Oeffentlichkeit sein. Die Bestrebungen bezüglich Beschränkung bzw. Aufhebung des Zeugniszwangs finden in der Novelle anerkennenswertes Entgegenkommen, wenn auch nicht in genügendem Umfange. Wenn man auch den Forderungen des Redners auf völlige Abschaffung des Zeugniszwangs nicht ohne Vorbehalt zustimmen kann, so besteht doch die Hoffnung, daß sich ein alle Teile befriedigender Modus finden wird, der wegen der Konsequenzen in Nichtpreßprozessen keine Bedenken gegen sich hat. Jedenfalls hat auch auf diese Frage der Vortrag anregend und befruchtend gewirkt. Bezüglich der Untersuchungshaft hat der Redner mit Recht darauf hingewiesen, daß in der Novelle der Begriff „Fluchtverdacht" allerdings eine schärfere Abgrenzung erhalten hat, daß aber mit dem Begriff der Kollusionsgefahr ein einigermaßen geschickter Staatsanwalt oder Untersuchungsrichter fast immer eine Untersuchungshaft bewirken kann.

8. Last not least wurden am Tage vor der Hauptversammlung zwischen dem Verein deutscher Zeitungsverleger und dem Verband deutscher Journalisten- und Schriftstellervereine äußerst wichtige Unterhandlungen gepflogen. Es war das erste Mal, daß sich diese beiden Berufsvertretungen der deutschen Presse zu gemeinsamen Beratungen zusammengefunden hatten. Der Erfolg war ein zweifacher: über die wichtigsten Grundlagen eines Normalvertrages zwischen Verleger und Redakteur wurde ein erfreuliches Einverständnis erzielt; ferner ist der Grundsatz anerkannt worden, daß beide Teile, Redakteur und Verleger zusammen, für Alter, Not und Invalidität der Redakteure zu sorgen haben.

In der Tat, in unserer kongreßreichen Zeit einmal ein Kongreß mit greifbaren Erfolgen.

Jos. Kausen, Rechtspraktikant.

Sonnenwendfeuer.

Das ist die Zeit der Sonnenwende!
Uralter Väterbrauch erwacht,
Vom Bergwald lodern Flammenbrände
Und leuchten taghell in die Nacht.

Die Vorzeit steigt aus ihrem Grabe
Im grauen, wallenden Gewand
Und lauscht verträumt, gebückt am Stabe
Hinaus ins mondscheinweiße Land.

Quellfrisches Jauchzen, helles Singen
Schwebt klingend über ihren Pfad,
Zu Tale saust auf Flammenschwingen
Manch wohlgeschleudert Feuerrad.

Mit keckem Sprunge streift die Lohe
Der Burschen übermüt'ge Schar,
Die Mädchen schlingen jugendfrohe
Tanzreigen um den Brandaltar.

Und tief im Waldesheiligtume
Ist aus des Kelches dunklem Schacht
Die märchenschöne blaue Blume
Zu wundersamem Blühn erwacht.

Tritt mit den lichten Rosenspenden
Der Morgen aus dem Wolkentor,
Steigt schwebend von den Opferbränden
Der letzte Flammenrest empor.

Josefine Moos.

Das Herdersche „Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte.“[1]

Von Roderich Franz.

Bei seinem ersten Erscheinen im vorigen Jahre wurde das neue Unternehmen in den weitesten und nicht bloß in katholischen Kreisen freudig begrüßt und auch günstig beurteilt, obwohl, wie das bei dem ersten Jahrgang eines solchen Werkes nicht verwunderlich ist, auch manche Wünsche nach Abänderungen und Verbesserungen laut geworden sind. Diese Wünsche sind laut Vorwort von der Redaktion eingehend geprüft und nach Möglichkeit erfüllt worden. Der äußere Habitus, Anlage und Charakter des Ganzen war einwandfrei und ist unverändert geblieben. Man darf dieses „Jahrbuch“ als Dokument des Fortschritts unserer Zeit auf allen Gebieten der Kultur bezeichnen, und nach wie vor ist es auch ein gutunterrichteter und trefflich orientierender Führer durch die Flut der Ereignisse und Ergebnisse und, was mehr ist, ein kundiger Lehrer, der die Einzelergebnisse auf allen Kulturgebieten unter einheitlichen Gesichtspunkten zusammenfassend aus dem Geiste der Zeit erklärt und aus ihm hinwiederum die Zeit selbst, in der sie sich vollzogen, charakterisiert. Es ist ja heutzutage dem einzelnen völlig unmöglich, die täglich sich überstürzenden Ereignisse des kirchlichen, politischen, sozialen, wirtschaftlichen, wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Lebens dem Gedächtnisse einzuprägen, sie im Gesamtbilde zu überschauen und im Zusammenhange untereinander und mit der ganzen Zeitströmung zu beurteilen. Das kann nur die Mitarbeit vieler, und zwar Berufener, geleitet von einem umsichtigen Geiste und einer klugen Hand, ermöglichen. Und so wird auch diesmal die gelehrte wie die gesamte gebildete, zumal die katholische Welt dieses Jahrbuch dankbar begrüßen, das uns allseitig klar, objektiv, mit maßvollem Urteil und von einheitlicher christlicher Weltanschauung aus die kirchlichen, politischen und Kulturereignisse des letzten Jahres systematisch in den Abhandlungen und synchronistisch in der Chronik vor Augen stellt und dadurch dem Gedächtnis eine willkommene Stütze, der Geschichte wertvolles Material und dem Verständnis der Zeit- und Kulturgeschichte eine wirksame Hilfe bietet.

Das Jahrbuch wird von Richard von Kralik durch eine geschichtsphilosophische Betrachtung über das Jahr 1908 eingeleitet, dann berichtet Dr. P. A. Kirsch über das kirchliche Leben in Deutschland und im Auslande, Dr. Franz M. Schindler über das kirchliche Leben in Oesterreich, Ernst H. Kley über die deutsche, Dr. O. Tresemann über die ausländische, Dr. Karl G. Hugelmann über die österreich-ungarische Politik; Dr. H. Sacher berichtet über Volkswirtschaft (Land- und Forstwirtschaft, Bergbau, Industrie, Gewerbe, Handel, Verkehr, Geld-, Bank-, Börsen-, Finanz- und Kolonialwesen), Prof. Dr. Anton Koch über die sozialen Fragen (Arbeiter-, Handwerker-, Agrar-, Handelsstand-, Wohnungs-, Antialkohol- und Frauenfrage), Ernst M. Roloff über das Unterrichts- und Bildungswesen Deutschlands und des Auslandes, Dr. Rudolf Hornich über dasjenige Oesterreichs, Tony Kellen über die Presse in Deutschland, Dr. Friedrich Funder über die in Deutsch-Oesterreich; von den theologischen Gebieten berichtet Dr. Theodor Innitzer über die Bibelwissenschaft, Dr. Karl Hirsch über Kirchengeschichte und Kirchenrecht, Dr. Joseph Lehner über Dogmatik und Apologetik, Dr. Ignaz Seipel über die praktische Theologie; über Philosophie referiert Professor Dr. Joseph Geyser, über Geschichte Dr. Franz Kampers, über klassische Philologie Dr. Jos. Bick, über die deutsche Literaturgeschichte Dr. Jos. Nadler, über Anglistik Dr. Roman Dyboski, über Romanistik Dr. Rudolf Beer, über Rechtswissenschaft (Privat-, Handels-, Zivil-, Straf-, Staats-, Verwaltungs- und Völkerrecht) Dr. H. Sacher, über Lyrik und Epik Dr. Lorenz Krapp, über das Drama Dr. Joseph Sprengler, über Prosaliteratur Dr. Anton Lohr, über bildende Kunst Professor Dr. Franz Leitschuh, über kirchliche Musik Dr. Karl Weinmann, über weltliche Musik Professor Dr. Theod. Kroyer, über Theaterwesen Dr. Joseph Sprengler — lauter Fachmänner in ihren Gebieten. Den Schluß des Werkes bildet die Chronik der Zeit- und Kulturereignisse aller Tage des Jahres und die „Totenschau“, d. i. die Liste der im Jahre 1908 gestorbenen Persönlichkeiten von zeit- und kulturgeschichtlicher Bedeutung. Die Darstellung und Sprache ist eine durchweg gemeinverständliche, meist sorgfältig gefeilte und vielfach geistvolle. Möchte auch das zweite Jahrbuch dieselbe und noch höhere, d. h. richtiger: weitere Anerkennung und Verbreitung finden.

Für diejenigen, die besonderes Interesse für Naturwissenschaften im weitesten Sinne haben, sei das diesen gewidmete Seitenstück zu obigem Jahrbuch, nämlich das „Jahrbuch der Naturwissenschaften“ empfohlen. Es erscheint schon im 24. Jahrgang, herausgegeben von Dr. Jos. Plaßmann (geb. ℳ 7.50) und orientiert über alle bedeutenderen Errungenschaften des letzten Jahres auf dem genannten Gebiet. Beide Jahrbücher ergänzen sich gegenseitig aufs beste und bilden nicht nur reiche Fundgruben modernen Wissens, die durch vorzügliche Register aufs beste zugänglich gemacht sind, sondern auch angenehme Lektüre.

[1] Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte 1908. Zweiter Jahrgang. Herausgegeben von Dr. Franz Schnürer. Gebunden in Leinwand ℳ 7.50. (Freiburg, Herder.)

Revolutionäre des sittlichen Lebens.

Von P. Reither.

„Es lebe die Unsittlichkeit! Auf zur Revolution gegen die Heuchlermoral! Aufruf an alle Ehrlichen von einem Moralanarchisten.“ Unter diesem Titel geht soeben von Berlin aus eine Schmähschrift auf jedes natürliche sittliche Empfinden unter Aufwendung großer Reklame unters Volk, die zwar nicht wert ist, daß wir uns eingehend mit ihrem Inhalt beschäftigen, die aber doch auch nicht unerwähnt bleiben darf.

Die Schrift zeigt zum ersten den ethischen Niedergang, den der Züricher Professor Förster seit langem prophezeit hat, wenn einmal jene Menschen zu sprechen beginnen und ihr Triebleben durchzusetzen suchen, die durch Erziehung und Umgang der geheiligten christlichen Tradition völlig entzogen sind.

Zum zweiten zeigt die Schrift, wie die sexual-ethischen Anschauungen eines Dr. Hirth, eines Professor Forel, einer Adele Schreiber bereits in die breitesten Volkskreise getragen werden.

Man lese z. B. den Satz: „Wie wir aber diese Befriedigung . . . . herbeiführen, und ob wir durch direkte oder indirekte Reize die Lust erwecken und erhöhen, das soll jedem Menschen nach seinem eigenen Willen frei stehen“, und denke dann an das Gutachten Dr. Hirths im „Sekt“-Prozeß.

Man lese den Satz: „Wie aber diese Empfindung angeregt werden soll, muß jedem Menschen überlassen bleiben, genau so gut, wie jeder seine Empfindung befriedigen soll, wie er mag — immer vorausgesetzt, daß er *hierbei keinem anderen Menschen einen Schaden zufügt*“, und denke dann an Forels sexuelle Ethik, die alle Perversitäten entschuldigt, wenn sie nur anderen Menschen keinen Schaden bringen.

Man lese die Sätze: „Dieser Schaden, genannt „uneheliche“ Kinder, ist ein Wahnsinn, denn er besteht eigentlich gar nicht an sich, sondern nur in den traurigen Anschauungen von Sittlichkeit, die wir den Schwarzröcken zu verdanken haben. Wäre man so vernünftig, eine uneheliche Mutter und ein uneheliches Kind nicht zu verdammen, dann bliebe nur ein *pekuniärer Schaden* (!), den man mit Hilfe des Gesetzes leicht gut machen kann.“ Und nun erinnere man sich der Predigt der Achtung unehelicher Mutterschaft durch Adele Schreiber und Genossinnen.

Zum dritten ist aus der Schrift hervorzuheben, daß sie Propaganda macht für einen „*Verein zur Bekämpfung falscher Sittlichkeit*“ als Gegengewicht gegen die Männervereine. Möge die „Partei der anständigen Leute“ die rechte Antwort geben und ihrerseits sich immer mehr in den Männervereinen sammeln. Es geht ja zu rapid abwärts mit dem sittlichen Denken der Oeffentlichkeit. Heute reift leider die Saat, die die Predigt der Christentumsentfremdung gestreut hat. Nietzsche hat David Strauß den Vorwurf gemacht, daß er zwar das religiöse Dogma beseitigt habe, dafür aber auf moralischem Gebiet noch ganz traditionell denke. Die Ethik von Strauß sei nichts als die alte christliche Ethik. „Heil uns, weh uns, der Tauwind weht“, ruft demgegenüber Nietzsche und beginnt das Prinzip der „freien Prüfung“ auch auf die ethische Ueberlieferung anzuwenden, und — seine Jünger haben den Zersetzungsprozeß weiter gefördert. Die erwähnte Broschüre ist nur *ein* Ausdruck jenes Krankheitsprozesses, an dem das deutsche Volk zugrunde geht, wenn es sich nicht rechtzeitig noch besinnt und das faule Fleisch ausbrennt, das an seinem Körper wuchert!



Nur du.

Nun ist es Nacht. Die bunten Sterne grüß'n
Und weiche Sehnsucht bringt der Mondenschein,
Es träumen sanft Akazie und Jasmin,
Ein warmer Hauch weht ihren Duft herein.

Und leise, leise flüstert kaum sein Lied
Im zarten Laub der schwüle Frühlingswind.
Die Erde schläft. Nur meine Seele zieht
In deinen Blick, wo meine Wünsche sind.

Und all mein Sein und Sinnen lebt in dir,
Ich fühle, wie die Welt bei dir vergeht,
Und tief und innig klingt im Herzen mir
Für dich ein heißes, brünst'ges Dankgebet.

Es schlummert süß der Lenz im grünen Land,
Ein Silberschimmer durch den Garten fließt . . .
Laß küssen dir die weiche, weiße Hand
Und danken, was du meinen Tagen bist. Adalbert Paul.

Sittliche Bewahrung der Jugend.

Von Franz Weigl.

„Das Schwert heraus gen alles, was gemein!" Unter diesem Titel erscheint soeben bei Butzon & Bercker in Kevelaer ein „Weckruf an Deutschlands Jugend" von dem verdienten Schriftführer des Verbandes der Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit und Schriftleiter des „Volkswart", Lehrer Joseph Pappers in Köln. Das Schriftchen wendet sich direkt an die reifende Jugend, die von den Gefahren innerhalb der sexuellen Sphäre am meisten bedroht ist, mit warmen, packenden Worten. Pappers findet den Ton, aus dem in jeder Nuance die heilige Kreuzzugsbegeisterung flammt und der sicher das Herz derer trifft, an die er sich wendet. Ohne den jungen Lesern zu verraten, was sie vielleicht noch nicht wissen, mit taktvoller Zurückhaltung und doch offener Sprache knüpft der Verfasser an den Hirtenbrief der deutschen Bischöfe an („Das Schwert heraus!"), zählt die Gefahren auf („Wem gilt's?"), packt den Stolz des jungen Mannes („Klar zum Gefecht!", „Auf in den Kampf!") und warnt noch in sehr zarter Weise: „Tue nie einem Mädchen, nie einer Frau etwas zuleide!" Das Schriftchen, das als Nr. 2 einer Sammlung „Bunte Hefte" für die Zeit zwischen Schule und Kaserne erscheint, verdient als Flugblatt in Tausenden verbreitet zu werden.

Der sittlichen Bewahrung der Jugend dient auch die rechtzeitige, individuell gestaltete Aufklärung der Jugend über das Geschlechtsleben am besten durch die Eltern. So sehr wir die Bestrebungen, diese Sache in die Schule hineinzutragen, bekämpfen, so sehr befürworten wir mit allen bedeutenderen katholischen Autoren der letzten Zeit (L. Auer, F. Walter, Th. Wilhelm, E. Ernst, Hoffmann, Becker) die Behandlung der einschlägigen Fragen in der Familie. Für die Durchführung fehlte bisher den Eltern meist nur ein Beispiel. Wie kann ich die Gespräche einleiten, aufbauen, durchführen? Ueber dieser Frage ging meist der gute Wille der Eltern unter. Nun hat Dr. theol. et phil. Franz Xaver Thalhofer im 28. Heft der „Pädagogischen Zeitfragen" (München, Höfling) unter dem Titel „Reine Gedanken! Belehrungen und Unterredungen für die Jugend über Mutterschaft, Vaterschaft und Keuschheit" Beispiele für solche Besprechungen gegeben. Aus jeder Zeile spricht der erfahrene Seelsorger und Pädagoge. Daß auch die Form der Darstellung vorzüglich gelungen ist, beweist der Umstand, daß die Arbeit vom Dürerbund preisgekrönt wurde. Mögen die Eltern fleißig nach diesen Beispielen wirken, sie tun damit außer der äußeren Behütung das Beste für die sittliche Bewahrung ihrer Kinder!

Vom Büchertisch.

Elisabeth Gnauck-Kühne. Das soziale Gemeinschaftsleben im Deutschen Reich. Leitfaden der Volkswirtschaftslehre und Bürgerkunde im sozialgeschichtlichen Aufbau für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. Gbd. 1.— M. M.-Gladbach 1909. Volksvereinsverlag. — Die Reform der höheren Mädchenschule läßt zum ersten Male Volkswirtschaftslehre und Bürgerkunde als selbständige Disziplin im Lehrplan einer höheren Schule auftreten. Das muß mit Freude begrüßt werden, denn die Gegenwart verlangt gebieterisch ein gewisses Maß von sozialwissenschaftlichen Kenntnissen, ohne welche die vielgestaltigen Aeußerungen des modernen wirtschaftlichen und sozialen Lebens mit seinen immer neuen Problemen unverstanden bleiben. Der neue Sozialunterricht soll keine gelehrte, fachmännisch-akademische Bildung vermitteln, sondern in das Leben einführen, ein lebendiges Bild von der wirtschaftlich-sozialen Entwicklung des Vaterlandes geben. Diesen Gesichtspunkten wird das Buch von Frau Gnauck-Kühne im vollsten Maße gerecht. Nationalökonomie gilt sonst als eine trockene Wissenschaft, aber die Verfasserin meistert den spröden Stoff so, daß man das Buch mit hohem Genuß studiert. Ihre Darstellung ist von lebendiger Anschaulichkeit und von einem pädagogischen Geschick, das Bewunderung abnötigt. Jedenfalls bietet das Buch ein wertvolles Hilfsmittel für das neue Unterrichtsfach, welches jetzt überall in den neu ins Leben tretenden Frauenschulen dem Lehrplan eingefügt werden soll. Für diesen speziellen Zweck ist es in erster Linie geschrieben. Seiner ganzen Anlage nach ist es aber auch hervorragend zum Selbststudium geeignet. Niemand wird es ohne große Befriedigung, und ohne daraus reiche Kenntnis gewonnen zu haben, wieder aus der Hand legen. Von besonderem Interesse ist das Kapitel über die Frauenfrage. Ursachen, Entwicklung, Organisation und Ziele der Frauenbewegung konnten von keiner berufeneren Feder geschildert werden, da El. Gnauck-Kühne selbst zu den ersten Pionieren dieser Bewegung gehört und ihre Entwicklung mit durchlebt hat. Das Buch sollte auf dem Büchertische jeder Frau liegen, die sozialen Fragen ihr Interesse entgegenbringt. Seine praktische Brauchbarkeit ist erprobt. Das Manuskript des Leitfadens lag dem Vortragszyklus zugrunde, welchen Frau Gnauck-Kühne mit großem Erfolge im März dieses Jahres auf Veranlassung des Kathol. Frauenbundes in München gehalten hat. Für die Teilnehmerinnen an dieser Veranstaltung gewinnt das Buch daher ein erhöhtes Interesse.

Steele a. d. Ruhr. A. Badenberg.

„Wahn und Wahrheit." In Nr. 18 der „Allgemeinen Rundschau" schildert ein trefflicher Artikel unsere moderne Jugend. Wer die Verhältnisse an den Mittelschulen kennt, wird dem Verfasser leider recht geben müssen. Mehr als Eltern und Lehrer ahnen, untergräbt der moderne Geist der Verneinung den Glauben in den jugendlichen Herzen. Da ist mit Freuden zu begrüßen das kürzlich bei Herder, Freiburg erschienene Buch „Wahn und Wahrheit". Es hat zum Verfasser den durch seine Schrift „Sturm und Steuer" bekannten Konviktsrektor zu Rastatt Dr. Konstantin Holl. (Nr. 21 Seite 361 dieser Zeitschrift.) Wie dieses das schönste Kleinod der Jugend schützen will, so jenes das Fundament des ganzen christlichen Lebens, den Glauben. Der erste Abschnitt behandelt Wesen, Eigenschaften, Notwendigkeit und Vernünftigkeit des Glaubens. Nach dem pädagogischen Grundsatz verba docent, exempla trahunt wird ein Kapitel über Helden des Glaubens und berühmte Vorbilder hl. Glaubenseifer aus allen Ständen eingeschoben und in einem anderen gezeigt, wie große Geister, Künstler, Kriegs- und Staatsmänner über den Glauben geurteilt haben. Lohn des Glaubens im Diesseits und Jenseits bildet den Schluß dieses Abschnittes. Der zweite Abschnitt belehrt über die Sünden gegen den Glauben, Torheit und Strafe des Unglaubens. Das wichtigste und beherzigungswerteste Kapitel ist das dritte: Glaubensgefahren und Glaubensschutz. Was muß man meiden, was muß man tun, wenn man seinen Glauben liebt und ihn bewahren will. Das Buch ist ein vorzüglicher „Führer auf des Glaubens Sonnenberg für gebildete Jünglinge," welche noch guten Willen und den Mut haben, gegen den Strom des modernen Zeitgeistes zu schwimmen. Mit großem Nutzen werden sie es lesen und mit Freude und Begeisterung für ihren Glauben erfüllt werden. Was in Nr. 21 der „Allgemeinen Rundschau" von „Sturm und Steuer" gerühmt wird, gilt auch von diesem Buch. Die Klassiker und Dichter, welche der Jüngling aus seinen Studien kennt, werden fort und fort zitiert, so z. B. Goethe 25—30 mal, Schiller 15—20 mal. Wer es gut mit unseren Studenten meint, verschaffe ihnen dieses Buch.

Oelenberg (Elsaß). P. Bruno.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Sturm der Börse.

Die Mäklerschaft beschwor es
Mit ernster Prophetie:
In Bälde geht kapores
Die deutsche Industrie.
Ade den vollen Töpfen!
Die Wirtschaft stehet still!
Man will die Börse schröpfen
Mit einer Mark pro Mill!

Nun ist die Not 'ne große
Und Deutschland am Ruin.
Wer spielt jetzt mehr auf Hausse,
Effekten und Termin?
Die Stimmung: Matt und schalich,
Statt Leben, ein Idyll!
Der Bankier stöhnt: Wie zahl ich
'ne ganze Mark pro Mill!

Verehrte Kommissionen,
Habt Mitleid und Verstand!
Und nehmt nicht Millionen
Aus solcher schwachen Hand.
Verschont die geschlagenen Leute
Vom Kapital-Mobil,
Sonst macht die Herrschaft Pleite
Wegen einer Mark pro Mill. Ridens.



National.

Wo ist doch der, dem früh und spät
Dies Prunkwort auf der Lippe steht?
Wie brauchen wir den Mann jetzt ganz
In der Misere von Finanz!

Herbei, o Mann, der hochbeglückt
Dem Staat auch gern den Groschen schickt!
Und das nicht, was er minder liebt,
Dem Schwächern auf dem Buckel schiebt.

Ein dreimal kräftiges Hurra
Ist sehr am Platze grade da;
Denn lodert Patriotismus hell,
Sind Millionen — Bagatell.

Was tut indessen National?
Es drückt sich, schimpft und macht Skandal.
Von solchem Schlag ist jüngst gewest
Das nationale Börsenfest.

So schlägt sich National herum
Zum europäischen Gaudium.
Man sieht, das Wort ist oben wohl
Am Sprüchlein nett, in Praxis — Kohl.

Ridens.

* * *

Der „verleumdete“ Reichsbiedermann.

Also sprach des Reiches Kanzler,
Feuchten Tränenglanz im Auge:
Weh, wie hat man mich verleumdet,
Mich bespritzt mit Lügenlauge!

Dieses taktisch kluge Zentrum
Sollt' ich „ausgeschaltet“ haben?!
O, wie kränkt mich die Erfindung
Arroganter schwarzer Raben!

Fröhlich Lachen rings im Reichstag
Zweifelt an des Schmerzes Echtheit,
Zwischenrufe „Kleiner Schäcker“
Zeugen von der Sozen Schlechtheit.

Höher schwillt des Zornes Ader,
Aus den Grübchen sprühen Funken.
Feiles Federvolk des Fürsten
Sinkt zur Rolle der Hallunken.

Haben Ihn nur mißgedeutet,
Wenn sie stündlich wiederholten,
Zentrum sei jetzt ausgeschaltet,
„Frechen Reichsfeind“ dann versohlten.

Fürst „vergaß“, den Mameluken
Das Konzept zu korrigieren,
Nur Geheime Sündenböcke
Manuskripte revidieren.

Also sprach der biedre Kanzler,
Ungesprochenes ließ er ahnen.
Die er rief, dem Haß und Furor,
Sang er den Gesang des Schwanen.

Furors Täglich Schau- und Sprachrohr
Giftet baß sich dieser Wandlung:
Das Geschäft war so profitlich,
Soll nun pleite sein die Handlung?

Rigoletto.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Künstlertheater. Mit „Hamlet“ hat das Ensemble des Deutschen Theaters in Berlin die diesjährige Spielsaison begonnen. Man hat es da und dort bedauert, daß das Münchener Unternehmen heuer unter Berliner Führung gekommen ist; aber es ist für jeden Einsichtigen klar, daß unser Hoftheater auf die Dauer diese Last nicht auf sich nehmen kann und daß die Schaffung eines eigenen Ensembles finanziell nicht diskutabel erscheint. Von der Bühne des vielbewunderten und vielbekämpften Max Reinhardt sind in den letzten Jahren die stärksten Anregungen ausgegangen, und er besitzt vortreffliche Schauspieler. Wo eine Begabung auftaucht, die seinen Zwecken dienlich erscheint, wird sie gewonnen. Nun ist es freilich ein Witz der Bühnengeschichte, daß der heutige Inhaber der „Reformbühne“ gerade der Vertreter jenes überraffinierten „Meiningertums“ gewesen ist, gegen das sich die „Reform“ richten wollte. Allein Reinhardt ist viel zu wenig doktrinär, als daß er einer einsetzenden künstlerischen Bewegung ein starres Nein entgegenrufen möchte. Er hat sich schon in Berlin mit der vereinfachten Szene versucht und setzt diese Bestrebungen hier fort, wohl in der sicheren Erkenntnis, daß gegenüber einer kraftvollen, konzentrierenden Regie diese Außendinge von stark sekundärer Bedeutung sind. Fritz Erlers Dekorationen gaben wie beim vorjährigen „Faust“ bildmäßig viel Packendes, während manches als Milieu handelnder Menschen mich nüchtern berührte; ein Eindruck, der durch das fesselnde Spiel allerdings immer gleich wieder verwischt wurde. Daß die geringe Tiefe der Bühne den Schauspieler an Bewegungsfreiheit oft hindert, habe ich schon im vorigen Sommer hervorgehoben, und all die Literatur, welche ich im Winter zum Preise der „Reliefwirkung“ gelesen, hat meine Bedenken nicht zerstreut. Es wird im Laufe der 100 Theaterabende noch reichlich Gelegenheit sein, auf diese prinzipiellen Fragen einzugehen; heute möchte ich vor allem auf dasjenige hinweisen, was ich als Hauptgewinn des Abends buchen muß: Regie und Darstellung. Reinhardt und seine Schauspieler scheinen über die Probleme im Hamlet nicht „so schrecklich viel gelesen“ zu haben wie wir alle. So trüben nicht tausend Professorenbrillen die unbeeinflußte frische Anschauung der Dinge. Das gibt den Gestalten Farbe und Lebendigkeit. Anderseits bemerkt man auch Nachteile. Dieser Hamlet des Herrn Moissi ließ den feinen, gelehrten Geist in dem Dänenprinzen zurücktreten; dafür kam die Tragödie des Menschen, der vor Aufgaben gestellt wird, die seiner innersten Natur widerstreben und denen er aus diesem Grunde unterliegt, auf das erschütterndste zur Geltung. Sehr lebensvoll war der König Wegeners angelegt. Packend gestaltete Adele Sandrock die Königin. Hierbei war mir besonders instruktiv, wie famos diese große Schauspielerin, deren künstlerische Heimat doch das hohe Pathos ist, sich dem schmuckloseren Natürlichkeitsstil der Umgebung anbequemt. Bei uns steht zumeist alte und neue Schule unvermittelt nebeneinander. Sehr fein spielt Arnold den Polonius, der so oft zum Trottel verzerrt wird. Nicht günstig wirkte die Ophelia des Frl. Eibenschütz. Ich nenne noch Diegelmann (Geist von Hamlets Vater), Schildkraut als geradezu genialer Totengräber, den Laertes des Herrn Berengi, dann Waßmann, Bendow, Hartau. Obwohl manches (und nicht immer durchaus glücklich) gestrichen war, dauerte die Vorstellung fünf Stunden. Die Aufnahmefähigkeit wird hierdurch einigermaßen erschöpft. Die Handlung ist in 17 Bilder geteilt, die vereinfachte Szene hat somit eine Verminderung der Zwischenakte nicht zur Folge. Alles in allem bedeutete „Hamlet“ ein künstlerisches Erlebnis, welches den folgenden Aufführungen der Bühne mit größtem Interesse entgegensehen läßt.

Münchener Hoftheater. Zur Feier von Martin Greifs 70. Geburtstag hatte die Kgl. Bühne des Dichters vaterländisches Schauspiel „Prinz Eugen“ neu einstudiert. Das Drama gehört zu den meistgespieltesten des greisen Poeten. Schon 1880 hatte es unter Dingelstedt im Wiener Burgtheater einen großen Erfolg. Auch in München fand es günstige Aufnahme. Damals, vor mehr als zwei Jahrzehnten, spielte Possart die Titelrolle, die wir heute durch Steinrück verkörpert sehen. Er gestaltete den von Greif sehr fein charakterisierten Helden mit der ihm eigenen sicheren Erfassung des Wesentlichen. Ein kühner, ritterlicher Mann und ein überlegener Geist stand vor uns; die wärmeren Töne klangen verhaltener, als sie der Hörer wohl erwarten mag. Darum ist jedoch die Auffassung nicht unrichtig. Greifs Savoyer erscheint wie Kleists „Prinz von Homburg“ als Schlachtensieger aus Insubordination. Nicht aus Leidenschaft, wie letzterer, handelt Prinz Eugen gegen den Befehl seines Fürsten; es ist das Bewußtsein seines erprobten Feldherrntalents, welches ihn auf dem beschrittenen Wege nicht umkehren läßt. Milderes Gericht wartet auf den Erstürmer Belgrads als auf den Sieger von Fehrbellin. Der trotzige Held braucht nur sein Unrecht zu bekennen. Je schärfer somit der Darsteller das Harte, Stolze des Charakters betont, um so größer erscheint die Ueberwindung, der Sieg über sich selbst. Greif hat neben den edlen Ritter noch eine sehr differenziert angelegte Natur gestellt: Kaiser Karl VI. Lützenkirchen wußte ihn ganz im Sinne der Dichtung fesselnd zu geben. Neben diesen beiden Gestalten treten die weiteren Figuren des Dramas, welche gleichwohl mit den besten Kräften besetzt waren, einigermaßen zurück. Dr. Kilians Regie hatte die Schönheiten der Dichtung mit feinem Verständnis herausgearbeitet und wurde auch den volkstümlich gefärbten Partien des Schlußaktes gerecht. Das Publikum wurde schon im ersten Aufzuge von der Stimmungskraft des Stückes gefangen genommen und spendete begeisterten Beifall. Viele schienen zu hoffen, daß Greif hervortreten werde; doch der kaum genesene Dichter hat sich in die Stille geflüchtet. Im Wildbad Adelholzen empfing Martin Greif an seinem Ehrentage einen Blumengruß des Regenten, den Doktorhut der Münchener Universität und den Ehrenbürgerbrief seiner Geburtsstadt Speyer.

Von den Festspielen im Prinzregententheater wird uns die Besetzung der drei Aufführungen von „Tristan und Isolde“ (12. und 25. August und 6. September) mitgeteilt. Als Tristan treten auf die Herren: Urlus (Leipzig), Knote (München), Kraus (Berlin). Isolde singen: Frl. Faßbender und Frau Burk-Berger (München), Marke: Bender und Gillmann (München), Kurwenal: Bauberger (München) und van Rooy, Melot: Brodersen (München), Brangäne: Frau Preuse-Matzenauer oder Frl. Ulbrig (München), Hirt: Hofmiller (München), Steuermann: Lohfing (München), Matrose: Walter und Buysson (München). Die musikalische Leitung hat Mottl; Regie: Regisseur Wirk.

Beethoven-Brahms-Bruckner-Zyklus Sommer 1909. Das Programm der vom „Konzertverein München“ in diesem Sommer geplanten und unter Ferdinand Löwes Leitung in der Tonhalle stattfindenden Festaufführungen Beethovenscher, Brahmsscher und Brucknerscher Werke verteilt sich auf folgende Tage: **Mittwoch**, 4. August: 1. Symphonie von Beethoven — 7. Symphonie von Bruckner; Freitag, 6. August: 2. Symphonie von Beethoven — 1. Symphonie von Brahms; Montag, 9. August: 3. Symphonie (Eroica) und 3. Leonoren-Ouvertüre von Beethoven; **Mittwoch**, 11. August: 4. Symphonie von Beethoven — 4. Symphonie (Romantische) von Bruckner; Freitag, 13. August: 2. Symphonie von Brahms — 5. Symphonie von Beethoven; **Mittwoch**,

18. August: Variationen über ein Thema von Haydn, Doppelkonzert für Violine und Violoncello — 3. Symphonie und Akad. Festouvertüre von Brahms; Freitag, 20. August: 6. Symphonie (Pastorale) von Beethoven — 3. Symphonie von Bruckner; Donnerstag, 26. August: 4. Symphonie von Brahms — 7. Symphonie von Beethoven; Dienstag, 31. August: Tragische Ouvertüre und Klavierkonzert (B-dur) von Brahms — 8. Symphonie von Beethoven; Donnerstag, 2. September: 8. Symphonie von Bruckner; Dienstag, 7. September: 9. Symphonie mit Chor und Soli von Beethoven. Zur Aufführung des Doppelkonzerts von Brahms wurden Henri Marteau (Violine) und Hugo Becker (Violoncello) und zum Vortrag des Klavierkonzerts von Brahms Frédéric Lamond gewonnen, die alle drei zu den bedeutendsten Vertretern dieser Solopartien gehören. Die mitwirkenden Gesangskräfte im Soloquartett der neunten Symphonie werden später bekanntgegeben. Ausführliche Prospekte, sowie die Eintrittskarten selbst sind ausschließlich durch die Generalagentur: Bayerisches Reisebureau Schenker & Co., München, erhältlich, die jetzt schon Vormerkungen entgegennimmt.

Verschiedenes aus aller Welt. In Düren (Rhld.) gelangen, dem Beispiele anderer Städte folgend, in diesem Monat die Berningschen „Vaterländischen Festspiele" (Barbarossas Erwachen, Deutschlands Erhebung und Einigung) zur Aufführung. Die Veranstalter verfolgen den Zweck, dem heranreifenden Geschlecht vor Augen zu führen, welch eine Unsumme von Vaterlandsliebe, Selbstverleugnung, Entsagung und Tapferkeit dazu gehörte, um ein geeintes, mächtiges Deutsches Reich zu schaffen. Wissen die glücklichen Erben heute doch nur zu oft das von den Vätern Bestrittene nicht hoch genug einzuschätzen. Die Erträgnisse der Festspiele sollen den Wohlfahrtseinrichtungen des „Vaterländischen Frauenvereins" zugewandt werden. — Im Kgl. Schauspielhaus in Berlin hatten Wildenbruchs: „Lieder des Euripides" einen echten, künstlerischen Erfolg. Obwohl die Dichtung vor vier Jahren auf dem klassischen Boden Weimars starken Eindruck gemacht hatte, vermochte der Dichter die ersehnte Berliner Aufführung nicht mehr zu erleben. Weltstädtische Bühnen, welche hastig nach allem Neuen und Absonderlichen greifen, hatten für diese Dichtung, in welcher alle starken Quellen des Wildenbruchschen Naturells zusammenströmen, seither kein Interesse. — Karl Scheidemantel hat nach Calderons Lustspiel, „Dame Kobold" eine neue Textunterlage zu Mozarts „Cosi fan tutte" geschaffen, welche in der Dresdener Hofoper mit Erfolg gegeben wurde.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die letzte Berichtswoche bot der akuten Ereignisse auf finanzwirtschaftlichem Gebiete mehr als genügend. Die imposante Kundgebung zu Berlin von über 6000 Vertretern von Handel, Gewerbe und Industrie und die Bildung des Hansabundes, einer Vereinigung all dieser Interessenten, waren Beweise einer ernsten Situation. Inzwischen sind an Stelle der Kotierungssteuern andere, diese drei wirtschaftlichen Sparten gleichfalls sehr drückende Steuerprobleme aufgetaucht und regierungsseits bereits publiziert worden. Die Erhöhung des Effektenstempels, die Schecksteuer und eine schärfere Versteuerung der Wechsel mit langsichtiger Frist sind nur ein Teil der an Handel und Industrie abzuwälzenden Ersatzsteuern. Es wird sich bald zeigen, dass diesen beiden Wirtschaftsprojekten nur wenig von diesen und noch anderen Steuern wird erspart bleiben, mag die hohe Politik unter der jetzigen oder unter einer anderen Führung die Reichsfinanzreform zu Ende bringen. Unter diesem lähmenden Druck der Ungewissheit über das Schicksal der neuen Steuerprojekte steht die Tendenz der deutschen Börsen. Ungeachtet der Abwehr- und Vernunftsgründe werden aller Voraussicht nach die stärksten Anforderungen an Börse, Handel und Verkehr, Industrie und Gewerbe gestellt werden. Der Konsument, der Mittelstand, hat zweifellos die Zeche der ganzen Reichsfinanzreform zu bezahlen. Zu diesen Betrachtungen der tristesten Art gesellten sich für die Tendenzentwicklung auch ernste Gründe börsentechnischer Natur. Unter dem Einfluss der billigen Geldverhältnisse — die indirekt auf die schlechte Konjunkturentwicklung im ablaufenden Semester zurückzuführen sind — haben sich grosse Börsenengagements angesammelt, zum Teil durch schwache Hände. Die Rückwirkung dieser ungesunden, jedoch nie zu vermeidenden Börsensignatur war eine langsame, aber sichtliche Versteifung der monetären Verhältnisse. — Der Privatsatz an den deutschen Börsen streifte zeitweise mit $3^1/_4$% hart die Grenze des offiziellen Banksatzes. Man hat aufgehört, für das Jahr 1909 noch auf eine Ermässigung der Bankrate zu hoffen, wenn zeitweise auch ein Nachlassen des Privatdiskontosatzes zu registrieren war. Die Wirkungen des Semesterwechsels und die Vorbereitungen zum Börsenultimo werden wohl in nächster Zeit die Geldnachfrage noch verstärken. Der Status der Reichsbank ist im Hinblick auf diese Situation nach wie vor als ein vorzüglicher und besonders liquider anzusehen. Speziell ist hierbei die Erhöhung der steuerfreien Notenreserve der Reichsbank bemerkenswert. Unter der Einwirkung der verschlechterten Geldverhältnisse und einer sehr gedrückten Stimmung der Börsen- und Bankinteressenten hatte besonders der Renten- und Anleihemarkt zu leiden. Es ist nicht abzusehen — daher der Beachtung unserer Politiker zu empfehlen —, ob der Kurswert und die Stabilität unserer Staatsanleihen, ebenso der anderen deutschen Renten durch die geschaffene politische Unsicherheit und grosse Steuerlast des mobilen Kapitals nicht noch weitere und grosse Einbussen erleiden. Des öfteren ist betont worden, und die Praxis gab das beste Exempel der Richtigkeit, dass das deutsche Kapital in das Ausland getrieben wird. Die letzten an dieser Stelle vorausgesagten scharfen Kurzstürze der Favoritpapiere — Goldminen und Amerikaner — zeigten neuerdings die Gefährlichkeit und Unberechenbarkeit derartiger Spekulationswerte; und gerade diese sind es, welche den deutschen Kapitalisten anziehen. Das Geschäft an den deutschen Börsen erstreckt sich zeitweise nur auf die neuemittierten Werte, und hierin begann ein Spiel um rasche Kursgewinne. Auch Kolonialwerte werden bei gewaltigen Avancen in einer ganz ungesunden und exaltierten Weise poussiert. Die neuen Schwierigkeiten in der Türkei wegen Kreta und eine weitere Krisis in Ungarn wurden dagegen nicht sonderlich beachtet. Weit wichtiger erscheinen die optimistisch lautenden Rapporte vom amerikanischen Eisen- und Stahlmarkt, die auch den deutschen Montanmarkt etwas stimulierten. Die ungünstigen Quartalsberichte von deutschen und österreichischen Gesellschaften wurden durch neuerliche Anzeichen einer Besserung der industriellen Lage auch bei uns paralysiert. Aus den Kohlenrevieren sind überraschend günstige Ziffern gemeldet worden. Trotz dieser und anderer günstiger Momente werden Börse und Industrie solange zur Untätigkeit und lässigen Haltung notgedrungen veranlasst, bis die Finanzreform endgültig geklärt ist und dieselbe für diese Faktoren einigermassen zufriedenstellend ausfällt. M. Weber.

Richtigstellung eines Irrtums. In einer Fußnote des Artikels „Das deutsche Strafrecht und die Pornographie" ist beiläufig von einer Tänzerin „Piloty von Kaulbach" die Rede, deren Auftreten die Wiener Polizei wegen Sittlichkeitsbedenken verboten habe. Die Annahme, daß es sich um einen selbstgewählten Bühnennamen handle, erweist sich als irrig. Anläßlich eines bevorstehenden Gastspieles im Münchener Kolosseum berichten die „M. Neuesten Nachrichten", die Tänzerin sei mit dem vor einigen Monaten in Südamerika verstorbenen Robert Wilhelm Piloty Kaulbach, dem einzigen Sohne Professor Hermann Kaulbachs, vermählt gewesen.

Otto von Erlbach.

Aus Kurorten und Bädern.

Bad Mergentheim. Zu den Orten, die durch die Weihe einer grossen Vergangenheit, den zarten Zauber ihrer Lage und die natürlichen Heilkräfte ihrer heimatlichen Quellen von selbst Anspruch auf weiteste Beachtung erheben dürfen, gehört nicht in letzter Linie das stille Tauberstädtchen Bad Mergentheim, das deutsche Karlsbad. Hundertjährige Bäume wiegen im weiten Hofgarten ihre schattenspendenden Wipfel zu dem melodischen Gesang der Nachtigall und erzählen den sanftansteigenden Rebhügeln von alter Deutschordensherrlichkeit. Die Räume des Bades inmitten weitausgedehnter Anlagen öffneten sich auch dieses Jahr bereits wieder in der gefälligsten Form ihrer inneren Ausstattung zur Aufnahme von Kurgästen. In alter Kraft sprudelt der Quell, der als beachtungswerter und teils überlegener Nebenbuhler zu den Heilwassern des gleichgenannten Bades in Böhmen mit sicherer Wirksamkeit gegen die Leiden der Nieren, der Galle, der Leber und des Magens ins Feld zieht. Neben den Räumen des Kurhotels dienen auch private Gebäude als Unterkunftsgelegenheit. Als neues Verpflegungsheim stellt sich mit diesem Frühjahr das imposante, äusserst praktisch eingerichtete **Sanatorium „Carolinum"** an der schattigen Alleenstrasse in die Reihe der empfehlenswerten Pensionen. Die Kräfte der Natur wetteifern so mit dem Unternehmungsgeiste der Bewohner, um die Taubermetropole als Badestadt immer mehr in die Reihe der gemütlichen, zwanglosen Badeorte Deutschlands einzureihen und ihr hierin eine achtunggebietende Stellung zu sichern. Für Ausflüge bietet die nächste Umgebung reichlich Gelegenheit; schattige Wälder entführen den Naturfreund zu lauschigen Ruheplätzchen oder auf talbeherrschende Ruinen. Ein Stündchen auf der Terrasse des hochgelegenen Café Waldeck am stillen Waldsaum lässt Krankheit und nervöse Abspannung vergessen. Für weitere Ausflüge winkt das weinreiche Würzburg, als „Klein-Heidelberg" das ruinenbesetzte Wertheim am Einfluss der Tauber in den Main oder als Muster einer befestigten Stadt mittelalterlichen Gepräges Rothenburg ob der Tauber. Wie in früheren Jahrhunderten öfters Könige in Mergentheims Mauern geweilt (Karl IV., Ruprecht, Ferdinand I., Karl VI.), so hat der derzeitige Landesherr mit seiner hohen Gemahlin letzten Sommer Bad und Stadt Mergentheim einen besonderen Besuch abgestattet. Diesen Sommer rüstet sich freudig bewegt die ganze Einwohnerschaft zum würdigen Empfange des Kaisers, der mit Gefolge während der Kaisermanöver hier mehrtägigen Aufenthalt nehmen wird.



Strecke: Schweinfurt-Meiningen. **Bad Neuhaus a. Saale** Station: Neustadt a. d. Saale.

Saison Mai bis Mitte September. Telephon Nr. 47. Saison Mai bis Mitte September.

Herrliche, ruhige Lage, am Fusse der Ruine Salzburg. Schöne und bequeme Waldspazierwege. **Neugebautes Badehaus mit Einrichtung der Neuzeit entsprechend.** Vorzügliche kohlensaure Kochsalzquellen. Trink- und Badekur. **Sool- und Moorbäder.** Bewährte Heilkraft bei chronischen Magen- und Darmkatarrhen, Rheumatismus, Gicht, Hämorrhoidalleiden, Anämie und Frauenkrankheiten. — Von Bad Kissingen mit Wagen in 2 Stunden zu erreichen. —

Prospekte gratis durch die **Freiherrlich von und zu Guttenberg'sche Badeverwaltung.**

Kainzenbad Partenkirchen. Mineral-Moor-, Schwefel- und Eisenbad. Alle modern. Kurmittel. Grosser Park. Waldluft-, Sonnen- und Schwimmbäder. Neuerbautes Kurhaus in prachtvoller Hochgebirgslage. Vorzügliche diätetische Küche. Prospekte. — Arzt: Dr. BEHRENDT.

Dr. Wiggers
Kurheim (Sanatorium)
Partenkirchen
(Oberbayern)
für Innere-Nervenkranke und Erholungsbedürftige. Geschützte Südlage, modernste Einrichtung, jeglich. Komfort. Lift. Grosser Park. Zimmerkühlung. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte.
3 Aerzte.

Kuranstalt Bad Thalkirchen-München
(Neuzeitliches, durch großen Neubau erweitertes Sanatorium f. Erholungsbedürftige, Nerven- u. innere Kranke (spez. Stoffwechselkrankh.: Gicht u. Rheumatism., Herz- u. Kreislaufstörungen usw.) Zentralheizung, Wintergarten u. Wandelbahn. Streng diätet. Regime. Erstklassige Verpfleg. Gratisbroschüren d. die dirig. Aerzte **Dr. R. Uibeleisen und Dr. R. Benedikt.** Teleph. 8040.

— Idealer Frühjahrs-Aufenthalt. —
Feldafing — die Perle des Starnbergersees —
:: **Hotel** ::
„Kaiserin Elisabeth"
Vornehmes Familienhotel I. Rgs. n. Schweizer Stil. Idyllisch schön und windgeschützt gelegen inmitten Parks u. Wälder. — **40 Min. Bahnfahrt von München.** — In der Vorsaison billige Pensionspreise.

König Otto-Bad b. WIESAU (bayr. Fichtelgeb.) 520 m ü. d. M.
Alteingeführtes, heilkräftigstes Stahl- u. Moorbad. — Elektro-Hydrotherapie, Gymnastik, Massage usw. — Hervorragende Erfolge bei Blutarmut, Herz- u. Nervenkrankheiten Frauenleiden, Ischias, Gicht, Rheumatismus usw. — Saison ab 15. Mai. — Prospekt kostenlos. **Dr. med. Becker.**

Dr. Mayerhausen's Kur- u. Wasserheilanstalt „Bavaria-Bad" in HALS b. Passau.
Geöffnet vom 1. Mai bis Ende November.
Hydro- und Elektrotherapie : Vierzellenbad : Elektrische Lichttherapie : Vibrationsmassage. : Diätetische Behandlung etc.
Herrliche Lage. : Billige Preise. : Prospekt gratis und franko.

Dr. H. FRICK
Badearzt
Bad Nauheim
:: Luisenstrasse 4. ::
Aufnahme einer beschränkten Anzahl von Patienten in das eigene, nächst d. Bädern gelegene Haus. Zentralheizung, elektr. Licht. Behandlung ausser mit Nauheimer Bädern mit Hochfrequenzströmen, Vibrationsmassage, Gymnastik, Massage usw. :: Röntgenkabinett. :: Anmeldung vorher erbeten.



Chiemsee-Sanatorium.
bei **Prien** — Tour — München-Salzburg.
Haus I. Rang. f. physik.-diät. Kuren, Nerv.-Frauen u. Stoffwechselkrkhtn. Spezialbehdlg. v. Krankh. d. **Atmungsorgane, Asthma** auss Tuberkulose. Auch f. Erholungsbed. u. z. **Nachkur** ! Herrl. Lage an Wald-See-u. Hochgebg.
Aller Komfort u. Sport. Moderne Bade- u. elektr. Einrichtg. Luft-, Sonnen- u. Seebäder. Inhalatorien. Lahmann Diät. Dir. Arzt Dr. Dittrich.
Prospekte frei

St. Josefshaus
Waldernbach (Nassau)
Heilanstalt für Alkohol- und Nervenkranke.
Angenehme Sommerfrische für erholungsbedürftige Herren.
Dicht am Rande prächt. Tannen- u. Buchenwaldungen. Herrliche Lage in romantischer Gegend mit Gebirgsee in nächster Nähe. Gesunde, nervenstärk. Waldesluft. Sachverständige Behandlung und liebevolle Pflege. Gelegenheit zu zerstreuender Beschäftigung in Haus und Garten und zu Unterhaltungsspielen (auch Kahnfahren). Komfort. Badeeinrichtung. Tägl. Gottesdienst in eig. Hauskapelle. Geistl. und ärztl. Leitung. Nähere Auskunft erteilt die Direktion.
Enderich, Pfarrer.

Erholungsheim für Geistliche.
Lugano :: Villa :: S. Raffaele
Pension Edelweiss
4 Min. v. d. Bahn. Ruhige staubfreie Lage. Elektr. Licht. Bad. Deutsche Küche. Prosp. kostenfrei.

Erholungsbedürftige, sowie Damen, die ein bleibend. gemütliches Heim suchen, finden liebevolle Aufn. u. Pflege b. d. **Schwestern der hl. Elisabeth in Kirchrath, Limburg-Holland.** Verb. m. d. elektr. Bahn von Aachen-Herzogenrath. Ruh. gef. Lage, eig. Tannenwald a. Hause, schön. Anl. u. Gärten.

Bad Salzschlirf
St. Bonifatiushaus
Beste Verpflegung, freundl. Zimmer. Kapelle im Hause. Näheres durch die Oberin.

Reit i. Winkel.
Bayer. Hochgebirge.
: **Villa** :
Gasteiger.
Sehr schöne Sommerwohnungen in geschützter Lage. Herrl. Bergpartien. Schwimmbad. Billige Preise. Angenehmster Aufenthalt im Juni und Juli.
Besitzer: Seb. Gasteiger.

In der Einmachezeit
leistet das **Kompottbuch** von Frau **Luise Rehse** der Hausfrau vorzügliche Dienste. Preis nur 40 Pf. **Bratbüchlein,** 170 töstl. Bratspeisen ohne Fleisch 80 Pf. Handelslehrer **Rehse, Hannover** 6.

Die Bonifacius-Druckerei zu Paderborn
erbietet sich zur pünktlichen Lieferung der Literatur des In- und Auslandes, besonders der katholischen. Sie besorgt auch jedes, wo immer angezeigte Werk.

Das **Antiquariat der Bonifacius-Druckerei zu Paderborn**
gibt regelmässig Kataloge aus, die auf Verlangen jedem Interessenten gratis u. franko zugesandt werden. Zugleich kauft dasselbe grosse Bibliotheken zu guten Preisen. Auf Wunsch wird persönliche Besichtigung zugesichert.

Junfermannsche Buchhandlung Paderborn.
Albert Pape. Editore Pontificio.
Die **Verlagsbuchhandlung** erbittet Angebote geeigneter Manuskripte für eigenen und Kommissionsverlag und sichert gute Honorierung, entsprechende Ausstattung und energischen Vertrieb zu.
Die **Sortimentsbuchhandlung** empfiehlt sich zur promptesten Lieferung der gesamten Literatur des In- und Auslandes.
Die **Buchdruckerei,** modern eingerichtet, empfiehlt sich zur Herstellung von Werken, Zeitschriften, sowie von Drucksachen privater und geschäftlicher Natur. Kostenanschläge bereitwilligst.

Bitte nicht lesen ohne sich dauernd zu merken, dass wir alle **Bücher** (auch Lexika, Klassiker, Weltgeschichte usw.) **ohne Anzahlung und ohne Preiserhöhung auf laufendes Konto gegen monatliche Raten von 3–5 M. liefern. Referenzen: 20000 Geistliche,** Offiziere, Aerzte, Juristen, Lehrer, Lehrerinnen, Beamte, fürstliche und adelige Herrschaften usw. **Fried. Kratz & Cie., Versandbuchhandlung, Köln a. Rh.,** Stolkgasse 49, **Verlag der Jugend- und Volksbibliothek des Kath. Lehrerverbandes des Deutschen Reiches, Pr. Rhld.**

„Dreizehnlinden", Schloss Corvey, Höxter, Wesergebirge, Sommerfrische, Tour.-Hotel. Fernspr. 77. Prosp. gratis. Pension 4—4.50 Mk.

Nordseebad Amrum-Norddorf
Seepensionat Hüttmann.
Reinste Seeluft, schöner Strand, stark. Wellenschlag, hohe Dünen, weite Haidetäler. Volle Verpflegung mit Zimmer 4 Mk., Vor- und Nachsaison Ermässigung. Elektr. Licht. Keine Kurtaxe, keine Trinkgeld. Eig. Seebadeanstalt, eig. Jagd. Kath. Gottesdienst ab 1. Juni tägl. in eig. Kapelle. Hochsaison frühzeit. Anmeld. erford. — Ausführl. Prosp. mit langjähr. Empfehlungen aus weitesten Kreisen sofort.

Hausen : (Eifel)
Strecke: Düren—Heimbach
in unmittelbarer Nähe der Station, anschliessend an schöne Tannenwaldungen, reine staubfreie Luft, ist ein
≡ vorzüglicher Landaufenthalt ≡
für alle, welche Ruhe und Erfrischung suchen. **Pension Mark 4.—. Hotel „Zur Burg"** (27 Zimmer).
J. M. Ley.

Bad Kreuznach.
Die Franziskanerbrüder auf **St. Marienwörth** empfehlen ihr der Neuzeit entsprechend eingerichtetes
Kur- und Krankenhaus
(mit Dampfheizung, elektr. Licht, Lift usw.) zur Aufnahme von Herren und Knaben. Gesunde Lage mit grossem Park. Vorzügl. Küche. Sämtliche Bäder im Hause, auch **Radiumbäder.** Tägl. hl. Messe. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte gratis durch den Vorstand.

Stahlbad Imnau
(Hohenzollern).
Zweigbahn a. d. L. Stuttgart—Tübingen—Horb (Stat. Eyach-Imnau), 400 m ü. M. Ausläufer des württ. Schwarzwaldes, mildes Klima; grosser Park u. bewald. Berge direkt b. Bad; geleitet von barmh. Schwestern. Hauskapelle. Stahlquellen mit hohem Mangangehalt, hervorragende Kohlensäurelinge; vorzügl. bewährt gegen Nieren-Blasenleiden, Blutkrankheiten (Frauenkrankheiten). Quellen mit hoher Radioaktivität: gegen Gicht, Rheumatismus, Neuralgien. Bäder aller Art. Billiger Aufenthalt (M 3.30—6.50) mit voller Pension und Zimmer. Saison von Mai bis Oktober. Prospekte durch die Badeverwaltung.

Chefredakteur Dr. Armin Kausen; für die Redaktion verantwortlich in Vertretung: A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Mädchen-Erziehungsinstitut der Englischen Fräulein

Wasserburg am Inn

in freier, gesunder Lage, allen Anforderungen der Neuzeit entsprechend (elektrische Beleuchtung, Baderäume, schöner Garten mit Spielplatz und Wandelhalle) bietet heranwachsenden Mädchen gewissenhafte Erziehung und beste Verpflegung.

Pensionspreis für Verpflegung sowie für die sämtlichen obligaten Lehrfächer 375 Mk.

Prospekt und nähere Auskunft durch die

Vorsteherin des Instituts.

Mineralbad Ditzenbach

(Württemberg).

Station der Nebenbahn Geislingen—Wiesensteig. Luftkurort, 509 m ü. d. Meere, in prächtigster Lage mit altberühmter Heilquelle; seit Jahrhunderten erprobt bei Nerven-, Magen-, Darm- und Nierenleiden. Kur- und Badehäuser aufs modernste eingerichtet. Das ganze Jahr geöffnet. Park und Wald beim Haus. Lohnendste Ausflüge in hochromantischer Gegend. Verpflegung durch barmherzige Schwestern. Billigste Preise. Man verlange Prospekt.

Bayerisches Reisebureau Schenker & Co.

München. Promenadeplatz 16.







Münchener Sehenswürdigkeiten und empfehlenswerte Firmen.

Galerie Heinemann, Lenbachpl. 5 u. 6. Ausstellung von Gemälden und Skulpturen. Täglich geöffnet von 9—7 Uhr. Sonntag von 9—1 Uhr Eintritt ℳ 1.—.

Galerie Helbing, Wagmüllerstr. 15. Permanente Ausstellung von Antiquitäten, Oelgemälden, alter und moderner hervorragendster Meister, Kupferstichen, Radierungen aller Schulen. Geöffnet an Werktagen von 9—7 Uhr. Eintritt 50 Pf.

Gesellschaft f. christl. Kunst, Karlstr. 6. Ausstell. u. Verkaufsstelle v. Originalwerken u. Kopien religiöser Kunst. Reproduktionen, Kunstliteratur, kunstgewerbl. Gegenstde.

Kirchmairsche Glasmalerei. Gegr. 1870
München, Johannisplatz 10. Erste Künstler als Mitarbeiter.

F. X. Zettler, Kgl. bayer. Hofglasmalerei, Brienncrstr. 23 neben d. Kaiserl Schackgalerie. Permanente Ausstellung von Glasmalereien aller Stilarten. Geöffnet 9—12, 3—6 Uhr. (Sonntag geschlossen.) Eintritt frei.

Kgl. Hof-Glasmalerei Ostermann & Hartwein, München, Schwanthalerstr. 88. Künstl. Ausf. b. mäss. Preisen.

Optisch-oculistische Anstalt Josef Rodenstock, Bayerstr. 3. Wissenschaftl. Spezial-Institut f. Augengläser, (Diaphragma z. Schonung d. Augen.) Kostenl. Verordnung pass. Gläs. — Reich. Ausw. in Feldstechern, Operngläsern usw.

Münchener Installationsgeschäft für Licht und Wasser, A.-G. Promenadestr. 5. Vornehme Einkaufsquelle v. Lüstern, Lampen usw. f. Gas u. elekt. Beleuchtung.

Hotel Union, zugl. Bier- u. Weinrest. (Kath. Kasino), Barerstr. 7. Bes.: Kath. Kasino A.V. Vollst. neug., m. mod. Komf. eing. Etabl. Zentralhz. Lift, elektr. Licht, Bäd. i. H., vorz. Bett., ausg. Küche, mäss. Prs. Gr. Gesellsch.-S. eleg. Klubr.

Weinrestaurant „Schleich" I. Ranges
Briennerstrasse 6. Vorzügliche Küche, feine Weine. Vornehme Lokalitäten. Salons für Hochzeiten, Diners und Soupers und kleinere Gesellschaften. **American Bar** (Odeon-Bar.)

K. Hofbräuhaus Sämtl. Lokalit. tägl. geöffnet Jeden Dienstag und Donnerstag **Grosses Militär-Konzert.**

Isidor Bach Sendlingerstrasse 5. **Modernes Kaufhaus für Herren- und Knabenbekleidung.** Eigene Fabrikation. Spezialität Loden- u. Sportsbekleidung. Zirka 500 Arbeiter u. 90 Angestellte.

Achtung! Weinsteuer!



Voraussichtlich wird in allerkürzester Zeit die Weinsteuer in Kraft treten, u. zwar für alle Weine, den kleinsten Konsum, wie bessere Flaschen- und

Schaum-weine.

Ich kann nur aufrichtig raten, ohne Zögern, schon jetzt — **es ist höchste Zeit** — Ihren Bedarf für längere Zeit zu decken, da **Privatkeller nicht nachbesteuert werden** sollen u. in den ersten Monaten die erhöhten Preise eintreten müssen.

Konkurrenzlos! Konkurrenzlos!

Solange Vorrat reicht, verkaufe ich den aus einem **Geschäftskrach** angekauften

„Champagne Fleur de Sillery"

— Goldkopf —

(mit goldenen Medaillen aus Paris, Brüssel und Marseille prämiiert)

zum herabgesetzten Preise von **Mk. 2.50** — lieferbar per Frachtgut **steuer- und frachtfrei** an Ihre nächste Bahnstation.

Für die Verpackung wird **nichts** berechnet.

Auf Wunsch kann der Versand unter der Deklaration: **WEIN** geschehen. — Die Hôtelpreise für meinen **Sillery** stehen allgemein auf 7—8 Mark pro Flasche. Die Marke empfiehlt sich durch **Güte und Preiswürdigkeit.** Von Feinschmeckern stehen Dank- und Empfehlungsschreiben zur Verfügung.

Nach besonderen Wünschen wird dem Kunden spez. Rechnung getragen.

Diesem Hefte liegt eine Bestellkarte bei zur gefl. Ausfüllung und sofortigen Zusendung an die Firma

Telegramm-Adresse:

Gassmann, St. Kreuz im Lebertal.

Man korrespondiert:
deutsch u. französisch

Immer auf Lager halte ich Spezialitäten:

Schaumweine:

Tisane de Lorraine
mit Steuer 1.80 Mk.

Banyuls-Trilles (China)
im Fass,
je nach Entfernung à 2.40 Mk. pro Liter.

Aerztlicherseits für alte, schwächliche u. magenkranke Personen empfohlen.

Beachtet die Firma!

Et. Gassmann, St. Kreuz i. Leb., Elsass.

Chefredakteur Dr. Armin Kausen; für die Redaktion verantwortlich in Vertretung: A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.



